W JACKSON

This book has been DIGITIZED
and is available ONLINE

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class R05 Book EV Volume 66-67

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Philosophie und der Theologie, der letzteren ordentlichem Professor an der Universität zu Berlin.

Sechs und sechszigster Band.

Januar bis Juni 1860.

Berlin.

Gustav Schlawitz.

205
EV
v.66-69

Inhalt.

I. Aufsätze.

Seite

Vorwort:

Zeichen der Zeit: Die Revolution, die Schillerfeier, die „neue Aera" in den Kammern ... 1
Die Verheißungen der Kirche: Die Namen der drei Patriarchen Jes. 28, 23—29; 29, 1—8 ... 9
Offenb. 20, 7—9 ... 25
Die Angriffe gegen den christlichen Staat ... 33
Verhandlungen über die Ehesache im Hause der Abgeordneten ... 36
Maßregeln des Ev. Oberkirchenraths in der Ehesache ... 45
Die Angelegenheit der Dissidenten ... 53
Die Regulative ... 55
Die Judenfrage ... 60
Die Sonntagsfeier ... 63
Die Generalvisitationen ... 64
Die Pastoralconferenzen ... 65
Die Union ... 66
Die Gemeindeordnung ... 68
Mecklenburg: Die Baumgartensche Angelegenheit ... 70
Hessen: Pfarrer Ritter. Prof. Vilmar ... 71
Baden: Die Generalvers. der kath. Vereine in Freiburg ... 72
Das Concordat. Kirchenbuch. Dr. Schenkel und Dr. Rothe ... 73
Oesterreich: Das Patent vom 1. September ... 76
Die Erweckungen in Irland und Schottland ... 79
Schluß ... 82
Alexanders von d. Schulenburg Lebenslauf von ihm selbst geschrieben. Halle 1858 ... 84
Lebensabriß 1. von Bruder J. A. Straub in Kornthal, 2. vom Herrnhuter-Bruder J. A. Schönbein ... 85
Amalie Sieveking. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Amalie Sieveking ... 91
Zur Begründung einer neuen Physiko-Theologie. (Ueber Louis Agassiz's, Professors in Boston, theistische Weltbetrachtung) ... 97. 105
Aus der Provinz Sachsen. Zweiter Artikel ... 109
Schiller und seine Zeitgenossen. Eine Gabe für den 10. Nov. 1859 von Julian Schmidt. Leipz. 1859 ... 121. 129. 145
Die Preußischen Regulative ... 153. 172. 209. 237
Die Verhandlungen des Herrenhauses über das Ehegesetz ... 135. 169
Das sogenannte tausendjährige Reich. Ein Vortrag gehalten im Auftrage des Evang. Vereins ... 193
A. von Humboldt und Varnhagen von Ense ... 217. 225. 241. 249. 265
Briefe von A. v. Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858. Herausgegeben von Ludmilla Assing ... 233
Anhaltisches Gesangbuch für Kirche, Schule und Haus. Elberf. 1859 ... 258
Die diesjähr. Dissidenten-Rede des Hrn. v. Bethmann-Hollweg ... 273
Das Selbstcommuniciren der Geistlichen ... 289
David Spleiß, weil. Antistes der Schaffhauser'schen Kirche, nach dessen schriftlichem Nachlaß und mündlichen Nachrichten geschildert von C. Stockar, Diakonus am Münster zu Schaffhausen ... 297
Predigten aus der Gegenwart von Dr. C. Schwarz, Oberhofprediger und Oberconsistorialrath in Gotha. Lpz., Brockhaus, 1859 ... 313
Ist es denkbar, daß sich die Cultur des menschlichen Geschlechts aus thierischen Anfängen entwickelt habe? ... 321
Die neuesten Erweckungen in Amerika und Irland. Ein Vortrag auf Veranlassung des ev. Vereins in Berlin gehalten ... 337
Die Neue Ev. K. Z. Ein Schreiben an den Herausgeber ... 342. 345. 367
Zur Einführung der neuen Gem.-Ordnung namentlich in Berlin ... 361
Ernst Moritz Arndt ... 363. 369
Am 300jährigen Todestage Melanchthons. Eine Gymnasialrede ... 385. 405
Auswahl tausend geistreicher Lieder für Kirche, Haus und Kämmerlein ꝛc. 3. Auflage. Gütersloh 1860 ... 393
Das vierzigste Capitel des Propheten Jesaias. Ein Vortrag gehalten auf der Gnadauer Conferenz ... 406
Die natürliche Theologie. Entwurf einer systematischen Naturtheologie vom offenbarungsgläubigen Standpunkte aus. Von Lic. Dr. Otto Zöckler ... 409. 417. 433. 441
Die Civil-Ehe ... 457. 469. 481
Johann Caspar Schade, ein Berl. Geistlicher und Dichter aus der Zeit des Kampfs des Pietismus und der Orthodoxie. Ein Vortrag ... 465
Schreiben an den Herausgeber, die Kastenfrage in Indien betreffend ... 489. 505. 513. 529
Geistliches und Weltliches zu einer volksthümlichen Auslegung des kleinen Katechismus Lutheri, von K. H. Caspari ... 499. 647
Hie ist kein Jude noch Grieche, hie ist kein Knecht noch Freier, hie ist kein Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu ... 531
Ansprache zur Eröffnung der Berl. Pastoralconferenz durch den Vorsitzenden O. C. R. Dr. Stahl ... 535. 537. 569
Christus und Nicodemus. Ein Vortrag gehalten auf der Berl. Pastoralconferenz ... 553
Die Dissidenten. Ein Vortrag gehalten auf der Berl. Pastoralconferenz von F. W. Schulze ... 577. 585
Versuch einer Beantwortung der Frage: Wie haben sich die Freunde der christlichen Wahrheit und der drei Preuß. Schulregulative den Fortschrittsmännern unserer Zeit gegenüber zu verhalten? Von K. Handtmann, Prediger in Zellin a. O. ... 601. 609. 625. 633
Actenmäßige Darstellung des Processes wegen Verunglimpfung der Union gegen den Herausgeber des Volksblattes für Stadt und Land Ph. Nathusius (Halle 1860 b. Fricke) ... 605
Gnadenführungen Gottes in dem Leben des Schulvorstehers Fr. Sam. Dreger. Von M. Kulke. Berlin 1860 ... 612
Die liturgischen Gottesdienste ... 649
Dr. Stahl: zur Rechtfertigung meiner Ansprache in der Pastoralconferenz ... 657. 673
Philipp Matthäus Hahn, ein Pfarrer aus dem vorigen Jahrhundert. Nach seinem Leben und Wirken geschildert von E. Ph. Paulus ... 681
Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen.
Die Versetzung ... 697. 716
Die Patrone ... 705
... 753

Seite

Die Tagelöhner ... 801
Das Haus ... 857. 873
Der Küster und der Lehrer ... 1049. 1057
Die Zeit der Separation und der Erweckung in der Gemeinde 1137. 1161. 1177. 1185. 1201. 1209. 1225
Die Brüdergemeinde. Fragment eines Idioten 721. 745. 769. 777
Gotthilf Heinrich von Schubert. Mittheilungen über die letzten Tage desselben ... 729
Herders Reise nach Italien oder H.'s Briefwechsel mit seiner Gattin vom August 1788 bis Juli 1789 ... 739. 752
Meine Conversion. Ein Stück Seelen- und Zeitgeschichte. Von G. Fr. Daumer. Mainz 1859 ... 762
Die Vertretung von Oben oder von Unten? Zur neuen kirchlichen Gemeindeordnung ... 783. 793
Wiedertaufe oder Taufe? ... 796. 817
Gerhard von Zeschwitz, Prof. und zweiter Universitätsprediger in Leipzig, Predigten ... 813
Petrus Paulus Vergerius. Erster Artikel ... 825
Zweiter Artikel ... 913. 921
Der Deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Dargestellt von Dr. Adolf Wuttke. Hamburg 1860 ... 838. 841
Die dogmatische Arbeit der Gegenwart ... 847. 849. 865. 889
Johann Melchior Götze. Eine Rettung von Dr. Georg Reinhard Röze, ord. Lehrer an der Realschule zu Hamburg 886. 895. 897
Die Sünde wider den heil. Geist. Vortrag von F. W. Schulze 924. 937. 945. 961. 985
Hymnologie. Kleines Gesangbuch geistlicher Lieder für Kirche, Schule und Haus. Durch Philipp Wackernagel ... 949
Prüfet Alles! ... 954
Actenstücke zu dem Preßprocesse des Herausgebers der Ev. K. Z. 969
Maria Regina, eine Erzählung aus der Gegenwart von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Mainz 1860 ... 1014. 1017. 1033
Palästina. Von Karl v. Raumer, Prof. in Erlangen. Vierte verm. und verb. Auflage. Leip. 1860 ... 1038
Die neue kirchliche Gemeinde-Ordnung ... 1065
Zum Verständnisse Göthes. Vorträge von Otto Vilmar, Gymnasiallehrer zu Hanau. Marburg 1860 ... 1113
Zur Sammlung ... 1129
Aus Rom. Das Fest der unbefleckten Empfängniß ... 1153. 1172
Epiphanien ... 1240
Dr. C. Wiese, die Bildung des Willens. Zweite Aufl. Berl. 1861 1157
Luthers Ringen mit den antichristlichen Principien der Revolution. Von Dr. H. Vorreiter. Halle 1860 ... 1213. 1227. 1233

II. Nachrichten.

Amerika. Aus dem Sendschreiben der ev.-luth. Synode von Pensylvanien ... 1197
Anhalt-Bernburg ... 416
Baden ... 189. 990. 993
Braunschweig. Ein christliches Jubelfest ... 143. 151. 161
Coburg-Gotha ... 1150
Hannover. Die Katechismusfrage ... 177. 788
Abschiedswort des Dr. Köster ... 488. 502
Gen.-Sup. Sayer an die Geistlichkeit der Herzogthümer Bremen und Verden ... 620

Seite

Hessen. Erklärung von Mitgliedern der theolog. Facultät in Marburg ... 239
Dr. Vilmar, die Hessische Kirche ... 908. 926
Aus dem Kurfürstenthum ... 1135
Aus dem Großherzogthum ... 382. 1189
Italien. Die Evangelische Bewegung ... 1118
Aus dem Tagebuche eines Bibelcolporteurs ... 1124. 1223
Mecklenburg ... 1021
Oesterreich. Wien ... 332
Ungarn ... 296. 331
Die Protestanten in Galicien ... 334. 1047
Polen (Königreich) ... 669. 679
Preußen. Brandenburg.
Berlin: Paul Rabaut, der Prediger in d. Wüste 479
Schreiben, die neue Gemeindeordnung betreffend ... 480
Die Pastoral-Conferenz ... 637
Erklärung ... 1046
Aus der Synode Wrietzen ... 163. 189
Actenstücke, die neue kirchl. Gem.-Ordn. betr. 595
Aus der Niederlausitz ... 1063. 1079. 1086. 1098. 1110. 1117
Pommern ... 744
Ueber den neuen Gem.-K.-R. ... 677. 691. 700
Welche Aufnahme der Gem.-K.-R. gefunden 955. 1002
Die erste Sitzung eines Gem.-K.-R. ... 1078
Die lutherische Herbstconferenz in Cammin ... 1192
Sachsen. Halle ... 280
Frühjahrsversammlung des kirchl. Centralvereins zu Gnadau ... 436. 444. 461. 472
Herbstversammlung zu Gnadau 1014. 1024. 1040
Schlesien ... 329
Conferenz des ev.-luth. Vereins ... 655. 662
Conferenz der Deputirten der luth. Vereine in Gnadenberg ... 666
Breslau ... 648. 719. 1147
Erklärung in Beziehung auf die Bildung der „freien evang. Gem." in Breslau ... 958
Westphalen. Die neunte Provinzialsynode 95. 117. 164. 206. 284. 305
Berichtigung ... 190
Die Valdorfer Angelegenheit ... 199
Der „evang. Katechismus" ... 1219
Sachsen (Königreich). Neue Folge. Achter Brief 1081. 1089. 1105
Schweiz. Die Hebich'sche Bewegung in Basel 564. 573. 599. 616
Waldeck. Dritter Artikel ... 271. 275
Weimar ... 821
Entgegnung, die Militärprediger betreffend ... 184
Die lateinischen Werke Luthers ... 604
Molitor ... 615
Luthers Tischreden und Kirchenpostille ... 654
Die Eingabe eines Gem. K. R.'s nebst der Antwort des betr. Consistoriums ... 1149
Weihnachtsbild ... 1160
Prachtbibel ohne Bilder. (Stuttgart b. Liesching) ... 1175
Unterricht im kl. Katechismus Luthers für Schule und Haus von Ed. Bock, Königl. Seminar-Direktor. Breslau 1860 ... 1247

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 4. Januar. № 1.

Vorwort.

„Und wenn die tausend Jahre vollendet sind, wird der Satanas los werden aus seinem Gefängniß und wird ausgehen zu verführen die Völker in den vier Oertern der Erde." Daß wir in diesen Zeitraum eingetreten sind, ja uns schon in der Mitte desselben befinden, die Anfänge bereits weit überschritten haben, das hat sich auch in dem verflossenen Jahre in mannigfachen Erscheinungen kund gegeben. Vor Allem zieht hier die darin hervorgetretene Mißachtung des vierten Gebotes unsere Aufmerksamkeit auf sich, des ersten Gebotes, welches Verheißung hat, welches selbst seine Befolgung als die Grundbedingung des Gedeihens der Völker hinstellt: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr dein Gott gibt." Die christliche Kirche aller Zeiten hat es erkannt, daß die Eltern in diesem Gebote nur individualisirende Bezeichnung der Oberpersonen sind, daß es das Gebot der Pietät ist, daß es namentlich auch die Wurzel des Wortes des Herrn ist: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist," und des Apostolischen Befehles: „fürchtet Gott, ehret den König," d. h. bewähret eure Furcht gegen Gott dadurch, daß ihr den König ehret, die Grundlage der Vorschrift, welche der heilige Paulus im Auftrage Gottes allen christlichen Völkern gegeben hat: „Jedermann sey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott, wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden über sich ein Urtheil empfangen." Das Ueberhandnehmen der Verletzung dieses heiligen Gebotes wird von dem Apostel als Merkmal der gräulichen Zeiten bezeichnet, welche in den letzten Tagen kommen werden: „Es werden alsdann Menschen seyn den Eltern ungehorsam." Bei der Vertreibung der legitimen und somit von Gott gesetzten Fürsten in Italien ist noch bedenklicher als die Thatsache selbst die Aufnahme, die sie in dem übrigen Europa gefunden hat, das Wohlgefallen an dem gottlosen Treiben, welches weit und breit von solchen geäußert worden ist, welche nicht einmal in der Leidenschaft eine Entschuldigung hatten, denen nicht durch die Sünden und Schwächen der menschlichen Werkzeuge des göttlichen Regimentes ein Anlaß zu ihrer Verirrung gegeben war. Schlimmer noch, als selbst Uebles zu thun, ist nach dem Apostel „Gefallen haben an denen, die es thun." Die Kräftigkeit des Irrthums gibt sich darin zu erkennen, daß vielfach selbst die Erwählten von der Ansteckung sich nicht frei zu erhalten wußten. Namentlich ist das christliche England in trauriger Weise dieser Versuchung erlegen. Es ist gewiß ein Zeichen der Zeit, wenn Lord Shaftesbury, „der rühmlichst bekannte Vorsteher vieler christlichen Gesellschaften in England," in einem zuerst in der Zeitschrift Record veröffentlichten Briefe sagen konnte: „Auf welcher Seite die Gebete des Englischen Volkes seyn werden, kann keine Frage seyn. Sardinien hat sich zum Vertheidiger bürgerlicher und religiöser Freiheit in Italien aufgeworfen und als solcher bewiesen." Da wird die Freiheit gradezu zum Deckel der Bosheit gebraucht. Wo in einem Volke, das des Herrn Willen weiß, solche demselben so gradezu widersprechenden Grundsätze aufkommen, wo sie sogar von solchen vertreten werden, die selbst als Vertreter des christlichen Princips auftreten und in weiten Kreisen als solche anerkannt werden, da können die Gerichte des Herrn nicht ausbleiben, da muß es nothwendig derbe „Schläge" setzen. Und wie so vielfach, womit einer sündigt, damit er auch gestraft wird, so könnte es gar leicht auch hier geschehen. Wenn England, das so vielfach jetzt mit revolutionären Ideen buhlt, durch die Macht heimgesucht werden sollte, welche, wie keine andere, auf dem Grunde der Revolution ruht, so würde es nicht den Trost eines guten Gewissens haben. Es würde die Hand des rächenden Gottes anerkennen müssen, der einem Jeden vergilt nach seinen Werken. Auch in Frankreich lassen sich ähnliche Stimmen aus den Kreisen vernehmen, die man als die gläubigen zu betrachten pflegt. So hat kürzlich der bekannte E. de Pressensé eine kleine Schrift ausgehen lassen, in der er den Römisch-Katholischen Bischöfen zum Vorwurfe macht, daß sie sich in Treue gegen Röm. 13 gegen die Italienische Revolution erhoben haben. Das heißt ihm „sich in eine politische Angelegenheit einlassen." „Es ist — sagt er — sehr zu wünschen, daß die Bischöfe in ihren officiellen Acten sorgfältig Alles vermeiden, was das Gebiet der Politik berührt." Dies Gebiet soll also ganz und gar von der Auctorität des Wortes Gottes emancipirt werden, darauf soll sich die Neigung ganz frei und ungestört ergehen können. Wohin diese Neigung bei de Pr. geht, das zeigen nur zu deutlich die Worte, die wir dem Referate der natürlich freudig zustimmenden Protest. K. Z. entnehmen: „Stößt die Religion die Freiheit, welche ihre Clientin ist, zu ihrem eignen Verderben zurück, so stößt die Freiheit eine Religion zurück, die in ihren

194435

hochherzigsten Bestrebungen nur Verbrechen sieht. Wenn wir einem religiösen Menschen begegnen, der nicht liberal ist, so ist das jedesmal für uns ein lebhafter Schmerz: wir sagen uns, daß auch er, wenn auch wider Willen, den Zwiespalt zwischen Religion und Freiheit verstärken wird." Dies neue Dogma von der Freiheit, welches mindestens ebenso offenbar schriftwidrig ist, wie das von der unbefleckten Empfängniß, und welches man dennoch als das gemeinsame Eigenthum derselben Evangelischen Allianz betrachten kann, welche die Auctorität der Heiligen Schrift dem Werthlegen auf die kirchlichen Bekenntnisse entgegenstellt, muß als ein Sauerteig wirken, welcher nach und nach den ganzen Teig durchsäuert. Solche offenbare Abweichungen von dem Worte Gottes sind gar gefährlich, sie fressen um sich, wie der Krebs. Wer in einem so bedeutenden Punkte entschieden auf die Seite der Welt tritt gegen die Kirche, der wird bald auch auf den anderen Gebieten unvermögend werden, der Welt energischen und erfolgreichen Widerstand zu leisten. Auch da aber, wo man nicht bis zu offener Parteinahme für die Revolution fortschreitet, ist doch die Opposition dagegen vielfach eine so schwache und schlaffe, daß man deutlich sieht, es fehlt der rechte Grund der Hingabe an das Wort Gottes, die Aufnahme desselben in das Innerste des Herzens. Dadurch wird alle Energie des Handelns gebrochen; wenn der entscheidende Augenblick kommt, so ist keine Kraft da zu gebähren; hat man auch den Lauf begonnen, so hält man mitten im Laufe inne, sobald sich Schwierigkeiten oder Widerwärtigkeiten zeigen, und so kann der Verderber einen nach dem anderen abthun, und man lebt nur so lange, als er leben läßt. Das ist die Folge der Abkehr von dem lebendigen Gotte und seinem das Herz mit heiligem Muthe und freudiger Zuversicht erfüllenden Worte. — Auch die Schillerfeier hat uns einen Blick in den dem Worte Gottes und dem Geiste Jesu Christi entfremdeten Geist dieser Zeit thun lassen. Wer verkännte wohl, daß diese Feier eine erfreuliche Seite darbietet? Wer erfreut sich nicht an diesem Zeichen der beginnenden Einmüthigkeit Deutschlands, an der Huldigung, die einem Manne dargebracht wird, der jedenfalls ein Bollwerk ist gegen die Gemeinheit, gegen das Vorwalten materieller Interessen, in dessen von Neuem auf den Leuchter gestellten Schriften die Begeisterung für das Edle und Schöne eine gewisse Nahrung finden, der für Manche eine Vorbereitung werden kann für ein höheres und tieferes Geistesleben. Aber ein Doppeltes ist es, was Angesichts dieser Feier das Christenherz mit Trauer erfüllen muß. Zuerst der maaßlose Charakter des Enthusiasmus, der überall durchfühlen läßt, daß die rechte Stellung des Herzens zu dem lebendigen Gott und zu seinem Gesalbten fehlt. Weil man den wahrhaftigen Cultus nicht kennt, so erniedrigt man sich zu dem Cultus des Genius, man weidet sich mit Asche und treibt mit dem armen schwachen Menschen, der nichts hat, was er nicht empfangen, der überall mit Sünde und Schwachheit behaftet ist, der ein betrübtes Herz nicht wahrhaft trösten und in Nöthen nicht helfen kann, der keine Kohle schaffen kann, sich zu wärmen, kein Feuer, zu sitzen davor, einen schmählichen

Götzendienst. Man hat mit Recht gesagt: „In der Schillerfeier hat sich der Drang des Deutschen Volkes nach Gottesdienst ebenso Luft gemacht, wie im Volke Israel am Fuße des Sinai." Die Leute, die kein Kirchenjahr mehr haben, die es verlernt haben, zu Weihnachten das: „Lob sey dem allerhöchsten Gott, der unser sich erbarmet hat," zu singen, zu Ostern das: „Christ ist erstanden von der Marter alle, deß sollen wir Alle froh seyn, Christus will unser Trost seyn," zu Pfingsten das: „Komm Heiliger Geist, kehr bei uns ein," fühlen eine unerträgliche Leere, das dem menschlichen Geiste anerschaffene und namentlich dem Deutschen Gemüthe so tief einwohnende Bedürfniß zu verehren und anzubeten, macht sich bei ihnen geltend, und weil das Band zwischen ihnen und ihrem Schöpfer und Erlöser zerstört ist, so suchen sie sich eine falsche Befriedigung, sie dienen statt dem Schöpfer der Creatur, und zwar einer über das Gewöhnliche sich erhebenden Menschengestalt um so lieber, da ein Schimmer des Glanzes, mit dem sie dieselbe umgeben, auf sie selbst zurückfällt. So können sie zugleich dem Drange der Anbetung genügen und ihrem Hochmuthe, der eine Scheidewand aufrichtet zwischen ihnen und dem wahrhaftigen Objecte der Anbetung. Das Herz aber in seiner innersten Tiefe bleibt dabei unbefriedigt und stets von Neuem bestätigt sich der Ausspruch des Augustinus: unser Herz ist unruhig bis es ruhe in Dir. Das erhellt schon daraus, daß die Gegenstände der Anbetung in beständigem Wechsel begriffen sind, daß man morgen dessen vergißt, für den man sich heute echauffirte, daß man gar nichts mehr von ihm hören mag, ja daß sich selbst während des Echauffements eine Neigung kundgibt, das Angebetete zum Gegenstand des Witzes zu machen, sich selbst wegen seiner maaßlosen Begeisterung zu persifliren. Wie hätte sonst das Berliner Witzblatt seinem Publikum bieten können, was es ihm in den Tagen der Schillerfeier geboten hat? Es fehlt dem Cultus des Genius der tiefe Ernst, der den Cultus der Kirche durchdringt. Die Sache reagirt beständig gegen die selbstgemachte Vorstellung. Das nehmen wir ja auch bei dem ordinären Götzendienste wahr. — Eine andere bedenkliche Seite liegt in der Stellung, welche Schiller zu seinem Heilande und seiner Kirche einnahm, und in der Art und Weise, in der die Schillerfeier diese Stellung würdigte. Es kann keinem Zweifel unterworfen seyn, daß Schiller sich gegen das, was das Wesen der christlichen Kirche ausmacht, daß er sich gegen die Person Dessen, der gesprochen: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben," gegen den dreieinigen Gott und seine geschichtliche Offenbarung im Alten und im N. B. indifferent und theilweise feindlich verhielt. Es liegt am Tage, daß alle Mäntelchen, mit denen man die Blöße „der Götter Griechenlands" zu bedecken gesucht hat, zu kurz sind, daß es ein schweres Aergerniß war, ein Aergerniß nicht geringer als das, welches Ahasja der Sohn Ahabs gab, da er Boten sandte und sprach zu ihnen: „Gehet hin und fraget Baal Sebub, den Gott zu Ekron," wenn inmitten der Christenheit die heidnischen Götzen, die Nichtigen nach dem Sprachgebrauche der Schrift, die Gräuel und Scheuel also

gefeiert wurden. Aeußerungen wie die: „Man kann, däucht mir, bei allen Streitigkeiten, wo der Supernaturalismus von denkenden Köpfen gegen die Vernunft vertheidigt wird, in die Ehrlichkeit ein Mißtrauen setzen", „die christliche Religion wird nur noch in Weibern in einer gewissen erträglichen Form angetroffen", „mir ist die Bibel nur wahr, wo sie naiv ist, in allem Anderen, was mit einem eigentlichen Bewußtseyn geschrieben ist, fürchte ich einen Zweck und einen späteren Ursprung" kommen in dem Briefwechsel Schillers mit Goethe in großer Anzahl vor. Doch wozu weiter beweisen, was von den Verehrern Schillers bereitwillig zugestanden wird? Prof. Weiße z. B. in einem Aufsatze: zur hundertjährigen Geburtsfeier Schillers in der Protest. K. Z., dessen bloßer Nachklang die Rede war, welche im geistlichen Ornate auf dem Gensdarmenmarkte gehalten wurde, sagt: „Schiller ist, es würde vergeblich seyn, dies in Abrede zu stellen, in dem Sinne, den man gemeinhin an diese Worte zu knüpfen pflegt, weder ein kirchlicher, noch auch selbst ein christlicher Dichter. Es ist nicht blos die Entfernung, die absichtliche und beharrliche Abkehr von allen Interessen der äußeren kirchlichen Gesellschaft, die wir an ihm — sollen wir sagen zu beklagen, oder nur einfach als Thatsache zu constatiren haben; es ist allerdings eine durchgehende Entfremdung von jedem eindringenderen Verständnisse des historischen Christenthums, von aller liebevoll gepflegten Beschäftigung mit demselben." Prof. Weiße spricht dem Dichter sogar jede Entschiedenheit der Ueberzeugung von den Wahrheiten ab, welche der Rationalismus damals noch stehen ließ, wie es ja in der That von vornherein undenkbar ist, daß ein tieferer Geist sich zu so dürftigen, aus dem Zusammenhange gerissenen, haltlosen Fragmenten in eine innere Beziehung setzen könne; nur wer oberflächlich denkt und fühlt, kann nach der Lossagung von dem Christengott überhaupt noch einen persönlichen Gott festhalten, oder von Unsterblichkeit noch träumen wollen, nachdem er Den verlassen, welcher spricht: Ich bin die Auferstehung und das Leben. „Bei genauerer Kenntniß des Dichters — sagt W. — konnte auch dies nicht unbemerkt bleiben, daß mit dem Begriffe eines im strengen und eigentlichen Sinne persönlichen Gottes auch der Begriff persönlicher Unsterblichkeit, unvergänglicher persönlicher Dauer der individuellen Menschenseele keineswegs Inhalt einer von vornherein feststehenden, durch keinen Zweifel getrübten Ueberzeugung war." Diese für alle lebendigen Glieder der Kirche in hohem Grade betrübende Thatsache der Entfremdung Schillers von der christlichen und kirchlichen Wahrheit wird man nicht allein aus dem Elende der Zeit erklären dürfen, in welche seine Entwicklung fiel, sie nicht der Kirche aufbürden dürfen, welche ihm nichts Besseres geboten habe. Der Zeit müssen freilich Alle einen gewissen Tribut zahlen, das sehen wir an Hamann, Claudius, Lavater, Stilling und überhaupt an Allen, die in der Zeit des Abfalls auf den Märkten des Lebens sich bewegten, nicht in stiller Verborgenheit und in Gemeinschaft mit einem kleinen gläubigen Kreise das heilige Feuer hüteten. Aber der Kern des inneren Lebens ist von der Zeit unabhängig. Das zeigen eben

diese Namen und wie viele andere! Es steht geschichtlich fest, daß Schiller eine christliche Erziehung genossen hat, daß es eine Zeit gab, wo sein Herz von der christlichen Wahrheit ergriffen war. Er hat sich durch eine freie That des Willens von ihr abgewandt. Wer das läugnen will, der straft das Wort des Dichters selbst Lügen: „Die Freiheit, sie ist kein leerer Wahn." Was hätte denn die Freiheit noch für eine Bedeutung, wenn sie in der höchsten Angelegenheit des Menschen ruhen sollte? Dies behaupten, heißt einen Geist wie Schiller nicht ehren, heißt ihn tief erniedrigen. Was einem armen Bäuerlein zu Gute kommen mag, oder einem abhängigen weiblichen Wesen, das paßt nicht für die höchsten Geister der Nation, die als solche überall verstanden sich eigne Bahnen zu bereiten. Die Kirche stand nicht neben Schiller, er selbst war eins ihrer vorzüglichsten Glieder, und daß die Anklage, die man von den Coryphäen unserer Literatur gern auf die Kirche ablenken möchte, mit eben so großem Rechte von der Kirche gegen diese erhoben werden kann, das zeigt deutlich der kirchliche Zustand des Weimarer Landes. Ist dieser trost- und hoffnungsloser wie der irgend eines andern Theiles von Deutschland, überall von den Schwefelwassern abgestandner Poesie durchzogen, Gott und Menschen nicht zum wohlgefälligen Geruch, nicht zum Geruche eines Feldes, das der Herr gesegnet hat, so erklärt sich das nur aus dem überwältigenden Einflusse, welchen auf diesem engen Gebiete jene „vorzüglichen Glieder der Kirche" ausgeübt haben. Sie treten uns hier nicht als die leidenden, sondern als die activen und bestimmenden entgegen. Wie hat sich nun die Schillerfeier zu dieser Thatsache verhalten? Wir behaupten nicht, daß durch dieselbe von vornherein jede Feier zur „sittlichen Unmöglichkeit" gemacht worden sey. Der im vorigen Jahre verstorbene A. v. Humboldt hat seinen berühmten Kosmos geschrieben, ohne auch nur an einer einzigen Stelle seinem Schöpfer die Ehre zu geben, dessen Herrlichkeit die Himmel verkünden, den alle seine Werke loben an allen Orten seiner Herrschaft, Feuer, Hagel, Schnee und Dampf, Sturmwind, die sein Wort ausrichten, Berge und alle Hügel, fruchtbare Bäume und alle Cedern, Thier und alles Vieh, Gewürm und alle Vögel, dessen unsichtbares Wesen, seine ewige Kraft und Gottheit aus seinen Werken erkannt wird seit Erschaffung der Welt. Nicht mit Einem Worte hat er der auch an ihn, und an ihn ganz besonders, da er mit so ganz besonderen Gaben für die Erkenntniß der Schöpfergröße Gottes ausgerüstet war, gerichteten Aufforderung: Lobe den Herrn meine Seele, entsprochen. Er hat durch dies tiefe Schweigen weithin eine gar traurige Einwirkung ausgeübt. Er redet noch nach seinem Tode von den „historischen Mythen des Christenthums."*) Welch eine große Kluft ist befestigt zwischen A. v. Humboldt und dem im vorigen Jahre heimgegangenen C. Ritter, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, sich als einen demüthigen Jünger Jesu zu bekennen, sich kundzugeben als einen der Unmün-

*) In einem Briefe an Apelt veröffentlicht in der Vorrede zu dessen Religionsphilosophie.

digen, denen der himmlische Vater offenbaret, was er den Weisen verborgen! Wer wollte aber darum A. v. Humboldt's großes Verdienste um die Wissenschaft und indirect um die Kirche läugnen, der jeder wahrhafte Fortschritt der Wissenschaft Gewinn bringen muß, deren Element in jeder Beziehung nicht das Dunkel ist, sondern das Licht, so gewiß als sie den Vater der Lichter zum Haupte hat. Ebenso konnte auch der streng Kirchlichste sich in seiner Weise an einer Schillerfeier betheiligen, im Danke gegen den, der in einer öden Zeit vielfach sein „fühlend Herz erfreut" und „zu besseren Gefühlen es erhoben;" im Danke gegen den Mann, der der Deutschen Sprache eine höhere Weihe und einen erhabneren Schwung verliehen und sie dadurch auch für den Dienst der Kirche brauchbarer gemacht hatte, die an sich selbst freveln würde, wenn sie nicht nach dem Worte des Apostels „Alles ist euer" an jedem Fortschritte sich eifrig betheiligte, außer an dem in der Sünde; im Danke gegen den Dichter der Glocke, den Mann, bei dem so oft der Genius mit seinen unwillkührlichen und von oben stammenden Eingebungen, welche einen Anknüpfungspunkt fanden in den nie ganz verblichenen Reminiscenzen aus seiner Jugendzeit, wo er noch zu dem Gotte seiner Väter beten konnte, den Sieg davon getragen hat über den von beschränkten Kantischen Gedanken erfüllten Verstand. Aber mit einer Feier, bei welcher doch immer die Wehmuth im Hintergrunde stand über die Abkehr des Dichters von der lebendigen Quelle, über die löcherichten Brunnen sonder Wasser, die er sich gegraben, über den traurigen Einfluß, den er nach dieser Seite hin auf sein Volk ausgeübt hat, wollten gar Viele nichts zu schaffen haben. Sie erhoben sich in Grimm gegen diejenigen, die solches auch nur leise und schonend andeuteten, ja schon gegen die bloße Vermuthung des Gedankens. Sie haben es laut und deutlich gesagt: nicht obgleich, sondern weil Schiller solche Stellung einnahm, soll er geehrt werden. „Ohne seine directe Absicht zwar — sagt Weiße — ist Schiller zum Herolde, zum geweihten Hypopheten des dogmenfreien Heilsbegriffes und Heilsglaubens für unser Volk, für unser Zeitalter geworden; und ausdrücklich hierin ist der eigentliche Grund und Sinn der — wir dürfen uns dieses Namens bedienen ohne zu fürchten, daß Verständige uns einer Entweihung desselben beschuldigen werden — religiösen Verehrung zu suchen, die sich an seinen Namen geknüpft hat." So hat die Feier, wenn gleich bei weitem nicht überall, doch vielfach gradezu antikirchlichen, antichristlichen Character erhalten. In Schiller canonisirt die Natur, die nichts von der Gnade weiß und wissen will, ihren eignen Repräsentanten; in ihm stellt sich der Glaube, der nichts ergreift, der nur ein täuschender, heuchlerischer Name ist, hinter dem sich eine gegenstandslose selbstselige Begeisterung verbirgt, in Gegensatz gegen den Glauben, der nur die bittende Hand ist, welche zu dem Heilande und Erlöser ausgestreckt wird; ihn stellt die Welt der Kirche entgegen, um das Wort zu entkräften: „ohne mich könnt ihr nichts thun," und: „so ihr nicht gläubet, daß ich es bin, werdet ihr sterben in euren Sünden." Das ist ein Hauptgrund, weshalb man in der Begeisterung für Schiller wie für Humboldt so sehr alle Gränzen überschreitet. Diese Begeisterung hat polemischen und apologetischen Character. Man will dadurch den Zug des Vaters zu dem Sohne, den Ruf des Gewissens übertäuben, welcher einladet zu Christo zu kommen, den Orgelton und Glockenklang, welcher zur Kirche ruft. Es ist das leidige persönliche Interesse, welches dazu drängt, die Repräsentanten der Natur mit einem Strahlenkranze zu umgeben, welches in der Anforderung, daß alle diesem leibhaftig gewordenen Ideale huldigen sollen, so intolerant macht, welches auffährt, sobald nur das bescheidenste Bedenken gegen solche Canonisirung erhoben wird. Wird man doch durch solches Gebahren gar lebhaft an Nebucadnezar erinnert, welcher durch seinen Herold überlaut ausrufen ließ: „Das laßt euch gesagt seyn, ihr Völker, Leute und Zungen: wenn ihr hören werdet den Schall der Posaunen, Trommeln, Harfen, Geigen, Psalter, Lauten und allerlei Saitenspiel, so sollt ihr niederfallen und das goldne Bild anbeten, das der König Nebucadnezar hat setzen lassen," und welcher voll Grimm ward und sich scheuslich stellte gegen Sadrach, Mesach und Abednego, die im Gehorsam gegen den Gott des Himmels sich weigerten, solchem Befehle zu gehorchen. Auch bei Nebucadnezar war das Interesse an der Sache wesentlich ein persönliches: das Bild war nur der Reflex seines eigenen Ich, stellte die Herrlichkeit seiner Herrschaft dar. Das war die Wurzel seines Grimmes. In dem vorliegenden Falle ist in der Lebhaftigkeit des zu Grunde liegenden persönlichen Interesses zu erkennen, daß die Kirche wieder eine Macht geworden, daß die Welt sich in ihrem Wesen durch sie beunruhigt fühlt, daß es ihr nicht mehr möglich ist im Indifferentismus zu verharren. Bei diesem theils unchristlichen, atheisirenden, theils antichristlichen Character, den die Schillerfeier so vielfach angenommen, war es unmöglich, daß die kirchlich Gesinnten sich an ihr betheiligen konnten, auch schon deshalb, um nicht dem Vorwurfe der Heuchelei zu verfallen, dem sie jetzt mit ganz besonderer Sorgsamkeit sich entziehen müssen. Wie allgemein dies erkannt worden ist, erhellt aus der Thatsache, daß an der Berliner Schillerfeier sich nur etwa ein Zwölftheil der Geistlichkeit betheiligt hat, nur die wenigen, welche die Umgebung des Mannes bilden, der einst an gleicher Stelle die Rede für die Kämpfer des 18. Märzes hielt, und der es für seines Amtes erachtete, angethan mit dem Gewande, das die Kirche ihm verliehen, Schiller als einen Christen ohne Christus zu proclamiren. Sollte nicht jeder Geistliche, wenn er den Talar anlegt, und wenn er im Talare den Mund aufthut, ernstlich im Herzen bewegen, was in Sach. 13, 4 von den „Propheten" geschrieben steht, welche den härenen Prophetenmantel anzogen, um zu täuschen, und was unser Herr im Evangelium von denjenigen sagt, welche in Schaafskleidern kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe?

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 7. Januar. № 2.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Sind das traurige „Zeichen der Zeit" aus der jüngsten Vergangenheit, so gewährt der Rückblick auf die ersten Monate des Jahres uns einen nicht minder traurigen Anblick. In dem Hause der Abgeordneten folgte ein Angriff auf das christliche Princip nach dem anderen und diese Angriffe erlangten dort die Majorität und führten zum Theil zu wirklichen Erfolgen. Man gefährdete den christlichen Charakter der Ehe, indem man die bürgerliche Trauung neben der kirchlichen als gleichberechtigt hinstellte; man verlangte für die aller, selbst der deistischen Gottesfurcht baaren freien Gemeinden den freiesten Spielraum und opferte ihnen sogar einen Theil des christlichen Charakters der Schule auf; man gewährte den Juden die Theilnahme an der Standschaft und beantragte gar für sie die Theilnahme an allen Aemtern des Staates, in völliger Verläugnung seines christlichen Charakters; man verlangte Beschränkung der Sonntagsfeier. Das Alles folgte in überraschender Schnelligkeit aufeinander, zum Beweise, daß wir wirklich nunmehr in eine „neue Aera" eingetreten sind, daß es nun noch mehr wie früher schon heißt: Satan beut an den Streit Christo und der Christenheit.

Wir verkennen nicht, daß neben diesen traurigen Thatsachen des vergangenen Jahres gar erfreuliche liegen, ja wir müssen bekennen, daß unsere Erwartungen nach dieser Seite hin übertroffen worden sind. Doch darauf werden wir später noch kommen. Die bedenklichen Zeichen sind aber jedenfalls der Art, daß gläubige Christen allen Grund haben, im Worte zu leben, sich in den Reichthum der Verheißungen zu vertiefen, welche der Kirche gegeben sind. Das ist die einzige Waffe, womit sie am bösen Tage Widerstand leisten können. Der Trost, der im Sichtbaren gesucht wird, reicht nicht hin. So wollen wir uns denn hier vor allem Anderen die Herrlichkeit dieser Verheißungen an einer Reihe von Schriftstellen zum lebendigen Bewußtseyn bringen. In allen Dingen ist der Ursprung von großer und entscheidender Bedeutung. Wir beginnen daher mit der Betrachtung der Namen, welche den drei Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob von Gott gegeben wurden, den Männern, welche an der Spitze der Gemeinde Gottes auf Erden stehen, welche mit der Berufung Abrahams ihren Anfang nahm. Diese Namen werden sich uns als drei Felsen darstellen, auf welchen das Vertrauen der Kirche Gottes zu allen Zeiten ruhen kann.

Abraham hieß ursprünglich Abram, hoher Vater. Diesen Namen führte er als das verehrte Familienhaupt. So wurde er von allen seinen Untergebenen angeredet. Wie er den Namen Abraham erhielt, darüber wird in 1 Mos. 17 berichtet. Dreizehn Jahre nach der Geburt Ismaels, kurz vor der Zeit, da zu der Erfüllung der Verheißung der erste Grund gelegt wurde durch die Geburt des wahrhaftigen Sohnes der Verheißung, erneuert der Herr Abram die Verheißung einer zahlreichen Nachkommenschaft und gibt ihm und ebenso auch Sarai neue in Beziehung auf die Verheißung stehende Namen.

„Siehe — so heißt es in 1 Mos. 17 — ich schließe meinen Bund mit dir und du wirst zum Vater einer Menge von Völkern. Und nicht soll dein Name ferner Abram genannt werden, sondern Abraham soll dein Name seyn, denn zum Vater einer Menge von Völkern mache ich dich. Und ich mache dich gar sehr fruchtbar, und ich gebe dich zu Völkern, und Könige werden von dir ausgehen."

Hand in Hand mit der Ertheilung des neuen Namens an Abram geht die Umwandlung von Sarais Namen. In Bezug darauf wird gesagt: „Und Gott sprach zu Abraham: Sarai dein Weib, nicht sollst du ihren Namen ferner Sarai nennen, sondern Sara soll ihr Name seyn. Und ich segne sie und gebe dir auch von ihr einen Sohn, und ich segne sie und sie wird zu Völkern, Könige der Völker werden von ihr ausgehen."

Beide, Abraham und Sara, wurden durch die neuen Namen aus den engen Gränzen der Familie herausgeführt in die weiten Räume der Weltgeschichte, zu weltgeschichtlichen Personen erhoben. Der hohe Vater, das verehrte Familienhaupt, wird Vater der großen Menge, denn das bedeutet nach dem Arabischen das Wort Raham. Der frühere Name der Stammmutter bedeutet buchstäblich: meine Fürsten oder meine Herren. Der Plural steht aber im Hebräischen nicht selten statt des Abstracti. Danach bedeutet Sarai: meine Herrschaft. Sarai führte diesen Namen als Vorsteherin eines einzelnen Familienwesens. Hand in Hand mit diesem ihrem Namen geht der Name Abram, der ebenfalls ein solcher ist, womit er von seinen Untergebenen angeredet wurde. In dem neuen Namen Sara dagegen wird die Beschränkung abgeworfen, welche in dem: meine Herrschaft lag, welches uns die einzelne Familie vor Augen stellt. Sie wird von nun an Herrin oder Fürstin überhaupt, ihrer Herrschaft sind keine andern Schranken gestellt, als die Gränzen der Erde, sie wird dadurch bezeichnet als die Mutter einer unendlich

großen Nachkommenschaft. Man kann die beiden neuen Namen umtauschen und durch solche Umtauschung tritt ihre Bedeutung in volleres Licht. Sara hätte auch: Mutter der großen Menge, genannt werden können, und Abraham der Fürst schlechthin, der Gebieter über die ganze Erde.

Wo ist die „große Menge" zu suchen, als deren Vater Abraham bezeichnet wird, wo die „Völker", zu denen Sara werden, die „Könige der Völker", die von ihr ausgehen sollen? Wie weit erstreckt sich das Herrschaftsgebiet derjenigen, welche den majestätischen Namen: die Fürstin, schlechthin führt?

Daß nicht an die Juden als Einzelvolk gedacht werden kann, liegt völlig am Tage. Es ist nicht von einem Einzelvolke die Rede, sondern von einer Menge von ganzen Völkern, nicht von Königen eines einzelnen Volkes, sondern von Königen der Völker. Daß wir unsern Blick zugleich auf die Heidenwelt richten müssen, erhellt auch daraus, daß von einer Menge von Gojim die Rede ist, wodurch vorzugsweise die gebornen Heiden bezeichnet werden.

Auch die Annahme derer erweist sich als unstatthaft, welche die Verheißung, außer auf die Juden, auch auf die von Abraham abstammenden Arabischen Volksstämme beziehen wollen. Dagegen entscheidet, daß dasselbe, was Abraham, auch Sara verheißen wird, von der jene Völker gar nicht abstammten, dann der göttliche Ausspruch in 1 Mos. 21, 12: „in Isaac soll dir Same genannt werden", wonach jene elenden Wasserschößlinge nicht in Betracht kommen, die Linie der wahrhaftigen Nachkommen Abrahams nur von Isaac ausgeht, im Einklange mit Röm. 9, 7 und Gal. 3, 7, wonach nur die Gläubigen wahrhaftige Söhne Abrahams sind.

Das Richtige gibt in Uebereinstimmung mit der kirchlichen Auslegung aller Zeiten Luther: „So haben sich hernach herbeigefunden die Heiden, die um des Glaubens willen an den gebenedeiten Samen auch Abrahams Nachkommen und Geschlecht seyn, zwar nicht ein fleischlich oder natürlich Geschlecht und Volk, sondern wie es Paulus in Röm. 12, 17 nennet, eingepfropfet."

Durch die Beschneidung wurden gleich Anfangs und gemäß der Bestimmung, welche zu derselben Zeit erging, da Abraham und Sara die neuen Namen erhielten, auch solche in Abrahams Familie zu vollen Rechten aufgenommen, die von Haus aus nicht dazu gehörten. Man vgl. in diesem 17. Cap. selbst V. 12. Dann 2 Mos. 12, 44. Daß diese Adoption dereinst in dem weitesten Umfange stattfinden werde, das wurde schon in 1 Mos. 9, 27 angekündigt, in der Verkündung, daß Japhet dereinst in den Hütten des zum Träger des Reiches Gottes berufenen Sem wohnen sollte. Daran schließt sich 1 Mos. 12, 3 an. Die Verheißung des Völkerhaufens hier steht in deutlicher Beziehung auf die Verheißung des Segens über alle Geschlechter der Erde, welche Abram dort schon gleich bei seiner ersten Berufung gegeben wurde. Die Nationen werden eben dadurch gesegnet, daß sie unter Abrahams Geschlecht und also in die Gemeinschaft des ihm ertheilten Segens aufgenommen werden, aus dem der falsche Same ausgeschlossen wird, diejenigen, die mit dem Stammvater blos den alleräußerlichsten und ordinärsten Zusammenhang haben, der von der geistlichen Sohnschaft bei weitem überwogen wird. Nur auf solche Weise, indem Abraham Stammvater eines Volkes wird, das eine Menge von Völkern in seinem Schooße birgt, konnten „Könige der Völker" von Sara ausgehen.

Luther macht treffend darauf aufmerksam, daß diese geistliche Weise der Kindschaft schon in Isaac selbst und der Weise, in der er seinen Eltern geschenkt ward, vorgebildet wurde: „Isaac selbst, ob er wohl von Abrahams Fleisch und Blut geboren worden, ist dennoch gewesen ein Sohn der Verheißung, sintemal er nicht fleischlicher oder natürlicher Weise, nachdem aller beider, Abrahams und Saras Leib erstorben war, ist geboren worden. Und wie wir ihn nennen einen Sohn des Glaubens, nicht des Fleisches, so sind alle die, so Abrahams Exempel nach glauben, Abrahams Samen und des Segens theilhaftig, sie seyen Heiden oder Juden."

Abraham, der Vater einer Menge von Völkern, und Sara, die Fürstin bis in alle Ewigkeit: wer diese Thatsache in sein Herz aufgenommen hat, der kann mit Ruhe und Gleichmuth den Abstimmungen in dem Preußischen Hause der Abgeordneten zusehen, den wird es nicht außer Fassung bringen, wenn eine Majorität es hier oder da unternimmt, einen Stein von dem Felsen des christlichen Staates loszureißen. Er wird seine Blicke auch nicht blos auf die Heidenwelt und die Mission richten und dort die Entschädigung suchen für die vermeintlich unvermeidlichen Verluste in den Ländern, in denen über ein Jahrtausend die christliche Kirche ihren Sitz gehabt hat. Gott gibt wie den Einzelnen, so auch den Völkern „einem jeden nach seinem Vermögen." Es kann nicht Einer über Nacht durch die Gnade ein Augustinus werden, und so auch nicht ein Volk eine leitende Stellung in der christlichen Welt erhalten, wenn dazu nicht die Grundlage einer natürlichen Begabung vorhanden ist. Alle Erfahrungen auf dem Missionsgebiete aber führen, so weit wir sehen können, darauf, daß die Völker, welche jetzt Gegenstand der Mission sind, nur untergeordnete Bedeutung haben, daß sie nimmer fähig seyn werden, die selbstständigen Träger des Reiches Gottes zu seyn, daß sie prädestinirt sind zur Abhängigkeit von den Nationen tieferer Begabung, namentlich den Germanischen. Sollte die Quelle versiegen, so würde bald auch der Bach kein Wasser mehr haben. Wir müssen es bis auf Weiteres als eitle Phantasie betrachten, wenn man meint, der von seiner Stelle hinweggestoßene Leuchter der Germanischen Völker könne unter den Negern oder den verkommenen, abgelebten, ausgetrockneten Chinesen wieder aufgerichtet werden. Da ist überall nur Stoff für die Bildung von Gemeinden der Kinder, der Kleinen, der Unmündigen in Christo. Diese haben eine hohe Bedeutung, ihre Engel sehen allezeit das Angesicht des Vaters im Himmel, aber das Reich Gottes kann nimmer bei ihnen seinen Schwerpunkt haben. Die Kinder bedürfen der Säugammen, der Pfleger und Wärter. Ihre schwachen Reben können nur gedeihen

und Frucht tragen so lange Ulmen vorhanden sind, an die sie sich anranken können. Wo ist denn bis jetzt in der Heidenwelt mehr als ein bloßer schwacher Ansatz zu selbstständiger Bedeutung und Wirksamkeit hervorgetreten? Große Gerichte können und werden über einzelne Theile des Germanischen Christenstaates kommen, Gerichte, welche vielleicht ganze Glieder von dem Leibe ablösen werden, aber ein totaler Abfall, eine totale Verwerfung kann nimmer eintreten, so lange das Wort in Kraft bleibt: „ich mache dich zum Vater einer Menge von Völkern", und: „Sara soll ihr Name seyn." Und Gott sey Dank, das bewährt sich auch im Sichtbaren. So betrübend und bedenklich auch die Zeichen der Zeit sind, wir können doch immer noch mit freudigem Herzen sagen:

Er bleibt bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.

Es steht bei uns jedenfalls nicht schlechter, als es unter dem Volke des A. B. zur Zeit der Erscheinung Christi stand. So wenig dort eine absolute Verwerfung stattfand, so wenig der Leuchter der Kirche von dem Volke des A. B. weggenommen und in der Heidenwelt aufgepflanzt wurde*), so wenig wird es auch jetzt geschehen, vielmehr wird das Wort von Neuem wahr werden: „die Auswahl hat es erlangt, die Uebrigen sind verstockt worden." Und wie damals, so wird auch jetzt, das hoffen wir zu Gott, der Oelbaum bleiben und nur einzelne Zweige werden abgebrochen, andere aber eingepfropft und des Saftes und der Fettigkeit des Oelbaumes theilhaftig werden.

Wenden wir uns nun zu dem Namen Isaac. Dieser Name bedeutet: man lacht, derjenige, über den gelacht wird, der Lächerliche. Der Quellpunkt desselben ist dasselbe Capitel, in dem Abram von Gott den neuen Namen Abraham erhält, eine Thatsache, wodurch darauf hingewiesen wird, daß beide Namen in einer innerlichen Beziehung zu einander stehen. Abram war bereits 99 Jahr alt. Er und Sarai hatten längst jeden Gedanken an eine aus ihrer Ehe hervorgehende Nachkommenschaft aufgegeben. Abram hatte alle seine Hoffnungen an den Sohn angeknüpft, den er, auf Sarais Rath, im Glauben schwach geworden, mit der Magd Hagar erzeugt hatte, um Gott gleichsam nachzuhelfen, ihm auf eigne Hand ein Substrat zu bereiten für die auf rechtmäßigem Wege wie es schien unmöglich gewordene Erfüllung seiner Verheißungen. Da erscheint ihm der Herr, erneuert ihm die Verheißung eines Sohnes von Sarai und gibt mit Beziehung auf diese Erneuerung Abram und Sarai neue Namen, bezeichnend die neue Weltstellung, die sie in Folge der Erfüllung dieser Verheißung erhalten sollen. „Da fiel — heißt es — Abraham auf sein Angesicht und lachte und

*) In Matth. 21, 43 heißt es nach dem Grundtexte nicht: „Das Reich Gottes wird von euch genommen und den Heiden gegeben werden, die seine Früchte bringen", sondern: einem Volke, das seine Früchte bringt. Genommen wird es der rohen gottlosen Masse des Judenvolkes, gegeben der Auswahl aus Israel, in welche die Heiden eingekindet werden.

sprach in seinem Herzen: Soll mir hundert Jahr alt ein Kind geboren werden und Sara neunzig Jahre gebären? Und Abraham sprach zu Gott: ach daß Ismael leben sollte vor dir. Und Gott sprach: nein, Sara dein Weib gebiert dir einen Sohn und du nennest seinen Namen Isaac, und ich will mit ihm einen ewigen Bund aufrichten und mit seinem Samen nach ihm."

Das Lachen Abrahams soll nach mehreren Auslegern Ausdruck der Freude seyn, allein die folgenden Worte: soll wohl einem Hundertjährigen geboren werden, und der Wunsch, daß Ismael der verheißene Sohn, der Träger der göttlichen Gnade seyn möge, zeigen, daß das Lachen vielmehr auf dem Contraste der Wirklichkeit und der Idee, des Sichtbaren und der Verheißung beruhte, daß es Ausdruck der heiligen Verwunderung war über die so seltsam erscheinenden Wege Gottes, daß Abraham sich nicht sogleich mit dem ganz neuen, gegen die natürliche Vernunft so sehr streitenden Gedanken befreunden kann. Ehe er aber lacht, fällt er auf sein Angesicht, zum Zeichen, daß er sich dem wenn auch unbegreiflichen Willen Gottes unterwirft, anbetet, auch wo er sich nicht sogleich in den Rathschluß Gottes finden kann. Das Lachen Abrahams geht aus gleicher Wurzel hervor, wie das Lachen in dem Abendmahlsliede: Schmücke dich, o liebe Seele, wo es heißt: Beides Lachen und auch Zittern lässet sich in mir jetzt wittern.

Auf das Lachen Abrahams folgt das Lachen Saras, und auch dies wirft Licht darauf, weshalb der Sohn der Verheißung, der Typus der Kirche, die nach 1 Mos. 21, 12 in ihm ihren Quellpunkt haben sollte, den auf den ersten Anblick so seltsamen Namen Isaac, der Lächerliche, führt. Der Herr erscheint nach 1 Mos. 18 Abraham im Haine Mamre und spricht zu ihm: künftiges Jahr um diese Zeit wird Sara einen Sohn haben. Sara lacht. Da spricht der Herr zu Abraham: „Warum denn lacht Sara und spricht: werde ich denn wirklich gebären, da ich alt bin? Ist wohl dem Herrn ein Ding zu wunderbar? Künftiges Jahr um diese Zeit werde ich zurückkehren zu dir und Sara hat einen Sohn. Und Sara läugnete und sprach: ich habe nicht gelacht, denn sie fürchtete sich, und Er sprach: nein, du hast gelacht."

Sara lacht in zweifelnder Verwunderung. Ihr Lachen wird erregt durch den Contrast der natürlichen Ursachen und der Verheißung. „Ist wohl dem Herrn ein Ding zu wunderbar," damit beschämt der Engel ihr Lachen und weist uns zugleich auf den Entstehungsgrund desselben hin. Das Lachen dauert auch nachher noch fort, aber es schwindet aus ihm das Moment des Zweifels, welcher ihm Anfangs noch einwohnte. Die Stelle desselben nimmt die Anbetung des Gottes ein, der so wunderlich ist mit seinem Thun an den Menschenkindern. Je größer der Contrast des Sichtbaren und des Wortes Gottes ist, desto inniger frohlockt die Seele in Gott ihrem Heilande.

Die dritte Stelle, welche zur Erläuterung des Namens Isaac dient, ist 1 Mos. 21, 6. 7: „Und Sara sprach (nach Isaacs Geburt): ein Lachen hat mir Gott bereitet, jeder, der es

hört, wird über mich lachen. Und sie sprach: wer hätte Abraham gesagt: Sara säugt Kinder, denn ich habe einen Sohn geboren seinem Alter." Das: „ein Lachen hat mir Gott bereitet," wird erklärt durch das Folgende: jeder der es hört u. s. w. Danach ist das Lachen nicht das eigne, sondern das Lachen Anderer über Sara. Alle werden über mich lachen, daß ich in einem so hohen Alter noch einen Sohn geboren habe. Das Lachen ist auch hier, wie schon die Worte: Wer hätte Abraham gesagt u. s. w. zeigen, nicht Ausdruck der Freude, sondern wie durchweg, wo es in Bezug auf Isaac vorkommt, der Verwunderung, des Erstaunens. Gott hat Sara solches Lachen bereitet: wäre er nicht im Spiele, so würden die natürlichen Ursachen ihr Recht behauptet haben. Gott allein konnte bewirken, daß Sara wider den Lauf der Natur gebar.

Was ist also die Bedeutung des Namens Isaac? Er soll die Kirche darauf hinweisen, daß sie nimmer den Blick an die natürlichen Ursachen heften, nimmer sprechen darf: hin ist hin, verloren ist verloren, nimmer ihren erstorbenen Leib ansehen, nimmer zählen und rechnen, nimmer auf Majoritäten etwas geben darf, die sich wider sie erheben, daß sie ihre Feinde, wie sie alle heißen, wie reich sie auch begabt, wie trefflich mit allen Mitteln des Angriffs ausgerüstet und wie hoch sie auch gestellt seyn mögen, von oben ansehen muß. Wie es, auf die natürlichen Ursachen gesehen, als lächerlich erscheint, daß der in Sünden geborne und empfangne Mensch zu einem neuen Leben gelange — Nicodemus sagt ganz vernünftig: wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er alt ist; wie jeder Wiedergeborne sich als ein Isaac darstellt, so geht auch die Erhaltung und Mehrung der Kirche über alle Vernunft hinaus, überall ersteht in ihr Leben aus dem Tode, überall geht es in ihr, an deren Thoren die Aufschrift steht: „Ist wohl dem Herrn ein Ding zu wunderbar" anders als man denkt, so daß es in der Kirche sich als völlig thöricht darstellt zu verzweifeln, wenn es einmal recht trübe aussieht. Das wird in sinniger Weise dargestellt in der Sage von den sieben schlafenden Jünglingen in Ephesus, die wohl geeignet ist einen Commentar zu dem Namen Isaac zu bilden. Unter den Verfolgungen des Kaisers Decius flüchteten sich sieben Jünglinge in eine Höhle, wo sie die Zeit in Gebet und Fasten zubrachten. Nach langem Suchen wurde ihr Aufenthalt entdeckt, aber kaum hatte der Statthalter Kunde davon erlangt, als die Jünglinge plötzlich einschliefen. Nach beinahe 200 Jahren bahnten sich Hirten den Zugang zu der Höhle. In diesem Augenblicke erwachten die Jünglinge und nach ihrer früheren Gewohnheit ging einer in die Stadt, um Lebensmittel zu holen. Wie erstaunte er, als er über dem Thore der Stadt das Zeichen des Kreuzes erblickte! Er fragt nach dem Kaiser Decius und erhält die Antwort, dieser habe vor 200 Jahren gelebt, nach ihm habe schon eine Reihe anderer Kaiser regiert, und jetzt regiere der Kaiser Theodosius, der die Christen liebe. Und hat sich nicht ebenso, wie in jener großen Wendung der Dinge, die Isaacsnatur der Kirche vor unseren sehenden Augen bewährt? Wer hätte es wohl zu Anfang unseres Jahrhundertes gesagt, daß die Sara der Kirche Kinder säugen werde, wer erwartete damals, daß die verödeten Hallen der Kirchen in Berlin sich wieder füllen werden, daß Zion einst noch wieder würde sagen in ihrem Herzen: wer hat mir diese erzeuget, und ich war kinderlos und unfruchtbar, verstoßen und vertrieben; wer zog mir diese groß? Siehe ich war einsam gelassen, diese, wo waren sie?

Warum denn aber muß die Kirche ein Isaac seyn, warum wird sie (wie ebenso auch der einzelne Gläubige) stets von neuem in Lagen gebracht, in denen sie rufen muß: „Wir verderben, wir vergehn," in Lagen, „da nur ein Schritt, ja nur ein Haar ihr zwischen Tod und Leben war?" Die Antwort ist, damit sie nach dem Vorbilde Abrahams und Saras im Glauben geübt werde, damit sie lerne im Worte zu leben, besonders aber damit Gottes Kraft in ihrer Schwachheit mächtig werde, damit sie erfahrungsmäßig den Unterschied erkenne von Natur und Gnade und innig durchdrungen werde von dem Bewußtseyn nichts zu haben als was sie empfangen.

Es bleibt noch eine Stelle übrig, in welcher auf die Bedeutung des Namens Isaac in bedeutsamer Weise angespielt wird. Am Tage da Isaac entwöhnet ward, machte Abraham ein großes Mahl. Und Sara sah den Sohn Hagars der Egypterin, den sie Abraham geboren hatte, daß er Muthwillen trieb; es ist dasselbe Verbum, aus dem der Name Isaac gebildet wurde, nur in einer Abart, in der es das spottende lachen, das sich lustig machen bedeutet. Aus dieser Thatsache erkennen wir die Stellung, welche die Welt in der Kirche, der falsche Same gegen die Isaacsnatur der Kirche einnimmt. Ismael ist nicht blos Individuum, er ist Repräsentant und Vorbild einer großen zahlreichen Klasse. Sein Spott über Isaac war zugleich ein Spott über den Glauben Abrahams, und weil dieser sich auf das Wort Gottes gründete, eine Verspottung Gottes. An dem festlichen Tage, wo die Freude und Dankbarkeit der Eltern sich besonders kund gab, wo ihr Mund voll heiligen Lachens war und ihre Zunge voll Rühmens, erhielt er eine besondere Veranlassung, seiner bösen Zunge freien Lauf zu lassen. „Isaac — sagt Calvin — war dem Vater und Anderen ein Gegenstand des heiligen und rechtmäßigen Lachens. Daher wurde ihm auch der Name von Gott gegeben. Ismael aber sucht durch sein verworfenes und unheiliges Lachen jene heilige Glaubensfreude zu vernichten." Der Ausgangspunkt des Spottes war ohne Zweifel die schwächliche Beschaffenheit des Sohnes des Alters. Weil er das: ist wohl dem Herrn ein Ding zu wunderbar, nicht versteht, findet er es lächerlich an so Kleines so Großes zu knüpfen, an ein scheinbar so bald hinschwindendes Leben die Hoffnung auf ein alle Zeiten überdauerndes Reich, eine ewige Weltherrschaft. Da ist Er doch ein ganz Anderer, in seiner Kräftigkeit sind viel bessere Garantieen für eine gedeihliche Zukunft gegeben. Er findet es abgeschmackt, daß man seine reellen Vorzüge einer bloßen Einbildung aufopfern will. Aber die

geschichtliche Entwickelung hat bis dahin sein frivoles Lachen beschämt und wird es in alle Ewigkeit beschämen. Die Magd mit ihrem Sohne ist ausgetrieben in die Dunkelheit des Wüstenlebens. Isaac aber lebt und grünet und gedeiht fortwährend in der Kirche Christi und die Ismaele der Gegenwart können ihr mit ihrem Spotte nichts anhaben. Es bewährt sich fortwährend das Wort: „Je mehr sie das Volk drückten, je mehr es sich mehrete und ausbreitete."

Der Gipfelpunkt heiliger Freude, welchen uns die von Gott selbst gegebenen Namen der Patriarchen bereiten, erreichen wir bei dem Namen Israel. Den Ursprung dieses Namens lernen wir aus 1 Mos. 32 kennen. Jakob droht, da er aus Mesopotamien zurückkehrt, Gefahr von dem rachsüchtigen Sinne seines wilden Bruders Esau. Er kommt eben von Mahanaim, wo er erquickt worden ist durch den tröstlichen Anblick des Doppellagers der Engel, welches sein Lager in die Mitte nimmt. Er hat alles gethan, was in seinen Kräften war, um seinen Bruder zu versöhnen, dem er theilweise gerechte Ursache zum Zorne gegeben hat. „Denn er gedachte, ich will ihn versöhnen mit dem Geschenke, das vor mir hergeht, danach will ich ihn sehen, vielleicht wird er mich annehmen." Am Vorabende des Tages, an dem die Begegnung mit Esau bevorstand, hatte er seine Weiber, seine Kinder und seine Habe über den Fluß Jabok geführt. Nachdem das mit vieler Unruhe verbundne Geschäft beendigt war, blieb er selbst allein zurück am jenseitigen Ufer, um in der Einsamkeit der Nacht dem Gebete obzuliegen. Luther sagt: „Er ist noch voll Schreckens und Schwachheit. Darum wählt er einen solchen Ort, der da einsam ist. Denn wenn das Gebet ernst und hitzig ist, haben wir nicht gern, daß man die Worte, die wir vor Gott etwa unschicklicher Weise herausschütten, hören soll. Es schicket sich aber die Zeit bei der Nacht fürnehmlich wohl zu den Anfechtungen. Die Finsterniß an ihr selbst machet die Herzen der Menschen und auch der unvernünftigen Thiere betrübt und verzagt, wiederum aber, wenn der Tag und das Licht anbricht, das erfreuet alle Thiere. Darum sagt man im Deutschen Sprüchwort recht: Die Nacht ist keines Menschen Freund. Es ist eine Zeit, die da wohl dienet zur Anfechtung und zum Gebete, dazu die Anfechtung und Trübsal die Menschen treibet. Darum ist nun Jakob hitziger geworden zum Gebete, aber doch in großer Schwachheit."

„Und Jakob — heißt es — blieb allein zurück, da rang ein Mann mit ihm bis die Morgenröthe anbrach." Was veranlaßte Jakobs Kampf? Es war nach C. 32, 8: „Und da fürchtete sich Jakob sehr und es wurde ihm Angst," die Furcht vor Esau. Des Bruders Feindschaft schien ihm ein thatsächlicher Beweis von Gottes Zorn zu seyn, und das Bewußtseyn seiner Sündhaftigkeit, die sich namentlich auch in dem Verhältniß gegen Esau geltend gemacht hatte, suchte ihn zur Verzweiflung an Gottes Gnade zu verleiten. Seine Sünden waren über ihn gekommen. Gott hatte die Missethat seines Knechtes gefunden. Die Spitze der Anfechtung ist, daß Gott sich zornig gegen uns stellt, daß das Sichtbare laut seine Ungnade ankündigt, seine Verheißung aufzuheben scheint. Hier gilt es kämpfen und ringen und durch das dichte Gewölk des Zornes zu der verborgnen Sonne der göttlichen Gnade durchdringen. Wer dieß gethan, wer in diesem Kampfe gesiegt, der hat in Gott zugleich alle Creaturen überwunden. Denn ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn? Luther sagt: „Das ist aber ein gräulicher Kampf, wenn Gott selbst kämpfet und feindlicher Weise wider den Menschen streitet, als wollte er ihm das Leben nehmen. Wer in solchem Kampfe bestehen und gewinnen will, der muß wahrlich ein heiliger Mann und ein rechter Christ seyn. — Sein Glaube ist zwar hart angefochten und versucht worden: er aber hat festgehalten über diesem Schluß: ich habe die Verheißung. Der Mann hat ihm sein Herze stürmen und überwinden wollen, daß er alle Hoffnung der Barmherzigkeit und Gnade sollte fallen lassen. Er wird hier angefochten bis auf das äußerste Fünklein, bis auf das glimmende Tocht, Jes. 42, 3, es glimmt aber noch und ist nochmals nicht verloschen. Der Heilige Geist ist dabei und hilft unserer Schwachheit und wo der nicht dabei wäre, so würde die Anfechtung anders hinausgehen. Der Mann wird ohne Zweifel mit erschrecklicher Stimme sich haben hören lassen: Jakob, du mußt herhalten. Darauf wird Jakob gesagt haben: Nein, das wollte Gott nicht; ich werde nicht also umkommen. Ja und nein ist da auf das Schärfste und Heftigste aufeinander gegangen. Das kann man mit dem Munde und den Worten nicht genugsam ausdrücken, vornämlich, wenn Gott selbst sagt: Du wirst sterben müssen, und der Geist dawider schreit: ich werde nicht sterben, sondern leben, Ps. 118, 17 u. V. 13: Man stößt mich, daß ich fallen soll, aber der Herr hilft mir. Ich mag getrieben, gestoßen und angegriffen werden, daß ich fallen soll, gleichwohl werde ich nicht sterben. Also haben sie miteinander gekämpft mit den Armen und zugleich mit Worten, wie es pfleget zu gehen, wo zwei miteinander kämpfen. Unterdessen hat aber auch der Glaube gekämpfet mit Beten und Schreien: gleichwie Moses am rothen Meere geschrieen hat."

Wie kämpfte Jakob? Man hat hier eine ganz unzulässige Alternative aufgestellt zwischen einem leiblichen und einem geistlichen Kampf. Alle tiefen Empfindungen der Seele theilen sich auch dem Leibe mit und ziehen ihn auch in die Bewegung hinein. Wie Leib und Seele sich freuen in dem lebendigen Gott, wie bei einem aus großer Noth Erretteten alle Gebeine

sprechen: Herr, wer ist wie Du, so ruft der in die Tiefe Versunkene: heile mich Herr, denn meine Gebeine sind erschrocken, meine Gestalt ist verfallen vor Trauern, dazu meine Seele und mein Leib. Da der wahrhaftige Israel zu Gethsemane im Kampfe war und heftiger betete, wurde sein Leib so sehr in die Gemeinschaft des Kampfes hingezogen, daß sein Schweiß wie Tropfen Blutes wurde herabfallend auf die Erde. Versteht es sich hiernach bei der großen Heftigkeit des Kampfes schon ganz von selbst, daß auch Jakobs Leib in die Gemeinschaft des Kampfes hineingezogen wurde, so wird dies noch besonders dadurch bezeugt, daß der Kampf für ihn eine leibliche Folge hatte, ein leibliches Gebrechen bei ihm zurückließ. Daß aber der eigentliche Sitz und Ursprung des Kampfes bei Jakob nicht minder, wie bei seinem neutestamentlichen Ebenbilde, im Geiste war, hätte nie verkannt werden sollen. Das innerste Wesen der Sache, die hohe Bedeutung, die ihr beigelegt wird, der vorbildliche Character derselben wird durch solche Verkennung gefährdet. Schon Hieronymus sagt: „Was ist es denn Großes, wenn er, wie jene sagen, im gewöhnlichen Ringkampfe entweder überwunden hätte oder besiegt worden wäre! Nach dem vernünftigen, und einem solchen Patriarchen anständigen Kampfe müssen wir glauben, daß er nicht anders gerungen habe, wie diejenigen, welche sprechen können, wir haben nicht gegen Fleisch und Blut zu ringen." Was sich von selbst versteht, wird noch bestätigt durch eine bestimmte Aussage der heiligen Schrift. Der Prophet Hoseas stellt seinem versunkenen Volke zu seiner tiefen Beschämung die bedeutsamen Namen seines Stammvaters vor Augen, in denen ihm für alle Zeiten ein Vorbild gegeben war. Jakob, so heißt der Stammvater, und nach ihm das ganze Volk, weil er schon im Mutterleibe seinen Bruder bei der Ferse hielt, als Vorzeichen seines edlen Strebens nach dem Besitze der geistlichen Erstgeburt, seines Trachtens nach dem Reiche Gottes, das nur in den Mitteln Anfangs sich vergriff, Israel, so heißt er, weil er im harten Kampfe Gott besiegte. Einen traurigen Contrast bildet dagegen das ärmliche Lebensziel des Israels in der Zeit des Propheten. Es ist kein anderes, als was das Israel nach dem Fleische jetzt noch verfolgt, welches in den Worten des Propheten leibhaftig abgeschildert wird: „Kanaan hat falsche Wage in seiner Hand, zu übervortheilen liebt er. Und Ephraim spricht, ich bin ja doch reich geworden, habe Vermögen gefunden." Jakob, Israel ist Kanaan geworden, der edle, tapfre Kämpfer mit Gott und um seine Gnade ist in einen listigen Kaufmann ausgeartet, der keinen anderen Gedanken hat als Geld, mehr Geld. Die Worte des Hoseas nun, welche uns näheren Aufschluß über die Art und Weise von Jakobs Kampf geben, lauten in C. 12, 3—5: „Und der Herr streitet mit Juda und will heimsuchen Jakob nach seinen Werken, nach seinen Thaten wird er ihm vergelten. Im Mutterschooße erfaßte er seinen Bruder, und in seiner Manneskraft kämpfte er mit Gott. Er kämpfte mit dem Engel und ist obgelegen, weinte und flehte ihm." Durch die letzten Worte wird die Weise

und das Mittel bezeichnet, wodurch Jakob den Sieg erhielt. Die Waffen seiner Ritterschaft sind geistliche, er kämpft im Vorbilde der Kirche aller Zeiten mit Gebet und Thränen. „Er lehret zugleich — sagt ein älterer Ausleger, Manger —, was von großer Bedeutung ist, daß die Weise, auf die Jakob aus einem so ungleichen Kampfe als Sieger hervorging, keine andere ist, als die, in der allein Gott von einem Menschen besiegt werden kann, nämlich durch Weinen und Bitten, dadurch, daß man mit flehender Stimme und mit großer Standhaftigkeit seine Gnade anruft, was wegen der wunderbaren Kraft, die solche Waffen bei Gott haben, Paulus mit einer wie es scheint von eben diesem Kampfe entlehnten Redensart: kämpfen in den Gebeten nennt, Col. 4, 12", wozu noch Col. 2, 1, Phil. 1, 30 und 1 Tim. 6, 12 zu vergleichen sind: „kämpfe den schönen Kampf des Glaubens." Diejenigen, welche meinen, die Leiblichkeit des Kampfes betonen zu müssen, in Folge einer falschbuchstäblichen Auffassung, versuchen es vergeblich das Weinen und Flehen bei dem Propheten von dem Kämpfen zu trennen. Sie behaupten, es sey erst auf das Verrenken der Hüfte gefolgt, wodurch Jakob im Bewußtseyn seiner Schwäche veranlaßt worden sey, einen solchen Gegner flehentlich um die Ertheilung des Segens zu bitten. Dabei wird aber verkannt, daß bei Hoseas sich Alles um die Entstehung der beiden Namen Jakob und Israel bewegt, daß diese beiden Namen der Höllenstein sind, womit er die Versunkenheit seines Volkes ätzen will. Danach kann das Weinen und Flehen nicht ein Zweites seyn neben dem Ringen. Denn hieher gehört nur Solches, was auf den Namen Israel, Gotteskämpfer, in unmittelbarer Beziehung steht.

Wer hat mit Jakob gekämpft? Es heißt: ein Mann rang mit ihm. Aber diese Bezeichnung bezieht sich nur auf die äußere Erscheinung, grade so wie es in 1 Mos. 18, 3 heißt: „da stunden drei Männer bei ihm", obgleich es nach dem Folgenden Jehova im Geleite zweier Engel war, der bei Abraham einkehrte. In der Vision — und eine Vision, freilich nicht eine Einbildung, sondern eine solche, wie sie mit dem ekstatischen Zustande unmittelbar verbunden ist und sich bei der höchsten Steigerung des geistlichen Lebens von selbst darstellt — nimmt das Himmlische irdische Gestalt an, im Vorbilde der Menschwerdung Gottes. Daß Der, welcher mit Jakob kämpfte, nicht auf die Erscheinungsform, sondern auf das Wesen gesehen, Gott war, wird durch die ganze Bedeutung des Kampfes erfordert, dessen Ausgangspunkt der Zorn Gottes ist, dessen Zielpunkt der, von Gottes Gnade gewiß zu werden. Jeder andere Kampf würde kein Resultat gewähren für die Anfechtung, welche so schwer auf Jakobs Gemüth lastete, würde unvermögend seyn, die schwere Bürde von ihm abzunehmen. Wer er ist, das sagt zudem der Kämpfende selbst, indem er zu Jakob spricht: Du hast mit Gott gekämpft, und indem er ihm auf Grund dieses Kampfes den Namen Israel, Gotteskämpfer, beilegt. Auf Gott führt, daß Jakob von seinem Gegner den Segen verlangt, daß

er der Stätte des Kampfes den Namen Pniel, Angesicht Gottes, beilegt, daß er seine dankbare Verwunderung ausspricht über die Bewahrung seines Lebens, obgleich er Gott geschaut habe von Angesicht zu Angesicht. — In der angeführten Stelle des Hoseas wird der Gegner Jakobs zuerst wie im ersten Buche Mose's Gott genannt, dann der Engel, eine Bezeichnung, die ihre nähere Bestimmung aus dem vorhergehenden Elohim erhält. Danach dürfen wir nur an den Engel Gottes denken, der alle Beziehungen des verborgenen Gottes zu seinem Volke vermittelt, den Engel, in dem Gottes Name ist, 2 Mos. 23, 21, d. h. die ganze Fülle seiner geschichtlich bezeugten Herrlichkeit, der Engel des Angesichtes des Herrn, Jes. 63, 9, d. h. der Engel, in dem Gott sich persönlich darstellt, das Wort, das nach Joh. 1 im Anfang bei Gott war und in der Fülle der Zeit im Fleische erschien. Der Prophet fügt kein neues Moment hinzu. Nach der Lehre des A. T. und speciell des ersten Buches Mose's verstand es sich von selbst, daß Jakob, wenn mit Gott, auch mit dem Engel kämpfte, welcher das der Creatur zugewandte Angesicht Gottes ist. Die ganze Bedeutung des Kampfes würde alterirt werden, wenn man unter dem Engel einen gewöhnlichen Engel verstehen wollte. Jakob hat die Allmacht besiegt, in dem einen Gegner alle anderen, die sich ihm entgegenstellen können. Es ist im Himmel und auf Erden ferner keine Macht, die ihm etwas anhaben kann. Solches Resultat konnte der Kampf mit einem niederen Engel nimmer gewähren. Mit einem solchen ferner hatte Jakob sich nicht wegen seiner Sündhaftigkeit abzufinden, deren vernichtendes Bewußtseyn den Ausgangspunkt des Kampfes bildet. Von demselben Engel, der mit Jakob kämpfte, sagt Hoseas, daß er ihn in Bethel gefunden habe, 1 Mos. 35, 9 f. Da aber heißt es: „Und Gott erschien Jakob wieder, da er kam aus Paddan Aram und segnete ihn daselbst." Endlich, nicht mit einem Engel im gewöhnlichen Sinne, sondern mit Gott dem Allerhöchsten kämpfte der neutestamentliche Israel, da er in den Tagen seines Fleisches Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Thränen emporsandte zu dem, der ihm vom Tode konnte aushelfen, Hebr. 5, 7.

Es heißt nun weiter: „Und da er sah, daß er ihn nicht übermochte, rührte er das Gelenk seiner Hüfte an und das Gelenk seiner Hüfte ward über dem Ringen mit ihm verrenkt." Was soll es heißen, daß der Allmächtige den armen Sterblichen nicht besiegen konnte? Die Antwort können wir nicht besser geben, als mit den Worten Luthers, der eben dadurch zum Reformator der Kirche geworden ist, daß er in diesen Kämpfen so geübt, daß er ein wahrhaftiger Nachfolger Israels war, dem Römisch-Katholische „Publizisten", die ihn und sein Werk schmähen, so lange nichts anhaben werden, als sie es ihm in diesem Stücke nicht gleichthun können: „Er wird nicht also überwunden, daß er uns müßte unterthänig seyn, sondern sein Gericht oder Zorn und Grimm und Alles, was uns hindert und im Wege liegt, wird von uns überwunden mit Bitten, Suchen und Klopfen, daß er aus einem zornigen Richter, wie er vorhin

ist angesehen und gehalten worden, ein sehr lieber und freundlicher Vater werde und sage: O Weib, dein Glaube ist groß. Item, dein Glaube hat dir geholfen. Wie du gläubest, so geschehe dir. Ei wie thust du mir so wehe mit deinem Geschrei. Das ist nun voller Trostes, daß uns Gott also übet und vermahnet, daß wir kämpfen sollen, und läßt sich vernehmen, daß es ein sehr angenehmes Opfer sey, daß er von uns möge überwunden werden."

Der Engel des Herrn läßt sich von Jakob mit der Kraft, die er ihm gegeben, überwinden, aber damit er seiner Schwachheit eingedenk bleibe, bringt er ihm zugleich eine Verletzung bei. So gehen die Gläubigen auch jetzt noch nicht ohne Wunden und Verletzungen aus den Kämpfen hervor, in denen sie Sieger bleiben. Dem heil. Paulus wird ein Pfahl ins Fleisch gegeben, damit er sich nicht überhebe in Folge der hohen Offenbarungen und damit er erfahre, daß Gottes Kraft in den Schwachen mächtig ist. Der geistliche Kampf und Sieg läuft überall in eine tiefe Demüthigung aus. Man ist sich der vielen Schwächen bewußt, denen man unterlegen, der vielen Blößen, welche man gegeben. Man fühlt, wie nahe es daran war, daß man unterlag. Man freut sich mit Zittern, man liegt erschöpft am Boden, alle Gebeine sprechen: mit unsrer Kraft ist nichts gethan. Luther: „Darum pflegen sie zu sagen, wenn das Kämpfen geschehen ist und die harten Püffe vorüber sind, wenn sie wieder zu sich selbst kommen: Ei, wie matt und kraftlos bin ich. Denn es folget darauf, daß der Mensch schwach und matt wird in allen seinen Kräften, da die Natur über das Vermögen gearbeitet hat."

„Und er sprach: laß mich gehen, denn die Morgenröthe bricht an. Und er sprach: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." Was der Engel sagt, soll Jakob nur Veranlassung geben, das sehnliche Verlangen seiner Seele nach dem Segen kundzugeben. In welchem Zusammenhange aber steht das Anbrechen der Morgenröthe mit dem Aufhören des Kampfes? Die Antwort gibt V. 31, wonach Jakob beim Sonnenaufgang schon auf dem Zuge begriffen ist. Für den Kampf und das Erringen des Friedens in Gott war Jakob die Nacht gegeben, am Tage war es sein göttlicher Beruf, zu handeln. Ora et labora. Wer sich hindurchgerungen hat zu der göttlichen Gnade, darf die Hände nicht in den Schooß legen, die Füße nicht ruhen lassen. Die Gnade entfaltet sich in dem Segen, der ihn begleitet, wenn er auf den Wegen seines Berufes geht. Jakob schafft und ordnet nicht anders, als wenn er selbst für alles zu sorgen hätte. Das: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn, möge wiederum Luther uns umschreiben: „Darum, daß du gesagt hast, ich sey verflucht und vermaledeit, derohalben meine Seele betrübt gewesen ist; darum so widerrufe dasselbe Urtheil und segne mich. Du mußt mir einen Widerspruch thun, oder ich werde dich nicht lassen." — Der Engel erfüllt das Verlangen Jakobs im Folgenden, indem er ihm einen neuen Namen gibt. Die Namengebung ist zugleich Segensprechung. Denn

der neue Name ist ein gesegneter, bezeichnet Jakob als den Gesegneten des Herrn, setzt ihn in ein neues Erbe ein, ein ganz neues Verhältniß zu dem Herrn. Ist er Israel, der Gotteskämpfer, derjenige, dessen Wesen darin besteht Gott zu überwinden mit Gebet und Thränen, so hat er zugleich die ganze Welt zu seinen Füßen liegen. Denn wer könnte dem etwas anhaben, dem Gott sich zu eigen gegeben? Auch in 1. Mos. 35, 9 ff. besteht das Segnen darin, daß Jakob der Name Israel von neuem feierlich bestätigt wird, nachdem er sich in der schwersten aller Anfechtungen, derjenigen, welche durch die Sünden des erwählten Geschlechtes hervorgerufen wird, von neuem als Israel bewährt hatte. Die bedrängte Lage, in die er durch die böse That seiner Söhne gerieth, drohte ihm die Gnade Gottes zu verdunkeln. Er aber drang, nachdem er mit Ernst an der Abstellung der Aergernisse gearbeitet und zu seinem Hause gesprochen hatte: „thut von euch die fremden Götter, so unter euch sind und reiniget euch", durch heißen Kampf zu ihr hindurch und besiegte in Gott die Menschen, so daß der Schrecken Gottes über sie kam und sie ihm nichts anhaben dürften. Was zu dem Namen Israel dort noch weiter hinzugefügt wird, ist nur weitere Ausführung des in diesem Namen selbst enthaltenen Segens.

„Und er sprach: wie heissest du? Und er antwortete Jakob. Und er sprach: Du sollst nicht mehr Jakob heissen, sondern Israel (Gotteskämpfer). Denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und bist obgelegen." Wie kann gesagt werden, daß Jakob außer mit Gott auch mit Menschen gekämpft habe, da er es doch mit Menschen noch gar nicht zu thun gehabt hatte, Esau sein feindlicher Bruder erst im Anzuge war? Die Antwort giebt uns die Vulgata, welche umschreibt: „Denn wenn du gegen Gott stark gewesen bist, wie vielmehr wirst du gegen deinen Bruder obsiegen?" Und Luther, welcher Jakob sprechen läßt: „Laß nun Esau kommen und alle Teufel, so fürchte ich mich nicht, denn ich habe den Herrn meinen Gott." Die rechte Weise, mit Menschen zu kämpfen, ist die, daß man im Gebete mit Gott ringt, denn „ist Gott für mich, so trete gleich Alles wider mich." Die nächste Bewährung des Gottesspruches war für Jakob, daß Gott mit unwiderstehlicher Gewalt Liebe wirkte in Esaus haßerfülltem Herzen.

„Und Jakob fragte ihn und sprach: zeige doch an deinen Namen, und er sprach: warum fragst du nach meinem Namen? Und er segnete ihn daselbst." Jakob erkannte, daß sein neuer Name nothwendig einen neuen Namen-Gottes zu seiner Begleitung haben muß. Hat sein Verhältniß zu Gott sich verändert, so auch Gottes Verhältniß zu ihm, und für dies neue Verhältniß, diese tiefere Offenbarung des Wesens will der alte Name nicht mehr ausreichen. So allgemeine Namen, wie El und Elohim, der Allmächtige, die Gottheit und ähnliche, wie sie gewöhnlich im Munde der Patriarchen waren, wollen ihm nicht

mehr genügen. Gott soll ihm in dem neuen Namen den Schlüssel geben zu der Erfahrung, die er so eben gemacht hatte. Dieser Name soll ihm dann zur beständigen Vergegenwärtigung Gottes dienen, zum Unterpfande für zukünftige gleiche Erfahrungen. Noch aber war der Zeitpunkt nicht gekommen, den neuen Namen feierlich einzusetzen. Erst mußte die Sache noch schärfer hervortreten, noch umfassender sich kundgeben. Es dauerte noch einige Jahrhunderte, bis in das Mosaische Zeitalter, so wurde der Name Jehova feierlich eingesetzt, der im Zeitalter der Patriarchen nur sporadisch vorkommt, nur in Momenten höchster Weihe, noch so wenig Consistenz gewonnen hatte, daß mit diesem Namen noch keine Eigennamen zusammengesetzt wurden. Und von da an verflossen wiederum lange Jahrhunderte, so wurde der Gemeinde Gottes der theure Jesusname gegeben. Jehova = Jesus war es, der in dieser Thatsache, in der huldreichen Herablassung, in der Gott sich von einem armen Sterblichen besiegen ließ und ein geängstetes Sünderherz beruhigte, ein Vorspiel seiner Offenbarung gab. Der hier keimende Name durfte noch nicht proclamirt werden, weil er jetzt noch beziehungsweise ein leerer Titel gewesen seyn würde. Jakob muß sich vorläufig damit begnügen, daß er selbst den Namen Israel errungen hat. Diesem wird zu seiner Zeit der neue Name Gottes schon nachfolgen. Israel hat selbst die Aufgabe dazu mitzuwirken, indem er seinen Namen bewährt. Eine solche Bewährung erfolgte z. B. in Mose. Hätte dieser nicht betend und kämpfend die Hände emporgehalten, 2 Mos. 17, 12, so würde Jehova nicht aus seiner Verborgenheit hervorgetreten seyn. — Das: und er segnete ihn daselbst, führt nicht etwa eine neue Thatsache ein — bei dieser Annahme kommt man in die Verlegenheit, mit Luther bemerken zu müssen: „Was es für ein Segen sey, hat Moses nicht beschrieben" — sondern weist zurück auf das früher Berichtete, die Namengebung, und faßt mit einem Worte das erfreuliche Resultat des Vorganges zusammen.

„Und Jakob hieß die Stätte Pniel (Gottes Angesicht), denn ich sah Gott von Angesicht zu Angesicht und meine Seele blieb bewahrt." Die Namengebung floß aus der innigen Empfindung der unendlichen Majestät und Heiligkeit Gottes und der gänzlichen Nichtigkeit und tiefen Sündhaftigkeit der Menschen. „Wenn — sagt Calvin — vor Gottes Anblick die Erde erzittert, die Berge zerfließen, die Himmel mit Finsterniß überzogen werden, wie muß es dann dem elenden Menschen ergehen. Ja da nicht einmal die Engel die unendliche Majestät Gottes fassen können, ohne daß dieselbe sie verschlinge, so müssen wir doch wohl, sobald seine Herrlichkeit uns erglänzet, ganz zu nichte werden, wenn Er uns nicht hält und schützt."

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 11. Januar. № 3.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Was ist die große Lehre, welche der Name Israel der Kirche aller Zeiten und besonders der Gegenwart vorhält? Es ist die, daß, wenn sie nur treu ist in dem Kämpfen und Ringen mit Gott, Menschen ihr gar nichts anhaben können, daß der Blick von ihnen ganz abzulenken ist, nach dem Worte des Propheten: „So lasset nun ab von dem Menschen, der Odem in der Nase hat, denn wie wenig ist der zu achten", daß es thöricht ist hier zu zählen, daß man mit freudigem Muthe ihren Tausenden und Zehntausenden entgegentreten kann. Der Kirche einzige Sorge sey die, daß sie nur den Namen Israel wahrmacht, dann ergeht an sie das Wort des Herrn: „Ich, ich bin euer Tröster, wer bist du denn, daß du dich vor Menschen fürchtest, die doch sterben, und vor Menschenkindern, die wie Gras dahingegeben werden. Ich bin der Herr dein Gott, der das Meer bewegt, so toben seine Wellen, sein Name heißet Herr Zebaoth."

Das ist der Trost und die Erquickung, die uns in der Urzeit der Offenbarungen Gottes die Namen der drei Patriarchen darbieten. Nun wollen wir noch aus einem Brunnen lebendiger Wasser schöpfen, welcher in der mittleren Zeit, bei Jesaias, der Kirche eröffnet wird.

Die Namen der drei Patriarchen hatten sich in der Zwischenzeit vielfach und herrlich bewährt. Israel war zu einem Volke erwachsen, hatte das Land der Verheißung eingenommen, in den Kämpfen mit den Nachbarvölkern war es zwar vielfach in schwere Bedrängniß gerathen, zuletzt aber doch immer siegreich daraus hervorgegangen. Unter David und Salomo war die weltbesiegende Kraft des Volkes Gottes und der beherrschende Einfluß auf die Heidenwelt in einem Vorspiele offenbar geworden. Dann folgten trübe Zeiten. Im Inneren machte der Sündenkeim, der sich unter Salomo gebildet hatte, stets bedenklichere Fortschritte, und nach außen wurde das durch die Trennung geschwächte Bundesvolk bedroht durch das Aufkommen der großen Asiatischen Weltreiche, mit denen das Würmlein Jakob sich menschlich betrachtet gar nicht messen konnte. Das waren die Verhältnisse, unter denen der Prophet auftrat, dessen Name schon, Jesaia, das Heil des Herrn, ein heilender Balsam war für die tiefen Kümmernisse des Volkes Gottes.

Der Prophet sieht in C. 28 schwere Gerichte über das Volk Gottes herannahen. Nicht blos das Reich der Zehn Stämme soll vernichtet werden, das in seinem ersten Ursprunge schon vergiftete, V. 1—4, auch über Juda, das tief verderbte, sollen schwere und langwierige Heimsuchungen ergehen. Auch unter ihm hat der Geist der Abtrünnigkeit, der freche Spott über den Gott der Offenbarung und sein heiliges Wort überhand genommen. Aus den Knechten des Herrn sind Brüder des freien Geistes geworden. Das sanfte Joch ihres Gottes und seines Wortes und Gesetzes empfinden sie als eine drückende Last. „Gebot auf Gebot — rufen sie höhnend — Regel auf Regel, ein wenig hier und ein wenig dort." Sie wollen nicht überall eingeengt seyn durch Gottes Gebot, das sie als ein lästiger Aufdringling verfolgt auf allen ihren Wegen, sie verlangen freien Spielraum für ihre ungöttlichen Lüste und Leidenschaften. Sie dünken sich dem Kindheitszustande und dem für denselben passenden Gesetze, den Dienern Gottes, die dasselbe einschärfen, entwachsen. „Wen — sprechen sie — will man Einsicht lehren und wem will man Kunde beibringen? Solchen, die eben entwöhnt sind, losgerissen von der Mutterbrust?" Der liebevolle Zuruf der Diener des Herrn: „Dies — der lebendige Gott und sein Wort — ist die Ruhe für den Müden", findet keinen Anklang mehr. Sie setzen statt dessen auf die Lüge ihre Zuversicht und meinen durch den Trug geborgen zu seyn, speisen ihr Herz mit eitlen Illusionen und trügerischen Hoffnungen, von denen immer die eine die andere ablöst und eine nach der anderen zerrinnt, bis endlich die Wirklichkeit sich mit Gewalt aufdringt und das Ende Verzweiflung wird. Die Folge der Entartung des Volkes Gottes ist, daß nun auch das Verhalten Gottes ein fremdartiges wird, das aus der Art geschlagene Bundesvolk unterliegt den Schlägen, die von Rechts wegen nur die Heiden treffen sollten, die in der Urzeit so gewaltig über die Heiden ergingen. „So oft die Geißel Gottes vorüberfährt — spricht der Prophet — wird sie euch ergreifen. Denn an jedem Morgen wird sie vorüberfahren, bei Tage und bei Nacht, und es wird eitel Schrecken das Vernehmen der Botschaft." Sie kommen in die peinlichsten Situationen, „das Bett wird zu kurz sich zu strecken, die Decke zu schmal sich darin zu hüllen."

Aber das ist nur die eine Seite des göttlichen Thuns. Das Volk des Bundes kann nimmer ganz aus der Art schlagen, die Kirche kann nie gleich der Welt der Vernichtung durch das göttliche Gericht anheimfallen. Schon in V. 5. 6 hatte der

Prophet in Bewährung seines Namens, der die Predigt des Evangeliums als seinen Hauptberuf bezeichnet, zur Mahnung für solche Diener der Kirche, die auch unter dem N. T. es nicht über den bloßen Zuchtmeister herausbringen, nicht locken, sondern nur schelten, nicht trösten, sondern nur drohen können, einen Lichtschimmer in das dunkle Gemälde fallen lassen. In V. 23 — 29 nimmt er den Gedanken wieder auf, den er dort bald fallen ließ, weil es galt, zunächst durch die Drohung des Gerichtes die sicheren Sünder zur Buße zu rufen.

„Vernehmet und höret meine Stimme, horchet und höret meine Rede." Nicht umsonst fordert der Prophet zum innerlichen Aufmerken auf dasjenige auf, was er über die Milderung des Gerichtes zu sagen hatte. Erschrockne Gewissen hören gar schwer. Ein armes zagendes Menschenherz, dem der Blick in die Tiefe der Entartung: in das: „ich bin ein Mann unreiner Lippen und unter einem Volke unreiner Lippen wohne ich", durch Gottes Wort und noch mehr durch die auf dasselbe folgende That eröffnet worden ist, kann sich nicht sogleich das Wort von der Gnade aneignen. Besonders, wenn die furchtbaren Dinge, welche der Prophet droht, erst eingetroffen waren, konnten die Donner des Gerichtes gar leicht das leise Geflüster übertönen, welches inmitten des Zornes Barmherzigkeit, inmitten des Todes Leben verhieß. Die Aufforderung zum Aufhorchen war aber hier um so mehr angemessen, da der Trost in verdeckter Rede gegeben werden sollte, da es bei ihm galt, vorher die Schaale des Gleichnisses zu durchbrechen.

„Wird wohl den ganzen Tag pflügen der Pflüger, zum Säen, aufreißen und eggen sein Land." Pflügen und Eggen sind „dem Anscheine nach feindliche, auf lauter Durchwühlen und Verstören gerichtete Handlungen." Daß diese nicht immer fortgehen können, daß sie zu ihrer Zeit und wenn sie ihr Ziel erreicht haben, aufhören müssen, darauf weist im ersten Gliede das: zum Säen, hin. Die Handlung, die nur Behufs des Säens vorgenommen wird, kann nicht zum Nachtheil desselben ununterbrochen fortdauern. Im zweiten Gliede dient demselben Zwecke das: „sein Land", das ihm lieb und werth ist, das er also nicht bis zum Ende feindselig behandeln kann. Luther sagt: „Das Pflügen wird nicht deswegen vorgenommen, daß der Ackersmann nichts anders wollte, als stets pflügen, sondern es wird darum angestellt, daß man säen könne. Und das ist die Abkürzung oder das Steuern des Pflügens. Sonst wäre nichts als Verderben und Verwüstung. Ob nun wohl zur Zeit des Kreuzes kaum ein Fünklein vom Glauben übrig bleibt, so muß doch das Herz durch dergleichen Schriftstellen aufgerichtet werden, weil gesagt wird, der Herr werde gewiß ein Steuern thun, das Leiden werde nicht immerwährend seyn." — „Ist's nicht also, wenn er seine Fläche geebnet, so streuet er Dill und säet Kümmel, und setzet Waizen in die Reihen und Gerste auf den Fleck und Spelt auf seine Feldmark." Ist diese Zeit erst gekommen, das Säen und in Folge dessen ein fröhliches Sprießen und Gedeihen, so wird die liebreiche Absicht offenbar, die der Landmann von vornherein mit seinem Acker gehabt hat. — „Also züchtigt Er sein Volk zum Rechte, sein Gott belehret es." Wir haben hier die Ausdeutung und Anwendung des Gleichnisses. Luther: „Das ist der Endzweck des Verderbens, daß das Volk unterwiesen werde zur Gerechtigkeit, nicht, daß es ganz zu Grunde gehe." Dem Pflügen und Eggen, wodurch das Land aufgerissen wird, entspricht die richtende und verwundende Thätigkeit Gottes, dem Säen die heilspendende. Wie das Aufreißen des Bodens nicht selbst Zweck ist, sondern nur Mittel zum Zweck, so ist auch bei der Kirche die richtende Thätigkeit nicht das Ende der Wege Gottes, dessen Barmherzigkeit so groß ist, wie er selbst, der zu Zion spricht: „kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen", sondern sie soll nur das Volk Gottes zu seiner normalen Beschaffenheit zurückführen und also heilsfähig machen. Alle Gerichte Gottes über die Kirche tragen pädagogischen Charakter. Sie fließen zunächst aus dem Principe des Zornes. Aber hinter dem Zorne ist die Liebe verborgen, und wenn die Zeit gekommen, so bricht sie mit mächtiger Gewalt gleich einem verhaltenen Strome aus ihrem Hintergrunde hervor.

„Denn nicht mit dem Dreschschlitten wird Dill gedroschen, und das Rad des Wagens wird nicht über Kümmel geführet, sondern mit dem Stecken wird Dill ausgeklopft und Kümmel mit dem Stabe." An die Ausdeutung des ersten Gleichnisses schließt sich ein zweites. Daß es mit dem ersten gleichen Sinn hat, wie dieses darauf hinweist, daß Gottes Gerichte über die Kirche keinen vernichtenden Charakter tragen, das zeigt die Anknüpfung mit denn an jenen ersten Satz, welcher den Sinn des ersten Gleichnisses angibt. Dem Dreschschlitten gleichen die Gerichte über die gottlose Welt. Unter dem Bilde des Kümmels und Dills, die eine zartere Behandlung erfahren, stellt sich Zion dar, das sich in der Kirche des N. T. fortsetzt.

„Zu Brot wird's (das Korn) zermalmt, denn nicht immerfort drischt und drischt er es, und er treibt zwar das Rad seines Wagens und seine Rosse, aber nicht zermalmet er's." Nicht blos mit dem Dill und Kümmel kann Zion verglichen werden, auch mit dem Korne, das der Landmann zwar härter behandelt, über das er Wagen und Rosse treibt, aber immer doch mit einer gewissen Schonung, so daß es nicht beim Dreschen zermalmt wird, vielmehr bei ihm heil bleibt, also daß es zum Brote zermalmt werden kann, nicht nutzlos verderbend, sondern seine Bestimmung erreichend, wie einst die Form des alttestamentlichen Zions zermalmt wurde, damit es in der Kirche des N. B. herrlicher wieder erstehe. Auch über seine Kirche und über die einzelnen wahrhaftigen Glieder derselben treibt Gott nicht selten Rosse und Wagen, wenn der Geist des Abfalls in ihr übermächtig geworden, aber wenn es auch scheint, daß sie heillos zermalmt werden müsse, wenn alle ihre Feinde ihr dies in unmittelbare Aussicht stellen, immer zeigt sich doch zuletzt, daß neben der Härte die Schonung hergeht, und wenn es aufs Aeußerste gekommen ist, wenn Alles ruft: wir verderben, wir vergehn, erscheint plötzlich die rettende Hand. So lerne

nun — sagt Luther — aus diesem Gleichnisse, was Gott im Sinne habe, wenn er dich züchtigt. Dem Werke nach scheint er dich zwar zu hassen, aber nach seinem Sinne liebt er dich über die Maaßen." — „Auch dies kommt von dem HErrn der Heerschaaren, der wunderbar handelt in seinem Rathe, groß in seiner Einsicht." Auch dies, daß Gott im Zorne des Erbarmens gedenkt, nicht minder wie die Strafe. Darin grade zeigt sich die wunderbare Herrlichkeit des Rathes Gottes, die Größe seiner Einsicht ganz besonders, daß er, wenn Alles verloren, der Untergang unvermeidlich zu seyn scheint, die Wege der Errettung bereitet, daß er aus dem Tode selbst das Leben hervorgehen läßt, das Verderben selbst als Mittel des Heiles gebraucht. Durch diese Betrachtung wird der h. Paulus zu dem ganz entsprechenden Ausrufe veranlaßt: „O welch eine Tiefe des Reichthums der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unausforschlich seine Wege."

Wir schließen hier noch die Betrachtung des gleich folgenden Abschnittes, C. 29, 1—8, an, der nicht minder wie dieser geeignet ist, die um die Erhaltung der Kirche bekümmerte Seele hinwegzureißen von der Betrachtung des Sichtbaren und sie auf einen hohen Felsen zu erheben, von dem sie in tiefer Ruhe hinabschaut auf das Gewühl und Gewirre tief unter ihren Füßen und des Thuns und Treibens der Menschen nicht mehr achtet, wie der Bewegung in einem Ameisenhaufen.

„Ach Ariel, Ariel, Stadt, da David lagerte, füget Jahr zu Jahr, mögen die Feste kreisen. Und ich bedränge Ariel und sie wird zu Stöhnen und Gestöhne, aber sie wird mir zu Ariel." Den Namen Ariel, Löwe Gottes, führt hier das in der Kirche Gottes sich fortsetzende Zion. Das Bild des Löwen kommt schon in 1 Mos. 49, 9 von Juda vor, als dem Hauptstamm und Repräsentanten des Volkes Gottes, in dem seine zermalmende Gewalt ihren Höhepunkt erreicht: „Ein junger Löwe ist Juda, von der Beute mein Sohn (d. h. nachdem du sie mit unwiderstehlicher Gewalt ergriffen) steigst du empor (zu deinem unzugänglichen, unnahbaren Lager), er krümmt sich, lagert sich wie ein Löwe und wie ein Leu, wer will ihn aufwecken?" Juda soll nach der Verkündigung des sterbenden Jakob selbst dereinst in dem Messias gipfeln, und so erscheint dieser in Offenb. 5, 5 als der Löwe, der da ist vom Geschlechte Judas. Daß die Kirche hier durch das Emblem des Löwen bezeichnet wird, weist hin auf ihre hinter tiefer Niedrigkeit verborgene Hohheit, ihre im Hintergrunde der Schwachheit, nach der sie als ein „Würmlein" bezeichnet wird, stehende weltüberwindende Kraft. Es ist ihr in ihren ersten Anfängen gewährleistet: „Er fähret einher im Himmel, dir zu helfen, und in seiner Hohheit in den Wolken. Deine Wohnung ist der Gott der Urzeit und unter dir sind die ewigen Arme, und er vertreibt vor dir den Feind und spricht: vertilge. Heil dir, Israel, wer ist dir gleich, ein Volk mit Heile begabt durch den Herrn, der dein helfend Schild und dein stolzes Schwert, und heucheln müssen dir deine Feinde und du wirst auf ihren Höhen einherschreiten." Aus diesem grundlegenden Ausspruche in dem Segen Mose's, des Mannes Gottes, 5 Mos. 33, ersehen wir zugleich, weshalb die Kirche hier als der Löwe Gottes bezeichnet wird: weil sie von Gott ihre Kraft erhält und demgemäß im Dienste Gottes sie entfaltet. Wie der Name Ariel, so weist auf die der Welt imponirende Hohheit Zions auch der Beisatz hin: „die Stadt, da David lagerte." In Davids Zeit und durch ihn hatte sich die Löwennatur des Volkes Gottes besonders bewährt. Er war es, der sich rühmen konnte: „In Dir stürz' ich auf Schaaren, und in meinem Gott erspring' ich Mauern. Der meine Füße den Hindinnen gleichmacht und auf meine Höhen mich stellt. Der meine Hände unterweiset im Streite, und einen ehernen Bogen spannen meine Arme. Ich verfolge meine Feinde und erreiche sie, und kehre nicht zurück, bis ich sie aufgerieben. Und du gürtest mich mit Kraft zum Kriege, beugst meine Widersacher unter sich." — Trotz seines stolzen Namens muß man über diesen Ariel Ach und Wehe rufen. Schwere Heimsuchung steht ihm bevor, über kurz oder über lang, denn die Zeit will der Prophet nicht bestimmen, mit denen, die ihm entgegenrufen: es ist Friede, es hat keine Fahr, will er sich nicht in Verhandlungen einlassen. Mögen sie essen und trinken, freien und sich freien lassen, wie einst in den Tagen Noa's. Die Frist ist, wenn sie überhaupt stattfindet, jedenfalls nur eine Galgenfrist. Das Schwert ist jedenfalls schon geschärfet und gefeget, ist gezuckt, daß es schlachten soll. — Zion wird zu Stöhnen und Gestöhne: es kommt zunächst die Zeit, da sie weinen und heulen wird, die Welt aber sich freuen, doch ihre Traurigkeit soll in Freude verwandelt werden. „Sie wird mir wie Ariel": ihre Löwenkraft kann zwar ruhen und muß zu Zeiten ruhen, in Folge eines gerechten Gerichtes dessen, in dem sie wurzelt, aber nimmer kann sie aufhören, so lange der noch ist, der sie als Ariel eingesetzt hat, zuletzt muß sie sich stets wieder bewähren. Die nächste Bewährung dieses Ausspruches fand vor den Augen des Propheten bei dem Andrange Assurs statt. Da blieb die Tochter Zion übrig, wie eine Hütte im Weinberge, wie eine Nachthütte im Gurkenfelde, da wurde ihr Land wüste, ihre Städte mit Feuer verbrannt, Fremde verzehrten ihren Acker vor ihren Augen, aber zuletzt ging doch in wunderbarer Weise das Wort in Erfüllung: „sie wird mir wie Ariel." Die Löwennatur des Reiches Gottes bewährte sich in dem Untergange der 185000. Die Gemeinde Gottes konnte singen: „Bekannt ist in Juda Gott, in Israel ist sein Name groß. Und es ward in Salem seine Hütte und seine Wohnung in Zion. Dort zerbrach er die Flammen des Bogens, Schild, Schwert und Krieg. Selah." Eine zweite großartige Bewährung erfolgte bei der Babylonischen Catastrophe. Da löste sich Zion ganz auf in Stöhnen und Gestöhne. Da sprach ihr treuer Herold, Jeremias, der Prophet: „Wie liegt die Stadt so wüste, die voll Volkes war! Sie ist wie eine Wittwe. Die eine Fürstin war unter den Heiden und eine Königin in den Ländern, muß nun dienen. Sie weinet des Nachts, daß ihr die Thränen über die Backen laufen; es ist Niemand unter allen

ihren Freunden, der sie tröste; alle ihre Nächsten verachten sie und sind ihre Feinde geword n." Aber es dauerte nur ein halbes Jahrhundert, so lautete es wieder: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich. So mögen sprechen die Erlöseten des Herrn, die er erlöset hat aus der Hand der Noth. Und die er gesammelt hat aus den Ländern, vom Aufgang und vom Niedergang, vom Norden und vom Meere" (Ps. 107, 1—3). Und wenn sie auch Anfangs noch Knechte waren in dem Lande, das der Herr ihren Vätern gegeben, zu essen seine Frucht und sein Gut, so erblickten sie doch fröhlich in Hoffnung in diesem Anfange des Heiles ein Unterpfand der Zeit, da die Lobpreisungen Gottes in ihrem Munde seyn werden und zweischneidig Schwert in ihrer Hand, daß sie Rache üben unter den Heiden, Strafe unter den Völkern, zu binden ihre Könige mit Ketten, ihre Geehrten mit Eisenfesseln, Ps. 149, 6 — 8, und diese Hoffnung ging in Erfüllung, als Israel in der Zeit Christi das Schwert des Geistes in die Hand und damit an den heidnischen Ueberwindern die edelste Rache nahm. Da lag Babel, die früher zu Zion gesprochen: „die gefallen, wird nicht wieder aufstehen", und: „wo ist nun dein Gott?" ohnmächtig am Boden, das alte und demnächst auch das neue, Rom, Israel aber stand da als der Löwe Gottes. Als die dritte Catastrophe erging, die Römische, da hatte sich das wahrhaftige Zion schon von dem leiblichen getrennt, und während das letztere zu Grunde ging, begann das wahrhaftige Zion seinen Siegeslauf durch die Heidenwelt und die Zerstörung selbst mußte diesem Siegeslaufe, dieser Bewährung Zions als Ariel als Mittel dienen. „Möchte doch niemals — ruft ein heidnischer Schriftsteller, Rutilius, aus — Judäa unterworfen worden seyn durch die Kriege des Pompejus und die Herrschaft des Titus. Weiterhin verbreitet sich die Ansteckung der dort ausgerotteten Pest. Und ihre Sieger bedrückt die besiegte Nation." — Es heißt nicht umsonst: sie wird mir zu Ariel. Das weist darauf hin, daß Zion nicht auf eigne Hand und durch eigne Kraft zu Ariel wird, sondern daß sie es allein ihrem Gotte verdankt, in dem sie den Quell einer unbezwinglichen Stärke besitzt. „Du Herr — spricht Jesaias anderwärts — wirst uns Frieden schaffen, denn alle unsere Werke thust du für uns."

Der Prophet führt nun zuerst weiter aus, was er in dem voraus gesandten kurzen Ueberblicke andeutend von der Bedrängung Zions gesagt hatte. „Und ich lagere mich um dich wie ein Kreis und dränge gegen dich mit Walle und errichte gegen dich Bollwerke." Es ist sehr tröstlich, daß alle Geschicke der Kirche von dem Herrn ausgehen, daß er sie nicht blos von ihren irdischen Feinden errettet, daß er sie auch durch das Mittel ihrer irdischen Feinde belagert, daß sie es also überall nur mit ihm zu thun, um ihn sich zu kümmern, mit

ihm abzufinden hat, wie in der Urzeit Jakob in Gott auch die Menschen besiegt hatte. Ein älterer Ausleger, Vitringa, sagt: „Der Prophet gedenkt hier gar nicht der Assyrer, Chaldäer, Römer, sondern allein Gottes, von dem gesagt wird, daß er Jerusalem belagere und mit Wällen und Bollwerken drängen werde. Ein seltsam Ding! Der Prophet lehrt nämlich zum Troste der Frommen durch dies ganze Buch, daß alle Ereignisse, die fröhlichen und die traurigen, die glücklichen und die widrigen, alle Bedrängnisse seines Volkes von Gott abhängen, dem Lenker aller irdischen und himmlischen Mächte, daß nichts die Assyrer, nichts die Chaldäer, Syrer, Römer ohne den Gott Jehova vermögen, daß sie wider seinen Willen nichts ausrichten und verüben können, daß alle ihre Rathschläge, Unternehmungen, Werke von ihm in allen ihren Umständen also bestimmt und umschrieben werden, daß sie nichts weniger oder mehr ausrichten, als er selbst will. Er, welcher bildet das Licht und schafft die Finsterniß, der Frieden macht und schaffet das Böse. Ich, spricht der Herr, thue dies Alles." — „Und du wirst geniedrigt, redest aus der Erde, und aus dem Staube wird niedrig seyn dein Wort, und es kommt wie eines Geistes aus der Erde deine Stimme, und aus dem Staube wird deine Rede seufzen." Zion wird gar klein. Das hohe Reden wird ihr genommen. Das Leben schwindet bis auf ein letztes Fünklein. Unter dem lastenden Druck der göttlichen Gerichte kann sie nur noch seufzen. So wird ihr alles Vertrauen auf die eigene Kraft gründlich ausgezogen. Das muß ihr genommen werden, ehe Ariel wieder Ariel werden kann. Wenn es mit Zion, wenn es mit dem einzelnen Gläubigen so weit gekommen, daß nur ein Haar noch ist zwischen Tod und Leben, so ist die Stunde der Erlösung nahe.

Der Prophet gibt nun die Ausführung der Worte: und sie wird mir wie Ariel. „Und es wird wie dünner Staub das Getümmel deiner Feinde, und wie verfliegende Spreu das Getümmel der Gewaltigen, und seyn wirds in einem Augenblicke plötzlich." Dünner Staub ist ein leichtes Spiel des Windes. Hat Gott die Feinde herbeigeführt, so müssen sie auch auf seinen Hauch verschwinden. Und solche Wendung erfolgt oft gar plötzlich: „und dein Murren zu beschämen wird es unversehens seyn." — „Von Jehova der Heerscharen wirst du heimgesucht in Donner und Dröhnen und lauter Stimme, Sturmwind und Wetter und Flamme fressenden Feuers." Die Anrede ist an den Feind gerichtet. Wie furchtbar ist es, heimgesucht zu werden von Dem, welchem die Mächte des Himmels dienen!

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 14. Januar. № 4.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

„Und es wird gleich dem Traume, dem nächtlichen Gesichte das Getümmel aller Heiden, welche gegen Ariel Heerdienst thun, und alle, die Zion bestreiten, und ihr Belagerungswerk und die sie ängstigen. Und es geschieht, wie der Hungrige träumt und siehe er isset und er erwachet und seine Seele ist leer, und wie der Durstige träumt und siehe er trinket, und er erwachet und siehe er ist matt und seine Seele lechzet, also wird das Getümmel der Heiden seyn, die wider den Berg Zion Heerdienst thun." „Gleichwie die Eltern, sagt Luther, wenn sie ihr Kind gestäupet haben, die Ruthe ins Feuer werfen, also wirft auch Gott die Gottlosen als eine Zuchtruthe weg, nachdem er sie gebraucht hat, und verderbet sie." Der Traum verschwindet rasch und läßt nichts hinter sich, das ist der Vergleichungspunkt. „Träume — sagt Sirach — sind nichts anderes, denn Bilder ohne Wesen. Träume sind nichts und machen doch einem schwere Gedanken." Um eines Traumes willen soll man nicht murren, soll man nicht verzweifeln, soll man nicht capituliren, soll man keine Zugeständnisse machen, wenn die Dinge auch noch so furchtbar sich ausnehmen, das ist die praktische Weisung. Wie schlimm die Dinge sich auch gestalten mögen, zuletzt stellt sich doch immer heraus, daß die Feinde nur einen süßen Traum geträumt haben, die Kirche einen bösen. Was war es anders als ein Traum, ein süßer und ein böser, als in der Urzeit die Egypter den Kindern Israel nachjagten und ereilten sie am Meere, mit Rossen und Wagen und Reitern? Um die Morgenwache kam das Wasser und bedeckte Wagen und Reiter und alle Macht des Pharao, die ihnen nachgefolget waren ins Meer, daß nicht Einer aus ihnen überblieb. Träume sind Schäume, aus ihnen viel Wesens machen, zeigt einen nicht tief in Gott gegründeten Geist. Wer in Ihm seinen festen Ankergrund gefunden hat, der kann sich fast freuen, wenn die Dinge auf Erden sich recht verwirren, weil er darin das sichere Vorzeichen einer neuen Enthüllung der Ehre des Herrn erblickt, den Zuruf an die Kirche: „Der Herr wird für euch streiten und ihr werdet stille seyn."

Mit den Anfängen der Offenbarung haben wir begonnen in Entwickelung der Hoffnungen der Kirche, dann wandten wir uns zu der Mitte, nun wollen wir noch einen Blick in das Schlußbuch der heiligen Schrift, die Offenbarung des heil. Johannes, thun.

„Und wenn die tausend Jahre vollendet sind, wird der Satanas los werden aus seinem Gefängniß. Und wird ausgehen zu verführen die Heiden in den vier Ecken der Erde, den Gog und den Magog, sie zu versammeln in den Streit, welcher Zahl ist wie der Sand am Meere. Und sie zogen hinauf auf die Breite der Erde und umringten das Heerlager der Heiligen und die geliebte Stadt. Und es kam herab Feuer vom Himmel von Gott und verzehrte sie."

Die Lage der Kirche, wie sie hier geschildert wird und wie wir sie gegenwärtig vor Augen sehen, ist schlimm genug. Es handelt sich nicht um eine Verführung der Einzelnen als solcher, da der Satan den Seelen nachschleicht und sie jede für sich zu Falle bringt, wie das auch innerhalb der tausend Jahre geschah und nach den Gleichnissen in Matth. 13 geschehen mußte, und nicht aufhören wird, bis jenseits der tausend Jahre der Satan in den Feuersee geworfen wird, Offenb. 20, 10. Es handelt sich vielmehr um eine Verführung im Ganzen und Großen, um die Bildung eines verderbten Zeitgeistes, einer unter der Lenkung Satans stehenden „öffentlichen Meinung", die den Einzelnen, der nicht fest in Gott gegründet ist, wie ein mächtiger Strom mit sich fortreißt, einer compacten Masse, welche gegen die Kirche anstürmt, nicht hier und da, sondern auf der ganzen Erde. Aber es liegt doch auch Manches vor, was die Catastrophe in einem milderen Lichte erscheinen läßt und was uns Angesichts derselben mit hohem Muthe und heitrer Zuversicht erfüllt. Es war schon früher (20, 2) gesagt, daß die nach Ende der tausend Jahre bevorstehende Lösung des Satan nur eine kleine Zeit währen soll, klein im Verhältniß zu den tausend Jahren der Herrschaft der christlichen Kirche. So dürfen wir also, wenn der Abfall sich breit und seine Stimme laut macht auf den Märkten und Gassen, wenn es so weit zu kommen scheint, daß kein Raum mehr da ist und sie alleine das Land besitzen, mit dem Psalmisten sprechen: „Es ist noch um ein Kleines, so ist der Gottlose nimmer, und wenn du nach seiner Stätte sehen wirst, wird er weg seyn. Aber die Elenden werden das Land ererben und Lust haben an großem Frieden. Ich sah einen Bösen, der war trotzig und breitete sich aus gleich einem Baume grün und tiefgewurzelt. Und er schwand und siehe er war nicht mehr und ich suchte ihn und er ward nicht gefunden."

Der Satan ferner tritt hier auf ohne das gefährlichste Werkzeug seiner Bosheit in der Zeit vor den tausend Jahren, das Thier, den heidnischen Gott und Christus-feindlichen Staat. Dieser Feind wurde beim Beginnen der tausend Jahre nicht blos eingeschlossen, wie der Satan, er wurde in den Feuersee geworfen, der mit Feuer und Schwefel brennt, C. 19, 20, und also endgültig beseitigt und unschädlich gemacht. Daraus schöpfen wir die Hoffnung, daß, so nahe sich auch die letzte Zeit der streitenden Kirche auf Erden mit ihren Anfängen berührt, so unzertrennlich auch speciell von dem Sturmlaufen Satans und seiner Genossen gegen das Reich Gottes die Versuche sind den christlichen Staat zu zerstören, so unvermeidlich auch ihre Erfolge in einem Zeitraume, dessen charakteristisches Merkmal das ist, daß die Massen der Verführung Satans Raum geben, doch im Ganzen und Großen der christliche Staat fortbestehen wird bis ans Ende der Welt. Christus mit seinem Wort und Sacrament und mit seinem Geiste ist zu tief eingedrungen in Leben und Wesen der Völker, die ihm angehören, als daß es dem Satan gelingen könnte, das Thier wieder aus dem Tode zu erwecken. Ferner, die wilden Horden, die unter dem Befehle Satans stehen, umringen zwar das Lager der Heiligen und die geliebte Stadt, das Zion des N. T., die Kirche, und mit einer solchen Belagerung ist vielfache Trübsal verbunden, man wird da gespeist mit Brot und Wasser des Elendes, man darf das nicht anders haben wollen, denn es sind und sollen seyn „gräuliche Zeiten", aber bei der Belagerung bleibt es auch stehen, es heißt hier nicht wie bei dem alten Jerusalem: „Wahrlich ich sage euch, es wird hier nicht ein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde", nicht: „Und werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen, darum, daß du nicht erkennet hast die Zeit deiner Heimsuchung." Zion ist und bleibt die „geliebte Stadt", von ihr gilt nicht, was von jenem alten: „mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es gemacht zur Mördergrube", darin liegt die Bürgschaft, daß der Herr ihr bei dem Anlaufen der Feinde wunderbar hilft, daß er ihr Kraft verleiht zu erfolgreichen Ausfällen. Die geliebte Stadt darf stets mit voller Zuversicht sprechen: er züchtigt mich wohl, aber er übergibt mich dem Tode nicht. Endlich, Feuer fällt vom Himmel und verzehrt die Widersacher, es trifft sie eine Rache so unvermuthet, so schnell, so furchtbar, wie einst in der Urzeit Sodom und Gomorrha. „Wenn sie werden sagen: es ist Friede, es hat keine Fahr, so wird sie das Verderben schnell überfallen, gleichwie der Schmerz ein schwanger Weib, und werden nicht entfliehen", 1 Thess. 5, 3. Der Teufel, der sie verführt, wird in den Feuersee geworfen, der allmächtige Gott nimmt das Reich ein und die Hochzeit des Lammes kommt. Eine Belagerung, der solch ein Ende gewährleistet ist, kann und soll mit freudigem Herzen ertragen werden, bei einer solchen läßt man sich das Brot der Trübsal und das Wasser der Trübsal gern gefallen.

Wenden wir uns nun, nachdem wir uns also in Gott gestärkt haben, zur Betrachtung der wichtigsten Ereignisse des

verflossenen Jahres, so ziehen vor allem die Versuche unsere Aufmerksamkeit auf sich, wodurch man in unserm nächsten Vaterlande die christlichen Grundlagen des Staates theilweise zu beseitigen gesucht hat.

Was ist der christliche Staat? Manche auch Wohlgesinnte meinen, es handle sich da blos um die Ansicht einer Partei, meinen, man könne den christlichen Staat den Gegnern unbedenklich preisgeben und wenn auch nicht grade mit ihnen in Zerstörung desselben gemeinschaftliche Sache machen, doch dieser Zerstörung ruhig zusehen. In der That und Wahrheit aber ist der christliche Staat unzertrennbar von dem christlichen Charakter des Volkes, von dem Daseyn der Kirche unter ihm, von der Thatsache, daß Gottes Wort und Sacrament unter uns vorhanden ist. So gewiß als Christi Reich nicht aus dieser Welt, so gewiß als es aus dem Himmel ist, so gewiß auch muß es über alle Gebiete des Lebens, auch das staatliche herrschen. Wenn Fr. Rückert in dem Adventsliede: dein König kommt in niedern Hüllen, singt: „Dein Reich ist nicht von dieser Erden, doch aller Erde Reiche werden dem, das du gründest, unterthan", so würde statt doch noch bezeichnender drum gesetzt werden. Was der Täufer zunächst von der Person Christi sagt: „Der von oben her kommt ist über alle. Wer von der Erde ist, der ist von der Erde und redet von der Erde. Der vom Himmel kommt, der ist über alle", das gilt auch vom Reiche Christi. In der Grundstelle des Daniel zermalmt und zerstört das Königreich, das vom Himmel kommt, in Folge dieses seines Ursprunges die heidnischen Königreiche, es läßt den heidnischen Staat nicht neben sich bestehen, sondern es vernichtet ihn, Dan. 2, 44. Jede Einschränkung Christi auf ein einzelnes Gebiet, jeder Vorbehalt, den man gegen ihn aufstellt, ist ein factisches Attentat gegen seine Gottheit, aus welcher das: mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden, unmittelbar fließt. Es ist eine leere Einbildung, wenn man meint, der Staat berühre das religiöse Gebiet gar nicht, er könne einen indifferenten Charakter tragen. Daß das unmöglich sey, daß auch hier das Wort des Herrn gilt: wer nicht für mich ist, der ist wider mich, läßt sich bei Beidem, was hier in Betracht kommt, bei den Institutionen und bei den verwaltenden Persönlichkeiten leicht nachweisen. Was das erste betrifft, so fasse man z. B. nur einmal den Eid, die Ehe, die Schule ins Auge. Der Eid wird entweder auf den persönlichen, lebendigen, in seinen Thaten durch lange Jahrhunderte offenbar gewordenen Gott gegründet, oder auf jenes deistische Nebelgebilde, welches nichts ist als der Reflex der Gedanken des eignen Kopfes. Sobald der Staat den christlichen Gott verläßt, muß er, wie die Frankfurter Nationalversammlung gethan, den deistischen Götzen beim Eide in die Mitte stellen, und die unmittelbare Folge davon wird ein tiefes Herabsinken des Eides seyn. Mit dem deistischen Eide geht der Meineid Hand in Hand. Nur der große und schreckliche Gott der Offenbarung kann das Gemüth mit den heiligen Schauern erfüllen, welche ein kräftiges Gegengewicht abgeben gegen die Neigungen und Leidenschaften, nur in

die Hände des lebendigen Gottes zu fallen ist schrecklich. In der Ehe erweist sich die indifferente Stellung ebenso sofort als unmöglich. Betont der Staat die unverbrüchliche Heiligkeit der Ehe, so ist er nach dieser Seite hin ein christlicher, gewährt er in Bezug auf die Ehescheidung dem Fleische und seinen Lüsten und Begierden Freiheit, so sinkt er sofort in das heidnische Wesen herab. In der Schule wird es unmöglich seyn, bei Lesen, Schreiben, Rechnen und solchen untergeordneten Thätigkeiten stehen zu bleiben. Ein unerträgliches Gefühl der Leere würde sich da bald einstellen. Alles drängt darauf hin, einen Einheits- und Schwerpunkt zu gewinnen für alle diese untergeordneten Thätigkeiten, eine höhere Weihe, welche das Ganze durchdringt. Ohne Religion oder etwas, was wie Religion aussieht, wird die Schule auf die Dauer nicht bestehen können, und diese Religion ist in einer Schule, wo bis dahin die christliche geherrscht hat, wo sie ausgetrieben wird, nothwendig das grade Gegentheil derselben. In den leergewordenen Raum strömt sofort die Luft der Natur- und Menschheitsreligion ein. So verhält es sich bei den Institutionen. Bei den verwaltenden Persönlichkeiten liegt am Tage, daß sie, wenn nicht von christlichen, nothwendig von antichristlichen Principien geleitet seyn müssen. Ein jüdischer Lehrer wird den dämonischen Haß gegen Christum, welcher so sehr die Wesenheit des Judenthums bildet, daß er auch da noch fortbesteht, wo die positiven Grundlagen des Judenthums völlig aufgegeben sind, nicht in sein Inneres verschließen können. Er wird sich auch wider seinen Willen Luft machen. Denn wes das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Wir können dies schon an dem Beispiele solcher sehen, die aus blos äußeren Motiven die Taufe gesucht haben. Es ist grauenhaft, wie solche jede Gelegenheit benutzen, die Keime christlichen Glaubens in der Jugend zu zerstören. Ebenso der jüdische oder freigemeindliche Richter kann unmöglich indifferent dastehen, er wird ein persönlicher Protest seyn gegen die christliche Rechtsidee und die Opposition gegen dieselbe bei jeder Gelegenheit ausathmen. Er wird sich z. B. darin gefallen, die Ehescheidungen zu fördern, er wird überall begünstigen, was im Gegensatze gegen Röm. 13 steht, überall einer falschen Freiheit Vorschub leisten, er wird bei der Eidesabnahme grundsatzmäßig die Ehrfurcht verläugnen gegen den in der Kirche offenbar gewordenen Gott und somit dahin wirken, daß die Wurzel alles Eides beschädigt wird.

Auf solchen Betrachtungen beruht die Stellung, welche die Ev. K. Z. von jeher zu der Frage vom christlichen Staate eingenommen hat. Gegen solche Stellung ist im vorigen Jahre von ernstchristlicher Seite ein Protest erhoben worden (von Prof. Auberlen, Insp. Fabri, Past. Rinck), den wir um so weniger unbeachtet lassen dürfen, da die von dieser Seite empfohlene Richtung schon einmal großes Unheil über unser Vaterland herbeigeführt hat. Die pietistische Erweckung war eine wahrhaft großartige. Wie kam es, daß sie sobald dem Rationalismus unterlag und fast spurlos verschwand? Es kam besonders dadurch, daß der Pietismus, an Staat und Kirche

verzweifelnd, sie ihrem Schicksal überließ und sich in seine Conventikel zurückzog. Da konnten sich die, welche ein Gleichzeitiger treffend charakterisirt als in angulis garruli, in publico muti, in den Winkeln geschwätzig, in der Oeffentlichkeit stumm, eine Zeit lang wohlfühlen, aber es dauerte nicht lange, so wurden auch die Conventikel dem Feinde zur Beute. Das wird sich stets wiederholen. Eine Partei, die Staat und Kirche aufgibt, ist sicherm Untergang geweiht. Der Herrschaft über „die Höhen der Erde" folgt nothwendig auch die über die Thäler. Es ist eine Täuschung, wenn man meint, die kleine Heerde könne blos in äußerer und innerer Mission fortexistiren. Der gottlos gewordene Staat, die durch Entziehung des Salzes verweltlichte Kirche würden bald der äußeren und inneren Mission die Lebenssäfte entziehen. Es heißt hier: entweder Hammer oder Ambos. Wer sich nicht entweder herrschend oder doch wenigstens kämpfend, Zeugniß gebend in Staat und Kirche zu behaupten vermag, der streiche überhaupt die Segel, er wird sich auf die Dauer sicher nicht halten können.

Man greift von dieser Seite zuerst den Begriff des christlichen Staates an. „Sollten unsere christlichen Staaten, die zum großen Theile aus todten Menschen bestehen, die Herrschaft des Reiches Gottes auf Erden darstellen? — Es fehlt den Staaten und dem ganzen öffentlichen politischen Leben nicht mehr und nicht weniger als Das, was grade das Wesentliche und Bezeichnende des christlichen Charakters ist, die Wiedergeburt." Der Maaßstab aber, den man hier anlegt, ist ein anderer, als der der heiligen Schrift. Paulus erkennt die Gemeinde in Corinth als eine wahrhaftige Gemeinde Gottes an, er schreibt an sie als an die Geheiligten in Christo Jesu, und doch wie weit waren die dortigen Zustände von dem Richtmaaß entfernt, nach dem man unsere Staaten und Kirchen als unchristlich verurtheilt! Der Apostel klagt, daß Zank unter ihnen sey, er sagt zu ihnen, die überwiegende Mehrheit ins Auge fassend: „ihr seyd noch fleischlich", was der direkte Gegensatz des Charakters des Wiedergebornen ist, zu dem auch die Trunkenheit, so man das Abendmahl halten soll, die Ermahnung die Hurerei zu fliehen und so manches Andere gar wenig paßt. Welche schweren Aergernisse treten uns nicht in den Sendschreiben der Apocalypse entgegen! Ich kenne deine Werke, wird zu Sardes gesagt, daß du den Namen hast, daß du lebest und bist todt. Laodicäa ist lau geworden, elend und erbarmungswürdig, arm, blind und nackt. Und bei alle dem sind es doch noch wahrhaftige Kirchen des Herrn: „die sieben Leuchter sind sieben Kirchen." Die Wiedergeburt ist allerdings das Fundament, wie der Kirche, so auch des christlichen Staates. Aber für den christlichen Charakter des Staates ist, ebenso wie für den christlichen Charakter einer Familie, 1 Cor. 7, 14, nicht nothwendig, daß alle seine Mitglieder wiedergeboren sind. Es reicht hin, daß die Wiedergeburt als ein Salz vorhanden ist und das wird so lange der Fall seyn, als Gottes Wort und Sacrament noch in anerkannter Wirksamkeit dastehen, was Gott sey Lob und Dank unter uns noch der Fall ist. Uebrigens kann ein falscher Spiritualismus

gar leicht das Gebiet der Wiedergeburt zu enge eingränzen. Es ist nicht zu verkennen, daß diese eine gradweise ist, daß sie gar viele Vorstufen und Anbahnungen hat. Wie groß von diesem Standpunkte aus betrachtet bei uns noch das Gebiet der Wiedergeburt ist, das sollte am wenigsten der Inspektor einer Missionsanstalt verkennen, das tritt am hellsten in's Licht, wenn wir unsere Zustände mit heidnischen vergleichen.

Was wir christlichen Staat nennen, wird ferner behauptet, sey nach biblischen Grundsätzen unhaltbar. Die Schrift stelle das Reich Christi und die Weltmächte in scharfen Gegensatz. Aber unsere Staaten sind eben nicht die „Weltmächte" der heiligen Schrift, sondern diese nehmen mit der Bekehrung der Völker zu Christo sofort ein Ende. Das Thier, die Weltmacht, geht in der Apocalypse zu Grunde mit dem Siege über die zehn Könige, den wir schon seit mehr als einem Jahrtausende hinter uns haben. Der christliche Staat aber wird schon im A. T. vielfach bezeugt. Den Anfang dieser Bezeugung bilden schon die Verheißungen an die Patriarchen. Von Sara sollen nach 1 Mos. 17, 16 Könige über viele Völker ausgehen, doch natürlich Könige als solche, nicht Könige, die als Privatleute geistliche Nachkommen Abrahams und Saras sind. Denn dann würden sie nicht mehr in Betracht kommen als die geringsten im Volke. Solche Auffassung würde den Segen offenbar ausleeren. Dem aus Juda hervorgehenden Silo, dem Fürsten des Friedens, soll nach 1 Mos. 49, 10 der Gehorsam der Völker werden, der Völker als solcher, nicht blos einzelner aus ihrer Mitte berufener Individuen. „Die Fürsten aus Aegypten — sagt David in Ps. 68, 32 — werden kommen, Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zu Gott. Ihr Königreiche auf Erden, singet Gott, lobsinget dem Herrn." Und Salomo verkündet in Ps. 72, 11 im Blicke auf sein großes Gegenbild und dessen gerechte Friedensherrschaft: „Alle Könige werden ihn anbeten, alle Heiden werden ihm dienen." Jesaias ruft aus: „Und die Heiden werden in Deinem Lichte wandeln und die Könige im Glanze, der Dir aufgeht." Egypten und Assur wird nach Jes. 19, 24 in Zukunft in derselben Weise in das Reich Gottes aufgenommen werden, in der in der Gegenwart Israel sich darin befindet, nach seiner ganzen Existenz und nicht blos nach einer einzelnen Seite derselben. An der Schwelle des N. T. zeigt der Satan Christo alle Königreiche der Welt und ihre Herrlichkeit. Es ist das offenbar dasselbe Gebiet, dessen Besitz Christo von dem Vater in Aussicht gestellt war. Der Unterschied bezieht sich nicht auf die Ausdehnung der Herrschaft, sondern auf die Art und Weise zu ihr zu gelangen, ob in Freude und Ehre, oder durch Leiden, Sterben und Bluten. Der Satan ferner wird von Christo als der Fürst dieser Welt bezeichnet, seine unbedingte Herrschaft über die Weltmacht, den heidnischen Staat wird dadurch abgebildet, daß er in Offenb. 12, 3 die Embleme der Weltmacht auf dem Kopfe trägt. Ist Christus gekommen den Teufel auszutreiben, ihn niederzuwerfen, ihm alle seine Habe zu rauben, so muß sein Absehen auch von Anfang an darauf gerichtet gewesen seyn, daß an die Stelle des heidnischen und teuflischen Staates der christliche trete. Zu Pilatus spricht Christus: Du sagst ich bin ein König, und dies Wort wäre nur theilweise wahr, wenn Christus neben seinem Reiche eine davon unabhängige „Weltmacht" bestehen lassen müßte. Mein Reich, spricht ferner Christus, ist nicht von dieser Welt, die Position dazu ist nach der prophetischen Grundstelle: es ist vom Himmel, und weil es vom Himmel ist, kann es keine unabhängige „Weltmacht" neben sich dulden. Gleich im Anfange der Offenbarung Johannis wird Christus bezeichnet als der Oberste der Könige der Erde, und bei dem Kampfe mit den zehn Königen und dem Siege über sie hat Er auf seinem Gewande und auf seiner Hüfte den Namen geschrieben: „Der König der Könige und der Herr der Herren." Es ist gewiß kein richtiges Verfahren, auf Grund subjectiver Deutung einer einzelnen Schriftstelle so den ganzen Consensus der heiligen Schrift A. und N. T. für nichts zu achten, kein richtiges Verfahren auch, vielmehr das, was Schelling historischen Rationalismus genannt hat, im Vertrauen auf diese Deutung die tiefe und energische Ueberzeugung so vieler christlicher Jahrhunderte für nichts zu achten. Der christliche Staat ist keine Erfindung einer modernen Partei, kein Hirngespinst einzelner Köpfe — wie dieser Gegensatz der Kirche und der „Weltmächte" das ist, dieser Bach kurzen Laufes, den wir so leicht bis zu seinem Ursprunge verfolgen können. Der christliche Staat ist vielmehr die Ueberzeugung und mehr als das, der Herzschlag selbst der ganzen Christenheit auf Erden. Was würde Karl der Große wohl gesagt haben, wenn man ihm diesen Gegensatz der Kirche Christi und der „Weltmächte", die unabhängig daneben fortbestehen sollen, vorgetragen hätte, oder die Lehre von der „Mischehe, welche die Kirche mit der Weltmacht eingegangen." Er würde solche Lehre mit Abscheu zurückgewiesen haben, mit einem kräftigen: weiche hinter mich.

Man beruft sich auf „die Thatsache, daß die Entchristlichung des Staates mit raschen Schritten ihrer Vollendung zueile", man warnt vor unnützem „Rettungseifer", man verlangt, man solle das Ganze der Kirche und des Staates aufgeben, und sich dafür der „Einzelarbeit, der Treue im Kleinen" zuwenden, als dem Einzigen, wobei noch etwas zu gewinnen sey. „Sollen wir uns zutrauen, daß wir die moderne, vom Evangelium abgewichene, in das bloße Diesseits versunkene Bildung christianisiren können? Nein, sie wird alle ihre Entwickelungsphasen bis zum vollendeten Antichristenthum durchmachen." Das ist ein Rathschlag, der um so gefährlicher ist, da er, obgleich in dem vorliegenden Fall aus edlerem Quell entsprungen, der natürlichen Feigheit und Trägheit des menschlichen Herzens, seiner Unlust dem Gebote zu genügen: Wer mich bekennet vor den Menschen u. s. w., der hypochondrischen Neigung sein Pfund im Schweißtuche zu behalten, die willkommnen Feigenblätter darbietet. Die Antwort auf ihn hat schon David gegeben in Ps. 11: „Auf den Herrn traue ich, wie denn sprechet ihr zu meiner Seele — die Grundvesten sind zerstört, der Gerechte was thut er?" Den

Beilage.

Streitern Christi wird hier das Verfahren zum Muster gestellt, was die Preußischen Generale beobachteten, die im Jahre 1806 die Festungen ohne Schwertschlag den Franzosen überlieferten, weil sie, und für den Augenblick wohl mit Recht, meinten, daß doch alles verloren, und der Widerstand vergeblich sey. Grade wo dies der Fall, soll man, wie einst der Holländische General Chassé des ein Beispiel gegeben hat, im Widerstande besonders eifrig seyn, damit was fallen muß, doch wenigstens mit Ehren falle, damit man doch mindestens seine Schuldigkeit thue, nicht selbst verlumpe, wo man das Anvertraute nicht retten kann. So handelten schon die Glaubensmänner unter dem A. B. Der Prophet Asarja kündigt in 2 Chron. 15, 1 f. an, daß Zeiten großen und schweren Abfalls in Aussicht stehen, Zeiten, da kein wahrhaftiger Gott mehr seyn wird, kein lehrender Priester und kein Gesetz. Diese Zeiten können nicht blos kommen, sie werden sicher kommen, keine Macht der Erde kann sie aufhalten. Aber eben darauf gründet der Prophet die Ermahnung: „Und ihr seyd stark, und nicht mögen eure Hände schlaff seyn, denn eure Arbeit hat ihren Lohn.“ Und der König Assa, da er diese Worte hörte und die Weissagung des Propheten, ermannte sich und zerstörte die Götzen in dem ganzen Lande Juda und Benjamin und in den Städten, welche er genommen hatte vom Gebirge Ephraim, und erneuerte den Altar des Herrn, welcher vor der Halle des Herrn. Grade weil er wußte, daß „diese Städte und ihre Einwohner sollen eine Verwüstung und ein Fluch seyn“, betrieb der König Josias mit frommem Eifer seine gesegnete Reformation, für die der Heilige Geist ihm ein ewiges Denkmal in der Schrift gesetzt hat. Der Herr kehrte sich darum nicht von dem Grimme seines großen Zornes, damit er über Juda erzürnet war, das sagte ihm die Prophetin Hulda auf das bestimmteste voraus, aber darum ist es dem Könige auch nicht zu thun, er will seine eigne Seele retten, indem er seine Schuldigkeit thut, er will damit der Auswahl ein leuchtendes Vorbild geben und sie stärken, daß sie nicht durch die Allgemeinheit des Abfalls mit fortgerissen wird, er will einen Grund legen für eine bessere Zukunft nach dem Gerichte. Jeremias ist göttlich überzeugt, daß mit der gegenwärtigen Generation und ihren Königen nichts anzufangen ist, aber er denkt nicht daran, deshalb sich in einen engen Kreis zurückzuziehen und König und Volk fahren zu lassen. „So spricht der Herr — heißt es vielmehr bei ihm — gehe hinab in das Haus des Königes Juda und rede daselbst das Wort und sprich: höre des Herrn Wort, du König Juda, der du auf dem Stuhle Davids sitzest, beide, du und deine Knechte und dein Volk, die zu diesen Thoren eingehen.“ — Wir hängen wahrlich keinen „Herrlichkeitsgedanken“ nach, die Ev. K. Z. unterläßt es um so weniger sich „auf Leidens- und Niedrigkeitswege zu rüsten“, da sie schon über ein Menschenalter hindurch solche Wege geführt worden ist, und zwar ununterbrochen, nicht wie Manche wähnen blos zu Zeiten, obgleich die Grade allerdings verschieden waren, aber es scheint uns doch, daß unsere lieben Gegner im Eifer für das Kommen ihres tausendjährigen Reiches, welcher sie mit einer geheimen Wonne die Zertrümmerung alles Bestehenden anschauen läßt, unsere Zustände noch schlimmer ansehen, als sie wirklich sind. Es ist noch gar weit bis zur vollendeten Entchristlichung des Staates. Selbst wo man am weitesten vorgeschritten ist, in Frankreich, hat das Christenthum noch tiefe Wurzeln im Staate. Wir erinnern nur an das großartige Factum, daß alle Ehescheidung dort bis auf den heutigen Tag bürgerlich verboten ist, dann an den kürzlich ergangenen Spruch, wodurch eine Großmutter, die ihr unehelich gebornes Enkelkind gleich nach der Geburt getödtet hatte, zu einer Zuchthausstrafe von zwanzig Jahren verurtheilt wurde. Solcher Ernst der Strafe kommt allein vor in dem Gebiete des großen, eifrigen, schrecklichen Gottes der Offenbarung. In China und anderen heidnischen Ländern sind dies Handlungen, die weder durch das Gesetz verpönt sind noch durch die öffentliche Meinung gerichtet, die täglich massenhaft begangen werden. In Bezug auf unser Vaterland würde man sich irren, wenn man die determinirte Gottlosigkeit, das eigentliche Antichristenthum für die Physiognomie der Zeit hielte. Die herrschende Richtung unter denjenigen, welche nicht in der Treue gegen den Gott ihrer Väter verharren, ist vielmehr ein Schwanken zwischen Glauben und Unglauben, oder in der vornehmen Sprache: zwischen Dogmatismus und Scepticismus; sie mögen nicht mit fester Hand den Heiland und die Gemeinschaft mit seiner heiligen Kirche erfassen, aber sie haben zugleich ein Grauen vor dem Abgrunde des Materialismus, der sich immer gähnender vor ihren Augen eröffnet, und eine geheime Sehnsucht nach dem Vaterhause, die zu Zeiten auch nach außen hervorbricht. Ueberall gibt sich zu erkennen, daß wir noch immer ein Volk von Getauften sind und nicht von Heiden. Wo man in Zeitungen und Zeitschriften einem entschiedenen Haß und Hohn gegen Christum und seine Kirche begegnet, da werden gewöhnlich auch andere Indicien darauf hinführen, daß man in dem Anonymus einen Juden vor sich hat. Auch in unserm Abgeordnetenhause war die herrschende Richtung nicht eine eigentlich antichristliche, sondern eben jenes Schwanken zwischen Glauben und Unglauben. Das Vertrauen auf die christliche Wahrheit war nicht fest genug, daß man es ertragen hätte ihr entschiednen Einfluß auf das bindende, zwingende, züchtigende Gesetz des Staates zu gestatten. Dagegen aber gegen die Kirche zeigte man sich nicht unfreundlich und war nicht abgeneigt, ihr freien Spielraum für ihre rein geistliche Einwirkung zu gewähren und zuzusehen, wie weit sie damit kommen wird. Man wollte nicht,

daß ihre Diener gezwungen werden sollten zu thun, was ihrer in Gottes Wort gegründeten Ueberzeugung zuwider ist; auch diejenigen, welche für die Freiheit der bürgerlichen Eheschließung eiferten, erklärten sich doch meist dahin, daß sie für ihre Person den Segen der Kirche hochhielten und daß sie die Bedeutung einer christlichen Ehe wohl zu schätzen wüßten. Von einer solchen Versammlung ist nicht zu erwarten, daß sie die Entchristlichung des Staates bis zu ihrer äußersten Vollendung auch nur anstreben werde. Sie würde mit solchem Streben auch nur wenig Anklang im Lande finden. Daß es noch immer hier eine Gränzlinie gibt, die nicht überschritten werden darf, zeigt die Aufnahme, welche die bekannte Aeußerung des Herrn Ministers des Cultus über die zehn Gebote im ganzen Lande gefunden hat. Gegen sie hat sich eine so gut wie allgemeine Mißbilligung erhoben. Selbst Zeitungen wie die Spenersche sprachen ernste Bedenken aus. — Doch was wir so eben angeführt haben, ist nicht der eigentliche Grund, weshalb wir den Rath unserer christlichen Freunde: flieget wie ein Vogel auf eure Berge, uns nicht aneignen können. Wir meinen, daß es sich um eine Schuldigkeit handele, die unter allen Umständen, zur Zeit und zur Unzeit erfüllt werden müsse, komme dabei heraus was da wolle, und daß wir sie auch fernerhin erfüllen, dazu wolle Gott seine Gnade geben.

Daß aber unser Weg der rechte, gottgewollte ist, das wird auch bezeugt durch eine Thatsache, welche selbst einem unter unsern lieben Gegnern auf's Herz gefallen ist. „Wir sehen, daß jede, auch von gläubigen Männern ausgehende Manifestation, die auf Lösung des Bandes zwischen Staat und Kirche, Kirche und Schule ausgeht, sofort vielstimmiger Bravos in Kammern und Zeitungen sich erfreut. Dies ist immer eine bedenkliche Thatsache." Die Kinder der Welt sind gar klug. Ihre Bravos haben die Bedeutung einer nachdrücklichen Mahnung und Warnung. Sie sollten auf die, welchen sie zu Theil werden, billig denselben Eindruck machen, welchen der Hahnenschrei bei Petrus hervorrief.

Wir deuteten bereits an, daß die bekämpfte Ansicht zu ihrem eigentlichen Fundamente die Erwartung des tausendjährigen Reiches als eines noch zukünftigen hat. Im Interesse dieser Erwartung sucht man, was in den 18 Jahrhunderten der christlichen Kirche geschah, möglichst herabzusetzen. „Unsere Völker, spricht man, sind größtentheils nur äußerlich christlich geworden." Den christlichen Staat bezeichnet man als „ein schattenhaftes Vorbild des Reiches Gottes innerhalb des natürlichen Lebens." Durch solche herabsetzende Urtheile raubt man sich selbst den festen Untergrund für die Hoffnung auf das Zukünftige und tritt in Conflict mit den Verheißungen Christi, daß er bei den Seinen seyn wolle alle Tage bis zum Ende der Welt und daß die Pforten der Hölle seine Kirche nicht überwältigen werden. Man streift hart an das Judenthum an mit seiner Lehre von dem noch zukünftigen Messias. Man geht so weit, daß man den Namen des Reiches Gottes nur jenem eingebildeten tausendjährigen

Reiche noch beilegen, dagegen die ganze frühere Zeit mit dem vermeintlich niederen Namen der Kirche bezeichnen will. Daß solche Entgegensetzung von Kirche und Reich Gottes eine unbiblische ist, liegt am Tage. Daß die Kirche für immer ist, daß sie nicht blos dem Diesseits, sondern auch dem Jenseits angehört, das liegt einfach schon darin, daß sie als der Leib Christi bezeichnet wird, Eph. 1, 22. 5, 23. Ist das Haupt ewig, so muß auch dem Leibe ewige Dauer zukommen. Ausdrücklich ausgesagt wird die Ewigkeit der Kirche in Ephes. 3, 21, wonach Christus in seiner Kirche geehrt werden soll in alle Ewigkeiten. Ein Herübergreifen der Kirche in das Jenseits wird durch Hebr. 12, 23, wo von der Kirche der Erstgebornen geredet wird, die im Himmel angeschrieben sind, auch dann bezeugt, wenn man unter dieser Kirche die diesseitige versteht. Denn wenn schon die diesseitige Kirche ihr eigentliches Wesen und Bürgerrecht im Himmel hat, wie sollte die Kirche dann nicht in das Jenseits hinein fortdauern, das ihr eigentlicher Ort ist? Auf der andern Seite liegt klar vor, daß das Reich Gottes schon mit Christi erster Zukunft seinen Anfang genommen hat. Das Reich Gottes, spricht Christus, ist schon zu euch gekommen, Matth. 12, 28, es kommt nicht mit äußeren Gebehrden, sondern es ist schon mitten unter euch, Luc. 17, 20. 21. Die Parabeln vom Reiche in Matth. 13 beziehen sich alle auf die von unsern lieben Gegnern sogenannte Kirchenzeit. Auf sie allein passen z. B. die Parabeln vom Senfkorn, vom Sauerteig.

Diese Parabeln vom Reiche sind allein schon hinreichend aufzuwecken aus dem Traume von dem noch bevorstehenden tausendjährigen Reiche. Mit den behaupteten Eigenthümlichkeiten dieses Reiches, das man so phantastisch ausschmückt, steht im graden Widerspruch, was in den Parabeln von der Beschaffenheit des Reiches Gottes in der ganzen Zeit bis zum letzten Gerichte, dem Punkte der nach Apoc. 20, 15 hinter dem tausendjährigen Reiche liegt, ausgesagt wird. Von Christi erster Erscheinung an bis zu der Zeit, da die Gottlosen in den Feuerofen geworfen werden, V. 42, 47, also auch während des tausendjährigen Reiches, wird es in dem Reiche Gottes Unkraut geben, Söhne des Bösen, solche die Unrecht üben, neben den guten Fischen faule, Böse neben den Guten; während dieses ganzen Zeitraums werden die Einflüsse des Satans fortgehen, er wird ununterbrochen darauf bedacht seyn, Unkraut zu säen. Das ist ein Anstoß, den keine gegnerische Anstrengung aus dem Wege räumen wird. Das Unbegründete der Erwartungen in Bezug auf eine äußere Herstellung der Juden, die mit jener Ansicht vom tausendjährigen Reiche Hand in Hand gehen, und von denen aus man prophezeit, „der Hauptbahnhof der Welt" werde in Zukunft in Jerusalem seyn, ist schon früher in diesen Blättern nachgewiesen worden. Wir bemerken hier noch, daß die richtige Consequenz aus diesen Ansichten eine kürzlich auch in Berlin aufgetauchte Secte, die „christlichen Israeliten" gezogen hat, welche die Einzeichnung in das „Buch des Lebens" von der Uebernahme der Beschneidung ab-

hängig macht. Gehören alle Verheißungen, welche in der Schrift Israel ertheilt werden, den Juden, sind diese allein das priesterliche Volk, alle übrigen nur so zu sagen Heloten in dem Reiche Gottes, so ist es ja ganz natürlich, daß man das schon im A. T. dargebotene Mittel benutzt, um aus diesem erniedrigenden Zustande heraus zu kommen. Oder sollen unter dem N. B. die Heidenchristen etwa noch niedriger gestellt seyn, wie unter dem A. B. die Proselyten aus dem Heidenthum, denen durch die Beschneidung der Zugang eröffnet war zu allen Rechten des Volkes Gottes?

Wir wenden uns nun zu den einzelnen, die Interessen der Kirche berührenden Verhandlungen in den Preußischen Kammern, und zwar zuerst in der Ehesache. „Die Verhandlungen über den Gesetzentwurf, das Eherecht betreffend, in beiden Häusern des Landtags" liegen zu großer Erleichterung der Betrachtung vollständig im Drucke vor (Berlin 59. b. Decker). Den eigentlichen Mittelpunkt enthält für uns §. 2 des Gesetzes: „Es kann jedoch die Ehe mit bürgerlicher Rechtsgültigkeit auch vor dem Richter geschlossen werden, wenn die priesterliche Trauung versagt worden ist, oder die Brautleute erklärt haben, dieselbe nicht in Anspruch nehmen zu wollen."

Gegen die Einführung solcher sogen. facultativen Civilehe machen wir vor Allem folgendes Bedenken geltend. Man erschöpft sich in Declamationen über die Verpflichtung des Staates, denjenigen, denen er das Recht der Wiederverheirathung zugesprochen hat, auch zu der wirklichen Erlangung dieses Rechtes zu verhelfen. Solches Ziel aber kann durch die Einführung der Civilehe nicht erreicht werden. Sie gilt in den Augen der Betheiligten selbst, falls sie irgend anständig sind, nicht als eine wahre Ehe, sie wird noch vielmehr in ihren Umgebungen nicht als solche angesehen. Wer sie eingeht, wird sich dadurch in die allerpeinlichsten Verhältnisse bringen, ziemlich in die Stellung, welche unter dem A. T. die Aussätzigen einnahmen. Durch ihre Einführung kann also der Staat ebensowenig sich seiner vermeintlichen Verpflichtung entledigen, als wer einen Thaler schuldig ist durch Zahlung eines falschen Thalers. In beiden Fällen ist die scheinbare Gewährung schlimmer sogar wie die völlige Versagung. Die Gabe kann entweder gar nicht, oder, wenn man sie annimmt, nur zum Schaden genutzt werden und in der Darbietung solcher Gaben könnte leicht eine Art von Hohn erblickt werden.

Wir können durch die entschiedensten Zeugnisse der Freunde des Gesetzentwurfes selbst darthun, daß es nicht auf bloßer subjectiver Ansicht beruht, wenn wir, was den Kern unserer Argumentation bildet, die Gabe als eine bloße Scheingabe bezeichnen. In den „Motiven" des Gesetzentwurfes selbst wird gesagt, die Staatsregierung sehe von der obligatorischen Civilehe ab, weil die allgemeine Einführung der Civilehe den Anschauungen der Bevölkerung in den östlichen Provinzen durchaus zuwiderlaufen würde. „Denn eine geheiligte Uebung hat der kirchlichen Trauung als Form der Eheschließung in Preußen eine feste Stätte in der

Sitte und in dem Herzen der Nation gegeben." Man sieht gleich, daß, was hier gegen die obligatorische Civilehe geltend gemacht wird, zugleich gegen die facultative spricht. Sobald anerkannt wird, daß der Satz des Landrechtes: „Eine vollgültige Ehe wird durch die priesterliche Trauung vollzogen", noch immer Ausdruck des Volksbewußtseyns ist, so steht auch fest, daß die facultative Civilehe nur eine Scheingabe seyn kann, nur von solchen zu benutzen, für welche die Gesetzgebung am wenigsten besorgt seyn darf, von losen Leuten, die, um Ehre und Schande unbekümmert, sich aus der sittlichen Gemeinschaft ihres Volkes ausgeschieden haben. Auf diese ist um so weniger Rücksicht zu nehmen, da für sie schon hinreichend durch das Patent vom J. 1847 gesorgt ist. Wer sich über diese „geheiligte Uebung" hinwegsetzt, dem wird es auch keinen schweren Kampf kosten auszutreten aus der Gemeinschaft seiner Kirche. — Die Commission des Abgeordnetenhauses hält es in ihrem Berichte für eine „feststehende Thatsache, daß nach der allgemeinen Anschauung des Volkes in den Landestheilen, um die es sich hier handelt, die Einführung der obligatorischen Civilehe als eine die Rechte der Kirche und die Sitte verletzende Einrichtung angesehen werden würde; sie ist entschieden der Ueberzeugung, daß man in diesen Landestheilen nicht für die Civilehe ist." — In den Verhandlungen des Hauses erklärt der Herr Minister der Geistlichen Angelegenheiten, „eine nur bürgerlich geschlossene Ehe" sey, „wenn nicht mit einem Makel, doch mit einem Mangel behaftet." Der Abg. von Prittwitz spricht die Ueberzeugung aus, daß das Volk, wie es nur einen Gott, einen Glauben an das höchste Wesen, einen König hat, es auch nur eine Ehe, die an Gottes Altar geschlossene, durch den Segen der Kirche geweihte Ehe haben könne." „Ich würde — sagt er in Bezug auf die Eingehung einer Civilehe — glauben, mich an meinem Gotte, an meinem Glauben, an meiner Religion und an allen den christlichen und deshalb ächt Preußischen Traditionen zu versündigen, die ich von meinen Voreltern ererbt, und die ich unverletzt und makellos auf meine Nachkommen zu übertragen für eine Kindes-, eine Ehren- und eine Gewissenspflicht ansehe." Der Widerspruch, in den sich dieser Abgeordnete verwickelte, indem er dennoch für die Einführung der Civilehe sprach und stimmte, liegt zu klar am Tage, als daß er weiter nachgewiesen zu werden brauchte. Was uns selbst zu schlecht ist, Anderen darbieten unter dem Scheine einer guten Gabe, ist gegen das Gebot: du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, und gegen das Wort des Herrn: „Alles, das ihr wollet, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen", nach dem man Anderen nicht zumuthen darf, in einen Brunnen zu springen, vor dem man selbst ein Grauen hat. Der Abg. Gneist sprach: „Es ist wahr, daß unser Volksbewußtseyn sich die sittliche Weihe der Ehe, ihre Unwiderruflichkeit nicht trennen kann von dem Orte und von dem Symbole der kirchlichen Trauung, die nicht blos ein kirchlicher Act ist (sie ist sogar mit einigem Widerstreben der Kirche entstanden): die vielmehr in volksthüm-

licher Auffassung ein allen Confessionen gemeinsamer religiöser Act geworden ist. — Wenn wir jetzt genöthigt sind, ein Surrogat der Ehe zu schaffen, so wird das Schicksal dieses Surrogates dasselbe, wie das jedes künstlichen Surrogates für ein festes volksthümliches Institut: es bleibt dem Volke fremd. Wer eine ordentliche Ehe, d. h. eine getraute Ehe will, muß sie bei seinen geistlichen Oberen erbitten, die sie frei gewähren, frei versagen sollen. — Die Civilehe ist eine Neutralitätserklärung des Staates; es ist eine Transaction zwischen Staats- und Kirchenmännern, die Alles erwogen und überdacht haben, nur eins vergessen, das Deutsche Volk." Das sind treffliche Worte, die eines tiefen Eindruckes nicht verfehlt haben würden, wenn mit ihnen nur die Consequenz des Handelns Hand in Hand gegangen wäre. — Der Abg. Simson führt gar hohe Reden wider die Ohnmacht des Staates, bei denen nur das Eine vergessen ist, daß sich ohnmächtig zu fühlen und zu bekennen im Angesichte der Allmacht, im Angesichte dessen, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, und der gesprochen: „Ich aber sage euch: wer sich von seinem Weibe scheidet (es sey denn um Hurerei willen) und freiet eine andere, der bricht die Ehe. Und wer die Abgeschiedete freiet, der bricht auch die Ehe", nicht Schande, sondern Ehre, daß gegen ihn sich in die Brust zu werfen, der verderben kann in die Hölle, der Gewalt hat über der Menschen Königreiche und gibt sie wem er will, nichts Anderes ist, ja noch viel absurder als das Aufblähen eines Frosches. „Der ohnmächtige Staat — sprach er — ist noch viel entsetzlicher als der allmächtige. Er wird nothwendig zum Gegenstande der Verachtung für seine Angehörigen, und nichts hat eine ähnliche Fähigkeit, die Angehörigkeit des Staatsbürgers, die heilige Treue, den Herzensgehorsam gegen den Staat aufzulockern und zu zerstören, als wenn der Staat sich zur Lösung seiner Aufgabe ohnmächtig erweist." Derselbe Abgeordnete aber sagt: „Wenn der Staat den im Nothstande (!) befindlichen die Ehe nicht zu gestatten vermag, so bestreite ich ihm das Recht, ihnen irgend ein Surrogat der Ehe statt derselben zu obtrudiren. — — Wenn Sie wirklich ohne die Kirche kein Mittel haben sollten, das Zusammenleben in geschlechtlicher Gemeinschaft zu gestatten, als eines, was in diesem Sinne den Namen Ehe nicht verdient, dann lassen Sie uns die verderbliche Ohnmacht des Staates proclamiren — aber ehren wir unsere Mitbürger wenigstens dadurch, daß wir ihnen kein sogenanntes Surrogat ansinnen, und daß wir ihnen nicht zumuthen, in Verhältnissen zu leben, die des hohen und heiligen Namens „Ehe" unwürdig sind." Der Abg. Simson hat bei diesem begründeten Proteste gegen die Surrogate das legalisirte Concubinat, das Cohabitationsrecht im Auge. Aber in die gleiche Categorie gehört nach den Erklärungen seiner Gesinnungsgenossen auch die facultative Civilehe, und nicht nur das, er selbst versetzt sie ohne es zu merken und unwillkürlich

in dieselbe. Es würde unbegreiflich seyn, wie solches einem so scharfsinnigen Manne begegnen konnte, wenn man nicht wüßte, daß die Gedanken unter der Herrschaft der Neigungen stehen. Er sagt: „Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß die obligatorische Civilehe, wie sie in Frankreich, gewiß wie sie in den Rheingegenden besteht, vor der kirchlichen Einsegnung zwar im Sinne des Gesetzes, aber nicht im Gefühle der Menschen eine Ehe ist." Warum ist sie es denn nicht? Wenn diese Frage beantwortet wird, so zeigt sich sofort, daß was hier von der obligatorischen Civilehe ausgesagt wird, genau auch von der facultativen gilt. Beide sind keine wahrhaftigen Ehen und gelten bei unserm noch immer gottesfürchtigen Volke nicht dafür, weil Gott bei ihnen nicht in der Mitte ist, der einzige wahrhaftige Halt für alle menschlichen Verhältnisse, der Einzige, der in dem zartesten und daher schwierigsten unter allen die sonst unvermeidlichen Störungen und Schwankungen beseitigen kann, der Einzige besonders, der als der Bundesmittler dem weiblichen Theile, als dem schwächeren, Sicherung gewähren kann gegen die Willkür, wie es ja geschichtlich vorliegt, daß die Ehe ihre wahre Weihe und Heiligung nur durch den lebendigen in der Kirche offenbar gewordenen Gott erhalten hat.

Ist nach allem was wir ausgeführt haben und nach dem Zugeständnisse der Freunde der Civilehe selbst, dem von Niemand in der Versammlung widersprochen wurde, diese nur etwas das wie eine Ehe aussieht, und ein schlechtes Surrogat einer solchen, und betrachtete man einmal als feststehend, was der Herr Cultusminister aussprach: „Diesem unerträglichen Zustande muß Abhülfe werden, darüber ist man einverstanden", so bot sich nur ein Ausweg dar, der, die Trauung von den Geistlichen zu erzwingen, natürlich von den Römisch Katholischen nicht minder wie von den Evangelischen. Denn doppeltes Gewicht zu führen, und zwar zum Nachtheile des Schwächeren, d. h. des äußerlich Wehrloseren, der aber um so mehr unter Gottes Schutz und Obhut steht, das wäre doch eine Schande, die Niemand dem Staate zumuthen wird. Wirklich hat sich ein Abgeordneter gefunden, der zur Betretung dieses Weges einlud, Prof. Gneist, welcher den Ausspruch that: „Es ist die Pflicht des Staates, es ist Pflicht des Königes das Landesgesetz, welches er als Recht anerkennt, auch wirksam durchzusetzen und zur Geltung zu bringen, vor allen Dingen gegen den Stärksten in diesem Lande." Aber daß der Abg. seinem eignen Vorschlage nicht traute, daß er ihn mehr nur als ein professorisches Paradoxon vorbrachte, erhellt schon daraus, daß er zuletzt erklärte, dennoch für die Civilehe stimmen zu wollen, und wie wenig Anklang er gefunden, ersehen wir daraus, daß der Abg. Reichensperger (Geldern) vor der Versammlung selbst „von der eisigen Aufnahme" reden konnte, „welche die Rede von Gneist in der Versammlung gefunden."

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 18. Januar. № 5.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Solche eisige Aufnahme verdiente der Vorschlag des Abg. Gneist offenbar nicht blos wegen des Grundes, den schon der Bericht der Commission hervorhebt: „Der Art. 15 der Verfassung proclamirt die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate. Hieraus folgt, daß der Staat die Diener der Kirche nicht zwingen kann, kirchliche Verrichtungen vorzunehmen.“ Der Vorschlag leidet an einem grellen inneren Widerspruch. Auf der einen Seite stellt er die Kirche sehr hoch, so hoch, daß keine wahrhaftige Ehe ohne ihre Mitwirkung zu Stande kommen kann. Und auf der anderen Seite will er sie wiederum so erniedrigt wissen, daß sie nicht den eignen Gesetzen ihres Wesens folgen, sondern ein Spielball der Launen jedes Individuums, eine Sclavin des Staates und jedes seiner Organe seyn soll. Das erinnert lebhaft an das Verfahren der Wilden, welche erst ihre Götzen auf jede Weise ehren, durch Opfer und Gaben, dann aber, wenn sie nicht erlangen, worum sie gebeten, sie mit allen Schimpfnamen überhäufen und prügeln. Auch die Erwägung hat gewiß zu der „eisigen Aufnahme“ dieser Rede beigetragen oder hätte doch dazu beitragen sollen, daß es widersinnig ist, Gewalt zu üben an der Treue gegen Gottes Wort und Seine Kirche zu Gunsten solcher, welche diese Treue freventlich brechen im Interesse ihrer niederen Lüste und Begierden.

Das also steht fest: wenn auch der Zustand so „unerträglich“ seyn sollte, wie ihn der Herr Cultusminister bezeichnet, eine Abhülfe für ihn kann nicht gefunden werden. Man würde sich damit trösten müssen, daß das Leben auch sonst, wie für den Einzelnen, so auch für die Völker und Staaten gar vieles „Unerträgliche“ mit sich führt, was doch ertragen werden muß. Aber worauf beruht denn diese Behauptung der Unerträglichkeit des Zustandes?

Was jetzt auf einmal „unerträglich“ seyn soll, da die Geistlichkeit der Evangelischen Kirche die Trauung Geschiedener verweigert, das hat in Bezug auf die Römisch-Katholischen schon längst bestanden, ohne daß Jemand daran gedacht hat, diesen Zustand unerträglich zu finden, zu verlangen, daß ihm um jeden Preis Abhülfe werden müsse: „Zwar — sagt der Herr Minister des Cultus — die eine der beiden großen Religionsgesellschaften, in denen das Leben unserer Nation sich bewegt, die Katholische Kirche, getragen durch eine mehr als tausendjährige rechtliche Organisation, folgt dem dadurch bedingten Lebensgange mit festem Schritte und der Staat verfolgt ebenso nach seinem Gesetze seine Wege.“ Wir werden hier nicht darüber belehrt, warum denn, was bei den Katholischen als ganz unbedenklich hingestellt wird, es nicht auch in Bezug auf die Evangelischen seyn soll. Das Landrecht stellt 17 Gründe der Ehescheidung auf und spricht den auf einen dieser Gründe hin Geschiedenen seinerseits das Recht der Wiederverehelichung zu. Eine gültige Ehe kommt aber nach ihm zu Stande nur durch die priesterliche Trauung. Wie sie diese erlangen mögen, das überläßt es den Betheiligten. Daß der Staat die Mittel der Wiederverehelichung zu gewähren habe, kommt den Urhebern des Landrechtes nicht in den Sinn. Die jetzt eingetretene Aenderung nun besteht nur darin, daß die Evangelische Kirche in Verurtheilung der Willkürlichkeit der Ehescheidungen die Stelle neben der Römisch-Katholischen wieder eingenommen hat, die von Hauf' aus ihr eigenthümlich ist, die durch alle ihre ursprünglichen Kirchenordnungen sanctionirt wird, die sie aber eine Zeit lang, als die Wächter schliefen, schmählich verlassen. Warum soll nun da auf einmal ein „unerträglicher Zustand“ eingetreten seyn? Der „tiefe Riß in das System des Civilrechtes“, welcher nach der Aeußerung des Herrn Justizministers ausgeführt worden ist, hat schon längst bestanden und ist von Niemandem als solcher betrachtet worden. Jedenfalls könnte doch von ihm seit dem Jahre 1847 nicht mehr die Rede seyn, denn da hat der Staat gewährt, was er irgend gewähren konnte.

Wie ist man aber darauf gekommen, noch eine Civilehe neben der bereits durch das Patent von 1847 gewährten einführen zu wollen? Was darüber zu sagen ist, sagen wir um so lieber mit den Worten des Abg. Reichensperger (Köln), je herzlicher wir uns darüber freuen, daß die Katholischen Abgeordneten jetzt in dieser Angelegenheit den richtigen Weg wiedergefunden haben, den sie früher zum großen und vielleicht unersetzlichen Schaden derselben verloren hatten. Von demselben Gesetzeswerke, von welchem der Herr Minister des Cultus sagt, es sey nach seiner „unerschütterlichen Ueberzeugung“ ein „gutes, ein nothwendiges, ein gerechtes Werk“, sagt dieser Abgeordnete: „Das ganze Bedürfniß reducirt sich darauf, daß denjenigen, welche es vorziehen, nominell in der Kirche zu bleiben, die aber die Grundsatzungen derselben nicht respectiren oder doch ihnen nicht Folge leisten wollen, daß solchen durch dieses Gesetz die Umgehung ihrer kirchlichen Satzungen ermöglicht werden soll.

Die Erreichung dieses Zweckes wird doch allzutheuer erkauft durch die Verwirrung des Gewissens von Millionen. Wir stehen hier vor einem entschiedenen Wendepunkt; es handelt sich hier darum mit einer 1800jährigen Tradition zu brechen, wie sehr auch während dieser Jahrhunderte die Form der Eheschließung gewechselt hat. Meiner Ansicht nach sollte man, statt bei den sogenannten Conflictfällen zwischen dem Individuum und der Kirche erleichternd hinzuzutreten, vielmehr darauf hinwirken, daß diejenigen, welche in solchem Conflicte sich befinden, recht ernstlich darüber reflectiren, was es heißt, seiner Kirche und seinem Glauben thatsächlich den Abschied zu geben, daß sie nicht blos daran denken, was die Sache für sie persönlich für eine Bedeutung hat, sondern weiter auch, welche Folgen sich für ihre Familie daran knüpfen."

Schon die sogen. Nothcivilehe ist ein bedenklicher Act der Entfremdung des Staates gegen die Kirche und zugleich ein Act der Lieblosigkeit gegen die Betheiligten, noch weit mehr aber gilt dies von der sog. facultativen Civilehe. Die Gründe, welche man zu Gunsten der letzteren und gegen die erstere angeführt hat, können für den, der auf christlichem und kirchlichem Standpunkt steht, nur das grade Gegentheil beweisen, und man kann es nur tief beklagen, daß sie aufgestellt werden konnten. Die beiden Gründe des Herrn Ministers der Geistlichen Angelegenheiten sind die: „weil im Falle der Trauungsweigerung, wenn diese als Bedingung gefordert wird, der Conflict zwischen Staat und Kirche in jedem einzelnen Falle von Neuem constatirt wird, und weil gewissermaßen durch Verurtheilung dieser Eheschließung von Seiten der Kirche diesem Verhältnisse ein Makel aufgedrückt wird, den der Staat nach seiner Würde nicht gutheißen kann." Als ob nicht die wahre Würde des Staates in dem Gehorsam Christi bestände und als ob er nicht verpflichtet wäre, wenn er augenblicklich nicht selbst im Stande ist, diesen Gehorsam vollständig zu leisten, wenigstens dem Zeugnisse der Kirche Aufmerksamkeit zu verschaffen und dieser möglichst in die Hände zu arbeiten. Die Commission macht noch geltend, die Civilnothehe „wäre auch für die Betheiligten verletzend, weil sie die Kirche zu Maßregeln gegen sie provociren würde." Als ob diese Maßregeln bei der facultativen Civilehe ausbleiben würden, und als ob sie aus dem Gesichtspunkt einer feindlichen Verfolgung und nicht vielmehr einer heilsamen Zucht zu betrachten wären, einer Wohlthat, welche den armen Verirrten zuzuwenden der Staat auch an seinem Theile bemüht seyn muß, besonders auch deshalb, weil er an ihrer Verirrung einen so traurigen Antheil hat, weil er es ist, der mit seiner Gesetzgebung zerstörend gegen die Sitte auftrat. Ferner wendet die Commission gegen die Nothcivilehe ein, „der Staat würde sich dadurch der Kirche unterordnen, indem er mit seiner Gesetzgebung nur für die Fälle zu Hülfe käme, für welche die Kirche der Befolgung seiner Gesetze Widerstand entgegensetzte." Darauf ist einfach zu antworten: im Angesichte der Kirche, die im Gehorsam gegen den gemeinsamen Herrn handelt, darf der Staat nicht fürchten, sich etwas zu vergeben. Man muß aber darüber erstaunen, wie

man mit solchen Gründen meint die tiefernsten Bedenken aufwiegen zu können, welche sich der beabsichtigten Institution entgegenstellen: daß durch sie Angesichts des ganzen Volkes der Staat seine Nichtachtung der Kirche erklärt, die er als eine neben ihm stehende hohe Gottesordnung zu ehren heilig verpflichtet ist, und daß er die kirchliche Trauung, indem er die bürgerliche als ihr ebenbürtig und zur freien Auswahl daneben stellt, herabsetzt und somit den christlichen Charakter der Ehe verdunkelt, also zur Schwächung einer Institution beiträgt, welche eine seiner wichtigsten Grundlagen bildet.

Noch müssen wir hier ein Argument ins Auge fassen, welches der Herr Justizminister zu Gunsten der in dem Gesetzentwurfe dargebotenen Civilehe vorgetragen hat: „Die Eheschließenden, denen die Trauungsweigerung gegenübertritt, verlangen doch nichts Anderes, als was bis in die dreißiger Jahre völlig ausnahmlos, und bis in das J. 1854 nur mit sehr seltnen Ausnahmen von allen Geistlichen der Evangelischen Kirche auf das Bereitwilligste gewährt worden ist. Wie läßt sich nun diesen Leuten gegenüber es aufrecht halten, daß sie jetzt so arge Sünder geworden seyen, daß sie aus der Kirche austreten müßten, wenn sie zu einer legalen Schließung ihrer Ehe abgesehen von dem kirchlichen Gebiete gelangen wollen?" Die Anklage, die hier gegen die Kirche erhoben wird, ist leider eine begründete, aber es ist doch nicht zu übersehen, daß Niemand weniger Recht hat, deshalb den Stein wider sie zu erheben, als ein Repräsentant des Staates. Von diesem, nicht von der Kirche ist die Verderbniß zuerst ausgegangen. Er ist der Verführer, sie die Verführte. Durch übergroßen Gehorsam gegen den Staat, dadurch, daß sie über Röm. 13 das Wort ihres Herrn vergaß: „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen", hat die Kirche gesündigt. Wenn sie sich nun aber jetzt aufgerichtet hat, muß sie dann nicht doch jedenfalls Nachsicht üben gegen die, welche durch ihre frühere Schwäche nicht vor Verirrung bewahrt geblieben sind? Es wäre dies nur dann der Fall, wenn es sich hier um eine Wohlthat handelte. Da es sich aber hier vielmehr, was der Herr Justizminister zu übersehen scheint, um ein Uebel handelt, und zwar um der Uebel größtes, um eine schwere Schuld, so kann der Kirche aus ihrer früheren Schwäche nur die Verpflichtung erwachsen, jetzt um so energischer aufzutreten, um so kräftiger zu zeugen, um so nachdrücklicher einzuschreiten, und der Staat, als ihr Irreleiter, hat die Pflicht, ihr darin den kräftigsten Beistand zu leisten.

Wir haben übrigens unter den vorliegenden Umständen, in der Weltperiode, in der der Satan losgelassen ist aus seinem Gefängniß, in dem Staate Friedrichs II., in der „neuen Aera", allen Grund, mit den Erfolgen in dieser Sache zufrieden zu seyn. Unsere Gegner selbst haben in den Verhandlungen bezeugen müssen, daß die christliche Betrachtungsweise der Ehe und also auch der christliche Sinn überhaupt noch tiefe Wurzeln im Lande hat. Die Anerkennung, daß die Kirche wieder eine Macht im Leben ist, tritt uns überall entgegen. Bei der Abstimmung in dem Hause der Abgeordneten stand der Majorität von

199 Stimmen eine Minorität von 110 Stimmen entgegen, die um so höher anzuschlagen ist, da es hier galt, in einer wichtigen und als solche betonten Angelegenheit der Regierung entgegenzutreten. Ein Gegengewicht ferner gegen die zweite Kammer bildet die erste, für deren Gesinnung in dieser Sache schon das charakteristisch ist, daß sie zum Referenten den Präsidenten Götze erwählte, dessen gediegenes Gutachten in den weitesten Kreisen gelesen zu werden verdient und deren Commission (vor dem Plenum kam die Sache nicht mehr zur Verhandlung) die Streichung aller Paragraphen des Gesetzentwurfes beantragte, die sich auf die Civilehe beziehen. Gegen diese gingen zahlreiche, mit Tausenden von Unterschriften bedeckte Petitionen ein, und man kann gewiß mit Wahrheit sagen, daß die Stimmung weit und breit im Lande eine dem Gesetzentwurfe ungünstige ist. Der Evangelische Oberkirchenrath hat, wenn auch zu spät, eine Erklärung gegen die Civilehe abgegeben. Noch entschiedener hat sich die Westphälische Provinzialsynode dagegen ausgesprochen. Sie hat beschlossen, Sr. Königl. Hoheit dem Prinzregenten die Bitte vorzutragen, diesem Gesetzentwurfe im Interesse der Kirche die Zustimmung zu versagen. Dieser Beschluß ist um so erfreulicher, da zugleich nur Ehebruch und bösliche Verlassung als legitime Scheidungsgründe anerkannt wurden. Fast alle größeren Pastoralconferenzen haben gegen die facultative Civilehe mehr oder weniger direct Zeugniß abgelegt. Das Alles dient dazu, uns in der Zuversicht zu bestärken, daß der Herr uns noch nicht weggeworfen hat von seinem Angesichte.

An die Betrachtung der Kammerverhandlungen in der Ehesache schließen wir hier gleich einen Ueberblick an über die Maßregeln des Hochw. Evang. Oberkirchenrathes auf diesem Gebiete. Wir können uns hier ganz kurz fassen, da wir erschöpfende Beleuchtungen schon früher gegeben haben. Diese Maßregeln sind in ein etwas milderes Licht dadurch getreten, daß später als ihre Absicht die offenbar geworden ist, der Einführung der Civilehe vorzubeugen, während Anfangs Alles darauf führte, daß sie mit der Einführung der Civilehe Hand in Hand gehen sollten, wo man dann über das Uebermaß von Concessionen an die „Gesinnung des Fleisches", Röm. 8, 6, wahrhaft erschrecken mußte. Doch bleibt auch jetzt noch Veranlassung genug zu tiefer Betrübniß. Durch die preiswürdige Ordre vom 8. Juni 1857 war das Ermessen der einzelnen Geistlichen, die Trauung zuzulassen, beseitigt worden. Die Eheschließenden wurden an die Consistorien gewiesen und gegen deren Entscheidung die Berufung an den Oberkirchenrath gestattet. Dagegen wurden durch Erlaß des Oberkirchenrathes vom 15. Februar die Consistorien angewiesen, in allen Fällen, „wo sie nicht die Genehmigung ertheilen zu dürfen glauben, sich der Entscheidung zu enthalten und nach erledigter Instruction lediglich gutachtlichen Bericht an den Ev. O. K. R. zu erstatten." Dieser soll dann darüber zu entscheiden haben. Noch bedenklicher als daß die Consistorien eine partielle Suspendirung ihrer Amtsthätigkeit erleiden müssen und zwar grade derjenigen Thätigkeit, für die sie zuerst eingesetzt wurden — sie waren ursprünglich vorwiegend Ehegerichte —

als die Constituirung des Oberkirchenrathes zu einem Ausnahmegericht unter Beseitigung des geordneten Instanzenzuges, ist es, daß die Consistorien wohl das Recht haben sollen, die Genehmigung zu ertheilen, nicht aber sie zu versagen. Da tritt die Tendenz, die Wiedertrauung Geschiedener um jeden Preis zu erleichtern, mit unbedingter Deutlichkeit hervor, man sieht die Sache auf der bekannten „schiefen Ebene" angelangt, auf der sie nothwendig immer tiefer herabrollen muß, bis sie wieder in dem tiefen Thale des Landrechtes angelangt ist — denn wenn so weit, warum nicht weiter? — und wer das Auge fest und klar auf die heilige Ordnung des Wortes Gottes und der Kirche, auf die Person unseres Herrn und Heilandes gerichtet hat, in dem diese Ordnung ihren letzten Grund hat, konnte über eine solche wider diese Ordnung dem Zeitgeiste eingeräumte Bedeutung sich nur tief betrüben. Diese Betrübniß mußte noch wachsen, wenn man näher das Princip betrachtete, von welchem nach der Erklärung des Hochw. Oberkirchenrathes seine Entscheidungen in dieser Sache beherrscht seyn sollen, den Grundsatz, daß das Wort Gottes in Bezug auf Ehescheidung „nicht ein Gesetz, sondern ein Princip" aufstellt, also ein Dehnbares, Flüssiges, von den Umständen Abhängiges, durch die Neigung Bedingtes. Durch göttliches Verhängniß mußte die ganze Gefährlichkeit des eben öffentlich aufgestellten Grundsatzes an einem berühmt gewordenen Fall sofort vor aller Welt offenbar werden, unter Umständen, wie sie nicht günstiger für die Kirche, nicht ungünstiger für ihre Behörde gedacht werden können. So weit der Ernst christlicher Gesinnung reichte, so weit ging auch die Opposition gegen dies neue Recht und Verfahren. Wie sehr die Behörde selbst von der Macht dieser Opposition ergriffen und über dieselbe betroffen war, zeigt der Erlaß vom 7. April, wodurch sie dieselbe zu dämpfen suchte, statt dessen ihr aber eine neue Wucht verlieh. Eine spätere Declaration dieses Erlasses ließ nicht undeutlich merken, daß in der Behörde selbst Bedenken gegen denselben zur Geltung gelangt waren.

Viele Thatsachen führen darauf, daß das ernste Wort des Herrn: „ich aber sage euch", später wieder in der Behörde mehr und mehr den Sieg gewonnen hat über die aus der Welt in die Kirche so mächtig eindringenden Einflüsse, daß im Ganzen und Großen die Entscheidungen im Sinne der Kirche gefällt werden. Aber wenn wir uns auch freuen müssen, daß die Praxis besser ist als das aufgestellte Princip, so werden die kirchlich Gesinnten sich doch erst dann beruhigen können, wenn dies Princip selbst förmlich wieder aufgegeben worden ist. Dazu möge Der seine Gnade geben, der selbst über der Erhaltung seiner heiligen Ordnungen waltet! Mit der Unterscheidung von Gesetz und Princip wird auch der ebenfalls in dem Erlaß vom 15. Febr. aufgestellte Grundsatz fallen müssen, daß die Ertheilung der Genehmigung zur Wiederverheirathung für den schuldigen Theil von der Buße desselben abhängig zu machen sey. Es wird durch solche Bestimmung der Heuchelei Vorschub gethan, bei den die Trauung Nachsuchenden und bei den Berichterstattern, und eine bedenkliche Rechtsungleichheit eingeführt, indem der eine Geist-

liche nach seinem subjectiven Ermessen Bußfertigkeit da findet, wo der andere das Gegentheil derselben. „Ueber die innerlichen Dinge richtet die Kirche nicht", wer sich von dieser wichtigen Regel entfernt, geräth auf schlüpfrige Wege. Man frage nur die Mitglieder der kirchlichen Behörden, ob ihnen wohl dabei zu Muthe ist, wenn in ihrem Schooße die Frage verhandelt wird, ob dieser oder jeder „Buße gethan hat" oder nicht, ob sie nicht das Gefühl eines Eingriffes in die Rechte desjenigen haben, der Herzen und Nieren prüft, ob nicht das traurige Straucheln so mancher Pastoren, die auf diesem Glatteis sich nicht halten können, für sie ein jämmerliches Schauspiel ist?

Die Frage, ob die kirchlichen Behörden bei der Beurtheilung von Trauungsgesuchen unbedingt die richterlichen Entscheidungen zu Grunde zu legen, oder ob sie das Thatsächliche auch aus anderen ihnen zugänglich gewordenen Quellen zu schöpfen haben, scheint jetzt dahin beantwortet zu seyn, daß die letztere Auffassung die richtige sey. Wir stimmen im Principe dem bei, müssen aber wünschen, daß das kirchliche Verfahren zur Ermittlung des Thatsächlichen in der schon früher in diesen Blättern ausgeführten Weise zu einem wirklichen Rechtsgange ausgebildet werde. Welche Gefahren drohen, wenn die Kirche ihre Entscheidungen auf bloße Wahrscheinlichkeiten, unbeeidigte Angaben interessirter Personen, Gerüchte u. s. w. gründen wollte, das bringt uns der bereits oben berührte Fall zur Anschauung. Davon abgesehen aber müssen wir uns herzlich freuen, wenn die unbedingte Selbstständigkeit der Kirche in Behandlung der Ehesachen durch die Feststellung dieses Grundsatzes von Neuem zur Anerkennung gelangt ist.

Wenden wir uns nun zu der Angelegenheit der (euphemistisch) sogenannten Dissidenten. Nicht minder wie in der Ehesache hat sich auch hier kundgegeben, von welchen Gefahren der christliche Charakter des Staates in unsern Tagen bedroht ist.

Der Herr Minister des Cultus erklärte in einer am 28. Febr. im Hause der Abgeordneten gehaltenen Rede: „Von dem Standpunkte meines Ministeriums kann ich den Wegfall aller ferneren einschränkenden Maßregeln gegen harmlose religiöse Versammlungen, welcher religiösen Richtung sie auch angehören mögen, nur herzlich willkommen heißen. Das Christenthum hat durch freie Ueberzeugung die Welt überwunden und wird ferner durch diese geistigen Waffen sich behaupten und Bahn brechen." Den Grund des Bestehens der freien Gemeinden suchte der Herr Minister „hauptsächlich in jenen kleinlichen polizeilichen Quälereien." Wir wollen diesen nicht das Wort reden und haben es nie gethan. Es wäre zu wünschen, daß die früheren Maßregeln mehr einen offenen, großartigen, auf der Freudigkeit christlichen Bekenntnisses ruhenden Charakter

getragen hätten. Aber was jetzt an ihre Stelle getreten, die unbedingte Verführungsfreiheit der Agenten der freien Gemeinden, das ist gewiß noch viel weniger zu loben. Es ist nicht zu verkennen, und auch die größte Befangenheit kann es nicht mehr läugnen, daß es sich um eine Erklärung an die offenbarste Gottlosigkeit handelt: „Das Land soll euch offen seyn, werbet und gewinnet darin." Der Herr Minister führte selbst eine Aeußerung des Häuptlinges der freien Gemeinden Uhlich an: „Eine bestimmte Vorstellung von dem persönlichen lebendigen Gott ist nicht unser Bekenntniß." Unter den Sätzen, die Uhlich in Königswinter aufstellte, lautete der fünfte (nach der Darmst. K. Z. S. 1478): „Wir Menschen sind alle Brüder und sollen eine große Familie bilden, ob mit oder ohne Familienvater bleibt dahin gestellt, letzteres anzunehmen ist aber jedenfalls vernunftgemäßer, da wir uns von Gott gar keine Vorstellung machen können." In einer zu Rathenow in einem Tanzsaale abgehaltenen Versammlung äußerte Uhlich (Hall. Volksbl. Nr. 100), „daß Jesus mehr als ein gewöhnlicher weiser Mann gewesen, sey eine Unwahrheit — ob Gott etwas Persönliches sey, oder nur als Naturgesetz aufzufassen, lasse er dahin gestellt." Auf die Frage mehrerer Familienväter, die, nachdem sie die Lästerungen ihres Gottes und Heilandes ruhig angehört, um die Fortdauer ihrer armseligen Existenz, um Unsterblichkeit und Wiedersehen besorgt waren, äußerte Uhlich: „Ich habe auch Kinder verloren und glaube nicht, daß ich sie jemals wiedersehen oder wiedererkennen werde." Das sind die als „harmlos" proclamirten religiösen Versammlungen! Es ist möglich, daß wenn man Solche, die der Apostel als „gräuliche Wölfe" bezeichnet, frei ihr Wesen treiben läßt, die Zahl der Mitglieder der freien Gemeinden nicht zu, sondern abnimmt. Aber es ist das nicht eine erfreuliche, es ist das vielmehr eine höchst traurige Folge. Dafür wird mehr und mehr das Gift der freien Gemeinden in die Kirche selbst eindringen. Das Wort dieser Menschen wird um sich fressen, wie ein Krebs. Wir leben nicht in einem Freistaate, unser Volk ist daran gewohnt, überall regiert zu werden, gewohnt daran, daß das Schändliche überall von der Obrigkeit verfolgt und unterdrückt wird. Wenn man nun der Gottesläugnung und der damit verbundenen Läugnung eines ewigen Lebens freien Lauf läßt, so muß das Volk darin, wenn nicht eine Billigung von Seiten der Obrigkeit, so doch jedenfalls eine thatsächliche Erklärung erblicken, daß die Sache so schlimm nicht sey, daß es sich hier nur um Meinungen und Ansichten, um „zollfreie" Gedanken handele.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 21. Januar. № 6.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Wenn obrigkeitliche Personen sich Angesichts dieser Folgen damit trösten, das Christenthum habe durch freie Ueberzeugung die Welt überwunden, so heißt das in unzulässiger Weise den Standpunkt des Rechtes und der Pflicht verlassen und in Betrachtungen eingehen, die jedenfalls erst dann an ihrer Stelle sind, wenn man gründlich seine Schuldigkeit gethan hat. Jener Satz ist aber gar nicht einmal richtig. Nicht blos durch freie Ueberzeugung, auch durch Zucht und Ordnung hat das Christenthum die Welt überwunden und was durch „freie Ueberzeugung" auszurichten ist, wenn Zucht und Ordnung aufgegeben sind, das zeigt uns das Beispiel Elis, welches für die Kirche aller Zeiten und namentlich für die christliche Obrigkeit eine so nachdrückliche Warnung enthält und als solche stets von der letzteren tief zu Herzen genommen ist. Nach der Lehre unserer Kirche ist die Obrigkeit der Wächter der beiden Tafeln des Gesetzes. Sie kann sie nicht auseinanderreißen. So gewiß als die zweite Tafel abhängig ist von der ersten, Gott das Ein und Alles der zehn Gebote, so gewiß auch muß der Arm der Obrigkeit, damit sie über der Befolgung der Gebote der zweiten Tafel halten will, bald verdorren, wenn sie erst angefangen hat, die erste Tafel dem Gelüste böser Buben preiszugeben. Man sehe nur den tiefen Ernst, welchen das Wort Gottes unter dem A. B. gegen die Verletzung der Gebote der ersten Tafel athmet, gegen die Verführung zur Abgötterei, mit welcher die Verführung zum Atheismus ganz auf gleicher Linie liegt, — man lese hier besonders mit sinnendem Geiste das 13. Cap. in dem 5. Buche Mose's —, gegen die Lästerung des Namens Gottes, gegen die Sabbathschändung. Wenn über alle solche Uebelthäter die Todesstrafe verhängt wurde, so gilt hier für die Kirche des N. T. das Wort des Herrn: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seyd? Des Menschen Sohn ist nicht kommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten." Unter dem N. B. sind reichere Mittel der Gnade vorhanden, mehr Hoffnung, das Herz eines solchen Sünders zu überwinden und zu gewinnen. Man darf ihm die Gnadenfrist nicht verkürzen. Aber weiter geht der Unterschied der beiden Testamente nicht. Wer dem Unglauben die absolute Freiheit zuspricht, zu rumoren und das arme Volk zu verführen, der hat jene göttlichen Gebote gegen sich, von deren Geist und Wesen nach dem Worte des Herrn kein Jota und kein Strichlein umkommen soll, und sehe wohl zu, daß der Ernst derselben nicht ihm und dem ganzen Staate, in dem solche Ordnung eingeführt werden soll, auf den Kopf komme. Es ist die durchgängige Lehre des Wortes Gottes, daß der Bann demjenigen selbst zufällt, der versäumt ihn an Anderen zu üben. Und noch immer ist das Wort in Kraft: „Wer mich ehret, den will ich auch ehren, wer aber mich verachtet, der soll wieder verachtet werden", welches der Heilige Geist grade zu einem solchen gesprochen hat, der bei sonst aufrichtiger Frömmigkeit die Bande der Zucht glaubte lösen zu dürfen.

Ist es nicht ein schreiender Widerspruch, wenn man den Eid, diese nothwendige Grundlage der Staaten, fortwährend als solche anerkennt, dagegen aber vollkommen freien Spielraum denjenigen gewährt, welche die Voraussetzungen des Eides zerstören? Steht nicht die schaurige Zunahme des Meineides in nothwendigem Zusammenhange mit den Zugeständnissen, die man seit dem Jahre 47 den freien Gemeinden gemacht hat und die jetzt zu ihrem Gipfelpunkt gelangt sind?

Man ist aber in den Zugeständnissen an die „Dissidenten" noch weiter gegangen. Die Staatsregierung, wurde erklärt, habe sich überzeugt, daß der Religionsunterricht der Jugend in den Dissidentengemeinden ein wesentliches Stück der durch die Verfassung gewährleisteten freien Religionsübung bilde. Es solle also fortan kein Zwang geübt werden zur Theilnahme an dem Religionsunterrichte in den öffentlichen Schulen, vielmehr müsse für einen Religionsunterricht im Sinne des Landrechtes der Religionsunterricht der Dissidenten gelten. „Welchen Unterricht die Kinder in Religions- und Sittenlehre erhalten — sprach der Herr Minister des Cultus im Hause der Abgeordneten —, darum kümmert sich der Staat gar nicht, so daß also der Fall eintreten kann, daß die zehn Gebote, die Fundamentalsätze jeder sittlich-bürgerlichen Gemeinschaft, den Kindern vielleicht niemals vorgehalten werden." Diese Grundsätze wurden durch Erlaß an die Regierungen bald nachher ins Leben eingeführt. Die Bedenken, die sich dagegen erheben, sind wiederholt und zum Theil in trefflicher Weise ausgeführt worden. Wir fassen sie hier kurz zusammen.

Es läßt sich nicht absehen, wie für einen Religionsunterricht im Sinne des Landrechtes, welches als die Grundlage aller Religion „die Ehrfurcht gegen die Gottheit" bezeichnet, der Unterricht einer Gemeinschaft erklärt werden kann, welche das

Daseyn Gottes in Zweifel zieht und deren Wesen darin besteht, keine Religion zu haben.

Der Staat, welcher in seinen Schulen nur „Lesen, Schreiben, Rechnen und was sonst zu dem Elementarunterricht gehört" für obligatorisch erklärt, sinkt damit auf die unterste Stufe hinab, indem er sich loslöst von jeder religiös-sittlichen Basis. Die Heilige Schrift bezeichnet diejenigen, bei denen es an einer solchen Grundlage fehlt, in 5 Mos. 32, 21 als ein „närrisch Volk."

Der Staat entzieht sich auf solche Weise seiner Verpflichtung, die Unmündigen zu schützen gegen die Willkür der Eltern.

Der Kirche wird durch solche Bestimmungen das auf dem Ausspruche des Herrn in Matth. 28, 19 ruhende Recht entzogen, ihre Getauften Alles zu lehren, was der Herr geboten hat.

Die meisten Schulen sind kirchlicher Stiftung und tragen kirchlichen Charakter. Die Kirche würde Gewalt leiden, wenn sie genöthigt würde, in ihren Anstalten solche zuzulassen, welche durch Verschmähung ihres Religionsunterrichtes ihr Hohn sprechen.

Es hat sich gegen diese Bestimmungen eine mächtige Reaction erhoben. Die treffliche Schrift des C. R. Seegemund dagegen fand eine freudige Aufnahme und weite Verbreitung. Die Regierungen zeigten sich durchweg abgeneigt. Die Stimmung des Adels fand ihren Ausdruck in der bekannten Erklärung der acht (resp. fünf) Patrone, die leider in der Form die Handhabe darbot für eine gerichtliche Verfolgung, zu der diejenigen hoffentlich nicht die Anregung gegeben haben werden, von denen der Anlaß zu solchem Unmuth und Manneszorn ausging — möge Gott den Betheiligten segnen, was sie für seine, wenn auch in menschlicher Schwachheit geführte Sache zu leiden haben! Ferner, in einer mit weit über hundert Unterschriften bedeckten Eingabe von Patronen an Se. Königl. Hoh. den Prinzregenten. Der Evang. Oberkirchenrath ließ in einem Erlaß an die Consistorien vom 12. Mai ernste Bedenken durchblicken und stellte noch weitere Schritte in Aussicht, wenn erst die gutachtlichen Aeußerungen der Consistorien eingegangen seyn würden. Die Westphälische Provinzialsynode nahm bei allen evangelischen Schulen, sie möchten Parochial- oder Gemeindeschulen seyn, für die Schulvorstände das Recht in Anspruch, nicht evangelische Kinder auszuschließen. Die meisten Pastoralconferenzen legten ein entschiedenes Zeugniß ab gegen Bestimmungen, die, wie C. R. Seegemund sagt, ein Princip in sich tragen, das in consequenter Durchführung, wie die facultative Ehe auf dem Gebiete der Familie, so auf dem Gebiete der Schule die Lösung des bisherigen Bandes zwischen Kirche und Schule zur Folge haben würde.

Eine ganz besonders erfreuliche Reaction aber gegen diese Bestimmungen ist von dem Herrn Minister der geistlichen Angelegenheiten selbst ausgegangen. Daß ihm die Bedenklichkeit derselben aufs Herz gefallen, zeigte zuerst eine im Juli v. J. an die Regierungen ergangene Aufforderung zu einem Berichte, in welcher Weise die erforderliche Aufsicht über den freigemeindlichen sogenannten Religionsunterricht zu führen sey, bei welcher sich freilich die Frage darbieten mußte, wie ein von vorn herein und seinem Wesen nach Nichtiges Gegenstand der Aufsicht seyn kann. Eine Maßregel von durchgreifenderer Bedeutung erfolgte, nachdem der Herr Minister bei Bereisung der Provinz, in welcher die freien Gemeinden ihren Hauptsitz haben, Gelegenheit gehabt hatte, ihre Zustände aus eignen Anschauungen kennen zu lernen. Nach einem Bescheide der Regierung von Liegnitz vom 2. November v. J. hat Se. Exc. bestimmt: „eine Belehrung, welche den in den öffentlichen Elementarschulen ertheilten Unterricht in der Religion angeblich ersetzen oder vertreten soll, darf von den freigemeindlichen Sprechern nur nach besonders nachzusuchender Genehmigung ertheilt werden, die Gewährung der letzteren ist von einer besonderen Prüfung der Verhältnisse abhängig." Wenn nun die Regierungen die Genehmigung in allen einzelnen Fällen versagen, so ist hiemit die frühere Bestimmung factisch aufgehoben. Da der Religionsunterricht von dem Landrechte verlangt wird, so wird der Religionsunterricht in der Schule für die Kinder der Dissidenten wieder obligatorische Bedeutung gewinnen. Die Form der Aufhebung der früheren Bestimmung ist freilich nicht ohne Bedenken. Schon die Aufstellung der Möglichkeit, daß freigemeindliche Sprecher zum Religionsunterrichte concessionirt werden, hat etwas Verletzendes. Nachgrade ist es doch hinreichend offenbar geworden, daß Sprecher freier Gemeinden als solche irreligiös seyn müssen, daß bei ihnen Religion und Fähigkeit zum Religionsunterricht suchen nichts Anderes heißt, als einen Weißen unter den Mohren, Dornsträucher ohne Dornen, Feigen von den Disteln suchen. Doch wir wollen zufrieden seyn und nicht verkennen, daß sich die Sache in schwieriger Lage befand.

Es konnte so scheinen, als ob die jetzt in der Hauptsache wieder außer Kraft gesetzten Bestimmungen in Bezug auf den Religionsunterricht der Kinder der Dissidenten den christlichen Charakter der Schule nur an einem entfernten Ende beschädigten, daß es sich hier nicht um Aufgebung des Principes handele, sondern um eine Anomalie, dergleichen das Leben überall darbiete. Von solchem Standpunkte aus ist unsere Polemik mehrfach von Männern der Neuen Ev. K. Z. der Uebertreibung geziehen worden. Wir mußten ihnen aber entgegenhalten, daß das Wort: „ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig", hier um so mehr gelte, da es sich hier um eine Concession an den Zeitgeist und Den, der ihn spendet, handelt, welcher nicht ruhen kann und wird, durch die einmal gemachte Bresche vorzudringen und dem man nur dann sich erfolgreich widersetzen kann, wenn man den Anfängen widersteht. Worauf der Feind es abgesehen hat, das ist in derselben Sitzung des Hauses der Abgeordneten noch in einem umfassenderen Angriff auf den christlichen Charakter der Schule hervorgetreten. Die Petitionen eines Schullehrers (wir wollen den Namen dieses ganz kleinen Herostrat nicht nennen, um ihm nicht eine neue Freude zu bereiten) und einiger „bäuerlichen Besitzer" in Pr.-Holland gegen die Regulative und um „Abschaffung des geist-

tödtenden und zeitraubenden wörtlichen Auswendiglernens der biblischen Geschichten und alten Gesangbuchslieder und Einführung nützlichen Unterrichtes der Naturgeschichte, der vaterländischen Geschichte und Geographie, speciell in Kenntniß der Futterkräuter, des Obst- und Gemüsebaus", boten, so wenig auch die Persönlichkeit der Petenten zu ernsthafter Verhandlung einlud, der Abneigung gegen die Regulative und den durch sie vertretenen christlichen Charakter der Schule einen willkommenen Anlaß zu einer Demonstration dar. Der Referent erklärte, der gegenwärtige Herr Unterrichtsminister werde sich durch Erlaß ganz entgegengesetzter Regulative Stimmen des Beifalls erwerben. Die Commission beantragte bei dem Hohen Hause, die Petitionen der Staatsregierung zu überweisen und dabei die Erwartung auszusprechen, daß dieselbe die seit dem Erlaß des Regulativs vom 3. Oct. 54 im Lande vielfach hervorgetretenen Klagen über die Ueberlastung der Elementarschulen mit zu viel religiösem Memorirstoff in Erwägung ziehen und das Geeignete zur Hebung dieser Klage veranlassen werde", und die Majorität des „Hohen Hauses" trat, nicht im Aufblicke zu dem Höheren, der gesprochen: „Lasset die Kindlein kommen zu mir und wehret ihnen nicht", und der ein so hartes Gericht demjenigen in Aussicht gestellt hat, welcher die Kleinen ärgert, diesem Antrage bei. Der Herr Minister des Cultus erklärte zwar, es sey auch seine Ueberzeugung das Wort eines Freundes: „Würden die Regulative in irgend einer Weise außer Kraft gesetzt, so wäre das einer der schwersten Schläge, welche das Schulwesen treffen könnten, weil es einer Preisgebung der heilsamsten Principien gleichkommen werde", „glaubte" aber doch, „die Annahme des Commissionsantrages dem Hause der Abgeordneten empfehlen zu dürfen." Die Hoffnungen der Feinde des christlichen Princips in der Schule, die sich an diese Erklärung und die imponirende Bedeutung der Majorität des „Hohen Hauses" knüpften, wurden bitter enttäuscht durch den Erlaß des Herrn Ministers vom 19. Nov. v. J., der sich als die Frucht persönlicher Anschauungen über die Wirksamkeit der Regulative zu erkennen gibt, welche der Herr Minister auf einer zu diesem Zwecke unternommenen Reise gewonnen. Die Declarationen und näheren Bestimmungen, welche in diesem Erlaß in Bezug auf die Regulative gegeben werden, sind nicht als Concessionen an den Zeitgeist zu betrachten, sondern sie treten Mißverständnissen und Uebertreibungen entgegen, welche sich an die Regulative leicht anschließen konnten, beschränken auch in einigen wenigen Punkten das in den Regulativen selbst verlangte Maaß des zu Leistenden. Die nachdrückliche Hinweisung darauf, daß das Gedächtniß beim Religionsunterricht nicht auf Kosten lebendiger Aneignung in Anspruch genommen werden dürfe, daß es speciell bei der biblischen Geschichte nicht auf ein Memoriren abgesehen seyn könne, sondern nur auf ein selbstständiges Wiedergeben im freien und unwillkürlichen Anschluß an die volksthümliche Sprache der Lutherischen Bibelübersetzung, waren wirklich an ihrer Stelle. Wie wenig in der letzteren Beziehung von einer Concession wider Willen die Rede seyn kann, erhellt schon daraus, daß lange vor jenen Kammerverhandlungen und noch unter dem vorigen Ministerium die Beschwerde eines Pommerschen Patrons bei dem Ministerium entschiedene Abhülfe fand, der seinen Schullehrer vertheidigte gegen die unteren Behörden, welche eine Profanirung der heiligen Geschichte darin fanden, daß er seine Kinder dieselbe in ihrer plattdeutschen Mundart und in Anknüpfung an ihre nächsten Verhältnisse und Umgebungen, an den Gesichtskreis eines hinterpommerschen Dorfkindes erzählen ließ. Die allerdings mißverständlichen Worte der Regulative: „Nach dieser Fassung (der in Luthers Bibelübersetzung) erzählt der Lehrer, in dieser Fassung lesen die Kinder die Historie und erzählen sie wieder", sind nun gegen Mißverständniß völlig gesichert. Auch das wird man in der Ordnung finden, daß das wörtliche Memoriren der epistolischen Pericopen nur unter Umständen verlangt werden soll. Der Kern der Regulative aber wird von dem Herrn Minister mit einer in hohem Grade erfreulichen Entschiedenheit aufrecht erhalten. In der That, was könnte deutlicher seyn, als daß nach dieser vorsichtigen und umsichtigen Declaration die Abneigung gegen die Regulative, dies edelste Denkmal der Verwaltung des im vorigen Jahre heimgegangenen Ministers v. Raumer, der sich nun des Lohnes erfreut, der allen treuen Bekennern verheißen ist, und der Verkennung, die er darum erdulden mußte, nun gedenkt „gleich Wassern, die verronnen", mit der gegen den christlichen Charakter der Schule zusammenfällt. Von „Ueberlastung des Gedächtnisses" kann in Wahrheit nicht die Rede seyn, wo für einen Zeitraum von 7 bis 8 Jahren nichts weiter vorgeschrieben ist, als die Kenntniß von 30 Kirchenliedern, 180 Bibelsprüchen, der evangelischen Pericopen und der feststehenden Theile des liturgischen Gottesdienstes. Es konnte nicht anders seyn, als daß jener Erlaß Sr. Exc., so wie er alle christlichen Herzen im Lande mit Freude und Dank erfüllte, so in der unchristlichen Presse einen wahren Sturm der Opposition hervorrief. Die Vossische Zeitung eröffnete ihren Leitartikel mit den Worten: „Selten hat wohl ein ministerieller Erlaß so allgemeine Mißbilligung hervorgerufen, als dieser." Der Herausgeber der Protest. K. Z. sagte, zur Schmach für sein Blatt, das sich als ein Organ der Kirche ankündigt, in dem Artikel: die Schulregulative und der Cultusminister: „Die drei bekannten Schulregulative sind das verderblichste Stück, welches die kirchlich-politische Reaction zu Wege gebracht hat. — Mehr Kenntnisse und weniger Religionsunterricht, das wäre die richtige Losung. — Die Regulative binden Lehrer und Schüler fest an den sogenannten evangelischen Lehrbegriff; unveräußerlicher Grundsatz des Protestantismus ist aber, daß die Lehre, wie alles Andere, sich fortschreitend zu entwickeln habe." Jene „richtige Losung" erinnert lebhaft an die bekannte Irische: weniger Priester und mehr Schweine, und jener „unveräußerliche Grundsatz des Protestantismus" muß natürlich Allen einleuchten, denen die Evangelische Kirche die Genossenschaft derjenigen ist, welche immerdar lernen und nimmer zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Unsere Seele komme nicht in ihren Rath und unsere Ehre nicht in ihre Versammlung.

„Das Höchste und Tiefste in der Menschheit — sagt treffend der selige Neander in den Denkwürdigkeiten — vom Himmel stammend und zum Himmel strebend, bleibt erhaben über den beweglichen Wechsel der Zeit, immer dasselbe, und Alle, die daran Theil haben, fühlen und wissen sich eins mit der Schaar der Gläubigen zu allen Zeiten und an allen Orten. Darauf kann der in den Bereich des Wandelbaren gehörende Begriff des Fortschrittes nicht angewandt werden." Dies Wort möge dem Herausgeber der Protest. K. Z. zur Erinnerung und Mahnung dienen an eine frühere bessere Zeit. Der Herr Minister aber wird des Wortes gedenken: Wehe euch, wenn euch Jedermann wohlredet! er wird in diesen Angriffen das Siegel dafür erkennen, daß er eine gottgefällige That gethan, und eine Aufforderung nicht zu weichen und zu wanken und dem Lohne nachzutrachten, welchen der Herr denen verheißen, die ihn bekennen auf Erden, auch den Regenten und ihren obersten Dienern.

Dem Fürsten dieser Welt muß jetzt überall die Judenfrage als Keil dienen, welchen er in die uralte und mächtige Eiche des christlichen Staates zu treiben sucht. Dadurch wird denjenigen, welche Gott fürchten, die traurige Verpflichtung anferlegt, den Schein der Abneigung gegen ein Volk auf sich zu laden, das sie von Herzen lieben „wegen der Väter", und wegen der Hoffnungen, die ihm aufbewahrt sind, wegen seiner lichten Vergangenheit und wegen seiner lichten Zukunft, die nimmer wegen der dunklen, aber doch schon manchen Lichtschimmer darbietenden Gegenwart — die zweitausend in Berlin lebenden Proselyten aus dem Judenthum sind eine Thatsache, die in keiner Zeit der Kirche außer der apostolischen ihres Gleichen hat — außer Augen gelassen werden dürfen. Auch in dieser Frage ist dem Zeitgeiste im vorigen Jahre bei uns eine Concession gemacht worden. Durch ein Rescript vom 16. Febr. sprach der damalige Herr Minister des Inneren den Juden das Recht zu, ohne Weiteres in die Kreistage einzutreten. Er stützte sich auf Artikel 12 der Verfassung, welcher die verhängnißvollen Worte enthält: „Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig vom religiösen Bekenntniß", ohne zu bedenken, daß ein solcher in vager Allgemeinheit ausgesprochener Grundsatz nicht im Stande ist, die Specialverordnungen außer Kraft zu setzen, welche in diesem Falle bestimmen, daß die Theilnahme an der Kreisstandschaft bedingt ist durch das christliche Bekenntniß. Die unmittelbar praktische Bedeutung wurde in dieser Sache bei weitem überwogen durch die symbolische: daß das christliche Bekenntniß seine Bedeutung verloren habe, wurde hier dem Volke in einem Verhältnisse zur Anschauung gebracht, welches ihm am unmittelbarsten vor Augen stand. Der Jude auf den Kreistagen ist, so wenig auch seine Stimme gelten mag, so äußerlich auch meist die Gegenstände seyn mögen, die dort verhandelt werden, doch immer eine Incarnation des Indifferentismus und eine leibhaftige Predigt desselben. Die Reaction, welche diese ministerielle Bestimmung hervorrief, ist ein erfreulicher Beweis dafür, in welchem Grade das Christenthum noch eine

Macht ist in unserem Volksbewußtseyn. Die Opposition der ersten Kammer zeigte, daß „der christliche Adel Deutscher Nation" noch immer seines Berufes eingedenk ist. Daran schloß sich eine lange Reihe von Protesten der Kreistage aus allen Provinzen des Preußischen Staates. „Täuscht mich meine Erwartung nicht — so sprach ein liberaler Correspondent in der Oesterreichischen Zeitung, nachdem er über den Protest des Kreises Delitzsch berichtet hatte — so wird es nicht zehn Kreise des Landes geben, welche dem gegebnen Beispiele nicht folgen." Diese Erwartung hat in der That nicht getäuscht. Der Adel hat sich gegen die Bestimmung so gut wie einstimmig erhoben, die Vertreter des Bauernstandes haben sich ihm meistens angeschlossen, vielfach auch die Vertreter der Städte.

Wie wenig der Zeitgeist gewillt ist sich mit vereinzelten Concessionen zu begnügen, das trat hervor in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 23 März, in der auf Anlaß der Petition eines Oberrabiners über die Zulassung der Juden zu öffentlichen Aemtern verhandelt wurde. Der Antrag der Commission, die Petition dem Ministerium zur Berücksichtigung zu überweisen, fand, traurig zu sagen, eine Majorität. Man wollte den Juden in dem Mittelpunkte des Staates die Stellung gewähren, die ihnen nicht einmal der Freimaurerorden nach dem in Preußen herrschenden System gestattet. Auch hier aber trat eine erfreuliche Reaction ein. Die Minister widersetzten sich dem Antrage, so mißlich auch ihre Stellung dadurch geworden war, daß sie in Bezug auf die Theilnahme der Juden an der Kreisstandschaft nachgegeben hatten. Sie vertheidigten in edler Inconsequenz die fortdauernde Rechtskraft der Ordre vom 23. Juli 47, wonach die Juden nur zu solchen Aemtern zugelassen werden sollen, womit die Ausübung einer richterlichen, polizeilichen oder executiven Gewalt nicht verbunden ist. Auch spätere Verhandlungen im Schooße des Ministeriums haben nicht zu einem den Juden günstigen Resultate geführt. Wir werden es wenigstens zunächst noch nicht erleben, daß wir die Juden in unseren Richterämtern sehen, als eine leibhaftige Verläugnung der christlichen Rechtsidee und einen incarnirten Hohn auf den Gekreuzigten, ebenso nicht als Lehrer in unseren Schulen, deren höchste Bestimmung die ist, seine Lämmer zu weiden.

Auch gegen das Wort: „Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest", gegen den „Tag des Herrn", an dem die gläubige Gemeinde das Gedächtniß alles dessen begeht, was er uns durch sein heiliges Leben und Leiden erworben, gegen dies nothwendige Correctiv aller Schäden, welche die Woche mit ihrer Arbeit im Schweiße des Angesichtes gebracht hat, gegen diesen Damm wider die wilden Wasser des Materialismus hat der Zeitgeist einen Anlauf genommen! Auf Anlaß einer Düsseldorfer Petition, die in einer Wupperthaler ein Gegengewicht gefunden hatte, trug die Commission in dem Abgeordnetenhause darauf an, „das hohe Haus wolle beschließen, die Petition der Kgl. Staatsregierung zur Berücksichtigung zu überweisen, und 1. die bestehenden Vorschriften über die Sonntagsfeier einer Revision

Beilage.

zu unterwerfen, namentlich aber 2. die Bestimmungen der §§. der Verordnung vom 14. Dec. 1853, wonach das Anhängen und Aufstellen von Waaren, das Betreiben des Kaufs und Verkaufs in öffentlich auffälliger Weise und das Hausiren an Sonn- und Festtagen auch über die Zeit des Hauptgottesdienstes hinaus untersagt ist, aufzuheben." Das war doch auch der Majorität in dem Hause der Abgeordneten zu viel. Sie beseitigte den Antrag der Commission durch Annahme eines Amendements, in welchem derselbe völlig abgestumpft, im Allgemeinen sogar eine Anerkennung der bestehenden Sonntagsordnung ausgesprochen wurde. In der Praxis läßt sich aber leider der Einfluß der „neuen Aera" auch hier nicht verkennen. Ein Nachlassen des Eifers in Handhabung der Sonntagsordnung ist vielfach wahrgenommen worden und namentlich auch in der Hauptstadt. Vergessen wir nicht, was das untrügliche Wort Gottes sagt: „Wenn du deinen Fuß vom Sabbath kehrest, daß du nicht thust was dir gefällt an meinem heiligen Tage, und wenn du den Sabbath nennest eine Lust, den Heiligen des Herrn geehret, und ihn ehrest, also daß du nicht thust deine Wege, nicht findest deine Lust und Worte redest: alsdann wirst du deine Lust haben am Herrn und ich will dich auf den Höhen der Erde schweben lassen." Hinter der lockenden Verheißung ist eine scharfe Drohung verborgen: wenn du nicht deinen Fuß vom Sabbath kehrest u. s. w., so wird der Herr dich mit Wermuth und Galle speisen und du wirst nicht oben schweben, sondern unten liegen. Dies ist nicht blos den Einzelnen gesagt, das gilt auch den Staaten.

Man muß zunächst erstaunen, wenn man die in einen so kurzen Zeitraum zusammengedrängte lange Reihe von Angriffen gegen den christlichen Charakter des Staates übersieht. Ueberall aber tritt uns entgegen, daß die Krankheit nicht hoffnungslos ist, daß noch mächtige Kräfte der Reaction vorhanden sind. Dieser erfreulichen Wahrnehmung treten entsprechende Erfahrungen zur Seite, welche im vergangenen Jahre bei den Generalkirchenvisitationen und bei den Pastoralconferenzen gemacht worden sind.

Die ersteren haben im vorigen Jahre nur in einem beschränkten Umfange stattgefunden. Man hat einen Theil der bisher dazu verwandten Fonds zum Behuf der Anstellung von Experimenten auf dem Gebiete der Verfassung zurückbehalten. Daß wir diese Zurücksetzung einer bewährten, mit dem Siegel Gottes versehenen Institution gegen Versuche tief beklagen, auf denen schon deshalb kaum ein Segen ruhen kann, weil sie nicht aus einem Lebensdrange der Kirche hervorgegangen, sondern eine überzeugungslose Concession sind, dürfen wir wohl nicht erst sagen. In der Provinz Brandenburg wurde dem also entstandenen Mangel an Mitteln durch das Anerbieten eines hochgestellten Mannes abgeholfen, dessen Opferfreudigkeit für kirchliche Zwecke sich auch sonst schon so vielfach bewährt hat, und die entgegenkommende Annahme dieses Anerbietens von Seiten des Hochw. Evangelischen Oberkirchenrathes widerlegte den Verdacht, daß bei der Minderung der Visitationen noch andere Motive zu Grunde liegen als die kundgegebenen, daß man sie in Berücksichtigung der neuen Aera nach und nach ganz abkommen lassen wolle. Die unter Benutzung jener Privatmittel abgehaltenen und demgemäß möglichst öconomisch eingerichteten Visitationen, bei denen die Erleichterungen willig angenommen wurden, welche die Liebe in den visitirten Kreisen darbot, haben den Beweis geliefert, daß der eigentlich nothwendige Bedarf an Mitteln ein verhältnißmäßig sehr geringer ist und daß derselbe, wo es Noth thäte, aus den visitirten Kreisen selbst gewonnen werden könnte, wir denken nach Phil. 4, 17 zu ihrem eignen Segen. Leider scheint hier und da bei den Consistorien selbst der allerdings große Aufwand an Kräften gescheut zu werden, welcher zu solchen Visitationen erforderlich ist. In der Provinz Sachsen wurde keine Visitation abgehalten, obgleich dem Consistorium die Mittel aus öffentlichen Fonds zu Gebote standen, und in einer andern Provinz wurden dem Vernehmen nach die Anerbietungen, auf dem Wege der Sammlung solche Mittel zu beschaffen, nicht angenommen. Solche Erscheinungen können nur betrüben. Wo die Generalsuperintendenten durch Alter oder Schwachheit oder den Andrang anderer Arbeiten verhindert werden, dies Werk des Herrn kräftig zu betreiben, da sollten sie Alles aufbieten, andere Kräfte für dasselbe zu gewinnen, aus dem Consistorium selbst oder von außerhalb. Wo die Visitationen abgehalten worden sind, da sind die Erfahrungen so erfreulich gewesen wie nur jemals, und wenn sich ein Einfluß der „neuen Aera" kund gegeben hat, so ist es nur der gewesen, daß die entgegenkommende Liebe um so stärker hervortrat. Die Berichte, so viel wir von ihnen vernommen haben, stimmen darin überein, daß in allen Ständen den Visitatoren eine rege Empfänglichkeit entgegengetreten ist und daß die Erwartungen, die man in diesen letzten Zeiten hegen kann, übertroffen worden sind.

Wenden wir uns zu den Pastoralconferenzen. Der Evangelische Kirchentag konnte in diesem Jahre nicht abgehalten werden. Seine Grundlage bildete ein Bund zwischen zwei Parteien, der streng biblisch kirchlichen und der der Vermittlungstheologie, welche durch manche Fäden mit der Zeitrichtung zusammenhängend dieselbe durch Entgegenkommen und Concessionen meint für die Kirche gewinnen zu können. Die Möglichkeit dieses Bundes beruhte auf den Ereignissen des Jahres 48. In diesen gab sich das eigentlich treibende Princip in der Zeitrichtung in so grauenhafter Weise zu erkennen, daß alle diejenigen unter

den Vertretern der Vermittlungstheologie, in denen ein tieferer Grund vorhanden war, sich nach dieser Seite abgestoßen und in demselben Grade nach der andern Seite hingezogen fühlen mußten. „Ich habe mich noch nie so wie jetzt mit der Richtung der Ev. K. Z. eins gefühlt", schrieb damals ein namhafter Theologe dieser Richtung. In jener Zeit konnte der Kirchentag in den wichtigsten Fragen einmüthige Beschlüsse fassen, welche durch ihre Entschiedenheit einen imponirenden Einfluß ausübten. Als nach und nach die Dinge in das gewöhnliche Geleise zurückkehrten und jene Eindrücke ihre Kraft verloren, wurden die Verhältnisse gar schwierig. Die Kirchentage boten entweder den Anblick erregter Streitversammlungen dar, wie im Uebermaße der letzte Stuttgarter, oder sie zeigten, wenn man sich ängstlich bemüht hatte dem Streite aus dem Wege zu gehen, wie bei dem Hamburger, nach dem treffenden Ausdrucke der Münchener historisch-politischen Blätter ein Hippokratisches Gesicht. Wie im vorigen Jahre der Kirchentag sich zerschlug, haben wir bereits anderwärts mit der Offenheit dargelegt, welche in allen solchen Dingen der Kirche ziemt. Der Mensch und auch der Kirchentag kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel. Der Kirchentag wird ruhen müssen bis zu dem vielleicht nicht fernen Punkte, wo der Ernst der Zeiten und die darin vernehmbare Stimme Gottes von neuem die Gemüther aller aufrichtigen Diener der Kirche zu gemeinsamem Handeln einigt. Es kommt jetzt darauf an, die Herzen für solchen neuen Bruderbund der Zukunft offen zu erhalten, die Differenzen nicht zu übertreiben, das Gemeinsame liebend anzuerkennen, alle persönliche Bitterkeit ferne zu halten. — Durch das Wegfallen des Kirchentages mußte die Bedeutung der Pastoralconferenzen steigen. Diese nun haben ein merkwürdiges Resultat geliefert. Die Erwartung der Feinde der Kirche, daß mit dem Wegfallen der Förderung durch den weltlichen Arm die kirchliche Richtung haltlos zusammensinken würde, hat durch sie eine glänzende Widerlegung erhalten. Auf der Gnadauer Conferenz, der vorzugsweise von Preußischen Theilnehmern besuchten Neudietendorfer, der Schlesischen, der Ravensberger, der Berliner, der Camminer, der Niederlausitzer, hat der Geist kirchlicher Entschiedenheit unbedingt die Herrschaft gehabt und statt muthloser Niedergeschlagenheit ist überall ein freudiger Aufschwung zu bemerken gewesen. Der Besuch war meist ein ungewöhnlich zahlreicher. Die einzige größere Pastoralconferenz, welche von dem Geiste der Vermittlungstheologie beherrscht wurde, die des Halle'schen Unionsvereins, hat sich doch auch nicht entschließen können, dem Herrn Minister der Geistlichen Angelegenheiten das beantragte Vertrauensvotum zu geben, und gegen die facultative Civilehe hat auch sie sich erklärt, wenn auch in etwas lahmer Weise. Das auffallende Herabsinken der Zahl der Theilnehmer bei der letzten Versammlung, bei welcher nicht der sechste Theil der Mitglieder des Vereins zugegen war, hat gezeigt, wie das Gefühl sich unabweislich geltend macht, daß in der „neuen Aera" mit Wanken und Schwanken nichts ausgerichtet ist, daß hier das Wort gilt: „Wer blöde und verzagt ist, der kehre um und hebe bald sich vom Gebirge Gilead."

Das Ereigniß des vorigen Jahres auf dem Gebiete der Union ist das Erscheinen des Werkes von Stahl, dem sich das Wangemann'sche Buch nach der Seite der Geschichte der Unionsbestrebungen dieses Jahrhunderts und der Reaction dagegen als eine willkommne Ergänzung angeschlossen hat. Die Wirksamkeit des Stahl'schen Werkes ist bis jetzt eine außerordentliche gewesen. Es ist in den weitesten Kreisen, nicht nur der Theologen, sondern auch der Laien gelesen worden, und von allen Seiten kommen uns Notizen zu über den tiefen Eindruck den es gemacht, den Umschwung in der Denkungsart den es hervorgerufen hat. Ein hochgestellter Kirchenbeamter, der bei Einführung der Union die einflußreichste Thätigkeit ausgeübt hat, warnte seine Ordinanden vor diesem Buche als einem gar gefährlichen, fast bezaubernden und ermahnte sie täglich nicht mehr darin zu lesen als einige Seiten, damit ihnen nicht die zu starke Dosis des Giftes verderblich werde. Auch der leidenschaftliche Eifer, mit welchem von reformirter Seite dies Werk angegriffen worden ist, wird nur als Symptom seiner tiefgehenden Wirkung betrachtet werden können. Stahl hat nichts gethan solchen Eifer zu provociren. Seine Scheu vor Einseitigkeiten, Ungerechtigkeiten und Uebertreibungen ist so groß, daß er dadurch der Stier'schen Polemik eine Handhabe dargeboten hat, welche ihn der Widersprüche zeihen will, deren Wirklichkeit bei einem so scharfen Denker wie Stahl von vornherein nicht anzunehmen ist, deren Schein unabtrennbar ist von jeder gerechten, liebevollen und geistreichen Auffassung. Namentlich der Reformirten Kirche, die so reich an Ehren ist und Seiten darbietet, Angesichts deren die anderen Kirchen und auch die Lutherische sich demüthigen müssen, zu nahe zu treten hat Stahl eine zarte Gewissensscheu getragen: welche Zugeständnisse er ihr macht, zeigt z. B. S. 440. Von Calvin ist überall mit der schuldigen Pietät geredet, und wie wenig es darauf obgesehen war Zwingli's Blößen weiter aufzudecken, als dies die Sache unmittelbar erforderte — Stahl verfährt milder als ein gewiß streng reformirter Theologe, der selige Steiger in einem Aufsatze über Zwingli im Jahrg. 1829 der Ev. K. Z. — zeigt z. B. die Art und Weise, in welcher des Briefes Zwingli's an Utinger gedacht wird: „Endlich ist eine Plattheit (von allem Anderen abgesehen) sein Brief an Utinger, Opp. t. 7 p. 54 f." Möge doch die Reformirte K. Z., welche die unbedingte Canonisirung Zwingli's verlangt und nicht leiden will, daß man irgend etwas an ihm ausetzt, einmal ihren Lesern eine Uebersetzung dieses Briefes mittheilen, der bei seiner ersten Bekanntmachung durch reformirte Hand den seligen C. R. von Gerlach mit tiefem Schmerze erfüllte. Kann die große Gereiztheit der Gegner nicht aus einer natürlichen Reaction erklärt werden gegen ungerechten leidenschaftlichen Angriff, so bleibt nur ein Erklärungsgrund dafür übrig, der, daß sie aus dem Gefühle der tief gehenden Einwirkung hervorgeht, welche dies Buch hervorbringen

muß. Die kirchlichen Behörden mögen Angesichts desselben wohl auf ihrer Hut seyn. Die von Stahl nicht blos aufgestellten, sondern erwiesenen Sätze: „Die Lutherische Kirche hat in Preußen ein unzerstörbares Recht", „das confessionelle Leben dämpfen ist bei uns im Erfolge nichts Anderes als den Geist der Kirche dämpfen", und andere verlangen jetzt, wo ihre Wahrheit in den weitesten Kreisen zu klarem Bewußtseyn gelangt ist, noch weit mehr Berücksichtigung als früher. Mit Maßregelungen ist in solchen Dingen, wo man das Fundament der Ueberzeugung nicht zerstören kann, nichts ausgerichtet. Ein Verfahren wie das kürzlich von einem Consistorium ausgegangene, welches drei Pastoren einer Synode, die von einem von übermäßigem Unionseifer erfüllten Superintendenten geleitet wird, die casuistische Frage vorlegte, was sie thun würden, wenn einmal eine gemeinsame Abendmahlsfeier der Synode nach unionistischem Ritus abgehalten würde, und in ähnlichen Fällen, kommt jetzt jedenfalls zu spät. Wie wenig die Behörden Grund haben dergleichen Schwierigkeiten und Verwickelungen aufzusuchen, wie Alles dazu auffordert hier die Dinge sich möglichst selbst machen zu lassen, und dagegen das Angesicht gegen den wirklichen Feind und Zerstörer der Kirche der Gegenwart zu wenden, den neuerlich ein sehr nüchterner und unparteiischer Beobachter, Prof. Köstlin, in dem Werke über den Glauben, treffend als solchen nachgewiesen hat, den Unglauben *), das zeigt uns in wahrhaft erschreckender Weise ein kürzlich erschienenes Buch, die „Beiträge zum Verständniß der heiligen Schrift von Melcher, Oberprediger in Freienwalde, Berlin 59." Dies Buch, welches in wissenschaftlicher Beziehung unter aller Kritik ist, ein erbärmlicher Nachklang der Schriften von Dav. Strauß, Baur und Bruno Bauer, so daß die Bemerkung auf dem Titelblatt, der Verf. behalte sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vor, nur zu einem Lächeln veranlassen kann, muß in kirchlicher Beziehung die ernstesten Erwägungen hervorrufen. Der Verf. erklärt sämmtliche Bücher des N. T. für untergeschoben mit Ausnahme nur von vier Briefen des Paulus. Die Evangelien sind ihm nur eine Ansammlung von Mythen und absichtlichen Erdichtungen. Aus jeder Zeile der Apostelgeschichte — behauptet er — springe die Unmöglichkeit ihrer Geschichtlichkeit in die Augen. Der geschichtliche Christus ist ihm eine bloße mythische Nebelgestalt; der wahrhaftige Christus „das geistliche göttliche

*) Prof. Köstlin weist namentlich nach, wie wenig gegen diesen Feind die neuerlich viel besprochenen „Katholisirenden Tendenzen" zu bedeuten haben. Wir stimmen dem ganz bei, finden uns aber doch durch Erscheinungen des letzten Jahres zu folgender Andeutung veranlaßt: wenn ein Jäger mit seinen Gesellen sich immer und mit Vorliebe auf der Gränze des Nachbarn bewegt, so setzt er sich der Versuchung aus, dieselbe, wenn die Versuchung lockt, zu überschreiten, und wenn er selbst auch bewahrt bleibt, so kann er doch den weniger tief gegründeten Gesellen leicht Veranlassung zum Ueberschreiten geben.

gute Ich;" der Glaube nichts anderes als „Gesinnungsfrömmigkeit." Die Dogmen der Kirche nennt er „alten und veralteten Kram von Annahmen, von gedankenloser Fürwahrhalterei." Gegen die Grundlehre der Kirche von Christi Genugthuung entblödet er sich nicht zu bemerken: „Wäre Gott nur auszuföhnen gewesen durch Blut und Tod Christi, so gäbe das einen rachsüchtigen Gott." Die unhaltbare Unterscheidung von wissenschaftlicher und practischer Thätigkeit des Geistlichen hat der Verf. sich selbst abgeschnitten, indem er bemerkt: „Wir geben in diesem Buche nichts Anderes als den Abfall, die Späne aus der Werkstatt unserer amtlichen Wirksamkeit." Die größere Hälfte des Buches besteht aus Predigten, in denen der Verfasser keine Scheu trägt, das Wort des heil. Paulus, das ihn richtet, in seinen unheiligen Mund zu nehmen: „So euch jemand verkündiget gute Kunde anders denn wir euch verkündiget haben, der sey verflucht", und mit dem Worte Luthers zu schließen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen", zu dem es einen seltsamen Contrast bildet, daß der Verf. dem prickelnden Triebe der Eitelkeit bis zur „neuen Aera" widerstanden hat. Es wäre von Bedeutung zu wissen, wie sich der Superintendent, der Mann, der von der Aufsicht den Namen hat, bisher zu solchem Treiben verhielt, das offenbar innerhalb der Gemeinde schon längere Zeit gedauert hat, wie die übrigen Mitglieder der Synode, die so lange die Mitverantwortung für das Aergerniß tragen muß, als sie nicht kräftig dagegen reagirt hat. Sollte man vergessen haben, wie das Wort Gottes diejenigen bezeichnet, die bei solchen Gelegenheiten „stumm" bleiben? Wo solche Männer noch in den Aemtern der Kirche stehen, da würde es doch wahrlich Mücken seigen und Kameele verschlucken heißen, wenn man wegen Spendeformeln und Brotbrechen die Gewissen treuer Geistlicher bedrängen wollte. Solche Erscheinungen führen uns vielmehr darauf, daß man Alles aufbieten sollte, die durch die Union gelockerte Bekenntnißgrundlage der Kirche zu befestigen.

Die Einführung der neuen kirchlichen Gemeindeordnung ist im vorigen Jahre für die Provinz Preußen obligatorisch geworden, und auch für die Einführung von Synoden nach reformirtem Zuschnitte sind dort schon die Einleitungen getroffen worden. Nach den öffentlichen Blättern sollen die anderen östlichen Provinzen bald nachfolgen. Wir fürchten, daß die oberste kirchliche Behörde, der wir so von ganzem Herzen dankbar sind für mannigfaches Gute, das von ihr ausgeht, deren Führerschaft sich zuversichtlich hingeben zu können alle Gottesfürchtigen im Lande sehnlich verlangen, sich hier wieder in nicht geringere Schwierigkeiten und bedenkliche Lagen verwickelt, wie bei der Ehescheidungsfrage. Die Gründe für solche Befürchtung haben wir vielfach und eingehend entwickelt, und von Neuem sie darzulegen würde um so weniger angemessen seyn, da die beabsichtigte Einrichtung gar keine Partei für sich hat. Wir müssen nunmehr die Sache Gott überlassen, der vielleicht noch in der letzten Stunde und ehe es zu spät ist, die Augen öffnet. Nur

zwei auf Erfahrung beruhende Zeugnisse in dieser Angelegenheit wollen wir noch anführen. In einer Correspondenz aus Schlesien vom 8. Oct. in der Darmst. Allg. K. Z. heißt es in Bezug auf die kirchliche Gemeindeordnung: „Im Ganzen entwickelt sich aus der neuen Form kein neues Leben; der Gemeindekirchenrath thut wenig oder gar nichts zur inneren Erstarkung der Gemeinde." So äußert sich der in Bezug auf kirchliche Verfassung der Zeitansicht huldigende Verfasser gleichsam wider Willen und weil die Wahrheit ihm dies Geständniß abdringt. Ferner, D. Fabri, von dem Niemand behaupten wird, daß er die Dinge durch eine „hyperlutherische Brille" ansehe, äußert in der bereits früher besprochenen Schrift S. 187 auf Grund der in seinem Vaterlande Bayern gemachten Erfahrungen: „Wo man ohne historische Basis der bloßen Theorie zu Liebe (z. B. in Bayern und andern Ländern im Jahre 1850) mit presbyterianischem Unterbau vorgegangen ist, da haben diese neugeschaffenen Kirchenvorstände im besseren Falle sich als Null, im schlimmeren als ein Hemmschuh des Guten erwiesen." Noch gewagter — fügt er hinzu — erscheinen solche Experimente in Preußen, „wo die allgemeinen Schäden der Gegenwart noch durch Unsicherheit und tiefgreifende Gegensätze bezüglich der Bekenntnißgrundlage erhöht werden."

Das ist es, was wir in Bezug auf unser nächstes Vaterland zu sagen haben. In dem angränzenden Mecklenburg würde die Baumgartensche Angelegenheit schon eingeschlafen seyn, wenn sie nicht durch künstliche Agitation wach erhalten würde. Diese hat ihr aber nur in ihrem nächsten Kreise ein gewisses Interesse erhalten und die Prüfungszeit für den so hart angefochtenen C. R. Krabbe verlängern können. In dem übrigen Deutschland ist dies Interesse fast gänzlich erloschen, und die Gutachten der theologischen Facultäten in Göttingen und Greifswald, denen die Spitze sofort dadurch abgebrochen wurde, daß das Separatvotum des Prof. Gaß zugestand, was sie mit so großer Angelegentlichkeit bekämpften, daß Dr. Baumgarten in wichtigen Punkten von der Lehre der Evangelischen Kirche abweiche, haben es nicht vermocht, dies Interesse wieder zu beleben. Daß in Mecklenburg selbst die Einsicht in die wahre Beschaffenheit der Sache im Zunehmen begriffen ist, erhellt aus der Thatsache, daß der dortige Landtag den landesherrlichen Bescheid, wodurch seine Einmischung in diese Angelegenheit zurückgewiesen wird, ruhig hingenommen hat. Eine recht erfreuliche Erscheinung ist eine kleine Schrift des wegen Körperschwäche frühzeitig emeritirten Past. Carthäuser, in der dieser alte und bewährte Freund Dr. Baumgartens in der herzlichsten Weise ihn ermahnt, sein Dringen auf Widerruf und Buße doch endlich einmal von Anderen auf sich selbst zurückzuwenden. Bisher waren von Freunden Baumgartens, was gewiß recht betrübend ist, nur solche Stimmen laut geworden, die ihn in seiner Verblendung bestärkten und

ihn abwendeten von dem Wege, auf dem allein seine Gaben der Kirche wieder nutzbar gemacht werden können.

In den beiden Hessen hat im vorigen Jahre ein doppelter kirchlicher Proceß mit Recht die Aufmerksamkeit in weiten kirchlichen Kreisen auf sich gezogen, in dem Großherzogthum der Proceß des Pfarrers Ritter in Rheinhessen, der wegen angeblicher Beleidigungen gegen die Katholische Kirche, die er in dem von ihm herausgegebenen Gustav-Adolphs-Kalender verübt haben sollte, von dem Obergerichte in Mainz verurtheilt, dagegen aber von dem höchsten Gerichtshofe in Darmstadt zur Freude aller Freunde des freien Wortes in der Kirche freigesprochen wurde. In dem Kurfürstenthum der Proceß des C. R. und Professors Vilmar, der, von seinen Collegen wegen angeblicher Injurien verklagt, zu einer Geldstrafe verurtheilt wurde, aber eine glänzende Genugthuung dadurch erhielt, daß wider die den vermeintlichen Sieg feiernde gehässige Schrift von Prof. Gildemeister, welche zeigt, daß der Verf. wohlgethan, die theologische Facultät mit der philosophischen zu vertauschen, die Liebe und Treue einer großen Schaar von Geistlichen mit einem Zeugnisse für den hart Angegriffenen in die Schranken trat, dem die Hessische Kirche so viel verdankt. Wir haben uns schon früher gegen solche Einmischung der Gerichte in die kirchlichen Angelegenheiten ausgesprochen, die nur da angebracht seyn kann, wo der Eifer in der Polemik alle Schranken und Maaße übersteigt, zur Rohheit wird, was in diesen beiden Fällen auch nicht entfernt stattfand. In dem Kampfe um die höchsten Güter des menschlichen Geschlechtes darf man es nicht zu genau nehmen, wenn auch einmal ein Wort zu viel gesagt wird, persönliche Empfindlichkeit zeigt da nur, wie wenig ernst man die Sache meint. Bewiesen wird durch die Verurtheilung des Gegners gar nichts, und so kann dieselbe anzustreben wohl nur aus niederer Rachsucht abgeleitet werden und zwar aus einer Rachsucht, die nicht zufrieden mit dem: Auge um Auge, Zahn um Zahn, für den Zahn das Auge des Gegners verlangt. Denn eine verletzende Aeußerung kann man sich abschütteln oder doch bald verschmerzen. Dagegen aber ein Monate lang dauerndes gerichtliches Verfahren zehrt am Leben. Schon das A. T. gebietet: „Du sollst nicht rachgierig und nachtragend seyn gegen die Söhne deines Volkes", und also noch viel weniger gegen deinen Collegen. Es wird als ein Aergerniß bezeichnet werden müssen, wenn eine theologische Facultät so offenbar der heiligen Schrift zuwider handelt, welche so nachdrücklich vor der Rachsucht warnt, so wenig dem Vorbilde ihres Herrn und Meisters folgt, der noch sterbend für seine Feinde und Verfolger bat.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 25. Januar. № 7.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Nach Preußen hat im vergangenen Jahre Baden die meisten kirchlich wichtigen Ereignisse dargeboten. Bei der Generalversammlung der Katholischen Vereine in Freiburg zieht unsere Aufmerksamkeit vor Allem ein Vortrag auf sich, welchen der Geistliche Rath Wick aus Breslau über die Fortschritte des Katholicismus in Schlesien hielt. Nach seinen, so viel wir wissen, bis jetzt unwidersprochen gebliebenen Angaben traten im J. 1858 zur Katholischen Kirche über 1038 Personen, dagegen aus der Katholischen Kirche aus nur 456. Ein gleiches Mißverhältniß findet sich in Bezug auf die getauften Kinder. 436 katholische Väter ließen ihre Kinder evangelisch, dagegen aber 1389 protestantische Väter ließen ihre Kinder katholisch taufen. „Wenn man — sprach der Redner — früher von der Kälte des katholischen Lebens im Norden gesprochen, so scheint heute ein Temperaturwechsel eingetreten und der Norden zum Süden, der Italienische Süden aber zum Norden geworden zu seyn. Seit sechs Jahren sind 13 Klöster und religiöse Genossenschaften, die durch die Secularisation eliminirt worden waren, wieder erstanden. An milden Stiftungen sind in der gleichen Zeit entstanden 12 Waisen- und Erziehungshäuser und 12 Krankenhäuser. Ferner sind weitere 30 Conferenzen des Vincenciusvereines in das Leben getreten, so daß es deren dort im Ganzen jetzt 53 gibt, und die Gesellenvereine sind nach der Rheinprovinz in Schlesien am weitesten verbreitet." Das sind Angaben, die in dem Evangelischen Schlesien die ernsteste Beachtung verdienen, die gleich einem: wach auf du, der du schläfest, in dasselbe hineintönen. Angesichts solcher Thatsachen konnte man nicht ohne Befremden die Ernennung des Dr. Räbiger zur ordentlichen Professur der Theologie in Breslau vernehmen, eines Mannes, dessen kirchliche Anschauungen, wie die von ihm eine Zeit lang herausgegebene kirchliche Zeitschrift zeigt, am Boden kriechen, der auch mit keiner irgend namhaften wissenschaftlichen Arbeit hervorgetreten ist, und der aus beiden Gründen gewiß unter dem Ministerium Altenstein keine Beförderung gefunden hätte. Ein gewisser Beifall bei den Studirenden ist doch für sich allein ein gar mißlicher Maaßstab, ganz besonders in Breslau, das in dieser Beziehung nach der Schilderung von Steffens tiefer steht, wie die meisten anderen Deutschen Universitäten. Es wird darauf ankommen, erst die Gründe solchen Beifalls zu untersuchen. Das aber ist gewiß, mit solchen Vorkämpfern wie Dr. Räbiger und mit in solcher Schule gebildeten Geistlichen wird die Evangelische Kirche in Schlesien den Kampf gegen die Katholische nicht bestehen können.

Unter den Beschlüssen der Versammlung zieht besonders die „Ansprache der XI. Generalversammlung der Katholischen Vereine an die Katholiken Deutschlands" unsere Aufmerksamkeit auf sich wegen der Worte: „Wir machen das Wort des unvergeßlichen Möhler zu dem unsrigen: daß Katholiken und Protestanten sich in dem Bekenntniß begegnen werden, wir alle haben gefehlt, nur die Kirche ist's, die nicht fehlen kann; wir alle haben gesündigt, nur sie ist unbefleckt auf Erden." Das klingt sehr demüthig und friedlich, in der That und Wahrheit aber zeigt es, daß die in der Ansprache ausgesprochene Hoffnung auf „eine endliche Aussöhnung des vorhandenen religiösen Zwiespaltes" noch sehr ferne liegt. Nach Katholischem Sprachgebrauche ist „die Kirche" nicht die unsichtbare Mutter unser Aller, welche die Grundlage der sichtbaren Kirche bildet, sondern die sichtbare Römische Particularkirche. In diese, wird uns zugemuthet, sollen wir zurückkehren. Wollten und könnten wir das, so wäre „der vorhandene religiöse Zwiespalt" schon längst ausgeglichen. Die Kirche in diesem Sinne für unfehlbar erklären, widerspricht den handgreiflichsten Thatsachen. Schon gleich der Schluß der Ansprache: „Heiliger Bonifacius, bitte für das Deutsche Vaterland", reicht hin zum Beweise für die Fehlbarkeit der Katholischen Kirche. Wo findet sich für die Anrufung der Heiligen in der Schrift auch nur die leiseste Andeutung? Zeugen dagegen, so wie gegen den Mariendienst haben sich in Rom selbst aus den Gräbern, den Catacomben erhoben. „Am meisten — wird aus Rom geschrieben — zogen mich die Frescogemälde an und versetzten am lebhaftesten in die Zeit jener einfältigen Christen, so möchte ich sagen. Da waren freilich keine lieben Heiligen, mit dem ora pro nobis, auch keine Jungfrau Maria mit solcher Unterschrift — das ist die große Entdeckung Rossi's zum großen Aergerniß Vieler, daß der Art Bilder nirgends in den Catacomben vorkommen —, aber dafür sieht man desto häufiger den guten Hirten in allen Gestalten, bald mit dem Schäflein auf dem Arm, bald inmitten der Heerde — häufig Lazari Auferweckung: Lazarus, im Vergleiche zum Herrn in

der Größe eines Knaben erscheinend, sitzt in einem Todtenhäuschen oder Sarge oder in irgend einer Art Umhüllung, und der Herr streckt die Hand nach ihm aus. Wiederum ist Jonas Geschichte sehr beliebt" u. s. w. Am wenigsten aber sollte man diese Behauptung der Unfehlbarkeit der Kirche sobald nach der Einführung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß aufstellen, dieser heimlichen Wunde an dem Herzen so vieler Deutschen Katholiken. Was alle Deutschen Bischöfe vor der Einführung mißbilligten, das kann doch unmöglich durch dieselbe sofort zur Ueberzeugung geworden seyn. Und wie könnte wohl überhaupt von Ueberzeugung die Rede seyn bei einem Dogma, das aller Grundlagen so völlig entbehrt?

Beachtung verdient der Beschluß: „Die Versammlung erklärt, daß sie die Haltung der Kölnischen Zeitung schon wegen ihrer feindseligen Richtung gegen die Katholische Kirche und ihr heiliges Oberhaupt mit Entrüstung mißbilligt." Solchem Vorgange folgend sollten unsere Pastoralconferenzen ihre warnende Stimme erheben gegen die Zeitblätter, die in ihrem Kreise das Gift des Unglaubens ausstreuen, und die Geistlichen sollten solche Erklärung in den Gemeinden bekannt machen. Es ist gewiß nicht in der Ordnung, daß ein Blatt, wie z. B. die Vossische Zeitung, welche in ihren Leitartikeln und vielfach auch in ihren Nachrichten kirchenfeindliche Tendenzen verfolgt, und das nur um so gefährlicher ist, je verdeckter seine Angriffsweise und je verhaltner seine Sprache, das auch mit unverkennbarem Geschicke, seine Grundsätze den Ungebildeten mundgerecht und plausibel zu machen, geschrieben wird, bis jetzt durch die Kirche keine Hinderung auf seinen verderblichen Wegen gefunden hat. Mit der Abmahnung sollte zugleich die Anmahnung zum Halten der Blätter guter Gesinnung verbunden werden.

Im Uebrigen beschränkte sich die Bedeutung der Versammlung vorwiegend auf die Stärkung und Erfrischung, welche das Zusammenseyn mit einem großartigen Kreise Gleichgesinnter gewährt. Daß bei den Beschlüssen wenig herausgekommen, erklärt die Sion (Beilage zu Nr. 127) mit einer lobenswerthen, auf Katholischem Gebiete leider seltenen Offenheit. „Es ist und bleibt — heißt es dort u. A. — eine nicht zu verwischende, durch den fast inhaltleeren Rechenschaftsbericht des gewesenen Vorortes Köln nur bestätigte Thatsache, daß die Generalversammlungen von Jahr zu Jahr unvermögender werden, irgend etwas Ersprießliches zu beschließen oder doch auszuführen." Aehnliche Klagen hatte schon früher das unter Leitung des Bischofs v. Ketteler stehende Mainzer Katholische Volksblatt erhoben. „Es ist — hieß es dort u. A. — an vielen Orten gar nichts mehr da, worüber man Rechenschaft ablegen könnte. Die Freimaurer sind organisirt u. s. w. Nur bei uns ist entweder nichts, oder es läuft Alles bunt und wirr durcheinander." Das mögen sich diejenigen merken, die bei uns Alles schwarz, drüben Alles glänzend sehen. Es ist, nachdem der Satan losgeworden ist aus seinem Gefängnisse, eben überall „kümmerliche Zeit", die neben dem Aufbieten aller Kräfte viel Geduld und viel Genügsamkeit erfordert, und in der man sich recht vergegenwärtigen

muß, daß das Fortbestehen der heiligen allgemeinen Kirche ein Artikel des Glaubens ist.

Beherzigung verdient endlich noch auch auf unserer Seite eine Frage, welche Graf Theod. Scherer aus Solothurn der Versammlung vorlegte: „Nehmen wir 130 Millionen Katholiken in Europa die Stelle ein, die uns gebührt? Sind wir die Ersten in Wissenschaft, Literatur und Kunst?" Eine dieser ähnliche Frage sollte jeder Evangelische Christ auf sein Gewissen nehmen. Jeder Studirende der Theologie, der sich sein Ziel niedrig steckt, jeder Geistliche, der das Werk des Herrn lässig treibt, der predigt was ihm in den Mund kommt, den Schweiß der gründlichen Arbeit, auch auf dem Gebiete der Wissenschaft, und des Tages Last und Hitze scheut, begeht einen Frevel an seiner Kirche, der um so größer ist, je kümmerlicher die Zeit. Nichts Menschliches sich fern zu halten, allen Verhältnissen gewachsen zu seyn, überall das Höchste zu erstreben, überall das Licht der Kirche leuchten zu lassen, das ist die Aufgabe der Diener des eifrigen Gottes, der als solcher ein verzehrend Feuer ist für alle Trägheit und Schlaffheit, für alle genügsame Alltäglichkeit, für das dolce far niente, was für unsere Geistlichen auf dem Lande noch immer eine so gefährliche Klippe ist. Wir wollen nicht grade die Haltung von Tagebüchern empfehlen, sie haben manches Bedenken gegen sich, aber Rechenschaft, strenge Rechenschaft nicht blos von jedem Tage, auch von jeder Stunde sollte jeder Diener des Herrn sich geben. Wie ganz anders würde unsere „Partei" stehen, wenn sie nicht so viele Glieder zählte, die von dem Rationalismus vorwiegend nur durch das Bekenntniß des Mundes geschieden sind, ihm gleichstehen in der Wirkungslosigkeit. Wird doch geklagt, daß ganze Gebiete der Einwirkung des Geistlichen Standes noch fast ganz entbehren! So das tief versunkene Gesellenwesen, von dem in so bedeutendem Grade die Zukunft unseres Vaterlandes abhängt. Wie gering sind unter uns noch die Zahl der Jünglingsvereine? Wie Mancher feiert hier, der arbeiten sollte und könnte! Statistische Ermittelungen haben ergeben, daß das Leben der Landgeistlichen unter allen Sterblichen am längsten dauert. Das ist eine Thatsache, die zu ernsten Meditationen auffordert.

Das Concordat der Badischen Regierung mit der Katholischen Kirche ist im vorigen Jahre zum Abschluß gekommen. Wir können die Opposition, die sich dagegen erhoben hat, in der Hauptsache nicht für eine begründete erachten. In dem bedenklichsten Punkte, dem Aufgeben des landesherrlichen Placet, konnte der kleine Staat Baden kaum zurückbleiben, nachdem größere, namentlich Preußen, vorangegangen waren. Man wird da erst Erfahrungen machen müssen. Vor der Hand werden diese wohl kaum bedenklicher Art seyn. Die Katholische Kirche befindet sich in einem Zustande der Demüthigung, wie noch nie seit den Jahren des ersten Aufschwunges der Reformation. Ist es doch so weit gekommen, daß Katholische Bischöfe Protestantische Regenten mit flehentlicher Bitte angehen, sich des bedrohten Papstes anzunehmen! Daß der Katholischen Kirche ein Theil des Ernennungsrechtes der Pfarrer überlassen worden ist,

wird nur als ein Act der Gerechtigkeit betrachtet werden können, wenn man beachtet, wie die Staatsregierung vielfach in den Besitz dieses Rechtes gelangt war. Die Berechtigung zur Errichtung von Klöstern und ähnlichen Stiftungen wird zwar im Allgemeinen ausgesprochen, im Einzelnen aber bleibt der Regierung die Freiheit der Entschließung gewahrt, die freilich eine nothwendige ist, da ein Staat gemischter Bevölkerung nicht alle solche Institute unbesehens hinnehmen kann. Daß dem Erzbischof bedeutende Rechte in Bezug auf die Freiburger theologische Facultät eingeräumt werden, kann nur der bedenklich finden, der von der Bedeutung der Theologie und ihrer Stellung zur Kirche keine Ahndung hat. Und daß bei einer ursprünglich rein katholischen Universität dem Erzbischof auch bei den übrigen Facultäten das Recht ertheilt wird, der Regierung seine Bedenken vorzutragen, falls in ihnen ein entschieden der Katholischen Kirche feindliches Gebahren sich kundgeben sollte, könnte nur dann bedenklich erscheinen, wenn man der Regierung nicht den Willen und die Kraft zutrauen wollte, ungebührlichen Zumuthungen zu begegnen, wozu aber unter Verhältnissen, wie die gegenwärtigen, gewiß keine Veranlassung vorliegt. Freilich aber ist der Ausdruck nicht vorsichtig genug bemessen. Einer Kirche, die in ihren Anforderungen so weit geht, darf man in der Form keine Handhabe darbieten. Uebrigens sollten protestantische Agitatoren und namentlich Professoren der Theologie, die in dieser zunächst die Katholische Kirche betreffenden Angelegenheit ihre Stimme in Gemeinschaft mit notorisch unkirchlichen Männern so laut gemacht haben auf der Gasse, während sie bei sich selbst einen ganzen Augiasstall auszufegen hätten, wohl das Deutsche Sprüchwort beherzigen: Ein jeder kehr vor seiner Thür.

Der Evangelische Oberkirchenrath in Baden hat mit erfreulicher Festigkeit die Einführung des Kirchenbuches betrieben und die Geistlichkeit hat sich mit Eifer der Sache angenommen. Die rationalistische Agitation gegen das Kirchenbuch hat keine nachhaltige Kraft und es bewährt sich auch hier das Wort: widerstehet dem Teufel, so fliehet er von euch. Alle solche Bewegungen werden nur dann gefährlich, wenn diejenigen, denen die Führung der Sache Gottes anvertraut ist, kein „festes Herz" haben. Das fühlt die Welt sofort heraus und daraus schöpft sie ihren Muth.

Die Heidelberger theologische Facultät hat sich in zweien ihrer Glieder im vergangenen Jahre in solcher Art vernehmen lassen, daß man die ernstlichsten Besorgnisse für die Badische Kirche haben müßte, wenn nicht jetzt der ausschließliche Einfluß der Facultäten auf die Kirche glücklicherweise gebrochen wäre und die verkehrte academische Einwirkung später im Leben und besonders durch das Studium der älteren kirchlichen ascetischen Literatur ihr Correctiv fände. Wie viele academische Flecken kann nicht das Eine reinigende Bad von Scrivers Seelenschatz abwaschen und hat sie schon abgewaschen! Wie sehr sich an Dr. Schenkel in der „neuen Aera" das: „wer nicht hat, dem wird auch genommen das er hat" bewährte, das zeigt

schon seine Dogmatik. Er hat dieselbe, statt auf den Felsen des Wortes Gottes, auf den Sand des subjectiven Gewissens gegründet, von dem genau gilt, was die Alten von der Vernunft sangen: „Vernunft geht wie sie will, der Teufel kann sie drehn." Wie wenig Gewissen das subjective Gewissen haben, wie sehr der Teufel hier drehen kann, das sieht man z. B. aus der Art und Weise, in der in dieser Dogmatik die Lehre vom Teufel selbst behandelt wird. Das Auftreten Dr. Schenkels in der Darmstädter K. Z., deren Mitherausgeber er war, nahm einen so bedenklichen Charakter an, namentlich in seiner Agitation gegen das Badische Kirchenbuch, daß der Verleger sich genöthigt sah, ihm zu kündigen, nach öffentlichen Blättern theils weil der Absatz des Blattes namentlich in Baden mehr und mehr abnahm, theils weil der Mitherausgeber unruhig wurde. Dr. Schenkel gibt nun eine neue Zeitschrift in Elberfeld heraus. Gewiß wird der Glaube des Wupperthales sich bei dieser Gelegenheit nicht unbezeugt lassen und die „Hände waschen" über dem, was in seiner Mitte geschieht, bis dahin fast ohne Beispiel. Besonders die gläubige Geistlichkeit der Kirche, welcher Dr. Schenkel zunächst angehört, der Reformirten, hat allen Grund zur strengen Abwehr rationalistischer Tendenzen, die noch immer auf Reformirtem Gebiete so mannigfach hervortreten und z. B. auch auf der Emdener Reformirten Pastoralconferenz, der Schweizerischen nicht zu gedenken, sich in so auffallender Weise geltend machten. Auch die Reformirte K. Z. ist vor ihnen nicht genug auf der Hut. Leider hat auch ein anderes Mitglied der Heidelberger Facultät, mit dem wir so gern überall Hand in Hand gingen, Dr. Rothe, in einem Aufsatze in dem neuesten Hefte der Studien und Critiken: „Zur Dogmatik. 3ter Theil. Heilige Schrift", von Neuem gezeigt, wie sehr er noch unter dem Einfluß der destructiven Tendenzen der Zeit steht, wie sehr er die Vollmacht, die ihm zum Aufbauen gegeben ward, zur Zerstörung mißbraucht. Der Grundgedanke der Abhandlung ist die Läugnung der göttlichen Eingebung der Heiligen Schrift. „Das Interesse der heutigen Theologie — sagt Dr. Rothe — geht entschieden dahin, aus der traditionellen Vereinerleiung von Offenbarung und Bibel gründlich herauszukommen." Gelänge es solchem Interesse sein Ziel zu erreichen, so wäre die Kirche der Reformation gefallen. An ihre Stelle würde das schwankende Rohr einer Professorenkirche treten. Es würde dann angemessen seyn, daß am Ende jeden Jahres ein Ausschuß der Deutschen theologischen Facultäten zusammenträte, um durch Majorität zu bestimmen, was in dem folgenden Jahre zu glauben und zu lehren sey. Die Zeugnisse unsers Herrn selbst für die göttliche Eingebung der Heiligen Schrift wagt Dr. Rothe nicht offen zu verwerfen, er versündigt sich aber an ihnen durch Drehen und Deuten. Jesus soll den Juden in Joh. 5, 39 sagen, daß es ein Wahn sey, wenn sie in der Schrift, also in einem Buche ewiges Leben zu besitzen meinten! Wenn Jesus sagt: „die Schrift kann nicht gebrochen werden", so soll das nur Anbequemung an den Standpunkt der Gegner seyn, bloße argumentatio ad hominem! Wäre es Dr. Rothe wirklich darum zu thun gewesen,

sich in dieser Sache zu Jesu Füßen zu setzen, so würde schon die Geschichte der Versuchung mit ihrem eisernen: „es steht geschrieben", hingereicht haben, ihm Licht zu gewähren. Die Auctorität der Apostel, welche, wie Dr. Rothe zugestehen muß, die göttliche Eingebung der Schriften des A. T. klar und nachdrücklich lehren, wagt er offen zu verwerfen. „Daß es — behauptet er ferner — bei der schriftlichen Abfassung der in ihm zusammengefaßten Bücher anders zugegangen sey, als bei gewöhnlicher menschlicher Schriftstellerei, daran kommt dem A. T. selbst auch nicht der leiseste Gedanke." Man muß wenig im A. T. orientirt und zugleich sehr durch die Neigung verblendet seyn, um solche Behauptung aufstellen zu können. Um nur einiges anzuführen: Jesaias fordert in C. 34, 16, indem er sich auf den Standpunkt der bereits geschehenen Erfüllung der eben vorgetragenen Weissagung stellt, auf, zu forschen in dem „Buche des Herrn", ob nicht die Geschichte der Weissagung genau conform sey. Der Prophet, sagt Drechsler, „weiß seine Weissagung als integrirenden Theil eines Ganzen, zu dem sie schon jetzt im voraus gehört und in welches sie zu seiner Zeit soll aufgenommen werden." Wenn er dies Ganze als „das Buch des Herrn" bezeichnet, so hat die „traditionelle Vereinerleiung von Offenbarung und Bibel" an ihm schon einen Vorgänger. Ferner, in C. 12, 10 des Buches Koheleth wird das Privilegium einer tiefeindringenden Kraft, welches die in eine Sammlung vereinigten heiligen Schriften Israels besitzen, daraus abgeleitet, daß sie „gegeben wurden von Einem Hirten", dem Hirten Israels, der als liebender Versorger der Gemeinde ihr die heiligen Schriften gegeben hat. O über die jämmerliche Halbheit, die noch immer nichts lernen und nichts vergessen kann, die unberechenbar ist gleich dem Winde in dem, was sie annimmt und was sie verwirft, in einer Zeit, in der Alles zur Entschiedenheit drängt, in der nur ein kräftiges Ergreifen des Schildes des Glaubens die feurigen Pfeile des Bösewichtes auszulöschen vermag! Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Ist Jehova Gott, so wandelt ihm nach; ists aber Baal, so wandelt ihm nach.

Das Patent des Kaisers von Oesterreich vom 1. Sept. hat den Evangelischen in Ungarn und dessen Nebenländern eine neue kirchliche Verfassung gegeben. Sie ist mit Recht als eine „Kirchenverfassung auf der freiesten demokratischen Grundlage" bezeichnet worden. Der Staat überläßt die Kirche fast völlig sich selbst. Er begibt sich sogar des Rechtes, Regierungscommissare zu den Conventen und Synoden zu senden. Die Wahl der Pfarrer, Schullehrer, Senioren, Superintendenten ist eine durchaus freie. Die Regierung behält sich blos die Bestätigung der Gewählten vor, ferner die Genehmigung der von den Synoden beschlossenen Kirchengesetze und die Mittheilung ihrer Beschlüsse. Was die innere Organisation betrifft, so erbaut sich, wie die historisch-politischen Blätter sagen, „auf Grund der Lokalkirchenkörper die ganze Verfassung bis in ihre Spitze. Das Presbyterium aber wird durch geheimes Scrutinium von sämmtlichen 25 Jahre alten Mitgliedern der Gemeinde gewählt. Ganz entsprechend der Annahme, daß alle diese Glieder der Kirche geistliche Priester, Heilige seyen, stehen denn auch in allen Synoden und Conventen je drei weltliche Abgeordnete zwei Geistlichen Deputirten gegenüber." Die Regierung meint in solcher Weise, wie der Begleitartikel der amtlichen Wiener Zeitung sagt, „die dogmatische Ansicht der Protestanten über das allgemeine Priesterthum aller Gläubigen auf das Gewissenhafteste zu achten." Gegen solche Auffassung der Lehre der Evangelischen Kirche von dem geistlichen Priesterthum müssen wir vor allem protestiren. Die Evangelische Kirche wird hier mit der Rotte Korah verwechselt. Die erstere lehrt das allgemeine Priesterthum, aber sie lehrt nicht wie die Rotte Korah, daß „die ganze Gemeinde, wir alle" heilig sind, lehrt nicht, daß jeder Mensch von 25 Jahren ein Gläubiger ist, lehrt vielmehr noch viel entschiedener als die Katholische Kirche das Gegentheil, indem die scharfe Scheidung zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche, zwischen dem Waizen und der beigemischten Spreu eine ihrer wesentlichsten Grundlagen bildet. Solche Lehre von dem geistlichen Priesterthum, wie die von der Wiener Zeitung den Protestanten beigelegte, muß, wo sie practisch wird, zum vollkommnen Ruin der Kirche führen, zumal in Zuständen, deren Versunkenheit hinreichend charakterisirt wird durch die Erklärung des Preßburger Seniorats, welche gegen alle und jede Kirchenzucht gerichtet ist und dieselbe im Principe verneint: „Was das Censoramt der Presbyterien bewirken soll — wird gesagt —, überlasse man der stillen Gewalt des göttlichen Wortes, welches in Kirchen und Schulen gehandhabt wird, und wo dieses Wort einer Unterstützung von außen bedarf, kann ihm diese nur durch die Mitwirkung weiser bürgerlicher Gesetze werden." Es ist bekannt, daß sich gegen das Kaiserliche Patent in Ungarn eine wilde Agitation erhoben, daß die ungeheure Mehrzahl der Protestanten oder wenigstens der Reformirten erklärt hat, die darin dargebotene Gabe nicht annehmen zu wollen. Man ist materiell mit der gegebenen Verfassung ziemlich einverstanden, man will sie sich aber nicht schenken, nicht octroyiren lassen, man treibt im Zusammenhange mit der politischen Aufregung die Autonomie bis auf die äußerste Spitze, der Magyarische krankhafte Freiheitsdrang freut sich, daß er auf kirchlichem Gebiete einen Anlaß gefunden hat, sich in der ungemessensten Weise geltend zu machen. Wir können in dem Patent auch keine wirkliche dankenswerthe Gabe erkennen, aber aus ganz anderm Grunde.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 28. Januar. № 8.

Vorwort.

(Schluß.)

Das büreaukratische Regiment hat in Oesterreich viel dazu beigetragen, die Protestantische Kirche zu ruiniren. Die einflußreichsten Stellen sind fast durchweg den innerlich haltlosesten Menschen, den erbärmlichsten Rationalisten übergeben worden, weil man in solchen die willenlosen Werkzeuge der staatlichen Büreaukratie erkannte. Wie in Oesterreich die Consistorien noch jetzt besetzt sind, das hat im vorigen Jahre ein trauriger Vorgang gezeigt. Ein junger Dr. Kolatschek wollte sich bei der protestantisch-theologischen Facultät in Wien habilitiren. Er bekannte sich, nach dem offenbar von ihm selbst herrührenden Berichte der Protest. K. Z., in einem zu diesem Zwecke eingereichten Programm „zu den wissenschaftlichen Grundsätzen der neuen Tübinger Schule", den grundstürzenden Irrthümern Baur's, die in dessen nächster Umgebung so gut wie allgemein jetzt als solche erkannt werden. Einem Theile der Facultät, vor allen gewiß dem Dr. Roskoff, der seinen völligen Unglauben hinreichend durch das elende Machwerk seines Lehrbuches der „Jüdischen Alterthümer" documentirt hat, war der Bewerber ganz recht, ein anderer Theil aber (wir nennen zur Ehre dieser Männer, die seit der Gründung der Bildungsanstalt für evangelische Theologen im J. 1819 zum erstenmale, traurig zu sagen, ein Zeugniß des Glaubens aus ihrer Mitte vernehmen ließen, hier ihre Namen: Prof. Kuzmany und Prof. Dr. Otto) protestirte, indem er die Grundsätze der Tübinger Schule als „unchristlich, unevangelisch, unprotestantisch, Gefahr drohend für den Bestand der Evangelischen Kirche" bezeichnete. Das Ministerium verlangte ein Gutachten von den beiden Consistorien der Augsb. und der Helvet. Confession. Das Gutachten beider Behörden „nahm den Bewerber unbedingt und fast einstimmig in Schutz und anerkannte die bekannten wissenschaftlichen Grundsätze der Tübinger Schule als homogen mit dem Princip des Protestantismus und als Ausfluß der bisherigen geschichtlichen Entwickelung der evangelischen Wissenschaft." Was kann es bei solcher Beschaffenheit dieser Behörden helfen, daß die Regierung im vorigen Jahre den allerdings schreienden Mißstand eines Katholischen Präsidenten derselben beseitigt hat? Einer in solcher Weise seit länger als einem halben Jahrhundert zu Grunde gerichteten Kirche, einer Kirche, aus der es noch in den letzten Tagen zu uns herübertönte: „Was soll aus uns werden? Herr erbarme dich unser!" konnte nur auf demselben Wege wieder aufgeholfen werden, auf dem sie zu Grunde gerichtet worden, dadurch, daß die Regierung in alle einflußreichen Stellen Männer berief, die von dem Geiste der Evangelischen Kirche durchdrungen waren. Statt dessen einer herabgekommenen Kirche eine Verfassung darbieten und zwar eine solche Verfassung, das würde heißen, statt eines Brotes einen Stein bieten, statt eines Fisches eine Schlange, wenn nicht die Regierung einfach nur dem Drange der Umstände nachgegeben hätte. Wir wollen sie deshalb nicht richten, aber man sollte nicht aus der Noth eine Tugend machen, und ein Dank wird ihr von wahrhaften Freunden der Evangelischen Kirche Oesterreichs nicht dargeboten werden können. Schon die Freude der historisch-politischen Blätter muß davor warnen. Wenn sie händereibend sagen: „Die den Oesterreichischen Protestanten verliehene Freiheit schadet uns nicht, sie nützt uns vielmehr", so haben sie gewiß nicht blos das im Auge, daß die auch den Protestanten verliehene Autonomie die Wucht des Sturmes gegen das Concordat mildern soll: sie sehen vielmehr schadenfroh der bevorstehenden Zersetzung der beiden Protestantischen Kirchen entgegen. Und in der That, es wird gräuliche Scenen geben. Wir stellen nicht in Abrede, daß die Gemeinden in Ungarn, wie auch im übrigen Oesterreich, verhältnißmäßig besser sind, als die Geistlichen, daß in ihnen noch bedeutende Elemente kirchlicher Frömmigkeit vorhanden sind. „Eine große Zahl der Gemeindeglieder — schreibt man uns von dort — hält am reinen Bekenntniß fest und verlangt von Herzen nach einer Erneuerung." Aber es würde thöricht seyn zu meinen, daß diese Elemente durch solche Verfassung oben aufkommen werden. Durch sie werden die Stillen im Lande bald geschweiget und die Schreier, die kirchlichen Demagogen kommen oben auf.

Die „Erweckungen", welche in den Vereinigten Staaten Nordamerika's ihren Anfang nahmen, scheinen sich mehr und mehr über das ganze Gebiet der außerdeutschen Reformirten Kirche auszubreiten, mit deren Lehre von der Taufe sie in nahem Zusammenhange stehen. Ihren Hauptsitz haben sie im vorigen Jahre in Irland und Schottland gehabt.*) So sehr

*) Das geschichtliche Material geben in dankenswerther Weise die „Mittheilungen über Erweckungen in verschiedenen Gegenden", welche in zwanglosen Blättern zu sehr geringem Preise in Basel erscheinen. Bis jetzt liegen zwei Hefte vor.

solche Bewegungen der Grabesstille auf dem Gebiete der Kirche vorzuziehen sind, ebenso dem wilden kirchlichen Freiheitsgeschrei derer, welche selbst Knechte des Verderbens sind, so erfreulich die Früchte, welche sie mancher Orten getragen, so können wir doch nicht bergen, daß ihr Charakter uns in Großbritannien minder gesund erscheint, als in den Vereinigten Staaten. In den letzteren hatten sie ihren Ursprung im Volke, das durch göttliche Gerichte zur Sorge für sein Seelenheil erweckt war. Dagegen in Großbritannien scheinen sie zu sehr auf Reflexion zu ruhen, aus der Erwägung einer Anzahl von Geistlichen, daß man doch auch eine Erweckung haben müsse, hervorgegangen zu seyn. Eine unmittelbare Folge davon ist die falsch methodistische Weise, in der die Erweckung vielfach betrieben wird, von der z. B. Thatsachen zeugen, wie die, daß in Belfast eine Anzahl der „eifrigsten Freunde der Bewegung sich bemühte, auf einen Tag aus allen umliegenden Bezirken und von allen Ortschaften eine so große Volksmenge zusammenzubringen als nur irgend möglich." Man brachte es wirklich zu einer Anzahl von 35—40,000 Personen. Zwanzig Geistliche aus den verschiedensten kirchlichen Gemeinschaften predigten zu gleicher Zeit. Die Zahl der „Niedergeschmetterten" war zu verschiedenen Zeitpunkten während der Versammlung so groß, daß es für eine einzelne Person völlig unmöglich war, sie zu schätzen. Eine andere Thatsache: In Belfast lud ein Geistlicher der Presbyterianischen Kirche in einer Gebetsversammlung die Versammelten ein, es möchten diejenigen, welche willig seyen, ihre Sünden zu lassen und ihr Herz Gott zu übergeben, niederknien zu einem stillen Gebete, welche aber nicht hiezu willig seyen, möchten stehen bleiben, worauf etwa 12 stehen blieben, 300 auf die Kniee fielen. Solche methodistische Geisttreiberei könnte, falls sie überhand nähme, doch leicht schlimme Folgen haben. Den eigentlichen königlichen Weg zum Eingange in das Reich Gottes lehren uns die Parabeln vom Senfkorn und vom Sauerteige, über welche letztere Albertinis schönes Lied: verborgen wirkt im Mehle des Sauerteiges Kraft, einen trefflichen Commentar bildet, dann des Heilandes Wort von dem Kämmerlein und was der Apostel von dem verborgenen Menschen des Herzens und von dem sanften und stillen Geiste sagt. Neben dieser Regel gibt es auch Ausnahmen, Bekehrungen, wo der zündende Schlag in einem Momente erfolgt. Erhebt man aber diese Ausnahmen zur Regel, so droht die Gefahr eines bloßen Strohfeuers, welches das Verderben nicht gründlich verzehrt. Während die Oberfläche des Herzens von lodernder Begeisterung erfüllt ist, zieht sich der Feind in den innersten Grund desselben zurück, um daraus zu gelegener Zeit hervorzubrechen. Der übertriebenen Anspannung ferner kann gar leicht eine Abspannung folgen. Großbritannien hat das schon einmal erfahren. Dem um die Mitte des 17. Jahrhundertes herrschenden excentrischen Wesen folgte nur zu bald der Ekel an aller Religion, die deistische und freimaurerische Gottlosigkeit. Die leiblichen Folgen der „Erweckungen", das „plötzliche mehr oder weniger bewußtlose zu Boden fallen, Wochen lang andauernde körperliche Schwäche und nervöse Angegriffenheit" werden nicht unbedingt gegen dieselben geltend gemacht werden dürfen, mit gewissem Rechte ist gesagt worden: „Alles, was diese leiblichen Anfechtungen beweisen, ist, daß tiefe Empfindungen vorhanden seyn müssen." Aber es darauf anzulegen, eine religiöse nervöse Epidemie hervorzurufen, ist doch höchst bedenklich, und wer könnte daran zweifeln, daß dies vielfach geschieht? schon der Bericht über jene Monstre-Versammlung in Belfast reicht hin, es zu beweisen. „Daß diese Bewegung als ein göttliches Unionswerk die Evangelische Kirche ergriffen hat", wie die Neue Ev. K. Z. sagt, mag nach einer Seite hin erfreulich seyn, nach einer andern aber ist es gefährlich. Es raubt den Seelen den festen Anhalt, den sie an ihren kirchlichen Gemeinschaften haben, die Momente der Zucht und der Erbauung, welche ihnen dieselben darbieten, und droht zuletzt Alles in ein confuses Chaos aufzulösen, in dem nur gewisse Stichwörter, an denen die ziemlich eintönige Bewegung so überreich ist, und Empfindungen übrig bleiben, und bei dem unvermeidlichen Erkalten der letzteren gar nichts. Die „Erweckung" endlich ist ein wichtiges Moment in dem Leben der Kirche. Wenn man aber Alles darauf stellt, wenn die solide Belehrung, das heilige Sacrament, die Zucht, die kirchliche Form darüber hintenangesetzt werden, so wird das Ende zuletzt das seyn, daß die Erweckung auch die Erweckung verzehrt. Die Geschichte des Pietismus hat das hinreichend gezeigt. Alle Einseitigkeit in der Kirche endet zuletzt darin, daß auch die bevorzugte Seite zerstört wird. Wir werden am besten thun, auch hier dem Rathe zu folgen: „Prüfet Alles und das Beste behaltet." Den besten Segen bringen diese einseitigen Erscheinungen in der Kirche denjenigen, die sich durch sie anregen lassen, ohne sich ihnen unbedingt hinzugeben. Wir wollen uns dieser Bewegung nicht kalt und herzlos und mit übergeschlagenen Armen gegenüberstellen, wir wollen aufmerksam hören, was durch sie der Geist den Gemeinden sagt, aber wir wollen uns auch nicht in ihren Strudel hineinziehen lassen, wir wollen daraus nur die Mahnung entnehmen: „sey wacker und stärke was sterben will", den Abscheu vor dem geistlichen Tode bei uns selbst und bei den unserer Obhut Anvertrauten, den Eifer, ihnen das Wort Gottes so zu predigen, daß es ein Geruch des Lebens zum Leben sey.

Die Ev. K. Z. hat im vergangenen Jahre theure Mitarbeiter verloren, Dr. Sartorius, den treuen Genossen durch mehr wie ein Menschenalter, Dr. Sander, dessen Glaube noch hier auf Erden einen Lohn darin gefunden hat, daß ihm in der Person des bisherigen Schulrathes Schapper ein würdiger Nachfolger geworden ist, den Pastor Klopsch in Zoddelt bei Görlitz, in dessen Schwachheit der Herr mächtig war und an dem nun das Wort in Erfüllung gegangen ist: „Was hier kranket, seufzt und fleht, wird dort frisch und herrlich gehen", zuletzt den Pastor Monbilly zu Grünhagen bei Elbing, den Mann scharfen Geistes, durch das Feuer der Trübsal siebenfach geläutert, der sich mit seinen tiefeinschlagenden Aufsätzen gewöhnlich gleich einem Sturmvogel in den Zeiten bevorstehender Crisen einzu-

stellen pflegte. Wir bitten unsere Mitarbeiter und Andere, denen die Kraft dazu verliehen ist, dringend, daß sie uns helfen, die also entstandenen Lücken auszufüllen. Mögen wir wirken das Werk des, der uns gesandt hat, so lange es Tag ist, es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann. Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sey mit uns Allen. Amen.

Alexanders von der Schulenburg Lebenslauf, von ihm selbst geschrieben. Halle 1858.

Diese kleine Schrift führt uns in einen wohlbekannten Ort, das Dorf Altenhausen im Magdeburgischen, wo der selige Möwes vor 30 Jahren dichtete und zeugte, und wo noch jetzt die gräflich Schulenburgische Familie Patrona ist, die treue Knechte des Herrn in Kirche und Schule vocirt und in Glauben und Wandel der Gemeinde vorleuchtet. Der Lebenslauf (S. 1—46) nimmt etwa den vierten Theil der Schrift ein, Beilagen und Anhang sind aber nicht nur dem Umfange, sondern auch dem Inhalte nach das Bedeutendste, und aus ihnen kann jener erst zu einem interessanten und erbaulichen Zeit- und Lebensbilde gestaltet werden. Das „Curriculum vitae“ wurde vom Grafen hinter einander aufgesetzt, vom 15. Januar bis 5. Febr. 1668, in seiner Betrübniß nach dem Tode seiner ersten Frau. „Hieraus kann“, sagt er, „nach meinem Tode (Gott der Allerhöchste gebe zu seiner Zeit ein seliges und vernünftiges Ende) mein Lebenslauf kurz zusammengezogen werden.“ Diese Mittheilung der Personalien im „Lebenslauf“ nach der Leichenpredigt ist bekanntlich jetzt für uns eine werthvolle, oft die einzige historische Quelle, auch noch weit und breit auf dem Lande Sitte und bei unserm Volke beliebt. Diese Sitte wird selbst von gläubigen Predigern vielfach angetastet und in Abgang gebracht, besonders aus dem Grunde, weil das Leben der meisten Verstorbenen zu inhaltsleer sei. Ein Prediger muß aber überhaupt die Kunst verstehen, aus einer Blume eine Wiese zu machen, wie Dr. Luther sagt, und so viel Liebe haben, die unscheinbaren Blumen aus einem Bauern- und Tagelöhnerleben zusammenzulesen; und Gefäße verfallen lassen und mit zerschlagen, die so viel köstlichen Inhalt gehabt haben und ihn alle Tage noch haben können, verbietet die Dankbarkeit, die Besonnenheit und die Ehrfurcht vor der Gemeinde des Herrn, welche sie aus seinem Geiste bereitet hat. Ich drang noch neulich bei einem auswärtigen Begräbnisse darauf, daß der Lebenslauf nicht wegbleibe, und siehe, es war das Erbaulichste bei der ganzen Feier. Für das Abkommen des Alten und Ererbten arbeiten Kräfte genug in unserer Zeit, davon sollten die Diener der Kirche sich ganz fern halten, ihre Aufgabe ist, zu conserviren und zu restauriren, und das zu stärken, was sterben will und noch leben kann.

Der obige Einwand gegen den „Lebenslauf“ könnte selbst bei Alexander v. Schulenburg gemacht werden, wenn man ihn liest, wie er lautet, wenn man sich nicht das Lebensbild aus den

Beilagen mit Fleisch und Blut bekleidet. Wir müssen uns dabei die kulturhistorische und kirchliche Beschaffenheit des 17. Jahrhunderts vergegenwärtigen, die Luft, die man damals im Leben und in der Kirche athmete. Das ganze Leben litt an einer Steifheit, in den Correspondenzen der Beilagen tituliren sich leibliche Brüder und Schwestern, ja Eltern und Kinder „Herr Gevatter.“ Christliche Freundschaftsverhältnisse und Aeußerungen derselben wie im Zeitalter der Reformation suchen wir vergebens, sie liegen unter versteiften Formen gebunden und verschüttet. Erst in der Periode des Pietismus wurden dieselben durch innere Wärme gesprengt und damit erfüllt. Auch das persönliche Glaubensleben litt an dieser Gebundenheit, aber dafür war es auch unter dem Schutze der Nüchternheit und Objectivität vor den vielen Schwankungen und Verunreinigungen bewahrt, denen es nachher und heute noch ausgesetzt ist. Es geht in dem Lebenslaufe, den wir besprechen, nicht durch erschütternde Bußkämpfe, die zerrüttete Zeit, der dreißigjährige Krieg mit seiner sechszigjährigen unermeßlichen Noth nahm alle geistliche Kraft in Anspruch, wenn man nicht gar innerlich vergehen wollte. Die Gewißheit des Gnadenstandes mußte unerschütterlich fest und die Heilsanstalt der Kirche unangefochten über dem Subject stehen, wenn dieses in dem großen äußern und innern Elende nicht zu Schanden werden sollte. Und so geht und steht es in dem Leben, das wir betrachten.

Im Jahre 1625, als Alexander 9 Jahre alt war, kam die erste Armee kaiserlicher Völker in das Erzstift, und es floh die Mutter zuerst mit den Kindern auf kurze Zeit. Aber noch in demselben Jahre Vater und Mutter mit allen 10 Kindern, in aller Eile und alles hinter sich lassend, nach Gardeleben. Von da geht's nun von Ort zu Ort, Ruhr und Pest mit ihnen, woran zwei Kinder und zwei Mägde starben. „Als wir kaum ein Jahr weggewesen, hat der Vater seel. in währender Zeit alles das Seinige verloren auf seinen Gütern zu Altenhausen, Emden und Bodendorf, von drei Jahren Korn, alle Victualien, die stattliche Bibliotheca, etzliche tausend Thaler werth, die Rüstkammer —, ein fünfthalb hundert Stück Rindvieh, und in Summa, es ist alles, das ganze Haus ruiniret und wir haben nichts behalten, also daß meine Mutter seel. den Soldaten ein Malter Rocken stehlen lies, so ihr Anfang wieder war, welchen sie wieder aussäeten.“ Nun jagten sie wieder Ruhr und Pest von einem Orte zum andern. „Wie wir in denen Oertern leben mußten aus Mangel der Mittel, daß wir Kosent zu Zeiten trunken, unreif Obst aßen, so in Backöfen aufgetrocknet, und elendiglich lebten, mag ich nicht wohl schreiben.“ Bei der Zerstörung Magdeburgs 1631 wurde alles Uebrige noch vollends weggenommen. Das nächste Jahr müssen sie wieder fliehen und können erst nach zwei Jahren nach Altenhausen zurückkehren. Im Jahre 1536 war ganz Altenhausen voll Flüchtlinge; „ingleichen haben sich auch viele Priester hierher begeben, daß alle Tage hier auf dem Hause sind zweimal Betstunden gehalten und gepredigt worden.“ Im September vertreibt sie wieder die Pest nach Emden, „darauf meine Mutter seel. daran starb, da

ich denn auf meinen Knieen sitzend die Gebete in Todesnöthen aus Kegelii Andachten vorlas, und so lange bei ihr war, bis sie verschied." Im nächsten Jahre wurden sie wieder von den Schweden (!) rein ausgeplündert; „wir mußten Brot leihen und tranken in acht Tagen nichts als Wasser, darinnen geröstet Brot geleget, nachgehends tranken wir gebrauet Bier aus Haber, konnten uns aber über den Leib so bald nichts wieder zeugen und war ganz schlecht bestellet." — „Anno 1638 mußte ich meine Studia aufgeben, da keine Mittel da waren, daß ich auf Universitäten gehen konnte, ist auch zu Hause nicht viel gewesen, daß wir uns erhalten können." Der Lebenslauf ist eine Kette von lauter solchem Elend. Endlich kam der Friede, nun brach aber der Concurs aus, zehn Jahre nach dem Frieden lagen zwei Drittheile von Acker und Wiesen noch ganz verbuschet. Noch vom August 1660 schreibt er: „Der General Montecuculi ging durchs Stift nach dem Reiche, da lagen vier starke Compagnien in meinen beiden Dörfern, verzehrten über 1000 Thlr. und wurden die Dörfer mir ganz ruiniret."

Wenden wir uns nun zu dem geistlichen Leben, welches in diesem äußern gezeitigt wurde. Siebzehn Mal hat er die Bibel nach Luthers Uebersetzung durchgelesen; mehrmals mit Osianders Auslegung. Den ganzen Psalter wußte er auswendig bis auf 15 Psalmen, und die, sagt er, hätte er wohl auch noch lernen können, weil er schon viel darinnen wisse. Das heißt doch das Wort Gottes reichlich bei sich wohnen, es nicht bloß flüchtig auf Besuch kommen lassen in einer Erbauung, die lebenslang nicht über das Schatzkästchen hinauskommt. In den Personalien zur Leichenpredigt seiner Frau wird es besonders erwähnt, daß er am Feste der Erscheinung des Herrn die Früh- und Nachmittagspredigt, die Betstunde des Donnerstages und auch die Sonntagspredigt nicht habe besuchen können „wegen der harten und starken Ohnmachten, so ihr angestoßen." Für alle Särge der Seinigen suchte er Bibelsprüche als Aufschriften aus. Alle Rechnungen, Verhandlungen ꝛc. tragen fromme Sprüche. Aus seiner Sentenzen-Sammlung werden angeführt:

Wer Gott zum Freunde weiß,
Den macht kein Schrecken kalt,
Kein Trübsal-Feuer heiß.

Mir genüget, wie es Gott füget.

Christus solus salus mea.

Wer da gläubet, der ist versehn,
Wer nicht gläubet, der hat's versehn.

Christus erwirbt's,
Der Glaube faßt's,
Der arme Sünder genießt's.

Servire Deo est regnare.

Für Arme, Verlassene, um der Religion Vertriebene hatte er ein mitleidiges Herz und eine milde Hand. Auch aus der Kirchenkasse wurden damals dergleichen Unterstützungen gegeben,

was heute noch Nachahmung verdiente, namentlich bei Kirchen, welche die eignen Gemeinde-Bedürfnisse reichlich befriedigen und dabei noch todte Schätze aufhäufen, wozu doch Kirchen gewiß nicht da sind.

Die Taufe wurde damals mit Rücksicht auf die Zeitbestimmung der Beschneidung acht Tage nach der Geburt gehalten, zu welcher Sitte wir wieder zurücklenken müßten von dem weiten ins Unbestimmte hinausschieben. Bei einem Kinde Alexanders werden dessen beide Schwiegereltern mit zu Taufzeugen genommen; obwohl sie ganz in der Nähe wohnen, in Hundisburg, antworten sie doch beide auf die Einladung schriftlich mit der Anrede: „Hoch Edelgeborner und Gestrenger, Insonders freundlicher lieber Herr Sohn und Gevatter", und erwähnen ihre Tochter als „die Frau Kindbetterin." Aber wir können die Sitte, Großeltern oder Geschwister des Täuflings zu Pathen zu nehmen, nicht billigen. Die stehen dem Kinde von Natur schon näher, als wie sie als Pathen ihm stehen können, das neue Verhältniß kann gar keine neue Stellung bringen, das Kind wird also eigentlich der Pathen beraubt. Ganz sinnlos ist es und sollte absolut verboten werden, daß die eignen Väter der Kinder Pathen derselben werden. Durch solche Mißbräuche wird das Pathenamt vollends heruntergebracht und factisch für bedeutungslos erklärt.

Interessant und instructiv ist es, die Functionen und Stellung eines damaligen Kirchenpatrones aus mehreren Einzelnheiten abzunehmen. Das lassitische Verhältniß der Dorfschaft verlieh der Dorfherrschaft einen wirklich obrigkeitlichen Charakter, der mit der sich ausbildenden landesherrlichen Souveränität erlosch. Mit dieser bildete sich auch erst das landesherrliche Kirchenregiment, wie es jetzt ist, aus, bis dahin war dasselbe fast ganz mit beschlossen in der Dorfherrschaft und ihrem Patronate. Es ist bekannt, wie es zum Theil heute noch in Mecklenburg ringt, sich aus dieser Beschränkung heraus zu einem allgemeinen zu erheben. Im Lebenslaufe heißt es: „Den 3. Juli habe ich angeordnet, daß zu Ivenrode (dem Filiale von Altenhausen) alle Freitage, auch in der Ernte, die Betstunde solle gehalten werden durch den Altenhausischen Schulmeister. Vorhero habe auch angeordnet, daß der Ivenrodische Schulmeister alle Sonntage Nachmittags die Epistel sammt der Auslegung in der Kirche lesen und vor- und nachhero einige Gesänge singen sollte; zu Altenhausen habe ich auch ebenmäßig ein und anderes in der Kirche zur Verbesserung des Gottesdienstes angeordnet." Im J. 1661 gab er eine Verordnung über die Heiligung des Sonntages, von den Kanzeln zu verlesen, worin er sich aber allerdings auf verschiedene fürstliche Mandate beruft. Ebenso im J. 1673 eine Verordnung über die Fastenzeit. Bei der Besetzung einer Pfarrerstelle concurrirt gar kein anderes, oberes Kirchenregiment, es liegt alles, Vocation, Confirmation und Introduction in seiner Hand. Am 14. Januar hält der Prediger eine Gastpredigt, worauf der Graf beschließt, ihn zu vociren. Acht Tage darauf hat der Amtmann die Wahl den

Gemeinden, nach dem Gottesdienste, vor der Kirche, „zu intimiren und anzudeuten." In Ivenrode sagt ein Kirchvater, was ein anderer mit vielen Worten bekräftigt, der Mann habe ihnen vor acht Tagen sehr wohlgefallen; in Altenhausen sagen Zweie, ja wenn er der Obrigkeit gefiele, sollte und müßte er ihnen mit gefallen. Den 23. Januar geht die Vocation an den Gewählten ab, den 18. Februar die Wagen, ihn von Gröningen abzuholen, den 3. März wird er eingeführt. Bei alle dem wird keine Regierung, kein Consistorium, kein Superintendent thätig oder auch nur benachrichtigt. Die Investitur ressortirt auch vom Patron, sie geschieht durch den benachbarten Prediger seines Dorfes Hohenwarsleben. „Darauf (noch in der Kirche) mein jetziger Amptmann in meinem Namen dem Pfarrherrn den Predigt- und Beichtstuhl, Taufe und Altar anwiese und in meinem Namen confirmirte, den Schullehrer und beide Kirchväter und die ganze Gemeinde, so zu dem Behuf in der Kirchen zu bleiben anbefohlen, an ihn verwiese und sie vermahnete. Darauf der Amptmann, Pfarrherr von Hohenwarsleben, Schullehrer und beide Kirchväter und die ganze Gemeinde in der Kirchen ihm theils Glück wünschte, Alle aber die Hand gaben."

Aber mehr als interessant, erquicklich, erbaulich, viele unserer heutigen Grundherrschaften und Patrone beschämend und zur Nachfolge reizend ist es, zu sehen, wie die ganze, ausgebreitete Familie Jahrhunderte lang ihre Rechte, Gaben und Güter zu heiligen Pflichten sich macht, sie anwendet zur Barmherzigkeit und zur Ehre Gottes. Levin von der Schulenburg (gest. 1614) zu Betzendorf vermacht in seinem Testamente der Kirche seine Bibliothek „und sollen innerhalb Jahresfrist noch 100 Fl. hinzu gefolget werden, wie man noch 7 Taler jährlich der Kirchen folgen lassen soll, davon etliche Bücher einzukaufen." „Und weil ich einen Konventum der Pfarrherrn in diesen Gerichten längst meditirt und ein großes Verlangen getragen, selbst solchen piis colloquiis beizuwohnen, so will ich jährlich zur Ertragung des Unkostens 12 Thaler vermacht haben." Sein Sohn Achaz (gest. 1680) testirt wieder allerlei zu piis causis und legt seinen Söhnen die Vermehrung der Bibliothek und die jährlichen Conventus der Pfarrherren an's Herz. Levin Friedrich von der Schulenburg (gest. 1729) gründet 1728 das Hospital zu Burgscheidungen an der Unstrut, welches heute noch besteht. Ob wohl auch die schöne christliche Hausordnung mit dem köstlichen Gebet, „so bei denen Betstunden zu sprechen", ja die mitgestifteten Beistunden selbst auch noch bestehen? —

Diese gesegnete Familie steht als ein Leuchter und eine Leuchte Gottes da mitten in finstern Umgebungen und einer verwüsteten Zeit. Von dieser gibt ein trauriges Bild die Kirchenvisitation in den Domprobstei-Dörfern, welcher Alexander von der Schulenburg im J. 1660 als Commissarius mit beiwohnte. Der Administrator des Herzogthums ließ sie schon vornehmen „wegen eingerissener Ungeschicklichkeiten", und bestellte dabei noch zu Visitatoren einen Domherrn, den Domprobstei-Verwalter und M. Lemmer, Pfarrer zu Calbe. Dieser sollte insonderheit „eines jeden Priesters profectus inquiriren, ein placidum Colloquium mit ihm anstellen und die Concepta ihrer Predigten wohl betrachten." Es waren 10 Parochieen zu visitiren. Als sie vom 9. Juli an fünf visitiret, mußten sie abbrechen. „Es haben wegen eingetretener Ernte die Gemeinden uns wenig zu willen sein können, und wie leider zu geschehen pflegt, um Schulen und Kirchen sich wenig bekümmert, also daß wir nicht ohne Versäumniß und Splitterung der guten Zeit bald diesen, bald jenen aus dem Felde, ohnerachtet der vorher beschehenen Ankündigung, zusammen suchen lassen müssen." Erst am 26. Februar des folgenden Jahres nahmen sie das Werk wieder auf. Aber was für ein trauriger Befund! Die meisten der Prediger hatten gar keine Confirmation, kein einziger war bei der Gemeinde introducirt, sie waren alle durch „Spendiren" in's Amt gekommen. Vier von den zehn wußten nicht, wo die Formula concordiae gemacht, „ein anderer aber, so oft eine questio de communicatione idiomatum vorkommen, hat sich merklich alterirt und still worden." Nur Einer wird in Betreff der Profectus gerühmt. Jedoch das Zeugniß bekommen Alle, daß sie ihre Predigten concipiret und die producirten Concepta noch ziemlich befunden. Aber der ungeistliche Wandel der Geistlichen! Ein Pastor lebt mit dem Substituten in Feindschaft und Streit, weil derselbe seine Tochter nicht heirathen will. Ein Anderer hat sich am Epiphaniasfeste in der Schenke von Spielleuten aufspielen lassen, wie er Sonnabends Beichte sitzen sollen im Kruge gesessen und deshalb die Beichte aufgeschoben, und ist in der Betstunde vor dem Altar eingeschlafen. Für einen Dritten hat der Administrator der Commission 17 Fragen vorzulegen gegeben, von denen drei lauten: Ob er nicht des Sonntags ausreiße, auch etliche Tage außen bleibe? Ob er nicht die Zeit über, wenn er weg ist, in Schenken zubringe und darinnen schwelge und saufe? Ob er nicht öfters dergestalt überladen, daß er unterwegens liegen geblieben und darüber Hut, Handschuhe und Stab verloren? Darauf antwortet er, er stelle sein Leben und Wandel nach Vermögen an, Gott habe keine Engel, sondern Menschen auf die Kanzel gestellt, er trinke den Branntwein nicht weiter, als zur Gesundheit nöthig. Aber die Gemeinde sagt, daß der Priester sich voll Branntwein söffe und alle drei Pfingstfeiertage sei voll gewesen, also, daß er das Vaterunser nicht habe beten, noch die Collecte singen können.

Aber während draußen vor den Thoren Magdeburgs dieser Unflath in den Kirchen liegt, hält drinnen das auserwählte Rüstzeug, der gottselige Christian Scriver, seine „Seelenpredigten", und gibt der Kirche im „Seelenschatze", einen ihrer größten Schätze.

---

1. Lebensabriß von Bruder Johann Adam Straub in Kornthal.

2. Lebensabriß vom Herrnhuter-Bruder Johann Andreas Schönbein, Bortenmacher in Metzingen unter Urach. (Ludwigsburg bei Ferd. Riehm.)

Es thut wohl und wirkt erfrischend auf und für das durch mannigfaltige Reflexion abgeschwächte und verdünnte Christenthum dieses Geschlechtes, auch einmal Gottesfurcht und Glauben zu betrachten in ihrer Unmittelbarkeit und Einfalt, wenn auch eingehüllt in mancherlei Schwäche und Absonderlichkeit. Es umweht Einen doch wie Hauch und Kräfte der oberen Welt, und die dem Christen allezeit nahe und für ihn offenbare Hand des Herrn thut sich leibhaftig kund. In diesem Sinne wollen wir aus den obigen Lebensabrissen für die Leser der Ev. K. Z. Einiges ausheben.

Adam Straub, der vor Kurzem in Kornthal gestorben ist, war seines Handwerks ein Schuhmacher, und schon in frühen Jahren auf Wegen Gottes. „Von meiner Konfirmation an, erzählt er selbst, nahm mich Gott in seine besondere Zucht, so daß ich nicht mehr mit Ruhe sündigen konnte. Ueber jeder Abweichung wurde ich verdammt, und lebte beständig in Furcht. — Aber wer nicht den Moses kennen gelernt hat, der lernt auch Christum nicht recht kennen. Moses fordert vom Menschen: Wer nicht hält alle Worte des Gesetzes, der ist verflucht. Der Mensch mag sie halten können oder nicht, darauf nimmt Moses keine Rücksicht. Ich weiß noch den Platz, auf welchem diese Forderungen im höchsten Grad an mich gemacht wurden. Ich sehe es heute noch im Geist, wie Moses mir den Stab gebrochen und vor die Füße geworfen hat. Ich sehe den Galgen vor mir stehen und eine Leiter daran gelehnt. Ich hatte als ein Missethäter bereits den Strick um den Hals, der Scharfrichter ging vor mir die Leiter hinauf und ich mußte nachfolgen. Es kam so weit, daß mir auch der Strick befestigt und ich von der Leiter gestoßen werden sollte, da war es, als ob plötzlich ein Engel erschiene, der ein weißes Tuch wehen ließ und mir, dem Missethäter, Gnade verkündigte. So tief nun die Angst und Qual war unter dem Gericht, so groß war jetzt die Freude und Liebe, als ich vom Vater dem Sohne übergeben wurde. Die Liebe Jesu und die Gnade seiner Versöhnung und Erlösung faßte mich so stark, daß es mir im Element der Gnade vorkam, als ob ich gar nicht mehr von den Sündern abstammte. Ich weiß nun, was Rechtfertigung ist." — In seinem 23. Jahre (a. 1800) mußte er Soldat werden. Er stand mit seinem Regiment an der Donau, in einem Walde der Feind, der daraus vertrieben werden sollte. „Es war Officieren und Soldaten bange. Die letzteren wurden zwar von ihrem Kommandanten auf die Ehre aufmerksam gemacht für das Vaterland zu kämpfen und zu sterben; ich sah aber — erzählt Str. — wie das Vorhalten der Ehre die Angst nicht beseitigen konnte und dachte: O Elend! Auch ich war in meinem Inneren sehr niedergedrückt und seufzte in der Stille: „Lieber himmlischer Vater, wenn es dir wäre wie mir, so könntest du uns diesen Angriff ersparen; du dürftest nur unter die Franzosen in den Wald hinein den Geist der Angst und der Furcht schicken, so wäre auf einmal geholfen!" Wir mußten nun im Sturmschritt in den Wald hinein. Ich dachte: was ist denn das? Sind denn etwa die vordersten Franzosen schon gefangen genommen, daß wir keine sehen? Genug, wir durchzogen den ganzen Wald und sahen auch nicht einen einzigen Mann vom Feind. Auf der anderen Seite des Waldes kamen wir auf einer Anhöhe hinaus, von welcher wir in's Donauthal hinabsehen konnten. Da bemerkten wir noch die letzten Franzosen, wie sie sich grade über die Donau eilig zurückzogen. Ich staunte und sagte: „Lieber himmlischer Vater, hat denn dies kleine Gebet eine solche Wirkung bei dir? Wenn es das ist, daß du das Gebet auf solche Weise erhörst und so väterlich für mich sorgst, so will ich auch niemals mehr darüber klagen, daß du mich in den Soldatenstand gesetzt hast, sondern ich will mich mit Allem zufrieden geben." — Aber es gab immer noch schwere Zeiten. „Einmal auf einem Marsche — erzählt er — es war bei Lindau am Bodensee, als wir Halt machten und lagerten, war mein Hunger wieder so stark, daß mir die Augen vergingen und sich der Boden umzudrehen schien. Ich war einer Ohnmacht nahe. Da zog ich mein liebes Neues Testament heraus und las einen Psalm. Dieser stärkte und erquickte mich aber so, wie wenn ich die beßte Mahlzeit gekostet hätte. Ich durfte es hier leibhaftig erfahren, was geschrieben steht: der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern auch vom Worte Gottes." — Später wurde er Stundenhalter. „Ich wollte mich nicht dazu verstehen, berichtet er darüber, an andern Seelen zu wirken, weil ich dachte, ich sei ja selbst erst ein Anfänger und könnte durch Andere leicht um das Wenige kommen, das ich habe. Ich verfuhr deshalb auch strenge mit den Besuchenden, zankte sie aus, wenn sie zu mir kamen, und hielt ihnen vor, welchen Segen sie gehabt hätten, wenn sie die Zeit über, die sie bei mir seien, ein Kapitel gelesen, darüber nachgedacht und ernstlich gebetet hätten. Mein Zanken aber schreckte sie nicht ab, sie kamen immer wieder und brachten noch Andere mit. Daher wurde ich genöthigt, in meinem Hause mit den mich besuchenden Geschwistern eine besondere Versammlung zu halten." — Wie er mit seiner „Natur" verfuhr, darüber erzählt er: „Abends in einer Versammlung (in der er auswärts als Gast war) überfiel mich der Schlaf mit solcher Gewalt (er hatte in der Nacht vorher kaum eine Stunde geschlafen), daß es schien, ich müsse wirklich unterliegen. Ich sah nichts mehr mit meinen Augen, und doch ließ ich kein Augenlid zufallen. Zudem war es, wie wenn sich in meinem Magen ein ganzer Knäuel zusammengezogen hätte, der sich nun entleeren wollte. Meine Natur fing wieder an mir zu sagen, ich müsse dem Schlaf Gehör geben, sonst müsse ich mich erbrechen, und das wäre ja hinter dem Tisch eine Schande. Da sagte ich ihr, ich gebe nicht nach und wenn ich den ganzen Tisch voll erbrechen müßte. Da war denn auf einmal der Schlaf weggewischt, von Erbrechen war keine Rede und ich wieder so munter und frisch, daß ich noch eine Nacht hätte wachen können. Und seither hat es meine Natur nie mehr gewagt, in der Versammlung mit dem Schlaf mich zu plagen; sie weiß, ich würde es ihr heute noch ebenso machen." — Im J. 1819 zog er mit in die neu zu gründende Gemeinde Kornthal und war bis einige Jahre vor seinem Ende eines der thätigsten und hervorragendsten Glieder derselben. „Im J. 1854 bekam er an seinem rechten Arm eine offene Wunde, die ihm längere Zeit unsägliche Schmerzen verursachte. Es war auf dem Punkt, daß sich der Brand dazu geschlagen hätte, und daher fürchtete man auch für sein Leben.

Er selbst aber ließ die Hoffnung auf's Gesundwerden nie fahren. Und als die Gefahr vorüber war, und sich einige Brüder gegen ihn verwundert darüber äußerten, daß seine Hoffnung wieder den Sieg davon getragen habe, so sagte er: Drum, weil ich thue, was mein Heiland will, so thut er auch, was ich will." — Die letzten Jahre seines Lebens war er wieder wie ein Kind geworden. — Von seinen mündlichen und schriftlichen Bemerkungen heben wir einige aus:

Wir sollen uns gewöhnen, Alles, was uns begegnet, unverrückt von Gott auf der guten Seite anzunehmen. — Am gottseligen Wandel eines Christen ist weit mehr gelegen, als wir es dafür ansehen. Durch diesen macht ein Christ viel tiefere Eindrücke auf Andere, auch selbst auf Gottlose, als er nur weiß. — Was mir in meinem Leben am niedrigsten und nachtheiligsten geschienen hat, das ist nachher zu meinem größten Vortheile ausgefallen. — Wer es lauterlich mit Gott meint, den bringt er durch, auch in den schwersten Proben. Der Heiland heißt der Treue, und er wird es auch in alle Ewigkeit bleiben. — Gott führt seine Kinder blindlings. Man möchte freilich die Wege Gottes zuvor wissen, ehe man sie geht; aber da wäre Gott ja nicht mehr der Wundergott und wunderbar heißt doch sein Name. Wer aber der dunkelen Führung Gottes stille hält und sich auf Christum als auf den Lebensfelsen verläßt, wird es hernach erfahren, wie Gott so herzlich für uns sorgt und wie seine Erbarmung und Gnade so groß ist. —

Schönbein, der Herrnhuter, hat bis in die zwanziger Jahre hinein gelebt. In seinem 17jährigen Ehestand hatte er beständig mit Armuth und vielfacher Noth zu kämpfen. Dabei hatte er einen kränklichen Körper. Durch wie viel äußere und innere Noth es unter solchen Verhältnissen durchging, läßt sich leicht denken. Einmal war er bei seiner Arbeit innerlich so gedrückt, daß er von seinem Stuhle heruntersprang und sich bückte, weil es ihm schien, als breche die Decke seiner Stube über ihm zusammen. Auf einmal fiel ihm ein, was David in einem Psalm sagt: ich glaubte, das Loch der Grube würde über mir zusammenfallen. Das erhob seinen gesunkenen Glauben ungemein, daß er ausrief: David, du bist mein Bruder! — Eine große Erleichterung für ihn und seine mütterlich-verwaisten Kinder war es, als einige Jahre nach seines Weibes Tod seine Schwester Magdalene zu ihm zog. Dies war eine sehr verständige Person von männlichem Charakter. Ihr Weg durch diese Welt war ein Kreuzweg. Aber eben deshalb wurde es ihr zuweilen auch schwer, mit den Wegen Gottes zufrieden zu werden, und da konnte dann ihr Bruder zu ihr sagen: Mabel, wenn Du stirbst, laß ich Dir einen Grabstein setzen mit folgender Inschrift: Hier liegt M. M. Sch. Sie ist gerne gestorben, weil sie nicht gerne gestorben ist. — Gegen sich war er strenge. Es kam einmal vor, daß er auf seinem Gütchen an einem Feiertag einen Obstbaum überschüttelte. Dies gab ein solches Aergerniß, daß sogar auswärtige Brüder kamen, um ihn darüber zur Rede zu stellen. Ihr kommt zu spät, antwortete er. Ob es mir gleich für meine Person Nichts schadet, weil ich oft in der Woche Sabbat halte, allein weil ich Schwache damit geärgert, so habe ich mich vor Gott gebeugt und gebe mich auch vor den Menschen schuldig. — Allgemeine Liebe und ein weites Herz waren bei ihm in hohem Grade vorhanden. Wer redlich und aufrichtig war, fand bei ihm Eingang. Wie er sich mit den Fröhlichen freute, so trug er auch Leid mit den Weinenden. Er besuchte gerne die Kranken. Einst wurde er an das Sterbebette eines reichen Mannes gerufen, der früher manche Gnadenzüge an seinem Herzen erfahren, sie aber durch Eitelkeit und Reichthumssorgen wieder

erstickt hatte. Der Sterbende fragte ihn, was er von ihm halte? Sch. wollte vor den Pforten der Ewigkeit Niemand anlügen und sagte: Es gehe ihm wie den Krautsetzlingen, die von einem Land in das andere versetzt werden und bei denen es Alles braucht, wenn sie nicht verderben sollen. — Einmal hörte man von ihm die Aeußerung: die Pietisten sind häufig selbst schuld, daß die Welt so Vieles an ihnen auszusetzen hat. Ein rechter Christ muß zwar öfters von der Welt einen harten Spott erfahren; aber dennoch muß sie ihn gegen ihren Willen hochachten. — Von außerordentlichen und übernatürlichen Dingen war er kein Freund; er sagte, man gerathe dadurch so leicht auf Irrwege. Wenn Leute zu ihm kamen, die sich damit beschäftigten, so suchte er sie soviel als möglich davon abzubringen; denn, setzte er hinzu, der grade einfältige Weg, wie er im Worte Gottes beschrieben ist, ist derjenige, worauf auch die Thoren nicht irren können. — Aus einzelnen charakteristischen Zügen und Aeußerungen heben wir noch folgende aus. Bruder Martin von Gl. war unentschlossen, ob er nach K. ziehen sollte oder nicht. Darüber sagte Sch.: Wenn M. in Gl. lernt, was er in K. lernen muß, so ist's besser, er bleibt in Gl. — Er machte einst mit einem Bruder Besuche. Davon erzählt er: Wir schliefen zusammen. Ehe wir uns zu Bette legten, beteten wir; ich zuerst und nicht in der Einfalt, sondern etwas künstlich. Aber wie beschämt wurde ich, als der andere Bruder ganz kindlich sagte: Vater, ich danke dir, daß ich habe gestern Vater sagen dürfen und heute wieder. Amen! — Einmal sagte er: Es gibt Brüder, die sind so bald mit ihrem Christenthume fertig; sie stricken so bald das Bettelsäckle zu. Ich muß jeden Tag betteln. — Ein andermal: Man ist sehr geneigt, das Christenthum in hohen Dingen zu suchen, und es besteht darin, sich in dem üben zu lassen, was jeden Tag, ja jede Stunde vor uns liegt. Man soll die oberen Sprossen an der Leiter nicht erklimmen wollen, ehe man die unteren regelrecht erstiegen hat. — Sein Beruf führte ihn einmal in's Wirthshaus. Er ließ sich einen Schoppen Wein geben. Während er ihn trank, raisonnirte ein Handwerksbursche über die Bibel. Sch. stand auf, packte ihn bei der Weste und sagte: Hör er, hat er schon gethan, was dort Christus sagt: So Jemand will des Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede. Der Handwerksbursche war in großer Verlegenheit und antwortete: Nein. Da sagte Sch. zu ihm: Nun ja, so schmähe er in Zukunft keine Arznei, die er noch nicht probirt hat. — Einmal sagte ihm eine Person in nicht ganz lieblicher Weise manche Reden, die ihn hätten nach dem Naturrecht aufbringen sollen. Er hörte sie aber stille an und machte den Mund dazu auf, wie wenn er etwas zu essen bekäme. Je eifriger diese Person wurde, desto weiter öffnete er auch den Mund. Als sie aufhörte, fragte er: ob sie jetzt nichts mehr wisse? und da sie mit Nein antwortete, machte er eine Bewegung mit dem Munde, wie wenn er einen harten Bissen zu schlucken hätte, und dabei blieb's. — In seinem, kurze Zeit auf Verlangen einer gläubigen Verwandtin geführten Tagebuche schreibt er: So lange der Mensch bei seinem Christenthum Fleisch und Geist noch ungeschieden in sich hat, so lange kommt er auch zu keiner wahren Ruhe; denn da schätzt er sich nach seinem Gefühl und wird immer konfus, bald an sich, bald an Andern, bald an der Gnade. Daher kommen die häufigen Klagen bei so vielen erweckten Seelen. Röm. 7 setzt diese Sache schön auseinander. Da zeigt Paulus, wie es dabei hergehe, bis man zu dieser Scheidung gelange und wie man auch nachher das Gesetz der Sünde in den Gliedern fühle; wie man zwar Lust habe an Gottes Gesetz, aber nur nach

dem inwendigen Menschen, das Sündengesetz könne uns jedoch oft gefangen nehmen. Am Ende bricht er in die lamentabelste Klage aus und ruft: o ich elender Mensch! Und kaum holt er Odem, so danket er Gott in Jesu Christo, und lässet es sein, wie es ist, weil, wie er Kap. 8 fortfährt, nichts Verdammliches mehr ist an denen, die in Christo Jesu sind. Dies scheint freilich im Anfang widersinnig, aber durch die Erfahrung legitimirt es sich als göttliche Wahrheit. — „Darum sage ich, daß es gut sei, daß ein Mensch fröhlich sei in aller seiner Arbeit, denn das ist sein Theil." Heute Vormittag war ich auf einem Besuch; da sagte man, ein fröhliches Herz sei das beste Mittel zur Gesundheit. Ich sagte, davon könne ich bei meinem schwächlichen Körper aus Erfahrung Beifall geben. Wenn ich öfters so müde sei und dabei ein düsteres Gemüth habe, so setze das meiner Gesundheit sehr zu; wenn aber im Gegentheil das Gemüth heiter sei, so arbeite ich bei der nämlichen Lage des Körpers ordentlich hinweg und vergesse öfters, daß mir etwas fehle. Und es ist ganz begreiflich; denn Heiterkeit des Gemüthes erfrischt den ganzen Menschen, da im Gegentheil ein düsteres und dumpfes Wesen den Leib noch kränker macht, als er ist. Deswegen suche ich mich, wenn öfters eine natürliche Melancholie bei mir sich ansetzen will, alsdann zu zerstreuen. — „Ehe ich gedemüthigt ward, irrete ich; nun aber lerne ich seine Rechte kennen", Ps. 119. Gestern war ich auf der Herberge bei der Auflage; da trank ich ein paar Gläser Wein mehr als gewöhnlich. Es bekam mir nicht recht wohl; ich spüre es erst heute. Ich ging ruhig hin und dachte, du bist dir ja wohl bewußt. Ich blieb mir auch meistens bewußt; doch habe ich mich dann vergessen. Ich sollte mit mehr Mißtrauen gegen mich da gewesen sein. — Es kommt bei der Bekehrung hauptsächlich darauf an, daß unser Sinn mit dem Sinn Gottes eins werde, Gott sagt, wir seien von Natur aus Sünder, es sei nichts Gutes an uns und in uns; wir seien Feinde Gottes, gottlose Leute. Dies nun müssen wir eingestehen. Durch die Taufe verspricht uns Gott, daß er uns in Christo Jesu für seine lieben Kinder halten und uns aufnehmen wolle zu Erben aller himmlischen Güter. Dies nun müssen wir glauben. Gestehen wir jenes ein und glauben wir dieses, so ist unser Sinn mit dem Sinn Gottes der Hauptsache nach eins geworden. Es sind wenig Worte, aber viel gesagt. Es hält oft lange, bis eine Seele durch Gnade so weit kommt; und wenn sie es dahin bringt, daß sie es auch durchbehauptet.

Schönbein starb im J. 1825; er sah sein Ende deutlich kommen; und obgleich sonst stark und reich in seinem Herrn, fühlte er sich doch gleich anderen gläubigen Seelen sehr arm und ausgezogen. „Der eigne Talar bedecket die Blöße nicht halb und nicht gar", das waren die Worte, die er laut mehrmals wiederholte.

Nachrichten.

Die neunte Westphälische Provinzialsynode

hat im verflossenen Jahre vom 17. September bis 5. October in Soest getagt*). Es hat nicht fehlen können, daß auch in ihr die

*) Nach der Rheinisch-Westphälischen Kirchenordnung treten die Provinzialsynoden regelmäßig alle drei Jahre zusammen. Die Westphälische Synode besteht zur Zeit aus dem von ihr selbst auf sechs Jahre gewählten, vom Ministerio der geistlichen Angelegenheiten bestätigten Moderamen (dem Präses Pfr. Dr. Albert und dem Assessor Pfr. Dr. König), einem Deputirten der Bonner evang.-theologischen

großen Gegensätze der Zeit zum Ausdruck und damit zum Kampfe kamen, und insofern möchten ihre Verhandlungen und Beschlüsse auch über die Gränzen der Provinz hinaus Interesse in Anspruch nehmen dürfen und einer eingehenderen Darstellung werth sein, als wie sie ihnen seither zu Theil geworden ist.

Leider mußte schon die Eröffnungsfeier Veranlassung werden, daß die Gegensätze in schroffer Weise zu Tage traten. Die Kirchenordnung schreibt im §. 51 vor:

> Die Pr. Synode wird mit Gebet und Rede des Präses eröffnet und geschlossen. Nachdem die Arbeiten des ersten Tages beendigt sind, wird in der Kirche eine kurze Vorbereitung zur Abendmahlsfeier gehalten. Am zweiten Tage ist feierlicher Gottesdienst und die Synode feiert die Communion. Die Predigt wird von demjenigen gehalten, welcher von der Pr. Synode beauftragt worden. Der Präses theilt das heilige Abendmahl aus, wobei ihm der Geistliche, welcher die Synodalpredigt gehalten, assistirt. (Fortsetzung folgt.)

Zu dem Vorworte.

Wir sind darauf aufmerksam gemacht worden, daß die in der Beilage zu Nr. 6 gemachte Aeußerung über die gemeinsame Abendmahlsfeier nach unionistischem Ritus nicht genau richtig sei, und daß die Frage nicht von dem Consistorium, sondern von dem Superintendenten angeregt sei, weil ein Geistlicher der Synode sich von der Abendmahlsfeier und von der Schluß-Conferenz nach beendigter General-Visitation zurückgezogen habe. Von Seiten des Consistoriums sollen dagegen die Geistlichen genöthigt worden sein, den Ritus des Brotbrechens wieder herzustellen oder da einzuführen, wo er gegenwärtig nicht stattfindet. Wir geben diese Berichtigung, weil wir wissen, wie viel Werth auf solche Dinge gelegt wird. Daß die Sache ganz dieselbe bleibt, brauchen wir nicht erst nachzuweisen.

Facultät (Prof. Dr. Hasse), den 19 Superintendenten Westphalens, welche von den einzelnen Kreissynoden auf je sechs Jahre gewählt und von dem Minister der geistlichen Angelegenheiten bestätigt worden, und aus je einem deputirten Pfarrer und einem deputirten Aeltesten jeder der 19 Kreissynoden. Zum Königl. Commissar wird der Regel nach der Gen.-Superintendent der Provinz ernannt, wie denn auch diesmal der Gen.-Sup. Wiesmann als solcher fungirte.

Der Provinzialsynode ist in der Kirchenordnung die Aufgabe gestellt, über die Erhaltung der Reinheit der evangelischen Lehre in Kirchen und Schulen und über die Aufrechterhaltung der Kirchenordnung zu wachen, Beschwerden über Verletzungen der kirchlichen Ordnung, über eingeschlichene Mißbräuche im Kirchen- und Schulwesen und über die Führung von Geistlichen und Kirchenbeamten bei den zuständigen Behörden zu erheben, über innere kirchliche Angelegenheiten Beschlüsse zu fassen, welche jedoch der Bestätigung Seitens des Kirchenregiments bedürfen, und verschiedene Verwaltungsangelegenheiten zu erledigen, wie sie denn namentlich die Hälfte der Examinatoren für die Kandidatenprüfungen wählt, die dreijährigen Erträge einer Collecte für die dürftigen Gemeinden (diesmal über 9000 Thlr.) vertheilt u. s. w. Seitens des Oberkirchenraths ist der Westphälischen Provinzialsynode die Zusicherung ertheilt, daß sich derselbe nicht für berechtigt halte, in Sachen der Lehre und des Cultus anders, als im Einvernehmen mit der Synode Anordnungen für die Provinz zu treffen.

Die einzelnen Kreissynoden, welche aus den sämmtlichen Pfarrern des Synodalkreises und aus je einem deputirten Aeltesten für jedes einzelne Presbyterium gebildet werden, haben die Befugniß, in allen Angelegenheiten, welche zur Competenz der Provinzialsynode gehören, Anträge an dieselbe zu richten. Sie versammeln sich regelmäßig einmal in jedem Jahre. Ihre Verhandlungen werden gedruckt und gegenseitig ausgetauscht. Der Präses der Provinzialsynode stellt daraus einen Bericht zusammen, welcher den Verhandlungen derselben zu Grunde gelegt wird.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. **Mittwoch den 1. Februar.** № 9.

Amalie Sieveking.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben von **Amalie Sieveking** in deren Auftrage von einer Freundin derselben verfaßt. Mit einem Vorwort von Dr. Wichern. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1860. 8.

Amalie Sieveking, geboren zu Hamburg am 25. Juli 1794, gestorben den 1. April 1859, verdient einen Platz in dem Gedächtniß der Deutschen Evangelischen Kirche, nicht nur weil sie mit Bewußtsein darnach gestrebt hat, dem dornenvollen Stande der unverheirathet bleibenden Frauen den Weg zu einer würdigen Stellung und zu freudiger Thätigkeit für das allgemeine Beste zu öffnen, sondern auch weil sie in der christlichen Armen- und Krankenpflege durch innern Geistestrieb in ihrer Vaterstadt viel geleistet und in einem weiten Umkreise heilsam anregend gewirkt hat.

Das Letztere erkennt man allgemein für ein Verdienst an, das Erstere vielleicht weniger, aber mit Unrecht. Man bedenke, daß durch die Schöpfung jedes Weib wie jeder Mann zur Ehe bestimmt ist, weil die natürlichen Triebe des Leibes und der Seele in diesem Stande bei reifen Jahren ihre Beruhigung und geordnete Befriedigung finden. Als allgemeines Gesetz steht es fest, daß es dem Manne nicht gut ist, allein zu sein, noch weniger dem Weibe, das von Anfang an zur Gehülfin des Mannes geschaffen ward. Die unfreiwillige Ehelosigkeit ist darum eine schwere Aufgabe, die nur durch besondere gnädige Fügungen Gottes erleichtert werden kann: die freiwillige Verzichtleistung auf die Ehe ist nur dann recht und heilsam, wenn sie wichtige Ursachen hat und wenn sie durch hochheilige Pflichten und Aufgaben geboten wird, oder wenn sie, wie der Herr sagt, um des Himmelreichs willen geschieht. Wer nur den Leiden und Mühen des Ehestandes entfliehen will oder wer in phantastischem Idealismus sich zu gut für diese Naturgemeinschaft hielt, der wird mit seiner Natur dafür büßen müssen und hat Gott zu danken, wenn er nur schwere Kämpfe und Entbehrungen dafür erdulden muß, nicht auch in schwere Sünden und Unordnungen versinkt. Die unfreiwillige Ehelosigkeit ist aber häufig dem Manne, noch häufiger dem Weibe beschieden, und, wie günstig auch dann der gütige Gott es füge, vielen Demüthigungen und geheimen Kränkungen geht die alternde Jungfrau fast sicherlich im häuslichen und geselligen Leben entgegen. Und wie leicht verfällt sie nicht, besonders wenn sie bemittelt und ohne Beruf ist, in ein ebenso freudeleeres als gehaltloses Dasein, das durch Thorheiten und Launen theils lächerlich, theils widerwärtig wird! Sie muß große Hülfsquellen in sich selbst finden, um die aufgedrungene Selbstständigkeit zu ertragen, um einen Beruf sich zu schaffen und anspruchslos die Würde ihres persönlichen Charakters zu behaupten. Unser Herr Jesus Christus hat auch für die besondern Gefahren und Leiden dieses Standes das Heil gebracht und in den Klöstern der Römischen Kirche, in den Beguinenhäusern des Mittelalters haben unzählige ehelose Frauen eine Zuflucht gesucht. Die Evangelische Kirche aber hat noch bis vor einigen Jahrzehnten der einzelnen Seele überlassen, sich ihren einsamen Weg selbst zu bahnen: auch die wenigen adlichen Stifte gewährten den Fräuleins keinen rechten Schutz, weil es ihnen darin an Zucht und an Berufspflichten fehlte. Amalie Sieveking hat von ihrem achtzehnten Jahre an die Aufgabe des ledig bleibenden Weibes ins Auge gefaßt und mit herrlichem Erfolg ein Vorbild gegeben, wie dieselbe gelöst werden kann.

Die Familie Sieveking stammte aus Westphalen, war aber schon seit längerer Zeit in Hamburg eingebürgert und angesehen: ihr Großvater war Tuchhändler, ihr Vater Kaufmann und zuletzt Senator: ihres Vaters Brudersohn war der treffliche Syndicus Sieveking, ein edler Bürger, ein scharfblickender Staatsmann, ein liebevoller Beförderer und weiser Berather jedes guten Werkes, ein Mann, in welchem der gute Geist der großen freien Handelsstadt sich verkörpert hatte. Auch Amalie mußte unbewußt früh etwas von dem edeln Staats- und Weltbürgergeiste ihrer Vaterstadt und ihrer Familie einathmen, wenn dies auch lange in der Dämmerung der Kindheit und Jugend verborgen blieb. Das christliche Leben trat ihr am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts auch in ihrer Familie nicht in kirchlicher Form, sondern fast nur in der Gestalt einer allgemeinen sittlichen Veredelung und menschenfreundlichen Hingebung an das Wirken für das Wohl Anderer entgegen. Von vier Kindern war sie das dritte und die einzige Tochter: sie war aber kein liebenswürdiges anschmiegendes Kind, sie war es weniger als ihr jüngerer Bruder Gustav: es war ein Zug von Eigensinn und kaltem Herzen bei ihr zu bemerken: sie war nicht ohne Phantasie, aber Verstand und Wille überwog schon in ihrem zartesten Lebensalter Gefühl und Empfindung und der frühe Tod ihrer Mutter (1799) beraubte sie bald jenes Glücks,

welches das Kind genießt, das sich von der mütterlichen Liebe getragen weiß. Eine neunzehnjährige Erzieherin trat in das Haus und wurde später ihr eine liebe Freundin: aber das Paradies der Kindheit war für sie verloren. Ein trockner geistloser Lehrer langweilte ihren wißbegierigen Geist und konnte durch seinen mechanischen Religionsunterricht mit den todten Begriffen des Rationalismus die Keime des Glaubens in dem jungen Herzen nicht wecken, sondern nur zerstören. So ging auch die Confirmation wirkungslos an ihr vorüber und die Bibel blieb ihr fremd. Aber Gewissen und sittliches Selbstbewußtsein, zugleich auch ein Verlangen nach Bildung und geistiger Freiheit erwachte in ihr frühzeitig und schon in ihrem zehnten Jahre zeigte sich die Herrschaft ihrer Willenskraft über das Nervenleben. Da sie in einem Anfall von Krämpfen, worin man den Veitstanz erblickte, wo zwei Leute sie halten mußten, von ihrem Vater die Drohung zu hören meinte: „Wenn Du Dich wieder so anstellst, gebe ich Dir Gift!“ so gerieth sie in einen Schrecken und die Krankheit hörte plötzlich auf. Es blieb ihr aber ein Bewußtsein von Schuld, das sie Jahrelang beschäftigte und drückte, weil sie sich sagte, daß sie jenen Zustand, wenn auch nicht willkürlich hervorgerufen, doch durch ihre Einwilligung bestätigt und verstärkt hätte. „Als ich noch Kind war, — schreibt sie später von sich selbst —, da ich Christum als den Sohn Gottes, als meinen Erlöser und Seligmacher, noch nicht erkannt, da war in meiner Seele doch schon der Wunsch erweckt worden, gut und tugendhaft zu werden. Ich führte ein moralisches Tagebuch, ich legte mir selbstausgedachte kleine Kasteiungen (z. B. kleine Steine in den Schuhen zu tragen) als Buße auf für die von mir begangenen Fehltritte; ich wollte auch gute Werke thun und gab heimlich von meinem Taschengelde den Armen, wobei mich nur das wunderte, daß die Vorstellung jener Strafen doch selten die Macht hatte, mich das nächste Mal gegen die Versuchung zu waffnen, und daß das insgeheim gethane gute Werk mir doch lange nicht so viel Freude machte, als das, wofür ich Lob empfing von andern Menschen.“ Diogenes, der durch Bedürfnißlosigkeit sich vollkommene Unabhängigkeit zu erringen meinte, war damals der höchste Gegenstand ihrer Bewunderung und belebte ihr Streben nach Herrschaft über die Begierden. Ihr geistiger Bildungstrieb wurde durch ihre älteren Brüder unterstützt und durch mannigfaltige Lectüre genährt: sie las Campe's Reisen, Weiße's Kinderfreund, Beckers Weltgeschichte, auch Kotzebue's Lustspiele, und versuchte sich selbst in mancherlei kleinen Aufsätzen. Zuweilen aber weinte sie ohne ersichtlichen Grund, und einst von der Erzieherin um die Ursache solcher Thränen befragt, antwortete sie: „Ich bin so traurig, daß Niemand mich liebes Malchen nennt und Niemand mich lieb hat.“ Die Mutterliebe fehlte ihr.

Sie stand im funfzehnten Jahre, als im Januar 1809 ihr Vater starb, und, da das hinterlassene Vermögen nicht ausreichte, um einen eigenen Hausstand fort zu erhalten, so wurden die Geschwister zerstreut. Amalie ward zur Vollendung ihrer Erziehung einer Mademoiselle Dimpfel, einer bejahrten Verwandten Klopstocks, anvertraut, bei welcher sie zwei Jahre blieb und den ersten tieferen Eindruck von christlichem Glaubensleben empfing. „Ueber dem ganzen Wesen der lieben alten Dimpfel — schreibt sie — war eine jugendliche Heiterkeit ausgebreitet, und, wer da wissen wollte, aus welcher Quelle sie denn diese Fröhlichkeit schöpfte, der durfte sie nur einmal biblische Geschichten erzählen oder sonst von den Wahrheiten des Glaubens reden hören, da merkte man's bald, weß ihr Herz voll und daß ihre Freude eine Freude war in dem heiligen Geist. Allerdings war ihre Religion mehr Sache des Herzens als des Verstandes, daher sie mir in dem Hochmuthe meiner Verstandesbildung nur als eine liebenswürdige Schwärmerin erschien, und nie, meinte ich, würde ich ihr nachfühlen können, was sie so mächtig anregte. Ich verließ ihr Haus, ohne zum evangelischen Glauben durchgedrungen zu sein; aber ein köstliches Samenkorn nahm ich doch mit, das sie mir ins Herz gelegt. Ein Interesse an dem Worte Gottes, wie ich es nie zuvor empfunden, war in mir geweckt und zugleich der Wunsch, dessen Erfüllung mir freilich unerreichbar schien, auch einmal glauben zu können, wie sie, und, wie sie, so hoher Glaubensfreudigkeit theilhaftig zu werden.“

Im Anfang des Jahres 1811 trat Amalie als Gesellschafterin in das Haus der Wittwe Brunnemann, einer bemittelten Cousine ihrer verstorbenen Mutter, und sie blieb in diesem Verhältnisse über 28 Jahre, bis zum Juni 1839, wo diese ihre Pflegemutter hochbetagt starb. Hier war sie in eine Lage versetzt, die ihr Herz und ihren Geist nicht völlig befriedigen konnte, wo ihr aber mit großer Güte die Freiheit gewährt wurde, sich nach ihrem Sinn unter göttlicher Leitung zu entwickeln. Ihre scharfe Selbstbeobachtung mußte sie bald inne werden lassen, daß sie nicht zur Ehe geeignet war: sie hatte Liebe, aber keine Zärtlichkeit, Anstand und Würde im Betragen, aber wenig Anmuth, und selbst zum Kochen, wie zum Geschmack für zierliche Kleidung fehlte ihr der natürliche Sinn, so wie auch alles Talent zur Musik. Es war im Jahre 1811, wo Luise Reichard nach Hamburg kam und als Lehrerin einen Kreis von musikalischen Jungfrauen um sich versammelte. Amalie machte einen Versuch, sich von ihr ausbilden zu lassen: aber vergebens. Dagegen empfing sie von der theuren Lehrerin ein kleines geistliches Büchlein, das befruchtend auf sie wirkte, die bekannten „Erinnerungen an den Himmel für Solche, die sich wollen erinnern lassen.“ In diesem Büchlein trat zuerst Tersteegen ihrem Herzen nahe und ließ sie die Süßigkeit der vollen Selbstverläugnung kosten, die ihr Alles in der Liebe Gottes hat und ohne Lohn nur lieben zu wollen lehrt.

Gern hätte sie sich wie ihre Altersgenossinnen dem gesellschaftlichen Leben hingegeben: aber es fehlte ihr Alles, womit ein junges Mädchen in der Gesellschaft glänzt, und sie übte sich nur, neidlos an der Freude Anderer theilzunehmen. Sie fühlte den Beruf zur Lehrerin und bald fügte sich die Gelegenheit, mit einer kleinen Schaar von Kindern einen Cursus des Unterrichts zu beginnen und diese Beschäftigung war es, die

von Anfang an sie mit dem Bewußtsein erfüllte, hierin ganz an ihrem Platze zu sein. Für ihre Schule sich immer vollständiger auszubilden, lag ihr sehr am Herzen und der Religions-Unterricht war ihr dabei besonders wichtig. Die heilige Schrift hatte sie als Gottes Wort erkannt und lieb gewonnen: in aufopfernder Liebe zu wandeln, im Geiste Christi, war ihr höchstes Streben: aber der Glaube an die Versöhnung war ihr noch im Jahre 1817 fremd. Sie gestand dies ihren Schülerinnen, trug ihnen aber das Geheimniß vor, wie es die Kirche lehrt: ihr jüngerer Bruder Gustav, der in Leipzig Theologie studirte, war ihr in der Erkenntniß des Heils vorausgeeilt, aber Gott eilte auch mit ihm zur Vollendung und kurz nach Ostern 1817 starb er selig in Folge einer Unterleibsentzündung in Berlin, wohin er gegangen war, um seine Studien zu vollenden. Der Tod dieses innig geliebten Bruders erschütterte die Schwester tiefer, als sie noch je ein Sterbefall berührt hatte, und ein Jahr später entsagte sie nach einer schweren inneren Prüfung einem kurzen Rausch von bräutlichen Gefühlen und Hoffnungen. Allmälig führte sie nun auch der Geist zu immer tieferer Erkenntniß der Sünde und der Erlösung, nicht durch eine blitzschnelle Veränderung, sondern durch still zunehmendes Wachsthum in der Gnade. Thomas a Kempis war damals ihr Führer und Tröster. Im Frühjahr 1819 schrieb sie in ihr Tagebuch: „Hat Gott nicht für seine verschiedenen Geschöpfe verschiedene Berufe, und hat nicht jeder seine Freuden? Sollte mir in dem meinigen nicht auch Ersatz werden können für anderweitige Entbehrungen? — Wenn nicht glückliche Gattin und Mutter, — dann Stifterin eines barmherzigen Schwesterordens!" Im September 1820: „Meine Bestimmung auf Erden wird, wenn ich meinen Ahnungen trauen darf, eine jungfräuliche sein. Mein Charakter, mein Wesen hat zu bestimmte Formen angenommen; der Mann will, denke ich, was er liebt, sich selber bilden. Und dann glaube ich auch, daß mein himmlischer Erzieher mir um meines Stolzes willen Stille und Verborgenheit bestimmen muß. Herr, wie du willst! Du kannst in jedem Stande überschwänglich segnen; in Demuth und Treue will ich deiner leitenden Hand folgen, wohin sie mich führt." Sie folgte in gläubiger Ergebung, der Friede Gottes wurde in ihrer Seele heimisch, ihre Tagebücher hörten auf, und am 4. December 1821 in ihrem 27sten Jahre schrieb sie einer verheiratheten Freundin schon fast im Tone einer entschiedenen Braut Christi: „Daß ich zu denen gehöre, die durch Entsagung für den Himmel gebildet werden sollen, erscheint mir immer klarer und gewisser, wenn anders Entsagung genannt werden kann, wofür so reicher Ersatz geboten wird. Freilich mag es süß sein, von einem trefflichen Mann mit der vollen Kraft seiner Seele geliebt zu werden, und sich ihm ganz hinzugeben; ich ahne das wohl und bin nicht unempfindlich für das Glück der Gattin und Mutter; ihre Freuden scheinen mir vielmehr zu den süßesten und edelsten auf Erden zu gehören. Aber ich kenne doch ein Glück, das noch höher ist: ich meine das Glück, eine Christin zu sein. Ist nicht Christo anzugehören das Höchste und Beste, das der Mensch erstreben kann, und mag irgend ein äußeres Verhältniß ihn daran hindern? Ja, ich glaube es deutlich zu fühlen, daß mir nach meiner ganzen Eigenthümlichkeit und Stellung in der Welt der ledige Stand eben in jenem Streben sehr förderlich ist; und schon früher, wenn ich mich einmal Träumen der Zukunft überließ, und mir in sie ein häusliches Glück hinein malte, schreckte ich plötzlich zusammen, beim Gedanken an die mannigfaltigen Hinderungen, die ich darin für mein inneres religiöses Leben wahrzunehmen glaubte. In dieser besondern Beziehung auf mich ist mir der Gedanke, den der heilige Paulus in der 1. Epistel an die Corinther Cap. 7 V. 32 flg. ausdrückt, lange schon sehr lieb gewesen. O daß es doch also geschähe mit mir! Daß mein Herz ungetheilt dem gehörte, der mich so viel mehr liebt, als irgend ein Mensch mich lieben kann!"

Nachdem Amalie zehn Jahre als Lehrerin gearbeitet hatte und inzwischen in der Schule des heiligen Geistes erstarkt war, schloß sie nun als erwachsene biblisch-praktische Christin ihre Vorbereitungszeit mit einem Büchlein ab, welches „Betrachtungen über einzelne Abschnitte der heiligen Schrift" enthielt und für Freunde und Gegner in ihrer Vaterstadt ein öffentliches Bekenntniß ihrer christlichen Entschiedenheit war. Dasselbe erschien im August 1822. Sie war Christin geworden durch die Berührung mit einzelnen gläubigen Seelen, durch das Bedürfniß ihres nach Vollkommenheit und Frieden trachtenden Herzens, durch das Lesen der heiligen Schrift, durch die evangelische Zeitströmung, durch kräftiges Ringen und Beten. Auch einzelne Prediger, unter denen besonders Merle d'Aubigné zu nennen, hatten auf sie gewirkt. Aber die Kirche als Anstalt mit ihrer streng gefaßten Lehre und mit ihren öffentlichen Gottesdiensten war ihr fast fern geblieben: erst nachdem sie den Herrn gefunden, wurde ihr auch die Kirche das Haus Gottes. Darum hielt sie auch viel auf die persönliche Freiheit des evangelischen Christen und wollte nicht, daß ein fertiger gemachter Glaube dem Einzelnen unvorbereitet aufgedrungen würde oder daß man Jemanden wegen seines unvollkommener ausgestalteten Glaubens richte. Es war ihrer Führung ganz gemäß, daß sie nur auf die Frucht des Geistes sah, die sich im Leben und Wirken erweist.

Von nun an breitete sich aber ihre Wirksamkeit immer mächtiger und gesegneter aus. Ihre erwachsenen Schülerinnen versammelte sie noch häufig um sich und sicherte sich dadurch einen fortgehenden heilsamen Einfluß auf ihr Herz und ihren Geist: auch übernahm sie neben ihrer kleinen Schulanstalt noch den Unterricht von Kindern einer Freischule. Daneben aber bildete sie seit dem Frühjahre 1823 die Idee einer barmherzigen Schwesterschaft, die sie längst im Herzen getragen, vollständig aus, und als im Herbst 1824 der theure Pfarrer Goßner, aus Petersburg vertrieben, sich einige Monate in Altona aufhielt, theilte sie diesem ihren Plan mit und wurde beim Abschied von ihm, auf ihren Knieen liegend, zu diesem Berufe geweiht und gesegnet, indem sie in seine Hand das Gelübde der

Treue ablegte. Dennoch sollte eine solche Stiftung in dieser Gestalt nicht durch sie entstehen: aber sie entstand unabhängig von ihr durch einen gesegneten Mann, den sich Gott in dieser Zeit zu diesem Werke ausersehen, durch den Pastor Fliedner in Kaiserswerth. Später richtete dieser sein spähendes Auge auf sie und suchte sie als Vorsteherin für sein Diakonissenhaus zu gewinnen. Aber ihr Beruf in Hamburg hatte sich damals in anderer Weise so festgestellt, daß sie auf den Vorschlag, der ihr früher so lockend gewesen wäre, nicht eingehen durfte. Seit dem 13. October 1836 war die Anstalt in Kaiserswerth ins Leben getreten und im Februar 1837 kam der erste Antrag des Pastor Fliedner an Amalie: nach einiger Ueberlegung lehnte sie ihn ab, wurde aber die Vermittlerin, daß später im J. 1843 derselbe in einer lieben ehemaligen Schülerin von ihr eine treffliche Gehülfin seines Lebens und seines Werkes fand.

Der 13. October 1831 war für sie der Tag geworden, der in Folge eines außerordentlichen Entschlusses ihrem ferneren Leben die entscheidende Richtung gab. Die gefürchtete Cholera kam damals zum ersten Male nach Deutschland, nach Hamburg, und ein Schrecken ging vor ihr her wie ein böser Dämon, der hier und da zu den unvernünftigsten polizeilichen Maßregeln führte. In Hamburg richtete man weislich zwei Hospitäler für Cholerakranke ein und Amalie that den auffallenden, aber in ihrem Innern vorbereiteten Schritt, daß sie sich als freiwillige Krankenwärterin anbot, und an dem Tage, wo die erste Cholerakranke in das St. Ericus-Hospital gebracht wurde, trat sie daselbst in Dienst, nachdem sie vorher vergeblich im „Bergedorfer Boten" einen Aufruf an christliche Seelen erlassen, um sich mit ihr zur christlichen Krankenpflege zu verbinden. Sie hatte schon früherhin einen dunkeln Drang nach einer entscheidenden großen That der aufopfernden Liebe gefühlt und, wenn sich dieser Drang damals auch in ungesunder Weise äußerte, so lag doch darin die richtige Ahnung der Wahrheit, daß ein neuer vom Geiste gezeichneter Lebensweg am sichersten durch eine That angebahnt wird, in welchem der von Gott gewirkte heilige Trieb zuerst als freier Entschluß, der alle Hindernisse durchbricht, an das Tageslicht tritt. Diese That war für Amalie ihr Eintritt in das Cholera-Hospital. Ihre Tante Brunnemann ließ sie gewähren, vielleicht nur, weil sie der stärkeren Willenskraft ihrer bereits 37jährigen Nichte nicht gewachsen war. Einige bewunderten sie, aber die Meisten, darunter sehr edle Menschen, wie ihre vortreffliche Cousine Sieveking, sahen darin eine Verirrung, eine Schwärmerei, eine Sucht nach Außerordentlichem, eine Eitelkeit, die sich mit der Tugend putzt, wie jüngere und schönere Frauen mit einem Ballkleid. Auch der junge, aber einsichtsvolle Arzt des Hospitals, Dr. Siemssen, sah sie ungern kommen, die feingebildete Dame, die schwerlich verstehn würde in diesem Elend sich nützlich zu machen. Später sprach sie sich über den Eindruck, den damals die Urtheile der Menschen auf sie gemacht, offen also aus: „Der Tadel war mir nun besonders empfindlich; denn ob ich gleich hauptsächlich die Ehre des Herrn im Auge

gehabt, so kann ich doch nicht läugnen, daß wohl auch der Gedanke sich eingeschlichen, wie die Leute meine Selbstverläugnung bewundern würden. Statt dessen hieß es nun aber: Sie will etwas Außerordentliches thun, macht sich selbst zur Märtyrerin — und das war mir sehr heilsam. Wenn mich aber der Menschen Urtheil gedemüthigt, so befestigte sich um so mehr in mir der Entschluß, auszudauern und meine Aufgabe wirklich zu lösen, indem ich alle Hindernisse besiegte. Man hielt mich für eine Schwärmerin, doch ich überwand im Gebet, und habe nie bereut, daß ich den Schritt gethan, wie ich mir denn auch damals vorgenommen, das Urtheil der Menschen hinfort nicht zu scheuen und mich dadurch in Zukunft nicht beunruhigen zu lassen."

Am 7. December 1831 hatte sie ihre Aufgabe gelöst und kehrte zu ihrer Tante zurück, nachdem sie fast 8 Wochen unter großen Anstrengungen und vielen Nachtwachen treu gearbeitet und den Dank der Kranken, des Arztes und des Vorstandes sich erworben hatte. Sie war nicht nur Pflegerin der weiblichen Kranken gewesen, sondern der Arzt hatte sie auch zur Aufseherin der männlichen Krankenwärter gesetzt und sie hatte durchaus die Sachen mit Einsicht, die Menschen mit Weisheit behandelt. So hatte sie nicht nur das öffentliche Vertrauen gewonnen, sondern auch ihre Gabe zum Organisiren und Regieren erprobt und war mit mehreren Aerzten in ein Verhältniß getreten, welches auch außerhalb des Hospitals ein gemeinschaftliches Wirken zum Besten der Kranken möglich machte. Durch einzelne Fälle von Cholerakranken hatte sie auch tiefe Blicke in das leibliche und geistige Elend der Armenwelt ihrer Vaterstadt gethan. Jetzt fand sie sich durch Gottes Fügung auf die Höhe gestellt, von wo aus sie einen größeren und freieren Wirkungskreis für die pflegende und rettende Liebe sich eröffnen konnte. Zunächst zwar begann sie sogleich wieder ihre gewohnte Schularbeit, aber schon an einem der letzten Tage ihres Aufenthalts im Hospital war von ihr der Entwurf eines weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege zu Papier gebracht und der Prüfung zweier Aerzte unterworfen worden, die sich beifällig darüber äußerten und ihre Unterstützung dafür zusagten. Aehnliche Erklärungen erhielt sie von anderen Freunden und insbesondere von mehreren Herren, die Hamburgs Armenwesen genau kannten und thätig dafür wirkten. Ihr Entwurf ging von der Idee einer barmherzigen Schwesterschaft aus, die selbst bei der leiblichen Pflege der Kranken mitwirken sollte; dies erkannte sie aber bald als unausführbar: aber der persönliche Umgang mit den Kranken und Erweisung der Liebe gegen sie, derjenigen Liebe, die aus dem Glauben hervorgegangen, blieb die Grundlage ihrer Stiftung. Am 23. Mai 1832 versammelte sie 13 willige Frauen und Jungfrauen und stellte nach einem kurzen freien Vortrage die Grundsätze des Vereins fest. Bald nahm die Zahl der Theilnehmerinnen zu und es wurde ihnen ein Saal des Stadthauses für ihre wöchentlichen Versammlungen eingeräumt. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 4. Februar. № 10.

Amalie Sieveking.

(Schluß.)

Ihr ganzes früheres Leben mußte nun im göttlichen Lichte als Vorbereitung auf diesen Beruf erscheinen: auch jener klare Geist, jener männliche Verstand, durch den sie nicht nur Alles zweckmäßig zu ordnen wußte, sondern auch im Denken, Reden und Schreiben sich und Andern über ihre Thätigkeit Rechenschaft zu geben vermochte, um Mißverständnisse zu zerstreuen, die Nachahmung zu wecken, neue Hülfsquellen zu eröffnen. Im Sommer 1833 erschien ihr erster Vereinsbericht, der 20 Mitglieder und eine Gesammt-Einnahme von 1332 Mk. 10 ß. nachwies. Das Werk nahm immer zu und es folgten allmälig noch 21 Berichte von ihrer Hand, die neben den geschichtlichen Mittheilungen reife Lehren der Erfahrung und der Weisheit über diesen Zweig christlicher Liebesthätigkeit enthalten. Am 23. Mai 1857 konnte sie das 25jährige Jubiläum ihres Vereins öffentlich in einem theilnehmenden Kreise feiern, zu welchem auch Dr. Wichern sich gesellte, den Gott fast gleichzeitig mit ihr zu einem ähnlichen, nur noch umfassenderen Werke berufen hatte.

Bis zum Tode ihrer Tante Brunnemann lebte sie im Sommer auf dem Lande, eine Stunde weit vom Stadthause entfernt, in Othmarschen. Hören wir, wie sie in einem Briefe an eine Freundin ihre Zeiteintheilung eines Dienstags beschreibt. „Am Dienstag stehe ich um halb 5 Uhr auf und habe dann bis gegen 6 Uhr für die Kinder (zur Vorbereitung des Unterrichts) zu arbeiten. Das Morgenfrühstück wird bei der Arbeit eingenommen. Um 6 Uhr gehe ich zur Stadt und komme etwa ein Viertel nach 7 Uhr im Stadthause an. Hier warten schon Arme auf mich, bisweilen wohl 20 und darüber, die mich zu sprechen begehren. Das dauert wohl bis halb 9 Uhr, wo ich denn nach unserm Hause gehe, die dort etwa an mich eingelaufenen Billete und dergleichen durchsehe, noch Einiges auf den Unterricht vorbereite, und wenn die Zeit sich findet, auch noch vor den Stunden einen Gang für die Armen zum Armenarzt, Pfleger und dergleichen, oder auch zu den Armen mache. Um 10 Uhr kommen meine Kleinen zu mir und bleiben bis gegen 2 Uhr. Um 2½ Uhr gehe ich nach unserer Freischule, wo ich bis 3½ Religionsunterricht ertheile. Die Zeit von 3½ bis 5 Uhr ist entweder durch Gänge oder schriftliche Arbeiten für den Verein ausgefüllt. Um 5 Uhr versammeln sich bei mir einige frühere Schülerinnen, und ich halte mit ihnen erst eine förmliche Bibelstunde; nachher trinken wir zusammen Thee und unterhalten uns: zuletzt pflege ich ihnen noch irgend eine sie interessirende Mittheilung aus dem Gebiete der Literatur und dergleichen zu machen. Um 8 Uhr gehen sie auseinander. Inzwischen sind bei mir die Berichte über die von den Damen des Vereins gemachten Armenbesuche eingelaufen. Diese Berichte, weit über 100 an der Zahl, müssen nun von mir durchgesehen, Manches daraus notirt, die Besuche neu vertheilt werden. Diese Arbeit beschäftigt mich, so lange ich mich wach erhalten kann; doch beendigen kann ich sie vor Schlafengehen nicht. Den andern Morgen wieder um 4½ Uhr aufgestanden und dann sogleich an's Corrigiren der mir von den Kindern gelieferten Arbeiten." Mittwoch und Donnerstag sind ganz ähnlich mit rastloser Thätigkeit ausgefüllt. Sie fügt hinzu: „Du findest in dem Berichte dieser drei Tage keiner Zeit zum Mittagessen erwähnt, und die nehme ich mir auch wirklich nicht. Zwischendurch wird etwas Butterbrot, dabei vielleicht etwas kaltes Fleisch, ein hartgekochtes Ei und dergleichen, gewöhnlich nur im Stehen genossen; das finde ich für mich vollkommen ausreichend."

Die Idee einer zunächst für das große Hamburger Krankenhaus zu errichtenden barmherzigen Schwesterschaft hatte sie noch im Jahre 1836 nicht aufgegeben und trug sich mit dem Gedanken, bei einer bestimmten Gelegenheit, die sich ihr in der Ferne zeigte, eine Schrift darüber zu veröffentlichen, aber sie kam nicht dazu. Dagegen wurde das Jahr 1838 wieder ein Stufenjahr in ihrem gottgeweihten Leben. In diesem Jahre starb nach langer Schwachheit im Glauben an ihren Erlöser die Tante Brunnemann und Amalie stand nun im Besitz eines kleinen Vermögens einsam und unabhängig da: in diesem Jahre stiftete sie im Verein mit gleichgesinnten Freundinnen ein Seminar für Erzieherinnen, wozu für Erziehung und Unterricht nur die Kräfte der freiwilligen Liebe ohne Lohn sich vereinigten: in demselben Jahre erlangte sie die Schenkung eines Grundstücks zu dem Bau von Armenwohnungen, deren Nothwendigkeit sie durch die Erfahrung erkannt hatte, wie viel bodenloses Elend und Versuchung zur Sünde für unzählige Arme aus den Löchern und Höhlen hervorgeht, in welchen sie wohnen müssen, was neuerlich auch in weiteren Kreisen in Deutschland Aufmerksamkeit erweckt und theilweise Abhülfe veranlaßt hat, wie schon früher in den Niederlanden und in England. Amalie

trat für diesen Zweck in Verbindung mit einem Dr. Moraht, der ein Kinderhospital zu gründen beabsichtigte; die Ausführung beider Ideen wurde durch die Vereinigung der vorhandenen Mittel erleichtert und am 15. November 1840 konnte die neue Stiftung eingeweiht werden, die den Namen Amalienstift führt. Es waren darin 9 Wohnungen für Arme eingerichtet, die einer Hausordnung unterworfen wurden, und zwei große Zimmer für 14 bis 16 Betten kranker Kinder nebst den nöthigen Räumen für Bäder, Wäsche und andere Vorräthe. Schon vorher war sie als einziges weibliches Mitglied in einen Verein zur Fürsorge für entlassene Sträflinge aufgenommen worden, und wenn ihre Kräfte bei ihren vielen Arbeiten es zugelassen hätten, so wäre sie auch der Aufforderung gefolgt, einen Verein zum regelmäßigen Besuche der weiblichen Gefangenen zu gründen. Seit dem Tode ihrer Tante widmete sie sich aber auch mehr als früher der Geselligkeit und fand in der Gesellschaft nicht nur eine Erfrischung des Geistes, sondern auch eine schöne Gelegenheit, ungesucht für die christlichen Ideen zu wirken, deren Dienste sie sich ganz geopfert hatte. Durch ihren anerkannten öffentlichen Beruf und Namen hatte sie jetzt eine feste und fruchtbringende Stellung in der Gesellschaft gefunden, was ihr früher gefehlt hatte, und so bewegte sie sich nun darin auch frei, ohne je in Gefahr zu kommen, ihren christlichen Charakter, den man zu schätzen wußte, zu verläugnen. In den Nachbarstädten Lübeck und Bremen, wohin bald der Ruf ihrer gesegneten Wirksamkeit gedrungen war, wünschte man sie zu sehen und ihre Rathschläge zur Stiftung und Förderung ähnlicher Vereine zu vernehmen, und unter der Form der Geselligkeit fand sie daselbst leicht die Veranlassung zu zündenden Vorträgen. In noch weiteren Kreisen wirkten ihre Jahresberichte und diesen verdankte sie die Bekanntschaft mit der frommen Kronprinzessin von Dänemark, welche schon im Jahre 1838, als sie mit ihrem Gemahle in Hamburg war, sie zu einer Unterredung, in der Folge öfters zu Besuchen auf ihrem Landsitz Sorgenfrei, endlich auch nach Kopenhagen einlud, um auch dort mit ihrer Hülfe einen Frauenverein für weibliche Krankenpflege zu stiften. Für den letztern Zweck lernte Amalie zuvor dänisch, wie sie denn auch des Englischen und Französischen mächtig war.

Am Himmelfahrtstage (5. Mai) 1842 entstand der große dreitägige Brand in Hamburg, wodurch unzählige arme Familien obdachlos wurden: das Amalienstift gewährte in diesen schrecklichen Tagen nahe an hundert Abgebrannten eine willkommene einstweilige Zuflucht. Nachher wurde Amalie die Vermittlerin vieler auswärtigen Unterstützungen, die von Schwestervereinen, welche zum Theil als Filiale des Hamburger anzusehen waren, ausgingen. In ihrem 10. Jahresberichte dankt sie dafür den Schwestern in Lübeck, Ratzeburg, Stade, Bremen, Celle, Hannover, Jülich, Wernigerode, Weimar, Gotha, Osnabrück, Göttingen, Stuttgart, Frankfurt a. M, Bonn, St. Gallen und Zürich. Durch Vermittelung des Syndicus Sieveking führte der Brand auch indirect zu einer bedeutenden Erweiterung des Amalienstiftes, indem es durch freie Schenkung eines neuen Grundstücks von Seiten des Senats und durch anderweitige sehr annehmbare Combinationen ermöglicht wurde, noch vor Ablauf des Jahres 1842 zwei neue Gebäude, jedes zu 24 Armenwohnungen, zu errichten. Unter Mitwirkung eines jungen Arztes, ihres Neffen, des Dr. Sieveking aus London, gelang ihr im Frühjahr 1847 die Vollendung des Neubaues ihres Kinderhospitals, das nun zweckmäßiger eingerichtet war und zu 30 Betten Raum gewährte. Zu ihrem Schmerze kehrte ihr Neffe noch in demselben Jahre nach London zurück, in dessen Sommer sie noch einen härteren Verlust durch den Tod ihres Vetters, des Syndicus Sieveking, erlitt, des Förderers jedes gemeinnützigen guten Werks, der so oft ihr Rathgeber und ihre Stütze gewesen war.

Das Jahr 1848 störte die Liebeswerke, die sich schon so kräftig bewährt hatten, nicht, sondern verbreitete erst recht unter allen Wohlgesinnten die Ueberzeugung, daß die tiefen Schäden unseres Volks überall des Zusammenwirkens aller christlichen Kräfte bedürfen, um dem Verderben der großen Masse Einhalt zu thun, und im folgenden Jahre 1849 wurde Amalie bei einem Besuche von Freunden in Berlin mit Auszeichnung aufgenommen. Sie hielt daselbst einen öffentlichen Vortrag an Frauen, worin sie das weibliche Geschlecht der gebildeten Stände auf die rechte christliche Emancipation des Weibes hinwies, welche darin besteht, daß die unverheiratheten wie die verheiratheten Damen ihre freie Zeit würdig im Dienste des Herrn und in Werken der Liebe verwenden und sich von der bloßen Sorge für das Eigne und Nächste zur Hingebung an eine erweiterte Thätigkeit zum Besten verkommener Familien erheben. Wie sie da so manches Frauenherz fand, das diese Gesinnung schon theilte oder in gleichen Wegen zu wandeln sich entschloß, so ward ihr auch die Ehre einer anderthalbstündigen Unterredung mit Ihrer Majestät der Königin zu Theil, deren Aufmerksamkeit auch später ihrer Person und ihrem Wirken zugeneigt blieb.

Im Herbst 1855 brachte Amalie von einem erquickenden Besuche bei ihrem Bruder in England eine Erkältung zurück, die in eine zehrende Krankheit auszuarten drohte, und von dieser Zeit an begannen bei ihr die Leiden, durch welche Gott so oft seine Auserwählten zu vollenden pflegt. Die Untreue einer Aufwärterin im Jahre 1856 und eine traurige Folge der Handelskrisis im Jahre 1857, die ihre Familie und sie selbst nahe berührte, brachten ihr manche Unruhe und manchen Schmerz, wodurch die heilsame Wirkung der gebrauchten Bäder Lippspringe und Soden beeinträchtigt wurde. Die Erschöpfung ihrer körperlichen Kräfte nahm allmälig immer mehr überhand und mit dem Herbst des Jahres 1858 mußte sie ihrer öffentlichen Thätigkeit ganz entsagen. Am 1. April 1859 gegen Mittag wurde sie von ihren Leiden erlöst, nachdem sie noch kurz vorher durch das Vorlesen des 42. Psalmen erbauet worden war: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, nach Dir." Darauf faltete sie die Hände und sprach: „Mein Herr! mein Herr!" dies war ihr letztes Wort.

Um das Vorurtheil der Armen gegen das Armenbegräbniß

zu bekämpfen, hatte sie mündlich und schriftlich für sich selbst ein solches angeordnet, und ihr Wille ward vollzogen. Am Dienstag den 5. April, in der Frühe vor Thoresöffnung, ward der schmucklose aus 4 schwarzen Brettern bestehende Sarg durch die beiden bestellten Armenträger auf der Armenleichen-Bahre bis zum Gottesacker der Gemeinde Ham in Horn getragen und dort im Stieg der Kirche niedergesetzt. Hier bedeckte er sich bald mit Blumen und Kränzen, und eine Schaar von Freunden, Reichen und Armen, strömte aus der Stadt und Vorstadt zusammen. Pastor R., der langjährige Freund der Verstorbenen, sprach über Jerem. 31, 3: „Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte." Dann trugen acht Brüder des Rauhen Hauses den Sarg nach der Familiengruft des Syndicus Sieveking unter dem Gesange: „Christus, der ist mein Leben", und am Grabe verlas der Pfarrer der Gemeinde die Geschichte der Tabea, sprach Schlußgebet und Segen. Unter den Klängen der Bortniansky'schen Doxologie ward der Sarg in die Gruft gesenkt.

Dieses Lebensbild, von einer liebenden und berufenen Frauenhand herrührend, ist in der Weise verwandter Englischer Werke von reichlichen Auszügen aus den Tagebüchern und Briefen der Verstorbenen durchwoben und zeigt auf dem Titel die Lithographie eines Brustbildes der Verstorbenen, das O. Speckter 1859 gezeichnet hat. Dr. Wichern deutet im Vorwort auf den ausgezeichneten Familien- und Freundeskreis in Hamburg hin, aus welchem diese edle Frucht hervorgewachsen, und wünscht, daß solche Diakonissen-Thätigkeit, wie sie in Amalie Sieveking sich selbstständig durch des Herrn Gnade herausgerungen, je mehr und mehr ihren angewiesenen Platz in der evangelischen Kirche unsers Vaterlandes finde. Das Buch eignet sich vorzüglich zum gemeinschaftlichen Lesen in gebildeten christlichen Familienkreisen und hat schon vielfältig aufmerksame Leser und Hörer gefunden. Recht eigentlich gehört es den Frauen und Jungfrauen, welche angeregt und angewiesen sein wollen, wie ein weibliches Wesen der Nichtigkeit und Thorheit dieser Welt und dem eiteln Spiel einer falschen Bildung entgehen und durch Gottes Gnade in Christo zu einem gesegneten Leben geheiligt werden soll.

Zur Begründung einer neuen Physiko-Theologie. (Ueber Louis Agassiz's, Professors in Boston, theistische Weltbetrachtung.)

Wer die Deutsche Naturwissenschaft seit den letzten Decennien auch nur oberflächlich, nach ihren strengeren Forschungen, wie in den Hand- und Lehrbüchern und den populären Schriften, verfolgt hat, wird sich haben überzeugen müssen, daß von Jahr zu Jahr ihre Ablösung von aller Beziehung zu einem göttlichen Schöpfer größer geworden ist. Bei den Franzosen ist diese Erscheinung noch älter und allgemeiner. Es gilt fast als unschicklich, in einem naturwissenschaftlichen Werke nur von

einem Schöpfer zu sprechen, und auch in England, wo diese Betrachtungsweise noch einen viel festeren Boden hat und das Wort Creator in den strengwissenschaftlichen Werken immer noch vielfach vernommen wird, stellt sich an die Stelle des lebendigen Gottes, als des Schöpfers aller Dinge, eine natura naturans. Es ist die Deutsche Naturphilosophie, welche zuerst bei uns eine Sprache und Betrachtungsweise mißliebig gemacht hat, wozu allerdings vielfach die Trivialität der physiko-theologischen Literatur zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts das ihrige beitrug. Der Schreiber dieses Aufsatzes erinnert sich auch aus seiner Jugend, wie wenig Erbauung er aus dem Confirmanden-Unterricht heimtrug, wenn ihm der Geistliche, statt eine feste Grundlage in den Lehren des Heils zu geben, die Weisheit Gottes aus der Bitterkeit des Ohrenschmalzes, welches fremde Thiere in die Ohren zu kriechen verhindere, demonstrirte. Aehnliche Erfahrungen mögen Schelling bestimmt haben, in seinen Vorlesungen über das academische Studium, dem Naturforscher zuzurufen: „Am wenigsten wolle er, indem er die Weisheit und Vernunft Gottes zu bewundern meint, seine eigene Unvernunft und Unweisheit zu erkennen geben." *)

Die großen Naturforscher im 15ten und 16ten Jahrhundert, Copernicus, Kepler, Galilei, Newton, welche die Gesetze der kosmischen Bewegungen entdeckten, zeigen sich in ihren unsterblichen Werken stets erfüllt von göttlichen Gedanken, und wenn sie von Naturgesetzen sprechen, so reden sie auch immer von dem göttlichen Gesetzgeber. Die moderne Naturforschung hat sich so ausschließlich vertieft in das Detail der Erscheinungen und deren Causalitätsverhältnisse, daß sie die letzten Ursachen entweder als unerforschbar gänzlich aus dem Gebiete der Naturforschung verweist, was noch zugegeben werden könnte, oder daß sie einen gesetzgeberischen Ursprung der Naturerscheinungen und einen göttlichen Schöpfer förmlich läugnet. Diese Anschauungsweise hat dann weiteren Einfluß gehabt auf das gesammte Gebiet der Seelenerscheinungen, der geistigen Kräfte, welche man alle immer mehr als Resultanten materieller Stoffbewegungen betrachtet. Eine weitere Consequenz dieser Anschauungsweise war die Läugnung aller moralischen Freiheit, woraus denn das ganze Gebäude — wenn wir einen Trümmerhaufen so nennen dürfen — des modernen naturwissenschaftlichen Materialismus emporwuchs, welcher dem naturphilosophischen Pantheismus vom Anfange dieses Jahrhunderts folgte. Die Naturforscher, insbesondere die Deutschen, gehören heutiges Tages zu 9 Zehntheilen, ja vielleicht zu 99 Hunderttheilen, mehr oder weniger der pantheistischen oder materialistischen Richtung zu und unterscheiden sich untereinander nur durch den größeren oder geringeren Grad von Consequenz oder vielmehr richtiger von Inconsequenz, mit welcher sie ihre naturwissenschaftlichen Anschauungen in das Leben übertragen. Es ist dies nicht zu viel gesagt; wenn auch ein beträchtlicher Theil Deutscher Naturforscher nicht die Frivolität C. Vogt's, des Propheten des

*) A. a. O. Tübingen 1803, S. 301.

incarnirten frivolen Materialismus, theilt, so sympathisiren und kokettiren doch viel mehr Naturforscher mit demselben heimlich oder öffentlich, als man gewöhnlich glaubt. Glücklicher Weise aber ist das praktische Leben selbst, sind die inneren Gemüthserfahrungen ein Correktiv für theoretische Anschauungen, welche, sich selbst überlassen, noch viel verderblicher und zerstörender auf alle socialen Verhältnisse, auf Staat und Kirche, wirken müßten, als sie dies leider schon gethan haben. Der Glaube an eine Offenbarung hat seinen größten Feind in der von allem Zusammenhang mit dem göttlichen Schöpfer gelösten Naturbetrachtung. Der rationalistische Theismus ließ hier doch noch eine Brücke bestehen, wenn er sie selbst auch nicht betrat. Der Materialismus löst das letzte Band, er löscht das letzte Licht aus, das noch als spärliche Leuchte zum Wiederfinden des verlorenen Weges dienen kann.

Während fast die gesammte Deutsche naturwissenschaftliche Literatur, insbesondere die populäre, welche den Büchermarkt auf eine Weise überschwemmt hat, wie es kaum möglich erschien, entblößt erscheint von jeder höheren Betrachtung oder einen göttlichen Ursprung der Natur gradezu geläugnet, finden wir in einem der umfassendsten und großartigsten Werke, das je über Naturgeschichte erschien, in Agassiz's Contributions to the natural history of the united states folgende einleitende Worte zu dem ersten, sehr wichtigen systematischen Theile, welcher die interessantesten Probleme der organischen Naturlehre, zunächst der thierischen Organisation, behandelt. Es heißt hier:

„Die Eintheilung des Thierreichs nach Zweigen, Klassen, Ordnungen, Familien, Gattungen und Arten, wodurch wir die Resultate unsrer Untersuchungen in Bezug auf die Verwandtschaftsverhältnisse des Thierreichs ausdrücken und welche die erste Frage eines wissenschaftlichen Natursystems ausmachen, scheint mir die Beachtung aller gedankenvollen Gemüther zu verdienen. Sind diese Eintheilungen künstlich oder natürlich? Sind sie bloße Erfindunden des menschlichen Verstandes zur besseren Uebersicht und zur Erleichterung anderer Untersuchungen, oder sind sie in der göttlichen Intelligenz begründet und als Categorieen von deren Art zu denken, zu betrachten? . . . . Meiner Meinung zufolge sind diejenigen Systeme, welche von den großen Chorführern in unsrer Wissenschaft aufgestellt wurden, in der That nur Uebersetzungen der Gedanken des Schöpfers in die menschliche Sprache. Und, ist dies der Fall, finden wir nicht in dieser Fähigkeit des menschlichen Verstandes sich die Thatsachen der Schöpfung anzueignen, wodurch wir instinktiv und unbewußt die Ausleger der Gedanken Gottes werden, die überzeugendsten Beweise unserer Verwandtschaft mit dem Geiste Gottes? Ist nicht diese intellektuelle Verbindung mit dem allmächtigen Schöpfer unserer tiefsten Ueberlegung würdig? Wenn irgend eine Wahrheit in dem Glauben liegt, daß der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes gemacht ist, so ist es gewiß kein Fehler eines Forschers, mit Hülfe seiner eigenen geistigen Operationen zu versuchen, sich den Werken des göttlichen Verstandes anzunähern,

aus der Natur seiner eigenen Seele die Erkenntniß zu schöpfen, um besser die unendliche Intelligenz zu begreifen, von welcher er selbst seinen Ursprung hat. Eine solche Ansicht könnte vielleicht auf den ersten Blick unehrerbietig erscheinen. Aber wer ist der wahre Demüthige? Derjenige, welcher, indem er in die Geheimnisse der Schöpfung eindringt, dieselben in eine Formel bringt, welche er stolz „sein eigenes wissenschaftliches System" nennt, oder derjenige, welcher bei derselben Forschung seine glorreiche Verwandtschaft mit dem Schöpfer erkennt und, in tiefster Dankbarkeit für eine so hohe Abstammung, darnach strebt, der gläubige Ausleger des götttichen Verstandes zu werden, mit dem auf diese Weise in Verbindung zu treten, ihm nach den Gesetzen des Daseins nicht nur erlaubt, sondern im Voraus bestimmt ist. Ich bekenne, daß diese Frage, die sich auf die Natur und Begründung unserer wissenschaftlichen Classification bezieht, mir von der größten Wichtigkeit zu sein scheint, ja von einer weit mächtigeren Bedeutung, als man ihr gewöhnlich beilegt. Wenn es bewiesen werden kann, daß der Mensch diese systematische Anordnung in der Natur nicht erfunden, sondern vielmehr nur erforscht hat, daß diese Verwandtschaften und Verhältnisse, welche durch die animalische und vegetabilische Welt vorkommen, in einer geistigen, in einer idealen Verbindung stehen mit dem Geiste des Schöpfers; daß dieser Schöpfungsplan, welcher sich unserem höchsten Wissen enthüllt, nicht das Produkt nothwendiger Wirkungen von physischen Kräften ist, sondern als die freie Conception eines allmächtigen Verstandes erscheint, welche in dessen Gedanken gereift ist, bevor sich dieselbe in greifbaren äußeren Formen offenbarte, kurz: wenn wir eine dem Schöpfungsacte vorhergegangene Ueberlegung nachweisen können, dann haben wir einmal und für immer mit der trostlosen Theorie gebrochen, welche uns stets nur auf die Gesetze der Materie verweist, als welche von allen Wundern der Schöpfung Rechenschaft geben sollen, und die uns, ohne Gott, blos der einförmigen, unveränderlichen Wirkung der physischen Kräfte überläßt, welche alle Dinge an deren unvermeidliches Verhängniß binden. Ich glaube, daß jetzt unsere Wissenschaft den Grad von Vollendung erreicht hat, mittelst welcher wir eine solche Untersuchung wagen können."

Diese edlen und anziehenden Betrachtungen stellt der berühmte Verfasser des obigen Werkes, welcher seit einer Reihe von Jahren seinen Europäischen Wohnsitz in Neufchatel mit dem auf der Harward University zu Cambridge bei Boston in Massachusets vertauscht hat, an die Spitze seiner Untersuchungen und bezeichnet damit, wie wir glauben, eine neue Epoche wissenschaftlicher Betrachtung der organischen Natur, tritt als Verfechter einer neuen Physiko-Theologie auf, in einer Sprache, welche an die Kepler's, Newton's und Linné's erinnert.

Diese ist, wie oben bemerkt, bei uns gänzlich verschwunden. Nachdem es den neuesten Phasen Deutscher Philosophie aufbewahrt blieb, den 26. und 27. Vers der Genesis,

wonach Gott den Menschen nach seinem Bilde gemacht hat, gradezu auf den Kopf zu stellen — denn der Weisheit der jetzt so sehr verbreiteten Feuerbach'schen Schule ist es bekanntlich gelungen, zu entdecken: daß nicht Gott den Menschen, sondern (ipsissima verba des Meisters) der Mensch Gott zu seinem Bilde gemacht hat — ist es eine bedeutsame Erscheinung, daß der langjährige Lehrer früherer getreuer Schüler und Mitarbeiter seiner Werke, Carl Vogt und Desor (von denen er sich freilich seit Jahren losgesagt), Louis Agassiz, einen großen Theil des ersten Bandes des ausgezeichneten Werkes zu Betrachtungen und Untersuchungen verwendet, welche bei uns längst als antiquirt gelten.

Um seine Beweise für die Nothwendigkeit der Annahme eines denkenden, persönlichen Schöpfers der organischen Wesen zu führen, beginnt der Verf. im zweiten Abschnitt mit dem Nachweis, daß die verschiedensten Typen der Thiere und Pflanzen unter gleichen Umständen aufgetreten sind. Daraus gehe nothwendig weiter hervor, daß trotz der ganz gleichen physischen Einwirkungen bei der ersten Entstehung der Thiere besondere Umstände auftreten mußten, welche die verschiedenen Formen hervorriefen. Da die physikalischen Kräfte, welche auf der Erde thätig waren, zu allen Zeiten wesentlich dieselben gewesen sind und nach denselben Gesetzen wirkten, wie jetzt, gegenwärtig aber durch dieselben keine organischen Körper erzeugt werden können, so zeigt dies, daß dieselben unzureichend sind, um lebendige Wesen ins Dasein zu rufen. Auch ist es klar, daß für jede Thierart, die einen Bestand durch eine Reihe von Generationen hat, ihre Beziehungen zur umgebenden Welt, sowohl der einzelnen Individuen zu einander, als zur Gattung, Familie und jeder höheren systematischen Ordnung festgestellt sein mußten. Dasselbe beweist die geographische Verbreitung der Thiere und Pflanzen. Der Verf. verbreitet sich bei dieser Gelegenheit über das sonderbare Vorkommen des blinden Fisches (Amblyopsis spelaeus), des blinden Krebses und der blinden Insekten in der Mammuthshöhle in Kentucky.

Dieselben Schlußfolgen kann man aus den Thatsachen ziehen, daß identische Thierformen unter den verschiedensten äußeren Umständen auftreten. Physikalische, klimatische Einflüsse sind ganz unzureichend, dies zu erklären. So existirt z. B. kein Unterschied zwischen den Heringen der arktischen, der gemäßigten, der tropischen und der antarktischen Zone, eben so wenig, als zwischen den Füchsen und Wölfen der entlegensten Regionen, eine Thatsache, wofür noch unzählige Beispiele beigebracht werden könnten. Niemals verhalten sich die äußeren physikalischen Ursachen und die Entstehung organischer Wesen zusammen wie Ursache und Wirkung. Diejenigen Effekte, welche Klima und physikalische Einflüsse auf Pflanzen und Thiere hervorbringen, beziehen sich auf so geringe Veränderungen, daß die wesentlichsten und wichtigsten Eigenthümlichkeiten dadurch gar nicht im mindesten berührt werden.

Der ganze Plan, die logische Verbindung, die wundervolle Harmonie, die unendliche Verschiedenheit in der Einheit, welche die Gruppen der Wirbelthiere, der Gliederthiere, der Weichthiere, der Strahlthiere hindurchgreifen, deren ursprüngliche Gleichförmigkeit in der Anlage der Eier, können niemals aus der Wirkung gedankenloser Kräfte erklärt werden, sondern setzen eine oberste Intelligenz als die Urheberin aller dieser Wesen voraus. Wir werden — argumentirt der Verf. weiter — da diese Verhältnisse zurückgreifen in die allerältesten Epochen des Thierlebens auf unserem Planeten, nothwendig auf die Annahme ursprünglicher Ideen geführt, nach denen das ganze Thierreich gebildet wurde. Diese Ansicht wird verstärkt durch die Thatsache, daß zwischen Thieren und Pflanzen verschiedene Grade von Verwandtschaft bestehen, welche nicht den entferntesten genealogischen Zusammenhang haben, welche in den weit entlegensten Theilen des Erdballs leben und in ganz von einander geschiedenen geologischen Perioden vorkommen. Auch das allmälige Auftreten ganz verschiedener Formen von Wesen, als deren Schluß der Mensch erscheint, muß als ein wichtiges Faktum für eine planvolle Schöpfung erscheinen.

Alle die einzelnen Sätze, welche wir ausgehoben haben, werden in den nachfolgenden Abschnitten des voluminösen Werkes specialisirt und für die Hauptfrage mit zahlreichen Beispielen belegt. Dazu gibt ein näheres Eingehen in die geographische Verbreitung, wohin wir dem Verf. nicht folgen können, besondere Gelegenheit, wie z. B. namentlich die Betrachtung des in dieser Hinsicht so merkwürdigen Charakters von Neuholland.

Wie geringen Einfluß äußere physikalische Einwirkungen auf die Arten der Thierwelt haben, zeigt die Thatsache, daß z. B. die in den Gräbern der alten Egypter einbalsamirten Thiere nicht den geringsten Unterschied von den gegenwärtig dort noch vorkommenden Individuen derselben Art zeigen.

Auf diese Weise fährt nun der Verf. fort, neue Reihen von Untersuchungen anzustellen, die er, wie die früheren, schließlich in einer allgemeinen Recapitulation in einzelne Sätze bringt, von denen wir die wichtigsten noch weiter anführen wollen. Ueberall bei diesen Sätzen ist als Hauptergebniß hingestellt, daß alle diese Erscheinungen ohne vorgefaßte göttliche Gedanken, ohne vorausgehende Ueberlegung, ohne Vorwissen, ohne Allwissenheit ganz unmöglich seien. Es müsse eine schöpferische, überlegende, also Gedanken bildende Weisheit geben, welche ganz unabhängig sei von den Einflüssen der materiellen Welt. Unter den weiteren Erscheinungen, welche als Beweismittel herbeigezogen werden, dürften noch folgende eine besondere Beachtung verdienen.

Hierher gehören die Reihen von Metamorphosen, welche die Thiere während ihres Wachsthums durchlaufen; eben so die ungleiche Begränzung der Lebensdauer der Individuen verschiedener Thierarten; denn, wie verschieden oder wie einförmig auch die Bedingungen der Existenz sind, unter welchen die Thiere unter einander leben, so ist doch die mittlere Lebensdauer in den verschiedenen Altern bestimmt, aber ungleich begrenzt. Es setzt dies eine Kenntniß von Zeit und Raum, vom Werthe der Zeit voraus; denn offenbar sind die Lebensphasen der einzelnen Thiere nach dem Antheile geordnet, den dieselben auf dem Schauplatze der Welt einnehmen.

„Alles zusammengenommen — sagt der Verf. am Ende dieses Abschnitts — muß die Naturgeschichte zu einem guten Theil die Analyse der Gedanken des Schöpfers des Universums werden, welche sich im Thier- und Pflanzenreiche manifestiren; es kann daher auch nicht auffallen, daß diese Beziehungen zum Schöpfer in einer Abhandlung über die Classification der Thiere berührt werden, da dieselben in so nahem Zusammenhange mit unserer möglichen Einsicht in den allgemeinen Schöpfungsplan stehen."

Ein äußerst merkwürdiges Zeichen der Zeit und höchst interessant zu einem Vergleiche des lesenden und Bücher kaufenden Publikums zwischen Europa und Amerika ist die Entstehungsgeschichte des Werkes, welche der Verf. in der Vorrede gibt, die vom 3. October 1857 datirt ist. Seit seiner Ankunft in Amerika, nunmehr 11 Jahre, erzählt der Verf., habe er keine Gelegenheit versäumt, zu sammeln, und so habe er ein reiches Museum von rein Amerikanischen Arten zusammengebracht, welche ihm zu zahlreichen Studien dienten. Dafür habe er aber so große Geldopfer bringen müssen, daß es ihm unmöglich gewesen sei, weitere für die Publikation aufzuwenden, und er habe geglaubt, daß vielleicht nach seinem Tode seine Sammlung und Papiere Anderen zum Führer hätten dienen und so der Wissenschaft in Amerika hätten nützen können. In einem Gespräche mit seinem Freunde Sir Francis Gray in Boston — der seitdem verstorben und dem auch das Werk mit gewidmet ist — habe dieser sich von dem Werthe des Materials überzeugt und sei nun unermüdlich bestrebt gewesen, auf alle Weise die Publikation der Manuscripte zu ermöglichen — durch persönliche Theilnahme und Aufmunterung, durch Briefe, durch Journalartikel u. s. w. Fünfhundert Subscribenten schienen nöthig, um die Publikation zu beginnen, auf 7 bis 800 hätten sie gehofft, gegenwärtig hätten sich aber deren schon 2500 gemeldet; kurz Agassiz sagt, es sei ihm eine Unterstützung zu Theil geworden, wie nie vorher einem Forscher für rein wissenschaftliche Zwecke ohne Unterstützung von Seiten einer Regierung. Von allen Hauptstädten, von Städtchen und Dörfern im Westen, welche vor wenig Jahren noch nicht existirten, von Californien, von jedem Winkel der vereinigten Staaten, kamen Anerbieten zum Beistand für Sammlungen und zu Nachrichten über die Verbreitung und Lebensweise der Thiere, welche von der größten Wichtigkeit für das Fortschreiten des Werkes wurden. Dadurch ward die Möglichkeit herbeigeführt, daß der Verf. die Zahl der Figuren verdoppeln konnte und weitere Zugaben und Verallgemeinerungen unternommen werden können, welche den ursprünglichen Plan, eine rein descriptive Zoologie von Nordamerika zu geben, weit überschreiten, welche sich vielmehr jetzt auf eine Revision der Systematik des ganzen Thierreichs ausdehnen. Agassiz bezeichnet es als seine Aufgabe, den jungen Amerikanischen Naturforschern vorzüglich eine Anleitung zu geben, wie sie die zukünftigen Fortschritte der Zoologie weiter fördern können, ohne sich in eine bloße Speciesklauberei zu verlieren. Mögen sie — sagt der Verf. — mehr philosophische Aufgaben sich stellen und ihre Aufmerksamkeit richten auf das Studium der Lebensweise der Amerikanischen Thiere, ihre geographische Vertheilung, ihre natürlichen Verwandtschaften, den inneren Bau, deren Embryologie und die fossilen Ueberreste. Zugleich will der Verf. zeigen, was andere Länder, insbesondere Skandinavien, Deutschland und Frankreich in der wissenschaftlichen Zoologie, namentlich der Entwickelungsgeschichte der Thiere geleistet haben; er entschuldigt sich zugleich bei seinen Europäischen Lesern über manche Abschweifungen und Ausführungen im Texte, da derselbe in Amerika und großentheils für Amerika geschrieben sei, daher habe er auch nicht für Gelehrte als eine besondere Klasse von Menschen schreiben dürfen (obwohl das Werk in vielen Abschnitten ganz streng wissenschaftlich gehalten ist). „Im Gegentheile — sagt er — so allgemein ist das Verlangen hier nach Kenntnissen, daß ich erwarten darf, mein Buch gelesen zu sehen von Fischern, von Farmern, von einfachen Arbeitern in gleicher Ausdehnung, wie von Studirenden unserer Collegien, daher ich mich allen verständlich zu machen suchen mußte." Er habe, gibt der Verf. an, zugleich den Mangel vieler anderen naturgeschichtlichen Werke ersetzen müssen, wie sie die alte Welt zum Unterricht seit vielen Jahren besitzt. In Betreff der Unsicherheit des menschlichen Lebens habe er nur in den drei ersten Theilen eine Probe geben wollen, wie das ganze Werk behandelt sei.

Die letzten Seiten der Vorrede benutzt der Verf. zu einer speciellen und namentlichen Danksagung für alle diejenigen Männer und Institute, welche vorzüglich für die bereits fertigen, uns vorliegenden ersten beiden Bände eine materielle Unterstützung gegeben haben. Statt vieler Beispiele mag nur das eine angeführt werden: Ein Herr Winthorp Sargent in Natchez sammelte Schildkröten auf den weitesten Exkursionen in den südlichen und westlichen Theilen der Union und machte dann eine Reise von mehr als tausend Englischen Meilen, um die lebenden Exemplare selbst nach Boston zu Agassiz zu bringen.

Seit jenen Mittheilungen von Agassiz haben wir noch weitere Berichte über die Aufnahme des Werkes; so spricht eine spätere Mittheilung der Smithsonian Institution schon von 3000 Subscribenten. Da ein Exemplar des auf 10 Quartbände berechneten Werkes 120 Dollars kosten soll, so stehen

Agassiz 360,000 Dollars für die Herausgabe zu Gebote. Seitdem muß sich die Subscription noch vermehrt haben. Im Subscribenten-Verzeichniß sind allein in Massachusetts 618 Exemplare, in Californien 48, in England 59, für das übrige Europa nur 8, darunter 4 für Deutschland, aufgeführt. Die Liste dehnt sich selbst bis auf die Philippinen aus. Es ist dies aber ein Zeugniß dafür, was in Amerika in der Art möglich ist. Ein junger Amerikaner, der in Deutschland seine Studien fortsetzt, sagte uns kürzlich, daß er sich mit 9 andern Zöglingen seines Colleges zusammengethan habe, um auf ein Exemplar zu subscribiren. Ein ähnliches Werk in Deutschland unternommen würde mittelst der Subscription von allen möglichen Potentaten sicher nicht viel über 100 Abnehmer finden.

Wie bedenklich man auch in vieler Hinsicht die kirchlich-zerrissenen Zustände Nordamerika's ansehen mag, das, was wir hier niedergeschrieben haben, gibt ein lebendiges Zeugniß, daß es in anderer Hinsicht in Nordamerika viel besser stehen muß, als bei uns. Möchten doch wenigstens die Geistlichen und Elementarlehrer, denen der Unterricht in der Naturkunde in Schulen übergeben oder zur Aufsicht anvertraut ist, Notiz von dem Geiste dieses Werkes nehmen, das seinen Schöpfer noch preist. Von den Deutschen Zunftgelehrten darf man dies nicht erwarten. Sie werden sich der Specialitäten darinnen bemächtigen; den physiko-theologischen Theil werden sie im günstigsten Falle vornehm ignoriren. Zwei Jahre ist der erste Band erschienen; noch nirgends haben wir eine Analyse gefunden und wir zogen vor, dieselbe nun selbst in einem kirchlichen Blatte zu geben, da sie in dieser Form anderwärts nicht beachtet, als hors d'oeuvre betrachtet oder gar nicht aufgenommen worden wäre.

Nachrichten.

Die neunte Westphälische Provinzialsynode.

(Fortsetzung.)

Die Feier des heiligen Abendmahls zur Eröffnung der Synode soll eine in den Synodalverfassungen vielfach wiederkehrende Institution sein und sie wird gewiß im Zusammenhange mit der reformirten Anschauung des Abendmahls stehen, nach welcher die Bedeutung der Communion als völlige Gemeinschaft der Communicanten unter einander in den Vordergrund tritt. Aber auch nach lutherischer Lehre kann diese Abendmahlsfeier bei Eröffnung der Synode ihre schöne Bedeutung haben, da sie es jedem Gliede der Synode nachdrücklich ans Herz legt, daß sich ein jeder zunächst selbst prüfen und mit dem Herrn eins wissen muß, ehe er die Hand an den Bau seiner Kirche legen darf. Es läßt sich durchaus nicht annehmen, daß bei Entstehung der Kirchenordnung daran gedacht ist, mit dieser Vorschrift noch etwas anderes, als eine würdige Eröffnungsfeier herbeizuführen, und namentlich damit der absorptiven Union Raum zu gewinnen. Aber sobald das confessionelle Bewußtsein auch in dieser Provinz erwachte, mußten Bedenken über diese gemeinsame Communion der verschiedenen Confessionen entstehen, zumal sie sich in diesem Falle nicht aus einem persönlichen Nothstande der Communicanten rechtfertigen oder unter den Gesichtspunkt des Gastrechts bringen läßt. Es sind ja die Diener der lutherischen und der reformirten Kirche selbst, welche in ihrer Eigenschaft als Diener ihrer Kirche communiciren, und da einem jeden das Sacrament in diesem Falle so leicht in der seiner Confession entsprechenden Form gewährt werden könnte und es ihm dennoch nicht in dieser Form gewährt wird, so wird damit bekundet, daß auf diese Form nichts ankommen könne. Die gebrauchte Unionsformel enthält an und für sich nichts unlutherisches und es läßt sich begreifen, daß ein lutherischer Pastor in einer lutherischen Gemeinde, in der also jeder weiß, was er aus dieser Formel zu entnehmen hat, solche in Gebrauch behalten kann, wenn sie einmal eingeführt ist; dagegen wenn sie bei dieser Synodalcommunion gebraucht wird, bei welcher entschiedene Reformirte neben Lutheranern communiciren, die größten Theils in ihren Gemeinden an die lutherische Form gewöhnt sind, so muß sich die absichtsvolle Unbestimmtheit dieser Formel jedem Theilnehmer aufdrängen, und er verzichtet also darauf, daß ihm die Kirche als treue Mutter und Führerin bei der schweren Aufgabe zu Hülfe komme, die seinem Glauben durch das heilige Mysterium gestellt ist. „Wer aber diesen Worten nicht glaubet, oder zweifelt, der ist unwürdig und ungeschickt", lehrt der kleine lutherische Katechismus, und diese ohnehin schon große Gefahr des Zweifelns erhöht sich ein Lutheraner, wenn er in Gemeinschaft mit Andern communicirt, von denen er weiß, daß sie den Herrn lieb haben und ihn suchen, und die er darum hoch ehret, von denen er aber auch weiß, daß sie im Abendmahle etwas anderes zu empfangen wähnen, als wie seine Kirche lehrt; es liegt für ihn die Versuchung nahe, in Folge dessen entweder in dem Glauben seiner Kirche irre zu werden, oder das Bewußtsein des Gegensatzes zu jenen Brüdern im Herzen mächtiger werden zu lassen, als das Bewußtsein von der Gemeinschaft zum Herrn, und so das Menschliche in das heilige Sacrament hineinzutragen. Und endlich kann es den Theilnehmern an dieser Communion Bedenken erregen, daß sie ihre lutherische Kirche, Namens derer und Kraft deren Auftrags sie auch hier erschienen sind, bei dieser das innerste Wesen der Kirche berührenden Handlung unbezeugt lassen und sich nicht zu ihr bekennen dürfen. Es kann wohl die ernste Frage entstehen, ob sie sich nicht mitschuldig an der Schmach machen, die jetzt auf die lutherische Kirche gehäuft wird, indem sie ihre Zugehörigkeit zu ihr in einem solchen Momente verbergen.

Alle diese Erwägungen haben denn auch in der Westphälischen Kirche nicht ausbleiben können. Sie äußerten sich auf früheren Synoden zunächst dadurch, daß einzelne Geistliche privatim an die beiden Spender des Sacraments die Anforderung stellten, daß ihnen das Abendmahl mit der lutherischen Formel gereicht würde, welche in dem für Westphalen bestimmten Anhange der Agende enthalten ist; es war ihnen hierin auch nachgegeben worden. Auf der vor drei Jahren gehaltenen Synode war es aber zur Sprache gekommen, daß sich ein Geistlicher der Theilnahme an dem Abendmahle ganz enthalten hätte, und bevor dieser noch erklärt hatte, daß ihn confessionelle Gründe zurückgehalten hätten, war von der Synode ihr Bedauern über diesen Vorgang ausgesprochen, und eine Minorität hatte sogar die Anerkennung als Mitglied der Synode von der Theilnahme an der Abendmahlsfeier abhängig machen und nur für den Fall Dispens ertheilen wollen,

daß der Betreffende seine Gründe dem Präses mittheile und dieser sie für genügend befinde. Solche Anträge waren damals allerdings gefallen; dagegen war ein andrer mit großer Majorität angenommen worden. Synode sprach nämlich die Erwartung aus, daß kein Pfarrer und Aeltester der Provinzial-Gemeinde das Mandat zur Provinzial-Synode annehmen werde, welcher sich in seinem Gewissen behindert sehe, mit den Synodalen brüderlich an der gemeinsamen Abendmahlsfeier Theil zu nehmen. *) Der Oberkirchenrath hat diesen Beschluß bestätigt und eine gleiche Erwartung ausgesprochen.

Durch diesen Vorgang und diesen Beschluß waren nur noch weitere Bedenken gegen die Theilnahme an der Synodalcommunion hervorgerufen. Denn wenn auch der äußere Zwang abgelehnt war, so war doch die Autorität der Synode und des Oberkirchenrathes in die Wagschale geworfen, um den Einzelnen zu dem zu nöthigen, was nur das Resultat des freien, aus dem innersten Herzensbedürfniß hervorgegangenen Opfers sein darf. Es war die Bedeutung der gemeinsamen Communion für die Unionsfrage mehr ins Bewußtsein der Synodalen getreten und die Unbefangenheit gestört, welche seither Manche dabei gehabt hatten, und fortan mußte man erwarten, daß die Unionisten bereit sein würden, jedem Einzelnen gegenüber die Consequenzen zu ziehen, wenn er wiederum Theil nehme. Es war endlich der ganzen Handlung eine äußere Bedeutung beigelegt, welche die innere Bedeutung in den Hintergrund drängen und so die Andacht stören konnte. Auch solche Privatabkommen, wie sie seither behufs Erlangung einer anderen Spendeformel geschlossen waren, konnten die Sachlage nicht mehr ändern.

So hatte denn dieser Beschluß die entschieden lutherischen Kreise der Provinz in den letzten Jahren vielfach beschäftigt. Zuerst entstand die mannigfach erwogene Frage, ob fortan nicht alle, die sich in ihrem Gewissen an der Theilnahme behindert sehen, der Erwartung entsprechen und kein Mandat zur Provinzial-Synode annehmen sollten; sie hätten dann aber auch das Amt als Superintendent niederlegen müssen, da mit solchem die Verpflichtung, an der Synode Theil zu nehmen, verbunden ist, nnd außerdem ist auch mit ausdrücklichen Worten jedem Aeltesten die Pflicht auferlegt, auf der Synode zu erscheinen, wenn er gewählt ist, und wieder jedem Gemeindegliede die Pflicht, das Amt eines Aeltesten im Falle der Wahl anzunehmen. Und daß die Kirchenordnung auch jedem Geistlichen die Pflicht hat auferlegen wollen, einer auf ihn fallenden Wahl zu entsprechen, wird hiernach keinem Zweifel unterliegen können. Mit dem eigenmächtigen Fortbleiben von der Synode setzt man sich also schon in Widerspruch mit der Kirchenordnung, und die Consequenzen können bis zum Austritt aus der Landeskirche führen. Auf jeden Fall aber wird man hier, wo nun einmal die Synodalverfassung eingeführt und so ein Theil des Regiments in die Hände der Synoden gelegt ist, sich nicht bloß um deßwillen, weil man treu an seine lutherische Kirche glaubt halten zu müssen, ohne ernstlichen Kampf und ohne die dringendste Ursache von den Synoden, die ja auch die lutherische Kirche regieren, abhalten lassen dürfen, und wenn man auch persönlich gerne eine solche Paria-stellung übernehmen möchte, daß man allein von der Herrschaft ausgeschlossen wäre, an der doch alle Andern Theil nehmen, so wird man dies dennoch nicht ohne die dringendste Noth dürfen, weil man damit seine Lutherische Kirche ganz den fremden Händen überließe. Es war deshalb auch der allgemeine Entschluß jedoch nicht ohne Bedenken und Kämpfe dahin ausgefallen, die Wahlen anzunehmen und auf der Synode zu erscheinen.

Hier fanden sich am ersten Abend eine Anzahl von Brüdern meistens aus dem lutherischen Minden-Ravensbergschen Lande zusammen, um über ihr Verhalten zu berathen. Es ergab sich, daß einige, mit denen sich die Uebrigen in den Hauptsachen eins wußten, an der auch seither von ihnen gefeierten Communion festhalten wollten, weil sie meinten, ihr Glaube genüge zum rechten lutherischen Abendmahl, und dieses Glaubens seien sie sich bewußt; Sechs Geistliche dagegen und Ein Laie, — zwei andere Laien, die voraussichtlich zu ihnen gestanden hätten, hatten noch nicht erscheinen können, — waren fest entschlossen, der Communion fern zu bleiben, wenngleich diese Sieben in den Gründen hierfür nicht völlig einig waren. Theilweise hatten sie vor ihrer Abreise zur Synode das heilige Abendmahl in ihren Gemeinden gefeiert. Sie stimmten darin überein, daß sie die Synode nicht für befugt hielten, eine Darlegung der Gründe zu fordern, ohne sich ein Richteramt über ihre Glieder anzumaßen, welches ihr nicht zustehe, und daß es auch nicht räthlich sei, freiwillig diese Gründe zur Discussion zu bringen, da ein Verständniß dafür bei der Majorität doch nicht zu erwarten sei. Man war darin einig, daß diese Sieben solidarisch zusammenstehen und für einander einstehen müßten, daß aber jede Provocation der Gegner zu vermeiden sei, und daß sie, so weit als es das Gewissen erlaube, an der Eröffnungsfeier Theil nehmen wollten. Damit aber nicht von den Gegnern geglaubt werde, man wolle sein Verhalten verheimlichen, wie auf der letzten Synode der Vorwurf gemacht war, so sollte dem Präses der Synode im Voraus Mittheilung davon gemacht werden, und man beschloß hierzu den Herrn Generalsuperintendenten um seine Vermittelung zu bitten. Seiner Stellung, als der des verordneten Beichtvaters und Hirten der gesammten Geistlichkeit, glaubte man es ohnehin schuldig zu sein, einen solchen Schritt nicht ohne sein Wissen zu thun, wie sich denn auch schon Manche seit längerer Zeit in dieser Angelegenheit in ihrer Gewissensbedrängniß an ihn gewandt und ihm ihre Bedenken dargelegt hatten, — eine Thatsache, die wir jetzt hier öffentlich erwähnen können, weil er sie selbst in einer spätern Synodalverhandlung bezeugt hat. Er hatte freilich sehr entschieden erklärt, daß er jeden Zweifel an die Zulässigkeit des gemeinsamen Abendmahls für unberechtigt halte, aber man wußte auch, daß man in ihm einen milden Richter finden werde, welcher jedem Zwange und jeder Bekämpfung mit weltlichen Waffen Feind sein werde.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Verhandlungen sind in diesen Blättern 1856 S. 995 ff. näher mitgetheilt.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 8. Februar. № 11.

Aus der Provinz Sachsen.

Zweiter Artikel.

Gehen wir nun zu den speciellen Verhältnissen der Amtsführung der Geistlichen und des Gemeindelebens über, um zu sehen, wie hier das Konsistorium eingewirkt hat.

Wenn ein Geistlicher in einer verwilderten Gemeinde sein Amt antritt und fürs Erste kein Durchkommen sieht, so wendet sein Blick sich hoffnungsvoll auf die Jugend und er denkt, er will aus dieser sich eine neue Gemeinde heranbilden. Diese Hoffnung wird aber oft getäuscht, und zwar aus dem sehr begreiflichen Grunde, daß sowohl die Eltern, als auch die ganze Umgebung der Kinder einen viel mächtigern Einfluß auf diese üben, als der Geistliche in seiner isolirten Stellung. Gleichwohl wird die Jugend ein vorzüglicher Gegenstand seiner amtlichen Thätigkeit bleiben müssen. Das Konsistorium hat dies nicht verkannt und darum nicht ermangelt, nach verschiedenen Seiten hin diesen Theil der geistlichen Amtsführung zu stärken.

Die Grundlage der christlichen Jugenderziehung ist die Taufe. Wenn die Wirkung dieses heiligen Sacraments auch nicht in eines Menschen Hand steht, so läßt sich doch nicht läugnen, daß ihr Segen vielfach durch menschliche Sünde gehindert werden kann. Abgesehen von dem verderblichen Einflusse, den gottlose Eltern auf ihre getauften Kinder üben, ist auch die Beschaffenheit der Pathen und ihre ganze Theilnahme an dem heiligen Werke nicht ohne Bedeutung. Es ist ja nur allzu bekannt, nach welchen Regeln die Taufpathen gewöhnlich gewählt werden, und wie sie es dann nach der nothdürftig mit einigem Anstande vollbrachten kirchlichen Feier treiben! Wenn nach dem zweiten Gebote der Herr den nicht ungestraft lassen wird, der seinen Namen mißbraucht, was für ein Gericht wird über die Schändung seines Namens in dem Sacrament der h. Taufe von dem Geschlechte dieser Zeit ergehen! Es geschieht aber auch von den Geistlichen lange nicht genug, um diese hereinbrechenden Gerichte Gottes abzuwenden. Mit welcher unverantwortlichen Gleichgültigkeit werden von ihnen oft die Taufen abgemacht! Aus vielen Gründen, und auch aus dem Grunde, weil die oft nur bei dieser Gelegenheit in der Kirche erscheinenden Pathen das Zeugniß der Wahrheit und die Vermahnung so sehr nöthig haben, sollten die Geistlichen grade in die Taufhandlung alles Gewicht der Lehre, der Strafe, der heilsamen Züchtigung und Erbauung legen. Es ist dieser Gegenstand auf den Diöcesanconferenzen schon besprochen worden, er verdiente aber noch mehr erwogen zu werden. Das Konsistorium ist bemüht gewesen, wenigstens die schreiendsten Mißbräuche, in welche das Pathenwesen versunken war, abzuthun. Nach der Magdeburgischen Kirchenordnung Cap. I. §§. 8. 10 (deren neuer Abdruck auch ein Verdienst unsers Konsistoriums ist) sollen bei der Taufe ehelicher Kinder nur drei Pathen genommen werden und bei der unehelicher zwei, bei Vermeidung unnachläßiger Strafe. Diese Ordnung hat sich allerdings noch an vielen Orten, besonders auf dem Lande, wenigstens in der Art erhalten, daß bei der Mehrzahl von Gevattern ein Strafgeld, das freilich als solches nicht mehr erkannt wird, bezahlt werden muß. An vielen Orten aber, namentlich in der Stadt Magdeburg, war sie so sehr in Vergessenheit gekommen, daß bei einzelnen Taufen Gastwirthe wohl alle ihre Gäste zu Gevattern baten, so daß an die funfzig Pathen an dem Altar erschienen. Das Konsistorium hat nun die Bestimmungen der Magdeb. Kirchenordnung aufs Neue zur gewissenhaften Befolgung eingeschärft, jedoch für die Stadt Magdeburg die Zahl von fünf Pathen nachgelassen, wir wissen nicht, aus welchem Grunde, da es uns doch vorkommen will, als hätte auch die Stadt Magdeburg einfach auf den Rechtsboden ihrer Kirchenordnung gestellt werden sollen. Auch für die ehemals Königlich Sächsischen Landestheile ist durch das Ministerialrescript vom 3. Juni 1856 auf Antrag des Konsistoriums die Normalzahl von fünf Pathen festgestellt worden.

Auch bei der Confirmation der getauften Kinder hatten sich viele Mißbräuche eingeschlichen. Als gesetzliche Bestimmung galt, daß die Kinder nicht vor dem 14ten Lebensjahre confirmirt werden sollten. Da in der Provinz die Confirmation nur ein Mal im Jahre, zu Ostern, vorgenommen wird, so folgte daraus, daß nur die Kinder, welche bis zu Ostern das 14te Jahr erreicht hatten, zur Confirmation zugelassen werden durften. Dies veranlaßte nun eine solche Menge von Gesuchen um Dispensation zu früherer Confirmation, daß im Jahre 1853 von 32,998 Kindern, welche confirmirt wurden, für 10,479 Dispensation nachgesucht und ertheilt wurde. Diese Dispensa-

tionen waren für die Pfarrer, die Ephoren und das Konsistorium eine Quelle unsäglicher Noth. Die ersteren mußten berichten über die Qualification der Kinder und die äußere Lage der Eltern, welche die Dispensation für ihre Kinder oft so stürmisch nachsuchten, damit erst die Superintendenten, dann das Konsistorium eine einigermaßen sichere Unterlage für die Entscheidung erlangten. Wie schwierig war dieser Bericht für gewissenhafte Geistliche, wie noch viel schwieriger das gerechte Urtheil der höheren Instanzen bei der Mangelhaftigkeit und nachsichtigen Parteilichkeit so vieler Berichte! Wie sehr hatten die Pfarrer zu leiden von den Eltern der zurückgewiesenen Kinder, die sich laut über erlittenes Unrecht beklagten, wie verloren sie nicht selten auf immer ihren seelsorgerlichen Einfluß auf sie! Und da die Kinder hier nur mit der Confirmation aus der Schule entlassen werden, welche Noth erwuchs den Lehrern und Schulinspectoren aus dem Trotz der zurückgesetzten Kinder und Eltern! Die unaufhörlich erneuerten Klagen über diese unerträglichen Mißstände waren bisher immer verhallt an der für unmöglich gehaltenen Abstellung derselben, bis endlich das Konsistorium einen raschen Entschluß faßte und durch die Verfügung vom 29. Nov. 1853 den Altersdispensationen der Confirmanden ein Ende machte. Es wurde zwar in Voraussetzung der gehörigen Reife die Zulassung der Kinder zur Osterconfirmation gestattet, welche bis zum letzten Juni das 14te Lebensjahr erreichen, aber darüber hinaus sollten Dispensationsgesuche nur in den allerdringendsten Ausnahmefällen erlaubt sein. Nicht leicht sind die untergebenen Geistlichen dem Konsistorio für eine Verfügung so dankbar gewesen, als für diese, welche sie auf einmal von einem Druck befreite, der immer um so schwerer wurde, als die Zeit der ohnehin so verantwortungsvollen Confirmation näher herankam. Was den Confirmandenunterricht selbst betrifft, so waren auch hier, besonders in Städten, erhebliche Mißbräuche eingerissen, nicht bloß in Ansehung der Zeit, welche diesem Unterrichte gewidmet wurde, da z. B. in der Stadt Magdeburg dieser Unterricht erst nach Weihnachten begann und sonst das ganze Jahr hindurch liegen blieb, was bei dem mangelhaften Religionsunterricht in den Schulen um so bedenklicher war, sondern auch in Ansehung der Eintheilung des Unterrichts, da z. B. der eine Geistliche die Kinder in der Glaubenslehre und der andere in der Sittenlehre unterrichtete, des Gebrauchs der Leitfaden und Gesangbücher ꝛc. Durch die Verfügung des Konsistoriums vom 1. Dec. 1857 sind nun auch diese Verhältnisse für die städtischen Gemeinden geregelt. Nach dieser soll der Confirmandenunterricht, wo er das ganze Jahr hindurch stattfindet, also von Ostern oder Pfingsten bis Ostern, in 2 Stunden wöchentlich ertheilt und in der Fastenzeit verdoppelt werden; wo er aber erst mit Michaelis beginnt, in 4 wöchentlichen Stunden stattfinden, wo denn auch die Confirmanden in der Fastenzeit in eben so viel Stunden noch besonders auf die Einsegnung vorzubereiten sind. Wo es nöthig geworden, die Confirmanden zu theilen, muß

jede Abtheilung die geforderte Stundenzahl erhalten. Die Stunden sind in der Regel von 11—12 zu halten oder von 3—4 Uhr, nie aber Mittwoch oder Sonnabend Nachmittags. Jedes Kind muß in zwei aufeinander folgenden Jahren am Unterrichte theilnehmen. Wo mehrere Geistliche in einer Gemeinde sind, dürfen sie nicht Stunde um Stunde alterniren oder den Unterrichtsstoff unter sich theilen. In allen lutherischen Gemeinden muß bei dem Unterrichte der lutherische, und in allen reformirten der Heidelberger Katechismus zum Grunde gelegt werden; in den aus Lutherischen und Reformirten zusammengeschmolzenen Gemeinden bleibt es bei den darin bisher gebräuchlichen Katechismen. Ein gutes Spruch- oder Erläuterungsbuch muß dabei in den Händen der Geistlichen und der Kinder sein. Bereits im Jahre 1852 hat das Konsistorium diejenigen Erläuterungsbücher bestimmt, welche nicht mehr gebraucht werden dürfen, z. B. die von Parisius, Zerrenner, Dreist, Förster, und daneben andere zur beliebigen Auswahl gestellt. Ebenso werden 25 Gesangbücher bezeichnet, deren Benutzung nicht gestattet wird, z. B. das Mylius'sche, das neue Magdeburger u. s. w. Auch diese Verfügung war eine überaus heilsame, und wenn sie auch mancherlei Reclamationen hervorrief und durch örtliche Verhältnisse in der Anwendung einige Modificationen erlitten hat, so hat sie doch einen guten Grund zu einer ordnungsmäßigen Ertheilung des so äußerst wichtigen Confirmandenunterrichts gelegt.

Es ist das Schicksal des Geistlichen, daß er nur allzu häufig die betrübende Erfahrung machen muß, daß seine Arbeit so wenig Frucht bringt. Zu seinen schmerzlichsten Erfahrungen aber gehört es, daß die Sorgfalt, die Mühe, die Gebete und die Thränen, die er an seine Confirmanden gewandt hat, an der Mehrzahl derselben so gänzlich verloren scheint. Ist doch für viele von diesen der Confirmationstag zugleich der Tag, an welchem sie für immer Abschied nehmen, wie von der Schule, so auch von der Kirche! Nichts beschäftigt daher den treuen Hirten der Lämmer so sehr, als Mittel aufzufinden, wie er diese, nachdem er sie dem Herrn zugeführt, Ihm auch erhalte. Die Kirche hat von jeher die Bedeutsamkeit einer fortgehenden Pflege der zarten Reben an dem himmlischen Weinstocke erkannt und ihre Fürsorge für sie in dem heilsamen Institut der kirchlichen Katechisationen bewährt. Diese sind allerdings das trefflichste Mittel, den Segen des Confirmandenunterrichts den jungen Christen zu erhalten. Aber der allgemeine Verfall der Kirche hat auch dieses segensreiche Institut vor Allem mit getroffen. Von allen Seiten ertönen die lautesten Klagen, daß die confirmirte Jugend nicht mehr in die Katechismuslehre zu bringen ist. Und glücklich, wo sie überall auch nur der Form nach noch besteht! Aber besonders in den größern Städten, in welchen die confirmirte Jugend doch am meisten der fortgehenden sorgsamsten geistlichen Einwirkung bedürfte, ist keine Spur mehr davon zu finden, und es ist in diesen Blättern schon mitgetheilt worden, mit wie schwachen Anfängen sich ein Ahlfeld in Leipzig hat begnügen müssen, der den Muth gehabt hat, die

confirmirte Jugend wieder um die Katechismuslehre zu sammeln. Es gibt indeß noch Gemeinden in unserer Provinz, meist Landgemeinden, in denen die kirchlichen Katechisationen mit der confirmirten Jugend noch im Gebrauch sind, und zwar in der Art, daß an jedem Sonn- und Festtage, wo nicht gepredigt wird, Katechisation gehalten wird alternirend mit den confirmirten Söhnen und Töchtern und der Schuljugend; in Thüringen finden sogar an einzelnen Orten in der Fastenzeit noch Besprechungen mit den Verheiratheten statt, und den Beichtgottesdiensten geht eine Katechisation, die Prüfungsstunde genannt, vorher. Aber in wie vielen Landgemeinden ist die alte Ordnung ganz abgekommen, und man findet höchstens nur noch Katechisationen mit der Schuljugend, und auch treue Geistliche wollen daran verzweifeln, besonders die confirmirten Söhne wieder vor den Altar zu bringen. Unser Konsistorium hat auch diese Noth zu Herzen genommen und in einem Erlaß vom 21. März 1859 sich an die Herzen der Geistlichen gewandt, um unter Darlegung der vorhandenen Mißstände und Bedürfnisse ihren Eifer für die alte heilsame Ordnung zu erwecken. Zwar enthält es sich bestimmter gesetzlicher Anordnungen, indem es in seiner Weisheit die großen, fast unüberwindlichen Schwierigkeiten erwog, welche einer allgemeinen Wiederherstellung dieses alten kirchlichen Instituts für jetzt noch entgegenstehen, und will auch namentlich denjenigen Geistlichen, welche in großen städtischen Gemeinden stehen oder mehrere Filiale zu besorgen haben, keine Zumuthungen machen, welche über ihre Kräfte gehen, aber dringend empfiehlt es allen die treue Bewahrung und Belebung der alten Ordnung, wo sie noch besteht, und die Wiederherstellung derselben, wo sie in Verfall gekommen ist. Indem es bemerkt, daß von einem Zwange zur Heranziehung der confirmirten Jugend nicht die Rede sein könne, gibt es folgende Rathschläge, um das Interesse für die kirchlichen Katechisationen zu beleben: sorgfältige Vorbereitung des Geistlichen auf dieselben, liebreiche Sanftmuth und Geduld bei den Unterredungen, dringende Ermahnungen zum Besuch der Katechisationen bei Entlassung der Confirmanden, bei Abkündigung der Katechismuslehre, wobei auch das durchzunehmende Stück zu nennen sein möchte, Hausbesuche bei Eltern, Brotherren und Vormündern, anerkennende Worte bei Trauung treuer Besucher der Katechisationen, gutes Beispiel der Angehörigen des Pastors, Cantors, Patrons und Mitwirkung der Gemeindekirchenräthe bei diesem Werke.

Wir müssen noch einer gesegneten Einwirkung auf die Jugend von Seiten der Pfarrer erwähnen, welche das Konsistorium veranlaßt hat. Sie betrifft die Waisenpflege. Auch in andern Provinzen ist dieselbe schon Gegenstand eingehender Berathungen und Verhandlungen gewesen, und namentlich in der Provinz Posen und im Regierungsbezirke Potsdam sind in Folge dessen die sogenannten vormundschaftlichen Conferenzen eingerichtet worden. Indem das Konsistorium in der Circularverfügung vom 13. October 1853 den Geistlichen von diesen

Vorgängen Nachricht gibt, ordnet es in dieser, wie auch in einigen späteren Verfügungen, in Uebereinstimmung mit den vormundschaftlichen Gerichten, das Verfahren in Bezug auf die Waisenpflege an, wie es jetzt allgemein in der Provinz üblich ist. Hiernach ist den Geistlichen zunächst eine entscheidende Einwirkung auf die Wahl der Vormünder gesichert. Bei der amtlichen Anzeige eines Todesfalls, wo eine Vormundschaft von Minorennen einzuleiten ist, hat der Geistliche, nach Rücksprache mit den Angehörigen, auch wohl der Ortsbehörde, den Namen des Vormundes dem vormundschaftlichen Gerichte zu bezeichnen, den er unter den obwaltenden Umständen für vorzugsweise geeignet hält, der denn auch von diesem ohne Weiteres bestätigt wird. Von der Bestätigung erhält er Nachricht, und Minorenne, welche aus fremden Gemeinden zuziehen, müssen ihm von der Ortsbehörde angezeigt werden, so daß er eine vollständige Kenntniß von allen in seiner Gemeinde befindlichen Waisen besitzt. Wenn er hierdurch schon in den Stand gesetzt ist, in seiner Weise auf dieselben einzuwirken, so wird diese Einwirkung eine noch bestimmtere durch die eben genannten vormundschaftlichen Conferenzen, welche alljährlich stattfinden. Im October jeden Jahres werden von dem vormundschaftlichen Gerichte gedruckte Formulare für die Erziehungsberichte, welche die Vormünder über ihre Mündel abzustatten haben, Behufs Ausreichung an jene, an die Ortsbehörden gesandt. Nach diesen müssen die Vormünder über den Aufenthaltsort, Beruf, Vermögensverhältnisse, aber auch über den Kirchenbesuch und die Aufführung ihrer Mündel berichten; es befindet sich in dem Formular jedoch noch eine Rubrik für Bemerkungen und Zusätze der Geistlichen, Schullehrer und Ortsbehörden. Um diese gehörig ausfüllen zu können, beruft der Geistliche die vormundschaftliche Conferenz, zu welcher er die Ortsbehörde, die Schullehrer, auch wohl Gemeindekirchenräthe oder Kirchenvorstände einladet, wie auch die Vormünder sammt ihren Mündeln und deren Mütter, welche bei Vermeidung obrigkeitlicher Strafe erscheinen müssen. Die Verhandlungen werden in der Regel mit Gebet und einer Ansprache des Geistlichen, zuweilen auch mit Gesang eröffnet. Es kommt nun freilich ganz auf den Geistlichen an, wie fruchtbringend die nun folgenden Besprechungen sein sollen. Begnügt sich derselbe, nur die Vormünder vorzuladen, ohne die Mütter und die Waisen, wie es oft geschieht, so wird er nicht viel gewinnen. Bei den jetzigen Gemeindezuständen werden die besten Vormünder meist nur einigermaßen kirchliche, ehrbare Leute sein ohne die flammende, aufopfernde Liebe Christi, welche allein einen rechten Vormund machen kann, der ein wahrer Beistand ist für die arme Wittwe und ein rechter Vater der verwaiseten fremden Kinder. Die gewöhnlichen Vormünder wissen in der Regel nicht viel zu sagen über ihre Mündel, zuweilen wissen sie nicht einmal den Aufenthaltsort derselben. Sie klagen z. B., daß diese ohne ihr Wissen und ihren Willen sich anderweitig vermiethet haben, was doch in der Regel nur den Grund hat, daß sie sich überhaupt nicht um sie gekümmert

und gar keine Theilnahme für ihre Lebensschicksale gezeigt haben. Ladet der Geistliche dagegen auch die Mütter mit ihren Kindern vor, so wird er durch nähere Nachfragen bei diesen die wahre Lage der Sachen schon ermitteln, zumal wenn auch die Lehrer, die Ortsbehörde und die übrigen Anwesenden um ihr Urtheil befragt werden. Es kommen auf diese Weise merkwürdige Enthüllungen vor, wodurch nicht allein die Erfahrung des Geistlichen und seine Kenntniß der Gemeindezustände ungemein bereichert, sondern wodurch ihm auch Gelegenheit gegeben wird, tiefgehende Ermahnungen an die Betheiligten zu richten, Mißverhältnisse auf der Stelle zu beseitigen und Gottes Wort in concreter Weise zum Nutzen Aller zu predigen. An manchen, besonders großen Orten wird auch am Schluß dieser Conferenzen, welche in der Regel in den Schulen oder andern öffentlichen Lokalen gehalten werden, ein feierlicher Gottesdienst in der Kirche veranstaltet, zu dem die Vormünder mit den ihnen Anbefohlenen noch besonders eingeladen werden, und bei dem die Waisen auch wohl an besondern Sitzen vor dem Altar Platz nehmen. Dieser Gottesdienst spricht schon das natürliche Gefühl so sehr an, daß er einer warmen Theilnahme von Seiten der Gemeinde sich zu erfreuen hat. Die Zeiten des h. Laurentius sind freilich vorbei, wo die Wittwen und Waisen, die Armen und Elenden als die Schätze der Kirche angesehen wurden, aber es kann die Gemeinde bei solchen Gelegenheiten wenigstens erinnert werden, was ihr von dem Herrn in diesen Verlassenen befohlen ist.

Es möge hier gleich erwähnt werden, daß das Konsistorium Veranlassung genommen hat, die Geistlichen auch zur lebendigen Theilnahme an der Armenpflege überhaupt aufzufordern. Diese ist neben der Sorge für die Gefangenen eine große Zeitfrage geworden. Besonders die größern Gemeinden seufzen ja unter der Last eines stets wachsenden Proletariats. Für den tiefer Blickenden ist die Ursache dieser ungeheuren Zunahme der Armuth nicht zweifelhaft. „Also sollst du inne werden, was für einen Jammer und Herzeleid es bringt, den Herrn seinen Gott verlassen und ihn nicht fürchten.“ Wir sind nicht mit Gold und Silber erlöset, sondern mit dem theuren Blute Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes. Gold und Silber wird den Armen nicht helfen; je mehr sie damit allein unterstützt werden, desto gottloser, fauler, liederlicher und dadurch auch ärmer werden sie werden. Es kostet mehr, sie ihrem Verderben zu entreißen, unser Blut und Leben müssen wir daran geben, um sie mit dem Blute Christi zu besprengen. Diese Wahrheit scheint sich immer mehr Bahn zu brechen, und das ist auch die Veranlassung gewesen, daß die Königlichen Regierungen der Provinz im Jahre 1854 dem Wunsche des Konsistoriums, eine engere Verbindung der kirchlichen und bürgerlichen Armenpflege herbeizuführen, so bereitwillig entgegengekommen sind. In einem Erlaß derselben an die Communalbehörden heißt es: „Es darf sich die Armenpflege nicht darauf beschränken, die Armen vor äußerer Noth zu bewahren, sondern gleichzeitig und vorzugsweise hat sie die Aufgabe, den Bedürftigen in seinem meist gesunkenen Sittlichkeitsgefühle zu heben und ihn an ein geregeltes thätiges Leben zu gewöhnen. Diese Aufgabe ist von der weltlichen Armenpflege ohne Hinzutritt des kirchlichen und religiösen Einflusses nicht wohl zu lösen, wie anderer Seits auch die bloß kirchliche Armenpflege der bürgerlichen Hülfsmittel und Einrichtungen zu einer kräftigeren Wirksamkeit nicht entbehren kann.“ Es wird denn nun auch angeordnet, daß überall die Geistlichen aufzufordern seien, an der Communal-Armenverwaltung sich zu betheiligen, und daß die Communalbehörden im Vereine mit denselben die persönliche Thätigkeit möglichst vieler Gemeindeglieder zur gemeinsamen persönlichen Einwirkung auf die Armen zu erwecken suchen sollten. Indem das Konsistorium in dankbarster Anerkennung dieses bereitwilligen Entgegenkommens die betreffenden Erlasse der Königlichen Regierungen den Geistlichen mittheilt, äußert es, daß dieselben mit Freuden die Eröffnung dieses neuen und fruchtverheißenden Feldes für geistliche Thätigkeit und seelsorgerische Einwirkung begrüßen und es kaum noch der Aufforderung bedürfen werde, nunmehr der Pflege desselben auch alle Sorgfalt, Treue und Liebe ihres geistlichen Amtes zuzuwenden. Es ist uns nicht genügend bekannt, wie weit der Einfluß dieser heilsamen Verordnungen gereicht hat, nur das haben wir wohl vernommen, daß hie und da Magistrate Umstände gemacht haben, die Geistlichen zu ihren Armencommissionen zuzulassen, und daß manche Geistliche selbst, besonders wenn sie nur Mißtrauen begegneten, sich noch nicht haben bewogen finden können, bei der Communal-Armenpflege sich lebhafter zu betheiligen. Es ist dies auch eine Frucht, die erst noch reifen muß. Was für die geistliche Pflege der Gefangenen von Seiten des Kirchenregiments auch in unserer Provinz angeordnet ist, namentlich der in den Gerichtsgefängnissen befindlichen, ist eine Maßregel, welche nicht sowohl von dem Konsistorio, sondern von dem Ev. Oberkirchenrathe ausgeht, dem dafür der wärmste Dank gebührt. Indeß hat das Konsistorium schon durch die Verfügung vom 18. Sept. 1854 in einer schönen Ansprache die Liebe und Theilnahme der Geistlichen wie der Gemeinden für die armen Gefangenen zu erwecken gesucht, ohne jedoch noch bestimmte Anordnungen zu treffen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 11. Februar. № 12.

Aus der Provinz Sachsen.

Zweiter Artikel. (Fortsetzung.)

Wie das Konsistorium bemüht gewesen ist, durch die Schritte, die es für die Armenpflege gethan, das so vielfach gelockerte Band zwischen der Kirche und der bürgerlichen Verwaltung wieder anzuknüpfen, so hat es nicht minder sein Auge auf die Schule gerichtet, welche die Zeit des Unglaubens ja auch ziemlich von der Kirche entfernt hat. Das Amt der Generalsuperintendenten bringt es mit sich, den Religionsunterricht in allen Schulen, den höheren, wie den niederen, zu inspiciren; das Konsistorium sucht aber auch dadurch eine nähere Kenntniß von demselben zu gewinnen, daß es neuerlich die Superintendenten veranlaßt hat, bei Visitationen den Theil ihres Berichts über die visitirten Schulen an die Königl. Regierungen, welcher den Religionsunterricht betrifft, in Abschrift dem Konsistorio mitzutheilen. Außerdem aber hat es schon im Jahre 1851, und dann wieder in diesem letzten Jahre eine Ansprache an die Geistlichen erlassen, worin es diese ermahnt, ihrer Seits alle Sorge zu tragen, daß das Band zwischen Kirche und Schule nicht gelockert werde, daß sie die ihrer Aufsicht untergebenen Schulen, auch die der Filialorte, fleißig besuchen, den ganzen Unterricht nach Inhalt und Gestaltung im Auge behalten, die Lehrer freundlich leiten, die Schmerzen und Lasten ihres Berufes durch theilnehmenden Zuspruch ihnen erleichtern, mit Willigkeit, wo es nöthig, an ihre Stelle treten, aber auch, wo es sein müsse, mit Ernst vor Verirrungen sie warnen, sich selbst aber mit Fleiß alle die Kenntnisse aneignen sollten, welche zu einer ersprießlichen Schulaufsicht nöthig seien. Es ist diese Ansprache aus der betrübenden Wahrnehmung hervorgegangen, daß es manche Geistliche gibt, welche noch kein rechtes Herz haben für die Schule und sich mit der nothdürftigsten Erfüllung ihrer unausweisbaren Pflichten gegen dieselbe begnügen, nicht bedenkend, daß hier die Zukunft ihrer Gemeinden liegt und daß sie die Frucht ihrer Vernachlässigungen sicher ernten werden.

Indem wir nun fortgehen, die Einwirkung des Konsistoriums auf die Gemeindeverhältnisse im Ganzen zu betrachten, so tritt uns zuerst hier entgegen der Gottesdienst, als die rechte Quelle des wahren Lebens der Gemeinde. Es sind hier zunächst die Visitationsbescheide, durch welche das Konsistorium einen fortgehenden, kräftigen und segensreichen Einfluß auf alle Theile des Gottesdienstes ausübt. Vor allen Dingen werden die mit den Visitationsberichten im Original eingereichten Predigten der Geistlichen sehr eingehend beurtheilt und zwar in der Art, daß nicht Nebensachen, sondern stets die Hauptsache im Auge behalten wird: das Bekenntniß eines lebendigen Glaubens. Wo dieses erscheint, kann es auf Anerkennung und Ermunterung rechnen; wo dieses sich nicht findet, werden die anderweitigen Vorzüge einer Predigt immer nur an den ihnen gebührenden Ort gestellt. Es erweckt dies natürlich hie und da Unzufriedenheit; aber es kann nicht ohne gesegnete Wirkung bleiben, wenn die obere Kirchenbehörde sich wiederholt mit solcher Entschiedenheit für die Bezeugung des lebendigen Glaubens als das erste Requisit der Predigt erklärt. Auch der Liturgie wendet das Konsistorium seine Theilnahme zu. In dem Gedanken, daß die Liturgie die Gemeinsamkeit der Anbetung aller Gemeinden darstellt, das feste unbewegliche Element des Gottesdienstes, sucht es den allerdings nicht seltenen Abweichungen von den gegebenen Formen zu wehren, empfiehlt aber dringend die Theilung der Liturgie, so daß das Sanctus mit dem allgemeinen Kirchengebete nach der Predigt vor den Altar verlegt wird. Die von allen Seiten so dringend geforderte Revision der in unserer Agende enthaltenen Formen ist nicht ausschließliche Sache des Konsistoriums; sie wird mit Verlangen von der obersten Kirchenbehörde unseres Landes erwartet. Der größte Mangel unserer Gottesdienste liegt aber in dem Gebrauch der weit verbreiteten schlechten Gesangbücher. Das hat das Konsistorium wohl erkannt und daher auf Beseitigung derselben ein Hauptaugenmerk gerichtet. Es weiß jeder, mit welcher Zähigkeit die Gemeinden an ihren schlechten Gesangbüchern festhalten und welch einen Kampf es kostet, sie ihnen zu entwinden. Bei der Generalvisitation in der Stadt Magdeburg war von Seiten der Visitatoren die Abschaffung des überaus schlechten Neuen Magdeburgischen Gesangbuchs dringend beantragt worden, und es schien sich eine Hoffnung aufzuthun, dasselbe los zu werden. Das Konsistorium verfolgte die Sache mit großem Eifer und veranstaltete später eine Versammlung mit den Stadtbehörden, den Stadtgeistlichen und auch noch anderen Geistlichen aus der Umgegend, welche ein gleiches Interesse an der Beseitigung des Gesangbuches hatten. Aber der Widerstand von Seiten der Stadtbehörden, denen selbst einige Stadtgeistliche nicht abfielen, war so groß, daß hier nichts für den guten Zweck erreicht wurde.

Aber ganz ohne Resultat sollte der Kampf doch nicht bleiben. Das Konsistorium veranstaltete eine Sammlung der besten alten Lieder und ließ diese als Anhang zu dem Neuen Magdeb. Gesangbuch drucken. Es empfahl denselben nicht allein zum Gebrauch neben dem Gesangbuch, sondern ertheilte die ihm zustehende Concession zu einer neuen Auflage des letztern nur unter der Bedingung, daß bei dieser zugleich der Anhang mit ausgegeben werde, so daß in Zukunft das Neue Magdeb. Gesangbuch nur mit dem Anhange im Buchhandel zu haben ist. Es läßt sich freilich sehr darüber streiten, ob es wohlgethan ist, den Gebrauch eines schlechten Gesangbuchs durch Hinzufügung eines Anhangs besserer Lieder gleichsam zu verewigen; aber der Streit ist noch so wenig entschieden, daß man mit dem Konsistorium gewiß nicht rechten darf, wenn es bei dem heftigen Widerstreben sich begnügte, wenigstens einiges Gute auf die Bahn zu bringen. So viel wir wissen, ist auch zum Delitzscher und Naumburger Gesangbuche ein Anhang auf Veranstaltung des Konsistoriums gefertigt, das an sich werthvolle Halberstädter Gesangbuch ist durch eine eigne Commission einer mühevollen Revision unterworfen und aus dieser in einer wirklich bessern Gestalt hervorgegangen, ebenso das Erfurter Gesangbuch. Die schönste Frucht der umfassenden hymnologischen Arbeiten des Konsistoriums ist aber ohne Zweifel das von ihm in diesem Jahre edirte „Neue Gesang- und Gebetbuch für Berg- und Hüttenleute“ (Halle bei Schröder und Simon). In der Vorrede ist die Menge der Schriften angegeben, welche zur Zusammenstellung dieser vortrefflichen Sammlung von Gesängen und Gebeten benutzt sind. Natürlich haben nicht alle eine Beziehung auf die besondern Verhältnisse der Bergleute, „da die Grundlage der Erbauung, wie die Quelle des Lichts, der Kraft und des Friedens für alle Christen nur eine ist“; aber die Auswahl der Lieder, welche jene betreffen, ist besonders glücklich. Wir können uns nicht enthalten, als Beispiel hier folgendes Lied mitzutheilen: 1. Wir fahren in den tiefen Schacht, in Todesschatten und in Nacht, viel Schätze auszuspüren: das Eisen, so die Erd aufreißt, das Gold, das an der Krone gleißt, und Steine, die schön zieren! Glück auf! Glück auf! Wer den einen Schatz, den feinen, trägt in Händen, dem kann ihn kein Dieb entwenden. 2. Uns leuchtet weder Mond, noch Stern, wir sind vom Sonnenlichte fern, vergessen, wie die Todten! Hoch über uns geht Menschenfuß, kein Vöglein bringt uns seinen Gruß, den Blumen ist's verboten. Glück auf! Glück auf! Eine Sonne bringt uns Wonne, selig funkeln Gottes Augen auch im Dunkeln! 3. Auf Steigen, die kein Adler kennt, da keines Falken Auge brennt, kein Löwe wagt zu gehen, da Schwaden ziehn und Wetter dräun, da wagen wir uns kühn hinein, der Wunder viel zu spähen. Glück auf! Glück auf! Köstlich Finden, wer in blinden tauben Schlünden Gottes Tiefen lernt ergründen! 4. Herr, mach uns reich an Glaubensgold, befrei uns von des Teufels Sold, laß uns dir treulich dienen, als Grubenlicht bis an das End leucht uns dein Wort und Sacrament und deines Bluts Rubinen. Glück auf! Glück auf! bis wir droben einst mit

Loben dich umfassen in der Stadt mit güldnen Gassen! — Wie wir vernehmen, hat dieses so glücklich zusammen gestellte Gesangbuch auch die wohl verdiente Anerkennung bei dem Ev. Oberkirchenrathe gefunden, so daß es einer weitern Verbreitung über die Grenzen der Provinz hinaus entgegen sieht. Wir müssen noch erwähnen, daß die wohlthätigen Absichten des Konsistoriums in Betreff der Einführung guter Gesangbücher eine Förderung erhalten haben durch einen besonders von dem leider zu früh abgerufenen Konsistorialrath Hildebrandt gestifteten Verein, der bemüht ist, Mittel herbei zu schaffen, um den Eingang gläubiger Liedersammlungen in die Gemeinde zu erleichtern. So besteht auch die sogenannte Dräseke-Stiftung, aus deren Fonds ebenfalls dieser heilsame Zweck Unterstützung empfängt.

Ehe wir das Gebiet des Gottesdienstes verlassen, müssen wir noch bemerken, daß das Konsistorium sich auch um die äußere Vermehrung der gottesdienstlichen Zusammenkünfte ernstlich bemüht hat. Durch den allgemeinen Abfall von Gott war es ja dahin gekommen, daß man eigentlich Anstands halber nur den sonntäglichen Gottesdienst noch stehen ließ, denn besucht wurde derselbe doch herzlich wenig. Wenn sonst in der Regel am Dienstag, Mittwoch oder Freitag Wochenkirche war, so fiel erst der Mittwoch, dann auch der Freitag fort, „weil kaum Zuhörer sich mehr einfänden.“ An manchen Orten verwandelte man erst die Betstunde in eine Katechismuslehre, bis man es endlich zweckmäßiger fand, den Schulunterricht nicht weiter zu unterbrechen, und nachdem so die Betstunden oder Wochenkirchen in Schulstunden übergegangen waren, hatte man kaum noch eine Erinnerung an ihren ehemaligen Bestand. Am meisten aber wunderte man sich über die schönen Kronenleuchter, die sich noch hie und da in den Kirchen fanden. Man konnte so wenig begreifen, wozu sie gedient haben möchten, daß ein Pfarrer in der Gegend von Magdeburg bei der Restauration seiner Kirche die alten schönen Kronenleuchter von Messing als unnützen Plunder wegwarf und verkaufte, zum großen Leidwesen seines jetzigen Nachfolgers. Wußte man von den Wochenkirchen am Tage nichts mehr, so waren vollends die kirchlichen Abendandachten eine unbekannte Sache geworden. Das neu erwachte kirchliche Bedürfniß hat zuerst die letzteren wieder ins Leben gerufen, aus dem sehr begreiflichen Grunde, daß unsere mit der Industie beschäftigte Zeit, wenn sie außer Sonntags noch einmal zur Kirche gehen will, dazu nur Abends nach Beendigung der Arbeiten Muße hat. Das Konsistorium läßt es sich nun sehr angelegen sein, die Einführung dieser kirchlichen Abendandachten zu empfehlen. Sie sind auch schon ziemlich verbreitet durch Stadt und Land, besonders werden die Vorabende der Feste gern durch liturgische Andachten, wozu die Materialien auch schon bereitet sind, gefeiert. Die Noth hat nicht wenige Prediger auch daran denken lassen, einzelne Communionen auf den Abend zu verlegen. Bei der bis ins Unglaubliche zusammengeschrumpften Zahl der Communikanten, bei der Besetzung der Tageszeit durch Fabrikarbeiten, bei der Anhäufung des Proletariats, das keine Kirchenkleidung mehr hat, haben sie den Ver-

such gemacht, das heil. Sacrament den Leuten zu der bequemern Abendzeit anzubieten, und es hat meist einen überraschenden Erfolg gehabt; die Communionen sind nicht allein stark besucht gewesen, sondern es haben sich dabei namentlich arme Leute, die seit Jahren aus Mangel an besserer Kleidung die Kirche nicht besucht haben, eingefunden. Vornämlich haben die Abendcommunionen am grünen Donnerstag Anklang gehabt. Wie sehr aber das Konsistorium auch die Einführung der Abendandachten überhaupt empfohlen hat, so hat es sich doch entschieden gegen die Abendcommunionen erklärt, theils weil sie gegen die kirchliche Praxis verstoßen, theils weil zu besorgen, daß die zum würdigen Abendmahlsgenuß nöthige Nüchternheit dabei nicht gefunden werden möchte. Wir sind auch der Meinung, daß es bedenklich ist, Abendcommunionen als Regel einzuführen, denn, wenn auch die Brüdergemeinde das Gedächtniß des Herrn nur am Abend feiert, um die heil. Stiftung sich desto lebhafter zu vergegenwärtigen, so dürfte doch von dem großen gemischten Haufen unserer Gemeinden von ständigen Abendcommunionen bald Unordnung zu besorgen sein. Aber die gegenwärtige Zeit ist eine Zeit des Uebergangs; wenn die Soldaten nach verlorner Schlacht sich wieder sammeln, geht es auch nicht gleich im Parademarsch; man muß froh sein, wenn sie nur zu den Fahnen zurückkehren; daher dürften die Abendcommunionen wohl noch so lange zu dulden sein, bis der mehr erstarkte kirchliche Sinn sich wieder in die alte kirchliche Sitte gefunden hat. Viel bedenklicher scheint uns, daß es, besonders in den Städten, sonst allgemeiner Brauch ist, die Beichte der Sonntagscommunion unmittelbar vorhergehen zu lassen. Das thut dem Ansehn der Beichte, dieser Macht der Kirche, großen Eintrag, hindert die ernste Vorbereitung der Seelen, und stört den ordentlichen Verlauf des vollständigen Hauptgottesdienstes. Das Konsistorium ermangelt auch nicht, die Trennung der Beichte vom Abendmahl zu empfehlen, aber, so viel wir wissen, hat dieselbe in keiner Kirche Magdeburgs, auch im Dom nicht, bisher durchgesetzt werden können. — Neben vielen neu eingerichteten Abendgottesdiensten sind auch viele Frühkirchen in der Woche wieder hergestellt worden. Die Passionspredigten während der Fastenzeit haben sich wohl meist noch erhalten, aber nun halten viele Prediger die alten Wochenbetstunden am Vormittage auch wieder und Zuhörer fehlen nicht. Es gibt Prediger, die sogar alle Tage eine kurze Betstunde halten. Noch ist das Konsistorium bedacht gewesen, die Gottesdienste durch Einrichtung von Missionsstunden zu vermehren, zumal da ihm die Förderung der Mission überhaupt theure Herzenssache ist. Und es werden bereits an vielen Orten, vielleicht in der Mehrzahl der Gemeinden, Missionsstunden gehalten, welche meist der Theilnahme der Gemeinden sich zu erfreuen haben. Auf dem Lande hält man sie gern am ersten Sonntage im Monat Nachmittags statt der sonst üblichen Katechismuslehre. Dagegen aber hat sich das Konsistorium erklärt; es will theils die Kinderlehre um nichts verkürzt wissen, theils durch Verlegung der Missionsstunden auf eine andere Zeit mehr Gottesdienste gewinnen. Diese Gründe sind freilich sehr anzuerkennen, aber dagegen ist auch zu bedenken, ob, wenn die Leute einmal in der Woche nur sehr spärlich oder gar nicht kommen, der Nachmittagsgottesdienst am Sonntage sonst auch nur kläglich besucht wird, es nicht zu rechtfertigen sein möchte, mit einer Missionsstunde denselben wieder zu füllen. — Schließlich wollen wir hier noch erwähnen, daß auch die Begräbnißgottesdienste die Aufmerksamkeit des Konsistoriums in Anspruch genommen haben. In einigen Gegenden der Provinz besteht allerdings noch die alte Ordnung der Begleitung aller Leichen durch den Geistlichen, der das Wort Gottes in verschiedener Form am Grabe verkündigt. In andern Gegenden, z. B. im Regierungsbezirk Magdeburg, ist diese Ordnung der Regel nach ganz eingegangen. Es gehört zu den Ausnahmen, wenn eine kirchliche Begräbnißfeier Statt findet; und nur auf besonderes Erfordern begleitet der Geistliche die Leichen. Am meisten wird diese Begleitung von den Kriegervereinen verlangt, welche mit großem Geräusch unter Gewehrsalven ihre alten Kameraden begraben. Sehr erbaulich haben wir diese Begräbnisse nie finden können. Das Konsistorium hat, besonders in Visitationsbescheiden, den Geistlichen aufs Dringendste die Wiederherstellung der alten Ordnung empfohlen und sie ermahnt, jede Leiche ohne Ausnahme zu begleiten. Es ist dies auch nicht ohne Frucht gewesen; in vielen Gemeinden werden wenigstens die Leichen der erwachsenen Gemeindeglieder nicht ohne den Beistand des Geistlichen jetzt beerdigt, der entweder die liturgischen Gebete der Agende liest, auch wohl eine freie Rede hält und einen Gesang anstimmt. Manche Geistliche üben bei dieser Gelegenheit auch eine Art Kirchenzucht aus, indem sie ihre Begleitung nur den Leichen derer angedeihen lassen, welche im Leben nach Gottes Wort fragten. Der Sinn für diese kirchliche Ehre ist den Gemeinden aber oft so abhanden gekommen, daß das Erbieten der Geistlichen, ohne weiteres Entgelt die Leichen zu begleiten, nicht allein mit Gleichgültigkeit aufgenommen, sondern sogar entschieden zurückgewiesen wird. Im Ganzen hat die Sache aber ihren guten Fortgang und der Herr wird auch noch weiter helfen! — Wir sehr das Konsistorium die Pflege des gottesdienstlichen Lebens sich angelegen sein läßt, sehen wir auch noch aus der besondern Fürsorge, welche es der Feier der kirchlichen Festzeit gewidmet hat. Es ist aufs Dankbarste anzuerkennen, daß der Evang. Oberkirchenrath durch die Verfügung v. 14. Jan. 1857 eine allgemeine Anordnung zu einer würdigern Feier der Passionszeit getroffen hat, und das Konsistorium hat nicht ermangelt, demgemäß überall auf die Einrichtung von besondern Passionsgottesdiensten in der Woche zu dringen. Schon früher aber hatte es unter dem 30. Jan. 1856 eine schöne eindringliche Ansprache an sämmtliche Evang. Gemeinden der Provinz erlassen, welche am Sonntage Invocavit von den Kanzeln zu verlesen war. Am Schlusse derselben heißt es: „Geliebte Gemeindegenossen! Nach unserm von dem Herrn empfangenen Beruf, zu weiden die Gemeinde Gottes, welche er durch sein eignes Blut erworben hat, bitten und ermahnen wir euch: Ent-

haltet euch in dieser heiligen Passionszeit von der Lust und dem Geräusche der Welt und laßt es vor dem Kreuze Christi still in euch werden; betrachtet fleißig daheim mit den Eurigen das Leiden und Sterben eures Erlösers; singet nach eurer Väter Sitte mit einander unsere schönen Passionslieder; höret mit offenen Herzen im Hause des Herrn das Wort von der Versöhnung, das euch reichlicher als sonst in diesen Wochen geboten wird; kommt mit Fasten, Beten und Weinen um eure Sünde zur Beichte und sucht den Trost der heiligen Absolution; stärket euch am Tisch des Herrn mit seinem Fleische und Blute; übet euch in den Tugenden dessen, der für euch in den Tod gegangen ist, damit ihr in sein Bild verkläret werdet." Wie wohl thut es, eine kirchliche Oberbehörde, alle büreaukratische Schranken durchbrechend, und im vollen Bewußtsein ihrer priesterlichen Würde, so zu den Herzen der Gemeinde reden zu hören! Aber das Konsistorium ist auch bemüht gewesen, alle äußere Störungen von diesen wichtigen kirchlichen Zeiten fern zu halten, indem es durch eine Verfügung vom 22. März 1858 die betreffenden Ordnungen über die tempora clausa für Trauungen und Hochzeiten aufs neue eingeschärft und genauer festgestellt hat. Darnach sollen Dispensationen zu Trauungen in der letzten Woche des Advents und der Passionszeit nur ertheilt werden, wenn es sich dabei um Leben und Sterben oder Gründe ähnlich dringender Art handelt. (Schluß folgt.)

Die drei Preußischen Regulative. *)

Für diejenigen Leser der Ev. K. Z., denen die Geschichte dieser Regulative nicht bekannt ist, wollen wir in der Kürze folgendes vorausschicken.

Das Preußische Ministerium des Cultus publicirte drei Regulative am 1., 2. und 3. October 1854; sie betrafen die „Einrichtung des evangelischen Seminar-Präparanden- und Elementarschul-Unterrichts." Es erschienen bald mehrere Streitschriften gegen diese Regulative, namentlich drei von Diesterweg; zugleich erschienen aber auch Schriften im Sinne der Regulative, unter diesen zeichnet sich die „Schulkunde für evangelische Volksschullehrer" vom Provinzial-Schulrath Bormann aus.

Angriffe anderer Art geschahen auf dem Preußischen Landtage im Jahre 1855. Hier traten 116 Bewohner des Kreises Dortmund, dann der Abgeordnete für Hagen, Harkort, an der Spitze von 18 Genossen gegen die Regulative auf. Die zweite Preußische Kammer verwies die beiden Anträge an ihre Unterrichtscommission; das Resultat der gründlichen Berathung dieser Commission war: es seien die den Regulativen gemachten Vorwürfe unhaltbar und der Kammer rücksichtlich jener Anträge die einfache Tagesordnung zu empfehlen. Auf dem folgenden Landtage kamen die Regulative im Jahre 1859 noch einmal zur Verhandlung, auf Veranlassung zweier eingereichter Petitionen, welche „über die Ueberlastung der Elementarschulen mit zu viel religiösem Memorirstoff" klagten. Das Resultat der langen Verhandlung war der Antrag: „die Petitionen der Staatsregierung zu überweisen und dabei die Erwartung auszusprechen, daß dieselbe die seit Erlaß des Regulatives vom 3. October 1854 im Lande vielfach hervorgetretenen Klagen über die Ueberlastung der Elementarschulen mit zu viel religiösem Memorirstoff in Erwägung ziehen und das Geeignete zur Hebung dieser Klagen veranlassen werde."

Der Minister der geistlichen Angelegenheiten Herr von Bethmann-Hollweg erließ nun unterm 9. November 1859 eine Verfügung, in deren Eingang er sagt: „Würden die Regulative in irgend einer Weise außer Kraft gesetzt, so wäre dies einer der schwersten Schläge, welche das Schulwesen treffen könnten, weil es einer Preisgebung der heilsamsten Principien gleich kommen würde." „Ich habe es mir angelegen sein lassen, heißt es im Verfolg, in der verflossenen Zeit mir von jeder zugänglichen und zuverlässigen Seite Einsicht in die Lage der Sache zu verschaffen, und erst nachdem es mir möglich geworden persönlich von evangelischen Schullehrer-Seminarien und Elementarschulen, welche auf das Genaueste nach Maßgabe der Regulative eingerichtet sind und auf Grund derselben seit längerer Zeit arbeiten, eingehende Kenntniß zu nehmen, so stehe ich nicht an folgende Eröffnungen zu machen ꝛc." — Der Herr Minister theilt nun genau bis ins Einzelne mit, wie er Lehre und Leben in den Seminarien und Elementarschulen gefunden, macht hie und da eine Erinnerung und Abänderung, im Wesentlichen und Ganzen aber spricht er mit der größten Befriedigung seine Anerkennung der Leistungen jener Anstalten aus.

Der Preußische Landtag ist wieder versammelt, es verlautet, daß auf demselben neue Angriffe gegen die Regulative bevorstehen.

Vorzüglich waren es zwei Punkte, welche das Ministerium veranlaßten die Regulative zu publiciren. Einmal war es augenfällig, daß sich das Volksschulwesen mehr und mehr vom Christenthum abgewendet hatte, ja ihm widerstand; dann: daß die wissenschaftlichen Forderungen an Lehrer und Schüler in den Volksschulen alles Maaß überstiegen. In den Seminarien zur Bildung der Volksschullehrer waren jene Uebelstände besonders hervorgetreten.

Durch die Regulative wollte nun das Ministerium der flachen Vielwisserei eine Grenze setzen. Es stellte die Frage: welche Kenntnisse muß der Seminarist für sein künftiges Amt als Elementarlehrer nothwendig erwerben, gründlich inne haben, ja nicht bloß inne haben, sondern auch fertig und lebendig den Schülern mitzutheilen im Stande sein? Dem unbedingt Nothwendigen muß vorab ein Genüge geschehen, ehe man weiter und weiter ins Unbegrenzte strebt und die absoluten Erfordernisse des spätern Berufs durch eine unersättliche, unverständige, tantalische Wissensgier ganz aus den Augen verliert.

Beilage.

*) Von einem der berühmtesten Pädagogen Deutschlands.
Anm. der Red.

Es sollte aber auch durch die Regulative dem Christenthum der ihm Jahrhunderte lang unbestrittene, segensvolle, heilige Einfluß auf die Schüler wiedergegeben werden, ein Einfluß, welcher ihm erst in unserer Zeit streitig gemacht wurde von Männern, die sich klug dünkten und weit klüger zu sein vermeinten als ihre Väter.

Ein genaueres Eingehen auf alles Einzelne dieser pädagogischen Streitfragen wäre hier nicht am Orte, es mag nur einiges Charakteristische herausgehoben werden. Ex ungue leonem.

Da von den pädagogischen Neuerern so großes Gewicht auf den Naturunterricht in den Seminarien gelegt wird, so wollen wir diesen ins Auge fassen.

Diesterweg sagt: „Das Studium der Natur ist das Grundstudium aller Wissenschaften, daher auch des Pädagogen. Alles, was Menschen sagen und gesagt haben, wird an der Natur geprüft und durch deren Erkenntniß corrigirt. Die Natur ist das älteste, unverfälschte, unverfälschbare Testament des Schöpfers. Der Theolog richtet sich nach der Lehre seiner Kirche ... der Pädagog nach den Bedürfnissen, Vorschriften und Gesetzen der Natur."

Sehen wir vor der Hand von Diesterwegs Angriff gegen die Kirche ab, das Angeführte soll nur zeigen, wie hoch er das Studium der Natur stellt. Diese seine Ansicht tritt bis ins Unglaubliche klar heraus in einem Aufsatz, welcher die Ueberschrift führt: „Jeder Schullehrer ein Naturkenner, jeder Landschullehrer ein Naturforscher."*) Es stehe hier ein Auszug aus jenem Aufsatz und ein kurzes Urtheil über denselben, welches vor dem Erscheinen der Regulative und der durch dieselben veranlaßten Streitschriften niedergeschrieben wurde.

„Was muthet, heißt es, Diesterweg nicht Alles dem armen Lehrer zu! „Er muß, sagt er, seine Kenntnisse erweitern, ein Naturforscher werden. — Er erforscht die Lage seines Wohnorts, die Bodenbeschaffenheit .... geographische Länge und Breite, mathematisch-physikalisches Klima.... Er erforscht die Flora seiner Gegend .... und legt eine vollständige Sammlung aller Species an." „Er erforscht das Innere der Erdoberfläche, auf der er wohnt und lebt, so weit sie zugänglich geworden .... und legt eine Sammlung aller vorkommenden Erd- und Steinarten an." „Er erforscht das Leben der Thiere seiner Umgebung (die Fauna), er sammelt Exemplare derselben, stopft Säugethiere und Vögel aus und sammelt nach Möglichkeit alles dazu gehörige Merkwürdige. — Schindanger sind eine reiche Fundgrube." .... „Er erforscht das eigentlich Geographische seiner Gegend, entwirft Karten darüber, ganz specielle der nächsten Umgebung, allgemeinere der entfernteren .... er verfertigt Reliefs der Gegend aus Thon, Holz." „Er beobachtet die Witterung seines Wohnorts im Großen nach den Jahreszeiten, im Einzelnen nach ihren verschiedenen normalen und abnormalen Zuständen." Thermometer- und Barometerbeobachtungen. „Er legt sich ein Buch an, in welches unter verschiedenen Rubriken und geordnet alle Beobachtungen und Wahrnehmungen eingetragen werden, er zieht nach Zeitabschnitten und Epochen die Resultate daraus." „Er beobachtet die Erscheinungen an Sonne, Mond und Sternen ... in den verschiedenen Jahreszeiten, er entwirft Sternkarten für verschiedene Abendstunden in verschiedenen Jahreszeiten."

„Die Leser werden schon sagen, (Diesterweg spricht) das sei zu viel verlangt, man wolle dem Lehrer Alles aufbürden. Darum füge ich das Weitere, was noch zu sagen wäre, nicht bei."

Der Lehrer, heißt es weiter, „soll sich zum Mittelpunkt des Wissens und der Bildung in seinem Kreise machen .... an Vielseitigkeit muß er sich von Keinem übertreffen lassen, ebenso wenig an Klarheit und Anschaulichkeit des Wissens." .... „Gelänge es, in den künftigen Landschullehrern Naturforscher zu erziehen und in ihnen erwachsen zu sehen (das Beste muß der Mensch immer aus sich selbst machen), so würde manches entdeckt werden, was bis jetzt gänzlich verborgen ist. Wohin ein Alexander von Humboldt nur kommen mag, — er macht Forschungen, bringt Neues, Unbekanntes an den Tag. Warum sollte dies denn nicht auch in kleinerem Maaßstabe von einem Lehrer geschehen können, der, was ihm an Ausdehnung seines Blickes (Extensität) abgeht, durch um so genauere, wiederholte Beobachtung (intensiv) ersetzen kann?" —

Difficile est satyram non scribere. Wollte ein höchst begabter, von jeder Amtspflicht freier Mann alle seine Zeit den von Diesterweg gestellten wissenschaftlichen Aufgaben widmen, er wäre nicht im Stande, ihnen allen zu genügen. Und diesen Aufgaben sollen Schullehrer gewachsen sein, bei einem schweren Beruf, der ihre Kraft und Zeit so sehr in Anspruch nimmt? Von den vielen großen Sammlungen in dem kleinen, meist sehr engen Schulhause, von der Art, wie Humboldt mit den Schullehrern zusammengestellt ist, wollen wir schweigen, eins aber dürfen wir nicht vergessen, daß ja die Naturforschung nur ein Theil der Schullehrerstudien ist; Sprache, Geschichte, Musik, Zeichnen und was sonst noch, machen gleiche Ansprüche an die beklagenswerthen Universalisten. Würde es in dieser Weise Ernst, so dürfte ein ehrlicher Lehrer in der Verzweiflung lieber wieder dann und wann zur Erholung Botendienste übernehmen, die er gut besorgen könnte, als daß er bei jenen Studien unaufhörlich das peinliche Gefühl hätte: er pfusche nur und diese Pfuscherei halte ihn noch dazu vom gewissenhaften Versehen seines Amtes ab. —

*) Rheinische Blätter, Juli — December. S. 219.

Das Angeführte wird die eitle Gränzenlosigkeit der wissenschaftlichen Bestrebungen des Lehrstandes charakterisiren, sie stammt aus der Verkennung seines Berufs und seiner Kräfte. Würde es den Lehrern recht klar, was ihr Beruf wesentlich verlange, und strebten sie, dies gewissenhaft und als Meister zu üben, so würde von selbst so vieles Ueberflüssige und Verkehrte wegfallen, womit sie sich vergeblich und unbefriedigt abmühen. Möchten vorzüglich Seminarinspektoren und Alle, denen die Bildung der Lehrer obliegt, jenen Beruf klar begriffen haben!

Goethe sagt: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister", — wir fügen hinzu: auch der rechte Schulmeister. Dagegen sagt der sehr beschränkte Wagner zu Faust:

Zwar weiß ich viel, doch möcht ich Alles wissen;

er hat keine Ahndung von seiner Beschränktheit und ist eben deshalb am fernsten von der Beschränkung, in welcher sich der Meister zeigt.

Die Behörden hatten schon längst erkannt, daß ein höchst eitles, thörichtes Bestreben, „Alles zu wissen", in den Seminarien bei Lehrern und Lernenden herrschte und höchst verderblich auf die Volksschulen einwirkte, das bezeugen mehrere Rescripte. So heißt es in einer Königl. Ordre vom 7. Juli 1822: „Ich setze voraus, daß der Unterricht der Seminaristen in diesen Anstalten nicht über die Schranken hinaus gehen werde, die ihre Bestimmung als Elementarschullehrer bedingt, indem sonst die sehr begründete Besorgniß entsteht, daß sie, statt bei dem Elementarunterricht der Jugend stehen zu bleiben, ihr halbes oder verkehrtes Wissen nach eigenem Zuthun gestaltet unter der Jugend des gemeinen Volkes verbreiten und dem graden offenen Sinne desselben eine schiefe Richtung geben werden." In einer früheren Verfügung des Ministers Altenstein heißt es: das Elementarschulwesen müsse „in seinen Gränzen gehalten werden, damit nicht aus dem gemeinen Manne verbildete Halbwisser, ganz ihrer künftigen Bestimmung entgegen, hervorgingen." Trotz dieser und anderer Königlichen und ministeriellen Verfügungen beharrte man in Seminarien und Volksschulen auf verkehrtem Wege. Ein Schreiben vom Jahre 1827 klagt: Wenn nur nicht bei den Prüfungen der Elementarlehrer so viele Fächer in die Zeugnisse gestellt werden müßten; man prüfe in 20 bis 24 Fächern. Bei diesem Beharren auf verkehrtem Wege, trotz aller warnenden Verfügungen sah sich das Ministerium genöthigt, durch die Regulative entschieden bis ins Einzelne solchem Treiben entgegen zu treten." —

Wir kehren zu den Regulativen zurück. Von den Schullehrern fordert Diesterweg, sie sollen alle „Naturkenner" und „Naturforscher" sein. Sollen sie das, so müssen sie doch schon in den Seminarien für diese Kennerschaft und Forschung vorgebildet werden, eine Vorbildung, die, wäre sie nur einigermaßen gründlich, so viel Zeit in Anspruch nehmen würde, daß kaum für andere Lehrgegenstände Zeit übrig bliebe. Und ebenso müßte ein Schullehrer, welcher Diesterwegs Forderungen entsprechen wollte, sein Amt völlig vernachlässigen.

Es war also hohe Zeit, daß das Ministerium einschritt,

um den bis zur Carricatur gesteigerten (sogenannten) wissenschaftlichen Unterricht in die richtigen Gränzen zurückzuführen, und das ins Auge zu fassen, was in den Seminarien möglicher Weise geleistet werden kann und geleistet werden muß, will man die Seminaristen genügend für ihr späteres Lehramt vorbereiten.

Wir kommen nun auf die höchst wichtigen Bestimmungen der Regulative über den Religionsunterricht in den Seminarien und Volksschulen. Es ist allgemein bekannt, daß Diesterweg auch in Bezug auf diesen Unterricht den Ton angab und daß seine Meinungen auf so viele Schullehrer einen unglaublich großen beklagenswerthen Einfluß hatten. In einer Zeit, da viele Deutsche Theologen von ihrem flachen, trostlosen Rationalismus zurückkamen und sahen, daß sie ihren Durst nicht aus löchrichten, ausgetrockneten Brunnen löschen konnten, in derselben Zeit wandte sich der Lehrerstand solchen Brunnen zu. Zur Charakteristik der Ansichten Diesterwegs über Religion und Religionsunterricht könnte aus den von ihm herausgegebenen Rheinischen Blättern Vieles angeführt werden, es reicht aber völlig hin, einige charakteristische Stellen aus seinen Streitschriften gegen die Regulative mitzutheilen.

Bei seiner Polemik folgt er einer schon öfter angewandten Angriffsweise. Man bekämpft nämlich zuerst das Confessionelle; glaubt man dies beseitigt zu haben, so wendet man sich gegen die Bibel, ist auch diese in ihrer tiefsten wesentlichsten Wahrheit in Zweifel gestellt, dann meint man, die Tenne sei rein gefegt, und ein allgemeiner Religionsunterricht könne nun ungehindert an die Stelle des kirchlichen treten, jedem Lehrer stehe es dann vollkommen frei, seine Ansichten und Einfälle statt der kirchlichen Lehre den armen Kindern beizubringen. Ich sage nicht zu viel, hören wir Diesterweg.

„Der höher stehende Theil der Menschheit, sagt er, ist der Kirchenlehre entwachsen." —

„Wir wollen das Christenthum; aber nicht den Buchstaben desselben, sondern den Geist, kein Parteichristenthum, kein Binden und Fesseln durch symbolische Bücher und Bekenntnisse ... wir wollen den Kern und das Wesen des Christenthums ... kein particularistisches Christenthum, diese Quelle des Haders und des Zankes, der Inhumanität und der Intoleranz, der Verketzerungs-, Verdammungs- und Beseligungssucht."

Kein Wunder, daß sich der mehr allgemeinen Polemik gegen die confessionellen Kirchen und ihre symbolischen Bücher die speciellste Verwerfung des in pädagogischer Hinsicht wichtigsten symbolischen Buchs, des Katechismus, anschließt. „Weltberüchtigt, sagt Diesterweg, ist der einseitige und engherzige Standpunkt eines Menschen, den man den Katechismus-Standpunkt nennt." ... „Jeder Katechismus ist eine Parteischrift, obendrein nach ihrer geschichtlichen Herkunft eine polemische Schrift, welche die Unterscheidungslehren, d. h. das Nebensächliche betont. ... Die Intoleranz ist eine Folge der Beschränkung auf den Katechismus. ... Der Katechismus zwingt starre Begriffe auf ...

beugt jedem den Nacken unter das Joch kirchlicher Autorität. Die Vernunft wird grundsatzmäßig geschmäht und verachtet.... Kurz das alte, im 16ten Jahrhundert, dem Jahrhundert religiöser Controversen, entstandene System wird den künftigen Lehrern der Volksjugend einexercirt" u. s. w.

So führt Diesterweg den ersten Angriff gegen alle confessionellen Kirchen, gegen ihre Symbole, vor allen gegen den Katechismus, der freilich jedem unchristlichen Treiben in den Schulen unbequem in den Weg tritt.

Nach Diesterwegs Aeußerungen sollte man nun denken: der seit drei Jahrhunderten von so vielen Millionen Kindern gelernte kleine lutherische Katechismus, der sei im „Jahrhundert religiöser Controversen" im feindseligsten Sinne gegen die Katholiken abgefaßt. Diesterweg möge uns in demselben nur einen einzigen polemischen Satz nachweisen; der Katechismus ist durchaus positiv ohne alle Negation und Polemik.

Daß aber auch der evangelische Religionsunterricht in jenem „Jahrhundert religiöser Controversen" durchaus nicht polemisch sein sollte, das sagen Luther und Melanchthon in dem bekannten officiellen „Visitationsbüchlein" von 1529. Da heißt es: „Es ist vonnöthen, die Kinder zu lehren den Anfang eines christlichen und gottseligen Lebens." Die Kinder sollen das Vaterunser, den Glauben und die zehn Gebote aufsagen, welche „der Schulmeister einfach und richtig auslegen soll.... Und soll den Kindern die Stücke einbilden, die noth sind, recht zu leben, als Gottesfurcht, Glauben, gute Werke. Soll nicht von Hadersachen sagen. Soll auch die Kinder nicht gewöhnen, Mönche oder andere zu schmähen, wie viel ungeschickter Schulmeister pflegen." So traten die Reformatoren selbst in der aufgeregtesten Zeit jedem Polemisiren beim Religionsunterricht entgegen. —

Glauben nun die gegenwärtigen Neuerer alles Confessionelle beseitigt zu haben, dann greifen sie die Bibel an. So Diesterweg. Er sagt: der Dogmatismus (wie er eben im Katechismus auftritt) sei verwerflich. „Er ist, fährt er fort, der natürliche Sohn einer übernatürlichen Mutter, der Offenbarung. Mit dem Glauben an sie ist er geboren und legitimirt. Er ist daher auch so alt wie die Mutter, wird so lange leben wie sie und gleichzeitig mit ihr beenden. Wer an übernatürliche, äußere Offenbarung glaubt, wird keinen Anstand nehmen, unnatürliche Wege einzuschlagen.... Wer dagegen alles Wissen aus natürlichen Quellen ableitet, wird den Weg der Natur nicht verlassen. Dieser Naturweg ist die entwickelnde Lehrweise. Ihr Ursprung ist alt, die alten Heiden, die keine Offenbarung hatten, kannten und übten sie; ihre Ausbildung, Ausdehnung und Verbreitung hat sie im 18. und 19. Jahrh. mit dem Rationalismus gefunden, sie ist die Methode desselben."

Diese Stelle ist so unzweideutig, so radical — d. h. sie legt so unverholen die Axt an die Wurzel des Christenthums — daß sie der Mühe überhebt, Diesterwegs sonstige Angriffe gegen so vieles Einzelne — gegen Wunder, gegen die Genesis u. s. w. anzuführen. Dies um so mehr als jene Angriffe bis zum Ueberdruß von ihm und ihm Gleichgesinnten immer aufs Neue wiederholt worden sind.

Bei solchem rücksichtslosen Verwerfen der Offenbarung wird uns erst der Sinn einer oben angeführten Aeußerung Diesterwegs unzweideutig klar. Sie lautet: „Alles, was Menschen sagen und gesagt haben, wird an der Natur geprüft und durch deren Erkenntniß corrigirt." (Also auch — nach Diesterweg — das, was die Heilige Schrift sagt.) „Die Natur, fährt er fort, ist das älteste unverfälschte, unverfälschbare Testament des Schöpfers"; so nennt Diesterweg die Natur im Gegensatz des Alten und Neuen Testaments. Dem Christenthum entsagend kehrt er durch die extravaganteste Reaction über 1800 Jahre zurück zum urchristlichen heidnischen Naturdienst.

Möge ihn ein von ihm hochgeehrter Mann, dem orthodoxer Dogmatismus gewiß nie vorgeworfen worden, warnen. „Fliehet die, sagt der Mann, welche unter dem Vorwand die Natur zu erklären in die Herzen der Menschen trostlose Lehren säen, und deren offenbarer Skeptizismus hundertmal absprechender und dogmatischer ist, als der entschiedene Ton ihrer Gegner. Unter dem hochmüthigen Vorwand, daß sie allein aufgeklärt, wahr, redlich seien, unterwerfen sie uns gebieterisch ihren unbedingten Entscheidungen, und maaßen sich an, uns ihre Verstandessysteme, die sie in ihrer Imagination erbaut, als die wahren Principien der Dinge zu geben. Uebrigens alles, was dem Menschen heilig ist, umwerfend, zerstörend, mit Füßen tretend, rauben sie den Bedrückten den letzten Trost im Elend, den Mächtigen und Reichen den einzigen Zügel ihrer Leidenschaften, den Gewissensbiß reißen sie ebenso aus dem tiefsten Herzen wie die Hoffnung der Tugend, und rühmen sich dennoch Wohlthäter des Menschengeschlechts zu sein. Nie, sagen sie, ist die Wahrheit den Menschen schädlich; ich glaube das wie sie, und meines Erachtens ist dies ein starker Beweis, daß das, was sie lehren, nicht Wahrheit ist."

Katechismus und Bibel sind nun beseitigt, die Tenne ist gefegt und die natürliche, allgemeine Religion hat in der Schule freie Hand. Jeder einzelne Religionslehrer, auch der unfähigste, kann nun den ihm preisgegebenen Kindern ungebunden lehren, was ihm gut dünkt. Er kann dies als ein Recht denen gegenüber verlangen, welche sagen: jeder müsse vollkommen frei seiner Ueberzeugung gemäß lehren. Mit heiligem Ernst trat in der Kammer der höchst ehrenwerthe gewissenhafte Abgeordnete v. Krosigk gegen die Bestimmung auf: „daß der Lehrer sein inneres religiöses Leben auf die Kinder solle wirken lassen." „Was liegt, sagt er, in dieser anscheinend harmlosen Bestimmung für eine unendliche, grausenerregende Gefahr.... Wenn nun das innere religiöse Leben des Lehrers z. B. bestände in der Uhlichschen Religion des wahren Menschenthums, oder vielleicht in einer vollständigen Leerheit, oder in Indifferentismus, oder, was das Allerschlimmste wäre, in Spötterei und Frivolität — soll denn das Alles dem armen unschuldigen Kinderherzen schon von früher Jugend an eingeprägt werden? Meine Herren, das ver-

antworte, wer es vermag, ich für meine Person verantworte es nicht, und so lange mir der liebe Gott einen Athemzug in der Kehle läßt, werde ich nicht aufhören, dagegen zu eifern."

Blicken wir einen Augenblick zurück in die Vergangenheit. Es ist schon über achtzig Jahre her, daß Basedow im Dessauer Philanthropin hinsichtlich des Religionsunterrichts fast ganz so verfuhr, wie nach Diesterwegs Meinung jetzt in allen Schulen verfahren werden sollte. „Im Philanthropin, schreibt Basedow, ist anfangs erst Erbauung zum Glauben an Gott den Schöpfer, Erhalter und Herrn der Welt. . . Wir versprechen auch eine allgemeine christliche Privaterbauung zu halten, welche, wegen Verschweigung der Unterscheidungspunkte, weder einen Katholiken, noch Protestanten oder Griechen ärgern, sondern vielmehr einem jeden Christen nothwendig gefallen muß." Doch das ist nur eine verhältnißmäßig niedrige Stufe, Basedow steigt höher. „Bei der Privaterbauung, heißt es weiter, wird mit keinem Worte und keiner That etwas geschehen, was nicht von jedem Gottesverehrer (er sei Christ, Jude, Mohamedaner oder Deist) gebilligt werden muß."

Dahin führt zuletzt der Hochmuth, welcher alle Pietät verleugnend das, was unsern Vätern von Alters her das Heiligste, was ihr Trost im Leben und Sterben war, mit flachem Spott verhöhnt und mit Füßen tritt. Und solche Spötter wollen Hirten der Herde sein! Lange genug haben sie Wind gesäet, wehe unserm armen Vaterland, wenn die Zeit einbricht, daß wir Sturm ärnten, wenn eine Generation heranwüchse, welche die Offenbarung und ihre Tröstungen völlig ungläubig verachtete und frech spräche: Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt.

Nachrichten.

Ein christliches Jubelfest.

Wenn die noch fortwährend auftauchenden Schriften und Reden über Schiller unsern Augen immer von Neuem die Bengalischen Flammen zeigen, die am Jubiläumstage die enthüllte Bildsäule des Dichters umspielten, und die Reden in den Ohren wieder wachrufen, welche der Cultus des Genius eingegeben, ist es uns wohlthuend einem Jubelfeste ohne diesem Bombast, das vom christlichen Geiste getragen wird, zu begegnen. Eines solchen Eindrucks erfreute sich Schreiber dieses am 16. Januar d. J., wo das Gymnasium zu Holzminden, im Weserbruche des Herzogthums Braunschweig, seine Verpflanzung vor hundert Jahren aus dem Kloster Amlunxborn, worin es seit der Reformation, als Kloster-Freischule, und nicht recht Kloster und nicht recht Schule kümmerlich sich hinschleppte, in jene Stadt feierte, damit durch Herzog Karl zu einer Fürstlichen Stadt- und Klosterschule erhoben ward, und jetzt Herzogliches Gymnasium geheißen wird. Zu dieser Feier waren Gönner und Freunde der Schule durch ein besonderes Programm des Directors Professor Daubers, das mit tüchtigen Quellenstudien und darum auch nicht ohne Interesse für den bloßen Geschichtsfreund eine Geschichte des Lebens im Kloster und der aus demselben herausgewachsenen Schule von der Zeit seiner Stiftung an durch das Mittelalter und die Reformationszeit hindurch bis in die neueste Zeit hinein gibt, eingeladen. Der ganzen Feier war äußerlich der Character von Einfachheit und Naturwüchsigkeit aufgeprägt; eine kleinere Stadt, von Weser und Solingerwald nahe begränzt, von den großen Verkehrsstraßen nicht berührt, von der Kultur, wie Göthe sagt, die alle Welt beleckt, wenig angefressen und ohne die hohen rauchenden Schornsteine des Industrialismus und dessen entarteter Bevölkerung: feiert die Natur hier noch eine Art Stillleben und diesen Character trug das Fest. Da gab es keine Ovationen am Tage vorher, keine Aufzüge mit Fahnen und türkischer Musik am Tage des Festes selbst; an den Eingängen des Schullokals begrüßten den Festbesucher grüne Tannen, dazu waren die Festräume von den Töchtern der Lehrer und anderen jungen Mädchen der Stadt mit Kränzen verziert und anstatt bei ganz gewöhnlichen Prediger-Conferenzen meistens Lohnbedienten die Festprogramme und zu singenden Lieder gedruckt an die Gäste austheilen und dabei noch eigene Industrie treiben, theilte der Director in eigener Person die Choräle und Lieder aus, die gesungen werden sollten, und jede Klasse der Schule hatte einen Theil derselben aufzuschreiben über sich genommen.

Die Festfeier begann mit Luthers Gesange: Es wolle Gott uns gnädig sein und seinen Segen geben; es mag hier noch bemerkt sein, daß vor hundert Jahren bei der Pflanzung der Schule an diesen Ort die Feier mit eben diesem Liede begonnen und mit dem Rinkartschen: Nun danket alle Gott, geschlossen hatte, wie auch diesmal der Schluß so war; an die einzelnen Redeacte schlossen sich andere Lieder und vierstimmige Choräle, unter erstern auch das: O lux beata Trinitas. Die Redeacte eröffnete der Ephorus der Schule, Generalsuperintendent Möhle mit einer herzlichen Ansprache an die Versammlung auf Grund der Paulinischen Worte: Von Gottes Gnade bin ich das ich bin, hieran schloß sich der eigentliche Mittelpunkt des Festes, die Rede des Directors, und hierauf müssen wir näher eingehen. Es sei zuerst über ihre äußere Erscheinung zu bemerken, daß sie aus den Lebenserfahrungen eines gereiften Mannes hervorgegangen, der harte Glaubens- und andere Kämpfe bestanden, darum von vornherein auf allen Redeschmuck verzichtete und alle Verbrämung der Gedanken mit klingenden Worten verschmähte, ein lauteres Bekenntniß von Jesu Christo ablegte, aber um des gemischten Publikums willen sich von der Weisheit und Umsicht dessen leiten ließ, der sprach: ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Nach einer Begrüßung der Versammlung, namentlich der vormaligen Schüler in derselben, wozu auch Schreiber dieses gehört, die sich trotz der ungünstigen Jahreszeit eingefunden, und der Abwesenden gedenkend, welche im Geiste der Feier beiwohnen würden, dann die noch viel ungünstigeren Zeitumstände erwägend, als vor hundert Jahren mitten unter den Trubeln des siebenjährigen Krieges die Verpflanzung der Schule aus dem Kloster in die Stadt mehrere Mal festgesetzt und wegen der Kriegszüge durch das Weserthal wieder verschoben ward, trat dem Redner der seitdem stattgehabte Wechsel von Krieg und Frieden, von gekommenen und gegangenen Geschlechtern entgegen und auf den hinweisend, vor dem tausend Jahre sind, wie der Tag der gestern vergangen ist, dessen eingebornem Sohne aber nach der Verheißung alle Feinde sollen zu seinen Füßen gelegt werden, ergoß sich die Rede in ein Gebet auf Grund von Psalm 8.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 15. Februar. № 13.

Aus der Provinz Sachsen.

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Wenn alle diese Verordnungen den Charakter des kirchlichen Ernstes tragen, von dem das Konsistorium erfüllt ist, so ist dieser doch in keinem Erlaß so entschieden hervorgetreten, als in der Verfügung vom 7. December 1857, welche die Kirchenzucht betrifft. Mit dem Wiedererwachen des kirchlichen Lebens ist das Bedürfniß eines Schutzes gegen die Störungen desselben zugleich lebhafter gefühlt worden. Die Kirchenzucht ist eine der Hauptfragen der Gegenwart geworden. Wir haben gesehen, wie die Erörterung derselben ganze Kirchen bewegt hat. Es war sehr natürlich, daß von Seiten ernsterer und entschiedener Geistlichen, besonders aus Veranlassung von Specialfällen, mannichfache Anträge auf allgemeine Anordnungen zur Wiederaufrichtung der Kirchenzucht an das Konsistorium gelangten. Dasselbe hat sich wohl nicht verhehlt, welchen Kampf der Erlaß solcher in dieser zuchtlosen und revolutionären Zeit zu bestehen haben würde; aber im Namen des Herrn hat es doch gewagt, denselben aufzunehmen. Nachdem das Konsistorium in dem Eingange der genannten Verfügung von der Nothwendigkeit und der Berechtigung der Kirchenzucht im Allgemeinen geredet, bekennt es, „daß es seine Aufgabe nicht sein könne, materiell Neues anzuordnen, es habe sich darauf beschränken müssen, neben Angabe einiger allgemeinen Gesichtspunkte solche Acte kirchlicher Zucht zu allgemeiner Uebung zu bringen, welche innerhalb der Provinz kirchenordnungs- oder observanzmäßig einen rechtlichen Boden haben und in den Gemeinden mehr oder weniger in thatsächlicher Geltung stehen." Als allgemeine Gesichtspunkte gibt es folgende an: 1. Alle kirchliche Zucht hat sich innerhalb der Gränzen der Landesgesetze zu halten (Allg. Landr. Thl. II. Tit. 11. §§. 51. 52. 54. 86. 87. 88. 90). 2. Nur gegen das öffentlich gegebene Aergerniß hat sich die kirchliche Disciplin zu richten. 3. Die Uebung der kirchlichen Zucht ist eine innere Angelegenheit der Kirche und der Gemeinden, wobei darauf hingewiesen wird, daß sie nicht unterlassen werden dürfe, etwa weil zu besorgen, daß die davon Getroffenen sich noch mehr verstecken, oder daß nicht alle Schuldige von dieser Zucht erreicht werden können. 4. Wie die Uebung der Kirchenzucht nicht bloß Sache der kirchlichen Behörden und des geistlichen Amtes, sondern wesentlich auch der Gemeinden sei, so sei den Geistlichen dringend zu empfehlen, besonders bei wichtigen Acten der Disciplin in Gemeinschaft mit den Organen der Gemeinde zu handeln. Was das Konsistorium nun auf Grund der in der Provinz bestehenden Ordnungen und Observanzen für die Zukunft auch da anordnet, wo diese außer Gebrauch gekommen sein sollten, ist Folgendes: 1. Bei der Geburt unehelicher Kinder unterbleibt die sonst übliche Danksagung und Aussegnung der Wöchnerinnen, ebenso bei der Taufe derselben das Geläut der Glocken, auch dürfen nicht mehr Gevattern genommen werden, als sonst üblich, nach der Magdeb. Kirchenordnung nur zwei. Wo die Sitte besteht, daß gefallene Mädchen bei Austheilung des Abendmahls als die letzten zum Altar treten, soll es dabei bleiben; die Sitte neu einzuführen, ist nicht rathsam. 2. Gefallenen Brautpaaren sind bei dem kirchlichen Aufgebote die Ehrenprädikate Junggesell und Jungfrau, und bei der Trauung die sonst hergebrachten kirchlichen Ehren, wie Geläut, Begleitung, Orgelspiel und Gesang, insbesondere der Braut auch das Tragen des bräutlichen Kranzes zu versagen. 3. Grobe Verbrecher, welche, obwohl überführt, zu einem reumüthigen und bußfertigen Bekenntnisse nicht zu bewegen sind, ferner diejenigen, welche in offenbaren schweren Sünden oder einem verbrecherischen Wandel zum Aergerniß der Gemeinde dahin leben, imgleichen diejenigen, welche die christliche Religion, den Glauben der Kirche, den Gottesdienst und die kirchlichen Heiligthümer durch Rede oder Handlungen öffentlich verachten und verspotten, dürfen zur Theilnahme an den heil. Sacramenten nicht zugelassen werden, bis sie wegen ihrer Versündigung ihre Reue und Buße bekannt, Besserung aufrichtig gelobt und das Aergerniß abgethan haben. Dahin gehören auch diejenigen, welche in offenbarem Ehebruche oder in einem Concubinate zum sittlichen Anstoße der Gemeinden leben. In solchen Fällen hat zuerst der Seelsorger mit dem Worte Gottes seine Schuldigkeit an den Sündern zu thun, sodann erfolgt die Vermahnung unter Zuziehung der kirchlichen Organe und Androhung des Ausschlusses aus der Gemeinde innerhalb einer zu bestimmenden Frist, worüber ein Protokoll aufzunehmen; tritt die Besserung dann noch nicht ein, so ist durch den Superintendenten auf förmliche Ausschließung anzutragen. 4. Sterben ausgeschlossene Gemeindeglieder, ohne bußfertige Reue über ihre

Versündigung ausgesprochen zu haben, so sind ihnen die kirchlichen Ehren beim Begräbniß zu versagen, ebenso den drei hier Genannten, wenn sie die seelsorgliche Vermahnung bis zu ihrem Ende zurückgewiesen haben. Auch Selbstmörder, wenn nicht ihr Geist gestört war, sind ohne kirchliche Ehren zu begraben. — Dieser wichtige, auf das Gemeindeleben eingreifende Erlaß des Konsistoriums hat allerdings eine verschiedene Beurtheilung gefunden. Es hat nicht an solchen Geistlichen gefehlt, welche nicht zufrieden damit waren, daß das Konsistorium nicht auch neue Anordnungen für eine straffere und schärfere Kirchenzucht getroffen, welche unserer dissoluten Zeit vor allem noth thue; andern dagegen, und wohl der Mehrzahl namentlich der Stadtgeistlichen, schien die Verordnung unausführbar. Eine große Zahl von Geistlichen hat sie aber mit Freuden begrüßt; sie hat es dem Konsistorio Dank gewußt, daß es dem Ansehn der Kirche einmal mit Nachdruck dieser zerfahrenen Zeit gegenüber Geltung zu verschaffen gewagt, die vorhandenen Reste der Kirchenzucht aus dem Untergange zu retten gesucht und dem ernsteren Streben gewissenhafter Geistlichen einen festen Haltpunkt gegeben hat, dabei aber auch auf die wirkliche Lage der Dinge Rücksicht genommen, und in hoher Weisheit und Mäßigung, gestützt auf feste historische Grundlagen, nur das unter den gegenwärtigen Umständen Erreichbare angeordnet hat. Zu einer rechtschaffenen Handhabung der Kirchenzucht gehört Glaube, guter Wille und kein kleines Maaß von Energie. Wenn ein Geistlicher diese Eigenschaften nicht hat, so wird er stets Ausflüchte suchen, und weil er immer die Massen auf seiner Seite hat, so wird ihm schwer beizukommen sein. Es ist daher begreiflich, daß die Verordnung des Konsistoriums nur da einen rechten Erfolg gehabt hat, wo sie mit Liebe aufgenommen worden ist. Und Gott Lob! fehlt es in unserer Provinz nicht an Geistlichen, welche mit der Ausführung Ernst gemacht haben, und es ist in einzelnen Fällen bis zur Excommunication gekommen. Es hat dabei harte Kämpfe gesetzt, und dieselben vermehren sich in den neuesten Tagen, wo der Antipode aller Zucht, der Liberalismus, den Kopf sehr hoch zu tragen wieder anfängt. Die Geistlichen, welche bisher nicht gewichen sind, haben die Beweise in Händen, wie unter dem Einfluß der heilsamen Zucht das Gemeindebewußtsein gewachsen ist, und es wäre ein unberechenbarer Schade, wenn unter dem Vorwande der Unausführbarkeit ein allgemeiner Rückzug sollte angetreten werden. Das Konsistorium wird hoffentlich den neuen Kampf nicht scheuen und seinem eignen Gesetz nicht untreu werden: möchte es nur auch in der höhern Instanz, welche heut zu Tage bei jeder Gelegenheit angerufen wird, allezeit einen kräftigen Beistand finden! Durch einmüthiges festes Zusammenwirken der obersten Kirchenbehörden, der zuchtlosen Menge gegenüber, kann nur die Kirche gebauet werden. Gott helfe dazu!

In das Gebiet der Kirchenzucht gehört ja auch die Frage um die Wiedertrauung von Geschiedenen, welche alle Gemüther so mächtig bewegt. Auch sie hat das Konsistorium mit großem Ernst erwogen; da sie indeß in der Ev. K. Z. bereits so vielfach und so gründlich besprochen ist, so wollen wir uns nicht weiter darüber verbreiten und nur bemerken, daß das Konsistorium, wie nicht anders zu erwarten ist, die strengere Ansicht bisher vertreten hat und die Vorschriften der h. Schrift, wie sie in der kirchlichen Gesetzgebung aufgefaßt sind, bei seinen Entscheidungen sich zur Norm hat dienen lassen. Die Verfügung des Ev. Oberkirchenraths vom 15. Febr. v. J. hat den Konsistorien das Recht genommen, in den Gesuchen, welche sie zurückweisen zu müssen glaubten, endgültige Resolution zu treffen, um Einheit in das ganze Verfahren zu bringen, indem der Ev. Oberkirchenrath diese sich vorbehalten hat. Abgesehen von der Unbestimmtheit der Normen, welche in der genannten Verfügung aufgestellt sind, wird dieser Geschäftsgang auf die Länge nicht durchzuführen sein. Es werden doch feste Regeln für die Behandlung der Ehesachen nach Inhalt und Form aufgestellt und die Konsistorien mit den nöthigen Vollmachten ausgestattet werden müssen. So viel wir wissen, sind darauf auch schon die dringendsten Anträge bei dem Ev. Oberkirchenrath gestellt worden.

Wir hätten endlich auch noch die confessionellen Verhältnisse zu berühren. Auch darüber werden wir nur wenig zu sagen haben, so weit es das Konsistorium betrifft, indem es in diesem Theile seines Wirkens doch wesentlich an die Grundsätze gebunden ist, welche in höherer Stelle die herrschenden sind. Der persönliche Standpunkt des früheren Präsidenten des Konsistoriums D. Göschel ist ebenso bekannt, wie der des jetzigen Directors, der mit dem damaligen Generalsuperint. D. Möller auf der Berliner Conferenz sich unverhohlen für das Recht der Confession ausgesprochen hat. Diese Stellung theilen noch einige Mitglieder des Konsistoriums, während andere der Union ihre Sympathieen mehr zugewandt haben. Es ist das Schicksal der Kirche auf Erden, besonders der Evangelischen Kirche, und es gehört recht zu ihrer Knechtsgestalt, daß ihre Regierung sehr abhängig ist von den leitenden Persönlichkeiten. In besonders bewegten Zeiten, wie die unsrige, ist darnach bald die eine, bald die andere Partei am Ruder. Weil jede Partei das Rechte zu haben glaubt, hält sie es für Gewissenspflicht, ihren Principien Geltung zu verschaffen; und darin ist nichts Böses, wofern menschliche Leidenschaft sich nicht in den Kampf mischt und die Gerechtigkeit nicht verletzt wird. Daß bei dem besten und reinsten Willen nicht manch Mal etwas Menschliches mit unterläuft, soll keine Partei der andern so hoch aufrücken, da muß jeder den Balken in seinem eignen Auge fleißig betrachten. Wir glauben, es kann dem Konsistorio mit Grund der Vorwurf nicht gemacht werden, daß, wenn es auch überwiegend den festen Boden der Confession zu behaupten suchte, es einen ungerechten Druck auf die Gegenpartei ausgeübt habe. Ein Blick auf die bisher dargestellte Wirksamkeit desselben muß die Ueberzeugung gewähren, daß es viel zu sehr die Eine große Hauptsache, die innere Belebung der Kirche nach allen Seiten hin, im Auge behalten hat, als daß es in anderer Weise, als in so fern es für diese eine Stütze schien, die confessionelle Richtung

hätte verfolgen sollen. — Eine Lebensfrage für die Confession ist die Lehrverpflichtung der Geistlichen. Es ist bekannt, wie verschieden in der Landeskirche sie formulirt wurde. Das Konsistorium hat sich bemüht, hier endlich eine feste Grundlage zu gewinnen und mit Genehmigung des Ev. Oberkirchenraths hat es in der Verfügung vom 4. Mai 1854 folgende Anordnungen getroffen, welche bei den Ernennungs- und Bestätigungs-Urkunden der Geistlichen in Anwendung kommen: In der Regel sollen die Geistlichen der Provinz verpflichtet werden auf das Wort Gottes, wie solches in den prophetischen und apostolischen Schriften des A. und N. T. enthalten und in den Bekenntnißschriften der Evang. Kirche, insonderheit der Augsb. Conf., so Kaiser Karl V. in der Reichsversammlung zu Augsburg 1530 überantwortet, wiederholt worden ist. Bei deutsch-reformirten, der Union beigetretenen Gemeinden findet dieselbe Verpflichtung statt, nur daß im letzten Passus die Augsb. Confession in ihrer Uebereinstimmung mit dem Bekenntniß des Kurfürsten Sigismund vom Jahre 1614 genannt, ebenso bei den der Union nicht beigetretenen deutsch-reformirten Gemeinden, nur mit dem Vorbehalte, auf die vor dem Rescripte vom 20. März 1823 gebräuchlich gewesene Formel zurückgehen zu dürfen, wo ausnahmsweise und nachweislich die Augsb. Conf. weder unmittelbar noch mittelbar (in der Conf. Sigismundi) als Bekenntnißschrift in Geltung gestanden. Bei französisch-reformirten Gemeinden wird nur verpflichtet auf Lehre und Predigt des Wortes Gottes, enthalten in den prophet. und apost. Schriften des A. und N. T. und auf Austheilen der h. Sacramente, dem Gebrauch der Franz.-Reform. Kirchen gemäß; und bei den eigentlich unirten, wirklichen Consensus-Gemeinden, wozu auch die Militär- und Strafanstalts-Gemeinden gehören, auf das Wort Gottes, enthalten in den proph. u. apost. Schriften des A. u. N. T. und wiederholt in den Bekenntnissen beider Confessionen in ihrer Uebereinstimmung, insonderheit der Augsb. Conf. als dem Grundbekenntniß der gesammten Deutsch-Evang. Kirche. Bei Ausstellung der Vocationen können da, wo es bisher üblich gewesen ist, neben der Augsb. Conf. auch andere symbol. Schriften aufgeführt werden, während in einer spätern Verfügung vom 1. Juli 1858 die Superintendenten angewiesen werden, dahin zu wirken, daß in dieselben nicht weitere und allgemeinere Fassungen aufgenommen werden, als die von dem Kirchenregiment ausgestellte Confirmations-Urkunde enthält. Legen aber Patrone oder Gemeinden Werth darauf, daß dabei der Thatsache, daß die betreffende lutherische oder reformirte Gemeinde der Union beigetreten sei, in den Vocations-Urkunden, auch unter Bezugnahme auf die Allerhöchste Ordre vom 28. Febr. 1834 Erwähnung geschehe, so steht dem, die Richtigkeit der Thatsache vorausgesetzt, nichts entgegen. Für die Ordination der Geistlichen verbleibt es bei der durch die Agende vorgeschriebenen Formel, nur daß die Augsb. Conf. dabei besonders genannt wird und des Consensus nicht weiter Erwähnung geschieht. — Zur Bezeichnung des confessionellen Standpunktes des Konsistoriums ist noch von Wichtigkeit eine ganz neue Verfügung vom 23. Juni v. J., die reformirten Gemeinden der Provinz betreffend. Dieselben haben das Bedürfniß gefühlt, ihre gottesdienstlichen Formen einer Revision zu unterwerfen, und deshalb einen Convent im Jahre 1858 veranstaltet, auf dem die Abgeordneten derselben eine Ordnung für den Hauptgottesdienst und die Verwaltung der Sacramente berathen und angenommen haben. Das Konsistorium hat dieselbe der obersten Kirchenbehörde vorgelegt und die Genehmigung aufs Dringendste befürwortet. Diese ist nun auch mit dem Vorbehalt erfolgt, „daß die Gestattung des Gebrauchs dieser besondern Ordnung dem Anschlusse der Gemeinden an eine künftige allgemeine Entwicklung der liturgischen Formen der Landeskirche nicht Eintrag thun dürfe." Hierauf hat das Konsistorium diese Gottesdienstordnung drucken lassen und sagt nun bei Uebersendung derselben: „Indem wir dieses kirchliche Buch den Presbyterien übergeben, gereicht es uns zur besondern Freude, daß die Allerhöchste Genehmigung einer ganz aus der Mitte der zehn Gemeinden, durch Berathung abgeordneter Prediger und Presbyter, hervorgegangenen liturgisch-agendarischen Ordnung zu Theil geworden und dadurch der Thatbeweis gegeben worden ist, daß die Eigenthümlichkeiten der evang.-reformirten Gemeinden beim Gottesdienst, dem Willen der höchsten Behörden gemäß, auch bei der festgehaltenen Uebereinstimmung mit den Hauptformen der Landesagende anerkannt und beachtet worden sind. Wir dürfen deshalb nicht zweifeln, daß die Presbyterien und Gemeinden diese Fürsorge für eine bessere Ordnung und vollere Uebereinstimmung ihrer Kultusformen, als bisher, zu ihrem eignen Bedauern, unter ihnen stattgefunden hat, dankbar anerkennen, und daß die Gemeinden die erneuerte Ordnung zu ihrer Erbauung beim Gottesdienste und bei der Feier der h. Sacramente fleißig benutzen werden, worin die Presbyterien voranzugehen selbstredend eine dringende Verpflichtung haben u. s. w." Das Konsistorium hat durch diesen Erlaß den thatsächlichen Beweis geliefert, daß es, fern von jeder Parteilichkeit, mit ungeheuchelter Achtung von dem Rechte jeder Confession erfüllt ist. Seine Absicht geht nicht dahin, die Union aufzulösen, wie aus den bezüglichen Verfügungen desselben deutlich erhellt, aber es erwartet das Heil der Kirche nicht davon, daß die Unterschiede der Confessionen und Kirchen geläugnet und verwischt werden, denen zu Gute, welche am liebsten gar kein Bekenntniß hätten, sondern es will, daß die positiven Grundlagen der Kirche dem Unglauben dieser Zeit gegenüber erhalten, die einzelnen Gemeinden auf ihrer historischen Grundlage erbauet und kräftig belebt werden, unter dem Schutze des einheitlichen Kirchenregiments und in dem Sinne der Kabinetsordre vom 28. Febr. 1834. — Wir schließen unsern Bericht mit Dank gegen den höchsten Regierer und Heiland der Kirche, daß er unsere Provinz mit einem Konsistorium gesegnet, welches des hohen Berufs, den es in der verantwortungsvollen Verwaltung der kirchlichen Heiligthümer von Gott empfangen hat, sich so völlig bewußt geworden ist, und erbitten es uns von dem Herrn, daß Er ihm Kraft aus der Höhe schenken wolle, in aller Ein-

müthigkeit auf der betretenen Bahn, unbeirrt durch die Ungunst der Zeit, fest und muthig fortzuschreiten und ihm den kräftigen Beistand der obersten Kirchenbehörde unsers Landes gewähre, damit durch festes Zusammenwirken der leitenden Kräfte der Kirche diese den großen Kampf siegreich bestehe, welcher ihr für diese letzte Zeit vorbehalten ist.

Nachrichten.

Ein christliches Jubelfest.

(Fortsetzung.)

Nach Beendigung des Gebets wandte sich der treue Zeuge an seine Amtsgenossen und Schüler, von denen er annahm, daß keiner ohne ernste Gedanken die Schwelle des Hauses übertreten denn das Janusgesicht des Tages weise jeden von ihnen ins Kämmerlein, wo viel mit Gott und dem Gewissen abzumachen sei, denn der Tag verlange „Reinigung und Sühne." Diese Partie war besonders wohlthuend an einem Jubelfeste, da man nur zu sehr daran gewöhnt ist, daß Alles sich an solchen Tagen ins Unschuldweiß kleidet und mit dem eigenen Verdienst von den Rednern beräuchert wird. Die Erinnerung an die versäumten Pflichten bahnte auf natürliche Weise den Weg zu den Zwecken der Stiftung, die der ursprüngliche Gründer des Klosters Amelunxborn, der edle Siegfried von Homburg, vor Augen gehabt, als er Mönche des Cistertienser-Klosters von Campen in das von ihm fundirte Kloster berief. Dieser Zweck ward nachgewiesen durch Mittheilung eines aus dem Niederdeutschen übersetzten Gedichts des Mönchs Everhard auf der Klus bei Gandersheim und wir können als Freund des Alterthums und der Einfalt jener Zeit uns nicht enthalten, dasselbige hierher zu setzen.

Seitdem sich erhob die heilige Christenheit,
Ihr Umfang ist nun worden lang und breit;
Das ist durch Gottes Hülfe geschehen,
Wie man es wohl mag hören und sehen.
Der hehren Gotteshäuser sind in unsern Landen
Gar viel mit hohem Bau und reicher Zier erstanden,
Wie man sie immer mochte von nah und fern erlangen;
Mit Teppichen alle Wände schön behangen,
Mit meisterlichem Sinnen gemalet wunderhold
Lasur und Silber, daneben auch das Gold,
Sie geben darin zumal gar wonniglichen Schein,
Was theuerstes wohl mag auf Erden sein,
Die edeln Steine, der Fremde Wundergaben,
Sie sind darin zu sehn, so viel sie Namen haben.
Myrrhen und Weihrauch duften auch darinnen,
Kerzen und Lampen, sie strahlen im glänzenden Schimmer;
Zu Gott erheben sich da des Menschen Sinnen,
Da muß man sein in geistlichen Züchten immer.
Darin hört man lesen, beten und singen
Und auch die Glocken zu Gottes Ehre klingen;
Die heilige Taufe man darin empfäht,
Die christliche Lehre man darin versteht,
Damit sich mögen die Leute so bewahren,
Daß sie zum Himmelreiche fahren.
Darinnen sie auch schauen unsers Herrn Leib und Blut,
Davon uns kommt das ewige Gut.
So ihr auch darinnen
Mit demüthiglichen Sinnen
Gott eure Sünden vertrauend klaget
Und wahre Reu in eurem Herzen traget,
Darinnen werden sie alle vergeben.
Nun sehet, wie fröhlich mag der Selige leben,
Der in sich trägt einen so milden Muth,
Daß er seinem Gott sothane Ehre thut,
Daß er ihm auferbaut solch schönes Bethaus
Und es mit seinem rechten Gut also richtet aus,
Daß man darinnen bete früh und spät,
Gott unserm Herrn beständig Dienst und Ehre thue!
Seht, wie viel Lob derjenige empfäht,
Der darnach trachtet ohne Ruh,
Daß er die Christenheit erhöh und mehre,
So daß in Gottes und der Heiligen Ehre
Er beides, Kirchen und Klöster, mit vielem Fleiße gründet
Und ihre Nothdurft auch aus seinem Gute findet;
Wie hohe Herrschaften unterweilen thaten,
Die viel des Gutes und des Eigenen hatten,
Gott selber machten sie zu ihrem Erben,
Auf daß mit Erdreich sie möchten sich erwerben,
Daß sie das Himmelreich für sich gewönnen
Und möchten Gottes Frieden stets genießen können.

Von solchem Gedanken geleitet, durch gottgefällige Verwendung zeitlichen Gutes ewiges Gut zu erwerben und Gott selbst zu seinem Erben zu machen, hatte Siegfried, so ward gezeigt, das Kloster gegründet und dessen Nießbrauch dem Cistertienserorden, der sich ihm als besonders gottergeben zu seiner Zeit darstellte, übergeben; hierbei ward der Klöster in kulturhistorischer Bedeutung besonders als Bergungsorte der von den feinen Griechen und starken Römern überkommenen Geistesbildung gedacht und aus der Institution Karls des Großen, daß an jedem Bischofssitze und in jedem Kloster eine Schule sein solle, in welcher die Kinder der Freien und der Leibeigenen in Grammatik, d. h. in den klassischen Sprachen und Literaturen, in Musik und Arithmetik unterrichtet und Leute gebildet würden, zu denen der Herr sprechen könne: ihr seid das Salz der Erde, und aus der Bedeutung der Schulen zu Fulda, St. Gallen, Paderborn, Corvei und Hildesheim, Bellarmin widerlegt, welcher den ursprünglichen Zweck der Klöster in fromme Ruhe und Verachtung der menschlichen Wissenschaft setzen wollte.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 18. Februar. № 14.

Schiller und seine Zeitgenossen. Eine Gabe für den 10. November 1859 von Julian Schmidt. Leipzig 1859.

Der Verfasser des genannten Buchs hat in der literarischen Welt einen angesehenen Namen durch seine Geschichte der Deutschen Literatur seit Lessing, welche in wenigen Jahren vier Auflagen erlebte, durch eine Geschichte der Französischen Literatur seit 1789 und eine desgleichen der Romantik zweite Auflage: alle diese Bücher zeichnen sich durch ein gründliches Quellenstudium, kräftige Darstellung, ungewöhnliche Zergliederungsgabe und eine fast unbarmherzige Schärfe der Kritik aus. Dieselben rühmlichen Prädicate gelten auch von der genannten Schrift, die laut Titel eine Gabe für den hundertjährigen Geburtstag Schillers dem Deutschen Volke sein sollte, aber das Schicksal anderer rühmlichen Werke theilt, daß sie bis hieher die gerechte Würdigung, die sie verdient, nicht gefunden; wenigstens ist sie am literarischen Jahrmarkt, den die liberalen Zeitungen, die auf der Höhe der Zeit zu stehen meinen, repräsentiren, nicht so ausgeboten worden, wie die Schriften über Schiller von Emil Palleske, Karl Gödeke und Andern. Wir müssen dem ungeachtet unser Buch für das beste, das die neueste Zeit über Schiller brachte, erklären und wundern uns gar nicht, wenn es ihm wie der besten Tischrede an Schillers Geburtstage geht, die wenig Beachtung fand, während seichtes und hohles Geschwätz unermeßlichen Beifall erntete, wir meinen die Banketrede des Sächsischen Ministers von Beust. So haben das beste Buch und die beste Rede, die Schillers Gedächtnißtag hervorrief, gleiches Schicksal gehabt, und wenn einem beim Schreiben über Schiller unwillkürlich Schillersche Personen vorschweben und wir der Thekla gedenken, die den Fall und das Lager ihres Geliebten unter dem Hufschlag der Pferde beklagend, ausruft: das ist das Loos des Schönen auf der Erde, so möchten wir von Buch und Rede sagen: das ist das Loos des Wahren auf der Erde. Der Herr Omnes, wie Luther ihn nennt, der nicht denken kann und der wahren Freiheit unfähig ist, hört am liebsten hochklingende Phrasen, die er sich dann ins Handgreifliche übersetzen kann; Schiller hat damit, wie er sich selbst in einem Briefe unsers Buchs anschuldigt, unsere Sprache reichlich ausgestattet und man hat am Schillerfeste die urtheillose Menge reichlich damit gefüttert. Man hätte sollen den Regierungen folgen, welche die Feier auf die wissenschaftlichen und gebildeten Kreise beschränken wollten, aber man wollte das Volk dabei haben, um vermittelst desselben den Regierungen imponiren zu können. Es war dieses dazu ganz unpraktisch, denn unser Volk, mit Ausnahme derer, die das Schauspiel besuchen, weiß von Schiller Nichts und singt von des Dichters Liedern nur das Reiterlied aus Wallensteins Lager und das: Ein freies Leben führen wir, aus den Räubern, und beide Lieder hat Schiller aus dem Volke genommen und erst in seine Dramas eingesetzt, aber er ist nicht ihr Schöpfer; Schiller war zu sehr Kosmopolit, verachtete das Nationale, wußte Nichts von Deutscher Stammeseigenthümlichkeit, um dem Volke ein Dichter sein zu können; mit welchem Respect redet er von Oranien als einem Weltbürger und wie verächtlich von Egmont, „der nie mehr als ein Fläminger" gewesen, und doch war letzterer der Liebling des Volks.

Das Buch hat sich vorgesetzt, uns nicht eine gewöhnliche Lebensbeschreibung zu geben, wie wir deren zu Dutzenden haben, sondern will uns mehr den inwendigen Schiller und den Gang seiner künstlerischen Entwickelung zeigen, zieht darum bloß die Lebensschicksale heran, insoweit diese hierauf influirt haben, dabei wird mit unnachsichtiger Strenge verfahren und die Fluth von Briefen, welche die neuere Zeit gebracht hat, von Goethe, Schiller, Jean Paul, Knebel, Körner, Herder wird mit Verstand gesichtet. Dadurch wird ein Theil des Nimbus, der das ideale Bild Schillers umgibt, zerstört, aber was hier verloren geht, gewinnt der Dichter auf der andern Seite reichlich an imposanter Macht, wenn wir hören und sehen, mit welcher Willensmacht er an seiner Ausbildung gearbeitet, wie er für jedes Drama gleichsam ein Stück Leben eingesetzt hat und mit welch unerbittlicher Strenge er gegen sich selbst verfährt. Dabei überrascht uns die so rein menschliche Erscheinung, die uns an das Wort der Schrift erinnert, es liegt nicht an Jemandes Laufen oder Wollen, sondern an Gottes Erbarmen, indem Stücke, wie z. B. Don Carlos, Schiller unsägliche Mühe gemacht haben und doch, so zu sagen, mißrathen sind, Wallenstein, von dem auch das nonum prematur in annum gilt, unstreitig das vollendetste ist, und nach langem Ringen und Kämpfen kurz vor dem Lebensschluß, Maria Stuart und Wilhelm Tell, die den Namen Schillers am meisten verherrlicht haben, ihm nur so aus den Aermeln herausfallen.

Der Verfasser hat seinem Werke eine sehr zweckmäßige Eintheilung nach drei Büchern gegeben, in dem ersten wird uns

die Sturm- und Drangperiode bis zum Jahre 1788 gezeigt, im zweiten folgen die Lehrjahre, die mit dem Jahre 1797 gewissermaßen endigen, und die Folgezeit bis zum Todesjahre 1805 führt uns in die klassische Zeit ein. Die gewöhnlichen Biographen bringen uns mit den Kinderjahren in ein einsames Schwäbisches Dorf und zeigen uns einen frommen Pfarrer Moser, der Schiller fromm in der Bibel unterrichtet hat und dessen Andenken zu ehren und seinen Namen zu verherrlichen Schiller in den Räubern den Pfarrer, welcher die Frevel des Franz Moor straft, auch Moser nennt; Schmidt erwähnt dessen nicht, einmal ist Frömmigkeit seine Sache nicht, und wenn wir nicht zufällig wüßten, daß seine Ehefrau eines Predigers Tochter ist, und der Brief, welcher als Vorwort dem Buche vorsteht, aus einem Pfarrdorfe unserer Nachbarschaft datirt und in einem Predigerhause geschrieben ist, könnte man annehmen, die Kirche existire für ihn gar nicht, denn das Buch beobachtet ein fortwährendes Schweigen darüber. Wenn dieses Schweigen über Religionsunterricht in den Kinderjahren Schillers bloß in dem Kritiker wurzelte, könnten wir ihm nicht ganz Unrecht geben; denn wenn in den Räubern, in welche Jugenderinnerungen hineinspielen, auch die Bibel vorkommt, so ist sie doch himmelweit davon entfernt, das Evangelium zu sein, das allein unsere Seelen selig machen kann, oder das Zeugniß, welches die Albernen weise macht, und zu Marbach mag das liebe Gotteswort damals wohl eben so theuer gewesen sein als anderer Orten. Der Pfarrer Moser in den Räubern, dessen Staffage Schillers Knabenlehrer in Marbach sein soll, kennt nur einen Glaubensartikel, den ersten, und von der Bibel ist ihm im Gespräch mit Franz Moor nur die eine Stelle aus dem 139. Psalm, welche in allen rationalistischen Katechismen jener Zeit auch steht, zur Hand. — Ganz von der Weise anderer Biographen abgehend, fängt unser Buch so zu sagen dramatisch an, führt Goethe mit seinem Herzoge im December 1779 nach Stuttgart in die Karlsschule zu einer öffentlichen Prüfung, wo der Dichter des Götz und Werther bereits in seiner Glorie erscheint, dazu Freund und Liebling eines Fürsten ist, während der Studiosus der Medicin Schiller, Sohn eines dürftigen Werbeofficiers, auf Herzogliche Kosten unterhalten, von dem Sergeanten Nieß, dem Oberaufseher der jungen Leute, wegen seiner Nachlässigkeit in Kleidung und Haltung Schweinpelz gescholten wird und wenn er bei den halbjährigen Preisvertheilungen einen Preis erlangt, dem Herzoge den Rock küssen muß, während die Zöglinge vom Adel die Hand küssen dürfen. Es folgen dann Nachrichten über die Einrichtung der Karlsschule, wie solche aus den Memoiren von Wollzogen bekannt geworden sind, und es wird hier eine interessante Parallele zwischen Goethe und Schiller als Söhnen des Bürgerstandes gezogen und wie sich die verschiedenen Lebenssphären in Wilhelm Meister und Kabale und Liebe abspiegeln, dort der behäbige Bürgerstand der freien Reichsstadt und hier der Druck der Armuth, die vom Hofe abhängig ist, vor dem Hofmarschall zittert und durch den Hofschneider Etwas zu erreichen hofft. Es war eine drückende Atmosphäre, in welcher

Schillers Jugend aufblühte, und bei Erwähnung der Last, die auf dem Würtembergischen Land unter Herzog Karl lag, löset der Verfasser einen anscheinenden Widerspruch bei Schiller aus dieser Zeit sehr glücklich. Zu den eigenthümlichen Einrichtungen der ganz militärisch organisirten Academie gehörte auch, daß die Eleven jährlich eine Charakterisirung ihrer selbst und namentlich ihrer Gesinnung gegen den Herzog einliefern mußten. In einer solchen sagt der funfzehnjährige Schiller wörtlich: „Dürfte ich mich diesem Fürsten, diesem Vater, welcher mich glücklich machen will, der mir viel schätzbarer als die Eltern sein muß, welche unmittelbar von seiner Gnade abhängen, mit meiner Entzückung nahen, die nur die Dankbarkeit auspreßt. Welche Großmuth herrscht in Ihren Zügen. Lassen Sie mich, Durchlauchtigster, vor Ihr Leben Weihrauch bringen, lassen Sie meine Eltern vor Ihnen niederknien und Ihnen vor mein Glück danken ꝛc." (das ist ja fast so, als wenn der Lordkanzler unter Heinrich VIII. diesem im Parlamente die Weisheit Salomos, die Schönheit Absalons und die Stärke Simsons zutheilte —) und wie paßt das zum Tyrannenhaß? Später ist Schiller Jahr aus, Jahr ein der stehende Lobredner und Festdichter; er schwärmt förmlich für den Herzog und die ihm an die linke Hand getraute Gräfin von Hohenheim; er machte unaufgefordert am 6. März 1781, als schon die Räuber gedruckt worden und Fiesco bereits in dem Kopfe des jungen Dichters spukte, ein Festgedicht auf das glückselige Würtemberg, das alle Republiken neidisch anschielten. Der Verf. löset dieses Problem so, indem er sagt: Schiller hatte zur Zeit das Bedürfniß der Exaltation, des Enthusiasmus und wenn ihm dann die Rede überkam, so hörte alle Wirklichkeit für ihn auf, so erklärt es sich, wie er zu einer Zeit das glückselige Würtemberg als ein Gegenstand des Neides aller Republiken hinstellen und zugleich Karl Moor kann sagen lassen: „mir ekelt vor diesem tintenkleckſenden Säculum, pfui über das Castratenjahrhundert, stelle mich vor ein Heer Kerle wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, wogegen Rom und Sparta nur Nonnenklöster waren." Diese Naturanlage gibt seinen Worten den hinreißenden Schwung, erleichtert das Aneignen fremder Stoffe, wie ja der Anstoß zu den Räubern durch eine gewöhnliche Geschichte von Schubart im Schwäbischen Magazin von 1775 gegeben ward, während Werthers Leiden eine Kopie von Goethe's eigenem Leben ist, hebt aber auch seine Füße über den Boden der Wirklichkeit hinaus, wodurch unnatürliche Menschen und undenkbare Situationen geschaffen worden, hiervon sind Goethe und Shakespeare gleich weit entfernt. Dem entsprechend ist auch die Weise seines Arbeitens: mühsam, heißt es, drängte er die Eindrücke aus den gelesenen Schriften und was er im Leben beobachtet hatte zusammen und machte Anstrengungen, die einem wahren Pressen und Herauspumpen glichen; wenn er dichtete, brachte er seine Gedanken unter Stampfen, Brausen und Schnauben zu Papier; in den Stunden, wo die Muse über ihn kommt, ist er, nach seinem eigenen Bericht, wie durch einen Krampf in sich selbst zurückgezogen und für die Außenwelt nicht vorhanden; als Studiosus der Medicin an ein Krankenbett gerufen,

gerieth er dichtend, anstatt den Kranken ärztlich auszufragen, in solche Bewegungen und Zuckungen, daß dem Kranken bange ward, der Arzt wäre toll geworden. Die Lectüre wirkt mehr auf ihn als das Leben, neben Plutarch, Klopstock und Virgil ergreifen ihn Schubarts Gedicht Ugolino, Julius von Tarent, Clavigo; mit Shakespeare wird er erst 1771 bekannt, der ihn anfangs zurückstößt, weil — sehr bezeichnend — er ihm zu natürlich ist, aber nachher wohl am meisten auf ihn eingewirkt hat; Rousseau war sein Liebling in den letzten Jahren auf der Karlsschule.

Im Januar 1781 verläßt der titanische Dichter die Academie und tritt unmittelbar darauf als Regimentsfeldscheer bei einer Truppe, die hauptsächlich aus Invaliden besteht, ins wirkliche Leben hinein; aus den Zeiten des Regimentsmedicus liegen Briefe vor im Style der Räuber geschrieben, ein Titanismus tritt zu Tage, der an die alten Deutschen Riesen in Eiben Ausfahrt und anderen Gedichten erinnert, wo man sich die Zähne einschlägt, die Beine abhaut und die Wunden mit den Händen noch weiter aufreißt; dem entsprechend ist auch Schiller so unfein und wenig wählerisch in sinnlichen Genüssen, kratzender Wein, schlechter Schnupftabak und garstige Weiber genügen ihm nach dem Berichte eines Jugendfreundes, zu letzteren gehört die nachgelassene Wittwe eines Regimentsquartiermeister Fischer, sie war jungen Leuten nicht abhold und Schillers Hauswirthin; ein Freund theilt ihr eine verwahrloste Gestalt zu und nennt sie eine Mumie, was kaum zu begreifen ist, da sie 1785 mit einem adlichen Karlsschüler durchgeht, aber in Tuttlingen eingefangen wird, ihr werden die Lauraoden vorgelesen, ihr gelten die Oden an Laura, aber ein anderes Verhältniß als des Vorlesens hat auch zwischen Schiller und ihr nicht bestanden, — die eigentliche Laura existirt nur in der Einbildung des Dichters. Nehmen wir hierzu noch Lhombre- und Kegelspiel im Ansatz höher als es die Feldscheergage tragen kann, daraus erwachsende Schulden und einen Kreis junger Leute, eine Art Libertiner den Dichter umgebend, so haben wir das Bild eines Lebens, wie es für den Dichter der Räuber paßt. Die Flucht von Stuttgart nach Mannheim, der man, wie in neuester Zeit Palleske thut, einen romantischen Glanz durch gefahrdrohende Verfolgung von Seiten des Herzogs zu geben gesucht hat, wird vom Verfasser dieses Glanzes entkleidet, indem der Herzog keinen Augenblick daran gedacht, solche eintreten zu lassen, Schillers Angehörige haben es ihm nur verdacht, daß er eine sichere Versorgung habe aufgegeben; motivirt wird sie durch den Widerwillen gegen militairischen Zwang und Uniformtragen, Unlust am ärztlichen Beruf, obwohl in späteren bedrängten Zeiten der Gedanke wieder auftam, diese Brotwissenschaft nochmals aufzunehmen, und durch den derben Verweis, der dem Dichter der Räuber, welcher in diesem Drama Graubündten als ein Vaterland der Spitzbuben hingestellt und worüber der Canton sich beim Herzoge beschwert hatte, von diesem ertheilt ward.

Hier im Leben Schillers angekommen, möchten wir an den Erzähler die Frage richten: wie stand der junge Dichter und

Titane zur Kirche? Wir haben gehört wie er zu seinem Fürsten, zu seiner Lehranstalt, zu seinen Freunden und Hausgenossen und wie er selbst zu seinem äußern Leben stand, wie stand Schiller aber zum lieben Gott und seinem Heilande Jesu Christo? Es geht uns hier mit unserm Biographen, wie es uns geht mit Schillers Glocke, die am 10. November 1859 an so vielen Orten gesungen und in so vielen Reden und Schriften gerühmt ist; es kommen alle möglichen Dienste und Beziehungen der Glocke in dem Gedichte vor, nur die eine und ihrer Bestimmung nächste fehlt darin, das Christenvolk zum Anhören der Predigt von seinem Heilande und dem ihm zu leistenden Dienste an heiliger Stätte zu sammeln, denn die Vermittelung zur Eintracht, die ihr am Schlusse beigelegt wird, können wir nicht dafür gelten lassen. So weiß auch unser Biograph von Schillers Beziehungen zur Kirche und Christo Nichts, er bemerkt nur, daß der Sohn des dürftigen Werbeoffiziers ursprünglich das Studium der Armuth, die Theologie, habe ergreifen wollen, aber weil der Vater in seiner Abhängigkeit vom Herzoge, welcher den befähigten Knaben in seiner Academie habe haben wollen, dessen Anordnungen nicht widerstehen konnte und hier die Theologie von den Lehrdisciplinen ausgeschlossen war, so habe der Aufgenommene zuerst zur Jurisprudenz gegriffen, aber von deren trockenen Anfängen zurückgestoßen, sich zur Medicin gewandt und hierin auch, wie seine Abgangsarbeit, die über den Einfluß von Blut und Nerven auf den Geist handele, bezeuge, nichts Unbedeutendes geleistet, was auch dem Dichter zu Gute gekommen. Wenn nun andere Biographen der Mutter Schillers eine tiefe Frömmigkeit beilegen und daraus den Entschluß Theologie zu studieren ableiten, so scheint dieses, wenn auch unser Verfasser davon schweigt und der Jugendlehrer, der Pfarrer Moser, nicht grade unser Mann ist, nicht ohne Grund zu sein, denn einer Mutter Gesinnung kann nicht ohne Einfluß bleiben auf ihr Kind. Wir haben außerdem noch ein besonderes Zeugniß für eine Frömmigkeit Schillers in seinen Kinderjahren aus seinen Werken. Als Karl Moor, in dem wir ja im gewissen Sinne Schillers eigene Gedanken um die Zeit seines Aufenthaltes in Stuttgart zu finden berechtigt sind, sich mit seiner Bande an der Donau gelagert hat, kommen beim Anblick der schönen Natur und der in Aussicht stehenden gesegneten Ernte die Geister der seinem Roller Geopferten, der aufgeflogene Pulverthurm und die verheerte Stadt ihm vors Gewissen, und der Räuber wird weich wie ein Kind, indem er ausruft: es gab eine Zeit, wo ich nicht einschlafen konnte, ohne mein Abendgebet gesprochen zu haben, das weiset in seiner Innigkeit auf Erlebtes hin, freilich hielt diese Empfindung nicht lange vor und das Auftreten von Kosinsky und dessen Erzählung reißt ihn wieder hin zu seinem Lebenszweck und Ziel: „Rache ist mein Handwerk, Wiedervergeltung mein Gewerbe." Wir haben dieselbe Erscheinung wie bei Goethe in der Osternacht und nach dem Spaziergange am Ostertage, aber beim Aufwachen der Frömmigkeit bei beiden Dichtern finden wir nur ein Leben im ersten Glaubensartikel, und der allein ist eine Weinrebe, die

keine Ulme zu ihrer Haltung hat, darum zur Erde fällt und zertreten wird, und wie wir in einem früheren Artikel in diesen Blättern über Goethe gezeigt haben, wie dessen Frömmigkeit bei der ersten Beichte, wo er schön reden wollte, aber keine Sünde zu bekennen hatte, einen Stoß erlitt, von dem sie sich nie wieder erholte, und ihn in Leipzig Gellerts klagender vorwurfsvoller Ton über Unsittlichkeit und Unkirchlichkeit nicht bloß aus dessen Colleg trieb, sondern auch den Ausschlag gab, daß er von nun an mit der Kirche ganz abbrach, um sich ihr nie wieder zu nähern, selbst als die Gräfin Bernstorf kurz vor seinem Ende ihn dazu anmahnt, so wird es auch mit Schiller gewesen sein, kein tiefgehendes Bewußtsein der Sünde und kein Bedürfniß der Erlösung durch Jesum Christum, sondern eine Erkenntniß Gottes bloß aus der Natur, ein Glaubensartikel nur, der so zu sagen in der Luft hängt und mit dem der Wind des natürlichen Menschen bald fertig wird.

Läßt uns unser Buch ganz ohne kirchliche Nachrichten über Würtemberg in Schillers Jugendjahren, so wird uns von anderen Seiten reichliches Material zur Kenntniß desselben geboten und wir haben nach genommener Einsicht dessen nicht bloß die von der Kirche abgefallenen Männer, sondern auch der ersten Diener anzuklagen.

Justinus Kerner erzählt in seinem allerliebsten „Bilderbuche aus seiner Knabenzeit" von einem Decan Zilling zu Ludwigsburg, der ein Freund der Kinder und ein strenger Eiferer auf der Kanzel war, auf die er auch Privatverhältnisse brachte und sich dadurch manche Feinde zuzog; zu letzteren gehörte auch der Dichter Schubart, der die Orgel in seiner Kirche spielte und dem er nicht geneigt war, weil dessen Orgelspiel lieber gehört wurde als seine Predigten. Von letzteren einen Begriff zu geben, mag folgender wörtlicher Eingang zu einer derselben, mit dem er ihren Inhalt ankündigte, genügen: Geliebte in Ihme. Adam und Eva unsere ersten Eltern im Paradiese. Die Arglist der Schlange. Die Bosheit der Schlange. Die Verführungskunst der Schlange. Der Baum mit der verbotenen Frucht im Paradiese. Der Genuß der Frucht vom verbotenen Baum. Der erste Sündenfall. Der Engel mit dem Rachefchwert im Paradiese. Marsch hinaus zum Paradies, marsch! marsch! marsch! Zu seiner Förmlichkeit ist ein Beleg der Morgengruß, mit dem er am Martinstage in die Schule kam, um die Visitation vorzunehmen, der jedem Lehrer nach der Rangstufe zugetheilt ward:

Wünsche wohl geruht zu haben, Herr Oberpräceptor Winter,
Gleichfalls Herr Präceptor Herold,
Empfehl mich Ihnen, Herr Präceptor Elsäser,
Guten Morgen Schulmeister,
Bon jour, Ihr Provisor,
Grüß' Euch Gott, liebe Kinder!
Ist man auch da, Mäule?
(Mäule war der Schuleinheitzer).

Von seinem Bruder, der Meßner der Kirche ist, läßt er sich jeden Sonntag mit Bekomplimentirung den Kirchenrock anziehen, einen Amtschreiber Heuglin und den Chemiker Steudenmeyer weiset er vor der ganzen Gemeine vom Altar zurück, weil sie ohne schwarze Mäntel zum Abendmahl gekommen sind, und drei Offizieren, jungen Lieutenants, mit welchem Stande er vielfach Händel hat und die ihn spottend auf der Straße begrüßen: ah! vos serviteurs très-humbles, antwortet er: Ja wohl, drei Simpel. Man kann nun sagen der Mann war ein Sonderling, aber er war doch Decan und fungirte in der Residenz unter den Augen des Fürsten. — Ein anderer Schwabe und beliebter Schriftsteller, Herrmann Kurz, führt uns in seinem Roman, Schillers Heimathsjahre betitelt, in ein Pfarrhaus auf der rauhen Alp, dessen Hausthür schon seit Jahren kein Schloß hat, weil das Kirchenregiment mit der weltlichen Behörde darum zankt, ob besagtes Thürschloß ex aerario oder aus den Mitteln der Civilgemeine beschafft werden müsse; eine Zigeunerbande nimmt des Umstandes wahr, schleicht sich Nachts ins Pfarrhaus und entführt nebst anderer Beute den Chorrock des Pastors, und nur der glückliche Umstand, daß das Sonntagsevangelium vom großen Abendmahl handelt, bei dem ein Gast erscheint, der kein hochzeitlich Kleid an hatte, macht es dem Pastor möglich die Kanzel zu besteigen, indem er gleichsam ein lebendes Bild von jenem Gaste darstellt. In einem anderen lesenswerthen Buche desselben Schriftstellers, der Sonnenwirth betitelt, in welchem Schillers Geschichte des Verbrechers aus verlorner Ehre, die er nur nach der Tradition zu Papier gebracht hat, actenmäßig erzählt wird, treffen wir zu Anfang einen alten ehrwürdigen frommen Prediger an, der den unglücklichen Verbrecher innerhalb der menschlichen Gesellschaft halten will, was ihm auch vielleicht gelungen, wäre sein Lebensfaden nicht so bald abgebrochen worden; aber ein anderer, der im Fortgange der Geschichte auftritt, mit dem Amtmann im Kirchengericht sitzt, kann keine Theilnahme für sich erwecken, und seine Weise den Verirrten herum zu holen, muß nach Menschenaugen mißlingen. Damit hätten wir Kirchenregiment, Decan und Pfarrer der Würtembergischen Landeskirche aus Schillers Jugendzeit, wo er hat Pfarrer werden wollen; wir denken nicht daran anzunehmen, daß alles Holz dürre gewesen, aber, wenn die theologischen Lehranstalten jener Kirche so vortrefflich sind, so hatte sie doch der Herr der Kirche um jene Zeit bereits im Zorne angesehen, wie er in unsern Tagen es geschehen ließ, daß aus ihr ein Buch hervorging, in welchem sich der Unglaube aller Jahrhunderte gesammelt hat. Wenn nun die Kirche um jene Zeit keinen Glauben hatte, Glaube aber das Bedürfniß aller edlen Naturen ist, so schlug die Sache in ihr Gegentheil um und trat bei Rousseau wie bei Schiller an die Stelle des wahren Glaubens an den Heiland der Sünder, der Glaube an die Vortrefflichkeit der menschlichen Natur. In diesem Sinne und Glauben hat Rousseau seine Schriften ausgehen lassen, und in diesem Sinne und Glauben hat Schiller seine Dramas geschaffen; unter dieser Voraussetzung verpuppt sich Lady Milford in Kabale und Liebe unnatürlicher Weise in die tugendhafte Emilie

und Niemand denkt daran, daß der Psalmist sagt: ich sprach in meinem Zagen, alle Menschen sind Lügner. In Schiller, dem Dichter und Seher, war der Kantianismus eher fertig, bevor die Kritik der reinen Vernunft erschien, und wie arglos er in dieser Anschauung war, geht daraus hervor, daß, wie er später in Weimar Kant gründlich studierte und an das radicale Böse kam, was dieser doch passiren ließ und woran er bei seiner Schärfe nicht vorbeikommen konnte, bei Schiller eine Verstimmung gegen den Königsberger Helden eintritt und dieser dadurch in seiner Meinung sinkt.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Ein christliches Jubelfest.

(Schluß.)

Die Zeit der Reformation und des unglücklichen Bestehens der Kloster-Freischule, wo es kein rechtes Kloster mehr gab und keine rechte Schule, dazu unruhige Zeit, deren ausführliche Beschreibung das Programm gegeben, rasch durchschreitend, kam der Erzähler auf die Zeit der Verpflanzung aus dem Kloster in die Landstadt Holzminden und führte die Worte des Abts Ritmeier an, die er bei der Einweihung der Schule als deren Zweck vornhin gestellt: „Frömmigkeit soll die Grundlage der Schule sein und durch tägliches Gebet, Reinheit des Wandels und Pflege aller Tugenden, so wie durch Theilnahme am öffentlichen Gottesdienst und häufigen Gebrauch des Sacraments sich aussprechen." Der große Abfall im Laufe der Zeit von dieser herrlich gestellten Aufgabe der Schule ward tief beklagt und der Hochmuth der sogenannten Aufklärungszeit und leider noch unserer Zeit mit treffenden Worten gezüchtigt: „Jener Hochmuth, hieß es, für den der Mensch das Maaß der Dinge ist, der zum Schöpfer spricht: du darfst dich der Schöpferkraft nicht ferner bedienen, darfst kein Wunder thun und kannst keins gethan haben, weil ich es nicht begreife; der Gotteswort zum Menschenwort macht, der von Christo will belehrt, aber nicht erlöst sein." Hier wurde auch zur Entschuldigung jener gottesfürchtigen Aebte geredet, die selbst in Bibel, Katechismus und Bekenntnißschriften zu Hause, nicht ahnten, welchem Geiste sie dienten, als sie deren Verweisung aus der Schule, der Aufklärung zu Lieb, geschehen ließen, arglos zusahen, als man den Gottesmann Luther mit seinem Katechismus und unsern Bekenntnißschriften auf die Seite schob, Gesang und Gebet verstummen ließ; sie versahen sich dessen gar nicht, daß eine Zeit kommen werde, wo man den nur für einen Protestanten halten werde, der gegen alle menschliche Auctorität protestiren würde. Nachdem hierauf noch nachgewiesen, daß Wissenschaftlichkeit und Frömmigkeit durchaus nicht sich gegenseitig Negirendes seien, sondern daß alle ächte Wissenschaft, aller recht wissenschaftliche Unterricht zu Gott führe, das geistige Auge zur Erforschung schärfe und das Herz, das sich nach klarer Erkenntniß sehne, auch den Urquell alles Lichts lieben müsse, dann noch die auftauchenden und wieder versinkenden philosophischen Systeme in ihrer Ohnmacht dem Worte Gottes gegenüber, das ewig bleibt, was es ist, ihr Theil empfangen hatten, sprach der Redner seine herzliche Freude darüber aus, und wir thun solches mit ihm, daß die Schule sich wieder zu ihrer ersten Aufgabe zurückgewandt, das geistliche Erbe aus dem Kloster wieder angetreten und dem alten Gesetze, Siegfrieds Zweck und des Abt Ritmeiers Ziel, in Frömmigkeit, Gebrauch des Sacraments und Morgenandacht wieder gerecht geworden sei. Den Schluß der Rede bildeten bewegende Ansprachen an Schüler und Mitarbeiter, diesem Zwecke mit neuer Kraft nachzustreben, eine Danksagung an den Ephorus, Generalsup. Möhle, und an den Abt des Klosters Amelunxborn, Consistorialrath Hille, welcher letztere in seiner Eigenschaft als Prälat des Klosters und als Delegirter des Consistoriums zu Wolfenbüttel, dem das Gymnasium nebst noch vier andern des Landes untergeben ist, der Feier beiwohnte und in einer Anrede an die Versammlung die Beziehungen der Schule zur Stadt- und zur Kirchengemeinde treffend erörterte, und endlich ein Zuruf an den ersten Verwaltungsbeamten des Kreises, Kreisdirector Nöbels, welcher vor fünf Jahren der Einweisung des Directors in sein Amt von Staatswegen beigewohnt und seitdem als treuer Verbündeter desselben zur Förderung aller guten Zwecke der Schule sich hatte erfinden lassen; ihm ward herzlich gedankt für seinen Beistand, und mit dem Vorsatz des heiligen Bernhard: Lasset uns gute Arbeiter sein, und mit der Hoffnung auf Gott den Herrn, der auch in dem Schwachen mächtig ist, schloß sich die Rede.

Es redeten nach diesem noch zwei Schüler, der eine lateinisch und der andere deutsch. Man beschuldigt in unserer Zeit die Gymnasien nicht ohne Grund der Heuchler-Bildung, dadurch, daß die Lehrer ihren Schülern Aufgaben zu Reden und Aufsätzen stellen, bei denen sie nicht aus eigenem Erlebten und Erfahrenen schöpfen, dann zu Floskeln greifen, Worte ohne Gedanken hervorbringen, sich zu Etwas hinaufschrauben, wozu ihnen gar die Flügel nicht gewachsen sind und sich in Dinge hinein echauffiren und forciren, die sie gar nicht bewältigen können; die so weit verbreitete Lectüre Schillers in unsern Tagen hat dieser Hohlheit nur schon allzusehr vorgearbeitet und Vorschub geleistet. Dieser Vorwurf traf die jugendlichen Redner nicht; der Lateiner behandelte eine sinnige Prophezeiung aus dem Kloster, „wonach dieses Haus stehen, fallen und sich wieder erheben werde, Corvei aber werde nicht stehen, noch sich wieder erheben, weil es drei Galgen (Griechische *Π*) liebe und nicht liebe." Der Historiker begreift, hier redet der in seiner ersten Liebe aufblühende Cistertienserorden zu den reichen Benedictinerklöstern, die bis zur Bunsfelder Congregation ihrem Verfall immer mehr entgegengingen; die drei Galgen, welche Corvei liebte, waren *πλουτος, πικρια, ποτος*, und was Amelunxborn liebt *παιδεια, πονος, παρθενεια*; diesem nach hatte der Redner sein Thema gestellt: de tribus patibulis, Amelunxbornensium amore und führte sein Thema ansprechend für das größere Publikum und erwecklich für seine Mitschüler durch. Der Deutschredende sprach über die Stipendiaten-Einrichtung der Schule, auch ein

Thema, dessen er Meister werden konnte. Aus den Fonds der ursprünglichen Freischule, wie sie nach der Reformation innerhalb der Klostermauern bestand, sind vierzehn oder sechzehn Stipendien gebildet, die an Schüler mit schwachen Mitteln, die sich aber durch Fleiß, Sittsamkeit und Tüchtigkeit kenntlich machen, vergeben werden. Ein solcher Stipendiat erhält freie Wohnung, Feuerung, Licht und freien Unterricht, dazu 60 Thlr. in vierteljährigen Raten ausbezahlt, so daß bei einiger Sparsamkeit ein Schüler auf der Schule durch die Schule bestehen kann. Diese Einrichtung hat der Lehranstalt auch unter ungünstigen Umständen einen Stock fleißiger und gesitteter Schüler erhalten und muß dem Herzog Karl, der die Schule organisirte, von dem der bekannte Vehse nur schlechte Theatergeschichten zu erzählen weiß, der aber nach dem auf Acten fußenden Programm ein landesväterliches Herz für die Anstalt in sich getragen hat und dem Kirchengute als ein redlicher Welfe seine Rechte unverkümmert erhielt, ein dankbares Andenken bei den Braunschweigern bewahren.

Zum Schluß unsers Berichts wollen wir christliche Eltern außerhalb der engen Gränzen des Braunschweigschen Landes, welche bei dem vorwiegend ethnischen Charakter der Gymnasien in Verlegenheit sind, wohin sie ihre Söhne zur Vorbereitung auf das academische Studium hingeben sollen, auf dieses Gymnasium aufmerksam gemacht haben, das durch einen christlichen Director geleitet wird und tüchtige Lehrkräfte zu seiner Stütze hat, wobei die Anmuth der Gegend und die Einfachheit der Lebensverhältnisse auch ein Wort der Empfehlung einlegen.

Gr. b. G. K. v. H.

Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus der Synode Wriezen.

Der Oberprediger Melcher zu Freienwalde hat zwar in der Synode immer als ein Mann gegolten, der von dem kirchlichen Glauben abgefallen ist, indessen betheiligte er sich wenig an den Debatten auf den Synodal-Conferenzen, forderte auch immer entschieden gläubige Pastoren auf zu den Predigten auf den jährlichen Missionsfesten in Freienwalde, denen er nicht genug danken konnte für ihre kräftigen Zeugnisse, die sie an denselben ablegten. Erst seit c. einem Jahre trat er mit seinem nakten Unglauben hervor in einer anonymen Schrift: „Abschließende Darlegung der Lehre von dem Teufel", welche sogar in der Protestantischen Kirchenzeitung von einem der Synodalen eine gebührende Abfertigung erhielt. Neuerdings ist nun zum allgemeinen Erstaunen das in Rede stehende Buch erschienen, und ich kann versichern, daß alle Amtsbrüder der Synode, mit denen ich bis jetzt gesprochen, mit Entrüstung von demselben sprechen und es aufs tiefste beklagen, daß der Verfasser ein solches Aergerniß Allen gegeben, denen das Evangelium von Christo auch nur etwas noch gilt. Daß von der Synode ein Zeugniß gegen den Verfasser ausgehen müsse, darüber sind wohl Alle einig, nur weiß man noch nicht in welcher Form es geschehen soll, und zu einer gemeinsamen Berathung hat bisher noch die Gelegenheit gefehlt, da seit dem Erscheinen des Buches die Synode nicht zusammen gewesen ist. Leider hat dadurch, daß die Zeitungen von dem Buche Notiz genommen haben, dasselbe ein größeres Aufsehen erregt, als es sonst geschehen wäre, und es wird, wie ich gehört habe, bereits in mancher Landgemeinde gelesen, wo denn das Gift um so zerstörender wirken muß, als die armen betrogenen Seelen nicht im Stande sind, dies elende Machwerk in seiner Ungründlichkeit und Seichtheit zu durchschauen. Daß die „neue Aera" das Gewächs des Unglaubens bei dem unglücklichen Amtsbruder so schnell gezeitigt hat, haben Sie richtig erkannt. Der Superintendent hat sich bei der letzten Visitation, wie ich gehört, schon sehr mißfällig über seine Predigt geäußert und dieses sein Votum dem Königl. Consistorio eingesandt. Mit der größten Spannung erwartet man, wie die hohe Kirchenbehörde verfahren werde, denn es ist klar, daß hiervon das meiste abhängt, um dem verderblichen Einfluß dieses Buches Einhalt zu thun.

Die neunte Westphälische Provinzialsynode.

(Fortsetzung.)

So geschah es denn auch nicht ohne seine Zustimmung, daß die Sieben nicht nur an der Beichte Theil nahmen, sondern auch in der Hauptfeier als Glieder der Synode in der Kirche erschienen. Sie hatten geglaubt, sie würden sich hier so verhalten können, daß sie jeden Schein der Ostentation und allen Anstoß bei den übrigen Gliedern der Synode und der anwesenden Gemeinde würden meiden können. Allein in Folge ihrer Unbekanntschaft mit den Localverhältnissen und allerlei unglücklicher Nebendinge mußte grade im Gegentheil ihr Zurückbleiben von der Communion in einer auffallenden Weise geschehen; ihnen selbst drang sich alsbald das Gefühl auf, daß sie Aergerniß erregten, und von einander getrennt entfernten sie sich vereinzelt und von Allen bemerkt.

Dieser Vorgang erregte weit und breit viel Aufsehen und Aufregung. *) In der Stadt, in welcher sich erst die ersten Anfänge kirchlichen Lebens zeigen, und in welcher daher die confessionellen Fragen unverstanden bleiben, war man tief darüber verstimmt, daß die hochwürdige Synode bei ihrem ersten öffentlichen Auftreten den inneren Zwiespalt so klar an den Tag lege, und wenn es auch gänzlich unwahr war, was am folgenden Tage von einem der vorgeschrittensten Unionisten verbreitet wurde, daß Einem der Sieben von seinem Quartiergeber, aus Anlaß des Vorganges in der Kirche, das Gastrecht gekündigt sei, so galten dennoch diese Sieben allgemein als Sectirer und Schismatiker. Und viele von den Gliedern der Synode, namentlich von den Laien hatten dieselbe Auffassung, — so wenig war noch ein Verständniß der wahren Sachlage verbreitet, und Einer der Aeltesten, der später mit Treue und Ausdauer für das Recht der lutherischen Kirche gestritten hat, legte gegen den Schluß der Synode das offene Bekenntniß ab, ihn habe das Verhalten der Sieben auf das Tiefste indignirt, bis ihm diese erst durch die Verhandlungen der Synode näher getreten seien. Viele glaubten auch, es sei von diesen Sieben eine Provocation und eine Parteidemonstration gegen die Majorität der Synode beabsichtigt und deshalb sei ihr Verhalten in der Kirche vorbedacht gewesen, und so nahmen sie mit gutem Grund Aergerniß

---

*) Daß der Pastor Volkening aus Jöllenbeck, welcher als erwählter Stellvertreter des Concionators die Festpredigt hielt, nicht an Spendung des Sacramentes Theil nahm, sondern daß auf seinen Wunsch der Generalsuperintendent neben dem Präses fungirte, trug als angeblich kirchenordnungswidrig dazu bei, den Unmuth zu steigern.

daran, daß das heilige Abendmahl zu einem solchen Gebahren auserwählt sei.

In der nächsten Synodalsitzung trat denn auch schon alle diese Verstimmung zu Tage. Alsbald nach ihrer Eröffnung wurde der Antrag gestellt, die Synode wolle sogleich die Sieben auffordern, die Gründe mitzutheilen, durch welche sie zur Enthaltung bestimmt seien, und die Antragsteller ließen durchblicken, daß der Antrag auf Ausschließung der Sieben nachfolgen solle, wenn diese Gründe confessioneller Natur seien. Sie wollten wiederum die schon auf der vorigen Synode versuchte und hinlänglich widerlegte Auslegungsweise zur Geltung bringen, wonach jene Vorschrift der Kirchenordnung: „Die Synode feiert die Communion", ein Requisit für die Mitgliedschaft aufgestellt haben soll, — eine Auffassung, die nicht nur aller Auslegungskunst, sondern auch der seit Erlaß der Kirchenordnung geübten Praxis schnurstracks widerspricht. Man redete auch von Verletzung der Bekenntnißparagraphen, da diese doch eine Gemeinschaft des Sacraments für die ganze rheinisch-westphälische Kirche bestimmt hätten.

Diese Behandlungsweise der Sache war aber dennoch Vielen eine zu weltliche; sie meinten, durch die Forderung, die Sieben sollten ihre Gründe angeben, werde in das Allerheiligste des Gewissens eingedrungen, welches sich der Cognition des menschlichen Richters entziehe, sie wollten daher, daß über den gestellten Antrag zur Tagesordnung gegangen werde, jedoch zum Theil nicht ohne daß ein Tadel über die Sieben ausgesprochen werde, die das früher so innige Gemeinschaftsband gestört und den mehrerwähnten Synodalbeschluß der letzten Diät nicht beachtet hätten. Von den Sieben sprach der Verabredung gemäß nur Einer. Er suchte nicht sie zu rechtfertigen und pochte nicht auf ihr Recht, sondern er bat nur um Duldung und Schonung; nicht um Parteidemonstrationen zu machen, sondern weil ihr Herz zu beschwert und ihr Gewissen zu beängstigt gewesen sei, hätten sie von dem Abendmahle zurückbleiben müssen; aber sie fühlten die starken Bande, die sie mit allen Gliedern der Synode verbänden, und diese seien es gewesen, welche sie in die Beichte und in den Gottesdienst nachgezogen und dort zur Fürbitte getrieben hätten. Wenn es ihnen nicht gelungen sei Aergerniß zu meiden, so läge das theils in ihrer Unbekanntschaft mit Localität und Sitte, theils in ihrer eigenen Ungeschicklichkeit, — sie wüßten wohl, daß es Vielen schwer werde sie zu tragen, aber diese möchten sich daran erinnern, wie Jesus unser aller Sünden trage.

Eine der einflußreichsten Persönlichkeiten der Synode mußte nach dieser Erklärung den Sieben das Zeugniß geben, daß jeder Verdacht, als sei es auf eine Provocation abgesehen gewesen, geschwunden sei, und nachdem noch die Ansicht, als sei das formelle Recht verletzt, widerlegt war, da auch die Bekenntnißparagraphen Recht und Freiheit der Gewissen nicht hätten binden wollen, wurde schließlich unter Beseitigung aller anderen Anträge mit großer Majorität als Beschluß angenommen: Synode spreche ihr Bedauern aus, daß ihrer in den Verhandlungen der 8. Provinzial-Synode ausgesprochenen Erwartung nicht allseitig entsprochen sei.

Wie wenig die Unionisten damit zufrieden waren, daß nicht ein Mehreres gegen die Sieben geschehen sollte, zeigte sich in dem sofort aus ihrer Mitte eingebrachten ferneren Antrage, man möge die gemeinsame Communion ganz abschaffen. Wohin solle solche führen? — wurde zur Motivirung gesagt; das vorige Mal sei es Einer gewesen, der sich von der gemeinsamen Feier zurückgezogen habe, und die Synode sei darüber unter dem Ausspruche der Erwartung, daß dies nicht

wieder vorkommen werde, hinweggegangen; jetzt seien aus dem Einen sieben geworden und die Synode thue wieder nichts, als daß sie ihr Bedauern ausspreche, sie dürfe sich denn nicht wundern, wenn das nächste Mal vielleicht ein Drittel oder die Hälfte beim Abendmahle fehlen würden, und darum möge sie diese Gelegenheit zum Aergerniß und zum Zwiespalte ganz beseitigen.

Nach Stellung dieses Antrages erhob sich der Königliche Commissar und sprach sein Bedauern darüber aus, daß ein solcher Antrag hier habe gestellt werden können, und empfahl ihn ohne Debatte zu verwerfen. Die Synode leistete dieser Aufforderung Folge, und auch die lutherischen Mitglieder stimmten gegen den Antrag, da sie nach solcher Motivirung nicht dafür stimmen mochten. Dennoch hatte sich Manchem von ihnen die Ueberzeugung aufgedrängt, daß für die nächste Zeit eine andere Art der Lösung des Conflicts kaum möglich sein werde, wenn sie auch durchaus nicht diejenige sei, welche man wünschen müsse. Allein der naturgemäßen Gestaltung, daß eine jede Confession das Abendmahl für sich nach ihrem Ritus feiert, und dann die beiden Confessionen zur gemeinsamen Berathung der gemeinsamen Angelegenheiten in brüderlicher Liebe, und nicht wie jetzt durch das gemeinsame Abendmahl zerspalten und verbittert zusammentreten, stehen zur Zeit unübersteigliche Hindernisse entgegen, und es wurden daher auch die Schritte, welche einzelne der Brüder nach dieser Richtung hin beabsichtigten, unterlassen.

Daß aber die Unionisten sich noch nicht beruhigen würden, ließ sich bald erkennen. Konnten sie doch von dem Glauben nicht lassen, daß ihnen eine festgeschlossene confessionelle Partei gegenüberstehe, welche gesprengt werden müsse, wenn nicht die „confessionelle Strömung" Alles überfluthen solle. War doch bei den im Anfange der Synode vorgenommenen Wahlen der Sieg meistens den Lutheranern, oder wie hier ihr Parteiname wurde, obgleich sich manche Brüder aus der Grafschaft Mark und der Diaspora zu ihnen hielten, den „Ravensbergern" verblieben, und so das wichtige Amt des Scriba, welcher in seinem Protokoll ein freies Referat über den Gesammtinhalt der Verhandlungen zu geben hat, und das des Synodalliturgen, welcher die Synodalgottesdienste zu leiten hat, in die Hände der von lutherischer Seite aufgestellten Candidaten gekommen, und waren doch ganz abweichend von allen frühern Synoden in den zur Vorberathung niedergesetzten Commissionen die Lutheraner entschieden in der Mehrzahl, ja die eigentlichen Unionisten fast von denselben ausgeschlossen. Diese Siege waren nun freilich nicht die Folge eines Uebergewichts in der Stimmenzahl, sondern sie ergaben sich dadurch, daß die Gegner der Confession sich Anfangs noch nicht geeinigt hatten und sich ihre Stimmen daher zersplitterten, während die Lutheraner sich bei ihren Berathungen über die Abendmahlsfeier beiläufig auch über die von ihnen aufzustellenden Candidaten verständigt hatten, und sich an diesen festen Kern allerlei der Union in höherem Grade zugethane Brüder und darunter selbst einzelne Reformirte bei ihren Stimmgebungen anschlossen, — vielleicht weil sie hier in der Hauptsache mehr Uebereinstimmung mit sich fühlten. Die Siege bei den Commissionswahlen waren den Lutheranern selbst so überraschend, daß sie, wenn sie solche vorausgesehen hätten, ihre Candidatenlisten anders aufgestellt haben würden; denn es war keineswegs ihre Absicht, die Unionisten von den Commissionen auszuschließen, vielmehr waren sie auch davon überzeugt, daß es zur gründlichen Vorberathung ersprießlich gewesen wäre, wenn alle Richtungen vertreten waren; allein sie glaubten so sicher, daß ihre

Gegner das Feld behaupten würden, daß sie möglichst vielen der eignen Partei ihre Stimme gaben, um wenigstens dem Einen oder Andern derselben, falls sich auch zufällig Stimmen von ferner Stehenden auf ihn concentriren sollten, einen Sitz in den Commissionen zu verschaffen. Der überglückliche Ausgang dieser Maßregel hatte nun nicht nur zur Folge, daß die Commissionsvorschläge einer viel längern Berathung im Plenum bedurften und mit großem Mißtrauen aufgenommen wurden, sondern die Unionisten fühlten sich dadurch noch mehr verletzt und glaubten zum Schutz gegen die „kleine aber mächtige" Partei einer festgeschlossenen und gut organisirten Gegenpartei zu bedürfen, und ihrer Seits einen Angriffskrieg führen zu müssen.

Während daher die lutherischen Glieder nach den ersten Sitzungen zu keinerlei Parteiberathungen mehr gelangten, ja selbst nicht einmal ein inniges, durch gemeinsames Gebet geweihtes Zusammenleben führten, sondern durch die anstrengenden und aufreibenden Plenar- und Commissionsverhandlungen ganz absorbirt wurden, schlossen sich ihre Gegner fester zusammen und organisirten einen Parteiclub nach Art der politischen Versammlungen. In einem öffentlichen Locale berieth derselbe dem Vernehmen nach allabendlich seine weitern Schritte, bestimmte diejenigen, welche die Anträge einzubringen und darüber zu reden hatten, und dem Anscheine nach hatte er über einige zwanzig Mitglieder zu gebieten, die solidarisch zu einander standen. Verhehlen dürfen wir freilich nicht, daß wir am Schlusse der Versammlung einzelne Stimmen aus diesem Kreise hörten, welche fast über das Regiment seufzten, unter das sie sich gestellt hatten, und die Gefahr der Parteiungen sehr hervorhoben; sie glaubten noch, durch die Sieben zu ihrem Verhalten gezwungen zu sein, aber daß dies Verhalten nicht das rechte sei, ließen sie durchblicken.

Diese Parteiversammlungen beschäftigten sich nun, wie man vernahm, besonders lebhaft mit den Vorgängen bei der Eröffnungsfeier, und aus ihrer Mitte kam denn etwa acht Tage vor dem Schluß der Synode der Antrag, Provinzial-Synode solle beschließen: Keine Kreissynode ist berechtigt, solche Geistliche und Aelteste zur Provinzial-Synode zu entsenden, welche die Gemeinschaft am heiligen Abendmahle innerhalb der Provinzialkirche auf der Provinzial-Synode nicht anerkennen. Mit diesem Satze sollte die Ansicht, als sei die Theilnahme am Abendmahle das vorgeschriebene Kennzeichen für die kirchenordnungsmäßige Gesinnung und daher das nothwendige Requisit für die Mitgliedschaft der Provinzial-Synode, zum Gesetz erhoben werden, wie dieses ein zu diesem Antrage gestelltes Amendement noch deutlicher aussprach, welches den Zusatz forderte: Wenn gleichwohl solchen Geistlichen ein Mandat zur Provinzial-Synode übertragen wird, so sind sie verpflichtet, dasselbe zurückzuweisen.

Wenn auch diese Anträge selbst dem seitherigen Verhalten der unionistischen Partei entsprachen, so war dagegen die Motivirung, welche diesen Anträgen gegeben wurde, eine ganz neue und höchst eigenthümliche, wie sie in den Annalen der Westphälischen Synode noch nicht vorkommt. Man fordere die Annahme des Antrags, hieß es, damit man eine Garantie gegen das Wiederkehren ähnlicher Ereignisse hätte, welche in den Antragstellern und den hinter ihnen stehenden Gemeinden die größten Besorgnisse hervorgerufen hätten, — Besorgnisse, gegen

welche sie eben so sehr beruhigender Zusicherungen bedürften, wie die Confessionellen wegen ihrer Besorgnisse, denen man doch Beruhigungen zu ertheilen immer bereit sei. Man fordere die Annahme des Antrags, weil man nach den früheren Beschlüssen der Provinzial-Synode und des Oberkirchenraths der Ehre dieser Körperschaften eine solche Maßregel schuldig sei. Werde diese einfach abgelehnt, so „gehe die Synode über sich selbst zur Tagesordnung", und da sie, die Antragsteller, ein solches Verhalten ihren Committenten gegenüber nicht würden rechtfertigen können, — so würden sie, falls die Synode diesen Antrag einfach ablehne, die Versammlung verlassen, — nicht um sie zu sprengen, denn sie würden ihre Stellvertreter einberufen, — sondern weil, — dies weil wurde uns nicht ganz klar, — genug, die Männer des Gesetzesbuchstabens drohten aus Rücksicht auf ihre Committenten mit einem der Kirchenordnung zuwider laufenden Schritte; denn nach der Kirchenordnung ist die unausgesetzte Theilnahme an der Synode eine Pflicht aller erwählten Mitglieder.

Von Einem der Sieben wurde hierauf der Gegenantrag gestellt: In Betracht der augenblicklichen Lage und in der Hoffnung, daß der Herr selbst durch seine Führung diese Angelegenheit zur Klärung und zur heilsamen Entwicklung bringen werde, geht die Pr. Synode zur Tagesordnung über, — ein Antrag, welcher in seiner milden Einfachheit für sich selbst zu sprechen schien, und auch nicht weiter begründet wurde. Aber das Centrum, welches ebenso wenig mit den friedenstörenden Lutheranern, wie mit den gewaltsamen Unionisten gehen wollte, und dessen Vorkämpfer und Führer eine große Vorliebe und ganz besondere Gewandtheit im Aufstellen vermittelnder und das anscheinend Widersprechendste unter Einen Hut bringender Anträge auf motivirte Tagesordnung hatte, wollte den Angriff der Unionisten nicht zurückweisen, ohne auch nach der andern Seite hin einige Stacheln zu zeigen, und so wurden zu obigem Antrage von verschiedenen Mitgliedern verschiedene Zusätze, wie: „mit Beziehung auf das schon früher ausgesprochene Bedauern", und: „unter Berufung auf den bestätigten Beschluß der früheren Diät" u. s. w. beantragt. Die Verhandlung bewegte sich denn auch vorzugsweise in den Aeußerlichkeiten; man sprach von der Unausführbarkeit jenes Antrags, von dem diesmaligen Verhalten der Sieben u. s. w. Nur das einzige Mitglied aus dem Bauernstande, welches in der Versammlung saß und welches sich auch von der Communion fern gehalten hatte, schlug eine tiefere Saite an; er wies in seiner schmucklosen Weise auf die Noth des Zweifels hin, die auch den Gläubigen vor dem heiligen Sacramente ergreifen könne, und ihn vom Altare treibe und treiben müsse. Das gehöre nicht hierher, wurde ihm freilich erwidert, solches Zurückbleiben aus Gewissensbedrängniß werde nicht gemeint; allein man hätte sich doch durch ihn daran erinnern lassen sollen, daß man an das tiefste Mysterium wie an eine äußere Formalität herangetreten sei. Schließlich wurde einer der Vermittlungsanträge angenommen. Von dem Austritt der Unionisten war nicht wieder die Rede.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 22. Februar. № 15.

Die Preußischen Regulative.

II.

Die Angriffe gegen die Regulative des Jahres 1854 richteten sich vorzüglich gegen die „Ueberlastung des Gedächtnisses", wie man es nannte. In der Volksschule soll jedes Kind 30 Lieder auswendig lernen! rief man, empört über diesen unerhörten, unnatürlichen Schulzwang. Es ward entgegnet: dies Auswendiglernen werde ja nicht in einer Woche gefordert, vielmehr vertheile es sich auf acht Schuljahre jedes Kindes, sonach habe es in jedem Jahre $^{30}/_{8}$ d. i. nicht volle 4 Lieder zu lernen!

Wenn überdies beim Gesangunterricht die besten Choräle in der Schule eingeübt werden, so prägen sich da bekanntlich zugleich die Liedertexte durch wiederholtes Singen so ein, daß ein besonderes Memoriren derselben meist unnöthig wird; sie prägen sich überdies innig mit den Melodieen verbunden und eben dadurch doppelt lebendig und bleibend ein.

Dazu kommt, daß das Gedächtniß der Kinder in den Volksschulen, da es nicht durch eine große Mannigfaltigkeit von Lehrgegenständen in Anspruch genommen wird, von einer bedeutenden Kapacität ist. Wie groß diese sei, möge ein Beispiel zeigen. Eine Anzahl Mädchen aus den untern Ständen besuchte ganz freiwillig eine Sonntagsschule und lernte mit großer Liebe geistliche Lieder auswendig. Als eine epidemische Krankheit den Lehrer nöthigte, den Unterricht einige Zeit auszusetzen, so überließ er es den Kindern in dieser Zeit, aus einer Sammlung von 80 Liedern, die jedes besaß, sich Lieder zum Auswendiglernen auszuwählen. Da erklärten zwei Mädchen: sie wüßten sämmtliche 80 Lieder auswendig. Der Lehrer glaubte natürlich: es sei eine Selbsttäuschung der Mädchen, da er sie aber aufs Genaueste examinirte, indem er ihnen aus den verschiedensten Liedern Anfänge von Versen angab und sie jedesmal mit Sicherheit fortfuhren, so unterlag ihre Erklärung keinem Zweifel. Und bei weitem die Mehrzahl der Lieder hatten beide Mädchen von selbst, aus Liebe zu den Liedern gelernt.*)

Die Anklage gegen Ueberlastung des Gedächtnisses dürfte aber vielmehr gegen das gerichtet werden, **was** auswendig gelernt wird, als gegen das **zuviel**; und mancher dieser Gegner würde ebensosehr gegen das Auswendiglernen eines einzigen trefflichen geistlichen Liedes protestiren als gegen jene 30. — Wurzeln doch diese Lieder in der heiligen Schrift, gepflanzet an ihren lebendigen Wasserbächen bringen sie Frucht und ihre Blätter verwelken nicht. Wer mag sich aber dieser Frucht und ihrer immergrünen Blätter erfreuen, wenn er die heilige Schrift nicht ehrt und liebt? — Man sagt jedoch: die Schüler verstehn die Lieder nicht, sollen sie denn auswendig lernen, was sie nicht verstehen? — Ja, was man so verstehen heißt, wer darf das Kind beim rechten Namen nennen? *)

Und ist denn der Verstand das einzige Organ zum Aneignen heiliger Kunst, kann man von dieser nicht ergriffen werden ohne dies sogenannte Verstehen? Seb. Bachs, Händels, Raphaels und Dürers Werke, ergreifen sie mein Gemüth nur, wenn ein gemüthloser Kunstrichter mir demonstrirt, was an jenen Werken zu loben und zu tadeln und wie sie zu verstehen seien? Der treffliche Maler Schnorr sagt: „das Kind versteht die Sprache der Kunst in seinem rein natürlichen Zustande besser als so viele, die zwar herangewachsen, aber, wenigstens nach dieser Seite hin, nicht gebildet sind. Das Kind betrachtet seine Bilder ohne jene Mäkeleien, durch die der trocken gewordene Verstandesmensch sich selbst die Freude daran verkümmert." Bewahre Gott die Kinder vor solchen trocken gewordenen Verstandesmenschen, die ihnen die stille heilige Freude an den geistlichen Liedern durch Mäkeleien verkümmern.

Um meine Ansicht über das Auswendiglernen von Bibelsprüchen und geistlichen Liedern klarer zu machen und Mißverständnissen vorzubeugen, möge hier Folgendes, was ich früher niedergeschrieben, eine Stelle finden:

In neuerer Zeit hat man dem Auswendiglernen von vielen Seiten her den Krieg erklärt, und, wie die Geschichte der Pädagogik lehrt, das Gedächtniß als eine niedere, den Verstand als die höchste Geistesgabe betrachtet. Man sprach mit größter Verachtung von „Gedächtnißkram" und behauptete: Kinder soll-

*) Diese zwei Mädchen sind gegenwärtig sehr achtungswerthe, tüchtige, gewissenhafte Hausfrauen.

*) Gegen einzelne einfache nöthige Wort- und Sinnerklärungen, Verweisung auf Bibelstellen u. a. ist dies natürlich nicht gesagt, sondern gegen die langweiligen breiten rationalistischen Demonstrationen und unverständigen Verstandesübungen, zu welchen Lieder und Bibelsprüche gemißbraucht werden.

ten nichts auswendig lernen, was sie nicht vorher verständig begriffen hätten. Wäre dieß wahr, so dürften sie freilich weder den kleinen Luth. Katechismus, noch Bibelsprüche und geistliche Lieder auswendig lernen. Wir haben es hier großentheils mit Geheimnissen des Glaubens zu thun, welche der Verstand des längsten Menschenlebens nicht ergründet; mit einem Baum, dessen Wurzeln und Krone in die unergründlichen Tiefen und Höhen der Ewigkeit reichen. Aber eben diese Geheimnisse sind unser Trost und unsere Hoffnung im Leben und Sterben.

Es ist eine ebenso gütige als weise Einrichtung unseres treuen Gottes, daß er uns im Gedächtniß eine geistige Vorrathskammer verlieh, in welcher wir Samenkörner für die Zukunft aufbewahren können. Der Unkundige hält diese Samenkörner für todt, nicht so der, welcher weiß, daß sich zur rechten Zeit plötzlich ihre energische Lebenskraft keimend und treibend entwickelt. Der Knabe lernte den Spruch: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen. Er wußte in seinen jungen Jahren von keiner Noth, so verstand er auch den Spruch nicht. Wenn aber im Mannesalter eine Zeit unabsehbarer, überwältigender Noth hereinbricht, da tritt ihm plötzlich, wie ein hülfreicher Engel des Friedens und Trostes, jener Spruch vor die Seele, er versteht ihn, ja mehr als das. — Lernen Kinder den Vers auswendig: Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir — so verstehen sie ihn nicht, der Todesgedanke liegt ihnen fern. Aber Greise beteten in der Todesstunde denselben Vers, welchen sie als Kinder gelernt; da verstanden sie ihn und mehr als das.*) — In den 7 fetten Jahren sammelte Joseph für die 7 magern Jahre; wenn die Zeit eintritt, da es Noth thut, ists zu spät zum Sammeln. — Sprüche, Lieder nannte ich Samenkörner. Ich meinte einzig die alten, aus der Kraft des göttlichen Worts entsproßnen Lieder. Einzig diese lasse man auswendig lernen. Bekanntlich hat man in unsern neuen Gesangbüchern jenen alten gewaltigen Liedern den lebendigen Keim ausgeschnitten, mit solchen tauben todten Samenkörnern behellige man ja nicht das Gedächtniß der Kinder.

*) Christus sagte den Jüngern vieles, was sie, indem sie es hörten, nicht verstanden; er sagte ihnen Ein und Dasselbe wiederholt, wie besonders aus einer Vergleichung des Matthäus und Lucas hervorzugehen scheint, um es ihrem Gedächtniß für ein späteres Verständniß einzuprägen. „Solches habe ich zu euch geredet, spricht er zu den Jüngern, auf daß, wenn die Zeit kommen wird, daß ihr daran gedenket, daß ich es gesagt habe. Joh. 16, 4 und Joh. 14, 25. 26. Solches habe ich zu euch geredet, weil ich bei euch gewesen bin. Aber der Tröster, der heilige Geist ... wird es euch alles lehren und euch erinnern alles deß, das ich euch gesagt habe."

Schiller und seine Zeitgenossen. Eine Gabe für den 10. November 1859 von Julian Schmidt. Leipzig 1859.

(Fortsetzung.)

Es ist ein unfruchtbares Geschäft, sich den Gang der Dinge in der Welt anders zu denken, als er gekommen ist, aber wer die christliche Kirche und Schiller lieb hat (und wir haben ihn lieb, so weit auch unsere Seelen über das, was den Seelenfrieden schafft, auseinander gehen), kann sich des Gedankens nicht entschlagen, diese schöpferische gigantische Kraft sich im Dienste Jesu Christi zu denken; dieser ideale Mensch, dem seine Ideale schon ein Zuchtmeister auf Christum sein konnten, zu den Füßen dessen, der allein unser Ideal ist und in seiner unendlichen Liebe zu uns spricht: ohne mich könnt ihr Nichts thun; diese stürmische muthige Seele mit der Löwenklaue und dem in tyrannos auf dem Titelblatt der ersten Ausgabe der Räuber, vom heiligen Geiste gereinigt, verklärt, geläutert, gegen das Reich des Fürsten dieser Welt streitend, die Löwenklaue umgewandelt in das Schwert des Geistes, Schild des Glaubens und Helm des Heils — was für ein Bild, was für ein Gedanke! Wie wir bei den alten Germanen in der ehelichen Treue und der Hingabe der Gefolgschaften an ihren Herrn eine natürliche Disposition für das Christenthum finden, weshalb denn auch die Deutschen Stämme nach ihrer Bekehrung sofort als die Träger der ganzen christlichen Welt auftreten, so finden wir in Schillers Idealen dieselbe natürliche Disposition für den Dienst Jesu Christi, in ihnen ein Ziel der Vollkommenheit, zu dem wir uns vergeblich abmühen, und klagend möchte man ausrufen, warum sind diesem Saulus nicht die Schuppen von den Augen gefallen und er erkannte, daß Jesus der Christ sei; der Schritt dünkt uns so einfach und so leicht, aber es steht geschrieben, der Glaube ist nicht Jedermanns Ding.

Im festen Glauben an die Vortrefflichkeit der menschlichen Natur war Schiller nach Mannheim entflohen, aber Täuschung und materielle Noth warteten seiner; Dalberg erwies sich als ein feiger selbstsüchtiger Höfling, der Schiller nur gebrauchen wollte, um sich angesehn und sein Theater fett zu machen; sein Freund und Mitflüchtling Streicher (Schiller hatte in seinem ganzen Leben nur drei Freunde, diesen Streicher, Körner und Göthe) opfert für ihn sein geringes, aber für ihn bedeutendes Erbe, ohne von Schiller den vollen Dank zu ernten; man mußte Schiller imponiren, um von ihm geliebt werden zu können, und da seines Bleibens in Mannheim nicht war, half Frau von Wollzogen aus der Noth, indem sie ihm ihr Gut Braubach in Thüringen für den kommenden Winter zum Aufenthalt anwies. Diese Frau erscheint, besonders Dalberg gegenüber, der sich von Schiller zurückzieht, weil er den Zorn des Herzogs fürchtet, in einer gewissen Großherzigkeit, ihre Mittel sind schmal und wegen ihrer Söhne in Stuttgart konnte ihr der herzogliche Unwille zum großen Schaden gereichen, aber sie

nimmt sich des Flüchtlings an, und der Verwalter ihres Gutes bekommt, da sie selbst nicht darauf wohnt, Anweisung seinetwegen.

Seit Zimmermann über die Einsamkeit geschrieben und die Bekenntnisse einer schönen Seele aus Wilhelm Meister der Lesewelt bekannt geworden, nimmt man gewöhnlich an, jede Einsamkeit müsse zu Gott führen, und unsere sentimentale fromme Welt lebt noch heute dieses Glaubens. Schillers Aufenthalt in Braubach widerspricht dem und beweist wiederum, es kommt viel mehr aus dem Menschen heraus, als von außen in ihn hinein, und wer nicht mit dem Zuge des Vaters zum Sohne begnadigt ist, den können zehn Einsamkeiten nicht zu Christo führen. Mignet sagt in seiner Geschichte der Französischen Revolution, in welcher diese grauenhafte Erscheinung als ein vernünftiger Naturproceß dargestellt wird: wenn eine Revolution nothwendig geworden ist, so dient ihr Alles, und alle Angriffe der Hemmung werden ihr nur zu so viel Triumphen des Sieges. So gottlos dieses auch von den Blutströmen jener Staatsumwälzung geredet ist, so hat diese Rede doch eine Seite der Wahrheit, daß, wenn der Teufel seine Schmelztigel geheizt und die Massen in Fluß gebracht hat, alle Versuche der Beschwichtigung, Eindämmung und Leitung des glühenden Metalls vergeblich sind und mit verbrannten Fingern enden. So hätten in Braubach nach Menschengedanken Predigt und Bibel oder geistlicher Verkehr, wovon wir Nichts hören und es also sehr vermissen, sicherlich wenig geholfen; unser Verfasser freut sich dieser Zeit, wo Schillers Verkehr auf Correspondenz mit seinem spätern Schwager, dem Bibliothekar Reinwald, beschränkt war, er seinen Fiesko vollendete, Kabale und Liebe abrundete und über Don Carlos meditirte, weil der Dichter sich in dieser Bedrängniß und Verlassenheit als den starken Geist erkannte, der, seiner Bestimmung sich bewußt, durch Nichts sich irre machen ließ auf seiner Bahn und unverrückt an seinen Genius glaubte: das ist auch eine Wahrheit, aber nicht die Wahrheit.

Im folgenden Sommer kehrt Schiller nach Mannheim zurück und geht mit der Theaterdirection einen Vertrag ein wegen Lieferung von Stücken und kritischen Arbeiten für die Mannheimer Bühne, Fiesko wird gegeben, aber das starre Republikanerstück läßt zu Schillers großem Verdruß das Publikum kalt; er begründet darauf gleichsam als Appellation an ein höheres Gericht das Deutsche Publikum, die Rheinische Thalia, hat aber damit noch weniger Glück und Abonnenten, als mit Fiesko. Obwohl ihn nun der Beifall, den Kabale und Liebe später findet, in Etwas tröstet sind mittlerweile doch solche Zerwürfnisse mit der Direction eingetreten, daß ihm Einladung und Erbieten auch zu materieller Hülfe durch Körner, Theodor Körners Vater in Leipzig, freundliche Geschenke von dessen Töchtern und Freundschaftserbietung durch Huber, den spätern Ehemann von George Forsters nachgelassener Wittwe Therese, geborenen Heine, wie gerufen kommt und der Genius, an den man glaubt, erhält seinen Cultus, wie die Briefe bezeugen. Der Dichter, den Don Carlos im Kopfe, eilt dorthin, seinen Marquis von Posa zu finden. Die Leipziger Personen werden in unserm Buche treffend gezeichnet und viel Neues namentlich über Huber beigebracht. Körner, ein theilnehmender Freund und freigebiger Helfer in der Noth, äußert hier und später fortwährend einen Einfluß auf Schiller, wie die kurze Zeit bis zu seiner Entleibung Merck einst auf Göthe, hält zu reeller Arbeit an, dringt auf gründliche Ausbildung, da die Vorbildung auf der Karlsschule in vieler Hinsicht sehr mangelhaft gewesen, ordnet, leitet und richtet die aus der Dichterseele sich hervordrängenden Gedankenmassen, und unter seinen Händen verwandelt sich der Karl-Moor-Schiller von Stuttgart in den Don-Carlos-Schiller von Leipzig und Dresden, wozu er selbst den Marquis von Posa stellt und wozu Charlotte von Kalb, die er wider ihren Willen verheirathet und ihm herzlich zugethan in Mannheim zurückgelassen hatte, als die Elisabeth des Dramas vor uns erscheint.

Schmidt gibt, ehe er an die Beurtheilung dieses Stücks kommt, eine treffende Charakterisirung Schillers als Lyriker, vergleicht ihn aus dieser Zeit mit Heine, da beide Dichter an der „Götterdämmerung" leiden, wobei die weichen Reime und Deutschen Naturlaute aus dem Buche der Lieder besser wegkommen, als die Oden Schillers, die, wie wir oben gehört haben, unter den Einflüssen von „kratzendem Wein, schlechtem Schnupftabak und garstigen Weibern" zu Stande gekommen sind; die besten Gedichte Schillers fallen in eine spätere Zeit. Bei der Kritik des Don Carlos werden uns die Schwächen dieses Stücks, namentlich daß die Charaktere nicht bleiben, was sie sind, sondern im Laufe der Begebenheiten sich wandeln, durch die ab- und zunehmende Theilnahme des Dichters für sie klärlich dargelegt, und es wird eine treffliche Erörterung über den Tugend-Jesuitismus des Marquis gegeben; nur Schade, daß der Kritiker nicht weiter geht, und wenn er zeigt, daß selbst die Tugend, losgerissen vom lebendigen Gott, zur Unwahrheit führt und Abgötterei wird, und aus der Geschichte weiß, daß alles Denken und Dichten auch der begabtesten und gebildetsten heidnischen Völker am letzten Ende beim todten Götzendienst wie in einem Sumpfe angekommen ist, auf den Stein nicht kommt, den die Bauleute verworfen haben und der zum Eckstein geworden ist und der alleinige Eckstein bleibt für alles rechte Erkennen und Wollen.

Don Carlos, das Werk großer Mühsale und dreijähriger Arbeit, das Schiller grade eigentlich nicht für die Bühne, sondern für die Lectüre bestimmt hatte, das aber auf Verlangen für verschiedene Theater-Direktionen in Hamburg, Frankfurt, Riga zugeschnitten, in diesem Zuschnitt besonders verkauft und ganz gut verwerthet ward, entsprach wiederum den Erwartungen nicht, Herder und Wieland deckten so viel Mängel auf, daß der Verfasser fast irre an sich selbst wurde und der Glaube an den Genius nicht mehr vorhalten wollte; aber die Ausarbeitung desselben ist für Schiller von großer Bedeutung gewesen, denn es führte ihn zum Studium der Niederländischen Geschichte, wodurch der spätere Professor der Geschichte in Jena angebahnt

ward und durch das Studium der Geschichte und Versenken in die Wirklichkeit ist es dem Dichter gegeben worden, den unnatürlichen Pathos und das Stelzenhafte der Stücke der ersten Periode gegen Realität und Natur in seiner klassischen Zeit umzutauschen.

Schiller stand hier am Wendepunkte seiner Geschichte; das seit der Flucht von Stuttgart geführte, so zu sagen ästhetisch-literarische Vagabundenleben in Mannheim, Leipzig, Dresden mußte aufhören, das fühlte Schiller selbst sehr wohl, noch mehr aber sein Freund Körner, der ihn vor Allem unter die Einwirkuug bedeutender Geister stellen wollte, und da lag Weimar zur nächsten Hand — das Delphi jener Zeit. — Schiller hoffte dabei zugleich Etwas durch den Herzog zu erlangen, dem er einst in Darmstadt den ersten Act seines Don Carlos hatte vorlesen dürfen und von dem er dafür mit dem Weimarschen Rathstitel war begnadigt worden. Beinahe aber wäre die Sache anders gekommen, denn um diese Zeit stellte der Schauspiel-Direktor Schröder in Hamburg einen Antrag, zu ihm nach Hamburg zu kommen und eine ähnliche Stellung wie vor Zeiten dort Lessing als Dramaturg einzunehmen; Schmidt bemerkt hiezu, daß wenn dieses Project wäre ausgeführt worden und Schiller sich dort in der Kenntniß der Maschinerien der Bühne unter Schröder, welcher ihm darin der beste Lehrmeister sein konnte, weiter ausgebildet und im Geiste seiner drei ersten Dramen fortgearbeitet hätte, die Deutsche Literatur sicherlich dann eine ganz andere Richtung würde genommen haben. Indeß Weimar war und blieb das Ziel und im Juli 1787 ging der Dichter dahin ab. Aus dieser ersten Zeit des Aufenthalts in der Musenstadt an der Ilm liegen interessante Briefe vor. Göthe ist noch in Italien, aber mit Wieland und Herder wird angeknüpft; einflußreich ist gleich von Anfang an der Verkehr mit Reinhold, Wielands Schwiegersohn in Jena. Hier begegnen wir einem Zeugniß, daß, wenn um jene Zeit Weimar und Jena mit Geist übergossen waren, doch ein Geist fehlte, der Geist der Weissagung. Den 19. August 1787 besuchte Schiller Reinhold in Jena und schreibt darüber an Körner: Gegen Reinhold bist Du ein Verächter Kants, denn er behauptet, daß nach hundert Jahren dieser die Reputation von Jesus Christus haben müsse. Schiller scheint das doch auch ein wenig Viel zu dünken, er setzt aber hinzu: aber ich muß gestehen, daß er mit Verstand davon spricht und mich schon dahin gebracht hat, mit Kants kleinen Aufsätzen in der Berliner Monatsschrift anzufangen; daß ich Kant noch lesen und vielleicht studieren werde, scheint mir ziemlich ausgemacht. Das Studium beginnt, daneben wird Homer fleißig gelesen und Euripides gelesen und übersetzt; aus dieser Zeit stammt das Gedicht, worauf sich Schiller so viel weiß, die Künstler und der Geisterseher. Körner räth zu einem Epos aus der Geschichte Friedrichs II. und Schiller faßt schon die Schlacht bei Kollin und den plötzlichen Tod der Kaiserin Elisabeth mit künstlerischem Griff als zwei Momente des Gedichts auf, aber der Gedanke ward wieder aufgegeben, weil die Zeit noch zu nahe sei und das zu Schillers Glück, „denn Voltaire sollte auch zugleich ein schönes Denkmal darin erhalten", welches Denkmal Schiller noch mehr würde geschadet haben, als der Verkehr Friedrichs mit dem spottenden, unedlen, habgierigen Franzosen diesem in der Meinung der Deutschen geschadet hat.

Die Briefe aus Weimar lassen belehrende Blicke in die Herzen der großen dort weilenden Künstler und Gelehrten thun, und Schiller erscheint als ein scharfer Beobachter; wir sehen in diesem Weimarschen Tempel, der dem Cultus des Genius errichtet ist, Menschen aus- und eingehen, abgesehen von der Religion, mit einer jämmerlichen Menschlichkeit; man höre Nachstehendes aus Herders ehelichem Leben: „Herder und seine Frau leben in einer egoistischen Einsamkeit und bilden zusammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit, von der sie jeden Erdensohn ausschließen. Aber weil beide stolz, beide heftig sind, so stößt diese Gottheit zuweilen unter sich selbst aneinander. Wenn sie also in Unfrieden gerathen sind, so wohnen sie beide abgesondert in ihren Etagen und Briefe laufen Treppe auf, Treppe nieder, bis sich endlich die Frau entschließt, in eigner Person in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus seinen Schriften recitirt mit den Worten: „wer das gemacht hat, muß ein Gott sein, auf den kann Niemand zürnen" — dann fällt ihr der besiegte Herder um den Hals und die Fehde hat ein Ende." In dem Gesagten ist eine gewisse Bosheit von Seiten Schillers nicht zu verkennen, aber übertrieben ist sicherlich Nichts darin, denn die Briefe, welche Caroline Herder als Braut an ihren Verlobten schreibt, und die uns kürzlich durch die Hände gingen, sind so rein Preis seines Genies, tragen durchweg so den vergötternden Charakter, daß einem die Schreiberin tief in die Seele zuwider wird. In Weimar wird um diese Zeit geklatscht wie in Kotzebues Krähwinkel, und die Sprache ist wahrlich nicht immer die des Geistes. Wie hat man den Herzog Karl August um seines Verhältnisses zu Goethe willen nicht bis in den Himmel erhoben, und wie muß ihn der Freiherr von Stein, wie jeder sittliche Deutsche Mensch mit Genugthuung in des M. Arndts letztem Buche liesel, zurechtweisen, wegen seiner den Anstand verletzenden Reden in Gegenwart junger Officiere, und die Herzogin-Mutter, die gefeierte Amalie, die Beschützerin Wielands, spottet in einem Briefe, den wir kürzlich lasen, bei Gelegenheit der Geburt eines Kindes in Wielands Familie über die rasche Vermehrung derselben und den Gründen dieser Vermehrung nachgehend in einer wenig decenten Weise; der krittliche empfindliche Herder und seine Ehehälfte, der weibische equivoque Wieland, Schillers Verhältniß zur Charlotte von Kalb, wie wir sehen werden, und Goethe nach „den schönen Tagen von Aranguez mit Frau von Stein im Concubinat mit Christiane Vulpius" — nur die Herzogin Louise, die durch die Schauspielerin Könemann von der Seite ihres Gemahls weggedrängt, alle Zurücksetzung mit Geduld erträgt, um so treuer in der Erfüllung ihrer Pflichten ist und nach der Schlacht bei Jena, als Napoleon in seiner Brutalität sie anredete: „Ihr Mann ist falsch, ich werde ihn zermalmen", die Vertheidigung ihres Gemahls mit so viel Würde, Liebe und Einsicht führt, daß der Sieger von Jena zu Düroc spricht: voilà une femme, à qui nos deux-cent canons ne feraient point de peur, ist eine edle Erscheinung, deren Licht durch die umgebenden Schatten gehoben wird.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 25. Februar. № 16.

Aus dem Königreich Hannover.

Es ist eine geraume Zeit verflossen, seit die Ev. K. Z. keinerlei Nachricht aus dem Lande Hannover gebracht hat, weder gute noch böse. Ich habe lange gewartet, ob nicht eine mehr dazu berufene Feder, als die meinige es ist, den Faden wieder anknüpfen möchte. Allein ich sehe, daß Alles schweigt. Der Grund davon möchte vielleicht darin zu finden sein, daß sonderliche Erlebnisse und Bewegungen bei uns nicht vorliegen. Das wollen wir denn keineswegs beklagen, sondern im Ganzen für ein gutes Zeichen nehmen. Aber an einem Nothstande leiden wir doch je länger, desto schmerzlicher, und Sie erlauben mir wohl, den Kreis der Ev. K. Z. in die Theilnahme zu ziehen. Es ist das die Katechismusfrage.

In den Kirchen und Schulen unseres Landes war früher der Gesenius'sche Katechismus eingeführt. Sie werden ihn kennen und die guten Seiten desselben zu schätzen wissen. Als aber am Ende des vorigen Jahrhunderts das ganze Leben aus der Kirche entflohen war, Schule und Pädagogik dagegen Alles schaffen und wirken sollte, machte sich das auch bei uns in dem allerbreitesten Maaße geltend. Wir besitzen eine kleine, über die Gränzen des Hannoverischen Consistorialgebietes wenig gekannte und genannte Zeitschrift, welche unter dem Titel „Vierteljährliche Nachrichten von Kirchen- und Schulsachen" nun doch schon seit 60 Jahren erscheint und einen halbofficiellen Charakter um so mehr getragen hat, als sie stets von hervorragenden Gliedern des Consistorii zu Hannover redigirt, auf officiellem Wege durch die Ephoren zur Subscription eingeladen, und die Ueberschüsse bis auf die jüngste Zeit zum Besten des Prediger-Seminars in Hannover verwandt worden sind. Die Aufsätze, welche sie bringt, rühren fast sämmtlich von Hannoverischen Geistlichen her und haben in der Regel praktische Gegenstände zu ihrer Aufgabe. Ob sie auch schon nicht immer von hohem Werthe sind, so sind sie doch ein getreues Spiegelbild jeder Zeitepoche, und wer die 60 Bände durchsehen will, erfährt so ziemlich, warum es sich in jedem Zeitraume bei uns, und da wir nicht auf dem Isolirschemel sitzen, warum es sich in der Kirche überhaupt gehandelt hat. Da ist es nun auffällig zu sehen, wie sich im Anfange dieses Jahrhunderts so rein Alles um die Schulen dreht. Die Campe's, die Basedow's, die Pestalozzi's erscheinen allenthalben im Mikrokosmus wieder, die Kirchthüren sind förmlich zugeschlossen, und was etwa von Grabreden, Taufreden ꝛc. mitgetheilt wird, soll zwar das beste sein, was die Zeit und das Land bietet, aber es ist etwas so völlig Ungenießbares, daß man sich wundern muß, wie sich geistliche Räthe gefunden, welche es dem Setzer überliefert, und vielleicht auch eine Anzahl Leser, die es mit Rührung gelesen haben, wenn an dem Grabe der Frau B. gerufen wird: „Cidli, Cidli ist gestorben." In dieser Zeit nun, da die Schule Alles in Allem geworden war, jeder abgerichtet wurde, „um sich nützlich machen zu können", die Industrieschulen wie Pilze aus der Erde wuchsen und so sehr Alles durchdrangen, daß auch während der Religionsstunden die Mädchen Strümpfe stricken mußten und der Rektor sich ganz besonders freut, in seinem Berichte aufzählen zu können, wie viel Strümpfe während der Religionsstunden in seiner Schule gestrickt, wie viel Groschen dadurch verdient wurden, und wie groß endlich die ganze Summa sein würde, wenn erst in allen Schulen die unnütz durch Nichtsthun und Stillsitzen verlorene Zeit nützlich angewandt sein würde — in dieser Zeit kam man auf den Gedanken, daß auch ein neuer Katechismus gemacht werden müßte. Es wäre ja wundersam, wenn dieser bei allem Fleiße, der darauf verwandt worden, bei aller Treue und allem Wohlmeinen seiner Verfasser nicht die Zeichen seiner Zeit auf seinem Angesichte trüge. Im Jahre 1790 war er geprüft, für gut befunden, unter dem 10. August jenes Jahres zunächst freilich nur für das Fürstenthum Calenberg „an die Stelle des bisher in den öffentlichen Schulen unseres Fürstenthums Calenberg bei dem Religionsunterrichte zum Grunde gelegten Gesenius'schen Katechismus" angeordnet und unter dem 9. Januar 1791 in die Schulen eingeführt. Somit war wieder eine der bisherigen kirchlichen Säulen gefallen und an ihre Stelle ein auf dem Grunde des Rationalismus gewachsenes, supranatural, halb orthodox, halb heterodox gehaltenes Gewächs gestellt, dessen Grundcharakter eine öde Langweiligkeit ohne Kraft und Saft ist. Man trifft auf die wunderlichsten Einrichtungen, z. B. diese, daß voran die fünf Hauptstücke stehen, aber ohne die Erklärung Luthers, dann eine ausführliche Erklärung der christl. Lehre in sieben Abschnitten folgt, deren siebenter in fast zwei Drittheilen des ganzen Buches unter dem Titel: Von den Pflichten und Tugenden eines Christen, die platteste Moral treibt, welche auf die Frage basirt ist: Ist es für die Wohlfahrt der Menschen einerlei, wie sie gesinnt sind und handeln? Nein, gewisse Gesinnungen und Handlungen sind den Menschen selbst gut und nützlich, andere hingegen schädlich und beschwerlich, Gott hat

die schädlichen und daher bösen Gesinnungen und Handlungen verboten, die nützlichen und guten aber geboten. Darauf folgt unter dem Titel einer kurzen Religionsgeschichte das merkwürdigste Produkt des ganzen Buches, worin unter Anderm zu lesen steht, daß der liebe Gott Adam und Eva „vermuthlich durch Blitze oder einen entstandenen Feuerschlund aus dieser paradiesischen Gegend hinwegtrieb." Ganz am Ende steht dann vor dem Ein mal Eins, in den äußersten Winkel geschoben und mit engster Schrift gedruckt, Luthers Erklärung der fünf Hauptstücke.

Dieses Buch ward nun bald so ziemlich über das ganze Land verbreitet, und weil es so höchst zeitgemäß war, auch in benachbarten Ländern eingeführt, z. B. in der Churhessischen Grafschaft Schaumburg, auch im Herzogthume Braunschweig, ich weiß aber nicht, ob officiell, sogar in verschiedenen Gebieten des Rheines sehen wir es auftauchen und finden es in Straßburg und Danzig gedruckt. Auf unsern Seminaren ward es bis ins Kleinste commentirt, und unzählige Hefte gingen in immer neuen Abschriften von der Hand des einen Schullehrers in die des andern, von Geschlecht zu Geschlecht. Ja wir besitzen sogar mehrere gedruckte Commentare, darunter das Werk eines seiner Zeit viel genannten und wegen seiner katechetischen Vorlesungen zum Professor honorarius gemachten Generalsuperintendenten zu Göttingen. Durch welche Mittel und Mittelchen, ja förmliche Comödiantenstücke man in jener Zeit, da das Leben abhanden gekommen war, glaubte etwas wirken und schaffen zu können, beweist eine Anmerkung zu S. 13 des genannten 1812 in Hannover erschienenen Commentars, und Sie erlauben mir wohl zur bessern Charakteristik jener Zeiten und Zustände diese Anmerkung hierher zu setzen. Sie lautet so: „Wenn der Lehrer seinen Schülern bei dem Religionsunterrichte zum ersten Male den Namen Gott nennt, so geschehe das mit der größten Feierlichkeit. Nicht die Kinder, sondern der Lehrer selbst gebe diesen Namen zum ersten Male an und spreche ihn dann mit hohem Ausdruck und mit allen Aeußerungen der tiefsten Ehrfurcht aus. Sorgfältig vermeide man deshalb bei dem Beweis für das Dasein eines Gottes diesen Namen früher zu nennen, als bis dieser Beweis zu dem Schluß fortgeführt ist, die Welt müsse einen mächtigen, weisen und gütigen Urheber haben. Nach einigen Augenblicken eines bedeutungsvollen und spannenden Stillschweigens nehme der Lehrer, wenn sich Alles für den kommenden Augenblick gesammelt hat, das Wort etwa auf folgende Art: „Deinen Namen, Urheber der Welt — mächtiger, weiser und gütiger Urheber der Welt! — deinen großen, heiligen Namen! — Steht auf, meine Kinder, daß ihr mit Ehrfurcht vernehmt den Namen, den ich jetzt Euch nennen werde — der mächtige, weise und gütige Urheber der Welt heißt: — **Gott!!!** Gott! — Gott ist sein Name!!!" — — Eine Pause und der Lehrer spreche mit sichtbarer (sic) Rührung ein angemessenes, kurzes und kraftvolles Gebet. Es sei das erste, was von ihm in Gegenwart der Kinder gesprochen wird, und schließe damit der Unterricht für diese Stunde, vielleicht

für diesen Tag!" — — Ob wohl dieses hier vorgeschriebene Stück zuweilen in Scene gesetzt worden ist?

Sie werden leicht begreifen, wie man in demselben Maaße, als das neue Leben sich Bahn brach, die Last und den Hemmschuh dieses todten Buches fühlte. Stille Klagen schlichen im Lande umher, drangen bis zu den hohen und endlich auch zu den höchsten Behörden. Niemand hat den Druck wohl tiefer gefühlt, als die allmälig neu berufenen Direktoren und Inspektoren unserer Seminare, denn mit der Berufung des jetzigen Consistorialraths Küster zu Stade, der Superintendenten Röbbelen zu Lüne und Erck zu Alfeld, des Oberschulinspektors Leverkühn zu Hannover, des Seminarinspektors Sievers zu Alfeld und noch anderer würdiger Männer in Stade und Osnabrück war die Bahn auch in unsern Seminaren gebrochen. Bescheidentlich wurden Wünsche und Klagen allmälig laut und es war gewiß ein Minimum, als das Zeitblatt für die Angelegenheiten der Lutherischen Kirche des Dr. Petri in Hannover nur darum bat, daß doch das unschätzbarste Kleinod der Lutherischen Kirche, Luther's Erklärung der 5 Hauptstücke, wieder aus seinem verborgenen Winkel hervorgezogen und an die rechte Stelle zwischen die Hauptstücke selbst gerückt würde.

Indeß es sollte anders kommen. Die Klagen waren zugleich mit Vorschlägen bis zu den Ohren des Königs gedrungen. Dieser aber verwarf die Palliativmittel und ordnete eine Commission tüchtiger und erlesener Männer aus allen Consistorial-Bezirken des ganzen Landes an, welche durch das Ministerium der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten im September 1856 nach der Vorrede zu Ehrenfeuchters Geschichte des Katechismus „zur Berathung über einen anstatt des jetzigen herzustellenden Landeskatechismus" unter dem Vorsitze des Ober-Consistorialraths Dr. Niemann nach Hannover berufen ward. Die Zusammensetzung dieser Commission zeigt, daß man die tüchtigsten, in der Kirche, auf dem Katheder und in der Schule praktisch bewährten Männer aus allen Theilen des Landes zu finden wußte, denn sie bestand außer dem bereits genannten Vorsitzenden aus dem Pastor Dr. Petri und Ober-Schulinspektor Röbbelen zu Hannover, C. R. Abt und Professor Dr. Ehrenfeuchter und Superint. Hildebrandt zu Göttingen, C. R. Saxer und Ober-Schulinspektor Eickenrodt zu Stade, C. R. Münchmeyer zu Buer bei Osnabrück, Superint. Lührs zu Holtorf, dem Superint. (früher Seminarinspektor) Küster zu Alfeld und Superint. Cremer zu Norden. Es war gewiß ein sehr angemessenes und umsichtiges Verfahren, daß der Vorsitzende bei der Berufung der Commission jedem einzelnen Mitgliede einen oder zwei der vorhandenen älteren oder neueren Katechismen aus der gesammten Luth. Kirche Deutschlands zur genauen Einsicht und Durchsicht empfahl, um darüber vor der versammelten Commission ein genügendes Referat geben zu können. Man verfolgte nämlich den doppelten, wenn ich nicht irre, schon in der Aufforderung des Ministerii bezeichneten Gesichtspunkt, entweder einen der vorhandenen Katechismen zum Gebrauche zu empfehlen oder einen neuen Katechismus auszuarbeiten. Die

Commission schlug indeß nach sorgfältiger Berathung des vorliegenden Materials den Mittelweg ein: den durch den oben bezeichneten Hannoverischen Landeskatechismus aus den Fürstenthümern Celle, Lüneburg, Grubenhagen, Hoya und Diepholz allmälig verdrängten vorzüglichen Katechismus von Michael Walther*) für eine neue Ueberarbeitung zum Grunde zu legen. Dieser Plan wurde dem Ministerio vorgelegt und von demselben gut geheißen.

Das erste Zusammentreten der Commission trug sofort eine doppelte Frucht, eine positive und eine sehr negative. Die erste bestand auf Wunsch der Commission in der Herausgabe des gelegentlich des Druckes erweiterten Referats, welches Prof. Dr. Ehrenfeuchter abgegeben. Es erschien unter dem Titel: „Zur Geschichte des Katechismus mit besonderer Berücksichtigung der Hannoverischen Landeskirche. Nebst einem Anhange, ältere katechetische Denkmale der Evangelischen Kirche, namentlich Michael Walthers Katechismus enthaltend. Göttingen 1857." und man muß es dem Verf. Dank wissen, daß er sich so fleißig in Archiven kleinerer und größerer Bibliotheken umgesehen, um seiner Berufung auf einem Felde zu genügen, das der theologischen Professur sonst ziemlich fern zu liegen pflegt.

Die andere Frucht war negativer Art. Nicht leicht wird eine zu solchem oder ähnlichem Werke berufene Commission so freudig von allen Seiten begrüßt worden sein, als diese. Sie hatte das unbedingte Vertrauen aller urtheilsfähigen Männer des ganzen Landes. Es war hier ein Kreis von Männern zusammengetreten, wie sie ein anderes Land von ähnlichem Umfange kaum würdiger möchte bieten können. Ein frischer Hauch ging durch die Kirche und die Schule. Man sah, daß es mit dem alten Katechismus nun am Ende war. Und es war wirklich mit ihm zu Ende. Man hatte sich ja mit ihm hingetragen und die schwere Last immer wieder aufgenommen. Denn man sah keinen Ausweg, sich seiner zu entschlagen. Freilich aus den Confirmanden-Sälen war er so ziemlich verschwunden. Jeder suchte sich so gut zu helfen, wie es eben gehen wollte, das Gedenkbuch für Confirmanden von Münchmeyer erlebte eine Auflage um die andere, an anderen Orten begnügte man sich mit einer der vielen Ausgaben des kleinen Luther, wieder andere Pastoren ließen eigene Grundlagen für den Confirmanden-Unterricht drucken. Es war ein buntes Wesen, und immer hatte man nur ein halb gutes Gewissen. Denn officiell blieb der Landeskatechismus vorgeschrieben. Doch ist mir kein Fall bekannt geworden, daß man den Gebrauch desselben erzwungen hätte. Mitglieder des Consistorii zu Hannover selber legten ihn bei Seite. Indessen gab es immer noch bedenkliche und gewissenhafte Seelen, welche nicht glaubten eigenmächtig ein anderes Buch zu Grunde legen zu dürfen, und es hat ja diese bei uns hereingebrochene Willkür auch ihre sehr bedenklichen Seiten in mehr als einer Beziehung. So wie aber die Commission berufen war zur Berathung über einen „anstatt des jetzigen" herzustellenden Landeskatechismus, so war der alte Katechismus wie verflogen. Zwar er war noch in den Händen der Schulkinder, allein kein Schulmeister beachtete ihn sonderlich, man begnügte sich mit den fünf Hauptstücken und suchte daran anzuknüpfen, ja mir sind Schulen bekannt, wo der Katechismus gar nicht mehr in den Händen der Schüler ist, und die Lehrer in diesen Schulen sind nicht die schlechtesten. Das war die negative Frucht, die sofort nach Berufung der Commission erwuchs, das Hinsinken des letzten Restes von Ansehen des bisherigen Katechismus und seine allmälige Nichtachtung in und Entfernung auch aus den Schulen und Kirchen seit dem Herbste des Jahres 1856.

Lassen Sie mich aber in meinem Berichte fortfahren. Nach der Billigung des dem Königl. Ministerio vorgelegten Planes ward die Commission abermals berufen und einigte sich bald dahin, daß die große Commission ihrer Seits wieder eine Sub-Commission bestellte, welcher nun die Ueberarbeitung des Walther übertragen werden sollte, um demnächst ihr Werk dem Plenum vorzulegen. Man wählte dazu außer dem Vorsitzenden drei Mitglieder, Dr. Petri in Hannover und die Superintendenten Lührs in Holtorf und Küster in Alfeld. Diese sogenannte kleine Commission verfuhr nun so, daß man jedesmal ein Hauptstück gemeinsam und gründlich durchsprach, Wort für Wort erwägend, und dann den Superintendenten Lührs mit der rechten Fassung des Ganzen beauftragte. Man hätte keinen fleißigern und umsichtigern Mann dazu erlesen können. Sobald sein Concept mundirt war, trat die kleine Commission wieder sorgsam berathend zusammen, es ward vielleicht das eine oder andere geändert und dann ging man an das zweite Hauptstück u. s. w. Rasch folgten sich die Arbeiten und Sitzungen und den ernstesten Fleiß und regsten Eifer wird man diesen Männern und ganz besonders dem Concipienten des Materials nachrühmen müssen.

Endlich war die Arbeit der kleinen Commission geschehen. Der Katechismus war fertig, ward als Manuscript in wenigen Exemplaren gedruckt, an die Mitglieder der großen Commission vertheilt und diese im Januar 1859 zur Schlußberathung wieder berufen. Mit großer Freudigkeit sprachen sich alle Mitglieder über die vorgelegte Arbeit aus (der Druck war sehr geheim gehalten, Niemand außer den Berufenen hat ein Exemplar gesehen) und abermals ging ein frischer Lebenshauch durch das Land, als man vernahm, daß auch die große Commission ihre Berathungen geschlossen und nun endlich das ganz vollendete Werk in neuem Drucke dem Ministerio als das Ergebniß einer fleißigen, während dreier Jahre sorgsamst erwogenen und unablässig geförderten Arbeit unserer vorzüglichsten Männer in der Kirche und Schule vorgelegt wurde. Ref. hat mehreren Mitgliedern der Commission recht nahe gestanden, aber sie haben das aufgelegte und gewiß nothwendige Schweigen auch nicht in einem Stücke gebrochen, nur einmal habe ich von einem hochwürdigen Mitgliede in der Freude seines Herzens das Wort gehört: „Ach, wenn wir ihn bekämen, ich glaube wir hätten die Krone aller Katechismen." —

„Wenn wir ihn bekämen?" — Als ob daran gezweifelt werden könnte, dachte ich bei mir selbst. Ich war so herzlich froh, daß das ganz unerträgliche Interregnum, worin wir uns seit mehr als drei Jahren befinden, nun endlich, endlich aufhören würde und Niemand schien daran zu zweifeln. Ungeduldige Fragen tauchten hier und dorten auch im Drucke auf. Allein unser freudiges Hoffen sollte noch auf eine sehr harte Probe gestellt werden.

Es verbreitete sich bald die Nachricht, daß ungeachtet eben aus den Consistorien zu Hannover, Stade, Osnabrück und Aurich und auch aus der theologischen Facultät die geeignetesten Männer berufen waren, dennoch das Ministerium für zweckmäßig erachtet habe, das

*) Michael Walther war 1593 zu Nürnberg aus einer angesehenen Familie geboren, studirte anfangs Medicin, dann Theologie zu Wittenberg, Gießen, Altdorf und Jena, war Docent zu Wittenberg und Jena, dann Hofprediger der Herzogin Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg und Professor zu Helmstedt, dann Hofprediger und General-Superintendent in Ostfriesland, und endlich von 1642 bis 1662 Generalissimus Superintendens zu Celle, der würdige Vorgänger von Johann Arnd.

Werk der Commission allen lutherischen Consistorien des Landes und auch der theologischen Facultät wieder zur Begutachtung zu übersenden, ja durch die Zeitungen verbreitete sich sogar das Gerücht, das Ministerium habe die Arbeit auch noch einzelnen Männern zur Beurtheilung vorgelegt. Das letzte scheint indeß nicht der Fall zu sein. Aber die Consistorien und die Facultät erhielten allerdings mit der vertraulichen Zusendung einer Anzahl von Exemplaren den bezüglichen Auftrag. Man konnte nun hoffen, daß die Consistorien dieses gewissermaßen ihr eigenes Produkt zwar in Gemäßheit des ergangenen Auftrags gewissenhaft prüfen, wenn aber, wie vorauszusetzen, das Werk nicht wesentliche Erinnerungen darbot, dasselbe, um mich eines bezeichnenden Ausdrucks zu bedienen, en bloc dem Ministerio zur alsbaldigen Einführung empfehlen würden, denn den Consistorien können die jetzigen Nothstände in Kirche und Schule nicht unbekannt sein, das Ministerium aber hatte bei der Anordnung der Einführung noch den Vortheil, daß es auf einer noch breiteren und festeren Basis stand, und weiter wollte es ja wohl mit dieser Ueberweisung zur abermaligen Begutachtung des schon so viel in kleinen und großen Commissionen Begutachteten nichts sagen.

Allein die Consistorien haben leider einen ganz andern Weg eingeschlagen, wenigstens von etlichen ist es mir bekannt. Sie haben wieder ex gremio einzelne Männer oder Commissionen erwählt, welche eine gründliche Beurtheilung und Kritik der Vorlage auszuarbeiten und dem Pleno vorzulegen haben. Das kleine Consistorium zu Osnabrück besteht aus zwei weltlichen und zwei geistlichen Räthen. Der eine dieser beiden letzten hat mit in der Commission gesessen, der andere prüft und kritisirt nun das Werk seines Collegen und aller mit ihm berufenen Männer. In Hannover hat man den Consistorialrath Meyer, den Verfasser des bekannten Commentars zum N. T., und den Hofprediger und Consist.-Assessor Uhlhorn zu Referenten erwählt. Beide werden, wie ich, jedoch nicht verläßlich, höre, ihr Referat drucken und unter ihren Collegen vertheilen lassen, dann wird wieder das Plenum berathen und kritisiren. Das Ergebniß wird wieder concipirt und vermuthlich auch gedruckt werden müssen. Wenn die übrigen Consistorien und die Facultät eben so verfahren, so wird dann das Ministerium wieder in den Besitz eines bedeutenden Materials gelangen, welches vermuthlich wieder bearbeitet, jedenfalls, wenn es nicht unnütz beschafft sein soll, auf irgend eine Weise bewältigt werden muß. Und so ist es möglich, daß eine in infinitum fortgehende Beurtheilung besteht, ehe endlich ein Resultat sichtbar wird. Denn es liegt in der Natur einer solchen Arbeit, daß sie in jeder Gestalt wird einer Beurtheilung unterzogen werden können, welche noch diese und jene Aenderung, noch diese oder jene Zugabe von ihrem Standpuncte aus räthlich oder nothwendig finden kann. Unterdessen sitzen wir armen Leute im Lande und rufen nach Brod, denn seit einem Jahre schon dauert dieser kritische Zustand, ohne daß wir von einem Ergebniß hören.

Die Zustände in den Schulen sind unterdessen ganz unhaltbar geworden, der alte Katechismus ist todt und kann unmöglich wieder restaurirt werden. Jeder Superintendent sucht sich in seiner Diöcese bestmöglichst zu helfen. Da der alte Katechismus nicht mehr tractirt wird und in etlichen Schulen ganz verschwunden ist, so haben sie bei den Ephoral-Prüfungen der Confirmanden keinen Haltpunkt mehr. Etliche haben Spruchbücher drucken und in den Schulen vertheilen lassen, damit doch wenigstens eine gewisse Summa von wesentlich nöthigen Sprüchen gleichmäßig vorhanden sei, und daß ein Lehrer

nicht diese und ein anderer wieder ganz andere Sprüche bei den verschiedenen Hauptstücken lernen lasse, so daß der Ephorus am End keinen Maßstab mehr hat für die Prüfung der Kinder. Die Schullehrer aber, welche von allen diesen Vorgängen nichts ahnen und sei länger als drei Jahren auf den neuen Katechismus warten, können ga nicht begreifen, warum er nicht endlich kommt, und alle Paar Monat muß der Pastor wieder eine neue Exposition versuchen, um ihre Ungeduld zu beruhigen. Lassen Sie mich zum Schluß noch eine Bemerkung aus dem Neuen Zeitblatt für die Angelegenheiten der Luth Kirche von Münkel mittheilen; denn wer es versteht, kann Manches darin zwischen den Zeilen lesen. Es lautet aber in Nr. 51. von 23. Dec. v. J. so: Zur Nachricht. Aus authentischer Quelle ist uns Folgendes zur Aufnahme in das Zeitblatt zugegangen: die Heuersche Buchhandlung und Buchdruckerei zu Peine hat kürzlich ein „Spruchbuch zum kleinen Katechismus Dr. Martin Luthers“ verlegt und bemerkt in der Anzeige dieses Buches, welche vielen Predigern zugesand ist: „Die Ausgabe des neuen Landeskatechismus dürfte vermuthlich noch längere Zeit auf sich warten lassen“, diese Bemerkung beruh lediglich auf einem Vermuthen der Heuer'schen Buchhandlung und erscheint somit als eine völlig unbegründete. — Bei der Gelegenheit darf auch mitgetheilt werden, daß die aus dem Hannoverischen Tageblatt durch mehrere Zeitungen mit und ohne Randglossen laufende Notiz: Der Entwurf des neuen Hannoverischen Landeskatechismus sei durch höhere Veranstaltung von zwei angesehenen Pädagogen begutachtet und von diesen als verfehlt erkannt, durchaus unwahr ist, indem eine derartige Maßregel zur Beurtheilung jenes Entwurfes überal nicht getroffen ist. Gleicher Weise verhält es sich mit andern mißliebigen Nachrichten, die man hie und da über die in Frage stehend Angelegenheit in Cours zu bringen versucht hat.

Das ist die Katechismus-Noth, wovon ich Ihnen schreiben wollte und Sie werden sehen, daß ein wirklicher Nothstand vorhanden ist dem bald, ach bald abgeholfen werden muß. Das walte Gott!

Nachrichten.

Entgegnung, die Militärprediger betreffend.*)

Zu Ende des vorigen Jahres erschien in Nr. 105. der Ev. K. Z der erste Artikel eines trefflichen Aufsatzes: „Aus der Provinz Sachsen“, dem der Unterzeichnete von ganzem Herzen zustimmen mußte. Nur gegen eine Stelle fühlt sich derselbe gedrungen Verwahrung einzulegen, wo der geehrte Verfasser, noch obendrein in ge sperrter Schrift, wider das Einschieben der Militairpredige sich ausspricht, was eine Wurzel vieler Uebel sei. „Hierdurch würden so gibt er zu verstehen, die besten und fettesten Pfründen den übrigen Berechtigten vorweg genommen, arme darbende Pfarrer zurückgesetzt das Hochw. Consistorium werde in seinen besten Bestrebungen, di

*) Was in dieser Entgegnung bewiesen worden ist, scheint doch nur das zu sein, daß treuen und eifrigen Militairpredigern, wie an deren treuen Knechten in dem Weinberge des Herrn, besondere Berücksichtigung zukommt. Das hat aber der Verf. des Aufsatzes: Aus der Provinz Sachsen, gewiß nicht bestreiten wollen.

Anm. der Red.

Stellen „würdig“ zu besetzen, gehindert, allgemeine Verstimmung unter der Provinzialgeistlichkeit erregt u. dergl. Ja, es sei auch nicht zu allerentferntesten einzusehen, weshalb die Militairprediger sollten begünstigt werden, etwas anderes schon sei es mit den Anstaltsgeistlichen bei Gefängnissen, weil selbige wirklich ein mühsam Amt hätten u. s. w.“

Auch ich gehöre zu diesen unliebsamen Einschiebseln und muß mir hier viele harte Dinge sagen lassen, allein ohne das mindeste bittere Gefühl erlaube ich mir eine kleine oratio pro domo zu halten, in der ich nicht sowohl die Rechte als die angefochtenen Pflichten meiner Brüder zu vertheidigen hoffe, und sind letztere gerettet, wer dürfte dann die ersteren bestreiten?

Zwar das formelle Recht, das uns Militairpredigern zur Seite steht, wer könnte dieses antasten? Der König ist Kriegsherr und als solcher schiebt er in die offenen Stellen fort und fort Officiere ein trotz des Herkommens, wonach die Beförderung dem Dienstalter gemäß geschieht, bei Infanterie und Cavallerie im Regimente, bei den Specialwaffen durchs ganze Corps aufwärts erfolgt. Durch diesen Einschub wird freilich manche Hoffnung zerstört, manche Aussicht getrübt; man empfindet es für den Augenblick schmerzlich, allein man gehorcht, erkennt auch die Nothwendigkeit solcher Einrichtung an, und von einer allgemeinen Mißstimmung, einem Murmeln durch alle neun Armeecorps ist niemals das geringste gehört worden. Ueberhaupt, um dieses beiläufig zu sagen, wissen viele unserer lieben Pastoren nicht, wie's anderwärts zugeht. Wüßten sie's, dann würden sie erst recht merken, mit welch' zarter Schonung unsere geistliche Obrigkeit mit uns umgeht, mit welch' sanfter Hand sie das Regiment führt in gar lieblicher, väterlicher Weise. Da sind in andern Ständen trotz des äußern glänzenden Scheins die Zügel oft gewaltig straff angezogen, und mancher Mann in grauen Haaren muß sich um geringen Versehens willen von einem Jüngern strenge Rüge gefallen lassen. Wüßten sie das, sie würden sicherlich nicht so viel raisonniren, wenn das Consistorium nicht gleich helfen kann, sondern viel lieber stille sein und beten, daß der Herr der Kirche unsere Bischöfe und Pfarrherren recht salben wolle mit dem Geiste der Weisheit und des Verstandes, sonderlich in dieser ernsten schweren Zeit.

Ebenso wie der König als Kriegsherr ein Recht hat in seinem Heere zu avanciren und zu patentiren, welche er für tüchtig hält: so hat er auch als Kirchenpatron das Recht, die Pfründen zu vergeben an solche, die rite geprüft und für wahlfähig erklärt sind. Wollte man in diesem Stücke radical verfahren, dann müßte man zuvor alle Privatpatrone abthun oder beschränken, den Stadtobersten, die so gern freisinnige und weitherzige Theologen wählen, die Flügel beschneiden, den Gemeinden, die vielfach das Wahlrecht in unverständigster Weise üben, dasselbe kürzen ꝛc. Aber davon ist der geehrte Herr Verfasser selbst am weitesten entfernt.

Uns Militairpredigern ist nach zehnjähriger, pflichtgetreuer Amtsführung eine Civilpfarre zugesichert, das ist unser formelles Recht. Indeß die Uebung oder Behauptung eines formellen Rechtes mit materiellem Unrechte gepaart würde ein großes Uebel sein, und ich pflichte dem völlig bei, daß durch unsere Beförderung keine wirklich und wahrhaft ältere Rechte dürfen gekränkt werden. Nur bitte ich dabei zweierlei zu beachten:

1. Wenn auch dem Consistorio die volle und unbegränzte Disposition über alle Stellen offen stände, so würde es doch beim besten Wissen und Wollen weder allen Ansprüchen überhaupt, noch selbst allen sogenannten gerechten Ansprüchen genügen können. Das geht nun einmal nicht anders und grade in Seinen Weinberg beruft der ewige König und Herr Seiner Kirche die Arbeiter oft nach einer weit andern Ordnung, als welche das pflichttreueste und weiseste Consistorium sich entworfen. Darinnen ist Er autonom und Autokrat und wohl uns, daß Er es ist. Oft ist's mir zur Zeit recht bitter gewesen, daß trotz löblicher Zeugnisse ich habe allenthalben zurückstehen müssen; aber wie heilsam ist mir das geworden, und als endlich nach neunjährigem Warten mich der Herr rief zum eigentlichen Pfarramte, wie mußte ich Ihn preisen, daß Er mir das Loos aufs Liebliche hat fallen lassen, daß über Bitten und Verstehen Er's gut mit mir gemeint.

2. Aber haben die armen, vom Staate begünstigten Militairprediger mit einer sonderlichen Abgunst ihrer Standesgenossen zu kämpfen, die nicht im allerentferntesten absehen mögen, was diese Leute für einen Vorzug haben sollten. Sie beziehen hohe Gehälter, haben blutwenig zu thun u. dergl. Was das Gehalt anlangt, so rangiren sie mit den Subalternofficieren, sie stehen zwischen dem Hauptmann 2. und dem 3. Classe. 500 resp. 400 Thlr. in einer Stadt ist nicht viel und zumal in einigen Festungen, in denen die Miethen bis ins Exorbitante gestiegen sind. Allerdings erhalten sie einen hohen Service; allein wie wenig zureichend derselbe war, habe ich erfahren. Ich bekam für Wohnung 90 Thlr. (halben Service) und mußte in abgelegener Straße 213 Thlr. geben. Wer nie in Städten wie z. B. Stettin, Cöln u. s. w. gewohnt, der weiß nicht was das Leben für eine Familie kostet, die bei aller Zurückgezogenheit doch standesgemäß leben muß. Grade weil das Gehalt so knapp ist, müssen viele Militairprediger Tag und Nacht nach Privatstunden und ähnlichem Nebenerwerb laufen und versäumen darüber ihren Beruf.

Was aber die Vorstellung von der geringen Arbeit der Militairprediger betrifft, so scheint sich dieselbe auf ungünstige Erfahrungen des Herrn Verfassers zu gründen, nicht aber auf eine wirkliche Einsicht in die Pflichten dieses schweren Berufs. Ja ich gebe zu, daß leider manche Militairprediger es entsetzlich leicht mit ihrem Amte genommen, daß notorisch Unwürdige dasselbe bekleidet haben — einer war in der ganzen Armee nur unter dem Namen des „wüsten Popen“ bekannt — aber dann gehe man gegen diese faulen, unnützen Knechte vor, nur setze man nicht den Stand herab. Manche Militairprediger haben auch mit solch' schwierigen Verhältnissen zu kämpfen, haben dabei so wenig Anleitung, Trost und Unterstützung, daß sie darüber Schiffbruch leiden an ihrem eigentlichen Beruf als Pastoren, als Hirten der Gemeinde. Allein daß sie absolut wenig zu thun hätten, ist entweder eine todte, abstracte Auffassung der Militairkirchenordnung oder eine Unkenntniß der Sachlage, oder eine betrübende Erfahrung bei einzelnen trägen Geistern, die ihres Amtes nicht gewartet. Im Jahre 1848 wurden auf einer Pastoralconferenz zu Bonn etliche Stimmen laut, die meinten, man solle die Militairprediger sammt

und sonders auf den Aussterbeetat setzen und ihre Gemeinden in die Civilbevölkerung verstoßen — ein eklatanter Beweis, wie wenig diese sonst wohlgesinnten Leute von Militairseelsorge und vom Amte der Militairprediger überhaupt verstanden, sonst hätten sie nicht so reden können.

Umgekehrt habe ich in einer der letzten Nummern der eingegangenen Wehrzeitung — Nr. 607 vom 11. Juni 1854 — gezeigt, daß die Kräfte der Militairprediger überspannt seien, wenn alles ordentlich wollte gethan werden, was heilige Pflicht erheischt. Es handelte sich damals um die Befreiung der evangelischen Theologen vom Militairdienste, welche die Wehrzeitung, ein höchst achtungswerthes conservatives Blatt, bestritt, ich dagegen vertheidigte. Eine Vergleichung der alten Preußischen Armee mit der jetzigen legte klar auseinander, wie ehemals weit mehr für Militairseelsorge gethan worden als jetzt, und ich hob den Gedanken des Herrn Feldprobstes Bollert hervor, den jungen Theologen bei ihrem Militairdienste Gelegenheit zu verschaffen, in ihren geistlichen Beruf eingeführt zu werden, wie es den Aerzten und Pharmaceuten ja wirklich dargeboten ist. Das alles war aber bei mir kein Ergebniß müßiger Speculation, sondern der tagtäglichen Noth und Bedrängniß. Nach einer Seite hin wurde bei allen köstlichen und hochtröstlichen Erfahrungen das Amt mir zu schwer, es wuchs mir die Arbeit oft riesenhaft über dem Haupte empor. In der Gemeinde selbst hatte mein Vorgänger, der heute noch eine Zierde der Sächsischen Geistlichkeit und des Ephorates in ihr ist, durch des Herren Wort und Macht kräftiglich Bahn gebrochen. Die Thüre war weit aufgethan, er hatte im buchstäblichsten Sinne des Worts das Verlorene gesucht, das Verirrte zurückgebracht. Eine Schilderung seiner ersten Wirksamkeit von einem Augenzeugen war, daß man deutlich vernommen habe das Rauschen in den Todtengebeinen, aus allen Höhlen und Löchern seien verkommene Gestalten hervorgekrochen und hätten sich als Glieder unserer evangelischen Kirche ausgewiesen, von denen man bisher nichts gewußt, die todt und abgehauen dagelegen. Er erbarmte sich ihres geistlichen wie ihres leiblichen Elends und machte durch seine hingebende Thätigkeit einen solchen Eindruck auf den Militairvorgesetzten, daß dieser ausgezeichnete General ihn auf das kräftigste in allen Stücken unterstützte. Das alles kam mir hundertfach zu Gute. Den Militairbefehlshabern kann ich nicht genug danken, wie freundlich sie meine Bitten und Anliegen aufgenommen und zu erfüllen gesucht, aber trotz dem, es wurde zu viel. Da war eine Militairgemeinde von 3600 evangelischen Seelen, die meist deutsch, zum Theil polnisch, litthauisch und wendisch sprachen; etliche Hundert vom Civil schlossen sich unmittelbar an und weiter eine Diaspora über einen Bezirk von 469 Meilen zerstreuet. Allerdings wurde nur viermal im Jahre auf den 7 bis 8 Stunden entfernten Filialen Gottesdienst gehalten, allein ich blieb dann jedesmal 3 bis 4 Tage aus, während dessen die geistlichen Amtsgeschäfte in der mater ruhen mußten. Um diese Einbuße zu ersetzen wurden die Gottesdienste in der Hauptkirche vervielfältigt, und ich habe es in etlichen Jahren auf 150 öffentliche Gottesdienste gebracht, die Erbauungsstunden im Hause und in dem Jünglingsvereine nicht gerechnet. Wöchentlich mußten 13 bis 17 Stunden Unterricht in der Schule ertheilt werden, incl. des Confirmandenunterrichts; jede Leiche wurde begleitet, auch die des kleinsten Kindes, bei jeder Leiche eine Grabrede gehalten; Lazareth und Kirchhof lagen tief im Thale, während Kirche und Predigerwohnung hoch auf dem Berge standen, im Winter bei Glatteis lief man Gefahr bei solchen Gängen Arm und Bein zu brechen. Indeß das war alles nur das

Geringere, hingegen der Kampf um die anvertraute Heerde gegenüber der katholischen Kirche, welche mit ausgezeichneten Kräften ausgestattet — ich nenne nur den früheren Secretair des Erzbischofs Clemens August Michelis — Polypenarme nach den Evangelischen ausstreckte, sie zu fahen und um den dortigen terminus technicus zu gebrauchen zu Christen zu machen, dabei die Zerfahrenheit, Unwissenheit, Schwachherzigkeit, Kleingläubigkeit unserer armen evangelischen Brüder; das war ein herzzerreißender Jammer. An einem Orte wäre ich beinahe vom katholischen Pfarrer, einem etwas cholerischen Manne, ins offene Grab geworfen worden; mein lieber Freund F. rettete mich und ich gestehe heute, daß ich zwar in guter Meinung gehandelt hatte und formell im Rechte war, aber eigentlich that ich doch Unrecht und muß es zur Stunde abbitten. Das würde gewiß nicht geschehen sein, hätte ich brüderlichen Rath gehabt; allein es verstrichen Jahre, wo ich meine Amtsbrüder, die 10 Stunden entfernt wohnten, nur einmal sah. Im städtischen Krankenhause, wo ich meinen von täglicher Anfechtung hart bedrohten Schäflein nachgehen wollte, wurde ich einfach vor die Thüre gesetzt, eine Unbill, welche jedoch die edle Oberin der barmherzigen Schwestern nicht verschuldete und die der würdige obwohl streng katholische Vorstand sogleich wieder gut machte. Dazu kam eine höchst beschwerliche Armenpflege. Alles, was über die Gränze ging und noch mit einem dünnen Faden an der evangelischen Kirche hing, wandte sich an den Pastor.

Meine Militairgemeinde war eine Mustergemeinde durch ihr treues Zusammenhalten, man fühlte sich im fremden Lande als Preuße und evangelischer Christ schon von vorne herein nahe verwandt. Wenn in anderen Militairgemeinden die Verhältnisse zehnmal schwieriger sind, dann mache man doch daraus den armen Predigern keinen Vorwurf, sondern helfe ihnen und bete für sie, daß sie's besser lernen ihren Gemeinden treue Hirten zu sein. Zu thun gibt es in jeder Militairgemeinde übergenug; hätte ich nur meinen vielen Kranken mehr sein können, als ich ihnen gewesen bin, es thut mir noch jetzt in der Seele weh. Und wie stellt sich erst die Sache in Kriegesläufen heraus! — Doch schon übergenug dieser Erwiderung. Ward vielleicht das liebe Sachsenland mit Militairpredigern überschwemmt und ist deshalb unter die Pastoren ein Murrgeist gefahren, so denket, wir haben auch unsere Schäflein mitgeweidet und sind in meinem Jünglingsvereine auch etliche treuherzige Altmärker und freundliche Thüringer gewesen. Daß sich grade die Sachsen und Brandenburger am meisten fremd gegen den Pastor gestellt, während Pommern, Schlesier, Westphalen und Rheinländer sich recht innig angeschlossen, ist meine Schuld nicht; doch war eine Säule und Seele im Verein ein Brandenburger Schäfer — der Herr segne diesen treuen Knecht! Ich habe auch für Euch, Sächsische Brüder, gegen meine rheinischen Landsleute gefochten, die beim Hinblick auf ihre oft enorme Arbeit im Pfarramte behaupteten, die Sächsischen Pastoren seien eigentlich nur Pfründner und führten ein Schlaraffenleben. Und gewiß würde mancher dieser letztern und auch mit Recht es seltsam finden, wenn er den ganzen Tag angelaufen würde und in der Nacht keine Ruhe hätte, wie denn ein reicher Kaufherr aus R.....d einst rühmte: „Wenn man keinen Hund mehr vor die Thüre jagt, der Pastor muß heraus bei Tag und Nacht.“ Denket, als der gewaltige Tilly Magdeburg zwang und seine Schaaren gräulich mordeten und plünderten, da hat zu Olvenstedt der lutherische Feldprediger des Regiments Holk sich vieler verwaiseten Kindlein angenommen, hat die Hungrigen gespeiset, die Nackenden gekleidet, die Kranken gepflegt, die Betrübten getröstet. Nehmet denn

um dieses theuern Mannes willen uns andre Fremdlinge freundlich auf, und habt Ihr Klage wider einen wegen sträflicher Trägheit, dann wollen wir bitten, daß der Herr ihn in die Kreuzesschule nehme, damit er fein fleißig werde zu weiden die anvertrauete Heerde, nach dem Vorbilde des Erzhirten, welchem sei Ehre und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Fürer, Pfarradjunct zu Groß-Rodensleben in der Provinz Sachsen.

Mark Brandenburg.

Wriezen, den 17. Februar 1860.

Die versammelte Synode, welche heute zusammengetreten war, um zu berathen über die Stellung, welche sie zu dem von dem Oberpred. Melcher jüngst herausgegebenen Buche einzunehmen hat, ist über nachfolgende Punkte zur Einstimmigkeit gelangt:

1. Sie bedauert, daß Oberpr. M. in dem genannten Buche seine geistigen Kräfte so überschätzte und — nach dem Gleichniß in der heiligen Schrift — nicht zuvor die Kosten überschlug, ehe er einen Thurm bauen wollte, da schon in wissenschaftlicher Beziehung diesem Buche eine entsprechende Grundlage und Durchführung fehlt.
2. Sie bedauert, daß P. M. durch das erwähnte Buch seiner und unsern Gemeinden ein großes Aergerniß gegeben, indem er das Heiligste unsers christlichen Glaubens aufs tiefste herabgewürdigt hat.
3. Sie bedauert, daß die Synode so wenig Anziehungskraft für P. M. gehabt, daß er sich vorher seinen Synodalen aufgeschlossen, da sie überzeugt ist, daß dann ein so großes Aergerniß vielleicht verhindert worden wäre.
4. Endlich wendet sie sich mit der Bitte an P. M., auf diesem Wege der Verblendung bei Zeiten umzulenken, und ein jeder von uns verspricht den Herrn allein und in der Gemeinschaft zu bitten, daß er P. M. erleuchten wolle und zu der Erkenntniß der Wahrheit führen.

Baden.

Bei Gelegenheit eines Gesprächs über moderne Kirchenzustände erzählt uns ein Amtsbruder:

„Mein lieber Freund X. mußte krank die Hochschule verlassen Wir hatten Nächte lang zusammen Theologie getrieben und nichts zum Troste unserer armen Seelen gefunden. Ich wurde durch solche ewige Unruhe krank und mein Freund später todtkrank, starb auch an seiner Krankheit. Sein langes Krankenlager ist ihm aber ein Friedensbett geworden. Hier fand er den Heiland. Der alte Arnd und die Andachtsbücher der Väter führten ihn zum Glauben. Als ich meinen kranken Freund in seiner Heimath besuchte, redete er mich an: Ach Gott, laß die Wissenschaft und suche Christum! — Auf meine Entgegnung, daß man doch der freien Forschung nicht zu viel Abbruch thun dürfe, Wissenschaftlichkeit sei ja die Zierde eines Theologen und Hauptaufgabe der Universitäten, erwiderte er: Lieber Freund, ich komme nicht mehr auf die Hochschule. Ich werde sterben und in die hohe Schule des Himmelreiches durch Gottes Gnade aufgenommen werden. Da werd' ich sehen und verstehen lernen, was mir noch dunkel ist.

Dorthin geht unser Weg. Die Hochschulen führen uns auf den Irrweg. Laß die Wissenschaft und lerne beten! — Seine rationalistischen Universitätshefte hat mein Freund alle zerrissen und ins Feuer geworfen. Er starb in Jesu. Seine Worte aber, darin so viel schmerzhafte Wahrheit liegt, sind mir später mehr als einmal im Herzen aufgestiegen, und heute wieder." — —

Niemand aber meine, daß dies vergangene Zeiten seien, und nur der alte vulgäre Rationalismus auf das seelische und kirchliche Leben also schädlich eingewirkt habe. Es erscheint uns vielmehr neumodische Vermittlungstheologie zwischen dem alten und neuen Adam noch seelengefährlicher, weil ihr Betrug feiner ist. Der moderne Positivismus, welcher Vernunft und Offenbarung zusammenzuschweißen versteht, besticht und blendet die Herzen gar leicht, hält sie ab von einem entschiedenen Kampfe wider die verderbte blinde Natur, von einem heilsbegierigen Ringen nach dem Licht der Gnade.

Man treffe nur einmal zusammen mit jungen Theologen aus dieser neuen Schule, und man wird staunen, wie butterglatt die Materien des Glaubens von ihren Lippen fließen, und wie hoffährtig dabei ihre Rede einherfährt; man wird erschrecken über ein neues Geschlecht, das wenig oder nichts weiß von demüthigem, herzgründlichem Ernst, von wahrhaftiger Buße und Bekehrung, das keine terrores conscientiae kennt über Sünde, Tod und Teufel, sondern leichten Herzens und leichten Fußes, schnellfertig und redselig durch die enge Pforte hineinschlüpfen will in das Reich der Seligen.

Das ist eine Religion für die Welt, ein Christenthum der Phrase, eine modernisirte Gläubigkeit, bei welcher der alte Adam und der altböse Feind leise oder laut soufflirt. —

Die neunte Westphälische Provinzialsynode.

Berichtigung.*)

In Nr. 88 der vorigjährigen Ev. K. Z. findet sich ein Bericht über die neunte Westphälische Provinzialsynode, der wenigstens in einzelnen Punkten der Berichtigung oder Ergänzung bedarf. Der erste ist das Referat über den Antrag auf Berufung einer Generalsynode. Wenn der Herr Referent bemerkt, derselbe sei von der Kreissynode Bochum unter meinem Einflusse gestellt, so kann das — unter meinem Einflusse — doch nur auf Vermuthung beruhen und hätte es die Gerechtigkeit erfordert, hinzuzusetzen, daß dieser Antrag kein neuer, sondern nur die Erneuerung früherer, von den Provinzialsynoden von Westphalen und Rheinland und ihren Commissionen gestellter Anträge war. Die Verwerfung des Antrages in der Commission war bei Zusammensetzung der Commission zu erwarten und dieser Antrag, wie Referent weiß, nicht der einzige, der von der Majorität der Commission verworfen, von der Majorität der Synode aber angenommen wurde. Einer Verclausulirung des Antrages bedurfte es nicht. Gegen eine constituirende, über Kirche und Bekenntniß entscheidende, aus Urwahlen hervorgegangene Generalsynode, für eine Verbindung der Presbyterial- und Consistorialverfassung, für ständige, kräftige Organe der Kirche und das Recht des evangelischen Königs hat sich mit mir, wie die Verhandlungen der vierten und fünften Provinzialsynode und der vereinigten Commissionen der Rheinischen und Westphälischen Synode zu Duisburg und Elberfeld beweisen, die Westphälische Synode, auch zu einer Zeit, wo diese Anschauung eine vereinzelte war, auf das Ent-

---

*) Obgleich diese „Berichtigung" keine wesentlichen Unrichtigkeiten aufdeckt, so haben wir ihr doch die Aufnahme nicht versagen mögen. Uebrigens war jene aus einem Briefe gezogene Notiz über die Westphälische Provinzialsynode nur eine durchaus vorläufige. Der in demselben Briefe angekündigte eigentliche Bericht liegt nun dem Anfange nach bereits gedruckt vor. Daß wir uns zu demjenigen, was der geehrte Herr Eins. zu Gunsten einer zu berufenden Generalsynode sagt, in entschiedenem Gegensatze befinden, bedarf kaum der Bemerkung. Es ist traurig, wenn Freunde der Kirche ihren Gegnern in die Hände arbeiten. Anm. der Red.

schiedenste erklärt. Die Stellung und Erneuerung des Antrags folgte mit nothwendiger Consequenz aus den Beschlüssen der Provinzialsynode über Ehe und Religionsunterricht in den Schulen. Wenn dieselbe von dem Staate verlangt, er solle über die Fragen, welche die Kirche betreffen, auf die Organe der Kirche hören, und zwar selbst in der glücklichen Lage ist, in ihren Synoden Organe zu haben, die übrigen Provinzen aber diese Organe entbehren, so muß sie, damit ihre Stimme nicht eine vereinzelte bleibe, auf das Dringendste wünschen, daß auch die Kirche in den übrigen Provinzen solche Organe erhalte, und der Artikel von der Selbstständigkeit der Evang. Kirche in der Verfassungsurkunde, der bisher nur der Römischen Kirche im vollsten Maaße zu gute gekommen ist, auch zur Wahrheit für die Evang. Kirche werde. Der Kampf der Minorität gegen diesen Antrag war zum großen Theile nur gegen das Zeitgemäße desselben gerichtet. Die von dem Herrn Referenten angeführten „schlagenden Einwürfe" konnten einen Antrag nicht treffen, der eine in regelmäßigen Zeitabschnitten wiederkehrende Generalsynode will, welche — nach Organisirung der Kirchenvorstände, Kreis- und Provinzialsynoden — auf Grund des göttlichen Wortes und der Bekenntnisse der Evang. Kirche in Verbindung mit den ständigen Organen der Kirche und mit Beachtung der Rechte und Eigenthümlichkeiten der einzelnen Provinzialkirchen Beschlüsse über innere Angelegenheiten der Kirche faßt, welche der Bestätigung des ev. Königs bedürfen. Die Provinzialsynode von Westphalen erkennt zwar in den bestehenden kirchlichen Behörden Organe der Kirche, aber sie kann in diesen Behörden, zu deren Ernennung die Kirche nicht mitzuwirken hat, unmöglich die alleinigen Organe der Kirche und eine Vertretung der Gemeinden erblicken. Sie hat das Recht, die Gegner einer freien kirchlichen Verfassung auf eine 25jährige Erfahrung hinweisen zu dürfen. Alle Befürchtungen von einem Kampfe zwischen Consistorien und Synoden, von einem Terrorismus der Majoritäten haben sich als falsch erwiesen. In Westphalen und Rheinland gehen Consistorien und Synoden Hand in Hand, und die ernsten Kämpfe um Union und Bekenntniß, an denen es freilich auf unserer Synode nicht gefehlt hat, sind mit dem heiligen Ernste der Wahrheit und brüderlichen Liebe, mit aller Geduld und Nachsicht auch für entgegenstehende Meinungen geführt, und mögen die Gegensätze noch nicht ausgeglichen sein, eine absorptive, eine das Bekenntniß verwischende, alterirende Union hat auf der Provinzialsynode von Westphalen keine Vertheidiger gefunden. Und wie vieles auch unsere kirchlichen Zustände noch zu wünschen übrig lassen, ein immer tieferes Bewußtsein über das, was der Kirche Noth thut, ein regeres kirchliches Leben, ein immer entschiedeneres Bekenntniß zu dem göttlichen Worte und zu den Bekenntnissen der Evang. Kirche, ein brüderlicher Geist unter den Geistlichen ist die Frucht unserer Provinzialsynoden und unserer Verfassung gewesen. So kann und muß die Provinzialsynode denn auch wünschen, daß der Landeskirche, welche jetzt rechts- und schutzlos den Uebergriffen der Staatsbehörden und der Römischen Kirche gegenüber steht, die verbürgte Selbstständigkeit gewährt werde. Im Vertrauen auf ihre eigene Erfahrung, im Vertrauen auf den Herrn der Kirche und die Macht der Wahrheit fürchtet sie die Kämpfe nicht, welche eine solche Verfassung für die Landeskirche hervorrufen würde. Daß der Antrag der Westphälischen Provinzialsynode nur der Zeit nach mit der Petition von Dr. Jonas und Genossen zusammenfällt, geht aus dem Vorherigen hervor.

Mißverständlich ist ferner das Referat, die Synode Dortmund habe auf eine Vertrauensadresse an den Herrn Cultusminister angetragen, es sei aber dieselbe von der Synode motivirt abgelehnt. Die Schenkel'sche allgemeine kirchliche Zeitschrift redet, scheinbar hierdurch veranlaßt, von einem Geiste der Opposition bei vielen Mitgliedern der Westphälischen Provinzialsynode gegen den Cultusminister, während die benachbarte Rheinische Synode sich dem Minister vertrauensvoll angeschlossen habe. Wollte der Herr Referent über den Antrag der Synode Dortmund berichten, so wäre er es der Provinzialsynode und der Person des Herrn Ministers schuldig gewesen, die Motive zu dieser

Ablehnung anzugeben. In dem ausgesprochenen Vertrauen zu der Person des Herrn Ministers fühlte sich die Provinzialsynode mit der Kreissynode Dortmund einverstanden, und war dieses Vertrauen fast in allen Kreissynodalprotokollen ausdrücklich ausgesprochen. Eine Vertrauensadresse aber, welche bisher noch niemals an den Cultusminister erlassen war, schien der Synode grade jetzt, wo verfassungsmäßig der einzelne Minister nur ein Glied des Gesammtministeriums ist, den Schein einer politischen Demonstration und einer Zustimmung zu den von dem Herrn Minister eingebrachten Gesetzentwürfe über Civilehe zu haben und wurde allein aus diesem Grunde abgelehnt. Ein Geist der Opposition gegen den Herrn Minister hat sich auf der Synode auch nicht bei einem einzigen Mitgliede gezeigt, erkennt es vielmehr die Westphälische Provinzialsynode auf das Deutlichste an, daß an der Spitze der äußeren Angelegenheiten der Kirche ein Mann steht, der seine treue Liebe zu dem Herrn und zu der Kirche, so wie zu unserer Verfassung so oft ausgesprochen und bethätigt hat.

Noch viel mißverständlicher und offenbar unrichtig ist endlich die Notiz, der von der Rheinischen Provinzialsynode zugesandte Unionskatechismus des Dr. Lange sei beseitigt, wie das auch mit andern Anträgen der Rheinischen Synode geschehen sei. Der, übrigens nicht vom Professor Dr. Lange entworfene, Katechismus für unirte Gemeinden wurde der Katechismuscommission am Ende der Synode, wo die bemessene Zeit kaum zur Erledigung der Vorträge der Commissionen und zur Beschlußnahme darüber hinreichte, ohne Antrag auf Genehmigung oder Empfehlung durch die Westphälische Synode zugesandt. Die achte Rheinische Synode hatte die Entwerfung eines solchen Consensuskatechismus beschlossen, dafür eine Commission festgesetzt und wurde derselbe, nachdem er von den Presbyterien und Kreissynoden geprüft worden war, auf Grund der gutachtlichen Erklärungen von der neunten Rheinischen Synode revidirt und redigirt. Die achte Westphälische Synode hatte die Entwerfung eines solchen Katechismus nicht für nöthig gehalten und konnte die Katechismuscommission der Synode nicht empfehlen, den von der Rheinischen Synode gewählten Weg, ihren Katechismus den Presbyterien und Kreissynoden zur Begutachtung vorzulegen, einzuschlagen und würde event. ein solcher Weg bei andern Bedürfnissen der hiesigen Provinz ohne Zweifel Abänderungen des Katechismus veranlaßt haben. Es blieb also nur der gewöhnliche Weg übrig, den Katechismus der Commission zur Prüfung vorzulegen, welche dann ihre Anträge der nächsten Provinzialsynode vorzulegen hat. Es ist also der Katechismus nicht, wie der Referent sagt, ohne Discussion beseitigt, sondern über Genehmigung desselben nur aus Mangel an Zeit kein Beschluß gefaßt und unterliegt diesmal keinem Zweifel, daß die Westph. Pr. S. einem Katechismus, den die Rhein. Synode so warm empfohlen hat, ihrerseits die Genehmigung nicht versagen wird. Beide Synoden können bei einem Katechismus, oder in liturgischen Dingen, in Allem, was den innern Ausbau betrifft, andere Bedürfnisse haben, ohne daß die Einheit in allen wesentlichen Stücken beeinträchtigt würde. Es sind daher auch nicht, wie Ref. sagt, noch andere Vorschläge der Rhein. Synode ohne Weiteres beseitigt, sondern alle die Kirche und Verfassung betreffenden Anträge und Beschlüsse derselben, welche der Westph. Synode communicirt wurden, von dieser angenommen.

Die Westph. Synode kann und wird es nicht vergessen, wie reichen Segen sie von dem einträchtigen Zusammengehen mit der Rheinischen Synode gehabt hat, wie sehr dieses Einverständniß grade in der gegenwärtigen Zeit Noth thut, wenn beide Synoden die ihnen gewordene große Aufgabe auch für die Ev. Landeskirche erfüllen wollen, und habe ich mich daher für berechtigt und verpflichtet gehalten, Aeußerungen, welche, wohl gegen den Willen des Herrn Verfassers, dieses Einverständniß stören und die Achtung, welche eine Synode der andern schuldig ist, verletzen können, zu berichtigen.

Witten im Februar. Dr. König.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 29. Februar. № 17.

Die Verhandlungen des Herrenhauses über das Ehegesetz

sind vorüber, und wir haben dem Herrn zu danken, daß die drohende Gefahr der Einführung einer oder der andern Civilehe wiederum abgewandt ist. Freilich kann die Freude darüber nur eine wehmüthige sein, wenn wir bedenken, daß es nur noch eine Majorität von drei Stimmen gewesen ist, welche den Sieg erfochten hat [mit vier Stimmen fiel zwar das Amendement des Grafen Itzenplitz, allein den ebenfalls dagegen stimmenden Justizminister können wir doch nicht zur Majorität rechten *)]. Des Herrn Wege sind oft wunderbar; allein menschlicher Voraussicht nach wird dieser Kampf sehr bald wieder aufgenommen und mit neuen Mitteln geführt werden, und die Gewißheit des Sieges wird auf unserer Seite immer geringer werden. Schon diesmal haben wir über manchen Abfall zu klagen, und namentlich ist es die Rede des Grafen Arnim-Boitzenburg, die, trotz ihrer tüchtigen und mannhaften Polemik nach der linken Seite hin, einen höchst traurigen Eindruck macht und um so trauriger, als wir uns nicht verhehlen können, daß der böse Samen, der darin aufgegangen ist, auf Seiten der Kirche selbst gestreut ist. Jener beklagenswerthe Erlaß des Oberkirchenraths vom Februar v. J., der in diesen Blättern von verschiedenen Seiten her beleuchtet und widerlegt ist, wie ist er ausgebeutet, um dem ganzen christlichen und kirchlichen Eherecht den Boden zu nehmen! Die verfehlte Formel jenes Erlasses: „das Wort Gottes enthält über die Ehescheidung kein Gesetz, sondern nur ein Princip", muß dazu dienen, um nachzuweisen, daß der Geschiedene, welcher im Widerspruch mit Luc. 16, 18 zur Ehe schreitet, nur ein Urtheil des Oberkirchenraths, nicht auch ein kirchliches Gebot und natürlich noch weniger ein unmittelbares göttliches Gebot verletzt. Wir mögen nicht glauben, daß dieser vielerfahrene Staatsmann bei Haltung dieser Rede schon die letzte „Wandelung" in der vorliegenden Frage bestanden hat, und hoffen, daß auch er noch zu der Einsicht gelangen wird, daß das Wort Gottes sehr bestimmte Verbote über die Ehescheidung hat, und daß es also auch so klares und unzweifelhaftes kirchliches Eherecht gibt, wie nur irgend ein Recht denkbarer Weise sein kann. Ferner wird er sicherlich auch noch erkennen, daß es sich bei der Frage von der anderweiten Heirath Geschiedener nicht um ein einfaches Thun gegen kirchliches Gebot handelt, — denn wollte die Kirche jeden ausschließen, welcher gegen des Herrn und also auch gegen ihr Gebot handelt, wer sollte in ihr bleiben? — sondern um das bewußte und absichtliche Versetzen in einen, nach des Herrn Lehre, unsittlichen Zustand, so daß trotz aller Reue und Buße keine Versöhnung möglich ist, so lange dieser Zustand fortdauert. Will man daher der Kirche ihr Recht gewähren, wie das der Herr Graf Arnim zu wollen scheint, so darf man nicht ein Institut in sie hineindrängen wollen, welches nur den Zweck hat, solche unsittliche Zustände in ihr möglich zu machen.

Doch es ist nicht unsere Absicht, die gehaltenen Reden mit einem eingehenden Commentar zu begleiten — ist doch schon so viel und wiederholt diese Frage besprochen, und können wir doch auch freudig auf so manches schlagende Wort und erhebende Zeugniß hinweisen, was von den Vertheidigern unserer Sache in dem Herrenhause geredet ist. Nur der Rede des Herrn Ministers von Bethmann-Hollweg fühlen wir uns gedrungen einige Bemerkungen entgegenzusetzen, da sie schon an und für sich, wie die Sachen einmal bei uns stehen, ihre Bedeutung für die Kirche hat, und darin bedenkliche Irrthümer enthalten sind, auf welche uns in den Kammerverhandlungen noch nicht erschöpfend hingewiesen zu sein scheint. Wir sehen hier natürlich von allen persönlichen Bezügen jener Rede ab, zumal darauf schon genügend geantwortet sein möchte, und wollen auch den unerwarteten Abschweifungen auf andere Gebiete nicht folgen.

Se. Exc. der Herr Minister geht bei Darstellung der „einfachen, elementarischen Wahrheiten" von der Ehe davon aus, daß die Ehe nicht, wie Abendmahl und Taufe, von der Kirche geschaffen, sondern eine ursprüngliche göttliche Schöpfung ist. Aus diesem Satze, dem wir von Herzen beistimmen, zieht er aber den Fehlschluß, deshalb sei die Ehe zunächst nicht Sache der Kirche, sondern des bürgerlichen Rechts und des Staats, und daraus wird an einer andern Stelle gefolgert, daß der Staat das nächste Recht hat, ihre Bedingungen zu bestimmen. Allein es liegt auf der Hand, daß, wie die Ehe vor der sichtbaren Kirche da war, sie so auch aller Staatenbildung vorausging, und daß ebenso, wie auch die außerhalb der Kirche Stehenden eine ächte, vollständige Ehe von der Art, wie sie Gott am Anfange eingesetzt hat, abschließen können, so

*) Vielleicht müssen wir auch noch zwei Stimmen in Abzug bringen, welche nur der des Herrn Justizministers gefolgt sein sollen.

auch Leute, die außerhalb alles Staatsverbandes stehen, etwa als Robinson, in einer wahren Ehe leben können. Die Ehe ist eben eine ganz selbstständige Schöpfung neben Staat und Kirche, so daß ihre Gränzen nicht mit den Gränzen jener zusammenfallen, und das höchste Gesetz der Ehe ist von Gott selbst bei ihrer Schöpfung in sie hineingelegt. Ueber dies Gesetz kann weder Kirche noch Staat hinaus, und sollten, um ein krasses Beispiel zu brauchen, auch die drei Faktoren der Gesetzgebung mit dem Kirchenregimente einmal darin einig sein, daß fortan Geschwister oder gar Eltern und Kinder unter sich Ehen eingehen sollten, so würde doch nie und nimmer eine rechte Ehe unter solchen Personen entstehen können, — denn das Gesetz des Schöpfers ist ein anderes. Wenn wir daher für das sogenannte kirchliche Eherecht einen unbedingten Vorzug vor dem staatlichen Eherecht in Anspruch nehmen und jenem die alleinige Herrschaft gewinnen wollen, so geschieht es nicht, weil wir die Ehe als eine Schöpfung der Kirche vindiciren, sondern nur weil wir glauben und wissen, daß sich in der Kirche das von Gott in die Ehe gelegte, uns von Gottes Sohne erläuterte Gesetz reiner erhalten hat, wie im staatlichen Rechte. Denkbar wäre es, daß es umgekehrt wäre, und daß die Kirche den Schatz verloren und der Staat sich ihn bewahrt hätte, und zur Zeit der Reformation war das gewisser Maßen der Fall, als man die eigenmächtigen, von der Kirche gezogenen Schranken wegriß und dagegen auf Kaiserliche Rechte, die Constitutionen Justinians, provocirte; aber zur Zeit werden alle, die es angeht, darin einig sein, daß sich unser bürgerliches Recht sehr viel weiter von Gottes Gebot entfernt hat, wie das jetzt in der Kirche aufrecht erhaltene Recht.

Da das göttliche Grundgesetz der Ehe niemals befiehlt, unter den und den Verhältnissen sollst Du freien, sondern nur verbietet, da und da sollst Du nicht freien, so können Staat und Kirche um ihrer Zwecke willen neben diesen göttlichen Verboten noch allerlei andere setzen, ohne gegen die göttliche Stiftung zu sündigen, und der Staat macht hiervon einen reichen Gebrauch, und Niemand denkt daran, ihm dies zu verwehren. Die Evangelische Kirche hat aber, abgesehen von dem Erforderniß der kirchlichen Trauung, welches seither Kirche und Staat stellen, — im Gegensatze zur Katholischen Kirche, — kein neues Eheverbot ergehen lassen, sondern hat nur gestrebt, dem göttlichen Gebot das rechte Verständniß und die ausschließliche Geltung zu verschaffen. Es ist also ungenau, wenn evangelische Christen von einem Zwiespalt zwischen staatlichem und kirchlichem Eherecht in dem Sinne handeln, als habe die Kirche ein anderes Eherecht geschaffen wie der Staat; vielmehr liegt der Zwiespalt darin, daß der Staat ein Verhältniß als Ehe anerkennen und also seine Angehörigen zur Eingehung eines solchen verleiten will, welches nie und nimmer dem innersten Wesen der Ehe entsprechen kann und ein unreiner und widergesetzlicher Zustand bleiben muß. Die Kirche kann sich auch nicht darauf beschränken, solchen Verhältnissen nur in passiver Weise ihren Segen nicht zu geben, sondern sie muß in jedem einzelnen Falle dagegen kämpfen und zeugen, und sie muß von ihren Gliedern, die am Staatsregimente Theil haben, als eine Pflicht fordern, daß sie mit allen Kräften darauf wirken, daß fortan solche Versuchungen beseitigt werden. Wir müssen also Alles bekämpfen, was der Herr Minister über den Conflict von staatlichem und kirchlichem Recht und die Art und Weise, wie dieser Conflict zu lösen ist, gesagt hat.

Hinsichtlich der Frage von der Form der Eheschließung können wir wiederum nur den ersten Ausgangssatz der vorliegenden Rede als richtig anerkennen und müssen alle daraus gezogenen Consequenzen als unrichtig ansehen. Das göttliche Grundgesetz fordert allerdings nur, daß ein vollständiger Consensus der Gatten vorhanden ist, und hat es dem menschlichen wandelbaren Rechte überlassen, auf welche Weise das Vorhandensein dieses Consensus festgestellt werden soll, und darum ist der Satz, daß die Ehe nur durch kirchliche Trauung entsteht, nicht ein Theil des evangelischen Dogmas, also nicht unabänderlich, sondern nur ein Erzeugniß kirchlicher und staatlicher Ordnung. Wo sich also diese Form unanwendbar erweist, wie, um noch einmal das Beispiel von Robinson zu brauchen, auf einer wüsten Insel oder unter Heiden, wird dennoch, wenn nur der Wille auf ein untrennbares, festes Band gerichtet ist und sich ausspricht, eine wahre, vor dem Herrn gültige Ehe entstehen können, wenn auch zu ihrer demnächstigen staatlichen und kirchlichen Anerkennung die Erfüllung der Formvorschriften nöthig sein dürfte. Also die Form der Eheschließung unterliegt dem wandelbaren menschlichen Rechte. Daraus folgt aber nicht, daß, wie der Herr Minister sagt, es naturgemäß sei, daß die Beglaubigung durch den Staat und nicht durch die Kirche erfolge. Das nackte Naturrecht, wenn wir noch auf dieses in der Wissenschaft längst verworfene Produkt einer verkehrten Spekulation zurückgehen wollen, fordert weder Beglaubigung der Ehe durch den Staat, noch durch die Kirche, sondern da die Ehe etwas vor und neben Staat und Kirche mögliches ist, so ist auch eine ganz andere Beglaubigungsform denkbar, — etwa daß die neuen Eheleute sich nur laut als solche verkünden und als solche Gott öffentlich danken. Aber das concrete, bei uns durch göttliche Fügung in der Kirche und im Staate geltende Recht fordert die kirchliche Trauung, und wie es im Herrenhause von allen Seiten und auch im vorigen Jahre in dem Abgeordnetenhause von den Freunden der facultativen Civilehe so laut und entschieden bezeugt ist, ist dieses bestehende Recht, trotz aller Angriffe der Doctrinaire, in dem Herzen unsers Volkes festgewachsen und wird sich daraus auch sobald nicht herausreißen lassen. Denn, wie schon viel gesagt ist, das Volk als Großes und Ganzes wird eine nicht getraute Ehe für keine rechte Ehe halten. Dennoch weist Vergangenheit und Gegenwart auf das Nachdrücklichste darauf hin, daß die Eingehung der Ehe durch kirchliche Trauung unserer durch Gottes Leitung während Jahrhunderte entstandenen Natur am gemäßesten ist, mögen immerhin zu andern Zeiten oder anderswo unter christlichen Völkern andere Eingehungs-

formen in Geltung gewesen sein oder noch sein. Wenn nun bei einer solchen Sachlage Staatsmänner ohne die allerdringendste Noth die Frage aufwerfen: Sollte man nicht die und die Eingehungsform ebenso gut einführen können, und gebührt nicht die Beglaubigung der Ehe nach dem Naturrecht mehr dem Staate wie der Kirche? so ist das schon ein auflösendes Beginnen, indem man aus Nützlichkeitsgründen oder gar um politischer Theorieen willen dem Volke sein ererbtes gutes Recht nehmen und etwas Fremdes in sein innerstes Leben eindrängen will. Jetzt aber wollte man die Civilehe nicht etwa bloß aus Freude an dieser Form einführen, sondern um des ausgesprochenen Zwecks willen, solche Ehen, welche dem göttlichen Grundgesetze widersprechen und welche um deßwillen die Kirche nicht mehr trauen will, den Gliedern der Kirche und nur diesen möglich zu machen, und darum ist es wahrlich nicht eine unklare Furcht vor dem Neuen, wie der Herr Minister annimmt, sondern die Erkenntniß des drohenden schweren Uebels, welche die überwiegende Mehrzahl der lebendigen Glieder der Kirche zur Opposition gegen diese Maßregel treibt und treiben muß.

Wir wollen nicht verkennen, daß das Ministerium glaubt, von einer dringenden Nothwendigkeit zu dieser Maßregel genöthigt zu sein; aber diese Nothwendigkeit soll doch nur darin beruhen, daß viele, ja die Mehrzahl derer, die sich auf dem Markte laut vernehmen lassen, zu einer solchen Maßregel hindrängen. Prüft man die Motive derselben, so ist es doch nur der Widerwille gegen das göttliche Gebot und die Sucht nach Emancipation des Fleisches, welche sich der alten Ordnung nicht mehr fügen will, und darum können wir von dem Glauben nicht lassen, daß die, welche das Regiment von Gottes Gnaden zu führen haben, sich von solchen gegen das Gebot des Herrn gerichteten Bestrebungen nicht leiten lassen dürfen, sondern sie mit allen ihren Kräften bestreiten müssen. Se. Exc. der Herr Minister empfiehlt zwar auch im Interesse der Kirche sich zu accommodiren und nicht durch das Beharren in der Opposition große Gefahren heraufzubeschwören; er verheißt der Kirche, wenn erst die facultative Civilehe geschaffen sein wird, einen unangefochtenen stillen Raum, in welchem sie ihre Ideale besser und vollständiger als seither verwirklichen könne. Wir können leider an diese Idylle nicht glauben, sondern fürchten, daß, wenn erst die facultative Civilehe da ist, die schweren Kämpfe für die Kirche erst recht beginnen werden und zwar in einem durch das ganze Land verbreiteten Einzelgefechte. Aber, wie dem auch sei, so kann sich die Kirche unsers Erachtens ebenso wenig durch diese Aussichten bestimmen lassen, der Civilehe entgegenzukommen, wie sie sich durch die Furcht vor den kommenden Tagen bestimmen lassen kann, fortan nicht mehr von den Dingen zu predigen, welche dem großen Haufen anstößig sind, von der Erbsünde, der Wiedergeburt u. dgl. Was der Herr uns senden will, das weiß nur Er, und was kommt, das kommt von seiner Hand; das Alles müssen wir ihm überlassen, und ruhig auf der uns in seinem Worte gewiesenen Bahn vorwärts gehen.

Wohl aber spricht eine andere Mahnung an die Kirche und ihre Diener aus der ganzen Verhandlung und deren Ausgang. Die Ehefrage ist der Punkt, den sich einmal zur Zeit die feindlichen Kräfte zum besondern Angriffspunkt erwählt haben und der darum auch aller Kräfte zur Vertheidigung bedarf. Drum muß die Kirche sich hier vor Allem ganz und rückhaltslos an das Gebot des Herrn anschließen, da sie nur dann die rechte Kraft aus der Höhe erwarten kann, und traurig wäre es darum, wenn, wie der Herr Minister anzudeuten scheint, der Oberkirchenrath bei Annahme seiner „mildern Praxis" durch den Wunsch, dem Zeitgeist entgegenzukommen, geleitet worden wäre Ferner aber müssen auch die Diener der Kirche allen bösen Schein und allen Verdacht meiden, als ob sie nur für Aufrechterhaltung ihrer Auctorität oder gar für Mehrung ihres Einflusses stritten, und darum, und weil ferner, wie auch der Herr Minister es ausspricht, die jetzigen Mittel zur Feststellung des Thatbestandes bei dem kirchlichen Scheidungsverfahren ungenügend sind, organisire sie dies Verfahren, daß es ein rechtes richterliches Verfahren werde, wie dies schon wiederholt in diesen Blättern verlangt worden ist. Endlich kann aber auch noch jeder einzelne Pastor sich aus den Verhandlungen die Mahnung entnehmen, daß er neben dem lauten Zeugniß für die Lehre des Herrn von der Ehe und für das kirchliche Eherecht auch die oft kleinlichen und unbedeutenden Pflichten, welche ihm die jetzige Eheverfassung auflegt, mit der auch im Kleinen treuen Liebe und Sorgsamkeit erfüllte. Mangelhafte Führung des Kirchenbuchs, Nichtbeachtung der mancherlei vom Staate über die Ehen der Ausländer u. s. w. gegebenen Vorschriften und dergl. erscheinen als kleine Sünden im Vergleich zu der Vernachlässigung des Seelenhirtenamts; aber an diese kleinen Sünden hängt sich der böse Feind und braucht sie als seine Waffen, und die zahlreichen Fehler, welche sich die Geistlichen in dieser Beziehung zu Schulden kommen lassen, haben auch mitgewirkt, wie das der Herr Minister andeutet, um grade in den Beamtenkreisen den Wunsch nach Civilstandsregister, und was damit zusammenhängt, groß werden zu lassen. Die neue Zeit mit ihrem Drängen und Vorwärtstreiben fordert von der ganzen Staatsmaschine ein präciseres und exacteres Ineinandergreifen, und muß es daher auch von den Geistlichen fordern, soweit sie betheiligt sind. Dessen mögen diese fortan mehr eingedenk sein, wie seither; sie sind ja, auch wenn sie Geburtslisten schreiben und die Personalpapiere der Brautleute prüfen, im Dienste des Herrn und seiner Kirche, und dieser Dienst fordert überall Entsagung und Selbstentäußerung.

Nachrichten.

Ravensberg. Die Valdorfer Angelegenheit.

Um diese Angelegenheit beurtheilen zu können, ist es nöthig, die Verhältnisse der Gemeinde zu kennen, innerhalb welcher sie sich bewegt. Unsere Gemeinde (eine reine Landgemeinde) stand unter der Amtsverwaltung des Präantecessors des jetzigen Pfarrers aus verschiedenen Gründen in Gefahr, ganz zu verkommen. Die meisten Colonen (Bauerhofsbesitzer) trieben neben dem Ackerbau und mit Vernachlässigung desselben das Frachtfuhrwerk, waren oft wochenlang von Haus und Hof auf der Landstraße; der Branntweinsgenuß hatte in erschreckendem Maße um sich gegriffen; auf den Bauerhöfen fand er sich oft nicht in der Flasche, sondern im Faß. In einer Woche waren oft mehrere sog. Hochzeiten, d. h. wilde Sauf- und Tanzgelage, selbst die Leichenbegängnisse waren dazu ausgeartet; bei den Taufen war ein stehendes Gericht die Schüssel mit Branntwein, in die Honigkuchen eingebrockt wurde. In geistlicher Beziehung war eitel Tod in allen Töpfen, der schaalste Rationalismus herrschte, im Confirmandenunterricht wurde mehr vom Laufe der Sterne gelehrt, als vom HErrn Christus. Nur ein alter Bauer war als Pietist bekannt, zu dem sich einige wenige hielten, mit ihm der alte Küster, der mit seinen Schülern und namentlich den Confirmanden die Kniee beugte. Unversehens, niemand weiß wie und woher, kam der Stärkere über den Starken, hie und da fingen an die Todtengebeine sich zu regen. Wie der Pfarrer dazu stand, mag aus einem Beispiel erhellen. Ein junger Mann, Sohn eines der kleinen Colonen, kehrte von den Wegen der Welt um und lag lange in schweren Kämpfen und Anfechtungen; der Pfarrer gab seinem Vater den Rath, er möge den Sohn heirathen lassen, dann würde sichs wohl geben! hatte doch der junge Mann früher selbst oft genug Sonntags im Pfarrhause getanzt, „daß der Staub in die Höhe ging", während der Pfarrer selbst am Clavier aufspielte; und ging der Pfarrer mit seiner Wirthschafterin doch selbst auf die Hochzeiten, wo diese fleißig tanzte, und er dem Kartenspiel und Branntweintrinken der Bauern zusah. Die Erweckung aber drohte bald sich in das Sectirerische zu verirren, und zwar ins Quäckerische, den Gegensatz des todten Kirchenwesens; der Pfarrer wurde in der Kirche unterbrochen, als Lügenprediger bezeichnet. Eine begabte Persönlichkeit aus adliger Familie, früher Offizier in Potsdam, kam in die Gemeinde und suchte apostolisches Christenthum. Die Kirche stieß ihn ab, die Quäckerei (die bald auf wenige unreine Elemente zusammenschmolz) ebenso; er selbst hielt Conventikel, in denen er das Wort vom Kreuz und Bekehrung zu Christo mit hinreißender Gewalt predigte. Die Polizei verfolgte ihn, arretirte ihn eines Sonntags Nachmittags mitten in der Versammlung um das Wort Gottes, und brachte ihn im öffentlichen Aufzuge durch die Straßen der benachbarten Stadt ins Gefängniß, wo er bald in eine schwere Krankheit fiel, an der er starb. Er liegt begraben oben auf unsern Bergen dicht neben dem Hause, in dem er arretirt wurde; sein Leichenstein gibt Anlaß zu schmerzlichem Nachsinnen. Es ist zu verwundern, daß das geistliche Leben doch in gesunden Bahnen blieb, bis auf einzelne wenige Ausnahmen. Man suchte Nahrung in den wenigen Kirchen umher, wo gläubige Prediger standen. Damals machten sich wohl etliche Sonnabends im Sommer nach gethaner Arbeit auf, gingen nach Gütersloh, 6 Meilen weit, wo Pastor B. stand, und waren Montags zur Arbeit wieder zu Hause.

Endlich mußte der alte Pfarrer zur Emeritirung sich bequemen, und ein begabter Verkünder des Evangeliums trat an seine Stelle, unter dem die Gemeinde bald in erstaunlicher Weise eine andere Gestalt bekam. Die Kirche war sonntäglich überfüllt, die Hochzeiten hatten ein Ende, der Branntweinsgenuß hörte fast ganz auf, fast in jedem Hause fings an sich zu regen, die Gemeinde leuchtete weithin. Die große Begabung des neuen Pastors ging vornehmlich auf Erweckung und Anfassung, und war besonders geschickt zur Wirkung auf die Eigenthümlichkeit unseres Ravensbergischen Volksschlages, der sich von dem zähern, phlegmatischeren Volksschlag des Fürstenthums Minden durch Weichheit und Gefühl unterscheidet. Hier lag aber auch grade die Gefahr dieser Begabung, und hier gelang dem Feinde die Saat des Unkrautes nur zu gut, und um so leichter, als grade die Sünden wider das 6te Gebot von jeher in der Gemeinde im Schwange waren. Der Pfarrer selbst fiel in grobe Sünde wider dies Gebot und gab schweres Aergerniß. Daß die Gemeinde an ihm hing, drohte beiden ein Strick zu werden; sie wollten nicht von einander lassen. Doch stellten sich bald in der verhängnißvollen Zeit, die auf die Suspension folgte, die Folgen dieser Stellung heraus. Ein starker Rückschlag trat ein, die Bande der Zucht und Ordnung lockerten sich, besonders unter der Jugend, die alten Sünden traten wieder hervor, und hätte diese Zeit, wo der suspendirte Pfarrer in dem Pfarrhause unter der Gemeinde wohnte, noch länger gedauert, so wäre die Verwirrung heillos geworden. Da erkannte der Pfarrer die Unmöglichkeit zu bleiben, und entschloß sich zur Auswanderung. Der jetzige Pfarrer, von der Gemeinde erbeten, vom Consistorium designirt ohne das geringste Zuthun von seiner Seite, sah und betrat zum ersten Male das Pfarrhaus, als er zur Auseinandersetzung hinreiste; hätte er die innern und äußern Zustände der Gemeinde (sie hat über 4000 Seelen, die Häuser zerstreut auf weitem, unwegsamen Terrain, ohne irgend eigentliches Dorf) gekannt, er hätte schwerlich den Muth gehabt, den Ruf anzunehmen. Doch hat ers nicht bereut; ist das Amt auch mühselig, und hat es nie an schweren Kämpfen und Nöthen gefehlt, so ist das Verhältniß desselben im Ganzen zur Gemeinde in dieser betrübten Zeit ein solches, wie es nur sehr wenigen Pastoren beschieden ist. Er hätte vor den Schwierigkeiten zurückschrecken und verzagen müssen, die Zügel der Ordnung zu fassen und den Kampf mit dem Geiste der Zuchtlosigkeit anzufangen, wenn ihm nicht die große Mehrzahl der rechtschaffenen Gemeindeglieder und namentlich die Collegien der Presbyter und Repräsentanten so treu zur Seite gestanden hätten. Hierdurch wurde es möglich, nach und nach die Einrichtung zu treffen, daß Niemand mehr zum heil. Abendmahl geht, ohne angemeldet zu sein, daß die Confirmirten zwei Jahr die Katechisation im Sonntags Nachmittags Gottesdienste besuchten; daß wer zum ersten Male Pathenstelle vertreten will, sich dazu persönlich beim Pfarrer meldet, daß die Gemeinde bis zum Schluß des Gottesdienstes d. h. nach Verwaltung des heil. Abendmahles, das in der Regel jeden Sonntag im Jahr gefeiert, bleibt und dergl.

Veranlassung zu Kampf und Noth blieb nicht aus; die Jugend war unbändig geworden; viele trieben sich die Nächte (namentlich vom Sonnabend auf Sonntag) auf den Höfen und in den Wirthshäusern umher, * (damals etwa 20 Jahr alt), stand seit langem in dieser Beziehung nicht im besten Rufe. Noch im Jahr 1857 wurde ein Schankwirth zur Verantwortung gezogen, weil bei demselben am Abend des grünen Donnerstags * mit andern beim Branntwein

Beilage.

Karte spielend, nach der Polizeistunde getroffen war. Einige andere Jünglinge hatten während des Gesanges: herzliebster Jesu, was hast du verbrochen, und der Passionspredigt an einem Fastensonntage in der Kirche an einem zurückgelegenen Platze schändliche Leichtfertigkeit getrieben, gelacht, Schwefelhölzer angezündet u. s. w. Sie mußten sich dazu verstehen und verstanden sich dazu, vor dem Presbyterio um Verzeihung zu bitten. Es mußte aber in der Kirche um so mehr auf Ordnung gehalten werden, als sie stets überfüllt und in manchen Stühlen die Geschlechter gemischt sitzen. Alle feindseligen Elemente aber sollten noch einmal in Aufruhr gerathen, um dann fürs Erste das kirchliche Feld zu räumen. Das geschah bei der in Frage stehenden Gelegenheit, wo es sich nicht wie meist bis dahin um Personen geringen Standes, sondern um den Sohn eines der größten und reichsten Colonen handelte, der dafür bekannt war, daß seine Ehe und Hauswesen wenig christliche Ordnung zeige, der schon viel mit Processen sich abgegeben und 1848 an der Spitze der Unzufriedenen gestanden hatte mit denen, die in dieser Sache sich als Helfershelfer erwiesen und immer das Feuer schürten. Dies war besonders der **, der das Wirthshaus meist viel fleißiger besuchte, als die Kirche, und noch vor einem Jahre in einer Weise im Wirthshause den geistlichen Ornat und die Predigt nachäffend ein Aergerniß gab, wie es in der Gemeinde bis dahin unerhört war. Die Staatsanwaltschaft erhob Anklage, das Gericht wies sie zurück, zum schmerzlichen Erstaunen der Gemeinde; es blieb bei Polizeistrafen; wie es denn jedenfalls noch viel ärgerlichere Auftritte gegeben hätte, wenn nicht die Polizei (Vorsteher und Amtmann) ernergisch gesteuert hätte. Bei Gelegenheit des obigen Aergernisses trugen die Gemeinderäthe darauf an, der Schankwirthschaft, wo es geschehen, die Concession zu entziehen, weil auch sonst oft Unordnung dort dagewesen — einmal kam von dort vollgetrunken einer Unruhe erregend in den Sylvester-Abendgottesdienst; die Nachbarn klagten über Störung der nächtlichen Ruhe —, und weil dort grade eine Schankwirthschaft nicht nur nicht Bedürfniß, sondern nach allen Seiten ein Uebelstand sei. Der Polizei-Anwalt befürwortete den Antrag; vergebens, es wurde höhern Orts abgeschlagen. Der andere Helfershelfer ist einer der sehr wenigen sog. „Gebildeten" in unserer Gemeinde, der nie die Kirche besucht, noch das h. Sacrament genießt, weil er „kein Bedürfniß dazu hat"; er ist der Kirche nach innen und außen völlig entfremdet, ein schmerzliches Beispiel, nicht ohne Einfluß auf seine Umgebung. Als der Pfarrer ihm beim Tode seiner Frau seine Theilnahme bezeugen wollte, ging er fort; als seine Frau einmal zum h. Abendmahl sich gemeldet hatte, ließ er mir durch den Bedienten sagen, seine Frau werde nicht dazu gehen, — wie der Bediente hinzufügte: „sein Herr wolle nicht, daß seine Frau die Pastoren anbete." Es bezieht sich dieser Ausdruck wohl darauf, daß das h. Abendmahl hier von alten Zeiten her knieend empfangen wird. Von ihm sind die Eingaben zum Theil nicht blos concipirt, sondern auch geschrieben. Wehe uns, wenn diese Elemente den Sieg behalten hätten! Die Sache selbst aber ist folgende.

Am sechszehnten Sonntag p. trin. 1854, dem Erndtedankfeste, wurde dem Pfarrer nach beendigtem Gottesdienste von einem geachteten Colonen und Repräsentanten die Anzeige davon gemacht und mit Entrüstung auf die Untersuchung und auf Einschreiten seitens des Presbyteriums gedrungen, daß der Fr. H. durch ungebührliches Lachen den Gottesdienst und die Erbauung auf die anstößigste Weise gestört habe. Nachher sagten auch Andere dasselbe aus, namentlich auch, daß Fr. H. dies Benehmen nicht allein während des Abendmahls*), sondern schon vorher von Anfang des Gottesdienstes getrieben und Spaß mit Frauenzimmern gemacht habe (es sitzen grade in den Stühlen, wo er war, leider die Geschlechter gemischt). Dem Pfarrer war von Anfang an, als er den Namen hörte, schwer zu Sinne, da er die Familie kannte und mit dem H. schon wegen des 6ten Gebotes zu thun gehabt hatte. Er hoffte die Sache im besten Fall in der Stille abzumachen, wenn der Fr. H. sich irgend bequemte. Seine Absicht wurde aber dadurch vereitelt, daß der H. von der Hebamme am Sonnabend spät als Pathe angemeldet wurde zum nächsten Tage. Er ließ deshalb ihm durch die Hebamme sagen, daß dies besonderer Umstände halber nicht angehe, er möge mit dem Pfarrer deshalb sprechen. Am andern Tage, während des Gottesdienstes, beim Beginn des Hauptgesanges, trat er in die Sacristei und verlangte trotzig Auskunft darüber. Der Pfarrer vermahnte ihn in durchaus ruhiger, liebreicher Weise; da er vor den Altar treten mußte zur Aussegnung einiger Wöchnerinnen, ließ er den Fr. H. sich auf seinen Stuhl so lange niedersetzen und bat ihn, sich zu besinnen, ob er am vorigen Sonntag sich in der Kirche aufgeführt habe, wie sichs gezieme. Als er vom Altar in die Sacristei kam, läugnete Fr. H. Alles und fuhr in der trotzigsten Weise heraus. Der Pfarrer versprach ihm sofortige Untersuchung nach dem Gottesdienste; er verweigerte aber zu kommen, wolle mit dem Presbyterium nichts zu thun haben und fuhr immer heftiger heraus. Der Pfarrer sagte ihm nun entschieden, er könne ihn unter solchen Umständen heute unmöglich als Pathe vor den Altar treten lassen, und forderte ihn auf, die Sacristei sofort zu verlassen. Statt dessen wurden seine Auslassungen heftiger, und erst als nach mehrmaliger vergeblicher Aufforderung der Pfarrer einen Presbyter hereinrief, entfernte er sich.

Als die Taufhandlung mit Absingung des Verses: „Christ unser Herr zum Jordan kam" begann, begegnete der Pfarrer dem Fr. H. im Gange, als er als Pathe auf den Altar treten wollte, und vermahnte ihn noch einmal, nicht hinzutreten, da er ers nicht zugeben könne. Trotzig ging er auf den Altar, auch als ein Presbyter ihn aufforderte, das Kind, das er auf die Arme schon genommen hatte, abzugeben, wollte er nicht, bis ihm der Pfarrer es noch einmal laut befahl. Als er sich nun langsam anschickte zu gehen, brach die Mutter des H. durch die umstehende Menge vor, laut plattdeutsch auf den Pfarrer schimpfend, auch dann nicht aufhörend, als der Pfarrer ihr

*) Wenn gesagt ist, Fr. H. sei durch das Singen des Pfarrers am Altar zum Lachen gereizt, so ist das einfach eine Unwahrheit, das Singen war nichts Neues, sondern seit Jahr und Tag sonntäglich im Gebrauch. Der jüngere Bruder des H., der später freilich mit in das Getriebe gezogen ist, gestand vielmehr Anfangs die Wahrheit ein, daß er auch gelacht habe und bat um Vergebung, womit die Sache mit ihm natürlich abgethan war.

Stille gebot; die Umstehenden führten sie heraus, auf dem Kirchhofe fuhr sie laut scheltend fort.

Nach dem Gottesdienst versammelte sich sofort das Presbyterium und beauftragte zwei dem H.'schen Hofe benachbarte Presbyter zur mündlichen Verhandlung mit dem Hause, um unsererseits alles zu thun, was geschehen könne, die Sache in rechter Weise beizulegen. Sie brachten Tags darauf die betrübte Nachricht, die bei der bekannten Stellung des Hauses freilich nicht unerwartet kam, daß Alles vergeblich sei, und sie eine drohende, feindselige Haltung im Hause annähmen, namentlich die Mutter. Das schlimmste Zeichen aber sei, daß H. sich an die der Kirche ganz entfremdeten, oben berührten Elemente schon gewendet hatte. Als der Pfarrer den Entschluß aussprach, persönlich noch Alles zu versuchen, warnten ihn die Presbyter, da jeder Schritt als von Furcht eingegeben ausgedeutet und die Sache noch schlimmer machen werde. Die Worte bewiesen sich als wahr, doch ließ der Pfarrer sich nicht abhalten, zumal der Vater krank war. Die Krankheit, die sich seit langem angesponnen hatte, nahte ihrem Ende; der alte H. ließ sich willig vom Pfarrer vorbereiten, er verbot den Seinigen, ihn weiter mit der Sache zu belästigen; wäre er am Leben geblieben, so möchte die Sache vielleicht nicht so weiter geführt sein, da er Verstand besaß und sich nicht so unbedingt zum Spielball Anderer gebrauchen ließ. Nun aber wurden gleich nach seinem Tode alle Segel aufgespannt. Der reiche Hof gab die Mittel, und von mancher Seite gehetzt und gespornt setzte der verwundete Ehrgeiz von da an Alles in Bewegung, Advokaten, Zeitungen (die Kölnische, ein Blatt der freien Gemeinden u. a.), Klagen u. s. w., und es wurde öfters ausgesprochen, man würde sicher nicht eher ruhen, bis man den Pfarrer aus Valdorf heraus und abgesetzt habe.

Das Presbyterium erkannte, daß aller Ernst nun dazu gethan werden müsse, auch um der rechten Liebe willen, sowohl zu H. als zur Gemeinde, der bewiesen werden mußte, daß man Reich und Arme nicht mit verschiedenem Maaße messe. Es stand zu befürchten, daß ein gefährlicher Einfluß Raum und alle zuchtlosen Elemente Muth gewinnen würden. Die Zeichen davon stellten sich bald ein; so z. B. versuchte ein Pathe die vom jetzigen Pfarrer vorgefundene Sitte (die sich in einigen Nachbargemeinden findet), daß die unehelichen Kinder in der Reihe der zu Taufenden unten an stehen, zu durchbrechen, später wurden dem Pfarrer in der Nacht an drei Seiten des Hauses die Fenster eingeworfen, mit solcher Gewalt, daß die Sprossen entzwei und die Splitter auf sein Bett flogen.

Das Presbyterium faßte nun einstimmig den Beschluß, da Fr. H. alle Verhandlung verweigert hatte, ihn von der Pathenschaft und Theilnahme am Abendmahl auszuschließen, bis er ein Zeichen der Reue gegeben.

Demnächst wurde in einer Sitzung der kirchlichen Repräsentation am 19. October Seitens des Presbyterii von der im Reser. d. d. 25. Aug. 1853 gegebenen Erlaubniß, die Repräsentation in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen, Gebrauch gemacht, und diese schmerzliche Angelegenheit zur Verhandlung vor dieselbe gebracht. Das Protokoll der Presbyt.-Sitzung, worin der oben erwähnte Beschluß gefaßt war, wurde verlesen. Die Repräsentanten drückten ihre tiefe Betrübniß über die Sache aus, billigten das Verfahren des Pfarrers und ermuthigten ihn nicht zu weichen und waren mit den Schritten des Presbyterii durchaus einverstanden. Es sei hierbei bemerkt, daß das Presbyterium aus 9 Mitgliedern, das Repräsentanten-Collegium aus 40 besteht, und daß beide Collegien in dieser Angelegenheit einmüthig gehandelt haben.

Mittlerweile war Fr. H. wegen des Auftrittes in der Sacristei ohne Zuthun des Pfarrers von der Polizei gerichtlich belangt und in Geldstrafe genommen; er appellirte, doch die zweite Instanz bestätigte das Urtheil.

Die Mutter hatte sich aus Furcht vor Strafe gebeugt und den Pfarrer ermächtigt, ihr Leidwesen über den Vorgang der Gemeinde mitzutheilen. Derselbe that dies aufs Schonendste, damit war die Sache auf kirchlichem Gebiete beendigt. Er hätte gern den Proceß vor dem Geschwornengericht vermieden, sein Wort in dieser Beziehung fruchtete nicht, und die Mutter wurde um so bitterer. Der größte Triumph aber und ein Stachel für die Hoffnung, daß es auch dem Pfarrer und Presbyterium gegenüber gelingen werde, war es, als sie vor dem Geschwornengerichte freigesprochen wurde, weil mit Absingung des Verses, mit dem die Taufhandlung bei uns beginnt, die Handlung selbst noch nicht begonnen sei! Jene Partei setzte nun alle Mittel in Bewegung; Petitionen ans Consistorium gegen den Pfarrer wurden durch die ganze Gemeinde colportirt, und dabei mit Entstellungen aller Art umgegangen, jedermann zum Unterschreiben eingeladen, auch eben confirmirte Knaben u. s. w. Der nach kirchlicher Gesinnung respectable, bei weitem größte Theil der Gemeinde hielt sich fern, mancher wurde durch wahrheitswidrige Darstellung dazu verführt. Alle diese Mittel kamen mit der Zeit an den Tag, mancher hat es dem Pfarrer erzählt, wenn er sich zum Abendmahl meldete. Wenn aber gesagt ist, es hielt sich ein Theil der Gemeinde vom Abendmahl zurück, so ist das eine Unwahrheit. Die Zahl der Gäste am Tische Gottes, die früher schon über 2000 jährlich betrug, hat sich noch um einige Hundert vermehrt, Niemand ist, der sich um dieser Sache willen davon zurückhält, außer H.'s selbst. Fr. H. reichte nun Klagen ein gegen den Pfarrer beim Gerichte (wegen Injurien) und beim Consistorium, gegen das Presbyterium und seinen Beschluß beim Moderamen.

Alles, was der Pfarrer dem H. gesagt hatte in der Kirche vom Altar, war laut gesprochen, es war auch in der Kirche verstanden, nicht bloß auf dem Chore. Der Pfarrer sollte ihn „Junge" genannt haben. Es ist das hierorts der übliche Ausdruck für unverheirathete Söhne; doch hatte ihn der Pfarrer an dem Ort nicht so genannt, weder die Hebammen, noch die Pathen mehrerer Kinder auf dem Chore, noch sonst irgend einer hatte das Wort vernommen, nur ein dem Fr. H. nahestehender Freund und Mitpathe bezeugte es dennoch; und erst nach länger als einem Jahre wurde von einem, der nicht auf dem Chore gewesen war, sogar behauptet, der Pfarrer hätte gesagt: du Gotteslästerer!

Während der Proceß beim Competenzconflict-Gerichtshofe schwebte, verhandelte das Moderamen mit Fr. H. persönlich. Seine Stellung ist ziemlich gekennzeichnet durch den Schluß seiner Beschwerdeschrift, „daß er bis an den König gehen werde, und wenn alles nichts helfe, so sehe er sich mit seiner Familie gezwungen, zur Katholischen Religion überzugehen!" Das Moderamen (d. h. der Superintendent, Assessor und Scriba der Kreis-Synode) handelte aufs liebreichste mit ihm, und wäre auch wohl zum Ziele gelangt, wenn nicht — so ist die allgemeine Meinung — der übrige Anhang und namentlich die Mutter selbst gehindert hätte. So lautet denn nach längerer Verhandlung der Schluß: mit tiefem Bedauern sieht sich das Mod. nicht im Stande,

die von dem Presbyterium über ihn verhängte disciplinarische Verfügung, die an sich gesetzlich ist, aufzuheben. Zum Beweise, wie mit den Leuten verfahren ist, mögen folgende Auszüge aus den Acten dienen: in einem Berichte des Sup. heißt es: In der zweiten Hälfte des October kam der Vater des Fr. H. mit einem anderen Manne (dem S.) aus Valdorf zu mir, um eine Beschwerde anzubringen. Aus der ganzen Art und Weise, wie diese Leute sich aussprachen, ging mir klar hervor, daß die ganze Sache in einer dem Reiche Gottes feindseligen Partheileidenschaft von ihnen aufgenommen war und verfolgt wurde, und daß der H. von einer solchen hier sichtbar in dem S. repräsentirten Parthei umstrickt war. Ich versuchte sie zu bewegen, von ihrem Vorhaben abzustehen. H. schien dafür nicht ganz unempfänglich. Ich war im Begriff, sie zu Protokoll zu vernehmen, als der S., der für die Festigkeit des H. zu fürchten schien, erklärte: „sie sähen wohl, daß sie sich an den Justiz-Commissar wenden müßten" und das Zimmer verließ; ihm folgte H.

Aus dem Schreiben des Superintendenten an H., mit welchem derselbe den Beschluß des Moderamen begleitete: Sie sehen, daß das Moderamen zu seinem tiefen Bedauern sich außer Stande gesehen hat, die vom Presbyterium der gesetzlichen Ordnung unsrer Kirche gemäß gegen Sie verfügte zeitweilige Ausschließung ꝛc. rückgängig zu machen; es gründet sich bei dieser Entscheidung auf Ihre eigne Aeußerungen, in denen Sie während einer zweistündigen, so väterlichen Unterredung mit Ihnen eine Gesinnung und Herzensstellung hinsichtlich des in Rede stehenden Verhältnisses offen gelegt haben, die um Ihrer selbst willen eine Zulassung zum heil. Sacramente nach dem göttlichen Worte nicht statthaft erscheinen lassen. Dabei werden Sie nach der liebreichen, schonenden Behandlung, die Sie von dem Moderamen erfahren haben, es sich selbst sagen müssen, daß es demselben wahrhaft und ernstlich um das Heil und den Frieden Ihrer Seele zu thun ist. — Der treue Herr und Heiland nehme sich Ihrer Seele herzlich an und führe Sie auf den Weg des wahrhaftigen Friedens.

Aus dem Bericht des Superintendenten an das Consistorium: das Moderamen wollte die Angelegenheit mit der möglichsten Milde und Nachsicht behandeln. Es wurde daher dem jungen Menschen in einer mehrstündigen Verhandlung zwar mit heiligem Ernste, aber auch mit einer solchen väterlichen und theilnehmenden Liebe begegnet, daß gewiß wenig Andere würden widerstanden haben. Indeß dieser junge Mensch bekundete eine solche Unzugänglichkeit für die Ermahnungen des göttlichen Worts — — —, daß alles dieses das Moderamen nur mit Staunen erfüllen mußte. — — In der Sitzung des Moderamen ist hierüber eine Verhandlung aufgenommen, und dieselbe dem H. in Abschrift mitgetheilt. Hieran hat der H. genug, einer Abschrift der Presbyterialverhandlung bedarf er nicht und kann ihm um so weniger gegeben werden, als er sie (ausgesprochenermaßen) zu gerichtlichen Schritten gegen den Pfarrer und das Presbyterium benutzen will. Es handelt sich hier lediglich um kirchliche Ordnung und kirchliches Verfahren, dem jeder, so lange er Mitglied der Gemeinde ist, als solches sich unterzuordnen hat. Will die Kirche eine Kirchenzucht anordnen, so müssen auch die mit der schweren Pflicht der Ausübung Beauftragten von ihr geschützt werden. Unmöglich darf es Gliedern, die einer disciplinarischen Behandlung unterliegen, gestattet sein, daran Anlaß zu nehmen, den Pfarrer und das Presbyterium gerichtlich zu belangen. — Es kommt hier noch hinzu, daß der junge Mensch offenbar in die Hände unkirchlicher und dem Evangelium feindseliger Menschen gerathen ist, die ihn und seine Sache mißbrauchen um Gelegenheit und Ursache zur Verfolgung des sein Amt mit heiligem Ernste führenden Pfarrers zu haben, und ihre Absicht ist nichts Geringeres, als ihn gänzlich zu stürzen. Ebenso richtet sich dies feindselige Treiben gegen die gläubigen und würdigen Männer des Presbyteriums, die mit dem Kern und der überwiegenden Mehrzahl der Gemeinde treu zu ihrem Pfarrer stehen.

Der Gerichtshof wies die Sache ans Consistorium. Dasselbe erkannte, daß eine Veranlassung zu einem (von H. geforderten) weiteren Einschreiten gegen den Pfarrer überall nicht vorliege. Alle Schritte nach höheren Orten führten zu keinem andern Resultat.

Mehrfach angestellte Versuche des Pfarrers sowohl als der Presbyter und anderer geachteter Gemeindeglieder, den H.'s mit Liebe beizukommen, sind fruchtlos geblieben. Gut macht Muth, aber nicht den, sich von bedenklicher Umgebung loszureißen. Fr. H. ist nicht zu bewegen gewesen, das geringste Zeichen von sich zu geben, daß ihn das Geschehene reue. Doch steht er mit einigen wenigen gleichgesinnten Individuen ganz isolirt, ohne irgend Einfluß auf die Gemeinde, die sich von dem ganzen Treiben einmüthig mit Entrüstung abgewendet hat. Das Verhältniß des Pfarrers zu seiner Gemeinde ist in keinerlei Weise gestört, auch nicht durch die Kammerverhandlungen, in denen — so sagt jeder, der die Sachlage irgend kennt, weil die Instruction nur einseitig und unvollständig war — die Darstellung der Sache eine durchaus unrichtige sein mußte.

Die neunte Westphälische Provinzialsynode.

(Fortsetzung.)

Wie es in Betreff der Frage von dem gemeinsamen Synodalabendmahle trotz des harten Kampfes in jeder Beziehung beim status quo ante verblieben war, so ergaben auch die sonstigen Verhandlungen über den Bekenntnißstand der Provincialkirche ein im Wesentlichen gleiches Resultat, obgleich sich gerade hierauf das regste Interesse und die besten Kräfte der Versammlung concentrirten. Die Grundlage dieser Verhandlungen bildeten wiederum die so gen. Vlothoer Anträge. Seitdem nämlich die durch die Cabinetsordre vom 25. November 1855 genehmigten von der Rheinischen und von der Westphälischen Synode gemeinsam entworfnen „drei Bekenntnißparagraphen" den Bekenntnißstand der evang. Kirche in beiden Provinzen in Eine Formel zu fassen unternommen haben, hat die Kreissynode Vlotho, welche hierbei von den benachbarten Minden-Ravensberger Synoden mehr oder weniger unterstützt wird, nicht nachgelassen, zur Sicherung der Confession eine Declaration dieser Paragraphen zu fordern. Namentlich verlangt sie folgende Sätze ausgesprochen:

1. Es gewähren zwar die verschiedenen Gemeinden den Gliedern von Gemeinden eines andern Bekenntnisses auf deren Wunsch die Theilnahme an dem h. Abendmahle in ihren Kirchen; es sind aber Geistliche nicht verpflichtet, das h. Abendmahl in Kirchen eines andern Bekenntnisses auszutheilen, sowie Gemeinden nicht genöthigt, von Geistlichen andern Bekenntnisses das h. Abendmahl administriren zu lassen.

2. Geistliche, die an lutherischen, reformirten u. s. w. Gemeinden angestellt sind, können nicht ohne vorherigen Confessionswechsel an eine Gemeinde des gegentheiligen Bekenntnisses berufen werden.
3. Lutherische oder reformirte Superintendenten sind nicht verpflichtet, die Ordination von Candidaten des gegentheiligen Bekenntnisses zu vollziehen, und diese berechtigt, die Ordination durch Männer ihres Bekenntnisses zu fordern.
4. Auch in andern Beziehungen des kirchlichen Lebens, wie z. B. in liturgischen Sachen, bei Ertheilung des Confirmanden-Unterrichts u. s. w. ist Gewissensanstößen der Betheiligten nach Möglichkeit billige Rücksicht zu gewähren.
5. Es ist Fürsorge zu treffen, daß die angehenden Diener der lutherischen Gemeinden auf den Universitäten solche Docenten vorfinden, welche auf dem Bekenntnisse, worauf die Studenten künftig verpflichtet werden, stehen und darauf vocirt sind.

Die Provincialsynode von 1856 hatte diese Anträge mit großer Majorität abgelehnt; die Blothoer Kreissynode hatte sie aber schon 1857 wiederholt und außerdem noch 1859 den Antrag hinzugefügt, Provincialsynode solle zur Verwirklichung der Cabinetsordre vom 9. November 1852 in einem der Kirche zu Gute kommenden Sinne die Herstellung einer solchen Ordnung in den Kirchenbehörden beantragen, daß nicht bloß einzelne Räthe für ihre Person sich zu einer Confession bekennen, sondern daß eine lutherische, resp. reformirte oder Consensus-Abtheilung die Angelegenheiten je ihrer Confession verwalte.

Zunächst wurde über diese Anträge in einer Commission berathen (der so gen. Ersten, welcher alle confessionellen, Kirchenordnungs- und Ehesachen, und also die wichtigsten Gegenstände übertragen waren), und da deren Berathungen öffentlich und von der Mehrzahl der Synodalen besucht waren, so bildeten diese Verhandlungen mit denen des Plenum ein Ganzes. Schon in diesen Comissionsberathungen ergab sich, daß fast Alle darin einig waren, daß über diese Anträge im Pausch und Bogen zur Tagesordnung übergegangen werden müsse, und zwar wurde dies selbst lutherischer Seite gewünscht, weil man für jetzt an einer Annahme dieser Anträge verzweifelte und fürchtete, daß eine Einzelberathung derselben zu den entgegengesetzten Beschlüssen führen und dadurch unheilbare Conflicte veranlassen könne. Nur über die Art und Weise der Motivirung der Tagesordnung kämpfte man, und zwar mit großer Energie und fast mit Erbitterung, obwohl vereinzelte Stimmen mit Recht darauf aufmerksam machten, daß es für den äußern Erfolg und die Rechtslage ziemlich gleichgültig sei, in welcher Weise die Motivirung erfolge; denn diese sei nur ein Zeugniß über die Ansicht der Majorität der augenblicklichen Synodalversammlung, könne als solches nicht von dem Kirchenregiment bestätigt werden und schaffe daher kein kirchliches Recht; trete eine neue Synode zusammen, so sei sie an dieses Zeugniß doch nicht gebunden. Allein die in der Versammlung befindlichen großen innern Gegensätze bedurften des Ausdrucks; sie mußten ein offenes Zeugniß von sich ablegen und ihre Kräfte aneinander erproben, und die lutherische „Fraction" kann trotz des Mangels an allem äußern Erfolg doch auf diese ernsten Tage mit Freude und Dankbarkeit zurücksehen. Sie hatte vor Allem Gelegenheit, sich und ihre gute Sache selbst besser kennen zu lernen und zu

größerer Klarheit zu gelangen, und wenn auch mit allerlei Waffen, und zum Theil sehr scharfen, gegen sie gekämpft wurde, so wollte es ihr doch dünken, als ob gar Manche von denen, zu welchen sie sich hingezogen fühlte und mit denen sie sich in der Hauptsache eins wußte, obwohl sie ihr seither fremd gewesen waren, sich ihr im Laufe dieses Kampfes näher gebracht fanden. So mögen wir denn auch nicht in die nachher von manchen Seiten gehörten Klagen einstimmen, daß wiederum um Nichts so viel Zeit und Geld verschwendet sei, — jeder Synodaltag kostet allein 120 Thlr. an Diäten, — es lassen sich eben nicht alle Erfolge wiegen oder messen.

In der Kommission, in welcher die Unionisten nicht vertreten waren, waren drei verschiedene Motivirungen aufgestellt. Die (lutherische) Majorität wollte erklärt haben, daß die im §. 3 der Bekenntnißparagraphen genannte Gemeinschaft eine jeden Gewissenszwang ausschließende sei; ein zweiter Vorschlag, welcher von dem Vertreter der Bonner Facultät ausging, sollte von den Besorgnissen, welche den Blothoer Anträgen zu Grunde liegen, zwei als berechtigt anerkennen und beseitigen, und ging dahin, auszusprechen, daß die drei Bekenntnißparagraphen weder die Nöthigung involvirten, ein Mitglied reformirten Bekenntnisses, welches sich entschieden gegen die lutherische Lehre erklärt habe, ohne weiteres zum lutherischen Altar zuzulassen, noch die Nöthigung für einen lutherischen Superintendenten, einen Geistlichen reformirten Bekenntnisses zu ordiniren. Der dritte später von der Synode angenommene Vorschlag ging von der Erwägung aus, „daß es überall nicht gerathen erscheint, an der gesetzlichen Grundlage unsers Provincialkirchenverbandes um dieser und jener Möglichkeit willen irgend zu rütteln und rütteln zu wollen, daß insbesondere keine neue thatsächliche Bewegungs-Gründe vorlägen, auf diese Frage zurückzukommen, (sic trotz Feldner, den die Interpretation der Bekenntnißparagraphen zur Landeskirche hinausgetrieben hat!) unter der Erklärung, daß die Bekenntnißparagraphen eben zum Schutz der Confession innerhalb der Union auf Grund des Thatbestandes aufgerichtet sind, und es durch Beschluß 166 der 8. Provincialsynode bereits ausgesprochen ist, wie den noch übrig bleibenden Gewissensbedenklichkeiten in Geistlichen und Gemeindegliedern Seitens der kirchlichen Behörden nach Möglichkeit Rücksicht gewährt werden soll u. s. w." Dieser Vorschlag ging von denen aus, welche an dem Zustandekommen der Bekenntnißparagraphen mitgearbeitet hatten, und welche voll Freude darüber, daß es gelungen war so viele Köpfe unter einen Hut und so vieles Leben unter eine Formel zu bringen, schon von vorne herein gegen jeden Declarationsversuch protestirten, weil damit jenes künstliche Werk zerstört werden könne, trotzdem daß auf Grund jener Paragraphen die einzelnen von der Blothoer Synode gestellten Fragen sehr verschieden beantwortet werden. So wollte denn auch ein vierter in der Versammlung von den Unionisten gestellter Antrag um deßwillen über die Blothoer Anträge zur Tagesordnung gegangen haben, weil sie sämmtlich mit dem Principe der vollständigen Kirchengemeinschaft in Widerspruch ständen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 3. März. № 18.

Schiller und seine Zeitgenossen. Eine Gabe für den 10. November 1859 von Julian Schmidt. Leipzig 1859.

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun zu einem Abschnitt unsers Buchs, der die sinnige Ueberschrift „Charlotte und Lottchen„ trägt und der das Liebesleben unsers Dichters sich zur Darstellung genommen hat; unter dem ersten Namen ist Charlotte von Kalb, die Elisabeth aus Don Carlos, zu verstehen, mit dem letzten ist Lottchen von Lengefeld, die spätere Gattin Schillers gemeint; lassen wir am Faden der Geschichte jener später so unglücklichen Charlotte von Kalb, die wir gern aus Schillers Leben weg hätten, worüber wir aber nicht schweigen können, dieses Liebesleben hinabgleiten. Charlotte von Ostheim, geboren den 25. Juli 1761 zu Waltershausen, ein schönes hochbegabtes Kind aus einem angesehenen Geschlechte, hatte schon früh Leiden kennen gelernt; in frühester Kindheit vater- und mutterlos geworden, einer älteren Schwester durchs Kindbett, ihres einzigen Bruders durch ein Duell beraubt, ward sie von dem Präsidenten von Kalb, welcher die ältere Schwester Eleonore geheirathet hatte und der die in einen bedenklichen Proceß verwickelten von Ostheimschen Güter verwaltete, um in dieser Angelegenheit freie Hand zu haben, dessen Bruder, einem Major von Kalb, der sich bei dem Hülfscorps, das Frankreich den wider das Mutterland aufgestandenen Englischen Kolonieen in Nordamerika zu Hülfe geschickt, ausgezeichnet hatte, verheirathet: er wird ein edler, schönen Frauen gefährlicher Mann, und sie eine schöne Seele genannt, (dieses Edel und Schön wird als nicht stichhaltig sich erweisen). Berührungspunkte, heißt es weiter, hatten sie wenig, und über eheliche Treue dachte man französisch; im September 1783 führte der Hofmarschall von Kalb seinen Bruder zu der unglücklichen Charlotte, und im November war Hochzeit. Im Mai 1784 reiseten die jungen Eheleute über Mannheim nach Landau, wo das Regiment des Majors in Garnison stand, und Schiller, der sich damals in Mannheim aufhielt und ihnen von Reinwald empfohlen war, ward von den jungen Leuten aufgesucht, durfte nicht von ihrer Seite weichen und diente als Führer bei der Besichtigung der Merkwürdigkeiten Mannheims. Ende Juli kommt Charlotte allein nach Mannheim, weil die Anwesenheit einer Dame in einer Garnisonstadt nicht für schicklich erscheint, und hier, obwohl von Landau aus zwei Mal wöchentlich von ihrem Ehemann besucht, wird Schiller ihr täglicher Umgang; als er im April 1785 dem Rufe seiner Freunde nach Leipzig folgt, kostet es ihn einen schweren Kampf sich von Charlotte loszureißen und beim Abschiede sagen sie sich das erste „Du"; Frau von Kalb, die von da an mit Schiller in Briefwechsel bleibt, verläßt Ostern 1786 ebenfalls Mannheim und bezieht das Gut ihres Schwiegervaters Kalbsrieth, vertauscht diesen Ort wegen eingetretener Augenschwäche April 1787 mit Gotha und geht Anfangs Sommer des Jahres nach Weimar, wohin sie Schiller bescheidet, der schon früher um die Erlaubniß gebeten sie besuchen zu dürfen, was sie aber damals abgelehnt und auf Weimar verwiesen hatte. Den 27. Juli 1787 kommt Schiller dorthin und am nämlichen Abend sieht er Charlotte, sie ist ganz dieselbe geblieben, nur einige Spuren von Kränklichkeit sind sichtbar, die sie aber nur um so interessanter machen, der zerissene Faden des Umgangs wird wieder angeknüpft und „wie in einer weiten Landschaft werden in Charlottens Herzen täglich neue schöne Partieen von dem Dichter aufgefunden." Das hindert indeß nicht während dieser Zeit, nachdem im Jahre 1785 ein Heirathsantrag um die Tochter des Buchhändlers Schwan höflich abgelehnt war, mit Körner über andere Heirathspläne zu verhandeln. Der verliebte Dichter kommt mittlerweile in Weimar mit an den Hof, und die Herzogin-Mutter hat die Galanterie die beiden Liebenden zusammen zu bitten, und wenn der liebende Er von der liebenden Sie Verweise wegen Tactlosigkeit und unhöflichen Betragens am Hofe empfängt, so werden diese geduldig hingenommen. Auch die Kirche in der Person Herders neigt sich freundlich diesem Verhältniß zu und lächelt über den Liebenden, Herder, so schreibt der Dichter an Körner, habe Charlotte versichert, daß ihn Schiller interessire, Schiller hat mit Herder von Charlotte gesprochen, Herder erzählt ihr davon und hat ihr dabei die Hand gedrückt. — Wir unsers Orts hätten die Hand nicht gedrückt und sind gemeint, wenn Schiller später Wallenstein die Worte in den Mund legt: Verflucht wer mit dem Teufel spielt, habe er an diese Liebelei mit einer Ehefrau gedacht, die diese unglücklich machen und ihn selbst, wenn auch nur vorübergehend, hart und herzlos machen sollte.

Vor der Hand ahnte man Nichts der Art, im Gegentheil

schritt das Verhältniß zu einer gewissen Natürlichkeit fort; Charlotte bringt Schiller nach Jena und holt ihn auch von dort wieder ab. Der Ehemann, der im September erwartet wird, kennt das Verhältniß, „sein Glaubt wankt nicht," er ist und bleibt der herzlich gute Mensch, der er immer war. Zwischen diesen Enthusiasmus fährt dann zuweilen die ordinäre Eitelkeit so wunderbar zwischen, wenn an Körner geschrieben wird: die hiesigen Damen sind erstaunlich empfindlich, da ist keine, die nicht eine Geschichte hätte oder gehabt hätte; erobern wollen sie alle gern. Körner, sonst ein Ehrenmann und theilnehmender Freund, hatte unglücklicher Weise für solche Verhältnisse auch einen starken Magen: er versprach sich für den Genius des Dichters eine kräftige Spannung seines Geistes durch das Liebesverhältniß zur Charlotte, setzt sich mit letzterer in Correspondenz und schreibt unter dem 2. August 1787: lasset euch nicht durch kleinstädtsches Geschwätz in euren Freuden stören; später ward er dafür gestraft, daß er der Sünde nicht gewehrt hatte, denn es sollte bald anders kommen.

Im December 1787 erhielt der Dichter eine Einladung von seiner früheren Wohlthäterin Frau von Wollzogen nach Meiningen, die einzige Tochter verheirathete sich (sie war auch einst Schillers Flamme gewesen, aber die kluge Mutter hatte klüglich gethan, als verstehe sie die Worte des Dichters nicht), und Schiller soll den Bräutigam kennen lernen; er bemerkt dazu fast kindisch gegen Körner: Du mußt wissen, daß ich hier etwas gelte und daß man sich in wichtigen Dingen an mich zu wenden pflegt; er bleibt zwölf Tage in der Gegend, wird von einem edelmännischen Gute nach dem andern gezogen und sieht auch sein früheres Patmos wieder. In Rudolstadt findet er eine Frau von Lengefeld mit zwei Töchtern, die ältere, Caroline genannt, als verehelichte von Beulwitz, die jüngere, Lottchen geheißen, noch ledig; beide ohne schön zu sein anziehend, gefallen ihm sehr, viel Bekanntschaft mit der neuern Literatur, Freiheit, Empfindung und Geist: durch Clavierspielen wird ein Abend verschönert. Nach Weimar zurückgekehrt findet er Charlotte v. Kalb gesund und sehr aufgeweckt, „aber es kommt ihm vor als wenn die Gegenwart des Mannes ihn nicht so lassen werde wie er ist," er besucht von jetzt an Charlotte nur etliche Mal in der Woche. Wo, möchten wir fragen, waren die schönen weiten Landschaftspartieen in Charlottens Herzen geblieben, wo der „Glaube des herzlich guten Mannes"? Bei Lottchen von Lengefeld waren die Herzens-Landschaften zu suchen, und der früher herzlich gute Mann kann jetzt den Dichter nicht mehr lassen wie er ist, wird vorgeschoben und zum Sündenbock gemacht. Körner merkt, daß mit dem Freunde eine Veränderung vorgegangen, und freut sich jetzt, daß der Dichter sich nach einer häuslichen und bürgerlichen Existenz sehnt, räth nur, sich nicht zu „verplempern", aber im Februar 1788 entdeckt der also Vermahnte auf der Redoute zu Weimar ein ihm bekanntes Gesicht, und siehe, es ist Lottchen von Lengefeld, die Hofdame in Weimar werden soll, zu dem Ende, um sich für den Hofdienst vorzubereiten, mit ihrer Mutter ein Jahr in der Französischen Schweiz gelebt, dort ein Verhältniß zu einem Engländer gehabt hat, das aber wieder sich gelöset und eine sanfte Melancholie zurückgelassen hat, „gesunder Menschenverstand und ächtes Gefühl zeichnen sie vor den großen Weibern aus." Jetzt wird diese Verbindung noch fester angezogen; wir eilen über den glücklichen Sommer des Jahres, in dem der Brautstand sich anbahnt, hinweg, der freilich durch die Recension über Goethe's Egmont, die in diese Zeit fällt und wodurch Mutter und Töchter, die Goethe über Alles verehren, verstimmt worden — und so tritt „dieser Mensch", schreibt Schiller ärgerlich an Körner, auch mir hier in den Weg — aber die Wolke zieht vorüber.

Schlimm stand es um diese Zeit mit Charlotte v. Kalb; Schiller hatte sie in vier Monaten nicht gesehen, das Verhältniß zu ihrem Gatten wurde immer kälter, Schiller schreibt ihr, sich von „allem Ertödtenden" zu trennen, aber dabei bleibts, sie reiset nach Franken und bittet ihn, ihr dahin zu folgen, aber er kommt nicht; er nimmt am 28. December 1788 die Professur in Jena an; unter Hangen und Bangen in schwebender Pein wegen Anträgen, die Lottchen gestellt worden, vergeht der Anfang des folgenden Jahres, in welcher Zeit Körner einen Vorschlag zu einer reichen Partie mit Mamsell Schmidt, einer Tochter des Geheimenraths und Nichte von Klopstocks Fanny, macht und worauf vernünftig geantwortet wird, aber am 3. August 1789 erhält er „ein treues lautes Ja" von der Braut durch Vermittelung der Schwester Caroline, und am 24. Decbr. erfolgt die Einwilligung der Mutter.

Ein harter Kampf stand nun mit Charlotte v. Kalb bevor, die ihren Kummer in Goethe's und Herders Herz ergoß — das frühere Händedrücken mochte den Generalsuperintendenten doch jetzt wohl geniren — die Frau wurde nach allen Seiten hin unglücklich, ihr Mann, der seit Jahresfrist nicht geschrieben, zehrt durch Reisen im nördlichen Frankreich das Vermögen auf, sie will sich von ihrem Ehemanne trennen und mit Schiller darüber reden, der mittlerweile nach Jena übergesiedelt ist und zu ihr kommen soll, der aber „versteckt sich wie Adam, als er die Stimme Gottes im Garten hörte, da der Abend kühl ward, unter die Bäume des Gartens", bleibt in Jena und verlangt, sie soll dorthin kommen, was sie aber natürlich nicht thut. Wie haben sich die früheren „schönen Landschaftspartieen des Herzens" verwandelt! einst wurde darüber voll Entzücken an Körner geschrieben, jetzt heißt es in einem Briefe an die Schwägerin Caroline: „ein seltsam wechselndes Geschöpf, ohne Talent glücklich zu sein, ihre Starkgeisterei kann sie leicht verführen, es mit dem Besten Anderer nicht so genau zu nehmen." Im December kommen die Gebrüder v. Kalb, um ihr ihren Sohn zu nehmen, worüber sie in eine Art Starrsucht verfällt; als man ihr, um diese zu brechen, alten Ungarwein bietet, nippt sie nicht, sondern trinkt die ganze Flasche aus, wodurch die Starrsucht gehoben wird. Die Geschichte wird noch schauerlicher; unter dem 15. Fe-

bruar 1790 räth Schiller seiner Braut, in gewissen Augenblicken nicht mit ihr zusammen zu treffen, denn ich weiß, auch ohne Italienischen Himmel, wessen sie fähig ist. Sie erhält jetzt von mir keine Antwort auf ihre Briefe mehr. Was kann ich ihr schreiben? Die Unglückliche, von aller Welt verlassen, — nur die edle Herzogin Louise leidet mit ihr, — bittet sich am 17. Febr. alle ihre Briefe von Schiller zurück und bewahrt dieselben in einem schwarzen Kästchen: als sie einst darin las, verfiel ihre vertraute Dienerin in plötzlichen Wahnsinn, ein tiefes Grauen faßte sie an und langsam wirft sie einen nach dem andern ins Feuer und macht zu dieser Opferung den folgenden Vers:

Erstarrt hält an im Lauf die Erde,
Im Leichenantlitz blickt der Mond
Durch die entseelte Sternenheerde,
Vom Tode bleibt Nichts unverschont,
Vom Allem, was da ist gewesen,
Lebst du allein in dieser Nacht,
Vernichtet hab ich alle Wesen.

Das ist eine schauerliche Geschichte, Allen zur Warnung, welche mit der Sünde spielen; Schiller weiß in seinen Balladen so viel von Furien und Erinnyen zu sagen, wegen dieses durch ihn zerstörten Daseins hätten sie auch für ihn ein klein wenig Arbeit gehabt! Die Geschichte ist noch nicht aus; wir nehmen im weitern Verlauf wahr, wie die Geisteshurerei ein Abbild der Leibeshurerei werden kann, die mit dem Stallmeister anhebt und bis zum Stallknecht und Stalljungen herunter geht; später als Jean Paul, dessen Schriften sie gelesen und an ihn bereits einen enthusiastischen Brief geschrieben, nach Weimar auf Freiersfüßen kommt, wird sie ganz mannstoll; sie schreibt an ihn: Alle Welt will ihn haben, bei Gott, alle Welt! Aber nein, alle sollen ihn nicht haben, oder ich vergehe! Ich will vernichtet sein, dann können sie ihn haben! Wie oft war ich nicht schon vernichtet! Noch schrecklicher ist folgendes: die Religion hier auf Erden ist nichts Anderes, als die Entwickelung und Erhaltung der Kräfte und Anlagen, die unser Wesen erhalten hat. Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, auch keine ungerechte Resignation. Alle unsere Gesetze sind Folgen der elendesten Armseligkeit und Bedürfnisse, selten der Klugheit. Liebe bedurfte keines Zwanges. Die Natur will, daß wir Mütter werden sollen; dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt, sonst ginge die Welt unter. Und was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? Ich sage mit Goethe, und mehr als Goethe: unter Millionen ist nicht einer, der nicht in der Umarmung die Braut bestiehlt." Und was geschieht nun hinsichtlich der Seele dieses armen zerrütteten Geschöpfs; die Herzogin-Mutter erweiset wiederum die Attentionen, die wir schon bei Schiller kennen, und ladet die Beiden nach Tieffurt, und was thut Jean Paul? Er erscheint hier, gerade heraus gesagt, sehr gemein; er sitzt jeden Abend mit ihr allein zusammen, schreibt: meine gute Kalb hat für alle meine Bedürfnisse gesorgt; einmal will er sie heirathen und schreibt: sie hat drei große Güter und wird, wie sie sagt, wenn die Prozesse geendet sind, reicher als eine Herzogin. Im Frühling begleite ich sie aufs schönste und habe Alles. Später wird dieses aufgegeben und er benutzt die Gemeinschaft mit ihr, um sie als die Titanide abzuzeichnen für seinen bekannten Roman, sie ist ihm nichts mehr als dem Arzt das Phantom, dabei kokettirt er, wie er ihren Anläufen begegnet, mit den Worten: „gegen die Titanide stehe ich fest;" sein Freund Otto, der mit dem armen Geschöpf eine vorübergehende Verbindung hatte, schreibt unter dem 15. Juli 1802 „die immer geehrte Kalb" — in diesen Tagen hat Jean Paul den letzten Band des Titan beendet, wo Linda da Romeiro, die Titanide, durch viele einzelne Züge dem Eingeweihten als Portrait der Frau v. Kalb kenntlich gemacht, auf eine schmähliche Weise fällt. Aber das Stürzen und Fallen war noch nicht zu Ende; ihre Einkünfte wurden immer unsicherer, so daß sie an die Gründung einer Pensionsanstalt dachte, wovon Schiller aber abrieth, 1804 entschied sich der gänzliche Verlust ihres Vermögens, sie wandte sich nach Berlin, hauptsächlich Fichtes wegen; dort lebte sie in den dürftigsten Verhältnissen, bis sich die Prinzessin Marianne ihrer annahm, erblindete völlig seit 1820, ward noch von Rahel im Jahr 1828 wegen der gewaltigen Schwingen ihres Geistes gerühmt und starb 82 Jahr alt am 2. Mai 1843. Schiller, um dieses nachzuholen, war mit ihr wieder in Verbindung getreten durch Empfehlung eines Hauslehrers, des unglücklichen Hölderlin, und erhielt von ihr nach Erscheinen seines Wallenstein einen anerkennenden Brief, der ihn sehr erfreute, ob aber diese Unglücksgeschichte ihn reuig oder klug gemacht habe, müssen wir bezweifeln; von ihm, der am 22. Februar 1790 mit Lottchen von Lengefeld getraut ward und mit dieser eine glückliche Ehe führte, wurden kürzlich Briefe mitgetheilt an seine Schwägerin Caroline, nach der Trennung letzterer von ihrem Ehemann Beulwitz, woraus man abnehmen sollte, als habe er die Absicht gehabt, die Stelle eines Gr. Gleichen in dem Verhältniß zu den beiden Schwestern einzunehmen, dem aber sich Caroline durch rasche Wiederverheirathung mit Wollzogen entwand; im Geiste jener Zeit lag solches, unser Buch schweigt davon.

Wenden wir uns einem freundlicheren Kapitel zu, Schiller als Professor in Jena und als Historiker; wir haben früher gesehen, daß derselbe durch den Don Carlos zur Niederländischen und dann zur Geschichte überhaupt geführt wurde; er wurde vorübergehend ein Enthusiast derselben und schrieb an Körner: Ich wollte, daß ich zehn Jahr hintereinander Nichts als Geschichte studirt hätte, ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl sein. Meinst Du, daß ich es noch werde nachholen können? Der Freund meinte, Geschichte schreiben könnten mehr Leute, er sei zu etwas Höherem berufen; wenigstens in einer Hauptstadt, wohl vor einem Cirkel gebildeter Menschen, die den philosophischen Geist und die Schönheit der Darstellung zu schätzen wissen, wären seine Vorlesungen an ihrem Platze und

nicht auf dem Katheder vor lernenden Studenten, indeß ließ er ihn gewähren. Das Collegium über allgemeine Geschichte ward vor 500 Zuhörern eröffnet, aber das kleine Gehalt von Weimar und der Hofrathstitel von Meiningen wollten für Lebensunterhalt nicht ausreichen, und als man eine Vorlesung gegen die Brotgelehrten gehalten, mußte man selbst fürs Brot schreiben, und ein Produkt desselben ist der dreißigjährige Krieg. Bei dieser Gelegenheit giebt unser Buch ein treffliches Exposé über Construktion der Geschichte und über Schiller in seiner Befähigung zur Geschichtschreibung. Es wird eine Parallele zwischen seinen historischen Werken und Justus Mösers Osnabrückscher Geschichte gezogen; letztere mit lebendiger Erkenntniß der Rechts-, Eigenthums- und Verkehrsverhältnisse, der Sitten und Gewohnheiten seines engern Vaterlandes, in dem sich ein Herkommen von tausend Jahren findet; er construirt die Geschichte des Landes mit dem Blick des Genius und wunderbarem Treffer, Schiller hat keine Quellen, als die gewöhnlichen, und er ist, um es kurz zu sagen, Nichts mehr als der Marquis von Posa, der in den Jahrhunderten der Geschichte Inspection hält, ob die Vertheilung der Gewalten recht geschehen, damit der Freiheit keine Gefahr drohet und kein Abbruch geschieht, und der schilt, wenn man es nicht recht gemacht hat; Religion, Stamm, Sprache, Gränze, Strom, Gebirge, Handel, Völkerstraße, alle diese Volksgeschichten bildenden Mächte kommen dabei wenig in Frage, und mit Recht weist der Verf. auf den Gegensatz solcher Auffassung in Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit hin, dessen Vorzüge anerkennend; nach der Inspection des Marquis kommt der Kantianer und sieht nach, ob es bei jener Vertheilung philosophisch-moralisch-ästhetisch-regelrecht hergegangen ist, und dann ist die Revue aus; in der Untersuchung über die Sendung Moses muß die Hütte des Zeugnisses sich gefallen lassen, in eine moderne Freimaurerloge verwandelt zu werden. Das ist Schillersche Geschichtsforschung. Die neuere objective Geschichte des Abfalls der Niederlande und der Häupter desselben, die von Leo und theilweise auch von Ranke vertreten wird, findet vor dem Verf. keine Gnade; Prescott und Macaulay sind nach seiner Meinung mit Recht zu der Schillerschen Auffassung zurückgekehrt, und ebenso wird bei dem dreißigjährigen Kriege der Auffassung desselben vom Deutschen Standpunkte aus durch Barthold gar nicht gedacht, ebenso der einseitig calvinistisch ausgeprägten Münze der Auffassung jenes Krieges, die Schiller recht in Cours gebracht, eine große Bedeutung für die protestantische Bewurzelung der rechten Auffassung vindicirt, eine Meinung, der wir widersprechen müssen.

Es folgt nun der für uns letzte Abschnitt des Buchs, „Kant und Goethe" überschrieben; denn die Zergliederung der Schillerschen Dramen und philosophischen Abhandlungen über Anmuth und Würde, über die ästhetische Erziehung des Menschen u. s. w., die der letzte Abschnitt des Buches, „klassische Periode" betitelt, gibt, würde den Raum dieser Blätter überschreiten, außerdem sind die Kritiken der klassischen Stücke, mit Ausnahme Wallensteins, verhältnißmäßig kurz. Die Freundschaft zwischen Schiller und Goethe kommt hier zunächst in Frage, über den Einfluß von Kant haben wir uns bereits ausgesprochen; es ist darüber viel phantasirt worden, von den beiden Dioskuren, von den Doppelsternen, die sich in Sphärenharmonieen am literarischen Himmel bewegen, von der Verschmelzung des Realen und Idealen u. s. w. Die eigentliche Zeit der Freundschaften, von der wir noch eine Reminiscenz bei Schiller in der Bürgschaft haben, und die Klopstock geschaffen, war eigentlich schon vorüber, als Schiller und Goethe sich zusammenthaten, die Welt war schon zu alt dafür; aber früher hatte Klopstock durch seine begeisterten Worte für die Freundschaft begeistert und wahre Inseln der Freundschaft dadurch geschaffen. Eine solche Freundschaftsinsel war Halberstadt, wie wir im Leben der Karschin sehen, wo alle Gleichgesinnten sich um den alten Gleim sammelten, alle hungernden Poeten Deutschlands Herberge, Speise und Trank, auch ein Paar Schuhe fanden, wenn sie keine anzuziehen hatten. Noch zärtlicher ging es zu in Pempelfort, dem Freundschafts- und Musensitze von Friedrich Heinrich Jacobi, wo alle Seelenverwandte sich in die Arme fielen und den ersten Kuß mit einem „Du" besiegelten; als George Forster auf seinem Wege von England über Holland, tief betrübt, weil er in Holland die zoologischen Sammlungen, die Vater und Sohn auf der Reise um die Welt zusammengebracht hatten, nicht hatte verkaufen und seinen Vater dadurch aus dem Schuldthurme in London hatte erlösen können, ankam, rief Jacobi alle Freunde aus der Nähe zusammen, den jungen interessanten Weltumsegler zu sehen, es war Freude ringsum und Rhein-aufwärts flog der Geliebte aus einer liebenden Umarmung in die andere, bis er in Cassel und Göttingen zur Besinnung kam. Als Schiller und Goethe nach vielfachen Verstimmungen und Abstoßungen sich einander näherten, war die Welt und auch diese Männer, namentlich Goethe, für eigentliche Freundschaft, die eine Seelenharmonie und Seelensympathie ist, schon zu alt geworden, die Verbindung unter ihnen ist mehr ein Bund politischer Mächte, die gemeinschaftlich gegen einen Feind zusammenstehen und ihre Macht sich gegenseitig ergänzen, wie Englands Seemacht und Frankreichs Militairkraft im Krimkriege, als eine Freundschaft nach der Weise Pempelforts.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 7. März. № 19.

Das sogen. tausendjährige Reich.

Ein Vortrag gehalten im Auftrage des Evang. Vereines.

Es ist kürzlich gesagt worden, es drohe in gewissen Kreisen die Gefahr, daß man über der Beschäftigung mit den zukünftigen Entwickelungen des Reiches Gottes die Katechismuswahrheiten vergesse. Daß solche Gefahr wirklich vorhanden ist, daß krankhafte Uebertreibung sich hier geltend macht, sehen wir schon aus dem einen Umstande, daß man neuerlich mehrfach versucht hat, die Bitte: Dein Reich komme, die jeder zunächst in Bezug auf das eigne Herz beten soll, ausschließlich auf das tausendjährige Reich zu beziehen. Wir dürfen nie vergessen, daß, was auch die Zukunft des Reiches Gottes sein mag, die Anforderungen und Aufgaben in der Hauptsache dieselben bleiben. Worte, wie die: „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demüthig wandeln vor deinem Gott", „Du sollst lieben den Herrn deinen Gott", „Glaube an den Herrn Jesum", bleiben davon unabhängig, und vorzüglich auf diese einfachsten Worte bezieht sich die Seligpreisung derjenigen, die über das Wort des Herrn nachsinnen Tag und Nacht, die Gottes Wort hören und bewahren. Doch wird es auf der andern Seite nicht angemessen sein, gegen die Zukunft des Reiches Gottes eine gleichgültige Stellung einzunehmen. Daraus, daß die Schrift, welche nirgends einer bloßen Neugierde oder Wißbegierde dient, darüber so umfassende Aufschlüsse mittheilt, folgt unmittelbar, daß hier nicht unbedeutende Mittel der Erbauung vorliegen müssen. Und solcher Mittel sich muthwillig zu berauben, erscheint am wenigsten angemessen in einer Zeit, wie die unsrige, in der die Gegenwart des Reiches Gottes so manche trübe Erscheinungen, so manche bedenkliche Vorzeichen darbietet. Da kommt es besonders darauf an, auf der einen Seite aus der Betrachtung der Vergangenheit, auf der andern aus der Betrachtung der Zukunft des Reiches Gottes Trost und Stärkung zu bereiten. Die Gegenwart erscheint in einem ganz anderen Lichte, wenn sie als bloßer Durchgangspunkt gefaßt wird.

Eine der Hauptfragen nun auf diesem Gebiete bewegt sich um eine Stelle in der Offenbarung des Heiligen Johannes, C. 20, 1—6: „Und ich sah einen Engel vom Himmel herabkommen, der hatte den Schlüssel des Abgrundes und eine große Kette in seiner Hand. Und er griff den Drachen, die alte Schlange, welche ist der Teufel und der Satan, und band ihn tausend Jahre. Und warf ihn in den Abgrund, und verschloß und versiegelte über ihn, daß er nicht mehr verführete die Heidenvölker, bis daß vollendet wären die tausend Jahre, danach muß er losgelassen werden eine kleine Zeit. — Und ich sah Stühle und sie setzten sich darauf, und Gericht ward ihnen gegeben; und (ich sah) die Seelen der Enthaupteten um des Zeugnisses Jesu und um des Wortes Gottes willen, und die nicht angebetet hatten das Thier, noch sein Bild und nicht genommen hatten sein Mahlzeichen an ihre Stirn und auf ihre Hand. Und sie lebten und regierten mit Christo die tausend Jahre. Die anderen Todten aber wurden nicht wieder lebendig, bis daß die tausend Jahre vollendet wurden. Dies ist die erste Auferstehung. Selig ist der und heilig, der Theil hat an der ersten Auferstehung: über solche hat der andere Tod keine Macht, sondern sie werden Priester Gottes und Christi sein und mit ihm regieren tausend Jahre."

Die Hauptfragen sind hier die: Ist, was hier von der Bindung Satans gesagt wird, von dem unbedingten Aufhören seines Einflusses zu verstehen, oder bezieht es sich nur darauf, daß er während der tausend Jahre nicht ferner in solcher Weise gegen die Kirche anstürmen darf, wie es in der Zeit geschah, da die Apocalypse geschrieben wurde, einer Zeit blutiger, Vernichtung bezweckender Verfolgung, da der Satan umherging wie ein brüllender Löwe und suchte, welchen er verschlinge? — Bezeichnet die „erste Auferstehung" die Auferstehung des Fleisches, oder bezeichnet sie vielmehr die himmlische Seligkeit, deren sich während der tausend Jahre diejenigen erfreuen, die vor dem Anbruche derselben heimgegangen sind? — Bezieht sich das: „Regieren mit Christo" auf das mit der Seligkeit unmittelbar verbundene und von allen Zeitverhältnissen unabhängige Privilegium aller Gläubigen, oder wird dadurch etwas ganz Absonderliches bezeichnet, was während der tausend Jahre stattfinden soll, sei es nun, daß die Auferstandenen auf die Erde herabsteigen und dort das Regiment führen, oder daß sie vom Himmel aus die Erde regieren? — Von der Beantwortung dieser Fragen hängt unmittelbar die der letzten Frage ab: sind die tausend Jahre noch zukünftig oder sind sie bereits vergangen? Diejenigen, welche sich dafür entscheiden, daß die Bindung des Satans eine absolute, die Auferstehung die leibliche, die Herrschaft eine außerordentliche sei, daß das Ganze durchaus heraustrete aus dem Gebiete der Kirchengeschichte, pflegt man

mit dem Namen der Chiliasten, der Anhänger der Lehre vom tausendjährigen Reiche, zu bezeichnen. Ehe wir die Gründe darlegen, warum wir uns diesen nicht anschließen können, wollen wir einen Blick auf die Geschichte dieser Lehre werfen.

In der Kirche der ersten Jahrhunderte hatte der Chiliasmus zahlreiche Anhänger und bedeutende Vertreter. Wie er damals gefaßt wurde, das bringen wir durch Anführung einer Stelle aus Lactantius zur Anschauung: „Die alsdann noch am Leben sind, werden eine unzählige Menge dem Herrn geheiligter Kinder zeugen und die Auferweckten zu Vorstehern haben. Dann wird eine neue Stadt gebaut in der Mitte der Erde, wo der Herr mit den Seinigen wohnt. Der Mond wird leuchten wie die Sonne, und die Sonne siebenmal so groß als jetzt glänzen. Die Erde wird ohne Bearbeitung die herrlichsten Früchte tragen, die Felsen werden Honig ausschwitzen und die Thiere zahm sein." Schon diese Probe kann zeigen, daß die jetzigen Vertreter des Chiliasmus mit Unrecht auf diese alten Zeugen für denselben ein so großes Gewicht legen. Männer, wie Justin der Märtyrer, Tertullian, sind für alle Zeiten der Kirche von hoher Bedeutung durch ihren urkräftigen Glauben. Die Theologie aber an ihre Auctorität binden, würde höchst verkehrt sein. Sie gehören trotz so vieler Lichtblicke doch immer dem Kindheitszustande derselben an, überhaupt und ganz besonders in Bezug auf die Schriftauslegung. Die Heilige Schrift stammt von oben, da ist das Vollkommne im Anfange der Entwickelung und als Bedingung derselben. Die Theologie dagegen ist eine menschliche Wissenschaft, und die muß sich nothwendig aus dürftigen Anfängen nach und nach fortbilden. Wie gering diese Anfänge damals noch waren, das läßt sich grade bei den Aeußerungen über diese Lehre selbst recht klar darthun. Die beiden Männer, auf deren Auctorität sich der Chiliasmus besonders stützt, Justin der Märtyrer und Tertullian, sind noch so wenig orientirt, daß sie in eins zusammenziehen, was die Apokalypse so streng scheidet, die tausend Jahre und das neue Jerusalem, ohne irgend darauf zu achten, daß zwischen beiden der große Abfall liegt und das Anstürmen Gogs und Magogs gegen die geliebte Stadt. Tertullian sagt (in der Schrift gegen Marcion B. 3 C. 25): „Wir bekennen, daß auf Erden uns ein Reich verheißen sei ehe wir in den Himmel kommen in einen neuen Zustand, nämlich tausend Jahre hindurch nach der Auferstehung, in der von Gott geschaffenen Stadt Jerusalem, welche sich vom Himmel herabsenken wird." Nach Justinus bringen die Frommen die tausend Jahre zu „in Jerusalem, welches auferbaut wird, geschmückt und erweitert." Es ist ferner nicht zu übersehen, daß solche chiliastische Lehre in der Kirche nie die allgemein anerkannte war. Justinus sagt ausdrücklich, daß viele auch unter den gottesfürchtigen und rechtgläubigen Christen dieser Ansicht nicht beipflichten*), obgleich er sich nicht enthalten kann, nachher doch noch zu insinuiren, daß zur vollkommnen Orthodoxie auch das Festhalten dieses Punktes gehöre. In den Briefen des Römischen Clemens, des Ignatius und Polycarp, in den apologetischen Schriften des Tatian, Athenagoras, Theophilus von Antiochien findet sich keine Spur chiliastischer Meinungen. Die Abneigung gegen den Chiliasmus war bei mehreren so lebhaft, daß sie dadurch veranlaßt wurden, die Aechtheit und das canonische Ansehen der Offenbarung Johannis zu verwerfen, deren Verständniß damals sich noch in dem Kindheitszustande befand und aus der auf dem Wege der Auslegung den Anstoß zu beseitigen sie noch nicht fähig waren. Das war ein heroisches Mittel, aber man wird die Anwendung desselben, so wie die Sachen damals lagen, kaum tadeln können. Der Chiliasmus hat so entschieden die Aussprüche des Herrn in den Evangelien und die übrigen Bücher des N. T. gegen sich, daß man, wenn einmal eins sein mußte, besser daran that, die Apokalypse zu verwerfen, als auf Grund derselben den Chiliasmus anzuerkennen und dadurch einen schreienden Widerspruch in das System der christlichen Lehre einzuführen. — Mit der wachsenden Ausbildung der Theologie, in dem Zeitalter der eigentlichen Kirchenväter, vom vierten Jahrhundert an, kam der Chiliasmus mehr und mehr in Verruf. Lactanz ist der letzte namhafte Vertreter desselben. Besonders wirkte für seine Beseitigung die Auctorität des Hieronymus und des Augustinus. Der erstere bezeichnete die chiliastischen Meinungen als „Jüdische Fabeln", bemerkte jedoch, von einer eigentlichen kirchlichen Verdammung müsse das abhalten, „daß viele kirchliche Männer und Märtyrer solches gesagt haben." Das müssen auch wir uns noch gesagt sein lassen. Es handelt sich hier nicht um einen Streit, welcher den eigentlichen Glaubensgrund betrifft, es handelt sich um eine brüderliche Verständigung zwischen solchen, die in dem Glaubensgrunde einig sind, über einen Punkt, in Bezug auf den man verschiedener Meinung sein kann, ohne daß das Innerste des geistlichen Lebens dadurch gefährdet würde. Augustinus (von der Stadt Gottes B. 20. C. 7) sagt: „Auch wir sind einstmals solcher Meinung gewesen", er sei aber später zu besserer Erkenntniß gekommen, und bezeichnet die chiliastischen Ansichten in ihrer groben Gestalt als „lächerliche Fabeln." In dem Buche von den Ketzereien an Quodvultdeus führt er den groben Chiliasmus in der Reihe der ketzerischen Meinungen auf. Während des Mittelalters lag der Chiliasmus ganz danieder. Bei der Revision des gesammten kirchlichen Bestandes in der Reformationszeit konnte es nicht anders seyn, als daß er hier und da wieder auftauchte, namentlich bei den zu allem Abnormen und Barocken geneigten Wiedertäufern. Die Augsburgische Confession aber trat ihm entschieden entgegen. Sie sagt in ihrem 17. Artikel nach Verwerfung der wiedertäuferischen Lehre von der Wiederbringung: „Item hier werden verworfen etliche Jüdische Lehre, die sich auch jetzund eräugen, daß vor der Auferstehung der Todten eitel Heilige ein weltlich Regiment haben und alle Gottlosen vertilgen werden." Man hat dies Urtheil blos auf den damaligen Chiliasmus beziehen wollen. Aber dagegen spricht, daß die Confession von Lehren spricht, die sich

*) *Πολλοὺς δ' αὖ καὶ τῶν τῆς καθαρᾶς καὶ εὐσεβοῦς ὄντων χριστιανῶν γνώμης τοῦτο μὴ γνωρίζειν ἐσήμανα σοι.*

auch jetzt eräugen, und also auch die früheren Erscheinungsformen vor Augen hat, dann auch, daß die Bezeichnung als „Jüdische Lehren" von Hieronymus entlehnt ist. Man hat behauptet, die Augsburgische Confession meine nur den groben Chiliasmus. Allein zwischen dem groben und dem feinen Chiliasmus ist nur eine fließende Gränze, und wenn die Confession einen Unterschied gemacht wissen wollte, so hätte sie genug Veranlassung gehabt, dies zu bemerken, da in der alten Kirche ja schon verschiedene Gestaltungen, gröbere und feinere, vorlagen. Wenn die Confession die letzteren nicht ausnimmt, so hat sie offenbar den Unterschied nicht machen wollen. Daß aber die ganze Gattung gemeint ist, und nicht blos eine einzelne Art desselben, das tritt besonders hervor, wenn wir die Bejahung ins Auge fassen, welche den beiden Verneinungen der Wiederbringung und des Chiliasmus vorangeht und ihre Grundlage bildet. Da wird gelehrt, „daß unser Herr Jesus Christus am jüngsten Tage kommen wird, zu richten, und alle Todten auferwecken, den Gläubigen und Auserwählten ewiges Leben und ewige Freude geben, die gottlosen Menschen aber und die Teufel in die Hölle und ewige Strafe verdammen." Danach liegt das Verwerfliche in dem Chiliasmus darin, daß er die von der Schrift gesetzten Gränzen zwischen den beiden Welten, der alten und der neuen, umstößt, daß er eine Auferstehung vor der Auferstehung lehrt, ein Reich der Herrlichkeit vor dem jüngsten Tage. Das aber ist dem feinen mit dem gröberen Chiliasmus gemeinsam. Es wird kaum ernsthaft gemeint sein, wenn gesagt worden ist*): „Unsere Lehre vom tausendjährigen Reiche ist nicht der von der Augustana verworfene Chiliasmus, denn dieser setzt die tausend Jahre vor der Auferstehung, wir dagegen setzen sie nach der Auferstehung." Es liegt am Tage, daß die Auferstehung in der Augsb. Conf. die von der Kirche bekannte allgemeine Auferstehung am jüngsten Tage ist. Wir sind nicht der Meinung, daß mit dieser Erklärung des Grundbekenntnisses unserer Kirche gegen den Chiliasmus die Sache für immer abgethan sei. Aber das scheint uns klar zu sein, daß der Eifer, mit dem man jetzt nicht selten im südlichen und westlichen Deutschland den Chiliasmus auf die Kanzel bringt, die Gränzen einer berechtigten kirchlichen Freiheit überschreitet und somit zur Auflösung der Kirche wirkt. Der Geistliche wird in seiner Amtsthätigkeit das Bekenntniß der Kirche immer so lange respectiren müssen, als die Kirche selbst es nicht abgeändert hat. Doch wir verfolgen weiter den Gang der Geschichte. Im weiteren Verlauf des 16. Jahrh. und bis zu Ende des 17ten fand in den Lutherischen Gebieten die Lehre vom tausendjährigen Reiche nur bei einer Reihe sonstiger notorischer Irrlehrer und Phantasten Anklang. So bei dem Arianer Joh. Erasmi, dem trübseligen Schwärmer Ezechiel Meth, den Rosenkreuzern. Auch in der Reformirten Kirche blieb es eine vereinzelte Erscheinung, wenn ein namhafter Theologe, Joh. Piscator, der Verfasser der gebräuchlichsten Deutschen reformirten Bibelübersetzung behauptete: „die Märtyrer allein würden vor der allgemeinen Auferstehung auferstehen und tausend Jahre mit Christo im Himmel regieren."

*) Flörke, Past. in Lübz, die Lehre vom tausendj. Reiche, Marburg 1859. S. 4.

Eine neue Wendung nahm die Sache, als Spener im Jahre 1692 seine „Behauptung der Hoffnung besserer Zeiten" herausgab. Er bekannte sich in derselben zum Chiliasmus, aber nach seiner Weise in einer feineren Gestalt und so, daß er ihn möglichst abstumpfte und ihm das Anstößige zu benehmen suchte. Er beschränkte sich darauf, zu behaupten, daß die tausend Jahre der Apokalypse noch zukünftig seien und daß ein herrlicher Zustand der Kirche zu hoffen, eine Behauptung, für welche die kirchliche Theologie eine bedeutende Handhabe darbot, indem sie noch immer daran festhielt, daß das Babel der Apokalypse, das Weib, das an vielen Wassern sitzet, das päpstliche Rom sei. Ist dies, so müssen die zehn Könige, welche das Weib verstören, noch zukünftig sein, und ebenso die tausend Jahre, welche erst auf den Sieg Christi über die zehn Könige folgen. Diese Consequenz, der sich die kirchliche Theologie auf gewaltsame Weise, jedoch von einem gesunden Triebe geleitet, entzog, wurde von Spener gezogen, während er besser gethan hätte, jenen Irrthum in Bezug auf das Babel der Apokalypse zu beseitigen. Dagegen aber bewahrte Spener sein gesunder nüchterner Sinn vor der Annahme einer Auferstehung vor der Auferstehung. Er erklärte, er wisse nicht, was es für eine Auferstehung sei, von der die Apokalypse rede. Eine leibliche Auferstehung könne es nicht sein, denn sie werde den Seelen zugeschrieben und von den Leibern sei gar nicht die Rede. Die tausend Jahre, meinte er, seien unbestimmte Bezeichnung einer langen Zeitdauer. Das Ganze kam bei ihm also darauf hinaus, daß eine großartige Erweckung in Aussicht stehe.

Diese Spenerschen Anschauungen fanden in weiten Kreisen Eingang und wurden namentlich von der gesammten Halleschen theologischen Facultät angenommen, die recht eigentlich zu dem Zwecke gegründet war, den freieren Spenerschen Standpunkt gegenüber dem streng kirchlich orthodoxen zu vertreten und besonders ein Bollwerk gegen Wittenberg abzugeben. Wie aber in vielen anderen Punkten, so fehlte es auch hier nicht an solchen, welche die von Speners Mäßigung gesetzten Schranken durchbrachen und die Opposition gegen die Lehre der Kirche auf die Spitze trieben. Das Haupt dieser war der Dr. J. W. Petersen, Superintendent in Lüneburg. An ihm bewährte sich der Ausspruch Speners in den theologischen Bedenken, „daß die Liebe zu der Meinung vom Chiliasmo, wo sie einmal in ein Gemüth eingesessen, die Leute so einnehme, daß sie sich nicht halten können, aller Orten davon zu reden." Es ist das in der That eine Eigenthümlichkeit der Lehre vom tausendjährigen Reiche, die sich noch bis auf den heutigen Tag kundgibt. Sie erklärt sich daraus, daß das Bewußtsein ihrer Schriftwidrigkeit und Unhaltbarkeit sich in den innersten Tiefen der Seele regt, und daß man, wenn man einmal entschlossen ist, ihm keine Folge zu geben, nun Alles aufbieten muß, seiner Meinung neue Stützen

zu bereiten, bis zuletzt die ganze Schrift in den Strudel des Chiliasmus hineingezogen wird. Bei Petersen war dies in der That der Fall. Er wurde mehr und mehr zu einem Schwarmgeist, dessen Taggedanke und dessen Traum bei Nacht der Chiliasmus war und die mit ihm Hand in Hand gehende Lehre von der Wiederbringung. Seine eifrige Mitstreiterin war seine Frau Eleonore geborne von und zu Merlau, welche behauptete, daß Gott ihr durch unmittelbare Mittheilung die Geheimnisse der Offenbarung erschlossen habe. Die Visionen eines Fräuleins Rosamunde von Asseburg, welches unter den Einflüssen des Ehepaares stand, mußten dazu dienen, das neue Dogma zu bekräftigen. Petersen gab sie im J. 1715 unter dem Titel: „Oeffnungen des Geistes" heraus. Er ging so weit, zu behaupten, „Niemand läugne die tausend Jahre als diejenigen, deren Qual darin angehen wird", „die Decke, die vor den Augen der Antichiliasten liege, sei viel dicker und die Verstockung ihrer Herzen viel größer, als die der Juden." Da Mehrere, die es Anfangs mit ihm gehalten hatten, sich zurückzogen, erklärte er, solche ermüdete und schläfrige Chiliasten seien die fünf thörichten, er aber und die übrigen, die das Werk noch munter trieben, die fünf klugen Jungfrauen. Im Unterschiede von Spener lehrte Petersen eine doppelte Zukunft Christi, ein doppeltes Gericht und eine doppelte Auferstehung. Vor den tausend Jahren werde Christus mit der Posaune Gottes und mit der Stimme des Erzengels herunterfahren, alle diejenigen, die von Anfang der christlichen Kirche an ihn geglaubt haben, würden auferstehen und im verklärten Leibe mit ihm Gericht halten und regieren, die noch lebendigen Gläubigen würden verwandelt und mit ihm in die Luft gerückt werden. Bei alledem würde aber doch noch ein Saame des Bösen übrigbleiben, der nach Ende der tausend Jahre werde gerichtet werden. Diese Ansichten wurden von Petersen und seiner Frau in einer wahren Fluth von Schriften vertheidigt.

Die kirchliche Rechtgläubigkeit leistete geraume Zeit hindurch dem Chiliasmus entschiedenen Widerstand. Petersen wurde, nachdem sogar ein Responsum der eine freiere Richtung repräsentirenden theologischen Facultät in Helmstädt vom J. 1692 dahin ausgefallen war, daß er, „weil er von Ausbreitung des Chiliasmus nicht ablassen wolle, zu removiren sei", durch Urtheil des Consistoriums seines Amtes als Superintendent in Lüneburg entsetzt. Die interessanten Verhandlungen theilt seine Selbstbiographie mit, in der er eine lange Reihe von Fällen aufzählt, in denen Gegner des Chiliasmus von jähem Tode, Verlust der Augen, Verdorrung des Armes und anderen schweren Leibesschäden betroffen sein sollen. Zu großer Genugthuung gereichte es ihm, als er unmittelbar nach seiner Absetzung einen Brief von dem Kammerpräsidenten Herrn v. Knyphausen in Berlin erhielt mit der Meldung, der Churfürst lasse ihn einladen, seinen Wohnsitz in seinen Landen zu nehmen, und setze ihm eine Pension aus, er selbst, der Präsident, habe die Göttlichkeit der Asseburgischen Bezeugungen erkannt und wolle für sich noch etwas zulegen. In der stillen und obscuren Zurückgezogenheit, in der er in Niederdodeleben bei Magdeburg sein Gütchen baute, tröstete er sich damit, daß der Herr ihn in dem tausendjährigen Reiche über zehn Städte setzen werde. Noch schlimmer wie Petersen erging es einem Pfarrer Stier in der Gegend von Frankfurt am Main. Er kam in Verdacht, eine im J. 1724 anonym erschienene fanatisch chiliastische Schrift verfertigt zu haben und wurde deshalb gefangen gesetzt. Nachdem er den Beweis geführt hatte, daß Petersen der Verfasser der Schrift sei, er sie nur zum Drucke befördert habe, wurde er zwar losgelassen, mußte aber doch öffentlich Abbitte thun*). Welche feste Haltung die kirchliche Rechtgläubigkeit dem Chiliasmus gegenüber auch auf dem theologischen Gebiete bewahrte, zeigt der Timotheus Verinus des frommen Gegners des Pietismus, des Dresdner Oberhofprediger Löscher. Als den Hauptgrund gegen den Chiliasmus macht dieser, wie schon vor ihm Jo. Gerhard, die bedenkliche Vermengung der gegenwärtigen und zukünftigen Welt geltend, welche er sich zu Schulden kommen lasse, und die Alterirung der Lehre der Schrift und des christlichen Bekenntnisses von der Auferstehung. Dann weist er auch darauf hin, „daß man an der gegenwärtigen Verfassung der Kirche verzagt und alles Bessern, so daran geschieht, nur unnützes Flicken nennt, mit dem Vorwande, es müsse ein ganz neues Gebäude aufgerichtet werden." Es ist das eine bedenkliche Seite, welche der Chiliasmus auch in seinen neuesten Erscheinungen wieder darbietet. In welchem Grade er die Hände schlaff macht, die bis zu dem Anbruche des wahrhaftigen Reiches der Herrlichkeit und während der ganzen Dauer der streitenden Kirche stark sein sollen, zeigt z. B. die Aeußerung von Prof. Auberlen: „Wer nicht glaubt, daß der Herr selbst noch seinem Reiche auf Erden zu Sieg und Herrschaft helfen werde, der meint dies hohe Ziel durch eigne Thätigkeit erreichen zu müssen und vergißt das: „ohne Menschenhand." Solcher Quietismus führt dahin, daß man den Feinden der Kirche das Feld überläßt.

Nach und nach aber kam mit dem Pietismus der mit ihm von seinem Ursprunge an verwachsene feinere Chiliasmus zu fast unbedingter Herrschaft. Was Petersen ungeachtet seines stürmischen Eifers, ja wohl grade wegen desselben nicht gelungen war, die Gemüther für den strengeren Chiliasmus zu gewinnen und der Spenerschen Schwebe ein Ende zu machen, das erreichte der treffliche Prälat Bengel, der diesen Chiliasmus mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln der Wissenschaft zu befestigen suchte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Walch, Religionsstr. innerhalb ꝛc. 2 S. 614.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 10. März. № 20.

Das sogen. tausendjährige Reich.

(Fortsetzung.)

Als der Nationalismus an die Stelle des Pietismus trat, der ihm in so vieler Beziehung vorgearbeitet hatte, und als dessen Phlegma und Bodensatz er betrachtet werden kann, so fiel mit allen anderen auf Offenbarung beruhenden Lehren natürlich auch der Chiliasmus zu Boden. Wie der Nationalismus mit ihm sein Gespötte trieb, und wie er gar wohl diese Blöße zu benutzen verstand, welche sich die Kirche gegeben, zeigt z. B. die in ihrer Zeit vielgelesene Geschichte des Chiliasmus von dem Züricher Professor Corodi.

Der Pietismus war noch nicht ganz ausgestorben als die neue Wiederbelebung der Kirche begann. Namentlich berührte sich der Anfang der letzteren mit dem Ende des ersteren, neben dem Wupperthale, in Würtemberg, wo durch die Auctorität Bengels sich die Lehre vom Chiliasmus besonders tief in die Gemüther eingesenkt hatte. Man kann sie mit gewissem Rechte als ein Würtemberger Dogma betrachten. Wie der Rheinländer für die Herrlichkeit der Presbyterialverfassung schwärmt, weil er darin die besondere Ehre seines Hauses erblickt, so meint der Würtemberger gar leicht, daß man in der durch seinen Landsmann Bengel eingebürgerten Lehre vom Chiliasmus seinen Augapfel antaste. Es war unter diesen Umständen sehr natürlich, daß das tausendjährige Reich in den Bestand der christlichen Anschauungen der neuen Generation aufgenommen wurde, die zunächst den Faden da wieder anknüpfte, wo er bei dem Einbrechen des Nationalismus abgerissen war. Geraume Zeit hindurch erfreute sich der Chiliasmus einer fast unbestrittenen Herrschaft, jedoch so, daß er fast nur in Würtemberg und dem angränzenden Baden, dann im Wupperthale schärfer betont, im Ganzen und Großen kein besonderes Gewicht auf ihn gelegt wurde. Man hatte es fast ganz vergessen, daß diese Lehre ursprünglich in der Kirche verpönt gewesen war und nur den Kreisen der Secten und Schwärmer angehört hatte. Es dauerte ziemlich lange bis ein ernstlicher Angriff erfolgte, und dieser Angriff rief allgemeine Verwunderung hervor. In neuester Zeit hat der Chiliasmus, besonders in Würtemberg und im Wupperthal, einen neuen Aufschwung genommen. Er wird nicht blos auf Conferenzen, wie auf der letzten Elberfelder, sondern auch in Predigten mit einem Eifer vorgetragen, als hänge davon vorzugsweise das Heil der Kirche ab.

Wir wollen nun den jetzigen Stand der Lehre und der Gegenlehre etwas eingehender darlegen. Die Vertheidiger der Lehre vom tausendjährigen Reich stimmen darin überein, daß sie dasselbe als noch der Zukunft angehörig betrachten. Auch darin sind sie ziemlich einig, daß sie die Bindung Satans loslösen von der Bekehrung der Völker, in Bezug auf die Satan gebunden wurde, und sie in einen so zu sagen magischen Vorgang verwandeln, wie z. B. Prof. Auberlen sagt: „Hiemit ist die Menschen- und auch die Naturwelt von einem schrecklichen Banne befreit. So lange der Teufel noch in der Finsterniß dieser Welt herrscht, leben wir alle in einer vergifteten, mit tödtlichen Stoffen geschwängerten Luft. Durch Christi Zukunft wird eine gewaltige Luftreinigung geschehen, es wird wie ein Alp von der Menschheit genommen werden." Wird die Bindung Satans so gefaßt, so muß freilich die Frage entstehen: warum erfolgte sie denn nicht gleich in den Anfängen der christlichen Kirche? Warum wurde diesem Ahriman Raum gelassen bis zum Beginnen der tausend Jahre? Während schon hier die Einigkeit keine vollständige ist, namentlich Prof. v. Hofmann die Bindung des Satans in einer minder abstoßenden und der Analogie des Glaubens widersprechenden Weise faßt, findet ein entschiedener Gegensatz statt in Bezug auf die „erste Auferstehung." Man ist nur soweit eins, daß diese Auferstehung eine leibliche sein müsse. Im Uebrigen geht man auseinander. Prof. v. Hofmann behauptet, daß das Reich Christi und der Sitz der auferstandenen Gemeinde auf Erden sein werde, und zwar in Canaan, welches ebenfalls verklärt sein werde, so daß auf Erden ein Gegensatz verklärten und unverklärten Menschen- und Naturlebens stattfinde. Die Schwierigkeiten dieser Ansicht liegen am Tage: auch eine theilweise Verklärung der Erde greift herüber in das Gebiet des: „ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde", in Apok. 21, 1, und des: „siehe ich mache Alles neu", in C. 21, 5, wodurch alles Vorhergehende unter 1 Mos. 3 gestellt wird. Welche physikalische Schwierigkeiten die Isolirung eines Winkels der Erde hat, darf nicht erst ausgeführt werden. Ebenso wenig brauchen wir erst zu zeigen, wie undenkbar es ist, daß der Stuhl Christi und die Stadt der Auferstandenen und Verklärten nach Ende der tausend Jahre von sterblichen Menschen belagert werden soll. Um diesen Schwierigkeiten zu entgehen, versetzten Andere die Scene in den Himmel. Prof. Auberlen z. B. sagt: „Christus geht, nachdem er seine Gemeinde gesammelt, seine Braut heimgeholt hat, mit ihr in den Himmel

zurück. Die noch unverklärte Erde kann ja nicht der Ort der verklärten Gemeinde sein." Allein wie paßt dann C. 20, 9, wonach das Lager der Heiligen und die geliebte Stadt auf Erden von Gog und Magog berennt wird? Christus soll nicht blos die verstorbenen Gläubigen, er soll auch die Lebenden nach vorangegangener Wandlung mit sich in den Himmel genommen haben. Was bleibt da übrig für die geliebte Stadt und das Lager der Heiligen? Und nun bedenke man, daß die Auferstehung in innigem Zusammenhange steht mit der „Wiedergeburt", mit der Erneuerung der Erde, welche der Herr ankündigt, und daß man nicht einsieht, wenn der Himmel die angemessene Bleibstätte für die Auferstehung ist, warum sie nicht gleich mit dem Uebergange in das jenseitige Dasein erfolgt, ferner, daß es kaum denkbar ist, wie nach einem so gewaltigen Eingreifen der jenseitigen Welt in die geschichtliche Entwickelung der völlig abgerissene Faden der letzteren noch einmal wieder angeknüpft werden sollte; endlich, daß die ganze Hypothese offenbar nur eine Auskunft der Verlegenheit ist, da weder das Herabfahren Christi zur Erde, noch seine Rückkehr mit den Auferstandenen und Verwandelten mit einem Worte angedeutet ist. — Die Apokalypse geht über die tausend Jahre gar rasch hinweg, weil der Zustand, den sie bringen, obgleich befriedigender als der vorige, doch keineswegs ein absolut befriedigender ist. Johannes eilt herüber zu dem neuen Himmel und der neuen Erde und zu dem neuen Jerusalem, das vom Himmel herabkommt geschmückt wie eine Braut für ihren Mann. Die tausend Jahre nehmen sich in der Apokalypse ziemlich kahl aus, besonders wenn der Sitz der Auferstandenen in den Himmel gelegt wird. Diesen Mangel nun haben die Freunde des tausendjährigen Reiches gefühlt, sie suchen ihn durch Fictionen zu ergänzen, machen ihn aber dadurch nur noch auffallender. Past. Flörke z. B. nimmt an, daß während der tausend Jahre die Glorie des Herrn an dem geöffneten Himmel sichtbar sein werde, freilich nicht auf der ganzen Erde, sondern nur „in dem Palästina des Willens Gottes, vom Euphrat und Libanon bis Aegypten reichend." Unter der unmittelbaren Direktion und Segnung dieser „Glorie am geöffneten Himmel" soll auch das Naturleben stehen. Dazu vielfache sichtbare Erscheinungen Christi und seiner Engel und der Auferstandenen im Kreise der Gläubigen. Das paßt aber schlecht dazu, daß die Welt nichtsdestoweniger noch immer „nicht eine wunderartig verwandelte" sein soll, „sondern eine Welt, wie sie heute ist, von Sündern und Todeskindern, welche alle Tage viel sündigen." Es ist eine völlig auf eigne Hand unternommene Vermischung des Unvereinbaren, ein bedenklicher Uebergriff in das Gebiet des neuen Himmels und der neuen Erde. Die kirchliche Theologie, die solche Dinge verschmähte, hat unter Anderem auch den Vorzug des schärferen Denkens.*)

Wir wollen jetzt einen Ueberblick geben über die dem Chiliasmus entgegengesetzte Auffassung, die Ansicht, nach der die tausend Jahre jetzt bereits der Vergangenheit angehören, nach der wir in der Zeit leben, in welcher der Satan von Neuem losgelassen ist aus seinem Gefängnisse, das wiedererwachte Heidenthum von Neuem losstürmt auf die Kirche, und deren Ende die Auferstehung ist, das Weltgericht und der neue Himmel und die neue Erde.

Die Offenbarung Johannis ist kein anticipirtes Compendium der Kirchengeschichte. So weit sie sich überhaupt auf bestimmte einzelne Ereignisse der Zukunft bezieht, beschränkt sie sich darauf, einzelne große Wendepunkte anzudeuten und zwar diejenigen, welche in Beziehung stehen zu dem geschichtlichen Ausgangspunkte des Buches, einer schweren und blutigen Verfolgung durch das Thier, die heidnische Weltmacht, und speciell die Römische Phase derselben. Ranke*) sagt: „Von welchem Punkte man auch immer suchen mag die Entwickelung der neuen Jahrhunderte zu begreifen, beinahe alle Male wird man auf das Römische Reich zurückgeführt, welches, indem es die alte Welt unterwarf und von der neuen überwältigt ward, eine Mitte für die gesammte Geschichte bildet." Bei diesem entscheidenden Punkte setzt auch die Apokalypse ein. Der erste in ihr geweissagte weltgeschichtliche Punkt ist das Gericht über das Weib, welches auf vielen Wassern sitzt, das neue Babel, welches die Herrschaft hat über die Könige der Erde, Rom. Als die Werkzeuge dieses Gerichtes werden zehn Könige bezeichnet, welche das Weib hassen und wüste machen. Diese Könige oder Reiche, Königthümer — denn das sind die Könige nach dem Sprachgebrauche der Apokalypse — huldigen Anfangs, ebenso wie das Weib, dem Thiere, sie sind dem Heidenthum ergeben, aber es dauert nicht lange, so werden sie von dem Lamme besiegt. In der Hauptschilderung dieses Siegers in C. 19, 11 — 21 führt Alles darauf, daß die Mission Christi hier zunächst eine solche des Zornes und des Gerichtes ist. Aber daß dies Gericht, vollführt durch die blutigen Kämpfe, welche unter den Zerstörern der Römischen Herrschaft entstanden, nur der Gnade den Weg bahnen und die Härtigkeit der Könige zermalmen soll, so daß sie das sanfte Joch Christi auf sich nehmen, daß es unter den Ausspruch fällt: wir müssen durch viele Trübsale in das Reich Gottes eingehen, das erhellt deutlich aus einer vorangegangenen Stelle, C. 17, 14, wo es in Bezug auf die zehn Könige heißt: „Diese werden streiten mit dem Lamme und das Lamm wird sie überwinden — denn es ist ein Herr der Herren und ein König der Könige — und mit ihm die Berufenen und Auserwählten und Gläubigen." Daß hier der Gläubigen als der Theilnehmer des Kampfes und Werkzeuge des Sieges gedacht wird, zeigt, daß der Kampf und Sieg nur ein geistlicher sein kann, daß er durch die specifisch christlichen Waffen errungen wird, wie sie der h. Paulus in dem Briefe an die Epheser beschreibt. Auf die Bekehrung der zehn Könige und ihrer Völker führt auch, daß sich unmittelbar an den Sieg über sie die

*) Past. Flörke, der sonst von ganzem Herzen auf Seiten dieser Theologie steht, hat sich hier in schwer begreiflicher Weise durch ein Irrlicht verlocken lassen.

*) Die Serbische Revolution S. 1.

Bindung des Satans anschließt, so daß er die Heiden, die Völker jener zehn Könige, nicht ferner verführen kann, bis tausend Jahre vollendet sind, C. 20, 1 — 3. So wenig auch der Satan nur eine Personification der gottlosen Gelüste ist, so ist doch das richtig, daß nach der Lehre der ganzen Schrift der Einfluß des Satans Hand in Hand geht mit der ihm entgegenkommenden Neigung, so daß, wenn der Satan gebunden wird, vorher die gottlose Neigung gebunden sein muß. Der unreine Geist darf nur da sprechen: „ich will zurückkehren in mein Haus, von dem ich ausgegangen bin", wo dasselbe „müßig und gekehret und geschmückt" ist, für ihn gekehret und geschmückt eben dadurch, daß es müßig ist, daß das Wachen und Beten in ihm aufgehört hat, Matth. 12, 43 — 45. Nur bei denen, die an den Weg gesät sind, nur da, wo durch eigne Schuld der Hörenden der Saame sich nicht bergen kann, kommt der Böse und nimmt weg das Wort, das in ihren Herzen gesät ist. Der Apostel ermahnt in Eph. 4, 27: „gebet nicht Raum dem Teufel." (Nicht wie Luther: dem Lästerer.) „Der Satan — sagt Stier — will hinein in unsere Seele, wir sollen ihm nicht Raum dazu machen." „Widerstehet dem Teufel, ermahnt Jakobus, so wird er fliehen vor euch." Nur die Sinne der Ungläubigen werden nach 2 Cor. 4, 14 von dem Gotte dieser Welt verblendet, und wer die Waffenrüstung Gottes anlegt, dem können nach Eph. 6, 11 alle Listen Satans nichts anhaben, für den ist der Satan gebunden. Das also ist der zweite weltgeschichtliche Punkt, die Bekehrung der Völker, welche das Römische Reich zerstörten, nach dem Zeugnisse der Geschichte der Völker der Völkerwanderung, vorzugsweise der Germanischen. Da mit diesem Punkte die tausend Jahre beginnen, so müssen wir ihn chronologisch zu fixiren suchen, so weit dies bei dergleichen Thatsachen möglich ist, bei denen die Gränze überall eine fließende. Es kommt darauf an, den Hauptwendepunkt zwischen Heidenthum und Christenthum unter den Germanischen Völkern aufzufinden. Da wird wohl Niemand in Abrede stellen können, daß dieser durch zwei Männer bezeichnet wird, durch Bonifacius und durch Karl den Großen. In Bezug auf den Ersteren sagt treffend Leo *): „Alles, was später in kirchlicher, politischer und geistiger Beziehung in Deutschland erwachsen ist, steht auf dem Fundamente, welches Bonifacius gelegt hat — Bonifacius, dessen Grabesstätte in Fulda uns heiligerer Boden sein müßte, als die Gräber der Patriarchen den Israeliten waren, denn er hat unser Volk und uns in diesem geistig erzeugt." Auf die hohe Bedeutung Karls auf unserm Gebiete weist schon sein Beiname „der Große" hin, den er großen Theils demjenigen verdankt, was er für die Gründung und Befestigung des Reiches Christi gethan hat. Wollten wir für den Anfang der tausend Jahre ein einzelnes Jahr aussondern, so könnte es kein anderes sein, als das Jahr 800. Am 25. Dec. des J. 800, womit man damals in Rom das J. 801 als mit dem christlichen Neujahrstage jener Zeit anfing, setzte der Papst dem

*) Deutsche Gesch. 1. S. 488.

Kaiser während des Weihnachtsgottesdienstes nach der Messe als der Kaiser betend vor dem Altar kniete, als geschähe es in einer Art unmittelbarer Eingebung und religiösen Getriebenseins, in der Kirche von St. Peter die kaiserliche Krone auf und alles Volk rief: „Dem Kaiser Karl, dem von Gott gekrönten, dem Großen und Friede-bringenden Herrscher der Römer, sei Leben und Sieg." *)

Das einzige geschichtlich erkennbare Merkmal, welches für die tausend Jahre angegeben wird, ist die Bindung des Satans, oder, was nach dem bereits Bemerkten nur ein anderer Ausdruck für dieselbe Sache ist, die Herrschaft des christlichen Principes in dem Leben der Völker, von denen der Sturz des alten Römerreiches ausging. Denn was in C. 20, V. 4—6 noch in Bezug auf die tausend Jahre ausgesagt wird, gehört nicht dem geschichtlichen Gebiete an, sondern dem jenseitigen Dasein und ist nur specielle Anwendung des christlichen Glaubensartikels von dem ewigen Leben. Die Apokalypse ist kein Wahrsagungs-, sie ist ein Trostbuch. Sie soll zunächst die, welche zur Zeit ihrer Abfassung unter der Römischen Verfolgung seufzten, trösten und mit unüberwindlicher Stärke ausrüsten. Wir dürfen nie vergessen, daß sie von einem solchen geschrieben wurde, der auf der Insel Patmos war wegen des Wortes Gottes und des Zeugnisses Jesu Christi, und der sein Buch zunächst seinen „Mitgenossen an der Trübsal und an der Geduld Jesu Christi" widmete. Aus dem Kreise dieser kam ihm, da er die Bindung Satans zu Anfang der tausend Jahre verkündete, der in der Gegenwart einen großen Zorn hatte und das Weib verfolgte, welche das Knäblein geboren, und ausschoß nach ihr aus seinem Munde ein Wasser wie ein Strom, daß er sie ersäufte, die Frage entgegen: aber was ist das für uns, die wir vor dem Anbruche der tausend Jahre unter den Streichen Satans fallen? „Was wird uns werden," Matth. 19, 27. Die prosaische Antwort auf diese Frage ist die: Was Euch die Erde versagt, werdet ihr im Himmel finden. In dieser Form aber konnte die Antwort in der Apokalypse nicht gegeben werden. Es ist verkehrt, wenn Manche sie nicht anders lesen, als wenn sie ein Compendium der Dogmatik vor sich hätten. Sie gehört dem höchsten Aufschwunge heiliger Poesie an, sie ist ein Buch der Gesichte Gottes. Die Vision liebt es, Alles mit Fleisch und Blut zu bekleiden und in bildnerischer Anschaulichkeit vorzuführen. So geschieht es denn auch hier. Es wird eine Gerichtssitzung gehalten, und in ihr erscheinen alle Märtyrer und treuen Bekenner, alle, die in den Verfolgungen durch das Thier, die heidnische Weltmacht, den Glauben nicht verläugnet haben, und werden nach Prüfung ihrer Werke zum Leben verordnet. Erleben sie auch auf Erden nicht den Anbruch der tausend Jahre, so befinden sie sich doch während derselben in der himmlischen Seligkeit, während ihre Verfolger und Unterdrücker derselben entbehren, und zuletzt in den schaurigen Feuersee hinabgeworfen, eine Beute des zweiten Todes werden,

*) Leo, S. 510.

der über die Seligen keine Gewalt hat. Wer wollte im Blicke hierauf nicht willig und freudig die Leiden dieser Zeit erdulden, wer wollte den Feinden der Kirche ihr Glück und ihre Erfolge mißgönnen, die zu solchem Ende hinführen?

Genau so wie der Seher hier von der Erde zum Himmel emporsteigt, wird auch in C. 7 zuerst geschildert, wie in den bevorstehenden Drangsalen Gott seine schützende Hand auf Erden über seine Gläubigen hält, dann in V. 9—17 hingewiesen auf die himmlische Herrlichkeit, die nach der kurzen Trübsal dieser Zeit der Erwählten wartet.

Auf den ersten Anblick nun enthält die Schilderung der himmlischen Seligkeit, deren sich die Erwählten während der tausend Jahre erfreuen, obgleich sie sich im Ganzen und Großen von dem Gebiete der geschichtlichen Entwickelung *entfernt*, dennoch ein zweites characteristisches Merkmal der tausend Jahre, welches dem ersten, der Bindung Satans, zur Seite tritt. Es wird gesagt, daß die vollendeten treuen Zeugen während der tausend Jahre mit Christo regieren werden. Die tausend Jahre, könnte man hiernach meinen, sind die Zeit der Herrschaft Christi und seiner verklärten Gemeinde. Indessen bei näherer Betrachtung ergiebt sich, daß diese Auffassung eine irrige ist. Das Regieren Christi und seiner Gläubigen während der tausend Jahre ist positiv zu verstehen und nicht exclusiv, nicht so als ob Christus und seine Gläubigen vorher und nachher nicht regiert hätten, sondern die Regierung wird den tausend Jahren nur deshalb beigelegt, weil auf diese grade reflectirt wird, weil die Frage: *was wird denn uns während der tausend Jahre werden?* den Ausgangspunkt bildet. Christus regieret unablässig seit seiner Erhöhung zur Rechten des Vaters, er herrscht auch mitten unter seinen Feinden, Ps. 110, 2, herrscht während der grimmigen Anläufe des Thieres und in der Zeit, da der Satan wieder los geworden aus seinem Gefängniß und Gog und Magog zum Streite versammelt hat wider die geliebte Stadt, nicht minder als während der tausend Jahre. Er ist nach Offenb. 1, 5 der Fürst der Könige auf Erden, er besiegt nach C. 17, 14 die zehn Könige, *weil* er ein Herr aller Herren und ein König aller Könige ist, er hat nach C. 19, 16, schon da er zum Streite gegen die zehn Könige auszieht, einen Namen geschrieben auf seinem Kleide und auf seiner Hüfte also: „ein König aller Könige und ein Herr aller Herren." Das ist die Bürgschaft des Sieges über die zehn Könige. Nach 1 Cor. 15, 25 muß Christus regieren bis daß er alle seine Feinde unter seine Füße gelegt hat. Daß ebenso das Herrschen der Gläubigen mit Christo von Zeitverhältnissen durchaus unabhängig ist, zeigen die übrigen Stellen der Apokalypse, in denen desselben gedacht wird, 1, 6. 9. 2, 26—28. 5, 10. Dann die Paulinische Grundst. 2 Tim. 2, 12: „Dulden wir, so werden wir mit herrschen." In Röm. 5, 17 erscheinen *leben* und *regieren* als unzertrennlich verbunden. Man wird nach allem diesem die Bezeichnung: tausendjähriges Reich, als eine mißverständliche aufgeben müssen. Daß in Bezug auf die tausend

Jahre nur ein einziges Merkmal gegeben wird, erhellt auch daraus, daß das Eintreten der neuen Periode nur durch das Aufhören dieses Einen Merkmales bezeichnet ist. Es heißt nur: „wenn die tausend Jahre vollendet sind, wird der Satanas los werden aus seinem Gefängnisse," und von einem Aufhören des Reiches Christi und seiner vollendeten Gläubigen ist mit keinem Worte die Rede.

Das nun wird in der Apokalypse von dem Jahrtausend gesagt, während dessen der Satan gebunden ist, daß er die Völker nicht mehr verführen kann. Es folgt darauf die neue Aera, da der Satan los geworden aus seinem Gefängniß und wiederum die Völker verführet und zum Sturme wider die geliebte Stadt, die Kirche, versammelt. Die Erfüllung liegt vor Augen. Rechnen wir tausend Jahre von Bonifacius und Karl dem Großen, so stoßen wir auf Voltaire, diesen Malefacius, dessen Losung écrasez l'infâme so viel heißt als: Satan komm los, auf die Französische Revolution, auf Napoleon, den neulich selbst die Kaiserin Eugenie mit Karl dem Großen contrastirt haben soll, indem sie den jetzigen Napoleon fragte, ob er dem Vorbilde Karls des Großen oder Napoleons des ersten folgen wolle. Wir stoßen auf eine Zeit, in welcher der Geist des Abfalls durch die Völker hindurchgeht, in der die Herrschaft des christlichen Principes gebrochen ist, in welcher sich eine der Kirche und ihrem Herrn abgewandte öffentliche Meinung bildet, in der edlere Regungen des Volksgeistes, wie unter uns „die herrliche Zeit der Befreiungskriege," bald wieder absterben und sind „gleich der Morgenwolke und gleich dem Thau, der da früh verschwindet." Mit denen, welche die ernsten Zeichen der Zeit nicht erkennen können und wollen, welche meinen, man dürfe nicht verachten „den Christus im herbstlichen Festkleide, wie er die kritische Wurfschaufel schwingt in seiner Hand und seine Tenne fegt" *), welche also auch so unbedingt todbringende, nichts als Verwesung athmende Erscheinungen wie den Rationalismus im rosigen Lichte schauen, wollen wir nicht streiten. Wir verzichten von vornherein auf ihre Beistimmung, oder hoffen vielmehr, daß ihre Behauptungen nur leicht hingeworfene sein werden, nicht Ausdruck ihres Wesens, sondern nur einer Stimmung.

(Fortsetzung folgt.)

A. von Humboldt und Varnhagen von Ense.

Die Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827—1858 sind im hohen Grade unbedeutend; sie führen zwar den Beweis, daß weder Humboldt noch Varnhagen wahrhaft große Männer gewesen sind, obschon sie sich das einander mehrmals sagen, enthalten aber außerdem fast gar keinen geschichtlichen Stoff; sie drehen sich um literarische Kleinigkeiten, um Protectionen einiger Literaten, die meist eingestandener Maßen, wie z. B. Freiligrath, revolutionäre Dema-

*) Prof. Lange, über die geistige Einheit des Mittelalters, S. 5.

gogen sind. Außerdem kommen noch hin und wieder Urtheile und Geschichtchen über Personen des Hofes vor, aber meist nur in den Auszügen aus Varnhagen's Tagebuch, in dem sie, wahrscheinlich nicht ganz treu, aus Humboldt's Erzählungen aufgezeichnet sind. Das Motto bezeugt aber auch, daß man sich selbst auf die Aechtheit der Humboldtschen Erzählungen nicht sehr verlassen kann, indem er darin selbst sagt: „Wahrheit ist man im Leben nur denen schuldig, die man tief achtet," und bei den Thatsachen, die uns anderweitig genau bekannt geworden sind, bestätigt es sich uns denn auch, daß die beiden „großen Männer" es mit der Wahrheit nicht sehr genau genommen haben.

Um diese Briefe zu verstehen, muß man wissen, daß der König mit Humboldt nie über Politik sprach, und daß dieser daher von allen Personalien und Realien, die am Hofe in dieser Hinsicht vorgingen, sehr unvollständig unterrichtet war. Daß dies ihn, der sich für verpflichtet hielt, den Principien von 1789 unverbrüchlich treu zu bleiben, sehr erbitterte, ist erklärlich, weniger, daß der König, der seine Richtung kannte, ihn dessenungeachtet in seiner Nähe behielt und ihn durch jene Zurückhaltung glaubte neutralisiren zu können.

Noch deutlicher als seine politischen Verkehrtheiten spricht aber Humboldt in diesen Briefen seinen Haß gegen die Kirche aus. Hierin ist er ganz auf dem Standpunkt von 1789, oder vielmehr auf dem noch frühern der Allgemeinen Deutschen Bibliothek stehn geblieben, so daß er es durchaus nicht begreifen kann, wie ein vernünftiger Mensch an die Offenbarung glauben und sein gegenwärtiges und zukünftiges Seelenheil darin zu finden hoffen kann. Im größeren Verkehr äußerte sich Humboldt zwar stets in dieser Hinsicht mit einer gewissen Decenz, die eine Folge seiner vielseitigen Weltbildung war, aber gegen seinen gleichgesinnten Freund Varnhagen fällt er ganz in die gemeine Redeweise. Er schimpft auf die Schwarzröcke, die Pfaffen, die Heuchler u. s. w. ganz wie andere gewöhnliche Gesinnungsgenossen. Ueber den König, seinen Wohlthäter, und über seinen Aufenthalt auf dem „historischen Hügel von Sanssouci" spricht er mit eisiger Kälte, obschon dieser wohlwollende Herr, um ihm seine oft zudringlichen Bitten nicht abzuschlagen, sich seinetwegen in die unangenehmsten Collisionen versetzte. Von den Personen, mit denen er bei dem Könige in persönliche Beziehungen trat, ist er am meisten gegen den jetzt verstorbenen Minister von Raumer erbittert, welcher sich oft genöthigt sah, Vorstellungen gegen seine Protectionen zu machen. Viel besser spricht er zwar auch nicht von Raumers Vorgänger, Eichhorn, und ebenfalls sehr aufgebracht ist er gegen Bunsen, den er wie einen Abgefallenen ansieht und dessen Christenthum er für Heuchelei hält. Außerdem ist er besonders empört über die Generale von Canitz und von Gerlach, den Geheimrath Niebuhr u. s. w., er gibt ihnen Schuld, sich am Hofe „eingenisteli" zu haben, obschon die älteren dieser Männer dem Könige lange vor Humboldt nahe gestanden hatten und, wie dieser selbst recht gut wußte, mit dessen eigentlichsten Gesinnungen mehr sympathisirten als er.

Wichtiger jedoch als alle diese Personalitäten ist uns für diese Blätter Humboldts Stellung zu dem Einen, was Noth thut, welche wir aus den obschon fragmentarischen Andeutungen der Briefe klarer und besser kennen lernen, als durch die in Leichenpredigten und anderwärts versuchten Apologieen. In einem Briefe vom 3. Dec. 1841 schreibt H. an Varnhagen (S. 101): „Der Bruno Bauer hat mich präadamitisch bekehrt gefunden. In meiner Jugend dachten die Hofprediger so; ich wurde von einem eingesegnet, der auch erzählte, die Evangelisten hätten sich Manches aufgezeichnet, woraus man später Biographien gedichtet. Ich schrieb vor vielen Jahren: toutes les réligions positives offrent trois parties distinctes, un traité de moeurs, partout le même et très-pur, un rêve géologique et un mythe au petit roman historique; le dernier élément obtient le plus d'importance." Dieser Unterricht und diese ganz oberflächliche Ansicht über die verschiedenen Religionen waren also die Grundlage des Glaubens des armen Mannes, zu denen er sich am 3. Dec. 1841 noch bekannt hat. Am 27. August 1843 schreibt er an Varnhagen mit trauriger Ironie: „Sie sehn — —, daß ich noch sehr an dem Irdischen hänge, da, wie ich von Ihnen lerne, wir nach Kants Ausspruch mit der Fortdauer nach der sogenannten Entseelung nicht viel Staat machen sollen." — Varnhagen schickt ihm dann die David Straußischen Bücher; Humboldt schreibt darüber: „Ihre (d. h. Strauß's) christliche Glaubenslehre behalte ich noch — — man lernt nicht blos, was Strauß nicht glaubt, und was mir minder neu ist, als vielmehr, was Alles von den schwarzen Männern geglaubt und gelehrt worden ist, die der Menschheit jetzt wieder neue Bande anzulegen verstehn, ja die Rüstung ihrer ehemaligen Feinde anlegen. — — Ob die große Neuheit des zweiten Theils der Glaubenslehre (1841) nicht als Einwendung vorgebracht werden wird, da man behauptet, nach sehr alten Heften zu lesen (?); mir schiene es strategischer, die unerhörte Unchronologie mit einigen Bemerkungen über den neuen Glauben an den ganzen roman historique der apostolischen Mythensammler zu veröffentlichen." (S. 111.) Später schreibt Humboldt: „Ich gebe Ihnen das merkwürdige Buch (Strauß's Glaubenslehre) — — mit vielem Dank zurück, die Methodik darin ist vortrefflich, auch lernt man die ganze Glaubensgeschichte der Zeit kennen, in der man gelebt, besonders die pfäffische List, mit der nach Schleiermacherscher Weise man sich äußerlich zu allen Formen der christlichen Mythen bekennt, sich anders Denkenden aneignet, den „„Kelch getrunken,"" in Begleitung von Hofequipagen verscharren läßt." „Was mir an

Strauß gar nicht gefallen hat, ist der naturhistorische Leichtsinn, mit dem er in Entstehung des Organischen aus dem Unorganischen, ja in Bildung des Menschen aus chaldäischem Urschlamm keine Schwierigkeit findet. Daß er von den **blauen Dingen** jenseits des Grabes wenig zu halten scheint, verzeihe ich ihm leichter, vielleicht auch mir, weil bei wenig gespannter Erwartung man sich um so lieber und angenehmer überraschen läßt." Wir sollten denken, daß der Unglaube nicht deutlicher und auch wohl nicht leicht widerwärtiger und anstößiger bekannt werden kann, als es hier geschieht! Wie wird der arme Humboldt bei seiner wenig gespannten Erwartung jenseit des Grabes von den „blauen Dingen," die er erblickte, überrascht worden sein! So wenig Ausführliches wir über Humboldts inneres Leben wissen, so ist uns doch bekannt geworden, daß Weckstimmen mancher Art bei ihm versucht haben, sich Gehör zu verschaffen. Er war jedes Mal sehr gereizt, wenn ihm auf eine grade und entschiedene Art sein Unglaube und seine Feindschaft gegen das Christenthum vorgeworfen wurde. Viele Personen, die ihn als Gelehrten bewunderten, hielten es für Pflicht, ihn an sein Seelenheil zu erinnern; alle diese Mahnungen wies er aber schroff zurück. Den 24. April 1858 bemerkt Varnhagen in seinen Tageblättern (S. 394): „Gestern erzählte Humboldt sehr launig von den Briefen, die er bekommen. Eine Anzahl Damen in Elberfeld haben sich verbunden, an seiner Bekehrung zu arbeiten, und haben ihm dies angezeigt. Von Zeit zu Zeit kommen solche Briefe." — Unter dem 23. März 1852 schreibt Humboldt an Varnhagen: „Das Alter hat unter vielen Unbequemlichkeiten auch die, daß man Versuchungen der Bekehrung ausgesetzt ist. Wollen Sie, theurer Freund, den sonderbaren gutmüthigen Brief unter Ihre psychologischen Curiosa legen; der Mann, der von der Seligkeit Bernadotte's so überzeugt ist, sagt mir auf Umwegen, daß der Satan in meinem Herzen den Commandostab führe, wie bei Goethe, dem frommen Kant und Wieland." (S. 263.) Dieser Brief ist datirt: „Dienstag in tiefer Nacht." Ja wohl war es tiefe Nacht. — In jenem Briefe von August Grau aus Ohio Montgomerycounty heißt es, nach einer entschiedenen Anerkennung von Humboldt's Verdiensten um die Wissenschaft: „Sonderbar ist es, daß die größesten Naturforscher, Philosophen und Astronomen, die den größesten Theil ihrer Lebenszeit mit neuen Erfindungen und mit der Erforschung der Naturkräfte zugebracht haben, oft ganz gleichgültig sind in Bezug auf ihr seliges oder unseliges Schicksal in der anderen Welt. Goethe, Schiller, Wieland und Kant und viele Andere waren Alle ausgezeichnete Charaktere und glänzende Ideale und führten mehr oder weniger ein sogenanntes moralisches Leben, so daß sie sich vielleicht des Kartenspiels, der Kegelbahn, des Schauspielhauses und Tanzsaales enthielten" (??), „aber ihr Wirkungskreis ging nicht in die Ewigkeit hinein, und das Schicksal ihrer Nebenmenschen in der anderen Welt, ihre Seligkeit lag denselben nicht am Herzen. — — Der letzte König von Preußen und seine wahrhaft Königliche Louise wußten etwas von dem Stande der Wiedergeburt, so wie der letzte König von

Schweden, der ehemalige Marschall Bernadotte. Ein armer Bauer konnte ihm über die Mittel zum Seligwerden mehr Licht geben als einer der Bischöfe der Lutherischen Kirche. Ach, Herr Geheimrath, so sehr ich ihrem guten moralischen Leben, ihrem hohen Charakter als Staatsmann und ihren Kenntnissen als Gelehrter völlige Gerechtigkeit widerfahren lasse, und mich freuen muß — daß Preußen einen solchen Mann aufzuweisen hat, wie Euer Gnaden sind, so würde meine Freude in ein heiliges Frohlocken ausbrechen, wenn ich die Ehre haben sollte, in Ihnen einen warmen Anhänger Dessen zu sehn, der auf Golgatha starb. Ach, ohne Ihn sind wir, Herr Kammerherr, doch bei allen unsern Kenntnissen, bei all unserer hochgepriesenen Gelehrsamkeit höchst unglücklich."

„Weiterhin heißt es: „„Goethe sagt bei einer gewissen Gelegenheit, daß er während seiner ganzen Lebenszeit noch nicht vier glückliche Wochen erlebt hätte; das war die Sprache eines großen Gelehrten. Wenn Christus Seine Residenz und Seine Wohnung nicht in unserm Herzen aufgeschlagen hat, wer kann anders dort sein, als der Satan; Einer muß doch dort sein, Einer muß doch den Commandostab führen, man kann doch unmöglich zu einer und derselben Zeit zweien Herren dienen. Edler Mann, gnädiger Herr Kammerherr, ich bin von großer Achtung für Sie und für Ihre erhabenen Verdienste durchdrungen und liebe und achte Sie. Ich bin nicht werth, Ihnen die Schuhriemen aufzulösen, das ist die wahre Sprache meines Herzens. — — Aber von der Wahrheit der christlichen Religion bin ich schon seit 31 Jahren nicht nur fest überzeugt, sondern ich fühle die Einflüsse des Heiligen Geistes täglich und beinahe stündlich." Der Brief ist unterzeichnet: „Euer Gnaden ergebenster Diener und Bruder in Christo August Grau.„ Humboldt hat die Anmerkung hinzugefügt: „ein Bekehrungsversuch aus dem Staate Ohio."

Wie wenig Erfolg dieser Bekehrungsversuch gehabt hat, beweist zur Genüge ein Brief von Humboldt an Varnhagen, der bald, nachdem er durch einen leisen Schlaganfall lebensgefährlich krank geworden war, geschrieben ist (S. 355): „Es gibt magnetische Gewitter (das Polarlicht), elektrische in den Wolken, Nervengewitter im Menschen, starke und schwache, vielleicht auch ein bloßes Wetterleuchten, Vorboten von jenen. Ich habe ernste Todesgedanken gehabt" — aber was waren diese Todesgedanken? Humboldt fährt fort: „comme un homme qui part ayant encore beaucoup de lettres à écrire." An weiter nichts hat er also gedacht, wenigstens hat er weiter nichts gegen seinen Freund bekannt.

Nach diesem Schlaganfall lebte Humboldt noch über zwei Jahre mit vollem Bewußtsein, wenn auch mit geschwächten Sinnen und gelähmtem Gedächtniß. Er hatte zwar an seinen Freund geschrieben: „Ich glaube mich in voller Genesung, da ich aber auf dem Bette viel hatte unbeschäftigt ruhen müssen, so haben Traurigkeit und Unfrieden mit der Welt in mir zugenommen, das sage ich Ihnen allein." Er starb im Mai 1859 in Folge der Grippe bei vollem Bewußtsein. Aeußerungen, die

auf einen veränderten Seelenzustand schließen lassen, sind uns nicht zugekommen. — Varnhagen war ihm schon im Herbst 1858 vorangegangen; wir wissen nur von ihm, daß er keinen Beistand seiner Kirche — er war römisch-katholisch — verlangt habe.

Schiller und seine Zeitgenossen. Eine Gabe für den 10. November 1859 von Julian Schmidt. Leipzig 1859.

(Schluß.)

Goethe hatte Etwas und hielt besonders viel von der ewigen Jugend der Götter (in seinem hohen Alter wollte er noch ein ganz junges Mädchen, Minna Herzlieb, im Hause des Buchhändlers Frommann durchaus heirathen, und war so hitzig, daß die Verwandten, um keinen Skandal zu haben, das Kind wegschafften), liebte es sich zu verjüngen, und Schiller, der durch Karl Moor und Marquis von Posa sich zum kantischen, kategorischen Imperativ durchgearbeitet hatte, war dem Schriftsteller Goethe objectiv entgegen gereift; die Beziehungen der Beiden zu einander und ihre literarische Verschmelzung, wozu auch der tolle oder tückische Xenienkrieg das Seine beitrug, stellte die Literatur Deutschlands in den Strahlenkreis Weimars, und ihre Verbindung ist nach unserm Verf. der Kern der modernen Literatur. Unser Buch gibt in Briefauszügen in anschaulicher Weise die Geschichte dieses Sichnäherns, Verstehens, Würdigens und Verschmelzens; als Schiller nach Goethes Rückkehr aus Italien diesen zum ersten Male sah, meinte er mit diesem kalten Herrscher werde er sich nie stellen können, beim Brautstande tritt dieser Mensch ihm wieder in den Weg, wie wir hörten, obwohl Goethe beeinflußt durch die Frau v. Stein und diese beeinflußt durch die Lengefelds es doch war, der Schiller zu der Professur in Jena verhalf; es geht mit der Annäherung langsam. Noch am 1. November 1790 schreibt er an Körner: Goethe war gestern bei uns, das Gespräch kam bald auf Kant; interessant ist, wie er Alles in seine eigne Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er lieset; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu Etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjectivisch und da hört dann Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz: sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirbt und forscht nach allen Directionen und strebt sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht ihn mir zum großen Manne. — Uebrigens geht es ihm närrisch genug. Er fängt an alt zu werden und die oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Thorheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben. Sein Mädchen ist eine Mamsell Vulpius, die

ein Kind von ihm hat und sich nun in seinem Hause fast so gut als etablirt hat. Es ist wahrscheinlich, daß er sie in wenigen Jahren heirathet. Sein Kind soll er sehr lieb haben und er wird sich bereden, daß wenn er das Mädchen heirathet, es dem Kinde zu Liebe geschehe, und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermeiden könne." Körner antwortet darauf: „auch mir ist Goethe zu sinnlich in der Philosophie, aber ich glaube, daß es für dich und mich gut ist, uns an ihm zu reiben, damit er uns warnt, wenn wir uns im Intellectuellen zu weit verlieren." Ebenso ungünstig ist aus dieser und der nächsten Zeit das Urtheil über Tasso und Faust, letzterer wird von Schiller gar nicht begriffen, worin Körner wiederum beistimmt. Viel günstiger ist das Urtheil über Iphigenia; von ihr hat Schiller eine Anregung erhalten, noch um diese Zeit Griechisch lernen zu wollen, um der gr. Tragiker in der Ursprache mächtig werden zu können, wovon ihn nur Wilhelm v. Humboldt abbringt; erst bei der Erscheinung von Wilhelm Meister ist er voll Enthusiasmus für die nakten Naturwahrheiten in jenem Roman und Jakobi bekommt sein Theil bei dieser Gelegenheit. Interessant sind auch diese Briefauszüge durch den Wechsel, mit dem bald der Kantianismus, bald der Classicismus Schillers Seele verschlingt; Wallenstein erscheint, die schönen Gedichte aus dieser Zeit werden besprochen und neue Personen, z. B. die Schlegel, ragen in diese Zeit hinein. Die Zergliederung von Wallenstein, wobei Tieck angezogen wird, ist ausführlich und vortrefflich, rasch geht es über die folgenden Stücke Maria Stuart, Jungfrau, Braut von Messina und Tell hinweg; bei letztem wird zum Belege des Lobes das Urtheil von Friedrich Schlegel aus Wien herbeigeholt und das Dichtertalent bewundert, wozu wir von Herzen unsere Zustimmung geben, das den Vierwaldstädtersee mit seiner Felsenbucht, seinen Sennen und Matten beschrieben, ohne daß der Träger dieses Talents je einen Fuß in die Schweiz gesetzt hätte; aber er ist es ja, der bloß einen Band Predigten von Abraham a Santa Clara brauchte gelesen zu haben, um die Kapuzinerpredigt fertig machen zu können.

Wir beschließen unsere Berichterstattung aus diesem Buche über Schiller und seine Zeitgenossen mit einer Briefnotiz vom 16. Juli 1804 aus einem Briefe an Zelter. Dieser hatte eine Verbindung der Berliner Singacademie mit dem öffentlichen Gottesdienste im Sinn, und Schiller antwortet darauf: „daß es hohe Zeit, Etwas für die Kunst zu thun, fühlen wenige, aber daß es mit der Religion so nicht bleiben kann, wie es ist, läßt sich Allen begreiflich machen. Und da man sich schämt, selbst Religion zu haben, und für aufgeklärt passiren will, so muß man froh sein, der Religion von der Kunst aus zu Hülfe kommen zu können. Die ganze Sache würde gleich ein besseres Ansehen bekommen, wenn die erste Anregung von der kirchlichen Seite herkäme. Berlin hat in den dunklen Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfniß. Jetzt in Zeiten des Unglaubens ist ein andrer Ruhm zu erlangen: es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und ver-

edle den Protestantismus, dessen Metropole zu sein es einmal bestimmt ist." Er selbst erklärt sich zur Mitwirkung bereit; im Uebrigen empfiehlt er Schleiermacher. Man muß hier dem der Religion wohlmeinenden Dichter im Herzen gut sein und kann ihm seinen Kunststolz leicht vergeben; aber der gute Mann bedachte nur nicht, wenn man in Berlin das Haus angesteckt hatte, um sehen zu können, und dieses niedergebrannt war, es sich nicht so leicht wieder aufbauen ließ; aber die Dichterseele verläugnet sich keinen Augenblick; wie oft tritt uns in den Zeitungen, wo vom Verfall des Gottesdienstes geredet wird, die Forderung entgegen, daß durch Heranziehen der Kunst demselben aufgeholfen werden müßte, was eine Wahrheit ist, aber Schiller wie unsere Zeitungen übersehen gänzlich, daß nur der Glaube an Jesum Christum, als den Heiland der Sünder, der nur durch die Predigt des Gesetzes und Evangelium geweckt werden kann, die Gotteshäuser realiter füllt, und daß, so lange die Ohren hierfür dicke bleiben, die Kunst allein wenig helfen kann. Aber in Wahrheit offenbart sich im Dichter hier der Seher, wenn er auf Schleiermacher hinweiset als einen Helfer, mit dem ja die Neubelebung der theologischen Wissenschaft anhebt. Wir sind gemeint, in dieser Stelle eine Bestätigung dessen zu finden, was man so hin sagt, daß wenn Schiller die Zeit des wiedererwachenden Glaubens in der Kirche würde erlebt, er sicherlich sich diesem Leben würde zugewandt haben, seine Ideale und sein Kantianismus waren ein Zuchtmeister auf Christum und er contrastirt hier mit Goethe; Schiller will der Religion durch die Kunst aufhelfen, aber Goethe will die Religion durch die Kunst ersetzen, und als er es noch erlebte, daß im Jahre 1817 wegen des Jubelfestes der Reformation in Thüringen nur eine kirchliche Erregung stattfand, eine religiöse Festfeier nur besprochen ward, schrieb er ärgerlich an Knebel: „Die ganze Reformation mit Ausnahme von Luthers Persönlichkeit ist ein elender Quark." Schiller hätte sicherlich so nicht geschrieben.

Gr. b. G. K. v. H.

Nachrichten.

Erklärung von Mitgliedern der theologischen Facultät in Marburg.

Als im Jahre 1857 die theologische Facultät zu Marburg wegen eines im J. 1855 von ihr erstatteten amtlichen Gutachtens in einem anonymen Flugblatte des Consistorialrathes Dr. Vilmar angegriffen war, da hatten die unterzeichneten Mitglieder derselben die Pflicht, wohl zu unterscheiden, was durch diesen Angriff bloß gegen sie die Einzelnen persönlich, und was dabei gegen die Ehre ihres Collegiums geschehen war. Nach dieser Unterscheidung waren sie darüber nicht zweifelhaft, daß sie über das, was ihnen hier persönlich mit zugefügt war, hinweggehn dürften, und das von einem Collegen hier gegen sie eingeschlagene Verfahren in keiner Weise zu erwiedern und nachzuahmen hätten. Aber zweifelhafter mußten sie sein, ob sie ebenso auch das auf sich beruhen lassen dürften, was dadurch gegen die Amtsehre ihres Collegiums geschehen war; hier aber gab es zur Erlangung einer diesem gebührenden Genugthung gar kein anderes Mittel, als die Anrufung einer richterlichen Entscheidung, und so waren sie hierdurch auf eine Anzeige des Falles an die Kurfürstliche Staatsprocuratur angewiesen. Selbst wenn dann die letztere hierauf auch nur die Antwort gegeben hätte, sie finde in dem vorliegenden Falle keine Veranlassung, ein strafrechtliches Verfahren einzuleiten, so hätte schon darin eine amtliche Entscheidung und darum für die Mitglieder der Facultät die erforderliche Erledigung ihres Zweifels gelegen, ob sie nicht durch Stillsitzen und Nichtsthun bei dem, was ihrem Collegium hier widerfahren war, der von ihnen in Acht zu nehmenden Ehre desselben etwas vergeben hätten.

Dieses ihr Verfahren, durch welches also jedes Eingehen auf die in dem Flugblatte berührten theologischen Fragen oder persönlichen Verhältnisse absichtlich fern gehalten und ausgeschieden wurde, wird demungeachtet von Herrn Prof. Dr. Hengstenberg auf S. 72 des J. 1860 der Ev. K. Z. als „niedere Rachsucht, Rachgier und Nachtragen", als schriftwidrige Unversöhnlichkeit und als gegebenes „Aergerniß" bezeichnet. Wir ersuchen denselben daher, diese seine Aeußerungen nach der hier von uns gegebenen Auskunft unter Mittheilung derselben in der Ev. K. Z. zurückzunehmen.

Marburg, den 23. Februar 1860.

Dr. Henke. Dr. Scheffer. Dr. Ranke.

* * *

Die Redaction bedauert, der am Schlusse dieser Erklärung an sie gestellten Anforderung nicht entsprechen zu können. Geistliche Dinge müssen geistlich gerichtet werden; sie an eine „Kurfürstliche Generalprocuratur" zu bringen erscheint eben so wenig angemessen, als wenn Jemand sich in einer Schuldsache an das Consistorium in Marburg wenden wollte. David sagt: meine Ehre ist bei Gott. Das müssen sich vor Allen die theologischen Facultäten gesagt sein lassen. Stellen sie sich in das rechte Verhältniß zu Gott, so wird Er ihre Ehre zu wahren und gegen alle Angriffe aufrecht zu erhalten wissen; thun sie es nicht, so wird eine „Kurfürstliche Generalprocuratur" zur Erhaltung derselben nichts thun können. Man kann dem Gegner wohl Kummer bereiten, wenn man sie in Bewegung setzt, aber die Sache bleibt dieselbe. Wer die Bedeutung der geistlichen Waffenrüstung in Ephes. 6 recht zu würdigen weiß, der wird meinen aus seiner eignen Festung zu fallen, wenn er in kirchlichen Angelegenheiten seine Zuflucht zu den weltlichen Gerichten nehmen wollte.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 14. März. № 21.

Das sogen. tausendjährige Reich.

(Fortsetzung.)

Das also ist die der chiliastischen entgegengesetzte Auffassung. Wir wollen nun noch zuerst die Gründe darlegen, welche gegen den Chiliasmus sprechen, dann die Gegengründe der Chiliasten beleuchten.

Sehen wir zuerst, wie die Apokalypse selbst nach ihren anderweitigen Aussagen sich zu dem Chiliasmus verhält.

Nach Ende der tausend Jahre erfolgt eine neue massenhafte Schilderhebung gegen die Kirche, ein ökumenisches Bestürmen des Lagers der Heiligen und der geliebten Stadt. Das paßt gar wenig zu der chiliastischen Ansicht von den tausend Jahren. Es zeigt, daß auch während derselben eine bittere Wurzel übrig geblieben ist, daß der Satan auch in ihnen noch immer einen bedeutenden Spielraum behalten hat, wenn es ihm auch, weil die Völker wachten und beteten, nicht gelingen konnte einen förmlichen Sturm zu organisiren, wenn er sich auch begnügen mußte, sein Werk mehr im Finstern zu treiben.

Wenn es zu Anfang der Schilderung des neuen Jerusalems in Cap. 21, 1 heißt: „ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der erste Himmel und die erste Erde war vergangen", und wenn der Herr in V. 5 spricht: „siehe, ich mache Alles neu", so führt dies darauf, daß auch das tausendjährige Reich der alten Erde angehört, daß es unter 1 Mos. 3 begriffen ist, daß darin die Feindschaft fortdauert zwischen der Schlange und dem Weibessaamen, daß das Wort darin seine Kraft behält: „verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen. Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zur Erde werdest, davon du genommen bist. Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden." Es gibt nur eine alte Erde und eine neue Erde, kein Mittleres. Die alte Ordnung der Dinge dauert fort bis zu der von dem Herrn angekündigten „Wiedergeburt", und diese erfolgt erst an dem jüngsten Tage.

Von entscheidender Bedeutung ferner ist, daß es in der Schilderung des neuen Jerusalems in C. 21, 4 heißt: „Und er wird abwischen alle Thränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Trauer, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein, denn das Erste ist vergangen." Danach gibt es in der ganzen Zeit vor dem neuen Jerusalem, und also auch während der tausend Jahre, Thränen und Tod, Mühseligkeit und Geschrei, eine Fülle von Leid und Trauer, und wer sich sehnt von dieser Misere erlöst zu werden, der muß seine Augen nicht nach den tausend Jahren richten, sondern zunächst nach den lichten Höhen des Himmels, wo die vollendeten Gerechten vor dem Stuhle Gottes sind und ihm dienen Tag und Nacht in seinem Tempel, wo sie nicht mehr hungern und dursten wird, es wird auch nicht auf sie fallen die Sonne noch irgend eine Hitze, und dann nach dem neuen Jerusalem mit seinem lauteren Strome lebendigen Wassers klar wie ein Crystall. An die Herstellung eines paradiesischen Zustandes, an eine Naturverklärung ist hienach in den tausend Jahren nicht zu denken. Sie gehören in den Bereich des „Ersten", Jes. 65, 17, Apoc. 21, 4, nicht in den Bereich der Eschatologie, der letzten Dinge, in welche sie der Chiliasmus gern versetzen möchte. Hand in Hand mit der Größe der Schmerzen geht die Größe und Schwere der Sünden. Die Schmerzen sind gleichsam das Echo der Sünden, die göttliche Antwort auf dieselben.

Von der entscheidendsten Wichtigkeit aber ist die Beantwortung der Frage, was unter dem Weibe, das auf vielen Wassern sitzet, d. h. große Hülfsquellen hat, in C. 17, 1 zu verstehen sei, und unter der nach Aller Zugeständniß mit ihr identischen Babylon der Großen in C. 14, 8. 18, 10. Daß dies Weib, dies neue Babel Rom ist, wird so gut wie allgemein anerkannt. Die Einen aber verstehen darunter das alte Rom, die Anderen das Päpstliche, entweder für sich allein oder als die Hauptrepräsentantin der entarteten Kirche. *) Sobald sich die erstere Ansicht als die richtige erweist, so müssen die tausend Jahre nothwendig der Vergangenheit angehören. Denn sie beginnen sofort mit der Christianisirung der Völker, welche das Weib hassen und wüste machen, Babel die große Stadt zerstören.

Von vorn herein nun werden wir nicht erwarten dürfen,

*) So z. B. Auberlen, der Prophet Daniel und die Apokalypse S. 313. 38: „Die neutestamentliche Christenheit trägt den Namen der Weltstadt Babel = Rom, weil sie Christum verlassen und diese Welt lieb gewonnen hat. — Wenn wir nun aber keinen Theil der Christenheit als solchen vom Hurenwesen ausnehmen können, wenn dasselbe namentlich am Ende der Tage die herrschende Richtung in der Kirche seyn wird, so bleibt es doch wahr, daß die katholische, d. h. die römische und griechische Kirche noch in einem viel tieferen Sinne Hure ist als die evangelische."

das Päpstliche Rom oder die entartete Kirche hier zu finden. Das alte Rom hatte den Apostel in die Verbannung auf das öde Patmos gesandt. Von dem alten Rom ging die blutige Verfolgung aus, in welcher die Gläubigen zu trösten und zu stärken, sie mit unbezwinglichem Zeugenmuthe auszurüsten, der nächste Zweck des Buches ist. Da liegt es doch wahrlich am nächsten an dies alte Rom zu denken und nur die entscheidendsten zwingendsten Gründe könnten uns von diesem Gedanken ablenken.

Auch das muß gegen die Meinung von dem Päpstlichen Rom von vornherein bedenklich machen, daß das ganze kirchliche Alterthum unter der Herrschaft Roms selbst und im Laufe der Erfüllung von der Anschauung ausging, daß durch Babylon und durch das Weib über den vielen Wassern unzweifelhaft Rom bezeichnet werde. So Tertullian, Lactanz, Hieronymus, Orosius. Irenäus, welcher der Zeit der Abfassung der Apokalypse so nahe stand, welcher selbst sagt: „sie ward nicht vor langer Zeit geschaut, sondern beinahe zur Zeit unseres Geschlechtes", erwartete auf Grund dieser Anschauung die Theilung des Römischen Reiches unter zehn Könige. Augustinus sagt: „Da ward die Stadt Rom gegründet, wie ein anderes Babylon, und wie eine Tochter des früheren Babylon, durch welche es Gott gefiel den Weltkreis zu besiegen." *) Der Verdacht liegt gar nahe, daß man von dieser ursprünglichen Erklärung nur im praktischen Interesse abwich, indem man in den Zeiten des heißen Kampfes gegen das Päpstliche Rom sich nach einem recht festen Anhalt in der heiligen Schrift umsah, oder auch für die separatistische Abneigung gegen die „entartete Kirche" eine direkte Legitimation suchte.

Es ist erweislich, daß das heidnische Rom auch sonst in der Heiligen Schrift durch den Namen Babylon bezeichnet wird. Schon der nach dem Babylonischen Exil weissagende Sacharja bezeichnet durch den Namen Sinear oder Babylonien die Weltmacht der Zukunft, welche, nachdem Juda von neuem das Maaß seiner Sünden voll gemacht, das göttliche Gericht an ihm vollstrecken wird. Zwei geflügelte Weiber, das Symbol der feindlichen Völker, erscheinen in C. 5, 5—11 und tragen das Epha mit dem Weibe, dem entarteten Jüdischen Volke, fort durch die Luft in das Land Sinear. Auch im N. T. tritt uns Babel als Bezeichnung des alten Roms entgegen. Der Apostel Petrus grüßt am Schlusse des ersten Briefes die Erwählten in Pontus u. s. w. von den Miterwählten in Babylon, d. h. von der Schwestergemeinde in Rom. Denn daß an dies neue Babylon zu denken sei, nicht an das alte, erhellt außer vielen anderen Gründen daraus, daß die urchristliche Tradition den Aufenthalt des Petrus in Rom bezeugt, während sie dagegen von einem Aufenthalte in dem längst in Ruinen liegenden und den Thieren anheimgefallenen alten Babylon nichts weiß. So hat also die

*) Condita est civitas Romana, velut altera Babylon, et velut prioris filia Babylonis, per quam deo placuit orbem debellare terrarum. De civit. Dei 18, 23.

Deutung Babylons in der Apokalypse in der übrigen Schrift einen festen Anhalt. Dagegen aber von der „entarteten Kirche" kommt Babylon in der ganzen heiligen Schrift nie vor. Es scheint, daß der Heilige Geist barmherziger ist als der Separatismus und der rigide Pietismus, die solche Bezeichnung mit Vorliebe im Munde führen.

Ferner, schon nach dem Namen Babel wird man zunächst an eine rein politische und zwar eine heidnische Größe denken. Denn das war die alte Babel. Sie hatte mit der Religion gar wenig zu schaffen. Als ihr Wesen bezeichnet Habakuk der Prophet die Selbstvergötterung: „ihre Kraft ist ihr Gott", 1, 11, „sie opfern ihrem Netze und räuchern ihrem Garne", 1, 16. Ihre Götter waren nur Symbole ihrer eignen Größe. Im Einklange mit diesem Namen ist der Charakter Babels und des Weibes über den vielen Wassern in der Apokalypse überall ein rein weltlicher. Es findet sich nicht die geringste Spur von einem geistlichen Kern oder auch nur von einem geistlichen Schein. Der Heilige Geist wäre ein gar schlechter Maler, wenn er also die entartete Kirche oder das Päpstliche Rom gezeichnet hätte.

Doch wir haben andere noch handgreiflichere Gründe. Es heißt in C. 17, 18: „Und das Weib, das du gesehen hast, ist die große Stadt, die das Königthum hat über die Könige auf Erden." Diese Erklärung reicht schon für sich allein hin zur Entscheidung der Sache. Es ist von der Stadt die Rede, welche in der Zeit des Sehers die Herrschaft *hat*. Vergeblich haben Bengel u. A. an dem *hat* gekünstelt. Es heißt einmal nicht: welche *dann* hat oder haben wird. Im Angesichte der großen Stadt, welche damals die Herrschaft hatte über die Könige der Erde, hätte Johannes sich nothwendig anders ausdrücken müssen, wenn er nicht diese meinte, an die jeder seiner ersten Leser zunächst dachte, sondern eine andere.

Daß Babylon die Große nur das alte Rom sein kann, nicht wie die ältere protestantische Auslegung annahm, das neue, erhellt ferner zur Genüge aus C. 18, 20, wonach Gott an Babel die Apostel rächt. Nur das alte Rom hatte es mit den Aposteln zu thun. Es schlachtete Petrus und Paulus (nach V. 24 wird das *Blut* der Propheten in Babel gefunden) und sendete Johannes in die Verbannung.

In C. 16, 19 heißt es: „Und aus der großen Stadt wurden drei Theile, und die Städte der Heiden fielen. Und Babylon der Großen ward gedacht vor Gott, ihr zu geben den Kelch des Weines von dem Grimme seines Zornes." Die Städte der Heiden, das ist hier Gattung, unter der die „große Stadt", „Babylon die Große" begriffen ist. Danach kann Babylon nur eine *Heidenstadt* sein, zur Widerlegung derjenigen, welche an das christliche Rom denken.

In Cap. 18 erscheint das neue Babylon in der ausführlichsten Schilderung als der Mittelpunkt des Welthandels, nicht in dem Sinne, in dem früher Tyrus es war, sondern so, daß die Kaufleute der ganzen Welt an ihr reich werden, die Güter und Genüsse derselben in ihr zusammenfließen, aller Luxus, alle Ueppigkeit, alles Genußleben sich in ihr concentrirt. Das paßt

nur auf das heidnische Rom, nicht aber auf das Päpstliche, nicht auf die „entartete Kirche." Die einzelnen Züge lassen sich überall aus den Quellen für die Geschichte des heidnischen Rom belegen.

Nach diesen starken Beweisen für das alte Rom wird man von vornherein erwarten, daß die Gründe dagegen nur schwach und hinfällig sein werden, und das ist in der That der Fall.

Man wendet ein, Babel werde in C. 18, 2 der Untergang angekündigt. Da aber Rom jetzt noch stehe, so könne nicht an das heidnische Rom gedacht werden, sondern nur an das christliche. Allein das Rom, welchem der Untergang angekündigt wird, ist nach C. 17, 18 die große Stadt, welche die Herrschaft hat über die Könige der Erde. Dies heidnische, weltbeherrschende Rom ist wirklich bis auf die letzte Spur verschwunden.

Man behauptet, die Bezeichnung Babels als Hure erlaube nicht an die heidnische Weltmacht zu denken. So heiße im ganzen A. und N. T. die abgefallene Gottesgemeinde. Aber man muß selbst zugestehen, daß der Ausdruck an zwei Stellen des A. T. auch von Weltstädten gebraucht wird, Jes. 23, 15—18 von Tyrus, und Nah. 3, 4 von Ninive, und die Behauptung, es wäre verkehrt, den Sprachgebrauch unseres Buches nach zwei vereinzelten Stellen bestimmen zu wollen*), zerstört man selbst, indem man sich der Anerkennung nicht entziehen kann, daß die Apokalypse grade auf diese Stellen anspielt.**) In C. 17, 2 liegt die Beziehung auf Jes. 23, 17 klar zu Tage. In der letzteren Stelle heißt es von Tyrus: „sie huret mit allen Reichen der Erde", in der Apokalypse wird gesagt: „mit welcher gehuret haben die Könige auf Erden, und die da wohnen auf Erden trunken geworden sind von dem Weine ihrer Hurerei." Ebenso unläugbar ist die Beziehung auf Jes. 23, 17 in C. 18, 3. Es gibt einen doppelten uneigentlichen Gebrauch der Hurerei in der Heiligen Schrift, zuerst zur Bezeichnung des Abfalls von Gott, dann zur Bezeichnung des Liebeheuchelns im Interesse der Selbstsucht, der bloßen Handelsfreundschaft und der ihre zerstörerischen Gelüste unter dem Scheine der Liebe versteckenden arglistigen Politik, wie sie bei eroberungslustigen Völkern und Kaisern überall mit der rohen Gewalt Hand in Hand geht, bis auf den heutigen Tag. Es liegt am Tage, daß in der Apokalypse die Hurerei in dem letzteren Sinne gebraucht wird. Nirgends bezieht sie sich auf die Abkehr von Gott, auf Verkehr mit Götzen, überall nur auf ein unreines Liebesverhältniß von Völkern zu Völkern. „Mit welcher gehuret haben die Könige der Erde", was soll das heißen, wenn die Hurerei Bezeichnung des Abfalls von Gott ist? Dagegen: mit welcher unreine Liebe gepflogen haben, das ist ein klarer und guter, der einzige im Zusammenhange passende Sinn. Entscheidend ist ferner die Stelle C. 18, 3: „Denn von dem Weine des Zornes ihrer Hurerei haben alle Heiden getrunken, und die Könige der Erde haben mit ihr gehuret, und die Kaufleute der Erde sind von der Macht ihrer Ueppigkeit reich geworden." Die Hurerei

*) Auberlen, S. 319. **) Auberlen, S. 318.

erscheint hier, wie auch schon in C. 14, 8, als ein „Zorneswein." Hiernach kann nur eine solche Hurerei gemeint sein, welche aus dem Principe des Zornes hervorgeht. Das paßt nicht auf den Abfall von Gott, das paßt allein auf die liebeheuchelnde Politik, hinter welcher der Zorn, der Geist des Kainitischen Bruderhasses verborgen ist. Mit der Hurerei ferner wird hier die Ueppigkeit verbunden. Diese geht wohl mit der selbstsüchtigen Politik Hand in Hand, welche dem Luxus die Mittel darbietet, nicht aber steht sie mit dem Abfall von Gott in so direkter Verbindung. So wird also die Behauptung, „die Hure Babylon ist die verweltlichte Kirche", für immer aufgegeben werden müssen, wenn man nicht statt Gründen Neigungen folgen will.

Man macht zuletzt noch den Parallelismus geltend zwischen dem: „Und er führte mich in eine Wüste im Geiste und ich sah ein Weib", in C. 17, 3, und dem Weibe mit der Sonne bekleidet und der Mond unter ihren Füßen, von dem gesagt wird: „und das Weib entfloh in die Wüste", in C. 12. Sei das Weib dort die Kirche, so müsse auch in C. 17 das Weib die Kirche bedeuten. In C. 12 die Kirche in ihrer Integrität, in C. 17 in ihrer Entartung. Aber der Schluß ist ein durchaus unberechtigter. Die Bezeichnung als Weib ist nicht etwa an sich für die Kirche charakteristisch (wie Prof. Auberlen annimmt), sie gehört ebenso auch Babel an in Jes. 47, 1 und überhaupt allen Gemeinschaften, sondern das Charakteristische liegt in dem, was weiter von dem Weibe ausgesagt wird. Dies nun ist beiderseitig völlig verschieden. Daß diese Verschiedenheit aus einer Entartung zu erklären sei, darauf führt nicht die leiseste Andeutung. Ebenso wenig wird irgend darauf hingewiesen, daß das Weib schon aus dem Früheren bekannt ist. Prof. Auberlen selbst muß bemerken: „Es ist auffallend, daß bei Wüste und Weib der Artikel fehlt, den man bei der Zurückweisung auf schon Bekanntes erwarten sollte." Allerdings findet zwischen beiden Weibern ein Zusammenhang statt, aber er ist nur der des Gegensatzes. Auch daß die Wüste bei beiden Weibern vorkommt, ist nicht zufällig. Es erklärt sich aus dem: „bezahlet ihr, wie auch sie bezahlet hat", in C. 18, 3, ebenso aus dem: „So jemand in das Gefängniß führet, der wird in das Gefängniß gehen; so jemand mit dem Schwerte tödtet, der muß mit dem Schwerte getödtet werden", in C. 13, 10. Hat das unreine Weib über den vielen Wassern die reine Braut des Lammes in die Wüste gedrängt, sie in den Stand des Leidens und der Entbehrung versetzt, so ist das die factische Weissagung ihrer eignen Verwüstung. Wüste gegen Wüste, das ist ein weltgeschichtliches Gesetz, welches sich schon oft realisirt hat.

So bleibt es also feststehen, das Weib über den vielen Wassern ist das alte Rom, nicht das Päpstliche, nicht die entartete Kirche, und eben damit ist auch erwiesen, daß wir die tausend Jahre schon hinter uns haben. Auf dasselbe Resultat führt uns auch, was in der Apokalypse von dem Thiere gesagt wird. Das Thier ist der heidnische, gottfeindliche Staat, also benannt von seinem niedrigen, tidischen, von allem, was

Gott oder Gottesdienst heißet, entfremdeten Sinn. Das Thier nun wird in der Apokalypse vor dem Beginnen des tausendjährigen Reiches gegriffen und in den Feuersee geworfen, C. 19, 20. Bis dahin hat es die Herrschaft auf der Erde. Steht das tausendjährige Reich noch bevor, so ist die unmittelbare Folge die, daß der heidnische Staat in seinem bestialischen Charakter noch fortdauert, daß es bis dahin noch keinen christlichen Staat gegeben hat. Solches behaupten aber würde heißen sich an dem Worte Christi versündigen: „ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende", und zugleich aller geschichtlichen Wahrheit ins Angesicht schlagen. Selbst jetzt, da wir in der Zeit leben, in welcher der Satan losgeworden ist aus seinem Gefängniß, tragen unsere Staaten noch immer die wesentlichsten Merkmale der Christlichkeit an sich, und jedes gesunde Gefühl muß sich gegen ihre Verweisung in das Bereich des Thieres empören. Fassen wir unser nächstes Vaterland ins Auge, so wird der Regierungsantritt unseres Königes durch das Wort bezeichnet: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen", und an der Kuppel des Königlichen Schlosses leuchtet uns die Aufschrift entgegen: „Es ist in keinem Anderen Heil." *) Unsere Regenten rechnen es sich zur Ehre, unsere Kirchen zu bauen und bei ihrer Einweihung zugegen zu sein. Unsere Landtage werden mit einem Gottesdienste eröffnet. In den Thronreden wird Gott die Ehre gegeben. Unsere Gesetze gebieten, daß der Tag des Herrn geheiligt werde. Die Grundlage unsers Schulwesens bildet bis auf den heutigen Tag das Wort Gottes. So viel auch der Satan machiniren und theilweise erreichen mag, so sehen wir doch noch auf allen Schritten und Tritten, und selbst auch in den Verhandlungen über das Ehegesetz, daß das Thier bereits ergriffen und in den Feuersee geworfen ist.

Das sind die Gründe gegen den Chiliasmus, welche die Apokalypse selbst darbietet. Wenden wir uns nun zu den übrigen Büchern des N. T., so ziehen vor Allem die Gleichnisse unsers Herrn von dem Reiche in Matth. 13 unsere Aufmerksamkeit auf sich. Fassen wir zuerst das Gleichniß vom Unkraut unter dem Waizen ins Auge. Die praktische Tendenz dieses Gleichnisses, wie sie besonders in den Worten hervortritt, welche die Diener des Herrn zu ihm sprechen: „Herr hast du nicht guten Saamen gesät auf deinen Acker, woher denn hat er das Unkraut", ist die, dem Anstoß zu wehren, der für den Glauben aus dem Widerstreit zwischen dem Wesen des Reiches Gottes und seiner Erscheinung hervorgeht. Dieser Widerspruch dauert fort bis zu der Zeit der Erndte, bis „am Ende dieser Welt." Alsdann „wird des Menschen Sohn seine Engel senden und sie

*) In der Zeit der Herrschaft des Thieres waren andere Aufschriften üblich. Die Grabschrift des Darius Hystaspis z. B. lautete nach Athenäus: „Ich konnte vielen Wein trinken und ihn gut vertragen."

werden sammeln aus seinem Reiche alle Aergernisse, und die Unrecht thun, und werden sie werfen in den Feuerofen: da wird sein Heulen und Zähneknirschen. Dann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne in dem Reiche ihres Vaters." Der hier bezeichnete Endpunkt des Widerstreites fällt jenseits der tausend Jahre. Nachdem über diese und die nach ihnen folgende neue Schilderhebung gegen die Kirche berichtet worden, heißt es in Apoc. 20, 12. 15: „Und es wurden gerichtet die Todten nach der Schrift in den Büchern nach ihren Werken. — Und wenn jemand nicht ward geschrieben gefunden in dem Buche des Lebens, der ward geworfen in den Feuersee." Es liegt am Tage, daß der Feuersee dem Feuerofen entspricht. Hienach nun geht es in den tausend Jahren nicht anders zu, als in der Zeit welche von unsern Chiliasten herabsetzend die Kirchenzeit genannt wird. Es gibt auch in ihnen Unkraut, viel Unkraut, so viel daß man gar leicht an dem himmlischen Säemann irre werden kann. Es gibt auch in ihnen zahlreiche Söhne des Bösen, Aergernisse, solche, die Unrecht thun, einen Geist des Schlafes. Auch in ihnen hat die Geschichte zwei Factoren, den Menschensohn und den Teufel, dessen Bindung während der tausend Jahre vorsichtig beschränkt werden muß, wenn man nicht mit diesem Worte des Herrn in direkten Widerspruch gerathen will. Alder, welcher das Unkraut, die Söhne des Bösen sät, wird der Teufel bezeichnet. Der Zustand erscheint, wie der während der „Kirchenzeit", als ein gemischter, mit allmäligen Uebergängen so daß es unmöglich und gefährlich ist, die Sonderung vorzunehmen. Das tröstende: dann werden die Gerechten leuchten, zeigt, daß sie auch während der tausend Jahre nicht aufhören werden, die „Elenden" zu sein, daß ihre Herrlichkeit ein verdeckte ist, daß sie gar viel von den Söhnen des Bösen zu leiden haben.

„Ein anderes Gleichniß — sagt Olshausen — geht von demselben Bilde des Saamenstreuens aus, faßt aber eine andere Seite der Verhältnisse des Reiches Gottes ins Auge." Bei dem allgemeinen Zusammenhange der sieben Gleichnisse, der besonderen dieser beiden, werden wir annehmen müssen, daß auch das Gleichniß vom Säemann den gleichen Zeitraum umfaßt von dem Anfange des Reiches Gottes bei der ersten Zukunft Christi bis zu dem jüngsten Gerichte. Danach wird auch in den tausend Jahren vieler Saame neben den Weg fallen, auf das Felsige, unter die Dornen und nur ein Theil auf das gute Land. Es wird auch da der böse Feind kommen und bei Vielen hinwegnehmen, was in dem Herzen gesät ist. Es wird Viele geben, die das Wort Gottes hören und nicht verstehen, viele „Zeitlinge", die sich ärgern, wenn sie wegen des Wortes Gottes leiden müssen. Es wird auch da Bedrängniß und Verfolgung wegen des Wortes geben. Die Sorge dieser Welt und der Betrug des Reichthums wird bei Vielen das Wort ersticken.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 17. März. № 22.

Das sogen. tausendjährige Reich.

(Fortsetzung.)

Nach dem Gleichnisse vom Netze, welches dem vom Unkraut unter dem Waizen genau entspricht — was dort die Erndte, ist hier die Vollendung des Fischzuges — wird es bis zu dem jüngsten Gerichte, bis zu der Zeit, da die Bösen in den Feuerofen geworfen werden, allerlei Gattung von Fischen geben, gute und faule, es werden Böse und Gerechte sein und zwar unterschiedslos unter einander. „Durch diese Anordnung — sagt treffend Olshausen — ist überall den Bösen die Möglichkeit eröffnet, sich zu bekehren, und das Kind des Lichtes wird in dem Kampfe mit den Feinden vollendet.“ Zu den tausend Jahren der Chiliasten will das gar nicht passen. Das Böse erscheint in diesem Gleichniß durchaus nicht als verschwindendes Moment. Es wird bis zu dem jüngsten Tage große Ausdehnung und Macht besitzen.

Auch das Gleichniß vom Sauerteig ist für unseren Zweck von Bedeutung. Das Reich Gottes ist gleich dem Sauerteig, welchen ein Weib nahm und verbarg ihn in drei Scheffel Mehl, bis daß es ganz durchsäuert war. Dem Weibe entspricht die Kirche. Das Mehl ist die Welt. Die drei Scheffel bedeuten die drei großen Abtheilungen des menschlichen Geschlechtes, Sem, Ham und Japhet. In dem Verbergen ist die geheime, im Unsichtbaren und Verborgenen wirkende Kraft angedeutet. Dieser verborgene Charakter des Reiches Gottes geht fort, bis das Ganze, soweit es sich säuern lassen will, durchsäuert worden ist. Dann tritt sofort das Ende ein, das jüngste Gericht, nach dem Ausspruche des Herrn in Matth. 24, 14: „Und es wird gepredigt werden dies Evangelium vom Reiche in der ganzen Welt zu einem Zeugniß über alle Völker, und dann wird das Ende kommen.“ Im Widerspruch mit diesem Gleichniß behauptet der Chiliasmus, daß noch vor dem Ende der verborgene Charakter des Reiches Gottes aufhören, an die Stelle der im Geheimen wirkenden Kraft ein sichtbar Werden desselben treten werde.

Das ist es, was die Gleichnisse in Matth. 13 für unsern Zweck darbieten. Sehen wir nun wie die Reden Christi über seine Zukunft zum Gerichte in Matth. 24. 25 sich zu dem Chiliasmus verhalten.

Da kommt zuerst die Schilderung der sittlichen Zustände in Betracht, wie sie um die Zeit des Endes, der Erscheinung Christi zum jüngsten Gerichte, stattfinden werden. „Alsdann — heißt es — werden sie euch überantworten in Trübsal und werden euch tödten. Und ihr müsset gehasset werden um meines Namens willen von allen Völkern. Und dann werden sich Viele ärgern und werden sich unter einander verrathen, und werden sich unter einander hassen. Und es werden sich viele falsche Propheten erheben und Viele verführen. Und dieweil die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, wird die Liebe in Vielen erkalten. Wer aber beharret bis ans Ende, der wird selig.“ Daß dies Ende das absolute Ende ist, daran kann kein Zweifel sein. Es ist die Zeit, da die Gottlosen herausgeworfen werden „in die äußere Finsterniß, da Heulen sein wird und Zähneknirschen“, C. 25, 3, die Zeit, da des Menschensohn kommen wird im Geleite aller Engel, da alle Völker vor ihm versammelt werden und er die Schaafe von den Böcken scheiden wird, V. 31, 32, da die Bösen in die ewige Pein gehen werden, die Gerechten in das ewige Leben, V. 46. Das stimmt genau überein mit dem, was in der Apokalypse nach Ende der tausend Jahre und nach der neuen Schilderhebung Satans folgt. So müssen also auch die sittlichen Zustände, wie sie hier geschildert werden, diejenigen sein, die jenseits der tausend Jahre stattfinden und unsere Schilderung demjenigen parallel gehen, was in der Apokalypse von Gog und Magog gesagt wird. Die Keime solchen tiefen und weit verbreiteten Verderbens, solchen ökumenischen Abfalls, müssen auch während der tausend Jahre vorhanden gewesen sein. Es liegt am Tage, daß das zu den tausend Jahren der Chiliasten nicht paßt, daß auf solche absolut goldne Zeit nicht unmittelbar eine absolut eiserne folgen kann.

Aber diese Rede Christi bietet uns noch ein zweites Argument gegen den Chiliasmus dar. Die ganze Rede kennt nur eine Zukunft des Menschensohnes, die, mit der das jüngste Gericht unmittelbar verbunden ist. Die Jünger fragen: „was ist das Zeichen deiner Zukunft und der Vollendung der Welt“, und ebenso geht die Antwort Christi überall von der Anschauung aus, daß es nur eine Zukunft, ein Kommen des Menschensohnes gebe, das am Ende des gegenwärtigen Weltlaufes, welches in der Zerstörung Jerusalems sein Vorbild, sein Vorspiel und seinen Mikrokosmus, seine Vorausdarstellung hat. Man vgl. C. 24, 27 („die Zukunft, Parusie des Menschensohnes) 39. 44. 25, 6. 10. Ein Kommen des Herrn, vorgebildet durch das Gericht über Jerusalem, lehrt der Herr ebenso auch in Matth. 16, 27. 28: „Kommen wird des Menschen Sohn in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln und dann wird er einem jeglichen

vergelten nach seinen Werken." Im offenbaren Widerspruch hiermit lehrt der Chiliasmus ein doppeltes Kommen des Herrn, das eine zur Aufrichtung des tausendjährigen Reiches, das andere zum Weltgerichte.

Auch alle übrigen Bücher des N. T., dessen Lehre von den letzten Dingen eine wunderbare Einheit hat, kennen nur eine Parusie, eine Zukunft des Herrn. Es ist überall schlechthin von der Parusie unseres Herrn Jesu Christi die Rede. Der Chiliasmus muß dies anerkennen, er ist aber jetzt zu der kühnen Behauptung vorgeschritten, der Ausdruck Parusie bezeichne überall im N. T. nur seine Zukunft zur Errichtung des tausendjährigen Reiches.*) Warum denn blos diese und nicht auch die Zukunft zum Gerichte und zur Wiedergeburt mit dem Namen der Parusie bezeichnet werde, dafür wird sich kein Grund angeben lassen. Es liegen aber entscheidende Gründe dafür vor, daß die Zukunft vielmehr überall die zum Weltgericht sein muß, neben der eine andere nicht existirt. Auf die Frage in 2 Petr. 3, 4: „wo ist die Verheißung seiner Zukunft?" wird in V. 10 geantwortet: „Es wird aber kommen der Tag des Herrn wie ein Dieb, in welchem die Himmel dröhnend zergehen werden, die Elemente aber vor Hitze schmelzen und die Erde und die Werke, die darinnen sind, werden verbrennen." Nach 2 Thess. 2, 1 ist mit der Parusie Christi unsere Versammlung zu ihm verbunden, nach 1 Thess. 4, 17 die Entrückung der noch Lebenden von der Erde, womit unmittelbar ihre Verwandlung verbunden ist. Läßt man sich durch diese Stellen soweit treiben, daß man die Verwandlung der noch lebenden Gläubigen und die Entrückung zu Christo vor das sog. tausendjährige Reich setzt, so verliert man den lebendigen Inhalt für das Heerlager der Heiligen und für die geliebte Stadt, welche uns in der Apokalypse jenseits der tausend Jahre begegnen. Ferner, nach 1 Thess. 3, 13 erscheint unser Herr Jesus bei seiner Zukunft „mit allen seinen Heiligen", d. h. seinen Engeln. Dies Geleite der Engel ist charakteristisch für die Zukunft zum Weltgerichte. In Matth. 25, 31 kommt der Menschensohn in seiner Herrlichkeit und seine Engel mit ihm und in Folge dieser Erscheinung gehen die Einen in die ewige Pein, die Gerechten aber in das ewige Leben. Die Engel gehen nach C. 13, 41 aus und sammeln aus dem Reiche Christi alle Aergernisse und die Unrecht üben und werfen sie in den Feuerofen. Die Engel werden nach V. 39 ausgehen am Ende der Welt und aussondern die Bösen aus der Mitte der Gerechten. Da stehen wir also deutlich jenseits der tausend Jahre, bei dem Punkte, da die Todten gerichtet werden nach ihren Werken, Apoc. 20, 12, und da alle, die nicht in dem Buche des Lebens geschrieben gefunden werden, geworfen werden in den Feuersee, V. 15.

Hand in Hand mit den Stellen, welche der Parusie gedenken, gehen die Hinweisungen auf den „Tag des Herrn", den „Tag des Gerichtes." Auch diese wissen überall nur von einem Tage. Der Tag der Chiliasten kann nicht gemeint sein, weil

*) Auberlen, S. 369.

diesem Tage u. A. das Gericht über die verstorbenen Gottlosen beigelegt wird, das nach der Apokalypse erst jenseits der tausend Jahre liegt. So z. B. in Matth. 10, 15: „Dem Lande von Sodom und Gomorrha wird es erträglicher ergehen am Tage des Gerichtes denn solcher Stadt", 11, 22. 12, 36. 1 Cor. 1, 8. 3, 3. Phil. 1, 6. 1 Thess. 5, 2.

Wie nur eine Parusie, eine Zukunft des Herrn, so gibt es auch nur eine Epiphanie, eine Erscheinung desselben, und bei dieser erfolgt das allgemeine Gericht, das nach der Apokalypse jenseits der tausend Jahre liegt. Der Apostel sagt in 2 Tim. 4, 1, daß Christus bei seiner Erscheinung Lebende und Todte richten werde. Der einen Epiphanie in der Vergangenheit, 2 Tim. 1, 10, tritt auch in 1 Tim. 6, 14. 2 Tim. 4, 8. Tit. 2, 13 die eine Epiphanie in der Zukunft entgegen. Im Widerspruche damit lehrt der Chiliasmus eine doppelte Epiphanie der Zukunft.

Es gibt nach Röm. 8, 19 nur eine Offenbarung der Söhne Gottes. Denn es wird hier schlechthin von der Offenbarung geredet. Diese, welche Hand in Hand geht mit dem Offenbarwerden Christi in Herrlichkeit, Col. 3, 4, und durch dasselbe bedingt ist, erfolgt in Verbindung mit der Verklärung der irdischen Creatur, der Aufhebung des Fluches, welcher in 1 Mos. 3 über die Erde gesprochen worden, und fällt also jenseits des tausendjährigen Zeitraumes, gehört in die Periode des neuen Himmels und der neuen Erde. Bis dahin ist das Leben der Gläubigen verborgen, Col. 3, 3, ganz so wie es in den bereits verflossenen 18 Jahrhunderten seit der ersten Zukunft Christi gewesen ist. Die heilige allgemeine Kirche ist bis dahin Gegenstand des Glaubens, im Gegensatze gegen die Lehre des Chiliasmus, welcher sie in voller Sichtbarkeit in die Erscheinung treten läßt und eine Offenbarung der Söhne Gottes auf der alten Erde annimmt.

In der überwiegenden Mehrzahl der Stellen des N. T., welche des Reiches Gottes gedenken, steht dasselbe im umfassenden Sinne, so daß das Ganze der Kirche dadurch bezeichnet wird, welche gegründet wurde da das Wort im Fleische erschien. Verhältnißmäßig nur selten wird von dem Reiche Gottes im emphatischen Sinne geredet, so daß dadurch diejenige Stufe der Entwickelung bezeichnet wird, in der die Erscheinung des Reiches Gottes vollkommen mit seinem Wesen übereinstimmt. So z. B. Luc. 9, 11. 21, 31. 22, 18. Prof. Auberlen bezieht diese Stellen auf sein tausendjähriges Reich, und gründet darauf die Behauptung: „Jesus war ein Chiliast."*) Aber es gibt offenbar nur ein Reich Gottes im emphatischen Sinne, und daß dies nicht das sogen. tausendjährige Reich sein kann, zeigt der Ausspruch des Herrn Matth. 19, 28, wonach dies Reich erst eintritt mit der Wiedergeburt, der Erneuerung der Welt, in der Zeit, auf welche Apoc. 21, 1 sich bezieht: „und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der erste Himmel und die erste Erde war vergangen." Auch der „neue Wein", welchen Jesus mit seinen

*) S. 373.

Jüngern trinken will in dem Reiche seines Vaters, Matth. 25, 34, steht in unverkennbarem Zusammenhange mit dem neuen Himmel und der neuen Erde und dem: siehe ich mache Alles neu, der Apokalypse. Die alte Erde kann keinen neuen Wein tragen. Wenn man Christum auf der alten Erde mit den Seinen Wein trinken lassen wollte, so würde man aus dem feinen Chiliasmus in den groben und gröbsten fallen. Es liegt noch eine dritte Stelle vor, in der das Reich Gottes nur das Reich der Herrlichkeit in dem Sinne der Kirche sein kann. In Matth. 25, 34 spricht der Herr erst bei dem allgemeinen Weltgerichte, welches nach den tausend Jahren fällt, zu den Gerechten: „ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt."

Es giebt nach der Lehre des N. T. nur zwei Aeonen, Welten oder Weltalter, die gegenwärtige und die zukünftige, Matth. 12, 32, Eph. 1, 21, deren Kräfte in die gegenwärtige hineinreichen und auf die zukünftige vorbereiten, Hebr. 6, 5. Die Stätte der zukünftigen ist das neue Jerusalem, Hebr. 13, 14. Der Chiliasmus zerstört diese scharfe Scheidung zwischen der gegenwärtigen und zukünftigen Welt, er führt ein Ineinander beider in dem tausendjährigen Reiche ein. Man wird nicht behaupten dürfen, daß die letztere eben mit dem tausendjährigen Reiche beginne, und dann in der Wiedergeburt sich vollende. Denn zwischen den tausend Jahren und der Wiedergeburt liegt die Zeit, in welcher dem Satan von neuem Macht gegeben wird, und in der die alte Welt sich wieder in der schlimmsten Weise geltend macht.

Neben diesen mehr speciellen Gründen erheben sich gegen den Chiliasmus noch einige allgemeinere Erwägungen von der durchgreifendsten Bedeutung. Vor Allem müssen wir hier darauf hinweisen, daß der Chiliasmus in der bedenklichsten Weise der biblischen Lehre von der Bedeutung des Kreuzes zu nahe tritt. Tausend Jahre ungestörten Glückes vor der „Verwandlung," bei dem Fortbestehen des alten Menschen, ich frage jeden erfahrenen Seelsorger, jeden gediegenen Christen, ob das nicht ein undenkbarer Gedanke ist, ob ihm nicht schaudert, wenn er an diesen Gedanken den Prüfstein der Erfahrung heranbringt. Man denke doch nur im A. T. an den Ausspruch: „Da ward Israel fett, schlug aus. Er ist fett, dick und stark geworden und hat den Gott fahren lassen, der ihn gemacht hat, er hat den Fels seines Heiles gering geachtet," 5 Mos. 32, 15, an die Zeit der Richter, in der regelmäßig auf das Glück der Abfall folgt, an den frommen Hiskias, dessen Herz sich erhob, da er das Heil Gottes geschaut hatte. Tausend Jahre des ungestörten Glückes, in welchem Widerspruche würden sie stehen mit dem Ausspruche der Apokalypse selbst 3, 19: „Welche ich lieb habe, die strafe und züchtige ich," mit dem Ausspruche des Briefes an die Hebräer: „Welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er, er stäupet aber jeglichen Sohn, den er aufnimmt. Seid ihr aber ohne Züchtigung, so seid ihr Bastarde und nicht Kinder." Wäre nicht der menschlichen Natur vor der Wandelung das Kreuz unbedingt nothwendig, warum wäre dann dem Apostel, damit er sich der hohen Offenbarung nicht überhebe, ein Pfahl ins Fleisch gegeben, warum hätte er so bitter seufzen müssen unter den Faustschlägen des Satansengels, warum hätte sein heißes Flehen, daß er von ihm wiche, keine Erhörung gefunden, vielmehr nur die Antwort: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig." In einem unserer alten Kirchenlieder heißt es: „Wenns immer ging nach Fleisch und Blut, in Gunst, gesund, und frohem Muth, was sollte aus uns werden?" Jung Stilling erzählt von schweren herzdurchbohrenden Leiden, die ihn während eines Winters getroffen. Aber, fügt er hinzu, wie könnte es auch anders sein? Ohne Trübsal würde ich zum stehenden Sumpf werden. Die tausend Jahre, als goldne Zeit gedacht, würden somit tiefer betrachtet, das absolute Gegentheil einer solchen sein; es wäre unmöglich, daß ein solcher Zustand des Glückes tausend Jahre fortginge; noch ehe ein Menschenalter verflossen wäre, würden die Sünden so gewaltig wuchern, daß sie die Gerichte Gottes mit Gewalt herbeiriefen. Man bedenke noch, daß Gott nicht barmherzig, gnädig, geduldig und von großer Güte und Treue sein würde, wenn er uns härter schlüge, als dies zu unserm Heile unbedingt nothwendig ist. Das aber anzunehmen, ist die Consequenz des Chiliasmus. Was Gott nach ihm in den tausend Jahren gewähren wird, das könnte er uns schon jetzt gewähren. Damit fällt die Vernunft in den Leiden hinweg, die oft so centnerschwer auf uns drücken, und wir werden einer Fülle des Trostes beraubt.

Auch das ist eine bedenkliche Seite an dem Chiliasmus, daß er während der tausend Jahre die Thätigkeit Satans ganz aufhören läßt. Der Satan gehört zwischen 1 Mos. 3 und der neuen Erde mit zur besten Welt. Wäre dies nicht, so würde jener Wilde Recht behalten mit seiner Frage: warum Gott ihn nicht todtschlage. Er ist das Werkzeug Gottes, wodurch die verborgne Gottlosigkeit an das Licht gezogen und für das Gericht gereift wird, wie man das an dem Beispiele des Judas sehen kann. Er ist das Werkzeug der Förderung für die Erwählten. „Selig ist der Mann, der die Versuchung erduldet, denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen." Das Werkzeug aber dieser heilbringenden Versuchung ist „der Versucher." Daß dieser an Christum herantrat, ist vorbildlich für das Leben aller Gläubigen. Diesen würde mit dem völligen Quiesciren Satans ein wesentliches Mittel des Fortschrittes geraubt werden. Auch nach dieser Seite hin würde das oberflächlich betrachtet goldne Zeitalter nach tieferer Betrachtung das Gegentheil eines solchen sein. Schelling hat den Satan das sollicitirende Princip in der Weltgeschichte genannt. Denken wir seine Wirksamkeit von der alten Erde hinweg, so würde eine traurige Stagnation eintreten.

Ferner, für die ganze Dauer des gegenwärtigen Weltlaufes ist der Kirche die heilige Schrift gegeben. Diese aber würde in den tausend Jahren der Chiliasten ziemlich ihren Geschmack verlieren. Je weiter man in der Erkenntniß der heiligen Schrift fortschreitet, desto mehr erkennt man, daß sie ein Trost-

buch ist, daß J. Gerhard Recht hat, wenn er sagt: „man kann wohl sagen, die ganze heilige Schrift sei eine fortlaufende Tröstung, dargeboten den Frommen, welche in diesem Leben unter dem Kreuze seufzen.“ Hört das Kreuz auf, so wird die heilige Schrift gar viel von ihrem Reize verlieren. Was treibt ferner mehr in sie hinein als die listigen Anläufe des Teufels, als die Erfahrungen, in denen sich darlegt, daß wir nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen haben, sondern mit den bösen Geistern unter dem Himmel? Ist der Satan völlig in Ruhestand versetzt, so wird die Bibel bald bestauben.

Auch das ist noch von Bedeutung, daß das von dem Chiliasmus in Aussicht gestellte ungestörte Glück auf dem Boden von 1 Mos. 3, welcher bis zu dem neuen Himmel und der neuen Erde fortdauern wird, unmöglich gedeihen kann. Aus der verderbten menschlichen Natur muß auch während der tausend Jahre mannigfacher Streit und Krieg hervorgehen. Die Unbill der Witterung, die Disposition zu Krankheiten, die Neigung des Bodens, Dornen und Disteln zu tragen, der Schweiß des Angesichtes, der Tod kann auf der alten Erde nicht aufhören, die in jeder Beziehung nicht zur Stätte des Glückes eingerichtet ist, sondern vielmehr als „ein Jammerthal voll Noth und Trübsal überall,“ in dem der Mensch für seine zukünftige Bestimmung vorbereitet wird, in dem er nicht glücklich sein, sondern selig werden soll. Die alte Erde zu einer Stätte ungestörten Glückes machen, heißt Trauben von den Dornen suchen und Feigen von den Disteln.

Das sind die Hauptgründe gegen den Chiliasmus. Fassen wir jetzt noch die Einwendungen ins Auge, welche von seinen Freunden gegen die Ansicht erhoben worden sind, wonach die tausend Jahre der Apokalypse der Vergangenheit angehören. „Was des Jahrtausends specifischer Inhalt nach dieser Deutung sein soll — wird bemerkt*) — reicht der Wahrheit nach zu weit in die vorhergehenden Jahrhunderte bis auf Justinian, Theodos und Constantin zurück, und dagegen das unchristliche, ungläubige Wesen zu weit in das Jahrtausend hinein.“ Was aber das letztere betrifft, so wird kaum jemand läugnen können, daß die Wirksamkeit des Bonifacius und Karls des Großen eine epochemachende ist, daß von da an der christliche Staat unter den Germanischen Völkern gesichert und zu festem Bestehen gelangt war. Was das erstere angeht, so konnte von der Bindung Satans doch nicht vor der Christianisirung der Völker die Rede sein, welche dem Römischen Reiche den Untergang brachten. Das Thier fand sofort ein neues Werkzeug an den Völkern und Königen der Völkerwanderung. Erst nachdem dies neue Werkzeug zerstört war, konnte der Bindung des Satans gedacht werden. Auch das ist noch von Bedeutung, daß erst unter den Germanischen Völkern der christliche Staat recht zur Erscheinung kam. In dem altrömischen Staate ist die heidnische Wurzel stets geblieben. Man kann dies z. B.

*) Dr. Nitzsch, System §. 218.

recht deutlich an dem Eherechte sehen. Die Idee der christlichen Ehe ist erst in den Germanischen Staaten zu ihrem Rechte gelangt. Auch unter den christlichen Kaisern des alten Roms hat die Licenz der Ehescheidungen fortgedauert, und die Versuche, sie zu beschränken, haben in der Hauptsache ihr Ziel nicht erreicht. Erst in Folge der Bekehrung der Völker der Völkerwanderung ist das heidnische Rom wirklich zum christlichen geworden. So lange Rom noch die Herrschaft behauptete, war sein Christenthum ein sehr theilweises, seine Bekehrung auch so weit sie stattgefunden, vielfach nur eine vorwiegend äußere. Noch im fünften Jahrhundert war Rom der Mittelpunkt des Heidenthums. Nach allen Seiten zeigte sich, daß der Staat als solcher keiner Wiedergeburt mehr fähig war.

Man behauptet ferner, was in der Apokalypse dem Jahrtausend beigelegt wird, lasse sich in den mit der Bekehrung der Germanischen Völker beginnenden tausend Jahren nicht geschichtlich nachweisen. Im Allgemeinen bemerken wir dagegen Folgendes. In den Büchern Mose's wird Canaan mit den reizendsten Farben geschildert. Es erscheint als „ein Land gut und weit, ein Land, das von Milch und Honig fließt“, „ein Land der Wasserbäche, da Quellen und Fluthen hervorkommen im Thale und im Gebirge, ein Land des Waizens und der Gerste und des Weinstockes, des Feigenbaumes und der Granate, ein Land des Oelbaumes und des Honigs.“ Die Feinde der Religion, besonders die Englischen Deisten, haben Moses wegen dieser Schilderung lebhaft angegriffen und ihn der Uebertreibung und Lüge geziehen. Sie zogen aus den Reisebeschreibungen alles aus, was diesem Lande zum Nachtheil gereichte. Was war der Fehler in solchem Verfahren? Sie verkannten, daß Moses von dem Standpunkte der Wüste aus redet, der großen und grausamen, da feurige Schlangen und Skorpionen und eitel Dürre und kein Wasser war (5. Mos. 8, 15). Ebenso schreibt auch Johannes in einer Zeit, da das Volk Gottes sich in einer schaurigen Wüste befand (C. 12, 6. 14), in die es noch immer tiefer hineingeführt werden sollte. In der Zeit, wo das Heidenthum seinen Vernichtungskampf gegen die Kirche Gottes begonnen hatte, in der der allmächtig erscheinende Römische Staat sich zermalmend auf sie geworfen, mußte sich dasjenige, was die tausend Jahre der Herrschaft des christlichen Principes darbieten, als ein gar Großes darstellen, wenn man auch bei näherer Besichtigung gar manche Mängel und Schäden entdeckt.

Man macht besonders geltend, innerhalb dieses Jahrtausends fallen die bedeutendsten Fortschritte des Muhammedanismus. Das passe schlecht zu der Bindung Satans, durch welche ihm verwehrt wird, die Völker zum Kampfe gegen die Kirche Christi zu verführen. Aber es handelt sich zunächst um die Bindung des Satans in Bezug auf dieselben Völker, welche er bis dahin verführt hatte. Und dann sind die christlichen Kernländer von dem Muhammedanismus nicht überfluthet worden, sie sind vielmehr im Kampf gegen ihn in der Hauptsache sieg

reich gewesen. „Zuerst — sagt Ranke*) — haben die westlichen Stämme denselben bestanden, und ihn von Spanien, Italien, Sicilien bis nach Syrien getragen. Siegten sie nicht vollkommen, so behaupteten sie doch Europa. Jedermann weiß, wie ihnen aus dem Kampfe selbst Antrieb und Anlaß zu der mannigfachsten Ausbildung erwachsen ist." So weit aber der Angriff des Islam wirklich Erfolg hatte, ist er weniger unter den Gesichtspunkt der Verführung des Satans zu stellen, als unter den des göttlichen Gerichtes über das Abgestorbene. Diesen Gesichtspunkt eröffnet uns die Apokalypse selbst. In dem Briefe an das jetzt im Mittelpunkte des Islamitischen Gebietes liegende Ephesus heißt es: „Thue Buße und thue die ersten Werke; wo aber nicht, werde ich dir kommen bald und deinen Leuchter wegstoßen von seiner Stätte." Ueberall, wo der Islam den Sieg erhalten hat, wird man einen vorangehenden tiefen Fall erkennen, wie z. B. in Constantinopel. In den Gebieten, welche sich der Herrschaft des Islam erwehrt haben und die mit den unterworfenen in gleichem Verhältnisse stehen, wie z. B. in Aethiopien, legt sich zu Tage, wie gerecht das göttliche Gericht gewesen ist, wie die Verwüstung nicht über das Leben ergangen ist, sondern über den Tod.

Noch viel weniger hat es auf sich, wenn eingewandt wird: „In diesen tausend Jahren, wo grade im Namen Christi von Katholiken, Rationalisten und Orthodoxen, o wie viel! gesündigt wurde, da soll der Teufel gebunden gewesen sein!" Der Teufel wird gebunden in seiner Eigenschaft als Drache, als der Hintergrund der gottfeindlichen, bestialischen Weltmacht, nicht als der, welcher die einzelnen Seelen beschleicht und sie zu Irrthum und Sünde verleitet. Es handelt sich nach dem Verhältniß zu dem Vorhergehenden und Nachfolgenden um Verleitung der Völker (diese werden genannt und nicht die Einzelnen) zu einem großen, offenen und allgemeinen Kampf, zu einem Sturmlaufen gegen den Herrn und seine Kirche, um völlige Verläugnung und entschiedne und allgemeine Befehdung des christlichen Principes. Das wird man in den tausend Jahren nicht nachweisen können. Sie unterscheiden sich von der Zeit, welche voranging und welche nachfolgte, im Ganzen und Großen dadurch, daß das christliche Princip in ihnen das herrschende war. In der Anerkennung desselben waren die Waldenser und ihre Verfolger einig, trotz der gräulichen Dinge, die von den letzteren verübt wurden, die Inquisition und ihre Schlachtopfer, die Hugenotten und die Urheber der Bartholomäusnacht, und von welcher hohen Bedeutung diese Einigkeit war, das zeigt recht deutlich die Erfahrung unserer Tage, in denen eine widerchristliche öffentliche Meinung uns auf jedem Schritte darauf hinweist, daß der Satan losgeworden ist aus seinem Gefängnisse. Wer aber den Unterschied jetzt noch nicht anerkennt, dem wird sicher in Zukunft seine Anerkennung aufgezwungen werden. Denn es ist offenbar, daß der Gegensatz gegen die Kirche im Fortschreiten begriffen ist. Uebrigens ist es eine unglückliche und jetzt glücklicherweise veraltete Geschichtsbetrachtung, welche in den tausend Jahren der Herrschaft des christlichen Principes den Blick einseitig auf die Aergernisse richtet. Tritt man in den Kölner Dom und in den Freiburger Münster, in denen die Antwort auf die Frage: „wo findet die Seele die Heimath, die Ruhe", so laut und vernehmlich ertönt, vertieft man sich in des Anselmus: Warum ein Gottmensch, und des Thomas da Celano: dies irae, in Luthers: Eine feste Burg, Nicolais: Wachet auf, und Paul Gerhards: Ein Lämmlein geht, in Quesnels N. T. und in Scrivers Seelenschatz, in Pergoleses stabat mater und in Bachs Passion, so wird man eine ganz andere Stellung zu diesen tausend Jahren gewinnen, von deren reichem Ertrage wir jetzt noch großentheils leben.

(Schluß folgt.)

*) Die Serbische Revolution, S. 3.

Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858. Nebst Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern und Briefen von Varnhagen und Andern an Humboldt. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1860. Herausgegeben von Ludmilla Assing.

Ein allgemeines Verdikt ist über die Herausgabe dieser Briefe ergangen. Man ist empört über den Verrath und die Beleidigung erhabener fürstlicher Personen. Mit Recht. Aber das Verdikt kann nicht die Edition und nicht die Herausgeberin allein treffen. Ihr mußte entgehen, was Viele wissen, die seit Jahren unbefangen beobachtet haben. Man nahm von den Verdiensten des „Kosmos" nichts, auch wenn man sich über den Werth Humboldt'scher Briefphrasen nicht täuschte. Sein Buhlen mit allen Künsten einer vulgären Popularität hat niemals Freunden der Wissenschaft besonders gefallen. Bei einem Vergleich mit andern Koryphäen der Literatur hatte längst nicht seine Arbeit und Leistung, aber Dinge, die mehr werth sind — Würde und Charakter — eine Einbuße erfahren. Man spielt nicht umsonst mit Phrasen; zuletzt werden sie natürliche Sprache. Und es ist zweifelhaft, bevor man alle indiskreten Briefwechsel gelesen hat, wo das Herz gewesen ist. — Aber die Publikation der Briefe ist gleichwohl nützlich. Was H. selbst von der Herausgabe der Briefe seines Bruders an eine Freundin spricht, „das

wird heillosen und heilbringenden Lärmen machen und die entgegengesetztesten Urtheile veranlassen" (S. 237), das gilt von den seinigen gewiß. Wir triumphiren gar nicht, daß das Volk von solchen brieflichen Zeugnissen eines „Götzen der Literatur" überrascht werde. Der Ruhm, einen sündigen Menschen, obschon er ein paar lehrreiche Bücher geschrieben, für keinen Götzen gehalten zu haben, wäre wahrlich nicht groß. Der Wissenschaft aber kann es nur förderlich sein, wenn die unnöthige Larve der Vergötzung einzelner Personen fällt, die durch Geburt und glückliche Familienstellung auf eine Staffel erhoben sind, die das mühselige und nicht geringere Verdienst Anderer niemals erreicht. Auch der Aberglaube wird fallen, daß Wissenschaft und Leben in den Gelehrten zwei verschiedene Dinge seien. Man wird, wenn erst alle Larven des modernen Glanzes der Gegenwart, alle Phrasen und Cliquen werden zerrissen sein — deutlich genug erfahren, daß auch in das wissenschaftliche Resultat das Gift des eleganten Blendwerks eindringt. Die christliche Sittlichkeit, nicht die „heuchlerische Freisinnigkeit", welche nicht längeren Odem, wie die Selbstsucht und Eitelkeit des Koryphäen hat — wird über Werth und Würde entscheiden. Fast Niemand verliert, der in diesem Buche angegriffen wird. Nicht einmal Bunsen. Ueberall merkt man die Absicht und man wird mehr als verstimmt. Denn es ist ja Humboldt, der große Alexander, der Typus moderner Aufklärung und Wissenschaft, der von „orthodoxen" Rabbinern hebräisch besungene Humboldt, den man so klein und so ungöttlich findet. Wir gehören wenigstens allen jenen Stimmungen der Neuzeit so viel an, daß uns solch Schauspiel weh thut. Denn es ist ein reichbegabter Mensch, dessen Stern so tief gefallen ist. Nicht gering ist auch der patriotische Stich, den wir empfinden. Der wissenschaftliche „Stolz" Berlins, der Correspondent der Welt, der „Freund" unseres Königs zählt zu Genossen, die ihre Gedanken fast nirgends als in der Volkszeitung ausgedrückt finden. „Varnhagens Freunde sind die Seinigen" (S. 37). An Varnhagen schreibt er — „es ist ein Genuß, in Achtung derer zu bleiben, deren Sinn, Geist und Wünschen man angehört." Bei Gelegenheit eines Dienstes, den er Prutz erwiesen, äußert er sich über den „Gewissensglauben, keinen Gleichgesinnten verlassen zu haben." Armer Humboldt! Und das Gewissen schwieg bei dem Verrath derer, an deren treuen und königlichen Herzen man für die Gesinnungsgenossen Freiligrath (S. 108) und Prutz wühlt! Welch ein elendes Ding, Spielball der Selbstsucht und Eitelkeit, ist diese Gewissenstugend ohne Bekenntniß der Sünde!

Bei seinem Leben fehlte es H. nicht an Vorsicht. Einen Brief an Guizot sendet er mit der Bemerkung, „ihn nicht aus den Händen zu geben." Sein eigner Brief soll dem „Kinde" (Bettina) nicht vorgelesen werden (S. 78. 79). Im J. 1842 schickt er einige Zeilen, die er für Gesinnungsgenossen an den König gerichtet, an Varnhagen, aber „ich muß Sie inständigst bitten, die Zeilen nicht aus der Hand zu geben; sie würden unwiederbringlich in die Zeitungen übergehen und meinem Wirken in einer wichtigen Sache schädlich werden." (S. 119.) 1844 gibt er Varnhagen einige königliche Billete, „aber ich beschwöre Sie, theurer Freund, es Niemand zu sagen." „Es würde mir jetzt schaden." Nur darum, daß es ihm schaden könnte, wenn man sein Doppelspiel erführe, beschwört er um Stillschweigen. Es gibt aber höhere Motive der Sittlichkeit, die ihm hätten überhaupt verbieten sollen, Briefe zu schicken und zu verschenken, die nicht der Oeffentlichkeit und nicht den „Gesinnungsgenossen" angehörten. Von sittlichem Standpunkte aus war es übler, dort bei Varnhagen sich zu offenbaren, als in der Oeffentlichkeit. Denn es waren Feinde, an die er, um sie für sich zu gewinnen, verrieth. Schon im Jahre 1841 macht ihn V. aufmerksam, daß er „sich kaum den Besitz jener Impietäten gönne." H. antwortet: „Ueber solch Eigenthum mögen Sie nach meinem baldigen Hinscheiden walten und schalten. Wahrheit ist man im Leben nur denen schuldig, die man tief achtet, also Ihnen." (S. 104.) Die deutliche Uebersetzung dieses Satzes ist: Im Leben täuscht man Alle, die keine Gesinnungsgenossen sind; wenn man todt ist und es nicht mehr „schaden" kann, dann können auch die Andern wissen, daß man sie verlacht hat. Die Neue Preußische Zeitung bringt Nr. 56 eine Notiz, nach welcher Humboldt in einem andern Falle von der Frau eines verstorbenen Naturforschers die Vernichtung vertraulicher Briefe verlangt hätte, welchem Verlangen sie nachgekommen sei. Der Fall liegt hier nicht vor. Varnhagen hatte die Befugniß zu schalten und zu walten. Er starb vor H. und dieser forderte nicht zurück. Die Zeit wird wahrscheinlich noch mehr solcher „Impietäten" an den Tag bringen. Man wird den Nutzen davon nicht übersehen können. Denn nicht dem Privatleben gehören sie an. Sie weisen auf die Wirksamkeit und Gesinnung eines Mannes, der nicht blos auf „Steine und Zahlen", sondern auch auf die tiefsten Bewegungen des Staates gerne Einfluß übte. Es ist nicht blos gewöhnliche hofmännische Perfidie, die aus ihnen hervorgeht. Es ist Methode darin. H. führt gern Stellen aus Tacitus an; was der Römer in den Annalen von einem Egnatius sagte, daß er, so geschickt er auch das Tugendbild eines Stoikers vor sich hergetragen, für seine Zwecke hinreichend perfidiosus et subdolus gewesen, fällt es nicht Jedermann bei der Lektüre dieser Briefe ein! Es ist hier nicht der Ort, die politische Seite dieser Doppelzüngigkeit und Impietät zu erörtern — aber Humboldts Stellung zum kirchlichen Leben tritt nicht minder in eine zweifellose Klarheit. Das hängt ja so genau zusammen. Seine „Gesinnungsgenossen" sind so wenig monarchisch als christlich gesinnt. Die „schwarzen Männer" sind gewöhnlich auch „Reaktionäre." Doch im Leben und in den Schriften hat H. mehr als die politische Gesinnung und Freundschaft sein kirchliches und christliches Meinen verborgen. Er hat nirgends, wo er sein mochte, Anstoß geben wollen. Weder bei Hofe, noch bei vielen Lesern hat er als ein Atheist gelten wollen, was Ruhm und Popularität vielleicht geschwächt hätte. Er ist unmuthig,

denn ihm dergleichen nachgesagt wird. Und in der That war es die anständige Haltung des Kosmos in christlichen Fragen, die wenigstens das Geschick bewundern ließ, mehr zu verbergen als zu sagen. Wo an einzelnen Stellen nichtsdestominder der Zweifel durchbrach, hat er ihn übel empfunden. Er beklagt sich bei Varnhagen (S. 172), daß er in der Rhein- und Moselztg. „des Voltairianismus, Läugnens aller Offenbarung, Komplotts mit Marheineke, Bruno Bauer, Feuerbach" schuldig erkannt werde; „man hatte dem Könige gesagt, das Buch sei unchristlich und demagogisch." Offenbar nahm H. dies nur übel, weil es öffentlich und dem Könige gesagt ward, denn waren jene Vorwürfe, wenn sie das Buch nicht trafen, etwa Verläumdungen für die Person!! — In einem Englischen Blatte wird er ebenfalls des Atheismus beschuldigt, „obgleich doch, wie Humboldt schreibt (S. 183), überall von der „„Schöpfung"" und dem „„Geschaffenen"" im Kosmos die Rede ist." Aber ist auch von dem „Schöpfer" die Rede! Und welchen Grund hatte H. sich zu wundern, wenn er nur die Wahrheit des eignen Herzens, nicht den Eindruck eines Zeitungsartikels auf die Wagschale hatte legen wollen! Wo war denn der Muth der Meinung, auf den er sonst so stolz zu sein schien! „Möchten Sie mit dem zufrieden sein, ruft er S. 110 aus, der einsam den Muth seiner Meinung hat." Aber er darf es nicht wagen, seine Ansicht völlig zu äußern. Er ist nicht frei genug, um sich offen zu den Seinen zu bekennen. Man muß es sich schon von ihm gefallen lassen, daß er verbirgt. Denn wie er V. versichert (S. 170), „er würde ausgewiesen werden, so sehr haßen ihn die Ultra's und Pietisten, es sei unglaublich, wie sehr man täglich den König gegen ihn einzunehmen suche; in den andern Deutschen Ländern würde man ihn ebenso wenig dulden, sobald er den Schutz und Schimmer seiner Stellung nicht mehr habe." Welche Schwäche! Welche Furcht! stehen nicht die verblendeten Demagogen höher, die, arm und ohne Hofstellung, es wagten, lieber ausgewiesen zu werden, als sich zu verläugnen! Welche Selbsttäuschung — hatten denn die „Pietisten" und „Ultra's" Unrecht, wenn sie den König gegen ihn einzunehmen versuchten! War er ein treuer Diener! war er ein aufrichtiger Freund! War er nicht unwahr vor Gott und Menschen! Und deshalb! Niemand, wie er, hatte in Europa eine literarische Stellung! Und er zetert über Furcht, ausgewiesen zu werden! Niemand, wie er, war freier und beliebter! Und er muß einem edlen Könige heucheln, damit er den elenden Beifall von Zeitungen sichere! Welche Sünde! An dem Hofe eines Königs, wie Friedr. Wilhelm III., die Arbeit christlicher Liebe für das Volk zu sehen und dabei den Satyr zu spielen! „Das byzantinische Reich (allhier) ist sehr ernsthaft in zwei Parteien des Bunsenschen Gesangbuchs und des Elsner'schen Liederschatzes getheilt. Die Kriegs- und Adjutantenmacht ist für den Liederschatz. Ich bin noch unentschieden." (S. 15.)

Noch 1858 (S. 393) bewirbt er sich um den Orden für einen gesinnunggenossischen Geistlichen, dabei äußert er sich:

„ich denke, er predigt nicht; gibt selbst nicht mehr die kleinen, dem chemisch verwandten Brot unionsfeindlichen Oblaten." Man erinnert sich, wie H. oben sich gegen den Vorwurf des Voltairianismus gewahrt hat! Auch von der Freundschaft mit den Gesinnungen von Strauß, Bruno Bauer ꝛc. will er öffentlich nichts verlautet haben. Aber er schreibt 1841 S. 101: „Der Bruno (Bauer) hat mich präadamitisch bekehrt gefunden. In meiner Jugend dachten die Hofprediger so; ich wurde von einem eingesegnet, der auch erzählte, die Evangelisten hätten sich Manches aufgezeichnet, woraus man später Biographien gedichtet. Ich schrieb vor vielen Jahren: Toutes les réligions positives offrent trois parties distinctes, un traité de moeurs, partout le même et très-pur, un rêve géologique et un mythe au petit roman historique; le dernier élément obtient le plus d'importance." 1842 S. 111 erzählt er, wie er sich an „dem Straußischen Heiland ergötzt, man lernt daraus nicht blos, was er nicht glaubt und was mir minder neu ist, als vielmehr, was Alles von den schwarzen Männern geglaubt und gelehrt worden ist, die der Menschheit jetzt wieder neue Bande anzulegen verstehen." Und dieser Mann beklagt sich, daß man ihn unchristlich nennt und des Unglaubens an die Heiligthümer des Christenthums beschuldigt! Nur den Vorwurf, mit Marheineke gegangen zu sein, lehnt er, wie es scheint, mehr mit Recht ab, nach dem, was er S. 64. 65 bemerkt: „Marh. hat einen Feldzug in den kritischen Blättern mehr gegen Savigny als gegen Stahl vollführt. Es ist viel Schärfe in der Luft und die Schwarzen sind nicht schonend. Das Ende der Philippika ist sehr beredt, im Klimax von den Rationalisten durch Sankt Hegel zu Galilei. Leider sind die vorhergehenden zwölf Seiten ohne Farbe und vom mittelmäßigsten Stile. Görres und Schelling wissen besser zu färben." Ob er mit Unrecht ein Atheist genannt ward, offenbart eine sonst sehr vorsichtig gehaltene Stelle S. 40. Er sagt von einem Aufsatz seines Bruders Wilhelm: „Er gehört zu dem Vollendetsten in Sprache, das er geschrieben. „„Gott regiert die Welt; die Geschichtsaufgabe ist das Aufspüren dieser ewigen geheimnißvollen Rathschlüsse"", das ist doch eigentlich das Resultat, und über dies Resultat habe ich bisweilen mit meinem Bruder, ich darf nicht sagen gehadert, sondern diskutirt. Dies Resultat ist allerdings den urältesten in allen Sprachen ausgesprochenen Gefühlen der Menschheit analog. Meines Bruders Abhandlung ist der Kommentar (der entwickelnde, deutende, belobende) dieses dumpfen Gefühles. Auf eben diese Art schafft sich der Physiolog sogenannte Lebenskräfte, um organische Erscheinungen zu erklären, weil seine Kenntniß der physischen, in der sogenannten todten Natur waltenden Kräfte ihm nicht ausreichen, dies Spiel der lebenden Organismen zu erklären. Sind darum Lebenskräfte erwiesen? Ich weiß, Sie werden mir zürnen, weil Sie errathen, daß die Hauptidee dieser herrlichen Abhandlung mich nicht ganz befriedigt."

Freilich ist auch H. weit von dem tiefen Gemüthe seines Bruders Wilhelm entfernt. In der That, nicht einmal die „Liebe“ scheint durch die Zahlen, Steine und Phrasen gedrungen zu sein. Nur weil er zu lieben vermochte, erhob sich Wilhelm zum Glauben, „daß man das Schicksal nicht anklagt, sondern wenn es glücklich ist, mit Demuth, und wenn es unglücklich ist, mit Ergebung und mit wahrem Vertrauen in Gottes weise Führung empfängt.“ (Briefe an eine Freundin, 1. 442.) Aber Alexander v. H. empfand davon nichts. Eine glückliche Empfindung spricht nicht aus seinen Briefen. Er braucht sie höchstens zum Ausputz seiner Schriften. Zufrieden ist er nicht. Alles ist voll Klagen. Wem seine Umgebung dauernd langweilig und unangenehm ist, verräth kein glücklich und helles Herz. S. 12 spricht er „von der Schlechtigkeit der Gesellschaft, in der man hier lebt“ — und er blieb darinnen! „Berlin ist eine kleine unliterarische und dazu überhämische Stadt“ (S. 35) — er hatte also noch nicht genug Vergötterung; Frankreich gefällt ihm besser; „glücklicherweise ist man in der großen französischen Welt ganz von der kleinlichen Moquerie und Tadelsucht frei, die in Berlin und Potsdam herrscht, wo man Monate lang gedankenleer an einem selbstgeschaffenen Zerrbild matter Einbildungskraft zehrt.“ (S. 42.) Und warum ging er nicht aus dieser bösen Welt, die sich zuweilen selbst H. zu tadeln versuchte und anmaßte? Varnhagen theilt mit, warum er nicht ging, „Hof und Gesellschaft sind ihm wie ein altgewohntes Stammhäusel, wo man seinen Abend zuzubringen und seinen Schoppen zu trinken pflegt.“ (S. 135.) Es ist trotz aller Ehren und Auszeichnungen für ihn eine „trübe, schwere Abendluft.“ Wie natürlich, denn das Herz ist leer! Einsam, ohne Familie, nährt er sich von Früh bis Abend mit schönen Sätzen und Phrasen. Hinter dem Genuß der Arbeit stand kein göttlicher Frieden! Der Glaube an einen versöhnenden Heiland machte ihm nicht die öden Säle lebendig, in denen der Greis dahinging. Denn bis zum Ersticken wüst ist das hohle Phrasenleben ohne Liebe und Wahrheit. Welches Schicksal, Niemanden ganz anzugehören, nicht einmal Gott! Er hat seine Verwandten fast alle begraben; Hoffnung stand in seinem Herzen nicht an ihrem Grabe. Er war wirklich nicht beneidenswerth. Und es ist ihm nicht versagt gewesen treuer Verehrer frommes Wort und gutes Beispiel. Wahrlich, einen schöneren Brief hatte Humboldt nicht erhalten, als den er am 23. März 1852 überlegen spöttisch Varnhagen übersendet, von August Grau aus Ohio. Der brave Mann legt H. in einer würdevollen und ächt evangelischen Sprache sein Seelenheil ans Herz. Er sagt ihm unter Andern: „so sehr ich mich freuen muß, daß Berlin, ja daß Preußen einen solchen Mann aufzuweisen hat, wie Ew. Gnaden sind, so würde meine Freude in ein heiliges Frohlocken ausbrechen, wenn ich die Ehre haben sollte, in Ihnen einen warmen Anhänger Dessen zu sehen, der auf Golgatha starb. Ach, ohne Ihn sind wir, Herr Kammerherr, doch bei allen unsern Kenntnissen, bei aller unserer hochgepriesenen Gelehrsamkeit höchst unglücklich.“ Eine andere Stelle lautet: „Goethe sagte bei einer gewissen Gelegenheit, daß er während seiner ganzen Lebenszeit noch nicht vier glückliche Wochen erlebt hätte. Das war die Sprache eines großen Gelehrten. Wenn Christus seine Residenz und seine Wohnung nicht in unserm Herzen aufgeschlagen hat, was kann anders dort sein? Einer muß doch dort sein, einer muß doch den Kommandostab führen. Man kann doch unmöglich zu einer und derselben Zeit zweien Herren dienen.“

Humboldt hatte Gelegenheit genug, an sich zu erfahren, daß weder sein Leben, noch seine Ehre glücklich mache. Er ist selbst — mit all seinem Wissen und Können der lebendige Beweis des köstlichen Wortes des h. Augustinus, wenn er ausruft (Conf. lib. V. cap. 4): „Mein Herr und Gott der Wahrheit, gefällt dir schon, wer jenes weiß? Denn unglücklich ist der Mensch, der jenes Alles weiß, dich aber nicht kennt. Selig aber der dich weiß, auch wenn er jenes nicht weiß. Wer aber jenes und dich weiß, ist um jener willen nicht glücklicher, sondern um dich allein ist er glücklich.“

Es ist ein trauriges, aber nothwendiges Bild, das uns die Publikation jener Briefe vorstellt. Der Mann ist todt, von dem sie reden und ein Zeugniß geben, das leider Viele schmerzlich und in der Stille geahnt. Aber die Versuchung, der jener gefallen ist, wühlt noch in den Herzen Vieler, die wie er leben und verlangen. Er ist nicht der Einzige gewesen — der unsündiger Tendenzen und eigener Eitelkeit willen Freunde und Fürsten verrathen hat. Das Gift einer schlechten Popularität tödtet noch immer fort die Seelen hervorragender Männer. Oben und unten dauert das Speculiren um eine lügenhafte Gunst der Menge weiter. Das Bauen auf Menschen, die nicht helfen können, gehet immer fort. Die Zweizüngigkeit, die hier sich bückt und dort verfälscht, treibt ihr Wesen fort. Der Gehorsam ist nur der vergoldete Vortheil, Treue nur der hoffnungsreiche, gewinnsüchtige Nutzen. Die Phrase täuscht und verräth — das lehrt dies Buch zur Warnung für Jedermann. Denn so die Liebe Christi fehlt — ist keine rechte Treue. Denn nur die Liebe dient. Die Verantwortlichkeit dieser Welt ist nicht schrecklich. Vor ihr kommen alle Haushalter aus. Nicht die Tugend, sondern die Furcht vor der Rechenschaft Gottes gibt Wahrheit und Treue, „auch vor Königen von seinen Zeugnissen zu reden und sich nicht zu schämen.“ (Ps. 119, 46.)

6. März. C.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 21. März. № 23.

Das sogen. tausendjährige Reich.

(Schluß.)

Ganz besonders aber stützen sich die Chiliasten darauf, daß dem Anfange der tausend Jahre die Auferstehung der treuen Bekenner beigelegt werde. Unter dieser könne nach biblischem Sprachgebrauche nur die leibliche Auferstehung verstanden werden. Und da diese bisher noch nicht erfolgt sei, so müssen die tausend Jahre noch der Zukunft angehören.

Der Grund wäre beweisend, wenn hier von der Auferstehung die Rede wäre. Daß die Auferstehung die leibliche ist, zeigt z. B. Matth. 22, 30: „In der Auferstehung heirathen sie nicht" u. s. w. Aber es ist hier nicht ohne weiteres von der Auferstehung die Rede, sondern von der ersten Auferstehung. Durch den Beisatz: die erste, wird die hier gemeinte Auferstehung von der leiblichen bestimmt unterschieden. Die erste Auferstehung weist auf eine zweite hin, und da diese nur die leibliche sein kann, so muß durch die erste Auferstehung eine andere bezeichnet werden.

Es würde sehr verkehrt sein, wenn man von Auferstehung hört, sogleich an die leibliche zu denken. Nach biblischem Sprachgebrauche kann jeder Uebergang aus tiefem Elende zum Heile als Auferstehung bezeichnet werden.*) Gleich in der ersten Stelle, welche der Auferstehung gedenkt, Hos. 6, 2, bedeutet sie den Uebergang in einen glücklichen Zustand: „Er wird uns beleben — sagt der Prophet zu Israel — nach zwei Tagen, am dritten Tage uns auferwecken, daß wir leben vor ihm."**) Ezechiel schaut in C. 37 die Herstellung des dem Tode, d. h. dem tiefen Elende, anheimgefallenen Israels unter dem Bilde der Auferstehung. Nach Luc. 2, 34 verkündet Simeon: „dieser wird gesetzt zu einem Fall und zur Auferstehung vieler in Israel", und es liegt am Tage, daß diese Auferstehung in der leiblichen nur gipfelt, daß sie das Ganze des durch Christum gebrachten Heiles bezeichnet. In Röm. 6, 5 erscheint das neue Leben der Gläubigen von seinem ersten Beginn an als eine Nachbildung der Auferstehung Christi, also auch als eine Auferstehung. Ebenso auch in dem: „seid ihr nun mit Christo auferstanden", in Col. 3, 1, vgl. noch Eph. 5, 14. Röm. 8, 11.

Es gibt eine dreifache Auferstehung der Gläubigen. Zuerst die geistliche bei der Widergeburt, die Auferstehung aus dem Tode der Sünden. Diese kann hier nicht in Betracht kommen, da hier von entschlafenen Gerechten die Rede ist. Dann die Auferstehung, von der Klopstock singt: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Geist, nach kurzer Ruh", der Uebergang der in Christo Entschlafenen zur himmlischen Seligkeit, welchen Johannes in der Apokalypse vor Augen hat, wenn er sagt: selig sind die Todten, die dem Herrn sterben, von nun an, und welche er in C. 7, 9—17. 14, 1—5 mit so reizenden Farben schildert, daß dem Christen das Herz im Leibe lacht. Endlich die leibliche Auferstehung. Daß hier nur die himmlische Seligkeit gemeint sein kann, erhellt außer dem Beisatze: die erste, der um so entscheidender ist, da die ganze Schriftlehre nur eine gleichzeitige Auferstehung für Gerechte und Böse kennt, somit die Subjecte der ersten Auferstehung auch die der zweiten sein müssen, noch aus folgenden Gründen:

Johannes sieht die Seelen. Daraus erhellt, daß es sich hier nur um die Seligkeit handeln kann, nicht um die Auferstehung des Fleisches. Denn dann müßte vielmehr der Leiber oder Leichname gedacht werden.

Es heißt: „sie lebten", „die übrigen Todten aber lebten nicht." Es wird hier also nur das Leben gewonnen. Dadurch kann, da jede nähere Bestimmung fehlt, nur die Seligkeit im Allgemeinen bezeichnet sein. Unmöglich konnte das bloße: sie lebten, von solchen gebraucht werden, die sich bereits der Seligkeit erfreuten, in die nach der Lehre der Offenbarung die Gläubigen gleich mit dem Ausgange aus diesem Leben eingehen. Das Wesen der himmlischen Seligkeit wird in Apoc. 7, 17 durch die Worte bezeichnet: „Er wird sie leiten zu Lebens-Wasserquellen."

In den Stellen C. 7, 9—17. 14, 1—5, in denen uns die in Christo Gestorbenen in der himmlischen Seligkeit vorgeführt werden, sind alle die Merkmale vorhanden, die uns hier entgegentreten: selig und heilig sein, Priester Gottes und Christi, mit ihm regieren, der Macht des zweiten Todes entzogen sein.

---

*) Von dieser Mehrdeutigkeit des Ausdruckes nahm die Meinung des Hymenäus und Philetus ihren Ausgangspunkt, daß die Auferstehung schon geschehen sei, 2 Tim. 2, 18.

**) Daß hier nicht von einem bloßen Aufstehen die Rede ist, sondern von einer Auferstehung, zeigt Simson in dem Comm. zu d. St. Dafür spricht die Vergleichung mit der Vision Ezechiels, der Parallelismus mit der Belebung, und daß als Folge der Auferweckung das Leben bezeichnet wird.

Selbst ein entschiedener Vertheidiger des Chiliasmus *) sieht sich zu der Bemerkung genöthigt: „Schwieriger ist zu erklären, warum diese erste Auferstehung ein Gegenstand solcher Seligpreisungen und solcher Freude der entschlafenen Heiligen sei, da sie doch schon als Selige vor dem Herrn stehen." Und in der That, das „selig ist der und heilig, welcher Theil hat an der ersten Auferstehung", setzt voraus, daß sie vor der ersten Auferstehung nicht selig und nicht heilig oder herrlich waren. Da nun nach der Apokalypse die Seligkeit und Herrlichkeit der Gläubigen sofort mit dem Ausgange aus diesem Leben beginnt, so kann die erste Auferstehung nur die himmlische Seligkeit sein.**)

„Die erste Auferstehung" liegt weit ab von dem Ende. Zwischen ihr und dem Weltgerichte liegen die tausend Jahre und die Zeiten Gogs und Magogs. Dadurch wird die leibliche Auferstehung ausgeschlossen. Die leibliche Auferstehung aller Gläubigen soll nach den vielfach wiederholten Aussprüchen Christi, die grade Johannes mit besonderer Vorliebe mittheilt, am „jüngsten Tage" erfolgen, dem Tage, auf den kein anderer mehr folgt, Joh. 6, 39. 40 (Jeder, der den Sohn sieht und glaubt an ihn, hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage) 54 u. s. w. Der jüngste Tag kann nicht eine ganze Periode sein, jedenfalls nicht eine solche, die noch keinen Abschluß bildet. Innerhalb des jüngsten Tages kann unmöglich das Loswerden Satans liegen. Nach dem Worte des Herrn in Joh. 12, 48: „wer mich verachtet, den wird das Wort, das ich geredet habe, richten am jüngsten Tage", gehört dem jüngsten Tage das Gericht über die Gottlosen an. Dieses weisen aber auch die Chiliasten dem absoluten Ende zu. ***)

Von entscheidender Bedeutung ist noch, daß von einer Auferstehung der Gerechten vor der allgemeinen Auferstehung die ganze übrige heilige Schrift nichts weiß, daß die Schrift überall nur eine Auferstehung kennt, so daß also die Apokalypse mit ihrer Lehre von der doppelten Auferstehung der Analogie des Glaubens widersprechen und ebendamit den canonischen Charakter verläugnen würde. Schon in der Grundstelle Dan. 12, 2

*) Flörke, S. 131.

**) Schon Burnet, de statu mortuorum et resurgentium, Cöln an der Spree 1733, S. 257, sagt: Putas sat scio Beatos fuisse martyres in altera vita, ante suum huc reditum et descensum, quodnam vero aut quam ob rem cepit eos suae beatitudinis fastidium.

***) Es ist merkwürdig, wie Bengel sich von den jetzigen Chiliasten durch seine Unbefangenheit unterscheidet. Er macht in dem Gnomon gar keinen Versuch, seinen Chiliasmus gegen den klaren Wortlaut der ihm widerstreitenden anderweitigen Aussprüche mit Gewalt durchzusetzen, spricht vielmehr ohne Weiteres solches aus, was dem Chiliasmus entgegen ist. So bemerkt er z. B. hier: „An einem Tage wird sowohl die Auferstehung als das Gericht sein. Die Erwähnung des jüngsten Tages hat große Bedeutung für die Gläubigen und für die Ungläubigen." Ebenso unbefangen äußert er sich zu 1 Cor. 15 und 1 Thess. 4, 16.

erstehen, offenbar gleichzeitig, die Einen zum ewigen Leben und die Anderen zur Schmach und ewigen Schande, und von einer doppelten Auferstehung, von einer langen Zeitfrist zwischen der Auferstehung der Gerechten und der Gottlosen ist keine Spur.

Unsere chiliastischen Freunde fühlen es, daß die isolirte Stellung, in welche die Apokalypse nach ihrer Deutung geräth, für die letztere vernichtend ist. Sie bieten daher Alles auf, den Beweis zu liefern, daß auch in andern Stellen der Schrift eine Auferstehung der Gerechten vor der allgemeinen Auferstehung gelehrt wird. Sie sind aber in ihren Bemühungen nicht glücklich gewesen, haben vielmehr dadurch das Rathlose ihrer Lage nur noch mehr ins Licht gestellt.

Sie stützen sich besonders auf 1 Cor. 15. „Paulus — wird gesagt*) — unterscheidet deutlich drei Stufen der Auferstehung: als der Erstling erstand Christus, danach die, welche ihm angehören, bei seiner Parusie, danach — εἶτα dem vorigen ἔπειτα entsprechend und wieder einen beträchtlichen Zwischenraum setzend — das Ende, nämlich allgemeine Auferstehung, Weltgericht, Ausscheidung der Bösen, wo dann Christus das Reich dem Vater übergibt und Gott Alles in Allem ist."

Die betreffende Stelle lautet in V. 22—24: „Denn gleichwie sie in Adam alle sterben, also werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden. Ein jeglicher aber in seiner Ordnung. Der Erstling Christus. Danach die Christo angehören bei seiner Zukunft. Dann das Ende, wenn er das Reich Gott und dem Vater übergeben wird."

Es ist im Zusammenhange nur die Rede von der seligen Auferstehung. Es heißt: also werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden. Das ganze Capitel handelt vorher und nachher nur von der Auferstehung der Gläubigen. „Paulus — sagt Bengel — redet hier von den Christen, deren Erstling Christus ist. Und diese, so wie sie in Adam alle sterben, so werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden. Die Schrift handelt überall mit den Gläubigen, und darum vornämlich nur von ihrer Auferstehung, von der Auferstehung der Gottlosen nur gelegentlich." Hienach nun kann es nicht drei Ordnungen oder Klassen geben. Die der seligen Auferstehung, welche hier allein in Betracht kommt, theilhaftig werden, sind unter denen, „welche Christo angehören", vollständig begriffen. Der Apostel begegnet der Ungeduld, welche sich nicht darin finden kann, daß zwischen der Auferstehung Christi und der seiner Gläubigen ein so langer Zwischenraum sein soll, welchen das: lässet auch ein Haupt sein Glied, welches es nicht nach sich zieht, keine Ruhe ließ. Dieser stellt er den Gedanken einer doppelten Ordnung entgegen. Mit der Auferstehung der Gläubigen ist die hier ignorirte der Gottlosen verbunden. Dies erkennt Bengel an, der sich auch hier nüchterner zeigt als die jetzigen Vertreter des Chiliasmus: „Zu derselbigen Zeit werden die Gottlosen auferstehen, aber diese gehören nicht in diese selige Rechnung." Unmittelbar an die Auf-

*) Auberlen, S. 379.

ſtehung ſchließt ſich das Ende. Der Apoſtel hat die enge ſammengehörigkeit ſchon durch die Wahl der Partikel bezeichnet. *)

Ferner, die Auferſtehung der Gläubigen ſoll erfolgen bei der Zukunft, der Paruſie Chriſti. Wir haben bereits nachgewieſen, daß es im ganzen N. T. nur eine Zukunft Chriſti gibt, und daß mit ihr nach der Lehre des N. T. die Auferſtehung wie der Frommen, ſo auch der Gottloſen und das Ende des ganzen gegenwärtigen Weltlaufes verbunden iſt. Der Verf. des neueſten ausführlichen Commentars, Oſiander, dem die Erklärung der Corintherbriefe ſo Vieles verdankt, ſieht ſich genöthigt, dies anzuerkennen. Aber weil er, ein Würtemberger, von dem Chiliasmus nicht laſſen will, ſo ſtellt er die Meinung auf, die Zukunft Chriſti müſſe „als ein nicht momentan ſich abſchließender Act gedacht werden", vielmehr als eine Zeitperiode, deren Anfang die Auferſtehung bilde, von der in Apoc. 20, 4—6 gehandelt wird. Aber wenn man nicht wagt, eine doppelte Paruſie anzunehmen, ſo wird man ſich durch ſolches Mittel nicht aus der Verlegenheit ziehen können. Denn 1. das Loswerden des Satans und der allgemeine Sturm gegen die Kirche kann unmöglich in die Zeit der Paruſie Chriſti geſetzt werden. 2. Nirgends in der Schrift erſcheint die Zukunft Chriſti als Periode, immer als Moment. Wie raſch bei derſelben die Dinge von Statten gehen, das zeigt beſonders das „in einem Momente, einem Augenblicke", in V. 52. 3. Die Parallelisirung unſerer Stelle mit Apoc. 20, 4—6 iſt ſchon deshalb unſtatthaft, weil hier von der Auferſtehung aller Gläubigen die Rede iſt, dort dagegen nur von einem Theile derſelben, den treuen Bekennern, die vor den tauſend Jahren heimgegangen ſind.

Wie wenig günſtig aber 1 Cor. 15 den Chiliaſten iſt, das tritt noch beſonders hervor in V. 51. 52. Danach weiß der Apoſtel nur von einer Auferſtehung, der, welche bei der „letzten Drommete" (vgl. Matth. 24, 31, vgl. 25, 31) erfolgt und mit der die Umwandlung der Lebenden verbunden iſt.

Außer in 1 Cor. 15 ſucht der Chiliasmus noch in 1 Theſſ. 4, 16 einen Anhalt. Allerdings heißt es dort: „Und die Todten in Chriſto werden auferſtehen zuerſt", aber daß damit nicht eine Auferſtehung der Gerechten vor der allgemeinen gelehrt werden ſoll, zeigt ein Blick auf den Zuſammenhang. „Zuerſt — ſagt Lünemann — ſteht im Gegenſatz gegen darnach in V. 17 und bezeichnet, daß der erſte Act des wiedererſcheinenden Chriſtus die Erweckung der chriſtlichen Todten ſeyn wird, woran dann das Entrücktwerden der Lebenden als zweiter Act ſich anſchließt." Weit entfernt aber, dem Chiliasmus Vorſchub zu leiſten, reicht die Stelle vielmehr hin zur Widerlegung deſſelben. Der Apoſtel will diejenigen tröſten, welche über die Entſchlafenen betrübt ſind. Wie würde er dieſe hinweiſen auf die Auferſtehung am jüngſten Tage, wenn dieſer eine andere voranginge? Die ganze Scene iſt hier aber die des jüngſten Tages. Darauf führt das Feldgeſchrei, die Stimme des Erzengels, die Poſaune. Darauf die Verbindung der Todtenauferſtehung mit der Verwandlung der Lebenden. Darauf, daß von da an alle verſtorbenen und lebenden Chriſten bei dem Herrn ſind allezeit. Da ſind Scenen, wie die in Apoc. 20, 7 f. gar nicht mehr denkbar. Es iſt offenbar, daß der Apoſtel von einer andern Auferſtehung als der am jüngſten Tage gar nichts weiß, daß er von der Anſchauung ausgeht, bis dahin ſeien die Todten in Chriſto nicht auferſtanden.

So zeigt ſich alſo, daß die Erwähnung der Auferſtehung dem Chiliasmus keine Stütze gewähren kann, daß vielmehr grade bei dieſem Punkte ſeine Unhaltbarkeit recht zu Tage kommt. Man rühmt nun noch die praktiſche Bedeutung dieſer Lehre. „Das — meint man *) — ſtärkt die müden Hände und richtet auf die ſtrauchelnden Kniee! Nun ſoll das Leben nicht in Bruch und Abbruch enden, ſondern ſoll auch ſeine Krone haben. Nun ſoll dieſelbe Erde, die das Blut Chriſti getrunken, auch ſeine Herrlichkeit ſehen. Nun ſoll dieſelbe Welt, die ſeine Kirche geſchmäht, auch ſeiner Kirche Reichthum offenbart ſehen. Nun ſoll mithin nichts vergebens geſchehen auf Erden." Aber wer den Chiliasmus verwirft, verzichtet damit nur auf die alte Erde, für die wohl Niemand eine beſondere Zärtlichkeit haben kann, nicht aber auch auf die Erde überhaupt. Es iſt die klare Lehre der Schrift, daß die Stätte des verherrlichten Gottesreiches die neue Erde ſein wird. Darauf weiſt ſchon die Schilderung hin, welche Jeſaias in C. 11 von dem verklärten Gottesreiche gibt; dieſe bewegt ſich durchgängig auf der in den paradieſiſchen Zuſtand wieder hergeſtellten Erde. Darauf die von dem Herrn angekündigte Wiedergeburt, Matth. 19, 28, welche nur eine Erneuerung der Erde ſein kann, denn mit dem Menſchen iſt nach 1 Moſ. 3 dieſe von ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit ausgeartet, ſo daß ſie der Wiedergeburt bedarf. Darauf, was der Apoſtel in Röm. 8 ſagt von der der Eitelkeit unterworfenen Creatur, welche im Zuſammenhange mit der Offenbarung der Kinder Gottes dereinſt frei werden ſoll von dem Dienſte des vergänglichen Weſens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Auch in der Apokalypſe ſelbſt erſcheint die Erde als die Stätte der verherrlichten Kirche: Johannes ſieht die heilige Stadt, das neue Jeruſalem, von Gott aus dem Himmel herabfahren. Was alſo die Chiliaſten bei ihren tauſend Jahren ſuchen, die doch immer nur der alten Erde angehören, daneben noch den erneuten Abfall hinter ſich haben, das gewährt der Blick auf das neue Jeruſalem viel reeller. Daß wir auf dieſes das Auge zu richten haben und nicht auf die tauſend Jahre, das lehrt uns die Apokalypſe ſelbſt recht deutlich. Keine der Verheißungen in den ſieben Sendſchreiben geht auf die

*) Bengel: ἔπειτα magis disjungit, εἶτα magis copulat. Disjunctiva vis τοῦ ἔπειτα et copulativa τοῦ εἶτα clara est v. 5. 6. 7. Conjunguntur enim οἱ duodecim cum Kepha per εἶτα, disjunguntur quingenti et ab his Jacobus: sed copulantur huic, per εἶτα, Apostoli.

*) Flörke, S. 214.

tausend Jahre, alle richten den Blick auf das Jenseits und besonders auf das neue Jerusalem: „Wer überwindet, dem soll kein Leid geschehen von dem andern Tode — Wer überwindet, dessen Namen werde ich nicht austilgen aus dem Buche des Lebens — Wer überwindet, dem will ich einen neuen Namen geben. — Wer überwindet, auf den will ich schreiben den Namen des neuen Jerusalem, der Stadt meines Gottes, die vom Himmel herniederkommt von meinem Gott. — Wer überwindet, dem will ich zu essen geben von dem Holze des Lebens, das in dem Paradiese meines Gottes." Dem heiligen Johannes wollen wir uns anschließen und in seinem Geiste sprechen:

Ich bin zufrieden,
Daß ich die Stadt gesehn;
Und ohn Ermüden
Will ich ihr näher gehn,
Und ihre hellen goldnen Gassen
Lebenslang nicht aus den Augen lassen.

Nachrichten.

Mittheilungen aus Waldeck.

Dritter Artikel.

Der Missionsverein, welcher das Kirchenregiment um Genehmigung des Statutes: „Der Verein gründet sich auf dasjenige Bekenntniß, welches in der waldeck'schen Kirchenordnung seit 1556 niedergelegt ist" gebeten hatte, und wiederholt gebeten hatte, ist in einem Erlaß vom 13. Mai v. J. abschlägig beschieden worden. Warum der Verein die an die Genehmigung der Statuten geknüpfte Bedingung nicht hatte annehmen können, ist einleuchtend. Er konnte es nicht, weil er damit dem Unionspatent von 1821 eine Auslegung gegeben hätte, welche den Bekenntnißstand des Landes über den Haufen warf. Das Kirchenregiment interpretirte jenes Patent seinerseits in jenem Bescheide der Art, daß es von der Erklärung des Patents: „daß in den Fürstenthümern die Trennung der luth. von der reform. Confession wegfallen — und nur eine gemeinschaftliche Kirche bestehen wird" seinen Ausgang nahm, und nun, nachdem es die Verschiedenheit in der Sacramentslehre für nichtfundamental erklärt, diese Kirche mit dem IV. Art. der Apologie deckte.

Vor dem diesjährigen Missionsfeste zu N. Ense schon hatte der Vorstand des Vereines, um den Mitgliedern endlich Rechenschaft von seinen Bemühungen für Genehmigung jenes Bekenntniß-Paragraphen zu geben, seine betreffende Eingabe an das Kirchenregiment mit Einleitung in den Druck gegeben. Sie erschien unter dem Titel: „An die Mitglieder des Waldeck'schen Missionsvereins. Berichterstattung des Vorstandes." (Pfarrer Stallmann und Freybe). Der Druck der Berichterstattung war also durchaus eine innere Verwaltungs-Angelegenheit des Vereines, welche die Beziehungen des Vorstandes zu den Mitgliedern ordnete, und war ein Auskunftsmittel für den mündlichen Vortrag, welchen der Vorstand der Conferenz schon lange schuldete.

Diese Maßnahme des Vorstandes ist der strengsten öffentlichen Kritik unterworfen worden. In der Berichterstattung waren eingehende Beleuchtungen der Rechtsbeständigkeit der hierländischen Union, gutachtliche Aeußerungen des Professor Dr. Merkel zu Halle über den intakten lutherischen Bekenntnißstand des Landes abgedruckt, um die Bitte des Vereines um Anerkennung des neuen Bekenntnißstatuts allseitig zu motiviren. Eine juristische Feder im sog. „Waldeckschen Anzeiger" fand lauter Insubordination, und drohte Prof. Merkel und dem Vorstand mit Injurienklage, auf das Strafgesetzbuch hinweisend. Die durchaus ruhig und nur ehrerbietig gehaltene „Berichterstattung" wird hier wie ein aufrührerisches Pronunciamento behandelt, und wie ein Anlauf, den rothen Hahn auf das Landeskirchendach zu stecken. Enthielte nicht, darauf wird man hingeführt, die „Berichterstattung" ganz bedeutende Momente der Wahrheit, so wäre dieses Auftreten gegen sie, da sie doch immerhin nur eine „Berichterstattung" aus der innern Verwaltung des Vereins, für denselben, also nur ein Manuscript für Mitglieder, nicht einmal für Freunde, ist, nicht genugsam erklärt, und noch viel weniger wäre eine Erscheinung erklärt, die nun zu besprechen ist.

Im September gab der Consistorialrath Steinmetz zu Arolsen eine Schrift heraus: „Die kirchliche Union in den Fürstenthümern Waldeck und Pyrmont, dargestellt und vertheidigt ꝛc." Arolsen 1859. Es ist eine Widerlegung der Berichterstattung des Missionsvorstandes. Ref., bei aller innigen Achtung vor der Person des Verfassers, ja bei aller persönlichen Liebe und Anhänglichkeit, welche er niemals außer Augen zu setzen und zu verleugnen im Stande ist, muß gestehn, daß die Schrift des Missionsvorstandes bei all ihren Mängeln, die sie haben mag, doch in größerer Objectivität gehalten ist, was man den Concipienten indessen nicht zum Verdienst anrechnen muß, da es ihre einfache Pflicht gebot, sich auf jedem Schritt zu erinnern, daß sie das ordentliche Regiment sich gegenüber hatten. Die Schrift für die Union läßt leider einer gewissen Bitterkeit Raum. Sie redet vom „Extrem des Neulutherthums", deutet die „Rückkehr zum Katholizismus" als seine Consequenz an, und zeigt schließlich, „was der Missionsverein vom Consistorium eigentlich fordert", und wozu das Consistorium, gäbe es nach, gedrängt werden würde; nämlich welche längst abgethane Formen: Privatbeichte, öffentliche Buße, Brautexamen — die Lutheraner eigentlich erstrebten; ein Ziehen von Consequenzen, welches sicher geeignet ist, eine Entrüstung über den Missionsverein, dagegen einen ebenso allgemeinen lauten Beifall für die Union herbeizuführen. *)

(Schluß folgt.)

*) Die erste Zustimmungs-Adresse ist auch bereits im Sept., mit 113 Unterschriften, von Wildungen an den hochw. Verfasser abgegangen, und sollte Ref. sehr wundern, wenn andre Städte nicht nachfolgten. Es würde sich so ein Alliirter für das Kirchenregiment bilden, der demselben nicht wenige Verlegenheiten bereiten könnte.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 24. März. № 24.

Anhaltisches Gesangbuch für Kirche, Schule und Haus. Elberfeld, 1859. X u. 624 S.

Dieses Gesangbuch auch hier zur Anzeige zu bringen und es Allen, die den Wiederaufbau gesunden kirchlichen Lebens erstreben, bestens zu empfehlen, müssen wir für eine besondere Pflicht erachten. Es ist dasselbe nicht nur ein entschiedenes Zeugniß, wie für die evangelischen Gemeinden unseres Deutschen Volkes ein gutes Gesangbuch als das wichtigste und einflußreichste Mittel zur Förderung des geistlichen Lebens in Kirche, Schule und Haus dasteht; es liefert auch zugleich den erfreulichen, thatsächlichen Beweis, daß die heillose Willkür der Gesangbuchsmacherei, welche zum Verderben der Kirche nur zu lange ihr Wesen getrieben hat, überwunden ist, und daß dagegen die allein richtigen kirchlichen Grundsätze für die Bearbeitung neuer Gesangbücher sich siegreich Geltung errungen haben, wie viel Widerspruch von den verschiedensten Seiten her auch noch immer dagegen erhoben werden mag.

Bereits im Jahre 1842 war auf einer Conferenz, welche im Auftrage und im Namen sämmtlicher Pfarrer der Anhaltinischen Lande über die Angelegenheiten der dortigen Landeskirche gehalten wurde, das Bedürfniß eines neuen Gesangbuchs einstimmig als ein dringendes Bedürfniß bezeichnet. Mit höchster Genehmigung waren dann die Vorarbeiten dazu einer von sämmtlichen Landesgeistlichen gewählten Commission übertragen und der so entstandene Entwurf schließlich von einer anderen Commission, welche aus den Mitgliedern der Herzoglich Anhaltischen Consistorien zu Bernburg und zu Cöthen unter Hinzutritt anderer sachkundiger Mitglieder der beiderseitigen Landesgeistlichkeit gebildet war, vollendet worden. Diese im Herzoglichen Consistorium zu Bernburg nochmals geprüfte Arbeit hat die Genehmigung des Herzogs und der Herzogin Mitregentin erhalten, und die Einführung des so gewonnenen Gesangbuchs ist demnach in allen evangelischen Gemeinden des Herzogthums Anhalt-Bernburg befohlen worden.

Mit welcher Einsicht und Umsicht man dabei das Leben der christlichen Gemeinden und die Befriedigung ihrer geistlichen Bedürfnisse in Kirche, Schule und Haus als ein untrennbares Ganze aufgefaßt und allseitig zu befriedigen gewußt hat, zeigt schon die ganze Anlage und der reiche Inhalt dieses Gesangbuchs. Den öffentlichen, gemeinsamen Gottesdienst als die Grundlage festhaltend, stellt es die Liturgie für den Hauptgottesdienst an die Spitze, und zwar in reicher Form (doch fehlt die Lectio des Evangeliums) und in vollem Verständniß von der hohen Bedeutung dieses Theils des öffentlichen Gottesdienstes. Darauf folgen die Lieder, 690 an Zahl, geordnet nach dem Kirchenjahr und der Heilsordnung, wobei wir Abtheilung 13, die Lieder von der Kirche dem Pfingstfest, und die von der Mission dem Epiphaniasfeste angeschlossen haben würden. Als Anhang aber ist gegeben: 1. ein Verzeichniß der sich entsprechenden Melodieen, 2. ein alphabetisches Verzeichniß der Dichter, 3. ein Bibel-Kalender zum häuslichen Bibellesen, 4. die Episteln und Evangelien für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres, 5. die Geschichte von dem heiligen Leiden und Sterben, der Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn, 6. die Beschreibung von der Zerstörung Jerusalems, 7. die Bekenntnisse der Evang. Kirche (3 Haupt-Symbola und die Augsb. Confession), 8. Luthers kl. Katechismus, 9. Gebete und 10. das alphabetische Lieder-Register — Alles nach dem Vorgange der meisten guten älteren Gesangbücher.

In Betreff der Redaction der Lieder ist mit Entschiedenheit der Grundsatz festgehalten worden, daß „das Deutsche evangelische Christenvolk ein Recht darauf hat, im Schatze seiner geistlichen Kernlieder ein unverletzliches Gemeingut zu besitzen.“ Diesem Grundsatze gemäß ist bei der Auswahl der aufgenommenen Lieder verfahren und nicht minder bei den mit ihrem Wortlaut hin und wieder vorgenommenen Veränderungen, bei welchen dem allgemein Geltenden immer der Vorzug auch vor dem anscheinend Besseren, aber Abweichenden gegeben worden ist. — Von allgemein geltenden Kernliedern dürfte kaum eins vermißt werden; von den 150 Liedern des Eisenacher Entwurfs fehlt nur: „O sel'ges Licht, Dreifaltigkeit.“ Bei den wenigen vorgenommenen Veränderungen hat man sich an den Eisenacher Entwurf angelehnt, ist aber mit Recht nicht so weit, wie dieser, darin gegangen. Man vergl. z. B. Nr. 353 „Wie schön leuchtet der Morgenstern.“ Dagegen ist in dem Liede Nr. 467 „Morgenglanz der Ewigkeit ꝛc.“ der zweite Vers und damit ein Hauptgedanke des Liedes weggelassen, uns dünkt ohne Grund, da der anstößige „Apfelbiß“ sich durch eine leise Veränderung hätte beseitigen lassen. In Nr. 667 lautet das Original: „Wie fleugt dahin der Menschen Zeit.“

In Betreff der Angaben der Verfasser sind einige Unrichtigkeiten untergelaufen, die bei einer neuen Auflage sich leicht werden beseitigen lassen. So ist unter Anderem das Lied Johann Franks: „Komm, Heidenheiland, Lösegeld ꝛc." (Im Register steht, offenbar durch einen Druckfehler: „Komm, Friedensheiland ꝛc.") unterschrieben: „Nach Dr. Martin Luther." Von Nr. 374 „Herr Jesu, Gnadensonne ꝛc." ist nicht, wie angegeben, Ludw. Andr. Gotter, sondern Laurentius a Schnüffis der Verfasser. Burchard Wiesenmeyer ist das Richtige statt B. Wiesenmayer. —

Daß solche Kleinigkeiten dem ausgezeichneten Werthe dieses Gesangbuchs keinen Eintrag thun, brauchen wir wohl kaum auszusprechen. Von Herzen Glück wünschen aber müssen wir dem Lande, dessen Gemeinden ein solcher Schatz zur Erbauung gegeben ist, und unsere volle Anerkennung den einzelnen Männern, wie den Behörden aussprechen, die so richtig erkannt haben, was der Kirche noth thut, und die, unbeirrt von allen falschen Zeitströmungen, das als allein Richtige Erkannte in so erfreulicher Einigkeit ins Werk gerichtet. — Daß dieser Vorgang doch auch anderen Ländern zu gut käme, wo die viel und laut beklagte Gesangbuchsnoth noch immer nicht beseitigt ist! Daß doch namentlich alle kirchlichen Behörden sich hier ein Beispiel nehmen und mit aller Entschiedenheit Hand anlegen möchten, unserm evangelischen Volke den edlen Schatz wieder zu geben, den eine frühere Zeit ihm so schmählig geraubt hat! Wie lange werden insonderheit die evangelischen Gemeinden Berlins noch bei ihrem jetzigen Gesangbuche darben müssen?!

Nachrichten.

Mittheilungen aus Waldeck.

Dritter Artikel. (Schluß.)

Man soll nicht richten; es liegt so unendlich nahe, die Erhebung für das Bekenntniß gegen diese Union, also diese recht conservative Bewegung, für eine illegitime Schilderhebung zu halten, und Gereiztheit ist so natürlich, fast verzeihlich, dennoch kam es vom hochwürdigen Verfasser unerwartet, daß der Vorstand, dessen Gesinnungen im Punkt der Revolution bekannt genug waren, einer Aufwiegelung der Unterthanen in der Grafschaft Pyrmont bezüchtiget wurde. Von der Schrift selbst ist zu berichten, daß sie zur Vertheidigung der Union ihrem Wesen nach den Standpunkt J. Müllers adoptirt, ihn aber allerdings für eine durchaus absorptive Union benutzt, für die Preußische Union von 1817, über die man doch in Preußen in zwei Ansätzen, Kab.-Ord. v. 1834 u. 1852, bereits hinausgegangen ist. Die bedenklichen Sätze J. Müller's*), wonach wir schließlich auf die Wahrheit zu verzichten haben, eine Resignation, die auch allein diese Union annehmbar machen kann, hat Stahl neulich in seinem Werk über Union trefflich beleuchtet. Mit ihnen kann keine Kirche bestehn, indem, was Fundamentales, was Nichtfundamentales sei, durchaus der subjectiven gelehrten Scheidekunst anheimfallen wird. Recurrirt unsre Schrift dabei auch auf Spener, so ist's sattsam bekannt, daß dieser sich bei Gelegenheit des arcani regii gutachtlich entschieden gegen die Union erklärte, wie ja A. H. Francke privatim auch.

Ohne aber weiter auf die kirchenrechtliche Parthie der Schrift weiter einzugehen, mag hier nur das Ergebniß ihrer desf. Untersuchung stehen. Die Schrift glaubt, „nachgewiesen zu haben, daß alle gegen die Rechtsgültigkeit des Unionserlasses vorgebrachten Gründe ganz und gar nicht stichhaltig sind. Sollte aber auch bei Einführung der Union in unserm Lande irgend ein Formfehler vorgekommen sein, so wird, was ihr in dieser Beziehung mangeln könnte, vollkommen ersetzt durch das Recht der vollendeten Thatsache, das sie nunmehr hat. Erst seit 1846 haben sich vereinzelte Stimmen gegen die Union vernehmen lassen; also hat sie fünfundzwanzig Jahre unangefochten bestanden, und auch seit 1846 hat kein öffentlicher Akt stattgefunden, der sie in Frage stellen könnte."

Ref. ist kein Rechtsgelehrter, nur Geschichtliches muß er noch berühren. Die Schrift adoptirt im Anschluß an Richter's bekannte „noch ungetrennte Evangelische Kirche", welche von der Bewegung der Theologie zerrissen sei, die Untersuchungen und Wünsche Heppe's und Schenkel's. Wunderbar, wie sich bei diesen drei Vertretern der Union doch die romantische Schule geltend macht, daß sie ihrer Kirche der Zukunft durch altgeschichtlichen Hintergrund Relief geben müssen. Inwieweit Heppe dieses gelungen, ist selbst von der Kritik der Reformirten dargethan; wie lange jene Einheit der melanchthonischen Kirche gedauert, hat neulich noch Stahl gezeigt. Unsre Schrift findet die Waldeck'sche Kirchenordnung von 1556 melanchthonisch. Aber sie führt freilich nur diejenigen ihrer Aeußerungen an, welche nicht gegen diese Ansicht sind. Sie führt dagegen nicht an, daß diese K. O. p. 23 die Communicanten erinnert „daß yhr (vermittelst diesem Brodt vnnd Kilch) seinen wahren Leib vnd Blut empfahen sollet — — auff das jr durch solchen Glauben, vnnd die Gemeynschafft dieses allerheyligsten werden Leib vnd Bluts das ewige leben habt." Jenes: „vermittelst" (nicht: des Glaubens, welches reformirt wäre, sondern) „diesem Brodt" haben die reformirten Theologen auf dem Leipziger Gespräch freilich zugegeben, aber es war zu viel für ihr Bekenntniß zugegeben, es ist lutherisch; und zudem unterscheidet die alte K. O. hier zwischen Glauben und Gemeinschaft! Die Schrift erwähnt ferner nicht, was die K. O. von 1556 hat: „Wenn nun der Priester den Communicanten den Leib des Herrn Christi inn den mundt Gibt, Soll er sagen" u. s. w. — eine Ausdrucksweise, mit welcher Brenz auf der Synode zu Stuttgart 1559 vollkommen zufrieden gewesen sein würde. Die Schrift übergeht ferner die dritte Bestimmung der K. O., auf derselben Seite. Da heißt es: „Dieweil nun der Leib vnd Blut Christi außgeteylet wirt, sollen" ꝛc. Dies ist nämlich das distribuantur unseres Bekenntnisses, und nicht das exhibeantur der variata. Es ist die einfachste Regel der Kritik, daß die unbestimmtere Fassung durch die bestimmtere ausgelegt wird. Demnach möchte die Schrift, welche nur die unbestimmteren Positionen herausnimmt, es doch in Betreff der Nachtmahlslehre mit nichten behaupten können, daß die K. O. von 1556 „offenbar in melanchthonischem Geiste verfaßt" sei. Diese Behauptung ist ihr aber so wichtig, da „die ursprüngliche Gestalt unserer Landeskirche nach Lehre, Verfassung und Cultus in der Kirchenordnung von 1556 sich uns darstellt", wie sie sagt. Ob der Schrift nun diese Beweisführung in

*) In s. Buch über Union. Grundleglich schon „Deutsche Zeitschrift" 1851. Juliheft.

betreff der Absolution besser gelingt? Sie sagt, die alte K. O. gäbe drei Formulare der Absolution, von welchen die beiden erstern die Worte enthielten: „ich verkündige dir Vergebung aller deiner Sünde", und nur im dritten die Worte vorkämen: „ich sage dich frei, ledig und los aller deiner Sünde." Aber sollte es dem geehrten Verf. nicht aufgefallen sein, daß hier die letzte Formel abermals die früheren interpretirt? Sollte es ihm entgangen sein, daß das „ich verkündige" („wie wenn einem Gefangenen seine Begnadigung angekündigt wird, wo die Ankündigung zugleich die Mittheilung der Begnadigung an ihn ist", Pistorius: „Kraft und Form der Abs." S. 31) in realem Sinne durchaus lutherisch sei? Und hätte er es übersehen, daß die K. O. sich über diesen Punkt, auch das „verkündige" sattsam erklärend, grade so deutlich und so entschieden lutherisch ausspricht? Da heißt's p. 20: „Gleubt jr disen wortten (daß die heil. Christenheit Macht habe, in den Schatz der Gnaden Christi zu greifen und zu lösen), so eröffnet ewere hertzen den hymlischen Ablaß zu empfahen, Vnd höret den gnadenreichen sententz, den ich euch als eyn Diener der Gemeyne Gottes, im Namen vnsres erlösers Jesu Christi, vnnd an stadt der heyligen Christenheit verkündigen will." In der That, es ist nicht mehr zu verlangen. Man lese aber noch dieses, p. 42: „Wem jr die sünd erlasset, dem sollen sie vergeben sein. Auff diesen Göttlichen befelch, sprech ich dich ledig von deinen sünden, vnd verkündige dir, daß dir deine sünden in krafft Göttlicher verheyssung, umb des Herrn Christi willen vergeben seind. Dieses soltu gleuben, vnnd Gott dancken, vnnd dich bessern. Vnd bist nun durch diese Absolution widderumb als eyn glidmaß Christlicher Kirchen" u. s. w. — Keine Lutherische Kirchenordnung (Ref. hat nur verglichen d. Wittenberger v. 1559, Kalenberger 1559, Mecklenburger 1554, Lüneburger 1564, Lüneb. v. Herz. Wolffgang für Grubenhag. 1581, Lüneb. v. Herz. Julius 1559) hat Entschiedeneres. —

Aber unsere Schrift unternimmt noch eine andere Beweisführung, um das Melanchthonische unserer alten Kirche darzuthun. In der K. O. v. 1556 wird in Betreff der Prüfung der Ordinanden auf die Wittenb. und Mecklenb. K. O. verwiesen. Das ist, sagt der Verf., das Examen ordinandorum von Melanchthon, welches in der Mecklenb. K. O. von 1552 *) aufgenommen war. Darin heiße es auf die Frage: „Was wird im Abendmahl des Herrn Christi ausgetheilt und empfangen? Wahrer Leib und Blut des Herrn Jesu Christi. Denn der Herr Christus hat diese Nießung eingesetzt, daß er bezeuget, daß er wahrhaftiglich und wesentlich bei uns und in uns sein will" ꝛc. Diese Erklärung, schließt der Verf. mit Heppe, sei ächt melanchthonisch. — Gewiß ist sie das, nämlich geschichtlich, denn dieses „vere et substantialiter" hat Mel. 1551 in der „Repetition" gebraucht, später im Vergleich zu Worms und im Frankfurter Receß, und Mel. hat hier sein gewöhnliches Mittel angewandt, der ächt lutherischen Form seinen blassern Gedanken anzuhängen. Nun hatte aber Mel. im Vorwort zu seinem Examen (M. K. O. p. 3 u. 4) ausdrücklich erklärt: „Es ist auch durch diese Schrift nicht anders gemeinet, denn daß die einige, ewige, wahrhafftige Lere des Euangelii rein gepredigt vol werden. — — Vnd in dem verstand, der in den Symbolis Apost. Nicen. Athan. ausgedruckt ist. Mit welchen gleich stimmen Lutheri Catechismus und Confessio, Vnd die Confessio, die der Keyserlichen Maiestet im Reichstag zu Augsburg Anno 1530 vberantwort ist, vnd

*) Ref. kennt nur die v. 1554 (Wittenb. Hans Luft), welche er vor sich liegen hat.

wie diese Lere durch Gottes gnade eintrechtiglich in den Kirchen diser Sechsischen Lande als zu Lübeck, Hamburg, Lüneburg, vnd andern der gleichen gepredigt wird." Also konnte, wie ein Geschichtschreiber hierzu bemerkt, dem gewiß Niemand sonderliche Liebe zu den Lutheranern beilegen wird *) — „bei diesen Aeußerungen Melanchthons der Verdacht gar nicht aufkommen, daß er damit umgehen könnte, dieser lutherischen Theorie unvermerkt eine andere unterzuschieben." So entschuldigen wir denn die Mecklenburger und entschuldigen wir auch unsere Waldeck'schen Grafen und Theologen, wenn sie in ihrer Pietät sich solcher „Kunstgriffe" **) von Melanchthon nicht versahen. ***) Dasselbe gilt denn auch, wenn der Verf. (S. 9) berichtet, daß bei einer Visitation 1558 die Pfarrer ermahnt sein, neben dem Katech. Lutheri, der Augsb. Conf. und Apologie auch die loci und das examen Melanchthons fleißig zu gebrauchen.

Es hat Ref. gewundert, daß der geehrte Verf. nicht vorgezogen hat, zu erwähnen, daß die Kirchenordnung in Handschrift von unserm Grafen Wolrad II. an Melanchthon zur Revision geschickt wurde. Aber freilich, auch wenn wir nicht den Brief Melanchthons an den Grafen besäßen, worin er unterm 20. April 1545 ziemlich ablehnend antwortet, der Brief erlaubt keine Schlüsse — es wäre mit dem Obigen genug gesagt, um durch die Stellung Melanchthons, dem der grade deutsche Sinn keine Abweichung von Luther zutraute, dieses sattsam erklärt zu haben. Graf Wolrad übrigens war Freund von Musculus, auf den sich Hardenberg gegen Tilemann im Bremer Sakramentsstreit berief, war Freund von Veit Dietrich, an den Melanchthons Briefe bekannt sind, und doch entschiedener Lutheraner. Dies nebenbei.

Somit glaubt Ref. denn sagen zu können, daß jene Schrift gewiß nicht bewiesen hat, daß unsere K. O. von 1556 melanchthonisch sei, und noch weniger wo möglich, daß die ursprüngliche Gestalt unserer Landeskirche es jemals gewesen sei. Ist irgend eine deutsche Landeskirche eine klar und gesund lutherische von Anbeginn an, so ist's die Waldeckische. †)

Demnach hätte allerdings eine den 14. Juni 1855 zu Netze gehaltene Predigt', auf welche jene Schrift gleichfalls die Rede bringt, nicht ganz fehlgegriffen, wenn sie behauptete, jenes Auftreten des Calvinismus in den 1590er Jahren bei uns wäre der erste Angriff gewesen, den die hierländische Lutherische Kirche zu bestehen gehabt, und den sie, unter Theilnahme Ph. Nicolai's, zurückgewiesen. Die Lutherische Kirche war auch vor Aufnahme der Concordienformel voll-

*) Planck, „Gesch. der Entst. ꝛc. des protest. Lehrbegriffs." Lpz. 1796. Bd. V. Th. II. S. 421.

**) Planck wiederholt so.

***) Seine Schüler zu Wittenberg stellten im Consens. Dresd. 1571 neben eine lutherische Formel immer eine von Melanchthon, um jene zu neutralisiren, und doch lutherisch zu scheinen.

†) Hierher gehört das Zeugniß Ph. Nicolai's im „Nothw. Bericht" ꝛc. Frankf. 1596. Norw. (Siehe bei Curtze S. 57 in dessen Leben Ph. Nicolai's), auf welches sich Dr. Bilmar („Bedenken" üb. d. Marb. Fakultätsgutachten. Berlin 1856. S. 24) mit vollkommenstem Rechte beruft. Ref. fügt bei, daß der Hesse Hefentreger die Kirchenordnung hiesigen Landes entwarf, daß Mag. Jeremias Homberg aus Fritzlar dem Convent zu ihrer Annahme 1556 beiwohnte. (Hamelmann Opp. p. 852.) Hierher gehört auch das Zeugniß Leuchters über das Auftreten der Wald. Theologen gegen Calvin's 2te defensio, welche bekanntlich 1556 erschien. (cf. Antiq. Hass fid. etc. Darmst. 1607. p. 126.)

ständig vorhanden. Der zweite Angriff auf die Landeskirche, hieß es in jener Predigt weiter, sei im Anfang des 18. Jahrhunderts durch den Pietismus ausgeführt und unter dem Fürsten Anton Ulrich vom Kirchenregiment energisch zurückgewiesen worden. Den dritten Angriff endlich, der in dieses Jahrhundert falle, bilde der Versuch der Union. — Und, in der That, dürfen wir sagen, daß, wenn wir unser Unions-Patent ansehen, die Union bei uns durchgeführt sei? Es gehört die Agende dazu, es gehört ein Volk dazu, soll sie nicht Schablone bleiben, welches vom Bewußtsein der Union, und zwar dieser nicht als eines Minus in Betreff des vollen Bekennens, — durchdrungen sei. Das Volk der alten Postillen und Gesang- und Gebetbücher gehört in seinem Sinn arglos der Lutherischen Kirche — die Union hat kein solch Kirchenvolk, keine solche Realität, weil sie wesentlich nur Theorie und Doctrin ist, welche versucht, am gegebenen Kirchenthume sich auszugestalten, an einer vorhandenen Realität, Realität zu gewinnen. Sie ist Versuch und Ansatz zu einer „Kirchenbildung," und wird es zur Realität einer sog. Kirche nur bringen, wenn sie die negativen Elemente in ihren Dienst nimmt. Ihre Anhängerschaft zeichnete J. Müller 1854 schon („D. evangel. Union") mit einem sichern Zuge, wenn er S. 124 sagte: „Wer die Union lediglich darum liebt, weil sie doch in irgend welcher Beziehung ein Minus der kirchlichen Bestimmtheit ist, im Verhältniß zur frühern Gestalt des deutsch-evangelischen Kirchenwesens, der meint nicht die Union selbst. — Was in aller Welt sollte auch werden aus der Union als einer bestimmten fortschreitenden Kirchenbildung, wenn sie nur eine solche Verneinung zu ihrer eigenthümlichen Grundlage hätte?" — Gewiß, und wo man diese Verneinung eben als Hauptmotiv der Unirung eines fast ganz lutherischen Landes erblickt; wo sein Bekenntnißstand gebrochen werden soll, damit auch die reformirte Ansicht vom Abendmahl (und alle andern reformirten Ansichten, denn wer gibt das Recht, die übrigen zurückzuweisen!) freien Eintritt haben: da wird man das Recht haben, mit J. Müller eine Union höchst bedenklich zu finden, von der unsere Schrift diese Erklärung gibt: „Sie ist also nichts Anderes, als eine Erweiterung der evangelischen Freiheit." Wo sind ihre Grenzen? Und wie würde unser Kirchenregiment, wenn es sich diese Definition der Union thatsächlich aneignete, eine Gemeinde vor der strengsten Prädestinations-Lehre schützen können; denn daß diese nicht todt ist, sehen wir nicht nur bei Krummacher („Dogma v. d. Gnadenwahl" Duisb. 1856), sondern an mehr Orten! Gewiß aber würde die craß rationalistisch-zwinglische Ansicht von Taufe und Nachtmahl an allen Altären zugleich mit der lutherischen (gleichzeitig) Bürgerrecht haben; möchte die Gemeinde darüber zerspalten, oder vollends von der Bedeutungslosigkeit des Nachtmahls überzeugt, die Jugend geärgert, das heilige Amt verlästert und eine Carricatur, doppelköpfig, an einem Altare, werden. — Gemäß dieser Erklärung von Union erklärt sich jene Schrift nun auch über die Spendeformel der Union, sie sei „selbst ein Bekenntniß der Wahrheit, daß der Segen des heiligen Abendmahles nicht von der Auffassung des Sinnes der Einsetzungsworte, sondern von der bußfertigen und gläubigen Gesinnung des Herzens" ꝛc. abhänge. Von hier aus argumentirt, würde sich der Segen einer kirchlichen Gemeinschaft aber, überhaupt ganz unabhängig von der Art der Auffassung der heiligen Schrift, ausschließlich in einer christlichen Bestimmtheit des Gewissens finden lassen. Wohin würde das führen?

Ref. ist überzeugt, daß das hochwürdige Consistorium auch bei uns sich der conservativen Fortbildung der Union nicht wird verschließen können, wie sie in Preußen Statt hatte, wonach die geschichtlich lutherischen und reformirten Gemeinden innerhalb der Union als solche anerkannt wurden, im Kirchenregimente als solche durch bestimmte Persönlichkeiten Vertretung fanden. „Es ist demnach, (wie sich 1856, Nr. 117, die ministerielle „Zeit" ausdrückte) auch im Kirchenregiment nicht allein der zwischen Reformirten und Lutheranern bestehende unausgeglichene Gegensatz anerkannt, sondern auch das Recht geehrt, das jede Confession beanspruchen darf, neben der unirten Landeskirche als besondere lutherische oder reformirte Kirchengemeinschaft zu bestehen."

Unsere „Union" ist nun durch einen Unions-Revers, der, hier als Postscript zur Vocationsurkunde, nach einer Verordnung vom 21. Oktober 1859, in Zukunft bei allen Anstellungen eintreten wird, und der hoffentlich die Geschichte des preußischen Reverses haben wird — der preußischen noch ähnlicher geworden. Wir haben also mit den preußischen Brüdern die Rechte unserer Gemeinden (ganz abgesehen davon, ob sie uns das jetzt Dank wissen, oder nicht) ziemlich in derselben Weise zu wahren, und können mit ihnen sagen (luth. Prov.-Ver.-Vers. Cammin): „Wir haben bei der Ungunst unseres Kirchenregimentes gegen das Lutherthum nicht zu murren, sondern zu beten, aber auch nicht zu temporisiren, sondern festzustehn und zu denken an die furchtbare Rechenschaft, die uns bevorsteht."

Anerkennung wird uns hier freilich kein Verein bringen; diese Anerkennung der Berechtigung des geschichtlich Gewordenen wird uns keine einzelne Person bringen, aber Vereine und Personen, welche wissen, was ihr Recht vom Herrn ist, haben ehrerbietig auf dies ihr Recht hinzuweisen, welches ihnen, wenn es kommt, vom Herrn kommt: haben darauf hinzuweisen auf die Gefahr hin, daß man sie ihres Weges weiset, welches, wenn es kommt, auch vom Herrn kommt; insofern Er es zuläßt. Und was Er mit dieser kleinen Landeskirche, der Er Jahrhunderte hindurch vielen Segen in der Stille gegeben, vorhat: Sein heiliger Name sei gepreist!

Halle.

Der erste März dieses Jahres ist der Gedenktag eines Ereignisses gewesen, in welchem, wiewohl es äußerlich sehr unscheinbar gewesen ist, ein ganzer Kreis christlicher Bestrebungen, alle Bibelanstalten, Bibelgesellschaften, Bibelvereine, ihren ersten Anfang sehen müssen. Gerade vor anderthalb Jahrhunderten nämlich, den ersten März 1710, erschien zu Berlin eine nur einen Druckbogen ausmachende, in elf Paragraphen verfaßte Schrift: Ohnmaßgebender Vorschlag, wie Gottes Wort den Armen zur Erbauung um einen geringen Preis in die Hände zu bringen sei.

Als Karl Hildebrand Freiherr von Canstein am 19. August 1719 in seinem auf der Poststraße zu Berlin gelegenen Hause seine Seele in Gottes Hände gab, standen außer seinem Beichtvater Raue, unter dessen Gebeten er entschlief, drei Männer an seinem Sterbelager, welche die drei Stände vergegenwärtigten, denen der Entschlafende in den letzten dreißig Jahren seines Lebens angehört hatte. Der eine von ihnen, der erste Buchhändler der Franckeschen Stiftungen in Halle, Heinrich Julius Elers, schreibt davon in seinem Tagebuch: „Um ein bis zwei Uhr starb der Herr Baron unter des Herrn Raue Gebet

Der Herr von Natzmer, der Herr Professor und ich wurden von den Thränen übernommen über diesen Tod." Der erste war, um mit D. Joachim Lange zu reden, „der große und sehr christliche Krieges-Held, der Herr General und nachmaliger Feld-Marschall von Natzmer, der mit dem Herrn von Canstein ein Herz und eine Seele war;" er wohnte in Berlin und war um neun Uhr Morgens zu dem sterbenden Freunde geeilt. Unter dem Herrn Professor aber ist Niemand anders als August Hermann Francke gemeint, welcher von dem an der rothen Ruhr schwer Erkrankten durch eine Staffette herbeigerufen, Tags zuvor mit Elers aus Halle angekommen und schon um fünf Uhr des Morgens an das Krankenbett geholt war. Wie nun das Herz des Sterbenden an beiden Orten, an Berlin und an Halle, mit gleicher Liebe gehangen hatte und jetzt im Tode zwei Berliner und zwei Hallenser in seiner Nähe wußte, so war er alles dreies gewesen, ein rechter Adliger, einer vom Adel deutscher Nation, der seine Pflichten kennt, zu denen der Adel ihn verbindet, ferner ein Theolog im weiteren Sinne des Wortes, endlich ein Buchhändler ganz besonderer Art. Der früh verwaiste Sohn eines vorzüglichen Vaters, der nach seines Leichenredners Urtheil als Staatsmann und als Gottesgelehrter gleich groß gewesen sein muß, von der ernsten Mutter und zwei edlen Vormündern erzogen, hatte er in Frankfurt die Rechte studirt, sich auf Reisen weiter ausgebildet, am Hofe des letzten Brandenburgischen Churfürsten zu Berlin als Kammerjunker Dienste geleistet, als Freiwilliger einen Feldzug gegen Frankreich mitgemacht und war in den Schrecken derselben Krankheit, die ihm den Tod brachte, in Brüssel zu dem Gelübde erwacht, Gott sein Leben lang zu dienen. Nach Berlin zurückgekehrt kam er in nahe Berührung mit Spener, der ihn erweckte, und mit Francke in Halle und seiner Umgebung, denen er sehr theuer wurde, und seit jener Zeit stellte er seinen Eifer und seinen praktischen Sinn, seine Güter und seine Feder dem Herrn zur Verfügung. An den mannigfaltigsten christlichen Werken jener großen Zeit, von der Michaelisschen Bibel bis zu dem Freitisch der Studenten, ist er tief und nachhaltig betheiligt gewesen. Von seinen schriftstellerischen Erzeugnissen beschäftigt sich das eine mit dem Manne, dem er nächst Gott seine Frömmigkeit verdankte, mit Spener, der sterbend seinen litterarischen Nachlaß dem Baron zu übergeben befahl. Derselbe hat denn auch die letzten theologischen Bedenken herausgegeben und als Vorrede dazu eine Lebensbeschreibung Speners, die als das Werk eines, der die letzten Lebensjahre als Augen- und Ohrenzeuge mit hat durchleben und über die vorangegangene Zeit genaue Nachforschungen anstellen dürfen, stets ihren Werth behalten wird. Außerdem hat er, einem wissenschaftlichen Zuge jener Zeit folgend, den Löscher eigens in seinen unschuldigen Nachrichten vermerkt, eine Evangelienharmonie mit Auslegung und erbaulicher Anwendung des Textes geschrieben, die er mit Hülfe eines Theologen von Fach, des nachherigen ostfriesischen Generalsuperintendenten Lindhammer, in sechs Jahren ausarbeitete und ein Jahr vor seinem Tode im Verlag des Hallischen Waisenhauses herauskommen sah. Das umfangreiche, aus zwei Foliobänden bestehende Buch ist ein Zeugniß unermüdlichen Fleißes und einer trefflichen Gesinnung, deren schlechtester Zug wahrlich nicht der ist, daß er im Vorbericht betheuert: „Die Gnade hat mich überzeuget, daß die Lehre der Evangelischen so genannten Lutherischen Kirche, wie sie in ihren öffentlichen symbolischen Büchern vorgetragen wird, damit (mit den im Werke vorgebrachten Erklärungen) völlig übereinstimme und selbige bezeuge. Daher kann nicht nur allein dagegen nichts widriges vorgebracht sein, sondern es wird auch dieselbige nicht wenig durch diese meine Arbeit gegründet, erkläret und befestiget." Im Uebrigen verleugnet sich ein gewisser schriftstellerischer Dilettantismus nicht, und wenn wir auch in dem angeführten Tagebuch hören, daß im Jahre des ersten Erscheinens Francke am Johannistage sich das Festevangelium und seine Behandlung hat vorlesen lassen, und von einer zweiten nach zehn Jahren veranstalteten Ausgabe wissen, so scheint das Buch doch den alten guten Schriften nicht beigezählt werden zu dürfen, die ihren Werth nie verlieren.

Anders mit jenem einen Bogen und seinem neuen, fast unerhörten Vorschlage! Obwohl sich dieses eigenthümliche Dokument, das nicht in geringer Anzahl vorhanden gewesen sein kann, wunderbarer Weise früh vollständig vergriffen hat, so ist es doch in einigen geschichtlichen Werken jener Zeit unverändert abgedruckt, und wir sind noch heute im Besitz der ersten folgenschweren Worte, aus denen wie aus einem Senfkorn ein mächtiger Baum hervorwachsen sollte. Ausgehend von der apostolischen Mahnung: Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen in aller Weisheit, kommt er auf die Erfüllung derselben seit der Reformationszeit zu sprechen und auf den Wunsch, den Armen einen billigen Preis der Bibel zu ermöglichen. „Und nachdem man bereits auch einige Spuren vor sich fand, daß in Holland auf eben dergleichen Art (die Setzung der Bibel nicht öfters zu wiederholen) die englische Bibel von vielen Zeiten eingerichtet stände, hat man nicht mehr Bedenken getragen, einen Vorschlag hiervon auch Andern zu thun und solchen hiermit zu communicieren." Derselbe bestand in nichts anderem, als zu milden Beiträgen aufzufordern, damit die Bibel mit stehenbleibenden Lettern könnte gedruckt werden: die Beiträge sollten Papier, Druck, Lohn u. s. w. in so weit decken, daß der geforderte Preis, zwei gute Groschen für ein Neues Testament, sechs für die ganze Bibel, in Wirklichkeit nur ein geringer Zuschuß zu dem Werthe des gelieferten Buches wäre, so daß also die Bibelkäufer nur den kleinsten Theil des wahren Preises bezahlen, das übrige aber geschenkt bekommen sollten.

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Zahlreiche Gaben liefen von allen Seiten ein. Die bedeutendste kam aus dem Kreise der dänischen Königsfamilie, die ja auch noch anderweitig der damaligen pietistischen Bewegung in Deutschland sehr nahe getreten war. Sehr bald konnte des Werkes Anfang geschaut werden. Die Vorarbeiten nahmen zwei Jahre in Anspruch, während deren man einen Inspektor bestellte, Lettern schnitt und Papier beschaffte und über allem andern sich um einen möglichst ursprünglichen, richtigen und verständlichen Text der lutherischen Bibelübersetzung bemühte. Man legte dabei eine Stadische Bibel zu Grunde, die jetzt noch in der Canstein'schen Bibelanstalt aufbewahrt wird, und verglich sie vornehmlich mit den letzten unter Luthers Augen angefertigten Wittenberger Drucken. Die ersten Neuen Testamente erschienen dann 1712, die ersten Bibeln 1713 und konnten um den niedrigen Preis verkauft werden; und der das Werk

angeregt hatte, konnte es vor seinem Tode in voller Entfaltung sehen, als er bei seiner letzten längeren Anwesenheit in Halle eine Papiermühle zu erwerben suchte, damit die Anstalt möglichst unabhängig könnte hingestellt werden.

Dies sind die Anfänge der Canstein'schen Bibelanstalt. Sie ist die erste und lange Zeit hindurch einzige ihrer Art gewesen. Während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist ihre unausgesetzte Thätigkeit neben der Missionsarbeit der hallischen Sendboten in Ostindien eine der wenigen Oasen, die in der Verwüstung und Versumpfung des religiösen Lebens von Gott dem Herrn sind erhalten worden. Gottes Wort hat fortwährend aus demselben Halle in alle Lande gehen müssen, aus welchem der Halbglaube und Unglaube, die von August Hermann Francke prophetisch vorausgeschaut auf die Zeiten des Pietismus gefolgt sind, ihre Verbreitung in die Welt gefunden haben. Das neuerwachende christliche Leben des neunzehnten Jahrhunderts aber hat in vielen Beziehungen nichts anderes gethan, als daß es an die Reste des Pietismus anknüpfte, wie es denn in unsrer Sache gewiß nicht zufällig ist, daß „die englische Bibelgesellschaft den Wunsch aussprach, daß alle Ausgaben, die mit ihrer Beihilfe veranstaltet würden, sich so genau wie möglich an die Hallischen Bibeln anschließen möchten." Was damit die Männer der andern Kirche bereitwillig anerkannten, ist vielen unsrer Zeitgenossen beinahe aus dem Bewußtsein geschwunden, und aus Unkenntniß der Sachlage hat man über den englischen in der That anstaunenswerthen Veranstaltungen die Thätigkeit unsrer einheimischen Anstalten auch der Canstein'schen Anstalt unterschätzt. Ein Mann wie Sander konnte in einer Predigt von dem Ausstreuen des Wortes Gottes, Sexagesimä 1857, den geschichtlichen Gang der Bibelverbreitung etwa so darstellen: „Zuerst hat man von Wittenberg aus die Bibel verbreitet, dann wurde man hier müde, und Halle trat in das Werk ein. Auch in Halle ward man müde, und von England aus ging es in mächtiger Kraft weiter." Das ist nachweislich unrichtig. Die Bibelverbreitung von Wittenberg aus war keine geflissentliche, geordnete im Sinne der späteren Zeit, sondern gehörte wesentlich der buchhändlerischen Spekulation an, wodurch das Verdienst eines Hans Lufft in Wittenberg, eines Caspar Golwein in Stade und der vielen andern Bibelverleger nicht im mindesten in den Schatten gestellt sein soll. Mit dem Beginn der Canstein'schen Bibelanstalt nahm die Sache eine vollständig andre Wendung. Selbstverständlich mußte darunter der Buchhandel mit Bibeln leiden, wenngleich das verhältnißmäßig geringe Maaß der hallischen Mittel natürlich noch keinen bedeutenden Druck ausüben konnte. Müde geworden aber ist man in Halle niemals. Mit Ausnahme kurzer Fristen, in denen der Absatz der Bibeln nicht groß und lebhaft genug war, ist in derselben stetigen Weise fortgearbeitet worden, und erst neuerdings sind die bestimmten Zahlen der verbreiteten Neuen Testamente und Bibeln durch den bezüglichen Artikel der Herzogschen Encyklopädie bekannt geworden. Höchstens könnte die Anstalt, weil sie an Großartigkeit anderen nachsteht, in den Hintergrund getreten scheinen. Indeß ist sie mit dem gesunden, konservativen, kirchlichen Charakter ihrer Ausgaben, der sich in der mit schonender Hand vollzogenen Umformung der Sprache und im Festhalten der Apokryphen, der Summarien, der Columnentitel, der Parallelstellen, der Perikopenangaben, der großgedruckten Verse und Worte erweist, für viele andre Anstalten Ton angebend gewesen, und sie hat sich auch dadurch für ihre Bibeln einen dauernden Vorzug vor allen andern gesichert, die sich von derartigen nothwendigen Zuthaten mehr oder minder frei machen.

In der gegenwärtigen Zeit sind es zwei die Canstein'sche Anstalt nahe angehende Umstände, die auch allgemeines Interesse beanspruchen. Einmal nämlich ist durch mehrere technische neue Einrichtungen die Möglichkeit gegeben, die Produktionskraft der Pressen in der Druckerei in erfreulicher Weise zu steigern. Während Niemeyer in der Encyklopädie von Ersch und Gruber von zwölftausend Bogen spricht, welche täglich mit dem Bibeltext bedruckt werden, verlassen heute dreißigtausend Bogen dieselben Räume und wandern auf die Trockenböden und hernach in alle die Hände, welche die Bibel fertig herstellen. Ja man hofft, daß die täglich zu liefernde Bogenzahl sich noch um ein erhebliches heben wird. Denn seit wenigen Monaten ist eine Dampfmaschine dem Bibeldruck dienstbar gemacht, die in geräuschloser, ruhiger Weise viele Menschenkräfte ersetzt, die früher mühsam mußten aufgewendet werden. — Zweitens aber ist seit einiger Zeit die Canstein'sche Bibelanstalt mit einem Auftrag betraut, welcher ihr nach ihrem an die Bibelgesellschaften gerichteten Rundschreiben aus dem Oktober 1858 nur „willkommen sein" konnte, „da sie ihren Beruf seit ihrer vor nunmehr fast hundertfunfzig Jahren erfolgten Gründung recht eigentlich darin erkannt hat, die Bibel nach Luthers Uebersetzung nicht allein zu möglichst billigen Preisen zu liefern und dadurch möglichst zu verbreiten, sondern auch dieselbe durch wiederholte Revisionen in möglichst vollkommener Gestalt wiederzugeben und in lebendigem Zusammenhange mit der Fortentwickelung des allgemeinen sprachlichen Bewußtseins zu erhalten." Die Sache, um die es sich handelt, ist diese. Die bei Gelegenheit des Kirchentags in Stuttgart von Vertretern mehrerer Bibelgesellschaften gehaltene Conferenz faßte den Beschluß, „daß zur Herbeiführung einer guten einheitlichen Gestalt der Lutherschen Bibelübersetzung die Canstein'sche Bibelanstalt aufgefordert werden solle, das Werk der Revision in die Hand zu nehmen." Darauf ist man wie gesagt eingegangen. Der betreffenden Spezialkonferenz des Hamburger Kirchentages konnten bereits die Grundsätze dargelegt werden, nach welchen die Revision vorgenommen werden sollte. Jetzt stehen die Männer, welche sich zur Ausführung haben bereit finden lassen, mitten in ihrer Arbeit, und es ist die Hoffnung ausgesprochen worden, daß es möglich sein werde, „in einiger Zeit einen Abschnitt der heiligen Schrift als Probe mitzutheilen." So steht die Anstalt am Schluß der ersten anderthalb Jahrhunderte vor der Lösung einer Aufgabe, welche unsre Theilnahme in hohem Maaße in Anspruch zu nehmen berechtigt ist.

....h.

Die neunte Westphälische Provinzialsynode.

(Fortsetzung.)

Die Verhandlungen im Plenum wurden durch eine längere Ansprache des Generalsuperint. eingeleitet, welche mit großem Ernst alles Unheilige aus der Discussion verwies, und ein Zurückgehen auf die alleinigen Quellen aller Erkenntniß forderte. Wohl konnte man auf lutherischer Seite dem verehrten Oberhirten vollkommen beistimmen, wenn er auf das Entschiedenste jeden Versuch verwarf, die kirchliche Ordnung durch das Berufen auf Gewissensbedenken zu brechen, so lange diese Gewissensbedenken weder in dem Worte Gottes, noch in dem Bekenntniß der Kirche eine Stütze fänden, und wenn er auf diese

oden Regulatoren der Gewissen auf das Nachdrücklichste hinwies. er ernste Bedenken mußten rege werden, wenn er von diesem andpunkte aus die Anträge als unbiblisch und unlutherisch angriff, eine Ansicht, die er freilich nur in Betreff des ersten Antrags nä: ausführte, und zwar in einer Weise, welche einer gründlichen egese nicht Stand halten dürfte. Um das Unbiblische des Antrags chzuweisen, sagte er z. B. nach dem Wortlaute des Protokolls:

„Der Kampf über diese Angelegenheit bewegt uns nicht erst in igster Zeit, sondern seit längerer Zeit. So oft er an mich heran-reten, vergegenwärtige ich mir unsern Herrn und Heiland, wie er nen Jüngern in der Nacht, da er verrathen ward, das heilige Sa-ment spendete. Wie ist der Gedanke möglich, daß in diesem Au-blick ein Jünger dem Andern die Frage vorlegte: „Hast Du auch selben Begriff von dem hochheiligen Geheimniß, wie ich?" Es muß s wirklich ein Grauen anwandeln, wenn wir diesen Gedanken im nst ausdenken wollten. Ich lese die Apostelgeschichte von der ge-einsamen Feier des heiligen Abendmahls unter den ersten Christen, er nirgends, daß einer, um der dogmatischen Auffassung willen, sich n der gemeinsamen Feier scheiden könne. Paulus spricht im ersten or.-Briefe über den unwürdigen Abendmahlsgenuß, aber nichts da-n, daß dieser würdige oder unwürdige Genuß sich beziehe auf eine gmatische Bestimmung. Nicht der lutherische, nicht der reformirte, ht der unirte Pastor macht das Sacrament, sondern der Herr, der bst in wunderbarer Herablassung mit den sichtbaren Elementen sich bindet und den verlangenden Seelen sich mittheilt."

Dennoch enthielt die Ansprache ein wichtiges Zugeständniß hin-tlich der Abendmahlsgemeinschaft, indem der Passus darin vorkam:

„Daß ich nicht jeden ohne Weiteres zum Abendmahl zuzulassen uche, das wird jeder von uns zugestehen. Diese Sache liegt auf n Gebiete der Disciplin und der kirchlichen Ordnung. Widerspricht Mensch offenkundig und trotzig einer bestimmten Abendmahlslehre d will dann zum Trotz das Sacrament in der Kirche dieses Be-ntnisses empfangen, so fällt er der Kirchendisciplin anheim. Diese age berührt nicht die rechtliche Seite." *)

In Betreff des dritten Blothoer Antrags, wonach fortan ein lu-erischer Superintendent, der, wie es auch in Westphalen vorkommen nn, für sich auf die Concordienformel verpflichtet ist, nicht genöthigt n soll, einen Candidaten auf den Heidelberger Katechismus zu ordi-en und ihm also das Versprechen abzunehmen, eine Lehre zu leh-ren, die er, der Ordinirende, verwerfen muß, — gab der Generalsu-perintendent nur die kurze Vertröstung: „Ist Jemand in seinem Ge-wissen gebunden, diese Bestimmung zu erfüllen, der muß die Synode bitten, ihn nicht zum Superintendenten zu wählen. Glaube doch Niemand, daß seine Person unersetzlich sei."

Die ganze Ansprache des Gen.-Sup. stellte den streng lutherischen Gliedern der Synode und insbesondere den Geistlichen eine schwere Aufgabe; sie alle wußten, daß sie an ihm einen rechten Bischof und Fürbitter haben, und hatten es auch noch wieder aus dem Ernst dieser Ansprache hindurchgefühlt, sie alle wünschten, das bischöfliche Amt des Gen.-Sup. und die persönliche Stellung der Geistlichen zu ihm zu heben und zu kräftigen, und sie glaubten daher auch nicht, gegen ihn mit Reden streiten und zu einer Widerlegung Wort für Wort grei-fen zu dürfen, — und dennoch war es ein synodaler Boden, auf dem sie angegriffen waren, und auf dem es wieder Pflicht war, das, was man für das Rechte hielt, nach Kräften zur Geltung zu bringen. Diese schwierige Lage wurde noch schwieriger, als sofort, wie der Gen.-Sup. geendet hatte, von einem Mitgliede des Consistoriums, welches „in seiner Eigenschaft als einfacher Pfarrer" auf der Synode saß, der Antrag gestellt wurde, Synode solle vor aller Discussion ihren Dank für diese Mahnung und ihre volle Zustimmung zu diesen Worten aussprechen, ein Antrag, der jedoch, als es darüber zur Debatte kom-men wollte, auf den Wunsch des Gen.-Sup. zurückgezogen wurde.

In der ferneren Discussion über die Blothoer Anträge wurde von Seiten ihrer Gegner auf das Nachdrücklichste und oft wiederholt hervorgehoben, wie durch dieselben die Gemeinschaft der Provinzial-kirche und die ganze bestehende Kirchenordnung gestört und über den Haufen geworfen werde. Ja man ging so weit, daß man auch hier die Vorschriften der Kirchenordnung zum Dogma machte, und erklärte, wer die von den Bekenntniß-Paragraphen festgesetzte Gemeinschaft nicht gewähren könne und daran rütteln wolle, der dürfe kein Mandat für die Prov.-Synode annehmen und habe kein Recht, dort zu erscheinen. Es bedurfte wiederholt der Erinnerung daran, daß die Kirchenordnung nur Menschenwerk sei, und daß man ebenso gut, wie die Synode an so vielen andern Kirchen- und Staatsgesetzen krittele, auch mit gutem Rechte bei der durch die Kirchenordnung selbst festgesetzten Instanz um Abhebung der Mängel und um Hebung des Gewissensdrucks, den man durch sie empfinde, bitten könne. Den mancherlei Invectiven gegenüber, welche Mangel an Ehrlichkeit vorwarfen und es als wi-dersprechend erklärten, die Union anzugreifen und ein Pfarramt in derselben anzunehmen, erklärten alle Geistliche, die von luther. Seite sprachen, daß sie keineswegs eine gänzliche Beseitigung der Union wünschten, daß sie sich in vielen Hauptsachen eins mit den reformir-ten Brüdern wüßten und daß sie auch den gemeinsamen Synoden, schon weil sie durch tägliches Gebet die Brüderlichkeit pflegten, eine hohe Bedeutung vindicirten. Noch wären sie weder selbst zu einem vollständigen Abschluß in ihrem Gewissen über ihre Stellung zur Union gelangt, — doch darüber würden sie nicht der Synode, wohl aber jeder Zeit dem Gen.-Sup., als ihrem Beichtvater, Auskunft ge-ben, — noch könnten sie annehmen, daß die Provinzialkirche ihren letzten, unabänderlichen, rechtlichen Abschluß durch die Bekenntniß-Pa-ragraphen erhalten hätten. Das volle Recht des luth. Bekenntnisses sei durch Königswort gewährleistet; die Bekenntniß-Paragraphen, die nur luth. Gemeinden, aber keine luth. Kirche kännten, suchten Unver-einbares zu vereinigen und seien darum unklar, entgegengesetzter Aus-

*) Ob denn wohl, wenn wirklich jeder der Anwesenden im Her-n einverstanden war, auch alle sonstigen Angehörigen der Provin-lkirche die Richtigkeit dieses Satzes anerkennen werden, der doch in ner Consequenz dahin führen kann, daß ein Reformirter, bloß um gzwillen, weil er ganz und gar ein Reformirter sein und sich als cher bekennen will, vom lutherischen Abendmahle zurückgewiesen wer-n kann? Steht nicht vielmehr der Unionsbegriff, welcher nun ein-al in den Gemeinden der herrschende geworden ist, mit diesem atze in Widerspruch, und werden wir daher nicht sicherlich erleben, ß wenn dieser Satz angewendet wird, sich großes Geschrei über Ver-zung der Union erheben, und man den Pastoren und in letzter In-nz dem Consistorium schwere Rechtsverletzung vorwerfen wird? Und tte man daher nicht lieber, als daß man über Alles zur Tagesord-ng ging, wenigstens einen der obigen Aeußerung des Superinten-nten entsprechenden Beschluß fassen und damit einen klaren, deut-nen Rechtssatz hinstellen sollen, zumal wenn man, wie solches so oft sgesprochen wurde, der kommenden Tage der Verwirrung und des griffs auf die Kirche von außen her gedachte?

legung und Handhabung fähig, wie denn auch der selige Sander, der sie mit verfaßt habe, behauptet habe, die viel geschmähte Mindener Erklärung drücke ihre wahre Intention aus. Die luth. Pastoren bezeugten auch wiederholt, wie sie nicht durch Theorieen, sondern durch die pfarramtliche Praxis, durch die Sectennoth und durch die luth. Gemeinden zu Lutheranern geworden seien.

An diese Discussion sollten sich noch allerlei unerquickliche Erörterungen anschließen. Die Kreissynode Blotho hatte die Kirchenordnung in ihren Verhandlungen eine demokratische genannt, hatte ferner den Verhandlungen der letzten Provinzialsynode äußerste Unklarheit und Verworrenheit in Beziehung auf Union und Bekenntniß vorgeworfen, und ihr Bedauern über einzelne Beschlüsse ausgesprochen; darüber hatte wieder eine andere Kreissynode ihre Mißbilligung ausgesprochen und tadelnde Beschlüsse der Provinzialsynode gefordert. Diese Sache fand jedoch dadurch ihr Ende, daß der Superintendent der Blothoer Synode aus freien Stücken und in liebenswürdigster Weise bat, ihm die Unvorsichtigkeit der Wortfassung zu verzeihen, und damit eine zufriedenstellende Erklärung abgab. Wir können auch nicht unerwähnt lassen, daß von dem Deputirten der Bonner Facultät, der sich dabei auf seine Stellung außerhalb der Provinz und der daraus hervorgehenden Unparteilichkeit berief, laut bezeugt wurde, wie er auf den mehreren Provinzialsynoden, denen er beigewohnt habe, die Ueberzeugung gewonnen habe, daß die confessionelle Minorität keineswegs eine provocirende Stellung einnehme, sondern daß es nur die ernstlichsten Gewissensbedenken seien, welchen sie Raum zu gewinnen suche. Er warnte vor allem Mißbrauch der durch das äußere Recht gegebenen Gewalt. Ein seither den Synoden fremdgebliebener Laie forderte ebenfalls auf, nicht zu vergessen, daß die Union nur ein Bollwerk nach Außen, keineswegs ein Zwinger nach Innen habe sein sollen, — aber dergleichen Mahnungen wurden nicht grade freundlich aufgenommen.

Auf indirektem Wege glaubte die confessionelle Fraktion bei Gelegenheit eines Nebenpunktes ein immerhin wichtiges Anerkenntniß erreicht zu haben. Seither hatte nämlich an solchen Orten, an denen Parochieen verschiedenen Bekenntnisses bestehen, jedes neu zuziehende Gemeindeglied die Wahl, welcher Parochie es sich anschließen wollte; dies hat aber, da ja so lange gepredigt ist, es bestehe gar kein wesentlicher Unterschied zwischen Lutheraner und Reformirten, zur Folge gehabt, daß sich die Neuanziehenden diejenige Parochie auszusuchen pflegen, welche sich in der besten Finanzlage befindet und also gar keine, oder die wenigsten Kirchensteuern erhebt. Bei dem raschen Wechsel der Bewohner in einigen Gegenden Westphalens hat dies schwere Mißstände zur Folge gehabt, und namentlich sind diese in der Stadt Schwelm so eclatant hervorgetreten, daß eine Abhülfe mit Nothwendigkeit geboten ist. Darum hatte die vorige Synode beschlossen, daß der Regel nach die Anziehenden, wenn sie nicht einen früheren Confessionswechsel nachweisen sollten, der Parochie derjenigen Confession zufallen sollten, welcher sie durch die Confirmation angehörten. Aber dies Prinzip hatte man durch eine wichtige Ausnahme zu Gunsten der Union durchlöchert, und da diese Ausnahme grade in Schwelm Anwendung gefunden haben würde, so war den dortigen Zuständen dennoch nicht geholfen. Man hatte sich nämlich ausgemalt, wie es durch jenes Prinzip geschehen könne, daß ein Lutheraner, der seither in der Union gestanden hätte und nach einem Orte zöge, in welchem sich eine der Union nicht beigetretene lutherische und eine der Union angehörige reformirte Gemeinde befinde, nunmehr der lutherischen beitreten und also somit aus der Union scheiden müsse, und man hatte gefürchtet, damit solchen gegenüber, denen die Union wichtiger als die Confession sei, einen Gewissensdruck zu begehen. Für Fälle dieser Art hatte man daher die Wahlfreiheit bestehen lassen wollen. Der Oberkirchenrath hatte die Beschlüsse, eben weil sie in den dringendsten Fällen keine Hülfe gewährten, nicht bestätigt, und dagegen vorgeschlagen, in Schwelm das Wahlrecht der Anziehenden für so lange zu suspendiren, als nicht von der einen der beiden dortigen Gemeinden die Kirchenbauschuld abgetragen sei.

Gegen eine solche exceptionelle Maßregel waren von vornherein Alle gestimmt, zumal in manchen andern Städten ähnliche Nothstände zu Tage getreten waren; der bloße Rath: „predigt wieder confessionell, wenn ihr die bestehenden confessionellen Gemeinden aufrecht erhalten wollt," konnte auch dem unmittelbaren gegenwärtigen Bedürfnisse nicht helfen, und dem Vorschlage, das Wahlrecht „für den äußern Menschen" unbedingt aufzuheben, da es ja dem „innern Menschen" unbenommen bleibe, sich zu einer seinem individuellen Bedürfnisse mehr zusagenden andern Parochie zu halten, mochte man von keiner Seite recht zustimmen. So einigte man sich mit bedeutender Majorität zu dem Beschlusse, es solle das Wahlrecht der Anziehenden in solchen Fällen, in denen eine unirte und eine nichtunirte Gemeinde am Orte sei, zwar fortdauern, wollte aber Jemand der Parochie eines andern Sonderbekenntnisses beitreten, als welcher er durch die Confirmation angehöre, so solle er dies nur können, falls er vor dem Presbyterium der Parochie, von der er sich lossage, eine förmliche motivirte Erklärung über die Gründe seines Schritts abgebe und daraus erhelle, daß er eine innere Stellung zu der Gemeinde des andern Bekenntnisses habe. Eine derartige Erklärung, meinte man, würden die Wenigsten von denen, welche aus unlautern Motiven übertreten, abzugeben vermögen. Zum ersten Male erkannte man damit an, daß auch trotz der Union Lutheraner und Reformirte also von einander geschieden blieben, daß sich ein Lutheraner, der an einem Orte ein, wenn auch außerhalb der Union stehende luth. Gemeinde vorfinde, doch nur dann zur reform. Gemeinde halten darf, wenn er hierzu individuelle, aus seinem Glaubensleben fließende Gründe hat.*) Man erkannte also thatsächlich an, daß ein solcher Wechsel nicht ohne eigentlichen Uebertritt von einer Confession zur andern geschehen kann.

(Fortsetzung folgt.)

*) Freilich contrastirte damit in wunderbarer Weise, daß man am folgenden Tage, wie schon erzählt ist, über den Blothoer Antrag „Ein lutherischer Geistlicher darf kein Amt an einer reform. Gemeinde ohne vorherigen Confessionswechsel annehmen und umgekehrt" zur Tagesordnung überging, und nicht etwa, weil sich dies von selbst verstand, — vielmehr erklärte man bei Berathung dieses Antrags in der Commission ohne Widerspruch zu erfahren, daß das Consistorium gar nicht das Recht habe, einen luth. Geistlichen nach den innern Gründen zu fragen, wenn er eine reformirte Stelle annehme. Man hat auf den Synoden sehr viel von der unlautern Gesinnung jener Laien gesprochen, welche sich aus Furcht vor Kirchensteuern zu Gemeinden einer andern Confession halten; man nannte das „den Schmutz der Union." Aber wenn ein Geistlicher sich um die reiche Pfründe eines andern Bekenntnisses bewirbt und, wenn er sie nicht erhält, sein seitherige Pfründe ruhig beibehält, so ist das ein harmloser Ausfluß der Bekenntnißfreiheit, um welche sich die vorgesetzte Disciplinarbehörde nicht weiter kümmert!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 28. März. № 25.

Die diesjährige Dissidenten-Rede des Herrn von Bethmann-Hollweg

hat im Unterhause eine andere Aufnahme gefunden, als die vorjährige.

Am 28. Februar 1859 unterbrachen immer wiederholte „Bravo's", „lebhafte Bravo's" seine Rede; besonders wurde die Bezeichnung der Versammlungen der Freien als „harmloser und religiöser Versammlungen" und noch mehr die Lossagung des Cult- und Schul-Ministers von der Verantwortlichkeit dafür, daß die Dissidenten-Kinder etwas von den zehn Geboten erführen, mit begeistertem Beifall aufgenommen; D. Simson sprach erst seine Bewunderung der ruppischen Königsberger aus und „konnte dann den Zustand seiner Seele nach Vernehmung der Rede nur mit dem Worte „„Erquickung"" beschreiben."

Am 1. März 1860 wurde Herr v. Bethmann ruhig, von der Mehrheit wohl kalt, angehört.

Der Verfasser des gegenwärtigen Artikels, welcher als der „treueste Freund und schärfste Gegner" des Herrn v. Bethmann von einem ebenso alten und treuen Freunde desselben bezeichnet worden ist *), freut sich dieses Fortschritts von 1859 zu 1860, als eines Fortschritts nicht nur der Zeit, sondern auch des Herrn v. Bethmann selbst. Herr v. Bethmann, 1859 noch neu in seinem Amte, hat nicht gleichgültig bleiben können gegen das, was er seitdem erlebt hat, nicht verschlossen gegen die Wahrheit, die früher von ihm selbst, nun aber leider gegen ihn von so vielen Seiten so stark bezeugt worden ist, und nicht unempfindlich gegen den bittern Schmerz seiner intimsten Freunde und Glaubensbrüder, ja! des Kerns — dürfen wir wohl sagen — der Evangelischen Kirche von Deutschland, und gegen die wehmüthigen Eindrücke einer solchen Trennung vor den Augen der kalt-höhnenden Welt. Das Preußische Cult-Ministerium ist ihm kein Ersatz gewesen für den Evangelischen Kirchentag, — dieses schönste Werk seines Lebens, welches nun, wie es scheint, zertrümmert ist, — des Kirchentags, wo er für — wie jetzt gegen — die christliche Ehe öffentlich aufgetreten ist. Und am meisten hat ihm vielleicht der unter Siegesjubel sarkastisch-lächelnde Beifall der Ungläubigen wehe gethan und die Augen geöffnet. Er hat daher auch den Muth gehabt, — der ihm gesegnet werden wird, — zu dem guten Werke seines Amtsvorgängers, zu den Schulregulativen, mit voller Entschiedenheit sich zu bekennen und er hat die volltönende Zustimmung des Herrenhauses, besonders seines alten Freundes und Parteigenossen, des D. Stahl, zu diesem Bekenntnisse, wenn auch nicht, wie zu wünschen war, mit ausgesprochenem Danke, doch stillschweigend hingenommen.

Traurig ist es nur, daß der Grundton seiner diesjährigen Dissidentenrede Selbstrechtfertigung ist. Selbst das Wort „harmlos" kann er nicht umhin noch einmal auszusprechen; diesen Stein des Anstoßes wenigstens hätte er sollen in das Meer der Vergessenheit fallen lassen!

Er meint, er erfreue sich jetzt hinsichtlich seiner Dissidenten-Politik anders als früher der „allgemeinen Zustimmung" und beruft sich darauf, daß auch Herr v. Blanckenburg gegen die „polizeilichen Quälereien" sich erklärt habe. Allein mit Recht hat Herr v. Blanckenburg sofort erwidert, daß er und seine politischen Freunde polizeilichen Quälereien nie das Wort geredet und noch weniger davon auf dem Gebiete des Glaubens etwas gehofft haben. Wiewohl zugestanden werden muß, daß selbst solche polizeilichen Quälereien ein sehr geringes Uebel sind im Vergleich mit der Gleichgültigkeit der höchsten Landesobrigkeit gegen die ewigen Grundwahrheiten des Christenthums, welche zugleich die eigentlichen Grundlagen der Staaten sind, und sogar im Vergleich mit der bloßen Meinung des Volks, daß eine solche Gleichgültigkeit vorhanden sei. Die edle und schwere christliche Tugend der Toleranz fängt erst da an, wo die Sünde der Indifferenz aufhört.

Aber nicht vom bloßen Wegfall polizeilicher Quälereien, auch nicht von bloßer Indifferenz den Dissidenten gegenüber ist die Rede, sondern von Privilegien, von exorbitanten Privilegien, welche Herr v. Bethmann ihnen zugestanden hat. „Was sie Religion nennen" — das ist der Grundinhalt dieser Privilegien — „das muß unbesehens vom Staate als Religion anerkannt werden"; ein Satz, den mit den anerkannten Gesetzen des Denkens in Einklang zu bringen nicht gelingen will, so wenig als mit dem, doch gewiß aufgeklärten, Allgemeinen Landrecht, welches gleichwohl noch so unaufgeklärt ist für den Rechtsbegriff „Religion" einen Inhalt zu erfordern (§. 13. Tit. 11. Thl. II.), Ehrfurcht gegen die „Gottheit" u. s. w., einen In-

*) Siehe die Schrift: „die christliche Schule in Preußen und ihr Verhältniß zu Andersgläubigen mit Rücksicht auf die neuesten ministeriellen Bestimmungen beleuchtet vom Consistorial-Rath Seegemund, 1859."

halt, der, wenn auch sehr nebelhaft, doch unsere heutigen Dissidenten von dem Begriffe „Religion" ausschließt.

„Von dem Inhalt ihrer Lehre abzusehn verlangt das Princip der religiösen Freiheit", so sagt Herr v. Bethmann noch am 1. März 1860. Aus diesem unlogischen und widergesetzlichen Urprivilegium fließen denn die ferneren Privilegien: Freiheit vom Vereinsgesetze — welchem alle andre noch so wirklich harmlose Vereine unterliegen — Freiheit vom Schul- und Confirmations-Religions-Unterrichtszwange — welchem alle Nichtdissidenten, auch die gewissenhaftesten und treuesten Christen, unterworfen sind, — und Freiheit der dissidentischen Lehrer als angeblicher Religionslehrer von staatlicher Prüfung des Inhalts ihrer Lehre, — einer Prüfung, welcher kein christlicher Lehrer sich entziehen darf, und von deren Bestehen es abhängt, ob er geduldet wird.

Hinsichtlich dieser Privilegien hat Herr v. Bethmann sich keineswegs allgemeiner Zustimmung zu erfreuen. Am 1. März 1860 erklärt sogar Herr Matthis — im Unterhause wohl sein nächster politischer und kirchlicher Freund — sich gegen ihn: „eine Gemeinschaft", sagt er, „in der der Glaube an Gott eine offne Frage, das heißt mit andern Worten: eine gleichgültige, ist, kann keinen Gottesdienst halten und ist daher keine Religionsgesellschaft." Dies ist scharf und nett ausgesprochen, das diametrale Gegentheil der Dissidenten-Politik des Herrn v. Bethmann, welcher am 28. Februar 1859 sagte: „Für Religions-Unterricht muß der Religionsunterricht der Dissidenten gelten", und, gleich nachher: „in vielen Dissidentengemeinden ist selbst das Bekenntniß des lebendigen persönlichen Gottes sehr in Zweifel gestellt" und am 1. März 1860: daß ihnen „der Vater im Himmel eine abergläubische Vorstellung" ist.

Das wahre Princip ist nicht schwer zu finden. Weder „quälen" noch „privilegiren" soll man die Freien. Wohl aber waren und sind sie in den gewöhnlichen polizeilichen Schranken zu halten, wie diese für Vereine überhaupt bestehn und gehandhabt werden. Ob bei uns diese polizeilichen Schranken für Vereine überhaupt zu eng gesteckt sind oder zu scharf aufrecht gehalten werden, das ist eine Frage, die man wohl geneigt sein kann zu bejahen. Aber einerseits die rechtmäßigsten unschuldigsten Vereine mit Controllen, Hemmungen und Bedingungen der oft lästigsten Art umgeben, — den gesammten Unterricht bis ins kleinste Detail durch Ministerial-Rescripte regeln und die Duldung jeden Lehrers und jeder Lehrerin von scharfen Prüfungen abhängig machen, — andrerseits aber die Vereine zur Verhöhnung der christlichen Kirche, zur Läugnung Gottes und zu aller hieraus mit Nothwendigkeit fließenden Frivolität und ihre Lehrer von jenen Schranken befreien, ihnen erlauben, was keinem andern Privatverein, keinem andern Lehrer erlaubt ist, mithin sie privilegiren, und zwar, weil sie ihre Gottlosigkeit Religion nennen, das ist nicht Religionsfreiheit, sondern vom Standpunkt des Rechts betrachtet eine das Rechtsgefühl empörende Ungleichheit vor dem Gesetz, und, den tiefsten Bedürfnissen des Christenvolks gegenüber, eine die Gewissen verwirrende und die Fundamente, auf denen der christliche Staat beruht, erschütternde Politik. Zugleich ist es das grade Gegentheil der Englischen und Amerikanischen Religionsfreiheit, auf welche Herr v. Bethmann sich beruft.

Wer heute das Wort Religionsfreiheit auf seine Fahne schreibt, der sollte sich darüber ausweisen, wie er zu der Religionsverfolgung der Lutheraner in den dreißiger und zu Anfang der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts sich verhalten hat. Damals war nicht von bloßen polizeilichen Quälereien die Rede. Die Lutheraner wurden von den geistlichen und weltlichen Behörden, auch von den Gerichten, mit Geldstrafen, Auspfändungen, Straf- und Zwangseinkerkerungen u. s. w. so bedrängt, daß, um der Verfolgung zu entgehn, Tausende mit Weib und Kind nach Australien und Amerika ausgewandert sind. Wer von den heutigen liberalen Führern hat damals auch nur ein Wörtlein der Mißbilligung dieser Religionsverfolgung ausgesprochen? Die öffentliche Meinung, die Presse, vorzüglich die liberale Presse, war ausnahmslos, oder fast ausnahmslos, auf Seiten der Verfolgung. Nur einige Finsterlinge, jetzt Reactionärs genannt, sprachen von Religionsfreiheit und protestirten gegen die Gewalt, die man Leuten anthat, welche Muster waren ächter und tief begründeter christlicher Rechtschaffenheit und Unterthanentreue, und welchen selbst ihre Feinde nichts schlimmeres nachsagen konnten, als daß sie allzu gewissenhaft festhielten an ihrer Kirche, an der Kirche, deren Rechtsbestand, älter als der Preußische Staat, auf den unzweifelhaftesten und anerkanntesten Fundamenten beruhte, deren Namen aber sogar nicht mehr zu dulden die damalige Bücher- und Zeitungscensur angewiesen war. Freilich waren dadurch, daß man solcher Plebs sich annahm, lebhafte Bravo's von Kammermajoritäten nicht zu gewinnen und der Beifall von abtrünnigen Christen und Reformjuden nicht zu erobern.

Kaum hatte die Gerechtigkeit des Königs dieser wirklichen Religionsverfolgung ein Ende gemacht, als Ronge, Dowiat, Uhlich, die Wislicenusse, Baltzer, Rupp u. s. w. mit gesteigerter Dreistigkeit auftraten. Das war nun freilich etwas anderes. Nicht von gewissenhaften Christen und deren Rechten war nun die Rede, sondern die heilige Schrift, die christliche Kirche, das Christenthum überhaupt, ja! das Dasein Gottes wurde mit äußerster Frechheit angegriffen. Für diese Religion — denn Religion war dies alles, nach Herrn v. Bethmann's Erklärungen — genügte natürlich die bloße Duldung nicht. Die Stifter derselben hielten Triumphzüge durch Deutschland und wurden überall mit prunkvoller Oeffentlichkeit fetirt. Die Behörden der großen Städte, Berlin, Breslau, Magdeburg, Halle, begeisterten sich für die Verläugnung ihres Gottes. Schulen und Rathhäuser wurden den Lichtfreunden geöffnet, städtische Unterstützungen ihnen votirt. Preußische Oberpräsidenten bemühten sich, ihnen Localien für ihre Versammlungen zu verschaffen. Die wesentliche Gottlosigkeit und Geistlosigkeit der Bewegung lag offen zu Tage. Dennoch war der kindische Wahn weit verbreitet, als habe man doch wohl eine Art von Refor-

natoren vor sich, die wenigstens der Römischen Kirche eine derbe Wunde beibringen konnten. Endlich öffnete ihnen das als orthodox verschriene Ministerium Eichhorn sogar Evangelische Kirchen. Unter „herzlichen" Begrüßungen der betreffenden Geistlichen zogen sie ein in unsere Heiligthümer, um sie durch die dreisteste Verläugnung alles Christenthums zu profaniren. Da kam — zum Glück möchte man sagen — die März-Revolution, welche diesen Scandalen insofern wenigstens ein Ende machte, als sie in größeren Scandalen gewissermaßen ertranken, indem nun die Helden des Lichtfreundthums jede Hülle und Maske fallen ließen und sich selbst als auch politische Revolutionärs der schlimmsten Art vor aller Welt proclamirten.

Wenn nun nach hergestellter Ordnung in Kirche und Staat die in sich noch nicht feste conservative Regierung und ihre Polizei diesen gefährlichen Secten gegenüber nicht immer das rechte Maaß beobachtet hat, so soll dies nicht gerechtfertigt werden, allein es verdient Entschuldigung. Revolution und Reaction haben das mit einander gemein, daß, so lange ihre Kämpfe einen gewaltsamen Charakter an sich tragen, das Polizeithum in den Vordergrund tritt, mag die eine oder die andere oben auf sein. Der wahre Weg wäre gewesen, daß man beide Sünden, die Sünde der Lutheranerverfolgung und die größere Sünde der Dissidentenbegünstigung klar erkannt und bekannt, und — besonders im Andenken an diese letztere, an die Dissidentenbegünstigung — mit schonender Hand die Dissidenten in die allgemein bestehenden polizeilichen und rechtlichen Schranken zurückgeführt hätte. Aber leicht war diese Aufgabe nicht. Der Pendel der Parteiung schlägt hierhin und dorthin aus, ehe er in der rechten Mitte still steht. Diese rechte Mitte hat auch Herr v. Bethmann nicht gefunden, da er den Dissidenten Privilegien verleiht, statt bloß ihre Rechte anzuerkennen. Er sollte nicht vergessen, daß er die momentan-gefahrlose Ruhe, in welcher er solche Aussprüche jetzt thut, nur der reactionären Regierung von 1848/58 verdankt.

Er beruft sich aber ferner auf den Erfolg dieser Verleihung von Privilegien.

Allein er muß zugeben, daß seitdem „die Zahl der Mitglieder der Dissidentenvereine und dieser Vereine selbst sich vermehrt und namentlich eingeschlafene Vereine wieder zum Leben erwacht sind." Es war dies der Natur der Sache nach zu erwarten; auch ist es notorisch, daß namentlich in der Provinz Sachsen, von der am 1. März 1860 im Unterhause zunächst die Rede war, diese gefährliche Wühlerei und die Verführung des armen Volks seit dem vorigen Jahre einen neuen Aufschwung genommen hat. Herr v. Bethmann tröstet sich zwar damit, daß Glieder der Kirche, welche die Kirche „werth hält, auf deren Besitz sie stolz sein darf", ihr nicht verloren gegangen sind. Das hat aber auch wohl Niemand gefürchtet. Niemand hat erwartet, daß Herrn v. Bethmann's vorjährige Rede solche Objecte des „Stolzes" der Kirche — etwa den Generalsuperintendent Büchsel, den D. Stahl oder den D. Tholuck, den D. Julius Müller oder den D. Nitzsch u. s. w. — verleiten würde, Uhlichs Jünger zu werden. Aber die Kirche, welche überhaupt nicht „stolz" ist, hält auch ihre schwächsten Glieder „werth", ja! diese in gewissem Sinne besonders werth, die „Kranken, welche des Arztes bedürfen" mehr als die Gesunden, das verirrte Schaf vor den neun und neunzig, und den verlorenen Sohn vor seinem Bruder, „Wehe dem, der einen dieser geringsten ärgert", sagt der Herr, und zu diesen geringsten gehören doch gewiß die armen unwissenden, vielleicht lüderlichen Fabrikarbeiter oder Tagelöhner der Provinz Sachsen und ihre Kinder, welche schutzlos der Verführung der Freien Preis gegeben sind.

Herr v. Bethmann meint ferner, er habe vorig Jahr einen „Stachel" in die Seele der Dissidenten gesenkt, den sie „tief empfunden" hätten, indem er sie nämlich zum „Beweise des Geistes und der Kraft" aufgefordert habe, den sie nicht geführt hätten. Dieses apostolische Wort hat allerdings einen tief eindringenden Stachel. Aber Herr v. Bethmann selbst hatte diesen Stachel, gleich indem er jenes Wort aussprach, dadurch herausgezogen, daß er es sich zur Pflicht machte, von dem Inhalte der Lehre der Dissidenten abzusehn. Dadurch verwandelt sich der Beweis des Geistes und der Kraft in den Beweis des bloßen äußeren Erfolgs. Es gibt auch einen teuflischen Geist und eine satanische Kraft. Bringen es die Freien noch einmal so weit, wie sie es 1845/47 gebracht haben, — was nicht unmöglich ist, feiern sie wiederum Ovationen durch ganz Deutschland, wird die Preußische Regierung noch einmal, wie damals, von einer Reihe großer Städte bestürmt, Uhlichs Religion statt der christlichen einzuführen, trägt noch einmal, wie im October 1845 geschah, der Oberbürgermeister von Berlin diese Magistratstheologie mit begeisterten Worten in feierlicher Audienz einem Könige von Preußen in seinem Schlosse vor, so würde den Freien — abgesehen von dem Inhalte ihrer Lehre — zugestanden werden müssen, daß sie den Beweis des Geistes und der Kraft geführt haben.

Herr v. Bethmann sagt: er habe die Dissidentensache „mit einiger Aufmerksamkeit" verfolgt; aber auf die Provinz Sachsen, und insbesondere auf Magdeburg, woher die am 1. März 1860 berathene Petition war, scheint sich diese Aufmerksamkeit nicht erstreckt zu haben. Er spricht von Dissidenten-„Kapellen", von „Gottes"häusern der Dissidenten, in denen man seine „Andacht" suche; er meint, „der Kern der Sache sei doch ganz gewiß ein religiöses Bedürfniß." Diese Aeußerungen haben in Magdeburg Erstaunen erregt, und wahrscheinlich haben die Magdeburger Freien, wenn nicht gespottet, als sie diese Worte lasen, so doch gewiß gelächelt. Er geht so weit, zu behaupten, es sei „bekannt", daß sie „große Kraft aufwenden zur Darstellung der bürgerlichen Sittlichkeit, vielleicht auch einer höheren."

Wenn er aber endlich gar die Besucher der Dissidenten-„Kapellen", als „Religionsuchende" bezeichnet, und sie den „Kindern dieser Welt, die ihren unschuldigen oder schuldigen Vergnügungen nachgehen" gegenüberstellt, so würde jeder Magdeburger Freie ihn belehren können, daß er nichts anderes sein

will als ein Kind dieser Welt und daß seine Religionsforschungen im besten Einklange stehen mit seinen schuldigen oder unschuldigen Vergnügungen. Es ist schwer, mit passenden Worten den Eindruck wiederzugeben, den dieser Contrast der Rede des Ministers mit der Wirklichkeit macht.

Der commandirende General in Magdeburg hat von seinem näheren Standpunkte aus die Vereine dieser andächtigen „Religionsforscher" in ihren „Gottes"häusern nicht „harmlos" gefunden. Herr v. Bethmann erzählt selbst, daß sie lehren, „der Vater im Himmel sei eine abergläubische Vorstellung" und „es gebe kein ewiges Leben." Für sie ist also der Eid, namentlich der Fahneneid, eine Lüge oder eine Posse. Seine Königliche Hoheit der Prinz-Regent hat, dem Vernehmen nach, den Befehl bestätigt, daß das Militair diese „Kapellen" nicht besuchen soll, und das Unterhaus ist über Uhlichs Petition gegen diesen Befehl zur Tagesordnung übergegangen.

Herr v. Bethmann hat, so erzählt er, mit einem Paar „einfacher dissidentischer Landleute" gesprochen. Sie haben ihm gesagt, sie seien aus der Kirche geschieden, weil sie „an die fleischliche Auferstehung" nicht glauben könnten. Er findet dies „wunderbar", redet sie an: „Ihr armen Leute" und fragt sie, ob denn nicht „ein ganz gewöhnlicher Theolog" da gewesen, der ihren Zweifel gehoben hätte. Hier macht es sich aber Herr v. Bethmann doch zu leicht und thut den „armen Leuten" Unrecht mit seinem verächtlichen Mitleid, ein Unrecht, welches sie als solches empfinden und sich dadurch verstocken werden. Die Dissidenten wissen sehr wohl, auch die „einfachen Landleute" unter ihnen — denn es wird ihnen immer wieder von ihren Führern gepredigt — daß sie große Massen, nicht bloß armer, sondern reicher, hochgebildeter und vornehmer Leute, daß sie viele namhafte, gewöhnliche und ungewöhnliche, Theologen auf ihrer Seite haben. Sie rühmen sich mit großem Nachdruck ihres wesentlichen Antheils an den Heroen der Deutschen Nation in Staat, Kunst und Wissenschaft. Würde Herr v. Bethmann auch König Friedrich den Zweiten sammt Voltaire, würde er Schiller, Goethe und Alexander v. Humboldt als „arme Leute" behandeln und sie ohne Mühe zurecht zu bringen sich getrauen mittelst einiger Worte eines „ganz gewöhnlichen Theologen"? Wer nur Reverenzen und Kniebeugungen hat vor solchen Heroen, der ist nicht gerüstet zum Streite wider die große Macht des heutigen Unglaubens, auch nicht zum Geistessiege über solche „arme Leute", wie die sind, mit denen Herr v. Bethmann sich unterredet hat. Wir haben kein Recht, den Unglauben unserer Tage, auch nicht den Unglauben dieser Dissidenten, mit vornehm-überlegenem Lächeln, als berührte er uns kaum, abzufertigen. Der Apostel sagt: „Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel", und diese bösen Geister hatten nicht nur in den Herzen jener Heroen, sondern sie haben auch in unsern eignen Herzen mächtige Bundesgenossen.

Ueberdies ist das, was der „ganz gewöhnliche Theologe" nach Herrn v. Bethmann den „armen Leuten" hätte sagen sollen, keine richtige Dogmatik; dies nachzuweisen werden ihre Redner („Geistliche" nennt sie Herr v. Bethmann) leichte Arbeit gehabt haben. Jener Theologe hätte ihnen, meint Herr v. Bethmann, auf ihren Anstoß an der „fleischlichen Auferstehung" aus 1 Cor. 15 als den wahren Sinn der christlichen Lehre sagen sollen: „Was leiblich gesäet wird, wird geistlich auferstehn." Aber so lehrt St. Paulus nicht. Er stellt nicht den Leib, als das blos diesseitige, dem Geiste, als dem jenseitigen, entgegen, sondern er stellt den natürlichen verweslichen Leib dem verklärten geistlichen Leibe entgegen. „Es wird gesäet ein natürlicher Leib und wird auferstehn ein geistlicher Leib", das ist seine Lehre. Daher heißt es auch im apostolischen Glaubensbekenntnisse: „Auferstehung des Fleisches" (nicht des Geistes, auch nicht des Leibes überhaupt), d. h. desselben, hier natürlichen und verweslichen, dort verklärten und geistlich gewordenen Fleisches. Dies alles weiß Herr v. Bethmann sehr wohl. Er scheint nur der Besorgniß gewichen zu sein, durch den richtigen Ausdruck der Christenlehre Anstoß bei jenen „armen Leuten" oder bei seinen Zuhörern im Abgeordnetenhause zu erregen. Auf Kosten der Wahrheit aber darf der Anstoß nicht vermieden werden.

Die „einfachen Landleute" waren wegen Befreiung von Zahlungen an die Kirche zu Herrn v. Bethmann gekommen. Er sagt am 1. März 1860, diese Sache werde „später ihre gerechte Erledigung" finden. Hat er ihnen Hoffnung auch auf pecuniäre Privilegien, z. B. auf Befreiung von der Kirchenbaulast, gemacht, so hat er damit wahrscheinlich mehr Eingang bei diesen Religionsforschern gefunden, als mit der Dogmatik des „ganz gewöhnlichen" Theologen.

Daran würde sich dann die schon 1848 vielfach in Aussicht genommene Theilung des Kirchen- und Pfarrguts anschließen.

Nachrichten.

Ungarn.

Die in meinem letzten Schreiben ausgesprochne Hoffnung einer Wiederkehr meiner ungarischen Brüder zum Herrn, scheint leider nicht in Erfüllung zu gehen. Hy. hat zwar einen kleinen Kreis, und arbeitet nach seinem Vermögen und mit den ihm verliehenen Einsichten zum Besseren. Der Erfolg ist aber leider nicht fühlbar. Die Lehranstalten sind alle, ohne Ausnahme, evangeliumfeindlich, und liefern keine ihnen unähnlichen Schüler. Selbst die markige Zuschrift des Kirchentags prallte ab an der unwissenden Arroganz der Lehrer und Prediger, welche die Stellen inne haben.

Das harte Urtheil: „daß sie nicht einmal wissen, was eigentlich ihre Pflicht zu lehren wäre", ist leider noch immer in voller Kraft. Die unglücklichen politischen Verhältnisse, welche einer frommen und von Jesu durchdrungenen Lehrkörperschaft so sehr bedürftig wären, treiben die Verirrung vom evangelischen Schmalwege aufs Höchste. Wahrlich! wenn je so jetzt wäre es Noth, daß Gottes Erbarmen Hülfe sende, dem armen, frommen, evangelischen Volke!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 31. März. № 26.

Das Selbstcommuniciren der Geistlichen.

Die Frage nach der Statthaftigkeit des Selbstcommunicirens, oder wie es sprachrichtiger heißen sollte, des „Mitgenusses und Selbstnehmens des heil. Abendmahls von Seiten des consecrirenden Geistlichen" ist durch die bisherigen Erörterungen nie völlig zur Ruhe gebracht und taucht daher von Zeit zu Zeit in unserer Kirche immer wieder auf. Es kann nur erwünscht sein, wenn ein Geistlicher aus tiefem Ernst der Ueberzeugung, ja, was mehr ist, aus Gewissensdrang dieser Frage eine gründliche Untersuchung widmet, wie es Pastor und Lic. d. Theol. König zu Wolkwitz in Pommern in einer eigenen Schrift über diesen Gegenstand (Demmin 1859, 181 Seiten) gethan hat, zumal wenn so tüchtige geschichtliche Forschungen ihn zu einem Urtheil darüber befähigen.

Wenn, wie Niemand das läugnen wird, die allgemeine kirchliche Sitte im evangelischen nördlichen Deutschland dem Selbstnehmen der Communion von Seiten des Geistlichen entgegen ist, so wird man es ganz in der Ordnung finden, daß der, welcher gegen den Strom zu schiffen unternimmt, den Wind mit allen Segeln zu fangen sucht. Mit andern Worten, von seinem Standpunkt aus thut der Verf. recht daran, daß er den von ihm vertheidigten Gebrauch mit allen Mitteln zu rechtfertigen sich bestrebt, nicht allein als einen erlaubten, sondern als einen pflichtmäßigen, durchaus nothwendigen, nicht blos als einen in Ausnahmefällen zu gestattenden, sondern als einen gesetzlich vorzuschreibenden und zu gebietenden. Geht er dabei so weit, wie unsers Wissens noch Niemand in der Evangelischen Kirche gegangen ist, daß er dem Geistlichen den jedesmaligen Mitgenuß zur Pflicht macht, so heißt das vielleicht nur Alles verlangen, um Einiges zu erlangen. Selbst einige Uebertreibung wird man dem erregten Vertheidiger zu Gute halten. So, wenn ihm die Sitte, daß der consecrirende Geistliche das Abendmahl nicht mitgenießt, ein „entsetzlicher Mißbrauch" ist, oder der jetzige Zustand eine „schreiende Noth", eine „offenbare Unnatur", wenn er meint, bei der jetzt herrschenden Sitte „excommunicire der Geistliche regelmäßig sich selbst" (S. 16); oder wenn er in der Communion der Gemeinde ohne den Geistlichen einen „antiapostolischen Zug" sieht, „der Idee des Abendmahls entgegen" (S. 99), ja, wenn er geneigt ist, das Ueberhandnehmen des Unglaubens in der Evangelischen Kirche zum großen Theile aus einem Gebrauche abzuleiten, der nach seiner Meinung das Abendmahl um seine wahre Bedeutung und um seinen vollen Segen bringt, und endlich die Ueberzeugung ausspricht, wenn man ihn nicht aufgebe, so „gehe die Evangelische Kirche gewaltigen Strafgerichten entgegen" (S. 176). Solche übertriebene Behauptungen werden jedenfalls auf ihr rechtes Maß zurückgeführt werden müssen, und wo es dem Verf. begegnet ist, die eigene Ansicht allzu rhetorisch auszuschmücken oder die Gegengründe allzu oberflächlich zu würdigen, wird bescheidene Einsprache erlaubt sein.

Die jetzt in den Lutherischen Landeskirchen herrschende Praxis hat der Verf. zu schwarz gemalt. Abgesehen von Würtemberg, wo es Sitte ist, daß der Geistliche, der keinen Collegen hat und keinen Beichtiger bekommen kann, das Abendmahl mit der Gemeinde selbst nimmt (S. 141 — was übrigens ebenso wenig wie der hergebrachte Mitgenuß in den deutsch- und schweizerisch-reformirten Kirchen und der vorgeschriebene Mitgenuß in der anglikanischen dem Unglauben hat wehren können), meint er die jetzige Gewohnheit treffend mit einer Stelle der Darmstädter Kirchenzeitung vom Jahre 1826 zu zeichnen (S. 174). Es „haben einige Landpfarrer ihre eigene Abendmahlsfeier so eingerichtet, daß sie solche mit ihrem auswärtigen Beichtvater allein und gleichsam insgeheim halten, d. i. ohne sie vorher abgekündigt zu haben, und ohne irgend ein anderes Mitglied ihrer Gemeinde, auch nicht ihre eigene Ehefrau und erwachsene Kinder, daran Theil nehmen zu lassen. Der Beichtvater findet sich in seiner Amtskleidung zur verabredeten Stunde an irgend einem nicht gottesdienstlichen Tage auf der Pfarre des communicirenden Amtsbruders ein. Beide Prediger gehen, gewöhnlich wenn es Mittags um 11 Uhr anschlägt, in die Kirche, treten vor den Altar, der Ortspfarrer spricht vor dem fremden Prediger eine Beichte, dieser die Absolution, consecrirt darauf, reicht die dona und schließt mit dem Segen." Dazu bemerkt der Ref.: „Und das soll eine dem Herrn wohlgefällige Communion sein?" Nein, das war sie nicht! Aber wir zweifeln sehr, daß solche Mißübungen jetzt noch vorkommen. Schreiber dieses erinnert sich vor vielleicht 40 Jahren als Knabe, wenn auch nicht ganz so ungeistliche, doch ähnliche Amtsbrüder-Communionen in Pfarrhäusern gesehen zu haben; daß sie jetzt noch in Uebung wären, möchte schwer zu beweisen sein. Wäre dem Verf. selbst ein Fall dieser Art bekannt geworden, so würde er wohl nicht verfehlt haben, ihn anzuführen. So weit wir lutherische Sitte kennen, ist jetzt der allgemeine Gebrauch, daß, wo Collegen sind, sie sich das Sacrament gegenseitig reichen, wo ein Geistlicher

allein steht, ein geistlicher Nachbar eingeladen wird, den Amtsbruder zu absolviren, meistens auch den Gottesdienst zu verwalten und für die ganze Gemeinde das Abendmahl zu administriren. Damit legt der eigentliche Parochus, der hier vor Allem dem eigenen Bedürfniß Genüge leistet und vor dem Beichtvater in die Reihe der einfachen Gemeindeglieder zurücktritt, für die Heiligkeit und Unentbehrlichkeit des Sacraments ein feierliches und, wie wir manche Gelegenheit gehabt haben zu erfahren, sehr wirksames, an dem Pastor und der Gemeinde gesegnetes Zeugniß ab. Nur beklagen die Mehrsten, daß sie diese Erquickung kaum öfter als ein- oder zweimal im Jahre haben können; sie würden gern, wenn das Herkommen es erlaubte, außerdem mit der Gemeinde zuweilen communiciren. Einige haben es in einzelnen Fällen gethan, weniger durch die Noth als durch die hinreißende Gewalt einer ungewöhnlichen und besonders erhebenden Feierlichkeit getrieben, wie bei Confirmationen und Charfreitagscommunionen. Doch bleibt auch in diesen Fällen die Regel, daß wo möglich ein assistirender Geistlicher zugezogen und von diesem die Communion empfangen wird. —

Doch wir haben dem historischen Beweise des Verfassers nachzugehen. Der ausführlichste und bei weitem wichtigste Theil seiner Schrift sucht nachzuweisen, daß die ganze alte, die mittelalterliche und selbst noch die Evangelische Kirche in ihrer frühesten Periode keine andere Abendmahlsfeier gekannt habe, als bei der der consecrirende Geistliche mitgenießend betheiligt gewesen sei. Aus der heil. Schrift kann er für seine Ansicht nur wenig beibringen. Er theilt nicht die Meinung Einiger, daß Christus bei der Einsetzung des Abendmahls die heil. Elemente selbst genommen habe. Dagegen behauptet er, die Apostel und die von ihnen eingesetzten Lehrer hätten das Sacrament nie gefeiert, ohne es selbst mit zu genießen, und beruft sich auf das „Wir" 1 Cor. 10, 16 und auf den Vorgang Apgsch. 20, 7—11. Allein selbst zugegeben, daß letztere Stelle von einer Abendmahlsfeier des Apostels mit der Gemeinde zu Troas zu verstehen sei, müssen wir doch die Folgerung, die man daraus für unsere Zeiten ziehen will, beanstanden. Will man die Zustände der Urkirche, wie sie aus den Angaben des N. T. erschlossen werden können, ohne Weiteres zur Richtschnur für unsere Gottesdienstordnung nehmen, so muß auch nach dem ersten Corintherbriefe jedem Gemeindegliede, das die Begabung dazu empfangen hat, öffentliches Reden im Gottesdienste gestattet werden, so fällt Taufordnung, Beichtordnung, Eheordnung der Kirche der Gegenwart über den Haufen.

Vollständig und überzeugend ist aber der Beweis geführt, daß die altkatholische Kirche bis zum Jahre 600 allgemein, in allen ihren Theilen und Zweigen, nicht blos in den rechtgläubigen Gemeinschaften, sondern auch in den Secten, die in dieser Beziehung der Sitte der orthodoxen Kirche folgten, im Morgenlande so gut wie im Abendlande durch alle Jahrhunderte hindurch den Mitgenuß des consecrirenden Geistlichen als Regel angesehen hat. Es ist gerade dieser Theil des Buches der bedeutendste, und die Mittheilungen des Verf. aus unzähligen Liturgien, häretischen und orthodoxen, aus Concilienschlüssen und Kirchenvätern sind besonders dankenswerth. Seine Klage, daß jene herrlichen Liturgien so wenig gelesen und studirt werden, ist gerecht. Aber freilich, es sollte das geschehen, um das Gemüth mit den schönsten Früchten des altchristlichen Geistes zu nähren, nicht aber um die Erzeugnisse der ältesten Kirche ohne Weiteres in der jetzigen in Cours zu setzen. Daß sie sich dazu nicht eignen, weiß jeder, der auch nur die Liturgie des heil. Chrysostomus je in Händen gehabt hat: in ihr ist eine solche Masse des köstlichsten Stoffes zusammengetragen, daß bei sonntäglicher Wiederholung die Andacht darunter bald würde erstickt werden und erfahrungsmäßig, wo sie gebraucht wurde, erstickt worden ist. Uebrigens hat die Mittheilung abgerissener Stellen aus den alten Liturgien, wie sie durch den begränzten Raum der Schrift geboten sein mochte, doch auch ihre Uebelstände. Es läßt sich daraus nicht immer mit Sicherheit beurtheilen, ob die Auffassung richtig, die daraus gezogenen Folgerungen sicher sind; man müßte die Stellen im Zusammenhange lesen. — Gegen eine dem Verf. besonders geläufige Beweisführung müssen wir Verwahrung einlegen: er schließt aus jedem „Wir" und „Uns" in den Communionsgebeten, daß der Betende das Sacrament mitgenossen haben müsse. Die Evang. Kirche hat jahrhundertelang an diesem „Wir" und „Uns" keinen Anstoß genommen, auch wo kein Mitgenuß stattgefunden hatte. Es hat ihr nur angemessen geschienen, daß der Geistliche communicativ, sich einschließend in die Abendmahlsgemeinde spreche, in die gerade gegenwärtige und in die allgemeine, von welcher sie ein Glied ist. Sie hat nicht, wie der Verf., es für widersinnig gehalten, daß dieselbe Person einmal im Namen Gottes mit der Gemeinde handle und dann wieder im Namen der Gemeinde mit Gott — ruhet doch auf dieser doppelten Stellung des Geistlichen unser ganzer Gottesdienst mit seinem Wechsel von sacramentalen und sacrificiellen Acten! — Endlich, und dem wäre weiter nachzuforschen, finden sich auch in der ächten altapostolischen Kirche Spuren eines Bestrebens, den Empfang des Sacraments für den administrirenden Geistlichen aus andern Händen als den eigenen zu ermöglichen. Wäre nicht ein Zug nach dieser Richtung vorhanden gewesen, so würde die von den Kirchenversammlungen verbotene Unsitte, daß die Diaconen den Bischöfen oder Presbytern das Abendmahl zu reichen sich unterfingen, kaum erklärlich und für das Verbot überall keine Veranlassung gewesen sein.

Indeß im Wesentlichen steht das Resultat fest. Wenn die apostolischen Constitutionen ausdrücklich sagen: „Es genieße der Bischof, dann die Presbyter und Diaconen u. s. w." (bei König S. 32); wenn die Liturgie des Chrysostomus sogar die Spendeformel angibt, mit welcher der sich dabei mit Namen nennende Priester selbst den Leib Christi nimmt (S. 41); wenn derselbe Chrysostomus sagt, daß der Priester darum, weil er eher communicire als das Volk, doch vor diesem nichts voraushabe (S. 85), und Pseudodionysius die Theilnahme des Priesters mit bestimmten Worten bezeugt (ebenda); wenn am Schlusse

ieser Periode die Liturgie des Gelasius ausdrücklich feststellt, aß der Priester mit dem ganzen Volke communiciren soll (S. 63): o kann man nicht zweifelhaft sein, die allgemeine Sitte war es n der alten Kirche, daß der Priester das Sacrament jedesmal elbst empfing, sei es von einem Andern oder aus eigener Hand, nd diese Praxis hat die mittelalterliche Kirche von ihr über=ommen und constant festgehalten. Ja die letztere ging so weit, aß es sogar in dem Falle, wo ein Priester an einem Tage mehrmals die Messe zu celebriren hatte, für einen Mißbrauch erklärt wurde, wenn er nicht jedesmal, sondern nur einmal am Tage das heilige Mahl selbst nahm (Concil von Toledo 681), nd mit Recht wirft der Verf. am Schlusse dieses Abschnitts (S. 103) die Frage auf, „ob es wohl wahrscheinlich sei, daß es emals dahin hätte kommen können, daß der Geistliche allein das Abendmahl genieße, wenn er nicht von Uranfang an immer s genossen hätte?“ —

Aber für uns ist nun die Hauptfrage, in wie weit diese Instanzen für die Evang. Kirche maßgebend und von binden=der Kraft sind? Die Voraussetzung der alten Abendmahlspraxis, der tägliche, ja der sonntägliche Abendmahlsgenuß aller vollen Gemeindeglieder, wie ihn die Märtyrerkirche hatte, ist einmal unwiderbringlich verloren — ob das mehr als Verschuldung an=zusehen sei oder als Nothwendigkeit, darüber wollen wir nicht entscheiden. Aber mehr noch: jene Abendmahlspraxis hat zu den ärgsten Mißbräuchen geführt, zur Kelchentziehung, zu den Win=kelmessen; sie hat sich mit der ganz schriftwidrigen Brotverwand=lungslehre vertragen. Kann sie für die Evang. Kirche absolute Norm sein? Hatte die Evang. Kirche nichts Anderes zu thun, als einige schreiende Mißbräuche zu beseitigen, übrigens aber ganz in die alten Fußstapfen zu treten? War sie nicht vielmehr berufen, auf dem alten Grunde einen neuen Bau aufzuführen? Wir glauben, sie war dazu berufen, und daß der Verf. dies nicht genug gewürdigt hat, ist unser Hauptbedenken gegen seine Auffassung.

In der That, seine Darstellung des Verlaufs, den Lehre und Praxis hinsichtlich des Selbstnehmens der Communion in der evangelischen Kirche genommen, erscheint uns durch und durch tendenziös. Nach ihm ist der Verlauf folgender: Im An=fang der Lutherischen Kirche ist das Selbstnehmen der Geist=lichen allgemein. Im 16. Jahrhundert finden sich vom „Abfall“ nur wenige Spuren. Das 17. bringt einzelne Bedenken dage=gen in akademischen Gutachten und theologischen Privatschriften. Johann Gerhard nimmt, man begreift nicht warum, 1620 die Gründe eines ganz obscuren Schriftstellers (?), Pelargus, ge=gen das Selbstnehmen in sein großes theologisches Werk auf. 1660 kommt das erste („terroristische,“ „entsetzliche“) Verbot in der Lausitz vor, erlassen von einer weltlichen Behörde (S. 131). Die Verbote mehren sich. Dann eine große Lücke bis auf die neueste Zeit, wo wir das Selbstcommuniciren, Fälle der Noth abgerechnet, fast überall abgekommen und von den meisten Auctoritäten verurtheilt finden.

Sieht man sich nun nach den Beweisen um, so muß man

erstaunen, auf wie schwachen Füßen diese Darstellung steht. Wer genauer zusieht, dem ergeben sich ganz andere Thatsachen. Von einem Mitgenuß des consecrirenden Geistlichen finden sich in der Lutherischen Kirche nur vereinzelte Spuren, geschweige daß sein allgemeines Vorhandensein auch in ihrer frühesten Zeit bewiesen werden könnte. Was der Verf. anführt, beschränkt sich auf folgendes. Luthers Form der Messe von 1523 schreibt vor: „Hierauf communicire er sowohl sich selbst als das Volk.“ Allein diese erste liturgische Bildung, die natürlich die Abwei=chung von dem, was dem Volke unter dem Papstthum zur Ge=wohnheit geworden war, auf das Nothwendigste beschränkte, wird wenig beweisen, wenn ihr die Nachfolge fehlt. Wie viele von den zahllosen Kirchenordnungen der nächsten Decennien, die überall in Städten und Territorien entstanden und die sich doch so gern nach Luthers Vorgang richteten, haben jene Bestimmung aufgenommen? Der Hr. Verfasser hat wenigstens nur zwe nennen können, die Pfalz=Neuburger von 1543, die den Prie=ster das Sakrament nach den übrigen Communicanten empfan=gen läßt, und die Hessische von 1566, die es für „billig“ er=klärt, daß die Diener mit der Gemeinde communiciren, aber es doch nicht vorschreibt. Außerdem die s. g. Wittenberger Refor=mation von 1545, ein Werk Melanchthons, eben so wie die Confessio Saxonica von 1551, aus der das Bestreben, die Abweichung von der römischen Kirche so gering als möglich dar=zustellen, deutlich hervorleuchtet. Die übrigen von dem Verf. in großer Zahl angeführten Kirchenordnungen sind ihm wegen des „Wir“ und „Uns“ für seine Ansicht beweisend, was wir, wie schon bemerkt, nicht zugeben können. — Noch ist nicht zu übersehen, daß keine einzige deutsch=lutherische Kirchenordnung eine Spendeformel hat, mit welcher der Geistliche die heiligen Elemente zu nehmen hätte. Eine Kirchenordnung, die gleich der Anglikanischen den Mitgenuß des Geistlichen forderte, mußte doch auch nothwendig wie diese eine Spendeformel für ihn geben.

Dagegen wird in der Pommerschen Kirchenordnung von 1563, die auf Bugenhagen zurückweist, das Selbstnehmen des Geistlichen nicht, wie der Verf. sagt, erschwert, sondern einfach verboten oder doch beseitigt, da dem Pastor zur Pflicht gemacht wird, die Absolution (und folgerichtig doch auch das Sacrament) sich von einem Amtsbruder ertheilen zu lassen. Noch entschiedener spricht gegen die angebliche allgemeine Sitte die Kirchenordnung Herzogs Julii von 1569, die der Verf. ganz übersehen zu haben scheint. In dieser wird genau vorge=schrieben, wie es mit der Communion sowohl in den Städten wie auf den Dörfern gehalten werden soll. „Nach der Ver=mahnung singe der Priester das Vaterunser und die Worte von der Einsetzung des Abendmahls Jesu Christi ... Nachdem die Worte des Testaments gesungen sind, communicire man das Volk mit beider Gestalt, nach der Einsetzung des Herrn Christi, und nichts anders.“ Darum aber doch in der Postcommunion: „Wir danken Dir ꝛc.“ Ganz eben so in der Kirchenordnung Herzogs Friedrich von 1643, wie denn überhaupt in der ganzen kirchlichen Gesetzgebung dieser beiden Kirchenordnungen,

die heutzutage noch in Kraft sind, gar nichts vorkommt, was auf die hier besprochene Frage Bezug hätte, ausgenommen zwei Erlasse der Consistorien von Celle und Hannover aus den Jahren 1693 und 1696, welche vorschreiben, daß der Pastor in seiner Kirche und nicht in der des benachbarten Amtsbruders das Sacrament empfangen solle — wenn es Sonntags nicht thunlich sei, in einem Wochengottesdienste nach vorgängiger Abkündigung. Diese Thatsachen beweisen unwiderleglich, daß in Niederdeutschland das Selbstnehmen des Sacraments von Seiten der Geistlichen schon um 1569 so völlig abgekommen war, daß die kirchliche Gesetzgebung nicht einmal nöthig gefunden hat, es zu erwähnen.

Während es sich so mit der Praxis verhalten hat, ist die Frage in der Theorie vielfach ventilirt und natürlich verschieden beantwortet. Die lutherischen Dogmatiker haben sie zu den Mitteldingen gerechnet und sich nicht darum verketzert. Chemnitz hält das Selbstnehmen für erlaubt, so auch Aegidius Hunnius; Joh. Gerhard erklärt sich dagegen, gewiß nicht, wie der Verf. ihm Schuld giebt, weil irgend ein obscurer Schriftsteller zuerst Gründe dagegen aufgestellt, sondern weil er die in der Lutherischen Kirche dagegen obwaltenden Bedenken gerade bei diesem am übersichtlichsten zusammengestellt fand. Die Meisten halten die Selbstcommunion bedenklich, den Fall der Noth ausgenommen. Diese Bedenken aber weisen weiter zurück, auf Luther selbst. So leicht wie der Hr. Verfasser (S. 159 ff.) sollte man die beiden Stellen nicht nehmen, in denen Luther sich entschieden gegen das Selbstcommuniciren erklärt: in der Schrift vom Mißbrauch der Messe 1522 und in den Schmalkaldischen Artikeln II. Art. 2. Mag es richtig sein, daß er bei der Verurtheilung desselben besonders den katholischen Mißbrauch der missa solitaria im Auge hat, wo der Priester sich allein berichtet: genug, seine Worte lauten so, als wenn er das Selbstnehmen überhaupt verwerfe („derhalben ist der am sichersten, welcher gar keine päpstliche Messe hält, sondern wenn er das Brot gebenedeiet und ausgetheilet hat, von einem Andern nimmt," und „sich selbst communiciren ist ein Menschendünkel, ungewiß und unnöthig, dazu verboten"), und besonnene Kirchenhistoriker haben seinen Worten nur insofern eine mildere Auslegung gegeben, als das Selbstnehmen darum „nicht schlechthin zu mißbilligen" sei.

Wir können uns den Uebergang aus der früheren Praxis in diejenige, welche in der Lutherischen Kirche sehr bald herrschend geworden ist, nur aus dem Wirken eines ihr inwohnenden Lebensprincips erklären, welches dem Verf. nicht genug zum Bewußtsein gekommen zu sein scheint. Einmal — und damit steht sie in scharfem Gegensatz gegen das reformirte Princip — verlangt sie, daß der Christ sich die Gnadengaben nicht selbst nehme, sondern durch einen Diener Christi sie sich zutheilen lasse — die eigentliche Wurzel des lutherischen Amtsbegriffs, immer noch himmelweit verschieden von der katholischen Gnadenvermittelung durch den Priester als ausschließlich berechtigten Depositär der Heilsgüter; zum Andern verlangt sie gerade

darum, daß auch der Geistliche durch einen andern Diener Christi sie sich reichen lasse. Dieses Princip ist das durchschlagende in den Bestimmungen der ächt lutherischen, nicht von reformirten Einflüssen tingirten Kirchenordnungen über Beichte und Absolution und über die Feier des Abendmahls. Danach kann ein Abendmahlsgenuß ohne vorhergegangene Beichte nur ausnahmsweise gestattet sein; nach dem Verf. wäre er für den nicht Excommunicirten eigentlich die Regel. Es ist, wir bedauern es sagen zu müssen, ein unlutherischer Zug in dem Verfasser, daß er Beichte und Absolution in ihrer specifischen Bedeutung verflüchtigt und eigentlich nur die innerliche Beichte des Individuums vor Gott und die im individuellen Bewußtsein empfangene und erfahrene Vergebung gelten läßt. Seine Auslassungen darüber (S. 163 ff.) spielen in der That in freikirchliche Ansichten hinüber. Es wird, wir zweifeln nicht, für einen im lutherischen Glauben stehenden Christen immer ein Bedürfniß bleiben, sich das Wort der Gnade und ebenso auch das Sacrament von einem christlichen Mitbruder reichen zu lassen; im Falle der Noth auch von einem Nichtgeistlichen, aber doch von einem Andern.

Gewiß wird dem Falle der Noth und dem individuellen Gewissensdrange Berücksichtigung zu gewähren sein. Die Geistlichen stehen offenbar gegen andere Glieder der Gemeinde in Nachtheil, insofern als es ihnen schwer wird, so oft wie sie möchten von einem ordinirten Geistlichen das Sacrament zu empfangen; in einzelnen Fällen mag es ganz unmöglich sein. Pastor König ist davon ein lebendiges Beispiel. Er erzählt von sich, daß seine Praxis, die regelmäßige persönliche Theilnahme an der Gemeindecommunion, ihn unter schwerem häuslichem Kreuze aufrecht gehalten habe, daß er seit 23 Jahren, zuerst als evangelischer Geistlicher in Mainz und dann in seiner jetzigen Landgemeinde nur fünfmal, und diese 5 Male nicht ohne schwere Gewissensbedenken, das Abendmahl verwaltet habe, ohne entweder von einem Amtsbruder es sich reichen zu lassen oder es selbst zu nehmen; seit 1853 sei ihm dies auch von seinen kirchlichen Obern ausdrücklich gestattet. Wir freuen uns dieser Entscheidung aufrichtig. Solche Männer sollen nicht mit dem gewöhnlichen Maße gemessen werden. Eine so entschiedene Ueberzeugung verdient geehrt und, wo die daraus hervorgehende Uebung der Gemeinde keinen Anstoß giebt, geschont zu werden. Ganz etwas Anderes aber wäre es, wenn die kirchliche Obrigkeit eine Praxis, die dem Grundprincip und dem Gemeingefühl der Lutherischen Kirche zuwider ist, allgemein gebieten oder auch nur unbedingt freigeben wollte. Kaum mag es aber nöthig sein, gegen die dahin gehende Forderung des Verfassers Einspruch zu erheben. Die kirchlichen Obern haben gar keine Veranlassung, in Bezug auf die besprochene Frage nach einer oder der andern Seite hin activ vorzuschreiten. Ein kirchenregimentliches Gebot in dieser Sache würde nach unserer Ueberzeugung die nachtheiligsten Folgen haben. Es wird sicherlich keines erlassen werden.

Möge man dabei verharren, daß das Selbstnehmen des Sacraments aus exegetischen und historischen Gründen nicht als schlechthin unzulässig angesehen werden kann. Möge man es für Fälle der Noth gestatten, vielleicht auch für besonders feierliche Gemeindeacte — aber nur neben dem kirchenordnungsmäßigen Empfang aus der Hand eines andern Geistlichen. Die Regel, so scheint es uns, muß bleiben, daß, wie der Geistliche als trostbedürftiger Sünder des Wortes der Absolution aus **anderem Munde** bedarf, so auch das Sacrament, das der Herr ihm geben will, durch **andere Hand** ihm muß gereicht werden.

Beilage.

Nachrichten.

Die neunte Westphälische Provinzialsynode.

(Fortsetzung und Schluß.)

Vor dem Worte hatte man jedoch noch eine große Scheu, namentlich da man auf früheren Synoden beschlossen hatte, ein Uebertritt von einer Confession zur andern sei innerhalb der Union nicht möglich. Nun wurde freilich dieser Satz lebhaft angegriffen; das lutherische und das reformirte Bekenntniß, hieß es, beständen, wie in den Bekenntnißparagraphen anerkannt sei, trotz der Union neben einander als zwei selbständige Bekenntnisse; durch den Beitritt zur Union solle, wie so oft von oben her ausgeführt sei, der Bekenntnißstand nicht gewechselt worden sein; wenn also ein unirter Lutheraner zum unirten Reformirten werden will, so könne das doch nicht geschehen, ohne daß er die Confession wechsle, also von einer zur andern übertrete. Dem wollten sich aber die mit großer Dialectik verfahrenden Vertheidiger der seitherigen Synodalpraxis noch nicht vollständig fügen. Der Uebertritt geschehe doch nur „in einem gewissen Sinne", wurde erwidert, es sei mehr der Uebertritt von einer Gemeinde zur andern, als von einer Confession zur andern, und nenne man es daher auch besser Beitritt. Der Commissionsbericht half sich durch einen Seitenblick auf die unionslosen Länder: „die Commission ist zwar mit der achten Provinzialsynode der Meinung, daß ein Uebertritt von einer Confession zur andern in hiesiger Provinzialkirche, worin alle Gemeinden als Glieder einer Evangelischen Kirche Gemeinschaft in Verkündigung des göttlichen Worts und in Feier der Sacramente pflegen, nicht in dem Sinne, wie in Landeskirchen, wo eine solche Gemeinschaft nicht stattfindet, zulässig erscheint." Aber immerhin hatte doch die Macht der Verhältnisse einen Schritt vorwärts zur Klärung des hier ganz besonders unklaren Begriffs der Union bewirkt; aber leider ging dieser Schritt auch nicht weiter, als die zwingenden Umstände reichten.

Noch bei manchen andern Gelegenheiten traten die confessionellen Gegensätze in einer oft unerwarteten Weise zu Tage. So z. B. war von den Volksschulen und dem Mangel derselben an Lehrkräften die Rede. Es wurde dabei dringend die Anlegung neuer Seminarien empfohlen, und Seitens zweier Kreissynoden (Siegen und Tecklenburg) Ansprüche auf Errichtung eines Seminars innerhalb ihrer Grenzen erhoben. Unter den dafür angeführten Gründen war auch der, daß die beiden jetzigen Westphälischen Seminarien in Soest und Petershagen in lutherischem Gebiete lägen, und dort der lutherische, nicht auch der Heidelberger Katechismus getrieben werde. Sobald dieser Umstand einmal zur Sprache gekommen war, machten die Unionisten daraus einen Beschwerdepunkt und wiesen nachdrücklich auf die Ungerechtigkeit dieses Verhältnisses hin, obgleich man hätte erwarten sollen, daß ihnen, denen die Unterscheidungslehren angeblich gleichgültig sind, auch gleichgültig sei, welcher Katechismus gebraucht werde. Die Vertheidiger der Confession konnten ihnen diesmal ganz beistimmen, da sie ja nicht eine Ueberwältigung der reformirten Lehre wollen, und nur die Männer der Mitte opponirten, indem sie Zweckmäßigkeitsgründe geltend machten und ausführten, die Lehrer sollten ja nur den Katechismus abhören, und das würden sie auch mit dem Heidelberger Katechismus können, wenn er auch auf dem Seminar nicht behandelt würde u. s. w. Diese Deduction konnte jedoch keinen Beifall finden, und es sprach sich eine sehr entschiedene Majorität dafür aus, daß die reformirten Seminaristen in ihrem Heidelberger Katechismus unterrichtet würden. Allein jetzt fühlten die Unionisten, daß sie damit die Gefahr heraufbeschworen hätten, daß sich nun die Seminarbildung der reformirten Lehrer ganz von der der lutherischen scheiden werde, und so der Confessionssonderung vorgearbeitet werde. Schnell ward daher das Amendement gestellt, daß alle Seminaristen in beiden Katechismen unterrichtet würden, und da das Centrum hierin ebenfalls das Heilmittel gegen die gefürchtete Spaltung sah, wurde dies Amendement mit einer geringen Majorität angenommen. Zum Glück war der Zusatz gemacht: „nach Maaßgabe der Regulative", und wird daran wohl die Ausführung scheitern; denn dem Geiste der Regulative möchte ein solcher doppelter und controverser Katechismusunterricht nicht entsprechen. *)

Neben den confessionellen Fragen waren es die mancherlei durch die „neue Aera" des Staatslebens hervorgerufenen Fragen, welche das Interesse und die Zeit der Synode vorzugsweise in Anspruch nahmen, und nach der großen Mehrzahl der Verhandlungen der vorausgegangenen Kreissynoden hätte man dies in noch höherem Grade erwarten sollen; so lebhaft und entschieden waren dort die Zeugnisse gegen die neuesten Stadien der Ehe- und Dissidentensache abgelegt worden, und es zeigt, wie tiefgreifend die confessionelle Spaltung in der Provinzialkirche ist, wenn die aus dieser hervorgehenden Kämpfe die Zeitfragen in die zweite Linie drängen konnten.

Ziemlich einmüthig war die Synode der Ansicht, daß die Kirche jetzt dahin streben müsse, dem Staate gegenüber eine größere Selbstständigkeit zu erlangen; bei Vielen zeigte sich eine tiefe Mißstimmung darüber, daß die plötzlichen Wandlungen des politischen Lebens auch sofort der kirchlichen Entwicklung eine andere Bahn zu weisen vermöchten, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß es nur durch diese Mißstimmung möglich wurde, daß sich eine Majorität von 4 Stimmen für Berufung einer Landessynode aussprach. Es glaubten nämlich Viele, daß in anderer Weise die Selbstständigkeit der Kirche nicht gesichert werden könne, als wenn die Kirche sich auch äußerlich durch eine große Versammlung als eine Macht darstelle und damit dem staatlichen Parlament ein Gegengewicht biete. Nur durch eine solche Versammlung könne sich die Kirche mit dem Staate auseinandersetzen. Der Oberkirchenrath sei hierzu nicht unabhängig genug, wie ihm ja auch das Regiment der Kirche nur „innerhalb der bestehenden Gesetze" übertragen sei; und er biete keine Garantieen, so lange es von einer Person abhange, jeder Zeit die kirchlichen Organe zu wechseln.

Außerdem war aber auch die vielen Gliedern eingeimpfte Vorliebe für Presbyterialverfassung, die ja in manchen Gegenden West-

*) Selbst die Vorlesung des Protokolls über diese Verhandlung rief noch Kämpfe hervor; man tadelte, daß es darin hieß: reformirter Seits wurde dies erklärt, lutherischer Seits das; um nicht mit dem Geiste der Union in Widerspruch zu gerathen, hätte es heißen müssen: „von den in ursprünglich reformirten Gemeinden angestellten Brüdern wurde dies erklärt u. s. w." Es wurde längere Zeit darüber hin und her gesprochen und Abänderung des Protokolls beschlossen. Und dennoch brauchen grade die vielbelobten Bekenntnißparagraphen dieselben Ausdrücke: „lutherischer Seits" und „reformirter Seits."

phalens eine historische Grundlage hat, für das Zustandekommen des erwähnten Beschlusses thätig. Man meinte, der Provinzialsynode fehle der nothwendige Schlußstein, wenn nicht eine Landessynode darüber stehe, und wer die Landessynode verwerfe, der verwerfe damit auch die gegenwärtige Verfassung der Provinzialkirche. Nur durch ein vollständig durchgebildetes Synodalwesen könne die Evangelische Kirche ihrem eignen Geiste gemäß auferbaut werden, und die jetzigen Behörden der Kirche könnten nicht als wahre Organe der Evangelischen Kirche angesehen werden, da sie nicht organisch aus ihr hervorgewachsen, sondern nur mechanisch mit ihr verbunden seien.*) Vergebens wurde von den Gegnern der Landessynode davor gewarnt, nicht mitzuwirken, um eine Institution hervorzurufen, deren Ausfall man noch gar nicht beurtheilen könne. In den östlichen Provinzen seien noch nicht die ersten Voraussetzungen für das Synodalwesen geschaffen und man wisse noch nicht, mit welchen Faktoren man es dort zu thun haben werde. Es könnten dort sehr kirchenfeindliche Majoritäten die Oberhand gewinnen. Auch könnten die auf unserer Provinzialsynode seither gemachten Erfahrungen nicht dazu beitragen, um frohe Zuversicht für das segensvolle Wirken einer solchen Schöpfung hervorzurufen; — man habe ja hinlänglich erfahren, wie es schon in diesem engern Kreise schwer sei, die getrennten Ansichten zu sammeln, und sich selbst nur gegegenseitig ein Verständniß derselben zu eröffnen, — und dennoch habe die Westphälische Synode eine Art von Tradition, während der Landessynode eine solche abgehen werde, und sie dennoch mitten in den Strudel der großen Gegensätze und klaffenden Risse hineingeworfen werden sollte. Der ganze Zug der Zeit werde sie dahin bringen, daß auch in ihr parlamentarisches Wesen die Oberhand gewinnen, und Majoritäten unter Führung einzelner parlamentarisch-bedeutender Persönlichkeiten ein rücksichtsloses Regiment führen würden. Die Westphälische Provinzialkirche könne auch nicht erwarten, sich solchen Versammlungen gegenüber unangefochten zu erhalten, zumal die Provinzialsynode sicherlich eben so sehr an Bedeutung verlieren werde, wie die Provinziallandtage an Macht und Interesse verloren, als die Stände des ganzen Reichs zusammentraten.

Keiner von den Rednern wollte übrigens für eine constituirende „Ursynode" eintreten, sondern die von der Majorität gewünschte Synode sollte nur eine begutachtende Stellung haben und sollte namentlich in Westphalen Alles beim Alten lassen, widrigenfalls ihr schon jetzt von ihren Vertheidigern damit gedroht wurde, daß man ihr den Gehorsam aufsagen werde. Dem ursprünglichen Antrage: „an den Hochw. Oberkirchenrath die Bitte zu richten, er möge, nachdem die Kirchenvorstände in den östlichen Provinzen organisirt worden, nach Organisation der Kreis- und Provinzialsynoden eine Generalsynode im Staate veranlassen, damit diese über so wichtige, das tiefste Interesse der Evangelischen Kirche berührenden Fragen ihr Gutachten aussprechen könne", ward deshalb auch der Zusatz gegeben, daß diese Generalsynode in Verbindung mit den ständigen Organen der Kirche, auf Grund des Wortes Gottes und des Bekenntnisses der Evangelischen Kirche unter Beachtung der provinziellen Eigenthümlichkeit und der zu Recht bestehenden Kirchen-Ordnungen, sowie unter Genehmigung des Königs, die Vertretung der Evangelischen Landeskirche" bilden solle. Aber man mag noch so viele Clauseln hinzusetzen, man wird durch die Berufung einer Landessynode, welcher nirgends ein ihr geistig gewachsenes und mit gleichem äußern Glanze ausgestattetes Gegengewicht entgegentritt, eine später schwer zu zügelnde und zu leitende Macht schaffen, die um so gefährlicher wird, als wir nicht mehr das starke in sich einige Staats- und Kirchenregiment haben, welches so wie im Jahre 1846 die Verirrungen der Landessynode beseitigen und heilen kann.

Es war ein unerwarteter Sieg und eine unerwartete Niederlage, als sich die Majorität für die Generalsynode aussprach, und die Gegner

*) Also was während Jahrhunderte durch seine stetige geschichtliche Entwicklung in der Kirche entstanden ist, ist nur „mechanisch" mit ihr verbunden; und dagegen sind die auf Grund doctrinairer Anschauungen nach einem beliebig construirten Wahlgesetze zusammengerufnen Synoden „organisch" aus ihr hervorgewachsen. Welche Begriffsverwirrung!!

derselben warfen sich vor, den Kampf dagegen in der Gewißheit des Sieges zu lässig geführt zu haben. Immerhin aber bleibt es doch ein beachtenswerthes Moment, daß sich in Westphalen, wo man mit dem Synodalwesen groß geworden ist, und wo man in manchen Gegenden presbyteriale Ideen mit der Muttermilch eingesogen hat, dennoch eine so große Minorität gegen die weitere Ausdehnung des Synodalwesens aussprach, und man sollte hoffen, daß auch dies dazu beitragen könnte, ein hohes Kirchenregiment gegen die Heilsamkeit einer Landessynode bedenklich zu machen.

Aus dem Streben, der Kirche eine größere Selbständigkeit dem Staate gegenüber zu schaffen, ging noch ein anderer ziemlich einmüthig gefaßter, und u. E. besser motivirter Beschluß hervor; es ward der Oberkirchenrath ersucht, dahin zu wirken, daß die Ueberleitung der Verwaltung der Externa von den Königl. Regierungen an das Consistorium angebahnt werde. Man verhehlte sich dabei nicht, daß eine solche Ressorteränderung allerlei tiefgreifende andere Aenderungen im Gefolge haben könne, wie man denn namentlich nicht mehr eine so bereitwillige Beitreibung der Kirchensteuern durch den Arm des Staats werde erwarten dürfen; aber anderer Seits war man darin einig, daß auch über das Kirchenvermögen geistlich gerichtet werden müsse, und daß wer das Regiment in der Kirche haben solle, auch über den Beutel regieren müsse. Neben vieler Anerkennung für die sorgsame und genaue Verwaltungsweise der Regierungen hatte man auch manche Beschwerde, daß mit dem kirchlichen Vermögen, namentlich mit dem kirchlichen Schulvermögen gegen das Interesse der Kirche verfahren sei, wie man denn auch lebhaft klagte, daß katholische Räthe Decernenten in Evangel. Kirchenangelegenheiten sein könnten. Auf Grund von §. 15 der Verfassungsurkunde beanspruchte man eine der Katholischen Kirche auch in dieser Beziehung gleiche Stellung.

In Betreff des projectirten Ehegesetzes waren von den Kreissynoden eine Reihe von im Wesentlichen übereinstimmenden Anträgen eingegangen, welche von der Commission dahin zusammengefaßt wurden, die Provinzialsynode möge in einer unmittelbaren Eingabe an Sr. Majestät den König resp. Sr. Königl. Hoheit den Prinz-Regenten, die Bedenken der Einführung der obligatorischen oder facultativen Civilehe vortragen, erklären, daß sie diesen Schritt als eine den Wünschen der Gemeinden widersprechende und Staat und Kirche gefährdende Einrichtung tief beklagen würde, und bitten, diesem Gesetz die Allerhöchste Sanction nicht zu ertheilen. In der Sache selbst erhoben sich nur vereinzelte Stimmen gegen diese Anträge, welche die Civilehe mit den oft gehörten Gründen vertheidigten. Dagegen kämpfte eine größere Zahl gegen den Modus der beantragten Erklärung; man sagte, wenn sich die Synode direct an den Regenten mit Umgehung des Ministeriums in einer solchen Angelegenheit wende, so sei das eine politische Demonstration, durch welche die Synode ein Mißtrauen gegen das Ministerium ausspreche. Dem wurde erwidert, daß die Synode gegen eine der Kirche drohende Gefahr Schutz suche und sich deshalb an den Schirmherrn der Kirche wenden müsse; nur der Regent und nicht etwa der Cultusminister hätte ein solches schirmherrliches Amt, und politische Rücksichten dürften die unmittelbare Stellung zwischen der Kirche und ihrem obersten Bischof nicht zerstören oder behindern. So erklärte sich denn auch eine entschiedene Majorität für den obigen Antrag, und wurde die Adreßcommission mit Entwerfung der Adresse beauftragt. In dieser war zufälliger Weise derjenige, welcher hauptsächlich gegen die Adresse opponirt hatte, Vorsitzender und Referent, und durch ihn wurde am vorletzten Tage der Synode, als schon die Menge der noch zu erledigenden Geschäfte zur größten Eile trieb, ein Adreßentwurf vorgelegt, den er, wie er selbst sagte, nur mit Widerstreben geschrieben habe, und stellte er nun den Antrag, sich durch den Evang. Oberkirchenrath an den Regenten zu wenden. Jetzt erklärte sich ohne vorausgegangene Debatte eine geringe Majorität für diesen Weg, freilich ohne in der Eile wohl recht klar darüber geworden zu sein, daß die Adresse, wie solche jetzt den Verhandlungen angedruckt ist, den Oberkirchenrath nur bittet, „daß Eine Hohe Kirchenbehörde diese Bedenken an geeigneter Stelle geltend zu machen die Gewogenheit haben wolle", — also um etwas sehr anderes, als wie es ursprünglich beschlossen war, und um etwas ziemlich Ueberflüssiges, da es aus öffentlichen Blättern längst

bekannt ist, daß der Oberkirchenrath bereits der Staatsregierung seine Bedenken vorgetragen hat.

Aus der lebhaften Discussion über die Vortheile und Nachtheile der Civilehe, in welcher die in neuester Zeit so vielfach behandelten Gründe von jeder Seite reproducirt wurden, wollen wir nur erwähnen, daß es keineswegs, wie der Herr Minister v. Bethmann-Hollweg in der im Herrenhause gehaltenen Rede vermuthete, nur eine unbestimmte Furcht vor etwas Neuem und den daraus für die Diener der Kirche entstehenden Collisionen war, welche eine so überwiegende Majorität gegen die facultative Civilehe stimmen ließ, sondern daß vor Allem der Zweck der Maßregel hervorgehoben wurde, indem mit der Einführung der Civilehe nichts anders beabsichtigt wird, als Ehen zu ermöglichen, welche gegen das von Gott dem Herrn selbst in die Ehe eingepflanzte Grundgesetz verstoßen.

Weniger entschieden schien die Majorität über die mit in die Debatte gezogene Frage zu sein, ob die Nothcivilehe unter den jetzigen Umständen räthlich und zulässig erscheine, und eben weil hier der Ausfall der Abstimmung zweifelhaft sein mochte, gelangte der Antrag, zur Tagesordnung überzugehen, weil diese Frage jetzt noch nicht im Berufe der Synode liege, zur Annahme. Dagegen wurde kein eigentlicher Widerspruch gegen den Antrag erhoben, daß die Kirche eine ohne kirchliche Trauung eingegangene Civilehe als eine christliche nicht anerkennen könne und daß daher alle Gemeindeglieder, welche eine Civilehe ohne kirchliche Trauung eingehen, der Kirchenzucht verfallen müssen, obgleich auf einer einzelnen Kreissynode sehr entschiedene Diatriben gegen die Geistlichen gehalten waren, die schon im Voraus ein vom Staate beabsichtigtes Institut in den Bann thun wollte. Dagegen schienen über die Art und Weise, wie die Kirchenzucht dermaleinst in solchen Fällen anzuwenden sei, sehr verschiedene Ansichten zu herrschen, welche jedoch nur angedeutet wurden, da die Sache noch zu weit ablag.

Die Frage der Wiedertrauung Geschiedener war in Veranlassung des Oberkirchenräthlichen Erlasses vom Februar v. J. von mehreren Kreissynoden zur Sprache gebracht. Zunächst galt es, von der im höchsten Grade wichtigen, seit der letzten Synodaldiät erlassenen Allerh. Kabinetsordre vom 8. Juni 1857 (welche die Entscheidung der Frage, ob die Wiedertrauung zu gewähren oder zu versagen sei, dem Ermessen oder Belieben der einzelnen Geistlichen entzieht) Act zu nehmen, und es wurde durch Erstattung des ehrerbietigsten Dankes für dieselbe und zugleich für die Allerh. Kabinetsordre vom 10. Febr. 1859 (insofern diese nämlich jene als fortdauernd gültig anerkennt) von dem wichtigen Fortschritt zur Gestaltung der Selbstständigkeit der Kirche gleichsam Besitz ergriffen. Sodann ward mit 33 gegen 24 Stimmen nach einem langen, wenn auch sehr wenig in die Sache selbst eingehenden Kampfe beschlossen: Synode erachte es für ihre Pflicht, dahin Zeugniß abzulegen, daß sie jede Wiedertrauung von Geschiedenen, es sei denn die Ehe durch wirklichen Ehebruch oder bösliche Verlassung getrennt, als dem Worte Gottes und dem protestantischen Kirchenrechte widersprechend halte. Diese entschiedene Erklärung dürfte um so beachtenswerther sein, als noch ein anderer Antrag vorlag und von Gegnern des ersteren lebhaft unterstützt wurde, welcher nur deshalb die Tagesordnung wollte, weil der Oberkirchenrath in unserer Provinz seither die in dem Erlasse vom 15. Febr. v. J. ausgesprochenen, über das Wort Gottes hinausgehenden Grundsätze thatsächlich niemals angewandt habe, und man vertrauen könne, daß ihnen „wenigstens bei uns keine Anwendung werde gegeben werden, wodurch das bei unserem Volke durch Gottes Gnade im Allgemeinen noch anerkannte normative Ansehen des göttlichen Worts und der alten kirchlichen Ordnung auf diesem Gebiete erschüttert werden könnte."

Der Antrag, daß den Consistorien die ihnen durch die Kabinetsordre vom 10. Febr. v. J. genommene selbstständige Cognition über die Trauungsgesuche Geschiedener zurückgegeben und damit ein Instanzenzug wieder hergestellt werde, wurde mit dem Bemerken abgelehnt, „daß das ganze jetzige Verfahren nur als ein provisorisches erscheine." Ein anderer Antrag, welcher von der in diesen Blättern wiederholt dargelegten Annahme ausging, daß das jetzige Verfahren

bei Prüfung der Trauungsgesuche Geschiedener seiner Formlosigkeit halber keine formale Gewißheit über den dem Erkenntniß zu Grunde zu legenden Thatbestand schaffe und Zufälligkeiten den größten Spielraum biete, und welcher forderte, „daß der Thatbestand in einer dem richterlichen Verfahren entsprechenden Weise festgestellt werde", wurde dem Consistorium zur Prüfung und Berücksichtigung überwiesen, da die Synode nicht in der Lage sei, eingehend darüber zu urtheilen. Und doch wäre es grade hier am Orte gewesen, wenn die Laienvertretung ihre Stimme erhoben und Regelung des Verfahrens gefordert hätte, indem das sicherlich nicht nur eine im Interesse der gesammten Kirche gebotene Ordnung, sondern außerdem auch ein besonderer Rechtsanspruch der einzelnen Gemeindeglieder ist, daß über ihre wichtigsten Privatrechte, über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein einer Ehe, nur nach Anhörung aller Betheiligten und auf Grund vollgültiger Beweise und nicht auf bloße Berichte der Pfarrer, welche aus zufälligen Quellen geschöpft werden, entschieden werde. Hier ist wirklich einmal die Gefahr einer unerträglichen Hierarchie. Allein diese ganze Sachlage war der Mehrzahl noch gänzlich fremd und fast unverständlich.

Die Stellung der Volksschule zu den Dissidenten kam erst in der letzten, mit Geschäften überhäuften Sitzung zur Sprache und wurde fast ohne Discussion erledigt. Von mehreren Seiten waren in Veranlassung der vom Cultusminister in der vorjährigen Landtagssession gethanen Aeußerungen Anträge gestellt; indem man davon ausging, daß gegenwärtig alle Volksschulen der Provinz, auch wenn sie nicht zu den eigentlichen, unter kirchlicher Verwaltung stehenden Pfarrschulen gehören, einen gesetzlich garantirten confessionellen Charakter trügen, wurde beschlossen, zu erklären, daß dem evang. Schulvorstande, um den confessionellen Charakter der Schule bewahren zu können, das Recht zustehen müsse, nichtevangelischen Kindern den Besuch der evang. Schule zu versagen, und dabei selbstständig zu entscheiden, ob solche Kinder von dem Religionsunterricht entbunden werden können. Man wollte also keineswegs allen nichtevangelischen Kindern die evang. Schule verschließen; aber wenn die Dissidenten- oder Judenkinder ihrer Zahl wegen oder aus sonstigen Gründen einen solchen Einfluß gewinnen sollten, daß damit die confessionelle Erziehung der evang. Kinder gefährdet wäre, dann sollte der Schulvorstand sie ausschließen dürfen, ohne durch das Phantom der allgemeinen Gleichheit gelähmt zu sein, und ebenso sollte er in den concreten Fällen im Interesse der Schule und nicht von allgemeinen Theorieen aus entscheiden, ob die Dissidenten, welche den Unterricht in der evang. Schule beanspruchen, vom Religionsunterricht befreit werden können oder nicht. Das Moderamen wurde beauftragt, diese Erklärung baldigst dem hohen Staatsministerium darzulegen und zu bitten, daß im Sinne derselben das Recht der evang. Schule wahrgenommen werde.

Eine Kreissynode hatte beantragt, alle gesetzliche Mittel anzuwenden, damit die getauften Kinder, auch die der Freigemeindler, den ihnen gebührenden christlichen Religionsunterricht bei einem Geistlichen erhalten. Die Schulcommission hatte zu diesem Antrage ausgeführt, daß durch den Austritt des Vaters aus der Landeskirche seine bereits getauften, noch nicht 14 Jahre alten Kinder nicht ebenfalls ausschieden, sondern, wie solches von dem Justizminister und den Gerichtshöfen wiederholt entschieden sei, rechtlich in ihrem seitherigen Bekenntniß verblieben, so daß ein dissidentischer Vater ein evang. Kind habe. Wenn ein Vater also ein solches Kind ohne den Unterricht im evang. Bekenntniß lasse, so verstoße er gegen §. 75. Tit. 2. Thl. II. A. L. R., wonach der Vater dafür sorgen muß, daß das Kind den nöthigen Religionsunterricht erhalte, und deshalb liege einer der Fälle vor, in denen sich die Obervormundschaft in die väterliche Erziehung einmischen müsse, und es sei also eine Hülfe bei den Gerichten möglicher Weise zu erwarten. Die Commission beantragte daher, alle Geistliche der Provinz aufzufordern, die Hülfe der Gerichte und nöthigen Falls des höchsten Gerichts anzurufen, wenn einem getauften Kinde der ihm gebührende evang. Religionsunterricht von seinem Vater verwehrt werde, und wenn, wie bei der Berathung im Plenum hinzugesetzt wurde, die äußern Umstände die Anwendbarkeit und Nützlichkeit von Zwangsmitteln erwarten lassen. Allein die Synode lehnte diesen Antrag ab, nachdem auf das Schreckbild Mortara hingewiesen war, und

begnügte sich bei dem unbestimmten und voraussichtlich resultatlosen Beschluß, sie spreche die Erwartung aus, daß die ständigen Organe der Kirche bei der auf diesem Gebiete sich anbahnenden Gesetzgebung das Recht der Evang. Kirche wahren werden.

Von den zahlreichen sonstigen Beschlüssen der neunten Provinzialsynode — es sind deren im Ganzen 217 — heben wir noch folgende hervor, welche vielleicht ein weiteres Interesse bieten:

Die Kreissynode Dortmund hatte nicht nur selbst ein Vertrauensvotum für Se. Exc. den Herrn Minister v. Bethmann-Hollweg angenommen, sondern beantragte, daß auch die Provinzialsynode einem solchen Vertrauen Ausdruck geben möge. Dagegen wurde Tagesordnung beantragt, „in Erwägung, daß eine Abstimmung über hochstehende Personen ungeeignet erscheine", und ward gegen wenige dissentirende Stimmen angenommen.

Der Erlaß des Oberkirchenraths aus dem Frühjahr v. J. gegen Anträge und Proteste kirchlicher Versammlungen in Betreff der Ehe- und Schulfragen hatte die Besorgniß hervorgerufen, daß die freie Bewegung der Westphälischen Synoden behindert werden solle, und es waren daher Anträge zur Wahrung der kirchenordnungsmäßigen Freiheit gestellt. Nachdem jedoch der königliche Commissar die Erklärung abgegeben hatte, daß es nicht Intention des Oberkirchenraths sei, die Freiheit der Synode zu beeinträchtigen, ward in Erwägung „daß Anträge und Proteste der Kreis- und Provinzialsynode von Westphalen niemals zu den unberechtigten gehören können" zur Tagesordnung übergegangen.

Der von mehreren Kreissynoden gestellte Antrag, es möge vor den jedesmaligen Kammerwahlen vom Gen.-Sup. eine Mahnung an die evangelische Bevölkerung erlassen werden, nur solche Männer zu wählen, welche der Evang. Kirche von Herzen zugethan seien, wurde dem Herrn Gen.-Sup. zur geneigten Rücksichtnahme anheim gegeben.

Bei Berathung der Ehe- und Schulfragen wurde beschlossen, an die Staatsregierung die Bitte zu richten, daß Gesetze, welche Staat und Kirche gemeinschaftlich berühren, wie namentlich auch Schulgesetze, nicht anders erlassen würden, als bis die Organe der Kirche und insbesondere auch die Provinzialsynoden darüber gehört seien.

Auf die großen Mißstände *unseres Eideswesens*, mit welchen sich schon die früheren Synoden mannigfach beschäftigt hatten, wurde wiederum nachdrücklich hingewiesen und hervorgehoben, wie noch bis in die neueste Zeit durch unsere Gesetzgebung ein Streben nach Mehrung der Eide hindurchgehe, so daß sich z. B. auch nicht eine einzige Stimme, weder im Abgeordneten- noch im Herrenhause in der letzten Session gegen die Gesetzvorlage erhoben habe, durch welche die so gefährlichen und harten Bestimmungen unsers Rechts über den Manifestationseid der Unpfandbaren ohne die so leicht mögliche Beschränkung auf ihr wahres Bedürfniß in einem Bezirk eingeführt seien, in welchem sie seither nicht in Geltung waren. Ohne daß sich eine eigentliche Debatte erhob, und indem, wie das Protokoll sagt, die ganze Provinzialsynode durch ihre ernste Haltung zu bezeugen schien, daß in ihrem Schooße über den Kern der Frage, nämlich über die Gefährlichkeit, Entbehrlichkeit und die der religiösen Weihe entkleidete Ableistung mancher Eide durchaus kein Zweifel walte, wurde beschlossen:

1. Die hohe Staatsregierung zu ersuchen, *eine Revision der Gesetzgebung in Bezug auf den Eid in der Weise vorzunehmen, daß dieser möglichst auf solche Fälle beschränkt werde, in denen es kein anderes Mittel zur Beseitigung der Lüge giebt*, und daß er namentlich überall da beseitigt werde, wo ein Widerspruch gar nicht vorhanden ist.

2. Hohe Staatsregierung zu ersuchen, Vorsorge zu treffen, *daß die äußere Form der Eidesleistungen überall der Heiligkeit der Handlung entspreche und namentlich dem Einflusse des Seelsorgers auf alle bei dem Eide Betheiligten ein größerer Raum gewährt werde.*

3. Das Kirchenregiment zu ersuchen, daß es in Gemeinschaft mit der Justizverwaltung auch mit Rücksicht auf Zeit und Ort eine Form aufstelle, nach welcher in den Fällen zu verfahren ist, in denen ein Geistlicher bei der Eideserhebung mitwirkt.

Die *Generalkirchenvisitationen* hatten auf den früheren Synoden mancherlei Anfechtung erfahren. Namentlich hatte man beschlossen, daß die Ortsgeistlichen bei der Generalvisitation nicht verpflichtet sein sollten, in ihren Kirchen vor den Visitatoren zu predigen, und hatte ferner beantragt, nicht mehr die Gemeinden, sondern nur die Presbyterien über den Wandel der Geistlichen zu befragen und somit das angeblich „demokratische Element" zu beseitigen. Der Oberkirchenrath hat hierauf erklärt, daß von der in der Instruktion für die Generalvisitationen festgesetzten Ordnung und Regel auch für Westphalen nicht abzusehen sei. Als diese Angelegenheit diesmal wieder zur Berathung kam, erhoben sich zwar auch wieder Stimmen gegen das ganze Institut, es sei ein der Westphälischen Kirche fremdartiges und octroirtes; hier sei die Gemeinde durch das Presbyterium vertreten, und die Befragung der sämmtlichen Hausväter sei daher nicht nur unzweckmäßig, sondern auch gegen das Princip der Kirchenordnung. Nachdem aber der Gen.-Sup. dem Kirchenregiment das Recht gewahrt hatte, jeder Zeit ohne Befragung der Synode nach seinem Ermessen extra ordinem zu visitiren, und aus der Erfahrung berichtet hatte, wie die Stimme des Presbyteriums häufig durch die Stimme der Gemeinde berichtigt worden sei und wie ein Verfahren inne gehalten werde, welches jede Schwächung des pfarramtlichen Ansehens vermeide, und nachdem von verschiedenen Seiten auf den großen Segen des ganzen Instituts nachdrücklich hingewiesen war, beschloß die Synode sowohl, daß sie die Bestimmung, wonach die Ortspfarrer bei den Generalvisitationen in ihren Kirchen zu predigen haben, als heilsam anerkenne, als auch, daß sie über die früher angenommenen und jetzt wiedergestellten Anträge auf Abänderung der Visitationsordnung zur Tagesordnung übergehen wolle. Der Wunsch nach ungeschmälerter Erhaltung des Instituts war also der überwiegende.

Auf eine Anfrage, ob es wahr sei, daß die Generalvisitationen aus ökonomischen Gründen eine Einschränkung erleiden sollten, erklärte der Gen.-Sup., daß sie für die Provinz Westphalen fortbestehen würden, und im laufenden Jahre nur der bevorstehenden Session der Provinzialsynode wegen nicht abgehalten seien.

Der gestellte Antrag, erwirken zu wollen, daß die Umwandlung des Beichtgeldes in eine fixirte Einnahme zulässig sei und durch die Gemeindevertretung bewirkt werden könne, ward verworfen, nachdem der Königl. Commissar erklärt hatte, daß das Consistorium einer solchen Maßregel nie seine Zustimmung ertheilen werde, *weil durch derartige Accidentien das zarte Band zwischen der Gemeinde und dem Geistlichen erhalten werde*, während dieser bei einer Fixirung des Gehalts, zu welchem die Beiträge durch den Steuerexekutor unter den Seufzern und Flüchen der Contribuenten beigetrieben würden, in die kalte Ferne des bloßen Gemeindebeamten zurückgedrängt würde.

In Betreff der *Gewerbeschulen* wurden dringende Beschwerden erhoben, *daß kein Religionsunterricht in denselben ertheilt*, und somit bei einer Fortbildung aller andern Geistesfunctionen der Schüler die religiöse Erkenntniß ungefördert bleibe und verkomme. Es ward ein Antrag an die Staatsregierung um Abhülfe beschlossen. In Betreff der *Sonntagsschulen* ward deren Verlegung auf andere Tage beantragt, da sie der christlichen Bedeutung des Sonntags widersprächen, und falls dies nicht thunlich sei, wurden wenigstens solche Einrichtungen gefordert, daß diese Schulen der Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste in keiner Weise hemmend in den Weg treten. Man wußte noch manche Beispiele vom Gegentheile anzuführen. Die Maßregeln zur Erhaltung der confirmirten Jugend im christlichen Glauben wurden eingehend besprochen und den Superintendenten empfohlen, bei den Visitationen hierauf besonders aufmerksam zu sein.

Die *Pericopenreihen* von Dr. Nitzsch waren von der Rheinischen Synode in der Weise angenommen, daß sie ein Jahr ums andere wechselnd mit den alten Pericopenreihen gebraucht werden sollen. Die Rheinische Synode hatte die Westphälische zu einem gleichen Beschlusse aufgefordert; diese lehnte ihn aber ab und begnügte sich damit, diese Pericopen für die Kirchen, in welchen über freie Texte gepredigt wird, als Predigttexte zu empfehlen.

Das dürften die wichtigsten Beschlüsse der *neunten* Provinzialsynode sein. Der Herr lege, so weit sie vor ihm bestehen können, seinen Segen darauf, und gebe den künftigen Synoden ein größeres Maaß der Erkenntniß und eine bessere Kraft des Vollbringens.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 4. April. № 27.

David Spleiß, weil. Antistes der Schaffhauser'schen Kirche, nach dessen schriftlichem Nachlaß und mündlichen Nachrichten geschildert von C. Stokar, Diakonus am Münster zu Schaffhausen.

Es ist ein in mehrfacher Beziehung höchst anziehender und lehrreicher Lebenslauf, der hier vorliegt. Spleiß war eine Natur im guten Sinne des Wortes und hat eine wirkliche, aus dem Dunkel und der Verirrung der Zeit ans Licht der Wahrheit sich durchringende Entwickelung durchgemacht, und wie selten Beides heutzutage ist und immer mehr zu werden scheint, brauchen wir nicht erst hervorzuheben. Die Spleißische Biographie ist eine heilsame Gabe insbesondere für das jüngere Geschlecht, aber auch für den aus lauter Reflexion zusammengesetzten Spiritualismus der einen und den doch oft gar zu absichtlichen Realismus der anderen Seite.

David Spleiß, der Sohn eines Buchbinders zu Schaffhausen, geb. 1786, 13. Febr., und schon in früher Jugend ein tiefes, ahnungsreiches Gemüth offenbarend, war von seinem Vater zum Kaufmann bestimmt und bereits einige Zeit (zwei Jahre) in einem reichen Handelshause seiner Vaterstadt als Lehrling beschäftigt. Aber darein konnte er sich mit dem besten Willen nicht finden, sein Drang ging geistiger und höher hinauf. Und indem er in solch innerer Bedrängniß mit großer Inbrunst und Aufrichtigkeit seine ernste Zuflucht zu Gott und zum Gebete nahm, wurde ihm auf eigenthümliche Weise durch den Prof. J. G. Müller (Bruder des Geschichtschreibers) geholfen. Aber was war das noch für ein Gott, an den er sich wandte? „Du wirst mir beistehen mit deinem Geiste, betet er, der mich in alle Wahrheit leitet, du wirst, wenn du bist, dich als seiend und wirkend erzeigen auch an mir, wie schon an vielen Tausenden." Dennoch sagt er ihm: „ich glaube, ich wäre zufrieden, wenn ich wissen könnte, daß es dein Wille wäre, daß ich in dem Berufe, in den mich zum Theil die Umstände gezogen haben, bleibe." Aber doch wäre er gern ein Pfarrer geworden. „Ja, ein gesegneter Lehrer der Religion möchte ich sein, kein handwerksmäßiger Prediger derselben. Die christliche Religion ist nach meiner jetzigen Meinung, welche zu verändern ich hoffentlich nie werde das Unglück haben, das größte Glück des Menschen. — Wenn die christliche Religion nicht wahr ist, dann ist Alles ein Schatten, ein Traum, kurz Alles — Nichts!" Aber, setzt er hinzu: „du Gott bist ja, und du, Christus, auch, nicht nur idealisch in den Köpfen der Menschen, sondern auch außer denselben." Und sein Wunsch ging in Erfüllung; er betrat die Bahn des Studiums und mit großem Ernst, mit heißem Wissens- und Wahrheitsdrang. „Das lasse ich mir nicht nehmen, schreibt er, daß die heilige Wahrheit das Erste, Letzte, Höchste, Köstlichste, Erquickendste und deswegen das mir Liebste auf der Welt ist, und daß sie nicht nur Einbildung, sondern ein wirkliches, existentes, freilich geistiges Wesen sei, das hoffe ich zu erfahren durch ihren Besitz." Gleich beim Eintritt in das collegium humanitatis hatte er sich ein Heft angelegt mit der Ueberschrift: „mein Wahrheitsfond." Darin sagt er: „Also nur pure, unläugbare, gegen Teufel, Tod, Welt und alles ihr Widerstrebende, feste, hochheilige Wahrheit, mein liebster Trost in allem Unglück, nur du sollst eingehen in diesen deinen Tempel, der meines Herzens Zuflucht, vorher aber in gesunden und ruhigen Tagen nur meines Herzens Spiegel sein soll; mein wahrer, eigentlicher, unvergänglicher Reichthum, zu dessen Vermehrung ich von dem Materiellen so viel als möglich hingebe. Reichthum, nicht nur nothdürftige Summe der Wahrheit möchte ich haben." Daß ein so ernstlicher kapitaler Drang mit den Fragen, die zumal in jener Zeit an den jugendlichen Geist herantraten, nicht so leicht fertig wurde, läßt sich erwarten. Spleiß wurde noch manchmal von Zweifeln bedroht, bevor er zur felsenfesten Gewißheit gelangte. Und da ist es höchst anziehend und lehrreich, zu sehen, von welchem Grunde er ausging, an welche Punkte er sich zunächst anklammerte. Von den nur wenigen Sätzen, die er in sein Wahrheits-Album einzeichnete, lautete der erste: „Ich bin, d. h. ich, David Spleiß, über 18 Jahre alt, denke, fühle, will, kurz bin." Und als er einst von einem Ausflug aufs Land zurückkam, schrieb er in sein Tagebuch: „O wie habe ich das Glück gefühlt und fühle es noch, sagen zu können: ich existire, ich bin! Eine Viertelstunde lang habe ich mit mir selbst gesprochen über die hohe Freude, sich ewig zu denken." Und bei einer anderen Gelegenheit: „Unser Leben ist ewig, oder nicht."

Neben diesem Heißhunger nach Wahrheit und Realität ging noch ein anderer nicht minder starker Zug in dem Gemüthe des Jünglings her, der Drang wahrer inniger Freundschaft. Aber es wurde ihm schwer, ihn zu befriedigen; die Meisten verstanden den sonderbaren Menschen nicht. Da begegnete ihm wie durch Zufall ein junger Handlungsbeflissener in Zürich, eine

lautere, liebenswürdige Persönlichkeit, die sich auch im Aeußeren, in Gestalt, Blick und Ton ausdrückte, und die bald sein ganzes Herz gewann. Der Umgang, den beide darauf pflogen, war ein ebenso idealischer, als für Spleiß ausgiebiger, und den nur des geliebten Freundes früher Tod unterbrach.

Seine Universitätsstudien machte Spl. in Tübingen bei Storr, Flatt, Bengel u. A., sein nach Erkenntniß der Realität dürstender Geist wurde aber bei dem trockenen Supernaturalismus dieser Lehrer nicht befriedigt. So saß er einst mit großer Spannung in einem exegetischen Kollegium von Storr, wo die Geschichte der Himmelfahrt zur Sprache kommen sollte; er hoffte dabei Aufschluß zu erhalten über die Natur der verklärten Leiblichkeit, hoffte zu vernehmen, wie in der letzteren der Druck der Schwere überwunden sei; aber wie traurig ging er davon, als er sich mit einigen linguistischen und historischen Bemerkungen begnügen mußte. Dagegen machte die Schelling'sche Naturphilosophie, mit der er später, insbesondere durch Daub, bekannt wurde, einen mächtigen Eindruck auf ihn. Er that einen vollen Zug aus diesem süßen Trank und glaubte eine Zeitlang hier seine längst gesuchte Wahrheit finden zu können. Aber schon sein väterlicher Freund J. G. Müller ließ ihm eine kräftige Warnung zukommen, und in der Folge kamen noch andere reelle Potenzen hinzu, obwohl ihm die Lösung der durch diese Berührung mit der Zeitphilosophie geweckten Fragen noch die herbsten Kämpfe verursachte.

In seinem Hauslehrerleben war Spl. Anfangs nicht glücklich, die langweilige Holländische Familie, in die er kam, wußte ihn nicht zu schätzen. Dafür wurde ihm aber zwischenein eine andere Erquickung. Er lernte L. G. Krafft, den späteren Erlanger Pfarrer und Professor, kennen, und diese Bekanntschaft entzückte ihn sogleich beim ersten Male dermaßen, „daß er, wie er selbst bekennt, am andern Morgen, noch von gestern wie in einem neuen Elemente lebend, die durch das Alltagsleben unter den Maschinen-Menschen in den Hintergrund gedrängten Ideen und Gefühle licht und klar und wach vor sich hertrug." Der fortgesetzte Verkehr, der Einblick in die Häuslichkeit Kraffts hatte eine mächtige Wirkung auf ihn, er war von jetzt an ein veränderter Mensch. Der Abgrund des nihilistischen Zweifels, der ihm bisher immer noch und am meisten gedroht, schwand gänzlich. Dort im Pfarrhause zu Weege fand er sein Ideal, ein zwar nicht äußerlich glänzendes, aber durch die Wahrheit und durch die Liebe verklärtes Leben; da sah er, wie glücklich man sein kann im Dienst des Evangeliums, und that vor Gott das stille, später oft bestätigte Gelübde, gern sein ganzes Leben hindurch darben und auf literarischen, wie auf Weltgenuß verzichten zu wollen, wenn ihm Gott eine einzige Menschenseele schenke, die er für das Reich der Wahrheit gewinnen könne.

Die ersten Jahre nach seiner Rückkehr ins Vaterland waren für Spl. eine innerlich sehr bewegte und reichhaltige Zeit, sein Geist und Gemüth war weit aufgeschlossen und vernahm die Sprache des Geistes in Allem, was ihm begegnete und ihn umgab. Sein christliches Leben gewann jetzt noch eine entschiedenere und ausgeprägtere Gestalt, und das wieder wie zufällig. Als er einst, innerlich aufs Tiefste bewegt und bearbeitet von der alten Frage seines Herzens, eine Höhe hinanstieg und ihm von einem sonnigen Hügel ein hohes Kreuz entgegenleuchtete, wiederholte sich, was einst dem bekümmerten Knaben eine Lilie am Bache gewesen, jetzt für den ringenden Jüngling in noch viel herrlicherem Maaße. „Es ergriff mich, bekennt er, die Sehnsucht nach ihm, und mein Schmerz, daß ich ihn, obgleich mit dem besten Willen für die Wahrheit, doch bisher so ganz ignorirt und vergessen; und von neu erwachtem Ringen nach dem Allerheiligsten getrieben und hingerissen, umschlang ich inbrünstig das Kreuz und weinte bitterlich, verloren in Hingebung und Liebe und Bitten und Flehen zu dem Gekreuzigten." Im Verein mit Freunden machte Spl. nun große und rasche Fortschritte in seiner inneren Entwickelung; mit einem wahren Adlerflug flog sein Geist von Erkenntniß zu Erkenntniß, von Klarheit zu Klarheit, von Jubel zu Jubel. Er predigte jetzt immer entschiedener und begeisterter, so daß Manche, welche nicht blos angenommene Satzungen, sondern ein lebendiges Zeugniß der Wahrheit suchten, damals schon auf ihn aufmerksam wurden und ihn mit Freuden hörten. Dennoch fühlte er wohl, daß ihm zu einer harmonischen Ausbildung und somit zu voller Befriedigung seines Geistes, so wie zu einer unverkürzten Wirksamkeit auf seine Zeit und Umgebung noch Vieles fehlte, was er nur durch angestrengtes und gesammeltes Studium gewinnen könnte. Aber dahin hat es Spl. nicht völlig gebracht, es blieb in dieser Beziehung ein gewisser Mangel zurück, etwas Schroffes, Unvermitteltes und Sonderbares, wodurch er Viele unnöthiger Weise abgestoßen hat und wodurch er selbst in manchen unklaren und abenteuerlichen Ideen festgehalten wurde. Aber seine Hauptkraft lag auch anderswo, in der Unmittelbarkeit, in einem gewissen unwillkürlichen inneren Treiben und Gähren des Geistes, das sich ebenso unmittelbar wieder ergoß und die Herzen der Hörer ergriff.

Spleißens geistliche Wirksamkeit war eine bedeutende. Das erfuhr seine Gemeinde zu Buch in hohem Maaße. Nachdem durch das Umherziehen der Frau von Krüdener (1817) in jener Gegend bereits eine gehobenere Stimmung verbreitet worden, brach in jener Gemeinde plötzlich eine merkwürdige Erweckung aus. Fast das ganze Dorf nahm daran Theil, auch Fremde aus der Nähe und Ferne kamen und wurden davon berührt; Spleiß benahm sich dabei, trotz seiner sonst manchmal hervortretenden Ueberschwänglichkeit, sehr taktvoll. Er drang überall auf das Wesentliche, setzte den lebhaften Bezeugungen der Liebe und Verehrung von Seiten der erweckten Gemeindeglieder eine feste Zurückhaltung entgegen, und wachte mit Aengstlichkeit darüber, daß zwar der Geist nicht gedämpft, aber die scharfe Gränze der Nüchternheit nicht überschritten werde. Dazu trug bei das große Gewicht, welches er neben dem Worte Gottes auch auf das kirchliche Amt, auf kirchliche Ordnung, auf Liturgie, Katechismus und Gesangbuch legte, für ihn selbst ein trefflicher Regulator, der ihn von etwaigen Ueberschwänglichkeiten immer

wieder zu den gesunden, klaren und kirchlichen Gedanken zurückführte, und für seine Gemeinde ein kräftiges Band, das sie an der Kirche festhielt und vor separatistischen Anwandlungen bewahrte. Sodann aber trat fast unerwarteter Weise in Spleiß ein Sinn praktischer Liebe hervor, die ihn ganz besonders zu den Armen und Niedrigen im Volke, zu Dienstboten und Tagelöhnern herabzog. Nicht leicht wird er in einem Hause als Gast übernachtet haben, ohne auch den Dienstboten desselben ein gutes Wort hinterlassen zu haben; nicht leicht hat er eine Ansprache in größerem oder kleinerem Kreise gehalten, ohne sich nach den Dienstboten oder sonstigen Leuten der niederen Klasse umzusehen und ihnen besonders etwas zu sagen. Womit er sich aber ganz besonders in dieser Beziehung verdient machte, war die Gründung einer Rettungsherberge für verwahrloste Kinder zu Buch, deren Jahresfeste je mehr und mehr zu christlichen Volksfesten für die Umgegend von Schaffhausen heranwuchsen.

Spleiß war aber auch ein außerordentlicher, ein gewaltiger Prediger. Aber wer ihn verstehen wollte, mußte ihn sehen und hören, mußte Auge und Ohr sein; aber dann unter der Wandlung seiner Stimme, unter seiner ganzen Mimik und Deklamation und besonders unter dem Geisteshauch, der von ihm ausging, stand die Wahrheit, die er verkündigte, leibhaftig vor den Zuhörern; das Tiefste war das Gewisseste und wurde dann am leichtesten erfaßt. Ueberdies war Spleiß, wie Oetinger, ebenso gerne Pfarrer der Natur, als der Gnade; diese beiden Gebiete wußte er in seinen Predigten stets zusammenzufassen und auf einander zu beziehen. Ueberhaupt aber hatte er, auch darin mit Oetinger zusammenstimmend, eine massive Anschauung der Heilsordnung, welche bei ihm zuweilen an einen höheren Naturproceß anstreifte, aber grade in dieser Eigenthümlichkeit ungemein populär war (ob aber nicht manchmal mißverständlich? möchte Ref. fragend hinzusetzen). Eine besonders wichtige Funktion war für Spleiß das liturgische Gebet. Er bereitete sich auf jede liturgische Handlung mit ebensoviel Fleiß und Sammlung vor, als auf die Predigt, und so war denn sein liturgischer Vortrag, während die Predigt oft in übermäßiger Lebhaftigkeit hervorsprudelte, ruhig und gemessen; aber besonders bei wichtigeren Stellen war jedes Wort mit seiner besonderen Kraft betont und mit seinem ganzen Gehalte erfüllt. Kandidaten bemerkte er oft, er achte hauptsächlich auf das Beten des Vater-Unsers und ganz besonders auf das Amen desselben; spüre er hierin eine wahre Glaubens- und Gebetskraft, so könne er auch über eine schwache Predigt getrost hinwegsehen und gute Hoffnung fassen. Der Liturg, meinte er, wenn er es nur verstehe, übe durch das bloße Bekenntniß des göttlichen Namens und der ewigen Wahrheit eine Macht aus, die auch abgesehen von dem Verständniß der Zuhörer, etwas Wesentliches wirke, ja die sich auch an den Herzen der Widerspenstigen und Feinde mit geheimer Gewalt legitimire.

Daß Spleiß sich auch fleißig der Seelsorge annahm, versteht sich bei einem solchen Manne von selbst. Wie er aber in seinen Predigten und Gesprächen immer am liebsten auf die Natur und Leiblichkeit zurückging, so that er es auch in der Seelsorge, die er vorzugsweise als eine Art geistlicher Medicin behandelte. Als ihm z. B. Jemand klagte, daß er von unreinen Neigungen, die er früher nicht gekannt, zu leiden hatte, rieth er als Medicin das Lied an: Ach Herr und Gott, du höchstes Gut, der du willst heil'gen Sinn und Muth — und wie der Arzt von einer Arznei bestimmte Portionen in abgemeßnen Terminen verordnet, so gab er dem betreffenden auf, täglich einige Verse laut zu sprechen. In wahrhaft geistlicher Weise übte er in seiner Gemeinde die Kirchenzucht aus. Als einmal zwei Parteien vor ihm standen, von welchen ihm unziemliche Dinge zu Ohren gekommen waren, und sich beide zu ihrer Rechtfertigung auf die Allwissenheit Gottes beriefen, da entbrannte sein heiliger Zorn über solche frevelhafte Rede, und er erklärte ihnen, er werde am „gehörigen Orte" davon Anzeige machen, damit die Lügner durch das Schwert des Geistes gestraft würden. Die Leute wußten wohl, daß er unter dem gehörigen Orte keinen weltlichen Richter, sondern den Herzenskündiger verstand; sie fürchteten sein in der Gemeinde wohlbekanntes mächtiges Anrufen Gottes, und bekannten auf der Stelle die Wahrheit. — Seine Wirksamkeit ging aber auch nach Außen, besonders erfolgreich waren seine wiederholten Besuche in Tübingen, wo er es nie unterließ, sich unter die „Cohorte" zu begeben. So nannte er nämlich den Verein von studirenden Jünglingen, welche von der Wahrheit des Evangeliums ergriffen, sich von dem gewöhnlichen Burschenleben ausschieden, um mit gemeinsamen Gebete und Gotteswort sich zum Kampfe wider den Bösewicht zu stärken. Wie ging ihm da das Herz auf, wenn er Jünglinge traf, die mit Ernst die Wahrheit suchten; wie floß da sein Mund über von der Herrlichkeit der unvergänglichen thatsächlichen Wahrheit, die sich von dem ernsten Sucher finden läßt. — In Stuttgart besuchte er einmal mit dem jungen Ludwig Hofacker dessen Vater; in dem lebhaften Gespräch, das sich hier entspann, fing Spleiß auf einmal an in seiner eigenthümlichen Weise das apostolische Symbolum, namentlich den dritten Artikel zu bekennen: „Ich glaube in den heiligen Geist, d. h. ich stehe mit Leib und Seele in dem Glauben an den heil. Geist, und darum glaube ich auch eine heilige allgemeine christliche Kirche." Der ehrenwerthe Gesetzesmann, an den sich Spl. hiermit gewendet hatte, war im höchsten Grade betroffen über diesen „hypostatischen" Glauben, er mochte fühlen, was ihm daran fehle. — Von München, wo er Schubert besuchte, durfte er nie abreisen, ohne auch einmal gepredigt zu haben, und sein kräftiges glaubensfreudiges Wort kam auch hier nicht leer zurück, sondern traf eine Anzahl suchender Seelen, die seine Zeugnisse mit großer Freude aufnahmen, sich mit inniger Liebe an ihn anschlossen und auch brieflich ihn fortwährend als ihren Seelsorger beriethen. Außerdem war sein freundliches Pfarrhaus zu Buch häufig von Gästen heimgesucht, denen er dann ebenfalls immer etwas mittheilte. Einmal gab er einem

Studenten beim Abschied das Geleite. Als sie bei der Küche der Anstalt vorbei kamen, nahm Spl. seinen Gast am Arme, stellte ihn vor den Heerd, nahm einen Schaumlöffel, langte damit in den Topf hinein, ließ ein wenig Schaum durchlaufen und hielt dann seinem Freunde den leeren Löffel vor die Nase; das that er zu dreien Malen. Sodann griff er mit seinem Löffel mit einigem Pathos bis auf den Grund, langte ein Stück Fleisch hervor, hielt ihm dies ebenfalls unter die Nase und ging dann, ohne ein Wort zu reden, mit ihm bis vor die Hausthür, wo er sich kurz verabschiedete. Der Gast bat noch um Auflösung des Gleichnisses und erhielt folgende Antwort: „Sehen Sie, Sie gehen auf die Universität, da sollen Sie wissen, wie wenig Nahrhaftes es bringt, wenn man nur den Schaum oben ablöffeln will; greift man aber tüchtig zu Boden, so bleibt, auch wenn die Brühe sich verläuft, etwas zurück, daran Geist und Herz sich sättigen kann." Der Jüngling hat dies Wort nicht vergessen, sondern hat es treulich befolgt und ist nun als Mann im Stande, auch Andern nahrhafte Speise zu reichen.

Auch für die Mission war Spleiß sehr thätig und stand namentlich mit dem Missionshaus in Basel in inniger Verbindung. Eine Zeit lang kam er fast alljährlich auf die Missionsfeste in Basel und trug durch seine eben so mächtigen als eigenthümlichen Reden viel zum Festsegen bei. Eben so war er die Seele des Missionswesens in Schaffhausen. Jede Missionsstunde, die er hielt, eröffnete er mit dem apostolischen Glaubensbekenntniß, um anzudeuten, daß die Mission den christlichen Glauben der ganzen Evangelischen Kirche auszubreiten habe. In den darauf folgenden Schriftauslegungen war es ihm hauptsächlich darum zu thun, vor dem äußerlichen und geistlosen Betreiben der Missionssache zu warnen und dagegen den Geist der Gnaden und des Gebetes zu wecken, und er konnte ordentlich ergrimmen im Geiste, wenn eine Menge bloß Neugieriger sich einfand, und man konnte darauf zählen, daß er dann gerade das Möglichste that, diesen das Wiederkommen zu verleiden. —

Was aber Spl.s seelsorgerlichem Wirken überall die rechte Kraft und den rechten Segen verlieh, das war sein Gebet. Er betete viel; die ersten Stunden des Tages und die Stille der Mitternacht waren stets dem Gebete geweiht, und wenn des Abends die Betglocke ertönte, dann mochte bei ihm sein, wer da wollte, er entfernte sich und stieg auf das Thürmchen seines Hauses hinauf, wo er sein Gebetskämmerlein eingerichtet hatte. Da zog er dann wohl wie Moses seine Schuhe aus, öffnete wie Daniel und Luther das Fenster, und sprach eine halbe Stunde mit seinem Gott. Da vertrat er denn vor Gott seine Gemeinde, seine Amtsbrüder, das Missionswerk, die verschiedenen Anstalten für das Reich Gottes, soweit sie mit ihm in Verbindung standen. Wer

ihn beten sah und hörte oder mit ihm betete, der spürte es, welch einen Zugang dieser Mann zu dem Thron der Gnade hatte. Es verklärte sich dann sein Angesicht, und besonders in späteren Jahren flossen seine Augen in Thränen über, so oft er der überschwänglichen göttlichen Gnade gedachte, die ihn und sein Volk so reichlich gesegnet. Wahrhaft apostolisch war die Art und der Umfang, in welchem er die Fürbitte geübt, in deren Kraft und Bedeutung er die klarste Einsicht und die reichste Erfahrung hatte.

Nach Hurters Abdication wurde er zum Antistes der Schaffhausenschen Kirche ernannt (1841). Diesem Amte war er indeß nicht ganz gewachsen, besonders nach der äußern Seite hin, er war eben ein Sonntags-, kein Werktags-Mensch; er lebte viel zu sehr in den höchsten Sphären des Erkennens, Glaubens und Hoffens, als daß er in den äußeren Geschäften seines neuen Amtes recht hätte heimisch werden können. Am willkommensten war ihm sein Vorsteher-Amt, wenn es Amtsbrüder zu ihm führte, welche bedrängt von innern Anfechtungen und Kämpfen oder von den Lasten und Schwierigkeiten des Amtes bei ihm väterlichen seelsorgerlichen Rath und Hülfe suchten. O wie floß da sein an Liebe reiches Herz über von kräftigem Trost, wie wußte er da seine eigenthümliche seelsorgerliche Gabe zu handhaben, wie gern beugte er wohl auch mit dem gedrückten und angefochtenen Bruder priesterlich seine Kniee, um auf ihn neue Glaubens- und Lebenskräfte herunter zu holen! An den damals im Canton angestrebten Neuerungen hatte er nach seiner auf das Innerliche und Wesentliche gerichteten Natur kein Wohlgefallen, sie machten ihm viel Sorgen, aber nie suchte er durch seine Autorität die Geister zu hemmen und zu drücken; am liebsten trug er sein Anliegen in priesterlicher Weise seinem Gott vor und ließ dann der Sache ihren Lauf in dem festen Glauben, daß, was aus Gott daran sei, sich werde Bahn brechen, das Andere aber untergehn. — Die Schaffhausensche Kirche hatte unter ihm eine gesegnete Zeit. — Nachdem aber schon in den letzten Jahren seines hohen Alters durch das besondere Hervortreten seiner Eigenthümlichkeiten seine amtliche Wirksamkeit war gehemmt worden, machte ihr der Tod im Juli 1854 ganz ein Ende. Spleiß sah ihn kommen. Doch war auch jetzt durchaus keine besondere Spannung des Gemüthes, keine außergewöhnliche Feierlichkeit seines Wesens zu bemerken, er blieb mit der größten Ruhe bei seinen gewohnten Gedanken und Beschäftigungen, die ja auch sonst zu jeder Zeit in der Ewigkeit wurzelten. Bald traten die Vorboten des Todes ein, jetzt erscholl die Glocke des Wächters, die jeden Freitag um 11 Uhr das ewige Opfer auf Golgatha verkündet, man hörte ihn das Wort sprechen: „Er hat die Kelter des Zornes getreten alleine," und noch ehe die Glocke verklungen, war seine Seele entschlummert.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 7. April. № 28.

Predigten aus der Gegenwart von Dr. Carl Schwarz, Oberhofprediger und Oberconsistorialrath in Gotha. Leipzig, bei Brockhaus, 1859. 8. XXXII. 319.

Wir wollen gestehen, daß wir das vorliegende Buch mit einer gewissen Spannung in die Hand genommen haben. Zwar nach dem, was wir gelegentlich aus den Zeitungen und sonst von Herrn Schwarz und Genossen in Gotha und Coburg vernommen, haben wir ja nicht erwarten können, in diesen Predigten irgend welche evangelische Zeugnisse und Bekenntnisse wiederzufinden. Niemand wird Erweisungen des Geistes und der Kraft in den Predigten und geistlichen Reden eines Mannes suchen wollen, der sich dazu hergiebt, Ehepaare am Altare einzusegnen, welche in der Evangelischen Kirche Preußens den Segen der Kirche nicht finden konnten, weil man in ihrer Copulation die Sanktion eines Ehebruchs sah und sieht,*) und zwar in dem Maße, daß die Sache zu einem Aergerniß, er selbst aber zu einer Zeitungsberühmtheit und mit dem weiland Schmidt von Gretna-Green auf eine Stufe gestellt worden ist. Aber doch — — — die Scenen waren ja zuweilen mitgetheilt, welche am Altare zu Gotha aufgeführt wurden, die Rede war ja so gewaltig, die Rührung so tief, der Thränenerguß war ja so reichlich gewesen, die Brautleute waren sich vor aller Augen so inniglich in die Arme gefallen — wir wollen es nicht leugnen, wenn wir auch nicht glaubten, uns an dieser Art Speise und Rührung laben zu können, doch erwarteten wir hier irgendwelche Zeugnisse von irgendwelcher Bedeutung zu finden. Wir dachten etwa eine glänzende Diktion, einen Fluß und Erguß der Rede, logische Schärfe und Scheidung, poetische Bilder und Tiefen, scharfsinnige Polemik nach Straußischer Weise, oder etwa eine kräftige Popularität zu finden, daran sich „die große Masse des Volks" oder „die große Mehrzahl der Gebildeten," darauf der Verfasser ein so großes Gewicht legt, halten und laben könnte. Allein wir haben uns vollständig geirrt. Es ist von diesem Allen Nichts zu sehen, und wenn etliche Leser sich vielleicht mit der Schreibart des Verf. zufrieden erklären — wir können einer übrigens glatten Phrase, die sich beständig in Ausrufungs- und Fragezeichen verläuft, auch nicht selten in beide Zeichen oder jedes einzelne doppelt gesetzt, unmöglich den Vorzug einer wohlklingenden Rede zuerkennen. Der vorliegende Band von allerlei bunt durch einander geworfenen und gewürfelten Predigten erinnert uns lebhaft an ein Wort Brentano's, der die Kanzel einen „Plauderkasten" nennt.

In den Prolegomenen giebt der Verf. zu verstehen, daß er von Lessing, von Hegel, von Schleiermacher und von Dräseke viel gelernt habe, von dem letzten sagt er sogar, daß er der einzige Mann sei in der deutsch-protestantischen Kirche, der einen genialen kecken Griff in das moderne Seelenleben gethan und mit seiner Wünschelruthe reiche Schätze gehoben, bis er denn freilich zuletzt auch entartet sei. Allein wenn wir die vorliegenden Uebersetzungen darauf ansehen, so finden wir weder die körnige Kraft Lessings, noch die logische Schärfe Hegels, noch die scharfsinnigen Antithesen Schleiermachers, noch das geistreiche Wesen Dräsekes wieder, sondern immer nur den Brentano'schen Plauderkasten.

Außer einer Confirmationsrede und der Einführungsrede des Coburger Generalsuperintendenten enthält das Buch 26 planlos durcheinander gewürfelte Predigten. Denn nur die ersten sechs reihen sich einigermaßen an den Verlauf des Kirchenjahres. Dagegen ist Nr. 19 am Todtenfeste, Nr. 23 am Sonntage Cantate, Nr. 26, die letzte Predigt, in der Epiphaniaszeit gehalten. Alle übrigen können an jedem beliebigen Sonntage gehalten sein, denn sie reihen sich ohne irgend welche erkennbare Folge beliebig an beliebige Textesworte, ohne daß auch nur einmal gesagt würde, an welchem Sonntage sie gehalten seien. Hier scheint der Verf. die Willkür zu lieben.

Die negative Seite dieser Predigten besteht in dem „Hinwegschweigen," „in dem Abstreifen des Juden-Christenthums" und „in den Uebersetzungs-Uebungen des Semitischen in das Japhetische oder das Deutsche der Gegenwart." Das Hinwegschweigen fällt dem Verf. selber auf, z. B. daß er sogar das Wort „Sünde" hinwegschweigt. In der letzten Predigt lesen wir: „Ihr habt vielleicht öfter schon die Frage aufgeworfen, wie

*) Die Evangelische Kirche Preußens ist indeß nicht mehr allein in dem Falle, in Gotha corrigirt zu werden. Der Coburgische Hofprediger Sigel, ein geborener Hannoveraner, welcher aber, gewisser Hindernisse wegen, einer auf ihn gefallenen Wahl ungeachtet, in seinem Vaterlande das Amt nicht erreichen konnte, hat jüngst auch einen in culpa geschiedenen Ehemann aus Hannover, dem die Wiederverheirathung wiederholt in allen Instanzen versagt werden mußte, zu Coburg copulirt.

es kommt, daß Ihr in diesen Versammlungen ein Wort seltener vernehmt, welches mit dem Christenthum und seinem innersten Wesen so nahe zusammenhängt — das ist das Wort Sünde." Die positive Seite sind die Ermahnungen, das Sittengesetz zu halten: „Uebet Liebe, seid barmherzig, haltet fest an der Wahrheit, hasset die Feigheit, hasset die Gemeinheit, ehret das Recht" ꝛc. Wenn wir nach unserm besten Wissen mit diesen Hindeutungen den ganzen Inhalt der Predigten erschöpft haben, so ergiebt sich leicht, daß auf diesen 319 Seiten viele Variationen desselben Themas gefunden werden müssen. Und das ist in der That der Fall. Der Verf. wird sich bald ausgepredigt haben, und wenn er auf diesem seinem „Standpunkte" stehen bleibt, nach Ablauf von wenigen Jahren eine solche Leere in sich fühlen, daß ihm alles Predigen verleidet sein wird. Es wird schwerlich noch ein zweiter Band folgen können, ohne daß wir in anderer Form ganz dasselbe wieder finden werden.

Die Form dieser Predigten ist eine durchaus abstrakte, und der Verf. hat nicht die Gabe zu einer Gemeinde zu reden, sie anzufassen und ihr deutlich zu machen, was er meint. Kein Zuhörer wird so leicht im Stande sein, zu sagen, was heute gepredigt ist, wenn er schon sich manche Sätze wird merken können und wollen. Dazu bewegt sich der Verf. unausgesetzt in Worten und Redensarten, welche auf der Kanzel eben so unpassend als unverständlich sind, als „die Krisen," „der Materialismus," „eine abgezogene Lehre," „die Maske," „der Fanatismus," „die Hauptsymptome der falschen Liebesbetriebsamkeit," „die Aeolsharfe," „dieses Läugnen hat Methode," und wenn sich die „ohne Wegweiser in der Irre umhergehende junge theologische Generation, der Studirenden, der Candidaten, der beginnenden Prediger" nach diesem Wegweiser und Vorbilde richten sollen, so werden sie nicht weit kommen, ohne vollständig auf der Kanzel zu scheitern. Dieses sind keine Predigten, sondern krause Vorlesungen und Reden, die sich in abstrakten einer kirchlichen Gemeinde zu meist unverständlichen Redeweisen und Begriffen verlaufen, die keine Seele erleuchten, kein erschrockenes Gewissen beruhigen und kein angefochtenes Herz trösten und erbauen können. Was hier gepredigt ist, gehört nicht auf die Kanzel, sondern etwa auf die Asmus'sche „Hüttsche."

Nr. 1, die Predigt vom 1. Advent, legt ausnahmsweise das vorgeschriebene Evangelium zum Grunde. Der Verf. versichert im Eingange, daß er ganz „bezaubert" ist von diesem ersten Adventssonntage „mit seinem schönen Evangelium, seinen Palmenzweigen und seinem Hosiannarufen." Es ist überhaupt merkwürdig, daß unser Verf. so oft „bezaubert" ist, was Doctrinärs und Uebersetzer sonst nicht zu sein pflegen, z. B. am 3. Advent „ein geheimer wunderbarer Zauber, der Zauber der Weihnachtsempfindung breitet sich aus über unsere Seele," S. 21 diese Zeit „zauberhafter ahnungsvoller Wonnen," S. 32 „es ist für die Kinder eine zauberhafte Zeit," S. 43 „die Festbescheerung ist eine Liebespredigt für die Kleinen so „zauberisch," S. 53 „diese von Weihnachtszauber und Kindesahnung glänzenden Tage," S. 117 „der Zauber des Sinnengenusses,"

S. 156 „ist es auch etwas Geheimnißvolles und Unnennbares, ein nicht zu beschreibender Zauber, eine geistige Atmosphäre" ꝛc., S. 157 „wurdet ihr nie berührt von diesem Zauber der Freundlichkeit?" S. 201 „der verklärte Christus steht mit allem „überwältigendem Zauber" innerer Verklärung vor uns."

Wir haben Ursach zu glauben, daß der Verf. mehr in Worten als in der That bezaubert ist, wenigstens ist es uns sonst unerklärlich, wie derselbe, welcher doch von dem ersten Advents-Evangelium so sehr bezaubert zu sein versichert, gerade dieses herrliche Evangelium durch die nachfolgende Predigt so völlig vernichtet. Denn wehmüthig sieht der Herr auf diese „gedankenlose Menge", auf das „jubelnde, palmenstreuende, **treulose Volk**." „Es ist ein oberflächliches, wetterwendisches Volk, das nur mit äußeren Ehrenbezeugungen und lautem Geschrei ihn umdrängte, ihm aber nicht naht, ihn nicht versteht, ihn endlich stumpfen Sinnes mit an das Kreuz schlägt." Und so kommt denn der Verf. zu der Frage: Wie nahen wir uns ihm, um ihn aufzunehmen? 1. Nicht im Gedränge, sondern in der Einsamkeit des Herzens, 2. nicht mit prunkenden Ehren, sondern in der That und Wahrheit, 3. nicht mit lautem Zuruf, sondern mit stiller Liebe.

Nach dieser Anlage versteht sich's denn von selber, daß der Verf. in der nachfolgenden Predigt „das schöne Evangelium mit seinen Palmenzweigen und seinem Hosiannaruf, das einen schwer zu beschreibenden und immer sich erneuernden, unvergänglichen Zauber ausübt," völlig vernichten muß.

Wie in dem ersten Theile die wogende Menge, welche frohlockend und jauchzend dem Herrn entgegengeht, geschmähet und verachtet wird, so müssen im zweiten Theile die Kleider, welche sie vor ihm ausbreiten, und die grünen Palmenzweige, welche auf den Weg gestreut werden, nicht weniger in den Staub getreten werden. „Denn wir sollen den Herrn nicht aufnehmen mit äußeren Ehrenbezeugungen. Nicht den Schmuck der Kleider auf den Weg breiten! Wie viel Prunk um ihn her, seitdem die christliche Kirche steht! Wie viel Schaustellungen und Scheingepränge seit damals, da sein Schmuck die Dornenkrone war. Welche Pracht an den hohen Festen und bei den Aufzügen, an dem Frohnleichnamsfeste der Kath. Kirche! Und wie einst dem Elias das Wort geredet wurde: der Herr ist nicht im Sturm, der Herr ist nicht im Erdbeben, sollte es nicht auch hier heißen: der Herr ist nicht in den kostbaren Gewändern, nicht in den Aufzügen, nicht unter dem Thronhimmel; der, den ihr sucht, er ist auferstanden! (Sollte das nicht Heuchelei sein?) Und ist es denn die Kath. Kirche allein, die ihn mit solchem Schmuck umgibt? Gehören nicht auch die Titel und Würden Christi, auf welche so Viele das ganze Gewicht legen, zu jenen Ehrenbezeugungen? Wisset ihr nicht, daß es viel leichter ist, andächtig schwärmen als aufopfernd lieben? Viel leichter niederknieen und göttliche Ehren erweisen, als aufrechtstehen und nachfolgen?"

Ebenso geht es im dritten Theile, wo der Hosiannaruf abgefertigt wird. „Das thätige Christenthum ist es, das wir

diesem bequemen Christenthume, diesem Kleiderausbreiten, diesen leeren Ehrenbezeugungen und thatlosen Empfindungen gegenüberstellen." — Ist das eine gedankenvolle Advents-Predigt, wie sie ein Dr. th., Ober-Consistorialrath und Oberhofprediger, billigerweise halten soll? Und wenn er nichts besseres hat und geben kann, als dieses Phrasengeklingel, darf er das drucken lassen und als Vorbild und Wegweiser anpreisen? — Aber eine Predigt ist wie die andere. In den nun folgenden Weihnachtspredigten spielen die Kinderspiele, die Tannenbäume, welche eben noch mit Schnee bedeckt waren und nun mit schönen Lichtern geziert sind, eine Hauptrolle, daneben sehen wir das „thränenfeuchte Auge der Armuth" ꝛc., nur daß dieses Alles sich desto schwerer trägt, je heiliger der Hintergrund, und am schmerzlichsten, wenn der Verf. gar so eifrig darüber aus ist, die heilige Gestalt des Herrn selber zu vernichten.

Wir übergehen aber diese Predigten alle, um bei der Reformationspredigt noch ein wenig zu verweilen. Es ist nach dem „Standpunkte" des Verf. anzunehmen, daß er auf sie einen besondern Fleiß verwandt hat.

Der Verf. legt den Text zu Grunde 1 Cor. 7, 23: „Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte", und will, nachdem er in der Einleitung versichert, daß die Ref. nicht Rückkehr zum Alten und auch noch lange nicht zu Ende sei, genauer betrachten: 1. die Grundlehren der Reformation in ihrem ersten Auftreten, 2. die Früchte der Reformation während dreier Jahrhunderte, 3. die Forderungen der Reformation in der Gegenwart.

Nachdem die beiden Grundsätze der Reformation angegeben und daraus abgeleitet, daß die Schlüsse der Päpste, Concilien ꝛc. nicht bindend seien, heißt es weiter: „Aber — wie nun? Sind nicht die Reformatoren sich selbst untreu geworden, sie, die in kühnem Anlauf alle Schranken menschlichen Ansehens durchbrachen und doch wieder still standen und sich beugten unter das Joch des Buchstabens, beugten unter das Ansehn der Schrift? Oder weisen sie wirklich alle Zweifel und Bedenken damit zurück, wenn sie sagen: „Hier ist nicht Menschen-, hier ist Gotteswort!" Gilt denn nicht auch von den Schriften des Paulus und Petrus jenes: „Wer ist Paulus, wer ist Petrus?" Und jenes andere Wort von dem Heu und den Stoppeln?" „Ich rufe euch das Wort eines Mannes zu, der auch ein Reiniger und Erneuerer war und dessen Namen auf die Kanzel zu bringen ich mich nicht scheue: „Gotthold Ephraim Lessing", der also spricht: Luther, großer verkannter Mann, du hast uns vom Joche der Kirche und ihrer Ueberlieferung erlöst. Wer aber erlöst uns vom unerträglichen Joche des Buchstabens? Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es jetzt lehren würdest, wie es Christus selbst gelehrt hat?!"

Mit kurzem Worte, der erste Grundsatz der Reformation ist eine Verirrung und muß corrigirt werden. Die Schrift thuts nicht; der Mann ist jetzt gefunden, nach dem Lessing gefragt hat.

„Was heißt denn aber jener zweite Satz des Protestantismus, die alleinige Rechtfertigung durch den Glauben? Es heißt, daß nichts Aeußerliches einen Werth hat in der Religion, denn der Glaube ist das innerste Herz des Menschen." — Dieses ist, glauben wir, eine Uebersetzung „jenes zweiten Satzes" „ins Japhetische, ins Deutsche der Gegenwart."

Entkleiden wir diese Reformationspredigt ihres Beiwerkes und Ballastes, so bleibt nichts übrig als dieses: die Schrift thuts nicht, der Glaube an die Gnade Gottes in Christo auch nicht. Die Früchte, welche die Reformation in 300 Jahren getragen hat, sind, eine gottentfremdete Wissenschaft und Kunst, die Aufgabe der Gegenwart besteht aber darin: sich vor diesen Fortschritten in Kunst und Wissenschaften nicht zu fürchten, sie auch nicht mit geistlichen und kirchlichen Waffen zu bestreiten, sondern frei gewähren zu lassen. Wir müssen gestehen, es sind jämmerliche Früchte, welche der Verf. gefunden, und wenn er weiter keine Aufgabe kennt, als die von ihm bezeichnete, so verlohnt es sich der Mühe nicht, darum viel Worte zu verlieren.

Wir wenden uns noch zu der Confirmationsrede. Der Verf. erinnert die Kinder zuerst daran, daß die Eltern nun ihre Aufgabe, die sie bei der Taufe übernahmen, in dieser Stunde der neuen Geburt im Geiste, da die Kinder in die Arme Christi gegeben werden sollen, gelöst haben. Die namenlose Freude, da die Eltern die Kinder zum ersten Male jubelnd in die Arme nahmen, erneuert sich jetzt mit unaussprechlichem Entzücken. Auch die Kinder empfinden jetzt „ungeahnte wunderbare Schauer", die durch ihre Seele ziehen, denn sie sollen jetzt Abschied nehmen von den Jahren der Kindheit, „von allem Zauber dunklen Hoffens und Träumens." Auch von der elterlichen Zucht nehmen sie jetzt Abschied, daß „ihr mit freiem Entschlusse und aus eigener Kraft wandelt auf den Wegen, die der Herr gezeichnet. Das ahnungsvolle Gefühl der Freiheit und Selbstverantwortlichkeit im Glauben und Thun durchdringt sie. Diese Freiheit der Kinder Gottes ist aber zugleich ein Gebundensein in den „heiligsten Banden und den tiefsten Gründen (??) eures Lebens." So rufe ich euch denn zu: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." Seid getreu im Glauben — seid getreu im Wollen.

Glauben sollen sie an den lebendigen Gott, an Jesum von Nazareth und an den heiligen Geist, „den Geist Christi, der fortwirkt in der Menschheit."

Indem er die Kinder in einer Zeile auffordert, in diesem Glauben treu zu bleiben, fügt er aber sogleich hinzu, daß sie das Bischen, was sie vielleicht (von christlichen Glaubenslehren) mit dem Gedächtniß oder dem Verstande bisher aufgefaßt haben, wohl bald wieder verlieren werden, „es wird eine andere Gestalt annehmen oder wohl gar hinweggestreift werden, wenn ihr durch die Schule des Lebens geht. Denn der Glaube will erlebt sein." — „Aber mag auch in euren Vorstellungen von der Religion manches sich ändern durch Leben und Erfahrung, durch Zweifel und Wissen, Eins doch haltet fest, das ist der Glaube an den lebendigen Gott, an seine ewige Liebe, die sich offenbart in allen Herzen, an die unsterblichen Kräfte seines

Geistes, an die Macht der Wahrheit und der Liebe, die euch Allen den Sieg zu geben vermag über Welt und Schicksal!"

Dieses ist buchstäblich die ganze Summa des Glaubens, welche etwa die Kinder übrig behalten sollen, nachdem das Andere hinweggestreift sein wird. Die armen Kinder, denen an ihrem Confirmationstage der ganze Glaube als ein sehr zweifelhaftes Ding vorgehalten wird, und die sich zuletzt an diesen kümmerlichen Sätzen halten sollen, womit keine Seele etwas anzufangen weiß, um „Welt und Schicksal" zu besiegen.

Uns will bedünken, als habe sich der Verf. kaum ein gewisseres Armuthszeugniß ausstellen können, als mit dieser dürftigen Confirmationsrede, und wenn er klug gewesen wäre, diese Rede wenigstens hätte er nicht veröffentlichen sollen. Eine tiefe Wehmuth aber überfällt uns, wenn wir an die armen Kinder denken, welche anstatt des ewigen Grundes, auf den sie hier noch einmal recht fest gestellt werden sollen, sich mit diesen kümmerlichen Redensarten vom Glauben, der ihnen noch dazu zugleich zweifelhaft und unsicher gemacht wird, und etlichen Lebensregeln abfinden müssen. Wenn sich aber der Verf. einmal ernstlich fragen wollte, zu welchem Zwecke er diese Rede habe abdrucken lassen, so wird er auch „auf seinem Standpunkte" keine Antwort finden können, und wenn die Hofgemeinde zu Gotha, welche diese Rede gehört hat und nun vielleicht wieder liest, sich über den Inhalt recht besinnt, so muß sie nothwendig zu dem Urtheile kommen: „es ist ein seichtes Geschwätz, ohne jegliche Kraft und Tiefe, darauf sich keine Seele bauen und gründen kann." Anders können wir nicht urtheilen. Eben so verhält es sich mit der nun folgenden das ganze Buch abschließenden Einführungsrede des Coburger Generalsuperintendenten, welcher mit dem Verf. auf „demselben Standpunkte" zu stehen scheint.

Nur mit tiefem Bedauern kann man sehen, wie der Verf. sich windet und dreht, um seinen Unglauben in das zerrissene Gewand eines erborgten christlichen Schleiers zu kleiden, dem jede Wahrheit fehlt. Wozu doch diese Textesworte, die über den Predigten stehen, wozu so viele Umstände machen mit einem alten Buche, an dessen Inhalt er ja doch nicht glaubt, wozu überhaupt die alten Ausdrücke von Glaube, Liebe, Reich Gottes ꝛc., da sie ja doch erst übersetzt werden müssen, damit sie etwas ganz Anderes bedeuten, als was bis jetzt Jedermann darunter verstanden hat. Da loben wir uns Uhlich und Genossen, die endlich so weit gekommen, daß sie diesen elenden Schimmer eines christlichen Anstriches abgeworfen und auch den Namen christlich nicht mehr führen wollen, da ist doch wenigstens eine Wahrheit und Klarheit, während dagegen hier alles mit Heuchelei überzogen und durchwebt ist. Herr Uhlich geht jetzt, wie wir jüngst in Nr. 32 der Augsb. Allgem. Zeitung gelesen, zu Berlin in ein bekanntes Vergnügungslokal, um einen sogenannten erbaulichen Vortrag über das Vergnügen zu halten und der Berichterstatter setzt hinzu: „Es gereicht dem gesunden Menschenverstande zur Ehre, daß er solchen Predigern

nur mit der Tabackspfeife und vor der Weißbierstange ein williges Ohr leiht," das paßt zu einander, hier aber begegnen wir einem Manne, der zwar auch vollständig Schiffbruch an seinem Glauben gelitten hat, sich aber gleichwohl windet und dreht, als habe er noch eine volle Berechtigung für eine christliche Kanzel. Mit der einen Hand wirft er das Wort Gottes weg und mit der andern glaubt er auch noch daran festhalten zu müssen, wenn auch nur „zur Schonung der Schwachen", denn dahin lautet seine Instruktion. Ebenso trostlos ist das Ringen und Ankämpfen gegen das Lutherische Bekenntniß, die Lutherische Kirche und die Lutherischen Pastoren und deren Predigten. Er hat davon ein unglückliches, jämmerliches Zerrbild im Kopfe, schlägt sich beständig damit herum und sieht nicht ein, daß er lediglich die Rolle des Ritters von der traurigen Gestalt spielt. Wo ist denn dieses steinerne Dogma ohne Kraft und Leben, diese pfäffischen Verzerrungen, dieses heisere Wuthgeschrei, diese Kapuzinaden ꝛc. Am traurigsten aber nimmt sich der Verf. aus, wenn er sich einbildet, er sei ein großer, bahnbrechender Mann, der es für „seine heilige Pflicht" hält, der Welt zu zeigen, was er kann und wie man's machen muß, und der namentlich diese Predigten der Welt nicht vorenthalten zu dürfen glaubt, um den unglücklichen irrenden Candidaten und jungen Predigern ein Vorbild aufzustellen, woran sie lernen sollen, wie man predigen muß. O nein hier ist kein Vorbild, mit diesem Manne hebt keine neue Aera an, sondern wir haben hier nur das Aufflackern des alten Rationalismus vor uns, der einen neuen Lappen auf sein zerrissenes und abgeschabtes Kleid gesetzt hat. Die rationalistisch gesinnte Menge, wir zweifeln nicht daran, wird sich daran laben, daß sie hier Bein von ihrem Bein und Fleisch von ihrem Fleisch nackt und bloß auf hoher Kanzel sieht, aber sie wird bald gewahr werden, daß sie einige Uebersetzungskünste abgerechnet, auf welche allerdings keine Seele gekommen sein möchte, das schon lange gewußt hat, was hier gepredigt wird, und daß sie darum in keine Kirche zu gehen braucht. Es wird dem Verf. nicht anders gehen, als es Ronge, Dowiat, Wislicenus, Uhlich ꝛc. gegangen ist. Die haben auch geglaubt, sie seien große, bahnbrechende Männer, haben eine noch viel größere Menge an sich gezogen, sind gefeiert und gepriesen, mit Kränzen und Fahnen empfangen, bis sie nach wenig Jahren so ziemlich spurlos wieder verschwunden sind und nur noch unter Bier und Tabak erbauliche Vorträge über das Vergnügen halten können — doch wir wollen dem Verf. kein so schlimmes Prognostikon stellen. Vielleicht ist ihm noch etwas Anderes beschieden, und das gebe ihm Gott.

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 28.

Nachrichten.

Schreiben an den Herausgeber aus Schlesien.

Vergeben Sie, daß eine Frau es wagt, Ihnen, Dem mit den ernstesten und heiligsten Dingen des Lebens vorzugsweise Beschäftigten, zu nahen, und Sie herzlich zu bitten, diesen wenigen und einfachen Worten eine Stelle in Ihrem Herzen und wenn es Ihnen gefällt auch in den Spalten Ihres Blattes zu gönnen.*) Schon daraus werden Sie erkennen, daß mir dasselbe nicht fremd ist; es ist mir, so weit ich es verstehen kann, lieb und werth. Aber eben deshalb darf und mag ich Ihnen auch nicht verschweigen, daß eine Stelle in Ihrem diesjährigen „Vorwort", welches vorzulesen mir stets große Freude gewährt, mich recht schmerzlich berührt hat, und ich bin fest überzeugt, daß dies mancher Pfarrfrau, die gewürdigt wird in gewissem Sinne die Mühen und Arbeiten ihres Mannes mitzutragen, ihm in mancher Weise eine Gehülfin zu sein, eben so ergangen ist.

Sie sagen: die statistischen Tabellen wiesen nach, daß die Landgeistlichen am längsten lebten, und ziehen daraus ziemlich verständlich den Schluß, daß diese durch Ruhe und Abweisen der Arbeit sich diesen Vorzug verschafften.

Verzeihen Sie, hochgeehrter Herr, wenn ich, die betagte Frau eines noch betagteren Mannes, mir erlaube, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß ein solcher Schluß in den meisten Fällen doch wohl falsch sein mag, und daß Sie die zunächstliegenden Ursachen zur Gnadengabe eines langen Lebens wohl übersehen haben. Als erste nenne ich da ein thätiges, von früh bis spät geregeltes Tagewerk, welches Landpfarrern mehr wie irgend einem Bewohner der Stadt erlaubt, ja geboten wird. Frische gesunde Luft, frisches Wasser und doch meist freie geräumige Wohnung würde ich als Zweite erkennen, der dann die Dritte: eine einfache nahrhafte Kost, sich anschlösse. Das scheinen mir so die Hauptbedingungen zu einem langen Lebensziele, menschlich gesprochen, aber ich könnte Ihnen wohl auch noch mehrere nennen, denen allen aber freilich Gottes erbarmende Güte stets voransteht, was ich aber gern unterlasse um Sie nicht zu ermüden. Mein Mann erfreut sich, dem Herrn sei Dank dafür, eines gesunden kräftigen Alters, aber ob deshalb, weil er sich gute Ruhe gegönnt? geehrtester Herr Professor, mögen Sie selbst beurtheilen. Als Seelsorger einer Gemeinde von 2000 Seelen hat er zwar, die Feiertage ausgenommen, nur einmal des Sonntags zu predigen, aber Beichte und Abendmahl, Katechismuslehre, in der jetzigen heil. Passionszeit Passionskinderlehre, Taufen, Trauungen und sehr häufig an diesem Tage eine Leichenpredigt, auch Missionsstunden, füllen seine Zeit von früh 8 bis Nachmittag 4, ja meist bis 5 und 6 Uhr Abends vollständig aus. Und sind die sechs Wochentage Ruhetage? o da ging und geht die Arbeit erst recht an! Zehn Kinder, außer mehreren Pflegekindern wurden in einem Zeitraum von länger als 25 Jahren unterrichtet; die Söhne nur mit kurzen Ausnahmen bis in die höheren Klassen allein befördert; die Töchter unter Gottes gnädigem Beistand alle so weit gebracht, daß sie ihre ihnen von Gott angewiesenen Stellen ausfüllen. Der Confirmanden-Unterricht nimmt Woche um Woche, die Erndtezeit abgerechnet, acht Stunden in Anspruch; die Aufsicht der hiesigen zwei, auswärtigen drei Schulen, die öfteren Krankenbesuche und Krankenkommunionen in sechs umherliegenden Dörfern, im Winter Abend-Bibelstunden oder Abendmahl für Alte und Schwache, das Alles erfordert Zeit, der vielen Anlaufungen nicht zu gedenken, die im Allgemeinen wohl erfreulich, im Einzelnen aber oft sehr lästig, aufreibend und zeitraubend sind. O hätten die Herren in der Stadt doch nur eine Ahndung davon, welche Dinge, und auf welche weitläufige Weise ein Landpfarrer mit Geduld anhören muß — welchen ausführlichen langgedehnten Untersuchungen mit muthwilligen Schulkindern er sich auf Andringen der Lehrer unterziehen muß. Dann die Conferenzen, Vereine, amtliche wie private Correspondenzen, welche Alle nicht versäumt werden dürfen; und neben all diesen amtlichen Arbeiten erfordert der Betrieb der Landwirthschaft, groß oder klein, auch ihr Recht, denn sie liefert das tägliche Brod.

Hochgeehrtester Herr, es gibt Tage, wo einer armen Pfarrfrau wohl bange wird, der auferlegten Arbeit möchte zu viel sein, wie z. B. in der gegenwärtigen Woche, wo nach dem Sonntags-Gottesdienst Vormundschafts-Versammlung war, dann Dienstag Leichenpredigt, Mittwoch Fastenpredigt und Nachmittag wieder Leichenpredigt, Donnerstag Fastenpredigt in einer benachbarten Vacanz, Nachmittag Kinder-Begräbniß, und dabei stets Confirmanden-Unterricht, — aber der Herr hilft in Gnaden, und noch hat Seine Kraft nie gefehlt, wenn freilich (die Siebenzig sind ganz nahe), es nicht mehr so rüstig wie vor dreißig Jahren geht. Das ersetzt der Herr aber in Gnaden, und Er wird Seine Hülfe, denn es wird nicht versäumt darum zu bitten, ausreichen lassen in Seinem heil. Dienst, bis das selige Stündlein erscheint, wo es, auch aus Gnaden, heißen wird: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren", und er damit eingeladen wird zur ewigen **Ruhe** und zum Schauen Seiner unaussprechlichen Herrlichkeit.

Dies, hochgeehrter Herr Professor, mußte ich Ihnen sagen, denn ich weiß, daß ich damit den Empfindungen vieler meiner christlichen Mitschwestern Worte gab. Ich sprach als Pfarrfrau im platten Lande, manch eine aus dem Gebirge würde zu den genannten Berufs- und Amts-Arbeiten noch wirklich körperliche Anstrengungen dazu bemerkt wissen wollen. Wie schwer ist in einem schneereichen Winter nur das Erreichen der weit zerstreut liegenden Häuser, wo Amt und Pflicht den Geistlichen hinruft, dem dort nie Pferd und Wagen zu Gebote steht, welche Erleichterung denen im Lande doch meist wird.

Meiner Offenheit wegen bitte ich Sie, hochgeehrter Herr, nochmals um Vergebung, eben so auch darum, daß ich das Ihnen vorgeführte Beispiel aus nächster Nähe entnahm und verbleibe in aller Hochachtung

Monat März 1860.

eine Sie herzlich verehrende
Pfarrfrau in Schlesien.

*) Indem der Herausgeber diesem Wunsche gern entspricht, bemerkt er, daß er weit entfernt ist zu verkennen, daß graue Haare in vielen Fällen, wie ohne Zweifel in dem vorliegenden, auch für den Geistlichen eine Krone der Ehren sind, und daß die Aeußerung in dem Vorworte natürlich nur gegen solche gerichtet war, welche bequeme Tage lieben und auf eigne Hand für ihr Leben zum Schaden ihres Amtes sorgen.

Ungarn.

Schon seit Jahren hat sich in der Stille ein Zerwürfniß in der Römischen Kirche bemerkbar gemacht, welches nun an die Oeffentlichkeit zu treten beginnt. Mehrere junge Leute waren in Straßburg unter die Baptisten, welche dort stille Vereine bilden, gekommen. Bei der Kälte und dem Mangel an religiösem Unterricht, der den angebornen Sinn für das Heilige bei uns unbefriedigt läßt, war es diesen jungen Gemüthern etwas Neues, hier in eine hohe geistige Anregung zu gelangen. Besonders wurden drei begabte Jünglinge, Béla Joseph und Ludwig und Emmerich Hencsey, aus dem Szalader Comitate gebürtig, ergriffen. Voll Begeisterung kamen sie in ihr Vaterland zurück. Die den Ungarn angeborne Beredtsamkeit unterstützte ihren Enthusiasmus. Auf die heilige Schrift sich stützend predigten sie mit Begeisterung gegen die Irrthümer der Priester, und fanden gewaltigen Eingang.

Besonders wurde ein Webergeselle, Johann Baköby, höchst beredt und begabt, von dem neuen Glauben ergriffen, und ohne daß die römischen Priester es ahndeten, hatten sich bereits in allen Theilen des Landes kleine und größere Vereine gebildet, welche ganz nach der Weise der Puritaner in England im 16. und 17. Jahrhundert auftreten, sich an den Buchstaben der heil. Schrift halten, aus der Römischen Kirche ausscheiden und eine neue separatistische Gemeinschaft bilden. Dabei muß man ihnen zugestehen, daß ihr Wandel tadellos ist; freilich können sie, wie alle Enthusiasten, vom geistlichen Hochmuth nicht frei gesprochen werden.

Als die römischen Priester der Sache gewahr wurden, säumten sie nicht, dagegen auf die bei ihnen gewohnte Weise einzuschreiten. Béla wurde ausgetrieben und ist in Amerika. Ludwig Hencsey starb im Auslande in Folge ausgestandenen Elendes. Emmerich starb hier in Folge erdulteter Mißhandlung. Baköby wurde verschiedentlich eingekerkert, geprügelt, und von einem geistlichen Consistorium vor das andere geschleppt. Es läßt sich denken, daß dies Märtyrerthum seine Begeisterung bis zum Fanatismus steigerte. Man muß gestehen, daß jedes der Verhöre eine Niederlage der Verfolger war, und bei seinem Talente, und weil er die heilige Schrift beinahe auswendig weiß, scheuten sie sich ihn loszulassen. Soviel Oeffentlichkeit ist uns noch geblieben, daß man einen Mann der Art nicht wohl verschwinden lassen kann. Seine physische Kraft, von Begeisterung unterstützt, ließ ihn selbst in drei und einhalbjährigem schweren Kerker und Mißhandlungen — denn man nahm auch zum Stock Zuflucht — nicht sterben. Verbrennen darf man jetzt nicht mehr.

Um ein so gefährliches Individuum loszuwerden, wurde er auf den Schub gegeben, und geschwächt wie er war, mußte er bis an die sächsische Grenze von Station zu Station zu Fuße wandern.

Hier händigte man ihm einen ordentlichen Reisepaß nach Amerika ein, versorgte ihn mit Geld und wies ihn in einen Seehafen, wo der Consul angewiesen wurde, ihn mit den Reisekosten nach Amerika zu versehen. Merkwürdig ist, daß der Reisepaß so ausgestellt ist, als ob er freiwillig auswanderte, und weder eines Vergehens, noch eines Zwanges, Erwähnung geschieht.

Nach andern Nachrichten dürften sich in den Karpathen, dem Banat, in Pesth, in der Bacska u. a. O. bereits gegen 40 Vereine solcher Leute mit ziemlich zehntausend Seelen befinden, und da sie durchaus propagandistisch sind, dürften sie noch viel weiteren Erfolg haben. Diese Völker sind für den Puritanismus von Alters her äußerst empfänglich.

Oesterreich.

Die Verfassung für die Evangelischen A. u. H. C. in den deutsch-slavischen Kronländern ist, wie die Oest. Ztg. meldet, im Entwurfe fertig. Die Principien sind dieselben, wie sie im kaiserlichen Patente vom 1. September v. J. für die Evangelischen in den ungarischen Kronländern ausgesprochen wurden, nämlich: „allgemeines Priesterthum," ausgeübt durch die Gemeinde-, Bezirks-, Landes- und General-Synode. Eine kaiserliche Behörde unter dem Titel: „k. k. oberste Kirchenbehörde" wird sowohl dem Kaiser als der Gesammtkirche verantwortlich sein.

Es wäre nun nichts mehr zu wünschen, als daß mit der neuen Kirchenverfassung auch ein neuer Geist und ein neues Leben in die evangelischen Gemeinden Oesterreichs kommen möchte. Welch eine beklagenswerthe Verwirrung und Zerfahrenheit sehen wir gegenwärtig in Ungarn, wo die Ausgeburt einer fanatisirten Phantasie zur Schau getragen wird und das größte Verderben anrichtet. Es ist kaum zu glauben, wie viele unreinen Elemente sich in das evangelische Kirchenwesen eingeschlichen haben, die nicht so leicht wieder beseitigt werden können. Die Kirche selbst in ihrer hohen göttlichen Aufgabe und Autorität wird uns auch bei der neuen Kirchenverfassung fehlen. Die Zukunft wird es lehren, daß die neue Kirchenverfassung nichts helfen und bessern wird, wenn nicht der neue lebendige Geist das alte faule Wesen vernichtet und das neue rechte Leben begründet.

Die Zahl der Studirenden auf unseren theologischen Lehranstalten wird mit jedem Jahre geringer und die Gemeinden leiden Noth mit der Besetzung der Prediger-Stellen. Zwei Institute haben hauptsächlich dazu beigetragen, eine offene Abneigung gegen das Studium der Theologie hervor zu rufen und aufrecht zu erhalten — das k. k. Consistorium A. u. H. C. und die k. k. Lehranstalt A. u. H. C. in Wien. Es ist ein großes Glück, daß das Consistorium, dieses morsche Gebäude endlich abgetragen wird und das Wirken solcher Männer ein Ende nimmt, von denen es offenkundig ist, daß sie mehr die Zwecke des Katholizismus als die des Protestantismus gefördert haben. Die Angeberei, das Spionensystem war bisher unter uns an der Tagesordnung. Und wenn Männer von erprobter Tüchtigkeit entweder ganz ferne gehalten oder künstlich und gewaltsam unterdrückt wurden, so ist es leicht erklärlich, daß junge Männer von Talent, die einer solchen rücksichtslosen Willkür und Gewalt nicht zum Opfer fallen wollen, sich wenig geneigt finden werden, das geistliche Amt zu ihrem Lebensberufe zu erwählen. Ueberdies ist für den gesicherten Schutz gegen hereindringende Willkür und Gewalt und an vielen Orten für eine entsprechende Pfarrdodation in so geringem Maße gesorgt, daß ein nicht gewöhnlicher Muth und ein hohes Maß von Selbstverläugnung dazu gehört, als evangelischer Geistlicher einer protestantischen Gemeinde Oesterreichs anzugehören. Auch kann man es sich kaum vorstellen, mit welchem wilden Hasse die evangelischen Geistlichen sich oft unter einander verfolgen.

In Wien hat sich ein sogenanntes Protestantisches Kränzchen gebildet, welches sich wöchentlich ein Mal in einem Gasthause versammelt. Es ist gewiß ein günstiges Zeichen, daß man sich in hiesigen protestantischen Kreisen überhaupt die Mühe nimmt, über religiöse Tagesfragen zu sprechen, aber ebenso gewiß ist es, daß die ausgesprochenen Anschauungen über allgemeines Priesterthum, freies Wahlrecht u. dgl. von einer sehr mangelhaften religiösen Bildung Zeugniß geben. Es genüge, zu bemerken, daß ein Mitglied dieses Kränzchens das allgemeine Priesterthum dahin aufgefaßt haben will, daß eine

Gemeinde sich nicht nach der einzelnen Person eines Predigers richten könne, sondern dieser müsse in seinen Lehrvorträgen dem Wunsche und der Richtung der Gemeinde entsprechen. Ein besonderer Nachdruck wird auf das freie Wahlrecht der Gemeinden gelegt, während man dabei vergißt, daß das ganze freie Wahlwesen der evangelischen Gemeinden in Oesterreich im Grunde verdorben ist. Die Kirchenvorsteher bestellen die ihnen passenden Männer, ohne viel zu fragen. Es gibt Gemeinden, denen man durch gerade und krumme Wege Männer aufdringt, die ihren Wünschen und Bedürfnissen gar nicht entsprechen, und wo die Stellen förmlich verkauft worden sind.

Für die hiesigen Evangelischen A. C. bestehen zwei Kirchen mit zwei Pfarrern, denen zwei Aushülfsgeistliche zur Seite gestellt sind. Der Eine von den beiden Pfarrern hat bereits seit 1½ Jahren zu predigen aufgehört, und da der ihm zugewiesene Hülfsprediger in beiden Kirchen nicht zugleich predigen kann und bisher auch kein Substitut für den amtsunfähigen Pfarrer gewählt worden ist, so läßt sich der letztere sogar bei den Hauptgottesdiensten durch die Studirenden der Theologie an der hiesigen protestantischen Lehranstalt vertreten. Diese im hohen Grade ungenießbaren Studentenproben, so wie auch die schon völlig unverständlichen Vorträge des anderen Pfarrers sind der Gemeinde besonders an hohen Festtagen schon so lästig und mißliebig geworden, daß sich der offene Unwille darüber namentlich durch eine auffallend warme Theilnahme an dem reformirten und theilweise auch an dem katholischen Gottesdienste zu erkennen gibt. Es ist wahrlich unverzeihlich, daß Männer, die nichts mehr zu leisten vermögen, nicht freiwillig zurücktreten, um einen so wichtigen Wirkungskreis an verdienstvolle und thatkräftige Arbeiter zu übertragen. Wie Vieles könnte da gewirkt werden, wenn es nicht an dem Wollen des Guten fehlte. Was der „Friedensglocke“ in Nr. 12 v. J. aus Preßburg geschrieben wurde, das gilt auch hier: „es sieht gar traurig bei uns aus — —, das evang. Christenthum besteht in Worten, aber nicht in Kraft.“ Von einer so dringend nothwendigen Seelsorge ist hier nichts zu ververspüren, nicht einmal die Mühe nimmt man sich, jene Brautleute, die im Begriffe sind, eine Mischehe einzugehen, auf die Wahrung ihrer protestantischen Rechte aufmerksam zu machen. Woher käme es denn sonst, daß nach dem kirchlichen Berichte vom Jahre 1859 unter 329 aufgebotenen Brautleuten nur 117, und unter diesen 66 gemischte, mithin nur 51 rein evangelische Ehen geschlossen und in der Evang. Kirche eingesegnet wurden? Ist es nicht ein schlimmes Beispiel für die Gemeinde, wenn die Tochter des ersten Pfarrers einen Katholiken heirathete und der Sohn des zweiten Pfarrers eben auch im Begriffe steht, eine Mischehe einzugehen? Und ist es nicht geschehen, daß Kinder jahrelang ungetauft geblieben sind. Wir wissen, was wir sagen, und bitten um Antwort, warum solches geschehen ist? Wenn ferner in den hiesigen evang. Kanzelvorträgen die in Druck gegebenen „Predigten aus der Gegenwart von Dr. Carl Schwarz in Gotha“ der Gemeinde wörtlich zum Besten gegeben werden, so ist hieraus die theologische Richtung jener Männer zu erkennen, die berufen sind, ihr heiliges Amt in unserer Mitte auszurichten. Und wenn in letzterer Zeit die wiederholten Berichte über die abgehaltenen „evangelischen Bälle“ in den hiesigen Tagesblättern veröffentlicht wurden, so müssen solche ungeziemende und unpassende Vorgänge auf den stillen Beobachter der hiesigen kirchlichen Zustände einen unerquicklichen Eindruck machen.

Ein evang. Frauen-Verein, dessen Zweck Unterstützung solcher Armen und Kranken, die von der allgemeinen Communal-Armenkasse

nicht berücksichtigt werden können, besonders Wöchnerinnen und armer Schulkinder wäre, soll hier in's Leben gerufen werden. Es wurden zu diesem Zwecke Statuten entworfen, und es wird demnächst die behördliche Genehmigung nachgesucht werden. Der Wirkungskreis desselben soll sich nur auf Wien und dessen nächste Umgebung erstrecken. Mitglieder sollen alle jene Frauen und Jungfrauen werden, welche einen jährlichen Beitrag von mindestens 1 fl. 20 kr. zahlen.

Die im griechischen Style erbaute schöne Kapelle in dem neuen evang. Friedhofe wird in wenigen Wochen eingeweiht werden. Bezeichnend ist die Grabschrift, die an M. G. Saphirs Ruhestätte zu lesen ist:

„Ich bin mir keiner Schuld bewußt,
Die in der Sterbestund' beengt die Brust;
Was ich im dunkeln Lebensgang
Geirrt, gefehlt mein Lebelang,
Vergeb mir Gott in Gnad' und Huld,
Denn Irrthum war es und nicht Schuld.“

Die Protestanten in Galizien.

Einf. hatte auf einer Reise durch Galizien hinlängliche Gelegenheit die kirchlichen Zustände der dortigen evangel. Gemeinden kennen zu lernen. Was er theils aus eigener Anschauung, theils aus den Mittheilungen sachkundiger Männer in Erfahrung gebracht, will er nun hier darzulegen suchen.

In der Oesterreichischen Monarchie gibt es gegenwärtig wohl kaum eine zweite Provinz, in welcher auf die Anforderungen der Zeit so wenig Rücksicht genommen wird, als in Galizien. In gar vielfacher Beziehung tritt uns da ein kümmerliches und unbehagliches Wesen entgegen, wie sonst in keinem andern Lande. Es ist noch immer nicht eine Verbindung durch die Eisenbahn mit der Hauptstadt des Kronlandes bewerkstelligt. Der Bau der Eisenbahn befindet sich gegenwärtig noch in der Nähe von Jaroslaw, mithin sind jetzt noch an 18 Stunden zurückzulegen, um Lemberg von der letzten Eisenbahnstation mittelst Eilwagen zu erreichen. — Die Landesbewohner, worunter viele Juden, sind träge und nachlässige Leute, die nicht mehr arbeiten, als es eben ihre dringlichsten Bedürfnisse erfordern, weßhalb auch die Edelleute bei nothwendiger Feldarbeit oftmals für theures Geld keine Arbeiter aufzufinden vermögen. Ihre ärmlichen Hütten bestehen aus Holz und Stroh und entbehren sogar eines Schornsteins, in Folge dessen der Rauch bei der niederen Hausthür herausqualmt.

Um einen besseren Geist in dieses Volk zu bringen, hatte Kaiser Joseph II. durch die bekannten Ansiedelungs-Patente von 1780 eine beträchtliche Anzahl Colonieen gestiftet, welche nunmehr von den eingewanderten Protestanten aus Schwaben und der Rheinpfalz bewohnt werden. Diese Einwanderer sollten ein Salz für die dortigen Bewohner werden, und es ist ihnen in dieser Absicht aus Staatsmitteln der eigene Heerd mit solcher Munificenz bereitet worden, daß sie bei ihrer Ankunft ein niedlich gebautes Haus sammt Einrichtung und Grundstücken vorfanden.

Durch die Niederlassung dieser Deutschen Colonisten sind die noch gegenwärtig bestehenden evang. Gemeinden in Galizien entstanden. Durch sie sollte Deutsches Element, Deutscher Fleiß und Deutsche Sitte in das vielfach verkümmerte Volk eingeführt werden. Diese hochherzigen Bestrebungen wurden aber nicht mit dem erwünschten Erfolge gekrönt, die große Masse blieb unempfänglich und das geringe

Häuflein wurde von deren übermächtigem Einflusse nach und nach erdrückt. Obschon die Colonisten ihre Nationalsitte in manchen Dingen zu bewahren und beizubehalten wußten, so geschah es doch im Laufe der Zeit, daß sie sich die Gewohnheiten des Landes aneigneten und der ursprüngliche Typus ihrer Nationalität mehr und mehr getrübt wurde. Es kann nicht geläugnet werden, daß dieser Zustand durch eine vielfach verkümmerte und vernachlässigte Seelsorge herbeigeführt worden ist. Wenn es erledigte Pfarrstellen gibt, die nach dem Verlaufe von sieben Jahren erst wieder besetzt wurden, so ist es leicht erklärlich, daß unlautere Elemente in die Gemeinde dringen und mannichfachen Schaden bringen mußten. So geschah es, daß bei Gelegenheit einer Kirchenvisitation in einer solchen Deutschen Colonisten-Gemeinde der Schullehrer die Volkshymne in polnischer Sprache durch die Schuljugend vortragen ließ, und daß andere bei der Wahl ihrer Geistlichen in jüngster Zeit auf die Kenntniß der polnischen Sprache besondere Rücksicht nehmen. Auch hat Ref. von einem Geistlichen Kenntniß erhalten, der der Deutschen Sprache so wenig mächtig war, daß er die gedruckten Predigten nur sehr fehlerhaft vorzulesen im Stande war. Wie mag es da um den Religions-Unterricht bei der Jugend gestanden haben?

Im Uebrigen befinden sich diese Gemeinden in äußerst dürftigen Verhältnissen und es kann mit vollem Rechte behauptet werden, daß der Nothstand unserer Kirche gerade in dieser Oesterreichischen Provinz am kläglichsten hervortritt. Eine Ausnahme hiervon bildet die Gemeinde in Lemberg, welche gegenwärtig unter der umsichtigen Leitung des Superint. A. Th. Haase im blühenden Zustande sich befindet. Nach dem Vermögens-Ausweise dieser Gemeinde für das Jahr 1858 hat diese einen Vermögensstand im Betrage von 47,403 Fl. in C.M. und in Realitäten im Werthe von 35,745 Fl. 16 Xr. ausgewiesen und in dem genannten Jahre eine Einnahme von 10,994 Fl. in C. M. gehabt. Bemerkenswerth ist es, daß ein kathol. Graf dieser Gemeinde das nahe liegende Gut Kulparkow im Werthe von 12,000 Fl. geschenkt hat und daß diese eifrige Gemeinde einen eigenen Prediger-Wittwen-Fonds besitzt. Das Kirchen- und Pfarrgebäude hat ein freundliches Aussehen, die Schule befindet sich im eigenen Gemeindehause und es sind nebst dem Diaconus noch drei Lehrer von der Gemeinde angestellt. — Die übrigen Gemeinden dagegen, die im Lande zerstreut und häufig in weiter Entfernung von einander liegen, bieten ein desto traurigeres Bild von Armuth und Verlassenheit dar. Die meisten Bethäuser sind aus Holz gebaut und befinden sich in so ärmlichem Zustande, daß sie einem Schuppen nicht unähnlich sind. Eben so dürftig ist die Gestalt jener armseligen Hütten, die den Predigern als Wohnungen angewiesen werden. Das hölzerne Bethaus in Bandrow ist im vorigen Jahre eingestürzt, und noch manche andere Gemeinde sieht sich in die unabweisliche Nothwendigkeit versetzt, ihre baufälligen kirchlichen Gebäude neu herzustellen. Die Pfarr-Dotationen sind so gering gestellt, daß sie mitunter die Geistlichen nur vor dem Hungertode schützen, und um dieses Looses willen wird sich ein fähiger Mann, wenn er nicht etwa von einem ungewöhnlichen Grade der Liebe Christi erfüllt ist, nicht entschließen in einem galizischen Dorfe — horribile dictu — fern von jeglicher Berührung mit der intelligenten Welt sein ganzes Leben zu verkümmern, er wird einer solchen freiwilligen Verbannung die bescheidenste Stellung in einer Stadt vorziehen, wo ihm seine Begabung doch immer seinen Lebensunterhalt verschafft,

während sein Geist und Herz nicht zum Darben verurtheilt ist. Darum fanden wir auch absolvirte Theologen, die, um solchem Loose zu entgehen, als tüchtige Geschäftsmänner sich fortzubringen suchen. Wir hörten von einem Pastor, der in einer K. K. Monturs-Commission gearbeitet hat, um sich in seiner kümmerlichen Existenz einigermaßen fortzuhelfen, und von einem anderen begabten Manne, der bei einem ganz kärglichen Einkommen das ihm anvertraute geistliche Amt mehr als Nebensache betrachtet und auf anderem Gebiete sich reichlichere Einkünfte und eine gesicherte Lebensstellung zu verschaffen sucht.

Die Schulen befinden sich ebenfalls in sehr schlechtem Zustande und entsprechen ihrem Zwecke wenig oder gar nicht. Die meisten Lehrerstellen sind in den Händen minder fähiger Individuen, welche diese Dorfschulen nur als Versorgungshaus für ihre alten Tage betrachten und die Deutschen Gemeinden durch herrschsüchtiges Gelüste zu polonisiren suchen. Von einem eingewanderten Maurergesellen hörten wir sagen, daß er, nachdem er durch längere Zeit als Schullehrer seinen Einfluß auf die Gemeinde geltend zu machen wußte, in Folge einer Audienz bei dem Kaiser Franz I. sogar die Pastorstelle erlangte, von welcher er aber späterhin abgesetzt worden ist.

Der innere Gehalt und sittliche Werth dieser Gemeinden hält ziemlich gleichen Schritt mit ihren äußeren Zuständen und Verhältnissen. Ohne die Namen der Personen und Ortschaften anführen zu wollen, erwähnen wir beispielsweise, daß eine Gemeinde, irre geleitet durch ihre Wortführer, den redlichen Bemühungen ihres würdigen Seelsorgers 17 Jahre hindurch den hartnäckigsten Widerstand geleistet und den traurigsten Streit mit ihm geführt hat, und daß eine andere Gemeinde dem auswärtigen Pastor, der die erledigte Pfarrstelle durch längere Zeit aus eigenen Mitteln substituirte, die beanspruchten Administrationsgebühren geradezu abgestritten hat. — Die Filialgemeinde in der Kreisstadt Stry hat sich in jüngster Zeit eine stattliche Kirche gebaut und möchte nun auch die größtmöglichen Opfer bringen das Pastorat in ihrer Mitte zu haben. Darüber entstand nun ein heftiger und leidenschaftlicher Streit mit der Muttergemeinde, die in dieses Begehren nicht einwilligen will und ohne Beihülfe der Filialgemeinde das neue Pastoratsgebäude doch nicht aufführen kann. — Gegenwärtig sind vier Pfarrstellen erledigt, für deren Wiederbesetzung keine besondere Fürsorge angewendet wird. Es ist auch nicht für eine provisorische Amtsverwaltung gesorgt worden, und eine nachbarliche Aushülfe bei einer 8- bis 12stündigen Entfernung kann nur sehr selten zu Stande gebracht werden. Die Stelle von Jaroszlaw wird dermalen ganz unbesetzt bleiben, wenn dieser kleinen und dürftigen Gemeinde keine Unterstützung aus Staatsmitteln zu Theil wird. Es wäre im hohen Grade wünschenswerth, daß dem kirchlichen Nothstande in Galizien kräftigst abgeholfen werde und daß sich nahe und ferne Freunde dieses verkümmerten Kirchenwesens von ganzem Herzen annehmen möchten! —

Schließlich können wir nicht unerwähnt lassen, daß in Galizien erst kürzlich zwei evang. Geistliche gestorben sind, die mit kath. Frauen verheirathet waren, und daß wir mithin das seltene Vergnügen hatten, kath. Pfarrerswittwen persönlich kennen zu lernen. Der eine dieser dahingeschiedenen Geistlichen, ein ehemaliger Militär, hatte die Gewohnheit, bei seinen Amtsfunctionen das Kanonenkreuz an den Talar zu heften. — Eine weitere Besprechung über die Zustände einzelner Gemeinden soll in baldiger Fortsetzung nachfolgen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 11. April. № 29.

Ist es denkbar, daß sich die Cultur des menschlichen Geschlechts aus thierischen Anfängen entwickelt habe?

Betrachtet man, ohne Rücksicht auf einen höheren Maßstab der menschlichen Dinge, den gegenwärtigen Zustand unserer Civilisation, und erwägt, welchen Aufschwung dieselbe namentlich im Laufe der wenigen letzten Jahrhunderte genommen, so könnte sich aus dem überschwellenden Gefühle „wie wir's (um mit dem Dichter zu reden) so herrlich weit gebracht" leicht die Vorstellung entwickeln, daß wir in rückläufiger Bewegung von diesen Höhen hinab bis in die fernen Jahrtausende vor uns auf Zustände treffen müßten, die überaus arm und dürftig, ja roh und thierisch gewesen wären. Und wirklich finden wir sowol im Alterthum als auch in der neueren Zeit grade in Epochen, wo die „Civilisation" zu einem besonders hohen Grade gelangt zu seyn meinte, wie im Augusteischen Zeitalter und in dem welches der französischen Revolution vorherging, namhafte Männer, die sich als Vertreter solcher Ansicht bekennen. So stellt es u. A. Horaz in der dritten Satire des ersten Buches mit plastischer Naivität als eine Thatsache hin, daß die Menschen anfänglich als ein „stummes und häßliches Vieh (mutum et turpe pecus)" aus der Erde hervorkrochen, daß sie um das Lager und die nährende Eichel zuerst mit Fäusten und Nägeln, dann mit Knütteln und zuletzt auch mit Waffen gekämpft, bis sie endlich, nach Erfindung der Sprache, zu schützenden Verträgen gelangten und so allmählich zu menschlichem Daseyn sich erhoben. Und genau dasselbe Bild von unserem Urzustande entwirft J. J. Rousseau in seiner Preisschrift vom Jahre 1753, so daß ihm Voltaire's Witz das Lob ertheilen durfte: „Nie hat jemand so viel Geist angewendet, um uns zu Bestien zu machen; lies't man Ihr Buch, so wandelt einem die Lust an auf allen Vieren zu laufen." — So sehr nun auch jene Ansicht von den thierischen Anfängen der menschlichen Cultur unserem natürlichen Stolze widerstreben möchte, so wunderlich es uns erscheinen darf, in jenem „Gewühl kämpfender Bestien" die Grundelemente etwa eines Marathonischen oder Perikleischen Zeitalters zu sehen, so ist es dennoch bekannt, daß jene Ansicht Rousseau's auch in Deutschland die lebendigste Zustimmung gefunden, daß sie bis auf unsere Zeit weite Kreise beherrscht, ja daß einer unserer edelsten Geister, Schiller, in seinen culturhistorischen Entwickelungen wiederholt von derselben Grundanschauung ausgeht. Es dürfte daher der Versuch wol als berechtigt auftreten, jene Ansicht von den „thierischen Anfängen der menschlichen Cultur" einer näheren Prüfung im Lichte der Vernunft und der Geschichte zu unterwerfen. —

Wir werden aber, um bei unserer Prüfung sicheren Schrittes vorzudringen, zuerst die Frage zur klaren Entscheidung zu bringen haben, wie diese Ansicht von den „thierischen Anfängen unserer Cultur" das Wesen des Menschen selbst auffasse: denn die Antwort hierauf ist uns in jenen Culturbildern noch nicht ausdrücklich gegeben. Es ist hier nur eine zwiefache Annahme möglich: entweder die, daß der Mensch von den übrigen Thieren sich nur nach dem Grade der Vollkommenheit unterscheide; oder die, daß der Unterschied zwischen dem Menschen und der Thierwelt ein specifischer sey d. h. das Wesen betreffe.

Gehen wir zunächst von der ersten Voraussetzung aus, so ist bei dieser der Mensch in der That, wir mögen uns wenden wie wir wollen, eben nichts anderes als ein Thier, gleich allen übrigen Thieren, nur mit dem Unterschiede, daß alle seine Fähigkeiten grösser und mehr entwickelt sind als die der übrigen, und er eben deshalb die erste Stufe unter ihnen einnimmt. Wir unterlassen es, bei Betrachtung dieser Vorstellung das natürliche Selbstgefühl aufzurufen, das denn doch wol gegen die Zumuthung, dem lasttragenden Langohr oder auch dem Orangutang so nahe Verwandtschaft einzuräumen, sich sträuben möchte: nur einen unauflöslichen Widerspruch wollen wir hervorheben, in welchen uns jene Annahme verwickelt. Ist nemlich der Mensch an sich nichts weiter als ein Thier, unterscheidet er sich seinem Wesen nach nicht von demselben: wie ist es gekommen, daß er allein sich über den thierischen Zustand hinaus entwickelt hat, daß er in der Entwickelung von Stufe zu Stufe fortgeschritten und endlich zu so hohem Grade der Cultur emporgestiegen ist, daß er die ganze übrige Thierwelt soweit hinter sich gelassen? — Denn die übrige Thierwelt hat die Grenzen, welche ihr im Anfang gesteckt waren, nie zu überschreiten vermocht; und sie befindet sich noch heute auf derselben Stufe, auf der wir sie schon vor Jahrtausenden sehen. Ihre Charaktere und ihre Fähigkeiten sind von Anfang an durch alle Jahrhunderte dieselben geblieben; auch nicht eine Spur von Weiterentwickelung nehmen wir irgendwo wahr: die Möglichkeit und die Thatsache der Entwickelung des Menschen wäre

also bei jener Annahme ein Räthsel, das völlig unauflösbar bleibt. —

Wenn aber der Mensch nicht das nur zur höchsten Vollkommenheit gelangte Thier ist, wenn er mit dem Thier nicht seiner inneren Natur nach einer Gemeinschaft angehört, so muß er auch seinem eigensten Wesen nach vom Thiere verschieden seyn, und zwar also, daß er den Thieren nicht nur überlegen, sondern von ihnen seinem innersten Kerne nach getrennt ist. Ist aber der Mensch überhaupt dem Wesen und der Art nach vom Thiere verschieden, so muß er es auch von Anfang seiner Entwickelung an gewesen seyn, so müssen auch seit seinem ersten Daseyn Keime in ihm gepflanzt seyn, die mit der Thierwelt nichts gemein haben. Diese Keime erforderten dann aber auch von Anfang an andere Bedingungen, andere Gesetze zu ihrer Entfaltung als die der Thiere. Die Gesetze aber, unter denen allein der Mensch mit Menschen zu leben und ein ihm gemäßes Daseyn herauszugestalten vermag, sind sittlicher und nicht physischer Art, welchen letzteren allein die Thierwelt unterworfen ist. Sittliche Gesetze bedingen die Entwickelung sowol des Einzelnen als der gesammten Menschheit; jedes Zusammenleben, jede Gemeinschaft, jede Cultur ist nur unter diesen Gesetzen möglich: also auch von Anbeginn an mußte der Mensch, seinem innersten Wesen nach, an diese sittlichen Gesetze gebunden seyn.

Wenn wir nun aber wahrnehmen, welche unheilvollen Wirkungen jede Verletzung der sittlichen Ordnungen und Gesetze unabwendbar nach sich zieht: wenn wir sehen, was aus einem Kinde wird, wenn es ohne Vaterhaus, ohne Elternliebe, ohne Erziehung nur sich selbst und seinem eigenen ungebundenen Willen überlassen bleibt, wie schnell da Zügellosigkeit und Verwilderung um sich greifen; wenn wir sehen, wie bei der Nichtachtung der sittlichen Gesetze kein Ehebund, kein Familienwesen bestehen kann, und beide nur durch die sittliche Reinheit der einzelnen Glieder aufrecht erhalten werden; wenn es sich endlich herausstellt, wie jedes Staatswesen in sich selbst zusammenbricht, in welchem nur noch niederer Egoismus und rohe Gewalt die herrschenden Mächte sind statt der willigen Unterordnung und des gemeinsamen Strebens nach einem höheren Ziele — wenn also, sagen wir, jede Uebertretung der sittlichen Ordnungen unabwendlich zur Verschlimmerung und Zerstörung der menschlichen Verhältnisse führt: wie soll es denkbar seyn, daß aus einem Urzustande Horazischer oder Rousseau'scher Art, der mit allen sittlichen Gesetzen im grellsten und schneidendsten Widerspruch steht, sich jemals und auf irgend eine Weise ein Zustand von Cultur habe entwickeln können? Aus der Roheit thierischer, wahlfreier Wollust Ehen und Familien? Aus verstoßenen und verlaufenen Kindern kernhafte Jünglinge und Männer? Aus der Gier des niedrigsten Egoismus ein Zustand freier und williger Unterordnung?! — —

Es tritt uns aber ferner als geschichtliche Thatsache entgegen nicht nur bei einzelnen edleren Geistern des classischen Alterthums, wie bei einem Plato, dessen gesammte Philosophie ein religiöser Hauch durchweht, sondern bei allen hervorragenden Culturvölkern des Menschengeschlechts, den Griechen, Römern, Germanen, daß ihr innerstes Sinnen und Denken von einem Zuge zur Gottheit durchdrungen ist, und zwar um so tiefer und lebendiger, je weiter wir ihr Leben bis zu den Anfängen ihrer uns zugänglichen Geschichte verfolgen. Wir erinnern nur an die Gesänge des Homer und Hesiod, an das Cärimonienwesen der Römer, an die Lieder der Edda, um der Mythologie der Inder und der anderen Ueberlieferungen des Orients nicht zu gedenken. Vor jeder bedeutenden Handlung, vor jeder wichtigen Unternehmung werden die Götter um Schutz und Beistand angerufen, und Opfer der Sühne oder des Dankes bilden einen Hauptbestandtheil des häuslichen wie des öffentlichen Lebens. Darf es nach dieser Thatsache eine Willkür genannt werden, wenn wir behaupten, daß das Gefühl der Abhängigkeit von Gott, der Zug zur Gottheit als ein charakteristischer und wesentlicher, ja als der Grundzug aller wahren Culturvölker sich darstellt? — Tritt aber dieser Grundzug der edelsten Repräsentanten des menschlichen Geschlechts um so energischer und eigenthümlicher hervor, je näher die Völker den Anfängen der uns überlieferten Geschichte stehen: wie soll man es denkbar finden, daß diesen ältesten Zeiten ein Zustand vorangegangen sey, dessen charakteristisches Merkmal es wäre, aller und jeder religiösen Beziehung und Regung baar zu seyn d. h. ein thierischer? — Der geschichtlich erkennbare Urzustand jener Völker bliebe bei der Annahme thierischer Anfänge durchaus unerklärlich, wollten wir auch den Urerinnerungen jener Völker selbst keine Rechnung tragen, die in die Anfänge ihres Daseyns fast einstimmig ein sogenanntes goldenes Zeitalter setzen, da die Götter mit den Menschen in freundlichem Verkehre lebten, und welches den Menschen nur darum verloren ging, weil sie sich desselben unwürdig machten. —

Aber nicht nur Vernunftschlüsse, sondern auch die Thatsachen der Culturgeschichte aller welthistorisch bedeutenden Völker widerstreben jener Ansicht von den dürftigen und thierischen Anfängen unseres Geschlechts. Hören wir zunächst die ältesten uns vernehmbaren Zeugen menschlicher Cultur selbst: wie sprechen sie von den Geschlechtern, die ihnen vorangegangen? Sind es etwa thierische Erscheinungen, auf welche Homer mit seinem: οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν zurückblickt? Ist es nicht eine Welt von Heroen, in denen sowol das Griechische Nationalepos als das der Deutschen die geistige Urgeschichte der Nation zu ewiger Erinnerung verkörpert hat?

Und nun diese ältesten Denkmale der geistigen Cultur selbst, zeigen sie sich etwa, gegen die Schöpfungen späterer Zeitalter gehalten, arm und dürftig? Oder entfaltet nicht im Gegentheil Homer in Sprache und Inhalt einen Reichthum und eine Fülle, von der alle folgenden Jahrhunderte seiner Nation gezehrt haben, so daß noch in den spätesten Zeiten des Griechenthums Dichter und Philosophen auf ihn mit dankbarer Bewunderung zurückblicken und ihn als einen göttlichen Okeanos bezeichnen, aus dem alle Ströme und Bäche nachmaliger

riechischer Cultur ihren Ursprung genommen? Und ebenso
s Urbild Deutscher Heldenzeit, das Lied der Nibelungen.
reilich „Civilisation" im modernen Sinne finden wir hier nicht.
ber welch eine Welt voll des reichsten Lebens! Spiegelt es
icht allen Geschlechtern der Nachwelt die edelsten Grundzüge
es Deutschen Nationalgeistes: Ernst, Wahrhaftigkeit, Freiheits-
efühl, keusche Zucht und Sitte, Familiensinn und vor allem
ne Mannentreue, die todesmuthig auch das Höchste und Herr-
chste hinzuopfern bereit ist, um sich unverletzt zu bewahren? —
nd trotz aller Fortschritte der Gegenwart, betrachten wir nicht
mmer noch mit Staunen und Bewunderung die Reste der Bau-
erke jener alten Völker des Morgenlandes, deren Culturepoche
is in die frühesten Zeiten aller Geschichte hinaufreicht? —
Wie wäre alles dieses erklärlich, wenn die Cultur des mensch-
chen Geschlechts in einem allmählich fortschreitenden
Naturprozesse aus „thierischen Anfängen" sich ent-
ickelt hätte? — —

Aber, wird man uns vielleicht mit Schiller*) einwerfen,
as Bild jener Völker, die Seefahrer erst in unseren Jahrhun-
erten entdeckten, die fern von aller Verbindung mit der civili-
irten Welt noch heute in einem Zustande der Roheit, der gänz-
ichen Wildheit leben — sind sie nicht der klarste, schlagendste
Beweis von der Richtigkeit jener oben bestrittenen Ansicht? Zei-
en sie uns denn nicht thatsächlich den Menschen noch in den
rsten, niedrigsten Anfängen seiner Cultur? — — Aber, so er-
auben wir uns darauf zu erwidern, wer hat uns denn je be-
iesen, daß diese sogenannten Wilden die „Anfänge" mensch-
icher Cultur repräsentiren? Und wer, fragen wir ferner, hat
e den geschichtlichen Nachweis geliefert, daß auch nur einer
ener in Roheit und Verwilderung betroffenen Stämme seitdem
urch sich selbst zu einer höheren Cultur sich entwickelt und
rhoben habe? Vielmehr sind nicht wenige dieser Stämme, sich
elbst überlassen, zu immer tieferer Roheit hinabgesunken, haben
ich unter einander in blutigen Kämpfen aufgerieben, und sind
nach und nach gänzlich vom Schauplatz der Geschichte ver-
chwunden: nur die erlösende Macht des Evangeliums hat solche
Stämme sittlich zu erretten und damit auch einer Culturent-
wickelung zurückzugeben vermocht. Diese Völker also, zersprengt
und losgerissen von dem Verbande der übrigen Culturwelt, zei-
gen uns die menschliche Entwickelung nicht in ihren Ursprüngen,
ondern in dem Zustande ihres äußersten Verfalles, und
grade sie sind der thatsächliche Beweis, daß wenn das Men-
chengeschlecht in seinem Urzustande mit solchen An-
fängen begonnen hätte, es niemals auf Erden zu
irgend einer Cultur gekommen wäre. —

Und nun zum Schluß dieser schwachen menschlichen Be-
trachtungen noch eine Stimme anderer Art. Sie lautet: „Und
GOtt schuf den Menschen Ihm zum Bilde, zum Bilde
GOttes schuf er ihn; und Er schuf sie als Mann und
Weib. Und hat gemacht, daß von Einem Blut aller Menschen

*) Acad. Antrittsrede von 1789.

Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt, zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen; daß sie den HErrn suchen sollten, ob sie doch Ihn fühlen und finden möchten. Und zwar Er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns: denn in IHM leben, weben und sind wir" *).

Die neuesten Erweckungen in Amerika und Irland.

Vortrag auf Veranlassung des Evang. Vereins in Berlin gehalten.

Im August des Jahres 1857 befand sich eines Tages in der Mittagsstunde ein Mann, einsam auf seinen Knieen vor Gott liegend, im obern Saal der Capelle der holländisch-reformirten Gemeinde in der Fulton-Straße zu New-York. Es war der Kaufmann Camphier, der seit einiger Zeit sich als Stadtmissionar in den Dienst der genannten Kirche gestellt hatte. Getrieben von glühendem Eifer, dem Herrn Seelen zu gewinnen, machte er seinem Berufe gemäß Hausbesuche in den verwahrlosetsten Quartieren der Stadt und pflegte in der Mittagsstunde an jenem Ort von seiner Arbeit auszuruhen und sich vor dem Angesichte des Herrn zu sammeln. Seine Bemühungen waren bereits reichlich gesegnet worden; aber im Hinblick auf die allgemein herrschende Entfremdung vom göttlichen Wort sann er, wie so manche andere ernste Christen, auf neue Mittel, um auf die in irdischen Sinn versunkenen Massen einzuwirken und ihnen die ewigen Güter nahe zu bringen. Da kam er auf den Gedanken, solche Augenblicke der Sammlung, wie er sie jeden Mittag genoß, möchten auch Andern, besonders Leuten aus dem vielbeschäftigten und unter dem Drohen der unglückseligen Finanzkrisis damals so tiefbekümmerten Kaufmannsstande wohlthun. Alsbald traf er seine Anstalten. Durch öffentliche Anschläge ward zu Gebetsversammlungen in jenem Local eingeladen. Gesang, Gebet, kurze Ansprachen, keine über 5 Minuten dauernd, mit Ermahnung und Mittheilung christlicher Erfahrungen, sollten den Inhalt bilden, der Zutritt Jedermann frei stehen, sowie das Recht, öffentlich zu sprechen, Niemand aber gebunden sein, die Stunde über zu bleiben, vielmehr Jeder kommen und gehen nach Belieben; Streitigkeiten über Glaubensfragen wurden ausgeschlossen. Am 23. September ward die Thür aufgethan zur ersten Versammlung. Der Missionar stand auf seinem Posten und harrte. Nach einer halben Stunde hörte er einen einzelnen Mann die Treppe heraufkommen, bald nachher erscheint ein zweiter, dann ein dritter, ein vierter und noch ein fünfter: diese sechs, unter ihnen ein Presbyterianer, ein Congregationalist, ein Holländisch-Reformirter und ein Baptist, bildeten die erste Gebetsversammlung, und der Herr war in ihrer Mitte. Zum zweiten Mal, acht Tage darauf, stellten sich 20,

*) Gen. 1, 27. A. G. 17, 26—28.

zum dritten Mal 40 Personen ein. Von nun an hielt man die Gebetsstunden täglich unter gewaltig anwachsendem Zudrang. Bald entstanden neue Versammlungen in anderen Locales, in Kirchen, in Wirthshäusern, so daß im Anfang des Jahres 1858 in New-York allein ihrer 150 waren. Ein Geist des Gebetes schien wunderbar über die ganze Bevölkerung ausgegossen zu sein, während das Ungewitter der Handelskrisis, das inzwischen sich mit furchtbaren Schlägen entladen hatte, den Boden lockerte. Wie bei einem großen Prairie-Brande verbreitete sich das Feuer mit reißender Geschwindigkeit über weite Strecken des Landes, und merkwürdig, daß gleichzeitig auch Schiffsmannschaften mitten auf dem Meere, ohne von den Vorgängen auf dem Festlande die geringste Kenntniß zu haben, eine gleiche Erweckung erfuhren. — Tausende aus allen Ständen, Fischer, Seeleute, Schauspieler, Wirthe, Aerzte, Rechtsgelehrte, Zeitungsredactoren ꝛc. bekannten öffentlich, in jenen Versammlungen den Herrn gefunden zu haben. Da hört man von Kaufleuten, die unrecht erworbenes Gut erstatten, Diebe bringen das Gestohlene zurück, Branntweinhändler geben ihren einträglichen Handel auf. Der Opfergeist ist so groß, daß trotz der Handelskrisis die Beiträge zur Ausbreitung des Reiches Gottes reichlicher als je zuvor fließen, und viele von der Liebe Christi gedrungen werden, sich selbst dem Dienst des Evangeliums zu widmen.

Auf die Kunde von diesen Amerikanischen Vorgängen bricht in Irland ein ähnliches Feuer, nachdem es seit 1856 bereits im Stillen geglommen hatte, in helle Flammen aus. In ähnlichen Versammlungen, die mitunter bis zu ungeheuerlicher Größe anschwellen, gelangen Hunderte und Tausende zu einem neuen Leben aus Gott. Manche werden in ihrer Sündennoth beim Blick auf die drohende Verdammniß so tief erschüttert, daß sie in Ohnmacht fallen, krampfhafte Zuckungen und nervöse Zufälle bekommen, dann aber gewöhnlich bald Friede und Freude im heiligen Geist erlangen und mit freudestrahlendem Angesicht den Herrn preisen. Auch viele Kinder werden vom Geiste Gottes ergriffen: Knaben von 12 Jahren hört man mit Salbung beten. Ungebildete Leute erlangen eine gelehrte Zunge, von Christo zu zeugen. In einer einzigen Gemeinde werden 160 junge Männer, bisher ohne jede Spur lebendigen Glaubens, Gehülfen des Predigers als Sonntagsschulhalter, Tractat- und Bibelverbreiter oder Vorleser. Trunkenbolde, Flucher, Lügner, Diebe, schlechte Gatten und Väter sind umgewandelt. Einem Geschwornengericht lag nur ein einziger Fall zur Beurtheilung vor. Schauspieler müssen eine Landstadt verlassen, weil sie keine Zuhörer finden. Schenken werden geschlossen. In Werkstätten und Fabriken hört man Lieder zum Lobe Gottes erschallen. In der großen Stadt Belfast (von mehr als 68000 Einwohnern) kann ein Ball nicht zu Stande kommen, weil die Leute keine Eintrittskarten lösen. Die Erweckung ist der stehende Gegenstand der Unterredung an allen öffentlichen Orten, und die Zeitungen bekommen die meisten Abonnenten, welche am meisten davon erzählen. — Auch in Schottland und England, namentlich in der Landschaft Wales, geben sich ähnliche Regungen kund. Auch da dringen Tausende vom Tode zum Leben hindurch. In Glasgow wurde die Erweckung besonders durch einen in Irland erweckten Knaben unter der Jugend vorbereitet und durch einen Prediger weiter geführt. In den Kohlenbergwerken von Staffordshire predigt ein Köhler gewaltig. Und noch immer dauert die Bewegung fort in Amerika, wie in Irland.

Nach diesen vielseitig bestätigten Nachrichten kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß neben manchem mit untermischtem Unkraut bei jenen umfangreichen geistlichen Ernten doch reiche Garben guten Waizens gewonnen und in die himmlischen Scheuern eingebracht seien. Waizen und Unkraut aber genau von einander zu sondern und etwa die Zahl der wahren und der nur scheinbaren Bekehrungen gegen einander abzuschätzen: das kann, wie wir sogleich vorab erklären, unsere Aufgabe unmöglich sein. Vermag dies doch ein Menschenauge überhaupt nicht, geschweige wir, denen der Schauplatz der Ereignisse so fern liegt. In dieser Hinsicht begnügen wir uns mit jenem allgemeinen Eindruck, zu dem auch noch der Umstand gehört, daß, obwohl die Bewegung nicht von einer bestimmten hervorragenden Persönlichkeit getragen wird, es doch nicht an geeigneten Männern zu fehlen scheint, von denen man sich für sie eine heilsame weitere Pflege versprechen darf. Hienach muß es ja wohl bei jedem Freunde des Reiches Gottes lebhaftes Interesse und hohe Freude erwecken, wenn in einem Lande, wo die entgegengesetztesten Elemente wild durcheinander gähren, und die öffentliche Gewalt um die religiösen Angelegenheiten sich grundsätzlich nicht kümmert, ein so mächtiges Rauschen des heil. Geistes entsteht und dem Herrn Kinder geboren werden, wie der Thau aus der Morgenröthe. Ja, ich achte, wir haben jenen Thatsachen gegenüber Anlaß genug, unser Haupt in Scham zu verhüllen, wenn wir trotz vieler Vorzüge, die wir vor jenem Lande kirchlichen Wirrsals noch voraus haben, trotz unserer gründlichen Theologie, trotz unserer landeskirchlichen und christlichen Staats-Institutionen, kaum eine verhältnißmäßig ebenso große Zahl lebendiger Christen besitzen und auch bei diesen kaum der gleiche Muth zu finden ist und die gleiche Regsamkeit im Kampfe gegen die antichristliche Strömung des Zeitgeistes, die Gemeinden aber in nur zu weiten Strecken die Gestalt von vermoderten Bethesda-Teichen und von Feldern voller Todtengebeine darbieten.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 14. April. № 30.

Die neuesten Erweckungen in Amerika und Irland.

(Fortsetzung.)

Ist nun die Kirche der Leib Christi, an welchem, so ein Glied wird herrlich gehalten, sich die anderen Glieder mit freuen sollen, so wird ja sicherlich der Geistesregen über Nordamerika und Irland auch uns zu Gute kommen, wenn wir den Segen nicht hindern. Allerdings wird man bei nüchternem Urtheil nicht darauf ausgehen können, jene Erweckungen in ihrer ganzen Art, wonach sie ein durchaus fremdländisches Gewächs sind, auf unsern heimischen Boden ohne Weiteres zu verpflanzen. Vielmehr liegt es uns zunächst ob, die eigenthümlichen Charakterzüge jener Bewegung, wie sie sich unter den obwaltenden confessionellen, nationalen und kirchlich-politischen Einflüssen ausgeprägt haben, genauer zu erforschen und im vergleichenden Hinblick auf unsere Zustände uns über die eigenen Aufgaben um so klarer zu orientiren. Und als ein Versuch, zur Lösung dieser Fragen einen geringen Beitrag zu liefern, möchte der nachfolgende Vortrag angesehen sein.

Zur Würdigung der in Rede stehenden Vorgänge müssen wir vor allen Dingen bedenken, daß wir keine für den dortigen Boden außergewöhnliche Erscheinung vor uns haben. Amerika ist das Land der Erweckungen. Aehnliche Erregungen haben in den Zwischenpausen von 20 bis 30 Jahren, schon seit Jahrhunderten, schon seit der ersten Niederlassung der puritanischen Pilgerväter in Neu-England, die protestantische Bevölkerung durchzittert. Der berühmte Prediger Jonathan Edwards erzählt, daß sein Großvater, einer seiner Amtsvorgänger an der Kirche zu Northampton in Massachusetts, während eines vierzigjährigen Zeitraums durch fünf Erscheinungen dieser Art beglückt worden sei, und auch sein Vater habe 4 oder 5 ähnliche Perioden der „Erfrischung aus der Höhe" unter den Gliedern seiner Gemeinde erlebt, viele andere Geistliche jener Zeit desgleichen. Bis zum Jahr 1735 trugen diese Neubelebungen mehr einen stillen friedlichen Charakter, beschränkten sich auch meist auf geringe Territorien, gewöhnlich auf eine einzige Gemeinde. Seit dem genannten Jahre aber, wo unter der mächtigen Predigt des erwähnten Edwards in Northampton und Umgegend eine gewaltige Erweckung erfolgte*), und namentlich unter dem energischen Vorgehen des Methodismus seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nimmt die Bewegung eine merklich veränderte Gestalt an, sie wird aufgeregter, stürmischer, durchzuckt wie mit einem

---

*) Einen ausführlichen Bericht über diese Erweckung von Edwards übersetzte und veröffentlichte der rühmlichst bekannte Abt Joh. Ad. Steinmetz zu Kloster Berge bei Magdeburg im Jahre 1738. (Die Schrift ist so eben auf Veranlassung des Dr. Marriott in Basel in neuer Auflage erschienen.) Die Vorrede, womit Steinmetz diesen Bericht begleitet, ist interessant, sofern man daraus die Stellung erkennt, welche der Pietismus zu jenen Erweckungen einnahm. Es heißt dort in dieser Beziehung: „Sollte sich etwa Jemand darüber aufhalten, daß ich kein Bedenken getragen, dasjenige, was in einer Kirche geschehen, die von der unsern in manchen Lehrsätzen verschieden ist, ein herrliches Werk Gottes zu heißen und mit Freuden kund zu machen, der wisse, daß, ob ich wohl von Herzen der Wahrheit zugethan bin und bleibe, welche in unsern symbolischen Büchern nach Gottes Wort festgestellt ist, ich mich doch schämen würde, den großen Gott und Heiland mit seiner allgemeinen Gnade in gewisse Gränzen einzuschließen. Hiernächst ist zu ersehen, daß Gott dieses Werk hauptsächlich angefangen und fortgesetzt durch solche Wahrheiten, welche der gesammten Protestantischen Kirche gemeinsam sind.... Hat Gott unserer Kirche die Gnade gethan, in einem und anderm Punkte dem Worte Gottes gemäßer zu lehren, als andere, wofür sein Name gelobet sei! o so lasse man solche Wahrheit auch zu ihrer Kraft gedeihen. Man begnüge sich nicht mit dem bloßen Schreien: hier ist des Herrn Tempel! sondern, wenn man in dieser Schrift lesen wird, wie die Gemeinden in dem entlegenen Amerika dem Herrn zufallen, ob sie gleich die Einsicht in die große und unendliche Ausbreitung der Gnade und des Verdienstes Christi nicht haben, die wir besitzen, so forsche man fein, ob man auch gesucht habe, dessen wirklich theilhaftig zu werden, was wir als allgemein erkennen." (Die Lehre von der absoluten Prädestination, der Edwards ergeben war und die hier Steinmetz besonders im Sinne hat, ist in der Gegenwart mehr in den Hintergrund getreten.) Steinmetz bemerkt noch: „Man fasse überhaupt zum voraus, daß, wenn man auch in den besonderen Führungen mancher Seele nichts findet, was dem göttlichen Wort entgegen ist, man sich doch nicht selbst danach formen, sondern der weisen Gnade des Herrn überlassen müsse, wie er uns führen und leiten wolle. Dazu aber können dergleichen Beispiele, wie sie in unserer Schrift vorkommen, heilsamlich dienen, daß man aus ihrem Schaden und Vergehen klug werde, sich durch ihre Treue ermuntern und durch den Sieg, den sie bei redlichem Kampf erreicht, dem Kleinod nachzuringen, muthig machen lasse."

elektrischen Schlage größere Massen auf einmal, wird oft künstlich hervorgerufen durch methodistische Bearbeitung sogenannter Erweckungsprediger, und unter Anwendung äußerlich erregender Maßregeln. Doch begegnen wir auch immer wieder evangelisch besonnenen Männern, welche, das menschliche Beiwerk klar erkennend, die aufgeregten Wogen in das Bett einer geordneten segensreichen Entwicklung zu leiten bemüht sind. Namentlich fehlen sie nicht bei der großen Erweckung, die nach den unruhigen Kriegszeiten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, im Jahr 1797 von Connecticut in Massachusetts ausging und sich über einen 600 Meilen langen Landstrich ausdehnte. Sie fehlen auch nicht bei den außerordentlichen Geistesausgießungen, die das Yale-Collegium, ein Predigerseminar in Kentucky erfuhr, und deren man im Ganzen 16 zählt innerhalb der ersten 40 Jahre dieses Jahrhunderts. Und was die neueste Erweckung anlangt, so ist der ihr aufgeprägte Stempel größerer Reinheit im Vergleich mit früheren wohl unverkennbar. Manche wollen schon aus der veränderten Bezeichnung ein günstiges Vorurtheil entnehmen: während man nämlich sonst von awakenings sprach (von Erweckungen), ist in neuerer Zeit der Name revivals (Neubelebung) in Brauch gekommen; wir lassen indessen dahin gestellt, ob hieraus tiefer gehende Schlüsse zu ziehen seien. Jedenfalls erhellt aus dem bisher Gesagten, daß, wie ein Nordamerikanischer Schriftsteller selbst (Robert Baird Kirchen-Gesch. von Nord-Amerika, deutsch von Brandes I. S. 529) sich ausdrückt, die Erweckungen „ein constituirender Theil des dortigen Religions-Systemes" geworden seien.

Werfen wir nun von hier aus einen Blick auf unser Heimathsland zurück, so sehen wir uns wie in eine andere Welt versetzt. Auch die Evangelische Kirche Deutschlands hat ihre außerordentlichen Erweckungen erfahren, aber es sind deren in viertehalbhundert Jahren, seit dem Anfang ihres Bestehens, nicht mehr als drei gewesen, die erste zur Zeit der Reformation, deren gesegnete Saaten unter den Greueln des dreißigjährigen Krieges verwüstet wurden, die zweite durch den Spenerschen Pietismus, vom Ende des 17. bis tief ins 18. Jahrhundert hinein, wo er, in sich selbst matt und siech geworden, dem Andrang des Nationalismus erlag, und in der dritten Neubelebungsperiode, die seit den französischen Revolutions- und deutschen Freiheits-Kriegen datirt, stehen wir noch heut. Diese Erweckungen gehen mithin nach einem gemesseneren, großartigeren Rhythmus vor sich, sie tragen die Züge tiefer geistiger Arbeiten an sich, sie haben jede ihre eigenthümlich bestimmte welt- und kirchengeschichtliche Signatur, während in Amerika bei aller Buntfarbigkeit und Beweglichkeit doch in auffallender Monotonie die gleichen Grundzüge sich immer wiederholen, sie nehmen endlich einen mehr stetigen, ruhigen und sauerteigartigen Verlauf, so daß massenhafte, epidemienartig über einen größeren District sich plötzlich verbreitende Bekehrungen niemals vorgekommen sind — bis auf eine einzige Ausnahme.

Ueber diese Ausnahme sei es erlaubt, eine kurze Mittheilung einzuschalten, da die Sache nicht ohne Interesse sein dürfte. Ich habe hiebei nämlich eine merkwürdige Kindererweckung im Sinne, die sich in der pietistischen Periode im Winter von 1707 zu 1708 in Schlesien ereignet hat. Der schwedische König Carl XII. hatte nämlich nach glücklichen Heereszügen, die ihn auch durch jene Provinz führten, am 1. September 1707 mit dem Kaiser Joseph I. die Altranstädter Convention abgeschlossen, in Folge deren viele Gotteshäuser, die den Evangelischen entrissen waren, diesen zurückgegeben, sowie auch die Erlaubniß zum Bau mehrerer neuer Kirchen ertheilt wurde. Hierüber bemächtigte sich der Gemeinden eine festlich erhöhte Stimmung, die sich theils in fröhlichem Lob und Preise Gottes äußerte, theils aber in um so tieferem Schmerzgefühle und Mitleid mit den vielen Glaubensgenossen, die der gleichen Wohlthat geordneter Gottesdienste immer noch beraubt blieben. Aus solcher Stimmung heraus entstand jene Bewegung unter der schlesischen Jugend, die im Spätherbste des Jahres in der Gegend von Sprottau begann, sich schnell, wie der alte Geschichtschreiber sagt, „schneller als des Vogels Flug", über weite Strecken des Landes, nach Freistadt, Beuthen, Sagan, Glogau bis nach Fraustadt in Polen, Bunzlau, Liegnitz, Breslau, Hirschberg und dem ganzen Riesengebirge verbreitete, allmählig wieder abnahm, und im Lauf des Monats März gänzlich aufhörte. Kinder von 5 Jahren an bis zu 14 Jahren hielten nämlich, und zwar ohne Anregung Seitens Erwachsener, mehrere Male des Tages eine Gebetsversammlung im Freien, wobei wohl die Feldgottesdienste der schwedischen Soldaten als äußerliches Vorbild dienten. Paarweise an der Hand sich fassend, Knaben und Mädchen gesondert, zogen sie zum Ort hinaus, stellten sich auf einer Wiese oder sonst auf einem freien Platz im Kreise in ein, zwei, auch drei Reihen auf, oder warfen sich alsbald auf ihre Kniee. Ein eigens dazu von ihnen erwählter Knabe stimmte ein Lied an, dann ward ein Psalm gelesen, hierauf folgte wieder Gesang und dann das eigentliche Gebet, entweder ein gelesenes oder an vielen Orten ein von dem kleinen Vorbeter frei aus dem Herzen gesprochenes, abermals Gesang, Vaterunser und Segensspruch. Einige noch aufbewahrte Gebete sind gesalbt vom Geist tiefer Inbrunst und biblischer Einfalt. Die Sache machte großes Aufsehen im ganzen Lande, und die Urtheile darüber gingen begreiflicher Weise weit auseinander. Zu leugnen ist nicht, daß manche bedenkliche Uebelstände dabei hervortraten, namentlich Eitelkeit und Ehrgeiz bei älteren Knaben und deren Eltern sich mit einmischten, andererseits aber erhielt man von dieser Bewegung in weiten Kreisen den tiefen Eindruck, daß es ein Werk des heiligen Geistes, daß es ein Zeichen vom Herrn sei und eine Weckstimme zur Buße in böser Zeit. Und was die Hauptsache ist, an den Kindern selbst ließen sich ächte und dauernde Segensfrüchte verspüren. Das evangelische Volk Schlesiens hat jene Erweckung der Betekinder lange Zeit hindurch in gesegnetem Andenken getragen und bis auf den heutigen Tag soll sich noch hie und da eine dunkle Erinnerung an jene Wintertage erhalten haben, die durch der Unmündigen Zeugniß erwärmt wurden.

Außer diesem vereinzelten Beispiel einer massenhaften religiösen Erhebung aus der pietistischen Zeit, die — was als charakteristisch wohl zu bemerken — sich auch nur auf das noch unentwickelte jugendliche Alter erstreckte, findet sich in Deutschen Landen keine ähnliche Erscheinung, wenigstens keine von irgend erheblichem Umfang, weder in der reformatorischen, noch in der neueren Erweckungsperiode. In diesen beiden ist, was gleichfalls wohl zu beachten und worüber viel zu sagen wäre, die Epidemie einer plötzlichen und massenhaften Geistes-Entzündung nur bei den dämonischen Zerrbildern zum Vorschein gekommen, wie die reformatorische Erweckung in dem Bauernaufstand v. 1525 und die neuere Erweckung namentlich im Völkerfrühling von 1848 erlebt hat. In dem ruhig fortschreitenden Gang der religiösen Neubelebung bei uns und im aufgeregten Erweckungswesen Amerika's spiegelt sich eben die zwischen Deutscher und Amerikanischer Art im Ganzen obwaltende Verschiedenheit. Die Pendelschwingungen im Räderwerk des öffentlichen und darum auch des kirchlichen Lebens müssen hier und dort ein abweichendes Tempo annehmen. Um dies näher zu erhärten, wird es nöthig sein, den eigenthümlichen Geistesboden, auf dem die Erweckungen sich bewegen, zu untersuchen und wir müssen daher wenigstens mit einigen Bemerkungen in eine Analyse der hierbei wirksamen Factoren eingehen, des confessionellen, des nationalen und des kirchlich-politischen.

Unter der protestantischen Bevölkerung von Nord-Amerika behauptet bekanntlich die Reformirte Kirche — sowohl der äußeren Ausdehnung als der inneren Geistesmacht nach — so sehr das entschiedene Uebergewicht, daß auch die lutherischen Gemeinden im Wesentlichen ihr Gepräge tragen; wie umgekehrt die Reformirte Kirche bei uns so tief von lutherischen Elementen durchdrungen ist, daß allerdings Vieles, was zur Charakterisirung jener überhaupt zu sagen, auf die deutsche Reformirte Kirche keine Anwendung erleidet. Beide Kirchen sind oft mit den Schwestern Martha und Maria verglichen. Die Reformirte ist die Kirche der praktisch-nüchternen Verständigkeit, der ernsten Scheu vor der heiligen Majestät Gottes, der straffen Disciplin, der größeren Beweglichkeit im Gemeindeleben, der aggressiven Thätigkeit, womit sie missionirend und organisirend in die Verhältnisse der Welt eingreift; die Lutherische dagegen die Kirche der mystischen Versenkung in Gott, der stillen Anbetungsfeier, des beschaulichen Sinnens und tieferen Grabens in den Schätzen seines Wortes. — Die Reformirte Kirche scheidet schroff zwischen Wiedergebornen und Unwiedergebornen, dringt mit besonderem Nachdruck auf persönliches individuelles Christenthum und will das kirchliche Leben immer wieder unmittelbar aus der heiligen Schrift neu heraus gestalten, ohne sich viel um Tradition und geschichtliche Vermittelungen zu kümmern, während die Lutherische Kirche den geschichtlichen Kirchenbestand mit möglichster Treue conservirt und ihn nur nach Gottes Wort reinigt. Diese offen hervortretenden Unterschiede haben natürlich ihre tieferen

Wurzeln, denen wir hier nicht weiter nachzuspüren brauchen. Nur auf Einen Punkt möchte ich aufmerksam machen, der die Frage betrifft, wie das Subject zur Gewißheit über sein eigenes Heil gelangen könne. Nach lutherischer Anschauung hat man diese Gewißheit unter Absehen von allen subjectiven Zuständen und Stimmungen unmittelbar im Glauben, womit das Subject Christum ergreift; im Glauben besitzt es zugleich auch schon das ewige Leben und schmeckt die Kräfte der zukünftigen Welt. Der reformirte Christ, nicht minder entschieden in Verwerfung aller eigenen Verdienstlichkeit und in der Ergreifung der freien Gnade Gottes, deren Rathschluß uns von Ewigkeit her auserwählt, reflectirt jedoch, um dieser Erwählung gewiß zu werden, auf die subjectiven Kennzeichen in seinem inneren Leben. An dem Vorhandensein des neuen Lebens und des heiligen Gehorsamstriebes, der in rastloser Uebung guter Werke sich bethätigt, erkennt er die Gewißheit seines Gnadenstandes. Es leuchtet ein, daß hier die Gefahr entweder zu gesetzlichem Wesen, zu einer Art von äußerlich geschäftsmäßiger Frömmigkeit, oder aber bei dem beständigen Reflectiren des Subjects auf seine geistlichen Zustände, dem beständigen Pulsfühlen des inneren Menschen zu einer gewissen Aengstlichkeit nahe liege, wie Luther sagt, die Gefahr zu einem falschen guten Gewissen oder zu einem falschen bösen Gewissen, während dagegen der Lutheraner leicht in geistliche Trägheit und thatlose Ruhe oder in fleischliche Ungebundenheit gerathen kann.

Schon aus diesen Bemerkungen wird sich der Schluß ableiten lassen, daß auf reformirtem Boden, wie der amerikanische ist, der Erweckung eine andere Stellung und Bedeutung zukommen müsse, als bei uns. Noch einleuchtender wird dies, wenn wir uns zwei praktische Systeme vergegenwärtigen, die dort zur Ausbildung gekommen sind: ich meine nämlich 1. das System der vollständigen Zusammenhangslosigkeit zwischen Staat und Kirche, wovon das sogenannte voluntary principle, die freiwillige Selbsterhaltung der Kirche eine Consequenz ist, und 2. das methodistische Bekehrungssystem. Beide sind zwar nicht geradezu reformirte Glaubensartikel, stehen jedoch mit der reformirten schroffen Scheidung zwischen Bekehrten und Unbekehrten, und weiterhin mit der Lehre von der Taufe in naher Verbindung, weshalb sie auch auf lutherischem Boden sich nicht haben einbürgern können, wenngleich sie, wie das erste im separirten Lutherthum, das zweite im Spenerschen Pietismus einige schwache Versuche dazu gemacht haben. Zunächst nun ein Wort über die Trennung von Staat und Kirche, soweit sie bei der Erweckungsfrage in Betracht kommt. Mit unserem Begriff von der Taufe als dem Bade der Wiedergeburt hängt genau die mit unserer geschichtlichen Entwickelung tief verwachsene Institution der Volkskirche zusammen, die freilich nicht so zu verstehen ist, als ob jeder getaufte Christ auch ein lebendiger Rebe am himmlischen Weinstock wäre, vielmehr wird es immer viele todte und kranke Glieder am Leibe Christi geben. Wohl aber steht ein getauftes und demnach auch mit den übrigen Gnadenmitteln versehenes Volk unter dem Einfluß des heiligen Geistes, und

das Gewissen eines solchen Volkes wird fordern, daß alle öffentlichen Lebensäußerungen im Geist des Evangeliums geschehen, daß die öffentlichen Einrichtungen, ohne den einzelnen Individuen Zwang anzuthun, den christlichen Charakter tragen. — Vom entgegengesetzten Standpunkt aus ist es, wenn Vinet sagt: „Ein Christenthum, das von Erweckung spricht, ist freilich nicht das des 18. Jahrhunderts oder das der Schule. Es betrachtet vielmehr die Geburt in einem christlichen Lande, die Taufe und die äußeren Religionsgebräuche nur als Vorbereitung der Vorsehung, und sieht in einem jeden Menschen, sei er civilisirt oder wild, getauft oder nicht getauft, nur einen Sünder, der wiedergeboren werden muß. So läßt es für einen Jeden die Eigenschaft als Christ von der Stunde seiner Bekehrung datiren. Wir haben, fügt er hinzu, in uns etwas, was dem widerstrebt. Zu leben von einem Fonds, den man voraus hat, gleichsam auf den Ersparnissen der Väter, das wird uns immer eine lachende Aussicht sein." Vinet kämpft hier gegen eine Carrikatur. Es wird ja Niemand einfallen, die Gotteskindschaft aus der fleischlichen Abstammung abzuleiten. Wir sagen nicht: Wir sind Abrahams Samen, sondern wir sagen, wie er, mit Christo: Was vom Geist geboren ist, das ist Geist. Aber wir behaupten allerdings, daß, wie es eine Erbsünde gibt, so auch eine Erbgnade, daß der heilige Geist in Familien, Geschlechtern und Völkern ein geschichtlich continuirliches Fortwirken übe und daß schon die ersten Bewußtseinsregungen des Individuums unter dem Einfluß dieser Wirkungen stehen. Während mithin von jener Ansicht aus aller Nachdruck auf die Erweckung fällt, auf Herbeiführung des ersten vollbewußten Ergreifens der äußerlich dargebotenen Gnade, so fällt er bei uns auf die erziehliche Pflege, die allerdings immer schon einen Fonds von Gnadenwirkungen voraussetzt, also eine Erweckung in Pauli Sinn, wenn er an Timotheus schreibt: Ich erinnere dich, daß du erweckest die Gabe Gottes, die in dir ist, durch die Auflegung meiner Hände. — Natürlich läugnen wir nicht, daß durch Untreue der Erbsegen von einem Volke verschleudert werden kann. Der Same lebendiger Gotteskinder kann soweit ersterben, das Gewissen so sehr abstumpfen, daß die christlichen Institutionen als ein lästiges Joch abgeworfen werden. Jeder Schritt nach dieser Richtung hin, falls ihn wirklich die concreten Zustände erfordern, ist aber als ein entsetzliches Nationalunglück anzusehen, das Volk wird auf diesem Wege nicht bloß ein unchristliches oder heidnisches, sondern ein antichristliches und fordert die Gerichte Gottes gleich jenem über sich heraus, welches rief: Weg mit diesem! Sein Blut komme über uns und unsere Kinder! — Amerika ist jedoch, wie wir sehen werden, in dieser Beziehung anders zu beurtheilen.

Das zweite System, das wir nannten, ist das methodistische Bekehrungssystem. Wie das erste die Trennung der Kirche vom Staat mit sich bringt, daß unter den neben einander lebenden Individuen Christenthum und Welt, die Wiedergebornen von den Unwiedergebornen schroff unterschieden

werden, so bringt der Methodismus diese Unterscheidung bei de Behandlung eines und desselben Individuums in dem Nach einander seiner geistlichen Entwickelungszustände zur Anwendung. Entweder, sagt er, du bist ein Kind Gottes oder du bi es nicht, du stehst noch unter dem Zorne. Bist du es, so muß du es wissen, denn der Glaube ist der bewußteste Act eine Menschen. Zur Gewißheit hierüber kommt man, wenn ma nach Erfahrung der Gewissensschrecken der vergebenden Gnad inne wird und durch längere Gehorsamsübung zu einer höhere Vollkommenheitsstufe emporsteigt. Hier wird nun Alles auf de Punkt gestellt, den Moment herbeizuführen, in welchem das Gewissen durch die Schrecken vor der Hölle und dem Zorne Gottes zerschmettert wird — und dies hat nach methodistischer Meinung allein durch die Predigt des Gesetzes zu geschehen — bis dann mittelst der Verkündigung des Evangelii der trostreich Friede Gottes in der gläubigen Aneignung des Verdienstes Christi eintritt. Was werden wir hierzu sagen? Zu dieser Krisis muß es freilich bei jedem Christen kommen. Aber sie vollzieht sich nicht bei allen nach derselben Methode. Mag sein, daß bei einzelnen willenskräftigen Charakteren Gnadenruf und Bekehrung plötzlich wie Blitz und Schlag in einen Moment zusammenfallen: nicht jede Natur ist auf den gleichen Entwickelungsgang, wie z. B. ein Paulus, ein Augustinus angelegt, auch ist nicht nöthig, daß man, um ein wahres Kind Gottes zu sein, Tag und Stunde seiner Bekehrung genau angeben könne, wie John Wesley, der Stifter des Methodismus, der den 24. Mai 1738 Abends dreiviertel auf neun Uhr, wo er Luthers Vorrede zum Römerbrief vorlesen hörte, als die Stunde seiner Bekehrung bezeichnete. Gottes Wege gehen verschieden mit seinen Kindern, bei dem einen schneller, bei dem andern langsamer, bei dem einen schwerer, bei dem andern leichter, bei dem einen in sichrem ebenmäßigen Fortschritt, bei dem andern unter Straucheln, Fallen und Wiederaufstehn; darum theilt sich auch Schmerz und Freude, Licht und Schatten nicht so glatt ab, wie der Methodismus annimmt; bei manchem Kinde Gottes kommen die fürchterlichsten Bußschmerzen erst, nachdem es bereits lange Jahre hindurch die Gnade Gottes geschmeckt hat, wie wir schon von den heiligen Psalmsängern des alten Testaments lernen können. Die plötzlichen Bekehrungen zur allgemeinen Norm zu erheben und auf sie hinzuarbeiten, ist mithin eine Praxis bedenklichster Art und wird in häufigen Fällen anstatt wahre Bekehrung nur Gefühlserregungen und Nervenerschütterungen zuwege bringen, denen dann eine um so tiefere Erschlaffung folgt.

Neben dem confessionellen verdient aber auch das volksthümliche Element Beachtung, wenn es gilt, den Unterschied unter den Formen amerikanischer und deutscher Erweckung zu würdigen. Zwischen beiden — Confession und Volksthum — waltet ja unbestritten überall eine gewisse Wechselwirkung. Es ist gewiß nicht zufällig, daß die celto-romanischen und die slavischen Völkerfamilien der alten Kirche treu geblieben sind. De bei ihnen allen überwiegende Gemeinschaftstrieb, ihre Richtung

auf Einheit und Allgemeinheit, auf Centralisation und Gleichförmigkeit begegnet sich mit der römisch-katholischen Einheitsidee. Dazu wären noch für jedes Volk im Einzelnen besondere Anlagen nachzuweisen, die sich mit dem Cultus oder der Hierarchie oder andern Seiten der katholischen Kirche berühren. — Die Germanen mit ihrer eigenthümlichen Neigung zu einem Fürsichseinwollen, zu einem Individualleben und Individualwirken, wobei sie es auch im Politischen nie zu einer centralisirten Einheit gebracht haben, sind protestantische Naturen. Sie finden ihr Kleinod im allgemeinen Priesterthum. Unter den germanischen Völkern sind aber die Gaben wiederum so vertheilt, daß der Deutsche, der im germanischen Stammlande, dem Herzen des Welttheils zurückgeblieben, die entschiedene Richtung auf die Innerlichkeit behalten hat. Die Mystik des verborgenen Lebens mit Christo in Gott, das stille Sinnen und Contempliren, das Bedürfniß, sich immer wieder in den Ursprung einzutauchen, das wissenschaftliche Graben in die Tiefe und Aufrichten von Gedankengebäuden: — das ist unser nationales Pfund, wodurch wir berufen sind, den übrigen germanischen Völkern gleichsam das Herz- und Lebensblut zu bereiten. Und wer sieht hier nicht den innigen Rapport dieser volksthümlichen Anlage mit der lutherischen Confession? Verschweigen dürfen wir uns aber nicht, daß nach Seiten des praktischen Wirkens hin unsere Schwächen liegen. Im Organisiren und Missioniren haben wirs nicht weit gebracht: es fehlt hierzu vielfach an Energie und Geschick, sowie an Muth zum entschiedenen Hervortreten, ein Mangel, der freilich wiederum an der zarten keuschen Scheu, seine innersten Lebenswurzeln bloß zu legen, eine respektable Kehrseite hat.

Fast in allen Stücken bildet nun das britische Volksthum die Ergänzung zum deutschen. Wo unsere Schwäche liegt, da hat der Engländer seine Stärke und umgekehrt. Der angelsächsische Stamm hatte durch Besitzergreifung der in den weiten Ocean sich hinaus erstreckenden Inseln den Beruf erhalten, in die Verhältnisse der Welt handelnd einzugreifen, und theils durch Uebung dieses Berufes, theils durch Vermischung mit dem normannisch-französischen Blute hat sich seine eigenthümliche Naturbegabung herausgebildet: ein nüchterner praktischer Blick, Organisationstalent, starkes Selbstgefühl, zum Herrschen reizend und befähigend, gesetzlicher Sinn, über den das Wort duty eine ähnliche Zauberkraft ausübt, wie die gloire über den Franzosen, das sind etwa die hauptsächlichsten Charakterzüge des englischen Volkes, durch welche es, hinsichtlich der Confession entschieden reformirt gerichtet, offenbar zur Lösung hochwichtiger Aufgaben für das Reich Gottes ausgerüstet ist. Zurücktreten der mystischen Innerlichkeit, gesetzliches Wesen und geschäftsmäßige Färbung der Frömmigkeit, unter welcher der zarte Schmelz des geheimen Verkehrs der Seele mit Gott leicht leiden kann, und Mangel an Ursprünglichkeit in der Theologie — gehen aber mit den erwähnten Vorzügen Hand in Hand.

Der Amerikaner nun, sagt ein neuerer Reisebeschreiber, ist der potenzirte Brite. Und in der That, wie die Zustände in den Vereinigten Staaten in mancher Hinsicht die Fortsetzung der englischen sind, so trägt auch das durch Vermischung mit Abfällen aus allen möglichen Nationen sich bildende nordamerikanische Volksthum das Grundgepräge des angelsächsischen, und bei der Jugendlichkeit desselben und der dadurch bedingten größeren Erregbarkeit, Frische und Heftigkeit in der Empfindung ist es begreiflich, wenn manche Züge dort in noch gesteigertem Grade zum Vorschein kommen, wenn z. B. der energische Unternehmungsgeist bis zur Tollkühnheit, das starke Selbstgefühl bis zu plumper Ungenirtheit und Rücksichtslosigkeit, ja bis zur Großthuerei und Aufschneiderei sich versteigt. Die vorhin genannten Systeme, die vollständige Trennung von Staat und Kirche mit dem voluntary principle, wonach die Kirchen für ihre Erhaltung sich allein auf die Freigebigkeit ihrer Glieder angewiesen sehen, und die methodistischen Bekehrungsmaßregeln haben denn auch in Amerika ihre eigentliche Heimathsstätte gefunden. Bei der Gleichberechtigung aller religiösen Secten und dem Mangel eines landeskirchlichen Organismus kann es nicht auffallen, wenn im Ganzen an 60, in jedem Städtchen ein halbes Dutzend von Secten, oder, wie man dort sagt, Denominationen sich finden, die in oft unedlem Wetteifer sich gegenseitig die Concurrenz halten, wenn der Theologie der frische ursprüngliche Hauch freier Forschung fehlt, wie er das Kleinod unserer Universitäten ist, wenn Tausende, ja Millionen entweder gar nicht getauft oder doch nicht confirmirt sind, und aus diesem Leben scheiden, ohne jemals das heilige Abendmahl genossen zu haben. Die Zahl der eigentlichen communicirenden Kirchenglieder mag sich mit Einschluß aller Secten auf 5 Millionen belaufen, also ungefähr den fünften Theil der gesammten Bevölkerung. Doch gibt es außer ihnen Viele, die, ohne einer Kirchengemeinschaft, einer church, als communicirende Mitglieder sich fest anzuschließen, doch getrieben von religiösem Bedürfniß, sich gastweise, gleichsam als Proselyten des Thores, zu einer Lokalgemeinde, einer Congregation, halten, den Gottesdienst derselben besuchen und dahin ihre Beiträge zahlen, bis sie im inneren Glaubensleben sich so weit erstarkt fühlen, daß sie um Aufnahme in die church nachsuchen. Diese pflegt man die Erweckten und den festen Eintritt in die Kirche, womit die Ablegung des Glaubensbekenntnisses verbunden ist, die Bekehrung zu nennen.

Wie mangelhaft uns diese Zustände erscheinen mögen: Amerika ist darum doch ein christliches Land, wie irgend eines in Europa. Das Leben ist besser, als das politisch-kirchliche

System. Die Trennung von Staat und Kirche führt darum keinen positiven Unsegen mit sich, — wie es bei uns der Fall sein würde, weil sie sich dort naturgemäß aus den Verhältnissen herausgestaltet hat und nicht etwa die Frucht einer Lossagung der Nation vom Christenthum ist. Ja in der Praxis wird der Grundsatz der Trennung vielfach durchbrochen, indem z. B. der Congreß Capläne für sich selbst, für die Armee und Flotte ernennt, jede seiner Sitzungen mit Gebet eröffnet, auch einen sonntäglichen Gottesdienst im Senatssaal zu Washington hält, und die Verfassungen vieler einzelner Staaten strenge Gesetze gegen Atheismus, Gotteslästerung und Sonntagsentheiligung enthalten. Die christliche Wahrheit übt eine starke Macht über die Sitte und die öffentliche Meinung aus, wie dies die strenge Sonntagsfeier, der Geist der Opferwilligkeit für christliche Zwecke, die große Zahl von Kirchen, der Eifer für Bibel- und Traktatgesellschaften, für innere und äußere Mission, der allgemein übliche Besuch des Gottesdienstes und die Sitte der Hausandacht bezeugen. „Die Thatsache," sagt ein deutscher Berichterstatter, „daß es in europäischen Staatskirchen Städte gibt, wo auf 100,000 Einwohner kaum 6000 Kirchenbesucher kommen, übertrifft Alles, was die kirchliche chronique scandaleuse der Vereinigten Staaten aufzuweisen hat."

Dies Alles zugegeben müssen wir aber doch nach dem Gesammt-Eindruck von dem Amerikanischen Kirchenwesen das Urtheil fällen, daß es an einer überreizten Hast und Unruhe, am Mangel an Innigkeit, Tiefe und Wärme leidet: es mischt sich in die lobenswerthe Regsamkeit viel äußerliches methodistisches Treiben, und bei der Sucht, rasch Erfolge zu erzielen, die sich einregistriren und in die Oeffentlichkeit berichten lassen, geht es sogar nicht ohne Renommisterei und Marktschreierei ab, Uebelstände, die sich eben unschwer aus den angedeuteten confessionellen und volksthümlichen Zuständen erklären und die denn auch bei dem Erweckungswesen mit zum Vorschein kommen. Wegen des herrschenden Freiwilligkeits-Systems liegt es schon im unmittelbar praktischen Interesse, daß möglichst viele Erweckungen und Bekehrungen vorfallen. So hält schon die Existenzfrage die Kirchen fortwährend in Athem, daß sie im Gebet um neue Geistesausgießungen und im Eifer, Seelen zu suchen, nicht ermatten dürfen. Das wäre an sich noch nichts Schlimmes; aber es bringt Gefahren mit sich, die gerade für den dortigen Volkscharakter schwer zu überwinden sind. Und wenn man sich dieser Gefahren auch mehr oder minder bewußt ist, wenn namentlich die stürmischen sogenannten „neuen Maßregeln" der Methodisten, ihre drastische Predigtweise, ihre Angstbank, auf der die während der Predigt Erweckten Platz nehmen, bis sie unter den Gebeten der Geistlichen zum Durchbruch und zum Frieden kommen, ihre Lagerversammlungen unter freiem Himmel, die oft ganze Tage und Nächte unter den wüstesten Aufregungen fortgesetzt wurden, wenn auch diese Maßregeln in neuerer Zeit in Mißcredit gekommen sind, während sonst auch fast alle übrigen Kirchen in den Wirbel mit hineingezogen waren: so steckt doch das methodistische Wesen dem Amerikaner zu tief im Blute, als daß es nicht in veränderter oder feinerer Form immer wiederkehren sollte.

Führen wir nun zur Illustration und Begründung des Gesagten einiges Thatsächliche an, wovon allerdings das Meiste, da es öffentlichen Mittheilungen entlehnt werden muß, der geehrten Versammlung nicht neu sein wird. Indessen kommt es ja nicht darauf an, das möglichst Unbekannte, sondern vielmehr das möglichst Charakteristische herauszugreifen. Wir treten in eine Gebets-Versammlung ein und wählen eine in Burtons Theater in New-York. Dies war ursprünglich eine Kirche, war aber von einer Schauspieler-Gesellschaft gemiethet und in ein Theater verwandelt worden, das volle Häuser zog. Als die Erweckungen anfingen, erinnerte man sich des Vorgangs und sammelte Geld zur Wiedererwerbung und Neuweihung der früheren Kirche. Am 22. März 1858 waren zwei riesige Placate an den Thüren angeschlagen. Auf dem einen stand zu lesen: „Letzte große und erfolgreiche Theater-Vorstellung bei Burton heut Abend"; und auf dem andern: „Erste Gebets-Versammlung in Burtons früherem Theater morgen um 12 Uhr Mittags." So geschah es. Ein Geistlicher weihete in der ersten Versammlung das Haus von neuem. Schon vor der bestimmten Stunde war es zum Erdrücken gefüllt, die Anwesenden waren großentheils Kaufleute, 200 Damen waren gegenwärtig und 50 Geistliche. Um 12 Uhr tritt Mr. Beecher vor und spricht: Wenn hier welche sind, die nie vorher gesungen haben, so mögen sie jetzt singen, damit sie singen lernen für die lange Ewigkeit. Es wird ein Vers gesungen, dann folgt Vorlesung eines biblischen Capitels, Gebet, mehrere kurze Ansprachen über Nothwendigkeit der Bekehrung, dann wieder Gesang. Mr. Beecher tritt mit einem Paket Zettel vor. In der Mitte des Sommers, beginnt er, kann man wohl die fallenden Blätter zählen, wenn aber der Herbst kommt, werden ihrer zu viele. So sei es auch mit dem Drängen derer, die den heiligen Geist suchten für sich oder Nahestehende. In gewöhnlicher Zeit ließen sie sich zählen, nun aber, wo Gott sich den Seelen so außerordentlich offenbare, sei es unmöglich, alle Gesuche um Fürbitten einzeln vorzulesen. Er greift nun einige Gesuche heraus und fügt der Vorlesung eines jeden etliche Worte bei. Z. B. Ein junger Mann bittet für einen Bekenner zu beten, der aber noch nicht weiß, ob er gerettet ist oder nicht. Sehr leicht möglich, fügt er hinzu, ein Drittel aller Bekenner in New-York wissen nicht, ob sie gerettet sind oder nicht. „Ein vierzehnjähriger Knabe bittet um Fürbitte für sich selbst." Vierzehnjährig! In dem Alter müßte er Christo schon so nahe stehen, daß es keines Andern brauchte, um ihn heranzubringen. Ein anderer Zettel: Vier anwesende Personen bitten, des Herrn Burton im Gebete zu gedenken (dem dies Haus als Theater gehörte). Ein Herr im ersten Rang erhebt sich sofort und betet für Herrn Burton. Zahlreich schallte es dazu „Amen." Ihm folgt eine andere Stimme aus dem Parquet, und bittet, daß Gott Herrn Burton wissen lassen möge, daß es einen Gott gebe. Alle hätten

ihn hier auf der Bühne gesehen, wie er die menschliche Natur nachahmte: möge er nun niederfallen am Kreuz und den Namen Christi anrufend um Vergebung seiner Sünden bitten. Wenige Schritte von diesem Sprecher stand Mr. Burton selbst und beeigte große Aufregung. — Ein Herr im Orchester nimmt das Wort. Er hat kaum angefangen, als man fernen Choralgesang vernimmt, und Mr. Beecher fällt ein: Hört ihrs, Brüder? Haltet einen Augenblick ein und lauschet, das ist der Gesang im ehemaligen Schankzimmer des Theaters. Laßt uns zwei Augenblicke spenden für stilles Beten und Danken. Und einmüthig neigen sich die 3000 Köpfe und keinen Ton vernimmt man zwei Augenblicke lang, als den Gesang im ehemaligen Schankzimmer und das Flackern der Gaslichter im Proscenium. Mr. Beecher nimmt nach einem Gesang die Leitung wieder auf und spricht: Jetzt möchte ich gern einige Zeugnisse von solchen hören, die so eben für das Himmelreich geworben worden sind. Ich erinnere mich, wie ich nach langem Winterfrost mich jedesmal freute, wenn das erste Rothkehlchen sang und Schwälbchen zwischerte, denn obwohl es nur zwei kleine Vögel waren, wußte ich doch, daß ein ganzer Sommer hinter ihnen stände. Nun folgen Berichte über neuerdings stattgehabte Bekehrungen. Ein Herr im Parquet theilt mit, er habe bis vier Uhr in seinem Comtoir zu thun. Vor drei Tagen kommt er nach Haus und fragt seinen Sohn: Nun, Heinrich, etwas vorgefallen heut? Der Sohn antwortet: Vater, ich bin bekehrt. Um halb neun Uhr Vormittags ward mir der Geist Gottes eröffnet. Mein Herz war so voll davon, daß ich die Thür zuschließen und nur rasch nach der Kirche laufen mußte. Ein junger Mensch im Parterre erzählt, daß er wie ein angebranntes Scheit aus dem Feuer errettet sei. Ein alter Mann bekennt, dies sei das erste Mal, wo er ins Theater gegangen wäre. Er sei 1798 bekehrt worden, wäre 80 Jahre alt, und steuerte seinen Cours nach dem Himmel. Mr. Beecher sprach noch einige Worte zur Jugend und schloß die Versammlung, obwohl man ihm zurief: Noch nicht! Wir blieben gern den ganzen Tag hier! — Besonders lebhaftes Erstaunen erregte in New-York die Bekehrung Orville Gardners, bekannt als gewerbsmäßiger Boxer unter dem Namen Awful Gardner (G. der Gräßliche), den man in einer sehr besuchten Methodisten-Versammlung auftreten ließ. Er sagte mit seiner mächtigen Stimme, daß er alles Vergnügen der Welt probirt und manche ihrer Laster dazu, aber seit seiner Bekehrung in einer Stunde mehr Genuß habe, als vorher sein ganzes Leben lang. Er wünsche, daß man es wisse, er stände jetzt auf der Seite des Herrn. Alle wüßten ja, wie treu er Satan vordem gedient, und er sei nun entschlossen, in Zukunft Gott so treu zu sein, als früher dem Teufel. In ähnlicher Weise kündigte ein bekannter und wegen seines Lebenswandels berüchtigter Schauspieler seine Erweckung an.

Wer wollte behaupten, daß in Versammlungen dieser Art der Geist Gottes nicht sein Wehen haben könne. Aber mit Bestimmtheit erhält der Deutsche den Eindruck, daß bei uns dieser

Ton nicht angeschlagen werden könne. Dieses Durchbeten der massenhaften Zettel-Anträge, dieses triumphirende Verkündigen in Versammlungen oder in Zeitungsannoncen oder in telegraphischen Depeschen, daß man sich bekehrt habe: unsere Natur sträubt sich dawider, das innerste Heiligthum des Herzens den Augen des Publicums Preis zu geben. Wir bedürfen, wenn uns persönlich Gnade widerfahren ist vom Herrn, der Einsamkeit und Stille, um weinend und jauchzend zu seinen Füßen zu sinken, und unerträglich wäre uns der Gedanke, uns im Genuß solcher Feierstunde mit unserm himmlischen Seelenfreunde von einem Dritten belauscht zu sehen. Wir Deutsche Christen mögen oft in der zurückhaltenden Scheu zu weit gehen und in Gefahr stehen, das Licht unter den Scheffel zu stellen, wo wir es in Bekenntniß und guten Werken sollten leuchten lassen vor den Leuten. Doch jene äußerlich geschäftsmäßige Weise des Betens und öffentlichen Bekennens würde uns ohne Entweihung der zartesten Geheimnisse des verborgenen Lebens kaum möglich sein. Dagegen mag, wie wir in Liebe gern anerkennen wollen, für den anders gearteten der Oeffentlichkeit weit mehr zugewendeten Briten und Amerikaner die Versuchung nicht gleich groß sein. Dem Volke, das den Riesenbau des Themse-Tunnels, der Britannia-Brücke, des Crystall-Palastes, des transatlantischen Kabels und des Great Eastern, dieses Leviathan-Dampfschiffes unternimmt, mag es natürlich sein, auch eine Riesen-Erweckungs-Versammlung, wie die in Belfast mit 40000 Theilnehmern zu veranstalten. Wir dürfen, wie der Knabe David, Sauls Harnisch nicht tragen: er würde uns eine schädliche Last sein. — Ein anderer Zug möge uns zur Beschämung und Nacheiferung dienen, nämlich daß in Amerika, England und Irland fast in allen Gemeinden, wo die Erweckung geschehen, sich Vereine von 30 bis 50 Laien zu Hausbesuchen bilden, die sich in Gruppen vertheilen und je zween, mit Erbauungsschriften versehen, bei allen Familien einkehren, um ihnen zum Schaffen ihres Seelenheiles mit Rath und That behülflich zu sein. Nur verzichten wir gern auf die Namen, die mitunter diese Vereine sich beilegen, wie z. B. „fliegende Artillerie des Himmels" oder „Vigilanz-Ausschuß für Erweckung und Zerknirschung", und werden auch davor uns hüten, im Jagdmachen auf pikante Geschichten ähnliche Mißgriffe zu begehen, wie aus Irland berichtet wird, daß ein Knabe einem Besucher gesagt habe: Sie sind nun der zehnte, der heut kommt, und alle früheren haben mir versichert: mein Fall ist der beste. — Unerwähnt dürfen wir auch den Geist herzlicher Eintracht nicht lassen, oder wie mans genannt hat, den Zug von „Katholicität", der die gegenwärtige Erweckung in Amerika auszeichnet. An die Stelle der dort nur allzu gewöhnlichen Intoleranz und Rivalität unter den einzelnen Denominationen tritt, soweit die Bewegung reicht, ein einmüthiges Zusammenwirken in christlicher Bruderliebe. Es ist jedoch kein zutreffender Ausdruck, wenn man diesen Geist christlicher Bruderliebe hie und da als Union ansieht oder auch nur als eine beabsichtigte Anbahnung der Union; denn daran denkt Nie-

mand, daß zwei Denominationen oder Confessionen, wie es bei uns der Fall ist, zu einem einheitlichen kirchlichen Organismus unter ein gemeinsames Regiment sich zusammenschließen sollten.

Ehe wir zu unserer Schlußbetrachtung übergehen, sei uns noch ein kurzes Wort über die körperlichen Erscheinungen gestattet, als Niederfallen, Krämpfe, convulsivische Zuckungen, ekstatische Ausrufungen ꝛc., von denen die Erweckung in Irland bei manchen Personen begleitet ist. Die Zahlenverhältnisse sind nicht genau anzugeben. Bei der großen Versammlung in Belfast wurden in einer kleineren Abtheilung der Menge, unter etwa 300 Personen 26, in einer größeren Gruppe 43 Niedergeschmetterte gezählt. Die Sache erinnert sehr an die schwedische Predigerkrankheit, doch kann ich diese Parallele nicht weiter verfolgen, da die schwedischen Erweckungen außerhalb der Grenzen dieses Vortrags liegen. Es ist unbegreiflich, wie man diese körperlichen Erscheinungen von der einen Seite als Wirkungen des Teufels, von der andern als unmittelbare Wirkungen des heiligen Geistes und also als Siegel für die Aechtheit der Bekehrung hat ansehen können. Sie sind weder das Eine noch das Andere, sie sind natürliche Aeußerungen einer ungewöhnlichen Stärke und Uebermacht der Empfindung. Ein Berichterstatter weist auf ein Beispiel hin. Eine Mutter steht am Rande der Nordsee und sieht das Schiff, auf welchem sich ihr Sohn befindet, mit heftigem Sturme kämpfen. Als plötzlich das Schiff gegen den Felsen geschleudert wird, in demselben Augenblick bricht jene Mutter zusammen, verfällt in krampfhafte Zuckungen und Ohnmacht, und auch als nach längerer Zeit der Sohn nach überstandner Gefahr zurückkehrt, ist der Zustand der Erschöpfung noch so groß, daß sie nicht im Stande ist zu sagen, ob sie ihn wirklich sehe oder nur eine Erscheinung. Man setze bei dieser Frau statt der Angst um den Sohn die Angst um ihre Seele, die sie durch die Wetter der Gerichte Gottes mit dem Untergang bedroht sieht: und es würden sich dieselben Zufälle einstellen. Jene Erscheinungen erklären sich hinlänglich aus der eigenthümlichen Natur des celtischen Stammes, dem die Bevölkerung von Irland und Wales fast noch ganz unvermischt angehört. Der Celte steht bei der Heftigkeit seiner Empfindung und seiner geringen Willens-Energie unter der entschiedenen Herrschaft des augenblicklichen Eindrucks, und in der hieraus entspringenden Zuchtlosigkeit und Charakterschwäche liegt ja eine Hauptquelle des ganzen irischen Unglücks. Ein Augenzeuge, der im Jahre des Krimfeldzuges nach einander eine Compagnie irischer Soldaten, eine Compagnie englischer und eine schottischer zu sehen bekam, wie sie beim Abmarsch von ihren Bekannten Abschied nahmen, bemerkte einen auffallenden Unterschied in ihrem Benehmen. Der Abschied der Engländer war tief und innig, aber ohne laute und sichtbare Aeußerungen, ein Ausdruck von Wehmuth, der zuletzt in Thränen sich löste. Die Frauen der Schotten winkten mit den Händen Lebewohl, wandten sich dann ab mit verhülltem Angesicht und suchten die hervorbrechenden Thränen zu verbergen. Die Irländer überließen sich ganz ihrem Schmerz in unverhaltenen Thränenströmen und lauten, erschütternden Wehklagen. Es ist derselbe Unterschied, der sich auch in dem Ausdruck der religiösen Empfindungen offenbart. Wo im Deutschen Volk Aehnliches verborgen ist, wie z. B. unter der Wirksamkeit des Antistes Spleiß, als er noch in Buch bei Schaffhausen war, oder in Möttlingen, der früheren Gemeinde des Pfarrers Blumhardt, da sind es immer nur Personen aus den ungebildeten Ständen gewesen (wie meistentheils auch selbst in Irland), die eben nicht gewohnt waren, ihre Gefühle zu beherrschen. Daher bleiben auch diese körperlichen Wirkungen aus, sobald man nur nichts Besonderes daraus macht und auf Stärkung des Willens zur Selbstbeherrschung hinwirkt.

Richten wir nunmehr zum Schluß den Blick noch einmal auf unsere heimischen Zustände, um ein praktisches Resultat aus unseren Betrachtungen zu gewinnen. Wir sind uns des durchgreifenden Unterschiedes zwischen beiden Baustätten des Reiches Gottes bewußt geworden: dort gleichsam ein in unendliche Theile parcellirter Boden mit äußerst regsamer Spatencultur, hier der einheitliche Haushalt eines großen Bodencomplexes mit mannigfaltigen Wiesengründen, Waldungen und Aeckern, von denen viele noch brach liegen. Wir haben gehört, wie jede der großen Erweckungszeiten bei uns ihre eigenthümliche geschichtliche Signatur trage durch die denn auch die besondern Aufgaben der Zeit bedingt seien. Wollen wir uns nun die unseren vergegenwärtigen, so knüpfen sie sich an zwei bedeutsame Worte an: Union und Mission. In der reformatorischen Erweckung verhielt sich die Deutsche Lutherische Kirche im schroffen Gegensatz zur Union. Es war die Zeit des Streites um die reine Lehre; wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn man im Eifer des Streits um dies Kleinod hie und da zu weit ging. Daß darüber die missionirende Arbeit zur gründlichen christlichen Erneuerung des Volkes nicht vernachlässigt worden sei, das zeigen die Lieder im höheren Chor, die unter dem Regen des heiligen Geistes wie liebliche Blüthen hervorsproßten, und denen wir, nach ihrem vollen kirchlichen Tone, aus der neueren Zeit noch keine ebenbürtigen an die Seite zu setzen haben; das zeigen auch die gediegenen christlichen Charaktere so vieler Lebenszeugen, deren uns neuerdings eine ganze Gallerie von kundiger Hand (von Tholuck) gezeichnet worden ist. Freilich blieb noch viel rohe Sitte ungebändigt im Deutschen Volke zurück, felsiger Boden, den der Ackerpflug nicht erreichte. Und als nach den Verheerungen des dreißigjährigen Krieges unter den restaurirenden Erlassen der Fürsten die kirchliche Sitte im Volke und die rechtgläubige Lehre auf den Kanzeln und Kathedern zur unbestrittenen Herrschaft gelangt war: da war großentheils der Geist aus der Kirche gewichen, und man hatte nur ein todtes Gehäuse.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 18. April. № 31.

Die Neue Evangelische Kirchen-Zeitung.

Ein Schreiben an den Herausgeber.

Seit mehr als zwanzig Jahren lese ich die jetzt schon alt gewordene Ev. K. Z. und bin derselben für manchen Trost und manche Erquickung für meine Seele, und für manche Stärkung und Ermunterung zur Führung meines Amtes von Herzen dankbar. Jetzt circulirt hier auch die Neue Ev. K. Z., und ich kann es nur billigen, daß die alte K. Z. die Angriffe, die verdeckt und offenbar auf sie gerichtet werden, im Großen und Ganzen unberücksichtigt läßt. Der Unterschied zwischen beiden Zeitungen ist so groß, daß man es füglich jedem Leser überlassen kann, sich selbst zu orientiren. Ziemlich spät, wie es bei dem Circuliren nicht anders möglich ist, gehen mir Nr. 9 und 10 vom 3. und 10. März der Neuen Ev. K. Z. zu. Es findet sich darin dieselbe Weise, die Sachen zu behandeln und zu besprechen, wie man es schon gewohnt ist.

In den oben genannten Nummern wird das Ehegesetz und das Herrenhaus besprochen, ganz in der vornehmen Art und mit der officiellen Miene, wie es einmal dem Blatte eigen ist. Die Mitglieder des Herrenhauses werden in fünf Klassen getheilt: 1. die der katholischen Auffassung; 2. die der alt-protestantischen Doctrin; 3. die dem staatsmännischen Standpunkte; 4. die dem rein juristischen Standpunkte, und endlich 5. die der evangelischen Auffassung angehören. Herr Dr. Stahl wird in die 2. Klasse, also in die der alt-protestantischen Doctrin verwiesen, und von ihm gesagt, er sei kein productiver Geist, und habe keine Voranschauung des Werdenden in der Zukunft. In der 5. Klasse, die als der Standpunkt der evang. Freiheit bezeichnet ist, findet, wie sich wohl von selbst versteht, der Herr Minister des Cultus seine ehrenvolle Stellung, der um der Kirche selbst willen und im Interesse der Freiheit der Evang. Kirche, im Interesse der Freiheit der Kirche vom Staat, und endlich im Interesse der Freiheit der Disciplin der Kirche gegen ihre Glieder die facultative Civilehe nicht gestatten, sondern fordern will. Die alt-protestantische Doctrin dagegen wird gewarnt, daß sie nicht die innere Wahrhaftigkeit, den Pulsschlag des Geisteslebens einer erstorbenen Gesetzesform zum Opfer bringe. Wenn in der Umschau, mit der die Neue Ev. K. Z. in die Welt trat, rund weg über ganze Provinzen und Länder abgesprochen und geurtheilt wurde, so auch hier über das Herrenhaus. Die Mitglieder werden klassificirt, jede Klasse erhält ihren Namen und ist damit abgefunden. Die Art und Weise, wie die alt-protestantische Doctrin und die evang. Freiheit sich gegenüber gestellt werden, geht von der Voraussetzung aus, daß die von dem Pulsschlage des Geisteslebens geleitet werden, jetzt besser wissen, was eigentlich protestantische Doctrin sein müsse, als die Kirche in ihren Auctoritäten selbst. Wenn dieser Grundsatz nur nicht noch einmal auf die Bekenntnisse der Kirche angewendet wird, und die auch nach dem subjectiven und elastischen Pulsschlage des Geisteslebens revidirt werden.

Es ist damit der eigentliche Standpunkt, den die Neue Ev. K. Z. einnimmt, klar bezeichnet. Sie scheint den Pulsschlag des Geisteslebens allein zu verstehen, und daher allein auch zu wissen, was der Kirche zum Heil und zur Besserung dient, und allein eine Voranschauung des Werdenden in der Zukunft zu haben. Nun, wir wissen, daß der Herr lebt und regiert, und demüthigen uns gern unter seine Hand. Die neuen Propheten haben sich aber schon oft geirrt. Die alte protestantische Doctrin, die das Band zwischen Kirche und Staat gepflegt und dem Zeitgeiste Widerstand geleistet hat, besteht auch darin, daß das Wort Gottes allein zu entscheiden hat über das, was vor Gott Recht ist. Der Pulsschlag des Geisteslebens muß nach dem Worte Gottes gemessen werden. Das Wort Gottes aber, mag man nun ein Gesetz nach alt-protestantischer Doctrin oder ein Princip, in dem der Pulsschlag des Geisteslebens frei schlagen kann, darin finden wollen, hat in der Ehefrage entschieden, und es ist nicht die Sache der Kirche, denen, die sich nicht darunter beugen wollen, zur Ehe zu verhelfen, und sie kann eine Ehe, die gegen das klare Wort des Herrn eingegangen wird und besteht, nicht als eine rechte, christliche Ehe anerkennen. Die fakultative Civilehe und auch die Noth-Civilehe, die ohne Austritt aus der Kirche geschlossen wird, werden doch nur im Interesse derer gefordert, die die Ordnung der Kirche verachten und doch in der Kirche bleiben wollen. Dadurch werden die Gewissen verwirrt und die Kirche in unübersehbare Schwierigkeiten verwickelt.

Ganz in ähnlicher Weise wird in Nr. 9 unter der Ueberschrift: „die neue Aera in Preußen u. s. w." die Unionsfrage behandelt. Zuerst wird versichert, daß seit 30 Jahren gar kein Schwanken in dem Begriffe der Union bei dem Könige und bei allen Einsichtsvollen stattgefunden habe. Jede andere Anschauung wird als Unverstand charakterisirt, und dann über den Erlaß

die Parallelformulare angehend, in einer Weise gesprochen, daß die Neue Ev. K. Z. sich mit dem Concipienten jenes Erlasses zu identificiren scheint. Hier begegnen wir dem alten, schon tausendmal zurückgewiesenen Irrthum, als ob der Streit zwischen Union und Confession um Formeln sich drehe und durch Formeln könne geschlichtet werden. Nur eine büreaukratische und mechanische Auffassung und Anschauung kann auf diesem Wege hoffen, zum Ziele zu kommen. Es ist gewiß nicht zu billigen, wenn die Gewissensnoth Einzelner verdächtigt wird und ihr angeblich „lautes Geschrei" über Gewissensnoth durch Formeln sich soll beschwichtigt sehen. Was aber in der That über das gewöhnliche Maaß auch dieser Zeitung hinausgeht, ist die Behauptung, daß die Liebe zu den Reformirten die Sakramentsgemeinschaft mit ihnen fordere und daß die Union die Erfüllung der Liebe sei. Gegen den Einwurf, daß sich die Liebe nicht befehlen lasse, wird hingewiesen auf das Gebot des Herrn: du sollst deinen Nächsten lieben. Sind denn in dies Gebot die Katholiken, Baptisten u. s. w. nicht auch eingeschlossen? warum die Reformirten allein? Könnte man nicht eine Formel erfinden, mit der sich eben auch diese, wenn sie wollten, zufrieden erklären könnten? Hat die Lutherische Kirche vor der Union etwa das Gebot der Liebe nicht gekannt und geübt? Es scheint fast, als habe die Union allein die Liebe erfunden, während sie doch die Liebe im Munde so viel Streit und Zank angerichtet hat, und in ihrer Unduldsamkeit gegen die Lutheraner sich eben nicht sehr liebeskräftig erwiesen hat. Wenn nun aber ein lutherischer Pastor wirklich die Ueberzeugung hätte, daß die reformirte Lehre vom h. Abendmahle irrig sei, wäre es dann der wahren Liebe gemäß, wenn er den reformirten Bruder in der Meinung stärkte, es habe mit seinem Irrthum nichts auf sich, und wenn jener nun doch das h. Abendmahl forderte, wäre dann die Gewissensnoth der Liebe durch die Parallelformeln beseitigt? Wer den Pulsschlag des Geisteslebens auf dem erhabenen Standpunkt der Evangelischen Freiheit in sich empfindet, dem mag das Alles leicht werden. Durch dergleichen Phrasen werden die Gegensätze nicht versöhnt, sondern die Mißverständnisse und die Erbitterung vermehrt. Die wahre Union wird zunächst angebahnt in der Einigkeit in der Buße, aber in der Neuen Ev. K. Z. spürt man wenig von dem Geiste der Buße und der Salbung, sondern in einer scheinbaren Geistreichigkeit werden die Sachen von oben her besprochen, als ob sie allein den Pulsschlag des Geisteslebens habe und allein die werdenden Gestaltungen der Zukunft kenne. Man sucht aber an einem Haushalter nicht mehr, denn daß er treu erfunden werde.

Zur Einführung der neuen Gemeinde-Ordnung namentlich in Berlin.

In dem Erlaß des Hochwürdigen Evangelischen Oberkirchenraths vom 7. März d. J. wird in Bezug auf die durch das Gesetz vom 27. Februar c. a. befohlene Einführung der neuen Gemeindeordnung auch in die Provinzen, die bisher noch von derselben frei geblieben sind, auf die älteren evangelischen Kirchenordnungen hingewiesen und die gegenwärtige Einführung als das Resultat der Mahnung bezeichnet, die „in jenen Ordnungen enthaltenen fruchtbaren Keime einer weiteren Entwicklung der kirchlichen Verfassung," „die in der Folgezeit ohne Pflege geblieben, und meist abgestorben und in Vergessenheit gerathen sind," „neu zum Leben zu erwecken."

In der uns vorliegenden Brandenburgischen Visitations- und Consistorial-Ordnung vom Jahre 1572 und 73, auf die sich der Oberkirchenrath an erster Stelle bezieht, haben wir jene „fruchtbaren Keime einer weiteren Entwicklung der kirchlichen Verfassung, wie sie namentlich besteht in der Mitwirkung der Kirchenvorsteher bei Fragen christlicher Zucht und Sitte in den Gemeinden, in der Heranziehung besonderer Gemeindevertreter in äußern und innern Angelegenheiten (Rechnungslegung, Visitation) und in den Anordnungen wegen Berufung von Diöcesan- und Landessynoden" nirgends entdecken können. In der „Visitations-Ordnung" der genannten Kirchenordnung geschieht einer Einrichtung Erwähnung, die bereits durch unsern Königlichen Herrn der Kirche zurückgegeben worden ist; und unter dem Rubro „von den Kirchvätern, Vorstehern der Gemeine-Kasten und Hospitalen, auch derselben Einkommen und wie die zu conserviren und anzuwenden," — dem einzigen Abschnitte, in dem jene „fruchtbaren Keime ꝛc." sich finden müßten, ist nur von einer Anordnung die Rede, die, so weit die Veränderungen der Gegenwart es zulassen, ganz und gar, wie es dort angegeben, sich in den Kirchen der Mark bereits findet, nämlich von der Anordnung, daß das Kirchen- und Armen-Vermögen von „Kirchvätern," die mit den „Vorstehern der Gemein-Kasten ꝛc." identisch sind, mit allem Fleiß verwaltet werden soll. Von einer etwaigen „Mitwirkung" dieser „Kirchväter," den jetzigen Kirchenvorstehern „bei Fragen christlicher Zucht und Sitte in den Gemeinden ꝛc." ist in dem genannten Abschnitte eben so wenig die Rede, als von der Heranziehung besonderer „Gemeindevertreter in äußern und inneren Angelegenheiten ꝛc." Es hat wohl keiner Zeit die Uebertragung solcher, was die inneren Angelegenheiten betrifft, allein dem Pfarramte gebührenden Prärogative auf Mitglieder des Laienstandes als einer ständigen kirchlich amtlichen Corporation, wie sie der genannte Erlaß andeutet, ferner gelegen, als den Tagen, aus denen die Brandenburgische Visitations- und Consistorial-Ordnung datirt. Am allerwenigsten ist es in jener Zeit, in der das bischöfliche Recht aus Noth auf die Obrigkeit übertragen wurde, irgend Jemanden eingefallen, die Gemeinde als eine selbstständige Körperschaft, die in moderner constitutioneller Weise ihre Vertreter haben soll, dem in ihr geordneten Schlüsselamte gegenüber zu stellen. Noch viel weniger hat es jemals in der Intention der kirchlichen Bewegung des 16. Jahrhunderts gelegen, solche s. g. Gemeindevertreter durch „Wahl der Gemeinde" zu construiren. —

Sollten aber auch in andern Kirchenordnungen die genannten „Keime ꝛc." sich in irgend welcher Weise finden, so dürfte

unächst die Frage nahe liegen, woher es denn gekommen, daß ie trotz ihrer Fruchtbarkeit „ohne Pflege geblieben, abgestorben nd in Vergessenheit gerathen sind?“ Schwerlich wird man en Grund dafür allein in der s. g. todten Orthodoxie, in dem ßietismus, und der alsdann hereingebrochenen Herrschaft des Rationalismus suchen dürfen. Unstreitig hat der in der Luthe-ischen Kirche waltende heilige Geist diese vor der Ausbildung einer Verfassung bewahrt, die eben so sehr ihrem Principe zuwider ist, ls sie seit den Tagen, daß die Kirche zur Volkskirche geworden, nur zum Schaden der Kirche hätte gereichen können.

Könnte aber auch zugegeben werden, daß es wünschenswerth rscheine, „jene schöpferischen Gedanken einer reichen Vergangenheit neu zum Leben zu erwecken,“ so dürfte grade die Wahrheit, daß jene Vergangenheit eine reiche war, — reich an Glauben, reich an unbedingter Unterordnung unter Gottes Wort und unter die Herrschaft Jesu Christi, reich an kirchlichem Sinne, der Beweis sein, daß wahrlich der Gegenwart aller Beruf mangelt, „jene schöpferischen Gedanken zum neuen Leben zu erwecken.“ Will man der gegenwärtigen Zeit einen Reichthum vindiciren, so ist es, wenn man von der heiligen Warte herab auf das Geschlecht dieser Tage, auf die Masse des Christenvolkes herabblickt, der Reichthum an Unglauben, an Hinwegsetzung über Gottes Wort, an Mißachtung der Herrschaft Jesu Christi, und an unkirchlichem, subjektivem, alle kirchliche geschichtliche Einheit zersetzendem und zersprengendem Sinne. Das ist abgesehn von dem allerdings erfreulichen aber doch im Verhältniß zur Masse nur sehr in der Minorität auftretenden Erwachen kirchlichen Lebens der traurige „Reichthum“ unserer Tage. Wahrlich, keine Zeit hat je weniger den Beruf gehabt, die etwa in der Reformationszeit gegebenen Keime und schöpferischen Gedanken dieser Art zur Ausbildung aufzunehmen, als grade die gegenwärtige!

Der Befehl zur Einführung der neuen Gemeinde-Ordnung ist von der Seite gegeben worden, die allerdings seit den Tagen, daß die oberste Kirchenleitung auf den Landesfürsten übergegangen, nach lutherischer Anschauung das legitime Recht zum Erlaß einer kirchlichen Verfassung in so weit hat, als durch sie nichts an dem Bekenntnißstande und der daraus hervorgehenden Cultusordnung der Kirche geändert wird. Das Recht aber, bescheidne Bedenken gegen solche projectirte Einrichtungen vorzutragen, wird Niemand den Gliedern der Kirche und namentlich ihren Dienern streitig machen können. Es ist das im eigentlichsten Sinne ein kirchliches Grundrecht, welches unsere ältere Kirche in dem Satze formulirt hat: „Was alle angeht, darum sollen alle sich kümmern.“

Das erscheint uns als die jeder Einführung einer neuen kirchlichen Gemeinde-Ordnung vorangehende Vorfrage, ob an einem Orte eine Gemeinde im kirchlichen Sinne existire. Allerdings ist geographische Begränzung eine löbliche Ordnung für eine Kirchengemeinde. Daß diese aber sie selbst nicht constituirt, geht aus der einfachen Thatsache hervor, daß z. B. hier in

Berlin die französischen und deutschreformirten Gemeinden keine geographische Begränzung haben. Wir erinnern in Betreff letzterer an die Dom- und Parochial-Gemeinde. Ja auch die böhmische Gemeinde entbehrt sowohl in ihrem reformirten als lutherischen Theile der bestimmten geographischen parochialen Begränzung. Eine bestimmte Kirchengemeinde fordert nothwendig die gesetzliche ordnungsmäßige Zugehörigkeit ihrer Glieder in allen kirchlichen Funktionen zu einer bestimmten Kirche. Wird ihr eine geographische Begränzung gegeben, so müssen alle innerhalb derselben Wohnenden, die nicht einem der Pfarrkirche fremden Bekenntnisse angehören, mit allen kirchlichen Handlungen, insbesondere mit dem Brauch der heiligen Sacramente, der Taufe und des Abendmahles, so wie mit der Beichte und Confirmation, endlich auch mit Trauung und Begräbniß, dieser Pfarrkirche gesetzlich und rechtlich verbunden sein, und sollte diese Verbindung auch nur darin sich kund thun, daß ein jedes Gemeindeglied, wenn es in einer andern Gemeinde bei einem andern Pfarrer die genannten Handlungen vollziehn lassen oder selbst begehen will, verpflichtet wäre, sich von seinem Parochus dazu einen Losschein zu lösen. Entgegengesetzten Falles und sobald es der Willkür des Gemeindegliedes überlassen bleibt, ohne auch nur dem Parochus darüber Anzeige zu machen, in Bezug auf die betreffenden kirchlichen Acte an andere Pfarrer sich zu wenden, können geographisch abgegränzte Gemeinden, ob sie auch eigne Namen führen, nicht auf den Namen einer Kirchengemeinde Anspruch machen.

In Berlin existiren hiernach, abgesehn von den Personal-Gemeinden, der reformirten, so wie der böhmischen, lutherischen und der separirt lutherischen, deren Glieder, ob auch in der Stadt zerstreut wohnend, doch in den genannten kirchlichen Acten mit ihren Gemeinden und Pfarrern ordnungsmäßig verbunden sind, keine Kirchengemeinden. Wiewohl ein bestimmter Complex von Häusern und Straßen dem Namen nach zu einer bestimmten Parochie vereinigt und zu einer bestimmten Pfarrkirche gezählt wird; so findet doch zwischen dem Parochus und den Parochianen kein anderes Band, als nur das oft noch dazu wechselnde persönliche statt. Taufe, Confirmation, Beichte, Abendmahl und Begräbniß sind kirchliche Acte, die ein jedes Gemeindeglied nach seinem Belieben in jedweder Kirche, bald in dieser, bald in jener, bald durch diesen, bald durch jenen Pfarrer vollziehen lassen und empfangen kann. Nur Proclamation und Trauung ist, auch nicht aus kirchlichen, sondern aus landrechtlichen, also aus civilrechtlichen Gründen bis jetzt noch der Parochialpflichtigkeit unterworfen, jedoch auch mit der Beschränkung, daß man die Trauung, wenn der Parochus nicht gewillt ist, eine s. g. Gasttrauung zu gewähren, gegen eine bestimmte Abgabe aus der zuständigen Parochie loskaufen kann. Ebenso ist auch die Anmeldung der Gestorbenen noch dem Parochialzwange unterworfen, dagegen die Wahl der das Begräbniß leitenden Geistlichen wiederum der Willkür der Gemeindeglieder anheim gegeben. In Bezug auf die Taufe herrscht nur aus äußeren Gründen bei s. g. Zwangstaufen, d. h. bei Kindern,

deren Eltern die Taufe über die gesetzliche Zeit verschoben haben, in sofern Parochialpflichtigkeit, als der Parochus die in seiner geographisch begränzten Gemeinde zu nöthigen hat, die Kinder taufen zu lassen. Wo? das ist den Eltern ebenfalls anheim gegeben. (Schluß folgt.)

Die neuesten Erweckungen in Amerika und Irland.

(Schluß.)

Auf den Schmerzensschrei treuer Gottesmänner sandte der Herr eine neue Geistesausgießung im Spenerschen Pietismus. Dieser nahm die praktischen Arbeiten der Mission nicht blos für die Heidenwelt, sondern auch für die Heimath thätig auf: es war die Zeit der Erbauungsstunden, der Waisenhäuser, der Bibel-Anstalten, der Tractaten-Verbreitung. Und in Bezug auf Union war er von der Richtung auf sie hin entschieden beherrscht, insofern er schon von vornherein das heilige Leben, die Kindschaft Gottes als die Hauptsache hinstellte und sie nach ihrer Wichtigkeit über Lehre und Bekenntniß weit erhob. Aber grade dieser Gegensatz zur Rechtgläubigkeit wurde verhängnißvoll: er war die Achillesferse des Pietismus. In seiner zweiten und dritten Generation verfiel er immer mehr in Gleichgültigkeit gegen Lehre und Erkenntniß, ja in Verachtung der Theologie und aller Wissenschaft überhaupt und konnte so, geistig entnervt, sich an den großen nationalen Arbeiten nicht betheiligen, sondern überließ den Anbau der Theologie und Philosophie den kirchenfeindlichen Geistern. Natürlich war er nun auch seiner Missionsaufgabe nicht mehr gewachsen. Die Häuflein der Erweckten, anstatt ein Salz und Sauerteig für das ganze Volk zu werden und auf den Markt des Lebens missionirend hinauszugehen, verkamen in der Stubenluft der Conventikel; nur in der herrnhutischen Brüdergemeinde, in welcher sich die pietistische Erweckung wenigstens zu geringem Theile eine Organisation gegeben, fristete sie eben aus diesem Grunde ihr Dasein durch kümmerliche Zeiten. Die Geschichte der Nation ging, ohne sie zu beachten, weiter. In der Theologie gelangte der Rationalismus, in der Philosophie der Pantheismus, in der Staatswissenschaft die Lehre von Volkssouveränität und Social-Contract, im Volke aber der praktische Bodensatz aller dieser Theorien zur Herrschaft. — Diesen Richtungen befinden wir uns gegenüber in der gegenwärtigen Erweckungszeit, womit Gott seit länger denn einem Menschenalter unsere Deutsche Evangelische Kirche gesegnet hat. Die Union steht als eine inzwischen erfolgte Thatsache da, die den beiderseitigen Confessionsgenossen die Aufgabe stellt, unter Aufrechthaltung der Reinheit und vollen Bestimmtheit des Bekenntnisses und der Lehre sich in die kirchliche Gemeinschaft einzuleben, eine Aufgabe, zu deren Lösung die ernsteste theologische Arbeit erfordert wird, so daß uns ein Amerikanisches Revival hiebei nicht viel helfen kann. Gern wollen wir uns indessen immer von Neuem an die größte unter allen Tugenden, an das Band der Vollkommenheit, so wie daran erinnern lassen, daß die Interessen, um die es sich im Unionskampf handelt, noch nicht die wichtigsten sind, die wir in unserer Zeit wahrzunehmen haben. — Ihre Hauptkraft muß die Kirche den Missions-Aufgaben zuwenden. Denn mag unsere Theologie gründlicher und tiefer sein als die Englische und Amerikanische: die Durchschnittsbildung der Nation steht bei uns auf einer in geistlicher Hinsicht viel tieferen Stufe, wie auch die Erstorbenheit des gemeinen Volkes weit größer ist. Daß diese Erstorbenheit auch heut noch so groß ist, nachdem bereits 40 Jahre lang das Licht evangelischer Erkenntniß in unserm Lande wieder helle

scheint, dürfen wir ja bei Leibe nicht als Folge der gottgewollten Allmählichkeit unserer religiösen Entwickelung ansehen und damit beschönigen, sondern sie liegt vielmehr wie ein schwerer Sündenbann auf uns, der durchbrochen werden muß. Hier müssen allerdings wir, die ordentlichen Diener der Kirche, in erster Linie vor den Riß treten, und sicherlich können wir aus den Vorgängen in jenen Ländern manche lebendige Anregung empfangen, sei es für das, was wir dort finden, z. B. eine anfassendere Predigtweise, oder für das, was wir dort eben nicht finden, wie eine eingehende, grundlegende und erweckliche Pflege der Katechumenen, auf die wir, als gleichsam auf die normale Erweckungszeit in der Lebensentwickelung des Christen, bei unserer ganzen kirchlichen Natur besonderen Werth legen müssen, worauf uns auch Luthers Abfassung seiner Katechismen und Speners Einführung der Katechisationen hinweisen. Graut es uns vor einem methodistischen Erweckungsmechanismus, so graue es uns noch mehr vor einem mechanischen Amtiren, wobei man Jahr aus Jahr ein selber todt und die Todten begräbt. — Als eine gesegnete außerordentliche Maßregel zur Weckung des Lebens haben sich bei uns die allgemeinen Kirchenvisitationen bewährt, deren Aufhören tief zu beklagen wäre. — Als noch bedeutender aber erscheint mir eine Einrichtung, die in keiner Gemeinde fehlen dürfte, nämlich das Zusammentreten der lebendigen Glieder zu einem Gebetsverein, nicht um wie in der pietistischen Zeit sich durch einen Zaun gegen die übrige Gemeinde abzuschließen, sondern um eine Brücke zu ihr hin zu bilden und den fernerstehenden Seelen die Lebensströme der Kirche und des göttlichen Wortes zuzuführen. — Neben diesen auf die geistliche Rettung der einzelnen Seelen unmittelbar abzweckenden Maßregeln ist es für den sichern und segensreichen Fortgang der Erweckung in unserm Volke von höchster Bedeutung, daß von den öffentlichen Institutionen die Gefahr der Entchristlichung abgewehrt, daß namentlich die Erziehungsanstalten vom Geist des Evangeliums durchdrungen, die Volksschule vor dem Rationalismus, das Gymnasium vor dem falschen Humanismus, die Realschule vor dem Materialismus geschützt werde. Und endlich gilt es, treulich Fuß bei Mal zu halten, um christliches Recht und christliches Regiment uns und unsern Nachkommen intact zu bewahren. Denn alle Einzelsiege der inneren Mission würden nicht im Stande sein, den Unsegen aufzuwiegen, den der Durchbruch dieser Dämme herbeiführen würde.

Man beschäftigt sich heut zu Tage viel mit der Zukunft unserer Kirche und unseres Volkes. Die Menschen fragen bange, ob die Röthe am Himmel über unserm Land ein Morgen- oder ein Abendroth sei, ob uns noch eine Zeit neuer Segensblüthe bevorstehe, oder ob wir den nahen Untergang, vielleicht den Weltuntergang zu erwarten haben. Der Herr hat einen Schleier über diese Fragen gezogen. „Es gebühret euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde", zugleich aber spricht er: „Ihr sollt die Kraft des heil. Geistes empfangen und sollt meine Zeugen sein bis an das Ende der Welt." Frage denn sich Jeder, ob er an dieser Ausgießung des Geistes Theil habe, ob er die großen Aufgaben seines Volkes treulich auf dem Herzen trage und an seinem Theile durch Zeugniß in Wort und That mit daran arbeite. Vor Allem aber schaffe Jeder, daß er in der gegenwärtigen bösen Zeit wach und nüchtern seine eigene Seele in Sicherheit bringe, damit dereinst am großen Erweckungsmorgen, wenn die Posaune des Sohnes Gottes zu allen Schläfern in ihre Gräber dringen wird, auch wir seine Stimme hören und hervorgehen zum ewigen Leben. Dazu helfe er durch seine Gnade!

G. C.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 21. April. № 32.

Zur Einführung der neuen Gemeinde-Ordnung namentlich in Berlin.

(Schluß.)

Es ist hier nicht unsere Sache, die Gründe zu untersuchen, mit denen gewöhnlich diese s. g. Freiheit in kirchlichen Dingen vertheidigt zu werden pflegt; nur das wollten wir konstatiren, daß in Berlin mit Ausnahme der genannten Gemeinden keine Parochieen und Gemeinden im kirchlichen Sinne existiren. Ist das aber so, dann dürfte die Einführung der neuen Gemeinde-Ordnung hierorts der allerersten formalen kirchlichen Grundlage ganz und gar entbehren.

Wir versetzen uns in die Lage, daß dennoch die genannte „Ordnung" in Berlin solle eingeführt werden: dann entsteht bei der Lage der Sache die Frage, wer soll in einer geographisch begränzten, also nur dem Namen nach existirenden Gemeinde, in den „Kirchenrath" gewählt werden, und wer soll wählen? Daß, wenn die ganze Einrichtung nicht der Vorwurf, eine Lüge zu sein, treffen soll, auch abgesehen von denjenigen Gliedern in ihr, die einer der Berliner Personal-Gemeinden angehören, nicht alle auch „selbstständigen, unbescholtenen, christlichen Hausväter" in ihren Gränzen wählen, oder, auch wenn sie das „30. Jahr" erreicht haben, zu dem q. Amte wählbar sein können, liegt nach dem vorhin Angeführten auf der Hand. Wie könnte Jemand in einer Gemeinde ein kirchliches Amt verwalten, der in allen kirchlichen Beziehungen gar nicht zu ihr gehört und gehören will? — Ja grade den Besseren unter den Bewohnern des bestimmten Häusercomplexes, der in Berlin eine Parochie heißt, d. h. denjenigen, die noch so weit ein kirchliches Bedürfniß in sich fühlen, daß sie sich einem anderweitigen Parochus zur Seelsorge ꝛc. angeschlossen haben, würde es die gemeine Ehrlichkeit verbieten, zu einem kirchlichen Amte in einer Gemeinde sich wählen zu lassen, oder zu diesem Amte in einer Gemeinde mitzuwählen, mit der sie in keiner weiteren Beziehung stehen, als daß sie grade jetzt ihr Domicil in derselben haben, dasselbe aber vielleicht schon bei dem nächsten Umzugstermine wechseln. Zu dieser großen Zahl der zur Wahl in einer geographischen Parochie nicht Berechtigten kommt nun noch die viel größere Zahl derjenigen, die zum letztenmale in ihrem Leben bei der Confirmation und etwa bei der Trauung in einer Kirche gewesen sind. Wie groß diese Zahl ein muß, geht aus der Thatsache hervor, daß sonntäglich von den 450,000 Einwohnern Berlins durchschnittlich vielleicht 15—20,000 die Kirchen besuchen, und daß an den großen Festtagen diese Zahl etwa auf 50,000 steigt. Daß aber Leute, die sich um die Kirche nicht kümmern, auch nur formell befugt sein sollten, zu einem kirchlichen Amte zu wählen, werden auch die begeistertsten Vertheidiger der Einführung der neuen Gemeinde-Ordnung nicht behaupten wollen. Es bleiben darum, wofern die Sache einen kirchlichen Charakter bewahren und nicht von vorne herein in den Sumpf der gewöhnlichen Kopfzahlwahl versinken soll — eine Aussicht, vor der wahrlich die dehnbare Bezeichnung „selbstständige, unbescholtene, christliche Hausväter" mit Nichten bewahrt, — nur diejenigen ꝛc. Hausväter als zur Wahl berechtigt und wählbar übrig, die sich durch ihre Theilnahme an den Gottesdiensten und kirchlichen Acten innerhalb der Parochie als wirkliche kirchliche Gemeindeglieder bewährt haben. Den Maßstab aber, an dem man diese Zugehörigkeit zur Gemeinde allein bemessen kann, bieten einestheils die Tauf- und Confirmationsregister und, wo solche geführt werden, die Listen der Communikanten, anderntheils die vermietheten Kirchenplätze. Dabei müßten aber wiederum, weil es eben auf die Zugehörigkeit der geographischen Parochie ankommt, alle diejenigen ausgenommen werden, die, obgleich kirchlich mit der betreffenden Gemeinde verbunden, doch dieser nicht angehören. Da nun unter den hiesigen Verhältnissen die Zahl der kirchlich berechtigten Glieder eine große, der aber zugleich auch geographisch berechtigten eine sehr geringe sein kann, wie uns beispielsweise eine Parochie bekannt ist, die zu den größten in Berlin gehört, und doch nach den eben besprochenen Grundsätzen nur sehr wenige Glieder zählt, die kirchlich zur Wahl berechtigt sind: so geräth man bei der Ausführung der neuen Anordnung in Berlin in die Alternative: entweder wählen und werden solche Gemeindeglieder gewählt, denen zu diesem Amte für die bestimmte Parochie, in der sie wohnen, jegliche formale kirchliche Berechtigung abgeht, — oder die Wählenden und Gewählten repräsentiren mit Nichten die geographisch begränzte Gemeinde und constatiren auf eine für sie selbst nicht unbedenkliche Weise die ecclesiola in ecclesia! Außerdem — wie leicht kann es kommen, daß Männer, die alle Eigenschaften besitzen, ein Amt, wie das beabsichtigte, wirklich — so weit von demselben Segen für die Kirche zu hoffen ist, — zum Segen für die Kirche zu verwalten, dasselbe darum gar nicht überkommen können, weil sie in der geographischen Parochie, in der sie woh-

nen, eben um dieser Eigenschaften willen nicht gewählt werden, und in der Parochie, zu der sie sich halten, um dieser Art Geographie willen auch nicht gewählt werden können. Diese letzte Bemerkung führt uns zur Betrachtung der inneren, der materialen Seite der beregten Angelegenheit. Und grade diese fällt gegen ihre Einführung namentlich in Berlin besonders ins Gewicht.

Der Zweck der ganzen Einrichtung der neuen Gemeinde-Ordnung, die wenn auch mit Modificationen der bereits bestehenden Rheinisch-Westphälischen Kirchenordnung nachgebildet ist, wird in den Worten des Oberkirchenräthlichen Erlasses bezeichnet: „daß unter treuer Festhaltung des bewährten Alten neue Kräfte in den Dienst der Kirche" genommen werden sollen, die „ebensowohl nach innen fördernd und helfend, als nach außen schirmend und abwehrend der Kirche zu dienen im Stande sein mögen." Der Oberkirchenrath beruft sich bei Darlegung dieses Zweckes auf das Zeugniß „nicht allein einzelner reichbegabter und erwärmter Persönlichkeiten, sondern auch von ganzen Synoden, Consistorien und Fakultäten."

Ohne im mindesten diesem Zeugnisse zu nahe treten zu wollen, da ja andere Forderungen an eine Sache auch andere Resultate bei der Beurtheilung derselben gewähren, erlauben wir uns die Resultate unserer Erfahrung, die wir aus ziemlich genauer Kenntniß der Rheinisch-Westphälischen Kirchenordnung gewonnen haben, in folgenden Sätzen zusammenzustellen:

1. Besteht in Rheinland und Westphalen, so weit uns bekannt, nirgends der vorhin erwähnte, in Berlin vorhandene kirchliche Uebelstand. Selbst in größeren Städten, wie z. B. in Barmen und Elberfeld, decken sich geographische und Kirchengemeinde. Deshalb hat wenigstens dort die Gemeindeordnung einen formell kirchlichen Untergrund.

2. In Landgemeinden haben selbstverständlich meistentheils die Präsides Presbyterii, die Pfarrer ein solches Uebergewicht über die übrigen Mitglieder des Presbyteriums, daß dieses weiter keine Bedeutung hat, als die exekutive Behörde des Willens des Pastors zu sein. Ist der ein christlicher, kirchlicher Mann, so werden die Beschlüsse des Presbyteriums resp. der Gemeinderepräsentation denselben Charakter tragen, — aber auch umgekehrt.

3. In städtischen Gemeinden bieten meistentheils nur in dem Falle die Presbyterialversammlungen das Schauspiel der Einhelligkeit, wenn der Pastor nicht grade zu den Frommen, viel weniger zu den ausgeprägt kirchlichen Charakteren gehört. Daß aber in diesem Falle die q. Verfassung ebenso wenig „nach innen fördernd und helfend, als nach außen schirmend und abwehrend" wirken kann, liegt auf der Hand. Gehören dagegen in den genannten Gemeinden die Pastoren zu den Männern, die in der vox populi Pietisten oder Mucker genannt werden, so sind die Presbyterialsitzungen gewöhnlich die Arena für fortgesetzten Kampf zwischen Auctorität und Majorität; in der That ein Kampf, der auf die Glieder des Presbyteriums selbstverständlich einen immer mehr zur Unkirchlichkeit führenden, ja entsittlichenden Einfluß ausüben muß und in dem nicht selten auch treue Pastoren Schaden an ihrer Seele nehmen.

4. Schon in Landgemeinden geht es gewöhnlich bei der Wahl der Presbyter und Repräsentanten sehr menschlich zu. Die Ehre, zu den Mitgliedern dieser Behörden zu zählen, wird nicht gering angeschlagen, und bei der Wahl der Mittel, diese Ehre zu erlangen, tritt nicht selten der sonst so verpönte jesuitische Grundsatz in Kraft. Leider wird nicht selten unwillkürlich der Pastor in allerlei Umtriebe mit hineingezogen. Er kann sich unmöglich Presbyter gefallen lassen, die seiner Ueberzeugung nach ihm in seiner Amtsführung nur hinderlich werden würden. Die gesetzlichen Bestimmungen über die Qualification dieser Art kirchlicher Beamten gewähren aus leicht erkennbaren Gründen wider das Eindringen untauglicher, ja oft jener „Förderung" gefährlicher Persönlichkeiten so gut wie gar keinen Schutz. Es ist uns ein Fall bekannt, daß ein begabter und treuer Pastor um solcher Presbyterwahl selbst sein Amt niedergelegt hat. Dazu kommt, daß, wie wenig auch der Pastor seine Hand bei der Wahl im Spiele haben, wie strenge er sich auch nach bestem Wissen und Gewissen der größten Unparteilichkeit befleißigen mag, ihn dennoch gewöhnlich von Seiten derjenigen, deren Wünsche nicht befriedigt sind, der Verdacht der Schuld trifft. Dadurch wird oft für lange Zeit das gute Einvernehmen zwischen dem Pastor und den unbefriedigten Gemeindegliedern gestört.

Diese Uebelstände erreichen gewöhnlich ihren höchsten Grad in städtischen Gemeinden. Es sind uns Fälle bekannt, daß in städtischen Gemeinden in Bierstuben, Ressourcen und Tabagieen die heftigsten Kämpfe zwischen den beiden entgegengesetzten Parteien wegen einer Presbyterwahl stattgefunden haben. Man suchte die wenigen unbequemen und gefährlichen Mitglieder des Presbyteriums, d. h. diejenigen Männer, die noch kirchlich gläubigern Sinnes waren, aus dem Collegio zu entfernen, und solche hineinzubringen, die mit den übrigen Unkirchlichen in Einigkeit verbunden waren.

5. Die Amtsthätigkeit der Presbyter besteht nach unserer Erfahrung in nichts anderem, als in der Theilnahme an den Presbyterialsitzungen, der Umhaltung des Klingelbeutels, der Verwaltung des kirchlichen Armenvermögens, wo ein solches sich noch findet, und der Kirchenkasse von Seiten des Kirchmeisters. Eine Förderung des geistl. Lebens nach innen — etwa Hülfe in der Seelenpflege, mahnender und tröstender Zuspruch der Gemeindeglieder ist, so weit unsere Erfahrung reicht, von ihnen in den seltensten Fällen ausgegangen. Theils verbietet ihnen diese Funktion ihre sonstige Beschäftigung, theils ihre Unfähigkeit zu solchem allerdings sehr schweren Amte, im besten Falle die Einsicht, daß diese Art „Förderung", wenn sie amtlich geschehen soll, zu dem Ressort des Schlüsselamtes in der Gemeinde gehört. Wo sich hier und dort ein Presbyter fand, der seiner Verpflichtung dieser Art nachkommen wollte, mußte er bald inne werden, daß nicht er, sondern der zuständige Pfarrer das Amt

und damit Pflicht und Beruf habe, hier „helfend und fördernd“ einzuwirken. —

Wenn wir das Resultat unserer Erfahrungen auf dem Gebiete der Presbyterialverfassung, wie sie in Rheinland und Westphalen besteht, zusammenfassen sollen, so würde es sich in dem Ausspruch formuliren lassen: abgesehen von der Hülfe, die von den hierorts zu Recht bestehenden Kirchenvorständen geleistet wird, die sie nämlich bei der Kirchenvermögensverwaltung und was sonst in dieses äußerliche Gebiet schägt, gewährt, dient sie mit nichten zur Förderung in inneren und äußeren kirchlichen Angelegenheiten, sondern trägt in nicht wenigen Fällen zur Hemmung der Entwicklung des kirchlichen Lebens außerordentlich viel bei. Will man zum Beweise des Gegentheils auf etliche Theile Westphalens, z. B. auf das Ravensbergische und das in demselben waltende christliche Leben oder im Rheinland auf das Wupperthal verweisen; so ist zu erwidern, daß die Erweckung im Ravensbergischen wahrlich nicht allein nicht durch, sondern trotz der genannten Verfassung durch den Dienst ausgezeichneter Zeugen, wie eines Volkening in Jöllenbeck, vom Herrn geschenkt worden ist; das Wupperthal aber längst vor der Einführung dieser Verfassung eine Stätte war, in der der Herr seine Hütte aufgeschlagen hatte.

Die in Rede stehende Einführung der neuen Gemeinde-Ordnung wird sonderbarer Weise vielfach mit dem Hinweis auf Apgsch. 6 vertheidigt und begründet. Abgesehen davon, daß die dort erwähnten Diakonen alsbald, wie St. Stephanus bezeugt, einen weit umfassendern Beruf erhielten, als bloß zu Tische zu dienen, der äußerlichen Nothdurft der Gemeindeglieder abzuhelfen und Armenpfleger zu sein, sie vielmehr jene Aeltesten wurden, deren Apgsch. 15 Erwähnung geschieht — Pastoren der Gemeinde; sie also im Grunde mit den nach der neuen Gemeindeordnung zu erwählenden Kirchenräthen in keinerlei Parallele zu stellen sind: so dürfte die Frage für die Berechtigung dieses Hinweises von entschiedenem Gewicht sein — *ob denn unsere jetzigen Gemeinden mit jener ersten Apostolischen zu Jerusalem, die allerdings jene Diakonen wählte, auch nur im entferntesten zu vergleichen seien?* Kann es irgend Jemandem, der die heutigen Zustände auch in rosigster Färbung ansieht, jemals einfallen, die Menge der heutigen Christen „die Menge der Jünger“ zu nennen? Oder würde irgend ein Pastor heut zu Tage, wenn er noch einigermaßen Augen zum sehen hat, den Gliedern seiner geographischen Parochie den Auftrag geben können, den die Apostel in jenen Tagen den Männern der Jerusalemsgemeinde gaben: „sehet unter euch nach sieben Männern, die ein gutes Gerücht haben *und voll heiligen Geistes und Weisheit sind*, welche wir bestellen mögen zu dieser Nothdurft? Würden wohl Gemeinden, wie sie heute sind, namentlich Gemeinden in Städten, in denen sich das neue Heidenthum immer mehr consolidirt, Männer wählen „voll heiligen Geistes“, — Männer, die beispielsweise dem Stephanus ähnlich wären? Wer diese Fragen bejahen kann, mit dem ist ebensowenig weiter über diese Angelegenheit zu reden, wie mit dem Blinden über Farben. Müssen diese Fragen aber auf das Entschiedenste verneint werden, muß im Gegentheil, wie der Augenschein lehrt, behauptet werden, daß die Gemeinden unserer Tage ein derartiges Gemisch von Unkraut und Waizen sind, daß ohne Verletzung auch des Waizens das Unkraut als wählbar und wahlberechtigt, wie es doch an sich selbst nicht ist, nicht ausgeschieden werden kann, dann folgt mit evidenter Gewißheit, daß die in Rede stehende Einführung der neuen Gemeindeordnung nur ein beklagenswerther Anachronismus genannt werden kann.

Andere innerliche Stellung, anderer Modus äußerlicher Ordnung: das ist der eigentlich apostolische Grundsatz. Es ist wahrlich nicht ohne Bedeutung, daß nach dem Apgsch. 6 erwähnten Faktum der Diakonenwahl durch die Gemeinde nirgends wieder, weder in der Apostelgeschichte noch in den apostolischen Briefen einer ähnlichen Erwähnung geschieht. Es dürfte das wohl zu dem Schlusse berechtigen, daß dieser Modus der Bestellung kirchlicher Beamteten bei der Ausdehnung der Kirche und dem Eintritt auch solcher Glieder in dieselbe, denen der Geist der Prüfung für Männer voll heil. Geistes und Weisheit mangelte, schon in apostolischer Zeit in Abnahme gekommen sei. Den Uebergang in einen andern Modus, nach dem die Schwerkraft der Bestimmung zu den Aemtern in der Gemeinde in das Amt selbst gelegt wurde, scheint Apgsch. 15 anzudeuten. Bei dem dort erwähnten Concil kommt die Gemeinde nicht mehr in Betracht, sondern allein die Apostel und Aeltesten, die Pastoren der Gemeinde. Diese beiden Faktoren kommen nach V. 6 zusammen, „die Rede zu besehen.“ Darnach faßte Jakobus als der primus inter pares, — in dieser Stellung der Prototyp des nachherigen bischöflichen Amtes, den Beschluß mit den erwähnenswerthen Worten: „*darum beschließe ich*“ — nicht einmal die übrigen Mitapostel oder Aeltesten werden als Mitbeschließende erwähnt, viel weniger die Gemeinde. Heißt es nun allerdings, wie wir nachher V. 22 lesen: „und es däuchte gut die Apostel und Aeltesten sammt der ganzen Gemeinde, aus ihnen Männer zu erwählen“ — so folgt daraus doch nicht, daß die Gemeinde sie wieder gewählt habe, sondern nur, daß es sie gut däuchte, daß Männer aus ihr gewählt würden. Der Hauptnachdruck liegt auch hier wieder nach der Wortstellung auf den Aposteln und Aeltesten. Wenigstens das glauben wir aussprechen zu dürfen, daß die später erfolgende Entziehung jeglicher Einmischung der Gemeinde als solcher in die Funktion, die dem in ihr geordneten Amte anvertraut war, nur als ein Resultat der Weisheit des in der Kirche waltenden heiligen Geistes angesehen werden muß. —

Wir nehmen die vorhin bei Betrachtung der formalen Seite der Angelegenheit aufgeworfene Frage jetzt wieder auf: wer soll in Berlin wählen und wer soll gewählt werden, damit der Hoff-

nung des Oberkirchenraths Genüge geschehe, daß „die neuen Kräfte ebensowohl nach innen fördernd und helfend, als nach außen schirmend und abwehrend der Kirche zu dienen im Stande sein mögen."

Allerdings scheint die Bestimmung, daß „für das erste Mal" die Wahl aus einer „vom Pfarrer, Patron und Kirchenvorstehern unter Leitung des Superintendenten, für spätere Ergänzungsfälle aber von den Gemeinde-Kirchenräthen selbst aufzustellenden Vorschlagsliste" stattfinden soll, eine Garantie zu bieten, daß, wie auch die Wähler innerlich beschaffen sein mögen, sie jedenfalls solche Persönlichkeiten wählen müssen, die jener Hoffnung entsprechen dürften. Diese Garantie würde aber nur in dem Falle sich verwirklichen, wenn 1. die drei Vorschlagsfaktoren selbst der Art sind, daß sie nur Personen ins Auge fassen, die im Stande sind, die Hoffnung des Oberkirchenraths zu erfüllen; 2. wenn die drei Faktoren über die zu designirenden Personen alsdann einig sind; wenn sie 3. die geeigneten Personen in der Gemeinde finden können; und wenn 4. die erwählten Kirchenräthe solche Männer sind, bleiben und immer mehr werden, die fähig sind, betreffenden Falls wiederum qualificirte Personen der Gemeinde ohne irgend eine Beeinflußung von Außen her ꝛc. vorzuschlagen! — Aber gerade dieses vierfache wenn fordert eben so viele bedenkliche Fragezeichen. Und wenn das, wie zerrissen wird sich grade dann die Kirche einer Stadt wie Berlin auch äußerlich darstellen!

Man denke sich, um nur ein prägnantes Beispiel hervorzuheben, eine Gemeinde, in der der Pfarrer und Kirchenvorstand der Gesinnung huldigt, wie sie in der protestantischen Kirchenzeitung vertreten wird, wie ganz anders wird dort die Frage nach der inneren und auch äußeren Qualifikation der zu Designirenden und der Wahlberechtigten entschieden werden, als z. B. in der böhmischen, oder Matthäi- oder Jakobi-Gemeinde? Dieselbe Gesinnung, die hier unbedingt von der Wahl ausschließen würde, machte dort grade wahlfähig, und umgekehrt! In der That, wenn jetzt schon der Talar nur eine schwache Hülle ist, die tiefe Discrepanz in allen und jeden religiösen und kirchlichen Anschauungen unter so manchen Trägern des Amtes in Berlin zu verbergen, so würde diese, wenn sie nun von einem Collegio von Männern vertreten wird, die nach ihrer sonstigen Lebensstellung grade nicht veranlaßt sind, das kirchliche Dekorum zu bewahren, und die dennoch mit einem kirchlichen Amte betraut sind, sich kaum mehr verbergen können, und in ganz anderer, viel einschneidenderer Weise, als es je durch den Einfluß gläubiger Confessionellen geschehn kann, der Name Union zu Schanden werden, — denn zwischen dem Glauben und dem kirchlich constituirten Unglauben gilt es Kampf auf Leben und Tod.

Wenn die drei designirenden Faktoren nicht einig sind, wenn der Pastor etwa ein kirchlicher Mann neben sich Kirchenvorsteher hat, die entweder wegen ihrer geistlichen Erstorbenheit es nicht fassen können, weshalb der „Prediger" Leute geringeren Standes und Ansehens den sogenannten Honoratioren in der

Gemeinde bei der Designation vorzieht, oder die in offener Feindschaft wider das Kreuz Christi Leute gleicher Gesinnung wider „des Predigers pietistische Marotte" durchzusetzen suchen; und wenn nun der Patron oder der Superintendent etwa seine gewichtige Stimme zu der der Kirchenvorsteher werfen würde, und der Pastor nun nicht allein durch Majorität, sondern auch durch Auctorität überstimmt es sich gefallen lassen muß, daß ihm ein Kirchenrath zur Seite gestellt würde, der gegen die Predigt und gegen die gottesdienstliche Ordnung in fortwährender Opposition sich befände: — welch eine reich sprudelnde Quelle von allerlei innerer und auch äußerer Noth eröffnet in diesem Falle die neue Gemeinde-Ordnung für den Pastor; welch eine günstige Veranlassung bietet sie alsdann für allerlei Klagen der „zarten Gewissen," die sich durch dieses oder jenes in ihrer Erbauung gestört fühlen und nun gehüllt in ihrer Amtstoga die Behörde um Abstellung dieser Uebelstände angehen; welch ein fruchtbares Mittel wird sie dann für allerlei Ueberhebungen über das geordnete Pfarramt — insbesondere, wenn jene Klagen geneigtes Gehör finden sollten — und für allerlei Mißtrauensaussaat und Häckeleien in der Gemeinde. In der That, in diesem Falle würde sich die Hoffnung des Oberkirchenraths schwerlich erfüllen!

Wie wenig eine solche Erfüllung wenigstens für Berlin auch bei der vorgeschlagenen Designation in Aussicht steht, folgt einfach aus der Schwierigkeit, in nicht wenigen der dortigen geographisch circumscribirten Parochieen die passenden kirchenräthlichen Persönlichkeiten finden zu können.

Wir sind bei der dermaligen Zusammensetzung des Oberkirchenraths überzeugt, daß es dessen herzlicher Wunsch ist, die Gemeinden aus der „Verengung," die Unglauben heißt, herausgeführt, Leben aus Gott in ihnen gefördert, und die Kirche überhaupt zu der Selbstständigkeit heranwachsen zu sehn, die allein im Stande ist, sie den Fluktuationen des politischen und Staatslebens so viel als möglich fern zu halten, nämlich zu der Selbstständigkeit, die allein das Wachsthum im lebendigen Glauben verleiht. Nur in diesem Sinne können wir den Ausspruch im Oberkirchenräthlichen Erlasse verstehen: „Aus dieser Verengung nun die Evangelische Kirche hinauszuführen und ihr zu einer Erweiterung und Verstärkung ihrer Institutionen zu verhelfen, welche sie in den Stand setzt, gegenüber den in den letzten Decennien reicher entwickelten Formen des öffentlichen Staatslebens ihre Selbstständigkeit und freie Action als ein kraftvoll organisirtes Ganzes zu behaupten, ist der Zweck der gegenwärtig getroffenen Allerhöchsten Anordnung." Eine äußere Institution wie die genannte ohne das Mark des Glaubens ist nicht allein keine „Verstärkung," sondern ein zerbrochner Rohrstab, der denjenigen, die sich darauf lehnen, durch die Hand geht. Soll aber die Erfüllung des Wunsches des Oberkirchenraths auf einem irgendwie stichhaltigen Grunde beruhen, so dürfte die erste Bedingung die sein, daß die kirchenräthlichen Personen selbst im Glauben stehen, und nicht das allein, son-

ern auch dazu ein besonderes Maaß von pastoraler Weisheit esitzen, da sie ja auch namentlich „in Fragen der kirchlichen ucht" eine entscheidende Stimme haben sollen.

Nach dem Urtheile eines Berliner Pfarrers, der einer der rößten Parochieen der Stadt vorsteht, finden sich innerhalb der eographischen Parochie desselben kaum fünf Männer, die er mit utem Gewissen zur Wahl für das q. Amt designiren könnte. llerdings können die Ansprüche, die man an die Befähigung nacht, sehr verschieden sein. Aber wenn man dieselbe auch ach dem niedrigsten Maßstabe bemißt, wenn man nichts weiter ordert, als eine nothdürftige Katechismuserkenntniß, ein so weit rleuchtetes Auge, daß der betreffende seine und aller Menschen Verdammenswürdigkeit von Natur, so wie als die einzige Ret- ung den Glauben an den Herrn erkennen kann, und ein in so weit erwärmtes Herz, daß er selbst etwas von der Buße erfah- en und im Glauben den Herrn ergriffen hat: wir fragen, wie iel Persönlichkeiten der Art, die sich dann auch nach ihrer an- erweitigen Lebensstellung zu dem in Frage stehenden Amte eig- nen würden, dürften die Berliner Parochieen aufzuweisen haben? Aber zu einem solchen Amte in einer Stadt wie Berlin, in der allerlei Geister sich finden, und der Teufel hier unter der Maske der Bildung einhergeht, dort in der Gestalt viehischer Gemein- heit erscheint, in der wiederum neben bodenlosester Unwissenheit in allen christlichen Wahrheiten unter hohen und niedern Ständen, äußerlich Gebildeten und Ungebildeten, die subjektivste Selbst- und Vielwisserei, Gefühls- und Verstandesschwärmerei auf christ- lichem Lebensgebiete besteht, genügt schwerlich, soll die Intention des Oberkirchenraths durch die Kirchenräthe in der bezeichneten Richtung zur Ausführung kommen, eine mittelmäßige Erkennt- niß und Erfahrung der Wahrheit des Evangeliums und der kirchlichen Dinge. Wenn es schon dem gläubigen und kirchlich gebildeten Theologen oft schwer genug wird, die richtige Anfassung und die passende Weise zur seelsorgerischen Einwirkung und An- wendung der Zucht zu finden; um wie viel schwerer muß das aus leicht erkennbaren Gründen selbst ausgezeichneten christlichen Persönlichkeiten aus dem Laienstande werden! Man mache sich die Sache, die man erstrebt, doch recht klar. Man denke sich, — die Fälle können doch vorkommen — irgend eine Persönlich- keit aus den höchsten Lebenskreisen in einem ärgerlichen Lebens- wandel. Nach der neuen Gemeinde-Ordnung hat der Kirchen- rath nicht allein das Recht, sondern auch die Pflicht, zu einem solchen, Herren oder Dame ꝛc. zu gehn, und diesen Personen ent- weder in Verbindung mit dem Pfarrer oder auch allein ihr ärgerliches Leben vorzuhalten und sie zur Umkehr, zur Buße auf- zufordern. Wird das Jemand wollen, der nicht selbst Buße gethan hat und im lebendigen Glauben an den Herrn steht? Wird das Jemand können, der nicht eben sowohl ein reiches Maaß an christlicher Erkenntniß, als auch an heiligem Muth, und im vor- liegenden Falle auch an allgemeiner Bildung empfangen hat? Was würde in unserer Stadt z. B. irgend eine recht weltlich gesinnte Excellenz sagen, wenn ein gläubiger aber schlichter Handwerker kraft seines kirchenräthlichen Amtes eine solche Mah- nung an sie stellen wollte? Viel eher würde noch die betref- fende Excellenz einem solchen Manne Gehör schenken, wenn er ohne solch Amtsschild, getrieben von freier heiliger Liebe, unter vier Augen ihr Vorstellungen dieser Art machen wollte. Wir sind überzeugt, daß sich in Berlin verhältnißmäßig nur sehr wenige Persönlichkeiten finden werden, die sich für ein solches Amt eignen, und daß, wenn sich dieselben auch finden, sie alsbald auf solche Schwierigkeiten in der Ausübung desselben stoßen werden, daß eine nur zu schnelle Erlahmung die Folge davon sein wird.

Jenes dreifache wenn, das wir vorhin ausgesprochen, darf aber unmöglich ein wenn bleiben, wenn die Cautel der ersten Designation die Gewähr bieten soll, daß die ganze Einrichtung statt zum Nutzen zu dienen, nicht in ihr Gegentheil umschlage. Das steht unserer Ueberzeugung nach unumstößlich fest, sollen in einer Gemeinde von 20000 und mehr geographisch zu ihr gehörenden Gliedern, die ohnstreitig die höchste Zahl der Kirchen- räthe, also 12 fordern dürfte, 24 Personen zur Wahl designirt werden, so wird, wenn nicht alle 24 gleich gut, nämlich im kirchlichen Begriffe gleich gut sind, die Majorität der Gemeinde- glieder in Berlin jedenfalls die schlechtesten auswählen und so Elemente in den Gemeinde-Kirchenrath bringen, die, vorausge- setzt daß der Pfarrer ein gläubiger Mann ist und er darum der gebotenen Hülfe, die nach seinen Begriffen eben keine Hülfe ist, lieber ganz und gar entsagt, seine Wirksamkeit quoad interna wesentlich gefährden oder, wenn sich das die Herren nicht woll- ten gefallen lassen, einen Kampf hervorrufen würden, dessen un- erfreuliche Folgen für Pfarrer, Kirchenrath und Gemeinde wir schon oben angedeutet haben. —

Daß aber die zukünftige Ergänzung des Abganges einzel- ner Glieder, durch die Glieder des Kirchenrathes selbst — eine Ergänzung, bei der der Oberkirchenräthliche Erlaß es dazu frag- lich läßt, ob Pfarrer und Patron bei derselben mitthätig sein werden oder nicht, — selbst dann keine Gewähr auf gute Wie- derbesetzung der erledigten Stellung bietet, wenn auch die erste Wahl nach Wunsch des Oberkirchenrathes sollte ausgefallen sein, liegt nach dem Gange menschlicher Dinge auf der Hand. —

Es folgt aus dem Allen, daß in der That der von dem Oberkirchenrath aufgestellte Wahlmodus für die Berliner Pa- rochieen keinerlei Garantie für die Erfüllung der von demselben an die q. Einführung geknüpften Hoffnungen bieten dürfte.

Der Oberkirchenrath stellt mit dem bereits angeführten Ausspruche: „Aus dieser Verengung die Evang. Kirche des Landes herauszuführen und ihr zu einer Erweiterung und Verstärkung ihrer Institutionen zu verhelfen, welche sie in den Stand setzt, gegenüber den in den letzten Decennien reicher entwickelten Formen des öffentlichen Staatslebens ihre Selbstständigkeit und freie Action als ein kraftvoll organisirtes Ganze zu behaupten, ist der Zweck ꝛc." und mit dem andern: „damit wird auch zugleich der Artikel XV. der Verfassungsurkunde v. 31. Jan. 50 weiter in Vollzug gesetzt werden ꝛc." die ganze q. Einrichtung auf die breite constitutionelle Grundlage und provocirt dadurch von vorne herein den Widerspruch aller negativen Geister gegen jene einzige Cautel, die wenigstens ihrer Intention nach die sofortige Ueberantwortung der Kirche an den herrschenden Zeitgeist und die freigemeindliche Strömung bewahren soll. Ein hervorragendes Mitglied des Berliner Ministeriums wies, wie uns scheint mit Recht, darauf hin, daß die Anhänger der Protestantischen Kirchenzeitung von vorne herein sich gegen die Denomination erklären und freie Gemeindewahl nach der Schablone der politischen Kopfzahlwahl aus dem J. 48 verlangen würden. Wird der Sturm von dieser Seite, wie voraussichtlich, auch in ersterer Zeit abgeschlagen werden, so hat diese Richtung später nach Einführung der neuen Verfassung desto entschiedener Aussicht auf Erfolg. Die Kirchenräthe selbst, gestachelt von den Gemeinden, mit denen sie durch Familienbande und geschäftlichen Verkehr in naturgemäßer Verbindung leben, werden über Verkümmerung der verfassungsmäßigen Rechte klagen und ihre amtliche Stellung, wenn auch nicht zur Förderung des inneren Lebens der Gemeinden, doch zur Förderung dieses Interesses sehr gut zu benutzen wissen. Verwendungen an die Kirchenbehörden, Petitionen an die Häuser werden nicht ausbleiben, und ob dieselben auch an dem Herrenhause vorerst abprallen werden; wenn schon gutta cavat lapidem — wie sollte dann nicht die immer erneuerte Petition einer Corporation auch jenen Felsen erweichen, deren Recht auf das Petitionirte als in dem Oberkirchenräthlichen Erlasse implicite ausgesprochen nicht geläugnet werden kann. Die Principien drängen zu ihren Consequenzen, der Satz kann nun einmal nicht umgestoßen werden. Was aber alsdann, wenn jene Principien erst aus der „Verengung", in der sie anfänglich noch wegen der Neuheit der Sache auf kirchlichem Gebiet gehalten werden, durch Petitionen ꝛc. herausgeführt, und ihre Consequenzen gefunden haben werden, der Evangelischen Kirche unseres Vaterlandes und namentlich Berlins erblühen wird, das ist nicht schwer vorherzusagen: Auflösung nicht allein jeder geschichtlich gewordenen Kirche, sowohl der lutherischen als auch der reformirten, ja selbst der Kirche der Union, soweit dieselbe noch an dem lutherischen resp. reformirten Bekenntnisse festhält, sondern jeder wahrhaft kirchlichen Ordnung, und endliche Unterordnung der jetzt zu Recht bestehenden Aemter in der Kirche, namentlich des Pfarramtes und seiner Verwaltung unter die Majoritätsbeschlüsse und das demokratische Gelüste der alsdann souverain gewordenen Menge derer, die sich Christen nennen. Wir wollen von Herzen wünschen, daß sich diese allerdings pessimistische Vorhersagung nicht erfüllen möge, können aber nicht unterlassen, diese Befürchtung nicht allein in Bezug auf die Kirchenräthe, sondern auch in Bezug auf den mit denselben bevorworteten Ausbau in Kreis-, Provinzial- und Generalsynoden als nur zu sehr begründet auszusprechen.

Suchet der Stadt Bestes, dahin Ich euch habe lassen wegführen. Auf Grund dieser Mahnung erlauben wir uns mit Bezug auf die nun einmal gesetzlich angeordnete Einführung der neuen Gemeindeordnung einige Vorschläge den vorstehenden Bemerkungen hinzuzufügen, die vielleicht geeignet sein dürften, so viel als möglich dem drohenden Schaden vorzubeugen.

1. Es dürfte, wie einmal die Sachen in Berlin liegen, die Bestimmung über die Wählbarkeit zu dem Amte eines Kirchenraths und die Wählerfähigkeit eine verschiedene sein. Während die letztere nur auf Personen innerhalb der geographischen Parochie ruhen dürfte, scheint die erstere auch auf Personen über diese Gränzen hinaus erstreckt werden zu können. Es erscheint in der That im Interesse der Gemeinde der Grundsatz befolgt werden zu dürfen, daß nur derjenige innerhalb derselben ein kirchliches Amt tragen darf, der sich in allen kirchlichen Funktionen zu der Pfarrkirche der Gemeinde hält, auch wenn sein zeitweiliges Domicil außerhalb der geographischen Gränzen derselben liegen sollte. Derselbe müßte alsdann allerdings genöthigt sein, allen kirchlichen Rechten, die er innerhalb seiner geographischen Parochie haben würde, als z. B. in derselben die Kirchenräthe mitwählen zu können, zu entsagen und bliebe dieser nur in den Funktionen verbunden, die wie Trauung und Begräbniß rechtlich der geographischen Parochie angehören. Ebenso wäre es nöthig, über dieses Verhältniß dem betreffenden Parochus derjenigen Parochie, aus der das Gemeindeglied in den Kirchenrath einer andern Gemeinde gewählt worden wäre, amtliche Anzeige zu machen. Bei Ausführung dieser doppelten Bestimmung würde einmal das Wahlrecht der geographischen Gemeinde unangetastet bleiben und anderntheils würden doch solche Glieder in den betreffenden Kirchenrath gewählt werden können, die kirchlich mit der Gemeinde verbunden wären und ihr zum Segen gereichen könnten.

2. Die Oberkirchenräthliche Bestimmung in Betreff der Wähler, daß sie „selbstständige, unbescholtene, christliche Hausväter der Gemeinde" sein sollen, bedürfte ohnstreitig der näheren Bestimmung des letzteren Erfordernisses. Theilnahme am Besuch der Gottesdienste, die sich durch einen gemietheten Platz in der Kirche bewähren müßte, Theilnahme an der Sacramentsspendung, Confirmation ꝛc. scheinen unerläßliche Bedingungen zur Berechtigung, Wähler sein zu dürfen. Auf diese Weise würde die ganze Masse der unkirchlichen, ob auch selbstständigen und unbescholtenen Hausväter, so wie alle diejenigen, die durch Anschluß an andere Kirchen ihre Interesselosigkeit an der Pfarrkirche, zu der sie geographisch gehören, bewiesen, von der Theil-

nahme an der Wahl ausgeschlossen, oder genöthigt, sich um die bisher gering geschätzte Kirche zu kümmern. Im letzteren Falle dürfte aber eine Probezeit von mindestens 3 Jahren als nöthig erachtet werden.

3. Nach §. 6 des q. Gesetzes v. 27. Febr. c. a. sollen die verfassungsmäßigen Attributionen des geistl. Amtes durch die neue Einrichtung nicht berührt werden; nach §. 5 die unmittelbare Verwaltung des Kirchenvermögens durch die bisherigen Kirchenvorsteher auch fernerhin geübt werden; nach §. 4 soll aber der neugebildete Gemeindevorstand den Beruf haben, „die christlichen Gemeindethätigkeiten zu fördern und zu pflegen, und die Kirchengemeinde in ihren inneren und äußeren Angelegenheiten zu vertreten." Seelsorge ꝛc. — sowie Verwaltung des Kirchenvermögens, also im Grunde alle innere und äußere Thätigkeit ist den bisherigen Aemtern gesichert. Was bleibt nun für den Kirchenrath, d. h. für die neu zu erwählenden Glieder übrig? Die kirchliche Zucht, welche der Oberkirchenräthliche Erlaß in Aussicht stellt? Wir fürchten, daß in dieser Beziehung die Amtsthätigkeit des Kirchenraths in Berlin alsbald bei Seite gelegt werden dürfte. Die kirchliche Armenpflege? Einestheils beruht in Berlin die Armenpflege in den Händen der städtischen Behörden, und anderntheils haben die meisten Pfarrer bereits längst eine kirchliche freiwillige Armenpflege, deren Mitglieder, wie durchaus nöthig, aus beiden Geschlechtern bestehen. Es bleibt darum in der That, wenn man die Sache genau ansieht, für die Kirchenräthe kein weiteres Thätigkeitsfeld übrig, als nach dem Vorgange der Rheinisch-Westphälischen Kirchenordnung 1. den Klingelbeutel in der Kirche während der Gottesdienste umherzuhalten, 2. nach den Gottesdiensten die eingegangenen Gelder zu zählen und zu registriren, 3. mit dem Kirchenvorstande zusammen die Kirchenrechnung des Rendanten abzunehmen und über kirchliche Baulichkeiten, Kirchhof u. s. w. die Mitaufsicht zu führen; endlich 4. sollte die städtische Schuldeputation sich dazu willig finden, ebenfalls nach dem Muster der Rhein.-Westphäl. Kirchenordnung über die Lokalitäten der Schulen ꝛc. Aufsicht zu führen. Dieses müßte aber um so entschiedener ausgesprochen werden, als die Hoffnungen, die von gewisser Seite auf die Amtsbefugnisse der Kirchenräthe gebaut werden, sehr weitgehende sind.

4. Weder das q. Gesetz v. 27. Febr. noch der Erlaß des Oberkirchenraths spricht sich über die Amtsdauer der Kirchenräthe aus. Nach unserer unter der Rhein.-Westph. Kirchenordnung gewonnenen Erfahrung ist die temporäre Amtsführung und die damit verbundene, in gewissen Zeiträumen wiederkehrende Wahl von Seiten der Gemeinde eine Quelle vieler jener Uebelstände, die wir vorhin angedeutet haben. Es dürfte darum gerathen erscheinen, eine lebenslängliche Amtsdauer zu bestimmen. Ob auch diese, wenn ungeschickte Persönlichkeiten gewählt worden sind, viele Uebelstände namentlich für die Pfarrer mit sich bringen kann, so sind einestheils diese doch nicht mit den aus einer immer neu wiederkehrender Wählerei und der damit verbundenen Wühlerei hervorgehenden zu vergleichen, anderntheils scheint uns die temporäre Amtsdauer ganz und gar mit dem kirchlichen Dekorum zu streiten. —

Fügen wir zu diesen Vorschlägen noch 5. den, daß es dem Ermessen des Pfarrers, des Präses des Kirchenrathes, überlassen bleiben muß, wann und wie oft innerhalb eines Jahres den Kirchenrath zusammenzurufen ihm angemessen erscheint, so glauben wir damit die Vorschläge gemacht zu haben, deren ernste Berücksichtigung nöthig erscheinen dürfte, damit die Kirche namentlich in Berlin bei der Einführung der neuen Gemeindeordnung wo möglich vor größerem Schaden bewahrt bleibe.

Und nun sei die ganze Sache den Händen Dessen befohlen, der Seiner heiligen Kirche Herr und Hüter ist, und der den Seinen aus dem Passionsschmerz den herrlichen Ostertrost gebracht hat: siehe Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende! —

Nachrichten.

Aus dem Großherzogthum Hessen.

Wenn Ihr Korrespondent, der aus mancherlei Gründen lange geschwiegen, wieder einmal zur Feder greift, so geschieht es darum, weil ihm in diesem Augenblick in den kirchlichen Verhältnissen des Landes ein gewisser Wendepunkt gekommen zu sein scheint, den er um so weniger übergehen möchte, als er ja auch mit den drohendsten und entscheidendsten Ereignissen in unsrem kirchlichen und staatlichen Gesammtleben zusammentrifft, und als seine eigentliche Signatur noch nicht bestimmt entschieden ist. Wir stehen mehr als je auf einer doppelseitigen Schwebe. Das zeigen deutlich die beiden wichtigen kirchenregimentlichen Erlasse, womit die ersten Monate des laufenden Jahres uns überrascht haben.

Der eine und spätere betrifft den Gebrauch des Badischen Katechismus beim Religions-Unterricht, und verordnet, daß derselbe hinfort gänzlich aufhören, dagegen „in Zukunft der in der hess. Kirchen-Agende von 1724 enthaltene kleine lutherische Katechismus nebst Fragestücken mit einem dem luth. Bekenntnisse entsprechenden Spruchbuche in den sämmtlichen lutherischen Gemeinden allein gebraucht werde." Und das ist eine endliche Rechts-Gewährung und Unrechts-Beseitigung, für die wir nicht dankbar genug sein können; es ist damit großer Verwirrung und Gewissens-Beschwerung ein völlig befriedigendes Ende gemacht. Der hohe Erlaß läßt in dieser Beziehung Nichts zu wünschen übrig. Denn nicht blos, daß der, wie sattsam nachgewiesen, mit dem lutherischen Bekenntniß nicht stimmende Badische Unions-Katechismus nach 20jährigem Gebrauche einfach beseitigt und dafür der kleine lutherische Katechismus zu alleinigem Gebrauche befohlen ist, sondern er ist dies ausdrücklich als der in der hess. Agende von 1724 enthaltene, ausdrücklich also als der, nach dieser zu erneuerter Anerkennung hervorgezogenen Agende zu Recht bestehende, und dies confessionelle Recht ferner auch damit und darin ausdrücklich anerkannt, daß auch das damit zu verbindende Spruchbuch ein „dem lutherischen Bekenntniß entsprechendes" sein muß. Mehreres und deutlicheres konnte man nicht erwarten und verlangen. Es ist ein heller Silberblick nach langer, langer Trübe, der uns hier erfreut; und man sollte hoffen, daß, wo und nachdem wieder ein solcher reiner Grund gelegt, sich nun auch das entsprechende Weitere für die Lutherische Confession und Kirche, die ursprüngliche in Hessen, allmälig daran reihen werde. Denn

sonst bliebe ja der Grund isolirt und unwirksam, der Erlaß in seinen Motiven widersprechend und räthselhaft. Daß aber noch Weiteres in mancherlei Richtung zurück ist, das weiß, wer die hessischen Verhältnisse kennt; wir brauchen es hier nicht noch einmal aufzuführen. Vor Allem sollten wir denken, müsse in Zukunft die so respektirte lutherische Confession in dieser ihrem Katechismus und ihrem Recht entsprechenden Eigenthümlichkeit auf jedem Punkte voll und unversehrt anerkannt und behandelt werden, ganz besonders und vor allem Andren in der Lehre. Man gerieth ja sonst mit ihrem, ihr ohne Rückhalt wiedergegebenen Katechismus in einen unerträglichen Widerspruch. Aber fast scheint es doch nicht ganz so zu sein oder sein zu sollen; darauf könnte der andere wichtige Erlaß führen.

Dieser betrifft die Ordination der evangelischen Geistlichen des Großherzogthums und verordnet, daß alle evang. Geistlichen, der lutherischen, reformirten und unirten Confession, nach Einem und demselben Formular auf dieselben Bekenntnisse verpflichtet werden sollen. Die lutherische Confession, die in dem Edikt von 1832 ausdrücklich als solche neben und vor der reformirten und unirten genannt ist, scheint also doch in der Lehre nicht gesondert von dieser behandelt, sondern unter Einen Lehrbegriff mit denselben zusammengeordnet werden zu sollen. Wie sich das nun reimt, verstehen wir nicht, müssen daher vor diesem Punkte einstweilen fragend stehen bleiben, in der gewiß gerechtfertigten Erwartung, er werde, weil er annoch ein unklarer und auch nicht mit dem Edikt von 1832 stimmender ist, eine nachträgliche entsprechende Erledigung finden.

Diese kann aber so schwer nicht sein. Es bedürfte nur, daß man sich von dem in die Verwaltung unseres Kirchenwesens allmälig eingeschlichenen und sie mehr oder weniger beherrschenden Gedanken ernstlich lossagte. Das sind Gedanken, wie an mehr Orten deutscher Zunge. Es ist in Hessen gegangen, wie fast überall, und um der besonderen Verhältnisse willen noch auf besondere Weise. Weil man in dem auf den abstrakten Verstand sich stellenden Rationalismus allen positiven Grund und Boden verloren, alles positive und kirchliche Christenthum zu einer allgemeinen „Religiosität" verflüchtigt hatte, mußte man nothwendig dahin kommen, auch in den Confessionen Nichts weiter zu erblicken und meinen festhalten zu müssen, als nur jene; und die weitere Folge die sein, daß die nun im Großherzogthum Hessen regimentlich neben einander gerückten lutherischen und reformirten später auch unirten Gemeinden der Zweckmäßigkeit, Einfachheit und Bequemlichkeit halber, alle wie Eine Kirche behandelt und regiert wurden. Und davon hat man sich heute noch nicht losgemacht; das ist heute noch die falsche, der Wahrheit und dem Recht widersprechende Praxis, die befolgt wird und die nur in der Eingangs besprochenen neuesten Katechismusverfügung glücklich durchbrochen ist. Denn das mag man doch allmälig immer allgemeiner einsehen, daß bloße Zweckmäßigkeit und bureaukratische Vereinfachung nicht die höchst bestimmenden Faktoren einer Verwaltung von kirchlichen Dingen, d. h. von Dingen sein sollen und dürfen, die weit über diese Sphäre hinausliegen, von ewigen und ewig sich gleichbleibenden Werthen sind, und darum auch die Forderung in sich hegen, nach ihrer hierauf erwachsenen geschichtlichen und rechtlichen Ausprägung mit Ernst und Gewissenhaftigkeit angesehen und behandelt zu werden, wofern nicht u. A. auch aus ihrer anderen Behandlung und Unterschätzung eine sich empfindlich rächende Unsicherheit und Abschwächung ihrer sonstigen Wirksamkeit, also zu gemeinem Schaden hervorgehen soll. Aber darnach muß auch immer mehr und fortschreitend verfahren werden, und das wäre, wie gesagt, in Hessen so schwer nicht; die entgegenstehenden Hindernisse wären zu

überwinden, und müssen überwunden werden, wenn dauernd Frieden und Gedeihen in kirchlichen Dingen einkehren soll. Das kirchliche Bewußtsein ist zu mächtig erwacht, als daß es sich anders befriedigen ließe.

Das erweist sich bei uns in allen Richtungen in mancherlei Aeußerungen. Im vorigen Jahre ist in der Universitätsstadt Gießen ein lutherisches Missionsfest gefeiert worden, bei dem die Kirche Abends und bei Tage überfüllt war und Pastor Volkening unter großem Anklang eine treffliche Festpredigt gehalten und Vilmar unter den bei Tisch redenden Gästen war: ein Ereigniß, das man noch vor gar nicht langen Jahren nicht für möglich gehalten. Das durch die Munificenz Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Karl in der Residenz gegründete Diaconissenhaus ist nun vollständig hergestellt und in erfreulicher Thätigkeit begriffen. Für die darin stattfindende lutherische Gottesdienstordnung hat Dr. F. Lucius, ord. Religionslehrer am dasigen Gymnasium, eine „Agende auf Grund der Hessischen Agende v. J. 1574 bearbeitet" (Frankfurt a. M. bei Heyder und Zimmer), die allen kirchlichen Anforderungen entspricht und auch in weiteren Kreisen empfohlen zu werden verdient. Das von Pfarrer Dr. Haupt herausgegebene s. g. schwarze Liederbüchlein ist bereits in 18000 Exemplaren verbreitet und hat eben die 6. Auflage erlebt. Der von ebendemselben bearbeitete und mit einer zweckmäßigen Spruchsammlung und sonstigen kurzem Erläuterungen versehene kleine lutherische Katechismus, binnen kurzem in 3 Auflagen gedruckt, hat sich bisher schon rasch steigender Verbreitung erfreut und wird sie nun noch mehr finden. Eine andere „evangelische Handagende" (bei Lieşching in Stuttgart) zu allgemeinem Gebrauch haben die lutherischen Pfarrer G. Chr. Dieffenbach und Chr. Müller herausgegeben, welche „in möglichst gedrängter und übersichtlicher Weise das für den liturgischen Dienst des Pastors nöthige Material zusammenstellt und mittheilt", und hier ebenfalls weiterer Beachtung empfohlen werden darf. Die vereinigte Conferenz der beiden Hessen auf dem Grunde der „wahren unveränderten Augsburgischen Confession", die in diesen Blättern schon mehrfach erwähnt worden, wird regelmäßig zweimal im Jahre fortgehalten und erfreut sich verhältnißmäßiger Theilnahme. Das von Hofkaplan Schlosser herausgegebene Kirchenblatt ist allmälig immer entschiedener in lutherisch-kirchliche Bahnen eingelenkt, und auch der früher auf allgemeinerer Grundlage ruhende allgemeine Landesmissionsverein ist im Begriff, sich zu kirchlicher Entschiedenheit in lutherischem Sinne umzugestalten. An dem Privatdocenten Dr. O. Zöckler besitzt die Landesuniversität nun auch Einen Lehrer, der entschieden zum Bekenntniß der lutherischen Kirche steht. Außerdem geschieht es immer häufiger, daß Theologie-Studirende aus dem Lande wenigstens einige Semester in Erlangen zubringen. Was aber endlich noch besonders hervorgehoben werden darf, das ist der Umstand, daß dem mehrfach öffentlich, zuletzt in der „Kirchlichen Zeitschrift" („die kirchliche Gesetzgebung im Großherzogthum Hessen und die bestehende Praxis in Bezug auf die lutherische Confession") also unter der kirchenrechtlichen Autorität Dr. Mejers geführten Beweis, daß die lutherische Confession und Kirche in aller Weise im Großherzogthum zu Recht besteht und nur die Praxis in vielen Punkten damit nicht übereinstimmt, noch nirgends widersprochen worden, oder derselbe zu entkräften auch nur versucht worden ist. Daß aber bei solchem immer mehr sich regenden und seiner bewußt werdenden kirchlichen Leben auch die Gegner zu mehr Thätigkeit erwacht sind, ist ja auch nur ein Beweis mehr für die Energie und Intensität jener kirchlichen Bewegung; und wenn die Friedberger Unions-Konferenz, an die sich wirklich, wie wir in diesen Blättern vorausgesetzt, die renommirtesten Rationalisten des Landes angeschlossen haben*), jetzt anhebt, „evangelische Blätter" herauszugeben, so wird dies sicherlich für die Kirchlich-Gesinnten nur ein Sporn mehr sein, ihre gute Sache aus allen Kräften bis zu völligem Austrag zu verfechten und hinauszuführen. Wo aber der Sieg zuletzt wird bleiben müssen, wenn nicht das hessische Kirchenwesen in gänzliche Verschwommenheit zurückverfallen soll, das kann keinem ernst-Gerichteten zweifelhaft sein.

*) Bei der im Mai v. J. in der Residenz abgehaltenen Conferenz betheiligte sich keiner der zahlreichen Stadt-Geistlichen: auch ein Faktum.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 25. April. № 33.

Ernst Moritz Arndt.

Kurz vor seinem Scheiden (29. Januar 1860) hat der reise Sänger noch eine vollständige Sammlung seiner Gedichte usgehen lassen. Er selbst zählt dies in der kurzen, von „Bonn n Rhein in der Weihnachtswoche des Jahres des Heils 1859" ıtirten, Vorrede zu dem „Bestellen seines Hauses", da die Zeit ines Scheidens nahe sei. Er gibt diese Sammlung des viel- ıch bisher Zerstreuten und Veränderten in seiner ursprünglichen Gestalt als „ein letztes Vermächtniß seinem Volke" und sagt amit allen seinen Freunden das letzte Lebewohl.

Wir wollen dieses Vermächtniß darauf ansehen, was die Evangelische Kirche sich davon anzueignen hat.

Selbstredend haben wir es hier nicht mit den Trinkliedern er Sammlung oder ähnlichen Ergüssen eines dem Wesen dieser Welt zugewendeten Sinnes zu thun. Ebenso wenig mit den aterländischen und politischen Liedern als solchen, welche Arndt's uhm in Deutschland schon vor einem halben Säculum ge- ründet und seinen Einfluß auf die Geschicke und die Geschichte es Vaterlandes in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ge- ichert haben. Auch die der Natur und der Freude an ihr ge- weihten Gesänge sollen hier unberührt bleiben, welche sich, wie ie den Musen und der Liebe zu griechischer Kunst und heidni- chen Idealen zugewandten, noch auf Bahnen bewegen, die nicht um Himmelreich führen.

Dagegen verdienen die dem Geiste Jesu Christi zugehören- den und das Bekenntniß zu dem Herrn laut und klar aus- sprechenden Lieder, die einen nicht geringen Theil des starken Bandes füllen, die besondere Beachtung und den Dank aller derer, die die Macht heiligen Gesanges kennen.

Sie sind großentheils vereint unter der besonderen Ueber- schrift: „Geistliches verschiedenster Töne und Jahre" (S. 432 flg.). Aber auch schon früher finden sich einzelne Lie- der, die ein gutes Bekenntniß aussprechen, wie z. B. S. 186 das liebliche „Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Christ" und S. 197 ein „Gott der Hirt" überschriebenes Lied, das von den Sternen als den güldnen Schafen Gottes singt und tiefen, seligen Frieden athmet, ferner S. 320 „Unser Saal", wo es am Schluß heißt:

„Drum auf, drum auf zur Stadt der Gnaden
Aus finstrer Erdendunkelheit!
Wir sind ja alle eingeladen
Zum Glanz der ew'gen Herrlichkeit,
Wir sind ja alle eingeschrieben —
Und das ist unser Stolz und Muth —
Durch unbegreiflich süßes Lieben,
Mit Gottes eignem Herzensblut."

Auch „des Knaben Abendgebet" S. 273 gehört hieher, das so innig danken und bitten lehrt:

„Nun habe Dank für jeden Tag,
Und Dank für jede Freud!
Ich weiß nicht, was ich beten mag
Mit rechter Herzlichkeit;
Du weißt am besten, was ich will,
Du liebster, treuster Hort,
Drum bin ich mit den Lippen still,
Gott ist mein einzig Wort."

In dem Liede „An Maria zum Marientage" S. 129 lesen wir das Bekenntniß zu dem Sohne Gottes im Gegensatz zu heid- nischem Wesen:

„Denn der Gott trat in das Leben,
Und die Götter sind entflob'n;"

und die ächt christliche Tugend der Demuth, der wir in die- sem Buche so oft begegnen, findet in dem Liede „An Lili" S. 149 ihr erstes Loblied; zwischen die Blümlein der Bescheidenheit und Unschuld mitten inne gestellt, wird die Blume der Demuth also besungen:

„Auch wird ein zweites, das Demuth heißt,
Als Schmuck der Mägdlein hoch gepreist,
Die Englein, singend an Gottes Thron,
Es tragen als Demant in goldner Kron'."

Aus dem „Gebet" S. 157, welches aus der Zeit der Erniedri- gung des Vaterlandes (1810) stammt und eigentlich zu den va- terländischen Liedern zu zählen ist, aber das große Leid als Züchtigung Gottes erkennen und in festem Vertrauen auf Seine Hülfe tragen lehrt, ruft im Staube der Sänger, dem tief im Herzen die Wunde brennt, und es ist als sähen und hörten wir die erstickten Thränen:

„Denn du, alter treuer Gott,
Alter lieber deutscher Gott,
Hast mit Männern und mit Rossen
Ueber mich dich ausgegossen,
Mich in Staub getreten sehr,
Und ich bin kein Freier mehr."

Und abermals:

„Aber züchtigst du gleich schwer,
Lässest du doch nimmermehr,
Hast die Sehnsucht uns gegeben
Nach dem lieben Götterleben,
Nach dem hochgebornen Recht,
Nennst uns selber dein Geschlecht."

Dazu gehört das Lied „Trost" aus dem folgenden Jahre (S. 167):

„Was stürmst du, Herz, und bist so wild?
Ist nicht der alte Gott dein Schild?
Der alte Gott im Himmel hoch,
Der lebet und regieret noch."

und das „Trostlied" aus dem „Katechismus für den Deutschen Wehrmann" (1813):

„Gott du bist meine Zuversicht,
Mein Schirm und meine Waffen," u. s. w.

wie das „Danklied S. 230:

„Auf, danket Gott, und betet an
Den Helden aller Helden,
Von dem die Erden ab und an
Und alle Himmel melden;
Auf! werdet heute Ein Gesang!
Auf! klinget heute Einen Klang!
Gott sei allein die Ehre!"

Gebet, Glauben, Lieben, das sind dem vaterländischen Freiheitssänger die Grundbedingungen des rechten Kampfes für Gott und Vaterland, wie das Lied „Wer ist ein Mann?" (1813) dies klar und entschieden ausspricht und dann schließt:

„So, deutscher Mann, so, freier Mann,
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein kann Helfer sein,
Von Gott kommt Glück und Sieg."

So war der Mann, der in seinem politischen Wirken dastand als der Mann von Eisen, der sich noch 1856 selbst gesungen (S. 613):

„Trage, wie dein Schmidt es wollte,
Trage muthig durch dein Eisen!
Preis ihm, der es hart geschmiedet!"

und der schon 1812 das „Vaterlandslied":

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,"

als Aufruf zum Heldentode dem Feinde entgegendonnerte, sich dessen vollkommen bewußt, in welcher Rüstung und in welcher Kraft allein der Sieg über den Feind und Dränger gewonnen werden könne. Und daß er **dies** seinem Volke laut und vernehmlich, ächt deutsch in Ohr und Herz gerufen, als es solches Rufes bedurfte, das darf die Kirche ihm nicht vergessen. Daß die Welt sich vorzugsweise an andere Töne dieses Mundes, nachdem ihr die Ohren jückten, gehängt, ihnen den ersten Preis gegeben hat und noch giebt, das kümmert uns nicht und soll uns nicht irre machen in der Freude und dem Dank für die wahrhaft dankenswerthen Gaben und Thaten

— denn solche Lieder sind Thaten — die wir hier aufs Neue überschauen.

In den geistlichen Liedern, denen wir nun näher treten, herrscht vor Allem eine tiefe Innigkeit, ja Süßigkeit der Stimmung und Rede. Es ist merkwürdig, daß dieser Mann von Eisen sofort, so oft und so gern, grade das Wort „süß" in den Mund nimmt, wenn derselbe des Lobes seines Gottes und Heilandes voll wird. Süßlich wird sein Lied dadurch nie, wie das wohl sonst einer Gattung von Liedern eigen, die vor Allem gern mit dem süßen Jesus spielen. Aber die tiefe, zarte, ernste und doch so fröhliche Glaubenszuversicht und Gewißheit der Gnade und des Trostes, die Gemeinschaft des Lebens und der Liebe und die Seligkeit dieser Gemeinschaft im Frieden mit Gott durch das Blut seines Sohnes, diese das Herz des Dichters füllende Geistesströmung macht seine Rede so lieblich und kräftig zugleich und zwingt ihm wieder und immer wieder das Bekenntniß seines süßen Heilandes auf die Lippen. So lesen wir in dem Grabliede, das bei seinem Begräbniß gesungen worden und das im Facsimile der Handschrift des Dichters aus seinem neunzigsten Jahre — einer Handschrift von jugendlicher Kraft und Klarheit — der Sammlung beigegeben ist (S. 466):

„Weinet nicht, mein süßes Heil,
Meinen Heiland hab' ich funden,
Und ich habe auch mein Theil
In den warmen Herzenswunden,
Woraus einst sein frommes Blut
Floß der ganzen Welt zu gut."

Das „Jesusgebet" S. 499 beginnt:

„Herr, du mein Licht, mein Heil, mein Leben,
Mein süßer Heiland, Jesus Christ!
Hilf, Herr, hilf! laß mich nicht entschweben
Von dir, wo Seelenfreude ist,
Wo Einfalt ist, wo Frieden ist,
Bei dir, bei dir, Herr Jesus Christ!"

Und noch im Jahre 1856 hat ein „Danklied" S. 611 dem Dichter das Herz erfüllt, in dem es heißt:

„Drum will ich singen, danken, loben,
So lange Athem in mir ist,
Mein süßes sel'ges Heil von oben,
Gott meinen Herrn und seinen Christ,
Mein Lebenslicht, mein Liebeslicht,
Der Unaussprechlichs zu mir spricht."

Besonders treten hier die Weihnachtslieder hervor, deren sich nicht wenige in dem Buche finden. So das erste aus dem Jahre 1811, das also beginnt (S. 186):

„Du lieber heil'ger frommer Christ,
Der für uns Kinder kommen ist" u. s. w.

so das letzte vom Jahre 1856 (S. 622), in dem es heißt:

„Strahlst du, süßes Himmelslicht,
Das die Heidenwelt durchbricht?
Bist du, Sehnsucht aller Frommen,
Heut zur Welt herabgekommen?"

nd dann später:

„Schau, mein Herz, schau fromm und still,
Was der Baum (nämlich der Weihnachtsbaum) dir sagen will:
Daß der süße Jesus Christ
Heut zu uns gekommen ist,
Daß, dem alle Engel dienen,
Als dein Bruder ist erschienen."

Die „Christenlerche" ruft er (S. 490) auf:

„Komm, Christenlerche, singe,
Was du so selig weißt,
Die Lust des Himmels singe,
Die Held und Heiland heißt,
Die Wahrheit heißt und Leben
Und Licht der Erdennacht,
Daß nun kein Leid mehr beben,
Kein Tod mehr grauen macht.
O süßer Klang der Freude,
O Klang der Seligkeit!" u. s. w.

nd die „Weihnachtsfreude" (S. 493) schließt mit den Worten:

„Weg Sünden, Schmerzen, Zweifel, Sorgen,
Denn Jesus Christ will unser sein."

Vor Allem aber wollen wir uns hier an dem Liede freuen, das „Immer Liebe" überschrieben ist und recht tief in das Herz es Dichters blicken läßt. Es lautet S. 485 also:

„Und klingst du immer Liebe wieder?
Und immer nur denselben Ton?
Und weißt du keine andern Lieder
Als Gottes Sohn, von Gottes Sohn?
Muß er dein Licht, dein Glanz, dein Schein,
Muß er dein Alles, Alles sein?"

„Ja, er allein: in diesem Namen,
In diesem allerschönsten Ton,
Klingt aller Himmel Himmel Amen,
Das Heilig! Heilig! klingt vom Sohn,
Und Cherubim und Seraphim
Anbetend knie'n sie hin vor ihm."

„Ja, er allein: so weit die Winde
Das grüne Erdenrund umweh'n,
Muß nun im Klang vom hohen Kinde,
Das Mensch ward, aller Jubel geh'n.
Es klinget kein so süßer Ton
Als von dem Sohn und aus dem Sohn."

„Nein, nimmer lernt es andre Lieder
Das arme sündenkranke Herz,
Nein, nimmer klingt es Andres wieder
Als jener Sehnsucht süßen Schmerz
Vom Menschensohn, vom Gottessohn,
Dies bleibt das Lied, der Klang, der Ton."

„Du bleibst das Lied, du liebste Liebe,
Du bleibst die Sehnsucht, schönstes Bild,
Du Licht der Lichter, Trieb der Triebe,
Woraus der Himmel Wonne quillt:

Mein Herz klingt deine Herrlichkeit
Von nun an bis in Ewigkeit.

Dieses wahrhaft köstliche Lied gibt freilich in Bezug auf den Dichter selbst Manches zu denken, zumal wenn man auf den ungeistlichen, nicht blos den ernsten, sondern auch den den Narrentheidingen dieser Welt zugewandten Theil der Sammlung sieht, aber gern glauben wir, daß wir hier nicht blos die Krone seiner Lieder, sondern auch den wahren Gipfel seines Glaubenslebens ohne Trug und Heuchelschein vor uns haben, und wenn wir dem Sänger sonst auf andern und niederen Pfaden begegnen, so hoffen wir zuversichtlich, daß er diese selbst als solche immer mehr erkannt und bekannt haben werde.

Die Lieder vom Worte Gottes (S. 478. 488. 497. 506. 518) zeichnen sich durch eine erhabene Schilderung der gewaltigen, durchbohrenden, Felsen zerschmeißenden Macht, und zugleich durch das linde Säuseln aus, das uns wie Maienwind durchhaucht.

„Bald gleich dem Sturmwind wild und graus,
Du fährst mit Blitz und Donner aus,
Bald freundlich, fröhlich, lieb und lind
Du säuselst gleich dem Maienwind."

Die Lieder von Grab und Tod (S. 381. 382. 389. 400. 465. 467. 498. 500), unter denen sich auch die Klagetöne am Grabe der eigenen Söhne finden, sind voll von der Sehnsucht nach dem vollen Lichte in Christo, nach dem Schauen des hier Geglaubten, voll von der Zuversicht der Hoffnung des ewigen Lebens:

„Nun sieht er voll im Lichte,
Was hier so dunkel war,
Des Herzens Traumgesichte,
Des Lebens Räthsel klar;
Nun kann er ganz verstehen,
Was Gott, was Christus ist:
Wie wohl ist ihm geschehen
Daß er gestorben ist."

Die Ermahnungen zum Gebet, zur Einfalt, zur Demuth, zur rechten Freiheit, die sich Gott gefangen gibt, wie es S. 491 heißt:

„Ach! dein Sehnen, dein Verlangen,
Deine Freude, deinen Schmerz,
Gib dein ganzes Sein gefangen,
Gib dich Gott gefangen, Herz!
Der die Welt und dich geschaffen,
Dich gestellt hat mitten drein,
Der kann Künste, der hat Waffen,
Daß du magst ein Freier sein."

die unermüdlichen Lobpreisungen des Herrn, der ihm nicht nur der süße Christ, das Kindlein Jesus, sondern der Gottesheld, der König, die Sonne aller Sonnen, das große Licht der Zeiten ist; die fröhlichen und seligen Bekenntnisse zu Ihm und die lauten und dringenden Ermunterungen, ihn treu und fest zu fassen und zu halten, wie er S. 502 so siegesfreudig singt:

„Dies wage fest zu fassen,
Dies halte treu und fest,
Den schwöre nie zu lassen,
Der nimmer dich verläßt:
Der dich mit seinem Blute
Erlöst aus Nacht und Wahn,
Will, daß mit hellem Muthe
Du wandelst deine Bahn."

dies Alles muß ja der Kirche Jesu Christi dies letzte Vermächtniß des alten Arndt werth machen und sie zum fröhlichen Dank auffordern. Durch den Ton dieser christlichen Lieder hat sich Arndt ein Denkmal gesetzt aere perennius, und wir freuen uns dessen um so gewisser, je bestimmter wir befürchten, daß diese Lieder es nicht sind, die unser Volk jetzt spornen, dem Sänger ein ehernes Denkmal zu errichten.

In dieser Freude werden wir auch nicht irre durch die — freilich nur ganz vereinzelten — Angriffe auf Pietismus (S. 507), die in der ausgesprochenen Weise allerdings eine gewisse Berechtigung haben, oder durch die Art, wie zu Luthers 300jähriger Todesfeier (1846) die Protestanten im Namen Luthers aufgerufen werden (S. 528):

„Laßt Todte modern bei den Todten!
Zu höchsten Sternen sendet Boten,
Da fragt der Zukunft Donnerlaut."

Bekennt er doch anderweitig (S. 588), daß er sich selbst nach Martin Luther den Glauben stelle, und in dem herrlichen „Abendmahlslied" jauchzt er ächt lutherisch (S. 474):

„O wunderbare Treue,
So lockst du mich zu dir?
O wunderbare Weihe,
So nahst du selig mir?
Ich soll der Sünden Tod
In deinem Blute trinken,
Vergehen und versinken
In deiner Liebe, Gott?"

Und zum Schluß:

„Drum jauchze, meine Seele!
Drum jauchze deinem Herrn!
Verkünde und erzähle
Die Gnade nah und fern,
Den Wunderborn in Blut,
Die sel'ge Himmelsspeise,
Die auf verborgne Weise
Dir gibt das höchste Gut."

Hervorheben müssen wir noch den Zorn, mit dem der Dichter die Materialisten unter den Naturforschern niederwirft, die den Menschen aus „Dreck" entstehen lassen. In den Jahren 1843 und 1856 hat er diesem Zorne Luft gemacht. Ergrimmt ruft er aus (S. 509):

„Weh, wer meine Sternenpfade
Mir mit Erdendreck beklexet!

Wie? auf euren Millionen
Stünd' ich denn zuletzt auf Füßen?
Wüchsen meinem Baum die Kronen,
Welche himmelaufwärts schießen?
So von Grad zu Grad geklommen
Bis ans Himmelsthor wir pochen?
Alles aus dem Dreck gekommen,
Mensch zuletzt aus Dreck gekrochen?
Nein! hinauf mit mir zur Sonne,
Wo der Obermeister sitzet" u. s. w.

Und zum Schluß:

„Und der ganze Würmerplunder
Fällt in dünnen Staub zusammen,
Und der Mensch bleibt stehn als Wunder,
Woraus Blitze Gottes flammen."

Und in dem zweiten Liede (S. 621):

„Weg, weg mit solchem wüsten Wahn!
Empor zur höchsten Sonnenbahn,
Wo jenes Herz der Liebe schlägt,
Das aller Himmel Himmel trägt."

Den Zorn der Liebe hat er eigends besungen (S. 368. 370) und damit einen Commentar geliefert zu Ps. 4, 5 und Ephes. 4, 26: „Zürnet, doch sündiget nicht." Diesen Zorn der Liebe hat er meisterlich sein Leben lang erwiesen, zumal gegen die Versuchungen und Sünden alles wälschen Wesens, wie er dies selbst in dem Liede „Lug ins Leben" S. 255 ausspricht, wo er ruft:

„Dank dir, allmächtiger Gott, für den allmächtigen Zorn!"

Das Verhältniß des Zorns zur Liebe schildert er, wenn er singt:

„Durch Muth und stolze Thränen
Und Arbeit und Gefahr
Wird ihr (der Liebe) unendlich Sehnen
Allein hienieden klar."

Der Zorn ist ihm die Wehr und Waffe der Liebe gegen Satan und seine Verführung, gegen Schlaffheit und Tod; er vergleicht die Liebe der Rose und den Zorn dem Rosendorn, indem er singt:

„So blühe, Rose, blühe!
Blüh, Liebe, scharf im Dorn!
Komm du, mein Blitz, und sprühe!
Sprüh', sprühe, edler Zorn!
Komm, Stolz, und nimm die Waffen
Der Arbeit und der Noth!
Was frommte dir der Schlaffen
Lebendig todter Tod?" — —

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 28. April. № 34.

Am 300jährigen Todestage Melanchthons.

Eine Gymnasialrede.

Hochgeehrte Amtsgenossen, geliebte Schüler! Nicht zu einer Feier, deren Veranlassung in den besonderen Beziehungen dieser Anstalt läge, sondern als Mitgenossen und Glieder der evangelischen Kirche Deutschlands sind wir heute versammelt, um einer Pflicht und einem Bedürfniß der Dankbarkeit und Pietät Genüge zu leisten. Es ist die 300jährige Wiederkehr eines Tages, der in Wahrheit einst ein Tag geweiheter Feier war. Ein Kreis ernster deutscher Männer umgiebt, wie uns gemeldet wird, das aufgeschlagene „Reisebett" eines müden Pilgers. Ein in langen schweren Kämpfen erprobter und erschöpfter Streiter hat sich angeschickt, den letzten schweren Gang zu thun. Schon liegt er vor uns dahingestreckt, gebrochenen Auges, erblaßten Angesichts, scheinbar überwunden, aber — dennoch ein Sieger. Denn „man singet mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten: Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unseren HErrn JEsum Christum." — Und so weilen auch wir jetzt nicht länger bei dem Todten, sondern unser Blick wendet sich zurück in das Leben. —

In welche Zeit aber hat uns dieses Reisebett und Siegeslager versetzt! — Es ist ja freilich nicht unbekannt, wieviel Unreines, wieviel Demüthigendes in dem Verlaufe der fünf Jahrzehnte, die dieser Sterbetag abschließt, bei unserem Volke an das Licht getreten ist: aber dennoch bleibt es diejenige Epoche, in welcher das tiefste Geistesleben unserer Nation zu seinem Höhepunkt gelangte, in welcher ihre welthistorische Mission, während dieses Aeon unter den Völkern der Erde vorzugsweise Träger und Bewahrer des Evangeliums zu seyn, offenbar und erfüllt wurde. Und der gewaltige Held, den der HErr durch harte strenge Zucht zum auserwählten Werkzeug sich zugerüstet, daß er der Bahnbrecher würde einer neuen Weltzeit, — sagen wir zuviel, wenn wir ihn die edelste Blüthe des germanischen Stammes nennen? —

Der Deutschen Volk
— ich rede mit den Worten eines unserer Dichter —
Der Deutschen Volk spricht keinem fremden Hohn,
Reich ohne Stolz, ehrt jede Nation,
Wenn auch der Neid von seinem Werthe schweiget:
Doch einen freiern edlern Mann,
Als **Luther** war, der edle Mann,
Hat keine Nation gezeuget! —

Der aber, deß mildes kindlich-reines Bild heute vor unser Geistesauge tritt, — er war des heldenmüthigen Gottesstreiters nächster Freund, sein von dem HErrn selbst ihm zugeführter treuster Kampfgenoß: wer könnte sich in undankbarer Engherzigkeit so weit verirren, zu scheiden was Gott selbst zusammengefügt, und von dem Namen Luthers je den **Melanchthons** mit erkältetem Gefühle abzusondern! — Hier ist ein Bund, durch providentielles Walten geordnet, wie, in dem vollen Sinne des Wortes, kein zweiter in der Weltgeschichte; eine Verschiedenartigkeit des Charakters, der Gaben, der gesammten Persönlichkeit nach innen und außen, wie sie nicht größer gedacht werden kann: und doch eine feste unzertrennliche Einigung in dem Höchsten und Heiligsten, eine gegenseitige Ergänzung, daß bei dem Werke, dazu sie erkoren waren, keiner des andern hätte entbehren können. Ein Reformator zwar, das dürfen wir ohne Verletzung der Pietät aussprechen, wäre Melanchthon ohne Luther wol nie geworden, weder in der Kirche noch auch selbst für die Schule: aber ebenso dürfen wir, im Hinblick auf das vollendete Werk, das kühne Wort wagen, daß ohne Melanchthons besonnene wissenschaftliche Klarheit, seine unermüdliche Geduld, seine zarte, ja ängstliche Friedensliebe die deutsche Reformation weder in ihrem Gewissen zur Ruhe noch in ihrem öffentlichen Zeugniß zum siegreichen abschließenden Ausdruck hätte gelangen können. Oder war es ein Zufall, daß jenem ewig denkwürdigen Bekenntniß von Augsburg, einem Bekenntniß, wie seit der Apostel Zeiten keines je auf Erden den Sohn Gottes verherrlicht hat, — daß grade Melanchthon ihm Gestalt und Stimme leihen mußte? — Niemand aber hat das Bedürfniß dieser Ergänzung und niemand seines Melanchthons Werth tiefer gefühlt und mit mehr Dank und Freude vor dem HErrn anerkannt als Luther. „Mein Geist (schreibt er), über dem daß er in den feinen Künsten unerfahren und unpolirt ist, thut nichts, denn daß er einen großen Wald und Haufen von Worten ausspeit. Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind; ich muß die Klötze und Stämme ausreuten und bin der große Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß: aber M. Philippus fährt säu-

herlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott hat gegeben seine Gaben reichlich." Und so muß auch Melanchthon — wir stimmen aus vollem Herzen dem vorerwähnten Sänger bei —, so soll Melanchthon auch

Empfangen seiner Deutschen Dank,
Und hoch auf des Gesanges Flügeln schweben,
Und nah an Luthern; denn er flog
Voran nicht, aber hin wo Luther flog! —

Uns aber, den Gliedern eines evangelischen Gymnasiums, den Arbeitern und Zöglingen an einer derjenigen Bildungsanstalten, deren Pflanzung und Ausbreitung in unserem Deutschen Vaterlande recht eigentlich Melanchthons Werk ist, und auf deren innere Pflege er unermüdet durch Wort und Schrift bedacht war, — uns wird sein Ehrenname: Praeceptor Germaniae, noch in ganz besonderem Sinne zu einem mahnenden Hinweis auf das apostolische Wort: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach"! — Und so wollen wir es denn versuchen, um diesem Worte nachzukommen, uns zuerst den Gang seiner „einfachen Lebensschicksale" und das Feld seiner „ungemessenen Wirksamkeit" wenigstens nach den äußersten Umrissen zu vergegenwärtigen; dann aber, soweit es dieser Ort gestattet, noch die Frage uns in etwas näher treten lassen, worauf denn der innere Charakter von Melanchthons Wissenschaft und namentlich seines pädagogischen Wirkens beruhe. —

Philipp Melanchthon, geboren, 14 Jahre nach Luther, am 16. Februar des Jahres 1497 zu Bretten in der Pfalz, war der Sohn eines schlichten ehrbaren Waffenschmieds, den wegen seiner besonderen Geschicklichkeit viele Herren vom deutschen Adel und Ritterstand, selbst Kaiser Maximilian, persönlich hochschätzten. Georg Schwarzerd war ein Mann von ernsten Sitten, allem leichtsinnigen Wesen in Wort und That abhold, ganz besonders ein Feind aller Falschheit und Hinterlist. Seine Gottesfurcht war tief und ungeheuchelt; allnächtlich 12 Uhr stand er auf von seinem Lager, um knieend sein Gebet zu verrichten. Die Mutter, Barbara, eine Tochter des Bürgermeisters von Bretten, eine rührige deutsche Hausfrau, liebte es, die Ihrigen durch Spruchweisheit zu ziehen. Man nennt als eines ihrer Worte: „Almosengeben armet nicht; Kirchengehen säumet nicht; unrecht Gut bleibet nicht; Gottes Wort trüget nicht." — Philippus, der Erstgeborne unter fünf Geschwistern, war kaum 10 Jahre alt, als der Vater, in Folge eines Trunks aus einem vergifteten Brunnen, auf das Sterbebette sank. Er ließ den Knaben zu sich kommen und segnete ihn mit den Worten: „Ich habe viele und große Dinge erlebt in der Welt; aber die da kommen werden, sind größer. Gott sey mit dir, mein Sohn, und führe dich selig." Der Eindruck dieses Augenblicks auf den weichen innig fühlenden Knaben war unauslöschlich; er gedachte desselben stets mit tiefer Rührung.

Den ersten Unterricht hatte er zu Bretten in dem Hause des mütterlichen Großvaters durch einen Privatlehrer Johannes Hungarus empfangen. Des lebhaften, redseligen, fragelustigen Knaben Lernbegierde und Fassungsgabe war außerordentlich. Hungarus machte ihn durch seine treffliche Methode im Lateinischen bald zu einem „Grammaticus". Er liebte ihn wie einen Sohn; und noch 50 Jahre nachher, als dieser sein erster Lehrer starb, gedachte Melanchthon sein mit Innigkeit und freuete sich, bald in dem ewigen Leben mit ihm wieder zusammenzukommen. Nach des Vaters und Großvaters Tode kam Philippus nach Pforzheim in das Haus seiner Verwandtin Elisabeth, die eine Schwester war des weitberühmten und hochgefeierten Johann Reuchlin, des eigentlichen Begründers des Griechischen und namentlich des Hebräischen Sprachstudiums in Deutschland. Georg Simler war des Philippus erster Lehrer im Griechischen. Reuchlin, der häufig in dem Hause seiner Schwester einkehrte, gewann den schnellreifenden Knaben außerordentlich lieb. Er schenkte ihm eine Griechische Grammatik, ein Lexikon und zum Scherz einen kleinen rothen Doctorhut; auch verwandelte er, nach damaliger Gelehrtensitte, dessen etwas hart klingenden Deutschen Namen „Schwarzerd" in den Griechischen „Melanchthon", den dieser selbst wieder später zu noch mehrerem Wohllaut in „Melanthon" änderte.

Im Alter von 12 Jahren bezog Melanchthon die Universität Heidelberg; in seinem 14ten Jahre wurde er Baccalaureus der Philosophie. Doch verließ er Heidelberg schon im nächsten Jahre wieder, theils aus Gesundheitsrücksichten, theils auch in einigem Unmuth, daß ihm die Universität wegen seiner zu großen Jugend den Magistergrad versagt hatte. So kam er nach Tübingen.

Hier fand er ein reges geistiges Leben. Der Kampf der alten und der neuen Wissenschaft, der humanistischen Bildung und der Scholastik, stand auch hier in voller Blüthe. Melanchthon, der leibliche und geistige Verwandte Reuchlins, konnte in seiner Wahl nicht schwanken. — Als 17jähriger Magister begann er seine Vorlesungen über Virgil und Terenz; den letzteren, der ihm ein Lieblingsautor während seines ganzen Lebens blieb, edirte er 1516, nachdem er ihn zuerst in Verse abgetheilt. Es folgten Vorlesungen über Rhetorik, über Cicero und Livius. Mit besonderem Eifer aber trieb er, in Gemeinschaft mit Oecolampadius und unter stetem anregendem Verkehr mit Reuchlin, das Griechische. Im Jahre 1518 erschien seine Griechische Grammatik, zu der er schon in Heidelberg, „er selbst noch fast ein Knabe, für Knaben, die er unterrichtete", die ersten Grundlinien gezogen. Er suchte überall die ursprünglichen Quellen auf. So studirte er die Beweisführung an den Reden des Demosthenes und Cicero, und er bereitete sich, in Verbindung mit seinem Lehrer Stadian, durch Herausgabe des Griechischen Original-Aristoteles den verstümmelten Pseudo-Aristoteles der Scholastiker zu stürzen. Drei Jahre lang hörte er Vorlesungen über Mathematik. Auch die Jurisprudenz und Medicin zog er in den Kreis seiner Studien, und er las den Galen nicht bloß in sprachlichem Interesse. Auf historische Studien gründlicher einzugehen, nöthigt

ihn der Auftrag einer Tübinger Officin, eine neue Ausgabe der Weltchronik des Nauklerus zu besorgen; das Buch wurde unter Melanchthons Händen ein ganz neues Geschichtswerk. Vor allem aber vertiefte er sich in die biblische Exegese; des Erasmus Griechisches N. T. begrüßte er mit hoher Freude; einen mit kleinen Lettern gedruckten Codex der Heil. Schrift, den ihm Reuchlin verehrt, trug er schon damals, wie auch nachher sein Lebenlang, zum Lesen und Nachschlagen beständig bei sich.

Und so war er, bei fast wunderbarer Begabung, unter den gründlichsten und umfassendsten Studien, in stiller friedlicher Jugend unvermerkt und unbewußt herangereift, um nun, da die rechte Zeit gekommen war, einem Andern, der so ganz andere Wege hatte gehen müssen, als παραστάτης an die Seite zu treten in einem Kampfe, wie ihn die Kirche seit der Erscheinung des HErrn auf Erden noch nicht erlebt hatte. —

Der Kurfürst Friedrich der Weise suchte für sein Wittenberg einen Lehrer des Griechischen und des Hebräischen, und wandte sich deshalb um Rath an Reuchlin. Dieser machte wegen des Hebräischen verschiedene Vorschläge: „für das Griechische aber (schreibt er) wüßte ich unter den Deutschen keinen, der über meinen lieben Vetter M. Philipps Schwarzerd sey, ausgenommen Herrn Erasmus Rotterodamus; doch der ist ein Holländer." Die Wahl Melanchthons erfolgte; und als ihm Reuchlin seine Ernennung anzeigte, schrieb er wie in patriarchalischer Begeisterung: „Nicht in poetischer Redensart, sondern mit den Worten der wahrhaftigen Verheißung Gottes, dem gläubigen Abraham gegeben, sage ich dir: Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Und ich will dich zum großen Volk machen, und will dich segnen, und will dir einen großen Namen machen, und du sollst ein Segen seyn. So weissagt mir mein Geist, und so hoffe ich solls mit dir werden, mein Philippus, du mein Werk und mein Trost." — Also zog Philippus gen Wittenberg, an den Ort, wo in einer 42jährigen überschwänglich gesegneten Wirksamkeit des alten Reuchlin Weissagung erfüllt werden sollte.

Am 25. August des Jahres 1518 traf Melanchthon in Wittenberg ein, und schon am 29. hielt er seine Antrittsrede: de corrigendis adolescentiae studiis. Luther hatte nicht Worte genug, seine Freude über Melanchthons Erscheinen und seine außerordentlichen Gaben an den Tag zu legen. „Es ist ein bewunderungswürdiger Mensch (schreibt er bald nachher), ja fast in allen Stücken übermenschlich, mir ein trauter, lieber Freund." — Aber auch der jugendliche Melanchthon — er glich mit seiner kleinen zarten Figur neben Luther noch fast einem Knaben, — auch Melanchthons Seele wurde von Luthers feuriger Glaubensinnigkeit wie mit erhöheten Lebenskräften durchglüht, besonders seitdem die Leipziger Disputation sie gleichsam zu ihrem gemeinsamen großen Berufe geweihet hatte. „Ich liebe (schreibt Melanchthon im August 1519) die heilige Wissenschaft und den Martinus, wenn irgend etwas auf Erden, auf das innigste, und ich umfasse ihn mit meinem ganzen Herzen." Und ein Jahr später: „Ich möchte lieber sterben, als von diesem Manne mich trennen. — Seine Erhaltung ist mir theurer als mein Leben, so daß mir nichts traurigeres begegnen könnte, als den Martinus entbehren zu müssen." Luther aber, als der dünkelhafte Eck, durch einen Brief Melanchthons über die Leipziger Disputation entrüstet, in Beziehung auf den jungen Wittenberger „Grammaticus" mit sehr hochfahrender Verachtung sich ausließ, — Luther sprach das schöne Wort: „Obgleich ich auch Magister und Doctor bin, und fast keiner von Ecks Titeln mir fehlt, so schäme ich mich doch nicht, wenn der Geist dieses Grammatikers von mir abweicht, von meiner Meinung abzustehen, ob der hohen Gaben, die Gott in dieses gebrechliche Gefäß so überreich ausgegossen hat. Denn meines Gottes Werk ist es, das ich im Philippus verehre. Was wir von Wissenschaft und wahrer Philosophie haben, das danken wir dem Philippus." — Und diese Freundschaft, in der ihre Seelen neidlos sich verbanden, sie war kein vorübergehender Rausch: was auch von ihren leidenschaftlichen Freunden später mag Schweres gefehlt seyn, sie haben Stand gehalten, auch in den Feuerproben, bis ans Ende. —

Melanchthons unermeßliche Wirksamkeit in Wittenberg können wir nun, auch abgesehen von dem eigentlichen Reformationswerke, nur nach ihren wesentlichsten äußeren Richtungen mit einigen Umrissen andeuten. Seine Vorlesungen, die sich, außer der Theologie, nach und nach fast auf sämmtliche Disciplinen der philosophischen Facultät erstreckten, brachten ein ganz neues Leben in die Universität. Es entstand eine allgemeine Begeisterung für das Griechische. Zu seinen exegetischen Vorlesungen über das N. T., zu denen ihn Luther beredet hatte, und die dieser selbst eifrig besuchte, wie auch besonders zu seinen Interpretationen Griechischer Classiker strömten die Zuhörer zu Hunderten herbei, ja ihre Zahl stieg, wie berichtet wird, bisweilen auf 2000, und darunter Doctoren und Professoren, Grafen und Fürsten. Es wurde in Wittenberg lebendig wie in einem Ameisenhaufen, sagt Luther. Und nicht bloß aus allen Gegenden Deutschlands strömte die Jugend herbei; auch Franzosen, Engländer, Dänen, Böhmen, Polen, Ungarn, ja selbst Italiener und Griechen lockte Melanchthons Name nach Wittenberg, so daß es einmal (wie er schreibt) elf Sprachen an seinem Tische gab.

Daneben förderte er sodann im persönlichen Verkehr mit der Jugend die Studien der einzelnen auf alle Weise. Er war unermüdet, denen, die ihn um Verbesserung ihrer Uebungsarbeiten in Prosa und Versen angingen, zu willfahren. Ja, um dem Mangel an gehöriger Vorbildung für das academische Studium, der sich bei so manchem die Universität Beziehenden kund gab, in etwas abzuhelfen, gründete er selbst in seinem Hause eine Art Vorbereitungsanstalt — seine schola privata, in der namentlich der Terenz fleißig tractirt wurde; wie er dessen Komödien auch häufig von seinen Zöglingen aufführen ließ. Dies Alumnat, das er aus reiner pädagogischer Neigung angelegt hatte, und von dem er für die Verbesserung seiner dürftigen

äußeren Lage kaum einen geringen Gewinn zog, bestand nahe an 10 Jahre, bis er durch seine späterhin unaufhörlich sich wiederholenden kirchlichen Reisen genöthigt ward es aufzugeben.

Zog er nun so durch seine mannichfache unmittelbare, persönliche Einwirkung eine Menge Schüler, die den zu Wittenberg empfangenen Samen hinaustrugen in alle Gegenden Deutschlands, und die in seinem Geiste fortwirkten, — unter den Pädagogen gehören hierher die berühmten Namen eines Joachim Camerarius (seines Biographen), eines Michael Neander, eines Valentin Trotzendorf: so erweiterte sich der Kreis der von ihm Lernenden noch ins unendliche durch seine Lehrbücher, seine Griechische, seine Lateinische Grammatik, seine Compendien der Rhetorik, der Dialectik, der Physik und Psychologie, der Ethik, deren einzelne in immer erneuerten Auflagen lange Zeiten hindurch die Gelehrtenschulen Deutschlands beherrschten.

Ein Hauptverdienst aber hat sich Melanchthon für die Bildung Deutschlands durch die Begründung und Einrichtung dieser Gelehrtenschulen selbst erworben. Allbekannt ist seine Betheiligung bei der Gründung des Nürnberger Gymnasiums, das er selbst im Jahre 1526 durch eine feierliche Rede einweihete, nachdem sein Freund Camerarius auf seinen Vorschlag zu dessen erstem Rector war erwählt worden. Von unberechenbarem Einfluß aber war sein im Jahre 1528 herausgegebenes „Visitationsbüchlein“: denn nach demselben wurde zuerst ein vom Pabste unabhängiges Kirchen- und Schulwesen eingerichtet, und es enthielt gleichsam den Normalplan für alle in der Folge gestifteten evangelischen Gymnasien Deutschlands. Nimmt man dazu, wie sich aus der fast 10 Quartanten umfassenden Briefsammlung Melanchthons erkennen läßt, daß wol kaum eine bedeutendere Stiftung im Kirchen- und Schulwesen Deutschlands ins Leben trat, ohne daß man seinen Rath und sein Gutachten eingeholt hätte: so mag es vielleicht nicht mehr als rhetorische Uebertreibung erscheinen, wenn seine Wirksamkeit für die Bildung Deutschlands als eine „unermeßliche“ bezeichnet wurde. —

Seiner eigentlich reformatorischen Thätigkeit auf kirchlichem Gebiete können wir, unserer Aufgabe gemäß, hier nur noch mit wenigen Worten gedenken. Die Blüthe und Ehrenkrone seiner classischen Bildung, seines evangelischen Glaubens und seiner theologischen Wissenschaft — die Confessio Augustana ist schon im Eingang genannt worden. Er schrieb auch ihre sonnenhelle maßvolle „Apologie“ gegen die vorgebliche Confutatio der Päbstischen. Seine Loci theologici, hervorgegangen aus seinen Vorlesungen über den Römerbrief, sind die erste wissenschaftliche Glaubenslehre des evangelischen Deutschlands. Er hat sie dreimal völlig umgestaltet und an ihnen gefeilt bis an sein Ende. Die Summe der Vervielfältigungen dieses Buches zählt nach Hunderttausenden. — Und wenn wir endlich noch der treuen Mitarbeit gedenken, die Melanchthon bei der Herstellung des kostbarsten Kleinods unserer Deutschen evangelischen Kirche, der Bibelübersetzung Luthers, geleistet, so möge das Zeugniß dieses letzteren selbst unsere dürftige Skizze beschließen. „Uns ist wol

oft begegnet (schreibt Luther), daß wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, habens dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philipps, Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutschet und bereit ist, kanns ein jeder lesen und meistern, gehet überhin, wie über ein gehobelt Bret, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehe denn wir die Klötze aus dem Weg räumten, auf daß man könnte so fein daher gehen.“ — —

Treten wir nun aber der Frage etwas näher: was war denn die eigentliche Grundrichtung und das Ziel von Melanchthons wissenschaftlichem Streben und insbesondere seines pädagogischen Wirkens? — Lassen wir ihn selbst reden. Er sagt: „Dazu ist das menschliche Geschlecht erschaffen und dazu nach dem Fall erlöst, daß es, als Bild und Tempel GOttes, GOtt preise. Denn Gott will, daß er erkannt und gepriesen werde; und eine helle und sichere Erkenntniß Gottes hätte in den Gemüthern der Menschen geleuchtet, wenn die Natur der Menschen unbefleckt geblieben wäre. Aber auch nachher, seitdem unsere Stammältern wieder zu Gnaden angenommen wurden, giebt es kein anderes Werk für den Menschen, das größer und besser wäre, denn Gott wahrhaft zu erkennen, anzurufen und zu preisen. Das muß also des Menschen erste und höchste Sorge seyn, eine richtige Unterweisung über Gott zu empfangen, wie auch das erste Gebot diese Pflicht vornehmlich fordert.“

Gott aber (das ist nun der weitere Gedanke Melanchthons) redet zu uns in seinen Creaturen, den Dingen der sichtbaren Welt; er redet zu uns durch das Wort seiner Propheten und Apostel. So kommt alles darauf an, daß wir diese Stimme seiner Offenbarung wohl beachten und vernehmen. Die Grundbedingung aber dieses Vernehmens ist von unserer Seite eine lautere Liebe zur Wahrheit, ein Haß aller Sophistik. Dies Thema hat Melanchthon oft behandelt. Ganz besonders eindringlich und herzlich in einer Rede vom Jahre 1535. „Keine menschliche Sprache (heißt es da) kann ausreden, wieviel darauf ankommt, daß vom frühesten Lebensalter an in den Seelen der schärfste Haß gegen die Sophistik hafte. O höret mich, geliebte Jünglinge, den durch Alter und mannichfache Erfahrung Geprüften; und auf daß ihr mich mit desto größerem Ernste hören möchtet, so spreche ich euch die aufrichtige Versicherung aus, daß ich alle Studirende mit väterlicher Liebe und Theilnahme umfasse, und daß ich von den Gefahren, die eure Seelen bedrohen, aufs tiefste ergriffen werde.“ — Was nennt aber Melanchthon hier Sophistik? — „Unter Sophistik (fährt er fort) verstehe ich nicht etwa jene lächerlichen Spielereien und neckenden Trugschlüsse, durch die man Knaben in der Dialectik übt: nein, vor jener Sophistik hütet euch, die in der Politik, die vor Gericht, die in der Kirche als blendende Schein-Weisheit ihre verderbliche Herrschaft übt; die da zu Tage kommt, wo man entweder träge und unlustig ist, die Wahrheit gründlich zu

erforschen, oder wo man nicht gelernt hat, sie klar und angemessen darzulegen, oder wo man sie (gar) aus unlauterem Ehrgeiz absichtlich verdunkelt."

Diese Liebe zur Wahrheit ist also nach Melanchthon die Grundbedingung aller ächten Wissenschaft: aber auch hinwiederum sie zu beleben, zu nähren und zu kräftigen — das ist der eigentliche Hauptberuf und Segen aller gründlichen Studien, aller wahrhaften, auf die Quellen zurückgehenden, Gelehrsamkeit. Und dieser Segen der Gelehrsamkeit ist nun abermals ein Thema, das Melanchthon mit unerschöpflicher Begeisterung durch alle Zeiten seiner fast 50jährigen Lehrwirksamkeit variirt hat; wie denn er selbst in solchem Sinne bis an sein Greisenalter (gleich jenem ehrwürdigen Angelsachsen Beda) ein unermüdlich lernbegieriger Jüngling blieb, eben dadurch mit so außerordentlich befähigt, auf lernende Knaben und studirende Jünglinge anregend einzuwirken. —

Wir dürfen es ohne Uebertreibung aussprechen, daß an umfassender Gelehrsamkeit, an universaler Bildung keiner seines Jahrhunderts, selbst nicht Erasmus, an Melanchthon hinan reichte. Er, der nie einen Doctorgrad annehmen wollte, war in der That ein Mann aller vier Facultäten, der neben der Philologie und Philosophie nicht nur für die Theologie im weitesten Umfang, sondern auch im Nothfall für Jurisprudenz und Medicin einstehen konnte. Dennoch war der eigentliche Mittelpunct seiner Neigung, auf den unter den kirchlichen Sorgen und Mühen fortwährend seine Sehnsucht gerichtet blieb, — das stille Studium der Classiker und das friedliche Geschäft ihrer Auslegung im Kreise einer lernbegierigen Jugend.

Aber wie trieb und erfaßte Melanchthon die classischen Studien? — Wir sagen es kurz: nicht wälsch, sondern im deutschen Sinne, im evangelischen Ernste. Es ist ja bekannt, was die Wiederbelebung der alten Classiker auf italienischem Boden, bei dem dort herrschenden Mangel an christlichem Lebensernst, — wenige ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, für Früchte getragen: oft Zerstörung auch der letzten Reste christlicher Erkenntniß; im besten Falle ein exaltirtes Schwelgen in platonisirenden Ideen; nicht selten ein üppiges frivoles Heidenthum. Wie denn jener classisch feingebildete, aber leichtfertige und völlig glaubenslose Pabst Leo X. sich nicht entblödete, von der fabula de Christo zu reden, die dem Römischen Stuhle viel Geld eingebracht; und nicht minder charakteristisch bemerkte sein hochgelehrter Cardinal Bembo, als ihm Georg Sabinus, der Tochtermann Melanchthons, auf die Frage, was denn sein Schwiegervater „von der Auferstehung der Todten und dem ewigen Leben" halte, geantwortet, daß Melanchthons voller Glaube an diese Lehrstücke durch seine Schriften allgemein bekannt sey — er bemerkte mit charakteristischer Unbefangenheit: „Ich würde den Mann für gescheuter halten, wenn er diese Dinge nicht glaubte." —

Dagegen war es nun (um mit August Neander zu reden) „wie das ursprünglich Ausgezeichnete der deutschen Nation, daß die Religion Seele und Mittelpunct aller Bildung seyn, alle großen Schöpfungen des Geistes aus den Tiefen des von Christus ergriffenen Gemüthes hervorgehen sollten, so auch die hohe Bestimmung der deutschen Hochschulen, Werkstätten des Heil. Geistes zu seyn, der die jugendlichen Gemüther ergreifen und alle wissenschaftliche Bildung, zu seinem Organ sie verklärend, sich aneignen sollte." — Und in diesem deutschen Sinne hat Melanchthon die classischen Studien ergriffen und mit hingebendster Liebe gepflegt. Man mag vielleicht, wie es geschehen, Melanchthons Auffassung des classischen Alterthums, dieses als ein Ganzes betrachtet, nach dem Maßstabe der heutigen wissenschaftlichen Philologie wie der erweiterten theologischen Einsicht in die Oeconomie des Reiches Gottes auf Erden — nicht mit Unrecht im allgemeinen noch als elementar, ja wol als dürftig bezeichnen: dennoch ist er es, und kein anderer, dem das Verdienst gebührt, den evangelischen Gymnasien Deutschlands ihr unverrückbares Fundament gegeben zu haben — die lebendige und unzertrennliche Verbindung der classischen Studien mit dem Evangelium. Und daß wir an diesem Fundament, als an dem kostbarsten und herrlichsten Vermächtniß Philipp Melanchthons, mit unwandelbarer Treue festzuhalten haben, daran sind wir erst vor kurzem noch wieder von einem anderen Sterbebette her mit herzlichster Eindringlichkeit gemahnt worden durch die Stimme eines Mannes, der auch einst in Nürnberg an jener Stätte, die Melanchthon vor 300 Jahren weihete, im Segen stand, und der, wenn irgend einer, zu solcher Mahnung berufen und berechtigt war, — ich meine das Testamentswort des trefflichen Nägelsbach, das uns an seinem offenen Grabe verkündigt worden: „Nothwendigkeit der classischen Studien, sonst bricht die Barbarei mit Macht über uns herein; aber auch Unentbehrlichkeit einer gründlichen Kenntniß des Evangeliums, sonst bleibt das classische Alterthum nicht nur unverstanden, sondern es bringt uns ein unheilvolles Heidenthum." —

Wie also Luther, der treue „Seelsorger seiner Nation", durch seine deutsche Bibel und seinen Catechismus der Volksschule und der gesammten Volksbildung ihre unwandelbare Grundlage gegeben: so hat Philipp Melanchthon, in gleichem Geiste, durch die innige Verbindung evangelischen Glaubens und evangelischer Erkenntniß mit den classischen Studien die deutschen Gelehrtenschulen und wahrhaft deutsche Wissenschaft überhaupt ins Leben gerufen, — er selbst, der Praeceptor Germaniae, in seiner ganzen Persönlichkeit ein leuchtendes Muster wahrhaft humaner Bildung, wahrhaft vom Geiste Christi geweiheter edler Menschlichkeit. — —

Luther hat ihn in seiner Begeisterung den Hohen, Unschuldigen, Reinen genannt. Und „unreines irgend einer Art (be

merkt D. Nitzsch) hat auch kein Feind ihm nachgesagt." Demuth, Sanftmuth, Geduld, Milde und eine unerschöpfliche Güte waren die Grundzüge seines Charakters. Oft zagend für den Ausgang der öffentlichen Angelegenheiten, auch wol bis zum bedenklichen Nachgeben geneigt, kannte er keine Sorge und Furcht für die eigne Person. In einem tumultuirenden Studentenhaufen trat er einem rohen Gesellen, der wüthend mit gezückter Waffe auf ihn eindrang, unerschrocken allein entgegen und brachte durch das Ansehen seines Wortes die Friedensstörer zur Ruhe. Sein Fleiß und seine Arbeitstreue sind staunenswerth. Sein Tagewerk begann er regelmäßig bald nach Mitternacht mit herzlichem Gebet und Lesung der Heil. Schrift. Von dem äußeren Umfang seines öffentlichen Wirkens war oben die Rede. Dabei glich sein Haus fortwährend nicht nur einem museum commune, wie es genannt worden ist, sondern auch einer öffentlichen Herberge. Es war ein beständiges Ab- und Zugehen solcher, die ihn zu Rath und Diensten aller Art heimsuchten. Zudem durfte, wie uns sein vertrauter Freund Camerar berichtet, ein jeder mithinwegnehmen, was ihm gefiel. An grenzenloser Freigebigkeit war ihm seine Gattin gleich. Die πενία, die Armuth, sagte er scherzend, ist die Begleiterin meiner Philosophie. Ein Kind an Anspruchslosigkeit! Als es im Jahre 1526 Luther durch unabläßiges Bemühen endlich durchgesetzt, daß ihm die Besoldung auf 200 Gulden erhöht wurde, schreibt dieser gleich darauf halb entrüstet an den Kurfürsten: „Nu beschwert sich der Mensch solchs anzunehmen, denn weil er nicht vermag so steif und täglich in der Schrift zu lesen (Luther meint die theologischen Vorlesungen), mocht ers nicht mit gutem Gewissen nehmen." Als noch während der letzten Krankheit Melanchthons der Herzog Albrecht von Preußen, der mit ihm einen beständigen Briefwechsel in Kirchen- und Staatsangelegenheiten unterhielt, auf ein Ehrengeschenk dachte und deswegen bei Melanchthons Schwiegersohn, dem kurfürstlichen Leibarzt D. Peucer anfragen ließ, erwiderte dieser: „Ich wollte, daß keiner meinem Schwiegervater Geld schenken möchte; denn das hilft weder ihm noch seinen Kindern, da er es doch wieder verschenkt. Ich sehe ja wol, wie er thut, wenn seine Besoldung einkommt: da giebt er weg, so lange ein Heller da ist. Was dann im Haushalt fehlt, muß ich hinzuthun; darüber werden wir alle beide nicht zu reich." — Eine herzliche Neigung trug er zu kleinen Kindern. Sein Leben bietet die lieblichsten Züge. Den Mann von weltberühmter Gelehrsamkeit, den „Confessor von Augsburg" (wie ihn Luther nannte), den Rathgeber der Fürsten und Völker in allen öffentlichen Angelegenheiten traf einst ein Fremder, wie er in der Kinderstube mit der einen Hand die Wiege eines Enkelkindes schaukelte, mit der andern ein Buch hielt, in dem er studirte. —

Die schweren Wirrsale des Schmalkaldischen Krieges, die, wie er es an Luthers Grabe ahnend voraussagte, bald nachher über das protestantische Deutschland hereinbrachen; — den Druck häuslicher Bekümmernisse, den ihm besonders das unwürdige Verhalten seines ehrsüchtigen Schwiegersohnes Georg Sabinus

verursachte, dem er einst in tief beweinter Unvorsichtigkeit seine Lieblingstochter Anna anvertraut; — die Schmähungen und bitteren Anfeindungen seiner theologischen Gegner, die sein Gemüth mit herbem Weh erfüllten, — trug er schweigend und mit demüthiger Ergebung. Doch sehnte er sich nach Luthers Tode auch oft nach jener himmlischen Academie, wie er sich ausdrückt, wo ihm der große Werkmeister selbst den Bau des Universums erklären werde, — nach jener Zeit, wo er, enthoben dem Dunkel dieser unteren Welt und von Sünde los, Gott sehen und mit verklärtem Auge in das Geheimniß der göttlichen Dreieinigkeit, in das Geheimniß der gottmenschlichen Persönlichkeit des Erlösers würde schauen können. Und diese Zeit kam, wie einst bei seiner Geburt, so auch bei seinem Scheiden, nachdem ihm Luther 14 Jahre vorangegangen. Er befand sich im Jahre 1557 auf einer Reise zu Heidelberg, als ihm in den schattigen Gängen des Schloßgartens sein Freund Camerarius die Trauerbotschaft beibringen mußte, daß seine Gattin zu Wittenberg verschieden sey. „Ich werde ihr bald folgen", sagte er ruhig und ohne ein Zeichen innerer Bewegung: doch mit seinem tiefen Schmerz um ihren Heimgang, von dem die Briefe zeugen, wuchs seine Sehnsucht nach Auflösung. Im Frühjahr 1560 nahete der ersehnte Tag. Eine Erkältung, die er sich auf einer Amtsreise nach Leipzig zugezogen, hatte zu einem aufreibenden Fieber geführt. Am Vormittag des 19. April konnte man über seinen Zustand nicht mehr in Zweifel seyn: die Wittenberger Freunde, Pfarrer und Professoren, unter ihnen sein Schwiegersohn Peucer, umgaben den ganzen Tag sein Lager. Als man ihm zur geistlichen Stärkung aus der Heil. Schrift Trostworte vorlas, wiederholte er mit erhobenen Händen: „Wie viele Ihn aufnahmen, denen gab Er Macht, Gottes Kinder zu werden" — ja, dieser Spruch liegt mir immer im Sinn. Dann betete er leise. Als er darauf ruhig da lag, fragte ihn Peucer, ob er noch etwas begehre? Er erwiderte: „Nichts als den Himmel." Alle Anwesenden sanken auf die Kniee. Unter dem priesterlichen Segen entschlief er — unvermerkt, als ein Lichtlein verlöschend, wie er es zuvor gesagt. Am 21. wurde er bestattet. Die Professoren der philosophischen Facultät, in langen dunklen Talaren, trugen den Sarg zuerst zur Stadtkirche vor den Altar, wo Melanchthon zu knieen pflegte, wenn Geistliche geweihet wurden. Paul Eber hielt die Leichenpredigt. Dann ging der Zug in die Schloßkirche, wo man den Sarg gegenüber der Ruhestätte Luthers versenkte. — —

Wir stehen auf Melanchthons Grabe. Treuherzig singt der alte fromme Matthesius:

Ein Honigblum aus schwarzer Erd,
Der Ehrenkron und Lobes werth,
Liegt hier verwelkt in ihrer Ruh,
Da ihr die Hitz satzt heftig zu. —
Wer nu zu diesem Sarg thät wallen,
Der laß ein sehnlichs Thränlein fallen.

Die Universität setzte ihm auf einer Metalltafel in Lateinischer Sprache ein ehrendes Epitaphium: doch noch ein anderes, in

Wahrheit aere perennius, stand für ihn längst schon geschrieben in dem Buche, dessen Blätter nicht veralten noch verwittern. Es lautet: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich!“ —

Die „Sonne der Gerechtigkeit“ aber, zu der dieser fromme und getreue Lehrer Deutschlands sein Volk gewiesen, in deren Lichte er selbst gewandelt sein Lebenlang so rein, so klar, so mild, — wir alle kennen sie, meine Theuren, auch wenn die apostolische Mahnung, von der unsere Rede ausging, nicht ausdrücklich hinzufügte: „**JEsus CHristus**, gestern und heute, und Derselbe auch in Ewigkeit!“ — Amen.

Ernst Moritz Arndt.

(Schluß.)

Doch nun zum Schluß! Die Reihe dieser Gesänge, deren erster 1787, deren letzter 1859 entstanden, die also einen Lebensraum und Lebensweg von 73 Jahren überschauen lassen, einen Weg, auf dem, in die Tiefe und in die Höhe, in des Todes Thal und des Himmels Saal hineingeführt, der Dichter von seinen Irrgängen wie von seinem ewigen Lebensziele, von seinen Kämpfen auf beiden Pfaden Zeugniß gibt, die Reihe dieser Gesänge ist es wohl werth, daß die Evangelische Kirche Deutschlands sich, wenn auch nicht zum eigentlich gottesdienstlichen Gebrauch, das aus ihnen herauslese und zueigne, was ihres Herrn Zeichen an sich trägt. Und solcher Gesänge sind, wie wir gezeigt zu haben glauben, nicht wenige. Ehre, Preis und Dank sei daher dem barmherzigen Gott, der auch durch diesen von der Welt so gefeierten Mund Seinen Namen hat wollen lassen verherrlichen und kund werden Vielen, die in der Irre gehen. Wir schließen mit dem Liede „der Fels des Heils“ S. 475, das uns für Zeit und Ewigkeit das Siegel der Arbeit dieses nun ausruhenden Sängers für die Kirche Jesu Christi sein und bleiben möge:

„Ich weiß, woran ich glaube,
Ich weiß, was fest besteht,
Wann Alles hier im Staube
Wie Sand und Staub verweht;
Ich weiß, was ewig bleibet,
Wo Alles wankt und fällt,
Wo Wahn die Weisen treibet
Und Trug die Klugen prellt.

Ich weiß, was ewig dauret,
Ich weiß, was nimmer läßt,
Mit Diamanten mauret
Mir's Gott im Herzen fest,
Ja, recht mit Edelsteinen
Von allerbester Art
Hat Gott der Herr den Seinen
Des Herzens Burg verwahrt.

Ich kenne wohl die Steine,
Die stolze Herzenswehr,
Sie funkeln ja mit Scheine
Wie Sterne schön und hehr:
Die Steine sind die Worte,
Die Worte hell und rein,
Wodurch die schwächsten Orte
Gar feste können sein.

Auch kenn ich wohl den Meister,
Der mir die Feste baut,
Er heißt der Fürst der Geister,
Auf den der Himmel schaut,
Vor dem die Seraphinen
Anbetend niederknien,
Um den die Engel dienen;
Ich weiß und kenne ihn.

Das ist das Licht der Höhe,
Das ist der Jesus Christ,
Der Fels, auf dem ich stehe,
Der diamanten ist,
Der nimmermehr kann wanken,
Der Heiland und der Hort,
Die Leuchte der Gedanken,
Die leuchten hier und dort.

So weiß ich, was ich glaube,
Ich weiß, was fest besteht,
Und in dem Erdenstaube
Nicht mit als Staub verweht;
Ich weiß, was in dem Grauen
Des Todes ewig bleibt
Und selbst auf Erdenauen
Schon Himmelsblumen treibt.

Auswahl tausend geistreicher Lieder für Kirche, Haus und Kämmerlein als Tausend „Starke“ am Thronstuhl unsres himmlischen Salomo. Dritte neugeordnete und vermehrte Auflage. Gütersloh 1860.

So groß der Mangel an guten Liedersammlungen noch vor 30 Jahren war, als der Liederschatz von Elsner ein rechtes Weihnachtsgeschenk für die Kinder Gottes war, so groß ist heut zu Tage der Ueberfluß. Weit entfernt darüber zu klagen, dürfen wir das vielmehr als ein erfreuliches Zeichen für das christliche Leben im Deutschen Vaterlande ansehen, denn die hundert Tausende von Exemplaren müssen doch Herzen gefunden haben, welche sich an den Liedern erbauen, und Stimmen, welche sie erschallen lassen. Drum wollen wir auch nicht sehr grollen, wenn es mit der Einigkeit auf diesem Gebiete ebensowenig wie auf dem politischen sich machen will. Die Stammesunterschiede unseres Vaterlandes geben dem geistlichen Leben hie und da ein andres Gepräge, und demgemäß haben die verschiedenen Gegenden verschiedene berechtigte Bedürfnisse, besondere Lieblingslieder und Lieblingsmelodieen, welche auf ihrem Boden eine reiche Frucht bringen. Nur daß der gemeinsame Schatz der kirchlichen Kernlieder in unveränderter Fassung Allen eigen sei! Diese Forderung hat zum

Theil darauf gewirkt, daß man je länger je mehr ein antiquarisches Interesse bei verschiedenen Sammlungen hat vorwalten lassen. Der Herausgeber obenangezeigter Sammlung — Pastor Volkening zu Jöllenbeck — ist fern von dieser Verirrung. Nach seiner weithin reichenden Wirksamkeit und bekannten Persönlichkeit ist er durchaus ein Mann der Praxis. Man kann von ihm sagen, daß er es ist, der die Gemeinde in Minden-Ravensberg, welche singend und klingend zu ihren Missionsfesten zu Tausenden hinzieht, herangebildet hat; er ist seit 30 Jahren dort der Tonangeber gewesen. Deßhalb wird man ihm eine Stimme zugestehen müssen, wenn es sich darum handelt, eine Auswahl dessen zu treffen, was für die christliche Volksgemeinde, zunächst in seiner Heimath, nach allen Seiten hin frommt. Damit hängt es zusammen, daß die Lieder subjectiverer Färbung und neuerer Zeit mehr zu ihrem Rechte gekommen sind, als in andern Sammlungen, und dies ist zunächst das, was diese „Auswahl" von andern unterscheidet. Die beiden ersten Ausgaben gingen neben den kirchlichen Gesangbüchern her und waren eigentlich nur für die häusliche Andacht, für Missions- und Bibelstunden berechnet; diese neue Ausgabe verläßt diese Spur nicht, hat aber auch alle kirchlichen Kernlieder mit aufgenommen. Die Benutzung des ganzen Liederreichthums, welchen der Herr unserer Kirche gegeben, macht es, daß wir in der „Auswahl" Lieder für die verschiedensten Zeiten und Zustände im Leben finden, wodurch sie sich besonders für den Privatgebrauch empfiehlt.

Wir können nach genauer Durchsicht diese „Auswahl" eine so vollständige nennen, daß wir darin kaum ein Lied vermißt haben, welches sich durch allgemeine Anerkennung legitimirt hat. Manher möchte Hiller's „die Sünden sind vergeben" oder Zinzendorf's „Vor Jesu Augen schweben" — „König, dem wir alle dienen" — „Christi Blut und Gerechtigkeit" — „Geht, werft euch vor die Majestät" — wohl eine Stelle darin eingeräumt sehen. Ungern vermißt haben wir das Lied von Rist: „Herr, der du von Ewigkeiten — Jeden Tritt der Deinen kennst", zumal es u. W. nur in einem der alten Schlesischen Gesangbücher zu finden ist. Da es wohl wenig bekannt ist, setze ich zwei Verse hieher, die wir als Begleiter auf unsern pastoralen Gängen stets mitnehmen sollten; sie lauten:

„Laß mich glauben, eh ich spreche,
Laß mich glauben, eh ich schweig',
Mache mich zum Sauerteig,
Der durch alles sanfte breche.
Segne Worte, segne That,
So glänzt meiner Füße Pfad.

Giebst du Gnade, was zu leiden,
So erweich den Löwenmuth
Vor in meines Lämmleins Blut,
Daß ich möge alles meiden,
Was nicht Leiden Christi heißt,
Sondern nur vom eignen Geist.

Ebensowenig mögen wir gegen die Aenderungen, die uns hie und da begegnet sind, etwas einwenden. So ernstlich wir gegen die bösliehen Verfälschungen im Interesse des Unglaubens zu protestiren haben, so unvermeidlich halten wir einige Aenderungen, vorausgesetzt, daß sie mit zarter Hand geschehen. Ich wüßte nicht, warum wir uns mit einzelnen unverständlich gewordenen Ausdrücken wie mit einer unverdaulichen Speise durchaus hinschleppen sollen. Es geht da mit den Liedertexten wie mit den Recensionen der Melodieen, deren viele in ihrer veränderten Form jetzt durch den Gebrauch sich legitimirt haben. Will man jede Aenderung eine Verfälschung nennen, dann ist freilich elbst der „Unverfälschte Liedersegen" nicht unverfälscht. (Vgl. daselbst 460. 553. 842. u. A.).

Um eins müssen wir indessen ernstlich mit dem Herausgeber rechten, das ist — die Rubricirung. Man wird uns einwenden, daß das etwas Unwesentliches sei. In gewisser Beziehung — ja. Allein gerade die ganze Tendenz der Sammlung macht es zu einem sehr wesentlichen Stücke. Dient ein Gesangbuch nur dem kirchlichen Gebrauche, so ist es des Geistlichen Sache, der die Lieder auswählt und von dem man eine genaue Vertrautheit mit dem Buche verlangen kann. Nicht so, wenn das Buch auch für den Privatgebrauch besonders bestimmt ist. Der Hausvater, der zu einem Abschnitte für die Hausandacht ein Lied sucht, erwartet Handleiter, wenn ihm nicht augenblicklich ein Lied einfällt. Das hat man schon in der pietistischen Zeit gefühlt. Alle Sammlungen jener Zeit haben eine bis ins kleinste gehende Rubricirung. Auch Elsner's Liederschatz verließ in der 2. Aufl. richtig die alphabetische Ordnung und ist gerade durch die Eintheilung sehr übersichtlich und Vielen neben dem kirchlichen Gesangbuche zum Hausgebrauche lieb geblieben, während andere nicht über den Anstoß so vieler unnöthiger und zum Theil geschmackloser Aenderungen hinwegkommen konnten. Ueber das Princip der Eintheilung hat man u. E. unnöthig gestritten. Ob dogmatisch? ob practisch? — ob die Lehre oder das Leben zu Grunde legend oder — wie der Herausgeber der „Auswahl" — beides verbindend, scheint uns ziemlich gleichgültig. Nur in den beiden letzteren Fällen möchte gerade principiell eine bis ins Einzelnste gehende Rubricirung gefordert sein. Und das ist hier der Fall. Das gerade Gegentheil davon ist aber, wenn wir eine Abtheilung „Lieder allgemeinen und verschiedenen Inhalts" und zwar mit 200 Liedern finden! Wir wissen nicht, was dem Herausgeber dabei für ein Zweck vor Augen geschwebt haben mag, da viele Lieder dieser Abtheilung sich ganz leicht unter die betreffende Rubrik stellen ließen. Ohne einen solchen muß diese Abtheilung jedem als ein Nothbehelf erscheinen. Wir möchten ihren Ausfall für eine folgende Auflage dringend befürworten.

Wie wir gehört, sollen sich in einer Gemeinde, wo man mit der Abschaffung des alten schlechten Gesangbuchs umgeht, Stimmen für die Einführung dieser „Auswahl" erhoben haben. In diesem Falle würden noch die gewöhnlichen Anhänge nöthig werden: „Historie vom Leiden und Sterben unsers HErrn ꝛc. u. A. und möchten wir im Blick auf das neue „Gesangbuch für Minden-Ravensberg" den Vf. an das „vestigia terrent" erinnern. Eine richtige und practische (vielleicht liturgische?) Zusammenstellung der Leidensgeschichte scheint uns (auch im Blick auf die wiedergewonnenen oder wiederzugewinnenden Wochengottesdienste der Passionszeit) von der größten Wichtigkeit zu sein.

Auf die Wahl der Melodieen einzugehen, würde hier zu weit führen. Nur die Erinnerung, daß die einige Male als „Eigne" angeführte Melodie „Ich bete an die Macht der Liebe" (abgesehen davon daß es nicht der Anfangsvers des Tersteegen'schen Liedes ist) gar keine Choralmelodie also in keinem Choralbuche zu finden ist; es giebt auf das Lied nur eine arienartige allerdings sehr beliebte durch den sel. Goßner bei uns eingeführte Volksmelodie von dem Petersburger Componisten Bortniansky. Als Mel. hätte zu allen jenen Liedern angeführt werden müssen die allerdings ziemlich werthlose: „Erquicke mich, Du Heil der Sünder" oder „Wer nur den lieben Gott läßt walten."

Schließlich sei es uns erlaubt noch einen Passus des „Vorworts" hierher zu setzen. Der Herausgeber sagt von der „Auswahl", die er als „Ausgewähltes für Auserwählte" bezeichnet: „Sehr wichtig ist es, daß — — — das Lesen*) der Lieder befördert wird. Das ist von außerordentlichem Segen. Dadurch wird namentlich, wenn anders die Lieder in der Lehre richtig und rein, in der Form geistreich und schön sind, Sinn und Verständniß für das Höhere, Wahre und Schöne geweckt und geschärft; die Predigten, wenn und weil sie in dieser Sphäre sich bewegen, werden dann leichter verstanden, und die ganze Anschauungsweise des Menschen wird dem Himmlischen und Göttlichen zugewandt und verwandt, wie im Gegentheil die Anschauungsweise z. B. eines Romanlesers dem Ungöttlichen und Fleischlichen unwillkürlich zugewandt und verwandt wird. Darum sollten auch in den Häusern und Schulen namentlich auch im Confirmandenunterricht mehr eigentliche Liederlehrstunden sein, etwa nach dem Verlaufe des Kirchenjahres oder nach einem Liederlesezettel, das würde in mehrfacher Hinsicht praktischen Gewinn bringen. Zu diesem Behuf ist auch manches Lied in diese Sammlung aufgenommen worden."

Wie in dies so stimmen wir gern in den Schlußwunsch ein: „Und so mögen denn diese „Tausend Starken" hinausziehen, wohin der Herzog und Fürst über das Heer Gottes sie weiset und führet um seine Kriege führen und seine Siege feiern zu helfen, bis sie hier oder dort abgelöst werden von „Liedern im höhern Chor!"

*) Wir müssen hinzusetzen: das Erklären. Schreiber dieses hat einen Sommer hindurch in den Nachmittagskatechisationen stets ein Lied im Anschluß an das betreffende von den Kindern aufgesagte Hauptstück des Katechismus durchgenommen. Er selbst hat wenigstens große Freude und Segen davon gehabt. Das treffliche Werk von Koch giebt Jedem reichlichen Stoff und Hülfe zur Behandlung.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Theologischer Verlag

von Gustav Schlawitz in Berlin,

vorräthig in allen Buchhandlungen.

Bibliothek classischer Theologie in wohlfeilen Ausgaben

Erster Band:

D. JOH. ALBERTI BENGELII

GNOMON NOVI TESTAMENTI,

IN QUO EX NATIVA VERBORUM VI

SIMPLICITAS PROFUNDITAS, CONCINNITAS, SALUBRITAS SENSUUM COELESTIUM INDICATUR.

SECUNDUM EDITIONEM TERTIAM (1773)

DENUO RECUSUS.

Wohfeile Ausgabe. Zweiter mit Registern vermehrter Abdruck. 50 Bog. in gr. Royal-8. Erste Hälfte. Preis 1¼ Thlr.

Bei Veröffentlichung dieses zweiten Abdrucks unserer wohlfeilen Ausgabe von *D. J. A. Bengel Gnomon N. T.* wollen wir nicht unterlassen. darauf aufmerksam zu machen, dass derselbe nach nochmaliger sorgfältiger Durchsicht mit neugegossener schöner Schrift im Text zwar unverändert hergestellt, doch in Folge laut gewordener Wünsche um zwei Register — einen ausführlichen selbständigen *Index rerum memorabilium* und einen *Index locorum V. T.* nach Bengel selbst — vermehrt worden ist. Den wohlfeilen Preis haben wir dessenungeachtet unverändert fortbestehen lassen.

Der unvermuthet schnell erfolgte Absatz des ersten Abdrucks hat zur Genüge dargethan, dass ein Bedürfnis nach diesem alten kirchlichen Schatze nicht sowohl vorhanden gewesen, als in Folge der wohlfeilen Veröffentlichung in weiteren Kreisen geweckt worden ist. „*Bengels Gnomon N. T.*," sagt Dr. Guericke in *Zeitschrift f. d. ges. luth. Theol. u. Kirche etc.* 1857. II. Heft, „veraltet nicht und kann auch, wenn gleich in den letzten Decennien wiederhohlt edirt, nicht oft genug den „der Theologie Beflissenen zum ernstesten Studium dargeboten werden. Diese betend gewissenhafte, grammatisch-philologisch „güldentreue und doch nichts weniger als nur glossatorische oder buchstäbische Auslegung des gesammten N. T., in welcher der „tiefe, klare und scharfe Geist eines der grössten ev.-lutherischen Theologen sich gänzlich unter das Wort Gottes beugt, um „es in allen seinen Höhen und Tiefen und Falten zu erforschen, und mit den Mitteln gründlichster Gelahrtheit ganz einfach schlicht „und kurz zu deuten, — worin, wie der Verf. selbst sich ausdrückt, *ex nativa verborum vi simplicitas, profunditas concinnitas, salu-*„*britas sensuum coelestium indicatur*, — steht einzig da auf exegetischem Gebiete und wird für alle Zeiten reiche Ausbeute ge-„währen. Es ist ein wahres Verdienst, welches die Verlagshandlung, mehrfacher Aufforderung folgend, durch neue saubere, „correcte und wohlfeile Veröffentlichung dieses classischen exegetischen Werks — wobei sie völlig sachgemäss die zuletzt 1773 „durch M. E. Bengel Sohn aus späteren exeg. Werken des Verf. vervollständigte Ausgabe, nur mit Hinweglassung des Sohnes „eigner Zusätze, zu Grunde gelegt hat, und welches nun jetzt ganz vollendet vorliegt, sich erwirbt."

Wir wünschen, dass auch dieser zweite Abdruck dazu beitragen möge das Bedürfnis nach dieser „betend gewissenhaften, gramatisch-philologisch güldentreuen Auslegung d. g. *N. T.*" mehr und mehr zu wecken und zu fördern.

CONCORDIA.

LIBRI SYMBOLICI

ECCLESIAE EVANGELICAE.

AD EDITIONEM LIPSIENSEM A. 1584.

Wohlfeile Taschenausgabe. 58 Bogen. broch. Preis 25 Sgr.

Die vorliegende wohlfeile Taschenausgabe des *liber concordiae* bietet einen wörtlichen Abdruck der ersten authentischen Ausgabe von 1584 und zwar mit Rechenbergscher Paginirung und Hasescher Randparagraphirung. Unserer Ausgabe vorangestellt ist das *Mandatum Christiani II.*, derselben als Anhang beigegeben I. *das Tauf- und Traubüchlein* und *eine kurze Vermahnung zur Beicht.* II. *Die Sächsischen Visitationsartikel.*

S. ANSELMI CANTUARIENSIS

LIBRI DUO

CUR DEUS HOMO

RECOGNOVIT

DR. HUGO LAEMMER.

Wohlfeile Taschenausgabe. 7 Bogen. broch. 7½ Sgr.

Von der **Bibliothek classischer Theologie** in **wohlfeilen Ausgaben** sind ferner erschienen:

MENOZA
Ein Asiatischer Prinz

welcher die Welt umher gezogen
Christen zu suchen
besonders in Indien, Hispanien, Italien, Frankreich, England, Holland, Deutschland und Dänemark,
aber des Gesuchten wenig gefunden.

Eine Schrift, welche die untrüglichen Gründe der natürlichen sowohl als der geoffenbarten Religion deutlich darstellet und wider die Abwege der meisten Christen im Glauben und Leben treulich warnet.

Aus dem Dänischen übersetzt.

Vierte Auflage. 1759.

Neuer Abdruck. Wohlfeile Taschenausgabe. 46½ Bogen. Preis 1 Thlr.

Als 7. Band unserer **„Bibliothek klassischer Theologie in wohlfeilen Ausgaben"** veröffentlichen wir hiermit einen Neudruck des **Menoza von Erich Pontoppidan** († 1764 als Bischof von Bergen in Norwegen und Procanzler der Universität zu Copenhagen). Die „Ev. Kirchen-Zeitung", die auf das Erscheinen unseres Neudrucks „bereits in No. 81 d. J. hingewiesen, sagt über dies Buch u. A.: „Pontoppidans weitaus bedeutendstes Buch ist unser Menoza. Es erschien „anonym und in dänischer Sprache. Dennoch hat es den Namen seines „Verfassers weit über die Gränzen seiner Heimath getragen. Es erlebte „viele Auflagen und ging in Uebersetzungen nach Deutschland und „Frankreich. Und in Wahrheit war dieser Menoza nicht allein des großen „Aufsehens werth, das er machte, sondern er ist noch heut anziehend „in mehr als einer Beziehung: Erstlich ist er erbaulich. Wir verstehen „unter Erbauung nicht eine Erregung frommer Gefühle, sondern eine „wahrhaftige Erbauung und Gründung auf dem einen Grund, der gelegt „ist. Wie das Walten und Wirken seines Verfassers auf diesem Eckstein „geruht hat, so zieht er uns fortwährend in dessen Gemeinschaft. Das „geschieht aber nicht auf trockene und pedantische Weise, sondern da„durch, daß die Lebensgeschichte Menoza's von Christo beherrscht und „von seinem Worte durchweht wird. Sodann ist er lehrhaft. Er ge„währt in der Form von interessanten Diskussionen vollständigen und „gründlichen Unterricht über alle wesentlichen Punkte unseres allerheiligsten „Glaubens. Er entwickelt mit derselben Klarheit die Fundamente desselben „wie die Unterscheidungslehren der lutherischen Confession von den „andern. Am längsten verweilt er bei den schwierigsten und dunkelsten „Punkten, immer bemüht, eine herzliche Uebereinstimmung des Lesers „mit dem festen prophetischen Wort zu vermitteln. Endlich zeichnet dies „Buch ein lebendiges Bild der kirchlichen Zustände in der ersten Hälfte „des vorigen Jahrhunderts. Es führt uns durch die meisten Länder „Europa's, in die Kreise der vornehmen Welt, unter das Volk wie in „die Studirstuben eines F. A. Lampe und J. A. Fabricius. Es kennzeich„net ganze Klassen von Menschen in einzelnen markirten Personen. — „Der Standpunkt, von dem aus Erich Pontoppidan urtheilt, ist der „eines lutherischen Christen. Er hatte seine Kirche lieb und wußte, was „er an ihr besaß. So fern er der Idee einer alleinseligmachenden „Dogmatik war, so innig war er von dem Werth und der Kraft der „reinen Lehre durchdrungen. — Das Urtheil Pontoppidans ist überall klar „und besonnen. Die schwierigsten Fragen lösen sich ihm auf Grund des „Wortes Gottes mit überraschender Einfachheit. Erscheinungen, über „deren Grund und Charakter heutzutage gar viele im Dunklen sind, wür„digt er schlicht und treffend. — So empfehlen wir denn dies alte Buch „allen, die an Gottes Reich bauen. Niemand, der es geöffnet hat, „wird es ohne Dank wieder schließen. Gott der Herr wird ihm Freunde „erwecken unter Geistlichen und Laien, unter Männern und Frauen."

Der Herr Herausgeber der Evangelischen Kirchen-Zeitung, dessen „Anregung unsre „Bibliothek classischer Theologie in wohlfeilen Aus„gaben" ihre Veröffentlichung verdankt, fügt jenem Artikel in einer Anmerkung bei: „Der Herausgeber, der die erste Anregung zu dem Unter„nehmen gegeben hat, stimmt dieser Empfehlung desselben vollkommen bei. „Das Buch ist in seltenem Grade interessant, belehrend, erbaulich und „wird namentlich für die Winterabende eine treffliche Lectüre abgeben. „Die Bearbeitung ist guten Händen anvertraut, welche es verstehen „werden, das Veraltete schonend zu beseitigen."

LOCI PRAECIPUI THEOLOGICI

per

PHILIPPUM MELANTHONEM.

AD EDITIONEM LIPSIENSEM A. MDLIX.

Wohlfeiler Druck. 14 Bogen in 4to. broch. 22½ Sgr.

D. MARTIN LUTHERS

Ausführliche Erklärung

der

Epistel an die Galater.

Wohlfeiler Druck (in 2 Hälften). **Vollständig in Einem Bande.** 25 Bog. in 4. Preis 1 Thr. 10 Sgr.

Im Anschluß an unsere wohlfeilen Ausgaben von *D. J. A. Bengelii Gnomon Novi Testamenti* u. s. w. und *Melanthonis loci praecipui theologici* u. s. w. bieten wir hiermit aus dem „güldenen Kleinode der schönsten Andachten aus Lutheri Schriften" nach der **J. G. Walch**'schen Textrecension einen wohlfeilen Druck von **„Dr. Martin Luthers Ausführliche Erklärung der Epistel an die Galater."** Wir wißen diese unsere Ausgabe nicht beßer zu befürworten, als indem wir an die Worte jenes berühmten Herausgebers der Schriften Luthers erinnern. „Man kann und mus mit Grund der Wahrheit sagen," also urtheilt derselbe, „daß diese Auslegung der Epistel an die Ga„later, nebst der Erklärung des ersten Buchs Mosis unter denjenigen „Büchern, die Lutherus über die heilige Schrifft verfertiget, einen „besondern Vorzug habe, und mit allem Recht als ein vortreffliches „Werck anzusehen sey. Da findet man die Haupt-Lehre unserer evan„gelischen Religion von der zweyfachen Krafft des Glaubens, sowohl von „der gerechtmachenden, daß wir durch den Glauben allein, ohne des „Gesetzes Werk, die vor GOtt gültige Gerechtigkeit erlangen; als auch „von der heiligenden, durch welche er sich nothwendig durch die Liebe „thätig erweisen und ein heiliges Leben hervorbringen mus, herrlich und „nachdrücklich ausgeführet. Hinlänglich wird man dieses erkennen, wenn „man das Werk selbst durchlieset und durch die Gnade GOttes einen „geistlichen Geschmack an den darinnen abgehandelten Wahrheiten erlangt. „Da wird man sehen, was GOtt dem seligen Luthero vor eine tiefe „und genaue Erkänntnis der Lehre von der Rechtfertigung aus dem „Glauben, folglich von dem Haupt-Innhalt des gantzen Evangelii ge„schencket: wie solche Erkänntnis bey ihm in eine lebendige Kraft ge„gangen, und ihn begierig gemachet, die Epistel an die Galater vor „andern mit besonderm Fleis zu erklären, damit er die evangelische „Wahrheit von der Glaubens-Gerechtigkeit mit Nachdruck zeigen, und „den Haupt-Grund des Pabstthums, nemlich das Verdienst der guten „Wercke, niederreissen, zugleich aber auch weisen möge, wie der Glaube, „dadurch wir die Gerechtigkeit, die vor GOtt gilt, erlangen, nicht todt, „sondern lebendig seyn müsse. Damit hat er aus eigener Erfahrung „und Empfindung mit völliger Ueberzeugung geschrieben, und da sein „Hertz von diesen theuren Wahrheiten voll gewesen, so ist sein Vortrag, „wie ein Strom geflossen, und er hat oftmals in der That mehr ge„sagt, als er gethan zu haben vermeinet."

Wir wünschen, es möchte die erneute Herausgabe dieses Buches dazu beitragen, daß die Kleinodien unseres evangelischen Glaubens unserm Volke in immer hellerem Lichte erglänzen.

Abriß der sogenannten Brüdergemeine

in welchem

die Lehre und die ganze Sache

geprüfet

das Gute und Böse dabei unterschieden

und insonderheit

die Spangenbergische Deklaration

erläutert wird durch

Johann Albrecht Bengel.

Stuttgart 1751.

Neuer unveränderter Abdruck. Wohlfeile Taschenausgabe.
26 Bogen. broch. Preis 17½ Sgr.

Der Bengelsche **Abriß der Brüdergemeinde** zählt in formellem und sachlichem Betracht zu den bedeutendsten Schriften, welche im vorigen Jahrhundert von den Verfechtern des lutherischen Bekenntnisses zur Bekämpfung des Herrnhuterthums ausgingen, und hat als zeitgenössische Quelle für die kirchengeschichtliche Theologie bleibenden Werth. Der selige Verfaßer, den Zinzendorf selber als den Propheten seiner Zeit anerkannte, beleuchtet, treu dem Glauben der Väter, mit der Fackel des göttlichen Wortes die brüdergemeindliche Lehre und Praxis, und begründet, fern von consequenzmacherischen Gelüsten, durch reichhaltige Belege seinen Nachweis der Abweichung des Herrnhuterthums von Schrift und Kirchenlehre. Er sucht „keines Menschen Schimpf, Verdruß oder Schaden, sondern wahre Besserung;" er begehrt „niemandem etwas aufzubürden, sondern zu erleichtern; niemand abzuschrecken, sondern herumzuholen." Wo seine Worte „am ernstlichsten sind, da ist die Absicht, einer heilsamen Vorstellung den Eingang zu verschaffen." Nichts in seinen gegnerischen Erörterungen rührt „aus Bitterkeit, sondern alles aus der Liebe" her.

Wir reihen hiermit beide Theile dieses Abrisses in unverändertem correctem Abdruck, sammt der Vorrede des seligen Verfaßers, dem Anhang, den drei revidirten Registern und einem neuen Verzeichnis aller einzelnen Sätze des Werkes der in unserm Verlag in wohlfeilen Ausgaben erscheinenden **Bibliothek classischer Theologie** ein.

Dr. J. A. Dorner's Christologie im Preise ermäßigt.

Auf Wunsch des Herrn Verfassers haben wir uns entschlossen, das in unserem Verlage erschienene christologische Werk:

Entwicklungsgeschichte

der

Lehre von der Person Christi

von den ältesten Zeiten

bis auf die neueste dargestellt.

Von

Dr. **J. A. Dorner.**

Zweite stark vermehrte Auflage in zwei Theilen. 157 Bog. gr. 8.

zeitweilig im Preise zu ermäßigen.

Wir ermäßigen demnach den Preis für das vollständige Werk in 2 Bänden von **11⅔ Thlr.** auf **6⅔ Thlr.**, den für den 2. Band allein, der die Lehre von der Person Christi vom Ende des 4. Jahrhunderts bis zur Gegenwart enthält, von **6⅓ Thlr.** auf **4 Thlr.**, zu welchen Preisen alle Buchhandlungen das Werk zu liefern in Stand gesetzt sind.

Wir können indes für diese Preisermäßigung keine Verpflichtung auf irgend welche Zeitdauer eingehen, behalten uns vielmehr vor, je nachdem die vorhandenen Vorräthe Aufräumung finden, den Ladenpreis binnen irgend welcher kurzen Zeit wieder eintreten zu lassen.

Auch die verschiedenen Abtheilungen des Werkes werden nach wie vor einzeln, aber nur zum bisherigen Ladenpreise abgegeben.

Die

Heilige Schrift

nach

Dr. Martin Luthers Uebersetzung

mit

Einleitungen und erklärenden Anmerkungen

herausgegeben

durch

Otto von Gerlach,

weil. Dr. u. Professor der Theologie, Consistorial-Rath und Hofprediger in Berlin.

In drei Ausgaben:

1) **Neue wohlfeile Ausgabe in gr. Royal 8. Neuer Abdruck.** 7 Theile. in 3 Bänden. broch. Subscriptionspreis 5 Thlr. 25 Sgr.
2) **Dieselbe auf feinem Velinpapier mit dem Bildnis des seligen Verfassers.** 7 Theile. broch. Subscriptionspreis 7 Thlr.
3) **Bisherige Ausgabe in gr. 8. mit größerem Druck.** 7 Theile. Ladenpreis 8 Thlr. 15 Sgr.

Die

vortridentinisch-katholische Theologie

des

Reformations-Zeitalters

aus den Quellen dargestellt

von

Dr. Hugo Laemmer,

Lic. theol. und Privat-Docenten der Theologie an der K. Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin, ord. Mitglied der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig.

23 Bogen. gr. 8. Preis 1 Thlr. 25 Sgr.

Durch die Herausgabe dieses Werkes, dessen erster lateinischer Entwurf am 3. August 1856 von der Hochwürdigen theologischen Facultät zu Berlin gekrönt worden ist, soll eine fühlbare Lücke der kirchen- und dogmengeschichtlichen Literatur ausgefüllt werden. Thatsächlich ist ja meist die Kenntniss der Theologie der Uebergangszeit vom scholastischen zum tridentinischen Katholicismus entweder von gänzlicher Unkenntniss nicht verschieden oder sie beschränkt sich auf dürftige, landläufig gewordene, oft irrthümliche und unbegründete Notizen. Der Verfasser nun hat eine aus den Quellen geschöpfte und darum authentische Darstellung jener Theologie zu liefern unternommen. Es galt den katholischen Lehrbegriff zu entwickeln, auf welchen die reformatorischen Positionen und Negationen bereits reagirenden Einfluss ausgeübt haben und welcher andrerseits an tridentinische Normen noch nicht gebunden war. Somit mussten als Termini a quo und ad quem die Jahre 1517 und 1545 fixirt werden. Von den ihm zugänglich gewesenen antireformatorischen Quellenschriften (Deutschland, Frankreich, England, Italien) des dazwischenliegenden Zeitraums von mehr als einem Vierteljahrhundert hat der Verfasser in der Einleitung Rechenschaft gegeben.

Der

Prophet Jesaja.

Uebersetzt und erklärt

von

Dr. M. Drechsler.

3 Theile. 88¾ Bogen. gr. 8. broch. Preis 5 Thlr. 25 Sgr.

Jeder Theil auch einzeln.

Passions- und Ostersegen.

Acht und dreißig Predigten

über das Leiden und die Auferstehung Jesu Christi

von

A. F. Souchon,

Pastor an der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin.

32 Bog. gr. 8. broch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Epistel-Predigten

auf

das ganze Kirchenjahr

zum

segensreichen Gebrauche in Häusern und Kirchen evangelisch-lutherischen Bekenntnisses

Von

J. Diedrich

Pastor zu Jabel.

48 Bog. gr. 8. broch. Preis 2½ Thlr.

Ueber die Heuchelei

und

wider dieselbe.

Ein Zeugniß, aus dem Worte Gottes geschöpft.

Von

Pastor Dr. Friedrich Liebetrut.

4½ Bogen. gr. 8. broch. Preis 10 Sgr.

Das

DEUTERONOMIUM

erklärt

von

Fr. W. Schultz,

Dr. der Philosophie und Lic. der ev. Theologie, der letzteren a. o. Professor an der Universität zu Breslau.

45½ Bog. gr. 8. Velin. broch. Preis 3 Thlr.

Das lutherische Bekenntniß

und

die in der Sache des Prof. Dr. Baumgarten abgegebenen

Gutachten

der theologischen Fakultäten zu Göttingen und zu Greifswald.

Von

Dr. Otto Krabbe

Consistorialrath, ord. Prof. der Theologie und Universitätspred. zu Rostock.

15 Bog. 8. broch. Preis 1 Thlr.

Die christliche Dogmatik.

Dargestellt

von

Dr. H. Martensen,

Bischof von Seeland.

Vom Verfaßer selbst veranstaltete Deutsche Ausgabe.

Wohlfeiler Druck. 29½ Bog. gr. 8. Velin. broch. 1 Thlr. 15 Sgr.

Baxter, Richard, Die ewige Ruhe der Heiligen. Aus dem Englischen von Otto von Gerlach, weil. Dr. u. Prof. der Theologie, Consist.-Rath und Hofprediger in Berlin. Fünfte, wohlfeile Taschen-Ausgabe. Preis 15 Sgr.

Liedersegen für unsere Kinder in der Heimath und in der Fremde, mit Singweisen herausgegeben von **Gerhard Stip.** 23 Bogen. 8. brochirt. Preis 20 Sgr. In Partieen billiger. Ein lutherisches Gesangbuch für Schule und Haus, eine Auswahl der vornehmsten kirchlich recipirten Lieder mit ihren Singweisen.

Hengstenberg, Prof. Dr. **E. W., Die Opfer der heiligen Schrift. Die Juden und die christliche Kirche.** Zweite Auflage. 8 Bogen. gr. 8. broch. 17½ Sgr.

— — — **Ueber den Eingang des Evangeliums St. Johannis.** Ein Vortrag gehalten auf der Berliner Pastoral-Conferenz. 2¼ Bogen. gr. 8. Velin. broch. Preis 5 Sgr.

Seegemund, G., Consistorial-, Regierungs- und Schul-Rath zu Frankfurt a. d. O. **Die christliche Schule in Preußen** und ihr Verhältniß zu Andersgläubigen. Mit Rücksicht auf die neuesten ministeriellen Bestimmungen. 2. Aufl. 4½ Bog. 8. broch. Preis 9 Sgr.

Aus dem Verlage von **S. G. Liesching** in **Stuttgart:**

Wilhelm Löhe

Evangelien-Postille

für die

Sonn- und Festtage des Kirchenjahres.

Mit kurzen Passions- und Epistel-Lectionen.

Dritte Auflage. gr. 4. Brosch. Preis 1⅔ Thlr. fl. 2. 48 kr.

In schönem Einbande 10 Sgr. 33 kr. höher.

Epistel-Postille

für die

Sonn- und Festtage des Kirchenjahres.

Mit kurzen Evangelien-Lectionen.

gr. 4. Brosch. 1 Thlr. 26 Sgr. fl 2. 48 kr.

In schönem Einbande 10 Sgr. 33 kr. höher.

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 2. Mai. № 35.

Das vierzigste Capitel des Propheten Jesaias.

Ein Vortrag gehalten auf der Gnadauer Conferenz.

Unser Herr und Heiland bezeichnet es als schlechthin unverträglich mit dem Wesen eines Dieners der Kirche, ein Rohr zu sein, das der Wind hin und her webt. In welchem Grade der Kirche und ihren Dienern die Felsennatur eignet, im Abbild ihres Gottes, der als der „ewige Fels" charakterisirt wird, das hat der Herr deutlich gelehrt, indem er zu dem Apostel, dem er die Schlüssel des Himmelreiches gab und den Auftrag: weide meine Lämmer, sprach: „du bist Simon, Jonas Sohn, du sollst Kephas heißen, das wird verdolmetschet ein Fels" (Joh. 1, 42), und: „du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." Damit wird ein Maaßstab gegeben, an dem jeder Diener der Kirche sich zu messen hat. Des charakterlosen Schwankens ist genug und übergenug in der Welt, deren eitles Rühmen: si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae verstummen muß, sobald die Stunde der wirklichen Gefahr, der herzandringenden Versuchung herankommt. Die Kirche verliert das Recht der Existenz und wird vor Gott und Menschen zu Schanden, wenn solche Haltungslosigkeit auch auf sie übergeht, wenn auch sie von den Winden der Gunst und der Furcht hin und hergewebt wird.

Soll zu allen Zeiten der Diener der Kirche eine Säule sein in dem Tempel seines Gottes, so ist es in unserer Zeit ganz besonders schwer, diesen Beruf zu erfüllen. Die Platzregen, die Gewässer, die Winde setzen in ihr dem Hause der Kirche in ungewöhnlicher Weise zu und der Diener der Kirche, der keinen ganz festen Grund unter den Füßen hat, ist in jedem Augenblicke in Gefahr, einen großen Fall zu thun. Um aus der großen Masse der Versuchungen zur Verläugnung der Felsennatur der Kirche nur eine hervorzuheben, wie sehr erfordern die Ehesachen ein festes Herz und einen unerschrockenen Muth. Augenblicklich sind diese Sachen jetzt noch in verhältnißmäßig günstiger Lage; die Trauung solcher, die gegen das Wort des Herrn geschieden sind, zu versagen, dazu gehört für jetzt, auch in den seltnen Fällen, in denen diese Anforderung an den Geistlichen gestellt werden kann, kein besonderer Muth. Aber auch wenn diese günstigen Verhältnisse fortdauern sollten, wird die Versuchung bald in anderer Gestalt an den Geistlichen herantreten. In den meisten Fällen werden sich diejenigen, welche, um eine schriftwidrige Ehe eingehen zu können, aus der Kirche geschieden sind, nach nicht langer Frist zur Wiederaufnahme melden. Viele hegen solche Absicht schon bei ihrem Austritt und sie würden sich zu diesem weit schwerer entschließen, wenn sie nicht wähnten, daß ihrer Rückkehr keine erheblichen Schwierigkeiten entgegenstehen. Die Kirche aber kann ihnen die Theilnahme an ihren Sacramenten und Ehren nicht gewähren ohne an ihrer Seele Schaden zu leiden. Sie kann ihre Ehen weder anerkennen noch einsegnen. Sie muß ihre Erklärung der Bußfertigkeit zurückweisen, so lange das Verhältniß fortdauert, durch dessen Eingehen sie sich versündigt haben. Sie kann ihnen, wenn nicht etwa besondere Umstände eintreten, welche die Anerkennung und Einsegnung ihrer Ehe möglich machen, wie namentlich der Tod des anderen geschiedenen Theiles, die Absolution erst auf dem Sterbebette ertheilen, wenn sie sich auch freut, sie in ihren Gottesdiensten zu erblicken, und sich ihrer Kinder mit treuer Liebe annimmt. Das ist ein einfaches und klares Verhältniß, und doch dürfen wir bei der eigenthümlichen Lage unseres Kirchenregimentes kaum erwarten, daß die Frage dort gleich Anfangs die richtige Lösung finden wird. Wie bei der Trauungsfrage, so wird es auch wohl hier den Einzelnen, welche die Mission haben, die Heerde Christi zu weiden, nicht um schändliches Gewinnes halber, sondern von Herzensgrund, zufallen, den Weg zu bahnen, vielleicht sich den Speer ins treue Herz hinein zu drücken. Doch das ist nur eine Einzelheit. In einer Zeit, welche die heilige Schrift als eine solche charakterisirt hat, in welcher die Gesetzlosigkeit überhand nimmt, der Satan los wird aus seinem Gefängniß, das Heerlager der Heiligen von allen Seiten umlagert ist, müssen die Versuchungen, welche die Standhaftigkeit des Dieners der Kirche zu erschüttern drohen, gar mannigfache sein, und mehr wie je gilt jetzt für Den, welcher das köstliche Amt begehret, das Wort: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde."

Wie ist nun zu solcher der Kirche so nothwendigen Festigkeit zu gelangen? Die Katholische Kirche sucht sie zu gewinnen durch feste Organisation, namentlich durch den engsten Anschluß aller Glieder an das sichtbare Oberhaupt. Und es läßt sich nicht läugnen, daß auf diese Weise bedeutende Erfolge erzielt worden sind. Namentlich imponirt es im Gegensatze gegen die bei uns herrschende flaue Halbheit, daß Entschiedenheit in demjenigen, was durch das Wesen der Kirche gesetzt wird, dort in den Be-

schlüssen und Maßregeln uns so vielfach entgegentritt, daß auch bei der Besetzung der einflußreichen Aemter kirchliche Bestimmtheit in der Regel als Vorzug gilt, nicht als etwas unbedingt Ausschließendes, daß dort Erscheinungen unerhört sein würden, wie die, daß bei uns das treue Festhalten an dem Bekenntniß der Lutherischen Kirche von den höheren Stufen des Kirchendienstes ausschließen soll. Aber unbedingte Festigkeit ist auch auf diesem Wege nicht zu erlangen. Wenn die Wellen recht hoch gehen, wenn das Schiff von ihnen „Noth leidet", wenn der Organismus aus seinen Fugen zu gehen droht, wenn das Centrum unitatis gefährdet ist, wenn sich eine neue Bewährung des Wortes anbahnt: „Sehet ihr nicht das Alles? Wahrlich ich sage euch: es wird hie nicht ein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde", so bemächtigt sich der Gemüther eine trübe Muthlosigkeit, die ruhige Festigkeit ist dahin, sie macht auch bei denen, die nicht völlig weichen und wanken, einem erregten Wesen Platz, hinter dem die Furcht nur schlecht versteckt ist. Dann erweist sich solche Festigkeit als eine nur auf menschlichem Grunde ruhende und daher unzuverlässige auch dadurch, daß sie durch andere menschliche Interessen überwunden werden kann. Wie viele Hunderte von Priestern sind jetzt in Italien durch den Strom des revolutionären Patriotismus mit fortgerissen! Wie tief ist der Riß, welcher in dem Mutterlande des Papstthumes durch dasselbe hindurchgeht!

Wäre aber auch jene vielgerühmte Festigkeit der Katholischen Kirche nicht so unsicher als sie es wirklich ist, jedenfalls steht das fest, daß uns der Weg zu ihr verschlossen ist. Die Bedingung derselben bildet das Vorhandensein eines Oberhauptes, welches zunächst der Kirche angehört, nur nebenbei eine politische Stellung hat, eines Oberhauptes zugleich, unter welches das Ganze verfaßt ist. Und auch das würde noch keine durchgreifende Wirkung thun, wenn nicht der Nimbus hinzukäme, welcher auf der falschen Lehre von einem Nachfolger des Petrus, einem Stellvertreter Jesu Christi beruht. Dieser schriftwidrige Irrthum ist recht eigentlich der Eckstein der Festigkeit. Bei uns zerfällt das Ganze der Kirche in so viele Theile, als es politische Gebiete gibt, und die Spitze des Kirchenregimentes bildet in diesen einzelnen Gebieten der Landesherr, der nur durch die Noth der Zeiten zu solcher Stellung erhoben worden und dessen Würde nie in der Kirche mit einem höheren Glanze umgeben gewesen, immer nur aus dem Gesichtspunkte menschlicher Ordnung angesehen ist. Es liegt nahe, daß dieser zunächst von politischen Motiven geleitet wird, und in einer Zeit mit vorwiegend demokratischer Grundneigung droht die Gefahr, daß das Streben nach Popularität den Ernst der kirchlichen Grundsätze beeinträchtigt, daß der glaubenslosen Menge zu Liebe das Wort desjenigen nicht zu seinem vollen Rechte kommt, der gesprochen: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen."

Wie sollen wir denn nun zu dem Besitze des unentbehrlichen Gutes der Festigkeit gelangen? Der Königliche Weg dazu ist der, daß wir uns versenken in den ganzen Reichthum der Thaten Gottes für sein Volk auf Erden und seiner Verheißungen an die Kirche. Als im Jahre 1848 einem Manne in kirchlicher Stellung Vorhaltungen gemacht wurden wegen des demokratischen Treibens seines Sohnes, sagte er dem Warnenden zur Beschämung seines Eifers ins Ohr: „Eine Republik bekommen wir doch." Der tiefste Grund alles Wankens und Schwankens auf kirchlichem Gebiete ist ebenso der geheime Zweifel an der Ewigkeit des Reiches Gottes auf Erden, an seiner Felsennatur, welcher auch der wüthendste Andrang der Wellen nichts anzuhaben vermag. Dieser Zweifel weicht einer ruhigen und heiteren Zuversicht, wenn wir uns täglich von neuem in Gottes Thaten und Worte vertiefen.

Wie wir uns an den Thaten Gottes erbauen sollen, wie es unsere Aufgabe ist, uns der Gegenwart mit ihren drückenden Sorgen dadurch zu entschlagen, daß wir dem ewigen und unwandelbaren Gotte, dessen Thaten ebenso viele Bürgschaften gleicher Erfolge sind, der sein Thun inmitten der Jahre stets von neuem belebt (Hab. 3, 1) in seinem Laufe durch die Jahrhunderte folgen, das stellt uns die Heilige Schrift in der mannigfachsten Weise vor Augen. Der 77. Psalm ist unter Josias gesungen, in einer Zeit, da die zehn Stämme schon ins Exil weggeführt waren und in der über das einsam zurückgebliebene Juda das Gewitter aus dem Norden immer drohender sich zusammenzog. „Wird denn der Herr ewiglich verstoßen — so klagt und zagt der Sänger — und keine Gnade mehr erzeigen? Ist zu Ende für immer seine Huld, geschwunden das Wort für alle Geschlechter? Hat Gott vergessen, gnädig zu sein, oder verschlossen im Zorn seine Barmherzigkeit?" Während er so in Finsterniß begraben liegt, geht ihm plötzlich ein Licht auf. Er flüchtet aus der engen dumpfen Kammer der Gegenwart in die weiten und freien Räume der Geschichte. An den herrlichen Erweisungen Gottes in der Vergangenheit belebt sich plötzlich der Glaube an die fortdauernde Erwählung: „Ich will verkünden die Thaten Gottes, gedenken an deine Wunder aus der Urzeit, nachdenken über all dein Thun, sinnen über alle deine Werke." Es ging aber vorläufig noch tiefer hinab. Das Volk, das von seinen ersten Anfängen an mit dem Gedanken der Weltherrschaft genährt war, durch das alle Völker der Erde gesegnet werden sollten, das Herrscherthum von Priestern, dem gewährleistet war: „Heucheln müssen dir deine Feinde und du wirst auf ihren Höhen einhertreten, der Herr wird dein helfend Schild sein und dein stolzes Schwert", mußte in das Babylonische Elend wandern. Die eine Fürstin sein sollte unter den Heiden und eine Königin in den Ländern, mußte nun dienen. Juda war gefangen im Elende und schwerem Dienste, sie wohnete unter den Heiden und fand keine Ruhe, alle ihre Verfolger hielten sie übel. Das war eine gar schwere Anfechtung, gegen welche die für nichts zu achten ist, in der wir uns jetzt befinden. Nicht einmal der kleine Winkel, in den das Volk Gottes eingeengt war, sollte ihm verbleiben. Es wurde mit Gewalt herausgerissen in das Götzenland. Und doch reichte auch gegen diese Anfechtung der Trost aus der Betrachtung der Wege Gottes in der Vergan-

genheit hin. Das Thema des mitten im Babylonischen Elende gesungenen 106. Ps. ist: die Wunder Gottes in der Vergangenheit, namentlich die Thatsachen der Mosaischen Zeit, als Grundlage froher Hoffnungen für die Zukunft. „Gedenket seiner Wunderwerke, die er gethan — so ruft der Sänger seinen leidenden Volksgenossen zu — seiner Wunder und der Gerichte seines Mundes." Als diese Glaubenszuversicht sich bewährte, als die Rückkehr aus dem Exil erfolgte, war das Volk Anfangs hocherfreut. Es befand sich in gehobner Stimmung. Dem Wunderanfang, erwartete man, werde gar bald ein herrlich Ende folgen. Aber es zeigte sich, daß unser Gott ein verborgener Gott ist. Es folgte eine kümmerliche Zeit, in der nichts voran wollte, Alles voller Schwierigkeiten, Kümmernisse und Hemmungen war. Da flüchtete sich die Gemeinde Gottes von neuem in die Geschichte. „Herr, wenn ich bedenke, wie du von der Welt her gerichtet hast, so werde ich getröstet", sagt der Psalmist (Ps. 119, 52). Die herrlichen Gerichte Gottes im ganzen Laufe der Geschichte, die ebenso viele Gnaden sind, verbürgen ihm, daß sein Gott zu seiner Zeit wieder aus der Verborgenheit heraustreten und das richtige Verhältniß seines Reiches zur Weltmacht herstellen wird.

Wie sind doch wir, was die Thaten Gottes betrifft, gegen diese heiligen Sänger im Vortheil! Wir haben den ganzen Reichthum der Geschichte nicht blos des A. B., sondern auch der christlichen Kirche vor uns, und in der Mitte die erste Zukunft Christi, welche nach hinten und nach vorne Licht verbreitet. Der Christ und vor allen der Diener der Kirche soll in allen diesen Zeiten heimisch sein, soll sich täglich darin ergehen, soll unmittelbar aus den frischen Quellen schöpfen, in denen ihre Geschichte uns erzählt wird, vor Allem aus der Heiligen Schrift, welche vor der Kirchengeschichte den Vorzug hat, daß hier nicht blos die Thatsachen göttlichen Ursprunges sind, sondern auch ihre Beschreibung. Aber auch die Beschäftigung mit den Quellen der Kirchengeschichte, von deren Bedeutung diejenigen auch nicht einmal eine Ahndung erhalten, die blos bei den saftlosen Compendien stehen bleiben, ist von der tiefgreifendsten Bedeutung und ein treffliches Mittel, uns von dem Kleben an der Scholle der Gegenwart loszumachen. Der Diener der Kirche soll nicht dreißig, vierzig, funfzig Jahr alt sein, er soll die viertausend Jahre der Kirche Gottes auf Erden als ein Mikrokosmos in sich darstellen.

Auf der soliden Grundlage der Thaten Gottes für seine Gemeinde auf Erden erheben sich seine Verheißungen und die Vertiefung in diese ist der zweite Ankergrund der Festigkeit. Wir müssen lernen im Worte zu leben, wir müssen unseren Geist mehr und mehr gewöhnen, daß er nur flüchtigen Blickes ansieht, was die Gegenwart darbietet, daß er, was die täglichen Zeitungen bringen, nur für einen Wasserschaum achtet, dagegen mit fester Hand ergreift, was die Schrift über das unabläßige Nahesein Gottes und über das herrliche Ende seines Reiches sagt. Schöpfen wir daraus unsere tägliche Nahrung, beleben wir unsern Glauben an das Zukünftige dadurch, daß

wir sorgsam den Lauf der Verheißung durch die ganze Geschichte verfolgen, sehen wie sie immer der Geschichte vorausgelaufen, die Geschichte ihr regelmäßig nachgefolgt ist, wie nie ein Wort Gottes auf die Erde fiel, alle sich als lebendig und kräftig erwiesen, so wird uns die Gegenwart mehr und mehr zur Zwerggestalt zusammenschrumpfen, ihr Gegensatz gegen das Reich Gottes wird uns zum Gegenstande heiliger Ironie werden, die Versuchung zur Bewerbung um ihre Gunst, zur Furcht vor ihrem Zorn wird mehr und mehr schwinden. Das: „der im Himmel sitzet, lachet, der Herr spottet ihrer", wird ein Grundton unserer Seele werden und wir werden im Angesichte der neuen Goliaths, Sanheribs und Hamans so recht von Herzen sprechen können: „Die Jungfrau Tochter Zion verachtet dich und spottet dein und die Tochter Jerusalem schüttelt das Haupt dir nach."

Doch wir wollen uns nicht länger bei den Vorbemerkungen aufhalten, der beste Weg in das Verheißungsleben der Kirche einzuführen, ist der, daß wir uns versenken in einen Abschnitt der Heiligen Schrift, in dem der Herzschlag solchen Lebens ganz besonders zu spüren ist. Da leuchtet uns das 40. Cap. Jesaia's entgegen, des Mannes, des Name schon ein heilender Balsam ist für die Wunden der Kirche, ihr zuruft: ich schlage und ich heile, und wir werden durch einen unwiderstehlichen Reiz zu diesem Abschnitt hingezogen.

In der höchsten Bedrängniß durch Assur, der als ein Starker und Mächtiger vom Herrn kam wie ein Hagelsturm, wie ein schädlich Wetter, wie ein Wassersturm mächtiglich einreißend, Jes. 28, 2, hatte der Herr sein Volk errettet. Das Wort, das Jesaias mitten unter dem wilden Toben des allmächtig erscheinenden Feindes gesprochen hatte, der nach Unterwerfung des ganzen Landes seine Hand schwang gegen den Berg des Hauses Zions, den Hügel Jerusalems: „siehe der Herr Jehova Zebaoth wird die Aeste mit Macht zerhauen und die Hochwüchsigen werden gefällt, die Hohen geniedrigt werden (Jes. 10, 33). Weil du wider mich tobest und dein Stolz herauf vor meine Ohren kommen ist, will ich dir einen Ring in die Nase legen und ein Gebiß in dein Maul und will dich des Weges wieder heimführen, des du kommen bist" (Jes. 38, 29), dies Wort, das wider alle gesunde Vernunft, das Angesichts der Ereignisse wahrhaft lächerlich war, auf Grund dessen ohne Zweifel alle Weltmenschen, alle Rationalisten, alle Lichtfreunde in Jerusalem, wo sie damals recht zahlreich waren, den Propheten für einen abgeschmackten Schwärmer erklärten, hatte durch den Erfolg Bestätigung erhalten. Da sie sich des Morgens früh aufmachten, siehe da lags im Lager Assurs eitel todte Leichname. Das Volk war voll Dankens und Lobens. „Wir danken dir Gott, wir danken dir, und nahe ist dein Name, man verkündet deine Wunder. Erlaucht bist du, herrlicher denn die Raubeberge", so ertönte es laut im Tempel. Der Prophet aber, so wie er früher hinter der Gefahr das Heil des Herrn erkannt hatte, so erblickte er jetzt im Hintergrunde des Heiles neue und schwerere Bedrängniß, im Vorbilde aller Diener der Kirche, welche wie bei der Furcht, so auch bei der Freude der großen prüfungslosen Menge

stets eine reservirte Stellung einnehmen müssen. In Veranlassung einer Gesandtschaft, welche bald nach jener Catastrophe aus Babel, dem damals noch Assur unterworfenen, aber nach Abschüttelung des Joches trachtenden, nach Jerusalem kam, ohne Zweifel um den König von Juda einzuladen zur Verbindung gegen den gemeinschaftlichen Feind und seine Hülfsmittel in Augenschein zu nehmen, sprach er zu dem Könige Hiskias, dessen Herz sich bei dieser Gelegenheit in thörichter und eitler Freude erhob: „Höre das Wort des Herrn Zebaoth. Siehe es kommt die Zeit, daß alles, was in deinem Hause ist und was deine Väter gesammelt haben, wird gen Babel bracht werden, daß nichts bleiben wird, spricht der Herr. Dazu werden sie deine Kinder nehmen nnd müssen Verschnittene sein im Hofe des Königes von Babel." Daß diese auch schon früher und vom ersten Beginnen der Assyrischen Catastrophe an ausgesprochene Voraussicht des Propheten, Babel werde dereinst in der Weltherrschaft an die Stelle Assurs treten, in den damaligen Verhältnissen eine natürliche Grundlage hatte, haben die neueren Forschungen außer Zweifel gestellt. „Unter den Nationen — sagt Niebuhr in der Geschichte Assurs und Babels —, welchen das herrschende Volk (Assur) angehörte, war dieses keineswegs das vornehmste und älteste. Das waren die Bewohner Sinears, die Babylonier. Ueber sie hatten die Nineviten sich erhoben durch Tapferkeit und Glück, und der ältere Stamm, bei dem der Mittelpunkt der Religion, der höchste Reichthum des Landes, der Ursprung der Geschichte war, hatte den Siegern sich unterwerfen müssen. Wie brennend die Babylonier eine solche Schmach empfanden, sehen wir aus den beständig wiederholten Aufstandsversuchen, von denen die Geschichte Zeugniß gibt." Assur glich, besonders nach der Niederlage vor Jerusalem, damals schon einer verblühenden Blume, Babel, wie schon eben die Gesandtschaft an Hiskias zeigt, einer schwellenden Knospe. Aber über das Vorhandenseyn einer natürlichen Grundlage dürfen wir nicht hinausgehen. Die Dinge gehen in der Welt oft gar anders, als wie der scharfsinnigste Politiker ihren Lauf zum voraus bestimmt, und die unbedingte Zuversicht, mit welcher der Prophet redet, mit der er nicht nur die Weltherrschaft Babels vorherverkündet, sondern auch, daß es in der Feindschaft gegen das Volk Gottes in Assurs Fußstapfen treten, daß ihm gelingen werde, was Assur vergebens versucht hatte, daß es Stadt und Tempel zerstören und das Volk Gottes in die Verbannung führen werde, in Ausführung des schon von Moses gedrohten Gerichtes, kann nur aus der Quelle abgeleitet werden, auf welche der Prophet selbst verweist, aus dem Worte des Herrn Zebaoth, der von Anfang das Ende verkündigt und von Anbeginn, was noch nicht geschah.

Im Angesichte dieser Catastrophe nun erhielt der Prophet die Mission, vor seinem Scheiden noch die Schätze des Trostes und der Mahnung zu bereiten für diejenigen, die unter ihr seufzen sollten und zugleich für die Kirche aller Zeiten. Er genügte dieser Mission durch den sogenannten zweiten Theil, den er wie ein heiliges Vermächtniß der Nachwelt widmete. Den Anfang dieses zweiten Theiles, in dem der Quell des Trostes klar wie ein Crystall aus dem ewigen Felsen hervorsprudelt, wollen wir hier näher betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Anhalt-Bernburg.

In der kürzlich in diesen Blättern erschienenen Anzeige des Anhaltischen Gesangbuchs wird gesagt, daß diesem Buche ein Entwurf zu Grunde liege, welcher schon durch eine von dem Jahre 1842 sich herdatirende Commission verfaßt worden sei. Diese Annahme, welche durch die im Vorwort des Gesangbuchs darüber gegebenen Andeutungen veranlaßt worden ist, bedarf einer Berichtigung. Der Entwurf zu dem Gesangbuch ist nämlich seinem Ursprunge nach erst von der zweiten gemeinschaftlichen Commission, welche die beiden Herzoglich Anhaltischen Consistorien dazu bestellt hatten, neu gebildet worden. Für die Herstellung des Entwurfs gingen die Mitarbeiter von dem Princip aus, durch den Consensus der besten vorhandenen Gesangbücher, soweit ihnen solche aus alter und neuer Zeit zugänglich waren, die Summe und den kirchlich gerechtfertigten Text derjenigen Lieder zu finden, welche sich für ein neues Gesangbuch eigneten. Zu dem Ende wurden 28 ältere Gesangbücher, vom Jahre 1676 bis zum Jahre 1768 reichend, und dazu 12 andere, durch die neueren hymnologischen Studien hervorgerufene Gesangbücher vom Jahre 1851 bis 1854 zusammengestellt, und zuerst ohne alle Kritik diejenigen 800 Lieder hervorgesucht, welche in diesen 40 Büchern die meisten Stimmen für sich hatten. Darauf wurden 200 von dieser Anzahl als entweder zu antiquirt oder zu unfruchtbar für den Bedarf der Gemeinden ausgeschieden und später unter steter Berücksichtigung des Gemeindebedürfnisses und unter Benutzung der besten neueren Sammlungen wieder so viele hinzugenommen, daß die jetzige Zahl von 690 Liedern entstand. Was die Recension des Textes betrifft, so sind, so weit es möglich war, zuerst die Urtexte in ihrer Ursprünglichkeit aufgesucht und darauf nur solche Aenderungen zugelassen worden, welche eine beachtungswerthe Auctorität für sich hatten. — Eine andere Bemerkung der betreffenden Anzeige, als ob von den 150 Liedern des Eisenacher Entwurfs ein Lied fehle, nämlich: „O selig Licht Dreifaltigkeit" ist ebenfalls zu berichtigen, da dieses Lied sich unter Nr. 484 findet, „Der du bist Drei in Einigkeit", in derjenigen Bearbeitung des Lateinischen O lux beata trinitas, wie sie ursprünglich von Luther gegeben worden ist.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 5. Mai. № 36.

Das vierzigste Capitel des Propheten Jesaias.

(Fortsetzung.)

„Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott. Redet zum Herzen Jerusalems und rufet ihr zu, daß ihre Ritterschaft vollendet ist, daß gnädig angenommen ihre Missethat, daß sie empfängt aus der Hand des Herrn Doppeltes für alle ihre Sünden", so beginnt der Prophet. Nicht an Jesaias und an die übrigen Propheten seiner Zeit wird die Anrede gerichtet, sondern an die Diener Gottes und seiner Kirche in der Zeit des bereits eingetretenen Heiles. Der Trost weist nicht auf das zukünftige, sondern auf das bereits vorhandene Heil hin. Es ist ein heiliger Kunstgriff des heiligen Geistes, daß der die zagenden Gläubigen auf seine Adlersflügel nimmt und sie über die schaurige Wüste des Elendes hinweg in das gelobte Land des Heiles trägt. Die selige Zeit, da die Ritterschaft ein Ende genommen hat, die Missethat gnädig angenommen wird, ist hier bereits im Anbruche begriffen. An die Propheten werden wir hier also überhaupt nicht denken dürfen. Denn mit der Erscheinung des Heiles hört die Prophetie auf; die Weissagung ist nur ein Licht an einem dunkeln Orte, welches ausgelöscht wird, wenn die Sonne des Heiles aufgeht; alle Propheten, sagt der Herr, haben bis auf Johannes geweissagt, Matth. 11, 13. An die Stelle der Propheten treten beim Einbruche des Heiles die Evangelisten, deren Name aus unserm Abschnitte geflossen ist, in dem durchweg das Heil als unmittelbar präsent erscheint. Tröstet, tröstet, in dieser nachdrücklichen Wiederholung wird den Dienern der Kirche ans Herz gelegt, daß ihre Stimme nicht blos die Donner des Sinai nachbilden soll, daß es vielmehr der wichtigste Theil ihres Amtes ist, dadurch, daß sie das Heil Gottes vor Augen malen, die Gemüther zu ihm hinzulocken. Das ist weit schwerer wie die Gesetzespredigt. Es erfordert ein Gemüth, das selbst ein wahrhaftiger Jesaias ist, tief eingetaucht in die Erkenntniß des Heiles Gottes und in ihm sein Leben habend. Der Diener der Kirche wird aber nicht ruhen dürfen bis er zu dieser höchsten aller Gaben gelangt ist, bis er der Aufforderung „tröstet, tröstet" im Geist und in der Wahrheit entsprechen kann. Hinter dieser Aufforderung ist aber hier die Verheißung verborgen: die Zukunft des Reiches Gottes wird eine reiche Fülle von Trost bringen, wie dieser Trost nachher in den Worten: ihre Ritterschaft ist vollendet u. s. w. näher dargelegt wird. Die Diener der Kirche trösten nicht wie die Weisen dieser Welt mit leeren und eitlen Vernunftgründen, mit Wolken ohne Regen und Segen, sie trösten mit Thatsachen, sie weisen nur hin auf dasjenige, was Gott, der einige Quell alles Trostes, für sein Volk gethan hat oder thun wird. So, als indirecte Verheißung gefaßt, weist das: tröstet, tröstet, auf Christum hin, wie der Apostel sagt: durch Christum werden wir reichlich getröstet. Ja Christus selbst weist nach dieser Seite auf das: tröstet, tröstet, zurück, wenn er spricht: ich will den Vater bitten und er soll euch einen anderen Tröster geben, daß er bei euch bleibe ewiglich. Einen andern Tröster, das zeigt, daß auch Christus selbst ein Tröster ist, daß der heilige Geist nur in seine Stelle eintritt, nur fortsetzt, was er begonnen. Auf eine solche alttestamentliche Wurzel führt schon die Art und Weise, in welcher der Herr die Benennung gebraucht, als eine Art von Eigennamen, dessen Bedeutung er als den Jüngern bekannt oder leicht zugänglich betrachtet. Es verhält sich mit dem Paraklet ebenso wie mit der auf Daniel zurückweisenden Selbstbezeichnung Christi, als der Menschensohn.*) — „Mein Volk, euer Gott," schon darin liegt eine unendliche Fülle des Trostes, ja wir haben darin den eigentlichen Quellpunkt desselben. Luther sagt: „Es ist ein wichtiger Nachdruck hier in dem Pronomine euer. Als wollte er sagen: ihr seid nicht ohne Gott. Gott hat euch nicht verworfen, wie euch euer Gewissen, das durch Vorstellung der Sünden erschrecket ist, oft vorwirft." Der Stachel alles Leidens ist für die gottesfürchtigen Gemüther, daß es das Angesicht ihres Gottes verhüllt, daß es als Bezeugung seiner Ungnade sich darstellt, als ein factisches: du hast kein Theil und Erbe mehr an mir. „Es ist als ein Mord in meinen Beinen, spricht der Psalmist, daß mich meine Feinde schmähen, wenn sie sagen zu mir immerfort: wo ist nun dein Gott." Das ist der Brandpfeil, den sie in seine Seele werfen. Ihr Hohn findet einen traurigen Wiederhall in seinem Herzen. Im Blicke auf seine Sünden wird er selbst zweifelhaft an der Gnade Gottes und mit diesem Zweifel sinkt er in den Abgrund des Elendes. Gott verloren, alles verloren. Die Feinde, winzige Zwerge, so lange er Gott seinen Gott nennen durfte, wer-

*) Mag auch παράκλητος zunächst Beistand heißen, jedenfalls wird der Name nicht von dem παρακαλεῖτε, παρακαλεῖτε τὸν λαόν μου (LXX) losgerissen werden dürfen.

den nun riesengroß und hinter ihnen blickt das schreckliche Angesicht des Feindes schlechthin, des Verklägers hervor. In diese Wunde gießt das: mein Volk, euer Gott, Oel und Wein. Euer Gott auch mitten im Elende, auch wenn die Banden des Todes euch umfangen, die Bäche Belials euch erschrecken, wenn das Wasser euch bis an die Seele geht und die Fluth euch ersäufen will, das wird ans Licht treten, wenn das tröstet, tröstet erschallt, wenn die Sonne seines Heiles das finstere Gewölk des Zornes zertheilt. — Man darf nicht erklären: wird sprechen, man muß erklären: spricht euer Gott. Denn der Prophet, durch den Geist Gottes in die Zukunft entrückt, beschreibt was er gehört und gesehen hat, wie der Herr seinen Dienern den Auftrag ertheilt, das bereits vorhandene Heil anzukündigen, zu dem Genusse desselben einzuladen. — Redet zum Herzen Jerusalems, eigentlich über dem Herzen, weil die Worte auf das betrübte, geängstete, zerbrochene Herz herabfallen, gleich einem erquickenden Thau, einem erfrischenden Regen, das bezeichnet liebenden und tröstenden Zuspruch. Jerusalem wird hier als Weib personificirt. Wie in C. 3, 26, wo sie entleert am Boden sitzt, erscheint sie als die schmerzensreiche Mutter der im Elende schmachtenden Kinder. Der Sache nach ist Jerusalem die Gemeinde der Gläubigen. Es war unter dem A. B. der Mittelpunkt des Reiches Gottes, der geistliche Wohnsitz des gesammten Volkes Gottes, zu dem sich, eben weil es dies war, an den hohen Festen das ganze Volk auch äußerlich versammeln mußte. Die Gottlosen gehörten nur scheinbar und äußerlich zu ihren Bürgern. Der falsche Same, die Seelen, die nach dem Ausdrucke des Gesetzes ausgerottet sind aus ihrem Volke, haben dort kein Theil und Erbe. „Nur gut ist Gott Israel, denen die reinen Herzens", sagt der Psalmist (Ps. 73, 1). Indem er Israel erklärt durch die, welche reinen Herzens sind, schließt er aus Israel, aus Jerusalem alle die aus, welche nur den Schein des gottseligen Wesens hatten, seine Kraft aber verläugneten, welche nur die elenden Aeußerlichkeiten eines Mitgliedes der Gemeinde Gottes an sich trugen. Auf der andern Seite aber war den gläubigen Heiden schon unter dem A. B. ein Weg eröffnet, auf dem sie Mitglieder des Volkes Gottes, Bürger der Heiligen Stadt werden konnten, der Zugang zu dem Sacramente der Beschneidung stand ihnen offen. Und mit sehnender Freude sehen die heiligen Propheten und Psalmisten einer Zeit entgegen, wo die alten Verheißungen von einer Nachkommenschaft Abrahams so zahllos wie die Sterne am Himmel und der Sand am Meere durch eine massenhafte Aufnahme der Heiden unter die Zahl der Mitglieder Israels, der Bürger Jerusalems, in Erfüllung gehen sollen. Zion in Zukunft die Geburtsstätte der Völker zu einem neuen Dasein, das ist namentlich der Grundgedanke von Ps. 87. Er verkündet, wie es dereinst von Aegypten und Babel, Philistäa und Tyrus heißen wird: „dieser ward geboren daselbst." Wie wenig es dabei auf Aeußerliches, auf Holz und Steine ankommt, wie Jerusalem nur die Eine mit Abraham beginnende und Himmel und Erde überdauernde Gemeinde Gottes repräsentirt, das erhellt am deutlichsten daraus, daß in der Zeit, in welche der Prophet im Geiste sich versetzt, das gewöhnlich so genannte Jerusalem in Trümmern lag. Dennoch aber besteht ihm Jerusalem fort. Er erblickt sie hier als die gebeugte, in härenem Gewande am Boden sitzende Wittwe. Es ist von großer Bedeutung für die erbauliche Kraft des A. T., daß man also bei Israel, bei Jerusalem u. s. w. in der leiblichen Umhüllung die lebendige Seele erkenne. Der 122. Ps. z. B.: „Ich freue mich des, daß mir geredet ist, daß wir werden ins Haus des Herrn gehen und daß unsere Füße werden stehen in deinen Thoren Jerusalem", gewinnt von solcher Auffassung aus plötzlich Licht und Leben. Das obere Jerusalem, das unser aller Mutter ist, das zu seiner Zeit von Gott aus dem Himmel herabfahren wird, zubereitet als eine geschmückte Braut ihrem Manne, erscheint dann als die legitime Fortsetzung und Vollendung des alttestamentlichen Jerusalems. — Rufet ihr zu: die Diener des Evangeliums sollen, Herolden gleich, ihre Stimme laut erheben. Das weist uns hin zugleich auf die Sicherheit und auf die überschwängliche Größe des Heiles. — Der Inhalt der Verkündung wird durch drei Sätze bezeichnet, alle mit daß beginnend, alle ein Präteritum darbietend, die eben wegen dieser Gleichmäßigkeit nicht von einander losgetrennt werden dürfen und unter gleichen Gesichtspunkt gestellt werden müssen. Zuerst: daß ihre Ritterschaft vollendet ist. Mit der Ritterschaft oder dem Heerdienste wird im Buche Hiob das menschliche Leben verglichen wegen seiner Mühseligkeit und weil man darin an allen Ecken und Enden mit feindlichen Mächten zu kämpfen und zu streiten hat. „Hat nicht Kriegsdienst der Mensch auf der Erde — sagt Hiob in C. 7, 1 — und seine Tage sind gleich denen des Lohnarbeiters." Und in C. 14, 14 spricht er: „Wenn der Mensch stirbt, wird er wohl leben? Alle Tage meines Kriegsdienstes wollte ich harren bis meine Ablösung käme." Trägt das Leben überhaupt solchen Charakter, so ganz besonders das Leben der Gläubigen, des Volkes Gottes, welches als solches den Kampf gegen die Sünde ernstlich aufnimmt, welches weiß, daß es nicht blos gegen Fleisch und Blut zu streiten hat, sondern mit den bösen Geistern, mit dem, von dem Luther singt: „groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist", welche daneben überall mit dem Hasse der Welt zu kämpfen haben, die nur das Ihre lieb hat. Das Wort, welches Daniel in C. 10, 1 offenbart wird, bedeutet „großen Heerdienst" für das Volk Gottes, schweren Kampf mit gar gefährlichen Feinden. Und der Verfasser des herrlichen Liedes: Herr nun laß in Frieden, singt: „Hier hab ich gestritten, Ungemach erlitten, ritterlich gekämpfet, manchen Feind gedämpfet. — Nunmehr soll sichs enden, Kampf und Lauf sich enden, Frieden werd ich finden, ledig sein von Sünden." — Das Zweite ist: daß ihre Missethat gnädig angenommen ist. Das Verbum kommt sonst nur von der gnädigen Annahme des Opfers vor. Das wahrhaftige beseelte Opfer, welches die Gemeinde Gottes hätte darbringen sollen, ist der diametrale Gegensatz der Missethat. Der Gedanke ist der, daß Zion trotz ihrer Missethat gnädig angenommen wird. Um aber

die Größe der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit um so mehr ins Licht zu stellen, wird dies so ausgedrückt, als sei ihre Missethat selbst, dies traurige Quidproquo, gnädig angenommen worden. — Das Dritte ist: daß sie empfängt aus der Hand des Herrn Doppeltes für alle ihre Sünden. Jesaias weist hier auf das Buch Hiob zurück. „Und der Herr — so heißt es zum Schlusse dieses Buches — kehrte zurück zu dem Gefängniß Hiobs, d. h. zu seinem Elende, und der Herr gab Hiob zwiefältig soviel, als er gehabt hatte. — Und Gott segnete das Ende Hiobs mehr denn seinen Anfang." Danach werden wir hier und in der Parallelst. C. 61, 7: „statt eurer Schmach das Zwiefache, statt der Schande ist Jubel ihr Theil, darum werden sie in ihrem Lande Zwiefaches besitzen, ewige Freude wird ihnen sein" unter dem Doppelten das Doppelte des früheren Heiles verstehen müssen. Nach diesem blickte das Volk Gottes in den Zeiten des Elendes sehnsüchtig zurück, namentlich nach den glänzenden Zeiten Davids und Salomos. Diese sollen nicht blos zurückkehren, dem Volke Gottes ist noch weit herrlicheres Heil bestimmt, so daß des Früheren nicht mehr gedacht wird und es nicht mehr in das Herz kommt, daß es ganz verdunkelt und in den Hintergrund geschoben wird. Dies überschwängliche Heil erhält Zion für alle ihre Sünden, zum Lohne derselben, gleichsam als ihren Preis. Der Gedanke ist auch hier eigentlich, daß sie dies Heil trotz ihrer Sünden empfängt. Aber dafür steht: um alle ihre Sünde, um den Gegensatz auszudrücken gegen das fehlende Verdienst, den Gedanken, daß nichts bei ihr vorhanden war, wodurch sie dasselbe verdient hätte. Luther sagt: „Und das können auch wir mit unserm Exempel bezeugen. Denn was haben wir unter dem Papste, ehe das Licht des Evangelii ausgegangen, gethan? Im Lehren und Leben haben wir die Gnade übern Haufen geworfen. Wir haben uns die Gottheit angemaßt, weil wir uns bemüht haben, durch unsere Werke die Vergebung der Sünde nicht allein für uns, sondern auch für Andere zu erlangen. Wollen wir uns denn nun etwa rühmen, daß wir durch unsere Verdienste diese überschwängliche Gnade, die wir vorjetzo genießen, verdient haben? Nein. Woher haben wir sie also denn? Jesaias spricht: sie hat Zwiefältiges empfangen von der Hand des Herrn für alle ihre Sünde." Diese Bemerkung Luthers leitet uns herüber zu der Untersuchung, auf welche Zeit denn überhaupt die frohe Botschaft geht, welche hier Zion zu Theil wird. Einen schwachen Anfang der Erfüllung bot die Errettung aus dem Babylonischen Exile dar. Aber daß wir dabei nicht stehen bleiben dürfen, daß das nur das Vorspiel war der wahrhaftigen Erfüllung, das stellen uns die Worte des Buches Nehemia vor Augen: „Siehe wir sind heutiges Tages Knechte und im Lande, das du unsern Vätern gegeben hast zu essen seine Früchte und Güter, siehe darin sind wir Knechte und sein Einkommen mehret sich den Königen, die du über uns gesetzet hast um unserer Sünden willen, und sie herrschen über unsere Leiber und unser Vieh nach ihrem Willen und wir sind in großer Noth." Das zeigt uns auch das Buch Koheleth, das überall dem mit der

Verzweiflung ringenden Volke die Waffen der Ritterschaft darbietet, das in einer Zeit geschrieben ward, in der man die Todten, welche schon gestorben, mehr lobte, denn die Lebendigen, welche noch leben, und mehr denn beide den, der noch nicht war, welcher nicht sah das böse Werk, welches gewirkt wird unter der Sonne, einer Zeit, da Israel sich im Hause der Trauer befand, die Heiden aber im Hause des Gelages, obenauf waren und in Freude und Wonne schwebten. Ein wichtiges Stadium im Laufe der Erfüllung bietet die Erscheinung Christi dar. Darauf weist uns, wie schon bemerkt, hin, was der Heiland von dem Paraklet sagt, darauf auch das Wort des Herrn: „vollendet ist die Zeit," Mrc. 1, 15, welches zurückweist auf das: vollendet ist ihre Ritterschaft. Daß in Christo die Missethat Jerusalems gnädig angenommen ward, erklärt Jesaias selbst, wenn er anderwärts verkündet: „Die Strafe lag auf ihm, auf daß wir Frieden hätten und durch seine Wunden sind wir geheilet." Aber so herrlich auch das Heil ist, welches uns durch die Erscheinung Christi und dadurch, daß der Herr unser aller Sünde auf ihn warf, gebracht wurde, so werden wir doch auch dabei noch nicht stehen bleiben dürfen. Wenn auch der Löwe aus dem Stamme Juda ein für allemal überwunden und dadurch unserm Siege die Grundlage gegeben hat, so währt die Ritterschaft doch auch noch unter dem N. T. fort, wir leben noch fortwährend in der streitenden Kirche. Wie könnte sonst der Apostel von den „Waffen unserer Ritterschaft" reden, 2 Cor. 10, 3. 4, wie könnte er uns auffordern, die volle Waffenrüstung Gottes anzulegen, sagen, daß wir nicht blos gegen Fleisch und Blut zu kämpfen haben, sondern auch gegen die geistigen bösen Gewalten? (Eph. 6, 11. 12.) Unsere Missethat ist zwar gnädig angenommen, aber sie setzt uns doch stets von neuem zu, und es kostet einen harten schweren Kampf, bis wir die einmal für allemal geschehene Sühne uns aneignen. Wir haben „Doppeltes empfangen für alle Sünden," aber die letzte Vollendung des Heiles, wie sie im vollen Sinne durch diese Worte bezeichnet wird, ist doch noch nicht eingetreten: es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Immer weiter nimmt das Herz den Lauf, bis zu den weißen Kleidern und den Palmen, dem Sein vor dem Stuhle Gottes und ihm Dienen Tag und Nacht in seinem Tempel, und noch weiter bis zu dem neuen Jerusalem, da Gott abwischen wird alle Thränen von dem Auge und der Tod nicht mehr sein wird, noch Leid noch Geschrei noch Schmerzen. Da ist wahrhaftig die Ritterschaft Zions vollendet, ihre Missethat gnädig angenommen, das Doppelte empfangen, da erhält das Halleluja, womit die Gemeinde Gottes ihn auf allen seinen Gnadenwegen begleitet, seine höchste Vollendung. Zwischen diesem letzten Endpunkte und der ersten Erscheinung Christi liegen eine Reihe von vorläufigen Erfüllungen, von herrlichen Siegen des Reiches Gottes — Constantin, Bonifacius, die Reformation, das neue Licht, welches in unserer Zeit der Aufgang aus der Höhe seiner in tiefer Todesnacht begrabenen Kirche scheinen läßt — Thatsachen, welche zeigen, daß das unscheinbare Wort, welches hier gesprochen wird, lebendig

und kräftig ist, und daß es nach dem Ausspruche des Propheten „sich sehnet nach dem Ende und nicht ausbleiben wird" und uns helfen, daß wir unsere Seele in Geduld fassen können.

Eine neue Scene bietet sich uns nunmehr dar. In der Wüste erschallt eine Stimme, welche zur Bereitung des Weges vor dem kommenden Herrn auffordert, und dann erscheint der Herr in der vollen Glorie seines Wesens zur Erlösung seines Volkes. Mit der vorigen Scene steht diese in engem Zusammenhange. „Rufet ihr zu," so sprach der Herr vor den Ohren des Propheten zu seinen Dienern, „die Stimme des Rufenden" vernimmt der Prophet hier im Geiste. Was dort geboten wird, das wird hier gethan. „Die Stimme eines Rufenden: in der Wüste: bereitet den Weg des Herrn, ebnet in der Steppe eine Bahn unserem Gott. Jedes Thal werde erhöht und jeder Berg und Hügel geniedriget und es werde das Schwierige zur Ebne und das Rauhe zur Fläche. Und offenbaret wird die Ehre des Herrn und es siehets alles Fleisch zumal, denn der Mund des Herrn hat geredet." Die Diener des Herrn, seinem Befehle folgend, verkünden das bevorstehende Heil, indem sie es als Enthüllung der Ehre des Herrn bezeichnen, und ermahnen zur würdigen Vorbereitung auf dasselbe. Die erste Gnade, die Gott seinem im Elende schmachtenden Volke erzeigt, ist die, daß er Herolde erweckt, welche in Geist und Kraft das: „bereitet doch fein tüchtig den Weg dem großen Gast," verkündigen. Die zweite Gnade, daß er sich seinem Volke kund gibt in der strahlenden Herrlichkeit seines Wesens, in der Fülle seiner Güter und Gaben. „Die Stimme eines Rufenden," das ist als Ausruf zu fassen: was ist es, das ich vernehme. Das: in der Wüste, steht in einer gewissen Selbstständigkeit zwischen dem Vorhergehenden und Folgenden, so daß es Beidem auf gleiche Weise angehört. Eben da wo die Stimme erschallt, soll der durch sie zu ertheilende Befehl ausgeführt werden. Die rufende Stimme geht vom Bundesvolke aus und wird an Glieder des Bundesvolkes gerichtet. Dies erhellt daraus, daß Gott als unser Gott bezeichnet wird. Gott ist Israels Gott. Aus Israel somit muß der Rufende sein und an Israel muß der Ruf ergehen. Die nähere Bestimmung der rufenden Stimme ergibt sich aus dem Vorigen, es ist dort der ganze Chor der göttlichen Diener in der Zeit des anbrechenden Heiles, an welchen der Auftrag Gottes sein Volk zu trösten ergeht; es ist derselbe, welcher hier anfängt den Auftrag auszuführen. Nach dem Vorigen können auch diejenigen nicht zweifelhaft sein, an welche die Stimme ergeht. Es sind dieselben, welche der Herr dort als sein Volk, als Jerusalem bezeichnet. Steht es nun fest, daß das Volk, daß die Gemeinde Gottes von seinen Dienern zur Wegebereitung aufgefordert wird, als der nothwendigen Vorbedingung der Offenbarung des Heiles, so kann die Wegebereitung nur die Buße sein. Denn das ist die einzige Vorbereitung, die von dem elenden und ohnmächtigen Volke selbst ausgehen kann oder bei der es irgend einen

Antheil hat. Nun zeigt sich auch die Bedeutung der Wüste. Das Volk befindet sich in dem Zustande leiblichen und geistlichen Elendes, und diesen als Wüste zu bezeichnen lag um so näher, da es sich in der Urzeit in gleichem Zustande in einer wirklichen Wüste befunden hatte und zwar also, daß dieser Aufenthaltsort absichtlich als Abbild des inneren Zustandes von Gott bestimmt worden war. Der sachliche Gehalt der Wüste wird durch das Vorhergehende bestimmt: es ist ein Zustand des Heerdienstes, der Missethat, der Sünden. An das leibliche Elend allein zu denken, verbietet schon die Wegebereitung. Beides, das geistliche und das äußere Elend gehört auch unzertrennlich zusammen. Das geistliche Elend hat überall das äußere in seinem Gefolge, das äußere hat das geistliche zu seiner Voraussetzung. Die Wüste ist überhaupt der Stand der Heilslosigkeit. Ueberall, wo ein solcher Zustand in dem Reiche Gottes eintritt, läßt sich auch die Stimme des Rufenden vernehmen. Solche Gnade erwies der Herr seinem Volke zuerst, da es sich in der Wüste der Babylonischen Dienstbarkeit befand. Da wurde die Stimme des Rufenden durch Jeremias, Ezechiel und Daniel vertreten, welche kräftig das Volk zur Buße aufforderten und auf das bevorstehende Heil hinwiesen. Dann erschallte die Stimme des Rufenden von neuem im Angesichte der ersten Zukunft Christi. Da trat zuerst Johannes der Täufer als Repräsentant der Stimme des Rufenden in der Wüste auf. Als solchen kündigte er sich selbst an, indem er mit Beziehung auf Jesaias seinen Aufenthalt in der Wüste wählte. Er verkörperte durch eine symbolische Handlung das Bild des Jesaias, erklärte thatsächlich dasselbe, was nachher wörtlich, daß das Volk eine geistliche Wüste, Er der vom Herrn vor sich hergesandte Wegebereiter und Bußprediger sei. Nachher, so oft unter dem N. B. die Wüste wiederkehrte, ertönte auch von Neuem die rufende Stimme. Das gilt nicht blos von Johannes, sagt Hieronymus, der vorzugsweise des Herrn Vorläufer und Wegebereiter genannt wird, „sondern bis auf den heutigen Tag rufen in der Wüste der Heiden die Lehrer der Kirche, daß wir die Steige des Herrn bereiten, daß wir uns in Demuth herabneigen, daß wir Schlechtes in Rechtes wandeln, an die Stelle des Rauhen das Weiche und Sanfte setzen sollen, und also gewürdigt werden, die Glorie des Herrn und das Heil Gottes zu sehen." In allen Zeiten der Kirche, in denen sich in tiefem Verfalle ein Neues anbahnte, wurde die Stimme des Rufenden in der Wüste vernommen. Luther, der mit der Predigt der Buße sein Amt antrat, sammt Melanchthon seinem treuen Gesellen, dessen Gedächtniß wir morgen begehen werden, konnte mit gleicher Wahrheit wie Johannes der Täufer sagen: ich bin die Stimme eines Rufenden in der Wüste. Besonders tief muß, was Jesaias von der Stimme des Rufenden in der Wüste sagt, Herz und Gewissen der Diener der Kirche durchdringen in der Zeit, da sich die zweite Erscheinung Christi vorbereitet, da Gog und Magog bereits auf dem Plane ist und der Satan los aus seinem Gefängniß, da die Wüste uns schon in schauriger Gestalt vor Augen liegt, sich

in Thatsachen kundgibt, wie die, daß der christliche Staat überall angegriffen wird, angegriffen auch von solchen, die in der heiligen Taufe Christum angezogen, die seinen Leib und sein Blut empfangen haben, von denen das Wort gilt: der mein Brot ißt, tritt mich mit Füßen; daß die Juden einzudringen drohen in die obrigkeitlichen Aemter in der Christenheit, die Kinder der Abtrünnigen in die christlichen Schulen, daß die Welt weit in die Kirche eingedrungen ist, so weit, daß Zion vieler Orten, leider auch in dieser Provinz, nicht mehr seine Lieder singen darf. Wir wollen uns in solcher Zeit nicht das Ziel verrücken, uns nicht täuschen lassen durch das Phantom luftiger Verfassungsprojekte, die sich gern in geistlichen Schein einhüllen möchten, zuletzt aber weiter nichts sind als eine Concession an den Zeitgeist. Wir wollen mit Aufbietung aller Kräfte danach trachten, daß wir unsere Mission, eine Stimme des Rufenden in der Wüste zu sein, treulich erfüllen, und dann gläubig harren, daß die Ehre des Herrn sich offenbare. Nicht Repräsentation sei unsere Losung, sondern Reformation, nicht Verfassung, sondern Buße; Buße, deren tiefer Ernst sich zunächst und vor Allem an unserm eignen Herzen bewähren soll. Denn unbußfertige Bußprediger sind eine gar widerliche Erscheinung. — Das Einzelne, was nach der Aufforderung dem Herrn den Weg zu bereiten genannt wird, ist zunächst Individualisirung der Wegräumung aller Hindernisse, welche den Herrn aufhalten, daß er nicht zu uns kommt in unser Elend. Indessen läßt sich auch dem Einzelnen als solchem ein geistlicher Sinn abgewinnen. Berg und Hügel, welche geniedrigt werden sollen, sind ein sprechendes Bild des Hochmuthes und als Ausdeutung des Bildes sind Aussprüche der Schrift, wie die zu betrachten: „Hohe Augen hasset der Herr," „du hilfst dem elenden Volke und die hohen Augen niedrigst du," „trachtet nicht nach hohen Dingen," „was hoch ist unter den Menschen, das ist ein Gräuel vor Gott" und was der Apostel sagt von der „Höhe, die sich erhebet wider die Erkenntniß Gottes." Hoch zu sein ist ein Privilegium Gottes, dessen Name allein hoch ist, der, weil er erhaben ist, auf den Niedrigen sieht und kennet die Hohen von Ferne. Das soll uns mit einem tiefen Abscheu vor allem Hochmuthe erfüllen, der nirgends fremdartiger sich ausnimmt, als bei den Dienern der Kirche und zwar ganz besonders, wenn ein solcher das Amt zu seinen Zwecken mißbraucht, dessen hohe Verantwortlichkeit tief in den Staub demüthigen sollte, das Amt, dem nie auch nur entfernt genügt werden kann, das einen Heiligen verlangt und von Sündern verwaltet wird. Im Gegensatze gegen solche falschen Höhen bezeichnen die Thäler den Kleinmuth, die Verzagtheit, die Blödigkeit, die in der Apokalypse (21, 8) unter der Zahl der schwersten Sünden erscheint und als hinreichend den Sturz in den Feuersee zu motiviren, den traurigen Zustand der diffidentia in deum, des Mangels an Vertrauen zu Gott, den Melanchthon mehrfach als einen Hauptbeweis für die tiefe Verderbtheit der menschlichen Natur geltend macht. Die falsche Höhe und die falsche Tiefe kommen vielfach bei denselben Individuen vor. Dieselben die im Glücke trotzig sind, werden im Unglücke verzagt. Als unbedingt herrschende Stimmung aber pflegt solche Verzagtheit sich bei solchen zu finden, die in grobe Sünden gefallen sind. Es ist die eigenthümliche Zöllnerkrankheit. „Es waren — sagt ein alter Ausleger — um die Zeit Christi unter den Juden sonderlich zweierlei Art Leute, die beide untüchtig waren, Jesum zu ihrem Könige anzunehmen, Hügel und Thäler, große Sünder, welche an der Gnade Gottes für sich zweifelten, und die pharisäischen Hügel, welche sich auf ihre Gerechtigkeit viel einbildeten." Neben den Hügeln und Thälern wird noch das Schwierige, oder Hinderliche, und Rauhe genannt. Das bezeichnet die mannigfaltigen Verkehrtheiten des menschlichen Herzens, die Unebenheiten der Lüste und Leidenschaften. — „Tröstet, tröstet mein Volk," das war der Auftrag, den der Herr seinen Dienern ertheilt hatte. So kann also die Aufforderung: bereitet den Weg, nur vorbereitende Bedeutung haben, nur den nothwendigen Eingang bilden zu der eigentlichen Erfüllung des Auftrages, welche in den Worten enthalten ist: „und offenbaret wird die Ehre des Herrn und es siehet's alles Fleisch zumal, denn der Mund des Herrn hats geredet." Die Ehre des Herrn wurde im Vorspiele enthüllt, als Israel unter Serubabel und Josua in seine Heimath zog, als das Lied erscholl: danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich. Also saget, die ihr erlöst seid durch den Herrn, und die er aus den Ländern zusammengebracht hat vom Aufgang und vom Niedergang, von Mitternacht und vom Meere." (Ps. 107.) Daß das aber noch nicht die wahrhaftige Erfüllung war, erhellt schon daraus, daß der in der neuen Colonie weissagende Maleachi (C. 3, 1) die Verkündung Jesaia's wieder aufnimmt und ihre Erfüllung der Zukunft zuweist. Unendlich herrlicher enthüllte sich die in manchen Zeiten der streitenden Kirche gar tief verborgene Herrlichkeit des Herrn, als das Wort Fleisch ward und wohnete unter uns, bei der Erscheinung desjenigen, der sprechen konnte: „wer mich siehet, der siehet den Vater." Wenn Johannes von Christo sagt nach dem Berichte über die Wandlung des Wassers in Wein bei der Hochzeit in Cana (C. 2, 11): „und er offenbarete seine Herrlichkeit," so weist er offenbar auf unsern Ausspruch zurück. Indem er ihn auf Christum bezieht, geht er von der Anschauung aus, daß in Christo, dem Worte, das im Anfang bei Gott und Gott war, der Jehova des A. B.

offenbar geworden sei. Auf unsern Ausspruch bezog sich auch schon in dem Eingange des Evangeliums das: „wir sahen seine Herrlichkeit“: dort das sehen der Grundst., hier das offenbar werden. Dann folgt in den Zeiten der streitenden Kirche eine lange Reihe von Enthüllungen der Ehre des Herrn, die regelmäßig den Beschluß der Wüstenführung bilden, während deren die Ehre des Herrn durch das Gewölk des Zornes, der Schmach und Erniedrigung der Kirche verborgen und verhüllt ist. Die letzte und herrlichste Offenbarung der Ehre des Herrn steht uns noch bevor in der Stadt, welche die Herrlichkeit des Herrn erleuchtet, in der Zeit, da die Hütte Gottes sein wird bei den Menschen, und er wird bei ihnen wohnen und sie werden sein Volk sein, und Gott selbst wird bei ihnen sein als ihr Gott. Da sind endlich alle Hüllen abgelegt. Da werden wir ihn sehen, wie er ist. Das ist der Schatten, danach wir lechzen, wenn die Sonne über der streitenden Kirche gar heiß scheinet. Der Geist und die Braut sprechen bei der Wanderung durch das Thränenthal der Ritterschaft unabläßig: komm, zeige dich uns ohne Hüllen. — Die letzten Worte: „denn der Mund des Herrn hats geredet“, enthalten den Keim der folgenden Ausführung, ebenso wie das: rufet ihr zu, wieder aufgenommen wird durch das: die Stimme des Rufenden, und wie die Erwähnung der Missethat und Sünden herüberleitet zu dem: bereitet den Weg des Herrn.

Diese neue Scene wird eröffnet in den Worten: „Die Stimme eines Sprechenden: predige, und er spricht: was soll ich predigen? Alles Fleisch ist Gras und alle seine Huld ist wie die Blume des Feldes. Vertrocknet ist Gras, verwelket Blume, denn der Geist des Herrn hat gewehet darüber, fürwahr Gras ist das Volk. Vertrocknet ist Gras, verwelket Blume, und das Wort unsers Gottes bestehet in Ewigkeit.“ Der Prophet berichtet über ein Gespräch zwischen zwei Dienern Gottes, welches er im Geiste vernommen. Dies Gespräch gehört nicht der Gegenwart des Propheten an. Er vernimmt es, indem er durch den Geist in die Zukunft entrückt wird, an dem Vorabende des neuen herrlichen Morgens, der für Zion nach der Nacht des Elendes anbrechen soll. Daß beide Stimmen aus der Mitte des Bundesvolkes hervorgehen, auch die Stimme desjenigen, welcher die Aufforderung: predige, ergehen läßt, zeigt das: das Wort unseres Gottes bestehet in Ewigkeit. Ein Diener Gottes also in seinem Reiche redet den andern an. Der Erste ist gleichsam der Tonangeber, der geistliche Vater, der auf seiner Warte steht und ausschauet zu sehen, was der Herr zu ihm reden wird, der die Zeichen der Zeit zu erkennen versteht, Antwort weiß auf die bange Frage: „Hüter, ist die Nacht schier hin,“ von dem das Wort in ganz besonderem Grade gilt (Am. 3, 8): „der Herr thut nichts, er offenbare denn sein Geheimniß den Propheten, seinen Knechten.“ Dieser theilt gleichsam die Parole aus. Es handelt sich hier nicht blos um eine allgemeine Wahrheit. Daß bei der Vergänglichkeit des Fleisches das Wort Gottes besteht in Ewigkeit, das hatte im Allgemeinen auch der Angeredete gewußt. Es steht das allen Gläubigen ins Herz geschrieben, es ist die Muttermilch, womit sie aufgezogen sind. Wer das noch nicht weiß, wer sich über das Wort Gottes stellt, das ihn richten und tragen soll, wer in ihm wegscheiden und wählen will, der ist verdüstert und weiß nichts. Es handelt sich vielmehr, was auch allein im Zusammenhange passend ist, in dem Alles sich auf dem Gebiete der Zukunft bewegt, um eine thatsächliche Bewährung dieses Ausspruches, handelt sich darum, daß eben jetzt das ewig bestehende Wort Gottes sich als solches in dem Heile Zions bewähren soll, das durch dasselbe gewährleistet wird. Zuerst ein umfassender Satz: „alles Fleisch ist Gras, und alle seine Huld ist wie des Grases Blume.“ Die Vergänglichkeit und Unzuverläßigkeit alles Irdischen wird hier ganz im Allgemeinen ausgesprochen. Das praktische Resultat ist: so stehet denn ab von dem Menschen, in des Nase ein Hauch ist, denn wessen ist der zu achten? (C. 3, 2.) Das Fleisch ist das Menschenthum. Daß dies nach dem Fleische benannt wird, weist darauf hin, daß alles mit dem Materiellen verflochtene Dasein mit der Ohnmacht behaftet ist, wahre Stärke nur da zu finden, wo absolute und ursprüngliche Geistigkeit, wie anderwärts der Prophet sagt: „Egypten ist Mensch und nicht Gott und ihre Rosse sind Fleisch und nicht Geist.“ Thöricht ist es, auf Menschen zu trauen und zu hoffen, thöricht, auch sich vor ihnen zu fürchten, da sie Fleisch sind, da ihre Macht so unbedingt vergänglich ist, da sie, so stolz sie auch prangen mögen, eben so rasch verblühen und verwelken, wie sie aufgeblüht sind. Neben dem Fleische wird noch seine Huld genannt, die Liebeserweisungen, die von ihm ausgehen. Das ist die allein legitime Erklärung. Die Bed. Huld wird noch besonders erwiesen durch die Grundst. Ps. 103, 17: „Und die Huld des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die so ihn fürchten, und seine Gerechtigkeit auf Kindeskind.“ Die Huld des Fleisches hier, alle Huld und Hülfe, die das Fleisch erzeigen und gewähren kann, bildet den Gegensatz gegen die Huld des Herrn dort. „Alle seine Huld ist wie die Blume des Feldes,“ das erfuhr Israel in der Zeit des Propheten, da es von den Egyptern in der Vernichtung drohenden Gefahr im Stiche gelassen wurde, nachdem der Prophet ihnen, da sie auf den Schatten Egyptens vertrauten, vergebens zugerufen hatte: „Egypten ist Mensch und nicht Gott, und der Herr wird seine Hand ausstrecken, daß der Helfer strauchle und der, dem geholfen wird, falle und alle mit einander umkommen“ (C. 31, 3). Es mußte mit Schmerzen erfahren, daß Assur mit Recht zu ihm gesprochen hatte: „Siehe du vertraust auf den zerbrochenen Rohrstab Egypten, darauf einer sich stützt und er fährt durch seine Hand und durchbohrt sie, also wird Pharao der König Aegyptens sein allen, die auf ihn vertrauen.“ „Alle seine Huld ist wie die Blume des Feldes“, das erfuhr Israel von Neuem, da Cyrus der Per-

ser sich ihm gnädig erwies. Es kam mit großen Zusicherungen und Hoffnungen in sein Land zurück, aber bald gelang es ihren Feinden, die Räthe des Königes auf ihre Seite zu bringen. Ueberall wurden ihnen Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg gelegt und es vergingen viele Jahre darüber, ehe sie nur den Bau des neuen ärmlichen Tempels vollenden konnten, bei dessen Anblick viele der alten Priester und Leviten und obersten Väter, die das vorige Haus gesehen hatten, laut weineten. „Alle seine Huld ist wie die Blume des Feldes", das erfuhr die Kirche stets von Neuem, so oft sie Fleisch für ihren Arm hielt. Bald ging die Macht aus ihr zu helfen, bald hörte der gute Wille auf und das Angesicht der Pfleger und Säugammen war nicht mehr wie gestern und ehegestern. So muß es sein, damit die Kirche ganz an ihren himmlischen Herrn und Heiland herangedrängt werde, damit sie aus vollem Herzen mit dem Psalmisten sprechen lerne: „Vertrauet euch nicht auf Fürsten, auf den Menschensohn, dem kein Heil. Geht sein Odem aus, so kehret er zurück zu seiner Erde, an dem Tage gehn zu Grunde alle seine Anschläge. Wohl dem, des Hülfe der Gott Jakobs ist, des Hoffnung auf den Herrn seinen Gott steht." Das gibt denn einen recht seligen Stand, wenn die Kirche, wenn die einzelne Seele eine rechte Wittwe wird, die einsam ist, die ihre Hoffnung auf Gott stellet und bleibet am Gebet und Flehen Tag und Nacht, eine Hanna, die nimmer vom Tempel kommt und Gott unabläßig dient mit Fasten und Beten, die keinen Hof mehr kennt als den ihres himmlischen Königes mit seinen Cherubim und Seraphim und ihrem heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth. Da begegnen ihr die Engel Gottes und sie spricht: es sind Gottes Heere. Da ergeht an sie das Wort: Fürchtet euch nicht, stehet fest und sehet zu, was für ein Heil der Herr heute an euch thun wird. Da müssen die Feinde sprechen: Lasset uns fliehen von Israel, denn der Herr streitet für sie.

Der Prophet bleibt aber nicht stehen bei dem allgemeinen Gedanken der Nichtigkeit alles Fleisches, der Ohnmacht alles Menschenthums. Er weist noch besonders hin darauf, daß die allgemeine Wahrheit der Nichtigkeit alles Menschenthums sich auch an Zion bewährt, daß auch dies nicht ausgenommen ist von dem allgemeinen Loose der Nichtigkeit und Ohnmacht, so daß es völlig vergeblich ist, aus seiner eigenen Mitte das Heil zu erwarten, daß es hier vielmehr unbedingt heißt: die Herzen in die Höhe. „Vertrocknet ist Gras, verwelket Blume, denn der Geist des Herrn hat gewehet darüber, fürwahr Gras ist das Volk." Es ist hier nicht mehr wie im Vorigen die Rede von dem Fleische überhaupt, sondern von einem bestimmten Fleische, welches schon verwelkt, dessen Aehnlichkeit mit dem Grase schon ans Licht getreten war. Welches dies Fleisch sei, besagen ausdrücklich die Worte: „fürwahr Gras ist das Volk", das Volk schlechthin, das Volk des Bundes. Dies hatte schon in der Zeit des Propheten zu welken begonnen. Es war nur noch wenig übrig von der Herrlichkeit der Davidisch-Salomonischen Zeit. Der Prophet ist hier aber im Geiste in der Zeit, wo die Verwelkung bereits zur Vollendung gelangt, wo das Wort Michas schon in Erfüllung gegangen war (3, 12): „Zion wird wie ein Feld zerpflüget und Jerusalem zum Steinhaufen und der Berg des Tempels zu Waldhöhen werden", in der Zeit, da Füchse umherliefen auf dem verwüsteten Berge Zion. Es ist die Weise Gottes, daß er im Angesichte großer Gnaden, die er seiner Kirche ertheilen will, ihr raubt, was sie bereits besitzt und was sie durch den langen Besitz verlernt hat, von ihm unbedingt zu Lehen zu tragen. Micha, nachdem er hingewiesen hat auf die zukünftige Erscheinung des Erlösers, spricht (C. 5, 9. 10): „Zu derselbigen Zeit spricht der Herr, will ich deine Rosse von dir thun und deine Wagen umbringen. Und will die Städte deines Landes ausrotten, und alle deine Festen zerbrechen", und wie diese Verkündung in Erfüllung gegangen ist, wie völlig reine Bahn vor der Erscheinung Christi gemacht wurde, wie elend und ohnmächtig Israel damals war, wie gründlich es die Wahrheit des Wortes erfahren mußte: „Herr durch deine Gnade hattest du meinem Berge Kraft bestellt, du verbargst dein Antlitz, ich ward erschrocken", liegt am Tage. — Als die wirkende Ursache der Zerstörung erscheint der Geist des Herrn, der gleich einem sengenden Ostwinde die schöne Blumenflur des Volkes Gottes vernichtet hat. Der Geist des Herrn erscheint sonst vielfach als der mächtige Helfer der Kirche. Der Geist des Herrn verwandelt bei Sacharja (4, 6. 7) den großen Berg des Persischen Reiches vor Israel zur Ebene. Wenn die Apokalyse (1, 4) der Kirche Gnade und Friede wünscht „von dem, der da ist und der da war und der da kommt, und von den sieben Geistern, die da sind vor seinem Thron", wenn sie redet von den „sieben Geistern Gottes", welche gesandt werden über die ganze Erde (5, 6), so betrachtet sie die sieben Geister Gottes, die mannigfachen Erscheinungsformen und Wirkungsweisen des Einen unerschöpflich reichen Geistes, als ein mächtiges Bollwerk gegen die Verzweiflung, als eine geschlossene Phalanx, an der sich alle Angriffe der Weltmacht brechen müssen, als die Macht, deren Einfluß keine der Kirche feindliche Potenz, wenn sie sich auch noch so sehr bläht, zu widerstehen vermag, die rettend und helfend in alle Winkel der Erde eindringt, mit derselben Allmacht, die sie in der Urzeit bewährte, da sie schöpferisch über ihren Wassern schwebte. Dieser mächtige Beschützer Zions hat sich jetzt gegen dasselbe gewandt, ist ihm zum „Geiste der Vernichtung" (Jes. 1, 4) geworden. Das geschieht fortwährend von Zeit zu Zeit. Gemäß seinem Worte: „An denen, die mir nahe sind, will ich mich heiligen" sucht Gott seines Volkes Sünde heim. An seinem Hause läßt er sein Gericht anfangen. Aber grade wenn er am härtesten schlägt, wenn er am tiefsten beugt, wenn er in den Staub demüthigt, wenn er alles Horn Israels in seinem grimmigen Zorne zerbricht, wenn er die Mauern der Tochter Zions verdirbt und ihre Riegel zu nichte macht, ist die

Offenbarung seines Heiles am nächsten. Dieser soll durch solche vernichtende Wirkung des Geistes Gottes der Weg bereitet werden. „Verwelket ist Gras, vertrocknet Blume, denn der Geist des Herrn hat gewehet darüber, fürwahr Gras ist das Volk", so müssen auch wir jetzt sprechen, aber nicht in trüber Niedergeschlagenheit, sondern in stiller Zuversicht, die ihres Herrn wartet, der bald in dem Wege seiner Gnade kommen wird, wie er in dem Wege seiner Gerichte bereits gekommen ist. Das Haupt ist in unserer Kirche krank, die Kraft ihres Regimentes vielfach gebrochen, sie ist zwiespältig in der Lehre, unfähig den Aergernissen in Lehre und Leben mit Energie entgegenzutreten, überall gehemmt in der Offenbarung ihres eigenthümlichen Wesens, ihre ärgsten Feinde dürfen auf allen Gassen als Prediger der Gottlosigkeit auftreten, die schützenden Dämme sind durchbrochen, überall viel Uneinigkeit und Zertrennung der Gemüther auch unter den Menschen guten Willens, wie das immer in den Zeiten so ist, da der Finsterniß Gewalt gegeben ist. Wir müßten verzweifeln, wenn das Heil aus dem Fleische, aus der Mitte der Kirche selbst kommen sollte. Gott aber sei Dank, daß dem nicht so ist, daß das Wort noch immer in Kraft bleibt: „Und Er siehet, daß da kein Mann und verwundert sich, daß Niemand sie vertritt. Da hilft Ihm sein Arm und seine Gerechtigkeit, sie unterstützet ihn."

„Vertrocknet ist Gras, verwelket Blume, aber das Wort unseres Gottes bestehet in Ewigkeit." Die ersten Worte werden, so zu sagen, mit einem heiligen Lächeln aus dem Vorigen wiederholt. Es fällt ein heiteres Licht auf sie durch den Gegensatz, der ihnen unmittelbar gegenüber gestellt wird. In den heiligen Fluthen des Stromes der göttlichen Hülfe und Gnade wird der Schmerz ertränkt. Das Wort Gottes kommt hier insofern in Betracht, als es der Kirche solche Gnade und Hülfe zusagt. Bleibt Gott und sein Wort, so bleiben auch seine Knechte, 1 Joh. 2, 17. Sie haben eine andere Garantie ihres Bleibens als Himmel und Erde, welche dereinst veralten werden wie ein Gewand, verwandelt werden wie ein Kleid. „Das Wort unseres Gottes bestehet in Ewigkeit," das durchdrang die Gemüther der Gemeinde, als sie aus dem Tode des Babylonischen Exils ganz unerwartet und wider alle menschliche Vernunft zum Leben erwachte. „Das Wort unseres Gottes bestehet in Ewigkeit" oder „Gott sei Dank in aller Welt, der sein Wort beständig hält", das erfüllte die Herzen derer, die in Finsterniß und Todesdunkel saßen, bei dem ersten Erscheinen des großen Lichtes und wiederum da er sprach: ich war todt und siehe ich bin lebendig geworden und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes. „Das Wort Gottes bestehet in Ewigkeit," das wird in Zion ertönen, wenn der letzte Streit, den sie auf Erden

zu kämpfen hat, und dessen Anfänge wir jetzt vor Augen sehen, in den Sieg ausgelaufen ist, wenn das Feuer vom Himmel fällt und verzehret die, welche das Heerlager der Heiligen umringen und die geliebte Stadt.

Glücklich wir, daß wir das Wort Gottes auf unserer Seite haben, dasselbe Wort, welches einst Himmel und Erde aus dem Nichtsein ins Dasein rief, das Wort, welches ihr Dasein überdauert, Luc. 21, 33. Eine ganze feindliche Welt sammt ihrem Fürsten kann dem nichts anhaben, über dem dies Wort steht. Da können wir kühnlich sprechen: es hat keine Fahr. Aber hüten wir uns, daß unser Schatten nicht von uns weiche. Das gebietende Wort Gottes ist nicht minder ewig, wie das verheißende, von dem hier zunächst die Rede. Wahrlich, wahrlich ich sage euch, spricht der Herr, bis daß Himmel und Erde zergehen, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe noch ein Strichlein vom Gesetze, bis daß es alles geschehe. Wer nun eins von diesen kleinsten Geboten auflöst, wer z. B. das Wort auf die Seite schafft, wodurch unser Herr und Heiland das Zugeständniß zurücknimmt, welches Moses wegen der Ohnmacht des Gesetzes, die in Christo ihr Ende findet, der Herzenshärtigkeit des Volkes gemacht hatte, der wird die Erfüllung des Verheißungswortes damit nicht aufheben, wird sich aber ausscheiden aus der seligen Schaar derer, an denen dies Wort in Erfüllung geht. Wir sollen es hiermit gar genau nehmen und uns nicht durch das falsche Blendwerk täuschen lassen, in dessen Erfindung eine im Dienste des Zeitgeistes stehende Theologie unermüdlich ist. Denn so jemand das ganze Gesetz hält und sündiget an Einem, der ist es ganz schuldig. In jeder Zeit hat die Welt ihre bestimmten Angriffspunkte, jeder Zeit sind von Gott gewisse Schibboleths gegeben, an denen die Treue vorzugsweise erkannt wird und welche sorgfältig beachtet werden wollen. Es ist ein Kunstgriff des Lügners von Anfang, einzureden, daß es darauf nicht ankomme, daß es kleinlich sei, auf solche untergeordnete Dinge so viel Gewicht zu legen, daß man darin nachgeben könne, man dürfe nur in dem Uebrigen desto treuer sein. Wer sich in solche Schlingen verwickeln läßt, an dem kann leicht das Wort in Erfüllung gehen, wenn das Salz dumm wird, so ist es zu nichts nütze, denn daß es herausgeworfen und mit den Füßen zertreten werde.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 9. Mai. № 37.

Das vierzigste Capitel des Propheten Jesaias.

(Fortsetzung.)

Es heißt nun ferner: „Auf einen hohen Berg steige dir, du Heilsverkünderin Zions, erhebe mit Kraft deine Stimme, du Heilsverkünderin Jerusalems, erhebe sie, fürchte dich nicht, sage den Städten Juda's: Siehe da euer Gott. Siehe der Herr Jehova wird als Starker kommen und sein Arm herrschet ihm, siehe sein Lohn ist bei ihm und seine Belohnung vor ihm. Wie ein Hirt wird er weiden seine Heerde, in seinem Arme die Lämmer sammeln und an seinem Busen sie tragen, die Säugenden wird er versorgen." Nicht Zion selbst ist die Heilsverkünderin, sondern es ist die Rede von der Heilsverkünderin für Zion und Jerusalem. In dem zweiten Theile Jesaia's erscheint Zion überall nicht als die Ueberbringerin der Freudenbotschaft, sondern als die, welcher sie gilt, welcher das Heil zu Theil wird (41, 27. 46, 13. 62, 11, vgl. Zeph. 3, 16), und im Eingange unseres Stückes selbst ruft nicht etwa Jerusalem, sondern es wird ihr von den Dienern und Heilsboten Gottes zugerufen. Die Heilsverkünderin ist eine ideale Person, es ist die leibhaftige, die mit Fleisch und Blut bekleidete frohe Botschaft. Dem hohen Berge entspricht die laute Stimme. Beides weist auf die Größe des eingetretenen Heiles hin, das auch hier nicht als zukünftiges, sondern als im Geiste in unmittelbarer Gegenwart geschaut, verkündet wird. Von hohem Berge kann man weit vernommen werden. Die Weite des Kreises hat die Größe des Heiles zu ihrer Voraussetzung. Das: fürchte dich nicht, bezeichnet die unbedingte Sicherheit des Heiles, an welcher der Blick auf das Elend, in welchem Zion begraben liegt, die scheinbare Allmacht seiner Feinde nicht irre machen darf. Die Städte Judas entsprechen Zion und Jerusalem, welches ihren Mittelpunkt und ihre Repräsentation bildete, dessen Filiale gleichsam die übrigen waren. In der Zeit, von welcher die Weissagung ihren Ausgangspunkt nimmt, lagen Zion, Jerusalem, die Städte Judas in Trümmern. „Deine heiligen Städte — heißt es 64, 9 — sind zur Wüste geworden, Jerusalem zur Einöde." Kann die Weissagung somit nicht an Steine und Mörtel gebunden sein, so liegt es um so näher zu erkennen, daß Zion und die Städte Judas in der Kirche des N. T. ihre Fortsetzung finden. Den Inhalt der Freudenbotschaft bilden die wenigen, aber inhaltschweren Worte: „siehe da euer Gott", welche zurücksehen auf die Enthüllung der Ehre des Herrn, und voraussetzen, daß in der Gegenwart Gott verborgen ist, daß er seine Gemeinde scheinbar verlassen hat. Jetzt kehrt er in Huld und Gnade zu ihr zurück. „Den wahren Gott zu schauen, das ist die Seligkeit." Steht das fest, so sollte das Streben der Diener der Kirche überall recht ernstlich darauf gerichtet sein, ihren Hörern Gott vor Augen zu malen, so lebendig und so leibhaftig, daß sie ihn sehen müssen, wenn sie nicht absichtlich die Augen verschließen. Wo solche Grundlage fehlt, wo sich Unfähigkeit zeigt, dieser ersten aller Aufgaben eines Theologen zu genügen, da redet die Welt mit Recht von „Dogmenkram." Doch hier ist zunächst nicht von der Art und Weise der Verkündung, sondern von thatsächlicher Offenbarung die Rede. In allem Leiden ist das für den Gläubigen der Stachel des Schmerzes, daß Gott sein Angesicht vor ihm verborgen hat. „Auf deinen Namen und dein Gedächtniß — sagt der Prophet anderwärts, C. 26, 8. 9 — steht das Verlangen der Seele. Mit meiner Seele verlange ich nach dir in der Nacht und mit meinem Geiste in meinem Inneren suche ich dich." Dies tiefste Sehnen der leidenden Herzen soll Befriedigung finden. „Siehe da euer Gott", das fand seine erste wahrhaftige Erfüllung in der Erscheinung Christi, vor der die Entfernung immer die Nähe überwog, wenn auch die letztere sich in einzelnen geschichtlichen Momenten, wie bei der wunderbaren Befreiung aus dem Exil, auf recht fühlbare und großartige Weise kundgab. „Siehe da euer Gott", das wird sich zuletzt bewähren, wenn die Kirche das Lied anstimmen kann: „Halleluja, denn der allmächtige Gott hat das Reich eingenommen. Lasset uns freuen und fröhlich sein und ihm die Ehre geben, denn die Hochzeit des Lammes ist gekommen und sein Weib hat sich bereitet." In der Zwischenzeit zwischen diesen beiden großen Endpunkten erscheint die Ehre des Herrn mehr als verhüllt. Der Heiland selbst bezeichnet in Matth. 9, 15 die Zeit von seinem Tode bis zu seiner Wiederkunft als eine Zeit der Abwesenheit des Bräutigams. In dem Gleichnisse von den zehn Jungfrauen wird die Zeit der Rückkehr des Bräutigams erst erwartet. In dieser Zwischenzeit ist die Wehmuth und Sehnsucht die legitime Grundstimmung der Christen. Aber die Abwesenheit ihres Herrn und ihres Gottes ist doch immer nur eine relative. Es bleibt daneben wahr, daß er bei ihnen ist alle Tage bis ans Ende der Welt, und stets von Neuem

treten Zeiten ein, in denen das fortwährende Flehen der Kirche: „Ich bitt wollst sein von mir nicht fern mit deiner Hülf und Gnade", herrliche Erhörung findet, in denen das: *siehe da euer Gott*, laut und triumphirend ertönen kann. Der Vorbote solcher Zeiten ist überall die tiefe Noth der Kirche. Wo diese eintritt, da ist ihr Gott im Anzuge. Da ergeht das Wort des Herrn an seine Diener: Gehet hin zum Volke und heiliget sie heute und morgen, daß sie ihre Kleider waschen. Denn am dritten Tage wird der Herr vor allem Volke herabfahren.

In den Worten: „siehe der Herr Jehova wird als Starker kommen und sein Arm herrschet ihm, siehe sein Lohn ist mit ihm und seine Belohnung vor ihm", wird die Erscheinung des Herrn näher beschrieben. Gott kommt in der ganzen Glorie seines Wesens, in der Fülle seiner Macht, so daß alle Feinde seines Volkes nichts wider ihn vermögen; er kommt nicht *leer*, sondern mit der ganzen Fülle seiner Güter und Gaben für sein Volk. *In einem Starken*, in der Eigenschaft eines solchen, *als Starker* muß Gott kommen, weil die Feinde seines Reiches so mächtig sind, seine Gemeinde so schwach, seine Stärke ihre einzige Hoffnung, weil es gilt den Starken zu binden und seine Geräthe zu berauben, Matth. 12, 29, die Welt und ihren Fürsten, welcher den unsichtbaren Hintergrund ihrer Stärke bildet, weil es gilt das Wort zu bewähren: „Kindlein ihr seid von Gott und habt jene überwunden, denn der in euch ist, ist größer, denn der in der Welt ist." „Das ist ein trefflicher Trost — sagt Luther — mit welchem er die gedemüthigten Prediger des Wortes, die die allergeringsten, verachtetsten und schwächsten sind, aufrichtet. Gott hat deswegen verachtete und schwache Menschen zu diesem Dienste des Wortes erwählet, damit die göttliche Kraft des Wortes an Tag käme, daß sie auch in den schwächsten Personen nicht könne unterdrückt werden." Wenn wir von *Lohn* und *Belohnung* hören, so müssen wir tief erröthen, im Blicke auf die *Missethat* und *Sünden* in V. 2, welche jeden Gedanken des Lohnes mit der Wurzel auszureißen scheinen. Indessen der gnädige und barmherzige Gott hat für die Sünde und Missethat der Seinen eine Erlösung gestiftet, und verheißen, daß er ihren wenngleich nur unvollkommnen Gehorsam, daß er die hinter der Schwachheit verborgene unverwandte Grundrichtung des Gemüthes auf ihn, daß er die inmitten der Anfechtungen bewiesene Geduld und Treue, trotz aller dringenden Veranlassungen zum Kyrie eleison, die überall mit ihr Hand in Hand gehen, *belohnen* wolle. — Worin die Belohnung bestehe, wird in den Worten gesagt: wie ein Hirt wird er sammeln seine Heerde u. s. w. Unser Heiland hat gelehrt, daß in Ihm die Erfüllung dieser Verheißung zu suchen sei, indem er mit Beziehung auf sie sprach: Ich bin der gute Hirte. Er hat ferner seine Diener für die Genossen dieses seines Hirtenwerkes erklärt, indem er zu Petrus sprach: weide meine Lämmer. Das legt den Pastoren heilige Pflichten auf, daß sie sich recht in die Liebe Gottes eintauchen und versenken, daß sie wissen sich des Schwachen anzunehmen und es aufzurichten und zu stärken. Bild der Schwachen, für welche der Herr besonders zarte Sorge trägt, im Vorbilde seiner armen und selbst mit Schwachheit angethanen Diener, die wohl wissen können, wie es dem Schwachen zu Muthe ist, sind die Säugenden und Lämmer, nach dem Worte Jakobs zu Esau, 1 Mos. 33, 13: „Wenn die säugenden Schafe und ihre Lämmer übertrieben würden, so müßten sie sterben."

Es folgt nun eine Schilderung der göttlichen Herrlichkeit im Gegensatze gegen die Nichtigkeit alles Geschaffenen. Diese steht mit dem Vorigen in engem Zusammenhange. Die dort ertheilte Verheißung hatte in dem Sichtbaren gar keinen Anknüpfungspunkt. Auf dieses gesehen, schien sie Thorheit zu sein. Eben deshalb wurde es dem trauernden und zagenden Volke Gottes so schwer, sie sich anzueignen. Um dies zu erleichtern, malt ihm der Prophet die Person des Verheißenden vor Augen. Er macht ihm fühlbar, daß es nicht Thorheit sei zu hoffen, sondern Thorheit, gränzenlose Thorheit zu verzweifeln, legt ihm aus, was es heiße, *Gott* hat verheißen, Gott, vor dem alle Heiden ein Nichts sind.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

Gleichwie keine Ostern sein können ohne Charfreitag und die Saat des Frühlings erst ersterben muß, ehe sie leben, grünen und blühen wird: also hat die Kirche nie eine fröhliche Osterzeit haben können, es sei denn, daß die Leiden eines traurigen Charfreitags vorhergegangen, und das Blut der Märtyrer ist allezeit der Same der Kirche gewesen, aus dem ihre Frühlinge hervorgeblühet sind. Unsere diesjährige Frühjahrsversammlung, welche wir durch die Güte Gottes am 17. und 18. April wiederum zu Gnadau gehabt, ist auch wie ein schöner Frühlingstag gewesen, und, obgleich nach Ostern gehalten, doch noch eine fröhliche erhebende Osterfeier, und das hat gewiß keinen andern Grund gehabt, als daß für die wahre Kirche Christi auch ein Charfreitag angebrochen ist, und wenn es, Gott Lob! auch lange noch nicht so weit ist, daß Märtyrerblut fließt, so nehmen die Bedrängnisse der wahren Christen doch täglich zu; da werden ihre Gebete denn brünstiger, ihr Glaube verlangender, ihre Liebe herzlicher und ihre brüderliche Gemeinschaft enger und gesegneter. In den Jahren, wo Ronge und die Lichtfreunde ihre Siege feierten und die Losung war: Köthen oder Gnadau! und die Revolution dann kam: da hatten wir wohl einen ganz gefüllten Saal; wir erinnern uns aber nicht, daß wir seit dieser Zeit eine so zahlreiche Versammlung gehabt, wie die diesmalige, und besonders bei der gemeinschaftlichen Abendandacht war die Menge der Anwesenden so groß, daß sie wirklich in dem geräumigen Betsaale der Brüdergemeinde kaum Platz fanden. Wir wollen aber auch nicht läugnen, daß zu dem zahlreichen Besuch dieser Versammlung ein Bedeutendes beigetragen die Erwartung, welche man von den Vorträgen der Männer hatte, welche unsere Bitte um Mitwirkung gewährt hatten. Und Gott hat es diesen theuern Brüdern auch in einem so reichen Maaße gegeben, daß die Erinnerung an die Stunden, wo sie zu uns redeten, wohl unauslöschlich in unsern Herzen

bleiben wird. Lob und Preis sei Gott für die reiche Gabe und Gnade, welche wir auf dieser gesegneten, unvergeßlichen Versammlung empfangen haben, durch welche er uns aber nur hat stärken wollen zu den Kämpfen, die er in dieser Zeit uns noch aufbehalten hat.

Demgemäß fingen wir Dienstag früh 10 Uhr auch mit dem Gesange an: „Rüstet euch, ihr Christenleute", der, in rhythmischer Weise aus dem bei uns neu eingeführten Eisenacher Gesangbuche so kräftig gesungen, recht wie ein Schlachtlied klang. Nachdem der bisherige Vorsitzende für sich und für Alle den Namen des Herrn dann angerufen hatte, begrüßte er seine Mitstreiter, indem er als die Losung dieses Tages das Schriftwort Hebr. 10, 38. 39 vorlas und so zu ihnen sprach:

Die gegenwärtige Zeit lenkt unsere Blicke vorzugsweise auf die Offenbarung, und in deren fünftem Capitel lesen wir, daß der heilige Johannes gesehen habe in der rechten Hand deß, der auf dem Stuhle saß, ein Buch, geschrieben inwendig und auswendig, und versiegelt mit sieben Siegeln. Ein starker Engel ruft mit großer Stimme: Wer ist würdig, das Buch aufzuthun und seine Siegel zu brechen? Da aber Niemand gefunden wird weder im Himmel, noch auf der Erde, noch unter der Erde, der es konnte, weinet er sehr. Das ist sehr begreiflich. Johannes sitzt als ein Verbannter auf Patmos. Das Schwert der Verfolger hängt über seinem Haupte. Rings umher wüthet der Wolf unter der Heerde Christi. Es ist, als sollte die Stadt Gottes, deren Grund kaum erst gelegt worden, von der Uebermacht der Feinde erdrückt werden, und kein Christus mehr sein. Das ist das Buch mit sieben Siegeln. Und es ist Niemand da, der die Siegel bricht und das Geheimniß löset — was Wunder, daß Johannes weint! Geliebte Brüder! Vor solch einem Buche hat schon Mancher vor ihm und nach ihm weinend gestanden. Wir stehen auch davor. Es ist nicht Zeit, und auch nicht Noth, die Zustände unserer Tage näher zu beschreiben. Es ist ja in vieler Beziehung anders, als in den Tagen Johannis. Die damals drohende Weltmacht ist gefallen vor den Siegen des Kreuzes Christi. Die Kirche dieses Kreuzes steht da als eine leuchtende Stadt auf dem Berge, und eine nicht kleine Schaar hat der Herr in dieser letzten Zeit erweckt, welche freudig und muthig zeugt von dem Namen Christi. Aber inmitten der Christenheit, und zwar in den kleinsten, wie in den größten Verhältnissen, erblicken wir auch einen Abfall von Gott, so allgemein, so tief, so frech, wie er noch nicht dagewesen, so viele lügenhaftige Kräfte mit Zeichen und Wundern, und allerlei Verführung zur Ungerechtigkeit, so viele kräftige Irrthümer, und wenn Satanas durch die in den christlichen Staaten bestehenden Ordnungen noch gebunden war, so hat in unsern Tagen aufs Neue ein solcher Umsturz derselben begonnen, und überall zeigt sich eine solche Ohnmacht sowohl der Macht, als der List dieses Feindes gegenüber, auch offenbaren sich schon die Anfänge der Verfolgung gegen christliches Wesen und Bekenntniß in einer Weise, daß wir uns, wenn noch hinweggeräumt ist, was ihn aufhält, auf einen furchtbaren Kampf gefaßt machen müssen. Und was wird dann geschehen? Hier ist das Buch mit sieben Siegeln. Wer wird es aufthun? — — Nicht bloß durch die Herzen der Gläubigen, es geht mit weniger Ausnahme durch alle Herzen eine bange Ahnung, ein ängstliches Warten der Dinge, die da kommen sollen. Unter solchen Umständen haben wir uns heute hier wieder zusammen gefunden, und was könnten wir für eine andere Aufgabe haben, als einen Standpunkt zu gewinnen, der sicher genug ist, um in der drohenden schrecklichen Gefahr uns zu bewahren! Den zeigen uns die zuvor gelesenen Schriftworte.

Der Gerechte wird seines Glaubens leben. Als der weinende Johannes die tröstende Stimme hört: „Weine nicht. Es hat überwunden der Löwe, der da ist aus dem Geschlecht Juda, die Wurzel Davids, aufzuthun das Buch und zu brechen seine sieben Siegel": da sah er und siehe, mitten im Stuhl und den vier Thieren und mitten unter den Aeltesten stand ein Lämmlein, wie es erwürget wäre. Dieses erwürgte Lämmlein ist die Mitte des Thrones Gottes, getragen von den Cherubim, es ist die Mitte, auf welche die Schaar der Erlöseten im Himmel, die viel tausend Mal tausend Engel, die ganze Creatur im Himmel, auf Erden und unter der Erde schauet, das neue Lied singend Ihm zu Lob und Preis. Eine andere Mitte kann unser Glaube nicht haben. Dem erwürgten Lamme gilt das neue Lied, das er singt, nachdem das alte Lied, welches seit dem verlornen Paradies unter Blut und Thränen durch alle Zeiten gehört worden, verklungen, und das in diesen letzten Passionswochen tiefer und anhaltender unsere Herzen bewegt hat. Aber er siehet es nicht in weiter Ferne; der Apostel sagt in unserm Textcapitel: „So lasset uns hinzugehen mit wahrhaftigem Herzen, besprenget in unsern Herzen und los vom bösen Gewissen, und gewaschen am Leibe mit reinem Wasser, und lasset uns festhalten an dem Bekenntniß der Hoffnung." Das ist die Zueignung. Unser Glaube gehet aus von Welt und Sünde immer hin zu dem Lamm, und zwar mit wahrhaftigem Herzen. Wahrheit ist die Grundbedingung des Glaubens, und die Wahrheit ist die aufrichtige Buße. So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns. Keine Lüge und Heuchelei, auch der subtilsten Art nicht, kein Entschuldigen, Bemänteln, Beschönigen, kein Accordiren, kein Vorbehalt, kein Leichtsinn, kein Trotz; aufrichtiges, erfahrungsmäßiges Anerkenntniß des ganzen unergründlichen Schadens, und meiner Sünde insbesondere, ungeschminktes Bekenntniß des erkannten Unrechts in jedem Falle, wirklicher tiefer Schmerz darüber, eine göttliche Traurigkeit, die zur Seligkeit eine Reue wirkt, die Niemand gereuet, und nicht eine Traurigkeit der Welt, und eben deshalb ein gänzliches Absagen der Sünde, ein unerbittliches Zerreißen auch des letzten Fadens — liebe Brüder, ohne diese Grundbedingung kommt der Glaube nicht zu dem erwürgten Lamme, was sollte er mit ihm? Und erreicht auch nicht den ewigen Grund, auf dem er stehen muß. Welcher ist es? Wo anders, als in Jesu Wunden? Da lag er vor der Zeit der Welt. Besprenget in unsern Herzen, los vom bösen Gewissen und gewaschen am Leibe mit reinem Wasser. Leib und Seele durch und durch bis auf den Grund befleckt, so daß nicht ein reines Fäserlein daran zu finden ist, lauter Brandmale am Gewissen und kein Friede in meinen Gebeinen vor meiner Sünde: was soll diese Unreinigkeit tilgen, was dem bösen Gewissen den Frieden wieder bringen? Wird er mit Gold und Silber erkauft werden? Oder werden's Menschenthaten ausrichten, oder werden Thränengüsse der Buße die Sünden abwaschen, oder vielleicht Märtyrerblut? Es ist alles viel zu wenig. Das Blut Jesu Christi, Gottes Sohnes, macht uns rein von aller Sünde, Leib wie Seele, und los vom bösen Gewissen. Auf diesem Grunde stehend, kann man sagen: Wer will verdammen? Gott ist hier, der gerecht macht. Wer will beschuldigen? Hier ist Christus, der gestorben ist, ja vielmehr auferwecket ist und vertritt uns. So hat der Glaube seinen festen Grund gefunden, und darum hält er auch fest an dem Bekenntniß der Hoffnung und die Hoffnung ist seine Kraft. Es ist der Glaube, so sagt der Apostel gleich nach unserm Texte, eine gewisse Zuversicht deß, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht

siehet, und darauf führt er gleich uns vor Augen eine Wolke von Zeugen, welche mit Verachtung der zeitlichen Ergötzung der Sünde, und der Schmach und des Todes in der Hoffnung der künftigen Belohnung, durch den Glauben haben Königreiche bezwungen, Gerechtigkeit gewirkt, Verheißung erlanget, der Löwen Rachen verstopft, des Feuers Kraft ausgelöscht, sind des Schwertes Schärfe entronnen, sind kräftig geworden aus der Schwachheit, sind stark geworden im Streit, und haben der Fremden Heere niedergelegt. Der Glaube hat das erwürgte Lamm, das mitten im Stuhl siehet, ja stehet bis in alle Ewigkeit, und hat sieben Hörner und sieben Augen, welche sind die sieben Geister Gottes, ausgesandt in alle Lande, und zu dem alle Creatur sagt: Lob und Ehre und Preis und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit, und darum hat er auch den Sieg, ob er ihn noch nicht siehet, weil er eine gewisse Zuversicht ist deß, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet, und hält das Bekenntniß der Hoffnung hoch als sein Panier, und unter der Fahne, auf der das erwürgte Lamm stehet, ist er der Sieg, der die Welt überwindet.

Das ist der Glaube des Gerechten, und hier ist der Standpunkt, den wir einzunehmen haben unter den Gefahren dieser Zeit. Hier ist unser Leben, denn der Gerechte wird seines Glaubens leben. Laß die Welt leben, wie Belsazar, von ihren vollen Tafeln und von ihrem Wein, den sie trinkt aus ihren goldenen und silbernen Gefäßen, und ihre Götzen loben: sie wird die Finger bald sehen, welche an die getünchte Wand schreiben: Du bist gewogen und zu leicht erfunden! Laß die Pharisäer auch leben von ihren scheinheiligen Werken, und die Ungläubigen von ihren stolzen und leichtsinnigen Einbildungen, und die frechen Sünder von ihren lügnerischen und verwegenen Hoffnungen: der Gerechte lebet seines Glaubens an den, der die Gottlosen gerecht macht, und das unschuldige und unbefleckte Lamm, das um unserer Sünden willen dahin gegeben, und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt ist. Er nähret sich von dem Blute des erwürgten Lammes und lebet von der Vergebung der Sünden, die er in diesem hat. Singen die Aeltesten vor dem Stuhl, in dem er siehet: Du hast uns erkauft mit deinem Blute aus allem Geschlecht und Zungen und Volk und Heiden und hast uns unserm Gott gemacht zu Königen und Priestern: so treten wir mit ein, und aus dem Glauben leben wir als Priester, und bezahlen ein Opfer mit dem andern, das Opfer, das uns erkauft, mit dem Opfer unsers Lebens, und haben in der einen Hand die Harfe, das Lob des Lammes, das uns errettet, zu singen und zu spielen, und die Schaale mit dem Räuchwerk in der andern, das aufsteigt in demüthigen und heiligen Bitten, dankend und bittend, eins um das andere. Und leben aus dem Glauben als Könige, zwar sehr gering vor der Welt, aber doch vom höchsten Adel und nicht gemein mit ihr; sehr arm, und doch so reich, daß uns alle Reiche der Welt zu schlecht sind, zumal wenn sie Satan uns anböte, denn Gott hat uns sein Reich beschieden; sehr schwach und doch so gewaltig, daß nicht die Gewaltigsten der Erde, nicht Feuer und Schwert, nicht Tod und Hölle, vor denen sonst doch Alles fallen muß, uns beugen und brechen mag; sehr beschimpft und verhöhnt von der Welt, und doch voll königlicher Großmuth alles vergebend und vergessend, nimmer von dem königlichen Gebot der

Liebe weichend. Also lebet der Gerechte seines Glaubens; der Leib mag sterben und getödtet werden, aber seine Seele errettet er und lebet.

Ein fester, hoher, seliger Standpunkt, und doch eine gefährliche Höhe. Denn die ganze Welt, Satanas und das ganze höllische Heer beneidet sie uns, belagert uns, bietet alle Kräfte der List, der Lüge, der Verführung wie der offenbaren Gewalt, der Furcht, des Schreckens auf, um uns aus dieser hohen Burg zu vertreiben, und seine Bundesgenossen hat dieser mächtige Feind in unserm eignen Herzen. Wehe aber, wenn wir weichen! Denn wer weichen wird, an dem wird meine Seele kein Gefallen haben, spricht der Herr. Wer aber kann sie zählen, die schon gewichen sind und noch werden weichen? Ja weichen, erst heimlich und unvermerkt, so daß wir es selbst nicht wissen, weil Satan unsere Augen hält; verlieren das erwürgte Lamm aus dem Blick, schielen hin nach Sodoms Schätzen und Egyptens Ergötzungen, neigen das Ohr dem verführerischen Geflüster der falschen Delila, mengen uns unter die Kinder der Welt und verlassen die Versammlungen der Heiligen, werden laß im Gebet, leicht in der Buße, schlaff in der Zucht, schwach im Glauben, zweideutig im Bekenntniß, träge im Fortschritt, matt im Kampf, bis denn die Stunde der Versuchung kommt, die Zeit der Sichtung, da ein Petrus verläugnet, die Jünger fliehen und Satanas los wird, vor die Richterstühle der Welt uns führt, mit der Beraubung unserer Güter uns bedrohet, ja mit Feuer und Schwert — da kommt's denn an den Tag, was man unvermerkt geworden ist — nach dem heimlichen Weichen der offenbare Abfall! — Wer aber weichen wird, an dem hat meine Seele kein Wohlgefallen, spricht der Herr. Ein schreckliches Wort! Mag's der Welt auch wie nichts sein, die Ihn nicht kennt, weder sein Wohlgefallen, noch sein Mißfallen, und nur das Gefallen des Fleisches und die zeitliche Ergötzung der Sünde: aber der Gerechte, der seines Glaubens lebt, hat nur Einen Trost und Ein Gut — Gottes Wohlgefallen. Laß kommen, was da will: wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil. Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich. So oft ich sing und bete, weicht alles hinter sich. Hab' ich das Haupt zum Freunde und bin geliebt von Gott, was kann mir thun der Feinde und Widersacher Rott'! Nun aber, wenn man gewichen, kein Wohlgefallen Gottes mehr haben, keinen gnädigen Gott, verbannet sein von dem Angesicht der Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes unsers Heilandes, und drum keinen Trost, keinen Frieden, keine Ruhe mehr genießen, und nachdem wir muthwillig gesündiget haben, kein anderes Opfer mehr übrig für unsere Sünde, sondern nur ein schreckliches Warten des Gerichts und des Feuereifers, der die Widerwärtigen verzehren wird, verdammt, ja ewig verdammt sein — lieben Brüder, es ist fürwahr schrecklich, so in die Hände des lebendigen Gottes fallen!

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 12. Mai. № 38.

Das vierzigste Capitel des Propheten Jesaias.

(Schluß.)

„Wer mißt mit seiner Faust das Wasser, schätzt ab den Himmel mit der Spanne, faßt in einen Dreiling der Erde Staub, wiegt die Berge ab mit der Wage und die Hügel mit Wagschaalen? Wer hat den Geist des Herrn ergründet und wer ist sein Rathgeber, der ihn unterwiese?" Den Geist des Herrn ermessen zu wollen, ist ebenso thöricht, als wenn jemand das Wasser des Meeres mit seiner Faust ausschöpfen wollte u. s. w. Wer einen solchen Gott zum Freunde hat, der kann einer ganzen Welt spotten, die sich wider ihn erhebt. — „Mit wem hat er sich berathschlagt, daß er ihm Einsicht gebe, ihn lehre den Weg des Rechtes, ihm kundthue den Pfad der Einsichten? Siehe die Heiden sind wie ein Tropfen am Eimer, wie Staub der Wagschaalen werden sie geachtet, siehe die Eilande hebt er auf wie ein Stäublein. Und der Libanon reicht nicht hin zum Feuer, und seine Thiere nicht zum Brandopfer." Wollte man dem Herrn ein Opfer feiern, das seiner Größe würdig wäre, so würden ganze Wälder zum Feuer nicht Holz, zum Opfer nicht Thiere genug liefern können. „Alle Heiden sind wie Nichtsein vor ihm, für Nichts und Oede werden sie ihm geachtet."

Diese Schilderung von Gottes Majestät war zunächst ein Schild, welcher der Verzweiflung entgegengehalten wurde. Dies zeigt ihre Anknüpfung an das Vorhergehende und ebenso der Schluß des Capitels, wo sie in diesem Sinne angewendet wird. In dem zunächst Folgenden aber wird aus ihr eine Waffe bereitet gegen eine zweite Versuchung, welche der Kirche aus ihrer Heimsuchung entstehen mußte. Wenn der Welt die Oberhand gegeben wird über die Kirche, so tritt auch die Religion der Welt versuchend an die Kirche heran, und man muß vor ihr gar sehr auf der Hut sein, um so mehr da sie selten roh und plump auftritt, sondern in allerlei Verhüllungen, in der Gestalt einer Vermittelungstheologie. Wie thöricht diese Religion der Welt sei, wie traurig und erbärmlich die Gestalten, die sie dem wahren Gott entgegenstellt, zeigt der Prophet aus der Unendlichkeit und Uebernatürlichkeit Gottes. Die Welt setzt an die Stelle des ewigen allmächtigen Gottes bald diese, bald jene kindische Fratze, welche sie Gott nennt oder wenigstens thatsächlich vergottet. Auch unsere Zeit ist wieder reich in der Erfindung solcher leerer Schemen, eifrig in dem Tanzen um solche goldne Kälber. A. v. Humboldts Begräbniß und die Schillerfeier haben uns das noch in dem vergangenen Jahre vor Augen gestellt. Ein Blick auf den Gott in der Höhe läßt dies ganze Treiben in seiner Thorheit erscheinen.

Wir wollen aber nur noch den letzten Theil der Rede etwas näher ins Auge fassen, in welchem der Prophet von Neuem aus dem Wesen Gottes den Quell des Trostes sich ergießen läßt. Ist Gott unendlich und allmächtig, wie thöricht ist es dann, die Erfüllung seiner Verheißungen nach den menschlichen Schwierigkeiten zu messen, welche ihr entgegenstehen. „Warum sprichst du Jakob, redest du Israel, verborgen ist mein Weg vor dem Herrn und bei meinem Gotte geht mein Recht vorüber." Mein Recht, das Recht, welches das Volk Gottes an seinen Gott hat. „Weißt du es nicht oder hörtest du's nicht, ein ewiger Gott ist der Herr, schaffend die Enden der Erde, er wird nicht müde und nicht matt, seine Einsicht ist unerforschlich." „Man muß aber dies mit Fleiß merken — sagt Luther — daß er spricht: hast du's nicht gehört? Denn er verweist auf das äußerliche Wort und spricht: Ich bin auf eine Zeitlang schwach. Deswegen aber gebe ich dir das Wort in deinen Mund und in dein Herz, daß du im Worte lebest, ob sich's gleich äußerlich nicht dafür ansehen läßt und ob du es gleich nicht empfindest. Wo wir aber nicht das Wort in der Versuchung ergreifen, so werden wir durch das gegenwärtige Uebel überwunden werden und unterliegen." Was Israel weiß und gehöret hat, ist nur, daß Gott ein ewiger Gott ist, der Schöpfer der Erde. Das steht auf dem ersten Blatte seines heiligen Buches geschrieben. Das ist die Grundlage aller gesunden Theologie, das Fundament alles Trostes. Wenn wir nur in dem ersten Artikel recht fest gegründet und gewurzelt sind, so wissen wir, daß Gott nimmer müde und matt werden, und also seine Kirche nimmer zu Grunde gehen kann, daß er einen unerschöpflichen Reichthum an Mitteln zur Erlösung seines Volkes besitzt. „Ich bin das A und O, spricht der Herr in der Offenbarung des heil. Johannes, der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende." Der Anfang ist die Bürgschaft für das Ende. Die unbedingte Obermacht Gottes über die Welt, welche der Anfang vor Augen stellt, da er sprach und

es geschah, gebot und es stand da, muß auch das Ende von Neuem bewähren. Wer sich um das Ende ängstigt, der versenke sich nur in den Anfang. Mag die Welt sich in der Mitte manchmal breit machen, die Kirche lacht dessen, weil sie aus dem Anfange weiß, daß der Sieg am Ende ihres Gottes sein wird. „Er gibt dem Müden Kraft und Stärke genug dem Unvermögenden." Kraft ohne Ende ist dem gewährleistet, der den wahren Gott auf seiner Seite hat. Aber damit sie sich an uns bewähre, müssen wir erst matt und müde werden. Das bleibt ewig wahr, so schwer es uns auch eingeht, so lebhaft wir auch oft wünschen, daß es anders sein möchte. Der Weg zum Leben geht überall durch den Tod. Gottes Kraft ist nur in den Schwachen mächtig, und erst nachdem wir schwach geworden, werden wir stark. Das leidet unsere verderbte, zum Hochmuthe geneigte Natur nicht anders. Das wird der Natur gar schwer, aber der Geist erkennt darin Gottes heilsame Führung und betet an, dankt und lobt wegen der Schwachheit nicht minder als wegen der durch sie bedingten Stärke. „Und es werden Knaben matt und Jünglinge straucheln. Und die auf den Herrn harren, erneuen die Kraft, fahren auf mit Flügeln wie die Adler, laufen und werden nicht matt, gehen und werden nicht müde." Knaben und Jünglinge, die Inhaber natürlicher Kraft, wie Assur, Babel, Rom und die ganze lange Reihe der Feinde der Kirche bis auf den heutigen Tag. Sie prangen Anfangs gar herrlich, es scheint, daß auf sie übergetragen sei, was das Wort Gottes den Gottesfürchtigen zuspricht: sie gehen von Kraft zu Kraft, aber bald gibt sich ein geheimes Siechthum zu erkennen und das wird nach und nach zur vollendeten Schwindsucht. Das gibt sich nicht blos an den großen Mächten, das gibt sich auch an den einzelnen Individuen zu erkennen. J. J. Stolz sprach in seiner besseren Periode die Wahrnehmung aus, daß alle menschlichen Größen „sich auf der Neige des männlichen Alters erschöpften, Trieb und Kraft zu großen Thaten verloren und gemeine, unbedeutende, gegen alles Edle und Große, das nicht von ihnen herkam, intolerante Alltagsmenschen wurden, wenn sie nicht an die Person unseres Herrn mit Liebe und Gebet attachirt waren." Das haben wir noch kürzlich mit Entsetzen an einem eclatanten Beispiel erfahren. Es hat eine höhere Hand darüber gewaltet, daß A. v. Humboldts Briefwechsel veröffentlicht werden mußte, und von der armen Jüdin, welche nur das Werkzeug in dieser Hand war, sollte man den Blick ablenken. „Die auf den Herrn harren, erneuen die Kraft", das zeigt der Siegeslauf der christlichen Kirche durch alle Jahrhunderte, die überwindende Gewalt, die ihr auch in Zeiten einwohnt, in denen nicht viel Weise nach dem Fleische, nicht viel Edle berufen sind. Nur Eins ist für diese überwindende Kraft unerläßlich, das Harren auf den Herrn, auf sein Reich, Luc. 23, 50, auf den durch ihn zu bringenden Trost Israels, Luc. 2, 25, die Erlösung, Luc. 2, 38, die herrliche Erscheinung des großen Gottes, Tit. 2, 13. — Wenn nur dies eine Fünklein, ohne das unsere Hülfe in der Noth uns schrecklich werden muß, nicht in uns erstirbt, so hat es mit allem Anderen nichts auf sich. Das sollen wir bewahren wie den Augapfel im Auge, das sollen wir anblasen und beleben durch Beten ohne Unterlaß, durch den unabläßigen Aufblick zu Dem, in welchem das Leben unserer Seele ist. Dazu wolle er uns Allen seine Gnade geben, daß unser Keiner dahinten bleibe, daß wir alle sind gleich Menschen, die auf ihren Herrn warten und der seligen Verheißungen theilhaftig werden, die er solchen harrenden Gemüthern ertheilt hat.

Nachrichten.

Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen. (Fortsetzung.)

Was aber wollen wir dazu sagen? Nicht wahr? Wir sprechen mit dem Apostel: Wir aber sind nicht von denen, die da weichen und verdammt werden, sondern von denen, die da glauben und die Seele erretten. Wir wollen es aber nicht, wie im Ansluge, sondern mit Bedacht sagen. Wir wollen bedenken, in welche Lage wir gekommen sind, wir wollen ansehen die Zeichen der Zeit, und das apostolische Wort, das unserm Texte unmittelbar vorhergeht, wohl beachten: „Noch über eine kleine Weile so wird kommen, der da kommen soll, und nicht verziehen," damit wir nicht vergessen, daß vielleicht in gar kurzer Zeit die Probe wird von uns gefordert werden, ob es uns ein Ernst war mit dem Sagen. Und wer da meint zu stehen, sehe wohl zu, daß er nicht falle. Aber hie Schwert des Herrn und Gideon! „Her zu mir, wer dem Herrn angehört!" Der Ruf geht aufs neue durch das Lager Israels, da das goldene Kalb angebetet wird. Und wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, spricht der Herr. Der Entschluß muß doch gefaßt werden: „Wir sind nicht von denen, die da weichen, sondern von denen, die da glauben." Leben und Tod vor uns. Wer von denen ist, die weichen, wird verdammet werden; wer aber von denen ist, die da glauben, wird seine Seele erretten. Wer wollte noch zaudern? Aber mit unserer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren. Wer wird den Tag seiner Zukunft erleiden mögen? Und wer wird bestehen, wenn er wird erscheinen, denn er ist wie das Feuer eines Goldschmieds und wie die Seife der Wäscher. Hier thut vor allem noth das Wachen, ja Wachen, daß man gleich merke, wo das erste Weichen beginnt. Hier thut noth das Beten, und wenn wir die Harfen auch schlagen zum Preis des erwürgten Lammes, so müssen die Schalen voll Räuchwerks gleich dabei sein, das muß aufsteigen in hellen Wolken flehentlicher Gebete Tag und Nacht zu dem Gott, der allein hilft und vom Tode errettet. Hier muß der Glaube gestärkt werden in dem wahrhaftigen, ganz bußfertigen, mit dem Blute Christi besprengten Herzen, auf daß man aus ihm allein lebe, in der Zuversicht deß, das man hoffet, nicht wanke, und im Blick auf das erwürgte Lamm mitten im Stuhl des Sieges gewiß, mit königlichem Sinne kämpfe, ohne Furcht und bis aufs Blut, bis man überwunden hat. Nicht minder aber, theure Brüder, lasset uns das apostolische Wort, das ebenfalls unserm Texte vorhergeht, beherzigen, weil es uns besonders berührt: „Und lasset uns unter einander selbst wahrnehmen mit Reizen zur Liebe und guten Werken, und nicht verlassen unsere Versammlun-

gen, wie es etliche pflegen, sondern unter einander ermahnen, und das so viel mehr, als ihr sehet, daß sich der Tag nahet." Hier, hier ist unsere Versammlung. Wie oft haben wir schon mit einander gesungen: „Die wir uns allhier beisammen finden, schlagen unsere Hände ein, uns auf Deine Marter zu verbinden, Dir auf ewig treu zu sein!" Wir werden es heut beim Abschied wieder singen. Der Bruderbund werde heute aufs neue gemeiht unter der drohenden Gefahr zum niemals Verlassen. Er hat schon manche Probe bestanden diese vier und dreißig Jahre hindurch, die er besteht, und recht schwere. Liebe Brüder! die treue Brudergemeinschaft ist eine starke Burg in der Zeit der Noth. So lasset uns unter einander selbst wahrnehmen mit Reizen zur Liebe, die da ist langmüthig und freundlich, die nicht eifert, die sich nicht läßt erbittern, die nicht sucht das Ihre, sondern immer was des Herrn ist, und alles verträgt, alles glaubet, alles hoffet und duldet, mit leidet, mit kämpfet und treu bleibt bis in den Tod, und zu den guten Werken des wahrhaftigen Glaubens, daß unser Glaube die Probe bestehe, wenn es darauf ankommt, Christum zu ehren; lasset uns einander unabläßig und ernstlich ermahnen, strafen, trösten und ermuthigen, wie es noth thut, auf daß wir alle an dem Tage der Entscheidung es bewähren, was wir, will's Gott, heute alle bekannt und gelobt haben: „Wir sind nicht von denen, die da weichen und verdammt werden, sondern von denen, die da glauben und die Seele erretten." Amen.

Wir stärkten uns zu dem Gelübde, indem wir den Herrn anriefen und alle sangen: Ein' feste Burg ist unser Gott ꝛc. Dann trat der theure Bruder Wallmann aus Berlin ein, um den mit so dankenswerther Bereitwilligkeit zugesagten Vortrag über das Verhältniß der Mission zur Kirche zu halten. Er sagte zuvörderst, daß dieses Verhältniß nach einer zwiefachen Seite hin betrachtet werden könne: zur Confession oder zum Amte der Kirche. Vor 20 Jahren hätte er vor dem Ersten nicht vorbei gekonnt; jetzt dürfe man, wenigstens hier, die Auffassung voraussetzen, daß die Mission keine Sonderstellung einzunehmen habe, sondern aus dem vollen Bekenntnisse der Kirche, welche sie treibe, müsse geführt werden. Daher lasse er dies bei Seite, und wolle nur reden von dem Verhältniß der Mission zum Amte, das er als den Dienst am Wort und Sacrament im vollen Sinne, das Kirchenregiment mit eingeschlossen, auffaßt. Als Petri vor 20 Jahren seine Broschüre über die Mission geschrieben, habe er zwar den confessionellen Charakter derselben festgehalten, aber eingeräumt, daß sie ihre Aufgabe zunächst nicht durch die kirchlichen Behörden, sondern die gläubigen Glieder der Gemeinde auszuführen habe. Was damals auf allgemeine Anerkennung habe rechnen können, werde jetzt nicht mehr überall zugestanden. In England sei man daran, die Mission episcopal zu verfassen, auch unsere Evangelische Kirche habe dieser Strömung der Zeit sich nicht entziehen können. Treue Freunde der Mission beginnen sich zu scheiden von den freien Missionsvereinen, und wollen, daß nur von dem kirchlichen Amte aus die Mission getrieben werde; neulich habe ein Bruder zwar seine Missionsbeiträge nach Berlin gesandt, aber im Auftrage und nach dem Beschlusse des Gemeinde-Kirchenraths. Man dringe auf Kirchlichkeit der Mission, sie solle nicht von den Pietisten, sondern von den Organen der Kirche, den Pastoren und Superintendenten als solchen, getrieben werden. Das sei die Lage der Sachen jetzt und davon wolle Ref. ausgehen. Er blicke zuerst auf die Geschichte, denn Amt und Mission seien nicht von gestern her. In der apostolischen Zeit sei Beides noch zu wenig geschieden gewesen, als daß für unsere Betrachtung aus diesem Verhältniß etwas gewonnen werden könne. Wie in der nachapostolischen Zeit die Mission getrieben worden sei, darüber sei man nicht einig, aber doch einig darin, daß die Mission kein Zweig des kirchlichen Amtes gewesen. Im Mittelalter wurde das Verhältniß in so weit anders, als die Vollmacht zur Betreibung der Mission von dem Oberhaupte der Kirche gegeben wurde, aber man könne nicht sagen, daß die Mission vom päpstlichen Stuhle oder von dem Episcopate selbst betrieben worden, denn vom 12. Jahrhunderte an sei sie in den Händen der Bettelmönche, und so sei es wesentlich bis jetzt geblieben. In der Katholischen Kirche gibt die Curie wohl Vollmacht zur Mission und führt die Oberaufsicht über sie, aber die Orden stellen die Missionare und leiten sie auch. Und eben so ist es in der Griechischen Kirche. Als die Evangelische Kirche im siebenzehnten Jahrhunderte anfing zu missioniren, so ging das freilich zunächst von dem Amte aus, in sofern die Diener der Kirche ihre Wirksamkeit auf die umliegenden Heiden erstreckten, aber aus persönlichem freien Antriebe. Wenn sie aber aus der Heimath Unterstützung haben wollten, so mußten sich Vereine bilden. So ist es in Holland geschehen, so in England. Zwar waren hier Mitglieder derselben die höchsten Würdenträger der Kirche, aber sie betrieben die Mission nicht von Amts wegen. In Deutschland war ein Reichsbaron der erste Stifter der Mission. König Friedrich VI. von Dänemark richtete zwar ein Collegium für seine ostindische Mission ein, aber dasselbe bestand unabhängig von dem kirchlichen Consistorio. Als unter dem Adel der Missionseifer erloschen war, kam die Reihe an die freien Vereine. Diese allein betreiben jetzt die Mission mit Ausnahme der Brüdergemeinde und der schottischen Kirche, wo sie vom Amte ausgeht. — Nach diesen historischen Thatsachen ist mindestens zu sagen, daß die Mission stets nach einer Unabhängigkeit vom Amte gravitirt hat; und das ist denen bemerklich zu machen, welche das gegenwärtige Verhältniß nur als einen Nothstand ansehen wollen, und hoffen, daß die Arbeit der Vereine dem alleinigen Wirken des Amts Platz machen werde. Denn was man für einen Nothstand erachtet, ist stets ein bestimmtes Verhältniß zwischen Amt und Mission gewesen; und es ist zu untersuchen, ob dies Verhältniß nicht im Wesen der Sache liege.

Zur Rechtfertigung der Sache hat man viel Ungehöriges eingemischt. Man hat gesagt, die Missionare müssen eine andere Bildung empfangen, als die Kirche ihren Dienern geben kann, aber warum sollte diese den Unterschied nicht festhalten können? Man hat auch gesagt, die zukünftigen Missionare müßten für ihren Beruf nicht blos unterrichtet, sondern auch erzogen werden, und darauf sei die Kirche nicht eingerichtet. Freilich ist die Erziehung der Missionare eine wichtige Sache, aber warum sollte die Kirche dieselbe nicht eben so gut bewirken können, wie die freien Vereine? Oder man hat gesagt, die Mission müsse Freiwillige aufrufen, das könne die Kirche nicht. Warum denn nicht? Die Kandidaten werden ja doch nicht gepreßt! Man hat weiter gesagt, zur Betreibung der Mission gehöre ein freier, muthiger, freudiger Geist, und der könne vom Kirchenregimente nicht ausgehen. Nun, es ist doch nicht dazu gesetzt, seine Untergebenen mit Thränenbrot zu speisen und ihnen die Flügel zu beschneiden! Man hat endlich gesagt, das Kirchenregiment sei in zu enger Verbindung mit dem Staate, als daß man nicht Verdacht hegen müßte, es wolle nur seine Zwecke fördern. So mag die Welt denken, aber darum haben wir uns nicht zu kümmern.

Lassen wir also das bei Seite, und suchen das bestehende Verhältniß aus dem Wesen des Amtes und der Gemeinde zu be-

greifen. Das Amt, durch welches bestimmte Personen zum Dienst am Wort und Sacrament geordnet sind, ist eine göttliche Stiftung, dargestellt durch die Handauflegung derer, die es von Gott unmittelbar empfangen haben, von den Aposteln her. Dieses Amt ist, auch kirchenregimentlich, die von Gott gewollte und gesetzte Energie der Kirche Gottes auf Erden. Die Gemeinde ist das Produkt des Amtes. Alle Lebenskräfte, welche in der Gemeinde vorhanden sind, hat diese von dem Amte und durch das Amt; sie kann daher das Amt nie ignoriren, ohne sich gegen den Herrn zu setzen. So liegt nun im Amte die Energie und in der Gemeinde die Synergie. Das Amt schwebt nicht über der Gemeinde, sondern es steht in der Gemeinde, und wirkt, daß der göttliche Same auswachse zu einem Gewächse des Herrn in dem allgemeinen Priesterthum der Gemeinde, und deß soll sich das Amt freuen, denn es ist ja Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein. So kann ja das Amt nicht scheel sehen, wenn die Kräfte des ewigen Lebens in freier Entwicklung zur Blüthe und zur Frucht kommen. Es hieße, das Amt überschätzen, wenn es alles selbst thun und der Gemeinde nichts überlassen wollte. So ist eine lebendige Correspondenz zwischen Amt und Gemeinde; und die Mission soll als Diakonie an das Amt heran treten in Folge des der Gemeinde inwohnenden allgemeinen Priesterthums. Der Auftrag des Herrn Matthäi am Letzten: Gehet hin in alle Welt ꝛc. geht zunächst die Apostel und das Amt an; aber das Wort: „Bittet den Herrn, daß er Arbeiter in seine Ernte sende" ist den Seinigen insgemein gegeben. Und dieses Wort lassen sich etliche in der Gemeinde nicht vergebens gesagt sein, und die thun sich zusammen, um es auszurichten. Und das sind die Missionsvereine, welche wesentlich Missionsbetvereine sind. Will das Amt dieses gemeinsame Beten, diese schöne Blüthe des allgemeinen Priesterthums, diese Frucht seiner Arbeit, unterdrücken? — Nun aber ist es aller rechter Beter Art, daß sie nach der Frucht ihres Bittens ausschauen, ob der Herr solche Arbeiter bescheert habe. Sie müssen ja da sein, sie sind nur zu suchen, und die Missionsvereine haben gesucht und gefunden. Will das Amt dies wehren? — Als in der Apostel Zeit einmal ein dringendes Bedürfniß der Mithülfe war, sagten diese zur Gemeinde: Schauet euch um nach Männern ꝛc. Soll dies Umsehen nicht mehr gestattet sein? Soll die Geisterprüfung lediglich eine Gabe des Amtes sein? Die Missionsvereine erheben zwar keinen Anspruch darauf, nach ihrer eignen Einsicht und Willen allein die Missionare auszusenden; das schließliche Urtheil über die Qualifikation der Missionare, die Bestellung und eigentliche Aussendung derselben überlassen sie dem Amte; den also Gesandten wollen sie nur über den Weg helfen, geben ihnen Rath, weisen sie an, wohin sie ihren Fuß setzen sollen, sie sind Spediteure der Boten Gottes und ihre Patrone. Und wer anders sollte die Missionare nun leiten und inspiciren? Die Facultät und das Recht dazu hätte wohl das Kirchenregiment. Es müßte ein eignes Departement dazu bestellen. Aber in der Diakonie der Gemeinde ist ja ein solches Organ bereits vorhanden, welches nicht zu verachten ist, und könnte das Kirchenregiment demselben Vertrauen schenken, so wäre dasselbe in göttlicher Ordnung begründet. Und in praxi und de facto hat das Kirchenregiment den Missionsvereinen diese Stellung eingeräumt und sie ist Landesherrlich approbirt. Es kann nicht im Plane des Kirchenregiments liegen, seine Concession zurückzunehmen, obwohl man von vielen Seiten darauf dringt. Es wird ja wohl keiner unter den Pastoren hier sein, der zur Mission sprechen wollte, wie zum Mohr, der seine Sache gethan: nun gehe hin! Die Missionsvereine haben wohl mancherlei Gebrechen, aber es bleibt ja jedem die Auswahl unter den vielen, die vorhanden sind. Doch es giebt viele Leute, denen die Mission eine unbequeme Sache ist und welche sie darum dem Amte allein überweisen wollen. Um dieser willen geht der Mohr noch nicht, die ihn aber kommen hießen, denen muß er folgen.

Diesem gehaltvollen und in so anregender und lebendiger Weise gesprochenen Vortrage wurde die allgemeinste Beistimmung gezollt und der herzlichste Dank von der Versammlung dargebracht. Die sich anschließende längere Besprechung, welche mit Lebhaftigkeit geführt wurde, war nur in losem Zusammenhange mit dem eigentlichen Inhalte des Vortrags, gegen den sich ja kein Bedenken erhob. Es wurde durch Mittheilung einzelner Erfahrungen nur bestätigt, daß officielle Anordnungen in Betreff der Mission sehr geringen Erfolg gehabt haben. Z. B. in einer Stadt der Provinz war eine allgemeine Kirchencollecte für die Mission an einem Sonntage eingeführt worden, ihr Ertrag ist aber ein höchst dürftiger gewesen. In einer andern waren in allen Kirchen Missionspredigten angeordnet worden, aber mit kläglicher Wirkung. Dagegen erhoben sich mehrere Stimmen für die kirchenregimentliche Anordnung einer allgemeinen Feier des Festes Epiphaniä am 6. Jan. als kirchlichen Missionsfestes. Man berief sich darauf, daß es die Pflicht des Kirchenregiments sei, ein öffentliches Zeugniß für die Mission abzulegen, und es könne dies nicht besser thun, als durch eine solche Anordnung, welche eine bestimmte historische Grundlage habe. Viele Brüder bezeugten auch, daß sie schon länger unter lebhafter Betheiligung der Gemeinde das Fest so gefeiert. Doch hatten andere Brüder große Bedenken, ob der gewünschte Zweck durch eine solche kirchliche Maßregel werde erreicht werden, indem Pastoren und Gemeinden, welche gegen die Mission sich gleichgültig oder sogar feindlich verhielten, das Fest schwerlich in gebührender Weise begehen würden. Auch wurde daran erinnert, daß eine vor Kurzem von dem Consistorio gehaltene Umfrage, ob das Reformationsfest am 31. October kirchlich zu begehen sei, ein verneinendes Resultat geliefert habe. Als daher in Vorschlag gebracht wurde, daß die hier Versammelten auch nur den gemeinsamen Entschluß fassen sollten, das Epiphanienfest in genannter Weise zu feiern, so schien zwar eine große Mehrzahl dazu geneigt, aber Einstimmigkeit war nicht vorhanden. Einige Brüder, welche eine größere Betheiligung der Kirche an der Mission wünschten, wollten bemerkt haben, daß die Missionsfeste der freien Vereine lange nicht mehr das Leben offenbarten, wie früher, wo sie Stätten der Erweckung gewesen wären. Andere wollten dies nicht zugeben und theilten Erfahrungen mit vom Gegentheil. Es wurde auch gesagt, auf die Missionsfeste komme es nicht sowohl an, als darauf, daß die Pastoren überall von der Mission zeugten, das würde das Missionsleben am sichersten hervorrufen. Noch wies eine Stimme darauf hin, der Grund, warum so viele Pastoren noch immer so wenig Interesse für die Mission hätten, liege zum großen Theil darin, daß sie für die Mission nicht erzogen seien, daß sie auf der Universität nicht einmal die allgemeinste Kenntniß von derselben erlangt hätten. Die weitere Besprechung dieser letzteren Thatsache führte zu dem Beschluß der Versammlung, daß der Vorstand des Vereins an das Königl. Consistorium die Bitte richten sollte, dahin zu wirken, daß Fürsorge getroffen werde, daß die Studirenden der Theologie durch eigne Vorlesungen die nöthige Bekanntschaft mit der Mission erlangten. Ein Bruder wies auch noch

darauf hin, daß in Berlin ein Legat vorhanden, welches für Vorlesungen über die Mission ausgesetzt sei; jetzt werde Zins auf Zins gehäuft. Man müsse darauf dringen, daß das Capital endlich für seinen Zweck verwendet werde.

Nachdem am Nachmittage die Versammlung sich noch ansehnlich vermehrt hatte, trat nach gemeinschaftlichem Gesang und Gebet ein anderer Gast aus Berlin vor dieselbe, als sollte es sich so recht offenbaren, wie unsere Gemeinschaft viel weiter reiche, als die Gränzen unserer Provinz, Consistorialrath Bachmann, um mit einem Vortrage uns zu erbauen, der aus der Tiefe christlicher Heilserfahrung, wie der gründlichsten Studien auf dem Gebiete der Liturgie erwachsen und aus der Praxis eines reichen Amtslebens geschöpft, des Belehrenden ebenso viel enthielt, als er durch die Persönlichkeit des Ref. sich Zugang zu den Herzen verschaffte. Nachdem der Redner einen kurzen Rückblick auf die Zeit geworfen, wo der Hauptgottesdienst auf die Predigt und einen kümmerlichen Gemeindegesang eingeschrumpft war, und dem Verdienste des hochseligen Königes um die Wiederherstellung unserer Gottesdienstordnung die gebührende Anerkennung gezollt, auch darauf hingewiesen, daß in unsern Tagen die alten, zu lange vergessenen liturgischen Schätze unserer Kirche wieder zu Tage gefördert, die hohe Bedeutung der Liturgie in weiten Kreisen wieder zum Bewußtsein gekommen und in den schlichtesten Landkirchen Gottesdienste gefeiert werden, an denen der Herr und seine Engel ihre Lust sehen: ging er auf die Beantwortung der dennoch berechtigten Frage über: Was thut noch immer noth, daß die Liturgie ihre volle Würde und rechte gesegnete Ausübung erhalte? Zwar liege es ihm fern, Anklagen gegen Mißbräuche und Mängel in unserer Provinzialkirche erheben zu wollen, die er nicht genug kenne, aber seine amtliche Stellung, sowie seine wiederholte Theilnahme an den Generalvisitationen in verschiedenen Provinzen habe ihm die Ueberzeugung aufgedrängt, daß noch recht Vieles geschehen müsse, um die liturgische Seite des Gottesdienstes zu der ihr gebührenden Würde zu erheben. Ehe er aber auf die vorhandenen Mängel hinweise, müsse er an die Bedeutung und demgemäß an die hohe Wichtigkeit erinnern, welche der liturgische Theil des Hauptgottesdienstes, wenigstens nach der Lehre der Lutherischen Kirche, habe, denn schließlich fließen doch alle die noch zu beklagenden Mängel daher, daß es hierüber noch an der rechten vollen Erkenntniß fehle. Ref. berücksichtigt nun zuvörderst die weit verbreitete Meinung, daß die Liturgie nur um der Predigt willen da sei, sie sei nur der Rahmen zu dem Bilde, also auch im besten Falle immer nur Nebensächliches, wobei es natürlich nicht wesentlich sei, ob der Rahmen etwas breiter oder schmaler zugeschnitten und mehr oder weniger verziert sei, so daß er allenfalls wohl ganz fehlen könne, wenn nur das Bild, die Predigt, ungeschmälert bleibe. Er will dieser Ansicht insofern beigetreten wissen, als wir als Mitglieder der Kirche, die sich stets mit besonderem Nachdrucke die Kirche des reinen Evangeliums genannt hat, es doch gegen alle und jeden behaupten müssen, daß die Predigt, wie überall, so auch beim Hauptgottesdienste, der gottgeordnete Mittelpunkt sei und bleibe, wie denn auch Luther keinen Gottesdienst ohne Predigt gelten lassen wollte. Gleichwohl mache das Predigen und Predigthören noch keinen Gottesdienst, welcher doch da noch nicht gefunden wird, wo z. B. ein Missionar unter Juden und Heiden predigt. Die Lutherische Kirche wenigstens, fuhr Ref. nun fort, hat einen viel volleren und herrlicheren Begriff vom christlichen Gottesdienst. Sie hat und hält gläubig fest die bestimmte und wahrhaftige Verheißung ihres Herrn: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin Ich mitten unter ihnen!“ Ihr gekreuzigter und zur Rechten des Vaters erhöheter Herr und Heiland ist ihr nicht ein ferner, sondern ein allerwege persönlich und wahrhaftig naher Herr und Heiland, der insonderheit, so oft seine erlöste und in der Taufe ihm wiedergeborne Gemeinde gottesdienstlich vor ihm sich versammelt, in seinem Wort und Sacrament wahrhaftig bei ihr zugegen ist, sich stets aufs Neue und immer inniger und fester mit allen ihren einzelnen Gliedern zu vereinigen, um sie seines Heils und aller Güter seines Himmelreichs immer reichlicher theilhaftig zu machen, wie er das seinem Volke schon unter dem alten Bunde so gnädiglich zugesagt hatte (2 Mos. 20, 24): „An welchem Orte ich meines Namens Gedächtniß stiften werde, da will ich zu dir kommen und dich segnen!“ Der christliche Gottesdienst, unser lutherischer Gottesdienst, ist im Wesentlichen Communion, Communion des Herrn und seiner Gemeinde, und das nicht nur in seiner Spitze, wenn auch da am vollkommensten, im heil. Abendmahl, sondern in allen seinen einzelnen Begehungen von Anfang bis zum Schluß, und zwar in heilsordnungsmäßiger Steigerung, so daß der Herr von der Salutation an, im Verlesen seines Wortes und in der Predigt seines Wortes bis zur Sacramentsfeier hin sich immer völliger den Seinen darbietet, und sie, die versammelte Gemeinde, schon durch ihr Erscheinen vor seinem Angesichte, sich als seine Gemeinde darstellt und in Gesang und Gebet, im Bekenntniß der Sünde und des Glaubens, im Hören seines Wortes wie im Genusse des heil. Abendmahls, von allen eigenen Werken feiernd, in Buße und Glauben zur Vereinigung mit ihm sich rüstet, den Herrn und sein Ziel in sich aufnimmt, in dankbarer Liebe sich ihm zum Gegenopfer hingibt, und dadurch zugleich tüchtig wird, ihm auch darnach draußen im Leben als sein Eigenthum zu dienen. Da ist denn bei solchen Gottesdiensten kein Stückwerk oder beliebige Willkühr mehr, auch kein opus operatum, noch ein erzwungenes oder verdienstliches Gesetzes-Werk, sondern ein lebendiges, organisch gegliedertes, heilvolles Ganze, ein sich immer wiederholender Verkehr des Herrn mit seiner Gemeinde, an den sie, gezogen von der Kraft seines Geistes, sich freudig hingibt, ein heiliges, gottmenschliches Drama, in welchem der Herr vom Himmel sich mit seiner Gemeinde auf Erden immer enger und fester zusammenschließt, 1) eine wahrhaftige Erbauung der Gemeinde wie ihrer einzelnen Glieder im Herrn zu einer Behausung Gottes im Geist, 2) eine Hütte Gottes bei den Menschen, eine Vorfeier der vollendeten Communion im Reiche der Herrlichkeit.

Dieser Bedeutung unsrer Gottesdienste gegenüber wird es keiner Widerlegung der Ansicht mehr bedürfen, welche die Predigt dabei Alles und die Liturgie höchstens etwas Nebensächliches sein läßt. Die Predigt ist hiernach auch nur ein Glied, wenn auch ein hauptsächliches, im Verlaufe der Communion des Herrn und der Gemeinde, und die der Predigt voraufgehende wie ihr nachfolgende Liturgie nimmt

mit all ihren Einzelnheiten bei dem Vollzuge dieser Communion eine so wesentliche Stelle ein, daß weder sie noch einer ihrer wesentlichen Theile dabei fehlen darf, wenn nicht das Ganze zum unausbleiblichen Schaden der Erbauung verstümmelt werden soll. Alle wesentliche Stücke der Gottesdienstordnung vom ersten bis zum letzten sind demnach in jedem Hauptgottesdienste, und zwar ein jedes an seiner richtigen Stelle zum Vollzug zu bringen, und jedes Gemeindeglied hat das Ganze vom Anfang bis zum Schluß mit zu durchleben, soll der volle Segen des Gottesdienstes der Gemeinde unverkümmert zu gute kommen. Diese hohe Bedeutung der Liturgie, die schon aus dem Wesen des christlichen Gottesdienstes selbst sich ergibt, hat denn auch unsere Landesagende in dem Maße anerkannt, daß sie, darin freilich wieder nach der anderen Seite zu weit gehend, wenn eins von beiden ausfallen soll, die Predigt daran gibt und die Liturgie beizubehalten anordnet.

Die Wichtigkeit der Liturgie und ihres ordnungsmäßigen Vollzugs leuchtet aber nicht minder ein, wenn wir, ganz abgesehen davon, daß sie die Communion zwischen dem Herrn und der Gemeinde vermittelt, auf den Gewinn achten, den sie für die Gemeinde wie für den Diener am Wort in gleich hohem Maße bietet. Sie hat für die Gemeinde zunächst einen pädagogischen Segen, wie das schon Luther in seiner Ordnung der deutschen Messe betont hat. Indem sie nicht bloß Wort — Rede ist, sondern Handlung zugleich und zumeist, und in dieser Weise thatsächlich, plastisch die großen Heilsthaten Gottes der Gemeinde wieder und wieder vorführt, die Gnadengüter, welche der Herr derselben zur Verwaltung anvertraut hat, Allen zur Anschauung bringt und zum Empfang und Genuß darreicht: lehrt sie nicht bloß in viel objectiverer Weise, als die mehr oder minder immer subjective Predigt das thut, sondern sie wirkt in einer Unmittelbarkeit auf die Herzen, wie das die Predigt, die stets zum Reflectiren reizt, niemals vermag, und zieht eben durch diese ihre Objectivität und Unmittelbarkeit die Mitfeiernden mit stiller, aber deshalb nur um so stärkerer Macht in die Fülle des kirchlichen Glaubenslebens hinein, ein Segen, dem Jeder um so unbefangener sich hingibt, je absichtsloser derselbe an ihn herantritt. Wir Alle wissen, welche Macht zum Guten wie zum Bösen das täglich wiederkehrende Thun und Treiben in den Häusern auf die Hausgenossen ausübt; wir beklagen es oft und mit Recht, daß von der Macht christlicher und kirchlicher Sitte in unserm Volke sich so wenig findet. In der Liturgie haben wir noch eine solche unmittelbare erziehende Macht. Dürfen wir sie gering achten, namentlich wenn wir an die Schwachen gedenken, woran es keiner Gemeinde fehlt, die einer Predigt zu folgen außer Stande, und die darum vorzugsweise auf den unmittelbaren Eindruck angewiesen sind, den der Gottesdienst in seiner Totalität ausübt?! —

Doch wir haben noch eine viel wichtigere Seite der Liturgie hervorzuheben. Man hat nicht selten mit großem Nachdruck es als ächt protestantisch bezeichnet, daß der Predigt in unserm Gottesdienste eine so hervorragende Stellung eingeräumt ist, und wir sind nicht gewillt, dem zu widersprechen. Aber wir sprechen es mit erhöhtem Nachdruck aus, daß dem protestantischen Princip, und zwar dem materiellen nur Genüge geschieht, wenn neben der Predigt auch die Liturgie zu ihrer vollen Geltung kommt. Wo bleibt die protestantische Lehre von dem allgemeinen Priesterthum der Christen? wo der echt evangelische Grundsatz von der Wahrheit, Freiheit und Lebendigkeit des christlichen Gottesdienstes, wenn dieser sich in der Hauptsache darauf beschränkt, daß die Gemeinde die Predigt ihres Geistlichen hört, das von ihm gewählte Lied singt, seinem freien Gebete mit ihrer Andacht folgt? In welche unprotestantische Abhängigkeit von der Persönlichkeit ihres Predigers ist die Gemeinde damit hingegeben, und wie bleibt sie dabei zugleich zur vollsten Passivität verurtheilt, wo sie zur vollsten und herrlichsten Mitthätigkeit berufen ist! Daß die Gemeinde als des Herrn auserwähltes Volk! sich vor seinem heiligen Angesichte versammelt und als sein königliches Priesterthum nicht nur von ihm immer wieder sich segnen läßt, sondern selbstthätig aus Einem Herzen und mit Einem Munde ihm die Opfer ihres Lobes und Dankes, ja sich selbst mit Allem, was sie ist und hat, ihm zum Opfer darbringt, wenn irgend Etwas, das ist das Anti-Römische, das echt Evangelische im Gottesdienst, wie es in unsrer Liturgie sich vollzieht, und das fehlt, wo die Liturgie nicht zu ihrem rechten Vollzuge kommt. — Die Reformirte Kirche hat es fort und fort der Lutherischen gegenüber als einen Vorzug gerühmt, daß sie die Gemeinden in ganz anderer Weise, als wir, bei der kirchlichen Verwaltung und bei der Pflege des Gemeindelebens betheilige. Wir können ihr eine andere Gnadengabe unsrer Kirche gegenüber stellen: die selbstthätige Gemeinde beim öffentlichen Gottesdienst, wo wenigstens die ursprüngliche reformirte Praxis mit dem Wegfall unsrer Liturgie ihre Gemeinde zu fast gänzlicher Passivität verurtheilte. Bedenken wir also, was unseren Gemeinden in der Liturgie für ein Schatz gegeben ist!

Und ich muß noch Eins hinzufügen: den Schutz, welchen die Liturgie den Gemeinden wieder den etwaigen Unglauben und gegen die subjective Willkür ihrer Pastoren gewährt. — Die Predigt soll der Individualität des Geistlichen freien Raum zur Aeußerung geben, sie soll in das Einzelne und Besondere der Lehre und des Lebens eingehen, sie soll als das Freie und Bewegliche neben dem Feststehenden im Gottesdienste walten, und damit zugleich ein Schutzmittel sein, daß die Gemeinde nicht durch das Stereotype und immer Wiederkehrende der Liturgie selber ins Stagniren gerathe. Das ist gewiß. Was Gemeinden aber auch durch die subjective Willkühr ihrer Prediger zu leiden bekommen und auf welche Irrwege, ja in welches bodenlose Verderben sie dadurch verlockt und fortgerissen werden können, wenn es dabei an dem erforderlichen Gegengewichte fehlt, was bedarf es dafür der Beweise im Angesicht der kirchlichen Zustände unsrer Zeit! — Welch ein fester Halt und kräftiger Schutz dem gegenüber ists nun nicht, wenn der wesentliche Inhalt der Schriftwahrheit, wenn der Glaube und das Bekenntniß der Kirche in seiner ungetrübten Objectivität und wandellosen Stabilität den Gemeinden sonntäglich immer wieder durch die Liturgie zum Ausdruck gebracht und als das bleibend Gültige, nicht von der einzelnen Person des Geistlichen, sondern von der Kirche, ihnen dargeboten wird? Da ist ein sichres Richtmaß, an dem die Kirchlichkeit der Predigt gemessen werden kann. Da ist nöthigenfalls eine Handhabe, auch zum berechtigten Einspruch wider die Irrlehren des Predigers. Da ist jedenfalls ein Mittel für die Gemeinde, nicht schutzlos auf Abwege mit fortgerissen zu werden, und auch einer Predigtweise gegenüber, die nur Stroh und Stoppeln bietet, nicht ohne Erbauung beim Gottesdienste zu bleiben. — Wahrlich, wüßten es alle unsre Gemeinden, was sie an der Liturgie haben, sie würden diesen Schatz um keinen Preis sich nehmen oder verkümmern lassen! —

Und nicht geringeren Segen hat die Liturgie für den Geistlichen.

Ich will nicht näher darauf eingehen, wie viel sie zu seiner eigenen Erbauung beiträgt und welche Weihe sie ihm für das Halten der Predigt gibt — das aber muß ich doch aus meiner Erfahrung bezeugen, daß, so oft ich genöthigt werde, mich bei der Liturgie vertreten zu lassen, ich in mir einen Mangel empfinde, den ich durch Nichts ausfüllen kann. Ich will aber einen Anderen reden lassen von dem, was der Geistliche außerdem an der Liturgie Wichtiges für sich hat. Schöberlein (in seiner Schrift „Ueber den liturgischen Ausbau des Gemeindegottesdienstes." Gotha 1859) sagt: „Sie leitet seinen Sinn in ein lebendigeres Verständniß des gottesdienstlichen Gemeinlebens, zu dessen Förderung und Kräftigung seine Predigt beitragen soll; sie weist ihm für diese versuchungsvolle Thätigkeit seine naturgemäße dienende, und hiermit die Eitelkeit und Selbstüberhebung dämpfende Stellung im Ganzen des Gottesdienstes zu, und bietet ihm, der als Prediger immer nur geben soll, zugleich auch für sein eigenes Glaubensleben eine reichere, sein Gemüth erfrischende geistliche Nahrung. Selbst eine gewisse Beruhigung gewährt die Liturgie dem gewissenhaften Prediger, wenn er die Erbauung der Gemeine nicht ausschließlich auf seine Schultern gelegt sieht, sondern sich sagen darf, daß der Gemeinde, ob er selbst ihr auch nur ein Geringes zu geben vermocht habe, doch aus der Liturgie ein reicher Born geistlicher Erquickung und Stärkung zugeflossen sei." — Und dem ließe sich noch manches Andere hinzufügen, ich nenne nur noch dieses: wie mächtig stärkend und zur vollsten Zeugenfreudigkeit erhebend es für uns Geistliche es ist, zu wissen, daß wir mit unserer Predigt inmitten einer Priestergemeinde stehen, die durch fröhliche Selbstbetheiligung zu ihrer Erbauung im Herrn mitthätig ist, ja daß sie und wir dabei nicht vereinzelt stehen, sondern gehalten und getragen werden von der heiligen Ordnung, in welcher unsere ganze Kirche ihre Communion mit dem Herrn zu immer neuem Segen vollzieht. Diese kurzen Hindeutungen werden ja genügen, um zu erinnern, welche Bedeutung und Wichtigkeit die Liturgie für unsere Gottesdienste hat, aber auch darüber uns nicht in Zweifel lassen, daß sie dieser ihrer segensvollen Bedeutung nur in dem Maße entsprechen kann, als sie zu ihrer rechten und vollen Ausübung kommt. Und nun darf ich nicht länger anstehen, die Schäden und Mängel aufzuzeigen, an denen der liturgische Theil unserer Gottesdienste noch immer an vielen Orten leidet. —

Es ist früher vielfach und nicht ohne Grund geklagt, daß die Liturgie, wie sie in der Landesagende vorgeschrieben ist, nicht der volle, ungeschmälerte Ausdruck des Bekenntnisses unserer Kirche sei, und daß sie das sein muß, von dieser Forderung kann freilich nichts nachgelassen werden. Wenn irgendwo, in ihrer Gottesdienstordnung muß das eigenthümliche geistliche Angesicht einer Kirche, ihr innerster Lebensgrund, ihr Bekenntniß zum vollen, unverkümmerten Ausdruck kommen. Aber wir wollen doch ja nicht übersehen, wie unserer Landesagende wesentlich die lutherische Gottesdienstordnung zu Grunde liegt, und wie in neuerer Zeit durch die Freigebung der Parallelformulare die Möglichkeit geboten ist, gerade in den Hauptpunkten das lautere Bekenntniß zu seinem Rechte kommen zu lassen. Dabei lassen die noch vorhandenen geringeren Abschwächungen oder Verdunklungen des Bekenntnisses in der Agende sich in Geduld und auf Hoffnung tragen. Auch ist wohl geklagt worden, daß die Landesagende in den einzulegenden Stücken nicht Abwechselung genug biete. Diese Anklage erscheint in Betreff der Liturgie für den Hauptgottesdienst nicht als gerechtfertigt. In dieser Liturgie soll Wechsel und Mannigfaltigkeit nur

insoweit eintreten, als der charakteristische Unterschied der verschiedenen Festzeiten und einzelner besonderer Tage das fordert; sonst soll die Liturgie immer dieselbe sein, auch mit aus dem Grunde, daß die ganze Gemeinde sie allmälig sich aneigne und aus Herzensgrund alle ihre einzelne Bestandtheile mit bete. Nein, an der Agende liegts nicht, wenn wir noch immer über gar mangelhafte Liturgie in unserer Kirche klagen müssen. Es liegt vielmehr daran, daß das uns Gegebene noch bei Weitem nicht zur rechten und vollen Ausübung gebracht wird. Es kommt ja sogar noch immer vor, daß einzelne Pastoren, wenn sie an demselben Tage mehrere Male zu predigen haben, die Liturgie ganz wegfallen lassen, während andere aus dem Auszuge derselben wieder einen Auszug machen, so daß von dem Ganzen auch so viel als — Nichts übrig bleibt. Wo drei oder gar vier Predigten, und dazu bei stundenlangem Reisen, zu halten sind, mag der Zeitmangel recht schwer drücken. Aber die Gemeinde darf doch bei keinem unserer Amtsgeschäfte den Eindruck bekommen, daß wir Eile haben, und am Wenigsten darf der sonntägliche Hauptgottesdienst durch Zeitmangel leiden. Es gibt da auch andere Hülfen als Wegfall oder Verkürzung der Liturgie: Wir können die Taufen und Trauungen für den Sonntag ablehnen, wir können vornehmlich mehr Fleiß auf die Predigt verwenden, um kürzer, aber desto inhaltvoller zu predigen. Die Liturgie muß bei jedem Hauptgottesdienste vollständig, nach allen ihren wesentlichen Bestandtheilen gehalten werden, und zwar richtig vertheilt, vor und nach der Predigt.

Das geschieht von Anderen, jedoch sie erlauben sich dabei allerlei Veränderungen und das nicht nur in einzelnen Worten und Sätzen der gegebenen Gebete, sondern auch in der Ordnung und Aufeinanderfolge der Bestandtheile der Liturgie, so daß da zuweilen zum Erschrecken das Oberste zum Untersten gekehrt und der innere Organismus des Ganzen völlig zerstört wird; und das ist mir mehrfach gerade bei solchen Amtsbrüdern begegnet, die dem Halten der Liturgie eine gewisse Vorliebe zuwandten. Solchem Unwesen — ich habe keinen milderen Ausdruck dafür — muß mit aller Entschiedenheit entgegen getreten werden. Abgesehen von der Verwirrung, die dadurch in der Sache und bei den Gemeinden angerichtet wird — bei der Liturgie hat das subjective Belieben durchaus keine Stätte. Wir sind da der Mund einerseits des Herrn, andrerseits der Gemeinde; wir stehen da schlechthin unter dem Wort der Kirche, woran zu modeln der Einzelne kein Befugniß hat; dieses feste Wort der Kirche haben wir, mit freudiger Zustimmung unsers Herzens, zu geben, und nichts Anderes, wie wir zum Zeugniß dessen dabei auch die Agende in der Hand zu halten, und aus derselben es zu lesen haben.

Ich habe beim Halten der Liturgie an den Pastoren noch Eins zu rügen, was auszusprechen mir freilich schwerer wird, weil es tiefer geht und in seinem innersten Grunde menschlichem Urtheil sich ganz entzieht. Ich habe wohl hie und da den Eindruck gehabt, als ob Einzelne unserer Amtsbrüder es mit dem Halten der Liturgie doch gar zu leicht und gar zu äußerlich nähmen. Schon ihr Gang zum Altar, sowie ihre ganze Haltung vor demselben entbehrte doch gar zu sehr aller Feierlichkeit, und die Liturgie selbst wurde so äußerlich und ausdruckslos, so kalt und dürr vorgelesen, daß die Gemeinde dadurch kaum möglich zu heiliger Anbetung erhoben werden konnte; während noch Andere wieder dadurch der Erbauung schadeten, daß sie durch falsches Pathos die rechte Weihe und Feierlichkeit zu ersetzen suchten. Meine theuren

Brüder, am Altare unsers Gottes müssen wir uns doch das Bewußtsein lebendig halten, daß wir da sammt unserer Gemeinde als Priester vor dem Angesichte unseres in Gnaden gegenwärtigen Herrn und Königs stehen, als Priester Gottes, des Allerhöchsten, denen er Herz, Mund und Hände füllen will mit seinem Wort und Gaben für seine Gemeinde und die Ihm, dem dreimal Heiligen, die Gebetsopfer der Gemeinde darzubringen haben; da haben wir doch mit Furcht und Zittern über uns zu wachen, daß wir einerseits nicht fremdes Feuer vor sein Altar bringen, damit nicht die Strafe Nadabs und Abihus uns treffe, andererseits aber auch nicht als leere oder glutlose Pfannen vor ihm stehen, sondern als Solche, die durch Haltung, Wort, Ton, Gebehrde es Allen fühlbar machen, daß wir die rechte Priesterweihe, die Salbung von oben her durch die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes empfangen haben. — Hier liegt für uns Alle der Schwerpunkt, wenn unsere Gemeinden inne werden sollen, was sie Großes und Köstliches an der Liturgie haben, und wenn diese auch von Seiten der Gemeinde ihre rechte, segenvolle Ausübung gewinnen soll.

Diese, die rechte, lebendige Betheiligung der Gemeinde an der Liturgie läßt nun wohl noch ziemlich allgemein sehr viel zu wünschen übrig. In Landgemeinden mag die Unsitte sich weniger finden, als in den Städten, daß ein großer Theil der Kirchgänger erst während oder nach der Liturgie kommt und mit dem Amen der Predigt wieder aus der Kirche eilt. Wo aber auch die Gemeinden äußerlich an der ganzen Liturgie Theil nehmen, wie viel fehlt, daß sie auch innerlich in rechter Weise daran sich betheiligen! Wird nicht hie und dort noch immer die Liturgie ohne die Responsorien gehalten, im völligen Widerspruch wider ihre Bedeutung? Und wo man die Responsorien singt, sind es nicht meist die Schulkinder, die sie singen? Und wo die Erwachsenen mit einstimmen, wo sind die Gemeinden, denen man sofort es abfühlt, die Liturgie ist ihre Freude und sie wissen, was sie daran haben, ja sie haben auch ein Verständniß von der Bedeutung derselben und ihrer einzelnen Theile, sie leben sie wirklich jedesmal innerlich mit durch als eine wahrhaftige segenvolle Handlung des Herrn und seines ihn anbetenden Volks? Daß erst damit die Liturgie zu ihrem vollen Rechte kommt und ihren vollen Segen stets aufs Neue über die feiernde Gemeinde ausschütten kann, ja daß wir erst damit unsere schönen evangelischen Gottesdienste unverkümmert wieder haben werden, bedarf keines Nachweises. —

Wie aber greifen wirs an, um dieses Ziel zu gewinnen? Ich beschränke mich auf folgende kurze Andeutungen. —

Es ist ja gut und sogar nöthig, wenn man dazu im Allgemeinen den liturgischen Sinn der Gemeinden zu wecken und zu beleben sucht und zu dem Ende etwa neben den Schulkindern einen liturgischen Chor aus der erwachsenen Jugend der Gemeinde sammelt und durch diesen, namentlich an den Festtagen, einzelne Chorsätze ausführen läßt, auch außerdem noch besondere liturgische Gottesdienste feiert. Ob aber dadurch allein schon die Gesammtgemeinde zur wirklichen, selbstthätigen Mitbetheiligung an der Sonn- und Festtagsliturgie gebracht, nicht vielleicht noch mehr zum passiven Zuhören verleitet werden dürfte, ist jedenfalls eine Frage. Ich habe durch das ganz entgegengesetzte Mittel meine Gemeinde zur selbstthätigen Ausführung der Liturgie gebracht. Ich habe weder Schülerchor noch Sängerchor für die Responsorien zugelassen, habe vielmehr die Liturgie gedruckt mit Noten in die Hände aller Kirchgänger gegeben und es diesen von Anfang an zugemuthet, die Responsorien selber zu singen, und es kostete kurze Zeit, so sang und singt noch heute die ganze Gemeinde die Liturgie, daß es eine Lust ist. — Es sollte deshalb die Liturgie in keinem Gesangbuche fehlen, wie denn das neue treffliche Gesangbuch für Anhalt-Bernburg sie mit Recht an seine Spitze gestellt hat. — Bei den liturgischen Gottesdiensten aber überdies liegt jedenfalls, namentlich in den Städten, wo man über reichere Kunstmittel verfügen kann, die Gefahr nahe, daß man damit unserer genußsüchtigen Zeit statt der Erbauung einen Sinnengenuß im Heiligthum des Herrn bereite. Thatsache ist, daß zu den liturgischen Gottesdiensten, bei denen in Berlin der Domchor mitwirkt, nur zu Viele sich einfinden, die sonst nach dem Worte des Lebens nichts fragen, wie es denn dabei auch an Juden und Judengenossen nicht fehlt! *)

Zu der Belebung des liturgischen Sinnes muß jedenfalls als das Wichtigere hinzutreten die Förderung des rechten Verständnisses der Liturgie bei unsern Gemeinden. Sie müssen die nöthige Einsicht gewinnen, nicht nur von welcher Wichtigkeit dieser Theil unsers Gottesdienstes grade für sie als evangelische Christen ist und welche Bedeutung die Liturgie in unserer Gottesdienstordnung überhaupt einnimmt; sie müssen auch mit der Bedeutung der einzelnen Theile der Liturgie, dem Kyrie, dem Gloria, der Salutation, der Schriftverlesung, dem Credo u. s. w. vertraut gemacht werden, und warum diese Theile grade an dieser ihrer Stelle stehen und in dieser Ordnung folgen, auf daß sie unter dem Bewußtsein dessen, was sie thun, bei jedem einzelnen Punkte der Liturgie thätig mit eingreifen und so in lebendiger Weise das Ganze mit durchleben lernen. Wende Niemand ein, das sei zu viel verlangt, das gehe über die Fassungskraft namentlich schlichter Christen hinaus. Unsere Liturgie lehnt sich so eng an die Heilsordnung an, daß, wo von dieser eine richtige Erkenntniß ist, und die muß man jedem Christen zumuthen, auch das Verständniß der Gottesdienstordnung nicht schwer ist. Sie zu vermitteln, dazu fange man mit den Kindern in der Schule an, indem mit ihnen die Liturgie fest und sicher eingeübt wird, dazu benutze man dann den Confirmanden-Unterricht, bei welchem 2 bis 3 Stunden ausreichen, das Ganze gehörig durchzusprechen, dazu verwende man auch dann und wann die Predigt und das Zwiegespräch mit einzelnen Gemeindegliedern. Wie gern die Alten und die Jungen sich davon sagen lassen, habe ich zur Genüge erfahren. Und ich habe außerdem noch Eins gethan. Ich habe in meiner Gemeinde einmal als Neujahrsgabe eine kleine Druckschrift über unsere Liturgie verbreitet, die ja von Vielen freilich ungelesen geblieben sein mag, wodurch aber die Theilnahme an der Liturgie in meiner Gemeinde sichtbar befördert worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Es ist aber doch jedenfalls besser, daß diese dort sind als anderswo. Allen Alles zu werden, der Welt bis an ihre Gränze entgegenzukommen, um sie einzuladen, das ist recht eigentlich die Aufgabe der Kirche. Anm. der Red.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 16. Mai. № 39.

Die natürliche Theologie.

Theologia naturalis. Entwurf einer systematischen Naturtheologie vom offenbarungsgläubigen Standpunkte aus. Von Lic. Dr. Otto Zöckler, Privatdocenten an der Universität Gießen. Erster Band, die Prolegomena und die specielle Theologie enthaltend. Frankfurt a./M. und Erlangen, Heyder und Zimmer. 1860. 8. VI und 800 S.

Es gibt mehrere Nebengebiete der im strengen Sinne so genannten Theologie, von denen man wohl hätte erwarten dürfen, daß dieselben während der letzten 20 — 30 Jahre im Anschluß an den Fortschritt so der historisch-philologischen wie der exacten Wissenschaften von jüngeren Kräften bearbeitet worden wären. Dahin gehört eine auf den Grund der während des letztverflossenen Menschenalters so bedeutend geförderten Philologie und der gleichfalls einer wissenschaftlichen Gestalt wenigstens entgegengehenden Mythologie vorzunehmende accurate Darstellung der heidnischen Religionen vom Standpunkte der Offenbarung aus — eine neue Theologia gentilis, wie sie einst (1642) Gerhard Johann Vossius mit damals freilich völlig unzulänglichen Mitteln, aber im Grundgedanken richtig, geschrieben hatte — mit den Mitteln unserer jetzigen philologischen und mythologischen Wissenschaft, aber so, daß diese Mittel von dem Standpunkte einer wahrhaften Theologie aus verwerthet würden. Vorarbeiten dazu und Anfänge sind gemacht worden (Lasaulx, Nägelsbach, Wuttke), aber von einer Durcharbeitung und Systematisirung des gesammten Stoffes, wozu freilich ungewöhnliche Kenntnisse und ein eiserner Fleiß erfordert werden, scheinen wir noch weit entfernt zu sein. Hier würde es sich darum handeln, die Trümmer der Uroffenbarung überall aufzusuchen, als solche nachzuweisen, und die Gestalt, welche sie als Nationalreligionen angenommen haben, und die dann später umgebildet, durch Poesie und Abstraction verflüchtigt, von der zunehmenden Weltcultur verunstaltet und endlich zerbrochen worden, im Einzelnen mit Genauigkeit darzustellen. Es würden durch die Resultate solcher Forschungen manche Punkte in unserer Dogmatik bedeutend umgestaltet oder wenigstens bei weitem klarer, als jetzt zu geschehen pflegt, gestellt werden; so wird, um ein neueres Beispiel zu wählen, die Ausführung Hahns über die allgemeinen Offenbarungen (§§. 29—31 seines Lehrbuchs des christl. Glaubens, 1. Th. 1857) von einem gewiegten Mythologen und Etymologen schwerlich ohne ein gewisses Bedauern gelesen werden, weit mehr unwissenschaftlicher Darstellungen in andern dogmatischen Systemen zu geschweigen. Würde indeß eine solche Forschung von dem Satze ausgehen, „daß der Quell der Religion die unmittelbaren Thatsachen des Bewußtseins seien", ein Satz, welcher auf dem hier angedeuteten Gebiete Unsinn, aber auch sonst nicht mehr als eine unwissenschaftliche Phrase ist, welche längst überwunden sein sollte, so müßte die ganze Darstellung zur unhistorischen Carricatur, theilweise zur widerlichen Fratze werden.

Es gehört zu jenen Nebengebieten weiter eine sorgfältige und genaue Durchforschung des ethischen Vermögensbestandes der einzelnen Völker, zunächst in Beziehung auf die in den verschiedenen Sprachen niedergelegten ethischen Anschauungen und Begriffe und deren successiv erfolgten Modificationen, sodann in Beziehung auf das ethische Leben der Völker in Staat und Familie. Fruchtbar wird diese Durchforschung nur angestellt werden können vom entschiedensten Standpunkt des christlichen Glaubens, von der Wiedergeburt, Erlösung (Rechtfertigung) und Heiligung aus, aber dann wird ein solches Unternehmen, falls dasselbe mit gehöriger philologischer und ethnologischer Gründlichkeit angestellt wird, auch in ungewöhnlichem Grade fruchtbar und lohnend sein. Es muß dasselbe dahin führen, unsere theologische Moral, diese unverantwortlich nicht nur vernachlässigte, sondern gemißhandelte Disciplin, von dem Paganismus gründlich zu säubern, welcher in Massen, und zwar ganz und gar roh, in dieselbe ist eingemengt oder vielmehr eingeknetet worden. Hier fehlt es uns aber sogar fast an den ersten Vorarbeiten; wer hat es denn, um ein handgreifliches Beispiel anzuführen, versucht, den lateinischen Bezeichnungen vitium, scelus, flagitium, dedecus, turpitudo, ignominia etymologisch und culturgeschichtlich nachzugehen, ihre Grundbegriffe und Modificationen aufzudecken und sie mit den (theilweise) entsprechenden griechischen, so wie mit den (vermeintlich) entsprechenden hebräischen Bezeichnungen in eine philologisch und ethnologisch genaue Parallele zu stellen?

Ein drittes Nebengebiet ist die, so viel als thunlich, nach Maaßgabe des gegenwärtigen, gegen frühere Zeiten weit vorgerückten Standpunktes der Naturwissenschaften zu unternehmende Darstellung der Beziehung der Creatur als solcher zu dem lebendigen Gott und zu dem in seinem Königsamt regierenden, so wie zu seiner Wiederkunft in sichtbarer Königsherrlichkeit sich rüstenden Christus dem Herrn; es ist, um es scheinbar paradox, aber

in der That nur unverhüllt auszusprechen, die Darstellung des Rechtes der Materie, welches derselben durch die heilige Offenbarung zugesprochen wird: wie auch die stoffliche Creatur am Menschen, der Leib, und wie nicht allein die menschliche Materie, sondern auch die außermenschliche Creatur nach der Lehre der heil. Schrift die Herrlichkeit Gottes des Vaters, die Glorie des Sohnes und die lebendigmachende Kraft des heil. Geistes wiederspiegelt, wie sie der Erlösung, der endlichen Palingenesie, dient, wie sie auf dieselbe vorbereitet wird, wie sie auf die Erlösung hofft. Die Bedeutung dieses dritten Nebengebietes ist noch größer, als die Bedeutung der beiden vorher genannten Disciplinen; hier gilt es, den althergebrachten (nicht etwa geistigen, wovon er den Namen trägt, sondern) papiernen Spiritualismus bekämpfen und überwinden; hier gilt es auch, den rhetorischen Pantheismus, der sich „speculativen Theismus" nennt, aus seinem Versteck von Redensarten heraustreiben und in seiner Leerheit darstellen; hier gilt es endlich auch den wirklichen, den Schattengestalten des Spiritualismus und „speculativen Theismus" weit überlegenen, Pantheismus, hier gilt es, den Materialismus auf seinem eigenen Gebiet angreifen und schlagen. Aber auch abgesehen hiervon, wie soll ohne die Grundlagen, auf welche so eben hingewiesen wurde, eine nur einigermaßen erträgliche Erörterung der Eigenschaften Gottes, wie soll ohne diese Principien ein schriftmäßiges Verständniß der sogenannten Anthropomorphismen und Anthropopathismen, wie sollen ohne dieselben die Elemente einer befriedigenden Lehre von den Wundern zu Stande kommen?

Dieses dritte Gebiet ist es, dessen umfassende Darstellung sich der Verf. des in der Ueberschrift genannten Buches zum Zwecke gesetzt hat. Die Aufgabe desselben bestimmt der Verf. (S. 6) dahin, „entsprechend dem alle concrete und wahrhaft positive theologische Speculation charakterisirenden Grundsatze des „Credo ut intelligam" die auf Grund christlicher Lehre und Lebenserfahrung bereits erkannte Gottheit sammt ihrer Offenbarung als auch in den Werken der Schöpfung ersichtlich nachzuweisen; die unmittelbare Gottesoffenbarung also durch die in der Natur gegebene mittelbare zu erläutern, zu ergänzen und zu bestätigen; das Buch der Bibel durch das Buch der Natur zu illustriren und hinwiederum dieses durch jenes zu deuten." Diese neue Theologia naturalis hat demnach mit dem, was man schon seit den Zeiten der Cartesianischen Philosophie, vollends seit Chr. Wolf „natürliche Theologie" oder „natürliche Religion" genannt hat, nichts als den Namen gemein, und diese Gemeinschaft des Namens ist, wie auch der Verf. mit Nachdruck und vollem Rechte hervorhebt, von unserer Seite eine Zurückforderung des Namens aus dem Gebiete der Usurpation. Denn die „natürliche Theologie (Religion)" der cartesianisch-reformirten Dogmatiker oder gar Wolfs und des Rationalismus war alles eher, als eine Theologia naturalis, eine Naturtheologie; sie war eine Abstractionstheologie im schärfsten Sinne des Wortes, folglich auch des dürftigsten Inhalts: ausgehend von dem historisch unhaltbaren, sich selbst widersprechenden Satze, als könne der Mensch auf irgend einer beliebigen Culturstufe mit den Mitteln dieser Cultur sich eine Gotteserkenntniß schaffen, eine Theologie nach Belieben machen, und zwar so, daß man sich aus der geistigen Atmosphäre der christlichen Offenbarung schlechthin heraus versetze, enthielt sie Fragmente altheidnischer Abstraction, Fragmente der Zeitphilosophie und Fragmente der christlichen Offenbarung (deren geistigen Einflüssen sich zu entziehen man sich wohl einbilden, aber nicht wirklich entziehen kann) in — nicht bunter, sondern — trüber und widerlich gefärbter Mischung. Den Tiefen des Naturlebens wich grade diese „natürliche" Theologie auf das Sorgfältigste aus. Es versteht sich hiernach von selbst, daß die wirkliche Naturtheologie, die Theologia naturalis, welche Gegenstand unserer jetzigen Besprechung ist, „zu der sogenannten natürlichen Religion in keinem andern Verhältnisse, als dem eines directen und ausschließenden Gegensatzes steht", und wir können nur unsere Freude darüber ausdrücken, daß endlich der lange Zeit gemißbrauchte Name wieder für die rechte Sache in Gebrauch genommen wird.

Erkennen wir somit die Geltendmachung der Sache im Allgemeinen, des Princips im strengeren Verstande, und die Geltendmachung des Namens als eine Förderung der theologischen Wissenschaft an — was kaum eine Widerrede erfahren dürfte, als von dem Standpunkte einer völlig subjectivistischen Zeitcultur aus, welche sich den Namen „Wissenschaft" wie lucus a non lucendo beilegt — so wird es sich weiter um die Entfaltung des Princips, um das System und dessen Grundgedanken, so wie um die Methode handeln. Hier sind abweichende Ansichten nicht allein möglich, sondern auch, da diese Disciplin, wenigstens insofern sie systematisirt auftritt, eine neue ist, unvermeidlich, ja vielleicht nothwendig.

Der Verf. hat sein Werk in drei Abtheilungen zerfällt (Prolegomena S. 249 — 261): in die naturtheologische Lehre vom Namen (Wesen) Gottes, vom Reiche Gottes und vom Willen Gottes, womit er sich an den Organismus des Gebetes des Herrn, so wie an 1 Cor. 1, 30 anschließt. In der ersten dieser Abtheilungen will er die naturtheologische Verwendung der biblischen Symbolik, oder die Bestimmung der Wesenheiten der Naturdinge nach Maaßgabe ihres symbolischen Gebrauches in der Schrift darstellen, mithin „die unmittelbare Ergründung und Darstellung des Wesens Gottes mittels speculativer Betrachtung oder symbolischer Bestimmung der Wesenheiten der Naturdinge" versuchen; in der zweiten Abtheilung vom Reiche Gottes, wird dann die naturtheologische Verwendung der biblischen Parabolik, oder die Bestimmung des ethischen Wortes und Gebrauches der Naturdinge, das Naturreich, das Gnadenreich und das Herrlichkeitsreich zur Darstellung gelangen; es soll in diesem anthropologisch-soterologischen Hauptabschnitte darauf ankommen, „die offenbarende Heilsthätigkeit Gottes als in den Lebens- und Bewegungsgesetzen der Creaturen abgebildet kennen zu lehren, die großartige Harmonie und das gewaltige Ineinandergreifen der heilsgeschichtlichen und der

naturgeschichtlichen Typik, wie dieselben in Wahrheit nur Ein Ganzes bilden, aufzuzeigen; überhaupt das ganze bisher erlebte Kommen des Reiches Gottes in den dasselbe präformirenden, abspiegelnden und sacramental vermittelnden Naturprocessen nachzuweisen." Die dritte Abtheilung, vom Willen Gottes, soll die naturtheologische Verwendung der biblischen Typik, oder die Erkenntniß der göttlichen Endzwecke der Naturwesen im Ganzen und Einzelnen nach Maaßgabe ihrer typologischen und sacramentalen Geltung in der Schrift darstellen — soll mithin ausführen, „wie das Individuum, wie die menschliche Gesammtheit, wie die Totalität alles Geschaffenen erneuert werden möge nach des Schöpfers Bilde und geheiligt nach seinem Wohlgefallen; wie der Gnadenstrom des Geistes Christi unter steter geheiligter Mitwirkung des wiedergebornen Menschengeistes endlich übergeleitet werde auf alles noch Uebrige in der Schöpfung", also, wie nicht allein die Natur vorbereitet werde auf die vollendete Wiedergeburt, sondern wie „auch die höchsten Sphären und Stufen des sittlichen Lebens: die Wissenschaft, die Kunst, der Staat, die Kirche, als Vorbilder von noch höheren ewigen Wesenheiten angeschaut" werden können und sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen. (Fortsetzung.)

Aber, lieben Brüder, Niemand kann mittheilen, was er selbst nicht hat. Mangelt es nicht aber recht vielen Pastoren selber an dem rechten Verständniß der Liturgie und ihrer Theile? — Wir Aelteren haben in dieser Hinsicht auf den Universitäten wohl wenig gewonnen, und wie geringes Wissen die meisten Studirenden auch heute noch in diesem Stücke von der Universität mitbringen, dazu geben unsere Candidaten-Examina die Belege. Hier muß Privatstudium nachhelfen und die Quellen dazu hat die neuere Zeit für Alle offen gelegt. Es genügt, Kliefoths treffliche Schrift von der Gottesdienstordnung der Lutherischen Kirche sich in lebendiger Weise gründlich anzueignen; und darf ich in dieser heiligen Sache von Ihnen etwas erbitten, ich bitte um des Herrn und unserer theuren Kirche willen: Wende sich Jeder, ders noch nicht that, mit rechtem Eifer diesem Studium zu! Aber hüte sich jeder vor dem Experimentiren. Und dann lassen Sie uns die sonntägliche Vorbereitung auch auf die Liturgie nicht für unnöthig achten. Freilich haben wir jeden Sonntag im Wesentlichen dasselbe zu geben. Aber hat nicht jeder Festkreis und sogar jeder Sonntag seinen eigenthümlichen Charakter, der, wie in der Predigt, so vornehmlich in der Liturgie sich ausprägen soll? Schadet es nicht der Erbauung entschieden, wenn wir an einem Feste Lieder und Melodieen wählen, die dem Charakter dieses Festes völlig entgegen sind? Wollen wir denn also nicht auch darüber mit Fleiß und Treue sinnen, welche Gebete und Sprüche der Agende dem Charakter des einzelnen Sonn- und Festtags die angemessenen sind? Glauben Sie mir's, jede irgend lebendige Christengemeinde fühlt es leicht heraus, ob wir dabei das Unsrige gethan haben. Doch als das Letzte — die Hauptsache. Beten ist eine Kunst, die man nur durch fleißige Uebung lernt. Wollen wir rechte Liturgen sein in der Kirche, müssen wir rechte Beter sein im Kämmerlein. Ja nur wer auch die Woche hindurch allewege als ein rechter Priester vor dem Angesichte des Herrn und in seinem Umgange athmet und wandelt, wird des Sonntags an seinem Altare mit der rechten Salbung vor dem Herrn stehen. Und um einen solchen wird Alles, was Leben in der Gemeinde hat, mit Freuden sich sammeln, um mit ihm Gottesdienste zu feiern, die wahrhaftig Vorfeiern der ewigen Festfeier des Volkes Gottes im Himmel sind.

Möge der Herr dazu auch dieses einfache Wort segnen und über uns und seine ganze Christenheit immer reichlicher ausgießen den Geist der Gnade und des Gebets! —

Nachdem der Redner seinen von gehaltvoller allgemeiner Betrachtung in das praktische Leben so anregend einführenden Vortrag geendigt, wurde auch ihm der herzlichste Dank ausgesprochen, und hieran schloß sich eine längere Unterredung, welche indeß sich nur um wenige Punkte bewegte, welche für die anwesenden Prediger von besonderm Interesse waren. Das Königliche Konsistorium hat schon seit längerer Zeit in seinen Visitationsbescheiden in Betreff der Liturgie den Wunsch sehr lebhaft ausgesprochen, daß dieselbe so getheilt werde, daß man vor der Predigt beim Credo abbreche, und auf dieselbe den übrigen Theil der Liturgie folgen lasse. Da indeß diese Behörde keinen förmlichen Befehl zu dieser Anordnung der Liturgie erlassen konnte, indem der Evang. Oberkirchenrath noch mit der schließlichen Feststellung der mit der ganzen Agende vorzunehmenden Veränderungen beschäftigt ist, so ist daraus eine große Verschiedenheit in der Praxis hervorgegangen, worüber man sich nun doch vor allem auszusprechen wünschte. Die vorhandenen Gegensätze fanden in der Versammlung auch ihre volle Vertretung. Ein älterer Bruder, zugleich Ephorus, wies darauf hin, daß die Liturgie das Bleibende und keiner Veränderung Unterworfene im Gottesdienst doch repräsentiren solle; nun habe er bereits 26 Jahre hindurch die Liturgie in seiner Gemeinde so gehalten, wie es die Agende vorschreibe; er habe sich noch nicht entschließen können, von dieser hergebrachten Ordnung abzuweichen, und frage die Brüder ob dies auch gerathen sei. Habe die gewünschte Veränderung ihren guten Grund, so würde er es sehr dankbar erkennen, wenn das Königl. Konsistorium sie geradezu beföhle, dann wisse er, was er zu thun habe. Die Mehrzahl der Brüder, wie auch der Referent, erklärten sich freilich mit großer Entschiedenheit für die Theilung der Liturgie und meinten, etwas durchaus Falsches müsse man abthun, auch wenn man es 26 Jahre hindurch geübt hätte. Und wenn noch bemerkt wurde, daß Patrone sich auch gegen die Theilung erklärt hätten, so war man darin einverstanden, daß diesen kein Recht in dieser Sache zustehe. Gerathen wurde es aber von einer Seite gefunden, daß das Konsistorium eine Belehrung über die nothwendige Theilung der Liturgie an die Geistlichen erlasse, und dabei wurde auch der Wunsch ausgesprochen, daß der Referent sich doch möge herbeilassen, die liturgische Schrift, welche er in seiner Gemeinde verbreitet, zu weiterer Benutzung mitzutheilen, worauf dieser indeß erwiederte, er fürchte, sie habe doch zu viele lokale Beziehungen, um allgemein nutzbar zu werden. Gewiß aber wäre es sehr dankenswerth, ja es erscheint uns bei der Unkunde so vieler Geistlichen in allen liturgischen Dingen geradezu als eine Nothwendigkeit, daß das Konsistorium, wenn es einmal die

Theilung der Liturgie so dringend empfiehlt, auch über die Gründe derselben eine ausführlichere, in das Wesen der Sache selbst eingehende Belehrung den Geistlichen ertheile. Zeigte es sich doch auch in unserer heutigen Besprechung, wie noth eine solche thue. Selbst bei denen, welche die Liturgie bereits getheilt hatten, offenbarte sich eine ziemlich verschiedene Praxis. Einige ließen das Sanctus an jedem Sonntage singen und darauf das allgemeine Kirchengebet mit dem V. U. und Segen folgen, weil sie meinten, es müsse dadurch gleichsam ein Ersatz für den Wegfall des Abendmahls geboten werden. Dagegen erklärte man sich indeß ziemlich allgemein. Das Sanctus gehöre durchaus nur zum h. Abendmahl, und dürfe nur gesungen werden, wenn dieses gefeiert werde, wogegen freilich einige wieder ihr Bedauern ausdrückten, wenn sie es an hohen Festtagen missen sollten, wo in der Regel auf dem Lande keine Communion zu Stande komme, wie denn auch ein doppeltes Sanctus im Gebrauch sei, ein uraltes für das Abendmahl aus dem Liede: „Jesaia dem Propheten," und das neuere aus der Agende. Andere hielten wieder das allgemeine Kirchengebet theils auf der Kanzel, theils vor dem Altar. Ref. behauptete, daß dies frei gelassen werden müsse, indem das allgemeine Kirchengebet eben sowohl bei der Missa catechumen. als fidelium vorkomme, was freilich von einer gewichtigen Seite bestritten wurde, welche behauptete, das allgemeine Kirchengebet sei wesentlich ein Theil des Abendmahlscultus, wie denn auch das Credo eigentlich nach der Predigt gehöre; auf dies alles weise schon der Bau der Kirchen hin, den man ohne die nähere Kenntniß der Liturgie gar nicht verstehen könne. Die Erörterungen dieses sehr geehrten Gastes führten übrigens zur Aeußerung des Wunsches, daß es ihm gefallen möge, in einer späteren Conferenz uns einen eignen Vortrag über diese Zusammenhänge zu halten. Sonst aber schien eine große Zahl der Brüder doch mehr dazu geneigt, das allgemeine Kirchengebet auf die Kanzel zu verlegen, welchem die speziellen Fürbitten mit dem V. U. und Votum folgen müßten, worauf dann zum Schluß vor dem Altar eine Collecte mit Versikel und Segen zu sprechen oder zu singen wäre. Ref. behauptete auch, es müsse dann kein Schlußgesang mehr folgen, weil der Segen den vollen Schluß bilde. Eine rechte Vereinbarung hierüber kam aber um so weniger zu Stande, als wohl im Erfurtschen, aber nicht in dieser Gegend solche Schlußcollecten im Gebrauch sind. Noch kam der Verlauf der Liturgie bis zum Credo zur Sprache. Die jetzige Stellung des Gloria patri wurde als unzweckmäßig befunden. Ein Introitus im Anfange sei zu wünschen; wenn die Gemeinde statt dessen ein Eingangslied singe, welches freilich immer einen allgemeinen Charakter haben müsse, so müsse das Gloria patri auf das: Im Namen des Vaters ꝛc. folgen, dann das Kyrie, der Trostspruch (nicht Absolution) mit dem Gloria in excelsis, die Salutatio, Collecte und Allelujah, welches letztere in der Fastenzeit aber schweigen müsse. Was die Hinwendung des Geistlichen bei den Gebeten, wo er der Mund der Gemeinde vor Gott ist, zum Altar betrifft, so behauptete auch eine Stimme, das Credo müsse gegen den Altar hin gesprochen werden, weil es ein Bekenntniß vor Gott sei, wogegen indeß geltend gemacht wurde, daß statt des vom Geistlichen gesprochenen Credo die Gemeinde doch auch singen könne: Wir glauben all ꝛc., der Geistliche habe daher mit der Gemeinde vor aller Welt zu bekennen, und müsse sich daher zu ihr wenden. Endlich äußerten einige Brüder, wenn die Gemeinde zum Mitsingen der Responsorien sollte gebracht werden, so müssen ihr diese gedruckt in die Hände gegeben werden, wogegen andere wieder behaupteten, sie wüßten aus Erfahrung, daß dies auch ohne solche gedruckten Anweisungen erreicht werden könne. Alle aber waren darin einverstanden, daß man allen Fleiß anwenden müsse, um die Gemeinden über die Bedeutung der Liturgie zu belehren, und daß man sie in rechter Andacht und Demuth ohne alles falsche Pathos zu halten habe. Die weitere Discussion mußte wegen der vorgerückten Zeit abgebrochen werden.

Bei der mit der Brüdergemeinde gemeinsam gehaltenen Abendandacht hörten wir einen Vortrag des Herrn Pastor Stein aus Wedderstedt bei Quedlinburg über das Schreiben an Philadelphia (Offenb. 3, 4—12), worin er den vierfachen Ruhm der Gemeinde, daß sie behalten habe das Wort, den Namen des Herrn nicht verläugnet, seine Geduld geübt, und Treue bewahrt habe bis an den Tod, in lebendiger und ergreifender Weise zum Vorbild hinstellte, und dann die vierfache Verheißung der offenen Thür, des Sieges über die Feinde, der Bewahrung in der Stunde der Versuchung, und der himmlischen Herrlichkeit in voller Auslegung des Schriftsworts zum Trost und Ermuthigung vorhielt.

Nachdem am folgenden Tage die Versammlung früh 7 Uhr mit Gesang und Gebet eröffnet worden war, hatten wir die Erbauung, einen längern Vortrag des Herrn Dr. Hengstenberg über Jes. 40 zu hören, den wir zum ersten Male in unserer Mitte begrüßen durften. Als nach dem Schlusse dieses Vortrages die Versammlung sich erhoben hatte, dankte der Vorsitzende im Namen Aller dem Redner, indem er sagte, er selbst habe unsern Blick am Ende seiner Rede nach oben hingewiesen, und wir wollten auch allein dem Herrn die Ehre geben und Ihn preisen, daß Er ihm die Gnade verliehen, aus den tiefen Schachten des göttlichen Worts die reichen Schätze der göttlichen Erkenntniß, des Trostes und der Kraft zu Tage zu fördern und unsere Seelen aus diesen tiefen Lebensquellen mit einem so frischen Labetrunke auch heute zu erquicken. Er sei gewürdiget worden, die Schmach Christi in dieser Welt zu tragen, wir wünschen ihm dazu Glück, denn selig sei der Mann, der die Anfechtung erdulde, denn, nachdem er bewähret sei, werde er die Krone des Lebens empfangen. Uns möge der Herr geben, daß wir das Wort, welches wir aus seinem Munde gehört, behalten, und die Probe bestehen unter den Versuchungen dieser Tage, damit wir zuletzt auch bewährt erfunden werden.

Den Schluß unserer diesmaligen Verhandlungen bildete ein Vortrag des Herrn C. R. Appuhn aus Magdeburg über Kirchenvisitationen. Es ist ein unverkennbarer Segen unserer Zeit, ein Zeichen des wieder erwachten Lebens der Kirche, daß die Bedeutsamkeit der Kirchenvisitationen, welche vor 20—30 Jahren fast ganz abhanden gekommen waren, wieder lebendig erkannt, und daß sie überall wieder mit Eifer aufgenommen werden. Wir müssen bei dieser Gelegenheit aufs neue unser tiefes Bedauern aussprechen, wenn die bisher so reich gesegneten General-Kirchenvisitationen sollten ins Stocken gerathen, und wenn namentlich unsere Provinz dieser so lange entbehrten kräftigen Anregung noch länger sollte verlustig gehen. Es kommt freilich alles darauf an, daß dieses wichtige Werk in dem rechten Geiste getrieben und die Ergebnisse der Visitationen uns so vor Augen gestellt werden, daß daraus eine lebendige Einsicht in die vorhandenen Schäden erwachse, weil dies die Grundbedingung zu ihrer Heilung, zur wahren Besserung, und damit zum wahren Glücke, in Zeit und Ewigkeit ist. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 19. Mai. № 40.

Die Civilehe,

geschlossen vor dem Kreisrichter, hat sollen für etwa vierzehn Millionen Preußischer Unterthanen um einiger Hundert Brautpaare willen eingeführt werden, welche, während sie in der Kirche bleiben, Ehen nicht vollziehen können, die von der Kirche für ehebrecherisch erklärt werden. Es soll dies ein unerträglicher Nothstand", ein tiefer „Riß durch das Land" sein, den die Trauungsweigerungen herbeigeführt haben. So argumentiren der Minister der Justiz, der — umgekehrt — 1857 im Unterhause nachwies, wie scandalös und auch vom Staate nicht länger zu tragen die Zulassung so vieler von dem Landrechte gestatteten Wiedertrauungen Geschiedener sei, und der Minister der geistlichen Angelegenheiten, der — umgekehrt — 1854 als Vorsitzender des Kirchentags „die Staatsregierungen des evangelischen Deutschlands zur Wiederherstellung des Eherechts auf der ursprünglichen Grundlage evangelischer Ordnung" nach „dem Worte Gottes und den Grundsätzen der Reformation" „mit höchstem Nachdrucke" aufforderte.

Auf zwei Landtagen, 1859 und 1860, hat das Unterhaus auf Empfehlung dieser Minister die Civilehe votirt, — auf zwei Landtagen, 1859 und 1860, hat das Herrenhaus sie abgelehnt und damit seine erhabenste Pflicht erfüllt, festzustehen als Hort der Grundrechte und Grundfreiheiten des Vaterlandes gegen den wilden und wüsten Andrang der Zeitmeinungen.

Es ist aber nicht genug, die Inconsequenz und die Unhaltbarkeit jener Argumentation einzusehen; es kommt vielmehr wesentlich darauf an, die tiefe Berechtigung und den reichen Segen der Trauungsweigerungen laut und dankbar anzuerkennen.

Der Katholischen Kirche macht Niemand das Recht solcher Trauungsweigerungen streitig. Schon das Landrecht erkennt dies es ihr Recht ausdrücklich an. Es ist in voller Uebung auch dem Landrechte gegenüber seit siebzig Jahren. Jeder Katholik kann die frivolste Scheidung, welche das Landrecht zuläßt, erlangen; Scheidungen kommen auch unter Katholiken häufig vor; aber kein Katholik kann auf den Grund einer solcher Scheidung eine neue Copulation in seiner Kirche erreichen. Niemand hat siebzig Jahre lang je daran gedacht, hierin ein horrendum, einen Nothstand, einen Riß zu finden, und noch weniger daran, römisch-katholischen Ehebrechern nicht allein mit der Civilehe freundlichst den Weg zur Sünde zu ebnen, sondern sogar die Civilehe allgemein zu machen, damit kein „Makel" — wie der Cultusminister sich ausdrückt — auf Verbindungen hafte, welche die Kirche als „Ehebruch" brandmarkt.

Die Freiheit, welche man der Katholischen Kirche unbedenklich zugesteht und zugestehen muß — ist sie unerträglich, wenn die Evangelische Kirche sie ausübt, auf welcher der Preußische Staat beruht? Die Befleckung durch Einsegnung ehebrecherischer Verbindungen, welche der Katholischen Kirche Niemand aufdringen kann und will — soll sie auf der Evangelischen Kirche haften bleiben?

Die Trauungsweigerer haben Staat und Kirche aus ihrem Schlafe aufgeweckt. Sie haben das wahre Wesen der christlichen, der evangelischen Ehe neu ins Licht gestellt, nachdem es durch die Frivolität und Unkirchlichkeit einer glaubenslosen Zeit so schmählich verdunkelt war. Sie haben dem wirklichen horrendum, dem wirklichen „Nothstande", dem wirklichen „Risse", der durch das Gewissen des Volks, des Staats und der Kirche ging, so viel an ihnen war, ein Ende gemacht, indem nämlich im Namen des dreieinigen Gottes und mit feierlicher Aussprechung der heiligen Gottesworte: „was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden", nicht nur ein Ehebruch, sondern oft der zweite, dritte, vierte Ehebruch von der Evangelischen Kirche eingesegnet wurde zum Gespött der Welt und gewiß oft der eingesegneten Paare selbst. Dieser Zustand war Anarchie und ärger als Anarchie; die Trauungsweigerungen waren eine heilende Reaction dagegen, der Anfang der Herstellung der Ordnung. Die gewissenhaften Pfarrer haben viele Jahre lang, einsam, im Stiche gelassen von ihren geistlichen Obern, auf deren Führung sie Anspruch hatten, diesen heiligen Krieg geführt für das Heiligthum der Ehe und der Kirche, mit den rechten Waffen der Kirche, mit Gebet, Zeugniß und Gotteswort. Weltliche und geistliche Behörden suchten Jahrzehende lang durch Ueberredungen und Drohungen die erwachten Gewissen zu beschwichtigen. Keine liberale Stimme erhob sich für die Freiheit und das Recht der Kirche. Aber die Trauungsweigerer blieben standhaft und sie haben gesiegt. Jetzt, nach mehr als zwanzigjährigem Streite, denkt Niemand mehr — nicht die Regierung, keine Partei im Landtage — daran, der Evangelischen Kirche die schmachvollen Fesseln des Landrechts anzulegen und die kirchliche Einsegnung des Ehebruchs auf Grund des Landrechts zu erzwingen.

Die wahre Freiheit, namentlich die Freiheit der Kirche,

wird nur errungen durch Geistes- und Gewissenskämpfe. Blos octroyirte Freiheit ist keine Freiheit.

Solche Kämpfe haben diese treuen Diener unserer Kirche gekämpft, solche Siege haben sie errungen. Im Jahre 1858 allein sind über 800 Trauungen — gewiß alle höchst scandalös — definitiv abgelehnt worden. Vor 30 Jahren wären sie alle zu Stande gekommen. Es ist schwer, diesen herrlichen Fortschritt hoch genug anzuschlagen. Und wenn jetzt in den kirchlichen Behörden bis in den Oberkirchenrath hinauf, in den Gerichten, in der Bevölkerung ein tieferes, ernsteres, heiligeres Verständniß der göttlichen Institution der Ehe geweckt ist und sich bethätigt, wenn sogar die Zahl der Ehescheidungen, zum unberechenbaren Heile des Landes, merklich abnimmt, — wem anders haben wir, unter Gott, diese segensreichen Erfolge zu verdanken, als der Treue und der Ausdauer jener Männer?

„Die Trauungsweigerungen sind eine Regung von wahrer Selbstständigkeit der Kirche, von wahrhaft geistlichem Richten geistlicher Dinge, von thätiger Treue im Dienste der erkannten Wahrheit, so wahrhaft erbaulich für den Leib des Herrn, wie seit lange nichts in der Evangelischen Kirche da gewesen ist. Es geht von dem Zustande, zu dem sie geführt haben, — kaum daß er noch in seinen ersten Anfängen steht, — ein Segen aus über unser Vaterland, wie es einen gleichen seit lange nicht genossen hat. Die Betrachtung davon muß Jeden, der ein Herz und Auge dafür hat, mit einer demüthigenden Erfahrung erschüttern: wie bereit Gott der Herr zum Segnen ist und wie er selbst auf die kleinste und schwächste Treue ein so überschwengliches Maaß von Vergeltung legt." (Volksblatt für Stadt und Land.)

Aber was als Ruhm und Heil unserer Evangelischen Kirche dankbar gepriesen werden sollte, das nennen diejenigen, welche die kirchliche Einsegnung des Ehebruchs ruhig mit ansehen konnten, einen unerträglichen Uebelstand. Kaum hat die Kirche angefangen sich zu reinigen von ihren ärgsten Befleckungen, so soll, aller Volkssitte, allem fast einstimmigen Widerspruche aus dem Schooße der Kirche zuwider, von Staatswegen die Civilehe in die Kirche eingeführt werden und zwar ausdrücklich als eine Ehe, der kein kirchlicher „Makel" anklebt. Denn davon allein ist die Rede. Außerhalb der Kirche ist sie bereits vorhanden und steht jedem Paare offen.

Es ist eine Verdrehung des Thatbestandes, wenn man in dem jetzt bestehenden Rechte, welches innerhalb der Kirche keine Civilehe gelten läßt, eine „Hinausmaaßregelung" solcher Brautpaare aus der Kirche finden will. Die Kirche, die evangelische wie die katholische, hält einfach ihr Recht, ihre heiligen Satzungen aufrecht und thut daran nur, was ihr Amt und ihre Pflicht mit sich bringt, ja! was das Heil des Volks, des Staats und jener Brautpaare selbst erfordert. Es ist ein heiliger Liebesdienst, den sie dem Staate und den sie diesen Paaren erweist, — wie manches Gewissen ist dadurch bei Zeiten aufgeweckt, von dem Ehebruche zurückgehalten und vor den Qualen eines zu späten Erwachens aus dem Schlaf der Sünde bewahrt worden! Wohl aber ist es eine schwere Verletzung unserer Kirche, wenn Staatsgesetze in der erklärten Absicht gemacht werden, den Gliedern der Kirche die Uebertretung des Rechts der Kirche ohne Makel innerhalb der Kirche möglich zu machen.

Man hat von der Selbstständigkeit des Staats auf dem Gebiete der Ehe gesprochen. Diese Selbstständigkeit bringt es allerdings mit sich, daß dem Staate die Ehegesetzgebung zusteht, nicht aber daß er diese Gesetzgebung dem Worte Gottes zuwider ausübe. „Gott dienen ist Freiheit", sagt St. Augustin, — „deo servire libertas" — nicht: Gott widerstreben. Wahrlich, nicht seine Selbstständigkeit, sondern nur seine Schwäche beweist der Preußische Staat, wenn er seit nun fast dreißig Jahren sich nicht losringen kann, so oft er es auch versucht hat, aus den Banden einer Gesetzgebung, welche das veraltete Gepräge ihrer Entstehungszeit an sich trägt, der Zeit vor 1780/90, in der für den Preußischen Staat alle Geistestiefen also auch die Erkenntniß des Wesens der Ehe und der Kirche und die unerschöpflichen Brunnen des göttliches Wortes, verschüttet waren mit dem Sande der seichtesten Aufklärerei, wenn er hangen bleibt in Satzungen, die er selbst seit mehr als zwanzig Jahren immer wieder durch seine vornehmsten Organe, einschließlich des jetzigen Justiz- und Cultministers, mit dem schärfsten Tadel belegt und für unerträglich erklärt hat, — und wenn er nun wieder nach der entgegengesetzten Seite hinüber wankt. Wohl aber bethätigt der Preußische Staat seine Selbstständigkeit glänzend, wenn er durch seine freie That Gott die Ehre giebt und in freiem Gehorsam sein, des Staates, Gesetz auf den Felsengrund des Gesetzes Gottes gründet, von dem die Könige ihre Kronen zu Lehn tragen, wie dies der jetzige Cultminister 1854 von dem Preußischen Staate mit eindringlichen und erhabenen Worten gefordert hat. Niemand, auch der Staat nicht, büßt dadurch an Freiheit etwas ein, daß er Gott gehorcht.

Aber noch ist der Kampf der treuen Trauungsweigerer nicht ausgekämpft.

Roher Zwang ist freilich ausgeschlossen durch den der Gerechtigkeit des Königs abgerungenen Befehl von 1846 und noch mehr durch die — Gott sei Dank! — mehr geistliche und kirchliche Haltung des Evang. Oberkirchenraths, die erfreulich contrastirt mit der Zeit, wo die Kirchenbehörden diesen heiligen Gewissensregungen der Kirche nur „verneinend, abwehrend und mit scheuer Hand zudeckend" entgegenzutreten wußten, wie der Ober-Consistorialrath Dr. Richter, bis vor Kurzem Glied des Ober-Kirchenraths, jetzt des Cultministeriums, treffend sich ausdrückt.

Aber noch bis jetzt stützt der Ober-Kirchenrath, in dessen Hand die Sache liegt, sich nicht auf irgend ein festes Recht der Kirche, erkannt aus und gegründet auf dem Worte Gottes, — das doch „klar und genügend" ist nach protestantischen Grundsätzen — sondern auf ein „Princip", dessen schwankende Natur Dr. Richter in seinen gelehrten Abhandlungen dargelegt hat,

und dessen praktische Anwendung nothwendig von dem Winde der jeweiligen Zeit-, Partei- und Individualmeinungen hin und her geweht werden muß, und daher zurückzusinken droht in die Praxis, welche so lange die Kirche befleckt hat. Es ist also jetzt heilige Pflicht der Pfarrer, immer gewisser zu werden in Gottes Wort und diesem gewissen Worte gemäß standhaft und selbstverläugnend zu handeln. Sonst wird das im Geiste begonnene Werk im Fleische enden und der errungene Segen, — Segen ganz besonders auch für die Kirchenbehörden und den Oberkirchenrath — wieder verderben. Zu solchem standhaften Handeln aufzufordern ist der Hauptzweck dieser Zeilen.

Es scheint, daß einflußreiche Männer im Kirchenregiment nur von einer Landessynode Gewißheit auf diesem Gebiete erwarten. Aber das erste Erforderniß der Autorität einer Synode ist: wesentliche Einigkeit im Glauben. Ist es denkbar, daß in einer Versammlung, wo die Fundamentallehren des Christenthums streitig sind, durch Stimmenmehrheit ein Schluß zu Stande komme, der Autorität habe? Sollen Confessionelle und Unionisten, Lutheraner und Rationalisten, Reformirte und Pantheisten einander überstimmen und, etwa mit 151 gegen 149 Stimmen, entscheiden, ob das Bekenntniß der leiblichen Gegenwart im Sacrament fundamental ist oder nicht, ob Jesus der Sohn Gottes oder nur ein weiser Rabbi, ob der Herr Gott ist oder das Universum? Und wenn diese Fragen dahingestellt bleiben, wie ist dann eine Entscheidung über Ehe und Scheidung möglich? Es leuchtet ein, daß der neue Lappe vom alten Kleide reißen und der Riß ärger werden müßte. Soll der zwiespältige Ausgang der Generalsynode von 1846 uns nichts gelehrt haben? Innerhalb der einzelnen in sich wesentlich einigen Parteien sind die Keime künftiger Synoden zu suchen, z. B. in Gnadau oder in Halle a./S. Die Parteien gegen einander aber sind auf Geisteskämpfe, nicht auf Abstimmungen angewiesen.

Summa: Wir sind noch mitten im Kampfe, auch auf diesem Gebiete der Wiedertrauungen, und haben die Waffen des Geistes nicht abzulegen, sondern scharf und blank zu machen.

Dazu helfe Gott, der so viel Sieg und Segen bisher gegeben hat!

Die natürliche Theologie.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser hat sich hiernach ein hohes, ein sehr hohes Ziel gesteckt, indeß wird ihm die Anerkennung nicht versagt werden können, daß dieses Ziel eben kein anderes sei, als das der Naturtheologie, wenn dieselbe überhaupt anerkannt wird, selbst; es ist das ihr nothwendige, ihr wesentlich inwohnende, dieselbe constituirende wissenschaftliche Leben, welches hiermit dargelegt wird. Eine andere Frage ist es, ob die Reife unserer Erfahrungen auf dem Gebiete der Natur wie der Kirche schon jetzt so weit gediehen sei, um einen nicht blos allseitigen, sondern auch allseitig gleichmäßigen, und zwar gleichmäßig gründlichen Ausbau des hier vorgezeichneten Systems zu gestatten oder zu fordern. Daran kann man zweifeln, wenn man erwägt, daß die im Gebiete der Kirche gemachten Erfahrungen sich erst in jüngster Zeit aus langer Zerstreuung und Vergessenheit wieder zu sammeln beginnen, und neue Erfahrungen — die wir unseres Orts übrigens nicht nur nicht abläugnen, sondern im Gegentheil behaupten und vertreten wollen — doch zur Zeit nur in den ersten Keimen vorhanden sind; man kann daran zweifeln, wenn man in Anschlag bringt, daß die dermaligen naturwissenschaftlichen Erfahrungen sich in großer und anscheinend von Tag zu Tag sich vergrößernder Divergenz ihrer Bahnen von den Bahnen der kirchlichen Erfahrung bewegen, so daß ein wissenschaftliches, auf Unirung oder wenigstens Parallelisirung dieser Linien gerichtetes Verfahren zur Zeit kaum möglich, und erst alsdann als nicht verfrüht erscheinen möchte, wenn die Naturwissenschaften den von ihnen jetzt betretenen (übrigens an und für sich vollkommen berechtigten) Weg der Detailforschung bis zu irgend einem, wenn auch nur vorläufigen, Ruhepunkte werden verfolgt haben. Man kann diese und noch andere Zweifel hegen, ohne damit das Streben des Verf., den Riß zu einem zukünftigen Gebäude zu entwerfen, gradehin zu verurtheilen, ja ohne sein Verdienst, die Entwerfung eines solchen Risses zu versuchen, verkleinern zu wollen. Schwierig aber dürfte es für ihn werden, die zweite und die dritte Abtheilung seines projectirten Systems mit wissenschaftlicher Klarheit und Schärfe in der Ausführung von einander zu sondern; es scheint fast, als ob nach seiner vorläufigen Angabe des Inhalts dieser beiden Abtheilungen dieselben an mehreren Punkten ineinander fließen, jedenfalls Wiederholungen nicht zu vermeiden sein würden. Doch wird sich hierüber erst in der Folge urtheilen lassen.

Denn für jetzt liegt uns nur der erste Band des ganzen Werkes, die naturtheologische Lehre von dem Wesen Gottes, „vom Namen Gottes in der Natur, oder vom Buch der Natur" vor; es ist „die Lesung des Buches der Natur", welche den Verf. in diesem Bande beschäftigt. Voraus gehen umfangreiche Prolegomena (S. 1—291), in welchen die Geschichte der Naturtheologie, sodann das Princip, die Methode, das System und die Bedeutung der Naturtheologie abgehandelt werden. Die Geschichte der Naturtheologie ist mit, aus umfassender Belesenheit des Verf. hervorgegangener Gründlichkeit und in ansprechender Darstellung behandelt, und, ganz abgesehen von dem Systeme des Verf., so wie von dem übrigen Inhalte des Buches, eine werthvolle Bereicherung der Geschichte der Theologie. Auch die Ausführung (Cap. 3 der Prolegomena), daß die Hoffnung das Princip der Naturtheologie sei, wird, wenigstens im Ganzen, für wohl gelungen gehalten werden müssen.

Eingetheilt ist die erste Abtheilung, der Inhalt des vorliegenden Bandes, in drei Bücher: 1. vom Dasein Gottes und den Beweisen für dasselbe; 2. von der Natur oder den Eigen-

schaften Gottes; 3. von der Wesenheit Gottes oder der Trinität. Der Beweise für das Dasein Gottes werden drei aufgeführt: der physisch-geographische (wieder unterschieden in den gäologischen und oceanologischen), der meteorologische und der biologische Beweis; letzterer wird auf dem botanischen, zoologischen und anthropologischen Gebiete geführt. Den größten Raum des Bandes (S. 363—659) nimmt das zweite Buch ein, und es werden hier im ersten Abschnitt die „uranischen (siderischen)" Eigenschaften, im zweiten Abschnitt die atmosphärischen Eigenschaften, im dritten Abschnitt die tellurischen Eigenschaften, und im vierten Abschnitt die anthropologischen Eigenschaften abgehandelt. Im dritten Buch wird zunächst die göttliche Dreiheit aus den realen und idealen Triaden der Creaturwelt, sodann die göttliche Einheit aus dem „dreifaltigen Wesen der menschlichen Persönlichkeit", endlich die göttliche Dreipersönlichkeit „an dem charakteristischen ökonomischen Wirken der drei göttlichen Personen" „im Lichte concreter symbolischer Naturbetrachtung" nachgewiesen.

Der Verf. wird mit uns darin einverstanden sein, daß die Eröffnung des Buches der Natur und das Lesen in diesem Buche dem Menschen auch jenseits des Sündenfalles weder das Dasein, noch die Eigenschaften, noch die Dreipersönlichkeit Gottes an und für sich habe aufschließen können, sondern daß dies nur durch die Selbstoffenbarung Gottes möglich geworden sei; er wird auch darin mit uns übereinstimmen, daß die einzige Selbstoffenbarung Gottes, welche nach dem Sündenfall eingetreten ist, die des sündenvergebenden, sündentilgenden Gottes sei, daß wir folglich innerhalb der Sünde nur in dem Maaße, in welchem wir die sündentilgende Liebe Gottes acceptiren, eine Erkenntniß von Gott haben und wiederum nur nach Maßgabe dieser Erkenntniß auch das Buch der Natur zu lesen und successiv (je nachdem, um es kurz zu sagen, Christus mehr und mehr Gestalt in uns gewinnt) zu verstehen im Stande sein werden. Das Verständniß des Buches der Natur aber wird wesentlich darin bestehen, daß wir begreifen, in welcher Weise die Creatur der Erlösung dient und in wie weit dieselbe mithin an der Erlösung Theil nimmt, und der Schlüssel zu diesem Verständniß, der Schlüssel zu den Hieroglyphen, in welchen für den Menschen innerhalb der Sünde das Buch der Creatur geschrieben ist, wird wiederum uns einzig und allein von der Erlösungsthätigkeit Gottes (beziehungsweise von unserer Erfahrung von derselben) dargereicht, insofern nämlich die Offenbarung von dieser Erlösungsthätigkeit auf den Dienst der Creatur an diesem Werke und auf die Theilnahme der Creatur an demselben hinweist. Ein Hineinschreiten in die Erkenntniß Gottes von der Natur und ohne alle diese Vorbereitungen wird als unmöglich erkannt werden müssen, eben so unmöglich, wie die Erkenntniß Gottes auf dem philosophischen Wege überhaupt, ohne Voraussetzung der Erkenntniß und Annahme der Wohlthaten Gottes unmöglich ist.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen. (Schluß.)

Diese rücksichtslose Aufdeckung der wirklichen Zustände hat allerdings etwas Beschämendes, und nichts ruft den Widerspruch der Welt, welche sich um jeden Preis mit dem falschen Schein beruhigen will, so sehr hervor, als sie, und selbst Gläubige, wenn sie nicht recht tief in der Buße gegründet sind, wissen unter allerlei Vorwänden Einrede zu thun, wenn der Stachel sich in ihr Herz senkt. Wenn wir aber recht erwägen, wie rücksichtslos das Wort Gottes die Sünden der Menschen unter allen Verhältnissen offenbart und straft, wie die Sünde ist der Leute Verderben, und wie von aufrichtiger Buße allein Heil erwartet werden kann, so kann uns kein größerer Liebesdienst erwiesen werden, als wenn unerschrockene Männer sich über alle andere Rücksichten hinwegsetzen, und zur Ehre Gottes und zu unserm wahren Heil die wirklich vorhandenen Schäden offen und bloß legen. Sie werden doch den Dank derer, welchen es um die Wahrheit und die wirkliche Errettung vom Uebel zu thun ist, einernten. Einen solchen Dank hat hoffentlich von uns allen Herr C. R. Appuhn aus Herzensgrund empfangen, indem er alle Bedenken überwand, welche auch seine amtliche Stellung ihm erwecken mochte, und mit der Discretion, welche die Liebe gebot, doch in aller Wahrheit und Treue die Ergebnisse der von ihm eingesehenen Visitationsberichte uns in seinem Vortrage mittheilte, damit wir eine lebendige Einsicht in die wirklichen Zustände, und so eine kräftige Anregung zur Buße und Besserung erlangten. — Ref. sagte zunächst, daß er uns in eine mit der Fülle äußerer Güter und zugleich mit den reichsten kirchlichen Institutionen gesegnete Gegend unserer Provinz führe, welche 19 Ephorien umfasse, mit 271 Parochien und 314 Pastoren. Die Wahrnehmungen, die er hier auf Grund der Visitationsberichte gemacht, wolle er mittheilen und dabei die Blicke zuerst auf die Ephoren, dann auf die Gemeinden und endlich auf die Pastoren richten.

Nachdem er nun zunächst die hohen Erfordernisse und die großen Schwierigkeiten des Ephoralamtes ins Licht gesetzt, gesteht er, daß es der Auffassung und Anfassung, welche das Visitationswerk von nicht wenigen Ephoren jetzt erfahre, zu danken sei, daß es nicht mehr unter dem niedrigen Gesichtspunkte eines äußerlichen Geschäfts betrachtet werde, welches vornämlich die Hände der Hausfrau in Bewegung setze, die damit genug Entschuldigung für ihre, ihrer Töchter und Mägde Abwesenheit aus der Kirche beim Visitationsgottesdienste zu haben meine. Er begleitet sodann diese treuen Ephoren auf allen ihren Wegen bei der Visitation, wie sie die Kirchhöfe, die Kirchen-, Pfarr- und Schulgebäude besichtigen, die Sabbathsfeier draußen und auch im Pfarrhause beachten, bei dem Gottesdienste nichts unbemerkt lassen, die kräftigsten Zeugnisse hier selbst ablegen, die schwierigen Verhandlungen mit den Hausvätern und Hausmüttern, mit den Orts- und Kirchenvorständen und Patronen leiten und jedes Verhältniß untersuchen und erörtern; wie sie dann die Gefangnenhäuser, Hospitäler und Kapellen besuchen, und nach der Abendandacht, die sie nicht selten selbst halten, mit dem Pfarrer auch die eingehendsten Unterredungen über alle Amts- und persönliche Verhältnisse als die treuen Brüder und Berather haben, um am andern Tage das Werk weiter fortzusetzen, Besuche in der Gemeinde und auf den Filialen zu machen und die Schulen einer

genauen Prüfung zu unterwerfen. Außerdem hielten noch einige Superintendenten kirchliche Abendgottesdienste; einer verbinde mit der Visitation regelmäßig eine Missionsstunde, ein anderer lasse alle seit der letzten Visitation gefallenen Mädchen vorführen, andere begeben sich mit oder ohne den Pastor in die Häuser der Kirchen- und Abendmahlsverächter. Und eine sehr erfreuliche Wahrnehmung sei es, daß die Superintendenten jetzt von vielen Patronen, welche zum Bewußtsein ihres Kirchenamts gekommen seien, sich aufs kräftigste unterstützt sähen. Freilich sei das Verfahren der Superintendenten nach Eifer und Begabung immer noch ein verschiedenes, was unter andern schon der Umstand bezeuge, daß manche Visitationsberichte sich bis zu 20 Bogen ausdehnen, während andere nur wenige Seiten umfassen. Doch werden die Berichte, welche fast nur statistische Notizen und schablonenartige Bemerkungen enthalten, aus denen man einen Geistlichen vom andern, und eine Gemeinde von der andern nicht unterscheiden könne, immer seltener.

Um den Zustand der Gemeinden zu charakterisiren, gibt Ref. zunächst einige statistische Bemerkungen, welche um so wichtiger erscheinen, da sie eine ziemlich sichere Grundlage für die Beurtheilung der allgemeinen Zustände bilden. In dem oben bezeichneten Bezirke finden sich unter 329,733 Einwohnern nur 142,405 jährliche Communicanten, wobei die Ephoralorte und einige andere Gemeinden nicht mit gerechnet sind. Von 226,083 Christen sind in dieser reichen Gegend 2250 Thlr. 19 Sgr. 1 Pf. für kirchliche Collecten beigesteuert, worunter zum Theil wohl noch Missionsbeiträge u. d. m. sein mögen! Am schlechtesten steht es in einer Landephorie mit 29,476 Seelen, unter denen sich nur 9430 Communicanten befinden, und die jährlich nur 222 Thlr. 15 Sgr. 2 Pf. beigesteuert hat, und in einer Stadtephorie mit 41,300 Einwohner und 4773 Communicanten ($\frac{1}{8}$) und 181 Thlr. 26 Sgr. 6 Pf. Collectenbeiträge (2 Pf.). Am besten sieht es aus in einer Landephorie von 17,921 Seelen, von denen jährlich 12,950 ($\frac{2}{3}$) communiciren und die jährlich 275 Thlr. 13 Sgr. 10 Pf. zu den Collecten beigetragen haben. Unter 271 Parochien befinden sich 16, in denen die Zahl der Communicanten die der Einwohner übersteigt, am besten sieht es in dieser Beziehung in einer Gemeinde aus mit 531 Seelen, in welcher jährlich 1184, und in einer andern mit 610 Seelen, in welcher jährlich 1071, und in einer dritten mit 580 Seelen, in welcher jährlich 1166 zum Tisch des Herrn kommen. Mit der Opferwilligkeit für kirchliche Zwecke steht es am besten in einer städtischen Gemeinde von 1500 Seelen, in welcher in den letzten 3 Jahren durch den Klingelbeutel 1023 Thlr. 1 Sgr. 4 Pf. und durch Collecten (excl. Missionsgaben und Collecten für die Nothstände der Evang. Kirche) 328 Thlr. 14 Sgr. eingekommen sind. Ueber diese kommt noch eine Strafanstalt, in welcher die Sträflinge 30 Thlr. collectirt haben.

Von 2 Gemeinden wird berichtet, daß sich die alten kirchlichen Ordnungen in ihnen noch ziemlich unverletzt erhalten haben; außer Christ- und Frühmetten an den hohen Festtagen und Advents- und Fastenpredigten werden hier 2 Wochenbetstunden und die Sonntagsgottesdienste Vor- und Nachmittags regelmäßig besucht. In einer andern liest zwar der Pastor rationalistische Predigten vor, und wird angeklagt, daß er die Kranken nicht besuche, dennoch hat sich die kirchliche Sitte so sehr behauptet, daß unter 448 Einwohnern sich 760 jährliche Communicanten befinden. Unter 271 Parochien sind nur 21 vorhanden, in denen mit Sicherheit ein Fortschritt entdeckt werden kann. In einer Fabrikgemeinde betrug die Communicantenzahl im Jahre 1852 nur 542, im Jahre 1859 aber 1193, in einer andern Gemeinde ist der Klingelbeutelertrag von 130 Thlr. bis auf 350 Thlr. gestiegen. In den allermeisten Gemeinden stagnirt das kirchliche Leben, so weit es dem menschlichen Auge erkennbar ist, oder es befindet sich in stetigem und hie und da reißendem Verfall, so daß es schon ein großer Trost ist, wenn es in den Visitationsberichten heißt: „Seit der letzten Visitation haben sich die Zustände nicht verschlechtert." Obwohl das Wort Gottes in sehr vielen, wohl in den meisten Gemeinden gepredigt wird, so befinden sich in den Gemeinden einer Stadt mit 11000 Seelen nach dem Zeugniß eines dortigen Pfarrers 1000 Menschen, die nicht lesen können, und 3000, die nie einen Gottesdienst besuchen, in einer andern städtischen Gemeinde werden 120 bis 150 Kirchengänger unter 3619 Seelen gezählt und nur 776 kommen jährlich zum Tische des Herrn; in einer reichen Dorfgemeinde von 1132 E. werden nur 8 Thlr. jährlich in den Klingelbeutel gelegt, in einer andern sind unter 1600 E. nur 400 Communicanten, unter 55 getrauten Brautpaaren 31 gefallene; es hat natürlich bis auf wenige Tischgebete alle Hausandacht aufgehört; in einer Landgemeinde von 762 Seelen ist die Communicantenzahl 182, in einer andern von 1360 E. auf 318, in einer dritten von 1458 E. auf 332 gesunken. Was Gott im verborgenen Grunde der Herzen gewirkt, weiß er allein, aber nur aus 9 Gemeinden kommt eine Kunde von Nothrufen geängsteter Gewissen, und unter ihnen ist es wieder jene Strafanstalt, aus der ein solcher Ruf ertönt. Uebrigens ereignen sich solche Erweckungen mehr in den städtischen, als in den Landgemeinden. In einer Gemeinde aber, in welcher vor 20—30 Jahren eine allgemeine Erweckung entstanden war, erlischt jetzt das angezündete Feuer immer mehr, und in einer andern, wo früher 20 Familien sich an einem christlichen Büchervereine betheiligten, werden die Schriften desselben nicht mehr gelesen, der Klingelbeutel ist auf die Hälfte des Ertrags herabgesunken, die Zahl der Communicanten hat um 100 abgenommen, Missions- und Bibelstunden haben aufgehört. In nicht wenigen Gemeinden begehrt kein Sterbender mehr das Sacrament, alles kirchliche Begräbniß hat aufgehört und außer Sonntags findet kein Gottesdienst mehr Statt. Dem entsprechen die sittlichen Zustände. Aus einer Dorfgemeinde wird von Mordthaten, wüsten Tanzbelustigungen, Sabbathsschändereien, Ehescheidungen berichtet, und in einer kleinen Dorfgemeinde ist fast das dritte Kind ein uneheliches, aus den Pfarrhäusern müssen häufig Gefallene entlassen werden, Feld- und Hausdiebstähle sind etwas ganz Gewöhnliches, und in den Zuchthäusern und Strafanstalten befinden sich nicht wenige Glieder dieser kirchlich so tief gesunkenen Gemeinden. Wir übergehen die abschreckenden Schilderungen, welche Ephoren von dem herrschenden Unglauben, dem Materialismus, der Gotteslästerung, der Feindschaft gegen das Amt, dem Hochmuth, der Habsucht, der Vergnügungssucht und anderen Lastern entwerfen mußten, welche die Gemeinde immer mehr verwüsten, auch halten wir uns nicht länger dabei auf, wie die Ursachen dieser entsetzlichen Zustände in der frühern Herrschaft des Rationalismus, der sich allmählig bis zum Materialismus und zur völligen Gesetz-

losigkeit und Gottlosigkeit entwickelt habe, in den Versuchungen des außerordentlich gesteigerten Reichthums, in der Auflösung der bäuerlichen und gutsherrlichen Verhältnisse, und vornämlich in dem alle bisherigen Lebensformen umstürzenden Fabrikwesen dargelegt werden, weil davon schon mehrfach in diesen Blättern die Rede gewesen ist. Wenn nun aber Ref. zu der Frage kommt, wie diese entsetzlichen Zustände möchten geheilt werden, und welche Mitschuld wir an denselben tragen, und welcher Schmerz uns darum erfüllt, so wird er dadurch nun auf die Pastoren, Consistorialräthe und Superintendenten mit eingeschlossen, geführt, und schildert den Eindruck, welchen sowohl die Visitationspredigten als auch die Beantwortung der Visitationsfragen machen. Zuvor aber richtet er den Blick sowohl der städtischen Geistlichen, als auch der Landprediger auf die eigenthümlichen Gefahren, womit Beide in ihrem Berufe zu kämpfen haben, und die gleichen und doch verschiedenen Aufgaben, die ihnen gestellt sind. Die schweren, Zeit und Kraft übersteigenden Anforderungen, welche an jene aus ihren großen, dem Worte Gottes entfremdeten und kirchlich aufgelöseten Gemeinden täglich herantreten, entmuthigen sie leicht so sehr, daß sie das Ziel sich verrücken ließen und sich mit den mäßigsten Erfolgen begnügten; und wenn ihre Predigten Beifall fänden und eine Zahl begieriger Hörer sich um sie sammelte, vergäßen sie leicht das Urtheil des höchsten Richters und die Menge derer, welche draußen noch umherirren; und doch müssen außerordentliche Ansprüche an den Eifer, die Treue und die Thätigkeit grade der städtischen Pastoren gemacht werden, weil auf ihrem Arbeitsfelde die Schäden der Kirche besonders hervorträten, von hier aber ihre Heilung auch besonders erwartet werden müsse. Je länger es aber bei der Zähigkeit und dem conservativen Sinne unserer ländlichen Bevölkerung gedauert habe, durch die verschiedenen Einflüsse der Zeit ihre Lebensgrundlagen zu zerstören, desto schwieriger sei es nun auch wieder, aus den noch vorhandenen spärlichen Resten der alten Sitten und Ordnungen ein neues gesundes Leben zu erwecken; und diese Aufgabe sei für den Landgeistlichen um so größer, als ihm vermöge seiner bisherigen Lebensbildung die ihn umgebenden Formen ungewohnt sind, und Mißgriffe in der Behandlung derselben, so wie die Unwissenheit, Beschränktheit, die Vorurtheile, die Trägheit und Unbeweglichkeit, so wie der Geiz und Stolz, welche dem hiesigen Landvolke eigen sind, solche Hindernisse ihm darbieten, welche nur der größte Eifer und die aushärrende Geduld überwinden können, zumal wenn er es noch mit einem zusammengelaufenen Haufen von Fabrikarbeitern zu thun habe. Indem der verehrte Redner nun zu den Visitationspredigten übergeht, bemerkt er zunächst, daß es nur noch selten vorkomme, daß sie heimlich oder offen abgelesen würden, häufiger komme es vor, daß fremde Predigten gehalten, ja dann und wann sogar als Visitationspredigten eingereicht würden. Predigten im alten rationalistischen Styl seien allerdings eine Seltenheit, aber solche, die unter orthodoxer Decke den Rationalismus und Pelagianismus nur nothdürftig verbergen, seien desto häufiger, und ihnen liege es fern, die Schäden der Zeit mit Ernst anzugreifen. Es kommen auch Predigten vor, die mit stylistischer Glätte und Gewandtheit geschrieben seien, aber in der falschen Rhetorik sich so weit verlaufen, daß sie von den feurigen Küssen der großen Sünderin reden und ganz arglos dem Herrn einen Zauberstab in die Hand geben. Auch kurze Predigten erscheinen, zu deren Vortrage der Pastor höchstens 15 bis 20 Minuten gebraucht hat. Die Kürze könne ein Vorzug der Predigt sein, aber wenn man es der Kürze anfühle, daß sie eine Folge der Flüchtigkeit sei, so müsse man fürchten, daß der Verf. von dem Ernste der Aufgabe, den unsere Zeit stelle, wenig durchdrungen sei. Es fehle nicht an Predigten, welche in der Lehre ganz correct seien, aber sie verwandeln die concreten Momente des Textes in Abstractionen, so daß sie völlig in der Luft schweben und kein Herz treffen. Vielen Predigern sei das Concipiren eine ungewohnte Sache, sie sagen, daß sie darum frei reden, weil dann der Geist mächtiger in ihnen sei, wiewohl die Gemeinden darüber ein anderes Urtheil haben; und leider sei zu berechnen, daß mancher nicht concipirende Geistliche zur Ausrichtung seines Amtes vielleicht nur 6 — 8 Stunden in der Woche nöthig habe. Zu diesen nicht concipirenden Predigern gehören auch manche liebe treue Brüder, welche aber in Gefahr seien, sich auf nur zu oft betretenen Bahnen zu verlieren. Was unserer Zeit gegenüber noth thue, das seien Predigten, welche aus der angestrengten, in die Tiefe des Textes eindringenden Arbeit, aus ernstem Glaubenskampfe, aus dem Schmerze der Buße, aus den Erfahrungen der Gnade am eignen Herzen, aus der Liebe zu den Seelen, die sie erretten wollen, geboren sind; Predigten, denen man es anfühlt, daß sich der Prediger mit seiner Gemeinde unter die Augen des Herrn stellt; Predigten, welche den Wolf greifen, der unter die Heerde gedrungen ist; Predigten, welche die Herzen aufschließen, indem sie die Sprache reden, die sie verstehen, und ihnen geben, was sie bedürfen; — es fehle an solchen Predigten nicht ganz, aber häufig seien sie nicht.

Wenn man nun frage, woran das liege, und warum die Predigt überhaupt so wenig Erfolg bei uns habe, so könne man nicht läugnen, daß von vielen Geistlichen wohl mancherlei zur Besserung der vorhandenen Zustände geschehe, z. B. in der Pflege der Armen, der Gefangenen; es habe aber einer auf jene Frage geantwortet: „Die Pastoren haben zu wenig Angst, zu wenig Angst um die Seelen in der Gemeinde, und um die eigne Seele!“ Und daher komme es auch, daß wir zu schlaff und zu träge werden, daß wir nicht thun, was wir sollten und könnten. Dies trete unter andern zuerst hervor in der Stellung, welche viele Pastoren zu der von ihnen selbst eingeführten Gemeindeordnung von 1850 genommen hätten. Unter den 84 Parochien, in welchen in dem vorhin bezeichneten Bezirke diese Ordnung bestehe, seien höchstens 10, in welchen mit den Mitgliedern des Kirchenraths regelmäßige Versammlungen gehalten werden. An nicht wenigen Orten scheine der Kirchenrath sich nie versammelt zu haben und sei daher schon gestorben, ehe er zur Geburt gekommen; in einer großen Gemeinde habe während eines Jahres nur eine einzige Versammlung Statt gefunden; bei der Visitation sei nur 1 Mitglied zur Besprechung erschienen; in einer andern großen Gemeinde hatte sich der Pastor nach fünf Jahren noch kein Urtheil über die Wirkung des Instituts gebildet. Ein Pastor rufe seinen Kirchenrath nicht zusammen, weil er fürchte, es könne ihm der Stoff für die Besprechungen ausgehen, ein anderer, weil er nichts von dem Kirchenrathe erwarte, obwohl seine Mitglieder kirchlich gesinnte und einflußreiche Leute sind. In einer sehr bedeutenden Gemeinde habe der Kirchenrath darin eine Lebensäußerung gegeben, daß er die Abschaffung eines trefflichen alten Gesangbuchs beantragt habe. Wie viel geben diese Bemerkungen über das Geschick der Gemeindeordnung zu bedenken und wie ernst mahnen sie zur Buße! — Aber nicht minder trete jene Muthlosigkeit und Schlaffheit hervor in der Stellung der Pastoren zum Fabrikwesen. Es sei fast zur herrschenden Neigung geworden, diesem gegenüber die Waffen wegzuwerfen, hierin die nich

zu verstopfende Quelle alles Uebels zu sehen, oder sich wohl gar statt vor oder in die Fabrik, hinter dieselbe zu stellen und sich mit der alten, noch nicht völlig durchfressenen Gemeinde zu trösten, und die neue gehen zu lassen. Ein Geistlicher habe die pflichtmäßige Sorge, auch für diese, in der Art auf das Konsistorium zu wälzen gesucht, daß er in schwer zu begreifender Naivität dieses um Beschränkung des Fabrikwesens gebeten. Freilich werde die durch die neuere Gesetzgebung schon längst angebahnte Auflösung der alten, mit der kirchlichen Verfassung so eng zusammenhängenden ländlichen Ordnungen durch das eben dadurch mögliche Industriewesen beschleunigt und zum Ende geführt. Wir haben an nicht wenigen Orten schon das traurige Schauspiel, daß die Gemeinde aufhört, und daß an ihre Stelle der unorganisirte Haufe tritt. Dennoch sei die Industrie nicht eine Erfindung des Satans, nicht bloß von bösen Folgen begleitet, und in gewisser Beziehung eine nothwendige Erscheinung. Und die Kirche müsse die Macht haben und habe die Macht, diese neuen Verhältnisse zu gestalten, wie die alten Ordnungen unter ihrem Einflusse geworden seien. Weil sie aber die Macht habe, habe sie auch die Aufgabe. Freilich schwer genug! Aber ungewöhnliche Zeiten fordern auch ungewöhnliche Opfer und Anstrengungen. Wenn die Kirche noch eine Zukunft in unserm Vaterlande haben solle, so müsse von den Dienern derselben erwartet werden, daß sie ihre Ruhe und Gemächlichkeit daran geben, den Spott der Welt nicht scheuen, und in der neuen Zeit auch neue Wege suchen, um zum Ziel zu kommen. Mit scheuer Zurückgezogenheit auf der stillen Pfarre, mit verzweifelnden Klagen über vergebliche Arbeit bei übrigens ganz guten Einkünften, mit kluger Vorsicht, die sich nicht exponiren will, sei in unsern Zeiten, so wenig wie sonst auch, nichts zu erreichen; alles hange an dem Eifer, der retten will! — Daß es hieran noch allzusehr fehle, das zeige sich nun auch leider sehr deutlich in der Art, wie die Visitationsfragen beantwortet werden. Ein junger Amtsbruder, welchem von seinem Ephorus diese Fragen zu seiner ersten Visitation zugesandt waren, äußerte, nachdem er sie durchgesehen: „das ist ja wie das jüngste Gericht!“ Mit solchen Augen sehen aber nicht viele diese Fragen an. Selten spreche aus der Beantwortung ein um die Noth der Gemeinde und die eigne Noth bekümmertes Herz. Ref. muß zu seinem tiefen Schmerze bekennen, daß sich dabei oft eine unbegreifliche Oberflächlichkeit und Nachlässigkeit zeige, und dem Verdachte Raum gegeben werden müsse, als ob Amtsbrüder, von denen man es nicht erwarten sollte, nach 10- oder 12jähriger Amtswirksamkeit noch Fremdlinge in ihren Gemeinden seien. Nur mit dem äußersten Widerstreben und mit tiefer Selbstbeschämung will Ref. die Belege für diese demüthigende Behauptung geben. Die Bitten, Rathschläge, Erinnerungen, Aufträge, welche in dem letzten Visitationsbescheide ertheilt wurden, sind bei der nächsten Visitation meist völlig wieder vergessen; bei den betreffenden Fragen erfolgt die vorige Antwort, ohne alle Erwähnung der empfangenen Erinnerungen. Bei der Angabe der Einwohnerzahl begnügt man sich mit einer runden Summe, als wenn es für den Pastor nicht von Interesse wäre, wie viele Schafe er zu weiden hat, und als ob diese Kenntniß nicht einmal eines Weges zum Ortsschulzen werth wäre! Das Einkommen der Pfarre wird bei der Visitation mit 1200 Thlrn. angegeben, und wenige Wochen darauf sind es bei einer andern Veranlassung 1800 Thlr. Auf die Frage nach dem Helferamte erfolgt die Antwort: „Ist hier nicht thunlich“, und bei der Visitation erbieten sich die Kirchväter aus eignem Antriebe als

Helfer in der Seelsorge und bei der Armen- und Krankenpflege. Ueber die Einrichtung des Gottesdienstes findet sich die überflüssige Auskunft, daß er aus Predigt und Liturgie bestehe. Die Willkürlichkeiten, welche auf dem Gebiete der Gottesdienstordnung bei den Visitationen zu Tage kommen, will Ref. übergehen. Es gibt aber Gemeinden, in welchen man das Lied: Ein feste Burg ist unser Gott ꝛc. nicht singen kann. Von einer Gemeinde, in welcher unter 1300 Einwohnern sich nur 381 jährliche Communicanten befinden, wird gerühmt, Kirchen- und Abendmahlsverächter gebe es nicht, Hausandacht und Tischgebet sei häufig, der sittliche Zustand sehr befriedigend, obgleich fünf Gemeindeglieder auf dem Zuchthause sitzen. „Der sittliche Zustand sei befriedigend“, so heißt es auch von Gemeinden, in welchen das sechste Kind ein uneheliches ist, wo eine Person lebt mit zwei unehelichen Töchtern, die wiederum Beide, die eine sogar zwei Mal, unehelich geboren haben, ja, in welchen erst vor Kurzem Nothzuchtsünden an Confirmanden vorgekommen sind. Schwere Verbrechen, wird anderswo behauptet, sind nicht vorgekommen, obgleich nicht lange erst ein Mord dort verübt ist. Ein Geistlicher an einer Gemeinde mit 3273 Seelen, unter denen 645 jährliche Communicanten sind, sagt: „Von der Kirche mögen sich einige, von dem heiligen Abendmahl mehrere zurückgezogen haben. „Felddiebstähle kommen nicht vor“, heißt es in dem Visitationsbericht, obgleich Orts- und Kirchenvorsteher dem Ephorus bekennen, daß dieselben nicht geläugnet werden können. Eine rege Theilnahme an der Mission wird gerühmt, und bei näherer Nachfrage ergibt sich, daß keine Missionsstunden gehalten, keine Missionsschriften gelesen, keine Missionsbeiträge gegeben werden. Ein Pastor sagt, er mache nur da Hausbesuche, wohin er gerufen werde, und doch weiß er, daß fast in allen Familien Hausandacht stattfinde. Ein anderer ist in seiner kleinen Gemeinde so wenig orientirt, daß er keine Auskunft darüber zu geben weiß, ob sich Andachtsbücher in den Häusern finden und welche. Noch ein anderer ertheilt nur da Admonitionen, wo ein Erfolg zu erwarten ist, uneingedenk der Pastoralregel Hesek. 3, 18. Auf die Frage nach dem Concubinat erfolgt ein sicheres Nein! und bei der Visitation findet der Ephorus mehrere solche seit Jahren bestehende Verbindungen und trifft sofort Einleitung zu ihrer Beseitigung. Unter 1100 Einwohnern in einer Gemeinde, von denen nur jährlich 300 communiciren, soll nur ein einziger Kirchen- und Abendmahlsverächter sein. Ohne alle Bedenken werden als Predigtbücher, welche bei den Lesegottesdiensten benutzt werden, genannt die Sammlungen von Dinter, Sturm, Mehlis, König, Fischer, Resewitz u. A. Bei der Frage nach der Kirchenzucht wird sehr häufig auf die Bestimmungen der Verfügung vom 7. December 1857 gar nicht Rücksicht genommen, indem weder bemerkt wird, wie viel Pathen bei unehelichen Kindern genommen werden, noch auch, ob die gefallene Braut ohne Kranz erscheine. Ein Pastor behauptet von seiner 1300 Seelen umfassenden Gemeinde, daß in Bezug auf die in den Visitationsfragen genannten Fälle noch nie Kirchenzucht erforderlich gewesen sei; ein anderer schließt darum unbußfertige Sünder vom Abendmahl nicht aus, weil er hoffe, daß die heilige Handlung nicht ohne heilsame Wirkung auf dieselben bleiben könnte, obgleich solche Hoffnung im Worte Gottes doch keine Verheißung hat. Ein anderer versichert, daß es in der Gemeinde keine Bettler gebe, und doch entdeckt der Superintendent dicht an der Kirchhofsmauer zwei obdachlose, bis zum Zigeunerleben herunter gekommene Familien, für deren Unterbringung er sofort Sorge trägt.

Ref. schloß diesen inhaltsschweren Vortrag mit der Versicherung, daß es ihm sauer geworden sei, dies Register von Pastoralversäumnissen aufzustellen, gegenüber der ernsten Aufgabe, deren Lösung der Zustand der Kirche und das geistliche Elend unseres Volkes fordere. An uns liege es vornehmlich, wenn es nicht vorwärts gehe, Buße thue uns noth, Buße, Gnade zur Buße. Wir glauben es dem theuren Manne, daß es ihm sauer geworden ist, in solcher Freimüthigkeit die unläugbaren Schäden der Kirche und insbesondere des Standes, zu dem er selbst gehört, aufzudecken, wiewohl er auch nicht vergißt in seiner Gerechtigkeit, das Gute, was da ist, hervorzuheben und anzuerkennen, aber um so dankbarer werden ihm alle sein, denen das wahre Wohl der Kirche und die wahre Würde des geistlichen Standes am Herzen liegt, welche vor allem in der bußfertigen Demuth besteht; und wir sind der gewissen Zuversicht, daß Gott sich zu seinem furchtlosen Worte bekennen, und daß gerade die einfache Aufweisung bestimmter Thatsachen am meisten dazu dienen wird, die gewünschte und erbetene Frucht zu bringen, was Gott in Gnaden geben wolle!

Die beiden an diesem Tage gehaltenen, so bedeutungsvollen und tief eingreifenden Vorträge hatten die uns noch gewährte Zeit in dem Maße hingenommen, daß der Vorsitzende nur noch im Schlußgebete Gott loben und preisen konnte für die Gnadenerweisungen und die Segensströme, welche Er in dieser Versammlung über uns ausgegossen hatte, und inbrünstig zu bitten, daß Er geben wolle, daß seine Güte nicht vergeblich an uns sein, und eine reiche Frucht aus dieser reichen Saat hervorgehen möchte. Darauf legten wir die Hände in einander und sangen, wie immer, unser Bundeslied: Die wir uns allhier beisammen finden.

Berlin.

„Paul Rabaut, der Prediger der Wüste oder Treue bis in den Tod." 8. 232 Seiten.

Unter diesem Titel ist so eben durch den Hauptverein für christliche Erbauungsschriften ein Buch herausgegeben worden und in dessen Magazin, Klosterstraße Nr. 67, für 7½ Gr. (im Buchhandel 10 Gr.) zu haben, auf das wir die Leser der Ev. K. Z. aufmerksam machen wollen. Es enthält eine aus den interessanten und lehrreichen Werken des Genfer Schriftstellers Felix Bungener: „drei Predigten unter Ludwig XV." und „Julian oder das Ende eines Jahrhunderts", geschöpfte Darstellung des Zustandes der Französischen Protestanten im vorigen Jahrhundert, deren Mittelpunkt die Gestalt Paul Rabaut's bildet, den man mit Recht den Apostel der Wüste, d. h. der gleichsam in der Wüste lebenden verfolgten Protestanten Frankreichs nennen kann. Trotz ihres entschieden christlich-evangelischen Charakters haben diese Werke B.'s in dem „frivolen" Frankreich jetzt schon binnen wenigen Jahren die fünfte Auflage erlebt. Merkwürdiger Weise hat ihnen das „ernste" Deutschland bisher weniger Aufmerksamkeit zugewendet, als sie verdienen, obgleich sie doch in Deutscher Uebersetzung vorliegen. Möchte das obige Büchlein an seinem Theil dazu beitragen, diese Aufmerksamkeit zu wecken! Es enthält ein in sich abgeschlossenes, ein Ganzes bildendes Gemälde, vielleicht das schönste und für evangelische Christen jedenfalls anziehendste aus der Reihe derjenigen, in welchen Bungener das mühevolle Ergebniß der umfassendsten Studien der neueren Culturgeschichte Frankreichs zusammengefaßt hat. Obiges Büchlein wird in gleicher Weise den Leser aus dem Volke wie den

aus den gebildeten Kreisen der Gesellschaft befriedigen. Einsender dieses hat es seinen beiden 10—12jährigen Knaben und wieder einem gebildeten Kreise seiner Gemeinde vorgelesen, und die einen wie die andern haben mit Spannung von Anfang bis zu Ende zugehört. Möchte der christliche Glaubensmuth, von dem es in so ergreifender Weise Zeugniß ablegt, in dieser unser entscheidungsvollen Zeit und ihren andersgearteten, aber für unsere Evangelische Kirche nicht weniger gefährlichen Kämpfen viele Herzen zu gleicher Treue bis in den Tod begeistern!

Aus einem Schreiben an den Herausgeber, die neue Gemeindeordnung betreffend.

— — Ich befinde mich gegenwärtig in großem Gedränge wegen Einführung der neuen kirchlichen Gemeindeordnung. Ich bin gesonnen, mich dagegen zu wehren, so gut und so lange ich kann. Vorläufig habe ich meine Bedenken gegen die Einführung unverholen dem Consistorio geäußert und dasselbe dringendst gebeten, diesen Kelch, wenn es möglich ist, an mir vorübergehen zu lassen. Meine Antipathie gegen die Gemeindeordnung ist allerdings sehr stark; denn abgesehen davon, daß das Ganze hinausläuft auf eine der Luth. Kirche durchaus fremde Presbyterialverfassung und auf jenen traurigen kirchlichen Constitutionalismus, nach welchem schließlich doch die Kopfzahl auch über die inneren Angelegenheiten der Kirche zu entscheiden hat, so scheint mir auch das Institut des Gemeinde-Kirchenraths selber auf einer Täuschung zu beruhen. Man wählt, bestätigt und verpflichtet feierlichst zu allerhand seelsorgerlichen Funktionen Männer, von denen sowohl die Wähler als auch die Gewählten selbst sehr wohl wissen, daß sie entweder keine Zeit oder keinen ernsten und entschiedenen Willen oder keine hinreichende äußere und innere Befähigung besitzen, diese Funktionen auch nur stückweise und nothdürftigst amtlich auszuüben, so daß der Kirchenrath nur dem Namen nach und nur zum Schein existirt. Darauf kann kein Segen ruhen. Der Herr kann kein Wohlgefallen daran haben. Die sog. Kirchenräthe thun nicht, was sie thun sollen, und wenn sie ja thun, was sie thun sollen, so wird ihr Thun in den wenigsten Fällen etwas nutzen, in den meisten Fällen viel schaden. Nach meiner Ansicht, Beobachtung und Erfahrung ist das seelsorgerliche Laien-Amt so recht dazu gemacht, die Herzen, die sich der seelsorgerlichen Ermahnung des Laien, wenn dieser aus freier christlicher Liebe sich dazu gedrungen fühlt, vielleicht willig öffnen würden, gradezu zu verschließen. Eine amtliche Seelsorge läßt man sich wohl gefallen von Einem, der ausschließlich zu diesem Amt berufen ist, nicht aber von dem Bauer oder Handwerker, der seinen eigentlichen Beruf am Pfluge oder am Ambos hat. — Uebrigens ist es kaum zu glauben, wie weit die Einführung der Gem.-O. bloß zum Schein und bloß dazu, daß sie doch dem Namen nach da ist, betrieben wird. Nicht weit von hier besteht eine vor mehreren Jahren neu gegründete Pfarrei. In einer Verfügung, die der betr. Pastor von der Behörde bekommt, ist die Rede von seinen Kirchenräthen. Der Pastor schreibt, daß er von einem Kirchenrath in seiner Gemeinde nichts wisse. Man antwortet ihm: er habe allerdings einen Kirchenrath; denn gleich bei Errichtung des Kirchensystems sei die kirchl. Gem.-O. dort eingeführt. So besteht also seit c. 6 Jahren in jener Gemeinde ein Kirchenrath, dessen Mitglieder noch heute nicht wissen, daß sie Kirchenräthe sind, geschweige daß sie von den Funktionen, die sie als solche zu verrichten habe, etwas wissen sollten oder eine Ahnung hätten.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 23. Mai. № 41.

Die natürliche Theologie.

(Schluß.)

Hiernach finden wir den von dem Verf. gebrauchten Ausdruck: „Beweis für das Dasein Gottes“ (ganz abgesehen davon, was sonst gegen die „Beweise für Gottes Dasein“ zu sagen ist) bedenklich. Die Frage wird die sein: erkennt der Mensch als sündiger, aber in einem der Stadien der Erlösung befindlicher Mensch den lebendigen, sündenvergebenden Gott auch in Erde, Meer, Luft, Licht und Feuer, in der Pflanze und im Thier von dem Standpunkte aus (und mittelst desselben), den ihm zur Zeit der sündentilgende Gott angewiesen hat? richtiger: erkennt er auf diesem Standpunkte in der Creatur den sündenvergebenden Gott *wieder*? Dieses *Wiedererkennen* wird man nur höchst uneigentlich einen *Beweis* nennen dürfen. Es gehört allerdings die Anerkennung Gottes, so weit dieselbe aus der Anschauung und dem Genuß der Productivität der Erde (worauf der Verf. in der Hauptsache seinen gäologischen Beweis gründet) entspringt, mit zu den Resten der Uroffenbarung, die sich bei den Heiden erhalten haben, und dient, sobald das Wort der Berufung hinzukommt, eben dieser Vocation als Vehikel; aber ohne das Hinzutreten der Vocation wird jene Anerkennung, wie die Geschichte lehrt, zum Ditheismus, sodann zum Polytheismus, und es wächst außerdem neben jener teleologischen Anerkennung Gottes oder der Götter, dem Danke, in gleichem Schritt die antiteleologische Anerkennung: die Annahme eines „Neides der Götter“ empor. Tritt dagegen die Vocation hinzu und wird dieselbe angenommen, so folgt aus dem „Nichtaufhören von Samen und Ernte“ zunächst die Anerkennung der *Langmuth* Gottes, vermöge deren Er das Gesetz der Erde auch nach dem Fluch und dem Gericht für den Menschen fortdauern, vermöge deren Er den Menschen selbst als teleologischen Endpunkt der Erde fortdauern läßt, insofern der Mensch vor Allem wenigstens sich dem für die Menschen gegebenen Gesetz unterwirft, d. h. den Fluch auf sich nimmt und eben in Beziehung auf die Fruchtbarkeit der Erde seine *Verdienstlosigkeit* anerkennt. Nur auf diesem Wege werden wir über die blinde und eiserne Naturnothwendigkeit hinausgehoben, welcher wir, wenn wir die Productivität der Erde an und für sich in das Auge fassen, eben von diesem Standpunkt aus rettungslos verfallen. Mit einem Worte: daß wir *noch* auf der Erde wohnen, daß uns die Erde *noch* „Speise und Freude allenthalben“ geben muß, und daß dieses Geben an den Fluch des „Schweißes des Angesichts“ gebunden ist, das allein vermittelt in unsern Augen die Erkenntniß Gottes, so weit dieselbe aus der Betrachtung der Erdoberfläche zu schöpfen ist. Weit weniger aber, als die Oberfläche des Erdbodens, läßt sich das Meer zu einem Mittel der Anerkennung Gottes in directer Weise verwenden; vom Ocean gilt das Wort *Jacobi's* ganz eigentlich: die Natur verhüllt uns Gott eben so oft als sie ihn uns zeigt. Ist auch der Mensch Herr über die Fische im Meer, so läßt sich doch noch fragen, ob er Herr über das Meer selbst, ob er ursprünglich in gleicher Weise Herr über den Ocean, wie über die Oberfläche des Festlandes gewesen sei; jedenfalls wird die aus der Oceanologie zu entnehmende Anerkennung Gottes erst aus der Beziehung, in welcher der Ocean zu dem Festlande steht, also sehr indirect, zu entnehmen sein. Insbesondere aber muß noch daran erinnert werden, daß der Ocean in der Schrift als ein von Gott *zu bändigendes* Element, das „ungestüme Meer“ als Abbild der Gottlosen erscheint und das Element des Wassers durchgängig unter zwei ganz verschiedenen Gesichtspunkten in der Schrift dargestellt wird: das Erdwasser (Quellen, mit Einschluß des Regens) als Abbild und Träger göttlicher Gnaden, der Ocean als Träger des Widerstandes wider den auch diese wildeste Naturmacht bewältigenden Gott. Dem Ursprung und der Bedeutung dieses Unterschiedes möchte wohl auf naturtheologischem Wege noch weiter nachzugehen sein, denn auch das, was der Verf. S. 457 — 465 von dem Kreislauf des Wassers als dem Sinnbild der göttlichen Treue sagt, erschöpft den Gegenstand keineswegs.

In dem Abschnitt, in welchem der Verf. den „meteorologischen Beweis“ abhandelt, verweist er mit Recht auf die Uebereinstimmung der Völker, welche in den atmosphärischen Erscheinungen durchgängig eine Beziehung auf die Menschenwelt sieht; doch aber wüßten wir aus denselben ein Wiedererkennen des lebendigen Gottes nicht anders abzuleiten, als dadurch, daß wir die *Sünde* mit in Rechnung bringen und zwar an erster Stelle geltend machen. Um den Zusammenhang zwischen den atmosphärischen Ereignissen und den ethischen Zuständen der Menschenwelt zu vermitteln, wissen wir unseres Theils keinen anderen Weg anzudeuten, als den Recurs auf die Engellehre,

wozu unseres Dafürhaltens die Schrift uns reichliche Handhaben darbietet und die ältesten Anschauungen der Völker fruchtbare Analogieen gewähren. Daß die Betretung dieses Weges mittelst der Naturtheologie geschehen könne, das wenigstens scheint uns ausgemacht zu sein.

Den „biologischen Beweis" entwickelt der Verf. aus dem instinctiven Leben der Geschöpfe (Pflanzen, Thiere, Menschen), und es erscheint uns in diesem Abschnitt das, was über den Instinct gesagt wird, ganz besonders anregend. Uebrigens aber wird das instinctive Leben, zumal der Thiere, nicht anders verstanden, folglich auch nicht anders zu einem Erkennungsmittel Gottes gebraucht werden können, als durch ein genaues Erwägen der Erschaffungsgeschichte der Thiere und durch die damit an sich verbundene Beziehung des instinctiven Lebens der Thiere zur realen Freiheit des Menschen. Denn was ist Instinct? Offenbar nichts anderes, als das absolute Eingetauchtseyn des lebenden Wesens in das Gesammtleben der Creatur, in das Universalleben; — und was ist reale Freiheit? wiederum offenbar nichts anderes, als das völlige Eingetauchtsein des göttlichen Ebenbildes in das Gottesleben. Fasse ich das erstere ohne das andere auf, so werde ich nichts weniger als auf Gott, sondern auf das πᾶν, das erbarmungslose All, hingewiesen; erst wenn ich in der realen Freiheit das verklärte, von dem ewigen Lichte Gottes durchleuchtete Urbild des thierischen Instincts erkenne, weist mich auch der letztere auf den lebendigen Gott hin. Zur Erkenntniß der realen Freiheit aber gelange ich nach dem Eintritte der Sünde nur durch das Erfassen und die Aneignung der Erlösung. So stark man sich demnach auch zur Ergründung des reizvollen Geheimnisses der vie privée des animaux hingezogen fühlen mag (und Ref. gehört selbst zu diesen Hingezogenen), so wird es doch dabei bleiben müssen, daß dieses Geheimniß uns, so weit es überhaupt erschließlich ist, nur durch den Schlüssel der menschlichen erlösten Seele aufgeschlossen werden kann, und daß man nicht wohl thut, sich auf den Bau ꝛc. des Thierkörpers einzulassen, um hieraus den Schöpfer zu ergründen, wie das auch der Verf. hier und an andern Orten gethan hat, wodurch er zuweilen an des gar wohlmeinenden Lesser physikotheologische Werke erinnert. Weder der Schnabel des Kreuzschnabels, noch der Schnabel des Storchs weist mich direct auf Gott hin, denn wir möchten wohl wissen, was sich, an und für sich genommen, gegen die bekannte pantheistische Schlußkette einwenden ließe, welche in größter Verkürzung lautet: der Samenzapfen der Nadelhölzer postulirt einen Kreuzschnabel? oder was gegen Sebastian Franks Satz zu sagen wäre: der Vogel singt nicht, sondern er wird gesungen?

In dem zweiten Buche werden als „uranische" Eigenschaften Gottes Unendlichkeit, Herrlichkeit und Ewigkeit aufgeführt, denen als Offenbarungssphären der Himmelsraum, die Himmelslichter und die Bewegung der himmlischen Welten entsprechen; als „atmosphärische" Eigenschaften: Allgegenwart oder Geistigkeit (Erweisungsstätte: die Luft), Allwissenheit (Erweisungsstätte: das Licht) und Treue (Erweisungsstätte: das Wasser); als „tellurische" Eigenschaften: Macht (Offenbarungssphäre: das Mineralreich), Weisheit (Offenbarungssphäre: das Pflanzenreich), Güte, welche in dem Thierreich ihre Manifestation findet; endlich als „anthropologische" Eigenschaften: Heiligkeit, die sich am Leibesbau, Gerechtigkeit, die sich an den menschlichen Gesundheits- und Krankheitszuständen, endlich Barmherzigkeit, welche sich an der Heilung, Genesung und Lebensvollendung des Menschen offenbart. Jede dieser Eigenschaften wird dann, so weit sie an der nichtmenschlichen Natur sich wiederspiegelt, nach ihrer physikalischen, ästhetischen, ethischen und religiös-ethischen Bestimmtheit, auf dem Gebiete des Menschenlebens aber nach ihrer physischen, intellectuellen und ethischen Bestimmtheit erwogen.

Des Anregenden findet sich diesem Abschnitte sehr viel, auch wird sich, wenn es einmal des Verfassers Princip war, die Naturwelt zur Grundlage seiner Systematik zu machen, gegen letztere nicht allzu viel einwenden lassen; indeß bringt dieses System doch den Nachtheil, daß theils nicht alles Creatürliche zu seinem vollen Rechte kommt — wie denn z. B. die Macht Gottes sich allerdings auch, ja immerhin vorzugsweise, an dem Mineralreiche offenbart, indeß bei weitem nicht ausschließlich — theils mehrfache Wiederholungen unvermeidlich sind, wie z. B. hinsichtlich des Lichts, der Eigenschaft der Ewigkeit u. dgl. m. Wir unseres Orts würden, freilich unserer Gesammtanschauung von der Methode der Naturtheologie gemäß, vorgezogen haben, die Eigenschaften Gottes zum Eintheilungsgrund zu machen. Sinnig und mit feinem Beobachtungstalent, so wie mit unermüdlichem Fleiße zusammengetragen ist die große Sammlung von Symbolen in der Naturwelt, in welchen sich die verschiedenen Eigenschaften Gottes wiedererkennen lassen, indeß müssen wir hierbei doch eine Bemerkung machen. Es mußte nach unserm Bedünken in dieser Symbolisirung ein bestimmter Unterschied dahin festgestellt werden, daß einerseits in gewissen Zuständen der Creatur gewisse Eigenschaften Gottes als sich darin abspiegelnd nach der Schrift erkannt werden sollen, und daß mithin unsere Aufgabe die ist, zu ermitteln, wie diese Abspiegelung stattfinde und erkannt werde, daß aber andererseits auch nicht wenig creatürliche Zustände sich finden, in denen die Eigenschaften Gottes als abgespiegelt erkannt werden können, welche also im Sinne des für das Wort Symbol herrschenden Sprachgebrauchs als eigentlich symbolisch bezeichnet werden müssen, während jene Auffassung über den gewöhnlichen Sinn eines Symbols augenscheinlich hinausgeht. Zu derselben — daß in gewissen creatürlichen Zuständen reale Abspiegelungen göttlicher Eigenschaften erkannt werden sollen — gehören alle schriftgemäßen s. g. Anthropomorphismen, die, wie schon vorlängst bemerkt worden, von einer gesunden Theologie sämmtlich als Theomorphismen bezeichnet und aufgefaßt werden sollten, sämmtlich, bis herab auf Arm und Finger Gottes. Einen materiellen Arm und Finger hat Gott nicht, aber er hat

dieselbe Bestimmtheit im Wissen, Wollen und Thun in sich, welche er durch die Erschaffung dieser Gliedmaßen uns möglich gemacht hat und von uns fordert; der Mensch ist in seiner Ganzheit, auch dem Leibe nach, ein reales Ebenbild (Schatten) Gottes. Aber es gilt dies auch von manchen Zuständen der nichtmenschlichen Creatur, z. B. von den Flügeln Gottes: dem creatürlichen Flügel (der Taube und des Adlers wie des Cherub und Seraph) entspricht, zunächst in seiner bewegenden, erwärmenden, Leben erweckenden und Leben schützenden Eigenschaft, eine reale Thätigkeit des heiligen Geistes, von dem Schweben desselben über den Wassern herab bis zur Handauflegung. Von dieser wesentlichen Abbildung der göttlichen Eigenschaften und Wirkungen in der Creaturwelt muß, so viel wir sehen, mit großer Bestimmtheit abgeschieden werden die Symbolik im gewöhnlichen Sinn, welche Aehnlichkeiten, Analogieen zwischen göttlichen und creatürlichen Dingen theils aus jenen schriftgemäßen wesentlichen Abspiegelungen ableitet, theils aber auch geradezu, unvermittelt durch die Schrift, aufsucht, womit dann diese Symbolik der mehr oder minder geistreichen Willkür verfällt und leicht zum Spiele werden kann. Dahin gehört auch in dem vorliegenden Buche gar Manches, was wir zum Theil wenigstens anders abgeleitet und tiefer gefaßt, zum Theil auch beseitigt zu sehen wünschten. So hätte, um einige Beispiele, ziemlich ohne Wahl, herauszugreifen, der Vogel mit seinen Jungen, S. 567, auf das eben berührte Urbild des heiligen Geistes vollständig sollen zurückgeführt werden, außerdem war eben hier der Ort, das Verhältniß des Mutterthiers zum Jungen als ein wirkliches (reales) Abbild der göttlichen Liebe in umfassender Weise darzustellen: Liebe ist nur möglich zwischen Urbild und Ebenbild und umgekehrt; also fragt es sich, welche Thiere in den Jungen das andere Ich anerkennen, und wie lange dies geschieht, und in wiefern die Thiere an Thieren ihrer Art noch die Ebenbildlichkeit mit sich selbst anerkennen, wie weit also die Gottesebenbildlichkeit mit Gottesliebe auch in die Thierwelt hinein ihren immer mehr erbleichenden Schatten werfe. Oder wenn S. 560 die Spinne durch ihr Gemeingefühl die göttliche Allwissenheit symbolisiren soll, so läßt sich dies zwar ertragen, doch, wie wir meinen, nicht anders als durch eine Einfügung dieses einzelnen Thieres in dasjenige große Gebiet des Gesammtinstincts der Thiere, welches Gemeingefühl genannt wird und bei den höheren Thieren sich meist nur im Geruchssinn offenbart. Und doch symbolisirt auch der relativ größte Affectionskreis der Thierwelt (welcher doch kaum wenig über einen halben Erdquadranten hinausreicht) eigentlich nicht die Allwissenheit, denn das Thier wird nur von dem afficirt, was ihm homogen ist, sondern nur das Wissen Gottes von Gut und Böse, weiter die von Gott ausgehende Versuchung, ferner die Annahme des Opfers von Seiten Gottes (das „Riechen des lieblichen Geruchs"), also auch des Gebetes, und ebenso nach der menschlichen Seite hin den Geruch des Lebens zum Leben, so wie des Todes zum Tode. Umgekehrt aber symbolisirt auch dieses Gemeingefühl, dieses Fernriechen des Thiers den Satan mit seinem scharfen Geruch für jegliche, auch so entfernte (versteckte) Sündenatmosphäre, und dient zu einer gewiß mehr als bloß populären, zu einer eigentlich naturtheologischen Erläuterung seiner Versuchungsfähigkeit. — Daß die große Anzahl der Thiere ein Symbol der Güte Gottes sei (S. 543) ist richtig, doch ist dieselbe mehr als Symbol, sie ist Erweis der Güte Gottes, denn auch auf die große Anzahl der Thiere bezieht sich das chi tobh. Indeß ist in dieser Beziehung der Naturtheologie eine schwierige Aufgabe gestellt, welche der Verf. S. 547 zwar berührt, aber nicht, wie es hätte geschehen sollen, löst; es ist die, den Erfahrungssatz, daß das thierische Massenleben (Ehrenbergs Panzerthierchen u. dgl.) zum Untergang bestimmt ist, mit der Güte Gottes, die sich doch in der Thierzahl abbilden soll, zu vereinigen. Die Profusion des Thierlebens, das Massenleben, dient allezeit dem Concentrationsleben, dem potenzirten oder Individualleben als nothwendiges Substrat, so daß das erstere zuvor vernichtet werden muß, ehe das andere existiren kann. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich auch auf dem Boden des natürlichen (sündlichen) Menschenlebens, und die äußerste Spitze dieser Linie, deren erste Anfänge wir hier zeichnen, läuft in den Satz aus: Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt. Aus diesen naturtheologischen Sätzen kann die Prädestinationslehre vorerst und scheinbar die reichlichste Nahrung ziehen (weil unzählbare Geschöpfe eben nur zum Untergang geschaffen sind), doch nur, um schließlich sich selbst an eben diesen Sätzen zu vernichten. — Das Ebenbild Gottes ist eben nicht zum Massenleben geschaffen, und das dem Untergang verfallende Massenleben der Sünder ist grade ein Widerspruch gegen Gottes Schöpfung, ist eine Selbstdegradation nicht zur Thierheit überhaupt, sondern zu den niedrigsten Erscheinungsformen der Thierheit. — Weit mehr als bloßes Symbol sind auch die reinen und unreinen Thiere, die Sonnenfinsternisse und mehreres Andere. Eher können wir uns die Mondfinsternisse als bloße Symbole gefallen lassen, jedoch mit der näheren Deutung: die Erde (der sündige Mensch) verdunkelt an einem Andern das demselben von Gott verliehene Licht grade dann, wenn der volle Reflex desselben auf sie (ihn) fällt. Auch die Farbensymbolik (S. 437 ff.), die wir im Allgemeinen acceptiren, möchten wir etwas anders und tiefer gefaßt sehen, z. B. ist das Grün wesentlich Pflanzenfarbe, wie das neben der hebräischen Sprache alle andern Sprachen documentiren, und darf von der Pflanzenwelt nicht getrennt werden. Ob aber der Schmetterling (S. 556), so beliebt dieses Symbol für die Auferstehung auch ist, ein wahres Symbol sei, ist uns noch immer höchst zweifelhaft und durch des Verfassers Darstellung nicht gewisser geworden — die Schrift kennt davon auch nicht die leiseste Spur. Für ziemlich willkürlich halten wir auch die Symbolisirung der göttlichen Dreiheit durch die versuchte Nachweisung von Triaden in der außermenschlichen Natur (S. 674 f.), denn was in der Mineralwelt und zumal in der Pflanzenwelt

als Trias auftritt, ist nichts anderes, als eine unvollzogene Hexas, ebenso, wie die Zweizahl in der Creatur durchgängig auf eine Vierzahl hinweist. Merkwürdig aber ist, daß die in der göttlichen Heilsökonomie so reichlich vertretene Heptas sich in der Creatur kaum oder gar nicht vertreten findet; so hat die Pflanzenwelt in Europa nur ein einziges Beispiel einer Heptas aufzuweisen: das Dreifaltigkeitsblümchen (Trientalis europaea).

Um dem uranologischen Abschnitt nicht ganz vorbeizugehen, so möge die Bemerkung gestattet sein, daß die neuere Entwickelung der Astronomie durch die Ermittelung der Pluralität der Sonnen, der ungeheuren Entfernungen und der damit verbundenen ungeheuren Zeitmaaße der Bewegung (des Lichts) und dergleichen zunächst den Erfolg hat, uns Gott nicht zu zeigen, sondern zu verhüllen, daß also der Naturtheologie die Aufgabe gestellt ist, diese Verhüllung zu überwinden. Dies hat nun der Verf. zwar nicht verschwiegen, aber die Ueberwindung doch nicht versucht. Es kann eine solche Ueberwindung von Seiten der Naturtheologie keineswegs für unmöglich erklärt werden; müßte aber in diesem Punkte die Naturtheologie für jetzt ihr Unvermögen eingestehen, so würde derselbe sehr dienlich sein, um einen Gränzpfahl zwischen den Gebieten der Naturtheologie und der Theologie im engern Sinne abzugeben; die letztere überwindet jene Verhüllung mit Leichtigkeit. Was der Verf. über die Symbolisirung der Unendlichkeit, der Ewigkeit u. s. w. Gottes durch den Himmel und die außerirdischen Weltkörper sagt, nehmen wir gern an, wenn wir gleich auch hier wohl manches genauer bestimmt wünschten; so ist z. B. die Unveränderlichkeit der Sonne und der Sterne doch eigentlich nur für den gegenwärtigen αἰών zu behaupten, also auch nur, mit der Schrift, als Symbol der unveränderlichen Treue Gottes (die freilich auf die Ewigkeit hinweist) zu gebrauchen. Das durch das Anschauen des Himmels mit seinen unmeßbaren Tiefen geweckte Bewußtsein (Gefühl) der räumlichen, scheinbaren Endlosigkeit (s. g. Unendlichkeit) führt allerdings auf Gott hin, und zwar mittelst des Gefühls der s. g. Erhabenheit, indeß lassen sich doch noch weitere Mittelglieder aufstellen. Eine scheinbare Endlosigkeit an sich weckt keineswegs das Gefühl der Erhabenheit, sondern umgekehrt auch das Gefühl des Niedergedrücktseins. Große Erdebenen, selbst wenn sie cultivirt sind, und die hohe See erzeugen regelmäßig die Empfindung der allertiefsten Vereinsamung. Wie kommt es nun, daß das Anschauen des Himmels (falls derselbe nicht mit Wolken bedeckt ist, wo sich dasselbe Gefühl der Vereinsamung einstellt) grade die entgegengesetzte Empfindung, die des Friedens und der innigen Vertrautheit, erweckt? Offenbar, weil von dort ein Strom des Lebens ausgeht, weil wir in den mächtigen Lichtern dort oben auch unbewußt (und sollten wir dieselben verstandesmäßig auch nur für goldene Nägel halten) ein uns verwandtes Leben, ein Leben, welches auch dem creatürlichen Licht inwohnt, nicht so sehr ahnen, als wirklich fühlen, ein Leben, welches eben Grund aller bloß mechanischen Gravitation ist und über diese, die uns wiederum den lebendigen Gott weit mehr verhüllt als zeigt, weit hinausragt.

Das Werk des Verfassers, welches wir hier nur im Allgemeinen zu besprechen die Absicht hatten, gewährt vielfältige Anregung und ist allen denen zu empfehlen, welche die Hauptaufgabe der Theologie in der Durchdringung des zeitlichen Lebens, und zwar grade des gegenwärtigen Culturlebens, von dem Geiste Gottes, von dem Glauben, nicht aber in mikroskopischen Betrachten des Schriftbuchstabens als eines menschlichen Literaturproduktes sehen und suchen. Den abstracten Phraseologen und dem Leben, vollends der Kirche, abgewendeten Literatoren wird freilich das Werk ein Aergerniß sein, welches wir ihnen von Herzen gönnen. Der Fortsetzung sehen wir erwartungsvoll entgegen; manches von dem, welches wir hier berührt haben kann noch in den folgenden Theilen des Werkes Erörterung finden; möglich, daß es sogar nach der Absicht des Verfassers erst dort hat Erörterung finden sollen. Eine thunlichst strenge Oekonomie aber möchten wir für die Folge doch angelegentlichst empfehlen.

Nachrichten.

Hannover.

Im Jahre 1839 wurde der damalige Prof. der Theol. Dr. Köster in Kiel zum Consistorialrath und Garnisonprediger in Stade ernannt und im folgenden Jahre wurde derselbe Generalsuperintendent. Als solcher erließ er an die Geistlichkeit der Herzogthümer Bremen und Verden, deren Haupt er geworden war, einen Hirtenbrief, der der im J. 1843 verstorbene Pastor Schlichthorst kritisirte, und weil die Censur in Bremen die Kritik in dem damaligen Bremer Kirchenboten nicht zu Ende abgedruckt werden ließ, erschien sie in der Ev. K. Z., und, wie man sich erzählt, ist der Verf. darüber zur Verantwortung gezogen und in eine Geldstrafe von 50 Thlrn. genommen, weil damals ohne Censur von einem Hannoveraner nicht durfte im In- und Auslande dem Drucke übergeben werden. Jetzt ist der Freund Schlichthorst's, Saxer, Nachfolger Kösters geworden der damals, als das „in unserer Provinz neu erwachte christliche Leben noch als Mysticismus verdächtigt" war, auch darunter zu leiden hatte. Ich sende Ihnen zur Vergleichung 1 Exempl. von dem Abschiedswort des Herrn Gen.-Sup. Dr. Köster, Ihnen eine weitere Benutzung oder Besprechung desselben anheimstellend.

(Das Abschiedswort befindet sich in der Beilage der nächsten Nummer.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 26. Mai. № 42.

Johann Caspar Schade,

ein Berliner Geistlicher und Dichter aus der Zeit des Kampfs des Pietismus und der Orthodoxie.*)

Ein Vortrag.

Wenn ich es versuche, in dieser Stunde Ihnen das Lebensbild Johann Caspar Schade's vorzuführen, so geschieht es in der Zuversicht, daß dieser Mann, der zu seiner Zeit einer der begabtesten und wirksamsten Prediger unserer Stadt war und dessen geistliche Lieder noch heute unter uns fortwirken, auch Ihnen schon um deswillen bedeutsam genug erscheinen werde, sein Andenken unter uns zu erneuern. Es kommt aber hinzu, daß der Kampf, welchen der Pietismus und die Orthodoxie damals stritten, in dem Leben und Wirken dieses Mannes wie in einem Spiegelbilde sich uns vergegenwärtigt, ja daß wir diesen Kampf eben durch Schade nach einer Seite hin zur Entscheidung gebracht sehen, die für die Gestaltung des kirchlichen Lebens namentlich in Berlin bis auf diesen Tag von dem tiefgreifendsten Einflusse geworden ist. Unsere gegenwärtigen kirchlichen Zustände sind sämmtlich nicht von gestern her; ihre Keime und Wurzeln liegen zum Theil Jahrhunderte weit zurück, und es fällt nicht selten auf sie ein überraschendes Licht, wenn man sie bis dahin zurück verfolgt. So hat Schade's Wirksamkeit in unserer Stadt den Anlaß zu Entwicklungen gegeben, die bis heute unter uns herrschend sind, und es wird deshalb eine genauere Kenntniß seiner Geschichte grade in dieser Beziehung unsere volle Theilnahme beanspruchen, ganz abgesehen davon, daß die kirchlichen Kämpfe unserer Tage mit denen jener Zeit manches Aehnliche haben, so daß wir aus ihnen trefflich lernen können, was wir bei dem Ringen der Jetztzeit zu thun und besonders zu — vermeiden haben.

Schade's Leben und Wirken zu verstehen, müssen wir uns jedoch zunächst in wenigen Zügen den kirchlichen Charakter seiner Zeit vergegenwärtigen. Es sind das die letzten Jahrzehnde des 17. Jahrhunderts, also die Zeit, wo die Orthodoxie vom Pietismus überwunden wurde.

Orthodoxie — kirchliche Rechtgläubigkeit! man ist gewohnt, dabei an lauter Ungeheuerlichkeiten zu denken und darüber ohne Weiteres den Stab zu brechen. War es denn aber nicht in der That heilige Aufgabe, den Schatz reiner evangelischen Lehre und rechten Sacramentes, den die Reformatoren unserm Deutschen Volk so sauer errungen hatten, der Kirche unverfälscht und unverkürzt zu bewahren? Man rang darnach und das um so viel mehr, als nur zu bald von mehr als einer Seite die bedrohlichsten Abweichungen von der aus Gottes Wort als rein erkannten und bekannten evangelischen Wahrheit hervortraten, und es rangen namentlich die Theologen nach Sicherstellung und immer tieferer und festerer Begründung der unverfälschten Lehre mit einer Hingebung und Arbeitstreue, von der unser heutiges Geschlecht wenig Proben aufzuweisen hat. Ich frage dreist: Wo wäre die lautere evangelische Lehre und das gemeinsame Bekenntniß derselben schon im 17. Jahrhundert geblieben ohne diesen ernsten und treuen Kampf für die kirchliche Rechtgläubigkeit? — Aber über dem Kämpfen für die Rechtgläubigkeit vergaß man das Trachten nach rechter Gläubigkeit, bei dem Eifern für die reine Lehre fragte man nicht nach deren Frucht, dem gottseligen Leben, der Streit der Theologen artete in eitles Schulgezänk und ihre Gelehrsamkeit in todtes Wissen aus, wobei die geistigen Bedürfnisse des Volks keine Befriedigung finden konnten, ja wodurch die Gemeinden verführt wurden, mit einem todten Wissen der kirchlichen Lehre sich zu begnügen und nach einer fruchtbringenden Erkenntniß des Heils nicht zu fragen! — So sagt man und diese Vorwürfe sind zum Theil richtig, aber bei Weitem nicht in dem Maaße, wie man sie auf jene Zeit zu häufen gewohnt ist. Das vorwaltende Bestreben, die reine Lehre und das kirchliche Bekenntniß sicher zu stellen, soll nicht geläugnet werden, aber es war durch die Zeitverhältnisse geboten. So war auch bei Weitem nicht Alles eitles Schulgezänk, was man später so zu bezeichnen beliebt hat; es bewährte sich vielmehr in jenem Kämpfen auch um scheinbare Nebendinge nur jene Treue im Kleinen, ohne die es keine Treue im Großen giebt. Was der theologischen und kirchlichen Entwicklung jener Zeit zum Vorwurf gereicht, ist: daß

*) Quellen: M. J. C. Schadens Geistreiche und erbauliche Schriften. 13te Aufl. Frankf. u. Leipz. 1720. 8. 5 Theile. — Ph. J. Speners Leichenpredigten. Frankfurt a. M. 1699. 4. 9te Abth. S. 465. — Desselben Bedenken Th. II. S. 143 ff. Th. III. S. 777 ff., und Letzte Bedenken, bes. Th. III. S. 392 ff. — Küsters Altes und Neues Berlin. Th. I. S. 383 ff. — Gottfr. Arnold, Leben der Gläubigen. Halle 1732. 4. Anhang. S. 111 ff. — Johann Rieger, Historie der Wiedergebornen. Bd. 5. S. 238 ff. Ein Actenstück im hiesigen Geh. Staats-Archiv R. 47. B. 4. (M. A. 186.)

sie sich einseitig auf die begriffliche Darlegung der Heilswahrheit beschränkte, ohne dieselbe als ein wirkliches und wirkendes Leben zu bezeugen, und daß sie das Wesen der Kirche in einer Summe von Lehrsätzen sah, die mit dem Leben der Gemeindeglieder nur verstandesmäßig zusammenhingen, ohne auf dasselbe erneuernd und heiligend einzuwirken. Durch diese Einseitigkeit hat die Orthodoxie allerdings den Verfall des kirchlichen Lebens mit verschuldet; es darf aber auch dabei der große Unterschied nicht übersehen werden, der zwischen den Kämpfern für die kirchliche Rechtgläubigkeit in der ersten und in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stattfand. Unter jenen finden wir selbst auf der so verrufenen und für unsere Märker deshalb gradezu verbotenen Wittenberger Universität Theologen, die sich durch wahrhaft gottseliges Leben und auch durch ihre Milde gegen abweichende Lehren ebenso auszeichnen, wie durch ihre Gelehrsamkeit und durch ihren Eifer für kirchliche Rechtgläubigkeit. Wie sehr ihnen die Erbauung der Gemeinde zum lebendigen Christenglauben die Hauptsache war, zeigt unter Anderem das Bekenntniß, welches der treffliche Wittenberger Professor Balthasar Meißner von seinen Predigten ablegt: „Ich hab's nicht darauf angesehen, Streitigkeiten einzumischen oder schwierige Stellen tiefer und genauer zu erörtern; ich habe ein Volksprediger sein wollen, und daher Alles auf Erweckung der Frömmigkeit und der guten Werke, welche leider bei so Vielen darnieder liegen und eines beständigen Antriebes bedürfen, hinzuleiten. Zur Erweckung und Erhaltung der Andacht und Frömmigkeit dienen, das ist doch das Heiligste in unserer Theologie." *) — Nehmen wir nun noch hinzu, daß jene so verschrieene Zeit der Orthodoxie Männer, wie unsere geistlichen Dichter Johann Frank und Paul Gerhard mit ihrer überströmenden geistlichen Lebensfülle hervorzubringen und groß zu ziehen vermochte, und welche begeisterte Aufnahme diese lebensvollen Lieder bei allen Ständen und Altern in den Gemeinden fanden, so kann es wahrlich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit dem geistlichen Tode in der Kirche und mit dem Unheil, welches die Orthodoxie damals angerichtet haben soll, so arg nicht gestanden haben, als man sie dessen anzuklagen nicht müde wird.

Anders gestaltete sich freilich die Sache in der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts, aber auch da durch ganz andere Einflüsse, als durch die der Orthodoxie. — Kaum daß die Evangelische Kirche Deutschlands ihre Lebensprincipien zur Geltung und Gestaltung zu bringen gesucht hatte, so ergoß über sie der 30jährige Krieg seine unsäglichen inneren und äußeren Verwüstungen. Erinnern wir uns, „daß während dieses Krieges in ganzen evangelischen Landesgebieten vielleicht die Hälfte der Gemeinden ohne Geistliche waren, daß man sich vielfach mit unwissenden, auch wohl sittenlosen Pastoren begnügen mußte, über welche Aufsicht zu führen in der allgemeinen Verwirrung unmöglich war, und daß selbst die wenigen tüchtigen Geistlichen viel zu sehr in die tägliche Noth mit verwickelt waren, um Erhebliches zu leisten, nehmen wir ferner hinzu, wie das langjährige Kriegsgetümmel sittliche Rohheit und Verwilderung in allen Ständen nährte und wie zuletzt die verödeten Parochieen sich mit sitzengebliebenem oder hergelaufenem Kriegsgesindel wieder bevölkerten" *), so werden wir es mehr als erklärlich finden, wenn das religiöse Leben dabei tief gesunken war, ja es steht wie ein Wunder vor unseren Augen, wenn wir bald nach dem Westphälischen Frieden wenigstens äußere Kirchlichkeit wieder allgemein verbreitet und feste kirchliche Ordnung und Sitte überall in den Gemeinden wieder hergestellt finden.

Diese Restauration des Kirchenwesens war nun aber vorzugsweise das Werk der evangelischen Fürsten, wenn diese auch dabei mit ihren Theologen und Geistlichen Hand in Hand gingen. Es konnte sich dabei auch, der ganzen Lage der Verhältnisse nach, zunächst nicht um die Erneuerung des geistlichen Lebens, sondern vor Allem nur um die Wiedergewinnung der äußeren kirchlichen Zucht und Ordnung handeln, und es wurde diese zum Theil durch strenge Gesetze und harte Strafen an Leib, Gut und Leben hergestellt. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß die so wiedergewonnene Kirchlichkeit eine meist äußerliche war und, was das Schlimmere, daß die Gemeinden sammt ihren Geistlichen mit dieser äußerlichen Kirchlichkeit sich begnügten, sowie daß die Kirche dabei immer völliger unter die Gewalt des Staats und seiner polizeilichen Maßnahmen gerieth, ja die Prediger selbst, dem Vorgange der weltlichen Obrigkeit folgend, ihre Hauptaufgabe in der Aufrechthaltung äußerer kirchlicher Ordnung und Sitte, statt in der seligmachenden Verkündigung des Evangeliums suchten. Es liegt aber auf der Hand, wie diese Veräußerlichung des kirchlichen Lebens viel weniger in der Orthodoxie, als in der politischen Weltlage ihren Grund hatte; und auch das werden wir zugestehen müssen, daß diesem Werke der kirchlichen Restauration, trotz all seiner Schattenseiten, eine hohe Anerkennung gebührt, da es ihm gelang, in wenig Jahrzehnden ein zuchtlos gewordenes Volk wenigstens zu äußerer kirchlicher Zucht zurückzuführen und damit möglich zu machen, daß das in äußerer Ordnung und Sitte Vorhandene nun auch innerlich wieder belebt werden konnte. — Diese innere Belebung der Evangelischen Kirche ist bekanntlich die Aufgabe, welche Spener und seine Mitarbeiter sich gestellt, nachdem schon vorher Johann Arnd und Johann Valentin Andreä weitgreifende Anregung dazu gegeben hatten. Zu Speners ausgezeichnetesten Mitarbeitern aber gehört sein College an der hiesigen St. Nicolaikirche Johann Caspar Schade. Sehen wir denn an seinem Beispiele, inwieweit dem Pietismus die Wiederbelebung der restaurirten Kirche gelungen ist.

Wir besitzen von Schade selbst eine Geschichte seines Lebens **), die freilich nur bis zu seiner Uebersiedlung nach Berlin

*) Siehe Tholuck, Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im 17. Jahrh. S. 75. Vergl. ebend. S. 62 das über Paul Rober Gesagte.

*) Kliefoth, Liturg. Abhandlungen, Bd. 2. S. 421.

**) Sie steht vor dem ersten Bande seiner Schriften und es ist

reicht, aber voll Lobes der göttlichen Gnadenführung und ein recht deutliches Zeugniß ist, wie der Herr selbst die Leute, die er in seiner Kirche gebrauchen will, von Kindheit an zu solchem Dienste zubereitet.

Johann Caspar Schade stammt bis ins dritte Glied aus geistlichem Geschlecht. Sein Großvater Georg Ernst Schade schon war Superintendent und Consistorialis zu Meiningen († d. 15. April 1674), sein Vater Jacob Schade aber (geb. zu Meiningen d. 9. Juli 1623) erst Conrector an dem im J. 1571 gestifteten Gymnasium zu Schleusingen, dann Pastor in Kühndorf in Thüringen, zuletzt noch ein Jahr Vice-Superintendent und Consistorialis zu Schleusingen, auch Ephorus und Professor der Theologie am dortigen Gymnasium, wo er den 14. April 1667 starb. — Unser Schade wurde, als das jüngste unter 6 Geschwistern, am 13. Januar 1666 zu Kühndorf geboren und verlor seinen Vater bereits im andern Jahr seines Alters, damit er, wie er selbst sagt, „von seiner Mutter Brüsten an auf den himmlischen und rechten Vater über Alles, was Kinder heißt, seine Zuversicht setzen, ihn erkennen, lieben und vertrauen lerne." Schon des Kindes Herz wurde auffällig mit Gottesfurcht begnadigt. „In meiner zarten Jugend", so erzählt er, „ehe ich noch reden können, habe ich bereits nach Vieler Zeugniß angefangen, meine Lust zum Predigen und Gebet zu entdecken mit kindischem Lallen und in solchen Uebungen meine größte Freude gesucht, welches nachmalen, als ich reden gelernt, desto mehr geschehen, davon ich jetzo mich Vieles erinnere, sonderlich wie ich als kleiner Knabe früh Morgens im Bette auf Predigten getichtet, auch so vielmal, sonder ich wo Mißgewitter vorhanden, allein gegangen und zu meinem himmlischen Vater in kindlicher Einfalt geschrieen und die Erhörung meines Gebets geglaubet habe."

Als im dreizehnten Jahre dem Knaben auch die Mutter, Barbara geb. Heerlein, Tochter des Raths- und Handelsmanns Caspar Heerlein zu Schleusingen, starb, nahm seines Vaters Bruder, der Rector des Gymnasiums zu Schleusingen, ihn in sein Haus, sorgte später auch dafür, daß er mit freier Kost und Wohnung Chorschüler im Alumneum wurde, wozu er durch seine Liebe zur Musik sich wohl eignete. Dieses Oheims gedenkt Schade noch spät als seines zweiten Vaters mit großer Liebe und zeichnet ihn als einen „Schulmann, der an Treue und Liebe gegen die Jugend mehr ein Vater als Zuchtmeister gewesen und dessen Absehen bei all seinem Thun nicht weniger auf die Gemüths-Unterweisung als Seelen-Erbauung durch Einschärfung wahrer Gottesfurcht und nützlicher Lehre gegangen sei." *) Hier fand Schade, indem er die drei Töchterlein seines Oheims im Catechismus unterwies, schon die erste Uebung einer catechetischen Begabung, durch welche er später so hervorleuchtete; als Chorschüler aber mußte der schwache Knabe beim

Gasse-Singen viel Frost und Ungemach ausstehen, wie er denn auch „seinen Unterhalt und Lager auf der Communität vielmal besser gewünschet"; er erkannte aber auch hierin die Gnade Gottes, die ihn dadurch von vielem Bösen abhalten, und in Geduld, Demuth und Gehorsam üben wollte. Auf dem Gymnasium lernte er fleißig, konnte bald mit Fertigkeit einen guten lateinischen und deutschen Vers schreiben, wußte sämmtliche Psalmen von Wort zu Wort auswendig und wurde wegen seines Fleißes und seiner Gottesfurcht von den Lehrern so geliebt, daß er vor allen Anderen aus einer Classe in die andere überging. Gleichwohl wurde er während der letzten Jahre seiner Schulzeit zwar nicht zu den gewöhnlichen Sünden der Jugend, wohl aber zu allerlei leichtfertigem Wesen verleitet. Er fing an, sich der Spöttereien zu schämen, womit seine Mitschüler ihn wegen seiner Frömmigkeit verlachten, verließ seine Einsamkeit und seinen stillen Fleiß, pflegte Gesellschaft mit den Spöttern, sich ihnen gleich stellend in losem Scherz und Narrentheidingen, überbot darin bei seiner geistigen Begabtheit sogar seine Genossen, und achtete selbst den Unwillen und die Strafe seiner Lehrer um so weniger, je heldenhafter er dadurch seinen Mitschülern erschien. Er preist späterhin aber auch wegen dieser Verirrungen die Weisheit Gottes, die ihm das Allerärgste zum Besten gewendet; dieses Verderben habe ihm zum Leben gereicht und erhalte ihn in der Demuth und Dankbarkeit, so oft er daran gedenke.

Im 19. Jahre seines Alters, Ostern 1685, bezog er die Universität Leipzig, wo er, aller eigenen Mittel entbehrend, durch Unterweisung kleiner Kinder und etlicher junger Leute seinen Unterhalt sich erwerben mußte. Dabei trieb er zunächst Philosophie und Hebräisch und dann das Studium der heiligen Schrift und der Theologie. Er preist dabei wieder ausdrücklich die große Güte Gottes, daß sie ihn vor den Sünden, die auf Hochschulen im Schwange gehen, sowie vor dem Mißbrauch der menschlichen Weisheit, vor deren spitzfindigen Streitkünsten und falschberühmten Subtilitäten gnädig bewahret habe. — Von dem entscheidendsten Einflusse für sein inneres Leben wurde es, daß er bald nach seiner Ankunft in Leipzig auf die Stube von Aug. Herm. Francke als dessen Gehülfe kam. Von ihm, der schon damals nach einem ernsten Christenthume rang und seit 1685 an der Universität theologische Vorlesungen hielt, empfing Schade nicht nur Privatunterricht im Hebräischen und in der Philologie, sowie die nöthigen Rathschläge für seine theologischen Studien, sondern auch den ersten Anstoß zu einer gründlichen Bekehrung seines Herzens, obwohl diese erst später unter den schwersten inneren und äußeren Kämpfen sich vollzog.

Bereits im dritten Jahre seiner Universitätsstudien promovirte Schade in Wittenberg zum Magister, und las dann als solcher in Leipzig nicht ohne Beifall verschiedene Collegia. Als Aug. Herm. Francke aber von seinem Aufenthalte in Lüneburg, wo er die volle Gewißheit seines Heils in Christo gefunden, zurückgekehrt war, richtete er in Gemeinschaft mit Schade und Paul Anton die sogenannten biblischen Collegien (Philobiblica collegia) ein, die alsbald ganz Leipzig in Bewegung

---

azu zu nehmen die „Merkwürdige und erbauliche Erzählung ꝛc." Bd. V. S. 383 ff.

*) Sendschreiben Nr. LXIII. Th. V. S. 178.

setzten. Man hatte dabei Anfangs nur die Absicht gehabt, sich und die Theologiestudirenden in wissenschaftlicher Auslegung des göttlichen Wortes zu üben, es war dabei aber bald auch besondere Rücksicht auf das praktische Verständniß der h. Schrift genommen worden, um ein lebendiges biblisches Christenthum unter den jungen Theologen zu befördern und die, welche späterhin Anderen den schmalen Weg des Lebens zeigen sollten, selbst darauf zu führen. Die Anzahl der Mitglieder dieses Collegiums wuchs in Kurzem so, daß man dafür ein größeres Lokal wählen mußte, auch zur Erhaltung der Ordnung dem Professor Valentin Alberti die Direktion desselben zu übergeben für nöthig fand. Auch ein zweites derartiges Collegium, welches Schade allein auf dem Paulinum hielt, erfreute sich desselben Zulaufs, indem nicht nur über 100 Studenten daran Theil nahmen, sondern auch Bürger und Frauen sich dazu drängten, welche letzteren jedoch bald wieder davon ausgeschlossen wurden, in Folge dessen dann die religiösen Zusammenkünfte hin und her in den Häusern entstanden*).

Wir stehen hier beim Ausbruch der sogenannten pietistischen Streitigkeiten. Die so angefachte Bewegung unter den Studenten und den übrigen Bewohnern Leipzigs war zu neu und zu mächtig, als daß sie nicht hätte Aufsehen machen, und auf Seiten derer, die sie nicht verstanden, Widerspruch und Lästerung, bei den älteren Professoren aber Scheelsucht und Feindschaft gegen die jüngeren Docenten hervorrufen sollen. An mancherlei Auswüchsen scheint es dabei von vorn herein auch nicht gefehlt zu haben. In der deshalb erhobenen öffentlichen Anklage werden die Pietisten als Leute geschildert, „die vor Anderen mit Beten, Seufzen, Kopfhängen, Fasten, imgleichen in Kleidung und andern Dingen sich heilig, gerecht und gottselig anstellen, und kommt doch so gezwungen heraus, die Andere zur Pietät anführen wollen und haben doch das Geschick nicht dazu, die mit Hintansetzung aller nöthigen studiorum allein vom studio pietatis reden." Bei den späteren Pietisten trifft diese Zeichnung in hohem Maße zu und die Keime dazu werden auch im Anfange schon nicht ganz gefehlt haben, obwohl Spener alle diese Beschuldigungen als unbegründete abweist**). Die nächste Folge war: die Collegia philobiblica mußten eingestellt werden, die Conventikel in den Häusern wurden, was Spener billigt***), verboten, Franke und Anton aus Leipzig entfernt, was für Schade die weitere Folge hatte, daß nun der ganze Haß der Widersacher sich auf ihn zusammen häufte.

Und hier liegt das eigentliche Unrecht der Orthodoxie, daß sie die neuen Lebenskräfte, welche der Herr in der Kirche erweckte, aus gelehrtem Dünkel feindselig abstieß, anstatt, soweit sie gesund und berechtigt waren, sie in den kirchlichen Organismus aufzunehmen, sie so in die rechte Bahn zu leiten und vor Ausartungen zu behüten, den kirchlichen Organismus aber davon durchdringen und beleben zu lassen. So mußte die Orthodoxie immer völliger des geistlichen Lebens verlustig gehen, indem nun der ganze jüngere Zuwachs lebendiger Kräfte von ihr sich weg und der pietistischen Richtung zuwandte, diese aber, des festen, regelnden Haltes des kirchlichen Organismus entbehrend, nicht anders als auf Abwege und in allerlei Einseitigkeiten gerathen konnte. Die fernere Geschichte Schades liefert dazu die augenfälligsten Belege.

Die Schmähungen und Verfolgungen, die sich jetzt in Leipzig über ihn concentrirten, lasteten um so drückender auf ihm, je isolirter er dastand, und je stiller er in Sanftmuth und Geduld sie zu tragen suchte, desto schwerer litt er darunter an Leib und an Seele. Sein an sich schon schwächlicher Körper verfiel und er gerieth in eine so dunkle geistliche Anfechtung, daß er die Bibel, Christum, die Auferstehung der Todten, ja den lebendigen Gott selbst für Nichts mehr hielt, obwohl er auch dabei der kirchlichen Gnadenmittel gebrauchte und zu beten und flehen nicht aufhörte, wenn ja ein Gott im Himmel wäre, daß er sich seiner erbarmen möchte! Er sagt von dieser Zeit: „Ich habe sehr viel gelitten, so mir aber Alles als in der Nacht geschehen, weil ich nicht gewußt oder verstanden, was es sei oder wie es zu nennen, dabei ich denn unter Schmach und Nachstellung, auch öffentlicher Beschimpfung in äußerster Schwachheit und Jammer, als wie ein Schatten, ja lebend Todter, davor sich gleichsam Jeder fürchtet, mein Gebein herumgeschleppt, und wohl kein Mensch einen Tag zu erleben gut gesagt." —

Doch auch aus dieser tiefen Trübsal half ihm der Herr. Er ging daraus mit erhöhter Glaubenszuversicht hervor und hatte davon zugleich den großen Gewinn, daß er der Welt und sich selbst um so völliger abgestorben war und nur Eins noch wußte und suchte, dem Herrn dienen und in seinem Namen auch Andere vom Tode zum Leben führen. Andrerseits aber prägte ihm auch dieser gewaltige Kampf, den er so von Allen verlassen durchkämpfen mußte, eine Selbstständigkeit und Abgeschlossenheit auf, in welcher er späterhin an sich und seinem Herrn auch da genug zu haben meinte, wo, den guten Rath Anderer zu hören, für ihn eben so heilsam als christliche Pflicht gewesen wäre.

Noch während seines Aufenthalts in Leipzig veröffentlichte Schade seine beiden ersten Schriften, zwei Traktate über die Fragen: Was fehlet mir noch? und Was soll ich thun, daß ich selig werde?*) die erstere besonders wichtig, weil sie nicht nur die außerordentliche Begabtheit des Mannes für praktische Schriftauslegung, sondern auch den innersten Kern seines Wollens und Wirkens klar darlegt. Anknüpfend an die Geschichte des reichen Jünglings (Matth. 19, 20), geht er die Hauptstücke des Lutherschen Katechismus durch, bei jedem einzelnen Stück den Leser fragend, was er daran habe und was ihm

*) Spener, Bedenken III. S. 810.

**) Bedenken Th. III. S. 777 ff. und 816.

***) Bedenken Th. III. S. 801.

*) Band 1 seiner Schriften.

dabei noch fehle? Seine Absicht dabei ist keine andere, als die Leser zu überführen, daß man an dem Wissen der christlichen Wahrheit und an dem Vertrauen auf ein äußerlich kirchliches Leben nicht genug habe, daß es Erfahrung von der Gotteskraft des Evangeliums und Bewährung des Glaubens im Leben gilt, ein rechtschaffenes Wesen in Christo Jesu, ja ein unabläßiges Ringen nach christlicher Vollkommenheit — und Schade entwickelt dabei eine solche reiche und tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, legt die Schäden seiner Zeit so schonungslos bloß, geht dem faulen Fleisch und dessen Selbsttäuschungen in alle Schlupfwinkel so zweischneidig nach, und das Alles in so körnigter und klarer Weise, daß man noch heute diese Schrift nicht ohne reiche Förderung in der Selbsterkenntniß lesen kann. Der Lehrgehalt ist durchweg dem Bekenntniß der Lutherischen Kirche gemäß, wie denn der Traktat unter Censur der theologischen Fakultät zu Leipzig gedruckt wurde. Er wurzelt im Glauben an die freie Gnade Gottes und an die Vergebung der Sünden durch das Blut Jesu Christi. Doch tritt schon hier nicht nur das starke Betonen der Heiligung, gegenüber der Glaubensgerechtigkeit, sehr hervor, was aus den damaligen Zeitverhältnissen erklärlich ist*); es wird auch bereits, in echt pietistischer Weise, die Versicherung unsrer Rechtfertigung nicht gesucht im Vertrauen auf die objektive göttliche Verheißung, an welche der Glaube sich hält, ob er sieht und fühlt oder nicht, sondern vielmehr in der wirklichen Veränderungskraft des Glaubens, also in der subjektiven Erfahrung des Menschen.**)

Diese Schriften Schades wurden mit solcher Begierde entgegen genommen, daß sie in kurzer Zeit wiederholte Auflagen erlebten. Bei ihrer Entschiedenheit und Energie konnten sie aber die Gegner nicht besänftigen, sondern deren Feindschaft nur aufs Aeußerste steigern. Dies zeigte sich, als Schaden im Jahre 1690 das Diakonat in der Stadt Wurzen angetragen wurde. Schon hatte er dort seine Probepredigt gehalten und Rath und Bürgerschaft waren mit Freuden bereit, ihn anzustellen, als die ganze Sache durch die Leipziger Professoren wieder rückgängig gemacht wurde. Schade litt und schwieg, und dichtete in solcher Herzensverfassung das Lied: „Meine Seel ist stille ꝛc." dies schöne Zeugniß seiner unbedingten, demüthig-zuversichtlichen Ergebung in den Rath des Herrn,***) welches er mit den Worten schließt:

„Amen, es geschiehet,
Wer zu Jesu fliehet,
Wird es recht erfahrn,
Wie Gott seinen Kindern
Pflegt das Kreuz zu mindern
Und das Glück zu sparn,
Bis zu End alsdann sich wend
Das zuerst gekoste Leiden
Und gehn an die Freuden."

Im Jahre 1691, in welchem auch Spener nach Berlin berufen worden war, wurde Schade, ohne all sein Zuthun, vom hiesigen Magistrat und Bürgerschaft einstimmig zum Diaconus an St. Nicolai gewählt. Seine erbaulichen Schriften hatten ihm auch hier Freunde erworben, und zwei Predigten, die er auf einer Besuchsreise hier hielt, die zweite namentlich, zu welcher er wegen Krankheit des zuständigen Predigers nur eine Stunde vorher aufgefordert war, hatten einen solchen Eindruck hinterlassen, daß er bald darauf, den 15. October, zu einer Probepredigt eingeladen, und nach bestandenem Examen und empfangener Ordination am ersten Advent durch den Probst Spener in sein hiesiges Amt eingeführt wurde. Zwei andere Vocationen, welche zu derselben Zeit an ihn ergingen, hatte er abgelehnt.

Er schreibt darüber, am Tage seiner Ordination, seinen Freunden*): „Ich danke und preise die Treue und Güte meines Vaters und Heilandes, der mich elenden Wurm und Menschenkind, über welches er billig Ursach zu zürnen, so würdig achtet, daß er durch meinen schwachen Mund sein heiliges Wort einer so großen Gemeinde will verkündiget haben... Aber seine Barmherzigkeit sei gelobet in Ewigkeit! — Heute ist diese Schrift nach der Wahrheit Gottes an einem Elenden in hohem Maße erfüllet: Du bereitest mir einen Tisch gegen meine Feinde ꝛc. Ohnerachtet die Feinde des Herrn spotten, schnauben und verfolgen, so thut der Herr nach meiner einfältigen Bitte und seiner theuren Zusage ein Zeichen an mir, daß mirs wohl geht und sich schämen müssen seine und meine Feinde... Ich finde mich aber auch gottlob dazu bereit, den Lohn aller treuen Boten Gottes willig auf mich zu nehmen, Spott, Verfolgung, Trübsal, sollt es auch nach dem Willen des Herrn der Tod selbst sein... Nur nehme er nicht aus meinem Munde und Herzen das Wort der Wahrheit, daß ich unerschrocken das Haus Israel anschreie, zur Buße und Besserung ermahne und auf seinen Heiland, den heiligen Jesum, von dem es durch Uebertretung gewichen, unaufhörlich weisen möge. Er verwahre mein Herz vor dem Ansehen der Menschen und vor Zaghaftigkeit, und gebe Freudigkeit und Muth, Weisheit und Geduld zum Siege." (Fortsetzung folgt.)

*) Sendschreiben Nr. LXIV. S. 183. III.

**) Th. I. S. 95.

***) Fasciculus Cantionum. Das ist zusammengetragene geistliche Lieder Eines In Christo Seeligen Lehrers und Seelenhirtens zur Erbauung und Erweckung des Glaubens und der Liebe herausgegeben. Cüstrin (1699). 8. S. 126—128.

*) Th. 5. S. 40.

Schreiben an den Herausgeber, die Kastenfrage in Indien betreffend.

Sie wünschen, daß ich etwas über die lutherische Mission in Indien und die Kastenfrage in der Ev. K. Z. schreibe. Habe ich recht verstanden, so soll es für die Lauenburger ausfallen*). Das kann ich nicht. Ich habe nochmals die Sachen durchgesehen und bin zu keinem andern Resultate gekommen, als ich schon hatte und was den Lauenburgern, öffentlich ausgesprochen, nicht gefallen wird. Ich setze Ihnen also nur mein Votum hierher.

Es wäre gewiß das Beste gewesen, wenn jene Zerwürfnisse lediglich zwischen dem Leipziger Missionscollegio und seinen Missionaren verhandelt worden wären oder, wenn so nicht zur Entscheidung zu bringen, höchstens Gegenstand der Verhandlung der Generalversammlung der Gesellschaft geblieben wären. Leider ist diese Mäßigung nicht beobachtet worden und der Gegenstand ist zunächst in die Missionsblätter übergegangen. Die Schwarzenbecker „Nachrichten aus und über Ostindien" haben ihn besprochen und in dem Leipziger Missionsblatte ist eine eingehende Entgegnung gefolgt. Und auch dabei hat es nicht sein Bewenden gehabt. Im Meklenburger Volksblatt ist darüber geschrieben worden und neuerlich sind ein Paar besondere für das große Publikum zugängliche Druckschriften über diesen Gegenstand erschienen. Ich beklage das.

Die Sache, um die es sich handelt, ist einfach folgende. Unter den Leipziger Missionaren in Indien entsteht Streit darüber, wie weit in ihren Gemeinden das Geltendmachen der Kastenunterschiede zuzulassen sey. Das Missionscollegium in Leipzig, vor welches der Streit gebracht wird, sucht die Sache zu entscheiden; seine Entscheidung verfehlt aber ihren Zweck; der Streit der Missionare dauert fort und nimmt endlich einen so entzündlichen Character an, daß schon vor einigen Jahren ein Missionar seinen Abschied genommen und jüngst ihm noch zwei andere gefolgt sind.

Es ist eine irrige Auffassung, als ob das Leipziger Missionscollegium principiell eine Fortdauer der Kastenunterschiede in der Gemeinde beabsichtige. Es hat stets und bestimmt das Gegentheil ausgesprochen. Die Streitfrage betrifft lediglich die Praxis, welche zu beobachten sey, um diese Unterschiede aus der Gemeinde verschwinden zu lassen. Ziegenbalg ging streng gegen dieselben an und duldete sie nicht in der Gemeinde. Aber schon seine nächsten Nachfolger zeigten sich toleranter gegen dieselben, während sie es ernstlich beklagten, durch die Verhältnisse zu solchem Verfahren genöthigt zu sein. Ihre Mission hat jedoch sich des Segens des Herrn zu erfreuen gehabt. Diese Praxis dauerte fort und die Connivenz, mit der man diesen Schaden behandelte, sinkt mit dem Verfall der alten lutherischen Mission immer tiefer. So fanden die Leipziger Missionare, als sie dieselbe übernahmen, die Verhältnisse vor, und während durch Englische Missionare schon längst die Ziegenbalgsche Praxis wieder eingeführt war, glaubten sie, diesen Verhältnissen Rechnung tragen zu müssen und duldeten in den alten Gemeinden die Mißstände. Das Missionscollegium hat es an Ermahnungen, gegen dieselben anzugehen, nicht fehlen lassen, allerdings aber auch zu nüchternem und den Schaden von innen heraus heilendem Verfahren ermahnt. Es scheint leider von vornherein versäumt worden zu sein, den Missionaren bestimmte Gesichtspunkte ordnungsmäßig zu bezeichnen, nach welchen sie die Kaste in der Gemeinde zu behandeln hätten. Die Kaste hat ja unzweifelhaft Seiten, die nie in der Gemeinde zu dulden sind. So wie später, als der Streit schon ausgebrochen war, der „Entscheid" bestimmte Punctationen aufstellte, nach welchen zu handeln jeder Missionar verpflichtet ist, so hätte es gleich von vornherein geschehen müssen. Allein es ist auf dem missionsregimentlichen Gebiete überaus schwer, gleich von vornherein so präsent und orientirt zu sein, um derartige Bestimmungen, so leicht sie sich auch nachher ergeben, machen zu können. Es will alles erfahren sein, doch leugne ich nicht, daß das Missionscollegium in diesem Stücke sich auf einem Gebiete befand, welches eine klar vorliegende Missionsgeschichte von mehr als 100 Jahren hatte, von der man schon etwas hätte lernen können. So lange nun eine feste Instruction fehlte, war es in das Belieben jedes Missionars gestellt, wie er das Princip in Praxis setzen wollte. Dieses Wie hängt so sehr von der Persönlichkeit jedes Einzelnen ab, daß die Praxis verschieden ausfallen mußte; je nachdem einer war, so ging er mehr oder weniger scharf gegen die Mißstände an, die alle beklagten und bekämpfen wollten. Und so bildete sich eine Differenz in der Behandlung der Kaste; die milde Praxis, wie das in der Natur des missionarischen Lebens liegt, ist die herrschende geworden; doch war die strenge auch vertreten. Die Differenz mußte aber der Natur der Sache nach sehr augenfällig und greifbar werden; es lag ja auf der Hand, wenn in einer Gemeinde die Sudrachristen ihre besonderen von den Pariachristen streng geschiedenen Sitze hatten und einen anderen Kelch beim Abendmahle gebrauchten, als jene, während in einer anderen Gemeinde weder das eine, noch das andere geduldet wurde.

Solche Differenzen sind unter Missionaren sehr bedenklich. Ständen sie alle in Einigkeit des Geistes, so würden solche Unterschiede ihrer Praxis, wenn immer einen Gegenstand gegenseitiger Verhandlung resp. brüderlicher Zurechtweisung abgeben, aber kein Gegenstand zu Hader und Streit sein. Aber leider ist ja jene Voraussetzung in so gar vielen Fällen nicht zu machen. Auch ist ja leider das nur zu wahr, daß der Feind das Verhältniß der Missionare zu ihrer leitenden Behörde beständig zu stören sucht. Nur zu gern bemächtigt sich dieser Geist des Haderns und Trennens solcher Differenzen, wie die hier

*) Das lag nicht in der Absicht des Herausg., der dem Urtheile des sehr geehrten Briefstellers als einer anerkannten Auctorität auf dem Missionsgebiete hier mehr traute als dem seinigen, zudem aber hier die vorläufige Ansicht, die er sich nach Einsicht der Acten gebildet hatte, nur bestätigt findet. Anm. der Red.

in der Kastenfrage vorliegende; er objectivirt sich gern. Ich kenne die Persönlichkeiten der Leipziger Missionare nicht, weiß auch nichts Genaueres darüber, wie sie persönlich zu einander gestanden haben, aber nach dem, was das Missionscollegium darüber angedeutet hat, glaube ich annehmen zu können, daß, ganz abgesehen von der Kastenfrage, schon vorher bei denen, welche die strenge Praxis wollen, ein gespanntes Verhältniß sowohl mit denen, welche die mildere wollen, als auch mit dem Missionscollegio bestanden hat. Wenn man viel mit Missionaren zu thun gehabt, bekommt man einen gewissen Instinct für die, welche Noth machen. Verhält sich das so, so wäre es um so dringender nöthig gewesen, die Praxis in der Kastenfrage zu reguliren, damit wenigstens dieser Punkt beseitigt worden wäre. Man scheint leider zu spät dazu übergegangen zu sein und konnte nicht erwarten, den Schaden durch die Sache betreffende Entscheidungen zu heilen, einen Schaden, der seinem innersten Wesen nach in Entfremdung der Herzen der bei dem Handel betheiligten Persönlichkeiten seine Wurzel hatte.

Doch wäre es vielleicht möglich gewesen, daß durch Gottes Geist bei der im Ganzen meiner Meinung nach richtigen Behandlung, welche das Missionscollegium in den Hauptmomenten seines Verfahrens innehält, die Missionare zurecht gekommen oder doch wenigstens ein leidliches Existiren neben einander hätten finden können, wenn nicht ein sehr irritirendes Moment hinzugestoßen wäre. Miss. Ochs, welcher die strenge Praxis vertritt, hatte sich bei einem Besuche, welchen er in der Heimath machte, namentlich im Lauenburgischen Freunde erworben. Mit ihnen hat er bereits während seiner Anwesenheit die Kastenfrage viel verhandelt und sie für seine Praxis zu gewinnen gewußt; er steht auch später nach seiner Rückkehr in lebhaftem Briefwechsel mit ihnen, durch welchen eigentlich das Schwarzenbecker Missionsblatt entstanden ist; das ist sein und seiner Freunde Organ. Diese Freunde haben durch ihre Verwendung beim Missionscollegio insoweit einen bestimmenden Einfluß auf das letztere geübt, daß es nach Kräften in seinen Erlassen an die Missionare in der Kastenfrage ihnen und Ochs Rechnung getragen hat. Als dadurch, wie es scheint, nicht ohne Schuld des Miss. Ochs, der dies als einen Sieg seiner Praxis ansah und geltend machte, der Streit zwischen der milden und strengen Praxis in großer Heftigkeit ausbricht, glaubt das Missionscollegium auch der andern Seite Rechnung tragen zu müssen, wodurch Miss. Ochs sich selbstredend verletzt fühlen mußte. Mit ihm natürlich auch seine Lauenburger Freunde. Ich glaube gern, daß diese letzteren das Ihre gethan haben, um den Riß zu verhüten, aber in der Sache haben sie Miss. Ochs ausgesprochenermaßen Recht gegeben. Nun ist das ein bekanntes Ding, daß dem Missionar, der sich mit seiner Behörde oder seinen Collegen in Differenzen befindet, nichts schädlicher ist und nichts mehr an der rechten Nüchternheit und Unbefangenheit hindert, als die Correspondenz mit zustimmenden Freunden im Vaterlande. Und sind die Freunde gar Leute, welche die Hoffnung gewähren, sich auf sie stützen zu können, wenn es zu einem Bruche mit der

Gesellschaft kommen sollte, so ist es sehr schwer, mit einem solchen Manne die nöthige Verständigung zu finden. Die Missionare, wenigstens gewisse Persönlichkeiten unter ihnen, incliniren stark zum Austritt; alles, was sie darin bestärkt — und das Lauenburger Verfahren mußte beim Miss. Ochs nothwendig diese Wirkung haben — halte ich, mindestens gesagt, für eine Unbesonnenheit.

Das ist in der Kürze mein Votum über die Sache. Wie gesagt, den Lauenburgern wird es nicht gefallen, und ob es den Leipzigern, welche seit October beharrlich geschwiegen haben, recht sey, wenn die Sache noch einmal an die große Glocke geschlagen wird, ist mir fraglich. *)

Nachrichten.

Hannover.

Abschiedswort an meine hochgeehrten Amtsbrüder, die Herren Superintendenten und Pastoren der Herzogthümer Bremen und Verden.

In dem Herrn geliebte Brüder!

Auf meine Anzeige, daß ich durch zunehmende Leibesschwachheit genöthigt sei, mein Amt als General-Superintendent des Stadischen Consistorial-Bezirks niederzulegen, habe ich von Ihnen so theilnehmende Zuschriften empfangen, daß ich nicht unterlassen kann, jetzt, nachdem mein betreffendes Gesuch die gnädigste Genehmigung Sr. Majestät des Königs erlangt hat, Ihnen aus vollem Herzen noch ein Wort zum Abschiede zuzurufen.

Nehmen Sie denn zuvörderst meinen innigen Dank für die Liebe und das Vertrauen, welche mir in so reichem Maaße zu Theil geworden, und bewahren Sie mir auch fernerhin Ihr wohlwollendes Andenken und Ihre Fürbitte; so wie ich nicht aufhören werde, an Ihrem Wohlergehen den lebendigsten Antheil zu nehmen und Ihnen Gottes Segen im Amte wie im Hause zu erflehen.

Blicke ich zurück auf die 21 Jahre, in welchen ich die Ehre hatte, an Ihrer Spitze zu stehen, so habe ich zu rühmen, daß Sie gleich Anfangs den bis dahin Fremden so freundlich aufgenommen, und nach näherer Bekanntschaft mir fortwährend Beweise Ihrer Achtung und Zuneigung gegeben haben. Mit Gottes Hülfe ist es mir ja gelungen, unser Kirchen-Schifflein durch die Fluth der Zeiten zu steuern, obschon die Größe der mir gestellten Aufgabe mich nöthigt, zu bekennen, daß wohl manchmal etwas versäumt oder gefehlt ist, wo-

*) Da die Sache fortwährend in Druckschriften behandelt wird (Die Lutherische Mission und die Kaste in Ostindien. In Uebereinstimmung mit mehreren seiner Amtsbrüder herausgegeben von A. Morabt, Past. Primarius in Möllen im Herzogthum Lauenburg, Rostock 1860. Die Kaste in Ostindien und die Geschichte derselben in der alten Luth. Mission, von C. Ochs, ev.-luth. Missionar. Zum Druck befördert von mehreren seiner Freunde, Rostock 1860), so kann die Ev. K. Z. nicht ganz darüber schweigen.

Anm. des Herausg.

für ich den Herrn der Kirche um Vergebung bitten muß; wie denn auch Manches, was ich gewollt und erstrebt, unerreicht geblieben. Das Zeugniß aber gibt mir mein Gewissen, daß ich dem heiligen Amte stets meine volle Liebe gewidmet und es unparteiisch zu verwalten mich bemüht habe. Lassen Sie mich Einiges aus meiner öffentlichen Thätigkeit erwähnen. Es sind seit 1839 101 Candidaten sowohl tentirt, als mit meinen verehrten Collegen pro ministerio examinirt; Conferenz hatten 67 Pastoren; 220 derselben sind theils ordinirt, theils im Consistorio verpflichtet, theils in ihrer Gemeinde eingeführt worden; jährlich wurden 3 bis 4 Synoden gehalten u. s. w. Wenn Sie nun hinzurechnen, daß ich mit den Meisten von Ihnen mündlich und brieflich in fortwährend lebhaftem Verkehr gestanden, so werden Sie mit mir fühlen, daß nicht bloß unser äußeres, sondern auch unser innerstes Leben viele Jahre lang eng verbunden gewesen, daß wir für Amt und Wissenschaft zusammen gearbeitet, geforscht und gebetet haben, und daß dadurch zwischen uns ein unzerreißbares Band geknüpft worden, welches in das ewige Leben hinüberreicht.

Diese 21 Jahre umfassen aber zugleich ein wichtiges Stück der Kirchengeschichte unseres Bezirks. Mancherlei Wechsel der Zustände, erfreulicher und schmerzlicher Art, sind darin über unsere Provinzialkirche ergangen. Der Tod hat 76 Amtsbrüder, also reichlich die Hälfte unserer Gesammtzahl, abgerufen; und unter ihnen wie manches theure Haupt! Neue Pfarren sind gegründet zu Fintel, Posthausen, Fischerhude und das Diakonat in Lesum; zu Oyten, Geestemünde und Blumenthal werden dergleichen vorbereitet. Durch das Volksschulgesetz von 1845 hat unser Volksschulwesen zu einer früher nicht gekannten Blüthe sich entfaltet. Vermittelst eines Geschenks vom Königlichen Ministerium wurde 1840 in Stade eine Prediger-Bibliothek gegründet, welche sich seitdem, auch durch Ihre Beiträge, ansehnlich vermehrt hat: könnte ihre Benutzung auch stärker sein, so bleibt sie doch eine Vorrathskammer, wo in Zeiten literarischer Theuerung die nöthige Geistesnahrung zu finden ist. Unsere Prediger-Wittwenkasse hat ihren Fonds fast alljährlich um mehr als 2000 Thlr. vermehrt; und wenn nur erst ihr Beharrungszustand erreicht worden, so wird eine genügende Unterstützung unserer Wittwen und Waisen uns für die der Anstalt gebrachten Opfer wohlthuend entschädigen.

Als ich mein Amt antrat, war das in unserer Provinz neu erwachte christliche Leben noch als Mysticismus verdächtigt. Nach einem natürlichen Entwickelungsgange wurde dann allmählig das Lutherische Bekenntniß, als Glaube unserer Väter, wieder stark betont; und die daraus entstandene Bewegung rief mehrere Differenzen hervor, welche auf principielle Gegensätze hinwiesen. So die wegen der Norddeutschen Missionsgesellschaft, die zwischen der Stader Pastoral-Conferenz und der hochwürdigen theologischen Facultät zu Göttingen, die zwischen dem Luther- und dem Gustav-Adolphs-Vereine. Wie man nun auch hierüber urtheilen mag, so ist doch gewiß, daß diese Reibungen Leben geweckt, namentlich das kirchliche Leben gefördert haben; und wenn auch zuweilen der Eifer stark aufloderte, so wurde doch unser amtsbrüderliches Verhältniß nicht zerstört. Das Jahr 1848 brachte das wichtige Institut der Kirchen- und Schulvorstände, aber zugleich manche Schmälerung der Pfarr-Intraden, und eine früher nicht gekannte Regsamkeit sektirerischer Wühlereien. Gegenwärtig beschäftigen und bewegen uns besonders drei kirchliche Reformen: die Wiederherstellung des Lutherischen Kirchen-Katechismus statt des bisherigen Landes-Katechismus, die hochnöthige Verbesserung unseres Gesang- und Gebetbuchs, und die Einführung einer festen Liturgie für die gottesdienstlichen Handlungen; ein schwieriges Werk, weil wir bisher eine vorgeschriebene Agende niemals gehabt haben. Daß diese Arbeiten zu einem erwünschten Ziele führen mögen, ist die Hoffnung Aller, welche es mit der Kirche wohl meinen.

Der Abschied aus einem so lebensvollen Kreise kann mich nicht anders als mit tiefer Wehmuth erfüllen: ich dränge dieselbe aber jetzt zurück, um noch ein offenes Wort über unsere Aufgabe in dieser ernsten Zeit mit Ihnen zu wechseln. Stets werde ich mit Freuden anerkennen Ihr Werk im Glauben, Ihre Arbeit in der Liebe, Ihre Geduld in der Hoffnung (1 Thess. 1, 3); und hoch schätze ich Ihren Eifer für reine Lehre und kirchliche Gemeinschaft. Denn bei der dermaligen Zerfahrenheit der Theologie in Subjectivismus und Synkretismus ist die Festigkeit des Lutherischen Lehrbegriffs so wie der kirchlichen Formen eine wesentliche Schutzwehr der Kirche. Allein daneben wissen wir ja, daß nicht alle theologischen Satzungen Glaubensartikel sind, und daß das Bekenntniß reiner Lehre erst durch reines Leben den rechten Schmuck und Werth empfängt. Nie habe ich meine Ueberzeugung verhehlt, daß eine Union, welche die Gegensätze des Lutherischen und Reformirten Lehrbegriffs verschmelzen will, vergeblich und vom Uebel sei, daß wir aber die Reformirte Kirche, da sie auf denselbigen Grundlagen, wie die unsere, ruht und mit besonderen Gnadengaben geziert ist, als Schwesterkirche zu achten haben. Unser Hauptkampf muß in dieser Zeit sich richten gegen die losen Lehren des Unglaubens, welche um sich fressen wie der Krebs (2 Tim. 2, 17). Mißtrauisch wollen wir sein gegen eine theologische Wissenschaft, welche die Kirche ignorirt, wohl gar untergräbt; aber die ächte Wissenschaft ist der Kirche unentbehrlich als ihr blanker Schild gegen alle Feinde, besonders gegen die Schwarmgeister und Sektirer. Grundlage unserer Predigt bleibt sowohl der Gegensatz von Sünde und Gnade als das sola fide; allein diese Stücke in ihrer Allgemeinheit immerfort zu predigen, ermüdet und schafft wenig Frucht: die Anwendung der christlichen Wahrheit auf alle Lebensverhältnisse nachzuweisen, sie dadurch dem Herzen nahe zu bringen, ist die wichtigste, wiewohl schwerste Aufgabe eines evangelischen Pastors. Lassen Sie mich endlich noch daran erinnern, daß Verständlichkeit und Gefälligkeit des mündlichen Vortrages nicht Nebendinge sind, sondern Haupt-Requisite, wie jedes, so auch des kirchlichen Redners.

Zum Schlusse bitte ich Sie, auch Ihren Gemeinden und allen treuen Schullehrern meinen herzlichen Abschiedsgruß zu bringen. Mögen jene wachsen in allen Dingen an Dem, der das Haupt ist, Christus, und diese ihre Ehre darin suchen, daß sie dem großen Erzhirten Seine Lämmer zuführen!

Möge unser Kirchen- und Schulwesen unter der treuen Fürsorge meines hochwürdigen Nachfolgers immer gedeihlicher sich entfalten!

Hiermit befehle ich Sie alle Gott und dem Worte Seiner Gnade. „Meine Brüder! seid fest, unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werke des Herrn; sintemal Ihr wisset, daß Eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn" (1 Kor. 15, 58).

Stade, den 10. Mai 1860.

Dr. Friedrich Köster.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 30. Mai. № 43.

Johann Caspar Schade.

(Fortsetzung.)

Am zweiten Advent hielt Schade seine Antrittspredigt, worin er von Herzensgrund bezeugte, „für welch ein hohes, wichtiges, schweres, gefährliches und mühseliges hartes Amt er das Predigtamt erkenne, dessen sich zu weigern er nicht geringe Ursach, es aber auszuschlagen das einzige und größte Bedenken gefunden habe, er möchte sich dem Gehorsam und Dienste seines Herrn auf eine ihm mißfällige Weise entziehen oder das Leiden scheuen... Ein Botschafter Gottes zu sein, an Christus Statt zu lehren, zu ermahnen, Sünde zu vergeben und die Sacramente, Gottes Siegel, zu verwalten, ist das Geringes? Tüchtig zu sein, auch Andere zu lehren, die Bösen mit Ernst zu strafen ohne Unterschied und Ansehen, die Betrübten kräftiglich zu trösten, Allen Allerlei in Liebe zu werden, in der Lehre rein und gegründet, im Leben unsträflich als ein Vorbild der Heerde, und die Rechenschaft der Seelen über sich zu nehmen und dafür einzustehen, ist gewißlich kein Scherz oder Lachen. Einen antretenden Prediger sehe ich an als eine schöne Dirne, um welche viel Liebhaber werben und buhlen, und doch nur Einem zu Gefallen und Liebe werden kann. Die Welt sucht ihn an sich zu locken, ihr nach dem Munde zu reden, fein sanfte und säuberlich mit ihr umzugehen, ja ihre Larven nicht aufzudecken, sondern ganz verblümt ihren Betrug zu berühren und ihre Werke ja nicht zu strafen, daß sie Sünde seien. Dafür verspricht sie ihm alle Gunstbezeugung ihrer Obern, des Pöbels Zulauf mit Haufen, Anderer Liebe und Lob der Sanftmuth, Klugheit und Bescheidenheit und ein herrliches Auskommen, Küchen, Kammern und Kasten zu füllen; wo man aber nicht in Güte dazu zu bringen, drohet sie mit Haß, Verfolgung, dadurch das Leben kümmerlich und sauer zu machen, ja öfters mit Schlägen, Verjagen und Tödten... Dazu kommt das eigene Fleisch mit seinen Einreden und der Satan mit seiner List... Dem gegenüber ist mein Vorsatz, was meines Amtes ist, in der Kraft, die der Allmächtige dem Schwachen geben kann, zu warten: durch Verkündigung der Predigt von Christo, dem Amt des Geistes und N. Ts. gemäß, den Glauben an die Gnade Gottes, Vergebung der Sünden und der Seligkeit, vermittest der Wirkung des heil. Geistes zu wecken und zu stärken, doch unvergessen der Lehre von der Buße und Offenbarung des Zornes Gottes über alle Ungerechtigkeit und Bosheit der Menschen, die Sünder zur Erkenntniß und Bekehrung zu bringen, auch nichts zu verschweigen, was ich erkenne als einen göttlichen Rath; dabei mich jedem darzustellen, der von dem Wege des Herrn absonderliche Befragung sucht, und Keinem mich zu entziehen, der bei Gelegenheit meiner benöthigt, soweit es die Geschäfte öffentlichen Berufs, Kräfte des Leibes und des Gemüths, zusammt der Kürze der Zeit leiden wollen, auch anderwärtlich gerne zu rathen und beizuspringen." —

Wer freut sich nicht, daß Berlin solch einen Geistlichen gewann, und erwartet nicht reiche Frucht von dessen Wirksamkeit! — Vergegenwärtigen wir uns, um die Erfolge dieser Wirksamkeit desto richtiger zu würdigen, das Arbeitsfeld, auf welches Schade sich nun vom Herrn gestellt fand.

Berlin gewann seit dem Schluß des 30jähr. Krieges, besonders auch durch die Einwanderung der Französischen Emigranten, außerordentlich wie an Umfang und Bevölkerung, so auch an Gewerbthätigkeit und Wohlstand, und nicht minder an geistiger Bildung und Gesittung. Unter Churfürst Friedrich III. (1688—1713) wuchs die Einwohnerzahl von 20,000 auf 50,000. Die Dorotheenstadt wurde bedeutend vergrößert, die damalige Spandauer Vorstadt und Stralauer Vorstadt geschaffen, auch die Friedrichsstadt zählte im Jahre 1695 schon etwa 300 Häuser. So wichtige auswärtige Angelegenheiten den Churfürsten beschäftigten, es blieb kein Jahr nach seinem Regierungsantritt ohne eine erhebliche Einrichtung zum Nutzen und zur Verschönerung der Residenz. Und dabei wurden die kirchlichen Bedürfnisse besonders bedacht: Im Jahre 1689 wurde die Jerusalems-Capelle auf Churfürstliche Kosten bedeutend erweitert, als die Zahl der deutschen Bewohner auf der Friedrichsstadt bis zu 300 gewachsen war, für sie ein lutherischer und ein reformirter Prediger angestellt, am 15. August 1695 aber legte der Churfürst mit großer Feierlichkeit und unter dem Geläut aller Glocken der ganzen Stadt den Grundstein zu der reformirten Parochialkirche, deren Bau freilich erst 1703, der ihres Thurmes sogar erst 1713 vollendet wurde.*) Mit dem Umfange und der Verschönerung der Stadt wuchs in gleichem Maße, trotz der steigenden Steuerlast, die der Krieg mit Frankreich und die Prachtliebe des Churfürstlichen Hofes nöthig machte, die Wohlhabenheit und das behagliche Leben der Bürgerschaft. Die hohe Gunst und eifrige Pflege, welche der Churfürst und

*) Nicolai, Beschreibung von Berlin, I. S. 18.

die Churfürstin Sophie Charlotte der Kunst und Wissenschaft zuwandten, regte die geistigen Interessen auch in den dem Hofe näher stehenden Ständen an, und die feine Bildung des Hofes und seine lebhafte Empfänglichkeit für die höheren Genüsse des Lebens verbreitete sich mehr und mehr auch unter die übrigen Bewohner der Hauptstadt. Das Alles trug dazu bei, die Rohheit der Sitten, welche in den früheren, unruhigen Zeiten sich entwickelt, wenigstens äußerlich immer mehr abzuschleifen. — Damit verbanden sich denn freilich auch sehr dunkle Schattenseiten des Berliner Volkslebens. Die Prachtliebe des Hofes reizte zur Nachfolge, die Wohlhabenheit zur Ueppigkeit. Spielsucht und Völlerei nahmen überhand, der Aufwand in der Kleidung ging wie ein ansteckender Wahnsinn durch die Menge bis zu den Dienstboten und ärmeren Handwerkern herab, die Rangsucht bemächtigte sich aller Stände, insonderheit aber drohte der französische Modegeist das Volk bis in sein innerstes Mark zu verderben. — Es half wenig, daß der Churfürst durch ein strenges Edict (v. J. 1696) diesem Unwesen zu steuern und die alte Einfachheit in den Sitten, Trachten und Vergnügungen wieder herzustellen suchte, so wenig wie die Karossen- und Perücken-Steuer (v. J. 1698) den Prunkgeist zu überwinden vermochte. Doch stand bei dem Allen das Hauptbollwerk unsers Volkslebens noch fest: bis in die Kirche war der französische Geist noch nicht eingedrungen. Unsere Gelehrten waren noch zu stolz, um mit fremder Seichtigkeit sich zu befassen, und unser Volk wurzelte noch zu fest im Worte Gottes, um durch Spötter und Zweifler angegriffen zu werden. Das wurde erst möglich, als die schützende Macht fester und wohlgeordneter Kirchlichkeit zertrümmert war. Auf diese aber hielt damals der Churfürst noch mit starkem Arm. Die Verordnungen wegen Heiligung der Sonn- und Festtage wurden durch ihn nicht nur erneuert, sondern verschärft und auf deren Beobachtung mit Ernst gehalten. Von Morgens 8 Uhr bis Nachmittags 5 Uhr sollte gänzliche Stille in der Stadt herrschen. Während dieser Zeit waren alle Thore geschlossen, Lust- und Spazierfahrten untersagt, unter den Linden durfte Niemand spazieren gehen, kein Kaufmannsladen oder öffentliches Local durfte geöffnet werden, auch Reisende und Kranke konnten nur in der Mittagsstunde zwischen 11 und 12 etwas zu ihrer Erquickung erhalten. Während der Fastenzeit durfte keine Musik gehört, an den hohen Festtagen keine Tanzbelustigung gestattet werden, und auch den Prunkgeist und die Rangsucht verfolgte der Churfürst bis an den Altar, indem eine kräftige Verordnung vom 19. Juni 1690 jeden Rangstreit wegen des Vortritts beim heil. Abendmahl streng untersagte.

Dabei waren auch die Kämpfe zwischen den Lutheranern und Reformirten damals wenigstens äußerlich zur Ruhe gebracht, obwohl Manches geschah, was den Unmuth der Lutherischen immer wieder reizen mußte. So schärfte der Churfürst nicht nur von Neuem die Verordnungen seines Vaters ein, jegliche dogmatische Polemik auf der Kanzel zu vermeiden, und erneuerte das Verbot für die Brandenburgischen Theologen, die Universität Wittenberg zu besuchen, so ließ er ferner nicht nur einen sogenannten reformirten Catechismus, in welchem die reformirte Lehre mit bitterem Witz angegriffen war, zu Berlin und Halle öffentlich verbrennen: er schaffte auch, trotz Speners entschiedenem Widerspruch, mehrere kleine Festtage der Lutherischen ab, auf der Denkmünze, die er auf die Grundsteinlegung zur Parochialkirche schlagen ließ, wurde die Reformirte Kirche als die reinste allen seinen Nachfolgern zum Schutz empfohlen, ja bei der Einweihung der Kirche vor dem Cöpnicker Thore, der jetzigen Luisenstadt-Kirche, wurden durch ein Edict „die ärgerlichen, mit dem reinen Gottesdienst streitenden Ceremonien, so bei Ausübung der öffentlichen Gottesverehrung bei den Lutheranern, besonders in den alten Kirchen üblich seien," entschieden verboten. Durch solche Maßnahmen konnte freilich die Spannung zwischen den beiden Confessionen nur erhalten werden; auch die Laien fühlten sich dadurch zur eifrigen Bewachung ihrer Heiligthümer verpflichtet, und es bedurfte deshalb, wie wir sehen werden, nur eines äußeren Anlasses, so brach das unter der Asche fortglimmende Feuer wieder hervor. Doch war jetzt wenigstens äußerlich Friede, so daß Schades Wirksamkeit in dieser Hinsicht keine Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Ueberdies war Schades confessionelle Stellung eine sehr milde. Er sagt davon (Th. 5, S. 406): „Wegen der vielen Religionen und ihren Streitigkeiten ist er nicht groß bekümmert, welches die einige und beste, sondern bleibt ohne Bedenken bei der, welche nach dem Evangelio Jesu Christi seine Herrlichkeit als des einigen Mittlers Gottes und Menschen am Gründlichsten darstellet und den wahren Weg des Glaubens und der Heiligung deutlich zeiget nach der Schrift und Wahrheit, darinnen er Luther und die ihn recht verstehen und folgen zum Wegweiser und Mitgesellen erkennet. Die übrigen aber, bei welchen das Bekenntniß nicht so gut und das Erkenntniß nicht so klar, übergibt er göttlicher Barmherzigkeit und Willen, wünscht ihnen und allen Menschen so viel Erkenntniß und Licht, als zur Seligkeit nöthig ist." —

Dabei fand das durch Spener angefachte geistliche Leben in Berlin von mehr als einer Seite her entschiedene Begünstigung. Die neue Universität Halle wurde recht eigentlich im Interesse der neuen Richtung gestiftet*) und die aus Leipzig vertriebenen Gelehrten Christian Thomasius, Aug. Herm. Francke und Paul Anton als Professoren daselbst angestellt. Die Berufung Speners aber als Probst von St. Nicolai und noch vielmehr die einstimmige Wahl Schades selber an diese Kirche beweisen zur Genüge, wie der Churfürst nicht nur, sondern auch der Rath und die Bürgerschaft Berlins der neuen

*) Es hatte freilich schon der große Churfürst daran gedacht, neben den Universitäten zu Königsberg, Frankfurt und Duisburg auch in dieser Gegend der churfürstl. Lande eine Pflanzstätte der Wissenschaften zu gründen. Mit welcher Munificenz diese Stiftung geschah, zeigt schon, daß ihre Einweihung 21,000 Thlr. kostete. Vergl. Güthers Leben und Thaten Friedrichs I. Breslau 1750. S. 55 ff.

Richtung günstig waren. Das versprach ja dem neuen Geist-
lichen offne Herzen und eine eingehende Thätigkeit. Und dabei
ist endlich auch das nicht gering anzuschlagen, daß Schade un-
ter den damaligen 20 Predigern Berlins sehr tüchtige Mitar-
beiter im Dienste des Wortes fand. Am Dom stand (1687
bis 1699) der Hofprediger Christian Cochius, bekannt we-
gen der Strenge seiner Sitten und des kühnen Zeugnisses, wel-
ches er in Gegenwart des Churfürsten gegen die Hoffeste ab-
legte. An St. Petri wirkte (1686—1704) der Probst Franz
Julius Lütkens, ein Schüler des frommen und gelehrten
Caspar Herm. Sandhagen in Lüneburg, dem auch Francke
seine gründliche Bekehrung verdankte, ein „Bibelmann," wie er
sich selbst nennt, und eifriger Beförderer der Mission in Tran-
quebar; neben ihm aber der Archidiakonus Lucas Heinrich
Thering (1676—1722), dessen Wahlspruch war: „Sein Sohn
ist ihm nicht zu theuer, nein, er gibt ihn für mich hin!" Und
an St. Nicolai selbst hatte Schade, außer seinem Probst und
Freunde Spener, als Collegen Johann Schindler (1685—
1711) und Johann Paul Astmann (1695—1699), welcher
letztere zur Verbreitung der Bibel unter den Armen einen be-
sonderen Abdruck besorgte und den Spener in seiner Leichen-
predigt*) wegen seiner reichen Begabung und Treue sehr hoch
stellt, während von Schindler gerühmt wird: „er habe die
Malzeichen Christi zu tragen für Freude geachtet." — In der
Gemeinschaft solcher Mitarbeiter, sollte man meinen, hätte es
Schade um so weniger an Freudigkeit und Frucht in seinem
Amte mangeln können, und auch an brüderlichem Rath und Halt
nicht, wo etwa seine Eigenthümlichkeit ihn auf Abwege lockte.

Den Weg zu einer gesegneten Benutzung seiner Amtsthätig-
keit suchte Schade sich dadurch zu bahnen, daß er drei Predig-
ten über den rechten Gebrauch des göttlichen Wortes hielt.**)
Diese, wie alle seine Predigten, zeichnen sich durch Einfachheit
und Klarheit, durch reichen biblischen Gehalt und lautere Lehre,
sowie durch körnigte Sprache aus, vornehmlich aber durch hohen
Ernst und die Kraft innerer Wahrhaftigkeit und heiligen Eifers.
Spener sagt von dem Inhalt seiner Predigten in der Leichen-
rede: „Er behielt das Fundament Christum allein mit seiner
Gnade und trieb Nichts als Buße und Glauben, meist allein
bei den Dingen stehen bleibend, die Allen nöthig sind, aller an-
deren hohen und etwa ungewissen Dinge auf der Kanzel sich
enthaltend." Noch deutlicher aber kann ich seine Predigten mit
Schades eigenen Worten charakterisiren, wenn er an seine
Freunde schreibt***): „Seid Boten des Evangelii und des Wortes
des Geistes, daß ihr es vortragt nicht mit Worten menschlicher
Weisheit und Wohlredenheit, aus Schmeichelei und Menschen
zu gefallen, sondern Gott, der eure Herzen prüft, mit aller Ein-
falt, Lauterkeit und Geistes Kraft. Führt die Menschen von

*) Bd. X. S. 230 ff.

**) Er hat sie späterhin niedergeschrieben und mit einer Vorrede
drucken lassen. Th. III. S. 1—170.

***) Das erste Sendschreiben S. 17.

ihrem bloßen äußerlichen Dienst und gefaßter falscher Meinung
davon auf den rechten innerlichen Grund der Buße zu Gott
von den todten Werken und thätigen Glauben an Christum und
auf das wahre rechtschaffene und fruchtbare Christenthum. Zieht
ihnen unter den Armen hervor die Polster und Pfühle ihrer
fleischlichen Sicherheit, nämlich allerhand Entschuldigungen und
Ausflüchte, hingegen treibt mit rechtem Eifer die Lehre der
Gottseligkeit, des heiligen Wandels und Nachfolge Christi, und
gehet nicht nur mit Schein und Stellen, sondern lebendigem
und kräftigen Beweis durch Liebe, Genügsamkeit, Sanftmuth
und wahrer Furcht des Herrn euren Heerden vor." Von die-
sem Geiste sind alle Predigten Schades durchdrungen.

Dabei muß Schade auch mit bedeutenden Kanzelgaben
begnadigt gewesen sein. Spener rühmt in der Leichenpredigt
von ihm: „die Gaben Gottes waren bei ihm in reichem Maaß:
eine schöne und zu dem Zweck des Predigtamts genugsame Eru-
dition, nicht allein eine helle durchdringende, für Alle verständ-
liche Sprache, sondern auch eine ungemeine Gabe, einfältig und
doch gründlich, beweglich und der Gemeinde recht ans Herz zu
reden, also, daß so viele Fremde, da sie ihn etwa nur einmal
gehört, ihm Zeugniß gegeben, in gleichem Maaß Keinen oder
nur Wenige gehört zu haben." Diesen Ruhm mußten ihm auch
seine Feinde lassen. Er selbst bezeugt, daß ihm das Predigen
nicht schwer werde, und seine näheren Bekannten berichten, wie
er oft im Fall der Noth ohne die geringste Vorbereitung und
doch auf die durchdringendste Weise gepredigt, auch zum öftern
sein Concept, welches stets nur in wenig Zeilen auf einem klei-
nen Blättchen bestanden, geändert und einen ganz anderen Ge-
genstand erst in der Kirche vorgenommen habe, wenn er eine
größere Menge Volks und andere Umstände vorgefunden. —
Seine Rede hat nicht selten, in einigen Predigten durchgehends,
etwas von dem Tone und Schwunge der alttestamentlichen
Propheten, so daß sie dann, auch ganz mit deren Worten, wie
ein gewaltiger Strom daher brauft.

Was aber seinen Predigten den vollen Nachdruck gab, war
sein eigener lauterer und ernster Wandel, seine Treue im Großen
wie im Kleinen, sein unverdrossener Fleiß und seine unermüdete
Arbeit, besonders auch seine Freigebigkeit gegen die Armen, die
so weit ging, daß er oft nicht einen Thaler für sich selbst im
Hause hatte. Uebrigens wurden seine Predigten je länger, je
ernster, man muß sagen gewaltiger. Sein brennender Eifer um
das Haus Gottes und gegen Alles bloß Aeußerliche oder was
ihm als Falsch in der Kirche und im Leben seiner Gemeinde-
glieder erschien, steigerte sich zu einem wahren Eliaseifer. Ich
theile darüber, zugleich als ein Beispiel seiner Predigtweise über-
haupt, nur einige Stellen aus den 3 Predigten mit, die er
über das Evangelium am 10. Sonntage nach Trinitatis (der
Herr sahe die Stadt an und weinte über sie) hielt.*)

„Kommt man aus der Ferne und sieht die Stadt vor sich
liegen, möchte immer einer dem andern zurufen, wie die Jünger

*) Sie stehen Th. 4. S. 225—363.

Christi dem Herrn: Siehe, welche Stadt und welche Gebäude sind das! da die herrliche und prächtige Stadt in ihrem Schmuck sich darstellt, nach ihrer anmuthigen Gegend, darauf sie sich ausbreitet. *) Da stehen ihre erhabene Thürme, aufgeführte Wälle und Magazine, befestigte Mauern und Bollwerke, alles in guter und künstlicher Verfassung. Man geht durch die Vorstädte und kommt von einer Stadt zur andern: da stehen die wohlgebauten köstlichen Paläste und Häuser, die breiten und langen Straßen; Schloßkirchen, Rathhäuser ꝛc. Geben alle ein gutes Ansehen von sich. Auf den Gassen zeigt sich eine Menge des Volks, und in den Häusern ist fast alles bezogen und bewohnet. An den Gerichtsstellen wird Gericht gehalten für Fremde und Inwohner; von den Kanzeln wird bei beiden Religionen frei und ungehindert gepredigt. In den Schulen gelehrt. Die Handlung und Nahrung wird getrieben. Jeder sitzt unter seinem Weinstock und Feigenbaum in guter Ruhe. Wir genießen des Segens vom Himmel, der Fettigkeit der Erde und Fruchtbarkeit des Wassers. Da lacht Manchem sein Herz, möchte wohl eine Stund davon mit Lust hören, und bei sich sagen: Wohl dem Volk, dem es also geht! Hier ist gut wohnen. Allein so wahr dieses, so wahr ist auch das Folgende; drum höret Beides mit einerlei Herzen an. Nicht ist alles Gold, was gleißt. Und was in die Ferne schöne Farben wirft, ist öfters, wenn man nahe kommt, ein geringer Scherben. Sodoms-Aepfel sind gemein, die auswendig schön, inwendig voller Asche sind. Jesus weint billig über unsere Stadt, wie über Jerusalem. Denn er besieht sie nahe und beim Licht, siehe, so zeigt sich alles anders und umgekehrt.... Ihr gestehts alle, daß, wie anderer Orten, also auch hier mehr Gottlosigkeit als Gottesfurcht, mehr Sünde als Gutes im Schwange geht. Lieber, wer ist Schuld daran? Niemand. Wir machen es wie das lose Gesinde: wo Schaden geschehen, leugnets Jeder, oder schiebt immer eins die Schuld aufs andere. Hier in der Stadt geht im Schwange Hoffahrt und Kleiderpracht; dem geb ich noch die Ehre, daß es oben an als eins der fürnehmsten Laster steht, denn es fällt gerade in die Augen, und wird in der Hölle auch den Vorzug der Strafe vor andern Sünden haben. Wer sieht nicht auch in unsern Kirchen und beim Abendmahl, wie fast ohne allen Unterschied bei Hohen und Niederen alles aufgespitzt, hochgethürmt, geschwänzt, mit Gold, Silber, Perlen, Spitzen, Borten, Kanten, und wie die Phantasie alle heißt, von oben bis unten aus behangen, befranzelt, betrodelt und beschmiert ist. Was zeigt das? Ein recht demüthig Herz. Der Teufel lehrt einem andern glauben, mir nicht." So geht er die herrschenden Sünden durch, dann läßt er den Herrn sagen: „Gräuliche Dinge finde ich in allen deinen Haufen, und mein Name wird täglich dadurch verlästert. Dessen sich eure Väter als blinde Heiden schämten in finstrer Nacht, das verübt ihr als Kinder ungescheut am Mittage. Meine beiden Ohren gällen vor dem Lästern und Fluchen eurer Lippen. Mein Auge sieht all euer Fleischeswerk. Vor Trügerei, Geiz und Hoffart wollt ihr mich nicht kennen; siehe, ich sehe es wohl, wie ihrs treibet. Ich bins müde zu leiden. Gleichwohl schmückst du noch dein Thun, daß ich dir gnädig sein soll. Unter solchem Schein treibst du nur desto mehr deine Bosheit. Meinst du, die Feigenblätter deines äußerlichen Gottesdienstes werden deine Sündenblöße decken? Vor mir ist kein Finsterniß noch Dunkel, daß sich da möchten verbergen die Uebelthäter. Was hilft dichs, daß du zu deinen gebauten Kirchen gehest, da du doch zum Götzentempel des Weltgottes geworden bist.... Die Decke deines Lippenbeichtens und Betens ist zu schmal, die Menge deiner Sünden zu bemänteln...." Die Predigt schließt:

O Land, o Land, o Land! hör, Jesus warnet dich,
Noch ist es Zeit, wach auf! mit Fleiß zu bessern sich.
O Stadt, o Stadt, o Stadt! hör, Jesus warnet dich,
Wach auf! nun ist es Zeit, mit Fleiß zu bessern sich.
O Mensch, o Mensch, o Mensch! hör, Jesus warnet dich,
Wach auf! noch ist es Zeit, mit Ernst zu bessern sich!

Welch ein tiefer sittlicher Ernst! Welch ein Zeugenmuth und brennender Eifer um des Volks Besserung! Es kann uns daher nicht wundern, wenn Spener in Schades Leichenpredigt von der Wirkung seiner Predigten sagt: „Ich zweifle daran, ob ein Einiger unter euch sei, der ihn mehrmal predigen hören und nicht bekennen müßte, daß er davon eine Rührung in seiner Seele empfunden. Aber das bin ich gewiß, daß euer eine starke Zahl ist, die vordem in offenbaren Sünden oder grober Heuchelei, also in großer Seelengefahr gestanden, denen der Herr vor allen Anderen dieses Mannes Wort an ihren Seelen gesegnet habe, sie zur Erkenntniß ihres sündlichen Zustandes und dadurch zur Buße zu bringen, folglich ihre Seelen aus dem Verderben zu retten." — Aber wir können dabei auch Eins nicht übersehen. Es ist die innerste Eigenthümlichkeit des Pietismus, daß er sich einseitig in das Gefühl der Sünde und Sündenschuld versenkt, ohne sich zugleich in der Gewißheit der empfangenen Versöhnung zur vollen Glaubensfreude zu erheben; womit eng zusammenhängt, daß er ein größeres Gewicht auf die Heiligung, als auf die Rechtfertigung legt und beide leicht mit einander vermengt; woher denn weiter folgt, daß er viel stärker auf die Buße, als auf den Glauben dringt, so daß seine Predigten, bei allem evangelischen Gehalt, den Charakter gesetzlicher Strenge annehmen und ihre Wirkung gradezu in ein gesetzliches Wesen umschlägt, statt zur wahren Heiligung zum bloßen Schein des gottseligen Wesens, zur frommen Disciplin, zur Manier in der Frömmigkeit, ja zur Heuchelei führt. Es tritt das Alles in der späteren Entwicklung des Pietismus thatsächlich hervor, die Keime dazu liegen aber bereits auch in Schades Predigtweise, wie denn Spener mit Schades Worten es beklagen muß, „daß seine Predigten bei Vielen zur heimlichen Heuchelei ausgeschlagen."

(Fortsetzung folgt.)

*) Auch der als Alterthumskenner berühmte französische Arzt Carl Patin schrieb schon im Jahre 1673 über Berlin: „Alles schien mir zu Berlin so schön, daß ich dachte, es müsse hier der Himmel eine Oeffnung haben, durch welche die Sonne ihre Gunstbezeugungen diesem Lande gewähre." Berl. Kalender 1822 S. 70.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 2. Juni. № 44.

Johann Caspar Schade.

(Fortsetzung.)

Neben der Predigt wandte Schade seine Thätigkeit auf ein damals sehr vernachlässigtes Gebiet, auf die christliche Unterweisung der Jugend. Die war in jener Zeit fast ganz der Schule und der häuslichen Erziehung anheim gegeben, während die Kirche nur mit den Catechismuspredigten und den kirchlichen Catechisationen ergänzend hinzutrat. Schade sammelte außerdem die kleinen und größeren Kinder wöchentlich zu bestimmten Stunden um sich in seinem Hause, nicht bloß um sie aus Gottes Wort zu belehren, sondern vor Allem „um ihre Herzen zu rühren und sie im Gebet zu üben", ließ auch für sie, theils auf seine eigene Kosten, theils aus Liebesgaben, die er sich dazu von nah und fern erbat, Tractate, das Neue Testament und die Psalmen drucken, die er um ein Geringes oder auch ganz umsonst unter sie vertheilte. *) Er zog damit die Kinder so mächtig zu sich hin, daß sie mehrmals truppweise nach seinen Predigten auf seine Stube kamen, mit der Bitte, sie aus der Predigt zu fragen und mit ihnen zu beten, ja daß sie auf der Straße ihm nachliefen und um Aufnahme in seine Stunden ihn angingen. Der Erfolg dieses Unterrichts war so außerordentlich, daß Spener in der Leichenpredigt ausruft: „Was hat er nicht an der lieben Jugend ausgerichtet im Beibringen vieles Erkenntnisses, auch kräftiger Rührung der Herzen und Angewöhnung zum Gebet! also daß auch Fremde, wenn sie den Segen gesehen, sich nicht genug darüber haben verwundern können und unser Berlin dieses Mannes halber glücklich gepriesen." Die Einseitigkeit seiner Richtung trat aber auch hier wieder zu Tage, wenigstens werden wir es nicht als etwas Normales bezeichnen können, wenn Kinder von 8 bis 10 Jahren dabei viertelstundenlange Gebete hielten.

Mit der größten Aufopferung widmete sich Schade der speciellen Seelsorge, und das namentlich bei den Armen und Verkommenen der Gemeinde. Hier lag wieder ein recht schweres Gebrechen jener Zeit. War die Evangelische Kirche anfangs recht eigentlich eine Volkskirche gewesen, in der von Luther Alles — Bibelübersetzung, Predigt, Catechismus, Lied und Liturgie für das Volk in allen seinen Schichten und Gliedern berechnet war, die spätere Geistlichkeit hatte sich mit ihrer Gelehrsamkeit soweit vom Volke geschieden, daß von geistlicher Pflege desselben außerhalb der Kirchenmauern nur in seltenen Fällen die Rede war. Bei den obengenannten trefflichen Geistlichen Berlins wirds nun zwar hier nicht daran ganz gefehlt haben, aber Schade wirkte auch nach dieser Seite hin mit ebenso viel Hingebung als Erfolg. Selbst bei ganz verhärteten Sündern fand er Eingang und viele schwer Angefochtene, die er getröstet, nannten ihn „Seelenvater." Zum Tode Verurtheilte erbaten sich häufig ihn für ihren letzten Gang, obwohl er namentlich bei ihnen nicht eher tröstete, bis er sie gründlich zerschlagen hatte. — So errichtete er auch für das Gesinde und für Handwerker in seinem Hause besondere Erbauungsstunden, die aber, wegen mannigfacher dabei vorgekommener Unordnungen, im Jahre 1696 untersagt wurden. Desgleichen widmete er auch den hiesigen jungen Theologen, 15 an der Zahl, wöchentlich eine besondere Stunde, „sie in der heil. Schrift alten und neuen Testaments zu üben", und diese können es nicht genug rühmen, welchen Segen sie davon, wie von dem Anschauen seiner amtlichen Thätigkeit überhaupt hatten.

Mit welcher Fürsorge Schade die einzelnen Seelen nah

*) In wie origineller Weise Schade dabei verfuhr, zeigt, was er Th. II. S. 478 über die Entstehung seines Tractats: „Der Kinder Gottes geistreiches Schatzkästlein und güldenes A. B. C." erzählt. „Eins von den Mädchen, die in meiner Stube zusammen waren, fragte mich: „„Was haben wir denn?"" meinend, was sie heute gefragt werden würden. Ich nahm die Frage aber in höherem Sinne und antwortete: Ei, das ist fein, daß das Kind darnach fragt, was wir haben! Was habt ihr denn? Sagt mir doch, was Gutes Gott euch geschenkt, denn das könnt und sollt ihr selbst wissen, nach dem schönen Spruch: Wir haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, daß wir wissen können, was uns von Gott gegeben ist. Darauf fing bald eins nach dem andern an, dieses und jenes zu erwähnen, was es erkennete von Gott empfangen zu haben. Ueber acht Tage erzählten sie davon noch mehr, was dann mit ihnen besprochen, auch die Sprüche dazu aufgeschlagen und erwogen wurden. Die Fleißigern forschten zu Hause in ihren Bibeln immer mehr nach, und mußten auch die Eltern ihnen suchen und sammeln helfen und schrieben es in Büchlein, bis sichs über 100 gemehrt. Nachher fing ich mit den Knaben in ihrer Stunde dasselbe an. Die sammelten nun aus den Evangelien die Namen des Herrn Jesu, die von seinem Amt, Wohlthaten, Herrlichkeit und Würde zeugen, nach 1 Cor. 1, 30, daß sie sagen sollten, wozu ihnen Christus gemacht, und zwar, um das leichter zu behalten, nach den Buchstaben des Alphabeths, und schrieben das auch zusammen."

und fern, wachend und schlafend auf seinem Herzen trug und mit welchem Ernst er jede Gelegenheit benutzte, sie dem Herrn zu gewinnen und vor Abwegen zu behüten, darüber nur folgende Beispiele. Eine Frau seiner Gemeinde hat ihm zum Christfeste etwas „Gemüse" geschenkt; dem Dank dafür fügt er die Worte hinzu: „Euch aber, liebe Frau, segne der Herr auch dafür mit himmlischen Gütern, daß wir ja nicht, wie neulich ein Traum mich schreckte, nach der Welt Pracht und Wollust zurücke sehn. Den lieben Herrn R. und liebe Jungfrau Tochter grüße ich freundlich und bitte mir bei ihnen für den Herrn Jesum eine Bitte bei euch Allen aus, daß, so ihr ihn jetzt nicht liebet, künftighin noch zehnmal mehr lieben möget in der That und in der Wahrheit." *) Von einer fernen Freundin hatte er viel Rühmens über deren christliche Thätigkeit nach außen hin gehört. Er schreibt: „Ihr wisset wohl, daß ich die ordentliche Nachfolge Jesu in herzlicher Demuth und Sanftmuth höher und sichrer als alle solche Dinge und Handlungen halte, zumal wir mehr und mehr lernen, wie gar leichtlich darunter Verirrungen folgen. Wo findet man in der Schrift, daß Frauen, Jungfrauen und Mägde ihr Haus und Arbeit verlassen, ohne Noth hie und da herumgezogen, große und wunderliche Dinge vorgegeben, daraus doch nichts als vergebliche Unruhe und Lästern entstanden. Die Freundin solle nur ferner bei ihrem Spinnrad und Nähepult sitzen." **) Einem besonders begabten Freunde schreibt er: ***) „Gaben machen nicht selig, sondern Gnade, die Gott den Demüthigen gibt. Fände ich Einen, der Wunder thäte, weissagte und in den Himmel fliegen könnte, aber nicht dabei den innern Grund der Verläugnung aller solchen Dinge an seiner selbst, ich wollte seine Gaben nicht ansehen; aber den, der Beweis trägt des Sinnes Jesu Christi in Niedrigkeit und sein selbst verachtet, küßte ich als den nächsten Freund Gottes, Christi Ebenbild."

Was sein vielbeschäftigtes Leben ihm irgend an Muße übrig ließ, widmete er dem Gebet und dem Dichten geistlicher Lieder. Er hat deren 44 verfaßt, wenn man seine Bearbeitungen mehrerer älterer Lieder mitzählt. †) Schon ihr Herausgeber sagt von ihnen: „Die Kunst der Reime hat Schade nicht gesucht, sondern Geist, Kraft und Wahrheit." Ihre Form ist durchaus schlicht, viele kommen über gereimte Prosa nicht hinaus, durch alle aber geht Schades großer Ernst und Eifer für echtes Christenthum. Etliche aber sind Erzeugnisse gläubiger Begeisterung und deshalb in unsern Gesangbüchern bis heute geblieben. Ich nenne nur:

Ach Gott, in was für Freudigkeit.
Auf, hinauf zu deiner Freude.
Mein Gott, das Herz ich bringe dir.
Meine Seel ist stille ꝛc. und
Ruhe ist das beste Gut.

Bei weitem die meisten derselben sind in Stunden schwerer innerer und äußerer Anfechtung entstanden und vorherrschend subjectiv, so daß Schade auch hierin wieder als Repräsentant der pietistischen Liederdichtung dasteht, durch welche späterhin das objective Kirchenlied mehr und mehr, und wahrlich nicht zur Kräftigung desselben, aus dem kirchlichen Leben verdrängt wurde.

Stehen wir nun hier stille und sehen, soweit Menschenaugen hierbei reichen, welchen Erfolg diese vielseitige Thätigkeit Schades bei seinen Zeitgenossen gehabt hat. Es konnte nicht anders sein, als daß solche hohe geistliche Begabung, verbunden mit solchem Eifer und solcher Hingebung an die Sache des Herrn, mächtige und tiefeingreifende Wirkungen zur Erweckung und Bekehrung Vieler hervorbringen und deren Herzen mit Liebe und Verehrung gegen den seltenen Mann erfüllen mußte, bei dem in der That jede Kraft seines Geistes und jede Faser seines Herzens einzig seinem Amte gewidmet war, so daß er auch aus dem Grunde der Ehe entsagte, um ganz allein und durchaus unabhängig seinem heiligen Berufe zu leben. Und es war auch das nur ein Beweis mehr für seine fruchtbare Arbeit, wenn alle die, welche der Kraft und Wahrheit seines Zeugnisses sich verschlossen, zur Feindschaft und steigenden Erbitterung gegen ihn getrieben wurden. Wir werden es aber auch gerechtfertigt finden, wenn sein stürmischer Eifer nicht wenige der Wohlgesinnten bedenklich machte und wenn sein stetes Kämpfen gegen das Vertrauen auf äußerliche Kirchlichkeit alle die tief verletzte, welche der kirchlichen Ordnung von Herzen anhingen, obgleich ihr inneres Leben sich nicht in der Lebhaftigkeit Schades äußerte, während noch Andere dadurch zur Geringschätzung der kirchlichen Gnadenmitteln verleitet wurden, ja wenn er durch seine zweischneidigen gesetzlichen Predigten sich die Herzen Vieler verschloß. Besonders traurig aber war, daß er dabei mit seinen Collegen immer völliger zerfiel, sich nun immer mehr auf sich zurückzog, und damit seine Subjectivität zur ungezügelten Herrschaft über sich kommen ließ. Hören wir darüber seine eigenen Aeußerungen. In einem Briefe an den Probst Spener*) schreibt er im J. 1693: „Ew. Hochwürden ist noch der Einzige, dem ich mein Anliegen zu eröffnen dienlich finde... Mit meinen Mitarbeitern hat sich noch nie keine wahre innerliche Gemeinschaft des Geistes und daraus ernstlich und gesammte Unterredung und Berathung vom Besten unsrer Heerde finden wollen." Aus einem anderen Briefe an einen Collegen und Gevatter **) aber geht hervor,

*) Sendschreiben S. 88.
**) Ebd. S. 60. 67.
***) Ebd. S. 66.

†) Zu dem Liede des Angel. Silesius: „Meine Seele, willst du ruhn ꝛc." hat er nur die zwei letzten Verse hinzugedichtet. Sein Lied: „In meines Herzens Grunde ꝛc." ist nur eine Variation auf V. 3 von „Valet will ich dir geben." Seine Lieder erschienen zuerst in dem sogen. Pietisten-Gesangbuche „Andächtig singender Christenmund" von Andr. Luppius. Wesel, Duisburg und Frankf. 1692; nach seinem Tode zu Cüstrin 1699.

*) Sendschreiben Nr. XLI. S. 112 ff.
**) Sendschreiben Nr. XLVII. S. 135.

daß es zwischen diesem und ihm zur vollen Entzweiung gekommen war. — Ueber den Erfolg seines Wirkens klagt er gegen Spener*): „Nunmehr stehe ich fast zwei Jahre in hiesigem Predigtamt, mit was aber für Segen und Erbauung, weiß der Herzenskündiger; ist es aber nicht Jammer und Betrübniß, fast bei Keinem wahre Besserung und Wachsthum und durchgehends bei den Meisten, wollt fast sagen Allen, beharrliche Sicherheit und Heuchelei und Vermehrung schwerer Sünden und Gräuel, wider welche nicht scharf genug kann geeifert werden und doch nichts anschlägt." Sein ganzes Herz über den Widerstand, den er fand, aber hat er in dem Liede ausgeschüttet:

Hilf Gott, wie gehts doch jetzo zu,
Was sind nur das für Zeiten?
Die Menschen hassen ihre Ruh
Und wollen gar nicht leiden,
Daß man sie lehr den rechten Weg,
Daß man sie führ den schmalen Steg,
Der nach dem Himmel führet.
Sie sagen ungescheuet: Nein!
Wir wollen bleiben, wie wir sein.
Sieh, wie das Volk sich zieret! u. s. w.

Wir werden auf solche Klagen nicht zu viel Gewicht legen; sie sind allen treuen Zeugen Gottes zu allen Zeiten eigen, und bei Schades Eifer nur um so erklärlicher. Das aber werden wir dabei auch nicht übersehen dürfen, wie unserm Schade, weil er fort und fort gegen das falsche Vertrauen auf die Gnadenmittel eiferte, selber das volle Vertrauen auf die objektive Macht und unausbleibliche Wirkung der Gnadenmittel — sei es zum Segen oder zum Gericht — abhanden kam, und wie er, der so stark auf die Besserung des Lebens drang, von seinem Wirken nur da Frucht sah, wo diese ihm in der von ihm geforderten Gestalt entgegen trat.

Sehr bezeichnend ist dabei die hohe Achtung, welche Schade bei den Berliner Juden fand**). Diese hatte ja freilich noch ihre besondere Veranlassung. Etwa zwei Jahre vor seinem Tode hatte ein Jude, dessen Sohn von einem bösen Geist besessen war, wider den die rabbinischen Gebete und sonstigen Ceremonien nichts vermochten, sich in Gemeinschaft des Rabbiners an Schade mit der Bitte gewendet, ob er nicht kommen und über den Knaben beten wolle. Schade hatte sich dazu unter der Bedingung bereit finden lassen, daß er nicht anders, als in dem Namen Jesu von Nazareth über den Knaben beten werde, und durch sein brünstiges Gebet erlangt, daß es mit dem Kranken sofort besser wurde. Seitdem hielten ihn die Juden für einen prophetischen Mann und kamen öfter zu ihm; doch lesen wir nicht, daß, obwohl damals überall eine große geistige

*) In dem vorher angezogenen Briefe.

**) Die Zahl der Judenfamilien in Berlin betrug beim Antritt der Regierung des Churfürsten Friedrich III. 31. Hahn, Friedrich, der erste König in Preußen, S. 128.

Bewegung unter den Juden stattfand*), Schade einen Juden zu Christo gebracht hätte. Die scheinbare Erfolglosigkeit seines Wirkens und die wider ihn wachsende Feindschaft trieben Schade zu immer gesteigertem Eifer, und dieser mußte ihn, bei der Schwäche seines Leibes und der Reizbarkeit seines Gemüths, in wenig Jahren aufreiben. Der Culminationspunkt seines Lebens, Wirkens und Leidens aber wurde der durch ihn hervorgerufene Streit über den Beichtstuhl.

Die Privatbeichte, in welcher jeder Einzelne selbst dem verordneten Diener am Wort ein allgemeines Sündenbekenntniß ablegte, und nach Bedürfniß auch besondere Vergehungen bekennen konnte, und dann speciell für seine Person unter Handauflegung die Absolution empfing, gehörte mit zu den eigenthümlichen Institutionen der Lutherischen Kirche. Die Reformatoren hatten diese Privatbeichte von den Mißbräuchen der römischen Ohrenbeichte gereinigt, indem sie den Zwang, die einzelnen Sünden bekennen zu müssen und die dafür von dem Priester eigenmächtig verhängten Büßungen davon weggethan, und sie so auf ihren wahren biblischen Grund und Gehalt zurückgeführt hatten. Sie diente dazu, die mangelhaft Unterrichteten durch das Beichtverhör in der rechten Heilslehre fester zu begründen und den Angefochtenen in ihren Gewissensnöthen besonderen Rath und Trost zu ertheilen, die entschieden Unwürdigen um ihrer selbst und um des Sakraments willen vom Tische des Herrn fern zu halten, ihr Hauptzweck aber war die specielle Absolution, daß jedem Einzelnen, nicht nur wie in der Predigt die Vergebung der Sünden im Allgemeinen verkündigt, sondern durch das ihm besonders applicirte Wort der göttlichen Verheißung an Christi statt besonders zugeeignet werde. Um des gewissen Trostes willen dieser Absolution namentlich hielt Luther von der Privatbeichte so hoch, daß er sagte: „Wenn tausend und aber tausend Welten mein wären, so wollt ich Alles lieber verlieren, denn dieser Beicht das geringste Stücklein aus der Kirche kommen lassen," wobei er jedoch andrerseits die christliche Freiheit so fest hielt, daß er, um diese zu wahren, zuweilen selbst ohne Beichte zum h. Abendmahl ging. In demselben Sinne haben dann auch die Bekenntnißschriften der Lutherischen Kirche über den hohen Werth der Privatbeichte sich ausgesprochen, so daß sie in allen genuin lutherischen Gemeinen zur festen kirchlichen Ordnung wurde. Und auch das wurde festgestellt, daß sie nur im Beichtstuhl, also weder im Pfarrhause noch in der Sacristei, sondern öffentlich in der Kirche, wenn auch nicht für die Ohren doch vor den Augen der Gemeine, als ein durchaus unverdächtiger, öffentlicher, gottesdienstlicher Act vollzogen werden sollte. Und das war hergebrachte Ordnung auch bei sämmtlichen lutherischen Gemeinen in Berlin.

Seit dem 30jährigen Kriege hatte allerdings das Beichtwesen nach seiner inneren Seite großen Eintrag erlitten. Die ganze äußere Einrichtung der Privatbeichte war zwar wieder hergestellt, aber man ließ das Beichtverhör, die unterweisende

*) Siehe Speners Letzte Bedenken III. S. 426.

und pastorale Unterredung mit den Beichtenden so zurücktreten, daß der Confitent eben nur seine Beichtformel aufsagte und darauf ohne Weiteres die Absolution empfing. Auch hatte man ein genaueres Eingehen auf den Seelenzustand der Einzelnen sich fast unmöglich gemacht. Während nämlich die älteren Kirchenordnungen durch förmliche Gebote verhindern, daß die Leute nur zu bestimmten Jahreszeiten zur Communion kommen, damit die Zahl der Beichtenden die Zeit und Kraft des Pastors nicht übersteige, so hatte man damals geradezu bestimmte Communionzeiten festgestellt, um die Leute an den regelmäßigen Besuch des Altars zu gewöhnen, wodurch natürlich die Zahl der Beichtenden für einzelne Tage sich übermäßig häufen mußte und dem Geistlichen zu einem näheren Eingehen auf die Bedürfnisse der Einzelnen kein Raum blieb. Hieraus folgte dann weiter, daß man die Versagung der Absolution nur in ganz außerordentlichen Fällen zur Anwendung brachte, und daß die gewissenhafte Handhabung der Kirchenzucht, namentlich den vornehmeren Ständen gegenüber, immer mehr außer Brauch kam. Dabei konnten denn freilich Viele, wenn sie sahen, wie die Leute trotz Beichte und Abendmahl ungebessert dahinlebten, auf den Wahn gerathen, das zur Beichte gehen an sich sei genug, Vergebung der Sünden und ewige Seligkeit zu erlangen, und ihnen so der Beichtstuhl ein Mittel zur Verstockung in der Sünde werden. Daher denn die Klagen in jener Zeit, „daß man eine Gewohnheit oder gar eine Abgötterei aus der Beichte mache, daß das Beichtwesen die Leute sicher mache und die Sicheren sich dadurch nur mehr verstockten." *) Daß diese Uebelstände des damaligen Beichtwesens Schade bei seiner tiefen Verstimmung gegen die kirchlichen Institutionen besonders schwer drücken mußten, läßt sich erwarten. Er erzählt davon: „Von der ersten Zeit an, nachdem ihm Gott die Augen geöffnet, worin das wahre Christenthum bestehe, habe er zugleich eingesehen, wie der falsche Wahn so vieler Menschen von ihrer Beichte und Absolution ... der gefährlichste Selbstbetrug der Seelen und demnach ein Stück sei, wodurch so Viele von der wahren Aenderung ihres Herzens und Lebens, also von ihrem Heil ab und in ihrem sichern Leben mit höchster Gefahr aufgehalten würden. Er habe deshalb schon bei seiner Berufung ins Amt nicht wenig Scrupel gehabt, aber diese nicht so mächtig befunden, das Amt auszuschlagen, vielmehr nicht ohne Angst und Furcht versucht, wie weit sein Gewissen das werde tragen können. Schon bei dem ersten Beichtesitzen habe er viel Angst und Leiden empfunden, theils wegen Ungewohnheit, also mit den Leuten, so einem auf den Hals treten und stets in den Mund sehen, getrost zu reden, theils aus Herzenskummer, soviel nie Gesehene und Fremde alsbald zu absolviren. Das sei mit der wachsenden Zahl seiner Beichtkinder immer schlimmer geworden. Wenn er all die Leiden erzählen solle, die er von solcher Zeit an erdul-

*) Vergl. hierüber wie über das Beichtwesen überhaupt die ausgezeichnete Schrift Kliefoths in dessen Liturgischen Abhandlungen, Bd. 2.

det, wegen Ohnmacht seines Leibes, Blödigkeit des Herzens, Mangel der Worte, Angst der Seelen, Zweifel des Gewissens, Sorge, Schlaflosigkeit, Seufzen, Traurigkeit, Wehmuth, so daß er von Anfang seines Amtes an nie recht eine Stunde fröhlich geworden, ohne daß Gottes Geist noch zuweilen sein Herz getröstet, daß er Anderen habe Trost und Freude einpredigen sollen und dessen selbst beraubet sein, auch keinem Menschen das habe klagen dürfen, weil er wenig Rath und Hülfe habe hoffen können: so traue er sicherlich zu Gott und der menschlichen Natur, daß auch die jetzt über ihn erbittertsten Gemüther zu einiger Erbarmung würden gezwungen werden, da er so oft das Ende eines Missethäters gegen seinen Zustand gern vertauscht hätte."

Wir bemerken hierbei vorläufig nur, wie Vieles ganz Subjective, auch nicht einmal im Mißbrauch der Beichte, sondern einzig in der Persönlichkeit Schades Liegende sich bei ihm einmischt, um ihm das Beichtesitzen unerträglich zu machen. — Bereits im Jahre 1693 schreibt er deshalb an Spener*): „Der Hauptpunkt nun, warum mir es jetzt zu thun, ist, worüber ich von Anfang an geschrieen und auch Ew. Hochwürden geklagt, nämlich das verderbte Beichtsitzen. Ich mags wohl verderbt nennen, denn es ist in Grund verderbt und verdirbt den Grund — da überfällt mich schon die Angst, wenn ich es nennen oder dran gedenken soll. Mit einem Wort: Gott, hilf heraus, ich kann nicht mehr! Alle äußerliche Feigenblätter und Pflaster wollen nicht zureichen, meinem Gewissen zu helfen, das weißt du! Was ich darüber an Leib und Gemüth gelitten bei Tag und bei Nacht, noch leide und leiden werde, ist dir am Besten bekannt. Hier vermeint ich nun mein ganzes Herz auszuschütten, warum ich es aber nicht thun kann, muß ich Gott befohlen sein lassen. ... Ich besorge, wo ich ferner mit solchem Widerspruch meines Herzens Alles als in Heuchelei und verletztem Gewissen verrichte, daß, wie sichs anläßt und bereits angefangen, Leib und Seele darüber verderben muß. ..."

Wir müssen bezweifeln, daß Spener der rechte Mann war, die Gewissensbedenken eines Schade zu heilen. Spener hatte seine Entwicklungsjahre in Strasburg verlebt, wo Lutherisches und Reformirtes sich mischten, und von dem Letzteren zu viel in sich aufgenommen, um, als er nun in die genuin lutherischen Länder Sachsen und Brandenburg kam, sich mit voller inneren Zustimmung den lutherischen Institutionen hingeben zu können. So gibt er denn von der lutherischen Privatbeichte zwar unbedenklich zu, daß sie schriftgemäß und aus guten Absichten gestiftet sei; aber die damit verbundenen Mißbräuche verdunkeln auch ihm deren hohen Werth in solcher Weise, daß er ihre Abschaffung für besser, als ihre Beibehaltung erklärt, nur daß jene zur Zeit noch nicht rathsam erscheine. Ja auch er nennt den Beichtstuhl „die Marterbank aller treuen Prediger." **

*) Sendschreiben S. 116.

**) Bedenken I. im Anhange S. 194. 318. II. S. 755. Letzte Bedenken I. 185. III. 468.

Bei solcher eigenen Stellung zur Sache konnte er Schade nur mit Gründen zu beruhigen suchen, die dieser „Feigenblätter" nennt. *)

Schades tiefe innere Abneigung gegen die Privatbeichte lag keineswegs nur in den Beschwerlichkeiten, die ihm seine Persönlichkeit dabei verursachte. Es ging ja freilich weit über seine Kraft, wenn er zuweilen des Sonnabends 6 bis 7 Stunden Beichte sitzen, dann, nach einer in Angst und Seufzen durchwachten Nacht, wiederum 2 Stunden Beichte und Abendmahl und darauf die Predigt halten mußte. Das hätte sich aber ändern lassen. Und auch in dem Mißbrauch des Beichtstuhls von Seiten so Vieler, wie Schade allerdings stets hervorhebt, lag sein Widerwille dagegen nicht. Er konnte das ursprüngliche Beichtverhör wieder herstellen und diejenigen vom Tische des Herrn zurückweisen, die er dabei als unwürdig erfand. Aber das genügte ihm nicht. Wenn die Lutherische Kirche, im Gegensatz gegen den katholischen Mißbrauch der Beichte, von aller eigenmächtigen Herzenserforschung abgesehen und, wenn nicht im Leben des Beichtkindes der thatsächliche Gegenbeweis vorlag, mit dem Bekenntniß der Buße und des Glaubens sich begnügt, dem Herzenskündiger aber das Urtheil darüber überlassen hatte; so begehrte Schade grade ein solches Erforschen des innerlichen Zustandes seiner Beichtkinder. Wenn Luther und seine Nachfolger den Segen der Beichte und des Sacraments zwar auch von dem Glauben des Beichtkindes, aber doch zugleich und vor Allem von der objectiven Kraft der göttlichen Gnadenmittel abhängig betrachtet hatten, so faßte Schade nur den subjectiven Glauben der Confitenten ins Auge, und wo dieser nicht in der von ihm geforderten Gestalt sich äußerte, sah er lauter Unwürdige. Und nun die Hauptsache: Wenn die Lutherische Kirche, eben weil sie die Geistlichen weder zum Richter noch zum Mittler der Gewissen machte, von den Predigern nicht mehr gefordert hatte, als daß sie auch im Beichtstuhl ihr Amt mit Ernst und Treue verwalteten, den Erfolg davon aber nie auf das Gewissen derselben gelegt; so nahm Schade die Verantwortlichkeit auf seine eigene Seele, und das nicht aus übergroßer Gewissenhaftigkeit, sondern weil er an die Stelle des Amts seine Person und an die Stelle der objectiven Gnadenmittel sein subjectives Wirken setzte. Dabei mußte ihm, je ernster er es meinte, die lutherische Privatbeichte eine immer unerträglichere Gewissenslast werden.

So tritt er denn schon im Jahre 1695 auch vor seiner Gemeine gegen das Beichtwesen in einer Predigt auf, **) und zwar so stark, daß Spener sich gedrungen fand, am nachfolgenden Bußtage, den 7. August, „über den rechten Gebrauch und Mißbrauch des Beichtwesens in der Evangelischen Kirche" zu predigen, um die in der Gemeine entstandene große Aufregung zu beschwichtigen. Wenige Monate später aber wendet sich Schade mit der fast kläglichen Bitte an seine Collegen, ihn des Beichtstuhls und Administration des heil. Abendmahls auf eine Zeit zu überheben, ob er nicht dadurch zu mehrerer Ruhe und Befestigung des Gewissens gelangen möge. Seine Collegen gingen darauf ein und Schade übernahm dafür fast zwei Jahre lang die Frühpredigten im Kloster; dann aber wurde diese Vertauschung wieder aufgehoben *), Schade jedoch, schon gegen die kirchliche Ordnung, vom gesammten Ministerio zu St. Nicolai gestattet, die Beichte in der Sacristei statt im Beichtstuhl zu halten, damit er mit jeder Person daselbst freier handeln könne, von welcher Erlaubniß er eine gute Zeit Gebrauch machte. Trotz dieser Erleichterung gab er eine Schrift heraus: „Fragen über den Beichtstuhl ꝛc." wodurch er Rath in dieser Sache forderte, und da keine Antworten nach seinem Willen eingingen, ließ er, mit Umgehung der Censur, ein zweites Flugblatt von 1½ Bogen drucken: „Ich suchte Hülfe bei Menschen ꝛc.," worin er die Kirche als Babel bezeichnete, den Beichtstuhl aber Satansstuhl und Höllenpfuhl nannte, Schmähworte, in die er auch Dom. II. p. Epiph. in der Predigt ausbrach. Spener sagt davon: „Als ich diese Schrift durch einen guten Freund erstmals zu sehen kriegte, meinte ich des Todes zu sein aus darüber gefaßtem Schrecken." **) In einer Predigt darüber am 3. März 1697 tadelte Spener denn auch entschieden die gebrauchten Ausdrücke, suchte aber auch den Leuten das falsche Vertrauen auf die Beichte zu benehmen und sie zu bewegen, mit der Angst ihrer Lehrer darüber Mitleid zu haben und ihnen diese Angst durch ein rechtes Verhalten zu erleichtern. Für Schade aber war jetzt auf der abschüssigen Bahn kein Halt mehr. Los von dem regelnden Halt kirchlicher Ordnung und nur an seine Subjectivität hingegeben, mußte er sich zum Aeußersten gedrängt sehen. Ohne mit Jemand darüber zu reden, schaffte er für seine Person die Einzelnbeichte ab und führte dafür die allgemeine Beichte und Absolution für seine Confitenten ein. Dieses Verfahren erregte denn, besonders auch um seiner Eigenmächtigkeit willen, und weil man darin eine Ueberleitung von der lutherischen zur reformirten Kirche sah, so gewaltiges Aufsehen und bei Feinden wie Freunden so laute Mißbilligung, daß Spener, nachdem Schade an zwei Sonnabenden in der neuen Weise die Beichte gehalten, ihm das von

*) Wie wenig ihm Speners Zuspruch geholfen hatte, zeigt ein späteres Sendschreiben an denselben. S. 119 f.

**) Bd. IV. S. 322.

*) Siehe die Sendschreiben S. 121 u. 129.

**) Letzte Bedenken III. 393.

Amtswegen verbot, worauf dieser allerdings gehorchte, aber nun gar nicht mehr Beichte hielt. Da wandten sich die Anhänger der kirchlichen Ordnung in Gemeinschaft mit den Stadtverordneten und der vier Gewerke an die Churfürstliche Regierung, daß Schade angehalten werden möge, entweder in kirchenordnungsmäßiger Weise Beichte zu halten, oder sein Amt niederzulegen, indem sie zugleich auch darüber klagbar wurden, daß Schade zwei erwachsene Mädchen noch mit der Ruthe gezüchtigt. Die Antwort lautete: Schade sey, besonders um des zweiten Punctes willen, „mit guter Manier seines Amtes zu entledigen. Er solle selbst wegen des Beichtstuhles seinen Abschied fordern und zu seiner Subsistenz jährlich 200 Thlr. erhalten, aber Berlin verlassen. Gehe er darauf nicht ein, werde er öffentlich removirt werden." Spener, welcher mit dieser Verhandlung beauftragt war, antwortet unterm 30. März 1697: „wenn die von ihm vorgeschlagene Untersuchungs-Commission nicht beliebt und Schaden sein Antrag wegen Entbindung von Beichte und Abendmahl nicht gestattet werden könne, so sey dieser zur Niederlegung seines Amtes bereit. Der Wunsch, ihn zu behalten werde aber in der Stadt immer lebhafter." Und sofort gingen denn auch von allen Seiten an den Churfürsten, der sich damals in Königsberg befand, Bittschriften für Schade ein, von einem Theil der Bürgerschaft wie von einzelnen Personen, von den Knaben und Mädchen, die Schade unterrichtete, wie von den jungen Theologen, die damals in Berlin lebten. So ward eine Commission, bestehend aus 3 Churfürstlichen Räthen lutherischer Confession, dem geistlichen Ministerio von St. Nicolai, 3 gelehrten Mitgliedern des Magistrats und den Vertretern der Stadtverordneten und der Gewerke, unter dem Vorsitz des reformiten Freiherrn von Schwerin, weil der Consistorial-Präsident von Fuchs mit in Königsberg war, angeordnet, die Sache zu untersuchen. *) Vor dieser Commission erschienen nun zuerst vier Stadtverordnete und acht Abgeordnete der Gewerke und brachten durch einen Sachwalt ihre Beschwerde gegen Schade vor; darauf vertheidigte dieser sich persönlich und die Sache schien einen guten Ausgang zu gewinnen, als unvermuthet eine Anzahl Bürger vor der Commission erschien und durch ihren Sachwalt vortrug: sie hätten in die Klage wider Schade nicht gewilligt, müßten ihm vielmehr das Zeugniß eines rechtschaffenen Seelsorgers geben, hofften auch, daß, was er etwa gefehlt, ihm vergeben werden würde; übrigens seyen sie außer Stande, künftig den Beichtstuhl wieder zu betreten, denn sie seyen jetzt belehrt, daß wohl Beichte und Absolution, dazu aber nicht der Beichtstuhl nöthig sey, und bäten daher, da die Pastoren sie sonst ohne Privatbeichte nicht zum Abendmahl zulassen dürften, ihnen zu gestatten, daß sie nach Befinden sich

*) Laut Rescript vom 26. Mai 1697; in den Acten des Geh. Staats-Archivs. Schade, Sendschreiben XLVIII. S. 138 zählt 10 Commissarien, 3 geistliche und 7 weltliche, uti vocant. Die Verhandlung fand am Montage nach Exaudi statt.

der Privatbeichte bedienen, aber auch ohne diese zur Communion gehen könnten. Diese, zugleich schriftlich auch bei den Churfürsten eingebrachte Petition erregte in der Commission große Bestürzung. Niemand hatte bisher von dergleichen Gewissensbedenken in den Berliner Gemeinden etwas gehört. *) Auch stellte es sich bald heraus, daß diese Petenten keineswegs bloß aus Anhängern der Schadeschen Richtung bestanden. Spener selbst redet in einer Predigt diese Partei so an: „Sind aber nicht Viele unter euch, da bei Allen zwar der Vorwand ist, daß die Einschränkung der christlichen Freiheit das Gewissen verletze, bei denen aber wahrhaftig in dem Grund ihrer Seelen diese Ursach nicht ist; sondern wie etwa ihr Leben nichts von einem ernstlichen Christenthume zeigt, also ist solchen in der Beichte Nichts zuwider, als weil zuweilen aus Gelegenheit der Beichte von gewissenhaften Predigern ihnen des Lebens wegen mag zugesprochen werden, daß sie auch dessen los kommen wollen, damit ja kein Prediger Gelegenheit habe, ihnen die doch so nöthige Erinnerung zu thun." Diese Libertiner hatten sich an die die Befreiung vom Beichtstuhl suchenden Pietisten angeschlossen.

Die Commission begnügte sich natürlich, diese Petition entgegen zu nehmen und in ihrem Berichte nebst den Votis der einzelnen Commissionsglieder höchsten Orts vorzulegen. Die Entscheidung des Churfürsten ließ länger als ein Jahr auf sich warten, wohl mit aus der Ursach, weil gerade in jener Zeit der Sturz des Ministers von Dankelmann und seine Ersetzung durch den Grafen von Wartenberg statt fand **), vielleicht aber auch, um die Aufregung sich etwas legen zu lassen. Doch zeigte sich, als der Churfürstliche Hof nach Berlin zurückgekehrt war, gar bald, „daß derselbe zur Verstattung der Freiheit inclinire;" wurde doch dadurch abermals ein sehr bedeutender Schritt zur Gleichmachung der lutherischen und reformirten Cultusformen gethan. Um so weniger ließ denn die die Freiheit fordernde Partei, trotz aller Versuche Speners sie in Privatgesprächen und Predigten zur Milde zu stimmen, sich beruhigen. Sie bestürmten den Churfürsten mit immer neuen Eingaben, drohten mit immer zahlreicheren Uebertritten zur Reformirten Kirche, ja es ging sogar von ihnen eine Schrift aus: „Apostolischer Bericht und Unterricht von Beichte und Abendmahl," in welcher, vollständig schwarmgeisterisch, das Predigtamt verworfen, Beichte und Abendmahl aber „ein babylonisches Monstrum und Ungeheuer, vom närrischen Menschenhirne ersonnen" ge-

*) Doch erzählt Spener (Letzte Bedenken II. S. 303), daß schon vor Schades Ankunft in Berlin ein vornehmer Rath ihm gesagt, daß er und mehrere Andere den Churfürsten um Befreiung vom Beichtstuhl bitten wollten und daß derselbe nur auf seinen Bitten davon Abstand genommen; sowie auch, daß die aus Holland eingewanderten Lutheraner lieber bei den Reformirten zum Abendmahl gingen, als daß sie sich der lutherischen Privatbeichte unterwarfen.

**) Spener, Letzte Bedenken III. 399.

nannt wurde, bis endlich unterm 16. November 1698 die Bewegung durch ein Churfürstliches Edict zu der Entscheidung gebracht wurde, daß neben der Privatbeichte auch die allgemeine Beichte gestattet und es in das Belieben der Einzelnen gestellt wurde, welcher von beiden sie sich bedienen wollten; doch sollten die, welche nur an der allgemeinen Beichte Theil nähmen, sich in der Woche vorher bei ihrem Prediger melden, „damit derselbe sein Amt darunter beobachte." *)

Eine Entscheidung von den weitgreifendsten Folgen für unsere kirchlichen Verhältnisse. Freilich gingen damals mehrere Prediger sehr schwer an die neue Ordnung und es gebrauchten sich auch der neuen „Freiheit" Anfangs sehr wenige Gemeindeglieder. Mit der Zeit jedoch fand man diese Freiheit allerdings bequemer, und die Folge davon war: die Privatbeichte gerieth immer mehr in Abnahme, bis sie ganz einging; die persönliche Anmeldung beim Pastor aber, die ja nicht durchzuführen war, verschwand auch, und die allgemeine Beichte blieb allein übrig. Die Wirkungen hiervon aber gingen sehr weit und tief. Das beichtväterliche Verhältniß zwischen den Geistlichen und ihren Gemeindegliedern wurde immer loser, nicht lange mehr, so gingen die Leute zur Beichte und zum Abendmahl, wo es ihnen eben beliebte. Der Parochialverband zerfiel, die Geistlichen blieben nicht mehr von Gott und Amts wegen, sondern nur noch aus persönlichem Vertrauen die geistlichen Berather, und zwar auch nur derjenigen, die sich eben ihres Raths zu bedienen für gut fanden. Die hohe Bedeutung des geistlichen Amtes und einer festgegliederten kirchlichen Ordnung entschwand den Leuten immer völliger, so daß die Auflösung der Kirche in lauter Bruchtheile nicht ausbleiben konnte, wie wir sie bis heute so tief zu beklagen haben. Mit dem Umsturz der Privatbeichte war in die Veste der Lutherischen Kirche eine Bresche gelegt, durch welche je länger je mehr alle wilden Wasser der Zerstörung unaufhaltsam eindrangen. — Wir haben hieran aber auch zugleich einen thatsächlichen Beweis, wie der Pietismus selbst in seinen edelsten Vertretern, indem er seine subjective Ueberzeugung an die Stelle der kirchlichen Ordnung stellte, diese wohl zerstören, aber, wie viel geistliches Leben und persönliche Frömmigkeit er auch schaffen mochte, kirchenbauend niemals wirken konnte.

Schade erlebte die Churfürstliche Entscheidung nicht; er starb schon am 25. Juli 1698. Gestatten Sie mir, ehe ich sein Ende berichte, noch einige Mittheilungen aus seinen Briefen, damit wir seine Herzensstimmung und sein Verhalten in jener Zeit kennen lernen. Er hat mit sich abgeschlossen, sich völlig auf sich zurückgezogen und nur noch Verachtung für die Feindschaft der Welt. Die Kirche ist für ihn nicht mehr da. Er weiß außer sich von Niemand, ders mit dem Herrn und seiner Sache treu meint. Er ist von der Rechtmäßigkeit seines Verfahrens so gewiß, daß er auch die Bedenken seiner Freunde

*) Mylius Corpus Const. Marchic. I, f. 422.

entschieden zurückweist und mit voller Zuversicht auf das Urtheil des Herrn recurrirt. Er kann auch jetzt nicht leise treten; vielmehr wünscht er sich mehr Eifer. Daß aller Ruhm seiner Person zu Schanden wird, ist ihm Freude und sein Leiden ist ihm Genuß, ja es lüstet ihn nach dem blutigen Zeugentode. Bei dem Allen aber bleibt er ganz in den Willen des Herrn ergeben, und voller Trost und Frieden. So schreibt er*): So bin ich bei euch als der allergrößte Sünder angeschwärzt, als der Brief bezeugt. Ei Lieber, warum nicht in der ganzen Welt und allen derer vier Enden? Hab ich doch sonsten für einen der größten Heiligen bei Guten und Bösen passirt. Was spielt Gott für ein Umkehrens mit mir. Möchte ich doch vor lauter Gram und Herzeleid sterben, daß ich mit meinem schönen Ruhm so schändlich in Dreck gefallen. Wo soll ich aus, wo soll ich ein? Allein, meine Brüder, erschreckt nur nicht, daß dieses mein Ernst sei, sondern ein fröhlicher Scherz und Spott der Welt. Gott hat mir ein Lachen zugerichtet, die Welt ist mir ein Lachen mit ihrem großen Zorn. Wie geht es zu? da ich noch in Ehre, Ruhm und pharisäischer Heiligkeit als ein reiner, treuer und allerfrommster Lehrer angebetet wurde, war mein Herz in tausend Aengsten, mein Gewissen nie ruhig, mein ganzes Leben Betrübniß: nun Schad ein Narr auf allen Gassen, der Leute Spott, der ärgste Bub und ärgerliche Thor, des Todes würdig heißt, empfindet darüber seine Seele zuckersüßen Trost, und erfreut ihn die Gnade Jesu Christi und das Zeugniß der Treue mehr, als er würdig ist. Darum, ihr Lieben, gratulirt ihr mir billig und gönnt mir diesen seligen Wechsel. — An einer andern Stelle**): O mein Bruder, nun sieht man erst, wie wenig derer sind, die Jesu zu Ehren nur Etwas, geschweige Alles wagen, ob sie es wohl mit dem vollen Halse singen. Ich wüßte doch weder hier noch anderwärts nicht einen Zeugen, der dießfalls gleich gesinnt wäre, ob sie mit Worten und Briefen uns gleich heucheln. — Ferner***): Wir müssen noch anders hinein, ehe wir dem lieben Bruder, Gottes Sohn zu Ehren alles wagen. Laß die Andern alle schweigen, mucken, hinken, heucheln, leisetreten und sehen, wie sie es verantworten können; was gehts dich und mich an, wir sollen hierin dem Herrn nachfolgen". Desgleichen †): „So es mich jemals reuen sollte, möchte es wohl das sein, daß ichs nicht besser um das arge Gezüchte verschuldet und schärfer in der Kraft Gottes unter die Dornen gesprungen, als ich gethan habe." Ebenso††): „Indessen bestrebe ich mich täglich in der erkannten Wahrheit wider die Babylonischen Hureu-Greuel und Abscheu mich zu stärken und dieselbe bis in den Tod zu vertheidigen. Gott helfe mirs überwinden". Auf die Einreden seiner Freunde aber erwiedert

*) Sendschreiben S. 144 f.
**) Ebd. S. 153.
***) Ebd. S. 86.
†) Ebd. S. 92.
††) Ebd. S. 101.

er*): „Gottlob, ich weiß, wem ich diene und was ich lehre, ein Jeder sehe auch zu, wie sein Ding beschaffen. Ihr erkennt doch wohl, daß ich nimmer zu euch fallen werde; fallt ihr nicht zu mir, so bleiben wir geschieden.“ In einem Briefe an Spener**): „Nun es schilt, stichelt, schreibt und straft alles an mir, und ist noch Keiner gewesen, der mir eigentlich gesagt, worinnen ich so obstinat irre und mich bekehren soll. Wohlan, so habt ihr alle übrigen mit einander denn Recht, ich aber will allein Sünder sein und Unrecht behalten vor der Welt.“ Ferner***): „Ich sehe die ganze Sache allhier von außen und innen anders an als ihr meint. Declaration, Revocation, Deprecation, Sollicitation werden nichts helfen. Ei, daß nicht, wenn der politische und geistliche Antichrist mich bereits mit Lügen und Morden in den Klauen, ihm noch höflich Abbitte thäte meiner so groben Verbrechen, sie aber als Gott darinnen justificirte. Das laß ich wohl bleiben. Wenn sie mir für meine Arbeit nicht solchen Lohn gäben, so wären sie nicht, dafür ich sie erkenne und ausrufe, Schlangen und Otterngezüchte. Mir geschieht Recht und nichts Befremdliches. Gnädigster Herr Teufel, laßt mich leben. Will mich mein Gott, den ich vertraue, nicht schützen, werd ich der Welt und ihren Fürsten doch nicht hofiren. Geißeln und stäupen sie mich, so will ich durch Gottes Kraft sie wieder stäupen, daß sie es fühlen sollen. Wir setzen Kopf auf Kopf, Seligkeit auf Seligkeit; der Sachen muß man gewiß seyn.“ Ferner †): „Was ich gethan und geschrieben habe, weiß ich wohl und reuet mich nicht, ihr könnet allesammt davon urtheilen, als beliebig: Mein Herz ist getrost. Bleibt bei eurem alten Tünchwesen und Feigenblättern, ich wehre es Keinem, und was euch nicht ansteht, lasset dem, der es für sich behält. Mir ist besser bei Gott alleine, als vormals bei falscher Gemeinde.“ Desgleichen ††): Es ist mir so sanft und warm ums Herz, daß meine besten Freunde von mir getreten; aber der Herr stehet mir zur Rechten!“ Ebenso†††): Meine Freude vermehret sich, wenn die Wahrheit bestritten wird: geputzt, aber nicht ausgeputzt, sondern heller brennend. Ach, daß der Tag nun herankäme, darauf unser Herz sich vertröstet, an welchem das Zeugniß vollendet, das rothe Siegel des Kreuzes aufgedrückt werden soll.“ So auch §): „Was mein lieber Vater von oben herab über mich will ergehen lassen, frage ich nicht, sitze blind und taub, hö und sehe nicht, was die Menschen mit mir vorhaben; wenn fertig ist, werd ichs wohl zu sehen und schmecken bekommen Aber Gottlob! stumm und lahm bin ich nicht, ruf und handle, so lang ich Hand und Mund regen kann. Ich nehme gute Püffe ein und gebe dann und wann tapfere wieder drauf, das ist unsere Uebung. Die Welt mir, ich der Welt. Ich weiß doch wohl, daß ichs zuletzt gewinnen werde. Christus behält das Feld, eja, Amen.“

Ein Zeugniß von seinen unabläßigen Kämpfen ist noch seine letzte Predigt über Joh. 17, die er in großer leiblicher Schwachheit, aber mit wahrhaft gewaltiger geistiger Kraft hielt, und in welcher er mit der zweischneidigsten Schärfe alle falsche Gemeinschaft unter den Christen abwies. In der Einleitung erklärte er mit besonderer Anwendung auf sich die Worte Apostg. 22, 18: „Eile, und mache dich behende aus Jerusalem, denn sie werden dein Zeugniß nicht annehmen.“ Den Schluß dieser Predigt machte er mit dem eigens dazu gedichteten Liede: „Gott selbsten hat dies Wort der Wahrheit fest versiegelt ꝛc.“ *), worin er unter Anderem bezeugte:

V. 2. „Ihr Menschen dreuet mir mit vielerhande Plagen,
Wo ich nach eurer Lust euch nicht bald will behagen,
Ihr wollt mir, wie ihr sagt, benehmen Amt und Ehr,
Und machen, daß kein Kind mich nicht soll achten mehr.

V. 10. Dies steht in mir gesetzt: ich wollt den Tod erkühren,
Eh daß mein Mund und Herz die Wahrheit soll verlieren;
Viel lieber soll mein Leib ohne Haupt sein dargestreckt,
Als meine Seele mit Treulosigkeit befleckt.

V. 13. Ich hab auf Gott vertraut, in Gott hab ich begonnen,
Mit Gott den Streit geführt, mit Gott hab ich gewonnen.
Gott stell ichs ferner heim. Was acht ich Schmach und Spott?
Wie kanns dem übel gehn, der sich verläßt auf Gott?

V. 15. Drum was ich vormals hab geredet und geschrieben,
Dabei bin ich, Gott Lob! bis hierher noch geblieben,
Und bleib jetzt auch dabei und hoffe treu zu sein,
Bis Jesus meine Seel zun Freuden führet ein.“

(Schluß folgt.)

*) Ebd. S. 111.
**) Ebd. S. 132.
***) Ebd. S. 142.
†) Ebd. S. 147.
††) Ebd. S. 105.
†††) Ebd. S. 93.
§) Ebd. S. 107.

*) Fasciculus cantionum S. 148—154.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische
Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 6. Juni. № 45.

Johann Caspar Schade.

(Schluß.)

Noch an demselben Tage wurde er von einem hitzigen Fieber befallen, so daß er zwei Tage heftig phantasirte. Aber auch in diesen Phantasien war es nur der Herr, der seine Seele erfüllte. Er wiederholte oft die Worte: „Mein Jesu, dir leb ich, dein bin ich, dir diene ich, dir sterbe ich!“ mit so lauter Stimme, daß man es auf der Straße hörte. Da lief das Volk auf dem Nicolai-Kirchhofe, an welchem er wohnte, zusammen, Etliche mit tiefer Bewegung ihn so rufen hörend, Andere spottend: „Schade verzweifle!“ Wenn man ihn bat, er möchte sich mit Rufen nicht so abmatten, antwortete er: „ich werde nicht müde, ich muß so rufen, hätte ich nur noch besser und mehr auf der Kanzel geschrieen, so dürfte ichs jetzt nicht thun. Ich will schreien und Buße predigen, weil ich noch kann, hab ich nicht genug geeifert, so will ich noch mehr eifern.“ Auf das hitzige Fieber folgte ein auszehrendes, das in fünf Wochen seine Kräfte vollends aufrieb. Während dieser Zeit führte ihn der Herr zu seiner letzten Läuterung nochmals in einen schweren inneren Kampf; doch währte dieser nicht lange, worauf er in die Worte ausbrach: „Victoria, Victoria! Ich habe mit den Teufeln gestritten und sie zu Boden geschmissen. Gewonnen, gewonnen! Victoria und ewiges Hallelujah!“ Von da an kamen nur die freudigsten Gebete über seine Lippen. Nach einem solchen stand er einmal eiligst in größter Schwachheit allein aus dem Bette auf und sprach: „O gewiß, ich sehe es wohl, es kommt nur auf den Glauben an, so kann ein Kranker gehen und stehen. Ach, lieben Freunde, kommt und lasset uns doch beten, und Jesu herzlich danken für seine Gnade.“ Dann fiel er mit den Umstehenden auf die Kniee, dem Herrn dankend. — Seine besondere Lust hatte er auch jetzt noch an seinen Catechismus-Schülern; die ließ er öfter zu sich rufen, sang und betete mit ihnen, und wenn er sie herzlich ermahnt und Gott befohlen, ließ er sie mit dem Segen wieder von sich. Oefter ließ er sich die geistreichsten Lieder vorsingen, auch etliche Mal um Mitternacht die Laute bringen und sich vorspielen, wobei er dann selbst ein Lied drein zu singen anfing. „Ach, lieben Kinder“, sprach er zu einer andern Zeit, „wenn ich doch könnte meinen Mund weit, weit aufthun und des Herrn Lob verkündigen. Sonderlich aber wollte ich euch herzlich vermahnt haben, daß ihr mit Ernst darnach trachten möget, euch in eurem Leben genau mit Jesu zu vereinigen, damit, wenn es zum Sterben kommt, Jesus sein möge euer Wunsch, Ziel und Zuversicht, ja daß euer Geist gleichsam ganz Jesus sein möge. Ach, wie schön, wie schön ist Gott! Er ists gar, o wie groß, wie unbegreiflich, wie unumfaßlich ist Gott! Wie groß, wie groß, wie groß ist Gott der Vater, Sohn und heiliger Geist! Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth! Gott ist alles in allen, Gott ist alles auch in mir, auch in mir, auch in mir; deß bin ich froh, Halleluja!“ Ein andermal sagte er: „Er sei in Leipzig einmal fast ebenso krank gewesen, aber da habe ihm Gott die Worte ins Herz gegeben: du wirst nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen. Er habe sich jetzt wieder daran halten wollen; allein sein Jesus drücke ihm nun dafür diese Worte ins Herz: Ich bin die Auferstehung und das Leben!“ Mit diesen Worten denn stärkte er sich; fragte sich selbst: „glaubst du das?“ und antwortete: „Ja, Amen, Herr Jesu, Amen, Amen. Jesu, mein Jesu, du bist die Auferstehung. Mein Herr Jesu, dir leb ich, dir sterb ich, dich lob ich, dich ehre ich, dir dank ich, Herr Jesu, mein Jesu, Amen, Amen. Ich weiß, daß ich dich und du mich und wir einander recht herzlich lieb haben, du bist mein, ich bin dein, ewig soll die Liebe sein. Ach Herr Jesu, spanne mich aus! nimm mich nun in den Himmel, bald, fein bald zu dir in die Herrlichkeit. Es ist genug, so nimm nun meine Seele zu dir; du führest ja von einer Herrlichkeit zur andern. Ach Herr Jesu, fein balde, fein balde; dir lebte ich, dir diente ich, dein war ich, dein, dein bin ich, dir sterb ich. Amen, Amen.“ — Nicht lange vor seinem Ende, da er gefragt wurde, ob er etwa wider seine Collegen oder sonst Jemand etwas hätte, antwortete er nicht allein, daß sein Herz voller Liebe gegen alle wäre, sondern er fing auch mit einem inbrünstigen Gebet an, Seine Churfürstl. Durchlaucht, das ganze Land, die Stadt, seine Gemeinde und seine Collegen zu segnen und wünschte insonderheit seinem Nachfolger, daß er alles, was er im Segen Gottes ausgestreut hätte, reichlich erndten möge. Am Abend des 25. Juli 1698 um 10 Uhr verschied er sanft und still bei vollem Bewußtsein im Glauben an seinen Erlöser, seines Alters nur 32 Jahr und 6 Monat, seines Predigtamtes nur 7 Jahr weniger 4 Monat.

Auch sein Tod konnte die gewaltige Aufregung gegen ihn nicht beschwichtigen. Ein Haufen grimmerfüllten Volkes machte schon am Tage vor seiner Beerdigung seiner Erbitterung unter

Lärmen und Schmähen und noch viel mehr am Abend nach derselben in solcher Weise Luft, daß sie sein Grab zertraten und verwüsteten und seinen Leichnam aus demselben gerissen und gemißhandelt haben würden, wenn die Obrigkeit nicht dem Tumult gesteuert hätte.

Spener hielt ihm die Leichenrede über seinen Wahlspruch Ps. 63, 2: „Gott, du bist mein Gott!" nachdem er in dem Eingange die Worte Joh. 2, 17 auf ihn angewendet: „der Eifer um dein Haus hat mich gefressen." Er verschweigt darin, neben Schades großen Verdiensten, die Ausschreitungen nicht, deren er sich in Betreff des Beichtwesens und sonst in seinem Amte schuldig gemacht, bezeugt aber namentlich dies von ihm: „Er war ein so ungemein treuer Diener des Herrn, daß ich keinen seines Gleichen weiß. Ich hab auch nicht ein Stäublein der Verstellung in ihm bemerkt; dabei war er voll kindlicher Einfalt und Herzensniedrigkeit." — Dr. Joachim Lange hielt die Abdankungsrede mit dem Schlußwort: „Meine Seele müsse sterben des Todes dieses Gerechten, und mein Ende werde wie sein Ende!" — An der St. Nicolaikirche aber findet sich noch heute sein Denkmal, sein Bildniß darstellend, mit einer ausführlichen Unterschrift, aus welcher wir die Mahnung hervorheben:

„Berlin, vergiß nicht, was dir der Herr durch ihn Gutes gethan hat!"

Geistliches und Weltliches zu einer volksthümlichen Auslegung des kleinen Katechismus Lutheri in Kirche, Schule und Haus von K. H. Caspari, Pfarrer in München. (Erlangen, Bläsing.)

Ref. lernte dieses Buch kennen, als er vor etlichen Monaten eines Abends in die Familie seiner Patronatsherrschaft trat, wo ihm dasselbe mit der Aufforderung vorgelegt wurde: „Lesen Sie uns daraus etwas vor und sagen Sie uns dann Ihr Urtheil." So las er nun die Vorrede und die Einleitung bis S. 17, worauf er bemerkte: er liebe eine kleine, aber gute Bibliothek, und in eine solche gehöre dieses Buch; er werde es sich sofort verschreiben. Er ist nun erst seit wenigen Monaten im Besitz dieses Buches, und schon in dieser Zeit hat es ihm und durch ihn auch seiner Gemeinde in allen denjenigen Fällen, wo er es für die Predigt, für den Confirmanden-Unterricht, für Casual-Reden u. s. w. benutzt hat, wesentliche Dienste geleistet.

Der Werth dieses Buches besteht hauptsächlich, was besonders den Gebrauch desselben Seitens der Pfarrer und Schullehrer betrifft, darin, daß ihnen dadurch die an sich sehr schwere Pflicht, „dem volksthümlichen Moment so weit gerecht zu werden, wie es die Evangelisch-Lutherische Kirche zur Zeit ihrer besten Blüthe in Predigt, Katechismuslehre, Lied und Gesang mit der wahren, nur dieser Kirche eigenthümlichen Liberalität gethan hat", möglich gemacht oder doch wesentlich erleichtert wird. Hier kann man sehen und lernen, wie man die zu behandelnden christlichen Wahrheiten seinen Schülern oder Zuhörern in einer Form und Ausdrucksweise vorzutragen hat, daß sie von ihnen begriffen und verstanden, beherzigt und nicht wieder vergessen werden. Es mögen hier aus tausend Beispielen, die als Belag und zur Motivirung dieser Behauptung dem Buche entnommen werden könnten, nur zwei angeführt werden, auf welche grade in diesem Augenblicke die Blicke des Ref. beim Aufschlagen des Buches wie zufällig hingelenkt werden. Wenn ein Pastor von einer S. 532 mitgetheilten Erzählung für eine Traurede etwa den Gebrauch macht, daß er zum Brautpaare sagt: wenn ihr in eurer Ehe die Einigkeit erhalten wollt, dann (zum Bräutigam sich wendend) sei du zur rechten Zeit taub, und du (zur Braut gewandt) sei zur rechten Zeit stumm, — so hat er dem Brautpaare diese moralische Regel in einer Form und Ausdrucksweise gegeben, daß es dieselbe nicht blos mit Aufmerksamkeit und innerer Zustimmung anhört, sondern sich auch so leicht nicht mehr aus dem Gedächtniß und Sinn kommen läßt. Oder ein Pastor nimmt aus den S. 308 angeführten Bemerkungen über den Tod Veranlassung, in einer Leichenrede zu sagen und zu fragen: Was ist das Sterben der Kinder Gottes? Wenn ihr das wissen wollt, dann streicht von dem schrecklichen Wort Sterben die beiden ersten Buchstaben. Das Sterben der Kinder Gottes ist ein Sterben ohne St, also ein Erben. — So hören es die Leute gern; das macht Eindruck auf sie; das behalten sie sich; davon erzählen sie sich nachher Einer dem Andern.

Mehr aber als diese Beispiele werden zur Empfehlung des Buches die nachstehenden Aeußerungen des Herausgebers in der Vorrede beitragen.

„Veranlassung zur ersten Auflage dieses Buches ist mir eine Redensart gewesen, die ich oft von ernsten, christlich gesinnten Leuten aus dem Volke gehört habe. Wenn sie nämlich zu irgend einem ernsten oder christlichen Gespräche selber einen Beitrag geben wollten, sagten sie: „Unser alter Pfarrer" oder „unser alter Schulmeister hat immer so gesagt" — und nun brachten sie entweder ein Sprüchwort oder eine diesem ähnliche Sentenz oder ein Gleichniß oder auch eine Anekdote. Damit war die Sache, soweit sie ihr eigenes inneres Verständniß berührte, zum Abschluß gebracht. Um einen solchen Kern hatte sich Alles, was von früherer Lehre noch in ihrem Gedächtniß war, angesetzt; was einen solchen Kern nicht gefunden, war entweder verflüchtigt oder hatte doch zum wenigsten aufgehört, für sie ein bewußtes, im Verkehr bräuchliches oder gangbares Eigenthum zu sein."

Welcher Pastor, der nicht in vornehmer Zurückgezogenheit außer seiner Gemeinde steht, sondern in liebender Hingezogenheit mitten unter den Leuten lebt, hätte nicht reichlich dieselbe Erfahrung und Beobachtung zu machen Gelegenheit gehabt! Ref. muß seinerseits bekennen, daß er die obige Aeußerung zehnmal unterstreichen möchte, und indem er gern gesteht, daß er erst durch sorgfältiges Achten auf die Redeweise der Leute von den Leuten gelernt hat, wie er die Leute lehren muß,

immt er auch — und welcher Pastor nicht mit ihm! — der olgenden Aeußerung des Herausgebers aus vollster Seele bei:

„Was jenen volksthümlichen Ausdruck findet, das geht, wie ef, wie sinnig, wie fein es auch sein mag, dem Volke zu Kopf nd Herzen; was jenen Ausdruck nicht findet, sondern in der usschließlichen Form der Schulweisheit an das Volk gebracht ird, das will, wie scharfsinnig, wie durchdacht, oder auch wie latt und trivial es sein mag, ihm weder zu Herzen noch zu opfe gehen."

„Alles, was der volksthümlichen Anschauungsweise entnom= nen ist, findet in jeder gesund organisirten Menschenseele (näm= ch nicht blos bei den Leuten der niederen Volksschichten, son= ern ebenso auch bei den Gebildeten der höheren Stände, bei em Professor ebenso wie bei dem Bauer. Ref.) Wiederhall, Beifall, Verständniß und eine bleibende Stätte."

Zur volksthümlichen Redeweise gehören namentlich gewisse Schlag= und Sprüchwörter, welche, wenn sie einmal eingebür= ert sind, eine unglaubliche Macht auf die Denkungs= und Hand= ungsweise der Menschen ausüben. Davon sagt, wie der Her= usgeber bemerkt, „ein auf der Höhe wahrer Bildung stehender Mann unserer Tage treffend":

„„Das Sprüchwort entspringt aus unsichtbarem Keim, ächst und geht in Jedermanns Gebrauch über ebenso unmerk= ich, wie es entstanden. Seine Rückwirkung auf die Einzelnen eicht wiederum viel weiter, als gewöhnlich anerkannt wird. Je= er unter uns würde erstaunen, wenn er mit einem Blick über= ähe, in wie viel kleinen und großen Augenblicken des eignen ebens sein Entschluß, bewußt oder unbewußt, durch ein Schlag= ort, das in ihm auftauchte, bestimmt worden ist.""

„Ist aber — fährt der Verfasser fort — dies Alles wahr, o gebe ich Jedem, der das Lehramt in der christlichen Kirche u verwalten hat, zu bedenken, ob nicht der alte Heinrich Müller Recht hat, wenn er ermahnt, im Lehren sich einer Art u befleißigen, welche die Leute verstehen können, und aus= uft: „„Welch eine Thorheit ist es, einen goldenen Schlüssel aben, welcher die Thür nicht aufschließt, und den eiser= ien, der sie wohl könnte aufsperren, hinwegzuwerfen!"" — Also:

„Es muß Predigt und Unterricht sich wieder einen volks= hümlichen Boden gewinnen, und dies wird, wenn man sich nur einmal über die Nothwendigkeit erst klar geworden ist, gar nicht so schwer sein, da wir, wie in so vielen andern Stücken durch treues Anschließen an das, was unsere Kirche darin bereits ge= leistet hat, den rechten Weg kaum verfehlen werden."

Ueber den eigentlichen Entstehungsgrund seines Buches er= klärt sich der Verfasser folgendermaßen:

„Seit Jahren habe ich mich bemüht, mir ein volksthüm= liches Material merksamer Lehre für die Katechismuspredigt und die Katechismuslehre zu sammeln, theils aus der freilich immer sparsamer werdenden mündlichen Ueberlieferung, theils aus den heut zu Tage noch lebensfrischen Schriften unserer Vä= ter, und da bis jetzt kein Anderer sich zu einem solchen, wie ich gewiß weiß, vielen Amtsbrüdern und vielen tüchtigen Schullehrern erwünschten Werke herbeigelassen hat, so will ich eben geben, was ich gesammelt habe."

Da aber ein ungeschickter, taktloser oder plumper Gebrauch des Buches eher Schaden wie Nutzen stiften könnte, so möge die am Schluß der Vorrede ausgesprochene Bitte des Verfassers ja nicht unbeachtet und unbeherzigt bleiben: „wohl zu unterscheiden, was zur Mittheilung und was zur eignen Anregung, was für die Schule, was für die Christenlehre, was für die Predigt, was etwa nur im freien Umgang, im ehrbaren Gespräch zu gebrauchen ist, und was grade der Einzelne je nach seiner Eigenthümlichkeit brauchen kann; denn gleichwie man nicht Jedes Jedem sagen kann, so kann auch nicht Jeder Jedes sagen. Vor Allem die Bitte, das „Weltliche" nur cum grano salis zu geben, d. i. allezeit ein Korn des Salzes ihm beizumischen, von dem Matth. 5 und Marc. 9, 50 geschrieben steht."

Der Verf. nennt sein Buch „einen bescheidenen Versuch"; es ist mehr als ein solcher; es ist wenigstens ein glücklich gelungener und zweckentsprechender Versuch. Wie freilich allen menschlichen Werken der Stempel der Unvollkommenheit aufgedrückt ist, so wird man grade bei einem Buch dieser Art, welches nach Anlage und Zweck, auch wenn es in seiner Art den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht, doch immer vermehrungs=, erweiterungs= und verbesserungsfähig bleibt, etwas Vollkommnes nicht erwarten dürfen. Nachdem aber der Verf. einmal diese Bahn gebrochen hat, so ist es für Jeden, der das Buch in Gebrauch nimmt, eine leichte Mühe, nach dem gleichen Princip und zu dem gleichen Zweck aus eigner Kenntniß, Erfahrung und Beobachtung durch Auswahl bedeutsamer Geschichten, Sentenzen und Sprüchwörter den Inhalt des Buches zu vermehren und zu vervollständigen, wozu den Pastoren und Lehrern, die sich das Buch anschaffen, am bequemsten ein durchschossenes Exemplar dienen würde. Möge nur auch der theure Verfasser selbst, je mehr der Herr der Kirche seinem Buche Eingang verschafft, sich desto mehr angespornt fühlen, an der Vermehrung, Vervollständigung und Verbesserung namentlich in denjenigen Partieen, wo eine solche noth thut, treulich und fleißig fortzuarbeiten. Das Buch hat bereits fünf Auflagen erlebt, und wer eine genauere Kenntniß von demselben genommen und seinen ungemeinen Werth erkannt hat, der wird für fernere Auflagen nicht blos herzliche Wünsche haben, sondern auch ein ziemlich gewisses Prognosticon stellen können. Ein Buch, wie dieses, welches auf jeder Seite die Spuren des treuen Fleißes und vielen Arbeitsschweißes an sich trägt, macht sich selber Bahn und bleibt nicht ohne Frucht; es geht hin und bringt viele Früchte. Dafür bürgt auch der Umstand, daß es kein gemachtes, sondern ein gewordenes, aus kleinen Anfängen hervorgegangenes, mithin senfkornartig entstandenes Buch ist. Wir möchten allen Lehrern der Kirche und Schule zurufen: „Nimm und lies!" Gar Manchem dürfte es beim Lesen dieses Buches wie Schuppen von den Augen fallen, so daß ihm auf einmal ein Licht darüber aufgeht, woher

es gekommen ist, daß er mit seiner bisherigen Predigt- oder Lehrweise so wenig Eingang in die Herzen gefunden und so wenig Frucht geschafft hat. Jedenfalls lernt man für eine richtige Beantwortung der so viel besprochenen Frage nach der wirksamsten Predigtweise und nach dem erfolgreichsten Katechismus- und Confirmations-Unterricht aus diesem Buche tausendmal mehr als durch alles bloße Spekuliren oder auf bloßen Theorien beruhende Debattiren über diese Frage. Das Buch gewährt vom Anfang bis zum Ende wirklich einen reellen Nutzen; es ist mit Einem Wort ein gutes Buch.

P. U. B.

Hie ist kein Jude noch Grieche, hie ist kein Knecht noch Freier, hie ist kein Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu. *)

Der Apostel weist mit diesen Worten auf die drei größten Gegensätze hin, die damals unter den Menschen vorhanden waren, auf Gegensätze, die sich allmälig zu einer solchen Festigkeit, Härte und Schroffheit entwickelt hatten, daß damals die ganze gebildete Welt einstimmig die Ausgleichung und Aussöhnung derselben für absolut unmöglich gehalten haben würde.

Die Gegensätze, welche hier in Betracht kommen, haben ihren Grund nicht in momentaner Verschiedenheit der Interessen, nicht in momentaner Leidenschaft, nicht in persönlicher Abneigung, woraus sonst die feindseligsten Gegensätze unter den Menschen entstehen, sondern sie gehen hervor aus Unterschieden, die Gott selbst gemacht und geordnet hat, aus Unterschieden, in denen sich nach Gottes Willen die Menschheit entwickeln sollte: nach Gottes Willen und Ordnung besteht ein Unterschied der Völker, denn Gott ist es, der einem jeden Volke besondere Gaben verliehen und eine besondere Stellung angewiesen; nach Gottes Willen und Ordnung findet ferner bei einem jeden einzelnen Volke wieder ein Unterschied in der Stellung der Menschen untereinander statt, wonach diese Stellung im Großen und Ganzen genommen entweder eine gebietende oder dienende ist; und endlich besteht nach Gottes Ordnung und Willen ein Unterschied des Geschlechts, so daß alles, was Mensch heißt, entweder dem männlichen oder weiblichen Geschlecht angehört. In diesen drei Unterschieden, dem Unterschiede der Völker, des Standes und des Geschlechts entwickelt und entfaltet sich die ganze Menschheit; wir können auch sagen, in diese drei Unterschiede legt sich der concrete Begriff des Menschen und der Menschheit auseinander; ohne sie können wir uns menschliches Dasein nicht denken. Diese Unterschiede sind aber von Gott nicht deshalb

*) Aus dem neuesten Programm des Gymnasiums zu Gütersloh.

geordnet, um die Menschen von einander zu trennen und sie feindlich einander gegenüber zu stellen: im Gegentheil, diese von Gott gewollten, organischen Gegensätze — wie alle organische Gegensätze in der Natur, im Menschen und im Reiche Gottes — fordern sich gegenseitig und ziehen sich gegenseitig an, um sie zu einer lebensvollen Einheit zu verbinden. So dient der Unterschied der Völker, wo er richtig von denselben gefaßt und verstanden wird, nur dazu, dieselben einander näher zu bringen, daß sie sich ergänzen und durch Austausch gegenseitig sich stärken und vollkommener machen. In der Verbindung ferner des Herrn und Dieners, des Mannes und Weibes hat sich stets, wo Gottes Geist waltete, die zärtlichste Fürsorge, die treueste Hingabe, die innigste, herzlichste Liebe entfaltet, also daß man sagen muß, ohne diese Unterschiede könnten Treue und Liebe ihr innerstes Wesen gar nicht offenbaren.

Aber wie Alles, was von Gott zum Heil und Segen bestimmt ist, durch die Menschen, die von Ihm nichts wissen oder nichts wissen wollen, zum Verderben und zu einem Fluch sich verkehrt, so sind auch jene drei Grundverhältnisse des menschlichen Lebens bei allen Heidenvölkern, also bei denen, die von dem wahren lebendigen Gott nichts wissen, Mittel nicht nur eines harten, schroffen, feindseligen Gegensatzes, sondern eines grausamen, oft unmenschlichen Druckes geworden. Wir können einen tiefen Blick in das Wesen und den Charakter der beiden größten, edelsten, in jeder Beziehung bedeutendsten und zu der vollkommensten Entwicklung gelangten Heidenvölker, der Griechen und Römer, thun, wenn wir uns vergegenwärtigen, welche Gestalt jene drei Grundverhältnisse bei ihnen angenommen hatten und wie selbst die besten und weisesten Männer unter ihnen hierüber urtheilten.

Das Verhalten der Griechen und Römer zu allen andern Völkern spricht sich ganz charakteristisch darin aus, daß beide jeden, der nicht Grieche und nicht Römer war, eine Barbaren nannten. Zuerst bezeichneten die Griechen mit dem Worte βάρβαρος (welches onomatopoetisch und zu vergleichen ist mit unserem „Wirrwarr") jeden, der nicht griechisch redete; nachher aber entwickelte sich der stolze Nebengedanke, daß solche Sprache eines Nichtgriechen eigentlich nicht Sprache, nicht menschliche, sondern Thiersprache zu nennen sei. Zu gleicher Zeit wurde das Wort „Barbar" ein Ausdruck für das Unedle, Rohe und Gemeine und schließlich gleichbedeutend mit Unmensch. Es ist bemerkenswerth, daß grade seit der Zeit, wo Griechenland zu seiner höchsten geistigen Ausbildung gelangte, dieses stolze und verächtliche Herabsehen auf alle anderen Völker herrschend wurde.*)

(Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. Bernhardy, Grundriß der griechischen Literatur, I. Th. §. 8, 1. und Gerlach in Pauly's Realencyklopädie s. v.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 9. Juni. № 46.

Hie ist kein Jude noch Grieche, hie ist kein Knecht noch Freier, hie ist kein Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu.

(Fortsetzung.)

Den Griechen galten alle nichtgriechischen Völker als Barbaren, auch die Römer lange Zeit; später, als Griechenland von den Römern unterjocht war und griechische Kunst und Bildung nach Rom verpflanzt worden waren, gebrauchten die Römer genau so wie die Griechen den Begriff Barbar für alle Völker; barbarus wurde ihnen gleichbedeutend mit inhumanus und immanis. Kurz der Barbar war den Griechen wie den Römern nicht mehr der ganze, volle Mensch, sondern wurde von ihnen auf die Stufe des Sclaven herabgedrückt, der nach griechisch-römischem Begriff zwischen Menschen und Thier steht. Was Hermann (Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer §. 7, 17) von den Griechen sagt: „Der Hellene galt nicht bloß als der geborene Feind (Demosth. adv. Mid. c. 14. Plat. respubl. V. p. 470 C. Isocrat. Panath. §. 66. p. 634), sondern auch als der geborne Herr des Barbaren", läßt sich genau auch von den Römern sagen; schon ihre Sprache bezeugt es uns, daß sie jeden Fremden als ihren Feind ansahen; hostis bedeutet ursprünglich den Fremdling, den Auswärtigen.*) Der Gedanke, daß jeder Fremde als Feind anzusehen sei, beherrschte wie ein Lebensprinzip die Herzen aller in dem Grade, daß sogar zwischen den einzelnen Staaten des griechischen Volkes und zwischen den einzelnen Theilen des Römischen Reiches ein uns ganz unglaublicher Gegensatz bestand. Griechen, die verschiedenen Staaten angehörten, — und deren gab es bekanntlich so viele, daß fast jede Stadt auch einen Staat bildete — betrachteten sich als Fremde, ξένοι; um aber zu verstehen, welchen Begriff die Griechen mit diesem Worte verbanden, was ihnen der Fremde, der Ausländer war, muß man sich erinnern, daß kein Grieche außerhalb seines eigenen Staates eines rechtlichen und gesetzlichen Schutzes genoß. „Recht und Gesetze", sagt Hermann §. 9, „schützen nach den Begriffen des Alterthums nur die, die sie binden, die Bürger des nämlichen Staates unter einander; Ausländer und Feind ist in den Sprachen des Alterthums ein und dasselbe Wort. Alle Staaten befinden sich einander gegenüber rechtlich in einem ewigen Kriegsstande, dessen thätliche Ausbrüche alles, was dem Menschen heilig und theuer ist, bedrohen. — — Gegen außen ist ebenso wenig von ursprünglichem Völkerrechte als von Menschenrechten des Einzelnen die Rede. Außer der Gränze seiner Heimath steht der Mensch sofort auch außer dem Gesetze und als ein völlig rechtloser da." Bernhardy §. 13 sagt: „es ist ein lebendiges, instinktartig gewurzeltes Bewußtsein, daß außer der engsten Gemeinschaft der von Oertlichkeit, Herkommen und Sitte bestimmten Individuen nichts Menschliches bestehe, mithin diejenigen Hellenen, deren Interessen in Verfassung, Rechten, Cultus und Erziehung zusammenträfen, nirgends anders glücklich und wirksam sein könnten. . . . Man mochte bis auf die längeren Reisen, die sich im jonischen Stamme finden, ungern um bloßer Forschung willen zu den etwas ferner wohnhaften Hellenen, geschweige zu den Barbaren wandern."

Zur Milderung dieses überaus schroffen Gegensatzes diente die mit Recht gerühmte Gastfreundschaft, die sowohl zwischen einzelnen griechischen Staaten, wie zwischen einzelnen Griechen bestand — denn auf Barbaren bezog sich bekanntlich die Gastfreundschaft nicht; ohne sie wäre ein Verkehr auch der benachbarten Staaten und Städte nicht möglich gewesen: aber man muß bedenken, daß die Gastfreundschaft nur eine Ausnahme war, und durch diese tritt uns die Regel in ein noch helleres Licht. Eine nothwendige Folge dieser schroffen Scheidung der einzelnen griechischen Staaten war, daß man das Bürgerrecht in einem anderen Staate, als in welchem man geboren war, der allgemeinen Regel nach nicht, sondern nur ausnahmsweise erlangen konnte, sowie daß man, im Vergleich gegen unsere Zeiten, nur ganz selten daran dachte, es zu verlangen. Die geschichtliche Entwickelung und Organisation des römischen Reiches läßt sich nicht verstehen, wenn man sich nicht stets an diesen principiellen Gegensatz der einzelnen Stämme und Völker unter einander erinnert; dieser Gegensatz erscheint uns bei den Römern in der härtesten und schroffsten Form. Wir wissen, daß es der welthistorische Beruf der Römer, die ihnen von Gott bestimmte Aufgabe war, alle Völker der Erde zu einem großen Weltreiche zu verbinden: aber die unmenschliche Härte und empörende Grausamkeit, mit der sie so oft diesen ihren Beruf erfüllten, mit der sie

*) Cic. de off. I, 12 hostis apud maiores nostros is dicebatur quem nunc peregrinum dicimus. Auch das griechische ἐχθρός würde dieselbe ursprüngliche Bedeutung haben, wenn das Wort, wie einige (Buttmann u. A.) annehmen, mit der Präposition ἐκ, ἐξ zusammenhängt.

namentlich die Provinzen verwalteten oder vielmehr verwüsteten, die Provinzen, die nun doch Theile ihres Reiches geworden waren, war nur die Folge jenes bösen Naturprincips; diese Behandlung der besiegten und unterworfenen Völker, die nicht Sache momentaner Erbitterung oder einzelner grausamer Menschen war, sondern recht eigentlich von dem ganzen Volke ausging und durch Gesetz und Sitte sanctionirt war, die ganze Organisation des Reiches, in welchem für den unverhältnißmäßig kleinen Theil der freien Bürger ganz andere Rechte bestanden als für den übermäßig großen Theil aller übrigen Einwohner, wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht in den Römern das Princip lebendig gewesen wäre, daß zwischen ihnen und allen übrigen, jetzt von ihnen bezwungenen Völkern ein specifischer Unterschied wäre, nämlich der, daß die übrigen keine ganzen, wahren, vollkommenen Menschen wären. Cicero führt in der oben angeführten Stelle eine Bestimmung aus dem Zwölftafelgesetz an: adversus hostem (im Sinne von peregrinus) aeterna auctoritas, d. h. während sonst stets nach einer gewissen Frist Verjährung eintritt, so hat dem Fremden gegenüber, auch wenn er zu dem römischen Reiche gehört, der römische Bürger ein ewiges, durch keine Verjährung endendes Besitzrecht. Anderen Völkern wollte man auch weder geistige noch sittliche Vorzüge zugestehen. Viriathus hat für sein Vaterland mit einer Aufopferung und Begeisterung und Ausdauer gekämpft, wie wir es nur bei den besten Römern wieder finden, aber da er ein Lusitanier, ein Barbar ist, so können die Römer hier nichts anerkennen und betrachten ihn als einen Räuberhauptmann; Cicero (de off. II. 11.) und Livius (l. 52) nennen ihn ganz unbefangen einen latro, wie den illyrischen Fürsten Bardylis, den Schwiegervater des Pyrrhus. Man sieht deutlich, in den Augen der Römer hat ein Lusitanier und ein Illyrier kein Vaterland, kein Recht; und wenn er für dasselbe kämpft, so thut er es als ein Räuber, der seinen Raub vertheidigt! Ebenso konnten die Carthager in den Augen der Römer keine Treue haben; fides punica, Treulosigkeit der Punier war bei den Römern sprichwörtlich geworden; Rom hatte einst vor dieser mächtigen Nebenbuhlerin gezittert; im Sinne der Römer konnte Carthago zu solchen Siegen nur durch eine besondere perfidia gekommen sein! Es wird wohl allgemein zugestanden, daß in dem römischen Volke mehr Sittlichkeit lebte als in dem der Carthager; was aber die fides gegen besiegte oder zu besiegende Völker anlangt, so hatte offenbar Rom keinen Grund, hierin den Carthagern besondere Vorwürfe zu machen.*)

Das sind nicht vereinzelte Thatsachen, sondern der Sinn, der in ihnen sich ausspricht, geht durch die ganze Geschichte der Griechen und Römer. Diese Geringschätzung und Verachtung aller Völker war ihnen so zur anderen Natur geworden, daß sie diese Gesinnung bei jeder Gelegenheit ganz offen und unbefangen äußern; deshalb haben auch wir, die wir diese Schriftsteller von Jugend auf lesen, uns so an diese Urtheile gewöhnt, daß manche sie ganz in der Ordnung finden. Und doch zeigt sich hierin eine große Verirrung. Daß die Griechen und Römer was Geistescultur und welthistorische Stellung anlangt alle Heidenvölker übertreffen, ist vollkommen richtig, und wenn die Griechen und Römer das selbst erkennen und ein volles, freudiges, stolzes Bewußtsein davon haben und aussprechen, so ist das ganz natürlich: wenn sie aber nicht wissen und nicht wissen wollen, daß vor ihnen Völker existirten und neben ihnen noch existiren, die auch zur Menschheit gehören, die an ihrem Theile und nach ihren Kräften auch mitgearbeitet haben an der Geistes- und Weltcultur, und die deshalb auch eine Bedeutung in der Weltgeschichte haben, so ist das zunächst ein Irrthum des Verstandes, der den zwei gebildetsten Völkern des Alterthums keine Ehre macht; aber es ist mehr, es ist auch eine Verirrung des sittlichen Gefühls und des sittlichen Urtheils, wenn eine ganze Nation dahin kommt, auf alle anderen Völker nur mit Geringschätzung und Verachtung herabzublicken; die nothwendige Folge ist ungebührliche Schätzung des eigenen Werthes, ist nationaler Hochmuth, nationaler Egoismus und *das wird eine nie versiegende Quelle des persönlichen Hochmuthes und des persönlichen Egoismus.*

Aus diesem Gegensatz der Griechen und Römer gegen alle anderen Völker lassen sich manche wichtige Erscheinungen erklären, auf die ich nur mit wenigen Worten hindeute, da sie nicht unmittelbar zur Lösung unserer Aufgabe gehören. Die Verbannung aus dem Vaterlande mußten die Griechen und Römer als die schwerste, der Hinrichtung gleich kommende Strafe betrachten, weil sie außerhalb des Vaterlandes etwas Gutes und ein eigentlich menschliches Dasein nicht recht anerkennen konnten. Ebenso beruht die Liebe zum Vaterlande, welche die Griechen und Römer selbst als ihre vollkommenste Tugend betrachten und in welcher auch wir den Glanzpunkt ihres sittlichen Lebens erkennen müssen, auf diesem Naturgrunde. Es gilt auch hier, was man so oft von den Griechen und Römern sagt: in der Beschränkung lag ihre Kraft. Sparta war der politisch tüchtigste und mächtigste Staat in Griechenland, aber es war auch der exclusivste; kein Staat hat die Abschließung gegen alle übrigen griechischen Staaten so principiell und so weit getrieben als der spartanische; sobald aber die Spartaner, obwohl als Sieger, mit dem Fremden in Berührung kamen und dasselbe bei sich aufnahmen, verfiel mit einemmale ihre politische wie sittliche Existenz. — Die Griechen und Römer konnten keine Universalgeschichte schreiben; in ihr sollen nicht bloß äußere Thatsachen berichtet, sondern soll vorzugsweise das innere Wesen der Völker und die besondere Stellung jedes einzelnen Volkes in der Entwickelung der Menschheit dargestellt werden; um dieses thun zu können, dazu gehört nicht nur Anerkennung der fremden Völker, sondern auch ein theilnehmendes, liebevolles Eingehen in die

*) Es ist charakteristisch, wenn Horaz in dem carmen saeculare zu dem Sol beten läßt: possis nihil urbe Roma visere maius! Wenn sich aber doch sonst wo etwas Großes fand, dann dachte man und sprach man wie Cicero in Betreff des Aratus (de off. II. 23.) o virum magnum dignumque qui in republica nostra natus esset!

Eigenthümlichkeit derselben; alles dieß war den Griechen und Römern unmöglich; das Fremde stand ihnen nicht hoch genug, um auf dessen Erforschung sonderlich Mühe zu verwenden. Der feine historische Sinn, die historische Gerechtigkeit, das durch eine unerbittliche Kritik nothwendig gewordene Streben nach objectiver Auffassung, dieß alles, was gegenwärtig mit Recht als der höchste Vorzug der deutschen Wissenschaft angesehen wird, steht in diametralem Gegensatz zu der Art und Weise, wie die griechischen und römischen Schriftsteller über fremde Nationalitäten urtheilen, sobald dieses Urtheil sich auf das innere Wesen derselben bezieht; und wie in unserem wissenschaftlichen, gegenwärtig zur Herrschaft gekommenen Streben, allen Objecten des Wissens möglichst gerecht zu werden, ganz richtig eine Entäußerung von Egoismus gesehen wird, so müssen wir die Betrachtungsweise jener alten Schriftsteller eine von nationalem Egoismus beherrschte nennen. Selbst ein Mann von so universeller Bildung wie Cicero kann die Vorzüge der Griechen, denen er doch so ungemein viel verdankt, nicht ganz und nicht recht anerkennen; man nehme beispielsweise das Proömium der Tusculanen: die Vorstellung von der Größe Roms treibt ihn sogleich in schiefe Parallelen, so daß er meint, die Römer würden, wenn sie nur gewollt hätten, auch in Kunst und Poesie das Größte geleistet haben. Eine sehr bemerkenswerthe Ausnahme macht Tacitus in seiner Germania; so wie er die sittliche Größe der Germanen aufgefaßt und dargestellt hat, ist meines Wissens kein alter Schriftsteller in das innere Wesen einer fremden Nation eingedrungen. Zur Erklärung dieser auffallenden Erscheinung dient 1) daß Tacitus zu einer Zeit lebte, wo das Römerthum in seiner Eigenthümlichkeit längst gebrochen war; 2) daß er seine Absicht, den Römern eine ernste Mahnung zu geben, um so besser erreichte, je reiner das Bild war, welches er ihnen vorhielt. Ueberdieß hat er die geistige Tiefe der Germanen nicht geahnet, wie sich z. B. aus seinem Urtheil über die Chatten (c. 30) ergiebt; multum, ut inter Germanos, rationis ac solertiae. Beides aber, die sittliche wie die geistige Tiefe, erkannte beim ersten Blick Gregor der Große an den Angeln, obwohl sie nicht mehr Bildung hatten, als die Germanen zu Tacitus Zeit. —

Wir betrachten jetzt den zweiten Unterschied, der sich bei jedem Volke findet, den zwischen Gebietenden und Dienenden. Es liegt in der Natur der Sache, daß in diesem Verhältniß ganz besonders die Lieblosigkeit, Grausamkeit und Bosheit, deren ein Mensch fähig ist, sich zeigen kann; aber es ist von entscheidender Bedeutung, ob dieß, wo es geschieht, als Unrecht und Sünde gefühlt und gestraft wird, oder ob man auch den härtesten und schroffsten Gegensatz, der zwischen Menschen sein kann, als etwas rechtmäßiges und normales betrachtet. Das letztere geschieht in der Sklaverei, deren vollkommenste Ausbildung wir zuerst bei den Griechen und Römern finden. Das, wodurch sich die Sklaverei von Leibeigenschaft und jedem anderen, auch dem härtesten Dienstverhältniß unterscheidet, ist allein dies, daß der Sklave nicht mehr als Person, als Mensch,

sondern als Sache und Eigenthum betrachtet wird, mit welchem der Herr ziemlich ebenso willkürlich wie mit jedem anderen Eigenthum umgehen kann; selbst da, wo dies Verhältniß — wie es jedenfalls vorkam — durch die Milde des Herrn und die Tüchtigkeit der Sklaven ein erträglicheres wurde, war und blieb es doch die tiefste Entwürdigung des Menschen, die möglich ist; und da nun weder bei den Griechen, noch bei den Römern je ein Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Sklaverei erhoben ist, ja da sogar die Weisesten der Nation, die größten Philosophen und Staatsmänner, die Nothwendigkeit derselben nachwiesen, so sieht man, daß bei ihnen der schroffste und grausamste Gegensatz, der zwischen Menschen überhaupt denkbar ist, sogar durch Gesetz und Moral sanctionirt war. Dazu nehme man die ungeheure Zahl der Sklaven; selbst die wenig bemittelten haben einige Sklaven, die wohlhabenden an hundert und mehrere hundert, Einzelne sogar Tausende; im Hause hatte man für jeden besonderen Dienst einen besonderen Sklaven — janitores, cubicularii, pistores, coqui, fartores, scissores, pocillatores, vestiarii, tonsores, balneatores, u. s. w. — beim Ausgehen ließ man sich wenigstens von einem Sklaven begleiten, Frauen stets von mehreren Sklavinnen; beim Landbau, bei den Bergwerken und Fabriken beschäftigte man nur Sklaven, und zwar in großen Massen; es werden uns Zahlen von 300 bis 1000 genannt; in Attika hatte man 400,000, in Corinth 460,000, in Aegina 470,000 Sklaven. *) In den Städten, wo die Bildung die vollkommenste war, war die Menge der Sklaven die größte, überall war die Zahl der Sklaven ansehnlich größer als die der Freien. „Je höher die Berechtigung der Freien im Staate steigt, desto tiefer sinkt der Sklave in seiner Rechtlosigkeit auch den Hausgenossen gegenüber, so daß er zuletzt kaum höher als die unvernünftigen oder leblosen Theile des Hauseigenthums geachtet wird." Hermann, Privat-Alterthümer, §. 9. Sklaven und zahme Thiere werden von Aristoteles (Pol. I., 2, 14) in gleicher Kategorie nebeneinander genannt.

Das Verhältniß des Freien zum Sklaven hängt genau zusammen mit dem Verhältniß der Griechen und Römer zu allen übrigen Völkern; Barbar und Sklave war ihnen in den meisten Fällen gleich bedeutend, und aus den Barbaren hauptsächlich nahm man die Sklaven; man erkannte weder in dem einen noch in dem andern den ganzen, wirklichen Menschen an. —

Der dritte natürliche, von Gott gesetzte Unterschied ist der des Geschlechts; daß dieser Unterschied bestimmt sei, die innigste Vereinigung, die unter Menschen möglich ist, zu bilden, das, sollte man meinen, müßte auch ein Volk, das von dem wahren Gott und seinen Geboten nichts weiß, erkennen; man sollte meinen, die eheliche Verbindung müsse ganz von selbst dem Manne sagen, daß das Weib ihm wesensgleich sei, wenn sie auch einen anderen Beruf hat als er. Und doch ist es bekannt,

*) Pauly's Realencyklop. s. v. servi. In Rom war die Zahl der Sklaven allmälig so angewachsen, daß man in einzelnen Häusern von greges ancillarum und legiones mancipiorum redete.

daß bei allen Heidenvölkern, auch den bedeutendsten und edelsten, den Griechen und Römern, die Stellung des weiblichen Geschlechts eine gedrückte, oft bis zur Sklaverei herabgedrückte war. *) Man braucht nur auf dieses Eine hinzuweisen, daß sowohl bei den Griechen wie bei den Römern das Weib in rechtlicher Beziehung lebenslang als unmündig angesehen wurde, um zu zeigen, welch tiefe Kluft die Geschlechter trennte. Der Grund lag darin, daß man die Wesensgleichheit zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht nicht erkannte, in dem Weibe nicht den ganzen, vollkommenen Menschen sah. Zu dieser Erkenntniß kam man aber auch in den Zeiten und bei den Völkern nicht, wo sonst die Frauen eine geachtetere Stellung einnahmen, wie im heroischen Zeitalter, bei den Spartanern und bei den Römern; das falsche Princip machte sich deshalb immer wieder geltend und errichtete eine Scheidewand zwischen denen, die von Natur zusammengehörten. Es ist sehr bemerkenswerth, daß die Stellung der Frauen — gerade so wie die der Barbaren und Sklaven — mit der zunehmenden geistigen Entwickelung immer schwerer und unglücklicher wurde. „Das Schicksal der griechischen Weiber ist im Verfolge der Zeitalter und politischen Entwickelungen immer tiefer und fast bis zur Stufe des Sklavenwesens gesunken", sagt Bernhardy, Griech. Literatur, I., S. 36, und es sind die gebildetsten und bedeutendsten unter den Griechen, die Athener, bei denen sich die Frauen in der unwürdigsten Lage befinden. „Nirgends", fährt Bernhardy S. 37 fort, „sind die griechischen Frauen unglücklicher und der Gesellschaft entfremdeter gewesen, als unter den Attikern, wo sie weder sittliche Bedeutung noch poetischen Ruhm oder Einfluß auf die Mitglieder der Familie sich erwarben; und diese Zurücksetzung, welche jede Kenntniß der äußeren Verhältnisse, der poetischen Cultur und Musik entzog, und das Haften am veralteten Dialecte und Aberglauben der Kinderzeit unter ihnen befestigte, wuchs mit den Graden der Wissenschaftlichkeit und Neuerungssucht, die seit Perikles rasch durchlaufen wurden." Nur ein Beispiel. Als Sokrates im Gefängniß saß und kurz vor seinem Tode seine Freunde und Schüler zu ihm kamen, fanden sie seine Frau Xanthippe mit ihrem Kinde bei ihm; diese Xanthippe hat durch ihre Zanksucht eine schlechte Berühmtheit erlangt, aber was sie hier thut, war das Rechte und Natürliche; sie kommt mit ihrem Kinde ins Gefängniß, um Abschied zu nehmen, und klagt, daß sie nun zum letztenmale ihren Mann sehen soll; da sagt Sokrates, um sie los zu werden: Führe doch einer die Frau von hier weg nach Hause; und ein Sklave thut es, und Sokrates geht mit jener vielbewunderten Seelenruhe dem Tode entgegen, ohne auch nur mit einem Worte der Theilnahme seiner Frau und seiner Kinder zu gedenken. — Die Stellung der Frauen war in Sparta eine ungleich bessere; daß man aber nicht zu viel erwarten darf, sieht man deutlich

*) Ausführlich handelt hierüber L. Wiese: „Ueber die Stellung der Frauen im Alterthume und in der christlichen Zeit." 1854.

daraus, daß der physisch-politische Zweck der Ehe, dem Staate eine kräftige Nachkommenschaft zu geben, der bei allen heidnischen Völkern in roher Einseitigkeit hervorgehoben wird, dort in der schroffsten und jedes sittliche Gefühl verletzenden Weise unverholen in den Ehegesetzen ausgesprochen ist. Eine Folge davon war jene Herzlosigkeit und Kälte, welche die Spartanerinnen auch da wo sie groß sind zeigen. Wenn die spartanischen Frauen bei der Nachricht, daß ihre Söhne im Kampfe für das Vaterland gefallen, gar kein Gefühl des Schmerzes und der Trauer haben und nur allein an den Sieg und Ruhm Spartas denken, so verdient zwar der großartige Heroismus unsere Bewunderung, aber zugleich verletzt uns die Herzlosigkeit und Gefühllosigkeit, da wir wissen, daß sich mit dem Heroismus auch Mutterliebe verbinden läßt. Im Jahre 1813 zeigte eine deutsche Frau den Tod ihres dritten und letzten Sohnes im Kampfe für die Freiheit mit folgenden Worten an: „So sind sie alle dem Vaterland gefallen, dem ich sie geboren hatte, und können noch im Tode mein Stolz sein. Dennoch schweigt das Herz einer Mutter nicht, die ohne Söhne ist."

Auch bei den Römern herrschte die politische Auffassung der Ehe ganz einseitig vor; auch bei ihnen befand sich das weibliche Geschlecht lebenslang in juristischer Beziehung in Unmündigkeit; deshalb konnte auch bei ihnen die Stellung des Weibes, obwohl sie im Ganzen eine würdigere ist als in Griechenland, nicht die rechte, nicht eine dasselbe befriedigende sein. Wenn der Römer die Tugend virtus d. i. Mannheit, Manneswesen nennt, so spricht er damit deutlich aus, daß er die Tugenden eigentlich nur für eine Sache des männlichen Geschlechts ansieht. Die Cardinaltugenden der griechischen und römischen Moral, die Weisheit, die Gerechtigkeit, die Tapferkeit und Selbstbeherrschung oder Besonnenheit sind in dem Sinne, den man damit verband, nur auf Männer, auf den freien Bürger berechnet, und können nur von ihnen recht geübt werden; mit dem Begriffe des Weiblichen konnten Griechen und Römer nur die Vorstellungen des Schwachen und Mangelhaften, nie die von wirklichen Vorzügen verbinden; nicht einmal den Vorzug der Schönheit konnte man ihnen ganz und vollkommen zuerkennen; Cicero sagt: es gibt eine doppelte Art von Schönheit, Anmuth und Würde, die erstere gehört den Weibern an, die andere den Männern. *) Tacitus (Germania c. 45) sieht darin, daß die Sitonen sich von einem Weibe regieren lassen, nicht nur eine Verläugnung des Freiheitssinnes, sondern sogar eine Entwürdigung, die noch unter die Sklaverei gehe.

Als eine nothwendige Folge dieses unnatürlichen Verhältnisses zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht muß die Knabenliebe oder Päderastie angesehen werden, welche auch in ihrer reinen Gestalt eine Unnatur ist, die uns anwidert; aber

*) De offic. 1, 36: cum pulchritudinis duo genera sint, quorum in altero venustas sit, in altero dignitas: venustatem muliebrem ducere debemus, dignitatem virilem.

oie leicht war die Entartung möglich und wie abscheulich ist ieſe! Eine zweite nothwendige Folge des genannten Verhältniſſes der beiden Geſchlechter war der Mangel alles deſſen, was vir häusliches Leben oder Familienleben nennen, war das Ausetzen der Kinder und Aehnliches.

In der Auffaſſung dieſer drei Grundverhältniſſe des menſchichen Daſeins — des Verhältniſſes des einen Volkes zum ndern, des Herrn zum Diener, des Mannes zum Weibe — rkennen wir, um das Reſultat unſerer Betrachtung zuſammenufaſſen, recht eigentlich Principien des Heidenthums und es iſt ohl zu bemerken, daß auf denſelben als einer nothwendigen Bedingung alles das Schöne und Große beruht, was wir in Griechenland und Rom anſtaunen. *) Durch dieſe Lebensrincipien wurde der unverhältnißmäßig größte Theil der Menchen zu unwürdigem Dienſt herabgedrückt, damit ein unverhältißmäßig kleiner Theil, die freien Bürger, in freieſter Stellung hr Leben ausgenießen könnten; dieſe kleine Zahl, freie Herren n des Wortes umfaſſendſter Bedeutung, hat jene Werke des Geiſtes und der Willenskraft ausgeführt, welche die Bewundeung aller nachfolgenden Jahrhunderte geworden ſind, aber wir ürfen dabei nicht vergeſſen, daß es Principien des Egoismus ſind, des nationalen und ſocialen Egoismus, *) welchem die Völker wie die Einzelnen ganz unbefangen mit der vollen Kraft eines Naturtriebes dienen, daß es Principien ſind, welche die Menſchheit zerklüften und zerreißen und dadurch ſchließlich zu Grunde richten müſſen. Ganz richtig iſt es, was Hundeshagen ſagt: „Die antik-heidniſche Humanität zeigt als Kehrſeite ihrer ſchönſten Hervorbringungen uns eben ſo große Gebiete einer unſer Gefühl abſtoßenden principiellen Barbarei. Es giebt ganze Regionen in der Seele, welche brach, unbebaut liegen bleiben. Die edelſten Saaten des Geiſtes vermögen auf ihrem Boden nicht zu grünen, die tiefſten Gefühle und Gemüthsbewegungen können in der Kälte und Härte der Herzen nicht keimen. Es wären leicht zahlreiche Beiſpiele dafür beizubringen, daß anſtatt ächt menſchlicher Gefühle mitten in dieſem Culturleben eine Wildniß roher Gefühle und profaner Gedanken erwächſt, welche durch die herrlichen Blumen der Kunſt und Wiſſenſchaft nur ungenügend verborgen werden."

Ich ſagte: es ſind Principien des Heidenthums, die uns in jener Auffaſſung der Grundverhältniſſe des menſchlichen Lebens entgegentreten; dieſelbe Auffaſſung finden wir bei allen Heidenvölkern, wenn auch nicht immer in der ſchroffen Schärfe wie bei den Griechen und Römern, was ſeinen Grund darin hat, daß bei ihnen die Lebensentwickelung eine ganz vollkommene iſt, während dieſe Entwickelung nach der guten wie ſchlechten Seite bei anderen Völkern auf einer niedrigen Stufe geblieben iſt. Daß es heidniſche Principien ſind, ergiebt ſich auch, wenn wir einen Blick auf das Volk Israel werfen, um zu ſehen, wie dieſes, das Volk Gottes, über jene Grundverhältniſſe urtheilt.

Zunächſt kann es ſcheinen, als hätte ſich das jüdiſche Volk gerade ſo excluſiv gegen andere Völker verhalten als die Griechen und die Römer: bei genauerer Betrachtung wird ſich aber ſogleich ein großer und weſentlicher Unterſchied ergeben, womit nicht geläugnet werden ſoll, daß auch bei den Juden geiſtlicher Stolz den Gegenſatz gegen andere Völker vielfach in verkehrter Weiſe deutete und auffaßte. Das jüdiſche Volk hatte

*) Bernhardy, Griech. Literatur, I., S. 2 ſagt: „Unſere aniken Autoren gehörten einem bevorrechteten Stande freier und regieender Männer an, welche, wie verſchieden auch das öffentliche Geſetz er kleinen helleniſchen Staaten ihre Anſprüche geſtaltete, dennoch berall durch den Beſitz zahlreicher Sklaven oder Leibeigener jeder rückenden und zerſtreuenden Nahrungsſorge enthoben, zugleich mit nbedingter Macht in ihrem Haus- und Familienweſen ausgeſtattet aren, und geſtützt auf das Recht der Geburt wie auf die Fülle der Glücksgüter, in derſelben Perſon die Aemter und Thätigkeiten des Staatsmannes, Prieſters, Kriegers und Künſtlers vereinigen durften. Wie eng immer das Vaterland ihre Schickſale umſchloß, ſo waren ſie och nichts mehr als gelöſte Individuen, welche neben einander geſtellt n weiten Räumen ſich ihrer Anlage und Mittel erfreuten, um jeder eines Theils zu genießen, zu leiden und den Nachbar gewähren zu aſſen. Dieſe Selbſtſucht und Weltklugheit, welche die Natur ſelber geboten und kunſtlos aufgewieſen hatte, iſt der Schlüſſel zur griechiſchen Humanität." Und S. 34: „Freie Männer des regierenden Standes, deren geringe Zahl ſchon einen merklichen Abſtand von Ackerbauern, Zinspflichtigen, Einſaſſen oder von Bürgern einer immer noch mehr ſchwindenden Vermögensſtufe ſetzt, waren zu jedem Geſchäft und Spielraum ihrer Geſellſchaft befugt; — daß nun jene hochgeſtellten Bürger ſich in völliger Unabhängigkeit und Wohlfahrt bewegten, verdankten ſie der eigenthümlichen Unterordnung der Sclaven und Frauen, durch deren Vermittelung gerade der Mann auf den Gipfel des phyſiſchen Daſeins und der alleinigen Perſönlichkeit (αὐτός, δεσπότης) erhoben wurde; beide ſanken zum privatrechtlichen Beſitze herab."

*) Auch Hundeshagen (Ueber die Natur und die geſchichtliche Entwickelung der Humanitätsidee in ihrem Verhältniß zu Kirche und Staat. Eine akademiſche Feſtrede. Berlin, 1853.) findet den eigentlichen Grund dieſer hier betrachteten Erſcheinungen in der Selbſtſucht. „Denn die Selbſtſucht leugnet thatſächlich die weſentliche Gattungseinheit des Menſchengeſchlechtes und die wechſelſeitigen Forderungen, die ſich aus ihr ergeben. Sie hebt den Einzelnen aus der Reihe aller Uebrigen heraus, ſchließt ihn von der Gemeinſchaft ab, drängt ihn iſolirend auf ſich ſelbſt zurück und negirt in allen Richtungen die Gleichheit. Die Selbſtſucht iſt daher das Böſe im Böſen, das Formalprincip, durch welches alles einzelne Böſe zum Böſen wird, die Wurzel der in der Losreißung von Gott auch die Losreißung des Menſchen vom Menſchen einſchließenden Sünde." S. 33.

wie die Griechen und Römer seinen bestimmten Beruf von Gott erhalten; Israel hatte den erhabensten und höchsten Beruf; es war ein für göttliche Zwecke besonders auserwähltes Volk, es sollte der Träger der besonderen göttlichen Offenbarungen sein; diesen Vorzug aber sollte das Volk nicht zu egoistischem Selbstgenuß und Selbstverherrlichung haben, sondern von Anfang an wird stets und zu aller Zeit als Zweck und Ziel aufs bestimmteste ausgesprochen, daß durch dieses Israel alle Völker auf Erden gesegnet werden, durch Israel das Heil zu allen Heidenvölkern kommen sollte. Schon diese Bestimmung allein, die jedem Israeliten bekannt war, machte von vorneherein eine Stellung zu den übrigen Völkern, wie sie die Griechen und Römer hatten, unmöglich. Dazu kam aber noch vieles andere; ich nenne nur drei Sätze, von denen jeder prinzipielle Bedeutung hat. Die Israeliten wußten: 1) daß alle Völker der Erde von einem Menschenpaar stammten, also alle blutsverwandt waren; 2) daß über alle Völker der Erde nur der Eine Gott der Herr und König ist; 3) daß der Mensch nach Gottes Ebenbild geschaffen und daß in allen Menschen Gottes Ebenbild, wenn auch entstellt oder verdunkelt, zu sehen und anzuerkennen ist. In diesen drei Sätzen wie jener Bestimmung liegen die stärksten Bindemittel; wer diese Wahrheiten erkannt hat, der kann nicht mehr daran denken, solche Unterschiede zwischen den Völkern und Menschen zu setzen, wie die Griechen und Römer in ihrem Stolze thaten. Israel sollte sich von dem Götzendienst der Heiden so scharf und bestimmt scheiden, so bestimmt die Wahrheit von der Unwahrheit geschieden ist: aber in Betreff der Heiden selbst, in Betreff der Personen, war allen wohlbekannt, daß nach Gottes Willen dieselben zur seligen Gemeinschaft mit dem Volke Gottes kommen sollten. Daraus ergiebt sich, daß ein Israelit wesentlich anders über den Unterschied der Völker urtheilen mußte. Wesentlich anders — wie sehr auch in einzelnen Fällen der Einfluß der ringsumher wohnenden Heidenvölker sich geltend machen mochte —, war ferner bei den Israeliten das Verhältniß des Herrn zum Knechte und das der beiden Geschlechter zu einander. Sklaverei im Sinne der Griechen und Römer gab es nicht bei ihnen, denn man achtete in jedem Knechte die menschliche Persönlichkeit; die Knechte wie alle Fremdlinge standen in Israel unter dem Schutz der göttlichen Gebote; es sollte einerlei Recht sein unter ihnen, den Fremdlingen wie den Einheimischen (3 Mos. 24, 22); überdieß konnte der Knecht stets im siebenten Jahre frei werden. Wie verschieden von griechisch-römischer Weise das Verhältniß des Mannes zum Weibe sein mußte, ergiebt sich schon aus dem einen Worte im 2. Cap. des ersten Buchs Mosis: „Ein Mann wird seinen Vater und seine Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen und sie werden sein ein Fleisch."

Es liegen hier wichtige Betrachtungen nahe; wir können nur mit wenigen Worten auf sie hinweisen. Die Israeliten hatten in ihrem geistigen Wesen etwas Universelles und ihnen gegenüber erscheint der geistige Horizont der Griechen und Römer vielfach beschränkt. Die Israeliten haben von Anfang an das

Nützliche und Gute bei den Heidenvölkern anerkannt und nach ihrem Bedürfniß von ihnen entlehnt; leider ließen sie sich nicht selten auch von den Götzen der Heiden berücken. Die Israeliten waren empfänglich für das Fremde, sie waren ja in der Fremde, unter den Aegyptern, zu einem Volke herangewachsen, und konnten später, nachdem ihre politische Selbstständigkeit aufgehört hatte, in der Zerstreuung unter allen Völkern der Erde leben, ohne ihre Eigenthümlichkeit zu verlieren. Die Griechen und Römer aber konnten das Fremde nie recht anerkennen; sie haben bei aller ihrer Bildung nie eine Vorstellung von dem Guten, was Israel hatte, gehabt; ja es scheinen die Juden mehr noch als alle übrigen Völker von den Griechen und Römern verachtet und gehaßt worden zu sein; bei den griechischen und römischen Schriftstellern finden sich die absurdesten Vorstellungen und ärgsten Entstellungen des jüdischen Wesens. Wir erinnern beispielsweise nur an das, was Tacitus, der sonst vor allen alten Historikern durch seinen kritischen Scharfblick und gründliche Forschung sich auszeichnet, im Anfang des fünften Buchs seiner Historien über die Juden sagt. Er weiß zwar, daß die Juden nur an einen Gott glaubten, einen ewigen, der durch Bilder nicht darzustellen und nur im Geiste zu verehren ist, und daß sie diejenigen für unheilig halten, welche die Götter in menschlichen Gestalten abbilden, *) und doch nennt er es ein abergläubisches und gottloses Volk (gens superstitioni obnoxia, religionibus adversa, c. 13), das widerlichste Volk (teterrimam gentem), ein den Göttern verhaßtes Menschengeschlecht (genus hominum invisum deis, c. 5), die schon unter den Assyrern und Persern der verachtetste Theil der Unterworfenen gewesen seien (despectissima pars servientium, c. 8); ihre verdrehten Einrichtungen hätten nur durch ihre abscheuliche Verkehrtheit Kraft gewonnen; gerade die Nichtswürdigsten, die ihre väterliche Religion verachteten, brächten dorthin Beisteuern und Gaben, und so sei die Macht der Juden groß geworden; gegen alle Fremde hätten sie einen tödtlichen Haß; **) nach ihrem Auszuge aus Aegypten in der Wüste wären sie nur durch eine Heerde Esel vor dem Verschmachten gerettet worden; Moses sei nemlich einer Heerde Esel, die er gesehen, gefolgt und habe dadurch reiche Wasserquellen gefunden; deshalb hätten sie auch das Bild dieses Thieres in ihrem Heiligthume geweiht (c. 3 und 4), u. s. w. Kurz es sind die colossalsten Mißverständnisse, in denen sich die Griechen und Römer in Betreff der Juden befinden. Man muß dies vor Augen haben, um zu begreifen, wie schwer es einem Griechen und Römer wurde, die

---

*) Iudaei mente sola unumque numen intelligunt; profanos, qui deum imagines mortalibus materiis in species hominum effingant; summum illud et aeternum neque imitabile neque interiturum, c. 5.

**) Instituta sinistra foeda pravitate valuere; nam pessimus quisque spretis religionibus patriis tributa et stipes illuc gerebant, unde aucta Iudaeorum res; — adversus omnes alios hostile odium, c. 5.

Wahrheit aus dem Munde eines Israeliten zu hören und annehmen, welche Hindernisse also und welche tief gewurzelte und allgemein verbreitete Vorurtheile das Christenthum zu überwinden hatte, ehe es bei einem Griechen oder Römer Eingang finden konnte.*) Damit hängt es ferner zusammen, daß später auch die wohlwollendsten und edelsten Männer, wie Plinius, die Kaiser Trajan, Marcus Aurelius, Diocletian u. a., durchaus nicht im Stande sind, sich eine auch nur einigermaßen zutreffende Vorstellung von dem Christenthume, das als jüdische Secte angesehen wurde, zu machen; es hängen ferner damit zusammen die gräßlichen Vorstellungen, welche bei der Masse der Griechen und Römer über diese neue Religion verbreitet waren. —

Doch wir kehren von diesen Nebenbetrachtungen zur Hauptsache zurück. Wir sahen in jener Auffassung der Grundverhältnisse des menschlichen Geschlechts, des Verhältnisses des einen Volkes zum andern, des Herrn zum Diener, des Mannes zum Weibe, schwere und bedeutungsvolle Verirrungen der heidnischen Völker. Diese Verirrung ist deshalb ganz eigener Art, weil auch die besten und edelsten und weisesten unter den Griechen und Römern nicht einmal eine Ahnung des Unrechts dabei hatten. Und doch finden wir sonst bei ihnen ein sehr deutliches Bewußtsein von dem fortschreitenden tiefen sittlichen Verderben, dem endlich diese beiden herrlichen und großartigen Völker unterliegen; wir sehen bei beiden Nationen eine nicht kleine Anzahl ernster, trefflicher Männer, die über das Verschwinden der alten Tugenden und das Zunehmen aller Untugenden und aller Laster bittere Klagen und so entschiedene Zeugnisse aussprechen, daß auch wir kein strengeres Gericht über jene Zustände halten können: daß aber in jener Auffassung des Verhältnisses der Völker unter einander, der Herren zu den Dienern, des Mannes zum Weibe schwere sittliche Verirrungen liegen, daß in ihnen Lebensprincipien wirksam sind, welche die Menschheit schließlich zerreißen und zerfleischen müssen — davon haben auch die weisesten in Hellas und Rom keine Vorstellung gehabt. Wir erkennen daraus, daß diese Lebensprincipien mit dem innersten Wesen des Heidenthums verbunden sind.

Wenn wir uns die genannten drei Grundverhältnisse nur einigermaßen, wie sie in Wirklichkeit waren, vorstellen, so müssen wir gestehen, es war das oben genannte Wort des Apostels Paulus ein so kühnes Wort, daß es ein Grieche oder ein Römer aus eigenem Verstand nicht einmal erdenken konnte; es war ein Wort, das nur aus dem tiefsten und vollsten Bewußtsein

*) Hundeshagen a. a. O. S. 22: „Eine der häufigsten Einwendungen, welche dem Christenthum bei seiner ersten Ausbreitung im römischen Reich entgegen gehalten wurden, bestand darin, daß man von Seiten seiner Gegner sagte: es sei doch eine absurde Annahme, daß Hellenen und Barbaren ein und dasselbe Gottwesen verehren könnten. Es läßt sich hieraus die enorme Gegenwirkung erkennen, welche der zersplitternde Polytheismus des populären Bewußtseins gegen die Vorstellung von der Gattungseinheit des Menschengeschlechts äußerte."

von der göttlichen, alles bezwingenden, alles neu machenden Kraft des Evangelium ausgesprochen werden konnte, jenes Wort, daß da, wo Christus sei, kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib sei.*) Damit will der Apostel nicht den von Gott selbst geordneten Unterschied zwischen den Völkern, nicht den Unterschied des Standes oder der Stellung, nicht den Unterschied des Geschlechts aufheben — eine unterschiedslose Gleichheit hierin zu fordern ist die noch größere Verirrung des modernen Heidenthums, es ist eine Verirrung, die bloß von denen ausgehen konnte, die nichts mehr vom lebendigen Gott wissen wollen, während jene von denen ausging, die noch nichts von Gott wußten. Der Apostel will also bloß, daß die unmenschliche Härte und Schroffheit, daß die Grausamkeit und Feindschaft aufgehoben und getilgt werde, die in den genannten Verhältnissen dem Menschen zur anderen Natur geworden war, und die er deshalb als etwas Legitimes ansah. Daß eine Aenderung hierin nur durch ein neues Lebensprincip, nur durch neue Lebenskräfte möglich sein könnte, würden auch die weisesten des Alterthums zugeben: und gewiß ist es, wenn wir die alles umgestaltende, neu schaffende und alles verklärende Macht und Kraft des Evangeliums im Großen und Ganzen einmal recht deutlich sehen und betrachten wollen, so muß man sich vergegenwärtigen, was das Christenthum in der völligen Umgestaltung, in der principiellen Umgestaltung dieser Verhältnisse geleistet hat. Das Christenthum hat in dieser Umgestaltung seine ersten großen, in die Augen fallenden Triumphe gefeiert und darin seine universelle und welthistorische Bedeutung aufs vernehmlichste ausgesprochen. Schon jene drei großen Wahrheiten, daß alle Völker von einem Menschenpaare stammen, daß über alle Völker ein Gott regiert, und daß in allen Menschen das Ebenbild Gottes zu sehen ist, schon diese Wahrheiten, die durch das Christenthum zu allgemeiner Anerkennung kamen, machten es ganz unmöglich über jene Grundverhältnisse so zu denken oder zu sprechen, wie die Griechen und Römer thaten. Das königliche Gesetz aber: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst" sagt in ganz positiver Weise, welche Stellung fortan ein Christ gegen alle anderen Menschen haben solle. Und diesem Gebot konnten die Christen nachkommen, weil durch das Evangelium ganz neue Liebeskräfte, eine ganz neue Liebesfülle ihnen zu Theil wurde.

Es ist bemerkenswerth, in welcher Weise diese Verhältnisse vom Christenthum umgestaltet worden sind; nie hat ein Apostel dieselben direct angegriffen, nie gefordert, es sollten diese damals durch das öffentliche Recht gesicherten Verhältnisse über den Haufen geworfen werden, nie verkündigt, die natürlichen Rechte der unterdrückten Nationen, die natürlichen Rechte der unterdrückten Sklaven und Frauen würden hergestellt werden — das ist moderne Art zu fordern, die Verhältnisse und Gesetze sollten —

*) Hundeshagen a. a. O. S. 32 nennt es den „grandiosen Humanitätsgedanken" des Christenthums, welchen der Apostel hiermit „der vorhergehenden Menschheitszersplitterung" entgegenstelle.

andere werden, als würden dann auch die Menschen andere werden — sondern die Apostel verkündigten lediglich das Evangelium von Christo als eine Kraft selig zu machen jeden der daran glaubt, als eine Kraft neue Menschen zu schaffen: denn sie wußten sehr gut, daß wo solche neue, nach Gott geschaffene Menschen waren, als die ganz natürliche, nothwendige Folge auch die Beziehungen und Verhältnisse derselben unter einander und zu den übrigen neue, dem Willen Gottes entsprechende werden müßten. Das ist auch für die ganze Betrachtung dieser Verhältnisse festzuhalten: der durch Christum wiedergeborene, neue Mensch ist die nothwendige Voraussetzung; wo diese nicht vorhanden ist, wo, wie es später leider zu oft der Fall war, nur Namenchristen vorhanden sind (die sich von den wahren Christen grade so unterscheiden, wie Schein und Wirklichkeit), da können jene drei Verhältnisse wieder ähnlich werden und sind ähnlich geworden wie sie bei den Heiden waren. Das schöne Wort Luthers: „Gar heimlich führt Er (der Herr) sein Gewalt" zeigt uns recht die innerliche, der Welt verborgene Art und Weise, in welcher die Aenderung vor sich ging. Denn obwohl es die mächtigsten Lebensprincipien waren, die gestürzt werden mußten, und die mächtigsten Lebensprincipien, die gepflanzt werden mußten, so merkte man doch auf dem Markte des Lebens nichts davon. Als in den neuen christlichen Gemeinden zu Colossä, Corinth, Ephesus, Rom, in Galatien u. s. w. Juden und Griechen und Römer und Scythen und Barbaren aller Art, als Sclaven und freie Männer und Weiber sich zusammen fanden und Einer wurden in Christo, da fielen zunächst nur in diesen damals ganz unbeachteten kleinen Kreisen jene Scheidewände; es wurde der Zaun abgebrochen, wie Paulus an die Ephes. 2, 14 schreibt, der dazwischen war, und es wurde durch den, der unser Friede ist, Friede gemacht zwischen denen, die bisher so feindselig sich gegenüber gestanden: in kleinen, unbeachteten Kreisen, sage ich; aber wenn wir nun auf die ganze von jenem Moment aus anhebende Entwickelung zurückschauen, so müssen wir sagen, damals begann in der That die großartigste, wahrhaft welthistorische Bewegung, es traten neue Lebensprincipien, Principien, die die nationalen und socialen Verhältnisse der Menschheit völlig umgestalten sollten, zum erstenmale in Wirksamkeit. Man sieht hier, wie das Christenthum, welches zunächst nur die einzelne Seele retten will, sobald dies gelungen ist, sofort seinen universalen Charakter, seine Bestimmung für ein ganzes Volk, ja für alle Völker der Erde offenbart.

Das Christenthum hat aus jenen Grundverhältnissen des menschlichen Daseins nicht nur das Böse, was durch das Heidenthum in dieselben hineingekommen war, wieder herausgebracht — und diese Wirkung hat es stets auch da, wo es noch nicht in seiner ganzen Kraft auftritt, — sondern es hat auch durch unzählige Beispiele bewiesen, daß jene Unterschiede der Völker, des Standes und des Geschlechts von Gott grade zur innigsten Verbindung der Menschen unter einander bestimmt sind, denn vorzugsweise in den genannten Verhältnissen hat sich die ganze wunderbare Liebeskraft und Liebesfülle, deren ein Menschenher fähig ist, entfaltet und geoffenbaret. Während die Griechen und Römer die rohen und wilden Völker Barbaren schalten und für den unmenschlichen Sclavendienst sie bestimmten, wissen Christen daß auch die rohesten und wildesten Völker nicht nur ein Rech auf Anerkennung als Menschen, sondern sogar ein großes Rech auf ihre Liebe haben, und die vielen Tausende, die seit der Apostelzeit ihr Leben eingesetzt haben, um auch den rohesten Völkern das Evangelium zu bringen, sind hinreichend Zeugniß, daß die christlichen Gemeinden auch allezeit bedacht gewesen sind, diese Liebesschuld abzutragen. Die Missionsthätigkeit ist für die christliche Kirche, wenn Gottes Wort in ihr lebendig ist, eine innere Nothwendigkeit, und in der Ausübung dieser Thätigkeit erkennen wir deutlich das normale Verhältniß, in welches die an Erkenntniß und Bildung höher stehenden christlichen Völker zu den ungebildeten, ja zu den rohesten und wildesten treten sollen. Zur Veranschaulichung verweise ich auf ein lebendiges Beispiel aus der Gegenwart. Wer die Wirksamkeit des Pastor Harms in Hermannsburg kennt, der wird wissen, daß es für diese Gemeinde die eigentliche Herzensfreude ist, das Werk der Mission zu treiben.

Kein Apostel hat die Aufhebung der Sclaverei gefordert und doch sind alle Sclaven, die den christlichen Gemeinden angehörten, Freie geworden. Zuerst innerlich, dann auch äußerlich. Wir haben ein sehr schönes Beispiel hierfür im Neuen Testament, im Briefe Pauli an Philemon. Diesem Philemon, einen angesehenen Gliede der Gemeinde zu Colossä, war sein Sclave ein Heide, Namens Onesimus entlaufen — was bekanntlich bei Sclaven sehr häufig vorkam. Es mußte sich fügen, daß dieser Sclave mit dem Apostel Paulus zusammen kam und durch ihn zu Christo bekehrt wurde. Was thut nun Paulus? Er schickt den Sclaven seinem Herrn zurück, aber er gibt ihm den Brief mit, den wir noch im Neuen Testamente haben — und wer ihn liest, wird begreifen, weshalb es unter Christen keine Sclaven gibt. Der ganze Begriff „dienen" (δουλεύειν servire), mit dem bei Griechen und Römern stets der Nebenbegriff des Unedlen, Unreifen und Unwürdigen verbunden ist, hat durch das Christenthum einen wesentlich anderen Sinn bekommen; der Herr hat selbst diesen Begriff geadelt: „So jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener, und wer da will der vornehmste sein, der sei euer Knecht; gleichwie des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele" Matth. 20, 26 u. folg. — „Der größeste unter euch soll euer Diener sein" Matth. 23, 11. — „So ich, euer Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe (ein eigentlicher Sclavendienst), so sollt ihr auch euch unter einander die Füße waschen. Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe" Joh. 13, 14.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 13. Juni. № 47.

Ansprache zur Eröffnung der Berliner Pastoral-Conferenz durch den Vorsitzenden O. C. R. Dr. Stahl.

Begrüßung. — Auch in diesem Jahre traf uns wieder ein schmerzlicher Verlust in dem Superintendenten Kaiser, der in der Blüthe der Jahre und der Kraft aus diesem Leben abberufen wurde. An ihm verliert die Kirche einen begabten Prediger und einen unermüdlichen Seelsorger, der besonders ein warmes Herz für die heranwachsende Jugend und eine rege Theilnahme für alle christlichen Unternehmungen hatte, der Kreis seiner Freunde eine liebenswürdige Persönlichkeit, diese Conferenz ein eifriges und wohlverdientes Comitémitglied. Die kirchlichen Ereignisse, welche in diesem Jahre die Gemüther beschäftigten, waren im Allgemeinen dieselben, wie im vorigen Jahre: Ehescheidung und Civilehe — Dissidententhum — Judenemancipation. Es ist in allem dem keine Aenderung eingetreten. Der Kampf wurde fortgesetzt und beide Theile haben ihre Positionen behauptet. Hiefür habe ich deshalb nichts Neues zu sagen. Nur ein kirchliches Ereigniß, und zwar ein hochwichtiges, ist in diesem Jahre hinzugetreten — die kirchliche Gemeindeordnung, deren allgemeine Einführung durch Allerhöchste K. O. vom 27. Februar 1860 vorgeschrieben ist. Sie allein kann und muß hienach der Gegenstand meiner heutigen Ansprache sein. Ein Wort der Gegenrede, wenn es gefordert wird, wird die Versammlung auch heute, wie immer, nicht versagen.

Unter dem vielen Erfreulichen und Hebenden unseres kirchlichen Zustandes ist es ein nicht erfreulicher und nicht hebender Zug, daß in Folge der Union und in Folge des Allgemeinen Landrechts fortwährend und grade bei gottesfürchtigen Männern sich Conflikte erheben zwischen dem Gehorsam gegen die Obrigkeit und dem Gebote: „ihr sollt Gott mehr gehorchen als den Menschen", zwischen der Ehrfurcht und Pietät gegen die Obrigkeit und der Pflicht freimüthigen evangelischen Zeugnisses. Es ist zu einer, wenngleich nothwendigen, doch bedauerlichen Gewöhnung geworden, bei jeder Anordnung des Kirchenregiments zu fragen, ob sie mit dem Gewissen vereinbar sei. So ist es denn auch bei der vorliegenden Gemeindeordnung von Geistlichen, Patronen und Gemeindegliedern in ernste Erwägung genommen worden, ob es erlaubt ist, sich an ihr zu betheiligen. Auch diese Erwägung kann nicht außerhalb des Bereichs meiner Erörterung bleiben.

Die kirchliche Gemeindeordnung bietet eine zwiefache Seite der Betrachtung dar: ihr Verhältniß zum Bekenntniß und ihr Verhältniß zur Verfassung.

In Hinsicht auf das Bekenntniß giebt die K. O. von 1860 die Zusicherung, welche 1850 mangelte, daß durch die neue Einrichtung in dem Bekenntnißstande der Gemeinde nichts geändert wird. Sie bestimmt aber damit gleichzeitig, daß in der Stellung der Gemeinde zur Union nichts geändert wird. Und daraus ist die Besorgniß entstanden, ob das bedeute, daß jede Gemeinde nunmehr eine Stellung zur Union, d. h. ein Band zu derselben haben müsse, und so der Bekenntnißstand der Gemeinden, welche nie der Union beigetreten sind, dennoch wirklich geändert werde. Ich halte diese Besorgniß nicht für begründet. Schon der Wortlaut der betreffenden Stelle: „Auch wird in dem Bekenntnißstande der Gemeinde und ihrer Stellung zur Union nichts geändert", läßt eine solche Deutung nicht zu. Denn es heißt nicht Band, Angehörigkeit, Beitritt zur Union, sondern nur Stellung zur Union, die ebenso gut eine negative als eine positive sein kann. Dazu kömmt aber die Absicht, die hier offenbar unterliegt, jede Schwierigkeit, welche die Gemeindeordnung aus confessionellen oder unionistischen Beweggründen finden könnte, aus dem Wege zu räumen. Der Sinn ist daher nach sicherer Auslegung kein anderer als der: es soll die Frage der Confession und der Union durch diese neue Einrichtung gar nicht berührt werden. Diese Frage soll nach wie vor aus den sonst für sie bestehenden Normen entschieden und ihr durch die Gemeindeordnung nirgend präjudicirt werden. Allein nachdem der Zweifel angeregt ist und um gegen andere Auslegung und Anwendung in künftigen Zeiten sicher zu stellen, wäre es zu wünschen, daß von Seiten des Kirchenregiments hierüber eine bestimmte Erklärung erfolgte. Ist nun jenes wirklich der Sinn der Stelle, so ist an ihr hinsichtlich des Gemeindekirchenraths eine genügende Bürgschaft für das Bekenntniß gegeben.

Anders aber verhält es sich hinsichtlich der Synoden, die in Aussicht gestellt sind, da unter dem „Ausbau der Verfassung", die „angebahnt" werden soll, nichts anders als die Bildung von Synoden gemeint sein kann. Werden den Synoden kirchenregimentliche Befugnisse beigelegt, wie das nicht wohl anders sein kann, so wird der Kirchenbestand der lutherischen und bezüglich der reformirten Confession den Beschlüssen einer Versammlung unterworfen, die nicht ausschließlich aus Mitgliedern dieser Confession besteht. Das ist eine Gefährdung des confessionellen

Kirchenbestandes. Wenn ich recht unterrichtet bin, so hat es sich bei der Conferenz in Monbijou 1856 einige Mal ergeben, daß eine entschiedene Majorität unter den Lutheranern durch das Hinzukommen der reformirten Stimmen zur Minorität wurde. Bei Provinzialsynoden würde diese Gefahr für den lutherischen Theil nur in geringem Maaße eintreten, hier bestände sie eher für den reformirten Theil. Aber in vollstem Maaße würde sie für jenen eintreten bei einer Landessynode. Ja auch schon bei den Kreissynoden kann sie sich in einzelnen Fällen finden. Ob nun dieser Gefährdung des confessionellen Kirchenbestandes vorgebeugt werden solle durch itio in partes, d. i. Abstimmung nach Confessionen, ähnlich wie es gesetzlich für die Kirchenbehörden vorgeschrieben ist, darüber enthält die Allerh. K. O. keine Zusicherung, überhaupt keine Aeußernng, und konnte sie auch nicht wohl enthalten, da über die Synoden noch nichts bestimmt ist. Deshalb haben mehrfach Geistliche und Patrone es für ihre Pflicht gehalten, schon bei der Betheiligung an diesem ersten Schritte, der weiter zur Synode führt, eine Verwahrung für ihr Gewissen und für das Recht ihrer Kirche gegen solche Folgen und Folgerungen urkundlich einzulegen. Dieses Verhalten scheint mir vollständig richtig und begründet.

Nach Seiten der Verfassung wird die Frage erhoben: ob nicht durch den Gemeindekirchenrath die Stellung des Amtes alterirt werde, ob nicht durch die Synode der Schwerpunkt des Kirchenregiments verrückt werde?

Daß die Betheiligung der Gemeinde am Kirchenregiment den evangelischen Principien und dem apostolischen Vorbild nicht widerspricht, sondern grade entspricht, wird kein evangelischer Christ in Abrede stellen. Eine Vertretung der Gemeinde hiefür durch Abgeordnete — der Repräsentativgedanke — ist allerdings dem apostolischen Vorbilde fremd, aber kann doch gemäß der Freiheit christlicher Verfassungsentwicklung nicht für unerlaubt gelten. Dagegen aber muß zwei Grundsätzen nachdrücklich widersprochen werden, welche vorzugsweise das heutige Streben nach Presbyterial- und Synodalverfassung bewegen: dem Grundsatz, daß der Gemeindewille im letzten die legitime Gewalt der Kirche sei, und dem Grundsatz, daß der Gemeinde, wie sie immer ist, ohne Bewährung oder auch nur Bezeugung ihres Glaubens die Rechte der christlichen Gemeinde zukommen. Diese beiden Grundsätze sind das πρωτον ψευδος der herrschenden Ansicht über evangelische Kirchenverfassung.

Eine Synode, wie sie in Aussicht steht, auf Grund von Wahlen ohne alle Bürgschaft für Glauben und Bekenntniß der Wähler und der Gewählten, ist mit nichten eine Forderung evangelischer Principien. Eine Synode solcher Art wäre einem Calvin und Theodor Beza so wenig in den Sinn gekommen, als einem Apostel Petrus oder Paulus. Eine solche Synode enthält aber auch ihrem Erfolge nach eine große Gefahr für die Kirche, und diese Gefahr wird noch erhöht durch die verbreitete Ansicht über ihre Bedeutung. Es sind sogar in den Motiven des Oberkirchenraths zur Gemeindeordnung von 1850 Ansichten dargelegt, als wenn die wichtigsten Einrichtungen der Kirchenverfassung erst durch die Zustimmung einer Synode als allgemeiner Repräsentation der Kirche legitim würden, und bis dahin nur einen provisorischen Charakter trügen. Es ist sonst eine gewöhnliche Auffassung, daß die Selbstständigkeit der Kirche, welche Art. 15 der Verfassungsurkunde ausspricht, nur in der oberstentscheidenden Gewalt einer Landessynode seine Verwirklichung finde, und das könnte selbst einer Stelle der K. O. von 1860 untergelegt werden, obwohl sie es keineswegs enthält. Es ist bei den Verhandlungen des Landtags im vorigen und diesem Jahre darauf hingewiesen, daß ein authentischer Ausspruch der Evangelischen Kirche über die Streitfrage der Ehescheidung nur von einer Synode zu erwarten sei, und deshalb auch über diese Schwierigkeit nur der Ausbau der Evangelischen Kirchenverfassung hinweghelfen werde. Es herrscht vielfach die Intention, den jetzigen Kundgebungen über die kirchlichen Fragen in Pastoral-Conferenzen und kirchlichen Zeitschriften gleichsam als unberufenen Organen an der Synode ein berufenes Organ entgegenzustellen, dem gegenüber sie ihr Gewicht verlören. Ja es ist selbst von confessioneller Seite die Ansicht ausgesprochen, als wenn erst durch solche Gemeindeorganisation die Kirche ihren Mund, die Mittel eines authentischen Zeugnisses erhielte. Alle diese Auffassungen beruhen mehr oder minder, bewußter oder unbewußter auf dem Gedanken der Majoritätenherrschaft. Ich habe sie unausgesetzt bestritten in meiner Rede in der ersten Kammer über die Selbstständigkeit der Kirche bei der Revision der Verfassung am 12. Dec. 1849, in meiner Erörterung in der Ev. K. Z. 1850 über die kirchliche Gemeindeordnung bis zuletzt in Rede und Commissionsbericht über das Ehegesetz bei diesem Landtag. Es stehen diesen Auffassungen die unzweifelhaften Grundsätze des Evangelischen Kirchenrechts entgegen.

Die Legitimität der Gewalt in der Evangelischen Kirche beruht nicht auf dem Gemeindewillen, sondern auf der Uebereinstimmung mit Gottes Wort und mit dem Bekenntniß und den Zeugnissen der Reformation, und je für den lutherischen Theil auf der Uebereinstimmung mit dem lutherischen Bekenntniß. Das Selbst der Kirche ist nicht die Majorität ihrer Glieder, sondern ihr Glaube und die Gemeinschaft der Gläubigen und Bekenner. Daß der Glaube der Kirche, der göttlich geoffenbarte, der durch die Jahrhunderte derselbe ist, ihre Einrichtungen und Thätigkeiten bestimme, das ist ihre Selbstständigkeit. Die Herrschaft der Majorität der Kirchenglieder ist nicht ihre Selbstständigkeit, sondern ihre Unterdrückung. Es kann auf einer Synode möglicherweise eine unionistische Majorität Beschlüsse fassen gegen das lutherische Bekenntniß und die Forderungen des lutherischen Bekenntnisses, eine rationalistische Majorität Beschlüsse fassen gegen die Wahrheiten und die Gebote des Evangeliums. Solche Beschlüsse können dann mit nichten als die authentischen Aussprüche der Kirche gelten. Die Reformatoren bezeugen es in unseren Grundbekenntnissen auf das Nachdrücklichste: wenn die Bischöfe Feinde des wahren Evangeliums werden, haben sie keine Autorität und keinen Anspruch auf Gehorsam. Aber ebenso auch, wenn ein protestantisches Kirchenregiment Feind des wah-

ren Evangeliums wird, hat es keine Autorität, wenn eine protestantische Synode Feind des wahren Evangeliums wird, hat sie keine Autorität. Das Bekenntniß, und was aus ihm folgt, und das evangelische Eherecht, empfangen ihr Maaß nicht von einer Synode, sondern die Synode empfängt ihr Maaß von ihrer Uebereinstimmung mit dem Bekenntniß, mit den evangelischen Grundsätzen des Eherechts. Darum kann eine Synode nur dann als rechtmäßig, als wirkliches Organ der Kirche anerkannt werden, wenn sie sich auf dem Boden des evangelischen, und je für den lutherischen Theil, wenn sie sich auf dem Boden des lutherischen Bekenntnisses hält. Von diesem Boden aus mag sie Neues gründen, fortbilden, Bestehendes sichten, mildern. Aber wenn sie diesen Boden verläßt, hat sie keine Bedeutung mehr, weder eine geistliche, noch auch eine rechtliche. In diesem Falle sind selbst die Stimmen der freiwilligen Vereine, da diese doch aus dem Glaubensleben hervorgehen, immer noch von viel größerem Gewicht, als die Stimme einer solchen Synode, die auf dem bloßen Wahlmechanismus beruht. Ich verkenne damit nicht den Werth und Vorzug einer Synode als gesetzlich geordneten Organs der Kirche. Sie kann deshalb bei günstigem Ergebniß eine Befestigung des Rechtsbodens der Kirche, eine Verbürgung ihrer Selbstständigkeit sein; aber nimmermehr ist sie die Gründung ihres Rechtsbodens, die Bedingung ihrer Selbstständigkeit, — die Evangelische Kirche beider Confessionen hat ihren Rechtsboden, hat die Bedingungen ihrer Selbstständigkeit von jeher und braucht sie nicht erst zu empfangen, — und nimmermehr ist sie selbst der Rechtsboden der Kirche, der alles andere trägt und bestimmt, und ihren wahren Rechtsboden, ihre Lehre und Ordnung, alteriren könnte.

Aber auch wenn solcher Art jene irrige Auffassung der Synode beseitigt und die wahre Würdigung derselben gesichert wäre, bliebe doch immer noch durch die Unzuverlässigkeit und Unverbürgtheit der Wahlen die große Gefahr, daß an ihr ein Element geschaffen wird, welches dem Kirchenregiment in seinen wohlgemeinten Intentionen Hindernisse, Schwierigkeiten, Verlegenheiten bereitet, welches nach einer falschen Seite drängt, und ist ein solches Element einmal geschaffen, so ist es schwer, es wieder zu beseitigen. Deßwegen kann ich vor der Weiterführung der Kirchenverfassung bis zur Synode nur dringend warnen. Ein Bangen und eine Verzagtheit vor der Synode habe ich um deßwillen nicht. Es ist ein Glücksspiel um diese Wahlen aller selbstständigen Eingepfarrten. Das Ergebniß kann möglicherweise die Erwartungen auf der einen Seite, die Befürchtungen auf der andern Seite Lügen strafen. Unter allen Umständen wird das kräftige Zeugniß für die Wahrheit auf einer Preußischen Synode nicht fehlen. Und der schlimmste Ausgang ist die Sprengung der Landeskirche. Diese wäre ein großes Uebel. Aber für ein nicht geringeres Uebel halte ich die Einschläferung der Lutherischen Kirche in der Landeskirche. Darum wenn es zur Synode kommt, so ist unter jener Verwahrung für das Bekenntniß und für den Grundsatz die Betheiligung an ihr nicht bloß erlaubt, sondern geboten.

Zu Besorgnissen solcher Art und solchen Grades, wie die Synode, giebt die Bildung des Gemeindekirchenraths nicht Anlaß.

Es kann zwar gegen sie eingewendet werden, daß die Heranziehung der Gemeindekräfte auf einem bloß äußerlichen Wege unternommen ist, durch Wahlmechanismus und ein gleichmäßiges Gesetz für alle Gemeinden der Landeskirche, statt des innerlichen geistlichen Weges, daß das geistliche Amt selbst, in nachdrücklicher Aufforderung des Kirchenregiments, sich solche Kräfte heranziehe, je nach Beschaffenheit der Gemeinde, und daß demgemäß auch diese Gemeindekirchenräthe mehr den Charakter von Gemeinderepräsentanten nach gewöhnlicher Verfassungsansicht an sich tragen, als den von Helfern des Amts (Diakonen), wie es einer tiefern in unserer Zeit gereiften Einsicht entspräche. Es kann noch evidenter gegen sie eingewendet werden, daß für Wähler und Wählbare auf jedwede kirchliche Qualifikation und Bürgschaft, selbst auf die geringste, die Theilnahme an den Gnadenmitteln, verzichtet ist, und solche Qualifikationen und Bürgschaften doch auch für diese abhängigen Funktionen nach kirchlichen Grundsätzen nicht fehlen dürften.

Allein auf der andern Seite sind doch auch Anhaltspunkte gegeben, daß das geistliche Amt durch die neue Einrichtung nicht beeinträchtigt werde. Es ist in der K. O. von 1860 ausgesprochen — und darauf lege ich ein großes Gewicht —, daß die verfassungsmäßigen Attributionen des geistlichen Amtes durch sie nicht berührt werden und in ihrer bisherigen Geltung bestehen bleiben. — Es ist zwar die Leitung des geistlichen Amtes, wie die Grundzüge von 1850 sie aussprechen, in die K. O. von 1860 nicht aufgenommen, und der „Vorsitz des Pfarrers", der hier erwähnt wird, bezieht sich nur auf die formelle Leitung der Verhandlungen des Collegiums, nicht auf die materielle Leitung der Thätigkeit sowohl der einzelnen Mitglieder als des Ganzen des Gemeindekirchenraths. Allein diese wirkliche Leitung folgt doch aus der zugesicherten Unversehrtheit der Attributionen des geistlichen Amtes, und daß jener Ausdruck nicht absichtlich aufgegeben ist, erhellt daraus, daß er in dem Einführungsformular nach dem Muster der Grundzüge von 1850 wieder gebraucht ist. — Es ist die Bezeichnung „Aeltester" vermieden, und damit der Vorstellung einer Gleichstellung dieser Gemeindevertreter mit dem geistlichen Amte nicht Nahrung gegeben. — Es ist endlich dem Gemeindekirchenrathe ein bestimmt begränzter Wirkungskreis angewiesen. Wenn auch die K. O. von 1860 hierüber unbestimmtere Ausdrücke gebraucht, so müssen diese doch zweifelsohne nach der specificirten Aufführung in den Grundzügen von 1850 verstanden werden, um so mehr als die Instruktion des O. K. R. an die Consistorien alle Abweichungen der jetzigen Anordnung von der damaligen bespricht und eine Abweichung in diesem Stücke nicht erwähnt.

Man kann darum aus jenen Einwendungen gegen die neue Einrichtung nicht mehr folgern, als die Ungewißheit gesegneten Erfolgs und die Gefahr mancherlei Schwierigkeiten und Hem-

mungen für das geistliche Amt. Aber ein Gewissensbedenken gegen dieselbe ist nicht begründet, und wo das nicht der Fall ist, da hat zwar jeder die Freiheit der Ansicht, aber das Recht der Anordnung allein das Kirchenregiment, und darf diesem der Gehorsam nicht versagt werden. Es führt diese Heranziehung der Gemeinden nach der Beschaffenheit unserer Zustände zu einem Kampf mit den Elementen, welche gegen die Kirche feindselig oder doch gleichgültig sind. Und dieser Kampf darf nicht abgelehnt werden, wenn er von oben befohlen wird. Ueberdies ist auch der Werth, welchen eine solche Unterstützung des Pfarramts aus der Gemeinde an sich und unter günstigen Zuständen hat, nicht zu verkennen. Durch Energie und richtiges Verhalten der Geistlichen und Patrone kann viel ausgerichtet werden. Und wo es mit Gottes Beistand gelingt, die besten Elemente aus der Gemeinde in den Gemeinderath zu bringen, da wird die Einrichtung zu einem Gewinn, sie ist dann eine Stärkung des geistlichen Amtes, eine Belebung der Gemeinde, ein Schutz für Bekenntniß und Rechtsbestand der Kirche. Für die lutherischen Pastoren entsteht mit dieser neuen Ordnung der Dinge auch noch eine besondere Aufgabe. Bisher haben sie es sorgfältig vermieden, die confessionelle Frage an die Gemeinden zu bringen, aus Besorgniß vor der Separation und aus Besorgniß vor Agitation oder dem Schein der Agitation. Ob das auch nur bis jetzt gerechtfertigt war, lasse ich dahingestellt. Aber von jetzt an ist es nicht mehr zulässig. Jene Frage, die bis jetzt vorherrschend nur in dem Bereiche der Geistlichen und der Behörden bewegt wurde, kommt jetzt zur Entscheidung mit an die Gemeinden, und da kann es aus keinerlei Klugheit und Pastoralweisheit unterlassen werden, ihnen die volle Belehrung zu geben, damit sie die Bedeutung und Tragweite der Handlungen, zu denen sie nun berufen sind, richtig erkennen. Nach allem diesem gilt es hier nicht bloß, der Obrigkeit den schuldigen Gehorsam zu leisten, sondern mit Eifer und Thatkraft auf die neue Einrichtung einzugehen, und jenen Kampf, der geboten wird, mit Muth und Zuversicht aufzunehmen.

Ich kann die Ansicht derer nicht theilen, welche — wie solche Stimmen bereits an mich gelangt sind — die Betheiligung für unerlaubt halten. Die Einrichtung enthält nichts, was an sich selbst und grundsätzlich eine Verletzung göttlicher Gebote wäre, sie enthält nur sehr dringende Gefahren; aber die Gefährlichkeit ist wohl ein Grund, eine Anordnung nicht zu erlassen, nicht aber ein Grund, der Anordnung den Gehorsam zu weigern. Ich kann auf der andern Seite auch die Ansicht derer nicht theilen, welche die Einrichtung mit Freuden begrüßen, als die rechte Hülfe für ein lange getragenes Bedürfniß, als das Pfand für einen neuen Segen der Kirche. Nach menschlicher Berechnung ist der entgegengesetzte Erfolg der weit wahrscheinlichere. Meine Ansicht ist, daß man mit Nüchternheit ohne alle Illusionen, aber mit Vertrauen auf Gottes Hülfe in die neue Ordnung eintreten muß. Grade diejenigen, welche dieselbe nicht angerathen haben und nicht angerathen haben würden, dürfen

jetzt bei der pflichtmäßigen Folgeleistung gegen dieselbe das Vertrauen auf Den setzen, in dessen Händen aller Ausgang steht.

Diese klare Stellung zur Bildung des Gemeindekirchenrathes wird nun leider getrübt durch einen Incidenzpunkt, nämlich durch das Einführungsformular für die Mitglieder desselben, welches der Oberkirchenrath unter dem 7. März erließ. Durch dieses Formular wird das, was die Allerhöchsten Anordnungen an Bürgschaft und Beruhigung gewähren, im Wesentlichen wieder zu nichte gemacht oder doch erschüttert.

Vor Allem ist in demselben von großem Bedenken die Ableitung der neuen Einrichtung aus Gottes Wort. Es heißt:

> „Der Pfarrer spricht: .... Vernehmet nun zuvor aus Gottes Wort eine kurze Erklärung dieses Amtes. Es waren in der apostolischen Kirche zweierlei Aelteste. Die Einen arbeiteten am Wort und in der Lehre; ihr Amt war, das Evangelium zu predigen und die Sakramente auszuspenden; sie wurden genannt Hirten und Lehrer. Die Andern dienten nicht am Wort, noch an den Sakramenten, sondern hatten Aufsicht auf die Gemeinde und waren denen, die am Worte arbeiteten, behülflich (1 Tim. 5, 17. — Röm. 12, 8. — 1 Cor. 12, 28). In der letztern wichtigen Absicht sind auch jetzt wiederum Aelteste bestellt worden."

Diese Annahme von zweierlei Aeltestenamt, das eine für Lehre und Sakramente, das andere für die Aufsicht, ist eine Theorie Calvin's, und er kam auf sie, weil dadurch sein Presbyterialverfassung sich als die ächt und genau apostolisch darstellte. Dagegen widerstreitet diese Annahme der lutherischen Verfassungslehre und Verfassungsentwickelung, ja sie widerstreitet selbst dem lutherischen Bekenntniß in Art. 28 der A. C. Denn wie hier bezeugt wird, giebt es nach göttlicher Ordnung nur Ein Amt, welches zugleich und ungetrennt Amt der Lehre und der Sakramente und Amt der Aufsicht ist. Es müßte daher schon nach Gerechtigkeit davon abgestanden werden, ein Formular, das auf einer specifisch calvinischen und durchaus unlutherischen Annahme beruht, und das deshalb seinen Ursprung und Gebrauch nur in Calvinischen Kirchen hat*), auf den lutherischen Theil der Landeskirche auszudehnen. So weit kann sich doch die Union nicht ausdehnen, daß die Lutheraner selbst die historischen Ansichten Calvins sich als Dogmen von Kanzel und Altar müßten verkündigen lassen. Daß die Ausdehnung auf den lutherischen Theil bereits in den westlichen Provinzen von längerer Zeit erfolgt ist, ist keine Rechtfertigung dafür, daß sie jetzt auch für die sechs östlichen Provinzen mit ihrer fast aus-

*) In der Rheinisch-Westphälischen Agende ist es aus den Kirchenordnungen von Jülich und Berg (vgl. Snethlage, Kirchenordn. S. 3 und 59) und in diesen selbst wieder aus der Niederländischen Agende entnommen. (Göbel, Geschichte des christlichen Lebens in der Rhein. Westph. Evang. Kirche, II. 121.)

schließlich lutherischen Bevölkerung erfolge, um so weniger als man damals für diese Dinge kein Verständniß hatte, während sie jetzt Gegenstand der klarsten Einsicht und der lebhaftesten Betheiligung sind.

Aber ich will ganz absehen von confessionellen Rücksichten. In der Reformirten Kirche selbst und im Bereich der Unionsgesinnung ist diese Annahme Calvin's von gelehrten Autoritäten zum Theil ersten Ranges nicht bloß bestritten, sondern auf das einleuchtendste widerlegt worden. Zuerst geschah das durch Vitringa, dem auf dem Gebiete dieser Forschungen keiner die Palme streitig machen wird, ihm folgte in der Hauptsache auch J. H. Böhmer, und durch die neuesten Untersuchungen eines Richard Rothe, eines Ritschl und Anderer ist die Irrigkeit jener Annahme bestätigt und außer Zweifel gestellt.*) Es gab in der apostolischen Kirche neben dem Amte der Aeltesten (Presbyter) wohl eine freie Lehrthätigkeit, von der allein die Weiber ausgeschlossen waren, aber nicht ein Lehramt. Es gab keine Aeltesten (Presbyter), welche die Lehre gar nicht zu ihrem Berufe gehabt hätten. Es gab keine Aeltesten (Presbyter), welche nicht Sakramente verwalteten. Es gab in der apostolischen Kirche nicht „zweierlei Aelteste."**). Man kann nicht mehr in Abrede stellen, daß Calvin sich mit dieser Annahme in einer völligen Täuschung befand, und damit wird der christlichen Größe dieses Mannes nicht Abbruch gethan. Wollte man aber auch aus Pietät gegen Calvin auf seiner Annahme beharren — was mir wissenschaftlich eine Unmöglichkeit scheint —, so müßte man doch wenigstens das zugestehen, daß sie aufs tiefste erschüttert, zweifelhaft, daß sie im günstigsten Falle eine Streitfrage ist. Nun ist es aber gewiß nicht im Geiste der Evangelischen Kirche, daß im Namen der Kirche Thatsachen von zweifelhafter Wahrheit oder gar von erwiesener Unwahrheit gelehrt werden. Es ist nicht im Geiste der Evangelischen Kirche, daß historische Streitfragen durch die Kirchenbehörde endgültig entschieden werden zur Danachachtung für Prediger und Gemeinden. Es ist nicht im Geiste der Evangelischen Kirche, daß von heiliger Stätte aus Gottes Wort und als Gottes Wort verkündigt werde, was bloß Menschenlehre, ja nach überwiegender Ansicht wesenlose Menschenlehre („Phantom") ist. Von dem, was hier die Gemeinde aus Gottes Wort vernehmen soll, steht nichts in Gottes Wort,

---

*) Vitringa de synagoga vetere 482 ff. J. H. Boehmer jus eccl. Tom. I. lib. I. tit. 24. §. 23. Rothe, die Anfänge der christl. Kirche, 222 ff. Ritschl, die Entstehung der Altkath. Kirche S. 353. Bei Rothe heißt es unter Anderem: „.... namentlich hat Vitringa mit siegreicher Gründlichkeit das Phantom der apostolischen Laienältesten aus dem Felde geschlagen." Bei Ritschl: „Die Ansicht Calvin's (Inst. IV. 3. 8), der die moderne Verfassungsform in die alte Kirche hineindeutete, ist als unrichtig erwiesen durch Vitringa u. s. w. ...."

**) Die Stütze der calvinischen Annahme ist im Grunde allein 1 Tim. 5, 17: „Die Aeltesten, die wohl vorstehen, die halte man zweifacher Ehre werth, sonderlich die da arbeiten im Wort und in der Lehre." Weil die Aeltesten besonders werth gehalten werden sollen, die in der Lehre arbeiten, so müsse es auch solche gegeben haben, die nicht in der Lehre arbeiteten. Allein es ist nicht nothwendig, den Accent auf das „im Wort und in der Lehre" zu legen. Andere Interpreten legen ihn auf das „arbeiten" (κοπιῶντες), d. h. Fleiß anwenden, sich abmühen. Danach werden nicht die Aeltesten besonders empfohlen, welche der Lehre obliegen, im Gegensatze zu solchen, welche etwas anderem obliegen, sondern die Aeltesten, welche der Lehre mit unermüdetem Fleiß obliegen, im Gegensatze zu solchen, welche ihr mit geringerem Fleiß obliegen. Aber selbst wenn man den Accent auf das „in Wort und in der Lehre" legt, so folgt doch daraus höchstens nur, daß sich thatsächlich nicht alle Aeltesten mit der Lehre beschäftigten, aber nicht, daß es eine Classe von Aeltesten gab, wie die reformirten Aeltesten, welche die Lehre gar nicht zu ihrem Berufe gehabt. Auch jetzt könnte es in einem Hirtenbriefe heißen: „haltet die Geistlichen werth, besonders die da in der Seelsorge arbeiten", und doch würde daraus nicht folgen, daß es bei uns zweierlei Geistliche gebe, solche, deren Amt die Seelsorge ist, und solche, deren Amt sie nicht ist. Vollends die andern beiden Stellen (Röm. 12, 8 u. 1 Cor. 12, 28) handeln gar nicht von Aemtern, sondern von Gaben und ihrer freien Ausübung. Wollte man sie von Aemtern verstehen, und verschiedene Classen von Aeltesten aus ihnen ableiten, so dürfte man nicht bloß zwei Classen von Aeltesten annehmen, sondern auch noch eine Classe, deren Amt das Ermahnen, eine Classe, deren Amt das Geben, eine Classe, deren Amt die Barmherzigkeit war u. s. w. Diesen schwachen Anhaltspunkten, wenn es überhaupt Anhaltspunkte sind, steht entgegen die durchgängige Nichtunterscheidung unter den Aeltesten in den biblischen Urkunden, was allein schon ein ausreichender Beweis ist, — ferner die Anleitung des Apostels in 1 Tim. 3 über die Bestellung der Aemter, wo er vom Bischof (was gleich ist Aeltesten) gleich übergeht auf die Diakonen, während er doch das Amt der Laien- oder Aufsichts-Aeltesten, wenn es ein solches gegeben, nicht hätte unerwähnt lassen können, — ferner in eben der Stelle die allgemeine ununterschiedene Vorschrift, daß bei Auswahl der Bischöfe (oder Aeltesten) auf Lehrhaftigkeit zu sehen, — endlich die Kirchenverfassung der darauf folgenden Zeit, da es in dieser, wie jetzt gleichfalls erwiesen ist, keine Laienältesten gab, und es doch nicht begreiflich wäre, wie sie sich, wenn sie in der apostolischen Zeit bestanden, also verloren haben sollten. Es ist in der ganzen Kirchengeschichte keine Spur der Existenz oder der Vorstellung von solchen Laienältesten oder Aufsichtsältesten bis auf Calvin.

ja steht, nach dem Ergebniß evangelischer Forscher, in Gottes Wort das Gegentheil. Es mag jemand die reformirte Presbyterialverfassung für das Ideal christlicher Kirchenverfassung halten, das ist ihm unverwehrt — Vitringa selbst hielt sie dafür. Ein von mir hochverehrter Freund hält die lutherische Consistorialverfassung für das Ideal christlicher Kirchenverfassung, und auch das ist unverwehrt. Das aber ist verwehrt, persönliche Ueberzeugungen und Lieblingsgedanken in Gottes Wort zu verlegen. Gottes Wort enthält nichts von calvinischen Laienältesten und enthält nichts von lutherischen königlichen Consistorialräthen. Die Lutherische Kirche hat sich aber hierin auch nicht auf Gottes Wort berufen. Es scheint mir überhaupt nicht rathsam, der neuen Einrichtung ein apostolisches Gepräge aufzudrücken. Sie ist in ihrer ganzen Gestalt auf unsern Nothstand berechnet, ein Zugeständniß an unsern Nothstand. Darin mag sie ihre Rechtfertigung haben, und mag danach als ein Mittel und Ansatz, zu besseren Zuständen zu gelangen, begrüßt werden. Aber was die Noth entschuldigt, darf doch nicht für einen Ausfluß apostolischer Grundsätze, für eine Nachbildung apostolischen Zustandes ausgegeben werden.

Ferner ist an dem Einführungsformular noch von Bedenken, daß es fortwährend die Bezeichnung „Aelteste" von den Mitgliedern des Gemeindekirchenraths gebraucht. Das ist in Widerspruch sowohl mit den Grundzügen von 1850 als mit der Allerh. K. O. von 1860. Beide Allerhöchsten Erlasse vermeiden durchaus diese Bezeichnung. Es muß daher schon nach juristischen und administrativen Grundsätzen Zweifel über die Zulässigkeit erhoben werden, daß durch eine bloße Vollzugsanordnung Begriffe und Einrichtungen hereingebracht werden, welche dem Gesetze selbst fremd sind. Aber die Vermeidung des Ausdrucks „Aelteste" in den Allerhöchsten Erlassen ist sicher eine bewußte und absichtliche. Dieser Ausdruck giebt Anstoß der confessionellen Ueberzeugung, Anstoß der Auffassung des Amtes, Anstoß selbst einer Pietät, welche Begriffe der Bibel nicht in einem ihr fremden Sinn gebrauchen will. Es sollte die neue Einrichtung, welche an sich in einer unverfänglichen Weise aufgenommen werden kann, nicht ohne alle Noth verfänglich gemacht werden. Diese Absicht der Allerhöchsten Erlasse wird vereitelt, wenn der sorgfältigen Ausdrucksweise derselben entgegen im Einführungsformular die Bezeichnung „Aelteste" gebraucht wird. Diese Bezeichnung enthält dann wirklich eine Gleichstellung der Gemeindevertreter mit dem geistlichen Amt, und diese Gleichstellung ist um so bedenklicher, als diesen neuen „Aeltesten" kirchliche Rechte beigelegt werden ohne alles Bekenntniß ihres Glaubens und ohne alle Prüfung und Auswahl durch die Kirchenbehörde. Insofern nun das Einführungsformular als authentische Interpretation der Allerhöchsten Anordnung angesehen werden könnte, möchten sich allerdings Gewissensbedenken gegen die ganze Einrichtung aufdringen. Deshalb wäre es ein wohlbegründeter Wunsch und Bitte, daß der Evangelische Oberkirchenrath dieses Einführungsformular revidiren und den Inhalt desselben mit den geschichtlichen Thatsachen und mit den Allerhöchsten Anordnungen in Uebereinstimmung bringen möge.

Nachrichten.

Die Hebich'sche Bewegung in Basel.

Wir erlauben uns, die Aufmerksamkeit Ihrer Leser auf Kämpfe und Bewegungen in einer Stadt zu lenken, die noch zur Zeit nicht bloß für die Schweiz, sondern auch für das südwestliche Deutschland, in Sachen der Kirche und der Mission eine hervorragende Stellung einnimmt. Die Geister, die sich bei uns heimlich regen, platzen dort mit größerem Ungestüme auf einander. Die Vermittlungstheologie, die in Basel ausgesprochener Maaßen in Dr. Hagenbach einen bekannten Vertreter hat, und die man der Theorie nach in den Reihen der Streiter suchen sollte, erscheint heute, wo die Fragen, um die es sich handelt, praktisch werden, unter denen, denen Christi Kreuz ein Aergerniß ist, in dem Chore der Rumpf und Hörler, denen sie selbst eben erst mit gravitätischer Miene alle Berechtigung im Gebiete der Kirche Christi abgesprochen hat.

Der Senior der Baseler Mission, Samuel Hebich von Nellingen in Würtemberg, wurde am 24. März 1834, nachdem er, wie es damals gewöhnlich war, in der Badischen Landeskirche die Ordination erhalten hatte, nach Ostindien ausgesendet, um dort evangelische Gemeinden zu gründen. Er war der Aelteste von dreien, die zugleich ausgingen, im Alter von 32 Jahren, hatte in jüngeren Jahren die Zuckerbäckerei und in Lübeck die Handlung erlernt und soll ein tüchtiger Handelsmann und Reisender gewesen sein. Schon auf dem Schiffe, auf dem er überfuhr, machte er Missionsversuche an den Matrosen, in Mangalur und in Dharwar half er die ersten Missionsstationen errichten, und in Cannanur fand er im Jahre 1840 unter dem britischen Militär und einer wieder fast heidnisch gewordenen Christengemeinde einen seinen eigenthümlichen Gaben besonders entsprechenden Platz. Mit schneidender Kraft, wird von ihm bezeugt, trennte sein Wort die Aufrichtigen von den bloßen Namenchristen. Britten, Portugiesen und Tamulen sammelten sich um ihn. Auch die englischen Officiere wußte er mit seinem Umgange zu erreichen und ihrer nicht wenige für den Herrn zu gewinnen. „Es war Abend", erzählt Inspektor Josenhans aus dem Oktober 1851, wo er auf seiner ostindischen Visitationsreise Mangalur erreicht hatte, „und ich saß mit den Brüdern auf der Balmatta beim Thee. Da kam im Sturmschritt ein Mann über den freien Platz einhergeschritten, im Wams, mit dem langen Stock, wie ihn unsere schwäbischen Bauern, aber auch unsere Missionare in Ostindien auf Reisen tragen, im weiten Schlapphut mit einer großen wattirten Verlängerung, die als Schirm gegen die Sonne hinten über den Nacken hinabfällt, und einem mächtigen Hemdkragen, der über die Schultern herausgelegt ist. Im Nu stand er vor mir, eine wirklich ehrwürdige Gestalt, groß und stark, mit kahlem Haupt, aber langem, grauem Bart bis auf die Brust herab. Mit freundlichem Ernst, in sehr gehaltenem Tone, aber in der einfachsten, kindlichsten Weise grüßte er mich mit einigen kräftigen Bibelworten als Abgesandten der Kommittee. Kaum aber hatte er geendet und sich zu den Brüdern

gewendet, so schlug, wenn ich so sagen darf, das Feuer aus ihm heraus, und es wurde laut und lebendig im ganzen Haus; Alles lief herbei, ihn zu grüßen. Nun aber formirte sein Kommando die jungen Leute alsbald in einen Halbkreis, und mit kräftiger Stimme sang er das Lied vor, das er wollte gesungen haben. Dann setzte er sich nieder, trank seine Tasse Thee und erging sich mit uns in heiterem Gespräch."

Nach einer unermüdlichen und erfolgreichen Thätigkeit bei vielerlei Entbehrungen und Verfolgungen und selbst körperlichen Mißhandlungen — so erzählt man in Basel — bedrohte ihn im Sommer ein Schlaganfall. Die Aerzte sandten ihn nach 25 Jahren, im Sommer 1859, zum ersten Male wieder nach Europa. Er kam, gestärkt von der Reise, im Spätherbste 1859 in Basel an, dachte aber auch da so wenig an ein Ausruhen, daß er sich durch Aufforderungen mehrerer Geistlichen gerne bestimmen ließ, wie im Missionshause, so auch in verschiedenen Kirchen Vorträge zu halten.

Die Schilderung, die uns der Baseler Volksbote aus der Feder eines Engländers im „Bombay Guardian" vom 29. Jan. 1859 von diesem Manne gibt, stimmt ganz mit dem überein, was von den bedeutenderen Predigern der Methodisten berichtet wird: „Er beschränkt sich auf Ein Buch, die Bibel; selten soll er sonst was lesen, und auch die Zeitereignisse nur aus zufälligen Unterredungen kennen lernen. Was sich nicht auf sein Werk bezieht, läßt er bei Seite liegen. Mit höchster Unerschrockenheit spricht er zu den Menschen jeden Standes über ihr Seelenheil.... Wir haben unzählige Anekdoten vernommen über das Erstaunen, die Verwirrung und Aufregung, welche seine holzgeraden Fragen bei Personen hervorriefen, mit denen er das erste Mal zusammentraf; und in wie vielen Fällen haben sich jene Anwandlungen in die aufrichtigste Liebe und Dankbarkeit verwandelt, wenn dieselben Personen sich als seine Schuldner erkannten, welche die ersten Anfänge ihres Glaubenslebens der schonungslosen Freundlichkeit dieses Knechtes Gottes verdankten. Wir haben von Europäern gehört, welche ihrer Dienerschaft aufs Schärfste befahlen, Hrn. Hebich nicht einzulassen, und der Befehl wurde nicht befolgt, so fest stand sein Entschluß, ihnen wohlzuthun, und dieselben Herrschaften haben es zuletzt für einen hohen Genuß gehalten, den Missionar in ihrem Hause zu haben und seinen Lehren zuzuhören. Wir haben von andern gehört, welche ihr Aeußerstes thaten, ihn durch Grobheiten zu entfernen, und haben sie später preisen hören für die Gnade, die Er seinem Knechte gegeben hat. Er ist unleugbar ein Sonderling, aber seine Sonderbarkeiten gehören zum ganzen Manne, und sie folgen aus dem Umstand, daß er die Wahrheit, die in ihm ist, frisch herausgibt, unbekümmert um die conventionellen Lebensformen."

Der Baseler Volksbote bezeugt von ihm, so viel Interressantes und Erschütterndes er auch in Basel aus seinem Leben und Wirken hätte mittheilen können, er habe es in seinen öffentlichen Reden nicht gethan, weil er nicht gerne wollte von sich reden, weil sein Herz so voll war von Christo und seiner unerschöpflichen Gnade. Er habe nur von seinem Herrn geredet und sei für ihn hingestanden mit eiserner Stirne.

Die Erscheinung Hebichs in Basel wurde bald nicht nur von allem Volke beständig, sondern auch von allerlei öffentlichen Blättern besprochen. Dazu wirkten der erstaunliche Eindruck, den seine Predigten machten, aber auch sein auffallendes Aeußere, und die Fragen, welche er selbst auf der Straße an Einzelne gerichtet

hatte, so ein Wort, das er, zu seinen Vorträgen einladend, in der Metze an die Metzgerknechte gerichtet hatte, zusammen. Während Einige tief ergriffen waren, waren Andere, die sich nicht wollten aufrütteln lassen und nun an manchem ungewohnten, derben Worte um so lieber wollten Anstoß nehmen, tief ergrimmt. Nüchterne Beobachter mußten sich täglich wundern, wie Hebich's gewaltige Ansprachen, täglich von Tausenden besucht, während drei Wochen fortgesetzt werden konnten, ohne daß sich irgend etwas dagegen regte, außer allerlei entstellenden oder erfundenen Erzählungen über sein Auftreten und Reden, die geschäftig herumgetragen wurden. Nun predigte er aber am Montage und Dienstage, den 23. und 24. Januar d. J. über die Bußpredigt Johannis des Täufers (Matth. 3, 1—11), und zeigte, wie derselbe die selbstgerechten Pharisäer und die der Sünde in zügellosem Leben dienenden Sadducäer strafte und zur Buße trieb mit der Frage: „Ihr Otterngezüchte, wer hat euch gewiesen, dem zukünftigen Zorn zu entrinnen?" Er stellte auch das, was unter uns der Selbstgerechtigkeit und Sünde verfallen sei, unter dies Gericht und redete von der Sünde und dem ihr nachfolgenden Fluch, durch den wir ohne Christum dem Verderben und der Hölle verfallen seien, redete auch mit ungeschminkten Worten von den so allgemein fressenden und verderbenden Sünden des Fleisches, mit dem Worte der Bibel als Hurerei sie bezeichnend und strafend, Worte, die er nach Angabe des Volksboten für verwöhnte und böswillige Ohren allzuoft wiederholte. Gleich zu Anfange dieses Vortrages machte sich auf der Emporbühne der Kirche eine unheimliche Unruhe fühlbar, und, als er im Verlaufe in starken Worten die Sünde der Hurerei angriff, erhob sich von da und dort ein wilder Tumult mit drohenden Stimmen: „Jetzt haben wir genug gehört, kommt, wir wollen gehen!" „Heraus, heraus, werft ihn heraus!" Auf den Bänken wurde gepoltert, die Thüren wurden aufgerissen und zugeschlagen, bis ihm das Sprechen unmöglich gemacht war. Er ließ zwei Verse singen und fuhr dann nach ziemlich wiederhergestellter Ruhe fort, im Texte zu lesen: „Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt" u. s. w. — Da kam aber ein Botschafter auf die Kanzel, ihm zu sagen, er möge lieber jetzt schließen. Dies geschah denn mit Gebet und gemeinsamem Gesange des Segens. Beim Hinausgehen erneute sich der Tumult, sowohl von Seiten der Stürmer, als von den Anhängern, welche sich herzudrängten, um den „Märtyrer" zu sehen, ihm die Hand zu reichen und sich sonst über den Vorgang laut auszusprechen, z. B. ein weinendes Weib: „S' isch a Schand für d' Christeheit!" eine andere Stimme: „Mer lend i jo au ins Theater goh, lend uns denn au goh, wohi 's uns freut" u. s. w. Rathsherr Christ und der bekannte Dr. Mariott begleiteten Hebich bis zum Missionshause. Unter den Unruhestiftern wurden einige der verrufensten Subjekte erkannt.

Dieser Vorfall erregte große Besorgnisse, und Stimmen der entgegengesetztesten Art ließen sich öffentlich und sonderlich darüber aus. Das Missionshaus war den ganzen Tag wie belagert von Solchen, die darauf drangen, man dürfe nicht nachgeben. Einstweilen wurden die Vorträge eingestellt. Eine Deputation der angesehensten Männer begab sich aber zum Bürgermeister und bat um den erforderlichen Schutz bei Fortsetzung der Versammlungen. Der Pfarrer zu St. Leonhard wollte nicht auf sich allein nehmen, die Kirche neuerdings dafür zu öffnen. Der Bann aber beschloß auf die Bitte der Missionskommittee, die Erlaubniß wieder zu ertheilen, doch mit der Beschränkung, daß es nur am Tage, nicht, wie bis dahin, Abends 7 Uhr, geschehen dürfe,

so daß die arbeitende Klasse, die weitaus die Mehrzahl ausgemacht hatte, nun größtentheils verhindert war, beizuwohnen. Man that weitere Schritte und erhielt noch die Martinskirche für einige Male in der Woche Abends 7 Uhr.

Nach dem Berichte eines Freundes von Hebich, den wir vor uns haben, ist dieser eine Kraftnatur, bei der es schon, als er sich bekehrte, gewaltig und ähnlich wie bei Paulus zugegangen sei. Sein ganzes Wesen sei absolut und lasse sich nicht in die gewöhnlichen Schranken fassen. Dem Familienleben entsagend, habe er in den 25 Jahren seiner Missionsarbeit große Erfolge errungen. Nun sei er als ein Mann von 56 Jahren in die Heimath zurückgekehrt mit dem inneren Berufe, hier nicht weniger mit seiner Predigt von Buße und Glauben an den Sohn Gottes auszurichten. Er wende sich oft an seine Zuhörer mit den herzlichen Worten: „Ich bin ja euer Missionar, ihr habt mich ausgesendet.“ Er rede in gewaltigen, es könne zugegeben werden, mitunter in zu bezeichnenden Ausdrücken, die, wenn sie dann herumgetragen werden, leicht zu Absurditäten könnten verdreht werden und auch Unpartheiische, wenn sie nur ein einzelnes Mal hospitiren, stoßen könnten. Aber, wer ihn fortgesetzter höre, bei dem mache der heilige Ernst und die herzliche Liebe zu den Seelen einen so überwiegenden Eindruck, daß es Einem nicht mehr einfalle, sich an einer Form zu stoßen, die sich aus seiner Gewohnheit der Straßenpredigt so leicht erklären lasse. Und sehe man zu Hause wieder in seine Bibel, so finde man eben dem Wesen und auch mehrentheils den Worten nach ganz dasselbe, was im Vortrage wollte zu stark und zu derb gefunden werden.

Ohne Jemandes Urtheil präoccupiren zu wollen, erscheinen uns die öffentlichen Verhandlungen im Baseler Großrathe, die sich an das geschilderte Auftreten Hebichs geknüpft haben, als das Wichtigste bei der ganzen Sache, weil die Geister dabei, wenn irgendwo in unserer Zeit, und die kirchlichen Zustände in Basel als einer Repräsentantin weiter dem deutschen Volke zugehörigen Landstriche hier offenbar worden. Wir benutzen dabei die Baseler Nachrichten und den schon oben angeführten Baseler Volksboten als Quellen.

Kaum war der Versuch, Hebich und seine Freunde einzuschüchtern, an der Standhaftigkeit derer, denen die „neuen Maaßregeln“ ein Gegenstand der Verehrung geworden waren, und die Trost und Stärkung für ihre Seelen bei Hebich suchten, sowie an dem Schutze der kirchlichen und politischen Behörden gescheitert, so verlegte der Gegenpart seinen Angriff aus der Kirche in den Versammlungssaal des Großrathes. Da stellte am 7. Februar d. J. Oberst Bachofen den Antrag:

„Es möchte die Regierung geeignete Maaßregeln ergreifen, daß die Kanzel in der öffentlichen Kirche nicht ferner mißbraucht werde, wie es in den jüngsten Tagen geschehen.“

Unter denen, die sich über die Dringlichkeit der Verhandlung vernehmen ließen, verdankt Altrathsherr Oswald den Anzug. Es fällt ihm auf, daß ein Mann, der vor 25 Jahren hier die theologische Schnellbleiche erhalten, die lange Zwischenzeit aber in Indien zugebracht hat, nunmehr sich in unsere Verhältnisse, die er gar nicht kennt, einmischen will. Diesem Treiben soll Einhalt gethan werden. Altrathsherr Minder hat den Missionar Hebich einmal gehört, aber nichts bemerkt, was anstößig oder schriftwidrig wäre. Die Herren Geistlichen haben ihre Zustimmung gegeben zu seinem Auftreten. Der Sprechende hätte nicht erwartet, daß von dieser Seite, die immer von Freiheit überfließe, ein solcher Anzug kommen würde. Herr Dr. Felber kann nicht bedauern, daß die Sache im Großrathe zur Sprache gebracht wird, da sie einmal das Publikum in so bedeutendem Maaße beschäftigt, kann aber auch den Anzug in der vorgebrachten Fassung nicht unterstützen. Derselbe nimmt als ausgemachte Thatsache an, daß Mißbrauch mit der Kanzel getrieben worden. Dieß wäre aber erst zu untersuchen. Mit 60 gegen 8 Stimmen wird die Dringlichkeit beschlossen. So kam die Sache an demselben Abende zwischen ½4—7 Uhr zur Berathung.

Oberst Bachofen bemerkte nun zur Begründung seines Anzuges, er beabsichtige durchaus keinen Gewissenszwang. Die, welche das Bedürfniß dazu fühlten, sollten in Privatversammlungen außer der Kirche frei und ungehindert zusammenkommen und in diesem Rechte geschützt bleiben. Aber die Kanzel sei etwas Oeffentliches, da habe die Regierung darein zu sehen. Es streite mit unserer Bildung, mit dem ganzen Wesen Basels, wenn von öffentlicher Kanzel solche Reden sich vernehmen ließen, wie in den letzten Tagen. Hunderte seien schwer geärgert worden, Mütter seien mit ihren Kindern schamroth heimgekommen, Etliche seien geisteskrank geworden, solche Reden dienten zum Gespötte und seien eine Schande für Basel. Wenn man von Gewissenszwang reden wolle, so sei das Gewissenszwang, wenn von einem fremden Prediger die Andersdenkenden verdammt würden. Ueber diese habe man sich die unwürdigsten Ausdrücke erlaubt. Das heiße mit Basel das Gespött treiben. Ob man zuwarten wolle, bis noch mehr Leute ob den Missionspredigten den Verstand verlieren, oder bis ein neuer bedauerlicher Tumult in öffentlicher Kirche entstehe? Soll dann die Polizei dagegen als eine Störung des öffentlichen Gottesdienstes einschreiten?

Statthalter Heusler hält es nicht für gut, wenn dem Antrage Folge gegeben würde. In Sachen der Gewissensfreiheit muß man mit äußerster Schonung vorgehen. Wenn der Staat eingreifen sollte, so müßte Hr. Hebich erst in ganz anderer Weise Veranlassung gegeben haben. Allerdings hat er im Eifer einzelne starke Ausdrücke gebraucht, aber es waren biblische Ausdrücke. Thatsache ist, daß er von einem ehrenwerthen Theile unserer Bevölkerung mit Erbauung gehört wird. Man kann es füglich der Geistlichkeit überlassen, zu beurtheilen, ob ihr durch fremde Prediger zu nahe getreten wird, und ob sie denselben die Kanzel einräumen will.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 16. Juni. № 48.

Hie ist kein Jude noch Grieche, hie ist kein Knecht noch Freier, hie ist kein Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu.

(Schluß.)

Vorzugsweise im Dienen äußern und offenbaren sich die christlichen Cardinal-Tugenden, die Liebe und die Demuth. Uebrigens wollte das Christenthum den Unterschied von Herrn und Diener nicht aufheben und hat ihn nicht aufgehoben, es wollte nur den bösen Geist aus diesem Verhältnisse bannen, durch den der Mensch auf der einen Seite zum Thiere entwürdigt und auf der andern Seite der Mensch zu einem Tyrannen und Despoten gemacht, also auch entwürdigt wurde. Die Herren sollten ihre Diener und Knechte zugleich als ihre Brüder betrachten, und die Diener sollten ihren Herren, nicht bloß den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen dienen mit aller Gottesfurcht, als dieneten sie nicht Menschen sondern Gott. Und so ist es auch wirklich geschehen. Zu aller Zeit und bei allen Völkern hat es, wenn christlicher Geist waltete, so unzählig viele Beispiele von treuester, wahrhaft väterlicher Fürsorge der Herren für ihre Diener, und so unzählig viele Beispiele von hingebendster Aufopferung der Diener für ihre Herren gegeben, daß jeder, der will, deutlich genug etwas von der Gotteskraft des Evangeliums merken und daraus lernen kann, daß auch dieses Verhältniß von Gott dazu geordnet ist, daß die Menschen darin ihre Liebe zu einander zeigen und beweisen.

Der Hauptmann von Capernaum ist ein leuchtendes Vorbild für die Herren geworden, die für ihre Knechte sorgen wie für ihre eigenen Kinder. Nur unter der Voraussetzung, daß dieses häufig geschah, konnte es kommen, daß das lateinische familia allmälig einen neuen Sinn, den, welchen wir mit dem Worte verbinden, erhielt: denn die familia der Römer bezeichnet eigentlich die Summe der Sclaven, die Dienerschaft als des Herrn Eigenthum, bei welchem das Recht der freien Persönlichkeit nicht vorhanden ist; da auch Weib und Kinder dieses Recht nicht hatten, so konnten sie ebenfalls mit unter die familia gerechnet werden; familia bezeichnet zuweilen sogar das leblose Eigenthum. Unser Wort Familie dagegen bezeichnet die Personen, die durch die Bande des Blutes, so wie der innigsten Liebe verbunden sind. Sehr bemerkenswerth ist, was in den ersten Jahrhunderten die Sclaven, die sich dem Christenthum zugewandt hatten, für die Ausbreitung desselben gethan haben. Die Sclaven hatten bei den Griechen und Römern einen großen Einfluß auf die Kinder und konnten durch diese viel wirken; daß die christlichen Sclaven ihre Stellung benutzt haben, um das Evangelium zu verkündigen, sehen wir aus den Worten eines eifrigen, übrigens unverständigen Gegners, des Celsus; dieser schreibt in seiner Schrift wider die Christen: „Man findet in verschiedenen Häusern Wollkämmer, Schuster, Walker (niedere Sclaven), die gröbsten und dümmsten Leute von der Welt, die kaum sich wagen, den Mund aufzuthun, wenn ihre Vorsteher oder klugen Hausherren zugegen sind, die aber gleich beredt werden und Wunderdinge schwatzen, wenn sie entweder mit den Kindern des Hauses allein sind oder nichts als Weiber um sich sehen, die nicht klüger sind als sie. Dann heißt es: ihr müßt uns mehr glauben als euren Eltern und Lehrern; diese sind blinde und thörichte Leute .... wir allein wissen, wie man lehren und wandeln muß, und wenn ihr uns folgen wollt, so werdet ihr mit eurem ganzen Geschlecht glücklich sein. Läßt sich nun etwa über diesem Gerede ein verständiger Mann, einer von den Lehrern oder gar der Vater selbst sehen, dann erschrecken die Zaghaften unter ihnen und schweigen still, die Beherzteren aber reden den Kindern zu, das Joch abzuwerfen, und flüstern ihnen in die Ohren, sie könnten ihnen nichts Gutes und Nützliches sagen, so lange der Vater und die Lehrer da wären; sie locken sie dann in das Frauengemach oder in die Schuster- oder Walkerwerkstätte, wo sie ihnen ihre Weisheit bringen und sie verführen." Was Celsus über die Verleitung zu Ungehorsam sagt, ist zunächst nur als die Ansicht eines feindseligen und beschränkten Gegners zu betrachten; das Factische dabei ist jedenfalls der Eifer der Sclaven, Gottes Wort in die Herzen der Kinder zu streuen.

Sehr folgenreich war die Wirksamkeit der Sclaven in folgenden zwei Fällen, die ich mit Hagenbachs Worten anführe. In dem heutigen Georgien (bei den Iberiern) war es einer christlichen Sclavin gegeben, den König des Landes für das Christenthum zu gewinnen. Sie war als Kriegsgefangene eingebracht worden und stand im Rufe, daß sie durch ihr Gebet einem kranken Kinde das Leben gerettet. Der Ruf drang bis zu den Ohren der Königin, und als diese erkrankte, ließ auch sie die Frau zu sich kommen und verdankte ihrem Gebet auch ihre Wiederherstellung. Die Sclavin verschmähte jedes Geschenk,

indem sie erklärte, ihr schönster Lohn wäre, wenn König und Königin sich zu dem Gott wendeten, dem sie diene. Das Wort blieb erst unbeachtet. Als aber einst der König auf der Jagd sich verirrte und ihn ein finsterer Nebel umfing, der ihm jeden Weg verhüllte, erinnerte er sich wieder des Christengottes, von dem jene Sclavin geredet; er wandte sich zu ihm in der Noth; es ward ihm geholfen, er kam glücklich zu den Seinen zurück und nun war auch seine erste Sorge, sich christliche Lehrer ins Land kommen zu lassen, um die Kunde vom Erlöser zu verbreiten, der ihn von seinem Irrwege errettet hatte und der nun auch dem Volke ein Heiland und Retter werden sollte. Dies geschah zwischen 320 und 330. — Um eben diese Zeit waren die Gothen durch einige Kriegsgefangene, die sie machten, — und diese wurden damals allgemein als Sclaven angesehen — mit dem Christenthum bekannt geworden. Unter diesen Gefangenen befanden sich Geistliche, deren reiner Wandel, deren innige, oft Wunder wirkende Gebete einen großen Eindruck auf die rohen, aber empfänglichen Gemüther der Barbaren machten. Die leiblichen Sieger wurden die geistlich Besiegten. Sie saßen zu den Füßen ihrer Gefangenen, ließen sich von ihnen unterrichten und endlich durch die Taufe in die Gemeinschaft ihres Glaubens sich aufnehmen. Schon auf dem Concil zu Nicäa (325) erscheint ein gothischer Bischof und unterzeichnet die Beschlüsse desselben mit. Auch Ulfilas, der berühmte Bischof der Gothen, stammte höchst wahrscheinlich aus einer der christlichen Familien, welche die Gothen als Gefangene mit sich geführt hatten.

Was das dritte Verhältniß anlangt, das des Mannes zum Weibe, so mußte das ganze weibliche Geschlecht aus der gedrückten und unwürdigen Stellung, in die dasselbe durch den natürlichen, aber doch rohen Egoismus der Männer gekommen war, sofort schon durch die allgemeinen christlichen Grundsätze emporgehoben werden. Dazu kam aber noch die neue Auffassung der Ehe, wonach dieselbe als die innigste Lebens- und Liebesgemeinschaft zwischen Mann und Weib betrachtet wurde; denn der eigenthümliche Charakter der christlichen Ehe besteht darin, daß sie als eine Abbildung der geistlichen Vermählung Christi mit seiner Gemeinde, als eine Abbildung der innigsten Gemeinschaft Christi mit jeder einzelnen gläubigen Seele angesehen wird. Eine größere und reinere Liebe kann nicht gedacht werden, und solche Liebe sollten die Ehegatten gegen einander haben: „Ihr Männer, liebet eure Weiber gleichwie Christus geliebet hat die Gemeine", schreibt der Apostel Paulus an die Ephes. 5, 24, und: „Wie die Gemeine ist Christo unterthan, also auch die Weiber ihren Männern in allen Dingen." Damit bekam das ganze weibliche Geschlecht mit einem Male eine ganz neue Stellung und Bedeutung. Und nun ist bemerkenswerth, wie schnell von Anfang an das weibliche Geschlecht diese Bedeutung verstand und wie würdig es die neue Stellung ausfüllte; „es war wie eine Befreiung von uraltem Drucke, in deren Gefühl das weibliche Geschlecht jetzt gleichsam auffauchzte und sich zu einem neuen Dasein erhob." (Wiese, a. a. O. S. 11.) Seitdem haben christliche Frauen und Jungfrauen zu allen Zeiten und in allen Ländern, ohne aus der weiblichen Sphäre und dem weiblichen Berufe herauszutreten, so Großes für das Reich Gottes vollbracht, daß ihre Thaten so gut wie die der Männer in den Büchern der Geschichte aufgezeichnet werden, ganz abgesehen von jenem stillen Wirken, dessen Segen nur der Ehegatte und die Kinder spüren. Da ich dieses hier nicht in Beispielen weiter ausführen kann, so verweise ich auf zwei kleine eben erschienene Schriften, die eine ist von Löhe, „Rosenmonate heiliger Frauen", in denen er das Leben von 60 Frauen ganz kurz erzählt; sie gehören sämmtlich der älteren Zeit an, aber ihre Namen sind auch die gegenwärtig noch gebräuchlichsten Frauennamen, und deshalb wollte der Verfasser diesen Umstand benutzen, um an all das Große und Herrliche zu erinnern, was von denen, die einst diesen Namen trugen, geschehen und vollbracht worden ist. Nehmen wir dazu die ebenfalls jetzt erschienene Lebensbeschreibung der kürzlich verstorbenen Amalie Sieveking in Hamburg, so können wir sehen, wie zu allen Zeiten der Herr christlichen Frauen solche Kräfte verliehen hat, daß auch starke Männer ihnen ihre Bewunderung zollen müssen. Solche Bewunderung spricht schon in alter Zeit der große Kirchenlehrer Chrysostomus ganz unverholen aus, wenn er sagt: „Sonst standen die Frauen den Männern nach, jetzt ist es das Gegentheil; sehet, was Christi Erscheinung auf Erden gewirkt. Die Weiber übertreffen uns an edlen Sitten, an christlicher Wärme und Frömmigkeit, an Liebe zu Christo, der den Fluch vom weiblichen Geschlecht hinweggenommen hat. — Der Mann wird von den Wellen des äußeren unruhigen Lebens stets hin- und hergeworfen; die Frau aber, welche zu Hause wie in einer Schule der Weisheit sitzt, kann sich immer in ihrem Gemüth sammeln, mit Gebet und Lesen der heiligen Schrift sich beschäftigen — durch sie nimmt der Mann das Gute mit sich ins Leben, denn nichts vermag mehr den Mann zu bilden und seine Seele zu regeln, als eine fromme und verständige Frau." (Wiese, a. a. O. S. 17.) Sogar ein Heide, der Rhetor Libanius, der berühmte Lehrer des Chrysostomus, muß das eingestehen in jenem merkwürdigen und deshalb oft erwähnten Worte, welches er sprach: „Welche Frauen haben doch die Christen." Von Chrysostomus sei noch eine Aeußerung über die Barbaren hier erwähnt, deren plötzliche Umwandlung ebenfalls allgemeine Verwunderung erregte; er sagte: „Der ungebändigte Sinn der Barbaren ist zur Sanftmuth umgestimmt, die wildesten der Menschen stehen zusammen mit den Schafen der Kirche und haben Theil an einer Weide und einer Hürde." Wie sehr sich aber die Vorstellungen von Heimath und Fremde durch das Christenthum veränderten, sehen wir deutlich aus dem, was der Verfasser des Briefes an Diognetus (im zweiten Jahrhundert) sagt: „Die Christen sondern sich weder durch ihre Wohnsitz, noch durch Sprache und Sitte von den übrigen Menschen ab. Obgleich sie in den Städten der Hellenen und Barbaren wohnen, je nachdem einem jeden das Loos zu Theil geworden, und in Absicht auf Kleidung und Nahrung, so wie der übrigen Lebensweise der üblichen Landessitte folgen, so zeichnet sie sich durch einen wunderbaren und allgemein auffallenden Le

enswandel aus. Sie bewohnen ihr eigenes Vaterland, aber wie Fremdlinge; sie nehmen an Allem Theil als Bürger und dulden Alles als Fremde. Jedes noch so fremde Land ist ihnen Heimath und jede Heimath ist ihnen ein fremdes Land."

Vergegenwärtigen wir uns jetzt zum Schlusse noch einmal, wie die genannten drei Verhältnisse bei den Heiden beschaffen waren und wie sie durch das Evangelium umgewandelt worden sind, so sehen wir zunächst, welche Hülfe das Christenthum den bis dahin Verachteten, den Schwachen, den Unterdrückten, welche Freude und welchen Frieden es denen gebracht hat, die bisher weinen und seufzen mußten; aber wir dürfen nicht übersehen, wie viel zu gleicher Zeit eben dadurch auch die bis dahin Bevorrechteten und Bevorzugten gewonnen haben. Menschen können ungleiche Verhältnisse nur in der Art ausgleichen, daß sie dem Einen geben, was sie dem Andern nehmen; der Herr allein kann in der Art ausgleichen, daß Er beiden giebt, und so hat Er in diesem Falle ausgeglichen. Das Christenthum hat den Völkern gezeigt, daß sie doch ein ganz anderes Verhältniß unter einander haben können, als das der Verachtung und des Hasses, ein Verhältniß, das beiden Theilen zu gute kommt und Segen bringt; das Christenthum hat ferner den Herren treue, aus Gottesfurcht gehorsame Diener gegeben, die unverhältnißmäßig mehr werth sind, als heidnische Sclaven; das Christenthum endlich hat den Männern solche Frauen gegeben, die auch der vollkommenste Mann als sich ebenbürtig anerkennen, als sein zweites Ich lieben und verehren muß. Wir können also aus der Betrachtung der genannten Verhältnisse recht deutlich erkennen, welche Lebensfülle und welche unendliche Liebesfülle in dem Evangelio von Christo verborgen ist. Der Herr möge Gnade geben, daß ein jeder Leser diese Lebensfülle und diese Liebesfülle von Tag zu Tag mehr erkenne und am eignen Herzen erfahre.

Nachrichten.

Die Hebich'sche Bewegung in Basel.

(Fortsetzung.)

Rathsherr Christ, als Vorsteher des Missionsvereins, welchen die Vorwürfe, wenn begründet, am Schwersten treffen würden, derselbe, der Hebich nach dem Tumulte begleitet hatte, und den wir auch aus den Rumpf'schen Händeln kennen: „Ich bekenne mich unumwunden zu dem angegriffenen Mann, und einige sonderbare Aeußerlichkeiten und ungeschickte Ausdrücke hindern mich nicht im Mindesten an diesem Bekenntnisse. Ich wünschte nur Eines, es wäre heute meine Erneuerungswahl in den kleinen Rath, dann könnte auch diese hohe Versammlung sich unumwunden aussprechen, ob Männer mit solchen Ueberzeugungen — und es sind die tiefsten, die ein Mensch haben kann — ferner in der höchsten Behörde mit Nutzen bleiben können. Man redet von Mißbrauch der Kanzel und will alle Privatfreiheit gesichert wissen. Dem ist nicht so. Wie? Wenn wir eine Halle hätten, die unser gehörte und Tausende faßte, würde man uns nicht gestört haben? Ich habe in meinem Besitz gerade den gestörten Vortrag genau aufgezeichnet; — ich lasse es auf alle Theologen, ja auch auf diese Versammlung ankommen, ob darin zu Beanstandendes steht. Wir sind den geraden und regelmäßigen Weg gegangen. Seit 30 Jahren, seit der Bewegung in unsern Wirren, wurden unsere Kirchen zu verschiedenen weltlichen Versammlungen außerhalb der Gottesdienststunden benutzt. Jeder Pfarrer und in schweren Fällen der Bann mit ihm, gibt oder verweigert seine Kirche dazu. Der Antistes erhält Anzeige und kann, wenn nöthig, einschreiten. Pfarrer und Bann zu St. Bernhard haben uns die Kirche gegeben auf unsere Bitte; in etlichen Kirchen von Baselstadt, Baselland und im Badischen ist er förmlich eingeladen worden, ohne unser Zuthun. Wollten diese Geistlichen den Anstand verletzen? Es zeigt dies wenigstens, daß Männer, welche auch über die Würde der Kanzel zu urtheilen wissen, anders urtheilen, als der Herr Anzüger. Daß die Vorträge länger fortgesetzt wurden, als gewöhnlich, geschah auf die Bitten der Zuhörer, und ich weiß, es sind Männer in unserer Mitte, die darüber Ihnen Zeugniß geben werden. Ueber Ihren Beschluß bin ich ruhig. Sie haben keine kirchliche, sondern eine rein polizeiliche Frage zu entscheiden. Es fragt sich, ob der Große Rath sanktioniren will, daß 30 oder 50 Menschen kommen können und 1000 aufmerksame Zuhörer stören?"

Herrn Rathsherr Karl Sarasin drängt es zuerst, den Herrn Anzüger zu fragen, ob er sich auch die Tragweite seines Anzugs klar gemacht habe. Er stellte vor, wie es der Uebung zuwider sei, daß der Große Rath einen Eingriff in die kirchlichen Verhältnisse thue und damit einen Eingriff in die kostbaren Rechte der Gewissensfreiheit, deren Bedeutung für die politische Freiheit er dann noch einläßlich nachwies, sowie daß dadurch der Nichtanerkennung des uns in der heil. Schrift verkündeten göttlichen Wortes die Thüre geöffnet würde. Ein aus Geistlichen und Laien zusammengesetzter Kirchenvorstand (Bann) habe einem andern Theologen die Kanzel bewilligt; dieser habe sie benutzt, um einem zahlreichen Theile unserer Einwohnerschaft religiöse Vorträge zu halten. Es fanden dieselben statt, ohne die regelmäßigen Gottesdienste irgendwie zu stören, ohne daß dem Publikum gegenüber eine Nöthigung stattgefunden hätte. Jeder konnte wegbleiben. Nun habe der Prediger in starken Worten geredet, in ungewohnter Weise auf Buße und Bekehrung gedrungen. Dies sei der Anlaß geworden, in Uebertreibung und Verdrehung der Worte dieses Predigers zu erklären, es sei mit der Kanzel Mißbrauch getrieben worden. Wenn es je so gewesen wäre, wer sollte darüber entscheiden? in erster Linie die Geistlichen; diese aber haben es nicht gethan; sollten wir in ihr Amt greifen? — Wenn die aus Volkswahlen hervorgegangenen Geistlichen ihre Kanzeln zu dem vorliegenden Zwecke einräumten, sosolle doch der Staat in Ausübung seines Oberaufsichtsrechts sehr vorsichtig sein. In vielen sogenannten liberalen Cantonen würden die Geistlichen von der Regierung gewählt oder mache die Regierung den Vorschlag für die Gemeinde. Um so mehr stehe der Geistliche bei uns unabhängig da, um so vorsichtiger solle der Staat sein Aufsichtsrecht üben. So viel in formeller Hinsicht. Was das Materielle betrifft, scheint der Anzug weniger einem Manne, als einer schon lange mißbeliebig angesehenen Sache und Richtung zu gelten. Aber wenn Tausende durch ein Herzensbedürfniß, durch ein lebendiges Gefühl getrieben werden, den Mann zu hören, sollen wir ihnen diese geistliche Nahrung verbieten? Hr. Hebich hat nur Gottes Wort und nach Gottes Wort gepredigt; wenn nicht alle diese Ueberzeugung theilen, ist es dann an den Vertretern des Staates, den einen oder

den andern ihre Freiheit zu schmälern? Es handelt sich hier ja wohl um die Freiheit des Glaubens, eine Beschlußfassung im Sinne des Anzuges wäre eine Schande und Schmach für Basel. Für Verwerfung des Anzuges: „Dem Worte Gottes gilt, wenn auch unbewußt, der Angriff, er gilt dem sich darauf gründenden Glauben. Ich bekenne mich auch zu diesem Glauben, dieser Ueberzeugung, und werde ihr mit Gottes Hülfe Zeit Lebens treu bleiben."

Herr W. Rumpf: „Der Herr Präopinant ist im Irrthum in Bezug auf die Hauptsache. Es wird gar kein Angriff auf die Religionsfreiheit oder, um das, was gemeint ist, beim Namen zu nennen, auf den Pietismus beabsichtigt. Seit vielen Jahren treten die Prediger desselben ungehindert auf; wenn also jetzt ein Anzug gestellt wird, so muß ein ganz besonderer Grund dazu vorliegen. Unsere Gesetze verbieten die Herabwürdigung der christlichen Religion, und eine solche hat, wenn auch nicht mit Absicht, stattgefunden, das Heiligste ist zu einer Comödie gemacht worden." Herr Rumpf hat mehreren Vorträgen des Herrn Hebich beigewohnt. Den einen erklärt er in materieller Hinsicht für ordinär, geistlos, hatte aber in formeller Hinsicht nichts daran auszusetzen. In einem andern dagegen tritt Hr. Hebich auf eine Art, die ins Aschgraue geht, mit gewissen Ausdrücken hervor. Es waren allerdings biblische Ausdrücke, aber das werden diejenigen nicht als Rechtfertigung gelten lassen, die dem Sprechenden s. Z. im Großen Rath ins Wort fielen, als sie bloß fürchteten, er würde eine Bibelstelle wörtlich anführen, während er aus Anstandsgefühl doch nur Capitel und Vers mit Ziffern bezeichnen wollte. — Man beruft sich auf die Tausende, die den Mann mit Eifer und Andacht gehört hätten. Gerade derselbe Fall ist bei den Jesuitenmissionen. Eine Gemeinde nach der andern will dieses Schauspiel haben. — Der Anzug will nichts Anderes, als daß die Religion in ihrer Würde und Reinheit erhalten, Auswüchse aber beschnitten werden. Hr. Rumpf ist soweit entfernt, der Freiheit zu nahe treten zu wollen, daß er sich vielmehr nachdrücklich für die Redefreiheit verwahrte, als 8 Tage vor der Störung zu St. Bernhard in einer Gesellschaft von Maaßregeln gegen Hrn. Hebich die Rede war. Ueberweist der Große Rath den Anzug, so erklärt er damit weiter nichts, als daß auf der Kanzel die Schranken des Anstandes sollen beobachtet werden. Er muß dies thun, weil die Missionskommittee und die Pfarrer es unterlassen haben. Wäre Hr. Rumpf der Feind der Kirche, für den man ihn auszugeben beliebt, so würde es ihm zum Triumph gereichen, wenn das Heilige recht profanirt, die heilige Stätte zur Harlekinsbude herabgewürdigt wird. Das ist aber sein Sinn nicht. Er wünscht, daß die Uebertreter in ernster Weise zurechtgewiesen werden.

Professor K. R. Hagenbach entschuldigt sein längeres Wegbleiben vom Großen Rath mit einem körperlichen Leiden, würde auch heute nicht da sein, wenn er nicht auf den vorliegenden Berathungsgegenstand aufmerksam gemacht worden wäre. Will darüber freimüthig seine Meinung eröffnen, wenn es schon auffallen kann, daß er Männern, mit denen er sich sonst Eins weiß, einige Bedenken entgegenhalten muß. Der Sprechende ist ein Mann der Freiheit, aber auch der kirchlichen Ordnung, der Mäßigung und Nüchternheit in kirchlichen Dingen. Die Landeskirche hat zu wachen, daß nicht solche religiöse Agitationen, wie in letzter Zeit, stattfinden. Hat Hrn. Hebich nicht selbst gehört, hat aber seine Informationen von Leuten, die man nicht zu den Sadducäern rechnen kann, von kirchlich Gesinnten, Orthodoxen, Geistlichen und Laien, die sich mit wahrer Indignation über die Vorträge des Hrn. Hebich aussprachen. Christlichen Leuten sei da Herz gebrochen. Er fragte sich, ob denn unsere Kanzeln jedem Eifere — es gibt auch ein Eifern mit Unverstand — offen stehen sollen, o nicht überhaupt zwischen religiösen Versammlungen und gewissen öffentlichen Schaustücken ein Unterschied zu machen sei? Es that ihn in der Seele wehe, zu hören, in welcher Weise in der Stadt herun von den heiligsten Dingen die Rede war, zu wie viel faulem Geschwä Hr. Hebich, wenn auch nicht absichtlich, Veranlassung gab. Es mußt etwas Besonderes, die Neugierde Reizendes, da sein, es schien, al wollte man par force etwas hervorrufen. Denn sonst sind weder die Jahresfeste, noch die Missionsstunden zu St. Elisabethen jemals gestör worden. — Es ist zu unterscheiden zwischen den Kirchen als Lokale und der Benutzung der Kanzel. Ueber erstere mag immerhin de Bann entscheiden, mag sie für Concerte u. s. w. einräumen; abe etwas Anderes ist es mit der Kanzel, Diese steht niemand zu, al den ordinirten Geistlichen, die sich vor der Behörde ausgewiesen ha ben. Hr. Hebich ist nicht ordinirt. Seine Schrifterklärung ist gerad auch nicht eine Probe von tiefem Schriftstudium. Der Sprechend freute sich, als er in den öffentlichen Blättern las, daß diese Vorträg eingestellt seien, war aber um so mehr überrascht, als die geistliche Experimente auf's Neue gestattet wurden. Hr. Hagenbach möchte der Anzug im Allgemeinen in dem Sinne überweisen, daß ein Reglemen darüber sollte entworfen werden, wem es zustehen soll, die Kanzel z gestatten; wird aber jedenfalls demnächst im Kirchenrath einen dahi zielenden Antrag stellen.

Herr Hörler würde am Liebsten, wenn das Reglement es zu ließe, zu einer motivirten Tagesordnung stimmen: „mit Bedauern über die letzten Vorfälle, aber im Interesse der Freiheit." Hat der Missionar Hebich mehrmals gehört, und zwar mit Entrüstung; Her Christ und der Kirchenrath wären „vor Schaam und Empörung ver gangen," wenn Hr. Rumpf etwas Derartiges vorgebracht hätte. Ma weist auf die Tausende, die sich zu Hrn. Hebich drängen. Wenn ma aber die Urtheilslosen und die Neugierigen ausscheidet, so wollen wi sehen, was übrig bleibt. Man könnte das Einschreiten gegen Hrn Hebich vom sittlichen Standpunkt aus rechtfertigen; man könnte auc seine Verstöße gegen den guten Geschmack, wie seiner Zeit sehr ange legentlich gegen Hrn. Rumpf geschehen, ausbeuten. Der Sprechend möchte aber jeden Anschein eines Angriffes auf die Lehrfreiheit vermeiden und verwahrt sich ausdrücklich gegen derartige Folgerungen indem er schließlich doch zur Ueberweisung des Anzuges stimmt.

Von Herrn Gengenbach, bezeugt der Volksbote, habe er nicht erwartet, weil er ihn nicht kenne, aber auch seine Wähler (demnach Radikale) haben wahrlich solches Wort aus seinem Munde nicht er wartet. Aber Niemand könne sagen, der Treffer muß von dem oder dem kommen. „Ich bin jedesmal", sagte Herr Gengenbach, „wenn ich Hebich hörte, erbaut worden. Wen seine Form stößt, der muß auch Gottes Wort wegfegen, denn das ist ein Hammer, der Felsen zerschmeißt. Es war ein Wehen des Geistes unter uns, und da wun dert mich der Haß nicht. Jesus wurde auch verfolgt. Es kann Ein zelne hart angegriffen haben, aber Viele wurden erweckt. Gott geb noch mehr! —

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 20. Juni. № 49.

Christus und Nicodemus.

Ein Vortrag gehalten auf der Berliner Pastoralconferenz.

Wenn schon überhaupt die Zeit zwischen der ersten und zweiten Zukunft des Herrn als die der streitenden Kirche bezeichnet wird, so sind wir in einen Punkt dieser Zeit hineingestellt, in dem dies Prädikat der Kirche noch in ganz besonderem Sinne zukommt, in welchem weniger wie je der Kirche gegeben ist, sich in Frieden zu bauen. In solchen Zeiten ist große Vorsicht nothwendig. Im Kampfe kann das Herz gar leicht verwildern, sich erbittern, in die Gemeinschaft des bekämpften Bösen hereingezogen werden. Wenn das uns widerführe, so wäre unsere Niederlage gewiß. Die Hoffnung unseres Sieges kann nicht auf der Zahl beruhen, nicht auf der Größe der Gaben, die auf unserer Seite ist, nicht auf der Schärfe unserer Waffen, sondern allein auf dem Beistande unseres Herrn, der nur so lange uns bleiben kann, als kein Bann auf uns liegt, als das heilige Feuer des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung in unsern Herzen lodert, als unsere Lenden umgürtet sind und unsere Lichter brennen und wir gleich Knechten sind, die auf ihren Herrn warten. Als ein warnendes Beispiel ist uns hier der Jesuitenorden vor Augen gestellt. Er war mit trefflichen menschlichen Kampfesmitteln ausgerüstet, aber er wachte nicht über sein Herz. Da kam der Herr plötzlich über ihn wie der Dieb in der Nacht, und sein Fall ward groß und ebenso der Fall der Kirche, die sich seines Dienstes bediente. Wie sollen wir nun solcher Gefahr entgehen? Das beste Mittel wird sein, daß wir den Kampf nach außen nur als Nebensache behandeln, daß wir unabläßig darauf bedacht sind, aus der Erregung und Zerstreuung, die er mit sich führt, einzukehren in das stille Heiligthum unseres Herzens, daß wir unsere Seele stets von Neuem speisen mit dem Brote des Lebens, daß wir über Gottes Wort nachsinnen Tag und Nacht, daß wir von den einfachsten Grundwahrheiten des Glaubens in unserm Herzen reden, wenn wir in unserm Hause sitzen und wenn wir auf dem Wege gehen, wenn wir uns niederlegen und wenn wir aufstehen. Das allein ist es, was uns davor bewahren kann, zur Partei im Sinne der Welt zu werden und damit dem sicheren Untergange anheimzufallen. In diesem Sinne nun habe ich das Thema, wie für meinen vorjährigen, so auch für meinen diesjährigen Vortrag gewählt. Ich will versuchen, zu Ihnen über das Gespräch Christi mit Nicodemus zu reden, und bitte den Herrn der Kirche, daß er unser aller Sinne aus der Vielheit in das Ein kehren möge, auf daß wir mit dem Herzen die großen Geheimnisse reden und hören, welche dies Gespräch uns aufschließt, Geheimnisse, die abwechselnd licht und dunkel sind, so wie unsere Seele sich nach oben aufthut oder verschließt.

Der Apostel sendet dem Gespräche Christi mit Nicodemus, das neben der Tempelreinigung den zweiten Höhepunkt des ersten Passas Christi in Jerusalem bildet, einige Worte voraus, die uns über die Herzensstellung des Nicodemus orientiren, den schwankenden und unentschiedenen Zustand, in dem er sich befand, darlegen sollen. „Da er aber zu Jerusalem war im Passa auf dem Feste, glaubten Viele an seinen Namen, da sie die Zeichen sahen, die er that. Jesus aber vertraute sich ihnen nicht, weil er Alle kannte, und weil er nicht nöthig hatte, daß Jemand zeugete von dem Menschen, denn er wußte, was in dem Menschen war.“ Sie glaubten, aber ihr Glaube war noch zu wenig losgelöst von seiner äußeren Veranlassung, war noch kein solider, kein solcher, auf den sich bauen ließ. Es stand zu befürchten, daß sie nicht standhalten konnten, wenn der Strom der öffentlichen Meinung mächtig zu rauschen und zu brausen begann, daß sie sich dann als Zeitlinge beweisen würden, welche, sobald sich Trübsal und Verfolgung erhebt wegen des Wortes, sogleich abfallen. Solchen, die innerlich selbst noch mit der öffentlichen Meinung im Zusammenhang stehen, ist es auf die Dauer unmöglich, ihr erfolgreichen Widerstand zu leisten. „Es war aber — so beginnt nun der Bericht über das Gespräch — ein Mensch aus den Pharisäern, Namens Nicodemus, ein Oberster unter den Juden.“ Daß Nicodemus als Repräsentant derjenigen genannt wird, von denen im Vorigen geredet war, daß er gleichsam als ihr Sprecher zu Jesu kam, daran läßt die auffallende Uebereinstimmung der Anrede des Nicodemus an Christum mit dem: „Viele glaubten an seinen Namen, da sie die Zeichen sahen, die er that“, nicht zweifeln. Damit steht nicht in Widerspruch, daß wir Nicodemus später unter der Zahl der ächten Jünger Jesu erblicken. Denn wirklichen „Glauben“ legt der Herr auch jenen bei, und wenn er sich ihnen nicht anvertraute, so liegt der Grund nicht etwa darin, daß sie unaufrichtig waren, sondern in der Unentschiedenheit ihres Standpunktes, ihrem Dualismus, bei dem die Entscheidung so oder so aus-

fallen konnte. Bei Nicodemus erhielt eben die gute Seite die Oberhand. Erst in Folge des Gespräches mit Christo trat er aus der traurigen Classe derer heraus, denen Christus sich nicht anvertrauen kann. — Daß Nicodemus zu den Pharisäern gehörte, ist für die Sache von Bedeutung. Grade für den Pharisäismus, dessen Wurzel in uns allen noch fortlebt, der noch vor wenigen Decennien in der Gestalt des Rationalismus als ein wucherndes Unkraut unser ganzes Land überzog, ist es charakteristisch, daß er keine Wiedergeburt kennt, sondern nur eine stückweise angeeignete Heiligkeit oder Tugend, bei welcher der Mensch die erste Rolle spielt, Gott in der Hauptsache nur das Zusehen und Belohnen verbleibt. Grade der Pharisäismus hatte den Tempel im geistlichen Sinne zu einem „Kaufhause" gemacht, in welchem mit Gott ein vortheilhafter Handel getrieben wurde. Die Pharisäer hüllten sich ganz in eine selbstgemachte Heiligkeit ein. — Auch seine Stellung als „Oberster der Juden", als Mitglied der höchsten geistlichen Behörde, mußte dem Nicodemus für das Verhältniß zu Christo eher hinderlich als förderlich sein. „Wenn ein Mensch — sagt die Berleb. Bibel — in großer Hochachtung steht und aller Augen auf solchen gerichtet sind, hat er gar große Mühe klein zu werden und sich andern zu unterwerfen." Doch das ist nicht das Einzige. In hervorragenden Stellungen liegt die Gefahr, daß man ängstlich bemüht ist, sich mit der Stimmung des Kreises, über dem man steht, in Einklang zu erhalten, aus Furcht, sonst „die Ehre bei den Menschen" zu verlieren, deren sich zu erfreuen in hoher Stellung gar leicht zum Bedürfniß wird. Die Popularität wird für die Obersten vielfach zum Götzen, dem sie ihre Seele opfern. Da der pharisäische Geist, ähnlich wie jetzt der Geist der Gesetzlosigkeit, damals die Massen beherrschte, so mußte es den Obersten gar schwer werden, sich entschieden zu Christo zu bekennen, der mit diesem Geiste von Anfang an in Gegensatz trat. Sie mußten fürchten, durch solches Bekenntniß den Boden unter den Füßen zu verlieren. Den Namen der Obersten verdienen in Wahrheit nur diejenigen unter den gewöhnlich so Genannten, die Christus frei gemacht hat, so daß sie die Ehre bei Gott über Alles achten und die Ehre bei den Menschen mit Füßen treten. Die sonst so genannt werden, stehen in der traurigsten Abhängigkeit, sind Knechte der Knechte, wie wir das an dem Beispiele des Nicodemus sehen, welcher zu dem, in dem er den Lehrer von Gott gekommen erkennt, nicht einmal am Tage zu gehen wagt.

„Dieser kam zu ihm bei Nacht und sprach zu ihm: Meister, wir wissen, daß du von Gott als Lehrer gekommen bist, denn Niemand kann diese Zeichen thun, die du thust, es sei denn Gott mit ihm." Daß Johannes dem Umstande, daß Nicodemus zu Jesu bei Nacht kam, Bedeutung beilegt, daß er in ihm ein charakteristisches Merkmal seines damaligen Herzenszustandes erblickt, erhellt schon aus der wiederholten Hinweisung auf diesen Umstand im späteren Verlauf des Evangeliums (7, 50. 19, 39). Den Grund des nächtlichen Kommens erkennen wir aus der parallelen Bezeichnung bei Joseph von Arimathia an der einen dieser späteren Stellen: welcher ein Jünger Jesu war, aber ein geheimer, aus Furcht vor den Juden. Die Wurzel dieser Menschenfurcht legt uns das Gespräch Christi mit Nicodemus blos. Es ist so natürlich, Menschen zu fürchten und sich um ihre Gunst zu bewerben. Der einzelne Mensch, und wäre er auch ein Oberster, ist für sich betrachtet und abgesehen von einem höheren Anhalte, etwas so gar Geringes, daß er ganz vernünftig handelt, wenn er sich überall nach Hülfe umsieht. Die Menschenfurcht kann überall nur da überwunden werden, wo ein lebendiger Glaube an Christum als den wahrhaftigen Gottessohn und Heiland der Welt stattfindet, und die Grundlage solchen Glaubens ist die gründliche Erkenntniß des eignen Elendes, welche antreibt, in Christo die Heilung für die schweren Wunden des Gewissens zu suchen. Die Menschenfurcht wird oft falsch beurtheilt, indem man als ordinäre Feigheit und Leidensscheu faßt, was nur Ausfluß des niederen Glaubensstandpunktes ist. So lange dieser noch besteht, ist die Zurückhaltung so zu sagen in der Ordnung. Da Nicodemus sich den Inhalt dieses Gespräches von Herzen angeeignet hatte, trat er auch als Bekenner auf. — Wer werden aber nicht dabei stehen bleiben dürfen, daß Johannes durch das Kommen des Nicodemus bei Nacht auf seine Menschenfurcht habe hinweisen wollen. Es ist ganz der Weise des Johannes angemessen, daß er darin ein Symbol des noch in Nacht gehüllten Gemüthes des Nicodemus erkannte, welches sich eben in diesem Umstande kundgab — wie umnachtet muß die Seele desjenigen sein, der aus Furcht vor den Menschen nicht wagt, sich frei und frank zu Christo zu bekennen! — und welches nachher bei dem Gespräche in so erschrecklicher Weise zu Tage kam. „Er versteht nicht — sagt Augustinus — was er von dem Herrn hört, versteht nicht, was er von dem Lichte hört, welches jeden Menschen erleuchtet." — Nicodemus sagt: wir wissen. Die Mehrheit erhält Licht aus dem Vorhergehenden. Nicodemus tritt als Sprecher derjenigen auf, welche an Jesum gläubig geworden waren, weil sie die Zeichen sahen, die er that. — Hinter der Anerkennung Jesu, als des Lehrers von Gott gekommen, liegt die Aufforderung an Jesum verborgen, daß er sich als Lehrer gegen ihn erweisen, daß er ihm die Vorschriften ertheilen soll, durch deren Befolgung er zu dem Messianischen Reiche gelangen kann. Nur wenn dies erkannt wird, erscheint die Antwort Christi als angemessen. Was hier nur angedeutet ist, tritt entwickelt hervor bei dem reichen Jünglinge (Matth. 19, 16. Luc. 18, 18), welcher zu Christo herantritt und spricht: „guter Meister, was soll ich Gutes thun, damit ich das ewige Leben habe." Aus diesem ähnlichen Falle erkennen wir auch, welcher Art die Lehren waren, die Nicodemus von Jesu erwartete: die Auflegung gewisser außerordentlicher Leistungen, wodurch er den schon vorhandenen Schatz seiner Heiligkeit vermehren und so sich selbst zu einem recht würdigen Candidaten des Himmelreiches machen wollte. — Es war ein guter Anfang, wenn Nicodemus in Jesu auf Grund seiner Wunderthaten den von Gott gekommenen Lehrer erkannte. Er that dies nicht im Sinne des Rationalismus, der den Lehrer

ervorhob, um den König und Hohenpriester zu beseitigen, und n Grunde den Lehrer nicht minder verwarf. Er erkannte in em Lehrer einen solchen von unbedingt bindender Auctorität. Wenn aber Nicodemus bei Christo als dem Lehrer, speciell dem Sittenlehrer stehen blieb, so war das ein dürftiger und ungenügender Standpunkt, ein solcher, auf dem er nicht zu der eigentlichen Aufgabe, welche den Mitgliedern des Reiches Gottes gestellt ist, der Wiedergeburt, gelangen konnte. Christus ist allerdings der von den Propheten verheißene „Lehrer zur Gerechtigkeit", aber er lehrt diese Gerechtigkeit, indem er sie ins Herz schreibt und dasselbe mit der Liebe zu ihr erfüllt; er lehrt sie nicht blos im Auftrage Gottes, sondern als Gott, und Gott ist nicht blos mit ihm, wie Nicodemus meint, sondern er ist selbst Gott. Auf Christum als Lehrer in diesem Sinne soll die Sehnsucht unseres Herzens fortwährend gerichtet sein: Großer Prophete, mein Herze begehret, von Dir inwendig gelehret zu sein.

„Jesus antwortete und sprach zu ihm: wahrlich, wahrlich ich sage dir: wenn jemand nicht von Neuem geboren wird, kann er das Reich Gottes nicht sehen." Warum fängt Jesus, da er die Nacht zerstreuen will, mit der das Gemüth des Nicodemus bedeckt ist, zuerst mit der Wiedergeburt an? Zunächst deshalb, weil der Gegensatz gegen die Ansicht des Nicodemus darauf führte: es gilt nicht, wie du meinst, einige neue Lebensfrüchte, sondern neue Lebenswurzeln zu erlangen, es handelt sich nicht um eine „moralische Ausbesserung", sondern um einen Neubau von Grund aus, nicht um Empfangnahme und Befolgung einzelner Vorschriften, sondern um eine neue Daseinssphäre. Dann aber auch, weil die Lehre von des Menschen Elend und der darauf beruhenden Nothwendigkeit der Wiedergeburt die Grundlage bildet für alle anderen Lehren, welche Christus als der Lehrer von Gott gekommen zu ertheilen hat. Erst wenn durch diese Lehre die Erlösungsbedürftigkeit hervorgerufen worden, ist die Empfänglichkeit vorhanden für die Lehre von der Gottheit Christi, von seiner Versöhnung und von der Bedeutung des Glaubens, der diese hohen Güter sich aneignet. Darauf weist der Herr selbst hin, wenn er im weiteren Verlaufe des Gespräches die irdischen Dinge als zugänglicher, denn die himmlischen bezeichnet. — Die starke Versicherung: wahrlich, wahrlich ich sage dir, hat die Unkenntniß der auszusprechenden großen Wahrheit zur Voraussetzung, wie sie in den Worten des Nicodemus selbst angedeutet lag und völlig durchschaut wurde von dem, welcher wußte, was in dem Menschen war. Es ist eine tief demüthigende Wahrheit. Deshalb entschließt sich der Mensch so schwer, sie an sich heranzulassen. Mit ihrer Anerkennung fällt alles Rühmen weg. Das ganze Gebäude erträumter Vortrefflichkeit stürzt zusammen. Alles verliert seine Bedeutung, was man in einem langen rechtschaffenen Leben erarbeitet zu haben glaubt. Man wird auf einmal zurückgeworfen auf den Moment, in dem man zuerst in das Leben eintrat. Sehen wir speciell auf Nicodemus, so war der Moment für ihn ein wahrhaft tragischer, es blieb nichts von ihm übrig. Der Jude, der als solcher meinte einen Antheil an dem ewigen Leben zu haben, der Pharisäer, der Abgesonderte, dessen Wesen darin bestand, sich für besser zu halten als andere Leute, das Mitglied des hohen Rathes, der Ruf eines besonders tugendhaften Mannes, das eifrige Streben, ein solcher zu sein, Alles schien plötzlich zu einem Häuflein Asche zu verbrennen. Er muß von vorn geboren werden, es ist so gut, als ob er noch gar nicht geboren wäre. Da erweist sich wahrlich das Wort Gottes als schärfer denn kein zweischneidig Schwert. Es entsteht die ernste Frage, ob man nicht lieber dem Reiche Gottes entsagen, als es um solchen Preis suchen soll. — In Bezug auf das ἄνωθεν, eigentlich von oben, findet sich schon in dem Zeitalter der Kirchenväter eine doppelte Erklärung. Einige, sagt Chrysostomus, erklären es durch: vom Himmel, Andere durch: von Anfang. Sprachlich sind beide Erklärungen zulässig. Für die letztere aber entscheidet, daß in der Antwort des Nicodemus dem ἄνωθεν hier das: zum zweiten Male, entspricht. Dazu kommt, daß alle Parallelstellen von einer Wiedergeburt reden, keine von einer Geburt von oben. Dann, daß schon Justin der Märtyrer, der etwa ein halbes Jahrhundert nach der Abfassung unseres Evangeliums schrieb, den Ausspruch des Herrn also anführt: wenn ihr nicht wiedergeboren werdet, könnt ihr das Reich Gottes nicht sehen. Hiernach wird über die Bedeutung des ἄνωθεν kein Zweifel sein können. Es enthält die schärfste Anklage der menschlichen Natur, auf deren Boden keine Früchte der Gerechtigkeit gedeihen können und die einer absoluten Umschaffung bedarf. „Der Weg also zu procediren — sagt ein jetzt ziemlich vergessener Theologe, aber ein solcher, der Salz bei sich hatte, Paul Anton, der Genosse A. H. Franckes in Halle — ist dem Menschen ein schweres Kreuz. Er ist nicht gern in einer Schule, da ihm sein Nichts wird vorgelegt; denn der Mensch will doch gleichwohl non nihil, Etwas sein."

„Nicodemus spricht zu ihm: Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er alt ist? Kann er etwa in den Leib seiner Mutter zum zweitenmale eingehen und geboren werden?" Man hat dem Nicodemus ein thörichtes Mißverständniß aufgebürdet. Er soll die Worte Christi von einer zweiten natürlichen Geburt verstanden haben. Er gibt aber vielmehr die Antwort, die überall der geben wird, wenn auch nicht mit dem Munde, doch mit dem Herzen, der ein langes Leben in dem Elemente der bloßen Natur geführt hat, auch unter den sporadischen Einflüssen der Gnade, wenn die Anforderung zur Erneuerung der Lebenswurzeln an ihn herantritt. Ein älterer Mensch ist im Ganzen und Großen, was er ist. Er kann im Einzelnen wohl mit Aufbietung aller Kräfte und unter dem Beistande Gottes und seines Geistes, mit dem ja Nicodemus nicht unbekannt sein konnte, an sich bessern und flicken, aber „geboren werden", in eine ganz neue Daseinssphäre eintreten, das ist nach seiner Anschauung unmöglich. Dazu müßte er sein Dasein ganz von vorne beginnen, müßte schon als ein Anderer aus dem Mutterschooße auf die Welt kommen, da das Meiste von dem, was sich nachher entwickelt und befestigt hat, auf dem Grunde dessen ruht, was man schon mit auf

die Welt brachte. Und da dies, wie sich von selbst versteht, unmöglich ist, so schwebt die Anforderung der Wiedergeburt in der Luft, und der sie gestellt hat, wird sie zurücknehmen müssen. An eine unmögliche Bedingung wird doch die Theilnahme an dem Reiche Gottes nicht geknüpft sein können. Diese Bedingung aber ist unmöglich, weil sie wider die Natur streitet. Ist diese einmal zur Consistenz gelangt, hat alles eine feste Gestalt angenommen, so ist eine totale Umwandlung nicht mehr möglich. Der ältere Mann tritt der Anforderung einer solchen mit dem Bewußtsein entgegen: das bin ich, und sie kommt ihm nicht viel anders vor, als wenn man an einen Baum des Waldes die Anforderung stellen wollte, ein Fruchtbaum zu werden. — Nicodemus aber spricht die Worte nicht als ein kalter Vernünftler, als ein solcher, der um jeden Preis die Wahrheit von sich abwehren will; er spricht sie mit bebendem Herzen. Er ist von vornherein zu Christo gekommen als zu dem Lehrer von Gott gesandt. Und das Wort Christi hat zwar in der Oberfläche seines Herzens Zweifel angeregt, nach seinem innersten Grunde aber ihn in dieser Ueberzeugung bestärkt. Es ist in die Nacht seines Inneren wie ein Blitz hineingedrungen, es hat einen Bundesgenossen gefunden an seinem Gewissen, welches ihm laut zuruft, daß das scheinbar Unmögliche doch sein muß, wenn er das Reich Gottes sehen will.

„Jesus antwortete: wahrlich, wahrlich ich sage dir: wenn jemand nicht geboren wird aus Wasser und Geist, kann er nicht in das Reich Gottes eingehen." Der Herr wiederholt gegen den Widerspruch des Nicodemus, was er schon früher gesagt hatte, doch also, daß er bestimmter hinweist auf die Grundlagen des neuen Lebens, welches die unerläßliche Bedingung der Theilnahme an dem Himmelreiche ist. Entscheidende Gründe sprechen dafür, daß unter dem Wasser, welches als die eine dieser Grundlagen genannt wird, das Wasser der Taufe zu verstehen ist. Unmittelbar nach diesem Gespräche (V. 22) finden wir die Jünger Jesu in seinem Auftrage taufend und es liegt nahe anzunehmen, daß dieser Thätigkeit hier ihre lehrhafte Grundlegung gegeben wird. In dem von Johannes mitgetheilten Ausspruche des Täufers: „der mich sandte zu taufen mit Wasser, sprach zu mir: über welchen du sehen wirst den Geist herabfahren und auf ihm bleiben, derselbige ist es, der mit dem heiligen Geiste tauft" (1, 33), sind Wasser und Geist ebenfalls verbunden, und das Wasser ist das der Taufe. Dasselbe gilt auch von dem Berichte des Matthäus (3, 16): „Sowie Jesus aus dem Wasser emporgestiegen war, kam der Geist Gottes auf ihn herab." Was dort an Christo geschah, ist vorbildlich auf die Gläubigen. In den Worten, welche Petrus an dem ersten christlichen Pfingstfeste sprach (Apgsch. 2, 38): „So thut nun Buße und es lasse sich taufen ein Jeder von euch auf den Namen Jesu zur Vergebung der Sünden, so werdet ihr empfangen die Gabe des heiligen Geistes", werden in derselben Weise wie hier Wasser und Geist, Taufe und Geist mit einander verbunden. Un wie hier das Wasser als einer der Factoren und als d Grundbedingung der Wiedergeburt erscheint, so bezeichnet de Apostel in dem mit dem unsrigen sich so nahe berührenden Aus spruche Tit. 3, 5 die Taufe als Bad der Wiedergeburt un Erneuerung des heiligen Geistes.

Verbieten nun diese Gründe entschieden das Wasser hie von der Taufe loszureißen, so sprechen wieder andere Gründ ebenso bestimmt dafür, daß das Wasser hier symbolischen Cha rakter trägt, daß es die Vergebung der Sünden abbilde Man wird das Wasser hier nicht lostrennen dürfen von der Wasser in einer ganzen Reihe von Stellen der Propheten un Psalmisten, in denen es solche Bedeutung hat. David fleht i Ps. 51: „Wasche mich wohl von meiner Missethat und vo meiner Sünde reinige mich." Auf diese erste Bitte läßt er ein zweite folgen, deren Gewährung aus der der ersten nothwendi folgt, die um die Ertheilung der heiligenden Gnade Gottes Wie hier, so steht auch dort Wasser und Geist in enger Ver bindung. Ist das Wasser dort die Sündenvergebung, so wir es auch hier diese Bedeutung haben. Bei Ezechiel heißt e (36, 25): „Und ich sprenge über euch reines Wasser und ih werdet rein von allen euren Unreinigkeiten und von allem eure Kothe will ich euch reinigen." Den sachlichen Gehalt dieser Ver heißung haben wir in den Worten Jeremia's (31, 34): „ver geben werd' ich ihre Missethat und ihrer Sünde nicht ferne gedenken." An diese erste Wohlthat schließt sich bei Ezechiel un mittelbar die zweite: „Und ich gebe euch ein neues Herz un einen neuen Geist will ich geben in euer Inneres und ich en ferne das Herz von Stein aus eurem Inneren und gebe eu ein Herz von Fleisch." Auch da gehen das Wasser im Sinn der Vergebung und die Ertheilung des Geistes Hand in Hand Sacharja (13, 1) verkündet im Hinblicke auf die Zeit Christ „Zu der Zeit wird sein ein Quell aufgethan dem Hause Da vids und den Wohnern Jerusalems für Sünde und Unreinig keit." Es liegt am Tage, daß das Wasser auch dort die Ver gebung der Sünden bedeutet. Diese Bedeutung legt auch uns Evangelist selbst dem Wasser bei, wenn er solches Gewicht da auf legt, daß aus der Seitenwunde Jesu neben dem Blute au Wasser geflossen sei. In seinem Sinne bittet der Sänger „Das Wasser, welches auf den Stoß des Speers aus sein Seite floß, das sei mein Bad."

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 23. Juni. № 50.

Christus und Nicodemus.

(Schluß.)

Wie ist nun beides, daß das Wasser nach der einen Reihe von Gründen die Taufe, und nach der andern die Sündenvergebung bedeuten muß, zu vereinigen? Die Antwort ist: das Wasser ist die Taufe und zugleich ist es die verkörperte Vergebung der Sünden. Denn das Wesen der Taufe besteht eben darin, daß sie die Vergebung der Sünde mit sich führt. Das Wasser der Taufe bedeutet die Vergebung der Sünden, aber nicht so, daß diese unabhängig von ihr existirt und durch sie nur abgebildet wird, sondern so, daß die Sündenvergebung an das Wasser gebunden ist. Das Wasser erscheint in gleicher Weise als der Geist, als Factor des neuen Lebens. Wenn dies in dem folgenden Worte Christi: Was vom Geiste geboren wird, ist Geist, nur aus dem Geiste abgeleitet zu werden scheint, so ergänzt sich dies aus unserem Ausspruche dahin, daß der Geist, welcher der positive Factor des neuen Lebens ist, das Wasser zu seiner Voraussetzung hat, wie schon im A. T. die Vergebung der Sünden als die eigentliche Grundwohlthat erscheint. Das Wasser versiegelt den Zugang zu dem Geiste. Wenn die Berleb. B. den Sinn so umschreibt: „Wenn einer sich nur auf seine Wassertaufe verlassen wollte, wenn er die neue Geburt versäumt und die Erneuerung des heiligen Geistes nicht in sich geschehen läßt, so kann er nicht in das Reich Gottes eingehen", so heißt das nicht auslegen, sondern im spiritualistischen Interesse einlegen. Das Wasser soll hier nicht herabgesetzt, es soll im Hinblicke auf die nächstens vorbildlich zu vollziehende, durch Christi Blut zu ihrer wahrhaftigen Bedeutung zu erhebende Taufe als das Mittel der Vergebung der Sünden, als die nothwendige Vorbedingung und die sichere Gewähr der Ertheilung des Geistes bezeichnet werden. — Daß der hier vorliegende Ausspruch des Herrn, der mit voller Entschiedenheit schon von Justin dem Märtyrer auf die Taufe bezogen wurde, der Lehre unserer Reformirten Schwesterkirche von der Taufe hinderlich ist, sehen wir aus den mannigfachen Versuchen Reformirter Ausleger, auch der besten und frommsten, das Wasser anders zu erklären, Versuche, denen der Stempel der Nichtigkeit schon dadurch aufgeprägt ist, daß man es nie zu einer Einigung bringen konnte. — Die Hervorhebung des Wassers mußte dem Pharisäer Nicodemus einen Stich ins Herz geben. Nicodemus sollte bedenken, sagt P. Anton, „wozu man das natürliche Wasser gebrauche, nämlich zum Waschen, und also ferner erkennen, was er für ein Unflath sein müsse, der da erst müsse abgewaschen werden." — Unser Ausspruch verliert auch für diejenigen nicht seine praktische Bedeutung, die schon zur Wiedergeburt aus Wasser und Geist gelangt sind. „Es ist diese neue Geburt — bemerkt Quesnel —, die uns das Recht gibt, uns unaufhörlich an den Urheber unsers neuen Seins und an den Urgrund unseres neuen Lebens zu wenden, und bei jeder Gelegenheit von ihm seinen neuen Geist zu verlangen." Neben dem neuen Menschen besteht noch der alte fort und der erstere kann den Sieg über den letzteren nur dann erhalten, wenn das Flehen nach Wasser und Geist in der Seele nie erstirbt. Dasselbe, woraus das Dasein des neuen Menschen hervorgegangen, bedarf er zu seiner Erhaltung. — „Wenn Jemand nicht geboren wird aus Wasser und Geist, kann er nicht in das Reich Gottes eingehen": weil die Juden dies Wort überhörten, sind sie ausgestoßen worden aus dem Reiche Gottes in die äußere Finsterniß. Welche unselige Verblendung hat sie ergriffen, keiner anderen vergleichbar als der, in welcher sie einst den Fürsten des Lebens tödteten und ihren König der Kreuzigung übergaben, daß sie jetzt, statt nach der Neugeburt aus Wasser und Geist zu trachten, um wieder Theil und Erbe an dem Reiche Gottes zu gewinnen, die ihnen eigenthümliche Energie nur darauf richten, Ehren und Stellungen zu erlangen, die ihnen nicht gebühren, deren Verleihung an sie die Quellen trübt und vergiftet, aus denen auch für sie das Wasser kommen muß, das sie von ihrer schmählichen Befleckung reinigt, der Geist, der sie aus ihrer dumpfen Geistlosigkeit erlöst. „Wenn Jemand nicht geboren wird aus Wasser und Geist, kann er nicht in das Reich Gottes eingehen", wie muß das Bewußtsein um die hohe Bedeutung dieser Worte in denen untergegangen, wie müssen die aus der Gnade der Taufe gefallen sein, welche solche, die mit Recht bei der Gemeinde verachtet sind, weil sie des Wassers und des Geistes entbehren, und deshalb aus dem Reiche Gottes ausgeschlossen wurden, nehmen und zu Richtern setzen und ihnen sogar das Weiden der Lämmer anvertrauen wollen, die der Heiland sich durch Wasser und Geist geheiligt hat.

„Was vom Fleische geboren wird — fährt Jesus fort — ist Fleisch, und was vom Geiste geboren wird, ist Geist." Die Voraussetzung ist, daß nur die Geistlichen wahrhaftige Mitglieder des Reiches Gottes sein können, welches Geist ist. In solchen Stand aber kann man nicht auf dem Wege der Natur ge-

langen. Von Fleischlichen — und das sind alle natürlichen Kinder Adams — können nur Fleischliche, von Sündern nur Sünder erzeugt werden. „Wie kann ein Reiner von einem Unreinen kommen? Nicht Einer", ruft schon Hiob aus. Also bedarf es neben der elenden leiblichen Geburt noch einer höheren geistlichen. — Es ist jetzt gangbar geworden, zu behaupten, Fleisch bezeichne die gesammte sündhafte Menschennatur. Allein wenn es auch durch schlagende Gründe erwiesen ist, daß das Fleisch unmöglich die bloße „Sinnlichkeit" bedeuten kann, daß es das ganze Gebiet des menschlichen Verderbens unter sich begreift, so fehlt doch auf der andern Seite die Antwort auf die Frage, warum denn das Ganze des alten Menschen so ohne Weiteres nach dem Fleische bezeichnet wird, das doch zunächst nur die materielle Seite des menschlichen Daseins bezeichnen kann. Ferner, wenn man bei dem Fleische jede besondere Beziehung auf die leibliche Seite beseitigt, so erklärt es sich nicht, daß in der Hauptstelle, auf welche man die Ausdehnung des Fleisches auf das gesammte menschliche Verderben begründet, in Gal. 5, 19 — 21, die Reihe der Werke des Fleisches grade mit solchen Sünden eröffnet und beschlossen wird, bei denen die Beziehung auf die leibliche Seite ganz offen zu Tage liegt, zu Anfang Hurerei, Unreinigkeit, zu Ende Trunkenheit, Gelage. Daß das Fleisch überall in einer speciellen Beziehung zu der materiellen Natur steht, erhellt auch daraus, daß statt des einfachen Fleisches mehrfach die Bezeichnung „Fleisch und Blut" vorkommt; ferner daraus, daß dem Fleische mehrfach der Leib substituirt wird, z. B. in dem Worte des Apostels: „wenn ihr durch den Geist die Geschäfte des Leibes tödtet, werdet ihr leben." Wenn der Brief an die Römer sagt: „So aber Christus in euch ist, so ist der Leib zwar todt um der Sünde willen, der Geist aber ist das Leben um der Gerechtigkeit willen", wenn er lehrt, daß auch in dem Wiedergebornen der Leib noch Sitz der Sünde ist, die von daher den Geist beständig sollicitirt, so erklärt sich das nur, wenn die Leiblichkeit in Bezug auf die Sünde größere Bedeutung hat, als die ihr zuerkennen, welche unter dem Fleische ohne Weiteres die „sündhafte Menschennatur" verstehen. Auch der „Leib des Todes" (Röm. 7, 24) und das „Gesetz in den Gliedern" vertragen sich schwer mit solcher Anschauung. Welches ist nun die richtige Lösung des Problemes? Die Sünde hat ihren Ausgangspunkt nicht im Fleische, sondern im Geiste. Auf den Geist war die Versuchung der ersten Eltern berechnet. Ebenso auch die Versuchung Christi. Von dem Geiste muß auch die Wiedergeburt ausgehen. Der Apostel verlangt (Eph. 4, 23) eine Erneuerung am inwendigen Menschen, am Geiste seines Sinnes, zum Beweise, daß von da die Sünde ihren Ursprung genommen hat, da ihr eigentlicher Quell liegt. Was aber die Sünde für den Menschen als geistleibliches Wesen so gefährlich macht, ist, daß die vom Geiste ausgehenden Impulse auf das Fleisch, die materielle Natur, einen Eindruck machen, daß die Sünde in dieser sich nach und nach festsetzt, und von dort aus den Geist bestürmt, diesen zuletzt zu einem elenden Sclaven macht, der unter die Sünde verkauft ist. Das gilt nicht blos von der Wollust und Trunksucht, es gilt auch von dem Zorn, dem Hochmuthe, dem Geize, dem Neide. Alle diese Sünden sind von körperlichen Erregungen begleitet und lagern sich in den Leibe gleichsam ab. Wenn es anders wäre, so würde die Verbindung von Leib und Geist zu einer rein äußerlichen, mechanischen herabgesetzt werden, so müßte es auch befremden, daß die heilige Schrift mit solcher Vorliebe die Sünden nach ihrem leiblichen Ausdrucke bezeichnet. Sündige Impulse sind in der materiellen Natur auch schon in Folge der Erbsünde — wie könnte es sonst Familiensünden geben, die doch nur in Folge der leiblichen Zeugung fortgepflanzt werden können. Grade an der Hartnäckigkeit solcher Sünden kann man sehen, welche gefährliche Rolle auf dem Gebiete der Sünde das Fleisch spielt. Diese Erkenntniß muß recht zum Wachen und Beten antreiben. Sie lehrt eindringlich, daß mit der Sünde nicht zu scherzen ist, daß es hier gilt, den Anfängen zu widerstehen, den leisesten Regungen des Geistes, denn wenn die Sünde erst in dem Fleische sich eine feste Burg bereitet hat, so ist es gar schwer, sie daraus zu vertreiben.

„Wundre dich nicht — so redet der Herr weiter zu Nicodemus — daß ich dir sagte: ihr müßt von Neuem geboren werden. Der Wind weht wo er will, und du hörest sein Stimme, aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er geht. Also ist jeder, der aus dem Geiste geboren worden. Der Vergleichungspunkt ist nur die Unbegreiflichkeit. Es ist ferner nicht die Rede von dem Winde überhaupt, sondern von diesem und jenem Winde, dessen Anfang und Ende dieser und jener nicht präcise anzugeben weiß, von dem, was sich auf den ersten Anblick darbietet. Es soll nicht etwa der Sinn für das geistliche Wunder durch die Hinweisung auf ein Wunder in der sichtbaren Welt geweckt werden, sondern es kommt nur darauf an, dem Gedanken einen anschaulichen Ausdruck zu geben.

„Nicodemus antwortete und sprach zu ihm: wie kann dies geschehen? Jesus antwortete und sprach zu ihm: Du bist der Lehrer Israels und dieses weißt du nicht?" Die strafende Anrede des Herrn fordert, daß die Lehre von der Wiedergeburt im A. T. klar vorliegt, und der ernste Vorwurf führt darauf, daß es sich nicht blos um ein Capitel aus der prophetischen Theologie handelt, sondern um solches, was schon unter dem A. B. erlebt werden konnte und sollte. Wirklich liegt auch die Lehre von der Wiedergeburt im A. T. klar vor, und daß Nicodemus nichts von ihr wußte, darf um so weniger an dieser Thatsache irre machen, da auch Pelagius nichts von ihr wußte, auch Kant nicht, auch Wegscheider nicht, da bis auf den heutigen Tag eine Hauptursache davon, daß die Kirche aus so vielen Wunden blutet, die ist, daß Tausende unter ihren Dienern die Wiedergeburt nicht kennen, von der sie den Namen Geistliche führen: der Rationalismus hatte wohl Recht, daß er diesen anklagenden Namen abwarf, wie ebenso auch den Namen der Pastoren, und dafür den Namen der Prediger einführte. Die Nothwendigkeit der Wiedergeburt liegt in den Grundanschauungen des A. B. begründet. Eine Religion, welche mit so unbedingter Klarheit

und Schärfe auf der einen Seite das tiefe und angeborne Verderben des menschlichen Herzens lehrt, auf der andern Seite die höchste Idealität der sittlichen Anforderungen, welche den Satz aufstellt: das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von seiner Jugend an, und zugleich das Gebot: du sollst lieben den Herrn von ganzem Herzen und von ganzer Seele, kann ohne die Wiedergeburt gar nicht auskommen. Nur ein anderer Ausdruck für die Wiedergeburt ist die Beschneidung des Herzens, welche schon in den Büchern Mose's (5 Mos. 10, 16. 30, 6) als das nothwendige Merkmal aller wahrhaftigen Mitglieder des Volkes Gottes hingestellt wird. Von Saul heißt es (1 Sam. 10, 9): „und es geschah, da er von Samuel wegging, da wandelte Gott ihm sein Herz, daß es ein anderes ward", eine Thatsache, an der seine spätere Lebensentwickelung nicht irre machen darf, denn diese erklärt sich daraus, daß nachmals ihm wiederum der Satan sein Herz wandelte, daß es ein anderes ward. Sein Herzensgang bildet den des Israels nach dem Fleische ab. Bei beiden zeigt noch die spätere Energie des Hasses gegen die Wahrheit und das Leben in Gott, daß sie einst in dem Herzen eine Stätte gehabt haben. Von David wird erzählt: „Und Samuel nahm die Oelflasche und salbte ihn inmitten seiner Brüder, und es kam der Geist des Herrn auf David von diesem Tage an und weiter." Nach dem schweren Fall, womit auch er den Heiligen Geist betrübt hatte, spricht er in Ps. 51: „Ein reines Herz *schaffe* mir Gott, und einen festen Geist erneuere in meinem Inneren." Er erkennt, daß mit einem bloßen Ausbessern nichts gethan ist, daß es derselben schöpferischen Kraft bedarf, welche der Geist Gottes einst bewährte, da er auf den Wassern der Urzeit schwebte. So alt, wie der A. B. selbst, ist auch die Wiedergeburt als Lehre und als Thatsache. Sie tritt uns gleichsam leibhaftig schon in den drei Patriarchen Abraham, Isaac und Jacob entgegen. Wenn sie in mehreren prophetischen Stellen erst der Zukunft, der Messianischen Zeit angewiesen zu werden scheint, so erklärt sich dies daraus, daß erst in dieser Zeit die Bedingungen der Wiedergeburt vollständig ins Leben treten, die in ihr wirksamen Kräfte zur vollsten Entfaltung gelangen sollten.

„Wahrlich, wahrlich ich sage dir, wir reden, was wir wissen, und bezeugen, was wir gesehen haben, und ihr nehmet unser Zeugniß nicht an." Der Herr redet in der Mehrheit. Wer außer Jesu gemeint ist, kann nicht zweifelhaft sein. Der nächstliegende Gedanke ist der an die persönlich anwesenden Jünger. Auch diese konnten damals schon aus der Erfahrung von der Wiedergeburt reden und nicht so wie der Blinde von der Farbe. Der Herr spricht zunächst eine Thatsache aus, ein großes Privilegium, welches der Kirche im Gegensatze gegen die Weltweisheit mit ihren luftigen Speculationen, mit ihrem Ergründenwollen desjenigen, was sie nicht gesehen hat, eignet. Hinter der Aussage liegt aber eine Mahnung verborgen. Wer versucht wird, eigne Einfälle vorzubringen, wer unfähig ist, zu bezeugen, was er selbst gesehen und erlebt hat, wer nur mittheilen kann, was ihm von andern überliefert ist, und sei es auch von der rechtgläubigen Kirche, der muß im Angesichte dieser Worte Christi erschrecken.

„Wenn ich euch das Irdische sagte und ihr nicht glaubet, wie werdet ihr dann glauben, wenn ich euch das Himmlische sage?" Was die himmlischen Dinge hier sind, darüber können wir nicht zweifelhaft sein, da die dreifache Erwähnung des Himmels in dem unmittelbar Folgenden: „und Niemand ist aufgefahren in den Himmel" u. s. w. deutlich zeigt, daß wir dort Aufschluß darüber finden. Danach ist an Lehren zu denken, wie die von der wahren Gottheit Christi. Daß unter den irdischen Dingen zunächst die Wiedergeburt in Betracht kommt, erhellt daraus, daß von dieser der Herr vorher *geredet* hatte. Die Wiedergeburt gehört zu den irdischen Dingen, trotzdem daß ihr bewirkendes Princip, der Heilige Geist, ein überirdisches ist. Ihre Grundlage ist die Einsicht in die natürliche Beschaffenheit des Menschen, sein tiefes Verderben. Das ist eine irdische Thatsache. Wer die erst scharf erkannt hat, in wem in Folge dessen die Sehnsucht nach einer höheren Daseinsstufe erwacht ist, der hat in der Erkenntniß der Wiedergeburt schon einen bedeutenden Fortschritt gemacht. Wesentlich anders ist es mit den himmlischen Dingen, der Gottheit Christi und dem Rathschlusse der Erlösung durch ihn, wovon im Folgenden die Rede ist. Diese können erst dadurch zugänglich gemacht werden, daß in Bezug auf die irdischen Dinge Klarheit gewonnen ist. Die Erfahrung zeigt, daß mit der Erkenntniß des menschlichen Verderbens sofort auch der Glaube an die Gottheit Christi und seine Versöhnung aus der Kirche verschwand. Nur in einem Herzen, das in der Buße steht, und soweit es in der Buße steht, ist dieser Glaube lebendig. Wir haben da den Schlüssel zu der Thatsache, daß so viele in unserer Zeit an diesen hohen Geheimnissen drehen und deuteln und von ihnen abdingen wollen, wenn sie es nicht wagen, sie ganz zu verwerfen. Wer von solchem elenden Wesen frei werden, wer von Herzen in das reine und volle Bekenntniß der gesammten christlichen Kirche einstimmen will, der trachte vor Allem danach, daß der 51. Ps. und daß das Wort Christi: ihr müsset von Neuem geboren werden, in ihm lebendig werde. — Das: ihr glaubet nicht, wird in Bezug auf Nicodemus nicht absolut zu fassen sein. Denn sonst würde der Herr ihm im Folgenden die himmlischen Dinge nicht sagen. Das hieße ja tauben Ohren predigen. Dann ist ins Auge zu fassen, daß das: „wie mag solches zugehen?" die letzte Einrede des Nicodemus ist. Er verstummt fortan, weil die Wahrheit sein Herz getroffen hat. Er spricht durch sein Schweigen mit Hiob: „Siehe ich bin zu gering, was soll ich dir antworten? Meine Hand leg' ich auf den Mund. Einmal habe ich geredet und nicht will ich antworten und zweimal und nicht will ich fortfahren." Mit unserm Ausspruche, der um so schärfer treffen mußte, da Nicodemus gleich mit dem Bekenntnisse, daß Christus der Lehrer von Gott gekommen sei, begonnen und also sich verpflichtet hatte, unbesehens hinzunehmen, was er ihm bot, gab der Heiland seinem sterbenden Widerstreben den letzten Stoß. In der folgenden Geschichte stellt er sich uns als ein Christ-

gläubiger dar. Wir dürfen nicht zweifeln, daß er dies durch die vorliegende Rede geworden ist. Den entscheidenden Punkt aber wird sein Schweigen bezeichnen, was um so bedeutsamer ist, da der Herr ihn zuletzt recht scharf angegriffen hatte. Namentlich das: „Du bist der Lehrer Israels und weißt das nicht", zu einem Mitgliede des hohen Rathes gesprochen, das an einen ganz anderen Ton gewöhnt war, mußte die Entscheidung nach der einen oder nach der anderen Seite herbeiführen. „Das sind lauter scharfe Stacheln gewesen in Nicodemi Gemüthe — sagt Anton —, dabei er aber nunmehr submiß und ganz und gar stille ist. Christus muß aber noch weiter mit ihm procediren."

„Und Niemand — so fährt Christus nun fort — ist aufgefahren in den Himmel, außer der vom Himmel herabgekommen, der Menschensohn, der im Himmel ist" (der wird auffahren in den Himmel). Daß der Herr hier nicht etwa die Sicherheit seines Wissens auf dem religiösen Gebiete bekundet, daß er vielmehr von den irdischen Dingen übergeht zu der Darlegung der himmlischen Dinge, worin die irdischen ihre Wurzel haben, das erhellt aus der offenbaren Beziehung, in welcher die dreifache Erwähnung des Himmels hier auf die „himmlischen Dinge" steht. Unter den himmlischen Dingen nimmt für die Heilslehre die erste Stelle die wahrhaftige Gottheit Christi ein. Denn das ist die Grundlage der durch ihn gestifteten Versöhnung. Auf dieser ruht die in der Taufe versiegelte Sündenvergebung, auf dieser wieder die Ertheilung des Heiligen Geistes. Die Gottheit Christi nun wird hier gelehrt, nachdem vorher der Stolz des Nicodemus gebrochen, und also dem Glauben an die Gottheit Christi und die auf ihr ruhende Versöhnung, auf welche der Heiland im gleich Folgenden kommt, die Bahn bereitet worden ist. — „Und Niemand — spricht der Heiland — ist gen Himmel gefahren." Maaßgebend für den Sinn dieser Worte ist zuerst die Grundstelle in den Sprüchw. C. 30, 4: „Wer stieg empor zum Himmel und herab?" Kein Mensch, ist dort der Sinn, kann in den Himmel emporsteigen, die Stätte der Allmacht und Herrlichkeit, keiner sich zu göttlicher Macht und Würde erheben, wir sind vielmehr an die niedrige und arme Erde gebannt. Keiner kann vom Himmel herabsteigen auf die Erde, um dort Dinge zu wirken, wie sie im Folgenden weiter aufgezählt werden, den Wind zu fassen in seiner Faust, das Wasser zu fassen in sein Gewand, die Gränzen der Erde festzustellen. Die Frage steht im Sinne der Verneinung und dem Sinne nach entspricht das: Niemand ist aufgefahren, hier, genau dem: wer ist aufgefahren, der Grundstelle. Aus der Vergleichung dieser Grundstelle ersehen wir, daß die Himmelfahrt hier im eigentlichen Sinne zu nehmen ist. Es ist in der Grundstelle offenbar von etwas schlechthin dem Menschen Unmöglichen die Rede. Wer stieg je in den Himmel, so daß er nicht mehr zu beten brauchte: unser Vater, der du bist im Himmel. Auf eine eigentliche Himmelfahrt führen hier ferner auch alle Parallelstellen. Im ganzen N. T. steht das Emporsteigen in den Himmel nur von der Himmelfahrt im eigentlichen Sinne. Kann nun nur an eine eigentliche Himmelfahrt gedacht werden, die bei Christo no nicht geschehen war, und müssen die Worte ferner auch nach d Grundstelle als absolute, keine Ausnahme zulassende Verneinun gefaßt werden: Niemand ist bis jetzt oder Niemand ist noch j nicht etwa Niemand außer mir, so wird am Schlusse des Vers zu ergänzen sein: der wird gen Himmel fahren. Dann habe wir die drei Zeiten: er war im Himmel, denn er kam vo dort herab, er ist im Himmel und er wird im Himmel sei Daß hier mit der Himmelfahrt gleich begonnen wird, geschie wegen der Beziehung auf die Grundstelle. Was Christus hi von sich aussagt, das faßt er später (V. 16) zusammen, inde er sich als den eingebornen Sohn Gottes bezeichnet. — Inde der Herr sich als den bezeichnet, der vom Himmel herabge stiegen ist, legt er sich eine himmlische Wohnung bei vor se ner Erscheinung im Fleische. Daß die Worte die wahre Got heit Christi zur Voraussetzung haben, daß nicht etwa an ei solches Herabsteigen gedacht werden kann, wie das der Enge zeigt die unverkennbare Beziehung auf die Stellen des A. T in denen Gott ein Herabsteigen beigelegt wird, wenn er vo übergehend auf Erden erscheint oder dort seine Herrlichkeit kund gibt, im Vorspiele seiner Erscheinung im Fleische. — Der Her ist aber nicht blos vom Himmel herabgestiegen, und wird in de Himmel auffahren, er ist auch im Himmel, trotz der Hülle d Menschheit, welche kurzsichtigen Augen seine Hoheit verdeckt. D Himmel kommt hier als die Stätte Gottes in Betracht. I Himmel sein oder sitzen erscheint im A. T. immer als Präro gative Gottes und als gleichbedeutend mit seiner Heiligkeit, se ner Abgezogenheit von allem creatürlichen Wesen. Indem de Herr also sich hier als den bezeichnet, der auch als Menschen sohn im Himmel ist, weist er darauf hin, daß er sich der göt lichen Herrlichkeit bewußt ist, deren er sich auch da erfreute, d er in der niederen Knechtsgestalt auf der Erde wandelte. An de Doppelseitigkeit der Existenz, welche Christus sich hier beileg nehmen in gewissem Maaße auch seine Gläubigen Theil. Sie sin auf der Erde und doch zugleich durch die Verbindung mit ihre Haupte im Himmel.

„Und so wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöh hat, also muß des Menschen Sohn erhöht werden, auf da jeder, der an ihn glaubt, nicht umkomme, sondern das ewig Leben habe." Der Herr fährt hier fort, dem Nicodemus d „himmlischen Dinge" darzulegen. Im Vorigen seine wahre Got heit, hier die auf Grund derselben durch ihn zu stiftende Ver söhnung. *) — Die Hauptfrage, die sich bei der vorliegende

*) Treffliche Bemerkungen über den Gang, den Jesus in de Gespräche mit Nicodemus nimmt, gibt P. Anton: „Der verloren Zustand muß unsererseits das primum cognitum sein, das Erste, da man erkennet. Von diesem verlorenen Zustande, deswegen wir müsse wiedergeboren werden, hatte Nicodemus hier gehört, V. 6. Und d war nun bei ihm geworden λόγος ἔμφυτος, ein eingepflanzet Wor Darum ward er nun so sanftmüthig, und konnte er auch „die himm

Stelle darbietet, ist die: was bedeutet die eherne Schlange in der Grundstelle der Bücher Mose's? Nach der gangbaren Annahme nun soll die Schlange Symbol der göttlichen Heilkraft sein. Diese Ansicht scheitert aber schon an dem einen Umstande, daß Gott zu Moses spricht (4 Mos. 21, 8): „mache dir einen Saraph und setze ihn auf eine Panierstange." Die Bedeutung des Saraph kann nicht zweifelhaft sein. Die Schlange heißt die verbrennende, weil ihr Gift dem verzehrenden Feuer gleicht. Danach nun muß bei der Schlange das Gift besonders in Betracht kommen, von dem abgesehen wird, wenn man in ihr das Bild der göttlichen Heilskraft oder auch der allen schädlichen Potenzen überlegenen heilserfinderischen Weisheit erblickt. Dem Saraph hier, in seiner Correspondenz mit dem vorhergehenden: „Und er sandte gegen sie die feurigen Schlangen", kann nur in Einer Weise sein Recht geschehen, durch die Annahme, daß die eherne Schlange nicht minder wie die lebendigen die schädliche Potenz bezeichnet, der Unterschied nur darin liegt, daß die eherne Schlange die durch Gottes Kraft überwundene schädliche Potenz ist. Es ist wohl zu beachten, daß Moses nicht etwa eine lebende Schlange nimmt, sondern ein todtes Bild derselben, zum Zeichen ihrer Ueberwindung durch die heilende Kraft des Herrn. Die feurige Schlange ist gleichsam zu todtem Erz erstarrt. Auch das Aufstellen als Zeichen ist von Bedeutung. Es war dies ein zur Schau stellen, ein zum Triumph machen, Col. 2, 15. Ist die Bedeutung der Schlange in der Grundstelle bestimmt, so kann auch der Vergleichungspunkt nicht zweifelhaft sein. Christus ist das Gegenbild der Schlange, insofern als er die schädlichste aller schädlichen Potenzen, die Sünde, auf sich nahm und stellvertretend büßte. Was dort an jener niederen feindlichen Macht geschah, verbürgte, daß in Zukunft ein gleicher wirksamer Beistand dargeboten werden sollte gegen diese schlimmste Feindin; was damals zur Erhaltung des leiblichen Lebens geschah, war eine thatsächliche Hinweisung auf jene zukünftige Wirkung zur Erwerbung des ewigen Lebens. Die Anschauung, wonach der gekreuzigte Christus die überwundene Sünde darstellt, liegt in einer Reihe von Aussprüchen des N. T. vor, z. B. in den Worten des Apostels: „Er hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht", 2 Cor. 5, 21. „Das heißt erhöhet — sagt Luther —, daß er am Kreuze die Farbe meines Giftes geführt und ist doch kein Gift in ihm gewesen." Das praktische Resultat aus dem vorliegenden Ausspruche Christi ziehen die Worte Quesnels: „Ein Undankbarer und ein Feind seines eigenen Glückes ist, wer es nicht liebt, seine Augen zu Dir zu wenden, um in Dir sein gekreuzigtes Leben anzubeten, in Dir den Tod seiner Leidenschaften zu finden."

„Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gegeben hat, auf daß jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe." Es ist von Bedeutung, daß in dem zweiten Theile dieses V. der vorige buchstäblich wiederholt wird. Es zeigt dies, daß auf diese Worte, welche dort mehr eine untergeordnete Stellung einnehmen, zurücktreten hinter der hohen Bedeutung der objectiven Heilsthatsache, der durch Christum zu stiftenden Versöhnung, hier der Hauptnachdruck fällt, sie geben das Thema ab für den letzten Theil der Rede Christi an Nicodemus, welcher die hohe Bedeutung des Glaubens ins Licht stellt und dem Nicodemus aufs Gewissen legt. In dem ersten Theile unseres Ausspruches wird der Inhalt der beiden Aussprüche (V. 13. 14) resümirt, welche von Christi Gottheit und seiner Versöhnung handeln, ebenso wie in V. 15 durch die Worte: auf daß jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe, der letzte Abschnitt des Gespräches vorbereitet und angebahnt wird, der mit unserm Ausspruche beginnt. Die Bezeichnung Christi als der eingeborne Sohn Gottes faßt zusammen, was von der himmlischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Christi gesagt worden, und was hier von der liebenden Dahingabe dieses eingebornen Sohnes Gottes gesagt wird, nimmt wieder auf, was im Vorigen von der Erhöhung des Menschensohnes gesagt war. Durch diese Zusammenfassung tritt zugleich der innere Zusammenhang zwischen jenen beiden Aussprüchen ans Licht, die zunächst nur neben einander liegen: sie stellt das Ineinander der Gottheit Christi und der Versöhnung dar. — Mit einer ernsten Gewissensmahnung hatte die Rede Christi an Nicodemus begonnen, mit einer eben solchen schließt sie. Die objectiven Thatsachen, die Gottheit Christi und seine Versöhnung würden in der Luft schweben bleiben, wenn sie nicht in einer Schlußrede in das Gemüth gleichsam hineingetrieben würden, welche die hohe Bedeutung

---

lischen Dinge" mit sanftem Gemüthe anhören, und nicht nur ertragen, sondern auch erkennen, es sei eine Arzenei, davon er müsse genesen; und alle, die da wollten genesen, und die nicht wollten verloren werden, sondern statt dessen das ewige Leben haben, müßten dabei bleiben. — Nicodemus mußte ordentlich von einem Punkte zum andern gebracht werden, bis ihm der Artikel von Christo konnte anvertraut werden. Daraus sehen wir denn, daß zwar der Artikel von Christo allen Menschen gleichsam vor der Thür steht, aber man schreitet zu demselben nicht ex abrupto, und so sprungsweise, sondern der Mensch muß erst subigirt oder untergebeugt werden durch Erkenntniß seines Verderbens. Wenn aber nun der Mensch sich einläßt in die Erkenntniß seines Verderbens, so läßt sich auch Christus mit ihm ein, daß er ihm den Artikel vom Erlöser vertraut. Und ist hier zu verwundern, daß, da Nicodemus sich zuerst etwas sperren wollte bei den Präliminaribus von der Wiedergeburt, er hernach so stille geworden, weshalb ihm auch Christus die höchsten Punkte, auch sogar von seinem Leiden anvertraut hat.

des Glaubens ins Licht stellt. Wie verhält sich der Glaube, der hier empfohlen wird, zu der früher hervorgehobenen Wiedergeburt? Er ist nicht identisch mit ihr, sondern er ist ihre Vorbedingung. Darauf folgt bei solchen, die in gleichem Verhältnisse mit Nicodemus stehen, die in der Taufe verkörperte Vergebung der Sünden und Ertheilung des Heiligen Geistes, Apgsch. 8, 12. 13. 18, 8. Bei den Kindern, die noch nicht glaubensfähig sind, muß die Reihenfolge der Momente sich etwas anders gestalten. Da geht die Gabe Gottes, die Wiedergeburt voran, und aus ihr entwickelt sich erst der Glaube, dessen Vollkräftigkeit ja auch bei den Erwachsenen durch den Empfang des Sacramentes bedingt ist.

Christi wahre und ewige Gottheit, seine in der Gottheit wurzelnde heilskräftige Versöhnung, der Glaube, der nichts Anderes ist als die bittende Hand, welche nach diesem edelsten aller Güter ausgestreckt wird, die Wiedergeburt aus Wasser und Geist, wodurch uns dies Gut zugeeignet wird: ob diese hohen Wahrheiten in unserer Kirche und in unserem Staate, bei den „Obersten" und bei den Niederen zu voller Energie und Lebendigkeit gelangen werden, das ist die Frage nach der Zukunft von Staat und Kirche. Glücklicher Weise aber ist die Heilskräftigkeit dieser Wahrheiten für den Einzelnen nicht davon abhängig, wie sich das Allgemeine zu ihnen stellt. Mögen wir sie immer fester und inniger in das Herz schließen und damit unsere eignen Seelen weiden und diejenigen, welche der himmlische Erzhirt unserer Sorge anvertraut hat.

Nachrichten.

Mark Brandenburg.

Actenstücke, die neue kirchliche Gemeindeordnung betreffend.

A.

Ehrerbietige Rechtsverwahrung in Beziehung auf den Allerhöchsten Erlaß vom 27. Februar d. J., betreffend die Fortbildung der Evangelischen Kirchenverfassung in den östlichen Provinzen der Monarchie.

Nachdem die zu „freier Aneignung hingegebenen" Grundzüge der kirchlichen Gemeindeordnung von 1850 in Folge dagegen erhobener Bedenken innerhalb unserer Provinz fast nirgends zur Annahme gelangt sind, hat nunmehr der Allerhöchste Erlaß vom 27. Februar c. die Einführung einer in mehreren Punkten modificirten kirchlichen Gemeindeordnung mit obligatorischer Kraft angeordnet.

Ich beuge mich in Gehorsam unter diese Allerhöchste Anordnung, aber ich lege Verwahrung ein gegen die davon zu besorgenden Folgen für den Bekenntniß- und den Rechtsbestand der Evangelisch-Lutherischen Kirche und insbesondere der dieser Kirche zugehörigen Gemeinden, in denen mir das Patronatrecht zusteht. —

Ich acceptire, daß an den Attributionen des geistlichen Amtes und den Gerechtsamen des Patronats und der Kirchenvorsteher, sowie an der bisherigen Verwaltung des Kirchenvermögens nichts geände werden soll, muß aber bemerken, daß diese Rechtsverhältnisse bei un nicht sowohl auf den in dem Allerhöchsten Erlaß allegirten Paragraphe des Allgemeinen Landrechts, als vielmehr auf der Visitations- un Consistorialordnung von 1573 und den daran sich anschließenden Pa ticulargesetzen beruhen.

Ich sehe mich zu der eben ausgesprochenen Verwahrung veran laßt, weil ich nicht ohne Besorgniß bin, daß das Institut der Ge meinde-Kirchenräthe in seiner beabsichtigten weiteren Entwickelung un vermeidlich dennoch Gefahr für den Rechtsbestand unserer Lutherische Kirche herbeiführen wird.

Ganz besonders wird eine solche Besorgniß in mir durch die Erwägung erweckt, daß die Begründung synodaler Einrichtungen, wi die kirchliche Gemeindeordnung sie anstrebt, die Einheit des Bekennt nisses sowohl der betheiligten Gemeinden unter sich, als mit dem Kir chenregiment voraussetzt, diese Voraussetzung jedoch bei uns nicht zu trifft, indem sich, wie bekannt, in der Evangelischen Landeskirche Preußens neben Gemeinden lutherischen, auch Gemeinden reformirte Bekenntnisses und unirte Gemeinden finden, für alle aber ein ge meinsames Kirchenregiment von unirtem Charakter, welches die Ge meinden der beiden Confessionen nur duldet.

Ich fühle mich deshalb im Gewissen gedrungen, das gute Rech der vorgenannten stiftungsmäßig evangelisch-lutherischen Gemeinde und deren Zugehörigkeit zur Evangelisch-Lutherischen Kirche hierdurch zu wahren, und im Voraus der Annahme entgegenzutreten, als ob aus meiner Betheiligung an den jetzigen Wahlen gefolgert werden könnte, daß daraus etwa hervorgehende Synoden von gemischter Zusammensetzung oder völlig confessionslosem Charakter meine Billigung fänden und ich den Beschlüssen derselben die Bedeutung zugestände, die Rechte der obengenannten Gemeinden, insonderheit das Recht auf Gottesdienst und Sacramentsverwaltung nach Bekenntniß und Ordnung der Evangelisch-Lutherischen Kirche irgendwie schmälern oder alteriren zu können.

Mir und meinen Rechtsnachfolgern behalte ich vor, in jedem Stadium der weiteren Entwickelung der Angelegenheit auf diese meine Rechtsverwahrung Bezug nehmen und recurriren zu dürfen. —

Ein Duplicat derselben ist den betreffenden Pfarr-Archiven zur Aufbewahrung übermittelt.

..... den ..ten Juni 1860.

An
das Königliche Hochwürdige Consistorium der Provinz
Brandenburg zu Berlin.

B.

Gehorsamstes Gesuch wegen Abänderung des Formulars zur kirchlichen Einführung der Mitglieder der Gemeinde-Kirchenräthe.

Nachdem die zu „freier Aneignung hingegebenen" Grundzüge der kirchlichen Gemeindeordnung von 1850 in Folge dagegen erhobener Bedenken innerhalb unserer Provinz fast nirgends zur Annahme gelangt sind, hat nunmehr der Allerhöchste Erlaß vom 27. Februar c. die Einführung einer in mehreren Punkten modificirten kirchlichen Gemeindeordnung mit obligatorischer Kraft angeordnet.

Ich beuge mich in Gehorsam unter diese Allerhöchste Anordnung und acceptire dankbar, daß an den Attributionen des geistlichen Amtes und den Gerechtsamen des Patronats und der Kirchenvorsteher, sowie

r der bisherigen Verwaltung des Kirchenvermögens nichts geändert erden soll, gestehe aber, daß ich nicht ohne Besorgniß bin, es werde as Institut der Gemeinde-Kirchenräthe in seiner beabsichtigten wei- eren Entwickelung unvermeidlich dennoch Gefahren für den Rechtsbe- and unserer Lutherischen Kirche herbeiführen, und habe namentlich in Beziehung auf die angekündigte Begründung synodaler Einrichtungen Veranlassung zur Einlegung einer Rechtsverwahrung genommen, welche n einem Exemplar dem Königlichen Consistorium mitgetheilt, in einem zweiten den betreffenden Kirchenarchiven zur Aufbewahrung bermittelt ist.

Zu einer noch näher liegenden Besorgniß und zu dem gegen- ärtigen gehorsamsten Antrage gibt mir aber die Fassung des für die rchliche Einführung der Gemeinde-Kirchenräthe entworfenen Formu- ars Anlaß.

Wenn ich auch davon, daß die darin enthaltene Begründung des mtes auf reformirter, und ich glaube in dieser Kirche nicht einmal nbestrittenen Schriftauslegung beruht, absehe, weil ich mir einerseits e Einführung eines reformirten Instituts ohne Gefährdung des luthe- schen Bekenntnisses denken kann, wenn es die inneren Unter- hiede der Lehre nicht berührt und an sich gut ist, — und eil ich andererseits die Verwahrung gegen die exegetischen Bedenken nd die Beurtheilung, ob ohngeachtet derselben dem einzelnen Geist- chen der Gebrauch des Formulars an heiliger Stätte ohne Verletzung es Gewissens möglich scheint, dem geistlichen Amte überlassen muß, — so itt wir doch ein practisches Bedenken so gewichtig entgegen, daß ich ich im Gewissen gedrungen fühle, es auszusprechen und um Ab- ellung desselben durch Aenderung des Formulars zu bitten.

Mehrere der in dem Formular den Mitgliedern des Gemeinde- irchenraths auferlegten Functionen sind von der Art, daß eine be- ndere Gnadengabe noch neben dem lebendigen Glauben erfordert ird, um sie im Segen und im Heil der Seelen auszuüben.

Die Aufsicht auf die Gemeinde in Glaubenssachen, die Ermah- ung der Schwachen und Fehlenden mit heiligem Ernst, die Her- iführung einer richtigen Sonntagsfeier außerhalb der Kirche, — e Einwirkung auf Ehe — Hausstand und Kinderzucht durch ernste rmahnung der Einzelnen, die Verhütung von Spaltungen in der emeinde, und vom Abfall vom Glauben sind seelsorgerische Thätig- iten, die, — ohne besondere Begabung dazu, von Amtswegen un- nommen, viel Aergerniß anstatt des Segens herbeiführen können.

Bei dem Zustande unserer Gemeinden dürfen wir nun nicht ein- al hoffen, überall lauter im lebendigen Glauben stehende Christen zu itgliedern des Gemeinde-Kirchenrathes zu finden; wie sollte es mög- h sein, auch nur bei einem kleinen Theil der zu Wählenden Gna- engaben vorauszusetzen, die überall nur als Ausnahme von der Regel rkommen. —

Es werden also entweder die Gewählten die Erfüllung solcher nctionen gar nicht versuchen, und werden also das am Altar durch andschlag gegebene Versprechen brechen, — oder sie werden ohne Be- abung in verkehrter Weise das Werk angreifen, und dadurch — viel- icht bei dem besten Willen — den Seelen zum Schaden und dem eistlichen zur großen Last werden. —

Die zum Grunde liegende Bestimmung im §. 4 des Allerhöchsten classes verlangt aber die Uebertragung dieser Functionen durchaus cht, sondern ordnet nur an, daß der neu zu bildende Gemeinde- orstand die christlichen Gemeindethätigkeiten zu fördern und die Kir-

chengemeinde in ihren inneren und äußeren Angelegenheiten zu ver- treten habe. —

Ich meine, daß in der allgemeinen Verpflichtung der Kirchenraths- mitglieder bei ihrer Einführung ihnen nicht mehr auferlegt werden darf, als was diese Disposition unabweislich in sich schließt, und daß eine nähere Bezeichnung ihrer Thätigkeit, wenn sie überhaupt nöthig ist, sich sehr streng innerhalb der dadurch gezogenen Gränzen halten und namentlich den Eintritt einer seelsorgerischen Wirksamkeit der Ge- staltung der Sache, je nach den örtlich im weiteren Verlauf der Thä- tigkeit sich herausstellenden persönlichen Befähigungen durch Anregung des Geistlichen überlassen muß, wenn sie nicht die Seelen derer, die sich an heiliger Stätte zur Erfüllung der neuen Functionen verpflich- ten, und die Gemeinden selbst in große Gefahr nach einer oder der andern Seite hin bringen will.

Ich richte daher meinen so gehorsamsten als angelegentlichsten Antrag dahin:

> das Formular für die kirchliche Einführung der Mitglieder des Gemeinde-Kirchenraths außer Kraft zu setzen und in Einklang mit Nr. 4 des Allerhöchsten Erlasses vom 27. Februar c. so zu fassen, daß dadurch die Pflichten jener Mitglieder wenigstens nicht über die Geschäfte des Diakonats hinausgehen.

Ich wage zugleich, um bald gefälligen Bescheid zu bitten, da dessen Ausfall auf mein weiteres Verhalten zu den bereits begonnenen Verhandlungen wegen Einführung der neuen Gemeindeordnung nicht ohne Einfluß bleiben kann.

..... den ..ten Juni 1860.

An
den Hochwürdigen Evangelischen Oberkirchenrath
zu Berlin.

C.

Indem dieses Formular es unternimmt, dem neuen Amt eine schriftmäßige Begründung zu geben, betritt dasselbe den Boden refor- mirter Verfassungslehre, wonach es in der apostolischen Zeit zwei Klassen von Aeltesten gegeben und deren eine ohne zum Dienst am Wort und Sacrament verordnet zu sein, dennoch den Beruf zur Lei- tung der Gemeinde gehabt haben soll. Gegen diese Ansicht und deren Einbürgerung bei uns müssen wir um so entschiedener Einspruch er- heben, als sie mit ihren unvermeidlichen weitern Consequenzen den Grundsätzen der Lutherischen Kirchenverfassung direct widerstreitet und in ihrer biblischen Begründung selbst unter den Reformirten von namhaften Kirchenschriftstellern aufgegeben, ja ausdrücklich angefochten worden ist.

Nach §. 4 der Allerh. Ordre vom 27. Februar soll der neu zu bildende Gemeindevorstand die christlichen Gemeindethätigkeiten zu för- dern und die Kirchengemeinde in ihren innern und äußern Angele- genheiten zu vertreten haben. Diese Allerhöchste Bestimmung ist das gesetzliche Dispositiv und demnach maaßgebend für die weitern Ver- fügungen der ausführenden Behörden. Sie ist erlassen für das Be- reich einer geschichtlich dem lutherischen Bekenntniß angehörigen Kirche und daher darf ihr nicht nachträglich eine Auslegung gegeben werden, welche sie mit den Grundprincipien der Verfassungslehre dieser Kirche in Widerspruch setzen und in unsern ev.-luth. Gemeinden reformirte „Laien-Aeltesten“ oder „Presbyter“ einführen würde.

Ein anderes Bedenken ergibt sich aus der Stellung der Geist-

lichen, welche das Formular persönlich anzuwenden haben würden. Eine Nöthigung hierzu kann nicht in der Absicht liegen; denn als ein unerhörter Gewissensdruck würde es empfunden werden, wenn evang.-luth. Geistliche, die, im Einklang mit der Verfassungslehre ihrer Kirche, einer andern als der dem Formular zum Grunde liegenden Exegese folgen, dennoch zum Gebrauch dieses Formulars genöthigt und damit gezwungen werden sollten, an heiliger Stätte eine Thatsache als schriftmäßige Wahrheit zu verkünden, von deren geschichtlicher Unrichtigkeit sie und die Kirche, der sie angehören, überzeugt sind und die, wie bemerkt, selbst von reformirten Autoritäten ausdrücklich bestritten wird.

Unser gehorsamster Antrag geht dahin:

das Formular für die kirchliche Einführung der Mitglieder des G. K. Rathes außer Kraft und in Einklang zu setzen mit Nr. 4 des Allerh. Erlasses vom 27. Februar c. nach Maaßgabe der Grundsätze des Verfassungsrechts der Evang.-Luth. Kirche, die diesem Allerh. Erlaß zur Norm dienen müssen.

Wir bitten um bald gefälligen Bescheid, da von dessen Ausfall unser weiteres Verhalten zu den bereits begonnenen Verhandlungen wegen Einführung der neuen Gemeindeordnung abhängig sein wird.

Die Hebich'sche Bewegung in Basel.

(Fortsetzung.)

Da erhob sich auch Altrathsherr Mieder, ein acht und siebzigjähriger Greis, wie er selber erwähnte, sonst immer zu den Liberalen gezählt, und legte Zeugniß ab mit kräftiger Stimme. Die Kirchen schließen, wäre eine böse Präcedenz, große Zahlen von Menschen suchen dort Trost und Erbauung. Hebich habe gewaltig gegredigt, scharfe Ausdrücke hätten verletzt, wie es nach dem Sprichwort gehe, aber er habe nichts anderes gepredigt, als unsere Glaubenslehre. Er will zu nichts die Hand bieten, worüber ein Baseler zu erröthen hätte.

Sein Sohn, Stadtrath Mieder bekannte, er habe mit inniger Freude dahin gewirkt, daß die Vorträge wieder beginnen konnten, Hebich habe Gottes Wort gepredigt, und es habe ihm sehr wehe gethan, daß in einer Stadt, wie Basel, eine derartige Störung vorgekommen.

Eisenbahndirektor Schmidlin redet nur, um der Meinung nicht Vorschub zu leisten, daß man hier nicht wage, sich auszusprechen. Er habe Hebich nicht gehört. Es ist ihm aber aufgefallen, daß Leute, denen sonst die Kirche gleichgültig, sich mit Tadel und sogar mit Entrüstung über denselben aussprechen, daß Solche, die in eigenen Reden die Gränzen der Schamhaftigkeit nicht beobachten, über den Mangel derselben bei Herrn Hebich sich auslließen. Auch glaubte er, eine üble Stimmung gegen das Missionshaus überhaupt zu bemerken, während er aus wiederholter eigener Anschauung dem darin waltenden Geist und Streben nur das beste Zeugniß geben könne. „Ich habe das Missionshaus tadeln gehört, und da muß ich zeugen. Ich gab früher in demselben Unterricht, habe von dort nichts mehr zu erwarten, aber ich fand in jenem Hause immer reges Streben und Arbeit und Lernen, wie ich es mir für hiesige Schulanstalten wünschen möchte. Ich fand eine Gesinnung, welche die Macht hat, das Reich Gottes ausbreiten zu können." .... „C verdammen den Herrn Hebich Solche, die nicht in seinen Vorträg waren, und Solche, die dort waren, andere dagegen rühmen d Mann oder entschuldigen doch seine Schwächen. Nun wird dem Groß Rath zugemuthet, davon abzusehen, daß der Bann, die Geistlichkeit, d Kirchenrath zuerst berufen waren, wenn es nöthig war, einzuschreite Wenn unter diesen Umständen der Große Rath sich zum Richter üb Form und Anstand religiöser Vorträge aufwerfen wollte, so wä das mehr, als ein Fehler, es wäre ein Eingriff in Alles, was h lig ist."

Rathsherr R. Merian konstatirt, daß die Benutzung der Kanz gewissen Beschränkungen unterliegen muß, und unter Umständen ei Einschreiten der Behörden gerechtfertigt ist. Aus den über die St rung zu St. Leonhard erhobenen Depositionen ergeben sich aber nic genügende Anhaltspunkte. Ueberdies scheint es, daß seither eine Mi derung eingetreten ist. In diesem Stadium mag man billig um d Gewissensfreiheit willen Bedenken haben gegen das Einschreiten d Behörden.

Feddersen: Man hat die schmutzige Redeweise des Hrn. Hebi in Abrede stellen wollen. In einem Flugblatte, das den Baseler Nac richten als Rechtfertigung Hebichs beigelegt war, wird aber ausdrü lichst zugestanden, daß er im „Sündengestank" herumgewühlt hab Das erinnert an den Spruch des Dichters:

Malet die Wollust, nur malet den Teufel dazu.

Es verletzt dies den gesunden Sinn und die öffentliche Schamhaftig keit. Er will der Freiheit in keiner Weise entgegentreten, würde ab bedauern, wenn solches Treiben von oben herab in irgend einer We ermuthigt würde.

R. H. Heusler hat den Vorträgen des Hrn. Hebich be gewohnt, aber von Schmutz und solchen Sachen nichts gehör Starke Ausdrücke sind vorgekommen, aber nichts die Schamhaftigk Verletzendes.

Bischof-Respinger: Wenn öffentliche Bekenntnisse sollen a gelegt werden, so will er bekennen, daß er den Vorträgen des Hr Hebich beigewohnt, nichts gegen Gottes Wort oder überhaupt Chod rendes gehört, aber doch an zweien Malen genug gehabt. Es ist gr wenn zuweilen etwas Aufregung kommt. Will die Gewissensfreih in keinem Sinn schränken. Er ist Mitglied der Missionskommittee.

El. Burkhardt: Im Bann von St. Leonhard, dessen Mitgli der Sprechende ist, sagte Hr. Pfarrer Kündig, der Kirchenrath sei wi fährig, daher beruhigte man sich und gestattete Hrn. Hebich die Kan wieder. Seitdem hat er selbst ihn zu St. Martin gehört, wo sich d selbe in den Schranken gehalten hat.

Großrath Daniel Burkhardt-Forkhardt: „Die regelmäßigst Besucher der Vorträge des Hrn. Hebich gehören auch zu den eifrigst Kirchenbesuchern." Dankt der Regierung, daß sie nicht über die St rung weggegangen ist, und erwartet von der Unabhängigkeit der G richte, daß sie nach Pflicht und Gewissen urtheilen werden. Am Gro rathe ist es nicht, einzuschreiten; wir haben dafür Kirchenbehörden.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 27. Juni. № 51.

Die Dissidenten.

Ein Vortrag gehalten auf der Berliner Pastoralconferenz von F. W. Schulze.

Es ist mir der Auftrag geworden, die Discussion über das Dissidententhum mit einigen Worten einzuleiten und zwar in der Weise, daß hauptsächlich auf die Ursachen seiner Entstehung und Verbreitung und darnach auf die Mittel hingewiesen werde, die die Kirche anzuwenden habe, demselben zu begegnen und seine Anhänger wo möglich wieder zurückzuführen. Wir werden es nicht vermeiden können, zunächst den Gegenstand selbst, um den es sich handelt, näher ins Auge zu fassen und bei der Unbestimmtheit des Namens „Dissident" erst zusehen müssen, wer bisher damit bezeichnet worden ist und vom kirchlichen Standpunkte aus damit bezeichnet werden muß.

Der Name scheint zuerst in Polen gebraucht worden zu sein und umfaßte dort verschiedene kleinere religiöse Parteien, die unter dem Schutze polnischer Großen durch Vertriebene aus mancherlei Ländern, insonderheit durch die Anhänger schweizerischer und deutscher Reformation im Gegensatze zur herrschenden Kirche sich gebildet hatten. In England galten außer den Presbyterianern, Independenten, Baptisten u. A. auch die Katholiken als „Dissenters"; und hiernach werden wir sagen müssen, der Name sei von Anfang an eine Collectivbezeichnung für alle diejenigen gewesen, die in irgend einem Lande von der dort anerkannten und politisch bevorzugten Kirche sich geschieden hielten und als Religionsgesellschaften mit meist mehr oder minder beschränkten politischen Rechten vom Staate nur geduldet wurden. Das Dissidententhum hat zur Voraussetzung den christlichen Staat und nach der verschiedenen Stellung, die derselbe zu der christlichen Kirche genommen hat, modificirt sich das innere Wesen des Dissidententhums. Wer hier Dissident war, konnte dort wohl anderwärts ein vollberechtigtes Glied der Kirche sein. So werden in England die Presbyterianer als Dissenters betrachtet, die Episcopalen sind Glieder der Kirche, während in Schottland, weil dort die Presbyterianer die herrschende Kirche bilden, gerade das umgekehrte Verhältniß stattfindet, und nehmen wir einen Staat, der gegen alles kirchliche und christliche Wesen sich glaubt indifferent stellen zu müssen, der würde, eben weil er in diesen Dingen keine Meinung hat, auch keine Dissidenten haben, wie denn z. B. in Nordamerika von solchen nicht wohl geredet werden kann. So lange nun die christliche Wahrheit alle Lebensverhältnisse und also auch den Verkehr der Völker und die Ordnung des Staats als mit Nothwendigkeit bestimmend betrachtet wurde, pflegte der Staat in seinem eignen wohlverstandenen Interesse nur solchen religiösen Richtungen und Parteien auf seinem Gebiete Raum zu geben, die ihre eigenthümlichen Meinungen mit den Hauptstücken christlich-apostolischer Lehre wenigstens noch in irgend welchen Zusammenhang zu bringen wußten. Wir finden unter den polnischen Dissidenten schon Unitarier und Socinianer, also entschieden häretische Secten, und unter den Secten Englands sind die verschiedensten Stufen des religiösen Lebens von schwärmerischer Ueberspannung an bis zum vernünftelnden Unglauben fast immer vertreten gewesen. Dennoch trägt das Dissidententhum der frühern Zeit noch ein durchaus christliches Gepräge. Der Dissident steht als solcher noch keineswegs in Conflict mit der Kirche selbst, und wäre dies der Fall, so ist er doch Glied einer christlichen Secte, und selbst die häretische Secte sucht die eigentlichen Heilswahrheiten, wenn auch in falscher Fassung, festzuhalten. Das hat nun gegenwärtig sich geändert. Man hat die christliche Wahrheit selbst bestritten und verworfen, man hat den menschlichen Geist als alleinigen Führer auf religiösem Gebiete proclamirt, Vereine sind entstanden, die mit jedem positiven Glauben geradezu gebrochen haben, und so ist das Dissidententhum ein Complex der allerverschiedensten einander diametral entgegengesetzten Richtungen und Parteien geworden, in welchem der gläubige Irvingianer, ja selbst der orthodoxe, aber separirte Lutheraner so gut seine Stelle hat, wie der vollendete Atheist, und der schlechterdings durch gar nichts Gemeinsames zusammengehalten wird, als allein formell durch den Widersprnch gegen die bisher allein öffentlich anerkannten Kirchen.

Dem gegenüber ist die Frage nicht zu umgehen, wer eigentlich als Dissident bezeichnet werden müsse, wenn wir dem Worte eine rein kirchliche Beziehung geben. Heißt nun dissidere nicht bloß von einander sitzen, also getrennt sein, sondern zugleich auch uneins sein, in der Gesinnung nicht harmoniren, so werden wir als Dissidenten denjenigen zu betrachten haben, der, aus welchem Grunde es auch sei, von der Kirche sich getrennt hat, oder mit der Sache, die sie vertritt, mit ihren Bekenntnissen und Ordnungen so zerfallen ist, daß, wenn er sich nicht selbst von ihr abgesondert hätte, er von ihr abgesondert werden müßte.

Die Kirche ist die Gesammtheit aller Getauften, die unter der Leitung des verordneten Amtes und durch treuen Gebrauch der verliehenen Gnadenmittel ihr Heil in Christo schaffen, zu dem sie sich bekennen, dessen Sache sie führen, weil sie ihm gliedlich verbunden sind im Glauben. Es heißt von den Gliedern der ersten Kirche: „Sie blieben aber beständig in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft und im Brodbrechen und im Gebet"; und wenn der Herr selbst sagt: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger", so ist kein Zweifel, daß Niemand Glied der Kirche sein kann, er bleibe denn in der Apostel Lehre, die ja eben die Lehre Christi selber ist. Die Kirche hat es von Anfang an für ihre Hauptaufgabe gehalten, die Lehre der Apostel für alle Zeiten sicher zu stellen. Sie hat den Kanon gesammelt, sie hat den eigentlichen Mittelpunkt der apostolischen Verkündigung, die Grundthatsachen und Grundwahrheiten des Heils in ihren Bekenntnissen zusammengestellt; sie hat noch mehr gethan, sie hat die apostolische Lehre gegen Einwürfe vertheidigt, eine tiefere Einsicht in dieselbe ihren Gliedern zu vermitteln gesucht, mit den anderweitigen Resultaten menschlichen Denkens sie in Zusammenhang gebracht und so ist eine die Lehre der Apostel genauer bestimmende, ausführlicher entwickelnde Kirchenlehre entstanden, die mehr oder weniger wissenschaftlichen Charakters und eben deshalb keineswegs überall und zu jeder Zeit dieselbe geblieben ist. Ja der Dissensus, der in der Kirche selbst hervortrat, bezieht sich nicht immer bloß auf die wissenschaftliche Vermittelung apostolischer Lehre, er berührt nicht selten diese selbst oder doch deren nothwendige Voraussetzungen und Consequenzen, und hat sich so mächtig erwiesen, daß die Kirche darüber in verschiedene Confessionen auseinander gegangen ist. So wenig wir nun auch geneigt sind, die Bedeutung dieser Scheidelehren irgendwie zu unterschätzen und so sehr dieselben ins Gewicht fallen würden, wenn wir etwa der Frage gegenüberstünden, welche Anforderungen man an einen Lehrer und Diener der Kirche zu machen habe, so meinen wir doch, sie in unserer Sache als nicht den Ausschlag gebend betrachten zu müssen. Noch ist die Kirche in allen Ländern der Erde trotz dieser Unterschiede in den Hauptstücken apostol. Lehre eins; aller Streit der Confessionen bewegt sich auf dem gemeinschaftlichen Boden der ökumenischen Bekenntnisse; und nun ist freilich der Katholik nicht geneigt, diese thatsächlich bestehende Lehreinheit anzuerkennen; er knüpft die reine Lehre an die Zugehörigkeit zu seiner Sonderkirche und sieht deshalb von vorn herein jenseits derselben nichts weiter, als Dissidententhum. Wir aber werden von unserem evangelischen Standpunkte aus sagen müssen: weder um bloßer Heterodoxieen willen, noch auch wenn sein Widerspruch die Grundgedanken der besondern kirchlichen Gemeinschaft träfe, der er zunächst angehört, ist Jemand Dissident; vielmehr wird er es erst, wenn er mit dem Mittelpunkte apostol. Lehre, mit den Grundwahrheiten und Grundthatsachen der Erlösung, wie sie in den Bekenntnissen der allgemeinen Kirche bezeugt sind, in Conflict und eben dadurch aus der Einheit des Glaubens ökumenischer Christenheit heraustritt. Es kann das in doppelter Weise geschehen. Entweder er fällt vom Glauben, den die Kirche bekennt, geradezu ab, bestreitet offen seine Wahrheit, dann ist der Dissident ein Apostat und offenbarer Feind der Kirche; oder er hält den Schein desselben fest, verläugnet aber sein Wesen; er huldigt Lehren, die die christliche Wahrheit zwar nicht unmittelbar, aber doch in ihren Consequenzen aufheben und zerstören, dann ist der Dissident Häretiker. Bekanntlich hat Schleiermacher in der Einleitung zu seiner Dogmatik den ersten wissenschaftlichen Versuch gemacht, vom Standpunkte der Evang. Kirche aus eine Classification der überhaupt möglichen Häresieen zu geben. Wir bedauern, darauf nicht näher eingehen zu können, werden aber feststellen müssen, daß die Häresie, die als solche in der Kirche keine Stelle mehr hat, erst da anhebt, wo man mit der Wahrheit, auf der die Kirche ruht, in bestimmten, wenn auch verdeckten Widerspruch tritt.

(Fortsetzung folgt.)

Die lateinischen Werke Luthers.

Herr Buchhändler Zimmer zeigt an: „Die geringe Theilnahme für unsere Ausgabe von Luthers lateinischen Schriften, obwohl sie die erste seit 250 Jahren ist, welche diese in der Originalsprache wiedergiebt, läßt uns Anstand nehmen, dieselbe fortzusetzen. . . . Sobald die Subscribentenzahl sich so vermehrt hat, daß die Kosten gedeckt werden, wird die Verlagshandlung den Druck wieder beginnen und ohne weitere Unterbrechung fortsetzen und vollenden."

Wir trauten unsern Augen kaum, als wir diese Anzeige lasen. Während die schlechtesten Schriften in Deutschland Auflagen über Auflagen erleben und heißhungrig gelesen werden, muß man — o Schande! — den Druck der Werke Luthers einstellen aus Mangel an Absatz. Ein so ehrenwerther Buchhändler, wie Herr Zimmer, der nachweisbar mit der größten Uneigennützigkeit diesen Druck unternahm, er muß sein Unternehmen aufgeben, weil es ihm bedeutenden Schaden bringt.

Doch, um nicht ungerecht zu sein, fügen wir hinzu, da wir viele tüchtige Männer kennen, welche Luthers Werke gar zu gern kauften, fehlten ihnen nur nicht die Mittel.

Aber sollten nicht Ministerien und kirchliche Behörden zugreifen und es Herrn Zimmer möglich machen, die Ausgabe zu Ende zu führen? Sollten nicht die Bibliotheken der Universitäten und Gymnasien, der Superintendenturen und Dekanate sich Luthers Werke anschaffen?

Es handelt sich um eine Ehrensache der Protestantischen Kirche und des Deutschen Vaterlandes.

Versuch einer Beantwortung der Frage: Wie haben sich die Freunde der christlichen Wahrheit und der drei Preußischen Schulregulative den Fortschrittsmännern unserer Zeit gegenüber zu verhalten? Von K. Handtmann, Prediger in Zellin a./O. Wriezen, bei Röder.

Es handelt sich bei dem Kampfe um die Regulative nicht um diese oder jene Unterrichtsmethode und um das derselben zu Grunde liegende Princip, nicht darum, ob nach Basedow's, Pestalozzi's, Lankaster's oder eines andern hervorragenden Schulmannes Grundsätzen unterrichtet werden solle, es handelt sich überhaupt nicht blos um die Schule, sondern um das Leben; es handelt sich darum, ob die kommende Generation jenem „Fortschritts"-Winde, von dem man wohl weiß, „von wannen er kommt und wohin er fährt", wie ein schwankend Rohr überlassen werden soll, ob man den Männern der Zukunft gestatten will, an unserer Jugend so lange zu experimentiren, bis dieselbe in das ziel- und schrankenlose vacuum des sogenannten Fortschritts hineingeführt ist, oder ob man sie in den Bereich des Geistes hineinstellen will, der im Worte Gottes weht und zum Leben aus Gott gebiert, damit ihr ein Grund und Boden, auf dem sie steht, und ein Ziel, wohin sie geht, nämlich die Taufe und die Kirche — und das Heil in Christo und der Himmel gesichert bleibe. Es ist merkwürdig, daß unter den Gegnern der Regulative fast keiner ist, der bei der Besprechung derselben nicht seine Ruhe und Fassung verlöre, der nicht in sein Urtheil über dieselben eine gewisse Leidenschaftlichkeit mischte, dem nicht dabei, wie auch dem Pfarrer Gieseler in seiner Schrift: „Ueber die gesetzliche Regelung der Volksschule" (S. 22 Anmerkung), „das Gemüth überwallte", aber nicht in Liebe, sondern in Erbitterung. Die Gegner der Regulative wissen es recht wohl, daß, wenn die Jugend ihrem Einflusse entzogen wird, damit ihr Einfluß überhaupt auf dem Spiele steht; deshalb hört hier ihre Gemüthlichkeit auf. Und weil die vielgepriesene sogenannte neue Aera Staat und Kirche und alle einzelnen Gebiete des Lebens an die von dem Verfasser obiger Schrift „Fortschrittsmänner" genannten Liberalen ausliefern zu wollen schien: so glaubten die letzteren auch die Regulative, diese für ruinenhaft gehaltenen Bollwerke einer überwundenen Reaction, mit leichter Mühe beseitigen zu können. Der Verfasser obiger Schrift hat eigentlich dem Sturme, der sich für die diesjährige Session des Landtages gegen die Regulative vorzubereiten schien, mannhaft entgegentreten wollen, und das Erscheinen seiner Schrift ist nur durch mancherlei Mißgeschicke verzögert worden. Da er aber recht wohl weiß (S. 6), daß unsere christliche Volksschule durch eine papierne Verordnung weder gemacht, noch beseitigt werden kann, wie auch die Regulative nicht ein Neues machen, sondern nur das geschichtlich Gewordene zum klaren Bewußtsein bringen, und durch übersichtliche Zusammenstellung der gewonnenen Resultate der Willkür und dem Dilettantismus Einzelner wehren wollen; da er recht wohl weiß, daß unsere christliche Volksschule mit dem, nicht bloß unter Leitung einer Staatsregierung und ihrer verschiedenen Faktoren, sondern unter der Leitung des höchsten Herrn stehendem Gesammtleben unseres Volkes auf das Innigste verwachsen ist: so hat er nicht sowohl die Regulative vertheidigen, als ein entschiedenes Zeugniß dafür geben wollen, daß es für alle Kreise unseres Lebens keinen andern Mittelpunkt giebt, als das Christenthum, und daß darum auch für die Volksschule „in keinem Anderen Heil und auch kein anderer Name den Menschen gegeben sei, darinnen sie können selig werden, als der Name Jesu Christi." Man könnte deshalb seine Schrift den Versuch einer Apologie des Christenthums (innerhalb bestimmter Schranken) nennen, was der Verfasser sich wohl insofern gefallen lassen wird, als es doch offenbar sein Bestreben ist, denen gegenüber, die sich ausschließlich für die Geistreichen und Denkenden halten, den geistigen und Gedanken-Inhalt des Evangeliums, wenn auch nur in großen und markigen Umrissen, aufzuweisen. Es wird freilich seine Schrift nur für wissenschaftlich Gebildete zugänglich und genießbar sein, da der Verfasser, man möchte fast sagen, allzusehr die Sprache der Schule redet, und auf dem Kothurn wissenschaftlicher Kunstausdrücke einherschreitet, die dem Laien fremd klingen. Hierdurch und die damit erstrebte Kürze und Prägnanz, sowie durch den zuweilen etwas schwerfälligen Satzbau werden sich manche von dem Lesen der Schrift abhalten lassen, die sonst wohl im Stande wären, dem Gedankengange des Verfassers zu folgen und sich an der Wärme und Innigkeit seines Zeugnisses zu erquicken.

Der Verf. unterzieht zunächst die Fortschrittsmänner und die Fortschrittsidee einer Prüfung, und zeigt zuerst, daß sie mit ihrem vollständig leeren und hohlen Freiheits- und Unabhängigkeitsprincip die Arbeit der Vorfahren und Zeitgenossen auf dem Gebiete des geistigen und sittlichen Lebens weder entbehren und etwa ab ovo, d. h. von sich aus neu beginnen, noch auch gehörig würdigen und verwerthen können. Wenn nun der Verf. in Beziehung auf den ersten Punkt dieser Alternative die Armseligkeit der sogenannten Humanitätsbestrebungen gegenüber den reichen Segnungen, welche die Kraft heiliger Liebe, mit der das Evangelium die Menschenherzen erfüllt, über die Menschheit gebreitet hat, aufzeigt: so ist diese freilich nur aphoristische Uebersicht doch scharf und einschneidend genug, um den Voraussetzungslosen darüber ein Gewissen zu machen, daß sie sich in so bequemer Weise mit dem Christenthume abfinden und vornehm darüber hinwegsetzen, als habe es zu geistigen und sittlichen Produktionen keine Kraft. Sodann zeigt er, daß das völlig inhalts- und ziellose Fortschrittsprincip keinen Maaßstab darbiete, an welchem die Leistungen des menschlichen Geistes und Lebens gemessen werden könnten, ja daß dies sogenannte Princip eine leere Abstraktion und Principlosigkeit sei, was in seiner con-

sequenten Durchführung die Menschen „entgottet" und darum auch entmenscht mache und der Brutalität und Bestialität entgegenführe. Man möchte fast wünschen, daß noch entschiedener darauf hingewiesen wäre, daß die Flucht vor Gott und Seinem Worte lediglich aus dem bösen Gewissen komme, und daß der Fluch, der nach Röm. 1, 22 auf solch Gebahren gelegt ist, sich pünktlich dadurch vollzieht, daß die Weisen und Geistreichen das, was sie noch von Geist und Gedanken haben, dazu gebrauchen, um zu beweisen, daß es nichts von dem, was man Geist oder Gedanke nennen könne, gebe, sondern daß Alles materieller Stoff und mechanische Kraft sei; — und wo bleibt denn für diese das principium movens?

Nachdem der Verf. so die Haltlosigkeit der Fortschrittsidee, als einer reinen Negation, nachgewiesen, legt er nun das Princip der Freunde der christlichen Wahrheit dar. Wenn er dies in dem Gottesbewußtsein findet: so will er an dies Allgemeinste, bei jedem Menschen Vorauszusetzende, nur anknüpfen, um nachzuweisen, daß das Gottesbewußtsein allein in dem Glauben an den Sohn Gottes seinen vollen Inhalt und sein rechtes Ziel erhält. Und eben weil dies Princip, d. h. der ganze Christus und das Heil in Ihm, der leitende Gesichtspunkt der Regulative sei, darum seien sie von den Freunden der christlichen Wahrheit mit warmen Herzen begrüßt und mit aller Energie zu bewahren. Er zeigt, daß die Jugend ein Recht darauf habe, in das durch Vermittelung der Kirche ihr testirte Erbe eingesetzt zu werden, daß sie nicht auf den abschüssigen Bahnen der Skepsis in den Abgrund des Unglaubens hineingeführt werden dürfe, damit sie etwa selbst versuche, sich wieder herauszuarbeiten, daß die Jugend vielmehr eines Festen und Bewährten bedürfe, und die Gegner der Regulative ja außerhalb der Schule hinlänglich Spielraum hätten, auf dem sie ihre geistigen und sittlichen Agrikulturversuche machen könnten, um die wirklich reif gewordenen Früchte nachher der Jugend als eine bewährte Nahrung zu reichen. Hier und weiterhin sucht der Verf. nun, mit Hinblick auf den Entwickelungsgang der Wissenschaft und des Lebens, seine Behauptung, daß für beide der Glaube an die christliche Wahrheit, d. i. an das fleischgewordene Wort, das allein feste Fundament sei, den Gegnern gegenüber apologetisch zu rechtfertigen. Wie es überhaupt sein Streben ist, nachzuweisen, daß die christliche Wahrheit wahrlich nicht ein Ruhepolster sei, welches die Geistesträgen sich als todte Orthodoxie unterlegen können, sondern, daß „das Himmelreich Gewalt leide", daß also der Erwerb derselben eine harte Geistes- und Herzensarbeit voraussetze; und daß die christliche Wahrheit die Seele nicht etwa in die dumpfen Klostermauern gedankenlosen Hinbrütens einpferche, sondern daß das Evangelium die tiefsten Gedanken enthalte, welche allein helles Licht über alle Gebiete der Natur und des menschlichen Lebens verbreiten: so sind ihm ja die Regulative nur um deswillen befreundet, weil sie „das Licht der Welt" in die Mitte der Schule auf einen hohen Leuchter stellen, damit von da aus auf alle Unterrichtsgebiete helles Tageslicht falle. Man kann nicht ohne schmerzliches Erstaunen in der oben angezogenen Schrift von Gieseler lesen, wie ein Diener der Evangelischen Kirche für die Bildung der Lehrer den Anspruch erhebt, daß ihnen von den verschiedensten Gebieten des Wissens keines verschlossen bleiben, sondern jedes Resultat geistiger Forschung zugänglich gemacht werden soll, es sei die Beobachtung des Menschen in der Psychologie und Physiologie, oder der Natur von der Geognosie bis zur Astronomie, und ebenso das ganze Gebiet der Menschen- und Naturgeschichte, und wie er dann der Volksschule gleich zahllose Unterrichtsfächer, wenn auch innerhalb engerer Schranken, vindicirt, dagegen der religiösen Bildung der Lehrer und dem Religionsunterricht in der Schule kaum mehr, als einige flüchtige und meist negative Bemerkungen widmet! Was giebt es denn Gedanken- und Geistvolleres, als den Gott, der Geist ist? Wo kann der nach dem Bilde Gottes geschaffene Mensch mehr zum Bewußtsein über sich selbst kommen, als wenn er sich in den versenkt, der sich freilich den Weisen dieser Welt verbirgt, aber den Kindern und geistlich Armen offenbart? Mit anderen Worten: denken, recht denken lernt man nur im Christenthum; das kann jeder praktische Schulmann in unsern Schulen erfahren. Wo recht lebendiges Christenthum herrscht, da ist auch geistiges Leben. Und ebenso gewinnt man ein Verständniß der sittlichen Erscheinungen nicht auf dem Gebiete der Vaterlands- oder Weltgeschichte, sondern der heiligen Geschichte. Welch eine Geist und Herz bildende Macht diese auf die jugendlichen Seelen übt, indem sie erst die compacten Gestalten der frommen Erzväter, dann die Familienbeziehungen derselben lebendig, anschaulich und für Kinder verständlich vorführt und dieselben allmälig zu einem Volksleben sich erweitern läßt, alles unter Leitung der guten Hand Gottes, das kann abermals nur der beurtheilen, der die Volksschulen aus eigner Erfahrung kennt und nicht in der Luft schwebenden Idealen nachjagt. In Summa, eine Volksschule, die das Christenthum vertriebe oder beschränkte, oder indifferent dagegen wäre, würde ohne den Geist des Christenthums bald in Geistlosigkeit verkümmern, oder, weil dem Geiste von oben her widerstrebend, dem Geiste von unten her zur Beute anheimfallen. Darum wollen die Regulative, daß die christliche Jugend nicht der Lehrwillkür oder irgend welchem subjektiven Belieben Preis gegeben werde, sondern sie setzen Inhalt und Umfang des im Christenthum zu Lehrenden mit Recht fest.

Wir wünschen der Schrift einen recht zahlreichen Leserkreis unter den Gebildeten, nicht sowohl, damit das Verständniß über die so viel besprochenen und so wenig gekannten und verstandenen Regulative gefördert und berichtigt werde, als damit diejenigen, die in Beziehung auf die ewigen Dinge die Akten noch nicht geschlossen haben und nicht schon fertige Leute sind, noch einmal zu einer ernsten Selbstprüfung und zum Forschen in der Schrift gereizt werden, ob sie nicht Christum finden möchten, außer dem nun einmal kein Heil ist.

Sch. R.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 30. Juni. № 52.

Die Dissidenten.

(Fortsetzung.)

Weiter heißt es von den Gliedern der ersten Kirche: sie blieben „in der Gemeinschaft und im Brodbrechen und im Gebet.“ Die Kirche ist der Leib des Herrn, an welchem ein Glied an dem andern hanget durch alle Gelenke und eins dem andern Handreichung thut in der Liebe. Hier sind Aemter gesetzt und Ordnungen aufgerichtet und Gaben vertheilt, die sollen geführt, gehandhabt und verwendet werden zum gemeinsamen Nutzen, damit der Leib wachse und sich erbaue. Man kann kein Glied der Kirche sein, ohne in diesen äußern Organismus sich willig einzuordnen, ohne Theil zu nehmen am gemeinsamen Gebete, am öffentlichen Cultus, der mit Nothwendigkeit aus dem gemeinsamen Glauben hervorgegangen ist und überall in dem heil. Mahle seinen eigentlichen Mittelpunkt gefunden hat. Nun hat freilich diese äußere Gemeinschaft im Laufe der Zeit verschieden sich gestaltet, die confessionelle Verschiedenheit hat der Verfassung, dem Cultus, dem kirchlichen Leben ein verschiedenes Gepräge gegeben und in Folge dessen stehen die einzelnen Kirchen in einer tief beklagenswerthen Schroffheit einander gegenüber. Dennoch sind aber hier noch gar viele Einheits- und Berührungspunkte da, überall dieselbe Taufe, dasselbe Hirtenamt, dieselben Feste, dieselbe Ordnung des Kirchenjahrs, dieselben Hauptstücke christl. Gottesdienstes u. s. w. Der Katholik hat hiefür kein Auge; die Kirche reicht ihm nicht weiter, als das päpstliche Gebiet und darum betrachtet er selbst die Christen jenseits als außerhalb der Kirche stehend, d. i. als Schismatiker. Wir aber müssen es immer von Neuem hervorheben, daß wir uns in unsern Vätern nicht von der Kirche selbst, sondern nur von der verderbten Kirche damaliger Zeit geschieden haben. Immer ist es Luthers Streben gewesen, innerhalb der normalen Entwicklung der Kirche stehen zu bleiben, den Zusammenhang mit der Apostolisch-Katholischen Kirche zu bewahren und eben deshalb hat Gott der Herr seine so gerechtfertigte Opposition nicht gegen die Kirche, sondern gegen die damaligen Gewalthaber in der Kirche reichlich gesegnet. Die reformatorische Bewegung hat nicht zu einem wirklichen Schisma geführt, hat nicht von der Kirche losgelöste Secten zur Folge gehabt, sondern neue lebenskräftige Zweige sind aus dem alten kirchlichen Stamme hervorgewachsen, die unter Gottes Walten noch reiche Früchte bringen werden. Auch die äußerlich getrennten Kirchen sollen sich ansehen als Glieder Eines Leibes, sollen dienen einander mit den besondern Gaben, die der Herr an sie vertheilt, und hiernach werden wir als Dissidenten, als in gar keiner kirchlichen Verbindung mit uns stehend erst denjenigen zu betrachten haben, der aus der Gemeinschaft aller Confessionen und ebendamit aus der Gemeinschaft ökumenischer Christenheit heraustritt. Wiederum wäre ein Dissident dieser Art geradezu Apostat, wenn der vollständige Bruch mit der Kirche in völliger Glaubenslosigkeit begründet ist; ist der Dissident noch gläubig und nur ausgeschieden, weil er mit der kirchlichen Ordnung und Disciplin sich nicht vertragen kann, so bezeichnet ihn die Kirche als Schismatiker. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die gesunde Lehre sich nur innerhalb der Kirche erhält und daß das Schisma mindestens die Häresie fast immer zur Folge hat; während umgekehrt auch letztere fast niemals eine friedliche Privatmeinung bleibt, sondern sich Anhänger sucht und dadurch zunächst zum Schisma wird. —

Sehen wir hiernach die Dissidenten unseres Landes an, so werden die separirten Lutheraner uns gar nicht als solche gelten können, obwohl der Staat die vollen Rechte einer anerkannten Religionsgesellschaft ihnen bis jetzt noch nicht gegeben hat. Man könnte sagen, sie seien im Schisma, sofern sie doch separirte heißen, aber wenn sie auch von denjenigen Lutheranern sich geschieden halten, die mit den Reformirten in das Verhältniß der Union getreten sind, so stehen sie doch noch immer in Kirchengemeinschaft mit der Lutherischen Kirche anderer Länder, und zudem ist zu hoffen, daß auch die gegenwärtige Kluft zwischen ihnen und unserer Landeskirche sich wieder schließen wird, falls nur die Union den gesetzlichen Bestimmungen gemäß sich nicht länger als ein Hinderniß der Confession erweist. —

Anders steht die Sache schon mit den Irvingianern. Bekannt sind ihre eigenthümlichen Lehren von der nahen Wiederkunft des Herrn und von der Nothwendigkeit des apostolischen Amtes, von dem sie glauben, daß es durch eine besondere That des Herrn in ihrer Mitte wieder aufgerichtet sei. Nun ist allerdings diese letztere Meinung keineswegs bloß ein die Verfassung der Kirche berührender Irrthum, sie hat entschieden dogmatische Bedeutung, sofern behauptet wird, daß erst das apostolische Amt im Stande sei, die Fülle des Geistes zu spenden und den un-

tergeordnetern Dienern und Gliedern der Kirche die rechten Lebenskräfte zuzuführen. Dennoch wird man nicht sagen können, daß ihre Irrthümer den eigentlichen Mittelpunkt apostolischer Lehre verletzend träfen, und wenn sie selbst doch noch immer auf den ökumenischen Bekenntnissen der Kirche stehen, so werden wir Bedenken tragen, sie geradezu als Häretiker zu bezeichnen. Wohl aber sind sie Schismatiker. Sie wollen auch dies nicht sein; sie heben es besonders hervor, daß sie von der Kirche selbst sich nicht geschieden halten; es ist auch richtig, daß sie überall da, wo sie noch nicht eigne Gemeinde haben, sich zu dem Gottesdienste und den Sacramenten ihrer bisherigen Kirche halten. Indessen sind sie doch nicht bloß aus allen bestehenden Kirchen thatsächlich ausgetreten, haben nicht allein ihren eigenthümlichen Cultus, ihre eigne streng gegliederte Hierarchie, sondern sie verurtheilen sogar die gesammte Entwicklung der Kirche aller Zeiten und aller Länder als abnorm und gehen darauf aus, und zwar da einsetzend, wo der Apostel Paulus aufgehört hat, die rechte Kirche in ihrer Gemeinschaft herzustellen. Ist nun bei alle dem zwischen ihnen und uns noch als gemeinsames Band die Taufe da, so fehlt auch dieses bei den Baptisten.

Die Baptisten sind Schismatiker im eminentesten Sinne. Sie wollen von der Kirche, sei sie katholisch oder evangelisch, so wenig etwas wissen, daß der Lehre des Baptistenpredigers Köbner zu Folge (vgl. „die Gemeinde Christi und die Kirche. Hamburg 1853") die Kirche vielmehr nichts weiter ist, als „ein ungeheurer Ketzerhaufen", der „die Kämpfe der Hölle" gegen die Kinder Gottes führt, ja eigentlich die „Pforte der Hölle" selber ist. Durch „den Kunstgriff" der Säuglingstaufe hat „der Satan" diese falsche Christenkirche geschaffen, in welche die Kinder Gottes ebenso wenig hineingehören, als „lebendige Menschen in ein Grabgewölbe." — Im Bekenntniß sind sie allerdings mit der Kirche, insonderheit der Evangelischen einig. Dagegen ruht ihre Lehre von der Taufe auf pelagianischer Ketzerei. In der Verwerfung der Kindertaufe tritt eine Verirrung ins Licht, die die nothwendigen, von dem Herrn selbst gesetzten Bedingungen der christlichen Frömmigkeit verkennt und eigenwillig die Wege zum Glauben sich selber sucht. Der Baptist kommt zur Wiedergeburt ohne die Taufe; und nun läßt er sich freilich später taufen, kann aber offenbar durch das Sacrament nichts empfangen, was er nicht schon hätte, die Taufe ist eine That seines Glaubens, aber nicht eine That des Herrn und damit ist sie ihrer eigentlichen sacramentalen Bedeutung vollständig entkleidet. Der Baptismus ist seines aggressiven Charakters wegen die gefährlichste Ketzerei der Gegenwart und sofort ist aller Friede aus, wenn seine Sendlinge irgendwo erscheinen. —

Die Deutschkatholiken endlich und Freigemeindler sind weder bloße Häretiker, noch Schismatiker, sondern Apostaten und Ungläubige. Zwar haben sie selbst über ihre Intentionen sich verschieden ausgesprochen. Die Einen wollen „durch Reinigung der bestehenden Religionen von allem Sectenwesen" für eine Union aller wirken; Andere haben die Absicht, „sich über alle Religionen zu einem rein menschlichen Streben nach Wahrheit emporzuschwingen"; die Gemeinde in Schneidemühl will „jedes Mitglied zum Weltweisen bilden." Wir wollen gern glauben, daß in einzelnen Gemeinden noch versprengte christliche Elemente wirksam sind und am Wenigsten kommt es uns in den Sinn, über die Herzensstellung der Einzelnen zu richten. Halten wir uns aber, wie wir es müssen, an die öffentlichen Kundgebungen ihrer Führer, an das „Handbüchlein für freie Religion" von Uhlich, an dessen „Sonntagsblatt", an den „Dissidenten", so ist in der That bei ihnen von Gott und Gottesdienst, von Schöpfung und Erlösung, von einem jenseitigen Leben keine Rede mehr und sie huldigen im Großen und Ganzen einer Richtung, die die Kirche bisher immer als Atheismus bezeichnet hat. — Nach einer in der Neuen Ev. K. Z. Nr. 20 gegebenen Uebersicht bestehen in Deutschland gegenwärtig 104 freireligiöse Gemeinden; nächst Preußen, auf welches 69 kommen, und am zahlreichsten ist die Berliner mit 2385 Mitgliedern, ist am meisten das Großherzogthum Hessen besetzt (13 Gemeinden). In London besteht eine unter Ronge, eine andere ist in Manchester im Entstehen, 4 sind in Nordamerika zusammengetreten, und ihr Präsident zu Philadelphia, der brieflich mit den hiesigen in Verbindung getreten ist, meint hoffen zu dürfen, „bald werde der freie Gedanke seinen lebendigen Gürtel um die Welt schlingen und den Strom des Geistes über beide Hemisphären führen."

(Fortsetzung folgt.)

Aktenmäßige Darstellung des Prozesses wegen Verunglimpfung der Union gegen den Herausgeber des Volksblattes für Stadt und Land Ph. Nathusius. Halle 1860 bei Fricke. 105 S.

Philipp Nathusius, der seit den Septembertagen des Jahres 1849 zur Redaktion des Volksblatts für Stadt und Land berufen ist, hatte im Laufe des Jahres 1857 eine Reihe von Artikeln im Volksblatt veröffentlicht, „zur Verständigung über Union", die nach seinem eignen Urtheil in der Vorrede zu einem Sonderabdruck derselben „ganz einfältig und aufrichtig das heraussagen, was Jedermann denkt oder fühlt, und was Niemand so einfältig herauszusagen der Mühe werth oder so aufrichtig herauszusagen für erlaubt hielt." In jener Schrift, die von unserer Staatsregierung unangefochten blieb, kommt unter anderen bei der Besprechung der Personen, die den Unionsgedanken hegen und pflegen, eine Abtheilung vor, die von Anfang herein mit folgenden Worten gezeichnet wird: . . . „Wir finden mit einer seltenen Einstimmigkeit alles, was irgend unkirchlich, rationalistisch oder den wesentlichen Grundwahrheiten des Christenthums widerstrebend ist, sich unter das Banner der Union stellen. Die ganzen Reste des Lichtfreundthums und der Feigeisterei, ein großes, aber der eignen Führer entbehrendes Heer, von einer Position zur andern geschlagen, hat sich nun mit Eifer in die Schanze der „„Union"" geworfen. Dieses ist das eigentliche Gros der heutigen Unionsfreunde, ohne welches die

örigen nur noch als ein sehr kleines Häuflein dastehen würden." *) in Jahr etwa darauf, im August 1858, erschien im Volksblatt eine esprechung des Antritts-Hirtenbriefes des Herrn Generalsup. Dr. ehnerdt, in welcher die Unionsauffassung desselben bekämpft und an ner Stelle jene Zeichnung einer Art von Unionsfreunden weiter aus- eführt ward, so zwar, daß mit einer ein wenig veränderten Gedan- nwendung zu der Bestimmung nach der theoretischen Seite, wie sie ben gegeben war, die praktische Seite „in allerdings sehr unverhüll- n Ausdrücken" **) hinzugefügt ward. Merkwürdiger Weise enthält er Aufsatz gegen seinen Schluß eine Ahnung seiner Aufnahme: ... Wenn man, wie schon mehrere Fälle davon zufällig zu unserer enntniß gekommen sind, die Verfasser von Artikeln in öffentlichen lättern, die sich ungünstig für die Union aussprechen, erforscht und drohet: so wird — außer der Einschüchterung der Feigen (denn apfere wird man doch nicht schrecken) — nichts damit erreicht wer- n, als eine Bestätigung des Urtheils: daß die „Union" — auch bei m subjektiv besten Willen ihrer Träger — von dem geschichtlichen harakter nicht loskommt, den sie von ihren ersten Anfängen an be- ährt hat." ... ***) Ein Artikel der „Protestantischen Kirchenzeitung" ard dann die unmittelbare Veranlassung zur gerichtlichen Verfolgung s Volksblattes †), die am 27. September 1858 ihren Anfang nahm nd am 14. October des folgenden Jahres ihre Endschaft erreichte.

Die vorliegende Schrift, die uns im Besonderen über den ganzen erlauf Nachricht giebt, verräth weder durch die Zeit ihres Erschei- ens, noch durch den Ton, noch durch den Inhalt irgend eine Spur on Leidenschaftlichkeit oder Gereiztheit. Nachdem Mitte October 1859 as letzte Rescript dem Verfasser ausgehändigt ist, wird das Wort der orrede „in der Fastenzeit 1860" geschrieben. Der Verf. selbst spricht rüber: „Daß die Veröffentlichung .... sich so lange verzögert hat, raus wird man, will's Gott, wenigstens das erkennen, daß es mir eder um Aufsehn, noch um Streit zu thun ist." .... „Das Gute ird die verspätete Mittheilung vielleicht haben, daß sich um so ge- ssener die etwa bestimmte dauernde Frucht daraus wird entnehmen ssen. Das walte Gott." ††) Wäre indeß diese Verzögerung eine öflichtliche, etwa um den Schein der Gehässigkeit zu vermeiden, so üßte das an der Darstellungsweise zu merken sein. Allein alles ath- et so den Geist der Friedfertigkeit, der Ruhe und Sanftmuth, und as Ganze ist so objektiv historisch gehalten, daß schwerlich selbst ein itterer Feind etwas zu rügen haben möchte, es müßte denn sein, daß in unberechtigter Weise zwischen den Zeilen lesen wollte. Was end- ch den Inhalt anlangt, so wird uns ein Doppeltes geboten. Einmal ird der Prozeß von den ersten Keimen bis zu dem bekannten Schluß nschaulich dargestellt. Wir empfangen ein Bild der Verhandlung vor em ersten Richter, begleiten den Angeklagten in die zweite Instanz, ben die Nichtigkeitsbeschwerde einreichen, — da macht ein äußerlich eringfügiger Formfehler eine Entscheidung des obersten Gerichtshofes nmöglich. „Die Aufforderung zur Stellung im Gefängnisse des Königl. reisgerichts in Quedlinburg" ist „bereits in seinen (des Verfassers) Händen" — da wird vorläufiger Aufschub der Strafvollstreckung an- eordnet und nach vier Monaten erfolgt die Straferlassung „unter dem

*) Zur Verständigung über Union, S. 66 f.
**) Aktenmäß. Darst. S. 7 f.
***) Volksblatt 1858, S. 1030.
†) Aktenm. Darst. S. 9.
††) Aktenm. Darst. S. 3.

Vorbehalt", daß die Strafe „nachträglich vollstreckt werden soll, wenn der ꝛc. Nathusius in Zukunft eines ähnlichen Vergehens schuldig be- funden würde." *) In diesem selben Ministerialrescript wird auch noch unter der mehrseitig eingetretenen Verwendung die des Herrn Gen.-Sup. Dr. Lehnerdt betont, als welche die endliche Straferlassung vornehmlich veranlaßt habe. Natürlich sind bei der Darstellung des ganzen prozessalischen Verlaufes aus den gerichtlichen Urkunden aller einzelnen Akte die auf die Unionsfrage sich beziehenden Stellen dem Wortlaut nach mitgetheilt. Die Schilderung des gerichtlichen Verfah- rens selbst aber mit dem freien Worte der Vertheidigung und den angemessensten Formen gewährt insofern einen wohlthuenden Eindruck, als doch nicht zu vergessen ist, wie vor hundertsechzig Jahren Schriften, die gegen die Reformirten gerichtet unserer Staatsregierung mißlie- big waren, durch den Scharfrichter unter dem Galgen den Flammen sind übergeben worden. **) — Zweitens ist der sachliche Stoff zur Vertheidigung, „zur Zeit der Nichtigkeitsbeschwerde „„als Manuscript"" gedruckt, um sie den betreffenden Herren Richtern einzuhändigen", bei- gegeben. Derselbe besteht zum Theil aus einer logischen Zergliederung der inkriminirten Stelle zum Behuf des Nachweises, daß sie unver- fänglich und keine Verunglimpfung gegen die Union sei, und dann aus längeren Ausführungen und einer genauen Sammlung von ge- wichtigen Worten über die Rechtsbeständigkeit der Union, vom „for- mell rechtlichen Gesichtspunkte aus", mit Hintenansetzung der „tieferen Grundlagen der ganzen Frage über die Union", als welche anderwei- tig hinlänglich dargestellt erscheinen. — Endlich steht gegen das Ende der ersten Abtheilung eine Schlußbemerkung: ... „Die Unwahrheit der Urtheile oder behaupteten Thatsachen, um deren Aussprache willen der Artikel inkriminirt worden (ist), so viel dessen Verfasser versteht, weder von der Anklage behauptet, noch von den Erkenntnissen festge- stellt worden, ... sondern nur: daß die Aussprache dieser Urtheile oder Thatsachen geeignet sei, Haß und Verachtung gegen die Union zu erregen." ***)

Möchte nun auch nicht schlechthin dem Verf. darin beizustimmen sein, daß sein Fall der erste wäre, „wo die Union einer richterlichen Beurtheilung „unterlegen" hätte, indem in den Schlesischen kirchlichen Wirren mehr als ein Mal die Unionsfrage, wenngleich in anderer Ge- stalt, auch vor dem weltlichen Richter zur Sprache gekommen ist, so ist doch das sachliche Interesse für das Erscheinen seiner Schrift in nicht geringem Maaße vorhanden. Um nur eines herauszuheben, so sind nicht weniger als sechs, buchstäblich sechs verschiedene juristische Auffassungen des rechtlichen Bestandes der Union bei dem Prozeß zu Tage getreten, „sämmtlich von den Vertretern der öffentlichen Auto- rität aufgestellt" und natürlich auch mehr oder minder ausgeführt, vorgelegt. Wir würden dem Urtheil des Lesers vorgreifen, wenn wir sie einzeln zergliedern wollten. Aber man muß staunen, wenn man es hört, und man wird einerseits dem Verf. Glauben schenken, wenn er von der großen Verworrenheit spricht, in welcher der ganze Ge- genstand liege †), andererseits sich nicht der Nöthigung entziehen dür- fen, sich genau und vermittelst ernster Denkarbeit mit der Sache be- kannt zu machen.

.... h.

*) Aktenm. Darst. S. 48.
**) v. Dreyhaupts Chronik, Th. II. S. 62.
***) Aktenm. Darst. S. 47 f.
†) Aktenm. Darst. S. 12.

Nachrichten.

Molitor.

Es hat uns in diesem Frühjahr, am 23. März, wiederum einer jener Männer verlassen, die wir, in den Kampf um die Kirchengüter Geworfenen, nur mit Wehmuth scheiden sehen. Denn diese in Sailers Weitherzigkeit noch über dem Confessionsstreit stehenden contemplativen Naturen, Denkmale jener im Anfang unseres Jahrhunderts auftretenden romantischen Strömung, wurzelnd in der Mystik und von dort aus die Centraldogmen construirend, sind uns, den in scharfe Gegensätze Gestellten, wie das Abschiedsgrüßen einer vor der ernsten Wirklichkeit zurückgetretenen jugendlichen und phantasiereichen Zeit. Wir haben neulich noch den Briefwechsel Passavants mit Sailer und Diepenbrock erhalten. Ueber Passavant hat Dr. Hamberger (München 1857) eine ansprechende kleine Arbeit gegeben. Nun ist auch der letzte dieses Frankfurter Kleeblattes geschieden. Friedrich v. Meyer ging zuerst heim. Es folgte Passavant. Nun ist **Molitor** den Weg alles Fleisches gegangen.

Er war ein Katholik im Sinne Sailers, nicht im Sinne der histor.-polit. Blätter. Es ziemt uns gewiß, seiner in herzlicher Liebe zu gedenken.

Wie der Nekrolog sagt, so ist Joseph Franz Molitor am 8. Juni 1779 zu Oberursel am Taunus geboren. Er war in Aschaffenburg auf der Schule. Im Jahre 1797 bezog er die Universität Mainz, siedelte mit ihr nach Aschaffenburg über, begab sich dann nach Marburg. Zum Juristen bestimmt, widmete er dennoch den größten Theil seiner Zeit der Philosophie und trat ins Lehrfach. Schelling studirte er später vorzugsweise. An verschiedenen Schulen zu Frankfurt nach einander thätig, nöthigte ihn endlich fortdauernde Kränklichkeit, außer Wirksamkeit zu treten. Ueber 25 Jahre lebte er in Frankfurt pensionirt. Allgemein geliebt in seiner kindlichen Frömmigkeit, mit Männern gleichen wissenschaftlichen Strebens in weitverbreiteter Correspondenz, lebte er unverheirathet ein Stillleben, zumeist Forschung in jüdischer Theologie gewidmet. Aber um ihn in seinem kleinen Zimmer auf der Hochstraße fand sich immer Gesellschaft ein. Da kamen Staatsmänner und Kaufleute, Generale und Künstler, Gelehrte und Geistliche aller Confessionen. Hier saß stundenlang König Christian VIII. von Dänemark, er verlieh auch dem greisen Gelehrten den Danebrogorden. Hier trat zu täglichem Umgange Fürst Orloff ein. Die Großfürstinnen Helene und Alexandra von Rußland suchten die letzten Lebensjahre des freundlichen Greises noch durch Pensionen zu erheitern.

Im März ist nun der hochbetagte Mann geschieden. Am 16ten besuchte ihn noch Prof. Lutterbeck, von Gießen aus. Molitor schrieb noch einen langen Brief an Dr. Schlüter nach Münster. Am Montag, den 19ten, empfing er die Sterbesacramente. Am 23sten Morgens, da ihm vorgebetet wurde, sprach er noch die Worte: „Jesus meine Liebe“ nach. Damit ist er verschieden.

Sein bekanntes Werk in vier Bänden, welches er uns hinterläßt, ist die: „Philosophie der Geschichte oder über die Tradition im alten Bunde.“ Münster, bei Theissing. Das Werk ist dem König Ludwig von Baiern gewidmet. Es enthält Molitors Anschauungen von der Kabbalah, in der er mit ältern Lehrern die Grundgedanken des Christenthums präfigurirt sieht. Die auf diesem Gebiete so nothwendige Kritik war freilich nicht Molitors Sache. Das Werk hat bei Laien mehr Anerkennung gefun den, als bei den Gelehrten. Es ist nicht vollendet. Aber Materialie dazu sind, wie ich höre, im Besitz der Erben. Der vierte Band w nigstens würde seinen Abschluß finden können. R.

Die Hebich'sche Bewegung in Basel.

(Schluß.)

Ich empöre mich, bezeugt Hr. R. H. Leonhard Heusler, w man so viel von Schmutz und Scham redet. Ich habe meine nächste Angehörigen dort gehabt, die auch wissen, was Anstand ist, und s sind erbaut worden. Der Stadtrath und Bannherr Fritz Hagen bach erklärte, wie er in Hebichs Abendstunde Alles so ganz ander gefunden, als es die Gerüchte sagten. Eine enorme Masse Zuhöre und zwar aufmerksame, andächtige Zuhörer. Ja, junge Leute, d sichtlich leichtsinnig hereinkamen, gingen still und ernsthaft heim. Wa Hebich sagte, war reines Wort Gottes, nichts Anderes. Herr D Ehinger bezeugt, daß er nichts wider den Anstand gehört habe u daß das innerste Element der Vorträge christliche Liebe war.

Klein verwahrt sich dagegen, daß der Gr. Rath als oberste Au sichtsbehörde nicht das Recht haben soll, sich mit einer Sache zu b schäftigen, welche seit Wochen die Stadt in Aufregung versetze. Hät gewünscht, daß die Beschlüsse des Bannes zu St. Leonhard veröffen licht worden wären. Dem Vernehmen nach wurde dem Hrn. Hebi Beobachtung des Anstandes zur Bedingung gemacht; es erklärt si daraus, daß die Einen Anstößiges gehört haben, die andern nich Eine betrübende Thatsache ist, daß durch seine Vorträge eine Aussa unter die Jugend gestreut worden, die nicht gut ist. Die öffentlich Störung war nicht das erste Zeichen der Entrüstung; gleich im erste Vortrage sah sich ein Mitglied des Gr. Rathes veranlaßt, die in se ner Nähe weilenden Kinder fortzuführen. Man sagt, es seien al Formen beobachtet worden; ist denn die Regierung auch wegen d Collectirens an den Kirchthüren angefragt worden? — Hr. Klein wür aus Gründen der Bekenntnißfreiheit gegen den Anzug stimmen, w aber diese Freiheit durch das Vorgehen gegen Hrn. Rumi bereits illusorisch gemacht ist, so würde die eine Partei in zu große Nachtheil kommen, wenn man nur der andern unbedingte Freiheit g statten wollte. Es ist auch keine Aussicht, daß Alles weggeräumt wir was der Bekenntnißfreiheit widerspricht.

Rathsherr Christ glaubt nicht, daß er den von Hrn. Klein ih gemachten Vorwurf der Ungenauigkeit verdient habe. Was das Au stellen von Kistchen betrifft, so ist das eine alte, nie beanstande Uebung.

Prof. Schönbein — der bekannte Chemiker — bekennt s als einen enthusiastischen Bewunderer der Gewissensfreiheit und wür es im höchsten Grade beklagen, wenn der Gr. Rath in eine Schlu nahme einwilligte, die auch nur den mindesten Schein einer Beei trächtigung derselben habe würde. Redet den Herren Klein und Hörl ins Gewissen, daß sie nach ihren Grundsätzen ebenfalls für Dar stellung des Anzuges stimmen sollten.

Prof. Vischer — Philosoph. — Für Gewissensfreiheit. He nicht gehört, daß Hr. Hebich mit kirchlichen Grundsätzen in Gegens gekommen ist. So lange er nicht in Widerspruch mit denselben komm

müssen wir ihn innerhalb der Kirche sich aussprechen lassen. Was Hr. Klein über den Einfluß auf die Jugend gesagt hat, ist Sache der Eltern.

Hr. W. Rumpf: Der Herr Präopinant würde Recht haben, wenn wir das Einschreiten gegen Hrn. Hebich wegen zu starker Orthodoxie verlangten. Es geschieht aber wegen Verletzung der öffentlichen Sittlichkeit.

Lichtenhan: Das Verbleiben in den Schranken des kirchlichen Bekenntnisses ist nicht allein maaßgebend. Die Consequenzen, die Hr. Hebich zog, führten auf einen andern Boden. Bedauert, daß die Freiheit benutzt wurde, um einen Mann in solcher Weise auftreten zu lassen. Der Eindruck war kein günstiger.

Dr. K. Brenner gesteht offen, daß es ihm leid thut, daß dieser Anzug gestellt worden, da er zu denjenigen gehört, die das Banner der Freiheit gern hoch tragen und darunter sich sammeln. Er hat sich von jeher mit Vorliebe mit religiösen Dingen beschäftigt, hat religiöse Versammlungen aller Bekenntnisse besucht und ehrt jede aufrichtige Ueberzeugung. Aber die Vorträge des Hrn. Hebich, denen er wiederholt beiwohnte, haben ihn empört, einmal wegen der Form, die so unanständig war, daß Niemand es wagt, im Gr. Rath die eigentlichen Ausdrücke des Redners zu wiederholen, und dann wegen des Inhalts. Eine ganze Masse von Menschen wurde als ungläubig tituirt und mit Verläugnung aller christlichen Liebe vielen Ungläubigen alle erdenklichen Laster zugeschrieben. Das ist der Eindruck, den er aus diesen „Conventikeln" nach Hause mitgenommen hat. Heute wird nun so hoch die Glaubensfreiheit erhoben. Auf diesem Boden sollten wir stehen, aber wir stehen nicht darauf. Man sagt, Hr. Hebich habe sich innerhalb der Confession gehalten, es handelt sich aber eher um Schicklichkeit und Sittlichkeit, als um Confession, und zu bedauern wäre, wenn es eine Confession gibt, die solche Dinge leidet. Wir haben ferner eine Landeskirche; von diesem Standpunkte aus ist es am Hr. Rath, den öffentlichen Frieden zu erhalten. Die Versammlung muß den Schein meiden, als wäre sie einverstanden mit der Auffassungsweise, die durch den Hrn. Anzüger bekämpft worden ist. Wir müssen die Sache nehmen, wie sie nun einmal ist. Darum nothgedrungen für Ueberweisung.

Prof. R. Merian. Im Interesse der Freidenkenden und in der Stellung der Liberalen ist es, gegen den Anzug zu stimmen. Es sieht fast aus, als wären sie plötzlich gar getreue Hüter der Kirche geworden. Hr. Dr. Brenner hat am Offensten gesagt, was eigentlich am Meisten gestoßen hat, nämlich daß die Ungläubigen als der Hölle verfallen dargestellt wurden. Allein den Orthodoxen kann man nicht die gleiche Toleranz zumuthen, wie freigesinnten Männern. Auch der Sprechende kann dem hiesigen Bekenntnisse nicht in Allem beistimmen, will aber in der Toleranz noch viel weiter gehen, als die andere Seite heute geht. Wünscht, daß der Anzug zurückgezogen werde.

Es wird Schluß verlangt, aber mit 51 gegen 25 Stimmen beschlossen, fortzufahren.

Oberst Bachofen verwahrt sich gegen das Hinüberziehen der Frage auf das Gebiet der Gewissensfreiheit. Er will auch Gewissensfreiheit, aber er will nicht ein öffentliches Aergerniß. Es ist auch kein Sturm auf das Missionshaus oder die Missionsversammlungen. Noch nie hat ein Mensch daran gedacht, dieselben zu stören, bis Hr. Hebich Aergerniß gab. Mußte er aber hindostanisch lernen, als er nach Indien kam, warum sollte er nicht auch baslerisch lernen, wenn er zu Baslern reden will! Wenn das Reglement es erlaubte, würde er gern seinen Anzug, um auch den bloßen Schein einer Beeinträchtigung der Gewissensfreiheit zu meiden, dahin abändern, daß die Regierung zu einer Untersuchung eingeladen werden sollte. Wenn aber auch sein Anzug aus formellen Gründen verworfen wird, so genügt die allgemeine Mißbilligung des Aergernisses. Der Mißbrauch der Kanzel, obschon man ihn jetzt mit der Gewissensfreiheit beschönigen will, steht fest.

Bürgermeister Sarasin: Von verschiedenen Seiten ist nachzuweisen versucht worden, daß Hr. Hebich Anstoß gegeben habe, Andere bezeugen, daß dies nicht der Fall war. Was soll nun der Kleine Rath thun, wenn der Anzug überwiesen würde? Kann er Zeugen abhören lassen über die einzelnen Vorträge? Was beweist ein aus dem Zusammenhange herausgerissener Satz oder Ausdruck? Schon formell wäre dies durchaus unpassend. Der Anzug hat zwei Seiten. Erstlich betrifft er den Hr. Hebich, zweitens provocirt er reglementarische Bestimmungen für die Zukunft. Letzteres wäre gefährlich für die Freiheit. Es wäre sehr mißlich, wenn für jeden fremden Geistlichen, der hier predigen wollte, erst der Kirchenrath müßte versammelt werden. Uebrigens hat es Hr. Hebich bei weitem nicht so arg getrieben, als gesagt worden ist. Unsere Sprache hat einen conventionellen Charakter, dieser ist auch in die Predigtweise übergegangen, und das ist natürlich. Ist's aber ein Unglück, wenn Jemand heraustritt aus der conventionellen Form? Wen die alten Sprachformen kalt lassen, der kann von Neuem getroffen werden. Man sagt, es sei lieblos gepredigt worden. Nein! Der Prediger kann scharfe Worte sagen, aber um zu retten, zu erwecken, wie ein Vater seinen Sohn züchtigen kann, weil er ihn liebt. Ist unsere Zeit der Art, daß wir nach einer Andeutung hochkirchlicher werden möchten? Da wäre die Arznei schlimmer als das Uebel! —

Abstimmung: für Ueberweisung 42, dagegen 44 Stimmen.

Die Basler Nachrichten vom 9. Febr. d. J. Nr. 34 enthalten am Schlusse des Berichts, den wir nur noch aus dem Basler Volksboten vervollständigt haben, folgende Berichtigung von Hrn. Prof. Hagenbach:

„Indem ich Ihnen Dank weiß für die sehr getreue Wiedergabe meines Votums im Gr. Rath, sehe ich mich veranlaßt, nur eine Kleinigkeit zu berichtigen, die aber doch könnte angesehen werden, als hätte ich aus Unkenntniß der Sache unrichtige Dinge behauptet. Ich habe nämlich nicht gesagt, Hr. Hebich sei nicht ordinirt. (Ich wußte es nicht, und ich habe seither erfahren, daß er ordinirt ist.) Ich habe gesagt, „„ich wisse nicht, ob er ordinirt sei, und, wenn er es sei, so vermuthe ich, daß er nur die Missionsordination erhalten habe.““ (Letztere erhalten nämlich die Missionare bloß für den Missionsdienst ad hoc, aber nicht für den Kirchendienst im Allgemeinen)." —

In demselben Blatte vom 10. Febr. lesen wir folgende „Entgegnung" desselben Redners:

„Den anonymen Briefstellern, die mich über mein Großrathsvotum zur Rede stellen zu müssen glaubten, diene zur Antwort, daß ich die Darstellung im „„Tagblatte"" nicht als die richtige anerkennen kann; es werden mir da Worte in den Mund gelegt, die nicht in meinen Sinn, geschweige über meine Lippen gekommen sind, (wie „„wollustathmend"" u. s. w.) andere wieder werden geradezu in verkehrtem Zusammenhange angeführt, wie das vom „„faulen Geschwätze."" Dagegen haben die „„Basler Nachrichten"" allerdings ein treues Bild meiner Rede gegeben, wozu im gestrigen Blatt bloß eine kleine Berichtigung gekommen ist, auf die ich aufmerksam mache." Ueber die Rede selbst bin ich als Mitglied des Gr. Rathes Niemand verantwortlich, als dieser hohen Behörde selbst, als Christ und christlicher Theologe aber, Gott und meinem Gewissen. Ich hoffe, daß, wenn die fieberhafte Aufregung der Gemüther sich einmal wird gelegt haben, man nach beiden Seiten hin unbefangener und gerechter urtheilen wird. Schon jetzt haben mir nüchterne Männer, die sich vom persönlichen auf den principiellen Standpunkt zu erheben vermögen, den Dank für mein freimüthiges Wort ausgesprochen, das (Gott weiß es) ohne meine Absicht und zu meinem großen Bedauern andere, von mir hochgeschätzte Personen verletzt haben mag. Es wird sich nun hoffentlich herausstellen, ob die oft geschmähete „„Vermittlungstheologie"" in einer schwachmüthigen Achselträgerei bestehe, die es mit keiner Partei verderben will, oder vielmehr in einer von Menschenfurcht und Menschengefälligkeit unabhängigen Gesinnung, die, auch auf die Gefahr hin, nach beiden Seiten anzustoßen, zu dem steht, was ihr als das Resultat einer vieljährigen und gewissenhaften Prüfung feste und und innige Ueberzeugung ist."

Unter diejenigen, die Prof. Hagenbach als „nüchterne Männer, die sich vom persönlichen auf den principiellen Standpunkt zu erheben vermögen", bezeichnet, kann, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, sein College in der theol. Fakultät, Prof. Riggenbach, nicht gerechnet werden. In einer geharnischten Predigt soll dieser für den Missionar Hebich in die Schranken getreten sein.

Daß Missionar Hebich, wie Prof. Hagenbach in seiner „Berichtigung" annimmt, bloß für den Missionsdienst ad hoc, aber nicht für den Kirchendienst im Allgemeinen ordinirt worden sei, erscheint uns so lange als eine tendenziöse Voraussetzung, bis wir eines Besseren sollten belehrt werden. Denn in der damaligen uns wohl bekannten Badischen Agende befindet sich unseres Wissens kein Ordinationsformular für den Missionsdienst ad hoc, sondern nur eines für den Kirchendienst im Allgemeinen.

Ganz neu und überraschend ist uns die von dem gelehrten Hrn. Professor aufgestellte Definition der „Vermittlungstheologie" als einer „Gesinnung", und wir sind versucht, zu denken, es sei demselben bei dem Niederschreiben der betreffenden Worte selbst die Nüchternheit versagt gewesen, die sich von dem persönlichen auf den principiellen Standpunkt zu erheben vermag.

Im Basler Volksboten steht eine Gabe von 3000 Franken angezeigt: „Aus Dankbarkeit für den in Missionar Hebich's Predigten empfangenen Segen."

Es thaten sich sogar Freunde zusammen, welche ein besonderes Lokal, einen Predigtsaal, für Hebich's Vorträge aus eignen Mitteln erbauen und eine Besoldung für ihn auswerfen wollten, um ihn ganz in Basel und für Basel erhalten zu können.

Hier hat aber die Besonnenheit über die Begeisterung den Sieg davon getragen. Man scheint doch erkannt zu haben, daß dergleiche der Anfang einer Hebich'schen Separation geworden wäre. Hebich so nun in der Schweiz reisen, wozu er manche Einladungen erhalten ha ungeachtet von den Radikalen allerlei Fabeln und Lügen gegen ih in Kurs gesetzt sind. In Basel selbst ist man bedacht, für die Basele Kirche aus den durch Hebich empfangenen Anregungen bleibenden Ge winn zu ziehen. So wurde eine wöchentliche Bibelstunde am Freita Abend in der Spitalkirche eingerichtet und im Missionshause soll vor nun an zu der herkömmlichen Vesper am Sonnabend auch eine wei tere Betstunde am Sonntag Abend gehalten werden.

Der Kirchenrath von Baselland hat neuerdings auf eine vo Hebich in Läufelfingen gehaltene Predigt demselben die Kanzeln in ganzen Kanton verboten.

Der Großrath und entlassene Candidat Rumpf hat die Aufre gung zu einer Großthat in seiner Weise auszubeuten versucht. Er ha zu einer öffentlichen Disputation aufgefordert, wozu denn auch Pfarre Stähelin von Rheinfelden, als reformirter Schriftsteller bekannt, sic herbeiließ und ihn für dieses Mal so siegreich widerlegte, daß Rump ihn schließlich einen Lügner schalt, der seine Worte verdreht habe, wor auf Stähelin in einem geharnischten Artikel antwortete. Bald darau erhielt Stähelin in einer Pfarrwahl viele Stimmen und wurde in de nächstfolgenden zum Pfarrer zu St. Jakob in Basel erwählt.

In einer folgenden Disputation stellte sich Prof. Auberlen der Rumpf entgegen, als über die Wunder in der Bibel disputirt werde sollte. In einer solchen Disputation soll Hr. Fäsch-Binet, ein Lai das Wort ergriffen und in gar herzlicher Weise von seinem eigene vormaligen Zustande im Unglauben und von seiner jetzigen Ueberzeu gung, wie sie ihm den Frieden gewähre, sich ausgesprochen haben und wie es ihm ein Anliegen sei, für den Opponenten um dieselb Gnade zu beten.

Alle Zeugnisse christlicher Freimüthigkeit und herzlichen Glauben wollen wir allenthalben nach Gebühr in Ehren halten, wenn wir auc nicht im Stande sind, die Sache Hebichs unbedingt zu vertreten, de seine eignen Freunde einen Sonderling erster Klasse nennen und i dessen Auftreten ein Ansatz von Krankhaftem und Krampfhaftem nich zu verkennen sein mag.

Generalsup. Saxer an die gesammte Geistlichkeit der Herzogthümer Bremen und Verden.

Theure Brüder in dem Herrn!

Es ist eine alte gute Sitte bei uns, daß der General-Superintendent bei seinem Amtsantritt seine Brüder im Amte begrüßt. Auch ich gedenke diese gute Sitte beizubehalten und, nachdem der Herr mich durch die Gnade Sr. Majestät des Königs in dies Amt berufen hat Euch einen freundlichen amtsbrüderlichen Gruß zu senden. Zwar, um mich Euch bekannt zu machen: dazu thut es nicht Noth, Ihr kennt mich alle seit Jahren. Auch komme ich nicht, gleich von Anfang herein sonderliche Versprechungen zu machen, Erwartungen zu erregen: ich habe im Gegentheil zu bitten, möglichst wenig von mir zu erwarten. Und wenn der gnädige Gott mir dennoch nach seiner wunderbaren Güte dieses und jenes mit Euch zum Preise seines Namens und zu Förderung seines Reichs gelingen läßt, so will ich ihn dafür als für

ine völlig unverdiente Güte darnach um so herzlicher und fröhlicher mit Euch preisen.

Doch, ehe ich weiter rede, folget mir, Ihr Brüder, zu dem Manne, der bisher das Hirtenamt unter uns geführt hat, dem wir alle mit gleicher Liebe und Verehrung zugethan sind, dessen Scheiden aus unsrer Mitte uns alle so schmerzlich berührt, dessen Andenken aber noch lange im Segen unter uns fortleben wird, zu unserm lieben Gen.-Sup. Köster.

Ist's Ihnen denn aber auch recht, lieber theurer väterlicher Freund, daß wir so in hellen Haufen zu Ihnen kommen? — An dem Tage, als Sie Ihr Amt niederlegten, entzogen Sie sich den Begrüßungen Ihrer Collegen, und überhaupt ist Ihnen, ich weiß es wohl, die stille Anerkennung viel lieber, als die laute Verehrung. Inzwischen, es ist für uns ohne alle Ausnahme ein Bedürfniß, es öffentlich gegen Sie auszusprechen, wie sehr wir uns gegen Sie verpflichtet fühlen und wie schmerzlich Ihr Abschied für uns ist. Sie müssen sich darum unser Kommen schon gefallen lassen. Und wenn bei der großen Zahl, in welcher wir erscheinen, nicht alles Geräusch vermieden werden kann, so wollen Sie auch das übersehen!

Und nun lassen Sie mich ohne weitere Vorrede den Dank Ihnen darbringen, den wir Ihnen schulden! Wir danken Ihnen, daß Sie vor nun 21 Jahren zu uns gekommen sind und es sich haben gefallen lassen, bis hieher unter uns zu wohnen und unserer Kirche mit Ihren Gaben und Kenntnissen zu dienen. Wir danken Ihnen, daß Sie in guten und in bösen Tagen stets als ein treuer, väterlicher Freund uns zur Seite standen, auch unsere Unarten und Schwachheiten mit großer Geduld und Freundlichkeit getragen haben. Wir danken Ihnen, daß Sie mit Gerechtigkeit und Milde den Hirtenstab unter uns geführt und eben dadurch viel Schaden verhütet, viel Gutes ermöglicht haben. Und wenn wir nun auch Ihren Rücktritt schmerzlich empfinden, so freuen wir uns doch von Herzen, aus Ihrem eignen Munde zu hören, daß zunehmende Leibesschwachheit allein Sie zu diesem Schritte bestimmt hat und daß Sie auch ferner noch mit Ihrer theilnehmenden, fürbittenden Liebe uns begleiten wollen. Der Herr segne Sie für diese Liebe, sowie für alles Gute, das uns durch Ihre Hand zugekommen ist, und sei und bleibe selbst Ihr Schild und Ihr sehr großer Lohn!

Wenn ich mich nun zu Euch wende, meine theuren Brüder im Amte, so möge es mir gestattet sein, zunächst ein Bekenntniß vor Euch abzulegen. Das Amt eines General-Superintendenten bei uns ist mir von jeher als ein besonders herrliches erschienen, und ich glaube wirlich, daß ein Theologe, der das Zeug dazu hat, dies Amt in der rechten Weise zu verwalten, sich kaum ein schöneres Amt auf Erden wünschen kann. Es gestattet seinem Inhaber nicht nur ein unmittelbares, persönliches Verhältniß zu den Dienern und Gliedern der Kirche unseres engeren Vaterlandes: es fordert vielmehr ein solches von ihm. Und während im Uebrigen auch die Kirchenleitung nur zu geneigt ist, sich hinter den grünen Tisch zurückzuziehen und sich in Acten zu verbergen, führt dies Amt seinen Träger eben mitten in die Gemeinden hinein und bestellt ihn zu ihrem und ihrer Pastoren geistlichen Rathgeber, Seelsorger und Freund. Ein köstliches Amt!

Meint Ihr nun aber etwa, daß ich dies Amt jemals für mich begehrt habe? O nein! Ich habe es nie begehrt, und als ich dennoch nach Gottes wunderbarem Rathe demselben nahe geführt wurde: da bin ich erschrocken im tiefsten Grunde meiner Seele und habe an betreffender Stelle wiederholt und dringend gebeten: Liebe Herren, nehmt jeden Anderen, nur mich nicht dazu! Denn ich weiß auch wohl, was dies herrliche Amt von seinem Inhaber fordert; und bin nicht so blind, um zu übersehen, wie viel mir fehlt, um den Forderungen dieses Amts in genügender Weise zu entsprechen. Ich will Euch nicht mit weiteren Expectorationen in dieser Richtung beschwerlich fallen; aber ich bitte, mir zu glauben, daß ich den Anforderungen dieses Amtes gegenüber mich unendlich arm und elend fühle, mag ich nun auf die natürliche Begabung der Persönlichkeit, oder auf die Lauterkeit und Festigkeit des christlichen Characters, oder auf die gelehrte und wissenschaftliche Bildung sehen: Gaben, die diesem Amte so dringend zu wünschen sind. Wenn ich aber dennoch den endlich an mich gekommenen Ruf angenommen habe, so habe ich das einfach im Gehorsam gegen die mir vorgesetzte Obrigkeit und in der Ueberzeugung gethan, daß es ein nicht zu rechtfertigender Kleinmuth gewesen sein würde, wenn ich unter den gegebenen Umständen mich hätte zurückziehen wollen.

Fragt mich nun etwa Einer, warum ich dies Alles und zwar so öffentlich, daß es Jedermann hören kann, ausspreche, so antworte ich zunächst: weil ich gerade in meiner gegenwärtigen Stellung am wenigsten anders scheinen möchte, als ich bin; und dann: weil ich auch keine Erwartungen von mir erregen möchte, die ich doch am Ende nicht erfüllen kann. Darum aber soll doch Keiner wähnen, daß ich muthlos und verzagt geworden bin. Im Gegentheil, nachdem ich einmal mich mit Gott entschlossen habe, das mir dargebotene Amt anzunehmen, bin ich auch getrost und gutes Muths. Denn ich glaube, ja ich glaube, daß mein Gott selbst mir, wenn auch durch Menschen, dies Amt gegeben hat und mir darum auch beistehen und helfen wird in Allem, was ich nach Seinem Willen thun soll. Auch wünsche ich mir Glück zu dem Vertrauen, mit dem Viele unter Euch mir bereits entgegen gekommen sind, und indem ich dafür auf's herzlichste danke, befehle ich mich zugleich Eurer Fürbitte auf's angelegentlichste.

Wenn an diesem Orte zugleich über die Aufgaben ausführlicher geredet werden sollte, welche mit einander zu lösen wir berufen sind: so könnte ich mich einer Beantwortung der Frage nicht entziehen, welche Zeit es gegenwärtig im Reiche Gottes ist. Denn je nachdem die Zeit ist, sind auch die Aufgaben verschieden. Inzwischen ist dies nicht meine Absicht, hierauf in diesem Augenblicke näher einzugehen. Was wir zu jeder Zeit zu thun haben, das wissen wir alle; wie wir aber zu dieser unserer Zeit unser Werk zu treiben haben, darüber besprechen wir uns vielleicht ein ander Mal. Für jetzt sei es genug, Euch die Hand zu reichen zum Bunde und Gott zu bitten, daß Er uns mit und durch einander segnen und helfen wolle, das uns in seiner Gemeinde anvertraute Werk treulich und fleißig zu thun, damit auch durch uns sein Name geheiligt werde, sein Reich komme und sein Wille geschehe!

Unter diesen Umständen brauche ich denn auch nicht viel zu reden von der Zeit, in der wir leben. Und das ist mir lieb, denn es möchte gar schwer halten, über sie ein in jeder Hinsicht gerechtes Urtheil zu sprechen. Jedenfalls läßt sich die Sache nicht mit ein paar Worten abmachen, und zu etwas Mehrerem fehlt mir augenblicklich, außer allen übrigen Erfordernissen, selbst die Zeit. Nur das will ich sagen, daß wir gut thun werden, von der Zeit nicht allzuviel zu erwarten. Dagegen werden wir von dem Herrn nie zu viel erwarten können; im Gegentheil, je mehr wir von Ihm erwarten und demnach auch von Ihm uns erbitten, desto reichlicher wird Er geben. Denn

Er ist reich über Alle, die Ihn anrufen, und es ist Seine Freude zu geben denen, die Ihn bitten.

Hier könnte ich schließen, wenn ich nicht über die Grundsätze, nach denen ich mein Amt zu verwalten gedenke, noch ein paar Worte zu sagen hätte. Zwar darüber darf ich wohl kein Wort verlieren, daß das Bekenntniß und die Ordnungen unserer Kirche als Grundlage meines Verfahrens dienen werden. Indem ich mich ihnen unterwerfe und mein Handeln an sie binde, erfülle ich nur eine der Bedingungen, unter welchen allein ich berechtigt bin, mein Amt zu führen. Und ich darf durch Gottes Gnade hinzufügen, daß eine solche Unterwerfung für mich keine Last, sondern eine Lust ist. Zwar, es gab eine Zeit, in welcher ich mich weit, weit von den Bekenntnissen und den Ordnungen unserer Kirche verirrt hatte. In derselben Zeit aber lebte ich auch ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt. Seitdem ich aber meinen Gott wiedergefunden habe und aus seliger Erfahrung des Herzens weiß, an wem mein Glaube sich hält, habe ich auch die Kirche meiner Väter wiedergefunden, halte ich es auch für das köstlichste Vorrecht meines Lebens, in ihr und nach ihrer Ordnung meinem Gott zu dienen. Und hätte ich den Werth ihres köstlichen Bekenntnisses früher etwa nicht in seiner ganzen Bedeutung erkannt, so ist mir derselbe jedenfalls unter den Kämpfen gegen dasselbe in neuerer und neuester Zeit zum immer lebendigeren Bewußtsein gekommen, und je mehr man es gering geschätzt, ja auch gehaßt und verfolgt hat, desto lieber ist es mir geworden. Dennoch will und muß ich es ausdrücklich erwähnen, daß das kirchliche Bekenntniß als solches nicht das Höchste für mich ist, sondern vielmehr der lebendige Glaube. Und müßte ich zwischen diesen beiden Stücken wählen, so würde ich mich unbedingt für letzteres erklären, d. h. ich würde einem Menschen mit einem lebendigen Herzensglauben, auch wenn er das Bekenntniß meiner Kirche nicht annähme, unbedingt den Vorzug ertheilen vor einem anderen, der zwar diese Form der Gottseligkeit hätte, dem aber das Wesen der Gottseligkeit, d. i. eben der lebendige Herzensglaube, fehlte. Das versteht sich zwar ganz von selbst und Ihr seid ohne Zweifel darin alle mit mir eins. Allein ich sehe oder meine doch zu sehen, daß diese von uns allen unbestrittene und auch unbestreitbare Wahrheit in der Praxis oft übersehen wird. Mit anderen Worten: Ich glaube, daß das Wort „Kirche" in gewissen Kreisen ein wenig zu sehr betont wird und dadurch die Gefahr entsteht, das Werk Christi mit dem Meister zu identificiren und den Buchstaben des kirchlichen Gesetzes mit dem lebendigen Geiste des Glaubens zu verwechseln, der die Kirche sammt allen ihren Ordnungen und Rechten ins Leben gerufen hat und auch allein am Leben erhalten kann, eben weil er selbst die Substanz oder das Wesen der Kirche ist. Diese Gefahr ist am größten, wenn wir uns etwa verleiten ließen, den Unterschied des lebendigen gottgewirkten Glaubens von dem blos überlieferten an uns selber zu übersehen und darüber in eine Sorglosigkeit und Sicherheit geriethen, die das Schaffen der Seligkeit mit Furcht und Zittern vergißt. Vor dieser Gefahr bewahre uns alle der gnädige Gott insonderheit! Er bewahre uns aber auch vor der anderen, das Werk Gottes in irgend einem Menschen um der geringen Gestalt willen, worin es erscheint, gering zu achten!

Auf der anderen Seite aber bekenne ich auch gern, daß das Wort „Kirche" von sehr vielen nicht genug betont wird und daß in einer sehr weit verbreiteten Richtung ein kirchlicher Antinomismus sich Geltung verschaffen will, der die Kirche selbst mit den höchsten Gefahren bedroht. Denn wenn auch kein Gesetz, folglich auch nicht das Gesetz der Kirche, uns selig machen kann, so kann doch auch kein Leben ohne gesetzliche Ordnung sich in gesunder Weise entwickeln: es muß vielmehr jedes, auch das beste Leben, wenn nicht durch eine gute gesetzliche Ordnung geregelt und gezügelt, in falsche Bahnen sich verirren und am Ende vielleicht gar ersterben.

Hieraus ergeben sich für mich folgende Regeln des Verhaltens:

1. Ich kann keine Lehre in unserer Kirche für berechtigt ansehen, die nicht mit ihrem Bekenntnisse übereinstimmt, und halte mich darum für verpflichtet, namentlich bei den Dienern derselben, seien es Prediger oder Lehrer, auf reine Lehre, d. i. auf die unserm kirchlichen Bekenntniß entsprechende Lehre zu halten.

2. Ich kann aber unmöglich die Aufgabe, die uns geworden, damit für gelöst ansehen; ich muß vielmehr dafür halten, daß die Lösung dieser Aufgabe eigentlich erst da anfängt, wo die von der Kirche überlieferte Wahrheit in den Seelen lebendig wird und Früchte trägt in Geduld, friedsame Früchte der Gerechtigkeit, die für das ewige Leben taugen.

3. Ich weiß, daß die Entwicklung der göttlichen Wahrheit und des daraus hervorgehenden göttlichen Lebens, wie in der Kirche im Ganzen und Großen, so in jeder einzelnen Seele eine sehr allmählige und oft sehr verborgene ist. Darum halte ich es für eine heilige Pflicht, die einzelnen Seelen mit großer Geduld zu behandeln und nur die allergröbsten Verirrungen in Lehre und Leben einer ernsten kirchlichen Censur zu unterwerfen.

4. Keinem darf es zwar erlaubt werden, in Kirchen und Schulen etwas gegen das Bekenntniß der Kirche zu lehren; aber es braucht auch nicht von jedem Diener des Worts gleich das ganze und volle kirchliche Bekenntniß gefordert zu werden, es muß auch ihnen Raum gelassen werden, sich in das Bekenntniß der Kirche immer tiefer einzuleben und dasselbe immer reicher und voller aus lebendiger Erfahrung heraus zu reproduciren. Wer nur aufrichtig ist! Den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen.

5. Endlich haben wir uns zu erinnern, daß auch hinter den Bergen noch Leute wohnen und daß das Reich Gottes keineswegs auf die äußeren Gränzen der Lutherischen Kirche beschränkt ist. Wo aber das Reich Gottes ist, da sind auch meine Brüder, die ich als solche lieben und ehren soll. Mag es mir denn auch nicht erlaubt sein, mit ihnen in allen Dingen zusammen zu gehen, muß ich auch etwa hie und da die Rechte meiner Kirche ernstlich gegen sie wahren: ich werde mich doch sorglich zu hüten haben, über das Maaß der Nothwendigkeit mich von ihnen zu sondern, oder gar ungerecht und unbillig gegen sie zu werden, und meine eigentlichen Widersacher werde ich nicht unter ihnen, sondern in der Welt suchen.

Gebe Gott, daß ich das Rechte nach allen Seiten hin treffe! Gebe Gott, daß wir unter einander immer mehr eins werden und uns und unsere Gemeinden mit und durch einander erbauen zu einem heiligen Tempel in dem Herrn!

Grüßt mir Eure Gemeinden, sowie unsere Mitarbeiter an den Schulen, und seid dem Herrn befohlen!

Stade, den 31. Mai 1860.

J. A. Saxer, General-Superintendent.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Philosophie und der Theologie, der letzteren ordentlichem Professor an der Universität zu Berlin.

Sieben und sechszigster Band.

Juli bis December 1860.

Berlin.

Gustav Schlawitz.

Sämmtliche

Kirchen-Zeitung.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 4. Juli. № 53.

Die Dissidenten.

(Fortsetzung.)

Bei dieser innern Verschiedenheit des Dissidententhums ist von vornherein nicht anzunehmen, daß es überall aus einer und derselben Quelle komme. In der That sind zu seiner Entstehung und Verbreitung sehr verschiedene Factoren wirksam gewesen und noch immer wirksam: Donatistische Irrthümer über das Wesen der Kirche, pietistische Gleichgültigkeit gegen ihre Ordnungen, rationalistische Meinungen über ihre Lehre, collegialistische Ansichten über ihre Verfassung, vollständiger Zerfall mit ihrem Glauben. Dort wird gesagt, die Kirche sei zu sehr verweltlicht, sie gestatte fremden Gewalten zu vielen Einfluß auf ihr Wesen und ihre äußere Gestaltung, ihre Lehre sei nicht mehr rein, ihre Zucht zu schlaff; hier hört man die entgegengesetzte Klage, sie sei eine Ruine aus der alten Zeit und Niemand sei im Stande, sie den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechend auszubauen; sie sei ein Hinderniß der Freiheit und ein Hemmschuh des Fortschritts. Doch meinen wir das Alles, und was etwa sonst noch mitwirken mag, auf eine doppelte Grundkrankheit unserer Zeit zurückführen zu können, auf einen krankhaften christlichen Subjectivismus und einen geradezu heidnischen Materialismus. Beides aber, so in sich verschieden es auch ist, läuft wieder in einer ferner liegenden gemeinsamen Wurzel zusammen, nämlich in der Zähigkeit, mit welcher der natürliche Mensch auch noch im Christen an sich selber festhält, seine besondere Neigung und Meinung zum Maaße der Dinge nimmt, und statt demüthig einzugehen in die Wege Gottes, eigenwillig seine Wege sich selber sucht. — Alles Sectenwesen findet freilich einen Stützpunkt in den Gebrechen der Kirche selbst, und in der That, wenn Zeiten kommen, wie wir sie ja Alle erlebt haben, Zeiten allgemeiner rationalistischer Verkümmerung, in denen das Wort Gottes theuer ist im Lande, so mag es dem ernsten Christen wohl bange werden und er wird das dringende Bedürfniß fühlen, mit Gleichgesinnten zusammenzutreten und die Nahrung, die er zur Zeit in der Kirche nicht findet, in kleineren Gemeinschaften sich zu suchen. Im Uebrigen aber soll er in Geduld sich fassen und auf den Herrn hoffen, der auch in solchen Zeiten das Scepter führt und seine Hülfe nicht versagen wird. Die Kirche ist nie hoffnungslos verdorben; sie ist und bleibt die Stadt Gottes, darinnen die Wohnungen des Höchsten sind, und hat sich eben deshalb aus Zeiten tiefen Verfalles immer von Neuem verjüngt erhoben. Die Kirche hats mit Sündern zu thun, sie kann auch nicht Engel anstellen als ihre Diener, und selbst den heil. Aposteln war geboten, sich unter einander die Füße zu waschen, weil sie in Gefahr waren, auf dem unreinen Boden der Welt, auf dem sie nun einmal wandeln mußten, sich immer von Neuem zu beflecken. Wie die Kirche eine ist trotz ihrer Spaltungen, so ist sie auch heilig trotz ihrer Gebrechen. Das sollen wir anerkennen. Die Uebelstände, die mit ihrem Sein in der Welt, mit ihrem geschichtlichen Entwicklungsgange hier auf Erden nothwendig verbunden sind, sollen wir geduldig tragen. Aber Viele wissen nichts von dieser Geduld. Es soll immer so gehen, wie sie wollen, die Kirche soll gerade den Entwicklungsgang nehmen, den sie für den rechten halten; und wenn dies nicht geschieht und Zustände bereiten sich vor, die mit ihrer besondern Art, die Dinge zu betrachten, nicht harmoniren, so halten sie sich sofort für berufen, handelnd einzuschreiten und die ihnen nothwendig erscheinende Hülfe zu schaffen auf ihre Weise und nach ihren Gedanken. Der Irvingianer ist der Ansicht, zum Wohlsein der Kirche sei der Apostolat nothwendig, der Baptist denkt, es gehe nicht ohne die besondere Form der Taufe, die er für die rechte hält. Die Schrift, das Zeugniß der Väter, die kirchliche Praxis aller Zeiten und aller Länder sind wider sie; aber sie bleiben nicht bloß bei ihrer Meinung, sie stellen der Kirche die Forderung, dieselbe anzuerkennen und ihr gemäß sich selbst zu reformiren, und da dies nicht geschieht und da die Kirche jene Apostel so gut wie diese Taufe entschieden abweisen muß, so sind sie mit dem Urtheile fertig, es sei ihr nicht mehr zu helfen, und schreiten zu dem vermessenen Beginnen, die rechte Kirche herzustellen in ihrer Gemeinschaft. Fleischliche Ungeduld, Hochmuth und Eigensinn sind schon von den Vätern als die eigentlichen Ursachen aller Häresieen bezeichnet worden und in der That sind sie offen oder versteckt, in bewußter oder unbewußter Weise in jeder Sectenbildung wirksam. Man will sich nicht beugen oder doch nur beziehungsweise oder doch nur mit allerlei ungehörigem Vorbehalt. — Wer ist denn auch die Kirche, daß ich verpflichtet wäre, ihr zu folgen? Hat sie nicht oft geirrt, und wenn Luther gegen sie sich erhoben hat, warum soll ich als Protestant nicht das Recht haben, dasselbe zu thun? Dem Worte Gottes muß ich folgen, ich muß es zur alleinigen Richtschnur nehmen für mein Glauben und für mein Leben; daran ist kein Zweifel;

aber ist es nicht geradezu katholisch, wenn mir zugemuthet wird, zu glauben, was die Kirche glaubt, und die christliche Wahrheit gerade in der Fassung anzunehmen, wie die Kirche sie mir bietet? Der Katholik glaubt, was seine Kirche lehrt; der Protestant, was ihm nach der heil. Schrift als Wahrheit sich erweist. Der Protestantismus ist „das Christenthum in der Form der freien Subjectivität"; und nun wollen wir ja gar nicht läugnen, daß in solcher Rede noch immer eine gewisse Wahrheit liegt; Luther hat in der That das Recht des Subjects gegenüber einer starren kirchlichen Objectivität wieder zur Geltung gebracht, und nicht erst nöthig ists, zu sagen, daß die Kirche uns nichts als göttliche Wahrheit bieten darf, was mit der heil. Schrift in irgend welchem Widerspruche steht. Nimmermehr aber darf darum die Bedeutung verkannt werden, die die Kirche als Predigerin der Wahrheit, als Erzieherin zum Glauben hat; nimmermehr hat darum nun der Einzelne das Recht, ohne Rücksicht auf ihr Zeugniß, ohne Achtung vor ihrem Bekenntniß seinen Glauben bloß nach der oberflächlich angesehenen Schrift sich selbst zurecht zu machen; und wo das doch geschieht, wo die heil. Schrift dem erläuternden Lichte kirchlicher Tradition entnommen der unreifen Deutung des Einzelnen anheimgegeben wird, da ist sie der Willkür preisgegeben und aller Häresie ist damit die Thür und das Thor geöffnet. —

Der Subjectivismus ist formaler Rationalismus. In seiner mildesten und schönsten Form als Pietismus hat er, eben weil er den Glauben als eine bloße Angelegenheit des innern individuellen Lebens ganz dem Einzelnen überließ, gegen Bekenntniß und Kirche sich indifferent verhielt, zu dem materialen Rationalismus übergeleitet und von welchen tiefgehenden zerrüttenden Folgen dieser letztere gewesen ist, wie er um seiner Flachheit willen und weil er dem sinnlichen Menschen das tugendhafte Leben so leicht macht, zunächst unter den sogenannten Gebildeten sich zahlreiche Anhänger erworben hat, wie er durch die Versammlungen der Lichtfreunde, durch Zeitungen und Tageblätter, in alle Kreise des Volks gebracht worden ist und hier alle Grundlagen christlichen Glaubens, christlicher Zucht und Sitte erschüttert hat, das Alles ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, noch weiter davon zu reden. Ohne es zu wissen und zu wollen hat dieser Rationalismus schließlich dem Materialismus die Wege gebahnt, der nun leider die ganze moderne Bildung durchzieht und Vielen deshalb so willkommen ist, weil er ihrer Lebenspraxis entspricht. Dieser „Fortschritt" ins offenbare Heidenthum hinein ergab sich auf dem einmal eingeschlagenen Wege mit Nothwendigkeit. „Wer den Sohn läugnet, hat auch den Vater nicht" und behält eben deshalb zuletzt den lebendigen Gott nicht mehr. Erst sichtete man die Lehren der Schrift und Kirche nach den Grundsätzen des gesunden Menschenverstandes, dann wurden sie philosophisch umgedeutet, hiernach kritisch vernichtet und zuletzt wurde in Stelle des persönlichen Gottes das Gesetz und die Kraft der Natur gebracht. Giebt es aber keinen lebendigen Gott im Himmel mehr, so giebt es auch keine göttliche Ordnung mehr auf Erden, und was hier dem Menschen als solche sich noch geltend macht, wird ihm als unberechtigte Schranke, als Hinderniß freier Bewegung und Entwicklung fühlbar. Der Mensch ist souverain; Majorität, nicht Autorität ist seine Losung; er hat alle Lebenskreise zu ordnen und zu gestalten nach seinem Willen und nun ist's wohl möglich, daß er gegen die Kirche vorläufig sich ganz gleichgültig verhält; sie vertritt eine Sache, die ihn nichts mehr angeht, über die er längst hinaus ist, und warum soll er ohne Noth mit ihr Streit anfangen; stellt sie aber noch Forderungen an ihn und bezögen sich dieselben auch nur auf eine geringe Geldleistung, wird sie ihm in irgend einer Sache unbequem, etwa in einer Ehe, die er gegen ihre Ordnung schließen will, — nun so kehrt er ihr den Rücken und wird Mitglied einer freien Gemeinde.

Man hat nun wohl gesagt, dies ganze Dissidentenwesen, soweit es freie Gemeinden umfaßt, sei freilich immer etwas tief Beklagenswerthes, habe indessen doch keineswegs eine außergewöhnliche Gefahr. Sein Bekenntniß sei religiöser Nihilismus, aus Nichts könne Nichts werden und man werde deshalb auf seinen baldigen Verfall mit Sicherheit zu rechnen haben. Wir sind anderer Meinung. Der Unglaube ist keineswegs ein bloßer Nihilismus, so daß er außer sich und seiner eigenen unhaltbaren Meinung gar nichts hätte, worauf er fuße. Von Gott und zu Gott ist der Mensch geschaffen, in Gott hat er sein Leben, seine Wahrheit, seine Freiheit. Er kann niemals bloß auf sich selber stehen. In demselben Momente und in demselben Grade, als er sich von Gott abwendet, muß er sich daher dem zuwenden, was außer Gott und was wider Gott ist; und gleich wie die Sünde keine bloße Negation ist, kein bloßer Mangel der Gottesliebe, sondern positiv Weltliebe und Satansdienst, so ist auch der Unglaube keine bloße Negation, sondern jede Negation der Wahrheit ist zugleich Position der Lüge. Und nun die Lüge und der hinter ihr steht und der die Schrift den Vater der Lüge nennt — hat er wirklich nichts zu bedeuten? ist's so leicht, mit ihm fertig werden? „Groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist, auf Erden ist nichts seinsgleichen." Der Apostel redet 2 Thess. 2, 9. 11 von „allerlei mächtigen Thaten und Zeichen und Wundern der Lüge", vom kräftigen Irrthum, einer ἐνέργεια πλάνης; und wenn wir den trüben Lauf antichristlicher Strömung uns vergegenwärtigen, wie er mit den Freidenkern in England anhebt und nun gegenwärtig in den Vertretern eines offenen Materialismus endigt, sehen wir es denn nicht, wie die ursprünglich nur im Geheimen sich regende Gottlosigkeit immer offener hervortritt und mit immer größerer Energie sich geltend macht? Dissidenten, Ungläubige hats immer gegeben, aber eine so allgemeine offene Verläugnung Gottes und Jesu Christi, ein so ins Große gehender Abfall ist unerhört in der Christenheit; und wenn derselbe gegenwärtig sogar dazu geschritten ist, sich äußerlich zu organisiren, ist damit nicht zugleich auch der keineswegs erfolglose Versuch gemacht, den κατέχοντα, den, der noch aufhält, der bis jetzt als ein kräftiger Schutz göttlicher Ordnung sich erwiesen hat, aus der Mitte zu schaffen? 2 Thess. 2, 7. In den letzten Zeiten wird der Abfall wachsen

und wir können uns hiernach der Meinung nicht verschließen, daß allgemach die Bausteine zubereitet werden, aus welchen der Antichrist seinen Tempel sich aufrichten wird. — Um so näher tritt die Frage, was ist zu thun, dem wirksam zu begegnen?

Erkenne dich selbst! — das ist, wie überall, so auch hier die erste Mahnung und sie richtet sich natürlich an die Kirche und an alle ihre Diener. Schon Tertullian sieht in dem Wachsthume der Häresieen ein Kennzeichen eines in der Kirche selbst vorhandenen Schadens, einer sittlichen Schwäche und Erschlaffung derselben und weiß deshalb trotz seines tiefen Abscheus vor allem Sectenwesen noch einen Nutzen für die Kirche aus ihm zu gewinnen. In der That, je mehr Glieder sich von ihr absondern und je tiefer der Schmerz ist, den sie darüber fühlt, um so ernstlicher wird sie mit sich selbst darüber zu Rathe gehen, ob sie nicht in irgend einer Weise schuld daran ist; und mit der aufrichtigen Buße, als dem nothwendigen Ergebnisse dieser Prüfung, muß das Streben gesetzt sein, die eignen Schäden zu bessern und sich so zu gestalten, daß sie das ihr von dem Herrn befohlene Werk, Völker und Einzelne zum Glauben zu führen und im Glauben zu erhalten, wohl auszurichten vermöge. — Und das ist, hört man von vielen Seiten und selbst aus den Kreisen der Dissidenten her, so sehr die Hauptsache, daß es eigentlich das Eine ist, was Noth thut; denn wäre die Kirche so, wie sie sein soll und wie wir sie wünschen, so wären wir nicht von ihr ausgegangen. Also sie reformire sich zunächst in ihrer Lehre. Sie lasse ab von ihrer kalten, starren Orthodoxie, an die doch kein Mensch mehr glaubt; sie accomodire sich dem Zeitgeist und verschließe sich nicht länger den Resultaten der modernen Wissenschaft. — Prof. Weiße, der schon in seinen 1849 erschienenen „Reden an die Gebildeten Deutscher Nation über die Zukunft der Ev. Kirche" den Versuch gemacht hat, „von einem Standpunkte aus, welchen die bisherige Kirchenlehre als einen exoterischen und profanen" behandle, „in das Heiligthum der Kirche einzudringen", verlangt in eben diesem Werke und später in einem Aufsatze in der Prot. K. Z. 1859 Nr. 45: „Zur hundertjährigen Geburtsfeier Schillers", von der Kirche eine Erweiterung und Umgestaltung des christlichen Heilsbegriffs. Es gebe einen Heilsglauben, der „unabhängig von jeder äußern Gegenständlichkeit", „von den geschichtlichen und gedankenmäßigen Zusammenhängen des christlichen Lehrbegriffs" unmittelbar durch sich selbst beselige. Luther und seine Zeit hätten ihn noch nicht gekannt; Schiller aber habe ihn gehabt, er sei zum „Herolde und zum geweihten Hypopheten dieses dogmenfreien Heilsbegriffes und Heilsglaubens für unser Volk, für unser Zeitalter gemacht"; die Kirche müsse also, wolle sie die Gebildeten sich nicht immer mehr entfremden, von diesen Begriffen die bisherigen dogmatischen und historischen Schranken abstreifen, ihre Gränzen erweitern, und das hauptsächlich um Schillers willen, „aus dessen Worten und Werken das Göttliche so Vielen heutzutage in einer ihnen vernehmbarern Gestalt, als irgend sonst woher entgegenstrahlt." — Zu dem Ende und damit die Kirche über Dinge dieser Art Beschlüsse

fassen könne, sei, sagt man weiter, eine andere Verfassung nöthig, eine freie Synodalverfassung, wie sie allein dem protestantischen Princip entspreche. Aus Urwahlen müssen Presbyterien gebildet werden, aus diesen gehen Kreis-, Provinzial- und Landessynoden hervor, und ist in dieser Weise der Bau vollendet, so haben die gegenwärtigen Behörden, die als Behörden des Staats in der Kirche unberechtigt sind, ihre Verwaltung zu schließen und die Kirche sich selbst regieren zu lassen. —

Natürlich rathen wir zu alle dem das Gegentheil. Die Kirche kann ihr Bekenntniß nicht aufgeben, ohne sich selbst aufzugeben, und je mehr gegen dasselbe geeifert wird, um so mehr ist sie verpflichtet, dasselbe hochzuhalten und dahin zu sehen, daß alle ihre Diener in allen ihren Amtsfunctionen demselben gemäß verfahren. Allerdings giebt es einen zu engherzigen Confessionalismus. Man weise ihn zurecht, wo's nöthig ist. Trotzdem hat der Herr seine besondern Gaben den einzelnen Confessionen nicht dazu verliehen, daß sie dieselbigen verläugnen, sondern daß sie mit ihnen wuchern sollen, und darum können wir unserer Kirche nur rathen, treu festzuhalten, was sie empfangen hat. Sie bewahre das Kleinod der reinen apostolischen Lehre und sorge dafür, daß das Wort laufe unter die Leute; sie thue Alles, was sie vermag, den Cultus zu heben und seine frühere Fülle und Schönheit ihm wiederzugeben; sie vermehre die geistlichen Kräfte, sie theile zu große Parochieen, sie stelle überall den rechten Mann an den rechten Ort; und die einzelnen Geistlichen, — nun, sie mögen bedenken, daß es immer eine Ehre bleiben wird, ein orthodoxer Lehrer der Kirche zu heißen, daß aber trotzdem die Orthodoxie als solche es noch nicht ist, was Leben schafft. Unsere Vorbilder in der Predigt seien die heiligen Apostel selbst. Sie predigten „die großen Thaten Gottes" und zwar „mit andern Zungen, nach dem der Geist ihnen gab auszusprechen." So sollen auch wir predigen, dasselbe, die großen Thaten, die Gott gethan hat in Christo Jesu seinem Sohne; und dasselbe auch in derselben Weise, mit andern Zungen, d. h. so, daß man es uns anhört, ein anderer, ein höherer und uns dennoch kein Fremder rede aus uns. Der Erfolg wird dann freilich noch immer ein doppelter sein, wie am ersten christlichen Pfingsten, wo, während den Einen die Rede durchs Herz geht, die Andern darüber spotten; wir aber haben dann jedenfalls gethan, was der Wille des Herrn und das Amt, das die Kirche uns verliehen, von uns fordert. — Was weiter die Verfassung und äußere Leitung der Kirche betrifft, so gestehen wir es offen ein, daß dieselbe gar mancherlei zu wünschen übrig läßt und daß das gegenwärtige landesherrliche Regiment keineswegs das dem Wesen der Kirche adäquate ist. Dennoch sind die vom Fürsten, als dem vorzüglichsten Gliede der Kirche, dieser gesetzten Behörden nicht Staats-, sondern Kirchenbehörden; sie haben als solche ihr gutes kirchliches Recht; sie sind verpflichtet und sie werden ja auch wohl im Stande sein, die Selbstständigkeit der Kirche dem Staate, ja wenn es sich nothwendig machen sollte, selbst dem Fürsten gegenüber aufrecht zu erhalten; und wenn doch, wie die Dinge einmal nun gegenwärtig liegen

und durch den Gang der reformatorischen Bewegung bereits im 16ten Jahrhundert sich überall gestaltet haben, das landesherrliche Kirchenregiment der zweite Hauptpfeiler ist, auf welchem nächst dem geistlichen Amte der äußere Bestand unserer Kirche ruht, so können wir auch hier nur rathen, daß wir vorerst uns treu bewahren und in ächt evangelisch-kirchlichem Geiste wirksam werden lassen, was wir gegenwärtig haben. Synoden sind durchaus kirchliche Institute und sie werden, richtig zusammengesetzt, der Kirche auch sicherlich von Segen sein. Bezüglich der neuen Kräfte, die man für den Dienst zunächst in den Gemeinden heranzuziehen sich bemüht, meinen wir nun freilich, sie seien vorzugsweise im Kreise der Lehrer zu suchen; und wo das Verhältniß des Pastors zum Lehrer nur einigermaßen das rechte ist, da hat schon jetzt der erstere an dem letzteren namentlich in den Filial- und eingepfarrten Dörfern hauptsächlich deshalb einen durchaus angemessenen Helfer in der Seelsorge, weil derselbe in den Augen der Leute einen kirchlich-amtlichen Charakter trägt. Indessen haben wir auch gegen eine eigentliche Gemeindeordnung nichts zu erinnern, nur daß sie dem Amte seine specifische Bedeutung lasse und in ihrem weiteren Ausbaue der Auctorität der kirchlichen Behörden nicht zu nahe trete. Auf das Allerentschiedenste aber müssen wir uns gegen jene neumodisch constitutionell-liberalistische Verfassungstheorie erklären, die ohne alle Rücksicht auf ihre bisherige Geschichte die Kirche von Grund aus neu aufbauen will und dabei der Meinung ist, gerade das erheische das „protestantische Princip." Die Kirche ist keine rein menschliche Gesellschaft, die ihre Angelegenheiten frei ordnen könnte nach dem Willen und Majoritätsbeschlüssen ihrer Glieder; sondern sie ist Ordnung Gottes, Stiftung Christi und weil sie ganz bestimmte Pflichten hat, darum hat sie auch ganz bestimmte Rechte, die völlig unabhängig sind von dem, was die Einzelnen wollen oder nicht wollen. Die Evangelische Kirche ist die von Menschensatzungen und Irrthümern gereinigte Katholische Kirche. Das protestantische Princip ist kein neuer kirchenbildender Grundgedanke, sondern **Reformation**, Reinigung, Neubelebung der Kirche auf ihrem alten ewig gültigen Fundamente; Wegschaffung alles Ungehörigen, aber zugleich auch Anerkennung und Bewahrung alles dessen, was auf irgend einem Gebiete des kirchlichen Lebens, der Lehre, des Cultus, der Verfassung in wahrhaft normaler Entwicklung sich auferbaut hat. Auch uns ist die Kirche die Grundfeste der Wahrheit, die Lehrerin der Völker, die Mutter des Glaubens. Es giebt kein Verhältniß zu Christo, das sie nicht begründet hätte und das ihrer fortgehenden Hülfe nicht bedürftig wäre. Sie tauft die Kinder, erzieht die Jugend, nährt und stärkt die Seelen ihrer Glieder durch Wort und Sacrament, heiligt alle Verhältnisse des Lebens mit ihrem Geiste, und wie sie uns mit ihrem Sacramente beim Eintritte in die Welt empfängt, so steht sie noch mit ihrem Segen an unserm Grabe. Es ist dringend nöthig, daß diese Bedeutung der Kirche als einer Anstalt Gottes immer mehr anerkannt werde in unserer subjectivistisch so zerfahrenen Zeit. *)

(Schluß folgt.)

*) Es ist hiergegen erinnert worden, diese der Kirche angewiesene Stellung beeinträchtige den freien Verkehr der einzelnen Seele mit dem Herrn, und da nun dieser, der freie Verkehr mit Christo zuletzt allein es ist, auf den es ankommt, da christliche Frömmigkeit und christliches Gebet ohne ihn gar nicht gedacht werden kann, so ist jene Einrede von solcher Bedeutung, daß, wenn sie begründet wäre, die Unhaltbarkeit alles dessen, was oben über die Kirche gesagt worden ist, vollständig durch sie erwiesen wäre. Aber sie ist nicht begründet. Die Sache steht vielmehr gerade umgekehrt, sofern es eben jener Stellung und Thätigkeit der Kirche bedarf, um diesen so nothwendigen Verkehr der Seele mit dem Herrn zu begründen und, wenn er begründet ist, zu fördern und zu erhalten. „Ich glaube, daß ich nicht aus eigner Vernunft noch Kraft an Jesum Christum meinen Herrn glauben oder zu ihm kommen kann, sondern der heil. Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben geheiligt und erhalten." Nun aber ist es nicht bloß orthodox lutherische Kirchenlehre, sondern es ist Thatsache, die jeder an sich selbst erfahren hat, daß der heil. Geist durch die Mittel wirkt, die Gott der Herr der Kirche anvertrauet hat. Von der Kirche geht zunächst die Berufung aus. Sie sendet ihre Boten zu den Heiden und wo ihr Glieder geboren werden in ihrer eignen Mitte, da heiligt sie sofort dieselbigen durch das Wasserbad der Taufe. Sie ist es, die in wörtlicher Befolgung des Mt. 28, 19. 20 von Christo gegebenen Befehls hiernach anhebt zu lehren, damit auf Grund der empfangenen Taufgnade der volle selbstbewußte Glaube sich entwickle, Röm. 10, 17; und wenns nun schließlich dazu kommt und der Einzelne durch seinen Glauben in die volle persönliche Gemeinschaft mit dem Herrn tritt, so wird doch wahrlich Niemand sagen wollen, er sei dazu gekommen ohne seine Kirche? Ja setzen wir den Fall, der immer ungewöhnlich bleiben wird, es werde Jemand gläubig, ohne daß die Kirche unmittelbar dabei betheiligt ist, bloß dadurch, daß er die Schrift erhält und sie mit Andacht liest, so gehts auch hier ohne die Kirche nicht ab; denn erstlich heißt es: wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden, und sodann ists die Kirche, der wir die Schrift verdanken. — Das auf diesem Wege begründete Verhältniß zu Christo ist nun zwar offenbar kein unvermitteltes, aber doch ein so unmittelbares, daß die Seele mit Christo in durchaus freiem Verkehre steht, direct an ihn ihre Gebete richtet und von ihm selbst die Antwort darauf entgegennimmt. Es ist aber keineswegs auch schon ein gegen alle Schwankungen, ja selbst gegen fundamentale Störungen gesichertes und darum gilt es jetzt, etwanige Störungen zu beseitigen, die Seele in dieser rechten Stellung zu dem Herrn zu erhalten, dem neuen Leben immer neue Kräfte zuzuführen. Meinen wir, das sei nur des Einzelnen Sache und er bedürfe dazu seiner Kirche nicht? Allerdings ist oft schon ein bußfertiger Seufzer, die andächtige Betrachtung eines Schriftabschnitts, ein gläubiger Blick auf Christi Kreuz ausreichend die Seele zu beruhigen, wenn ihre Sünde sich hindernd zwischen sie und ihren Heiland stellt; doch wird es Niemand läugnen wollen, daß auch schon hier eine Erfrischung und Stärkung in der kirchlichen Gemeinschaft von großem Segen ist. Nun aber kommen ja selbst im Leben des geförderten Christen Zeiten innerer Dürre und Verlassenheit, Stunden des Zweifels, wie sie Johannes im Gefängnisse hatte, Stunden, wo seine früheren und jetzigen Sünden in drohendster Gestalt ihm vor die Seele treten. Was soll er machen? er will beten und findet keine Worte; er liest die Schrift und die Decke hängt ihm vor den Augen; er vergegenwärtigt sich alle Heilsthaten Gottes und Jesu Christi und er weiß es nicht, ob er deren Segen auf sich beziehen darf. In solcher Lage bedarf der Christ allerdings nicht einer erneuten Sühne, eines wiederholten kirchlichen Opfers, einer eigentlichen priesterlichen Vermittelung, wie die Katholiken glauben; wohl aber muß der Trost, den er jetzt nicht in sich findet, ihm von Außen zugehen. Er bedarf der erneuten göttlich verbürgten Zusicherung, der erneuten thatsächlichen Aneignung der Gnade und der Vergebung; er hat ein Zeugniß nöthig, auf das er sich verlassen kann, weil es von einer Auctorität ausgeht; er hat Gaben nöthig, von denen er weiß, daß sie ihm den Segen Gottes mit Bestimmtheit zuführen; d. h. er bedarf der Kirche, und sie allein giebt ihm, was er jetzt braucht, in der Predigt, der Absolution und dem heil. Mahle. Die christliche Frömmigkeit trägt überall ein ganz bestimmtes kirchliches Gepräge und schon das ist ein Beweis für den Antheil, den die Kirche an ihr hat. Man sagt immer, die Kirche thue es nicht, der Glaube thue es. Darauf ist nur zu erwidern, daß es auf der Glaube nicht thut, daß an ihm an und für sich gar nichts gelegen ist. Jesus allein! das ist unsere Losung. Jesum haben ist unsere Seligkeit. Weil wir aber Jesum nicht haben können ohne den Glauben, so ist der Glaube nöthig, und weil wir den Glauben nicht haben können ohne die Kirche, so ist die Kirche nöthig.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 7. Juli. № 54.

Die Dissidenten.

(Schluß.)

Demnächst mache sie ihren ganzen Einfluß geltend zunächst auf die größern Lebenskreise, vor allen auf den Staat. Daß der Staat nur als christlicher Staat unter uns seine Zwecke erreichen und, ohne empfindlichen Druck auf seine christlichen Bürger zu üben, bestehen kann, darüber ist unter uns kein Zweifel. Selbst bei den Heiden war die Religion der Mittelpunkt des Nationallebens, und wenn also jetzt der Staat sich für verpflichtet hält, selbst den Freigemeindlern volle Freiheit auf seinem Gebiete zu gewähren, worüber wir hier, wie es sich gebührt, des Urtheils uns enthalten, so fördere er wenigstens ihre schlechte Sache nicht dadurch, daß er ihnen Einfluß gestattet auf sich selbst, auf seine Gesetzgebung und Ordnung. Zwar ist selbst aus christlichen Kreisen her die Meinung laut geworden, die Kirche habe mit dem Staate als solchem nichts zu thun; die ganze neutestamentliche Kirchenzeit, sagt Fabri in seiner „Entstehung des Heidenthums", habe nicht Völkerbekehrung, sondern Einzelbekehrung zu ihrer Aufgabe. Aber ganz abgesehen von dem positiven Befehle Christi: „gehet hin und lehret alle Völker", giebt es ja doch kein besseres und erfolgreicheres Mittel, die Einzelnen zu bekehren, als daß man den Lebenskreis, in dem sie stehen, die Institutionen, die die besondern Lebensverhältnisse gesetzlich regeln, zu christianisiren sucht. Es ist die grundlose Barmherzigkeit des treuen Hirten, daß er jeder einzelnen Seele nachgeht; er will nicht, daß auch nur ein Einziger verloren gehe; sie sind ihm Alle werth und theuer. Jener absonderlichen Meinung gegenüber, die Kirche habe nur an Einzelne sich zu wenden, sieht man sich aber doch beinahe zu der Behauptung provocirt, an den Einzelnen sei eigentlich gar nichts gelegen. In der That die Verherrlichung Gottes, das Kommen seines Reiches, das ist die Hauptsache, und selbst die Wirksamkeit des Herrn, sie war von Anfang an vornehmlich darauf hingerichtet, ein Reich zu gründen, eine Gemeinschaft zu stiften, damit in ihr und durch sie die Einzelnen gesammelt und beseligt würden. Darum also meinen wir, gerade im Interesse der Einzelnen habe die Kirche dafür zu sorgen, daß das Ganze christlich bleibe, daß von den öffentlichen Institutionen die Gefahr der Entchristlichung abgewehrt und christliche Obrigkeit und was damit zusammenhängt, christliches Gesetz und christliche Sitte, daß christliche Schule, christliche Familie uns und unsern Nachkommen unversehrt erhalten bleibe. Was zu dem Ende etwa im Einzelnen zu thun sein möchte? Die Kirchenbehörden stehen ja noch immer in fortwährender Verbindung mit den Staatsbehörden; erstere mögen ihr Urtheil, wenn es sich namentlich um durchgreifende Veränderungen in der Gesetzgebung handelt, nicht zurückhalten und ihren Einfluß geltend machen. Geistliche von besonderer Stellung sind auch wohl in der Lage, durch persönlichen Verkehr als Seelsorger mit auf das Ziel hinzuwirken. Wer Zeit und Kraft und Neigung hat, benutze die Presse, und wenn ein Geistlicher in das Abgeordnetenhaus gewählt werden sollte, so wirds ihm nicht an Gelegenheit fehlen, die gute Sache zu vertreten. —

Von besonderer Wichtigkeit ist die Stellung der Kirche zur Schule, und wir werden hiervon nicht reden können, ohne unsern aufrichtigsten Dank dem Herrn Cultusminister für die Entschiedenheit auszusprechen, mit welcher er die Regulative in ihren Grundzügen vertheidigt und den christlichen und confessionellen Charakter der Schule gewahrt hat. Aber wir sehen ja, wie stark die Strömung dagegen geht und ein kräftiges Ankämpfen gegen sie und dazu ein entschiedenerer Einfluß auf die Lehrerbildung und eine sorgsamere Handhabung der Schulaufsicht wird sich immer mehr nothwendig machen. Damit sei denn auch dem einzelnen Pastor seine Schule und sein Lehrer ganz besonders an das Herz gelegt; und wo er selber lehrend auftritt, im Confirmandenunterrichte, im späteren Verkehre mit den Confirmirten, da wolle er es nicht versäumen, auf den Segen kirchlicher Gemeinschaft zu verweisen und, namentlich wenn etwa Dissidentenvereine in unmittelbarer Nähe bestehen sollten, die Gefahren klar zu machen, die von dort her drohen.

Endlich ist die christliche Familie derjenige Boden, dem ganz besondere Pflege Seitens des Pastors werden soll. Durch Hausbesuche, durch freundlichen Zuspruch und ernste Erinnerung, durch Anleitung und Anregung zu Hausandachten, durch Verbreitung zweckentsprechender Schriften u. s. w. thue er, was er vermag, daß christlicher Geist und christliche Zucht herrschend und etwanigen separatistischen Bewegungen die Thür verschlossen bleibe. —

Ueber die besondern „Beziehungen, die zwischen den Mitgliedern jener dissidentischen Gemeinschaften und den Organen und Dienern, den Ordnungen und Institutionen der Landeskirche stattfinden können", ist nun vor Kurzem ein so durchaus

zweckentsprechender und zureichender Erlaß der hohen kirchlichen Behörde in Umlauf gesetzt worden, daß eigentlich nichts weiter nöthig wäre, als einfach auf denselben mit der Erinnerung zu verweisen, ein jeder möge vorkommenden Falles darnach verfahren. — Ist's ein Einzelner, der aus der Kirche zu treten die Absicht hat, etwa um einer Ehe willen, zu der er in ihr nicht gelangen kann, der Pastor benutze namentlich die vier Wochen, die zwischen der ersten und zweiten gerichtlich nothwendigen Austrittserklärung liegen, ihm die entsprechenden Vorhaltungen zu machen, und weise ihn vor Allem auf die Folgen hin, die der beabsichtigte Schritt für ihn haben wird. Es ist das um so nothwendiger, als noch immer viele der Meinung sind, es könne in dem, was der Staat, die Obrigkeit gestattet, kein kirchliches Vergehen liegen. — Sind es separatistische Bewegungen, um die es sich irgendwo handelt, der Pastor gebrauche alle Mittel, über die er verfügen kann, Predigt, Seelsorge, Fürbitte, dieselben zu beschwichtigen. Besondere Erbauungsstunden, Bet-, Bibel- und Missionsstunden haben in einzelnen Fällen sich als besonders wirksam erwiesen; und im Uebrigen thue man, was nach Lage der Dinge pastorale Klugheit gebietet. — Ist der Abfall trotzdem erfolgt, eine Dissidentengemeinde wirklich entstanden, so werden zunächst die besondern Umstände, so wird der eigenthümliche Charakter der Gemeinde, ihr etwaniges Bekenntniß in das Auge zu fassen sein. Es ist ein Unterschied zwischen Schismatikern, Häretikern und Apostaten. Erstere stehen nicht selten trotz ihrer Trennung von der Kirche mit ihr noch auf gleichem Glaubensgrunde, und unsere Stellung zu ihnen wird immer eine wesentlich andere sein als zu den letztern. Der oben erwähnte oberkirchenräthliche Erlaß unterscheidet zwischen solchen Gemeinschaften, „welche, wenngleich in wichtigen und wesentlichen Stücken von der Lehre, dem Cultus und der Verfassung der öffentlich anerkannten christlichen Kirchen abweichend, doch nicht allein den Namen einer christlichen Religionsgemeinschaft für sich in Anspruch nehmen, sondern auch in dem Glauben an die in dem apostol. Bekenntnisse bezeugten Grundthatsachen und Grundwahrheiten des Heils und in dem Mitbekenntnisse derselben, sich mit der christlichen Kirche aller Zeiten und Länder Eins wissen"; und solchen, „welche eine jede übernatürliche göttliche Offenbarung läugnen, damit auch den Inhalt des apostol. Bekenntnisses verwerfen und einzig und allein die natürliche Entwicklung des menschlichen Geistes als Führerin ihres Glaubens und Lebens annehmen." — Unter allen Umständen aber, meinen wir, sei eine Anzeige an die Gemeinde und zwar unter namentlicher Nennung der Personen, um die es sich handelt, nöthig; und ist der Austritt zugleich ein vollständiger Bruch mit dem Glauben der Kirche, ist der Dissident ein eigentlicher Apostat, so geschehe die Anzeige in der bestimmten Form der Excommunication. Die Kirche ist das ihrer eignen Würde, der Gemeinde und dem Betreffenden selber schuldig, damit nach allen Seiten hin es fühlbar werde, welch eine Sünde gethan und welch Aergerniß gegeben worden ist. Freilich würde der Einzelne nicht eher dazu schreiten können, als bis er durch seine kirchlichen Vorgesetzten dazu autorisirt und mit einem allgemein in Anwendung kommenden Formulare dazu versehen worden ist. Weiter müßte der Excommunicirte nun natürlich auch als solcher behandelt werden. Also keine Theilnahme am heil. Abendmahl, am Pathenamt, an den kirchlichen Ehrenrechten, keine Begleitung des Geistlichen, kein Glockengeläut, kein Chorgesang, wenn er im Banne gestorben ist. Der Pastor ist verpflichtet, nöthigenfalls mit Energie diese Ordnung aufrecht zu erhalten. Schon ist es vorgekommen, daß Ausgeschiedene nicht bloß in fremden Gemeinden, in denen man sie als solche noch nicht kannte, das heil. Abendmahl empfangen haben, sondern sie haben sich auch pochend auf ihr vermeintliches Recht, das sie durch den Austritt nicht verloren hätten, in ihrer eignen früheren Gemeinde unter die Communicanten gestellt und dadurch ärgerliche Störungen bei der Sacramentsfeier veranlaßt.

In einer eigenthümlich schwierigen Lage ist die Kirche gegenüber den Kindern dieser Dissidenten. Sind dieselben bereits getauft, so hat die Kirche trotz der Eltern sie bis dahin, wo sie über sich selbst zu entscheiden im Stande sind, als die ihrigen zu betrachten und alles zu thun, was sie unter diesen ungünstigen Umständen vermag, um sie sich zu erhalten. Sie ist auf Grund der Taufe auch verpflichtet, sie in der Heilswahrheit zu unterweisen, kann aber in diesem Conflicte mit der Familie ihrer Pflicht natürlich nur in soweit nachkommen, als eben die Umstände es gestatten, und wird, wie der Erlaß bemerkt, „ein äußerer Zwang zum Unterrichte und zur Confirmation weder zu rechtfertigen, noch praktisch ausführbar sein." Sind aber diese Kinder der Schule der Parochie zum Unterrichte übergeben, so kann, falls etwa Dispensation derselben bloß vom Religionsunterrichte gefordert werden sollte, hier unmöglich gewillfahrt werden. Zulässiger, obwohl keineswegs rathsam, erscheint eine Dispensation dieser Art, wenn die Kinder ungetauft geblieben sind. Die Kirche hat gegen diese noch keine directe Verpflichtung übernommen. Streng genommen gehören sie freilich in die christliche Schule gar nicht hinein. Nichtsdestoweniger wird man sie gern annehmen nicht bloß um ihrer selber, sondern auch um des möglichen Einflusses willen, der dadurch auch auf die Eltern gewonnen wird, nur daß es diesen fühlbar bleibe, die Aufnahme sei geschehen nur aus Rücksicht, aus christlicher Barmherzigkeit und keineswegs etwa in Folge eines Rechtsanspruches, den sie noch an die Schule hätten. — Werden neugeborne Kinder aus diesen Kreisen zur heiligen Taufe dargeboten, so kann man über das rechte Verhalten im Zweifel sein. Die nothwendige Voraussetzung der Taufe, daß nämlich das Familienleben auf christlich-religiösem Grunde ruhe, ist hier nicht vorhanden. Jedenfalls wird das Sacrament nur dann gespendet werden können, wenn Eltern und Pathen das feste Versprechen gegeben haben, das Kind im Glauben der Kirche unterweisen zu lassen. —

Was schließlich den Rücktritt in die Kirche betrifft, so ist er nur da möglich wo aufrichtige Buße thatsächlich bezeugt ist,

und dürften besondere Vorsichtsmaaßregeln namentlich in den Fällen, wo der Austritt Behufs Schließung einer Civilehe erfolgt ist, gar sehr an ihrem Orte sein.

Bitten wir Alle den Herrn der Kirche, daß er uns helle Augen gebe und die rechte Kraft, sein Werk zu treiben, wie es seine Ehre fordert. Werden wir nicht müde, auch in diesen Kreisen das Verlorene zu suchen und dem Verirrten nachzugehn. Die Zeit ist böse und kaum je ist das Schifflein der Kirche von so ungestümen Wellen bewegt worden, als in der Gegenwart. Fürwahr, es geht gar übel zu, auf dieser Erd ist keine Ruh; viel Secten und groß Schwärmerei auf einen Haufen kommt herbei. Den stolzen Geistern wehre doch, die sich mit Gewalt erheben hoch und bringen stets was Neues her, zu fälschen deine rechte Lehr. Die Sach und Ehr, Herr Jesu Christ, nicht unser, sondern dein ja ist; darum so steh du denen bei, die sich auf dich verlassen frei.

Nachrichten.

Die Berliner Pastoral-Conferenz.

Die Reihe der Feste der Trinitatiswoche eröffnete das Jahresfest der Evangelischen Pastoral-Hülfsgesellschaft, das am Montag den 4. Juni Nachmittags in der Dreifaltigkeitskirche gefeiert wurde. Pastor Encke aus Thomsdorf (der früher im Dienst der Gesellschaft gestanden hat) hielt die Festpredigt und sprach, indem er den Text Ap. Gesch. 8, 26—40 (Bekehrung des Kämmerers aus Mohrenland) zu Grunde legte, von der Aufrichtung des Predigtamtes vor darbenden Seelen und an Orten des Mangels. Er stellte das vorhandene Bedürfniß bei dem Materialismus und Unglauben auf der einen und dem Separatismus auf der andern Seite vor Augen, zeigte uns die rechte Entfaltung des Predigtamtes und wies endlich auf die Verheißung hin, deren wir zur Belebung unseres Muthes uns getrösten können und getrösten sollen. — Die Fürbitte der Versammlung sprach Gen.-Sup. Dr. Büchsel. In ergreifender Weise gedachte er in dem Gebet auch unsers theuern Königs, der auch dieser Gesellschaft seinen allerhöchsten Schutz und seine Huld geschenkt hat, und wir sind überzeugt, daß die innigen Worte des Gebets für denselben in der Brust aller Anwesenden lauten Wiederhall fanden. — Nach dem im Druck erschienenen 19. Jahresberichte der Pastoral-Hülfsgesellschaft waren bei einer Jahreseinnahme von 852 Thlr. am Schlusse des Jahres 1859 neun ordinirte Hülfsgeistliche und ein Kandidat an Orten angestellt, wo es besonders an seelsorgerlichen Kräften fehlte. Die Gesellschaft kann aber, wenn sie auf die Noth der Zeit sieht, nicht anders als den Wunsch hegen, daß die Zahl der Arbeiter im laufenden Jahre sich verzehnfachen möge. Doch dazu bedarf sie auch verzehnfachter Hülfe, zumal ihr Reserve-Kapital auch im vergangenen Jahre um ein Bedeutendes sich vermindert hat. Mit der Bitte um diese Hülfe tritt sie an alle diejenigen heran, die durch ihren Christennamen mit ihr berufen sind, Hand anzulegen an das Werk des Herrn. Im Interesse der Sache können wir nicht umhin, da der Bericht selbst nur in einer geringen Anzahl von Exemplaren verbreitet ist, diese Bitte auch an diesem Orte den Lesern ans Herz zu legen, und fügen in dieser Absicht unserm Referat die Schlußworte des Berichts zur Beherzigung bei: „die Gesellschaft, die ihre geringe Handreichung an dem Dienst, den der Herr ihr befohlen hat, als ihre Ehre ansieht, glaubt dadurch gegen alle ihr innerlich mitverbundenen Glieder der heiligen Kirche ihre Liebespflicht zu erfüllen, wenn sie hiermit sie erinnert, daß sie mit ihr zu gleicher Ehre aus Gnaden berufen sind und darum der Verpflichtung sich schwerlich werden entziehen können, auch dem Werke die helfende Hand zu öffnen und das fürbittende Herz zuzuwenden, dessen Aufgabe in der Bitte ausgesprochen ist: Dein Reich komme!"

Dienstag den 5. Juni Nachmittag in der Louisenstadt-Kirche: Jahresfeier der Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden. Nach Gebet und Verlesung von Jes. 61 durch Prediger Kullen erstattete Missionspr. Krüger den Bericht im Anschluß an Luc. 1, 68: „Gelobt sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat besucht und erlöset sein Volk." Bei dem Grundsatz strenger Prüfung der Katechumenen, an dem die Gesellschaft festhält, konnten zwar nur 8 Seelen aus den Juden der Kirche Christi durch die Taufe einverleibt werden, aber eine größere Zahl befindet sich im Unterricht. Im vorigen Jahre, am 10. Sonntage n. Trin., ist durch Befürwortung von hoher Stelle zum ersten Male in den Kirchen darüber gepredigt worden, wie schwer der Juden Buße sei, und für die Zwecke der Gesellschaft gesammelt worden. Die regelmäßige Sonntagspredigt ist fortgesetzt. Es wurden nicht blos die östlichen, sondern auf Bitten des rheinisch-westphälischen Vereins für die Juden zum ersten Male auch die westlichen Provinzen von Berlin aus bereist. Durch Lic. P. Cassel sind für den weiteren Kreis Vorträge gehalten über der Juden Fall, Leiden und Hoffen. Eine Geschichte der Juden sei im Druck.*) Der Laienmissionar Jakobson wirkt wie bisher nur durch Unterredung, überall aber standen den Boten der Gesellschaft die Kirchen offen und meist waren die Gottesdienste zahlreich besucht. Freilich findet sich unter den Vornehmeren wenig Geneigtheit zur Unterredung über das Reich Gottes; sie sind vielmehr nur auf Aneignung der ihnen durch die Emancipation gebotenen Vortheile bedacht. Um so größer ist die Geneigtheit unter den Rabbinen und Gelehrten, die ihr Auge gegen die durch das Evangelium verursachten Umwälzungen nicht verschließen können, und es findet sich dort ein Sehnen nach der Freiheit der Kinder Gottes, wie in keinem Jahrhundert zuvor. — Auf den Bericht folgte die Predigt des P. Ziethe aus Plantikow i. P. Auf Grund des Textes Ap. Gesch. 3, 1—10 (Petri Wunderwerk an dem Lahmen vor der Thüre des Tempels) zeigte er in trefflicher Durchführung an dem Bilde des Lahmen Israel in seinem Nothstande, und an dem Apostel Petrus, wie die rechten Nothhelfer Israels beschaffen sein müssen. — Anstatt einen trockenen Auszug aus dieser trefflichen Predigt zu geben, verweisen wir die Leser lieber auf die Predigt selbst, die bereits im Druck erschienen ist. —

Von der Kirche begaben wir uns nach dem nahegelegenen Missionsbetsaale zur General-Conferenz der Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden. Nach dem Gebete des C.-R. Bachmann eröffnete Präsident Dr.

*) Das Schriftchen, von Lic. P. Cassel verfaßt, ist inzwischen erschienen und von dem Hauptverein für christliche Erbauungsschriften für den Preis von 5 Sgr. (im Buchhandel 7½ Sgr.) zu beziehen.

Götze die Conferenz mit einem Bericht über den gegenwärtigen Stand der Gesellschaft. Wir heben aus demselben neben der betrübenden Nachricht, daß Miss. Illing den Dienst der Gesellschaft verlassen und in englische Dienste getreten ist, und dem auffallenden Umstande, daß im vergangenen Jahre 17 Hülfsvereine die Muttergesellschaft ohne Nachricht gelassen haben — noch besonders hervor, daß die nach den vor 2 Jahren besprochenen Grundsätzen versuchte Colonisation bis jetzt ein günstiges Resultat ergeben, und (mit Bezug auf den Gegenstand der vorjährigen Besprechung) daß eine von Missionar Merensky unternommene Versuchsreise gute Hoffnung für das Gelingen der Expedition zu den Swazis gegeben hat. Seit 1857 ist die Zahl der im Dienst der Gesellschaft Stehenden von 30 auf 45, die Einnahme der Gesellschaft um 7000 Thlr. und die Auflage der 14tägigen Missionsberichte von 2500 auf 6000 gestiegen. Das Comité hofft noch in diesem Herbst neun Personen wiederum aussenden zu können. — Die erste der Fragen, welche die Gegenstände der diesjährigen Verhandlungen bildeten, lautete: Wie sind Conferenzen der Vorstände der Hülfsvereine einzurichten? Der Referent, P. Schwen aus Besenlaublingen bei Alsleben, ging von den Erfahrungen aus, die er im Alslebener Missionsvereine gemacht, der im Rufe stehe, in seinen Bestrebungen und seinen Besprechungen vor andern etwas voraus zu haben. Es sei allerdings, so lange der Verein von Ahlfeld, der ihn gegründet, und später von Bürgermeister Jahn geleitet worden, alles sehr schön gegangen, Conferenzen (theils unter den einzelnen Vorständen allein, theils mit den Vorständen benachbarter Vereine zusammen) gehalten, Vorträge und Besprechungen veranstaltet worden; aber nach Jahns Weggang seien die Conferenzen in's Stocken gekommen und die Vorträge unterbrochen. Der Erbe trat ein Erbtheil an, dem er nicht gewachsen war. Nach seinen Erfahrungen empfiehlt der Referent, die Missions-Conferenzen zu halten in Fleiß (— fleißiges Lesen und Studiren auf dem Missionsgebiete — fleißige Vorträge auf den Conferenzen, damit die Arbeit des Einzelnen Allen zu Gute komme, besonders denen, die durch ein mühevolles Amt an eingehendem Selbststudium verhindert sind — die Zahl der Conferenzen auf 6 für das Jahr festzustellen) in Zucht (damit die Zusammenkünfte nicht ausarten, besonders nicht weltlich werden) und in Liebe, die allen Streit vermeidet. Daher sei nach seinem Urtheil die jetzt brennende Confessionsfrage auszuscheiden; das Bekenntniß sei in der These, nicht in der Antithese auszusprechen. — Gen.-Sup. Dr. Büchsel macht auf den bei Zusammensetzung von Missions-Vorständen sich vielfach findenden Fehler aufmerksam, daß man glaube, sogleich eine Unzahl Aemter einrichten zu müssen, und mehr danach strebe, bürgerlich hochgestellte Männer hineinzuziehen, als solche, die ein ganzes Herz für die Sache mitbrächten. Das Comité müsse eine Gebetsgemeinschaft sein. Das Lahmwerden von Missionsvereinen, wie diesmal bei 17 Vereinen der Fall gewesen, erkläre sich aus schlechter Constituirung der Vorstände. Die Einigkeit und Einheit sei nicht zu suchen in Dogmatismus — übrigens sei die Antithese nicht von der These zu trennen — sondern in Herzensdemuth und aufrichtiger Buße. — Der Präsident warnt zum Schluß, man möge nicht zu große Vortheile von solchen Conferenzen erwarten und die entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht übersehen. Das Gegebene treu zu bewahren und zu benutzen sei die Aufgabe. Die Vorstände benachbarter Missions-Vereine möchten Versuche mit gemeinsamen Conferenzen machen und darüber dem Comité berichten.

Die Erörterung der zweiten Frage: Wie sind Missions-Collecten abzuhalten, wurde durch P. Spieker aus Deutmannsdorf eingeleitet. Die beiden Pole, um die es sich handelt, sind die, daß die Einen auf die Höhe der Gaben allein sehen und dazu regelmäßige, organisirte Collecten verlangen, die Andern aber auf Stärkung des Glaubens und der Liebe zur Mission ausgehen, weil dann die Collecten sich von selbst finden würden. Die beiderseitigen Gefahren sind, daß dort statt aus Herzenswilligkeit aus Zwang gegeben wird, während hier Trägheit und Gleichgültigkeit entsteht. Referent erklärt sich für das Princip der Freiwilligkeit, gegen das Aussenden von bloßen Collectanten, gegen Collectenvereine (wie sie in Basel und Bremen bestehen) und gegen Collecten, die durch das Kirchenregiment angeordnet werden, kurz gegen alle Aeußerlichkeit. — Es gebe echtes und falsches Missionsgeld und sehe eins dem andern so ähnlich, daß es nicht zu unterscheiden sei, und auch das Gebet der Einen könne das falsche Missionsgeld der Andern nicht heiligen. Man überlasse es daher ganz der freiwilligen Liebe, man hole keine Beiträge, sondern lasse sie bringen, wozu eine Erinnerung von der Kanzel genüge, daß wieder die Zeit da sei, die Missionsgaben zu bringen. Eine Büchse, im Pfarrhause leicht sichtbar angebracht, mahne von selbst, und bei freudigen Familienereignissen u. s. w. werde die Antwort von selbst folgen. — Missions-Inspector Wallmann theilt Erfahrungen über Sammelvereine mit: sie hatten keinen Bestand. Mechanisches Sammeln ist der Tod solcher Unternehmungen. Von Sammlern, die geistlich gerichtet sind und zur Zeit ein Wort voll Geist und Leben an die Leute richten können, zu denen sie kommen, ist viel Segen, wenn auch nicht für die Missionskassen, doch für das geistliche Wachsthum überhaupt zu hoffen. — Viel Geld, das in der Mission angelegt wird, verschwindet spurlos, wie weggeworfen, und mehrt nicht das Reich Gottes. Deshalb sehe Jeder seine Gabe an. An dem Geld, das durch die Hände der Menschen geht, klebt viel Schmutz. Unterscheiden kann man das Geld nicht. Da bleibt nichts übrig, als Alles dem Herrn zu befehlen zur Förderung seines Reiches. — Gen.-Sup. Dr. Büchsel erklärt, daß er alle Gaben für die Mission, selbst von Juden, nehme, da die Gaben den Gebern wieder an geistlichem Sinne zu gute kommen. Ganz reine Gaben gebe wohl kaum Einer. Oft gebe man erst aus Convenienz; aber der überaus gnädige Gott lasse auch hier seinen Segen wahr werden, und bald würden solche Gaben in Willigkeit verdoppelt. Besonders habe er nach Privat-Absolution eine große Willigkeit zu Missionsgaben gefunden, und hier sei vielleicht ein Wink, die hier und da noch bestehenden Beichtopfer in ein anderes Bette zu leiten. Endlich Erinnerungen zum Geben seien der menschlichen Schwachheit wegen gut und nothwendig. — Ein Laienmitglied der Conferenz wendet sich mit der Bitte an die Berliner Geistlichen, mehr und recht lebendige Missionsvereine in den Berliner Gemeinden zu gründen und selbst zu leiten, da die Laien leicht zu Exaltationen geneigt seien.

Zum Schluß wurde die Versammlung von einem Geistlichen aus Constantinopel, dem Pastor an der armenisch-protestantischen Gemeinde zu Pera S. Uetidjian begrüßt, der seine Freude aussprach, in einer so zahlreichen evangelischen Gemeinschaft sein zu dürfen, und Mittheilungen über die Zustände der evangelischen Gemeinden in Constantinopel machte, für die er die Liebe und Hülfe ihrer evangelischen Brüder, besonders in Preußen, in Anspruch nahm. — Darauf wurde die Versammlung mit Gebet und Gesang geschlossen.

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 54.

Mittwoch, den 6. Juni, Vormittags um 8 Uhr, begann die Pastoral-Conferenz im Missionsbetsaale. Sie wurde nach dem Gebete des Gen.-Sup. Dr. Büchsel durch die in diesen Blättern bereits abgedruckte Rede des Vorsitzenden, O. C. R. Dr. Stahl, über die kirchliche Gemeindeordnung eröffnet, die von der ungewöhnlich zahlreich erschienenen Versammlung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt wurde. Ist es doch auch gerade dieser Gegenstand, der jetzt die Gemüther bewegt und manchem treuen Pastor große Gewissenskämpfe verursacht. Wir glauben auch nicht zu irren, wenn wir die ungewöhnlich starke Betheiligung an der Conferenz besonders der Erwartung zuschreiben, es werde hier diese brennende Frage besprochen, mancher Zweifel und manches Bedenken gehoben und Antwort auf manche Frage gefunden werden. Daß diese Erwartung vollständig erfüllt worden, könnten wir, auch abgesehen von den Aeußerungen, die wir später darüber hörten, schon daraus schließen, daß bei Eröffnung der Discussion (die gegen die übliche Sitte auf die Bitte des Vorsitzenden von der Versammlung wegen der Wichtigkeit der Sache gestattet wurde) Niemand sich zum Worte meldete; wie es auf der andern Seite ein schönes Zeichen von der Einmüthigkeit der Versammlung war, daß auch kein Wort der Entgegnung laut wurde.

Als das nächste practische Resultat dieses Vortrags ist die noch im Laufe des Vormittags von P. Hofmeier angeregte Frage zu betrachten, ob die Conferenz sich nicht durch den Vorstand an den Ev. O. K. R. wenden könne, um eine authentische Erklärung der bedenklichen Worte über den Bekenntnißstand der Gemeinden und eine Revision des Einführungsformulars zu erbitten. Auf die Erwiderung des Vorsitzenden, daß der Vorstand keine anerkannte Corporation sei, daß aber eine Petition, die von der Versammlung unterzeichnet werden solle, nicht ohne Discussion zur Abstimmung gebracht werden könne, weshalb er vorschlage, daß diejenigen, welche dem Antragsteller beistimmten, sich privatim in einer Petition an den O. K. R. wenden möchten — wurde P. Hofmeier mit Abfassung derselben und Vorlegung zur Unterschrift am folgenden Tage beauftragt. —

Auf die einleitende Rede des Vorsitzenden folgte der wissenschaftliche Vortrag, den auch in diesem Jahre Prof. Dr. Hengstenberg übernommen hatte. Gegenstand desselben war das Gespräch des Herrn mit Nicodemus. Auch dieser Vortrag ist den Lesern der Ev. K. Z. bereits bekannt.

Den Schluß bildete der auch schon in diesen Blättern abgedruckte Vortrag des Pastor Schulze (von der Charité) über das Dissidententhum. Auch hinsichtlich dieses Gegenstandes schien die größte Einmüthigkeit in der Versammlung zu herrschen, wenigstens schloß sich keine Debatte an den Vortrag an. — C.-R. Seegemund schloß mit einem Gebet, das dem Allerhöchsten Dank darbrachte für die Bezeugung der Wahrheit in unserer Mitte.

Mittwoch Nachmittag 5 Uhr in der Jakobi-Kirche: Jahresfest der Gesellschaft zur Beförderung der Evangelischen Missionen unter den Heiden. — C.-R. Bachmann hielt die Liturgie, Sup. Wegener aus Daber in Pommern die Festpredigt über Luc. 22, 32. („Wenn Du Dich dermaleinst bekehrst, so stärke Deine Brüder.") Anknüpfend an die Gedenktage zweier großer Missionsapostel, die in diese Zeit fielen, (— der 5. Juni der Todestag des h. Bonifacius, der 7. Juni der für die engere Heimath des Festredners besonders wichtige Tag, an dem Bischof Otto von Bamberg den Boden Pommerns betrat —) fragte er: Wie steht es mit unserm Missionseifer? und gab uns zur Prüfung unser selbst den Maaßstab in die Hand, indem er zeigte, woher der rechte Missionseifer entspringt und worin er sich bethätigen soll. Es war eine sehr ernste Bußpredigt, die ihren Eindruck auf die zahlreiche Festversammlung nicht verfehlte. — Es fehlt ernster nachhaltiger männlicher Eifer, der da aushält, nicht matt wird, der die Hand an den Pflug legt, ohne zurückzuschauen, weil es an bekehrten Herzen fehlt. Wohl Anfänge der Bekehrung, aber wir kommen nicht zum Mannesalter in Christo, und darum fehlt der männliche Eifer. Weil wir sogleich meinen tüchtig zu sein zum Dienste Gottes, sobald wir nur eine Thräne der Buße im Auge haben, drum sind wir nicht eifrig in diesem Dienst, und so auch nicht im Missionsdienst. Kein Bitten und Ermahnen erweckt den Eifer, kein Beweis der Nothwendigkeit der Mission erfüllt das Herz mit Liebe zu derselben, nur die Bekehrung thut es, und nur die rechte Bekehrung weckt den rechten Missionseifer. Dieser Eifer soll sich nun bethätigen in der „Stärkung der Brüder." Das geschieht, wenn wir selbst hinaus gehen zu den Heiden. Alle aber können nicht gehen. Die Hierbleibenden sollen jedoch die Hände nicht in den Schooß legen. Auf die Gaben (so nothwendig sie sind, und so sehr ihre Vermehrung zu wünschen) ist nicht solch Gewicht zu legen, als auf das Gebet. „Beten wir um Arbeiter, so gehen sie für uns hin; beten wir für die Arbeiter, so arbeiten sie für uns." — Der Bericht, den Missionsinspector Wallmann erstattete, ging nicht darauf aus, eine umfassende Darstellung von dem augenblicklichen Stande der Mission in Afrika zu geben, sondern wollte nur zeigen, wie trotz der „Zeiten geringer Dinge," in denen wir leben, doch Großes von Gott geschehen sei. 17 neue Geschwister konnten ausgesandt werden, darunter seit langer Zeit einmal wieder ein Berliner. Hinsichtlich der Geldmittel hatte zwar der Bericht zu klagen, daß in Berlin die Beiträge wiederum um mehrere Hundert Thaler geringer geworden sind, doch konnte er um so mehr danken für die Beiträge der Hülfsvereine, die zum größten Theil ihren Namen durch die That bewährt hätten, wie noch nie. — Was die einzelnen Stationen betrifft, so war sehr Erfreuliches zu melden von Amalienstein, wo im vergangenen Jahre 40 Personen getauft und ungefähr ebensoviel im Unterricht waren. Ausgeschlossene konnten durch ihre Buße mehr als je wieder aufgenommen werden. In Zoar scheint es, als wolle der Herr den Riß wieder heilen. Doch ist uns ein Pfahl ins Fleisch gegeben in Pniel. Von dort sind in den letzten 2 Jahren so Viele fortgezogen, daß die Gemeinde fast ganz zusammengeschmolzen ist. „Aber darum verzagt man nicht, zumal wenn der Pfahl solchen Namen trägt, wie Pniel, d. i. Angesicht Gottes. Freilich Gottes Angesicht wider uns ist schrecklich, aber von diesem Angesicht Gottes ist der Platz nicht genannt, sondern

von dem, darüber Jakob sagt: ich habe Gott von Angesicht gesehen und meine Seele ist genesen. (1 Mose 32, 30.) Doch es kommt nur ein Pniel zu Stande, wo das Gelenk der Hüfte im Kampf verrenkt ist, davon die Predigt vorhin gesprochen hat." — Wenn nun aber auch weiter aus Britisch Kafferland über den Kirchenbau in Bethel und aus Natal über das christliche Bauerndorf Christianburg viel Erfreuliches erzählt werden konnte, so war doch die wehmüthige Stimmung über die „Zeiten geringer Dinge," in denen wir leben, im Vergleich zu den großen Thaten der Vorzeit die vorherrschende in dem Berichterstatter, wie er denn am Schlusse wieder zurückkehrte zu dem „Schrei der Hülfe aus Tagen sehr geringer Dinge," von dem er ausgegangen war: „Wohlauf, wohlauf, zeuch Macht an, du Arm des Herrn! Wohlauf, wie vor Zeiten, von Alters her." (Jes. 51, 9.)

Am zweiten Tage der Conferenz, Donnerstag den 7. Juni, wurden die Verhandlungen wie gewöhnlich mit einer geistlichen Ansprache eröffnet. Sup. Petrenz aus Templin hielt dieselbe und stellte auf Grund des Textes 2 Mos. 32, 9—14 den Kampf des Moses mit Gott und dem Volke uns als ein Exempel vor Augen, an dem wir lernen sollten, recht und unerschrocken mit Gott zu ringen im Gebet, um den Fluch wegzuthun, der auf den Gemeinden wegen ihrer Sünden lastet, und recht zu kämpfen wider die Sünden des Volkes. Um dazu aber tüchtig zu sein, müssen wir sehen, daß unser eigenes Herz gereinigt sei, daß nicht ein Bann an unserer Person hafte. Nur dann wird auch der Sieg des Moses unser Sieg sein; nur dann heißt es: sie erhalten einen Sieg nach dem andern, daß man sehen muß, der rechte Gott sei zu Zion.

Den Hauptgegenstand der Verhandlungen an diesem Tage bildete die Frage: „Ob außerordentliche allgemeine Erweckungen nothwendig und wünschenswerth sind für das Gedeihen unserer Kirche, eingeleitet durch einen Vortrag des P. Strumpf aus Rosenthal bei Soldin. Vor Allem ist Klarheit der Begriffe nöthig. Die Kirche ist nach A. C. Art. 7 „die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sacramente laut des Evangeliums gereicht werden." In dieser Erklärung sind 3 Momente: objectiver Grund: Wort Gottes und Sacramente; subjective Beschaffenheit der Glieder: Glaube; nothwendige Ordnungen: Amt u. s. w. Das Gedeihen der Kirche wird durch den guten Zustand dieser drei organisch zusammenhängenden Momente bestimmt. Daher muß ein gedeihlicher Wandel im Glauben gefördert werden. Dazu ist Erweckung nöthig. Erweckung im weiteren Sinn finden wir, wo der Mensch zur Erkenntniß einer bestimmten Pflicht (z. B. Theilnahme am Missionswerk) oder zum Bewußtsein eines Schadens kommt. Im engern Sinne ist es der Lebensmoment, da der Mensch zur Erkenntniß kommt, daß auch ihm das Heil geboten ist. Diese Erweckung ist Anfang des Glaubenslebens und daher nothwendig für Jeden. Sie wird gewirkt durch das göttliche Wort, welches der Herr dem Amte übertragen hat. Der Begriff der ordentlichen Erweckung ist nun der, daß der Herr durch das ordentliche Amt des Wortes die Leute herumholt: ob Einer oder Viele, ob allmählich oder plötzlich, ist für den Begriff von keiner Bedeutung. Wenn nun Massen getaufter Christen ohne Erweckung leben, so entsteht ein Mißstand der Kirche. Da erfolgt dann wieder eine Reaction in den ordnungsmäßigen allgemeinen Erweckungen, die nöthig und wünschenswerth sind. — Eine außerordentliche Erweckung hat ihr Merkmal nicht an der größeren Zahl oder Kraft, sondern daran, daß sie andere Mittel entweder allein braucht (z. B. gesuchte oder erträumte Inspiration) oder zum göttlichen Worte hinzufügt, so z. B. sinnliche Erregungen in der Meinung, jenes allein sei nicht kräftig genug. Solche Erweckungen hat die Kirche im Allgemeinen zu verwerfen; nur wenn auch das Kirchenregiment ungläubig wird, nur dann ist solche Erweckung möglich und nöthig. Zu solchen Erweckungen sind besondere Zeiten und Umstände erforderlich. Ebenso sind damit besondere Zustände und Wirkungen verbunden: 1) körperliche. Jede Erweckung bezeugt sich nach Außen hin, wie jedes Gefühl überhaupt. Aber solche körperliche Erscheinungen haben keinen sittlichen Werth; man findet sie auch nicht in der Apostelzeit, vielmehr gerade in der finstersten Heidenwelt, im N. T. nur bei den Besessenen. 2) Ekstase, ein geistiger Zustand. Der Ergriffene verliert das Bewußtsein seiner selbst und seiner Umgebung. (So die „Rufer" in Schweden.) Hier ist vorsichtiges Urtheil nöthig. Eine ähnliche Erscheinung bietet das Zungenreden dar, da die Redenden oft das Wort nachher nicht auslegen konnten. Allerdings wünscht der Apostel, daß es nicht zu oft vorkomme, aber er setzt es doch unter die Charismen. Bald nach der Apostelzeit hören diese Erscheinungen auf: die Kirche erklärt sie später für Zeichen des Montanismus. Und das ist richtig; einmal sind die wirklich großen Erweckungen ohne solche Erscheinungen vor sich gegangen, sodann fordert das christliche Leben, nicht außer sich, sondern in sich zu sein. 3) Bei den Berichten über die irischen Zustände ist das dem Volke dort Eigenthümliche abzustreifen; aber es bleibt doch etwas Wünschenswerthes übrig; das ist die Gabe der Weissagung, als welche nach dem N. T. eine durch den heiligen Geist gewirkte Ansprache ist, welche die Tiefen des menschlichen Herzens enthüllt. Sie ist kein ekstatischer Zustand: der Apostel Paulus sagt: die Geister der Propheten sind den Propheten unterthan. Wer mit Erweckten zu thun hat, wird merken, daß sie ein geistliches Urtheil bekommen. Was sie aber gewöhnlich nur allmählig erlangen, das findet sich im N. T. und jetzt in Irland sogleich. Es ist weder etwas Gemachtes, noch ein momentaner Zustand. „Den Geist dämpfet nicht, die Weissagung verachtet nicht!" (1 Thess. 5, 19. 20.) Die διδασκαλία gehört dem Lehramt, die προφητεία ist der Gemeinde zu wünschen. Machen läßt es sich freilich nicht, doch bleibt, wenn es kommt, Prüfung der Geister nöthig. Das ist nun keine außerordentliche, sondern nur eine außergewöhnliche Erweckung. — Bei der darauf beginnenden Verhandlung ergriff zuerst Gen.-Sup. Dr. Büchsel das Wort, der aus eigner Erfahrung (während seiner Amtsführung in Brüssow i. d. U.-M.) solche allgemeine Erweckung kannte und im Lauf der Verhandlung auf Bitten der Versammlung noch sehr interessante Einzelheiten mittheilte: So klar das von dem Ref. Gesagte ist, so ist es mir doch oft viel zu klar. Der Wind wehet, wie er will, und Du höreſt sein Sausen wohl, aber Du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Bei solchen außerordentlichen Erscheinungen sind außerordentliche Dinge vorangegangen. Als ich es miterlebte, war es besonders Reaction gegen den Unglauben der Pastoren. Es geht eine tiefe Sehnsucht durch die Herzen der Menschen, die oft gewaltig hervorbricht und doch bei den ordentlichen Organen so wenig Verständniß findet, wenn ihr nicht gar von der Kanzel herab mit Spott und Hohn begegnet wird. Es ist freilich nicht alles Gold, was glänzt, gewöhnlich viel Abfall. Es kommen unbe-

reifliche Dinge dabei vor, so sind z. B. Juden mitergriffen, die hinamen, um sich lustig zu machen, epileptische Anfälle bei den stärksten Personen u. s. w. Dämonisches ist immer dabei im Spiel. — Ob olche Erweckung zu wünschen ist? Es hat einen Verein von Christen gegeben, die um reichliche Ausgießung des heil. Geistes und um solche Erweckung beteten. Wenn ein Pastor so recht in Noth um die todte Gemeinde befangen ist, so ist es oft, als könnte man das Amt nicht weiter fortführen; wenn aber gerade dann solche Erweckung kommt, o ist sie wie ein Frühlingsodem. Es ist viel Krankheit dabei; aber s gibt keine Geburt ohne Krankheit; und Krankheit ist immer noch esser als der Tod. — P. Viedebantt: die als Thema gestellte Frage ist zu bejahen, wenn man den Tod der Zeit sieht. Darin sind lle einig. Allgemeine Erweckungen sind biblisch begründet und verweisen in dem Gesicht von dem großen Todtenfelde in Ez. 37 und in er Joel 3 verkündeten Ausgießung des Geistes über alles Fleisch, und aben stattgefunden am ersten Pfingstfest. — C.-R. Seegemund: Eine allgemeine Erweckung darf nicht als enthusiastisch bezeichnet werden, wo sie auf Wirkung der Predigt zurückzuführen ist. Oft ist sie urch den Geist Gottes gewirkt, entwickelt sich aber krankhaft. Der Geist weht wohl, wo er will, aber es ist festzuhalten, daß es zum ölligen Gehorsam unter Gottes Wort kommen muß. — P. Hofmeier spricht über die Mittel, (Gebetsgottesdienste, Versammlungen nter freiem Himmel, die er namentlich für Berlin empfiehlt — wir aben dagegen ernste Bedenken) durch welche allgemeine Erweckungen önnten vorbereitet werden; den Ausschlag müsse immer Gottes Wort eben. Sup. Wagner bemerkt gegen denselben, daß Gott, wenn r Außerordentliches wirken wolle, selbst außerordentliche Mittel brauen werde, und stellt zur Prüfung, ob eine Erweckung göttlichen Urprungs sei, nach 1. Joh. 4, 2. 3 das Kriterium auf, daß die Erweckten bekennen, daß Jesus Christus ins Fleisch gekommen ist. Dazu gt P. Berner als weitere Kriterien die Bewährung im christlichen Wandel und in der Demuth. — Sup. Schönaich erklärt, er habe icht den Muth, außerordentliche Erweckungen zu erbitten oder darauf inzuwirken, damit die Sache nicht gewaltsam werde. Es sey schwer, olche Personen zu behandeln. — Nachdem noch P. Finzelberg durch Mittheilung eines Beispiels freventlicher, mehrere Jahre hindurch fortsetzter Heuchelei dringend zur Vorsicht gerathen und P. Arndt aus Sieversdorf die Enthaltsamkeitssache als einen wirksamen Hebel empfohlen, auch noch ein ernstes Wort der Mahnung den Pastoren ins Herz gerufen hatte, wurde, da die der Discussion bestimmte Zeit bereits erflossen war, die Verhandlung abgebrochen und mit dem Verse: „Ach, aß die Hülf' aus Zion käme" geschlossen, der die durch die Verhandung erweckten Gefühle und Wünsche der Versammelten als Gebet inaufstrug zu Gottes Thron.

Vor der nun eintretenden Pause verlas P. Hofmeier die am estrigen Tage beschlossene Petition an den Ev. O. K. R., die, obgleich die Reihen der Versammlung sich schon sehr gelichtet hatten, noch ahlreiche Unterschriften fand. Die Petition ging dahin, einen hohen Ev. O. K. R. ehrerbietigst zu ersuchen, derselbe wolle 1) „die zweifelhafte Begründung des Amts der Gemeinde-Kirchenräthe (aus der heil. Schrift) in dem Formulare (C) fallen und an Stelle derselben den infachen Hinweis auf das dem Kirchenregimente zustehende Recht in en Angelegenheiten der Verfassung treten lassen," 2) „eine dem Stande er betreffenden Gemeinde-Kirchenräthe angemessene Vereinfachung und Einschränkung der Verpflichtungen eintreten lassen" und 3) „gestatten, daß die Geistlichen nach Beendigung des Einführungsactes der Gemeinde-Kirchenräthe an heiliger Stätte unter Hinweglassung der vorgeschriebenen Dankesformel die neue Einrichtung der Gnade des dreieinigen Gottes empfehlen." — Den die Sicherstellung des Bekenntnißstandes betreffenden Punct hatte man weggelassen, weil augenblicklich wenigstens in dieser Beziehung keine Gefahr drohe (wenngleich man eine deutlichere Fassung der betreffenden Stelle gewünscht hätte) und deshalb von einigen Geistlichen, die den übrigen Bitten gern beitraten, der Wegfall dieses Punctes gewünscht wurde.

Darauf folgte zum Schluß der Vortrag des P. Berner über die Berechtigung des lutherischen Katechismus in den niederen und höheren Schulen. Den in unserem Lande bestehenden höheren und niederen Schulen mit Ausnahme der katholischen und jüdischen Schulen sey der Character evangelischer Schulen zu vindiciren, für welche ein evangelischer Religionsunterricht gefordert werden müsse. Die Grundlage des evangelischen Religionsunterrichts, das eigentliche Grundregulativ desselben sey das Wort Gottes. Auf dem Worte Gottes stehe das Bekenntniß der Evangelischen Kirche, welches auch in der Schule zum Ausdruck kommen müsse, da die derselben anvertrauten Kinder durch die h. Taufe der Kirche angehörten. Das vorzugsweise volksthümliche für die Kinder geeignete Bekenntniß der Kirche aber sey der kleine Katechismus Luthers, ihm gebühre daher vor den übrigen Bekenntnißschriften eine berechtigte Stelle in der evangelischen Schule. Für die höheren Schulen solle damit die Behandlung anderer Bekenntnißschriften, namentlich der Augsburgischen Confession, nicht ausgeschlossen seyn. — Der Katechismus sey aber auch ein Meister- und Musterwerk unserer Literatur, ein echt deutsches Buch, und endlich müsse er auch als ein Buch von pädagogischer Meisterschaft anerkannt werden, denn es trete in ihm sowohl der Character des Erziehenden (des Vaters), als auch der Character des zu Erziehenden (des Kindes) in unnachahmlicher Klarheit und Herrlichkeit hervor. — Für höhere Schulen werde allerdings schon um der Vorbereitung auf den Konfirmandenunterricht der Katechismus den Lehrstoff vorzugsweise für die unteren und mittleren Klassen bilden, doch werde auch in den oberen Klassen sich eine mehr systematische Entwickelung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre sehr wohl an den Katechismus anschließen lassen. Es seyen aber die Geistlichen verpflichtet, Verständniß des Katechismus, Liebe und Freudigkeit für denselben besonders bei den Lehrern zu erwecken, sodann nach dem Worte eines in der Kirche hervorragenden Dieners des Worts bei der Jugend dafür zu sorgen, daß dieselbe den Katechismus nicht nur fest wüßte, sondern daß er ihr auch lose würde und mit seinen Schätzen recht in das Leben käme. Hier sey noch viel zu thun; eine besondere Hülfe habe er namentlich auch in der Seelsorge an dem Katechismus gehabt; wo bei Hausbesuchen die Eltern weniger zugänglich wären, möge man die Kinder rufen, nach dem Katechismus fragen, da werde sich manches Wort reden lassen, welches Kindern und Eltern das Herz treffe. — Daß an diesen Vortrag sich keine eigentliche Verhandlung anschloß, ist sehr natürlich. Unterlag doch der Gegenstand, um den es sich handelte, wenigstens in einer Pastoral-Conferenz nicht dem mindesten Zweifel. „Nach der Berechtigung des lutherischen Katechismus zu fragen, ist wunderlich anzusehen, wo wir für solche Gnade danken sollten," erklärte Sup. Gensichen. Der Gegenstand des Vortrages hatte schon auf dem Programm der vorjährigen Conferenz gestanden, war aber aus Mangel an Zeit unerledigt geblieben

und deshalb auf die Tagesordnung der diesjährigen Conferenz übertragen worden. Vor einem Jahre war das Thema durch die unverständigen Angriffe veranlaßt worden, welche von gewisser Seite mit der Opposition gegen die Regulative auch gegen den luth. Katechismus aufgefrischt wurden. Diese Angriffe waren jedoch verhallt, ohne daß sie weitere Aufmerksamkeit erregt oder großen Beifall gefunden hatten. Mit dem Wegfall des Grundes, der das Thema veranlaßt hatte, war aber auch alles Interesse an einer apologetischen Behandlung des Gegenstandes geschwunden, wie sich in der Versammlung klar zeigte. Diese übrigens ganz erklärliche Interesselosigkeit, die in diesem einzelnen Falle zu Tage trat, können wir aber auf Grund dieser Erfahrung dem diesjährigen Kirchentage beim Hinblick auf sein Programm für seine ganze Verhandlung voraussagen, soweit sie die aufgestellten Themata zum Gegenstand hat. Wo ganz andere Fragen und zwar Lebensfragen für die Kirche vorliegen, ganz andere Themata ihr durch Gottes Fügung gestellt sind, Themata, deren Verhandlung man nicht berechtigt ist sich zu entziehen, wenn man einmal Kirchentag halten will, wird eine Lobrede auf das Alte Testament und Aehnliches nicht geeignet sein, ein lebendiges Interesse zu erwecken oder gar die Theilnahme einer Versammlung für die Dauer mehrstündiger Verhandlungen rege zu erhalten. — Auf unserer Conferenz war im Uebrigen, Gott sei Dank, ein frisches Leben zu spüren, und wir sind überzeugt, daß alle Anwesenden von Herzen einstimmten in das Schlußgebet des Sup. Gensichen, der die Gnade Gottes pries, daß er mit uns gewesen und uns seinen Segen reichlich habe erfahren lassen.

Schreiben an den Herausgeber, die Kastenfrage betreffend.

Indem ich Ihnen für den Artikel S. 499—502 der „Ev. K. Z." (der von einem Manne herzurühren scheint, der mit Missionsangelegenheiten amtlich zu thun und dadurch tiefer hineinzublicken Gelegenheit gehabt hat) freundlichst danke, erlaube ich mir nur Eine Berichtigung. Wenn es dort S. 500 heißt: „es lag ja auf der Hand ..... geduldet wurde", so erweckt das jedenfalls den Schein, daß der Gebrauch eines verschiedenen Kelchs für die Pariahs in unsern Ostindischen Gemeinden wirklich vorkomme — wenigstens in Einer Gemeinde. Dagegen muß ich auf das Bestimmteste erklären, daß das nicht der Fall ist, auch nie der Fall gewesen ist, so lange unsere Missionare draußen arbeiten. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie diese meine Erklärung, resp. Berichtigung, zur Steuer der Wahrheit in die „Ev. K. Z." aufnehmen wollten. Die Lüge ist gar zu mächtig in dieser Zeit, und es thut noth, daß man sie, wo immer man ihrer habhaft werden kann, bekämpfe. Was in aller Welt sollte man von einer christlichen Mission denken, die einen Doppelkelch auch nur in Einer ihrer Gemeinden zu dulden über sich gewinnen könnte. Leipzig, den 23. Juni 1860.

Dr. Graul.

Breslau.

Das kirchliche Leben ist unverkennbar auch hier in erfreulichem Wachsthum begriffen. Je mehr dies aber der Fall ist, um so dringender wird die Pflicht der Kirche, den steigenden religiösen Bedürfnissen entgegenzukommen und dieselben in den richtigen Bahnen zu erhalten. Diese Pflicht ist hier noch nicht so erfüllt worden, wie es zu wünschen wäre und wie es an andern Orten, z. B. in Berlin, längst geschehen ist. Zum Beweise dieser Behauptung genügt es, darauf hinzuweisen, daß Abendgottesdienste, welche in Berlin in mehreren Kirchen regelmäßig stattfinden, in Breslau fast unbekannt sind. Was man annähernd dahin rechnen könnte, besteht darin, daß des Sonntags in Bethanien von 5—7 Uhr Bibelstunde und in einer Pfarrkirche Gottesdienst im Interesse der Juden-Mission gehalten wird. Was die Wochentage betrifft, so finden jeden Monat Missionsstunden zur Beförderung der Heiden-Mission und im Winter-Halbjahre allwöchentlich Bibelstunden in der Zeit von 6—7, bez. von 5—6 Uhr Nachmittags statt. Hiervon abgesehen gibt es in keiner Pfarrkirche einen regelmäßig wiederkehrenden Abendgottesdienst. Breslau hat dafür seine Sonntags-Frühpredigten von 5½ — 7 Uhr Morgens und seine Wochen-Gottesdienste um 7½, resp. 8½ Uhr Morgens. Sie sind aus naheliegenden Gründen nur spärlich besucht, würden aber ohne Zweifel viel besser benutzt werden, wenn sie in den Abendstunden, wenn möglich nach 7 Uhr, stattfänden.

Der Mangel der Abendgottesdienste ist um so mehr zu beklagen, wenn man erwägt, daß der Abend gerade diejenige Zeit ist, in welcher der Weltlust am meisten gefröhnt wird.

Nicht minder muß man es im Interesse der Beförderung des Reiches Gottes beklagen, daß die Errichtung einer Jünglings- sowie einer Mädchen-Herberge, ungeachtet sich die Nothwendigkeit solcher Anstalten täglich mehr herausstellt, ein frommer Wunsch zu bleiben scheint. Nicht als ob es an den zur Gründung der erwähnten Herbergen nöthigen Mittel fehlen würde; sie haben dem lebendigen Glaubensmuth und Glaubenseifer noch nie gemangelt. Die Begründung des Tabeastiftes in Frankenstein ist davon ein erfreuliches Beispiel. Doch nicht allein in dieser, sondern auch in anderer Hinsicht steht Breslau gegen manche Provinzialstädte zurück. Während Liegnitz ein gut redigirtes kirchliches Wochenblatt besitzt, fehlt es hier an einer kirchlichen Lokal-Zeitung noch gänzlich. Denn dem allwöchentlich erscheinenden Blatte, welches eine Uebersicht der zu haltenden Predigten und ein Register der Taufen, Trauungen und Sterbefälle enthält, kann man füglich diesen Namen nicht beilegen. Man müßte denn den Grund zu einer solchen Bezeichnung darin finden, daß das erwähnte Blatt an seinem Schlusse zuweilen kurze Auszüge aus den Schriften Grotefend's und anderer gleichgesinnter Schriftsteller, so wie kleinere Lieder, im Geiste eines Münter und Zollikofer gedichtet, enthält.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 11. Juli. № 55.

Gnadenführungen Gottes in dem Leben des Schulvorsteher Friedrich Samuel Dreger. Von M. Kulke. Berlin, 1860. 180 S.

Der Herausgeber dieses Buches sagt in der Vorrede: „Es handelt sich in demselben nicht darum, einen Menschen zu loben und auf den Leuchter zu setzen, sondern Gottes Wege zu zeigen und zu preisen, auf denen er die armen Sünder zu sich zieht, vollbereitet, stärkt, kräftigt, gründet und selig vollendet.“ Jene große Klippe ist wirklich vermieden, dieses große Thema wirklich abgehandelt. Es ist „eine christliche Erzählung“ aus dem Leben und der Wirklichkeit, während viele der eigentlich so genannten keine Gemächte und Phantasieen sind. Das Büchlein ist für allerlei Orden und Stände, für Alle, die gern selig werden wollen oder auch noch nicht wollen. Diese Gnadenführungen Gottes in dem Leben eines ihrer Berufsgenossen sind insonderheit auch für Schullehrer ein schöner Spiegel und eignen sich für ihre Lesecirkel, zur Besprechung in ihren Conferenzen und zu Geschenken an Lehrer, zumal außer Dreger noch mancher andere treue und gesegnete Hirte der Lämmer Jesu darin vorkommt.

Der Vollendete redet meist selbst, indem er 40 Jahre hinter einander bis zu seinem Tode ziemlich regelmäßig Tagebücher geführt hat. Was ihm in der Kirche und in den Erbauungsstunden besonders wichtig wurde, schrieb er zu Hause nieder. Dadurch wuchs er in christlicher Erkenntniß und hat manches Wort aus den Predigten und Bibelstunden von Jänicke, Löffler, Goßner, Strauß u. A. aufbewahrt, für sich und Andere vor dem Zertreten bewahrt. Man wird unter dem Lesen des Buches und durch das ganze Dasein desselben recht an den Segen solcher Aufzeichnungen erinnert, nirgends aber an eine Versäumniß, das liebe Ich dabei in strenger Zucht zu halten.

Die Gnadenführung geht von Mutterleibe an. Er war geboren zu Berlin den 20. Februar 1798. „Mein Vater“, sagt er, „war ein gottesfürchtiger Mann und seines Handwerks ein Kleidermacher. Er hatte auf seinem Arbeitstische neben dem Schneidergeräth stets die Bibel und das Gesangbuch aufgeschlagen und schämte sich nicht, in der Werkstätte vor den Gesellen sein geistlich Lied zu singen. Der Lehrbursche mußte gewöhnlich den Morgen- und Abendsegen lesen, mich aber forderte er fast täglich auf, ihm ein Capitel aus der Bibel vorzulesen. Am Sonntag nach Tische sang er mit uns Kindern ein Lied aus dem Gesangbuch und betete mit uns auf den Knieen; dann mußte jedes seinen aufgegebenen Abschnitt aus dem Katechismus aufsagen. Dies war der alte Mecklenburger Katechismus, dessen erste Frage lautet: Was soll des Menschen erste Sorge sein?“ Das ist ein Blick in das Haus und die Werkstätte eines Handwerkers in Berlin vor 50 Jahren; sieht man gegenwärtig hinein, man sollte meinen, das Bild müsse schon 150 Jahre alt sein, so verändert ist alles. Lehrburschen und Gesellen sind jetzt der innern Mission anheimgefallen, ein demüthigendes Zeichen und Zeugniß des Zerfalls der sittlichen und christlichen Beziehungen zwischen den Meistern und den Lehrlingen und Gesellen. Man sieht es der obigen Beschreibung an, daß das Verhältniß nicht ein rein individuelles und persönliches ist, daß es noch auf Handwerkssitte begründet war. Dieser waren aber schon damals die Tage gezählt, von Thronen, Kanzeln und Theatern angegriffen. Ganz Berlin hatte unter seinen Geistlichen nur zwei Zeugen Jesu, Woltersdorf und Jänicke, und als jener 1804 heimgegangen war, stand dieser mehrere Jahre ganz allein da. Als D. ein Knabe von kaum 8 Jahren war, nahm ihn seine Mutter schon mit in die Betstunde des Vater Jänicke. Aber Schule, Gymnasium und Leben zehrten nachher stark an diesem Kapital von Vater und Mutter und der 17jährige Seminarist Dreger weiß es selbst nicht zu schätzen und zu gebrauchen. Da schlägt ihm um eine Mitternacht im März 1815 seine Gnadenstunde. Er sitzt noch spät Abends in seiner Kammer und übt dies und das. Er greift in seinen Bücherschrank nach einem Buche und legt das herausgenommene vor sich hin. Es ist ein falsches, aber doch das rechte. Es sind v. Pfeils Lieder über die Offenbarung St. Johannes. Er schlägt auf und vor ihm liegt das Lied:

„Mit Ernst, ihr Menschen in der Welt,
Bedenket euer Ende“ u. s. w.

Er liest bis V. 9:

„Ihr Kinder, hört: Vor dem Gericht
Müßt ihr auch mit erscheinen!“

Da schlägt die Uhr zwölf. Erschrocken und mächtig ergriffen fällt er zum ersten Male freiwillig auf seine Kniee und ruft um Gnade und Erbarmen. Von dieser Mitternachtsstunde im März 1815 bis zu seiner Todesstunde, Sonntag früh den 14. August 1859, ist dieses Leben mit allen seinen Wechselfällen eine Reihe von Variationen auf das Eine Thema: „Ich

lebe von Barmherzigkeit." Es geht wohl manchmal in großer Schwachheit, aber es ist doch nicht ein Flick- und Stückwerk aus allerlei Geist, Sinn, Trachten und Wandel, sondern es gehet fort und fort aus Glauben in Glauben. In jenen 44 Jahren wehen überall, durch Freude und Leid, Ehre und Schande, Thun und Lassen die Signale der Bekehrung des Herzens und des Wandels im Geist. Von jenem Schrei in jener Mitternacht, wo der Mensch aus Gott geboren wurde, geht das Anrufen, Beten, Loben und Danken fort ununterbrochen, es wird zu einem Umgange mit dem Herrn, ein alles Sagen und Klagen nicht auf Befehl, sondern aus des Herzens Drang und Bedürfniß. Davon mögen manche Leser mit ihrem sporadischen Beten sich beschämen und strafen, alle aber erbauen und stärken lassen. Es werden nicht bloß die großen Schritte des Lebens, Examen, Antritt des Amtes, Verlobung, Hochzeit, Geburt eines Kindes, Bau eines Hauses u. s. w. mit Gebet gethan und geheiligt, sondern das Allerkleinste wird kindlich den Händen des großen Gottes empfohlen, und dazu gehört viel mehr Glaube und Vertrauen, eine viel innigere Freundschaft mit dem Seelenfreunde. Auch der Gewohnheitschrist kann bei entscheidenden und erschütternden Momenten einmal aus der Tiefe rufen und auf der Höhe preisen aus Herzensgrund, aber das bei den kleinsten Dingen des täglichen Lebens können nur die, welche vom Geiste Gottes getrieben und geführt werden, nur Gottes Kinder und Hausgenossen.

Zu solchem Umgange mit Gott im Gebet bringt es aber nur der, welcher täglich treulich mit Gottes Wort umgeht. Es ist das etwas Großes und viel seltener, als man glauben sollte. Viele trinken Jahr aus und ein nur aus den Bächen und Flüssen des Gesangbuches, Gebetbuches, Schatzkästchens und Predigtbuches, gehen nicht zur frischen Quelle selbst. Das ist ein Kennzeichen der Schwachheit oder gar Krankheit des geistlichen Lebens. Wer keine andere geistliche Speise genießt, als die erst in einem andern Menschenmunde zum Genießen bereitet ist, der beweist, daß er noch ein Milchkind ist, und wird, wenn er so fort sich nährt, nie Jüngling und Mann in Christo werden.

D. blieb auch nicht bei dem bloßen erbaulichen Gebrauche der h. Schrift stehen, er suchte mit Hülfe der Auslegungen von Bengel, Roos, Rieger, v. Gerlach tiefer in ihren Zusammenhang einzudringen. Allerdings gehört dazu eine gewisse Bildung des Geistes, aber sie wird auch dabei selbst erlangt. Die Leute von Beroe waren gewiß nicht Gebildete in unserm jetzigen Sinne und Umfange, und doch haben sie täglich in der Schrift geforscht, ob sich's also hielte. Aber in unserer Zeit thut es noch viel mehr noth der ganzen Weltbildung und dem Heere von Zweifeln gegenüber, welche in ihrem Gefolge sind.

Diese Anzeige will zum Lesen unseres Büchleins einladen und auf einige Hauptpunkte hindeuten, welche der Leser zur Erbauung seiner selbst zu beachten hat. Am Klarsten und Sichersten wird der Christ im Kreuz erkannt. Davon hat der sel. D. sein gutes Theil bekommen, und man kann zwischen den Zeilen lesen und aus dem, was hie und da nicht gesagt ist, auf noch viel mehr schließen. Bastarde und Stiefkinder werfen immer und immer wieder die Frage auf: „Warum hast du uns das gethan?" Die rechten Kinder demüthigen sich unter die Vaterruthe und wissen, daß sie noth thut. D. sagte öfters: „Solche Sorgen waren mir nöthig und dienten mit als ein Gewicht, das mich zum Herrn zog, denn wenn die Uhr kein Gewicht hat, so geht sie nicht." Das ist die erste Stufe, das Kreuz recht zu erkennen, dann kann man es recht tragen. Dazu gehört neben dem Bewußtsein der Kindschaft das der Sündhaftigkeit, Unwürdigkeit und Strafbarkeit vor Gott. Als D. einmal viel von dem bösen Leumunde der Welt zu leiden hatte, demüthigte er sich vor dem Herrn und sprach: „Meine Missethaten haben es verdient! Aber, Herr Jesu, wende Alles zum Besten und schone meiner!" Seine Unschuld vor den Menschen kam darauf bald an den Tag. Ein schweres inneres Kreuz kam noch auf dem Sterbebette, Tage lang gerieth er in die tiefste innere Finsterniß und Verlassenheit, dieses 44jährige Glaubensleben drohte wider das Wort des Herrn auszulaufen: „Wer beharret bis ans Ende, der wird selig." Das Gnadenlicht war wie am Verlöschen, keine Tröstung und Verheißung wollte in der Seele haften. Eine Zusprache des Wortes: „Wer den Namen des Herrn anrufen wird, der soll selig werden", machte endlich der Anfechtung ein Ende. Wir wollen der Welt das Verwundern über solche Sichtungen lassen, sie sind auch vielleicht im Momente des Sterbens noch häufiger, als wir bemerken. Es ist eine letzte Gnadenarbeit am Ende der Gnadenzeit, alle die Sündenreste, die bei der täglichen Reue und Buße im Herzen und Leben liegen geblieben sind, namentlich auch die letzten Reste von Selbstgerechtigkeit und Sicherheit werden in solcher Verlassenheit herausgeschafft, die letzten Fetzen und Lappen davon werden unter den Kleidern des Heils herausgezogen, und dabei tritt eine Entblößung von diesen ein. —

Wir müssen aber noch auf eine wichtige und interessante Seite dieses Lebens und seiner Beschreibung aufmerksam machen. Auf dem oben angegebenen Titel steht noch: „Zugleich ein Blick in das kirchliche Leben und die kirchlichen Verhältnisse Berlins am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts." D. war in den Kreisen des guten, lutherischen Pietismus geboren und aufgewachsen und gehörte ihnen nach seiner Bekehrung als ein hervorragendes und leitendes Glied bis an sein Ende an. Von seinen Vätern Spener und Franke an ist es eine Eigenthümlichkeit und kein geringer Reiz des Pietismus, daß aus der Gemeinschaft des Gebetes und Wortes Gottes innige persönliche Freundschaften erzeugt und diese wieder aus jenem Grunde erhalten und geheiligt werden. Die Lebensbeschreibung enthält viele Züge und Proben solcher christlichen Freundschaft und ihres Segens. Wir können sie wohl in ihrem Ausdruck und ihrer Gestaltung subjectiv nennen, aber sie hat eine ganz objective Seite und Bedeutung für die Erhaltung der Gemeinschaft und für die Institutionen des Pietismus, christliche Vereine und Privat-Erbauungsstunden. Diese erfahren jetzt

nanche Ungunst auch von kirchlicher Seite; unsere Lebensbe-
chreibung liefert dagegen eine factische Apologie derselben. Der
el. D. hat wirklich im Schweiße seines Angesichts sowohl sein
eibliches Brot als auch sein Gnadenbrot gegessen. Viele Jahre,
a Jahrzehnte lang hat er seine Hand mit angelegt an viele
hristliche Liebeswerke, als Leiter der Christenthumsgesellschaft,
als Vorsteher des gesegneten Männer-Krankenvereins, bei dem
Evangelischen Verein, der Heidenmission und Bibelverbreitung,
während er mit Treue und Hingebung seinem arbeitsvollen Leh-
:erberufe lebte. Aber es war keine krankhafte Vereinssucht in
hm; als der Sonntagsverein entstand, trat er nicht bei. Er
agte: „Was will man damit erlangen? Wer sonst gern zur
Kirche geht, thut es ohne solchen Verein, und wer nicht Lust
at, kommt doch nicht, auch wenn er es diesem Verein verspro-
jen hätte." Das war ein richtiger geistlicher Blick, der Verein
ing auch bald wieder ein.

Der Herausgeber hat ein werthvolles „Extra-Capitel", wie
r es nennt, eingefügt über die namhaftesten Erbauungsstunden
Berlins von ungefähr 1775 bis 1825, auf welches der oben
ngegebene Zusatz des Titels sich insonderheit bezieht. Es wer-
en einige zwanzig solcher Erbauungsstunden angeführt, die von
Handwerkern, Kaufleuten, Beamten, Lehrern und Baronen, ja
einem Pfandleiher und einem Gastwirthe begründet oder geleitet
urden. Außerdem bestanden noch Versammlungen von 20 bis
O Personen hie und da in den Häusern zu christlichen Bera-
hungen und Besprechungen, besonders Sonntag Abend zur Wie-
erholung dessen, was in der Kirche und Erbauungsstunde vor-
ekommen war. Die Stunde in Dreger's Hause hat über ein
albes Jahrhundert bestanden, D. selbst leitete sie dreiundzwanzig
Jahre. Die von den Predigern Woltersdorf, Brumbey und
Hänicke gehaltenen hatten denselben familiären, brüderlichen Cha-
akter.

In diesen Häuflein hatte der Herr seine Kirche und hat sie
i ihnen durch einen langen, harten Winter durchgebracht. Von
a aus gingen die Proteste gegen das Mylius'sche Gesangbuch
nnd später gegen das neue Berliner), während Consistorial-
äthe und Prediger es gemacht hatten oder seine Einführung
etrieben oder wenigstens schwiegen. Hier wurde die Anstellung
des gläubigen Professors und Predigers, Strauß, Hengstenberg,
Bogner u. A. mit Freuden und Dank gegen den Herrn der
Kirche begrüßt. Es ist ja wohl wahr, daß der Pietismus es
icht immer so verstanden hat, ein Salz der Erde und ein Licht
i der Finsterniß zu sein, daß er sich oft in sich selbst zurückge-
ogen und die Kirche als Babel verachtet hat, und es wird ge-
biß auch in diesen Berliner Kreisen nicht von allen Ein-
elnen diese Klippe gemieden worden sein. Aber im Allge-
einen und besonders auch in Dreger's Leben begegnet uns
ichts von dieser Schattenseite, alles Wichtige in Kirche, Staat
nd Natur wird mit innerster Theilnahme beachtet, auf das
eine, das noth thut, bezogen und als eine Stimme des leben-
igen Gottes angesehen und angenommen, als nütze zur Lehre,
ur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit.

Mögen alle Leser auch selbst mit dieser christlichen Weitherzigkeit und Weisheit an unser Büchlein gehen, stehend in dem apostolischen Worte: „Es ist alles euer!" „Alles ist euer!"

Luthers Tischreden und Kirchenpostille.

Der Buchhändler O. Kritz in Berlin (Oberwallstr. 5) erbietet sich, die treffliche Ausgabe von Luthers Tischreden von Förstemann und Bindseil, 4 Bde., enthaltend 2232 Seiten, gr. 8. (Ladenpreis 8 Thlr.), bei directer Bestellung und freier Einsendung des Betrages für den äußerst geringen Preis von 1 Thlr. 7½ Gr. abzulassen. Ebenso für gleichen Preis die Ausgabe der Kirchenpostille von Franke, 2 Bde., 1468 S. Die Redaction erlaubt sich ihre Leser und vor allem die Herren Pastoren, die diese Werke noch nicht besitzen, einzuladen, daß sie diese Gelegenheit, sie zu erwerben, nicht versäumen, die in solcher Weise früher noch nicht geboten ist und die wahrscheinlich nur kurze Zeit dauern wird, da der Vorrath nur ein verhältnißmäßig geringer ist. Nicht blos die Kirchenpostille, auch die Tischreden, die in guter Ausgabe noch schwerer zu erlangen, sind eine wahre Zierde für jede Pastoralbibliothek und auch für den Laien vielfach belehrend und erbauend. Am angemessensten würde es sein, wenn größere Kreise sich zu partieenweiser Beziehung verbänden. Den Herren Patronen ist hier eine gute Gelegenheit geboten, angenehme und nützliche Geschenke zu machen. Mit dem löblichen Eifer in Wahrung ihrer Rechte wird gewiß auch mehr und mehr der Eifer in der Fürsorge Hand in Hand gehen. Um zu solcher die Herzen zu stimmen, nicht blos für den vorliegenden Fall, sondern in viel weiterem Umfange, theilen wir hier aus den „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte Sächsischer Prediger, Altenb. 1820," des Magister Salomo Liskovius, kaiserlichen gekrönten Dichters und Pfarrers zu Otterwisch und Stockheim in der Inspection Grimma, Verfassers des gottinnigen Liedes: Schatz über alle Schätze, Bittschrift um einen neuen Priesterrock mit.

Hochedler Herr Patron, Er wird, weil ihm zu dienen,
Ich stets verpflichtet bin, mein einziges Erkühnen,
Nach angeborner Huld mildgütig nehmen an,
Und mit berühmter Gunst mir bleiben zugethan.
Mir ist zur Seelenhut Sein Stockheim anvertrauet,
Das hab ich 15 Jahr in Gottesfurcht gebauet,
Durch Gottes Gnadenkraft, so daß den treuen Fleiß
An mir der saure Neid selbst nicht zu tadeln weiß.
Allein mein Donnerkleid, aus dem ich Feuer werfe,
Wenn ich ein Moses bin und das Gesetze schärfe,
Mein schönster Hochzeitsschmuck, wenn ich bei Bräuten steh',
Mein trauriger Habit, wenn ich zu Grabe geh',
Mein geistlich Badekleid, wenn ich die Kinder taufe,
Und mein Versöhnungsrock, wenn nun der Sünderhaufe
Der Schuld Erlassung sucht mit herzgekränktem Sinn,
Mein letztes Ehrenkleid, wenn ich gestorben bin,
Mein priesterlicher Rock, in dem ich Glauben lehre,
Und tröste denn ein Herz, von dem ich Trübniß höre,
Mein bestes Feierkleid geht mir darüber ein,
Und wollte lieber auch nunmehr gebauet sein.
Wenn nun mein größter Schatz, mein Amts- und Kirchenkittel,
Mir so zu Grunde geht, weiß ich kein ander Mittel,

Und keinen andern Rath, als daß mein Kirchenkind
Mir einen andern schafft, weil da noch Mittel sind.
Mein edler Herr Patron, Er höre mein Begehren,
Ich will die Kirche nicht zur Ungebühr beschweren,
Ich suche nichts für mich, als was von freier Hand,
Und ohne mein Begehr mir sonst wird zugewandt,
Ich will kein weiches Kleid von Sammet oder Seiden,
Als wie die Großen sich an Königshöfen kleiden,
Es thut's ein Wollentuch auch von der groben Art,
Denn man gewöhnet ja die Priester nicht so zart.
Wenn's nur was schwarzes ist, und welches zu erlangen
Nur ein geringes kost. Auf Kirchengut zu prangen
Steht mir und keinem an, und bin ich schon vergnügt,
Wenn nur ein schlechter Rock im Filiale liegt;
Auch darf Er, Herr Patron, sich nicht darüber grämen,
Ob wollt ich diesen Rock mit mir nach Hause nehmen,
Er soll der Kirche sein zum Inventario,
Wie solches anderswo sonst mehr geschieht. Und so
Kann mein geflickter Rock noch etwas länger halten,
Und kommt er dergestalt auch nicht aus seinen Falten,
So darf mein Küster nicht mein Kleideresel sein,
Und geht das Filial uns dann viel leichter ein.
Er spreche nur sein Ja! Ich will indessen beten
Nach priesterlicher Art an Gott geweihten Stätten,
Auch sonst sein Wohlergehn dem Höchsten tragen für;
Ich weiß, er höret mich. Herr, wende dich zu mir,
Erhöre meinen Wunsch, und meines Herzens Bitten,
Herr, fange du nun an den Segen auszuschütten,
Eröffne deinen Schatz, der lauter Gutes quillt,
Und laß das Pomsner Haus mit Wohlfahrt angefüllt
In gutem Friede stehn, laß sein berühmt Geschlechte,
Den Ponikauer Stamm*) durch deiner Allmacht Rechte
Zu all' und jeder Zeit in vollem Segen sein!
Herr! laß dein Angesicht und deiner Güte Schein
Auf dem von Ponikau und seiner Liebste bleiben,
Laß hohes Wohlergehn auf beiden so bekleiben,
Daß der hochedle Stamm voll Frücht und Zweige sei,
Darneben immer grün, sei alles Unglücks frei.

M. Sam. Liskovius, Pastor zu Otterwisch,
den 21. Juni 1679.

Nachrichten.

Die sechsundzwanzigste Conferenz des evangelisch-lutherischen Vereins in der Provinz Schlesien

wurde am 13. und 14. Juni c., wie hergebracht, in Gnadenberg abgehalten. Ihrem Wahlspruch begegnen wir in dem prophetischen Worte: „Zu der Zeit wird man sagen: siehe, das ist unser Gott, auf den wir harren und Er wird uns helfen; das ist der Herr, auf den wir harren, daß wir uns freuen und fröhlich sein in Seinem Heil." — In so tief und mächtig bewegten Zeiten, wie die heutigen, in so gewaltigen Geisteskämpfen, wie die gegenwärtigen, sieht das arme Fleisch sich so gern nach menschlicher Hülfe und menschlichem Schutze um, — und wird doch seiner nimmer froh, denn es ist so gar wenig sicherer Verlaß darauf, und es höret nimmer auf zu nagen und zu plagen der bange Zweifel, ob nicht etwa die Freundschaft sich über Nacht in Feindschaft verkehren werde. Ist man daher auch dieses Ballastes los und ledig, dann fühlt die Seele sich frei und froh und singt in alles Wogenbrausen und in alles Sturmesheulen ein fröhliches Hallelujah hinein, denn auf den Herrn allein gestützet und gesteifet ist sie des Sieges der Gerechtigkeit ebenso gewiß, als daß der Menschen Klügeln und Laviren zu Schanden werden muß in einer Kürze. Diese Fröhlichkeit war die Stimmung unserer Conferenz, die wir dem Herrn allein zu danken haben; denn nicht wir haben uns losgemacht von aller Hoffnung auf der Menschen Hülfe, Er hat uns in Gnaden ihrer entkleidet und uns die Herzen frei und fröhlich gemacht. Sein Name sei gelobet! Zur Hebung dieser Stimmung trug nicht wenig bei der glückliche Gedanke, mit unserer Conferenz die der sonst in Wittenberg tagenden Deputirtenversammlung zu vereinigen. Auch das war ganz allein eine Gabe unsers lieben Herrn. Denn wir hätten uns wohl nimmer losgemacht von Wittenbergs durch eine großartige Vergangenheit geheiligten Mauern. Der Herr aber hat uns so zu sagen aus Wittenberg herausgetrieben und uns des Gründlichsten darüber belehrt, daß die Gegenwart, die den Propheten Gräber baut und Denkmäler errichtet und Reden hält, eben nicht die Vergangenheit ist, und das Wittenberg, das wir suchen, nur da zu finden ist, wo der reformatorische Geist noch eine Macht ist, Herzen zu entzünden und Bruderhände in einander zu schlagen. Das war für dieses Mal in unserm lieben, schlichten, anspruchslosen Gnadenberg der Fall, wohin die Brüder in den Provinzen hier und da gar liebe, wackere Deputirte entsendet hatten, durch die uns der Herr einen nicht geringen Segen bereitet hat. Meinhold und Ludwig aus Pommern, Ahrendts aus Sachsen, Straube aus der Mark, Böttcher aus Posen. Ueber die in Gemeinschaft der Schlesischen Brüder gepflogenen Verhandlungen dieser Deputirten, welche den Vormittag des 13ten ausfüllten, zu berichten, ist einem andern Referenten aufgetragen worden. Wir beschränken unsere Mittheilungen also auf die Conferenz des Schlesischen Provinzialvereins. Sie begann bald nach Mittag am 13. Juni im gewöhnlichen Lokal, dem kleinen Brüdersaal, in welchem wir schon gar manchmal unsere Kniee gebeugt und die in einander geschlagenen Hände betend emporgehoben haben. Auch diesmal war es unser Erstes, dem Geiste des Gebets weit aufzuthun unsere Herzen, wozu uns treffliche Hülfe geleistet wurde von unserm lieben Bruder Roth aus Heidau, dem es der Geist Gottes gegeben hatte, aus dem 99. Psalm zum Verständniß dieser letzten bösen Zeit zu verhelfen, ihr klares Bild vor unsern Augen zu entrollen, ihre eigentliche Physiognomie in scharf markirten Zügen darzustellen.

(Schluß folgt.)

*) Ein Zweig der Herren von Ponikau besaß Pomsen in der Gfsch. Grimma seit 1536.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 14. Juli. № 56.

Die liturgischen Gottesdienste.

Die liturgischen Gottesdienste haben in den letzten Jahren immer größere Verbreitung gefunden und ohne Zweifel schon viel Segen der Evang. Kirche Deutschlands gebracht. Sie sind nicht nur zahlreicher geworden, zum Theil sogar schon in die sonn- und festtäglich wiederkehrenden gewöhnlichen und regelmäßigen Gottesdienste aufgenommen, sondern auch mit wachsender Einsicht und Liebe gepflegt und ausgestaltet. Es ist dies auf die mannigfachste Art geschehen, je nachdem die vorhandenen Mittel und die Bedürfnisse der einzelnen Gemeinden den Weg anzuzeigen schienen. So haben z. B. die liturgischen Gottesdienste der St. Matthäuskirche zu Berlin, welche sonn- und festtäglich von 5 — 6 Uhr Nachmittags stattfinden und deren Textbüchlein so eben in einer zweiten Auflage (Berlin, in Commission bei Heinicke, 1860) zu dem Preise von 1½ Sgr. erschienen ist, den liturgischen Charakter im Wesentlichen bewahrt, indem sie aus Vorlesen der Schrift, Gebet, Chor- und Gemeindegesang bestehen, zugleich aber eine kurze freie Ansprache der letzten Schriftvorlesung folgen lassen, während die liturgischen Gottesdienste der Domkirche diese Ansprache ausschließen, und die Vesperandachten dieser und anderer Kirchen dem gewöhnlichen Predigtgottesdienst nur bestimmte liturgische Elemente, namentlich den Gesang fest geordneter und regelmäßig wiederkehrender Wechselgesänge zwischen Chor und Gemeinde, hinzufügen. Grade diese Mannigfaltigkeit der Gestaltung ist erfreulich, denn sie beweist, daß Leben in der Sache ist. Hoffen wir zu Gott, daß dieses Leben sich je mehr und mehr kräftig erweisen, daß diese Lebensregungen immer neues Leben wecken und daß es gelingen werde, die liturgischen Gottesdienste allmählig zu einem allgemeinen und unverlierbaren Eigenthum aller Evang. Kirchen des Vaterlandes zu machen. Wir haben aber schon früher darauf hingewiesen, wie nothwendig es sei, die Entwicklung dieser wichtigen Angelegenheit nicht ohne Leitung, ohne eine fördernde und einsichtige Aufsicht Seitens der Kirchenbehörden zu lassen. Hoffen wir also auch, daß es an dieser niemals bei uns fehlen und daß diese Aufsicht in der That nie hemmend und hindernd, sondern nur günstig auf die weitere Gestaltung der Sache wirken werde. Die Aufgabe der kirchlichen Presse ist es, in eben diesem Sinne der Entwicklung zu folgen, Rath und Warnung nicht zurückzuhalten und das Ziel fest und bestimmt zu zeichnen, das nicht aus den Augen zu verlieren ist. Hiezu mögen die folgenden Bemerkungen einen geringen Beitrag liefern.

Unter den erfreulichen Wahrnehmungen der letzten Jahre steht unstreitig obenan, daß der Sinn für die alten liturgischen Schätze der Kirche und die Uebung in ihrer Darstellung offenbar im Wachsen begriffen ist. Das Magnificat, das Nunc dimittis werden hie und da regelmäßig in den liturgischen Gottesdiensten vom Chor und der Gemeinde im Wechselgesang recitirt, auch wohl das Benedicamus, die Litanei, das Te deum, verschiedene Psalmen. Bedenkt man, daß es fast überall darauf ankam, in dieser Beziehung ganz von vorn anzufangen, indem jede Spur alter Gewöhnung und Uebung aus den Kirchen verschwunden war, so darf das bisher Erreichte in der That nicht gering angeschlagen werden. Es kann nicht ausbleiben, daß namentlich der recitirende Gesang der Psalmen nur mit Mühe unsern Gemeinden wieder geläufig wird. Aber es ist hoch erfreulich, daß die Schwierigkeiten nicht zurückschrecken und daß man rüstig in der Uebung des Psalmodirens fortfährt. Auch hört man es dieser Uebung mit Dank und Freude an, daß es hier nicht, wie Luther sagt, auf ein „Lören und Tönen" hinaus will, sondern auf ein dem heiligen Inhalt entsprechendes, würdiges und sinniges Aneignen und Wiedergeben des Wortes Gottes. Wenn man den Psalmengesang der Römischen Kirche, selbst an solchen Orten, die, wie z. B. Aachen, als die Stätten alter Ueberlieferung gerühmt werden, dagegen hält, wenn man an das Abjagen und Abschreien der heiligen Worte, wie man es dort hört, und wie es auch jetzt nicht treffender als mit dem eben gedachten Ausdruck Luthers gezeichnet werden kann, sich erinnert, so muß man gestehen, daß unsere Kirche schon jetzt hierin der Römischen voraus und dem wahren katholischen Cultus der una sancta näher ist als jene. Wir würden nur rathen, das schwere Werk des Psalmodirens dadurch zu erleichtern und vorzubereiten, daß in den liturgischen Gottesdiensten die Gemeinde auch an das gemeinsame Sprechen bestimmter liturgischer Stücke gewöhnt wird. Man kann hier mit dem Amen anfangen, das Vaterunser, das Sündenbekenntniß, den Glauben folgen lassen, zu Liederversen und Psalmen fortschreiten und dann die so durch gemeinsames Sprechen zum geläufig und sicher darstellbaren Besitz der Gemeinde gewordenen Psalmen auch dem recitirenden Gesange übergeben, dem dann — und das ist die Hauptschwierigkeit, die beim Psalmodiren zu überwinden ist — die beim Sprechen gewonnene

Sicherheit der rhythmischen Gestaltung der einzelnen Sylben und Worte von selbst zu Statten kommen wird. Die Schüler werden den Rhythmus des Sprechens zu lernen und dann die Leitung der Gemeinde hiebei zu übernehmen haben, in derselben Weise, wie der Schülerchor den Gesang der Gemeinde unterstützt und leitet. Ist, wie jetzt wieder in der schon gedachten St. Matthäuskirche *), ein aus der Gemeinde und ihren gesangeskundigen erwachsenen Gliedern gesammelter Chor für den Chorgesang vorhanden und somit der normale Zustand, wie er in jeder — wenigstens jeder größeren — Gemeinde sich finden sollte, wirklich wieder hergestellt: so wird auch dieser Chor um so leichter der Gemeinde im Sprechen der liturgischen Sätze nach festem Rhythmus vorangehen können.

Der Gewinn dieses Sprechens der Gemeinde im Gottesdienst beschränkt sich aber nicht auf die eben gedachte Vorübung für das Psalmodiren, sondern er ist von viel allgemeinerer und weiter greifender Bedeutung. Die Hauptsache für die Hebung des gottesdienstlichen Gesanges ist und bleibt immer die, daß der Gesang immer mehr **Wahrheit** und **Leben** für die Gemeinde wird, daß das Bedürfniß des Gesanges immer klarer und bestimmter empfunden und erkannt, daß der Gesang, wenn wir so sagen dürfen, immer keuscher und heiliger gehandhabt, vor allem Mißbrauch bewahrt und von aller Unnatur rein gehalten wird. Dieser Hauptgesichtspunkt, welcher bei allen Bestrebungen für die Hebung unsers gottesdienstlichen Lebens fest im Auge zu behalten ist, weist ganz besonders dringend und bestimmt darauf hin, das richtige Verhältniß zwischen Wort und Ton, Rede und Gesang zu erkennen, und dieses Verhältniß bei der Benutzung und Einordnung des Gesanges in den Gottesdienst auf das Gewissenhafteste zu beachten. Wird die Gemeinde veranlaßt zu singen, wo das Bedürfniß zum Gesang in ihr gar nicht, oder doch nur in gewaltsamer und unvorbereiteter Weise, oder in geringerem Maaße als an anderen Stellen des

*) Wir können nicht umhin, hier des seligen Organisten **Wendel** zu gedenken, der mehrere Jahre hindurch mit großer Treue und Hingebung bei siechem Leibe und unter dem Druck der verschiedensten Art für die liturgischen Gottesdienste der Matthäuskirche thätig gewesen ist. Die Haupteigenschaft, die ihn hiezu befähigte, und die unter den Musikern leider nicht häufiger gefunden wird, als unter andern Künstlern, die **Einfalt** und **Selbstlosigkeit**, das **nicht** der Kunst, **nicht** dem Meister in derselben, **am wenigsten sich selbst** dienen wollen, sondern allein dem Herrn und Seiner heiligen Sache, dieses Haupterforderniß eines evangelischen Cantors war ihm eigen. Die Gefahr des Abirrens mit den musikalischen Leistungen auf falsche Wege, die vielleicht einen Kunstgenuß — bei mangelhaften Mitteln aber nicht einmal diesen — gewiß aber nicht die Einfalt der Erbauung fördern, lag ihm fern. Diese nächste und dringendste Gefahr für die liturgischen Gottesdienste wird überall sich zeigen, wo irgend die vorhandenen Mittel ein Hinausgehen über den einfachen Choral gestatten, **es sei denn, daß das Werk so selbstlosen Händen befohlen sei, wie die unsers lieben Wendel waren.** Sein Andenken bleibe unter uns in Segen!

Gottesdienstes geweckt und vorhanden ist, so hat der Gesang für sie keine oder nicht die volle Wahrheit, die er für sie haben kann und haben soll. Die nothwendige Folge ist, daß, weil nicht aus dem Herzensbedürfniß heraus gesungen wird, auch keine Herzens- und Lebensströmung im Gesange sich kund giebt, daß der electrische Strom, der durch wahrhaft lebendigen Gesang so gewaltig wirksam ist, vermißt wird, der Gesang mehr oder weniger unlebendig, unkräftig, schlaff und todt bleibt und die Lust zum Gesange erstirbt, grade wie dem Kinde das frische, fröhliche Spiel und damit der Nerv seines jugendlichen Lebens durch nichts mehr verkümmert wird, als durch ein Ueberfüllen und Ueberstürzen mit Gaben und Dingen, für welche die Seele noch nicht reif ist, für deren richtige und tüchtige Nutzung dem inneren Leben die nothwendigen Bedingungen, und damit Verständniß, Freude, Frucht und Gedeihen fehlen; oder wie dem Wanderer, dem man die Labung durch Trank und Speise schon beim Beginn der Wanderung aufnöthigt, damit die Labung zur Beschwerde, die Lust zur Last verkehrt, die Wanderung selbst und ihre Freude aber verkümmert und erschwert wird.

Das richtige Verhältniß zwischen Wort und Ton, Rede und Gesang ist aber das, daß das Wort den Ton, die Rede den Gesang erzeugt und nicht umgekehrt, daß die Erhebung der Herzen zu dem helleren, lichteren, schöneren, weil verklärten und von dem Auferstehungsglanz, den Kräften der zukünftigen Welt durchzogenen Wesen des Gesanges uns natürlich und nothwendig ist, wenn die einfache Rede die Fülle des inneren Lebens nicht mehr zu fassen und darzustellen, nicht mehr zu offenbaren vermag, wenn zu seiner Aeußerung und Offenbarung ein neues Mittel, ein vollkommeneres Instrument, ein lichteres Gewand, ein verklärter Leib gesucht und geschaffen wird. Diesen verklärten Leib unseres Geistes nach allen Seiten vorzubereiten und aus dem Wesen dieser Welt herauszumeißeln, mit den irdischen Stoffen den Verklärungs- und Auferstehungsproceß vorzubilden und — wenn wir so sagen dürfen — gleichsam einzuüben, den Proceß, der einst an unserm sterblichen Leibe wird vollzogen werden, wenn der letzten Posaune wundersamer Ton erschallt, das ist die Aufgabe und Arbeit aller christlichen Kunst, mithin auch die Aufgabe aller heiligen Musik und des gottesdienstlichen Gesanges. Zwingli würde Recht gehabt haben, als er zum Beweise der Unnatur dieses gottesdienstlichen Gesanges dem Rath zu Zürich eine Petition vorsang, wenn wirklich der Gesang nur dieselbe Aufgabe hätte, wie die Rede, wenn wirklich, was wir singen, ebenso gut, ja besser nur gesprochen werden könnte, und wenn es mit dem Wesen der Kunst nichts wäre als ein müßiges Spiel, das dann freilich nicht in die Kirche gehören würde. Aber, Gott sei Dank! die Kunst ist uns nicht zum Spiel, sondern als nothwendige Erhebung, Ergänzung, Verklärung unsers Erdenlebens, als Gruß und Pfand des zukünftigen Lebens, als Band und Brücke zu diesem hin gegeben, also daß wir die Kunst nicht verlassen und versäumen können, ohne die nothwendige Offenbarung unseres höheren Lebens zu ersticken und damit dieses Leben selbst zu kränken und zu verstümmeln. Aber freilich,

ir sind verpflichtet, der Kunst also zu gebrauchen, daß wir sie icht mißbrauchen, und sorgfältig zu wachen, daß solcher Miß- rauch uns nicht ein gut Theil des Segens dieser Gottesgabe aube. Singen wir, wo es durchaus natürlich ist und vollkom- nen genügt zu sprechen, so ist das solcher Mißbrauch. Wir achen damit das Festgewand zum Arbeitsrock und bewirken, aß weder Arbeitsrock, noch Festgewand uns sein können, wozu ie uns gegeben sind, weil wir den rechten Gebrauch und Unter- chied beider verlernt und vergessen haben.

In der richtigen Erkenntniß dessen, was in dieser Bezie- ung unsern Gottesdiensten Noth thut, werden wir mehr und nehr zunehmen, wenn wir das gemeinsame Sprechen der Ge- neinde wieder aufgenommen, an dem Unterschied zwischen ge- neinsamer Rede und gemeinsamem Gesang unser Verständniß ür das eigenthümliche Leben des Gesanges, seine Bedürfnisse nd Bedingungen, geübt und geschärft, uns selbst in dieser Hin- icht herangebildet haben werden, um dann sichere und feste Tritte n Verbesserung der gottesdienstlichen Ordnung thun zu können. Jetzt läßt sich wohl erkennen und aussprechen, daß der Gesang sich da einzustellen hat, wo das Wort nicht ausreicht, daß also auf den Höhepunkten des Cultus insbesondere des Gesanges zu pflegen ist, aber die Anwendung auf einzelne Dinge ist mißlich, denn es fehlt das Verständniß für das Bedürfniß, es erscheint jede solche Aenderung mehr oder weniger als Willkühr, und es wird daher durch solches Aendern leicht mehr geschadet als ge- nutzt. Die Einführung gemeinsamen Sprechens statt des Ge- sanges bei einzelnen liturgischen Sätzen, wie wir solche oben be- zeichnet haben, ist aber ganz unbedenklich, wird als Erweiterung der Thätigkeit der Gemeinde da, wo jetzt nur der Geistliche allein in ihrem Namen spricht, überall belebend wirken und freu- dig begrüßt werden und ohne Zweifel von dem besten Erfolge begleitet sein. Wir können daher nicht dringend genug bitten, dies zu beherzigen und namentlich in den liturgischen Gottes- diensten unter Anführung des Chores mit dem gemeinsamen Sprechen sofort zu beginnen.

Eine andere sehr erfreuliche Wahrnehmung der letzten Jahre ist die, daß hie und da schon ein günstiger Einfluß der litur- gischen Gottesdienste auf das gottesdienstliche Leben überhaupt, auf Haupt- und Nebengottesdienste insgesammt zu spüren ist. Nicht nur, daß wirklich die Gemeinden wachsen in der Lust und Liebe zum kirchlichen Gesange und in der Uebung desselben, son- dern es werden auch die gewöhnlichen Gottesdienste, wie dies oben von den Vesper-Andachten schon bemerkt worden, liturgisch reicher ausgestattet, ja, wie z. B. in der Bartholomäuskirche zu Berlin, dergestalt mit Vorlesungen aus der heil. Schrift und Wechselgesängen erfüllt, daß nur die, freilich vollständig zur Gel- tung kommende, Predigt mit dem Predigtlied noch aus der frü- heren Ordnung der Nebengottesdienste beibehalten ist. Die Ord- nung des Hauptgottesdienstes hat besonders in der Kirche des Krankenhauses Bethanien einen solchen günstigen Einfluß aufzu- weisen, indem hier in der That bereits ein erheblicher Fortschritt zur Wiederherstellung der Einheit des Cultus vom Anfang bis

zum Schluß zu der rechten Ordnung der einzelnen Theile, so wie zur Belebung der Einsicht in die Natur und Kraft des Ge- sanges gemacht ist. Namentlich findet sich hier der Versuch zum gemeinsamen Sprechen der Gemeinde schon seit Jahren, freilich durch die besondern Verhältnisse dieser Gemeinde nicht we- nig begünstigt, verwirklicht.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Die sechsundzwanzigste Conferenz des evangelisch-lutherischen Vereins in der Provinz Schlesien.

(Schluß.)

Auf diese Ansprache folgte eine zweite, nämlich die unsers Ver- einsvorstehers, des Br. Frühbuß aus Prittag, welcher es von vorn herein als seine besondere Aufgabe bezeichnete, dem durch das heilige Gotteswort geklärten und geschärften Blicke nun die Realitäten unsers geschichtlichen Lebens vom abgewichenen Jahre vorzuführen, um dar- aus Fingerzeige des Herrn zu entnehmen für unser künftiges Thun. Er redete zuerst über die im Schlesischen Vereine eingetretenen Ver- änderungen, sodann über das, was ihm obgelegen habe und von ihm geschehen sei auf der Stelle, die ihm das Vertrauen der Brüder an- gewiesen, und entwickelte schließlich seine Ansichten über das, was er unter den gegenwärtigen Verhältnissen als die specifische Aufgabe der lutherischen Vereine überhaupt und des Schlesischen im Besonderen ansehe. In ersterer Beziehung wurde vor Allem der entschlafenen Brü- der Klopsch und Herold gedacht. Des theuern Klopsch ganze Ei- genthümlichkeit wußte er nicht treffender zu bezeichnen, als es die Ev. K. Z. bereits gethan hat. „Er war stark in seiner Schwachheit.“ In einem gebrechlichen Gehäuse eine glaubensstarke, im innigen Le- bensgrunde tief gewurzelte Seele. Im Besitz reicher geistiger Mittel, geziert von der liebenswürdigsten Bescheidenheit. Bei großer Milde und Sanftmuth eine Entschiedenheit der kirchlichen Gesinnung, wie sie nur wenigen eignet. Zum dankbaren Andenken an die theuern Ent- schlafenen erhob sich die ganze Versammlung von ihren Sitzen und sang: Wenn ich einmal soll scheiden ꝛc. — Das vereinsgeschichtliche Referat bemerkte demnächst, daß die leeren Stellen der Heimgegan- genen durch den Zutritt dreier sehr wackerer Brüder bereits wieder ausgefüllt seien und andere Zutritte in naher Aussicht stehen. Was weiter über das Schlesische Vereinsleben berichtet wurde, war intra parietes geredet und gehört nicht in die öffentliche Mittheilung. Wohl bot es einerseits Anlaß zu mancher Klage dar, andererseits aber ent- hielt es der erfreulichen Momente auch so viel, daß diejenigen gewiß im robusten Irrthume befangen sind, welche sich einbilden oder sich einreden möchten, daß der Schlesische Verein an einer gewissen Läh- mung leide. Ganz im Gegentheil. Ist seine gegenwärtige Strömung vielleicht eine weniger breite, so ist sie unverkennbar auch eine weniger gemischte und trübe und hat durch mancherlei Ablagerungen sichtlich an Durchsichtigkeit und Tiefe, wie an Frische, Fröhlichkeit und Sicher- heit ihrer Bewegung gewonnen. — Von der Vorstandsthätigkeit des vergangenen Jahres wurde im Besonderen nur die Adresse an das Consistorium mitgetheilt, in welcher der Präses auf Veranlassung der letzten Gnadenberger Conferenz den Dank des Vereins ausspricht für

die bisherige Haltung, welche diese hohe kirchliche Behörde in der Eheangelegenheit behauptet habe und die Versicherung wiederholt, daß die Mitglieder des Vereins in ihrem amtlichen Wirken sich nur von dem in der Schrift klar und deutlich ausgesprochenen göttlichen Willen leiten lassen und es event. auf Substitution ankommen lassen werden. Eine Hinweisung des Consistoriums auf den Bescheid, welchen der Ev. O. K. R. auf die Bedenken der Sächsischen Brüder bekanntlich unterm 9. Mai pr. erlassen hat, rief eine Erwiderung hervor, welche ausführlich entwickelt, wie das hohe Rescript die eigentliche, tiefste Wurzel jener Bedenken fast ganz unberührt lasse und zur Beruhigung der besorgten Gemüther nur wenig beitragen könne. — Schließlich entwickelte der Vortrag die von der Zeitströmung gebotene specifische Aufgabe der luth. Vereine überhaupt und des Schlesischen im Besondern und schickte die Bemerkung voraus, daß es sich hierbei nicht um den materiellen Inhalt dieser Aufgabe handle, welcher in den bekannten Wittenberger 5 Sätzen aufs Glücklichste formulirt und intact sei, sondern die Frage nur sein könne, auf welchen Wegen jetzt grade das vorschwebende Ziel zu erstreben sei. Es wird, hieß es, darauf ankommen, von manchem völlig abzusehen, was uns bisher als vorzugsweise wichtig erschienen ist, und auf manches unsere Aufmerksamkeit zu richten, dem wir dieselbe bis jetzt fast gänzlich entzogen haben. Aufgeben müssen wir 1. jeden Gedanken an die Möglichkeit, unsere kirchlichen Hoffnungen binnen weniger Jahre zu realisiren. Die Erreichung großer Ziele fordert Zeit, Geduld und Beharrlichkeit. Weg also mit aller Hast, allem Unmuth und aller Ungeduld unsers Strebens, und die Herzen in Geduld und Muth gefaßt. Absehen, gründlich und völlig absehen müssen wir 2. von der Möglichkeit, irgend etwas für unsere Zwecke Erkleckliches vom dermaligen Kirchenregiment zu erreichen. Weg mit allen Vorstellungen, Protesten und Petitionen! Eins müssen wir jetzt gelernt haben; das Kirchenregiment *hilft uns nicht, darum nicht, weil es uns nicht helfen kann*. Der ganze kirchliche Organismus ist krank, ein gelähmtes Glied desselben also auch das Kirchenregiment, welches der Hülfe *bedarf*, auf die auch der Herr bei dem rapiden Laufe der Dinge nicht lange warten lassen wird. — Absehen müssen namentlich wir Schlesier 3. von großen, zahlreich besuchten Conferenzen. Die frequenten Versammlungen von Berlin und Gnadau haben bisweilen den Gedanken der Nacheiferung in uns geweckt. Der Gedanke ist falsch und muß aufgegeben werden. In Schlesien *können* und *dürfen* wir keine großen Conferenzen haben, obschon einst auch hier die Brüder zu Hunderten sich versammelten. Denn was die Menge einst *zusammenjagte*, ist überwunden. Wir schreiben, Gott sei Dank, nicht alle Jahre 1848. Was die Menge *herbeilockt*, die Vorträge eines Appuhn, Bachmann, Hengstenberg, Stahl u. A., ist uns nicht beschieden. Die wissenschaftlichen und kirchenamtlichen Notabeln unserer Provinz haben uns seit Jahren völlig im Stich gelassen. Das mag uns betrüben, darf uns aber nicht irritiren und aufhalten in dem uns vom Herrn bestimmt und deutlich vorgezeichneten Lauf. Können intensive und extensive Bedeutsamkeit unserer Conferenzen nicht *zusammenfallen*, so können wir auch nicht zweifeln, daß wir nach jener mit beiden Händen greifen und diese laufen lassen müssen. Dr. Hengstenberg sagt in seiner Erklärung des 40. Cap. Jesaiä zwei Worte, die wir uns tief in die Herzen hineinschreiben wollen. „Unser Herr und Heiland bezeichnet es als schlechthin unverträglich mit dem Wesen eines Dieners der Kirche, ein Rohr zu sein, das der Wind hin und her webt." Dies das eine der beiden Worte, und das andere: „Der Diener der Kirche soll nicht 30, 40, 50 Jahre alt sein, er soll die 4000 Jahre der Kirche Gottes auf Erden als Mikrokosmos in sich darstellen." Ein Wort, welches die ganze Geschichte des Reiches Gottes mit dem Stempel der Wahrheit bezeichnet. Wer kann zweifeln, daß in Zeiten, wie die gegenwärtige, eine Conferenz von 200 funfzigjährigen Jünglingen weniger zu bedeuten hat, als ein Dutzend 4000jähriger Pastoren! Niemand wird dem Humor dieses Ausdrucks gestatten, den tiefen und heiligen Ernst seiner Wahrheit zu beschädigen. Haben wir die hierdurch gestellte Aufgabe wahrhaftig zu der unsrigen gemacht, so müssen wir 4. auch absehen — und das ist die schmerzlichste Abstraction — von nicht wenigen uns bisher sehr lieb und gewichtig gewesenen Beziehungen innerhalb unserer Vereine. So tief bewegte und wechselvolle Zeiten, wie die gegenwärtigen, verbrauchen immer viele Menschen. Ich denke nicht blos an die, welche sich im Dienst ihrer heiligen Mutterkirche körperlich verzehren, — sondern vornehmlich an die größere Zahl derer, welche blasirt und mißmüthig zur Seite getreten sind und dem Kampfe zusehen, an dem sie einst so lebhaft sich betheiligten. Wer kampfunfähig ist, kann nicht mehr unser Waffenbruder sein. Es mag schmerzlich sein, ein einst fröhlich und verheißungsvoll grünendes Reis nach kurzer Frist als dürren Ast zu erblicken, aber wo ist der Baum, und wenn es der grünendste wäre, der nicht je und je ausgeputzt werden müßte, um Raum zu schaffen für seine jungen Sprossen? Diese jungen Sprossen sind das Erste, worauf wir jetzt unsere ganze Aufmerksamkeit und Liebe zu lenken haben. Ich meine eben den jungen geistlichen Nachwuchs, — die nicht geringe Anzahl theurer Brüder in und außerhalb unsers Vereins, die unserer Sache ein warmes, treues Herz widmen, derselben aber bisher mit einer vielleicht übertriebenen und nicht recht angewandten Bescheidenheit ferne gestanden haben. Diesen reicht die Bruderhände und zieht sie herein in den heiligen Kampf. Seht euch um nach euern wirklichen Streitgenossen, gleichviel, ob sie es nominell bisher gewesen sind oder nicht. — Das Andere, in das wir jetzt mit unserer Liebe und Begeisterung für die theure Kirche unserer Väter mitten hineintreten müssen, ist die *Gemeinde*. Die Zeit der Zurückhaltung ist vorüber. Wiederholt hat man uns die Behauptung ins Angesicht geschleudert, daß wir die Gemeinden nicht hinter uns haben. Wir müssen den Beweis des Gegentheils führen. Die Gemeinden müssen wissen, was wir wissen, und was wir thun, müssen wir fortan in ihrer Gemeinschaft thun. Es giebt eine heilige Agitation, die nicht, wie die Agitation der Welt, Gottes Ordnungen erschüttert, sondern gründet und baut. Diese Agitation wird uns durch die kirchliche Gemeindeordnung nahe gelegt. Gott segne uns dazu mit Weisheit und Verstand, mit Muth und Demuth, und salbe uns namentlich mit dem Geiste des Gebets. So gerüstet brauchen wir auch die Majoritäten der Synoden nicht allzusehr zu fürchten. Ich halte ihren Widerstand gegen das Wiederaufblühen unserer theuren Lutherkirche bei weitem nicht für so zäh und unüberwindlich, als den unsers durch tausend Rücksichten gebundenen Kirchenregiments, für das wir um seinet und unserer willen die Erlösung von seinen Banden täglich zu erbitten und auf dem bezeichneten Wege zu erstreben haben.

Dieser in seinen weitern Umrissen wiedergegebene Vortrag des Br. *Frühbuß* fand in keinem wesentlichen Punkte einen Widerspruch. Nur einige Erörterungen specieller Vereinsangelegenheiten hatte er zur Folge, die ohne allgemeines Interesse billig von uns übergangen

werden können. Der demnächst folgende Vortrag des Br. Wendel aus Schlottau beantwortete mit Gedankenschärfe und exegetischer Gründlichkeit die Frage, ob die heilige Taufe als alleiniges Mittel der Wiedergeburt anzusehen sei. Anfänglich hatte es fast so den Anschein, als ob diese Frage verneint werden solle, und wurde dadurch eine Opposition hervorgerufen, die sich namentlich auf exegetischem Gebiete bewegte. Die am andern Morgen fortgesetzten eingehenden Erörterungen schlossen aber doch mit dem Resultate allgemeiner Bejahung der aufgestellten Frage, welcher der Ref. nur darum einige Steine des Anstoßes in den Weg geworfen hatte, um bei dieser Gelegenheit einige vorgebrachte dogmatische und exegetische Ungenauigkeiten zur Sprache zu bringen und zu beseitigen. Wir hoffen, dem gehaltvollen Vortrage noch in einem unserer Blätter in ganzer Vollständigkeit zu begegnen, dürfen uns daher an dieser Stelle eingehender Mittheilungen überheben. Nur das Eine sei noch bemerkt, daß die Conferenz auch der praktischen Seite der gewonnenen Resultate ihr Recht angedeihen ließ. Die allgemeinen Kirchenvisitationen, die unter dem Einflusse des Zeitgeistes leider auch kranken und hinsiechen, hatten einst mehr als hundert Fragen an den Pastor zu richten; darnach aber frugen sie auffallender Weise nicht, ob Vorkehrungen für die Nothtaufe getroffen; ob und nach welchem Formular die kirchlichen Bestätigungen erfolgen; wie viel Kinder im letzten Decennio ohne Taufe gestorben ꝛc. Die Mitglieder der Conferenz beschlossen, diesen Aufsichtsmangel durch eigne Treue zu ersetzen und der Sache fortgesetzt ihren ganzen vollen Ernst zuzuwenden. — Die Schlesische Gesangbuchsnoth brachte Br. Anders zur Sprache und bewegte uns die Herzen namentlich in sofern aufs Schmerzlichste, als wir aus seinen und des Br. Rolffs Relationen über den gegenwärtigen Stand der Schweidnitzer Gesangbuchsangelegenheit ersahen, wie auch die Gunst der Zeit vorüber zu sein scheint, welche in unserm lieben Schlesien auf hymnologischem Gebiete manch schöne Blüthe zur Entfaltung gebracht hat. Andere im Aufbrechen begriffene Knospen hält der Frost der Gegenwart verschlossen und wird sie muthmaßlich der Verkümmerung verfallen lassen. Es ist dergleichen eben nicht mehr recht zeitgemäß. Auch der Dotations- und kirchliche Vikariatsfonds wurden zur Sprache gebracht und den Brüdern auf die betenden Herzen gelegt, was angemessener gefunden wurde, als der Gedanke, das kärgliche Einkommen der einen Pfarreien durch das kärgliche Einkommen der andern zu verbessern. Eine schließliche Hinweisung des Br. Anders auf seine eben erscheinende „tabellarisch-chartographische Uebersicht der Evangelischen und Katholischen Kirchen Schlesiens" wollen wir namentlich im Interesse provinzialkirchengeschichtlicher Studien nicht unerwähnt lassen. — Das Referat des Br. Lang über die ministeriellen Anordnungen in Betreff der Freigemeindler und ihrer Beziehung zur Schule führte durch gründliche Beleuchtung des ernsten Gegenstandes uns wieder tief ins praktische Leben hinein und vereinigte die Conferenz in der Ueberzeugung, daß jeder gewissenhafte Pastor alles aufbieten müsse, um die Aufnahme eines getauften, aber vom Religionsunterricht dispensirten Kindes in seine Schulen zu verhindern. — Das Referat über die Lehre vom tausendjährigen Reiche in ihrer Bedeutung für die Gegenwart wurde für diesmal zurückgezogen. Die Zeitgemäßheit dieses wichtigen Referats, dem ein größerer Raum gebührt, als für diesmal disponibel war, wird auch im künftigen Jahre noch dieselbe, vielleicht sogar eine gesteigerte sein. — Der Segen des Gebets, mit welchem Br. Rogge die Verhandlungen des ersten Tages beschloß und Br. Wätzold die des zweiten Tages eröffnete, und die Weihe des heiligen Gesanges waren reichlich über das Ganze ausgegossen und ließen auch nicht den leisesten Zweifel aufkommen, daß Jesus, der lebendige, allmächtige Herr Seiner Kirche, in dessen Namen wir versammelt waren, wahrhaftig in unserer Mitte weilte; und als der Augenblick der Trennung gekommen und das letzte Wort liebevollen Dankes hüben und drüben geredet war, und wir mit verschlungenen Händen sangen: Die wir uns allhier zusammenfinden — und der Druck dieser verschlungenen Hände unwillkürlich inniger und fester wurde bei den Worten: „Friede, Friede sei mit Euch!", da wurde jedes Herz froh und von Neuem gewiß, daß im festen Bunde mit dem Friedefürsten und in ungefärbter brüderlicher Gemeinschaft auch diese bitterböse Zeit überwunden werden wird und muß. Mit dieser Siegesgewißheit im Herzen durften wir von dannen ziehen.

Bericht über die Conferenz der Deputirten der lutherischen Vereine zu Gnadenberg am 13. Juni 1860.

Sup. Meinhold eröffnete nach einer mahnenden und stärkenden Ansprache die Besprechung der Brüder, indem er darauf hinwies, daß die neue Aera bis jetzt im Ganzen guten Einfluß gehabt habe; die lahmen Glieder des Vereins sind erschreckt worden und ziehen sich zurück, die Anderen sind desto frischer und lebendiger geworden; die Zahl der Vereinsgenossen ist in Pommern jetzt eher größer geworden gegen früher. Die freie Bewegung in den Conferenzen ist nicht gehemmt worden; die Lutherische Monatsschrift und das Schlesische Kirchen- und Schulblatt haben manch gutes Zeugniß gegeben. Der Herr gebe uns allezeit einen klaren Blick, einen Sinn und Muth, Leib und Leben zu lassen, wenn es sein müßte. — Der Widerwille gegen die neue Kirchenordnung scheint allgemein zu sein; Anklang findet sie wohl bei keiner Partei; die Welt spottet unserer und spricht von den Vereinen: „Erst machen sie viel Worte und dann fügen sie sich." Br. Lenz's „Promemoria" und Wangemann's Aufsatz im Maiheft haben manchen Anstoß gegeben, die Brüder sind davon schmerzlich bewegt, jedoch auch überzeugt, daß uns jetzt nichts übrig bleibt, als um des Gewissens willen uns den Anordnungen der kirchlichen Obrigkeit zu fügen. Da ausdrücklich gesagt wird: „An dem Bekenntnißstand der Gemeinde und in ihrer Stellung (nicht Zugehörigkeit) zur Union wird nichts geändert," so haben wir die Pflicht, auf unserm Posten zu bleiben und nur dem entgegen zu treten, was das Bekenntniß stören könnte. Aus dem Gemeindekirchenrath müssen wir suchen etwas Lebendiges zu machen und mit ihm wachen, daß jene Verheißungen der hohen Behörde allezeit Wahrheit bleiben. Es wird nöthig sein, daß wir uns in der Monatsschrift öffentlich aussprechen, so zu sagen, rechtfertigen, da der Aufsatz im Maiheft mehrfach Anstoß gegeben hat.

Was die Einführung der neuen kirchlichen Ordnung betrifft, so wird es nöthig sein, in jeder Gemeinde ein Verwahrungsprotokoll gegen jede Verletzung des Bekenntnißstandes derselben aufzunehmen und ausdrücklich zu erklären, daß man von ihren confessionellen Rechten

nie etwas aufgeben werde. Ein Exemplar ist dem Königlichen Consistorium, ein anderes dem Superintendenten zu senden, ein drittes im Pfarrarchiv zu bewahren.

Dem Oberkirchenrath haben wir die Bitte um Aenderung und Vereinfachung des Formulars zur feierlichen Einführung des Gemeindekirchenraths auszusprechen und den Antrag zu stellen, daß auch für jede Gemeinde ein besonderes Collegium zu bilden sei, um ihre eigenthümlichen Interessen wahrzunehmen.

Wir müssen dann unsere Leute in die Confession einzuführen suchen, weil sie unwissend, nicht böswillig sind. Wir werden wohl thun, bei jeder Conferenz ein Stück der Augsb. Conf. mit ihnen durchzunehmen. Dann sollen sie uns in der Seelsorge helfen, so viel sie können. In den Synoden wird's allerdings mehr Eindruck machen, wenn nebst den 500 confessionellen Pastoren auch 500 gleichgesinnte Laien auftreten. Wenn der Pastor mit dem Kirchenrath zusammen Zeugniß giebt, so wird das auch auf die kirchlichen Behörden mehr Eindruck machen. Die Bildung der Kreissynoden wird nicht lange auf sich warten lassen; es ist dann darauf zu sehen, daß die reformirten Gemeinden ihre eigenen Synoden bilden. Hervorgehoben muß werden, daß das lutherische Bekenntniß unanfechtbar über allen Synoden steht.

Da die Provinzialsynoden aus lutherischen und reformirten Elementen werden gebildet werden, so ist eine itio in partes auf denselben nothwendig. Zu wünschen ist es, daß die Patrone in den Gemeindekirchenrath gewählt werden. An der Vertretung der Kirche haben alle drei Factoren Antheil: das Pastorat, das Patronat und das Provisorat. Danach werden die Kreissynoden drei Kurien zu bilden und in denselben abzustimmen haben.

Es wurde auch erwähnt, daß die im Formular C. ausgesprochene Ansicht von zweierlei Aeltesten in den ersten Gemeinden nicht schriftgemäß sei; namentlich lutherische Gemeinden berührt dies als etwas Fremdartiges, Reformirtes. Zur Beruhigung möge uns dienen, daß die Verfassungslehre nicht ein Dogma ist, und auch bei uns bedeutende Mängel aufzuweisen hat. Die Leitung der Synoden und Conferenzen wird ja überdies den Geistlichen zufallen, möchten sie nur überall die rechten Männer dazu sein!

Was die Einführung der Kirchenräthe betrifft, so dürfe nicht Jeder die Sache modificiren und sie drehen, wie man wolle. — Die Antworten der Behörde auf besondere Anfragen sind verschieden ausgefallen, das Magdeburger Consistorium ist bereit gewesen, die gewünschten Aenderungen des Formulars zu gestatten; das Schlesische hat diese Erlaubniß gänzlich versagt. Ein Mitglied des Oberkirchenraths hat Hoffnung gegeben, daß dergleichen Anträge Berücksichtigung finden werden; wenn man an dem Namen „Aelteste" Anstoß nehme, so komme es auf die Benennung nicht an.

Der Wortlaut einer Bitte an den Oberkirchenrath, welche in Pommern verfaßt worden ist, wurde mitgetheilt. Es macht dieselbe besonders auf das Bedenkliche des Formulars aufmerksam und bittet über die Pflichten der Mitglieder des Gemeindekirchenraths sagen zu dürfen: daß dieselben in Zucht und Seelsorge treue Helfer des Pfarramtes sein sollten.

Dem Vorsitzenden scheint das Dankgebet am Schluß nicht gerade bedenklich, da es mehr im Allgemeinen auf das Amt der Helfer geht, doch wurde eine leise Aenderung desselben gewünscht, und mit einem Vorschlag dazu Br. Straube beauftragt. Am Nachmittag kamen unsere Wünsche in folgender Formulirung überein: „Herr Gott, himmlischer

Vater! Der Du zu mehrer Beförderung der Erbauung Deiner Kirche neben den Dienern am Wort verordnet hast Helfer und Pfleger, dadurch — mögen, der Du auch an diesem Orte dazu gegeben hast Männer von gutem Zeugniß, welche bereit sind, Dir in der Gemeinde zu dienen, wir bitten Dich, verleihe" ꝛc. ꝛc.

Ueber die schon früher in manchen Gemeinden eingeführten Gemeindekirchenräthe und ihre Wirksamkeit wurden von mehreren Brüdern verschiedene Mittheilungen gemacht, aus denen zu ersehen war, daß dieselben nichts ausrichteten, wenn sie, wie bisher in den mehrsten Fällen, voll Menschenfurcht wären, daß manche aber auch schon Schmach um des Herrn willen zu erdulden gehabt hatten, da sie mit Ernst an ihr Werk gegangen waren.

Einer der Brüder sagte, es sei ihm eine Gemeinde bekannt, wo es viel schlimmer geworden seit der Einführung des Gemeindekirchenraths. Denn wenn diese Mitglieder selbst sündigen, z. B. durch Sonntagsentheiligung, und der Pastor nicht den Muth habe, ihre Absetzung zu bewirken, so werde die Sünde dadurch in der Gemeinde gleichsam sanctionirt; darum müsse der Pastor sich seine Leute erst erziehen durch monatliche Conferenzen. Die Augsburgsche Confession mit ihnen zu lesen findet Br. Spieker nicht zweckmäßig, sondern Gottes Wort, namentlich die Pastoralbriefe müssen in den Conferenzen vor Allem gelesen werden, um Leben zu wecken, das Merken auf die besondere Confession werde sich dann von selbst finden.

Pastor Lang blieb dabei, mit Gebet, Gottes Wort und Vorlesung eines Abschnitts der Augustana sei jede Berathung anzufangen.

Pastor Ahrendts erfreute sich allgemeiner Zustimmung, als er sagte, wir müssen das Werk mit ganzem Ernst anfangen und treiben, als wenn es das beste Ding von der Welt wäre. (Der Berichterstatter fügt hinzu, daß er schon in den ersten Conferenzen mit den Kirchenvorstehern den Segen des Herrn gespürt habe, und daß dieselben in alle seine Wünsche in Beziehung auf die Wahl der Kirchenältesten willig eingegangen sind, so daß er manche heilsame Anregung von dieser Einrichtung hofft.)

Ein Pastor klagte: Es hat mir Keiner geholfen im Kirchenrath, auch der Geschickteste nicht. „Wenn ich es so anfangen wollte, äußerte Einer, so verderbe ich mir meine Kunden." Dem Pastor ist also nicht zu viel Schuld zu geben, wenn die erwünschten Erfolge ausbleiben.

Der Vorsitzende sagte: Wir müssen fleißig Sitzungen mit dem Kirchenrath halten und dieselben immer mit Gebet und Gottes Wort anfangen. Ueber Union und Confession müssen die Leute klar gemacht werden und zwar bald, denn wir haben nicht Jahre lang Zeit, sie auf die Verfassungsveränderungen vorzubereiten. Ich habe lange schon Helfer gehabt in meiner Gemeinde. Einer der Brüder sagte, er fühle sich gedrungen, auf das Entschiedenste zu erklären, daß die Behörde kein Recht habe, die Gemeinde neu zu verfassen, den Ausschlag werde doch endlich die Majorität auf den Synoden geben; einzelne fromme Leute helfen nicht. Von jedem Einzelnen sollte das ausgesprochen und den Consistorien in's Gewissen geschoben werden, man möge sie fragen, ob sie die Veranlassung zu so großer Gefahr für die Kirche denn wirklich auf's Gewissen nehmen wollten.

Br. Ahrendts theilte mit, daß von Gnadau die Befürchtungen gegen den Oberkirchenrath ausgesprochen seien: 1) keine Leute zu finden, die zu dem Amte tüchtig seien, 2) es werde viel Aufhebens gemacht, dessen Resultat sich auf Null reduciren werde, 3) Agitationen, Verstimmungen, Feindschaften werden angeregt und uns Mißstimmun-

en bereitet werden, die sich auf die ganze Zeit unsrer Amtsführung rstrecken können, 4) eine Zusammensetzung der Synoden aus Menchen werde Statt finden, die kein Herz für die Sache der Kirche hätten.

Die Antwort lautete dahin, man habe mißfällig bemerkt, daß die Eingabe nicht durch den Superintendenten befördert worden sei; es sei aufgefallen, daß man nicht bedacht habe, wie sich die Behörde selbst schon längst mit diesen Bedenken beschäftigt hätte; wir seien Gehorsam schuldig, die Obrigkeit wolle es so.

Past. Ludwig: Wir sind überzeugt, alles Protestiren ist jetzt nutzlos; den Gehorsam müssen wir leisten. Patrone haben mit Entschiedenheit protestirt, das Ablehnen hilft nichts; es sind alle Fälle von der Behörde schon vorgesehen.

Nunmehr wurden die Deputirten der Provinzialvereine zur Berichterstattung aufgefordert. Dann las Past. Straube den 46. Ps. und hielt das Schlußgebet aus bewegtem Herzen.

Aus dem Königreich Polen.

Im Aprilhefte l. J. brachte die Ev. K. Z. eine Kritik der Predigten von Dr. C. Schwarz, Oberhofprediger in Gotha. Das Evangelische Polen ist mit der nicht minder verderblichen Wirksamkeit eines Deformators heimgesucht. Es ist dies Past. Ludwig, Ev.-Luth. Superintendent in Warschau, und als solcher Generalsuperintendent der ganzen Ev.-Luth. Kirche des Königreichs Polen.

Past. Ludwig, jüdischer Herkunft, schon seit seiner Studienzeit in Berlin ein eifriger Verehrer Hegel'scher Philosophie, scheint wenn nicht von vornherein, so doch bereits sehr früh, ihr einen entschiedenen und bestimmenden Einfluß auf seine theologische Anschauung gestattet zu haben, und in der Folgezeit bei der Uebertragung seiner philosophischen Ideen auf das theologische Gebiet allmählig einen Glaubenssatz der Kirche nach dem andern der Consequenz seines Prinzips geopfert zu haben; so allein läßt sich die von seinen Zuhörern ausgesprochene Behauptung seiner immer größer werdenden Entfremdung vom Christenthum verstehen. Durch günstige Gestaltung der Verhältnisse früh zur Warschauer Superintendentur gelangt, übt er in dieser Stellung nun bereits über zwanzig Jahre einen immer entschiedener christenthumfeindlichen Einfluß auf alle Verhältnisse aus. So arbeitet er systematisch an der Bekehrung der gesammten Landesgeistlichkeit zu seiner vernünftigen Geistesreligion, indem er theils die ältere Generation der Pastoren, die noch im Auslande studirten, die sogenannten Pietisten und Orthodoxen (welche Ausdrücke er immer promiscue gebraucht) mit den reichen Mitteln büreaukratischer Quälereien und geisttödtender Arbeiten überhäuft, um damit jede geistige Regung, die ihm gefährlich werden könnte, als z. B. Pastoralkonferenzen u. dgl. zu erdrücken, die jüngere Generation dagegen, die in Dorpat studirt und vom Wehen des Geistes Gottes in verschiedenem Grade ergriffen zurückkehrt, theils durch Verspottung und Verhöhnung des starren Buchstabenglaubens, theils durch beredte Verkündigung einer neuen, dem Fleische schmeichelnden, höheren speculativen Auffassung des Christenthums großentheils leider für sich gewinnt. Dies hindert ihn aber durchaus nicht, nicht nur fortwährend die Ordinanden auf die h. Schrift und die Bekenntnißschriften der Ev.-Luth. Kirche mit dem höhnenden Zusatze: inwiefern sie mit der h. Schrift übereinstimmen, zu verpflichten, sondern auch selber ganz unbeirrt in seinem Amte eines christlichen und speziell Ev.-Luth. Generalsuperintendenten zu verbleiben. Dem obigen Verfahren entsprechend ist nun leider auch das Ergebniß: der mehr oder minder ungeistliche Lebenswandel vieler Pastoren und der verwahrloste Zustand vieler Gemeinden, die größtentheils unter der nachlässigen Pflege ihrer Seelsorger und dem immer rücksichtsloser auftretenden Ultramontanismus in kümmerlicher Weise ihr Leben fristen, ohne irgend welches Bewußtsein kirchlicher Einheit und gliedlicher Zusammengehörigkeit. Und doch ist nach dem so großen Mangel der Predigt des reinen Gotteswortes auf den Kanzeln, gerade dieser Punkt, seiner Folgen wegen, sehr schmerzlich, und es gereicht daher dem Kirchenregimente, und in ihm besonders wieder dem Hauptvertreter der rein geistlichen Angelegenheiten, dem Generalsuperintendenten zum schweren Vorwurf, die Abhaltung der von der Regierung schon 1833 für die Evangelischen des ganzen Reiches bestätigten Diöcesan- und Provinzialsynoden hintertrieben zu haben, denn mit diesem Namen allein können wir nur die Ursache ihres Nichtzustandekommens bezeichnen, Angesichts der nicht nur in Rußland seit 25 Jahren, sondern selbst im Königreich Polen durch die nur fünf kleine Gemeinden zählenden Reformirten jährlich abgehaltenen Synoden, seit der 1849 erfolgten Trennung der bis dahin vereinigten luth. und ref. Consistorien. Die Bedeutung aber dieser Synoden für die Pastoren sowohl als auch für die Gemeinden liegt eben zu handgreiflich vor, um nicht das beharrliche Ignoriren der betreffenden Gesetze durch das Consistorium zu begreifen, welches recht gut weiß, daß mit der ersten Synode, die es früher oder später einmal wird berufen müssen, die Geburtsstunde der so verhaßten kirchlichen öffentlichen Meinung schlagen wird, und das der Evangelischen Kirche so unwürdige Regiment durch büreaukratische Erlasse und administrative Maßregelungen, die jeglichen kirchlichen Charakters ermangeln, ein Ende nehmen muß. Nur als ein erfreulicher Ansatz zu einer neuen Ordnung der Dinge kann der Umstand bezeichnet werden, daß, wie verlautet, in Folge des Todes eines der Superintendenten einige Pastoren der betreffenden Diöcese beschlossen haben, sich mit der Bitte um Zusammenberufung einer Diöcesan-Synode Behufs der Neuwahl des Superintendenten an das Consistorium zu wenden; möchten sie doch in dem Beschlusse beharren: denn bei den obwaltenden Preßverhältnissen und sonstigen Landeszuständen sind wohl die Synoden das einzige Mittel zur Reorganisirung unserer trostlosen kirchlichen Zustände. — Eines Denkmales, welches P. Ludwig sich selbst gesetzt, muß auch noch gedacht werden: es ist dies sein im Anfange der vierziger Jahre herausgegebenes Deutsches Gesangbuch, welches er, obgleich vergebens, in alle Gemeinden einzuführen sich bestrebt. — Ein wissenschaftliches Urtheil darüber zu fällen bleibe Männern von Fach überlassen, falls sie das Buch einer Prüfung würdig erachten sollten; ein Gemeindeglied aber, das durch täglichen Gebrauch erkennen gelernt, welch großen Schatz es nächst der Bibel an seinem Gesangbuche hat und sich dazu eines alten oder auch guten neueren bedient, wird sich entschieden mit Widerwillen von einem Werke abwenden, in welchem auf den ersten Blick über hundert der bekanntesten und bewährtesten Kirchenlieder fehlen, und etwa hundert andere nothgedrungen aufgenommene auf ganz unnöthige Weise verstümmelt oder bis zur Unkenntniß verändert sind, so daß, abgesehen von allem Andern, ein solches Verfahren wenig poetischen Takt und feines Verständniß für die Behandlung der ehrwürdigen Liederschätze der Kirche bekundet, wohl aber den völligen Mangel einer liebenden Hingabe an den Gegenstand.

Da es nicht im Zwecke dieses Berichtes liegen kann, eine Schil-

berung unserer kirchlichen Verhältnisse zu geben, schon aus dem einfachen Grunde, weil dem Ref. der tiefere Einblick in dieselben abgeht, und es daher sein sehnlichster Wunsch ist, daß diese Worte eines Laien eine gründliche Darstellung unserer Verhältnisse durch einen der Herren Geistlichen hervorrufen möchten, so wollen wir nur noch auf die Kanzelwirksamkeit des P. Ludwig übergehen und Einiges aus seinen vorjährigen Predigten mittheilen und dann aus seiner diesjährigen Pfingstpredigt. Er verwandte vier Sonntage der Trinitatiszeit darauf, den Kernpunkt unsers evangelischen Glaubens, die Rechtfertigung allein durch den Glauben, kraft des blutigen Verdienstes unsers Erlösers, als eine thörichte Meinung und Erfindung des finstern Mittelalters zu widerlegen, da Gott kein blutdürstiges, wildes Thier sei, um solcher Sühne zu bedürfen; Christus habe zwar den Kreuzestod erlitten und erleiden müssen, aber nur aus freiem Antriebe, um die Göttlichkeit seiner Lehre, die allein uns beseligt, zu bestätigen und seine Jünger in derselben zu befestigen. In einer Gründonnerstags-Predigt hob er hervor, daß es nicht darauf ankomme, ob wir im h. Abendmahle den Leib und das Blut Christi, sondern seinen Geist empfangen; dem entsprechend äußerte er sich auch am Osterfeste. In einer Predigt endlich am Tage der Confirmation der durch den zweiten Pastor der Gemeinde, einen entschieden gläubigen Mann, unterrichteten Kinder, schien er es auf eine gänzliche Verwirrung abgesehen zu haben, denn nachdem er ihren Katechismusglauben nach allen seinen Stücken aufgezählt hatte, fügte er hinzu, daß das Alles wohl recht schön sei, allein noch bei weitem nicht genüge, da der Tod Christi nur denen zu gute kommen könne, die völlig in das geistige Verständniß des Wortes Gottes eingedrungen seien, weiter, daß der blinde Glaube an Christum zur Verdammniß und nicht zur Seligkeit führe, indem die Lehre, daß der Sünder allein aus Gnaden durch den Glauben gerechtfertigt werde, eine zum Bösen führende Lehre sei, da sie den Menschen zur Nachlässigkeit in der Ausübung wahrhaft guter Werke und der Führung eines tugendhaften Wandels verleite, mit einem Worte, zum Sündigen auf das Verdienst Christi hin.

Am Pfingstmontage l. J. hielt P. Ludwig in einer gefüllten Kirche eine Predigt über den heiligen Geist, und zwar sprach er der Eintheilung gemäß 1. von den Mitteln zur Erlangung des h. Geistes und 2. von den Zeichen der Einwohnung dieses Geistes in uns. Im ersten Theil wies er geschichtlich die irrigen Meinungen der Menschen nach, beginnend mit den ersten Jahrhunderten der Christenheit, und zwar, daß es eine Zeit gegeben, in der man glaubte, daß der h. Geist durch Handauflegung, d. h. auf mechanische Weise mitgetheilt werden könne. Später fuhr er fort, wähnten die Menschen des h. Geistes theilhaftig zu werden durch völliges Brechen mit der Welt, und zu dem Ende verschlossen sie sich in feuchten unterirdischen Höhlen oder in finstern Mauern und entsagten jeglichen Familienverbindungen; doch statt des Geistes Gottes betrat diese Räume der Geist der Finsterniß; darauf begannen sie ihre Leiber zu kasteien und zu peinigen, um den Geist zu erlangen; sie erfanden wahre Foltermittel — doch Alles vergeblich; da griffen sie zu heißen Gebeten, doch auch die fruchteten nichts; und von diesen Angriffen gegen den Katholicismus zum Protestantismus übergehend, rief er laut von der Kanzel, es sei eine Schmach, daß nach Verlauf von 19 Jahrhunderten Fanatiker uns gebieten zu glauben, es gebe Dinge, die unser Verstand nicht begreifen könne und wir in Folge dessen Widersprüche, Ungereimtheiten und Albernheiten annehmen sollen, man müsse vielmehr nur glauben, was der Verstand begreift, da die vernünftige Erforschung der h. Schrift und das Verständniß derselben uns allein den h. Geist geben. Er erläuterte dies durch folgendes Beispiel: „Wenn zwei Menschen mit einander sprechen und zu gemeinsamer Verständigung gelangen, so eignen sie sich gegenseitig einer des andern Geist an, wenn sie sich dagegen nicht verständigen, so geht der Geist des einen nicht auf den andern über; ganz so verhält es sich beim Lesen der h. Schrift; wenn wir sie auf dem Wege vernünftiger Forschung begreifen, so haben wir den Geist Gottes; wenn wir dagegen der Ansicht sind, daß unser Verstand zu gering sei, um sich Alles anzueignen und zu begreifen, so gerathen wir in Irrthum und erniedrigende Ungewißheit. Was nützt es, Dinge anzunehmen, die wir nicht zu begreifen vermögen, — sagt selber — wenn ich Euch ein chinesisches Gebet lehrete und es Euch Tag und Nacht wiederholen ließe, was hälfe es Euch? Desgleichen helfen Euch nichts unbegreifliche Widersprüche, unlösliche Ungereimtheiten und Albernheiten.“ — Im zweiten Theile sprach er unter andern folgende Sätze aus: „Leben wir nicht im 19ten Jahrhundert und dennoch giebt es noch Menschen, die da glauben, daß Gott uns erlöst hat durch das unschuldig am Kreuze vergossene Blut, daß er sich durch dieses Opfer für die menschliche Sünde hat versöhnen lassen, daß er ein blutdürstiger, rachsüchtiger Gott sei, der von Ewigkeit her den Sündern ein unauslöschliches Feuer in der Hölle, Foltern, Teufel mit Hörnern und dgl. bereitet hat. Diese Leute rufen beständig (das sagte er mit ironischer, kläglicher Stimme), wir sind schwach und sündig, der Gott-Mensch hat uns erlöst durch sein unschuldig Leiden und Sterben, umsonst, aus Gnaden, ohn' all unser Verdienst und Würdigkeit, uns versöhnt und genug gethan der göttlichen Gerechtigkeit, — diese Leute seufzen, beten, essen Christum auf, trinken sein Blut und täuschen sich und Andere, denn alles dies sind schöne Redensarten, aber im letzten Grunde — ist's nichts. So fordere ich Euch denn heute noch auf, entsaget diesen Irrthümern und diesem Aberglauben und werdet wahre Christen, fasset's doch endlich, daß Gott ein Gott der Liebe ist und daß seine Liebe in Christo sich offenbart hat, dessen Lehre uns erleuchtet und erlöst, daß Christus ein Mensch und nicht Gott-Mensch ist, denn zu glauben, daß Gott sich in einen Menschen oder umgekehrt ein Mensch in Gott verwandeln könne, ist Götzendienst, ebenso wie es götzendienerisch und unsinnig ist, zu wähnen, falls ihr Christum für Gott haltet, daß ihr sein Blut trinket und seinen Leib aufesset, weil Gott weder Leib noch Blut hat, da dies geschaffene Dinge sind; wenn ihr also auch alles Blut Christi austrinken und zehn Christusse aufessen würdet, so hälfe es euch doch nichts; ja wenn die Apostel das Abendmahl so sinnlich und buchstäblich wie die heutigen Fanatiker verstanden hätten, so hätten sie Christum aufgegessen und die Juden Niemanden zu kreuzigen gehabt.“ — In dieser kurzen Zusammenfassung ist noch Vieles übergangen worden, wie, daß es keine andere Verdammniß gäbe, als die Unfähigkeit, sich glücklich, d. h. als Kind Gottes zu fühlen, daß nur Wahnsinnige anders zu glauben und die Schrift zu verstehen vermögen; desgleichen eine Menge ungebührlicher Ausdrücke, als dumm, bornirt ꝛc., die alle den fanatisch Gesinnten galten.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 18. Juli. № 57.

Die liturgischen Gottesdienste.

(Schluß.)

Die Wiederherstellung und dann die weitere Vollendung er lutherischen Gottesdienstordnung muß das Ziel bleiben, das ir bei den liturgischen Gottesdiensten nie aus dem Auge ver-eren sollen. Wie viel fehlt doch aber noch an dieser Wieder-erstellung, und wie thut es doch Noth, daß wir uns dessen mmer aufs Neue bewußt werden, was uns Alles verloren ge-angen ist! Wenn wir nur das Eine nehmen, daß die Predigt ei uns mit dem Predigtlied, das sie vorbereitet, und dem letzten ers desselben, welcher in der Regel, nach eingeschalteten Auf-eboten und Abkündigungen, diesen Theil des Gottesdienstes ab-hließt, so zusammenhangslos und isolirt im Cultus dasteht, aß die Liturgie, selbst wenn sie, in zwei Theile zerlegt, den redigttheil einschließt, in so ganz loser und zufälliger Bezie-ung zur Predigt steht und daß noch immer der eigentliche Kern es Cultus, das Sacrament des Altars, außer Zusammenhang nd Verbindung mit demselben, mehr als ein Anhang privati-er Natur, wie als der Gipfel erscheint, auf den alles Voran-egangene hinweist und hinarbeitet, so müssen wir ja gestehen, s ist noch unendlich viel für uns zu thun, um unsern Gottes-ienst seiner Idee entsprechend zu gestalten. Denken wir nun ar an das Wesen und die Natur des Opfers, welches den ultus durchdringen sollte, auf daß die Gemeinde sich darin rem Herrn und Heilande darstellte als eine heilige und un-räfliche, und sich Ihm darbrächte als eine Gott wohlgefällige abe — Gott zum süßen Geruch! — mit dem köstlichsten ihrer üter, ja dem Gute aller Güter, dem Leibe und Blute ihres errn, und den mancherlei Gaben und Opfern und Liebeswer-en, in denen wir selig zu sein berufen sind, und wie von alle em so blutwenig, und das Wenige so verstümmelt und kaum rkennbar — wir wollen nur an das Zerrbild aller Opfer, den lingelbeutel erinnern — bei uns zu finden ist: so müssen wir ohl ernstlich zu Rathe gehen und fragen, wie denn da geholfen erden kann? Und doch liegt die Hülfe vor der Thür, so wir ur den Muth der Umkehr, den Muth der Buße haben möch-en. Denn ohne gründliche Erkenntniß davon, daß wir uns mit llen diesen, den Cultus verunstaltenden und verwirrenden, ver-tümmelnden und schwächenden Dingen, mit dieser — um es o gelinde als möglich auszudrücken — Nicht-Beachtung seines innersten Wesens und Kerns wirklich versündigt haben und noch immerdar versündigen, kann es nicht besser werden. Dieser Sta-chel muß erst in das Gewissen hineingetrieben werden und un-serer Ruhe und unserm Schlaf ein Ende machen. Wir werden dann eilends zugreifen, uns nicht mit Fleisch und Blut bespre-chen, sondern flugs Hand ans Werk legen und das Werk der Wiederherstellung getrost und freudig vollbringen.

Wir behalten uns vor, in Betreff des Hauptgottesdienstes auf die Punkte ausführlich einzugehen, auf welche es hierbei vorzüglich ankommen dürfte; hier haben wir es nur mit dem vorarbeitenden Werk der liturgischen Gottesdienste zu thun. Auch in diesen freilich ist, wie schon erwähnt, Rede und Gesang recht zu theilen, namentlich sorgfältig nach den Höhepunkten der Andacht zu forschen, auf denen das Herz im Gesange seine Opfer des Dankes auszuströmen begehrt; auch in diesen ist durch die freie Ansprache nicht blos auf die Erbauung der Gemeinde für ihr Leben außerhalb, sondern für ihre höchsten Lebens-acte im Gottesdienst selbst, auf dessen rechtes Verständniß und würdige, heilige Vollziehung hinzuwirken; auch hier ist nament-lich jeder Nichtachtung und jedem Mißbrauch des Altars zu steuern und zu wehren, denn der Altar ist nicht ein Tisch, wie andere Tische, sondern der Opfertisch, die Stätte, auf der wir alle unsere gottesdienstlichen Gaben opfern sollen: Gebet, Fürbitte und Danksagung, und diese letztere nicht blos in Wor-ten, sondern mit der That und Wahrheit, mit den Gaben un-serer Herzen und Hände, so daß es gewiß nicht gerathen ist, in den liturgischen Gottesdiensten den Altar als einen Tisch zu behandeln, von ihm aus, den Rücken ihm zugewendet, die Schrift zu lesen und Ansprachen zu halten — dazu würde ein seitwärts vor der Gränze des Altarraums stehendes erhöhtes Lesepult (der Ambon der alten Kirche) angemessen sein — ja selbst die Ge-bete von ihm weg, statt zu ihm hin zu sprechen; wogegen wir vielmehr bitten möchten, in diesen Gottesdiensten auch darauf vorarbeitend (und — wenn man will — Versuch wagend) zu wirken, daß die Gaben alle, auch die Pfennige der Armen, ja diese vor Allem, als Opfer wirklich auf dem Altar ganz in der Form niedergelegt werden, wie das Sacrament des Altars dort von der Gemeinde empfangen wird.*) Wenn dieses ge-

*) Bei fester Regelung und Ordnung wäre solcher Umgang der Gemeinde um den Altar leicht zu vollziehen. Wir gedenken dabei der Sitte, die sich z. B. auf dem Hunsrück findet, daß nämlich der Aus-

schieht unter lieblichen Lob- und Dankgesängen, recht als freudige Blüthe und Frucht des Cultus selbst, naturgemäß aus seiner Wurzel emporgeschossen und gereift, so wird das ein gar wichtiger, neuer, reicher Segensquell für uns werden und uns, wie kaum etwas Anderes, in dem rechten Verständniß des Gottesdienstes seinem Wesen und Kerne nach fördern.

Alle diese Dinge können unglaublich leicht und überall ins Leben gerufen werden, sobald die Erkenntniß davon, der Glaube daran vorhanden ist. Liturgische Gottesdienste mit Vorlesen, Gebet und Ansprache, Gesang des Schülerchors und der Gemeinde, auch Wechselgesängen der Männer und Weiber, kann, ohne allen Aufwand von reicheren Mitteln, jede Gemeinde, **jede, auch die kleinste Dorfkirche** einrichten. Das Wort des Apostels, daß wir uns unter einander reizen sollen zur Liebe und guten Werken (Ebr. 10, 24) ist der einfache Schlüssel ihres Geheimnisses und ihrer Kraft. Deshalb ist auf den lebendigen Wechsel der Rede und des Gesanges, des Chors und der Gemeinde oder einzelner Abtheilungen derselben mit einander — Ps. 147, 7 — so hoher Werth zu legen. Das eben ist ein Reizen zur Andacht, zum Anbeten, Loben und Danken, zu solchen Opfern, die Gott wohlgefallen.

Es wäre daher zu wünschen, daß in jeder Dorf- und Stadtschule schon solch Wechselreden und Wechselsingen geübt, seine Kraft und Wirkung erfahren und die Liebe dazu großgezogen würde. Jede Schulklasse zerfällt in verschiedene Abtheilungen, die man also mit einander zu verkehren und zur Uebung im Wechselgesang anleiten kann. Dadurch ganz besonders wird auch ein Stachel zum lebendig frischen und fröhlichen Singen, ja zum allmähligen Herausbilden der Schönheit des Gesanges und Vortrags gegeben sein, der Stachel, welcher eben in der Kraft gegenseitigen Lockens und Reizens liegt. Nur daß die Schule auch das gemeinsame Sprechen nicht außer Acht lasse, das rein, klar, bestimmt, mit richtiger Betonung und richtigem Ausdruck, sorgfältig geübt sein will und dann die beste Vorschule für den Gesang bildet. Es sollte in der Schule nichts gesungen werden, was nicht zuvor gut und fertig gesprochen werden kann. Wie für die Gesangesübung selbst, so ist diese Sprechübung für die allgemeine Ausbildung und Erziehung der Jugend, vor Allem aber für ihr gottesdienstliches Leben von der allergrößten Bedeutung.

Für den Beginn mit liturgischen Gottesdiensten, zumal in Landgemeinden, empfehlen wir aber dringend, jede Ueberschreitung der Gränze des einfachen Chorals mit dem Chorgesang gänzlich zu vermeiden. Dagegen mögen recht viel Psalmen im Wechsel zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde, zwischen den Schülern und den Erwachsenen, oder wie dieser Wechsel sich sonst am leichtesten gestalten läßt, gesprochen, rhythmisch gesprochen, die Choräle aber recht rein und gut, recht frisch und lebendig, wenn irgend möglich in ihren eigenthümlichen Rhythmen, gesungen werden. Auch hier trete fest bestimmter Wechsel ein, und es ist sehr zu wünschen, daß auch der Geistliche sich an diesem Wechselgesange betheilige, ihn wo möglich jedesmal selbst intonire.

Auch werde die Gemeinde in diesen Gottesdiensten, wie hie und da schon geschieht, an den rechten und natürlichen Gebrauch der Kniebeugung wieder gewöhnt, so daß namentlich das Sünden-, das Glaubensbekenntniß, das Vaterunser auf den Knieen gemeinsam gesprochen, der Segen auf den Knieen empfangen werde. Es ist das eben auch eine feine äußerliche Zucht, deren Werth wie für das Leben jedes Einzelnen, so auch für das gottesdienstliche Leben der Gemeinde doch ja nicht verachtet werden möge. Eine Gemeinde, die niemals ihre Kniee beugt vor ihrem Gott — und solche Gemeinden giebt es auch bei uns, namentlich im Westen*) —, die darin wohl gar eine Art von Zeugniß und Bekenntniß der Römischen Kirche gegenüber erblickt, eine solche Gemeinde kann sicher sein, daß die erste Zeit der christlichen Kirche sie nicht verstanden, ja wohl gar ihre christliche Physiognomie sehr scharf zu prüfen sich veranlaßt gefunden haben würde. Ist doch mit Recht ein Christenherz, das niemals auf die Kniee sinkt, ja sinken muß, mit vollem Recht uns äußerst verdächtig, ob es auch in Gnaden steht.

Was die Gebete der liturgischen Gottesdienste betrifft, so würden wir, wie sie ja überhaupt unsere gottesdienstlichen Schäden zu heilen, die Lücken zu füllen berufen sind, vor Allem darauf das Auge zu richten bitten, daß nichts hier versäumt werde, was in dem festgestellten liturgischen Ritus der Hauptgottesdienste noch keine Stätte gefunden hat. Also vor Allem: die Bitte um die Erscheinung der Einen Heerde unter Ihm, dem Einen Hirten, um die Einigung und Einheit der ganzen Christenheit auf Erden; um die Salbung aller kirchlichen Obrigkeit insonderheit der unsern, mit dem heiligen Geist und Kraft, um die Ausrüstung und Ausschmückung der ganzen Gemeinde mit

---

gang aus der Kirche in bestimmter Ordnung paar- und bankweise, getrennt nach dem (in der Kirche gesondert sitzenden) Geschlechte, stattfindet. Es ist das eine schöne und nachahmungswerthe Sitte, bei der jedes Drängen und Lärmen, jede Unordnung vermieden und die Werthschätzung kirchlichen Anstandes und kirchlicher Zucht, die bei uns, besonders beim Beginn des Gottesdienstes, durch die unpünktlich sich Versammelnden und selbst während des Gebets oder der Schriftvorlesung durch Aufsuchen der Plätze, Thürenaufschließen und -Zuschlagen u. s. w. Geräusch — oft mit großer Rücksichtslosigkeit — Verursachenden so peinlich verletzt zu werden pflegt, sehr lieblich vor die Augen gemalet und gefördert wird.

*) Wir haben weder Absicht noch Grund, hierüber scharf zu richten. Geht es doch mit dem Kreuzschlagen, von dem Dr. Luther in der Haustafel sagt: „des Morgens, wenn du aus dem Bette fährest — des Abends, wenn du zu Bette gehst, sollst du dich segnen mit dem heiligen Kreuz", uns kaum anders; wenigstens würden wir nicht den Muth haben, zur Zeit die Wiedereinführung des Kreuzschlagens Seitens der Gemeinde für die liturgischen Gottesdienste anzurathen, obwohl wir bekennen, daß darin eine uralte, sehr sinnreiche Sitte zu achten ist.

n Gaben und Kräften des heil. Geistes; um die Reinigung d Heiligung unsers gottesdienstlichen Lebens selbst und um e Wiederaufrichtung aller zerstörten Altäre, zumal der evan- lischen Christenheit. Was wir nicht erflehen, werden wir nicht halten; deshalb sollen die großen Schäden, wie die großen offnungen der Kirche auch im öffentlichen Gebet der Gemeinde lezeit vor Gottes Thron gebracht und im bußfertigen Geständ- iß und Bekenntniß, in getroster Zuversicht und fester Glaubens- ewißheit immer aufs Neue Gott vorgehalten werden.

Indem wir hiermit unsere Bitten und Wünsche für die turgischen Gottesdienste schließen, hoffen wir zu Gott, daß eses Werk sich als Seine Sache immer klarer erweisen, durch in feindliches Beginnen werde gedämpft und gehindert werden. s ist ein Licht, daß die Kirche zu einer höheren Lebensstufe ihren soll, das ihre Liebe, ihren Glauben, ihre Hoffnung, ihre ob- und Dankopfer stärken, heiligen, mehren und sie selbst in rem Gottesdienst zubereiten soll zum reinen, unsträflichen Leibe hres Hauptes, des Herrn, ohne Flecken oder Runzel oder deß twas, vollkommen und tüchtig und zu jedem guten Werk ge- chickt. Wir bezeugen daher abermals mit lauter Stimme und ewissester Ueberzeugung, daß jeder evangelische Pfarrer, er diesem Licht nicht folgt, damit für sich und seine Gemeinde eine schwere Verantwortung auf sich ladet. Die Bauten von Holz, Heu und Stoppeln werden trotz des Einen rechten Grundes, auf dem sie erbaut sind, im Feuer nicht bestehen, wohl aber die von Gold, Silber und Edelstein. Das Feuer wird wahrlich kommen und auch unsren Cultus läutern. St. Paulus aber ruft: „Wird Jemandes Werk blei- ben, so wird er Lohn empfahen; wird aber Jemandes Werk verbrennen, so wird er deß Schaden leiden."

Aus Pommern.

Ueber den neuen Gemeinde-Kirchenrath.

Die Anordnungen zur Einführung des Gem. K. R. in den östlichen Provinzen haben natürlich jedem, dem das Wohl der Kirche am Herzen liegt, Anlaß zu den ernstlichsten Erwägungen gegeben. Sie haben in Pommern zwei Conferenzen an Einem Tage veranlaßt: eine in Greifenberg von dem Naugardter Lu- therischen Verein, eine zweite in Dölitz. Die Stimmung, in der man zusammenkam, kann wohl vorwiegend nur als Furcht und Bangen vor den Dingen, die da kommen sollen, bezeichnet wer- den. Das Ergebniß der beiderseitigen Berathungen läßt sich da- hin zusammenfassen, daß man den Befehlen des obersten Schirm- herrn unsrer Landeskirche und der kirchlichen Behörden gehorsam an die Ausführung gehen und der neuen Einrichtung so viel gute Seiten, wie möglich zum Besten der Kirche abzugewinnen suchen müsse, vielleicht daß Gott der Herr allen Schaden ab- wende und noch einen Segen für unsre Provinzialkirche daraus

erwachsen lasse, da in derselben das kirchliche und confessionelle Bewußtsein doch bereits soweit erstarkt ist, daß es, wenn man treu daran festhält, einen Damm gegen die zerstörenden Ele- mente bilden könne, die allerdings auch reichlich vorhanden sind und durch die neue Einrichtung sich größeren Einfluß in der Kirche zu verschaffen suchen möchten.

Es mag nicht überflüssig sein, die neue Einrichtung im Verhältniß zu dem wirklichen Stande der Dinge in der Kirche Pommerns etwas genauer darzulegen. Der Schreiber dieses ist sich bewußt, in Uebereinstimmung mit der Mehrzahl der kirch- lich Gesinnten zu stehen. Wenn er sich erlaubt, die Sache zu- nächst vom theoretischen Standpunkt aus in Betracht zu ziehen, so geschieht es, um zu zeigen, daß er nicht von vornherein ein Gegner der neuen Einrichtung ist. Er besorgt sogar, daß ihm von Manchem der Vorwurf begegnen wird, daß er die Sache in zu günstigem Lichte ansehe. Wenn er dennoch nicht umhin kann, die gewichtigen Bedenken, die sich gegen die neue Einrich- tung erheben, zu theilen, so wird man sein Urtheil für um so unparteiischer müssen gelten lassen.

Die erste Frage, die sich aufdrängt, ist die, ob ein Be- dürfniß vorhanden sei, daß das kirchliche Gemeindeleben noch erst in eine bestimmte Ordnung verfaßt, insbesondere daß für irgend eine Seite des Gemeindelebens noch ein neues Amt ge- schaffen werde? Dabei muß die Annahme, daß unsre Gemein- den noch nicht kirchlich verfaßt sein, von vornherein als eine grundlose zurückgewiesen werden. Sie haben eine Verfassung einerseits als Glieder der Landeskirche, wo sie einem vollständi- gen Organismus nach oben bis zum bischöflichen Amte des Landesherrn hinauf eingefügt sind, was nur der nicht als Ver- fassung kann gelten lassen, der in der Kirche alles demokratisch von der Mitthätigkeit der Volkshaufen abhängig machen will; andererseits sind sie auch als Gemeinden in sich verfaßt. Sie sind nicht ein loser Haufe von so und so viel Christen — das wären eben keine Gemeinden — sondern die Gemeindeglieder sind zu einem Ganzen zusammengefaßt durch das innere Band des Bekenntnisses und durch das äußere Band des Amtes, welches sich verzweigt 1. in geistliches Amt, wozu alle zur Pflege des Cultus und kirchlichen Lebens bestellten Aemter gehören, 2. in das Patronat, welches alle Aemter zur Pflege des äußern Bestehens umfaßt, und 3. als eine Abzweigung von beiden für die werdende Gemeinde und daher unter der Leitung beider das Schulamt. Ist da zur Pflege nach irgend einer Seite des Ge- meindelebens ein besonderes Amt nöthig? Wäre der ganze Leib gesund, so möchte derselbe nach all seinen Bedürfnissen hinläng- lich versorgt sein. Aber in allen Gemeinden ist „der arme La- zarus", wie sich die Pommersche K. O. treffend ausdrückt, vor- handen und grade in unserer Zeit, wie bekannt, in steter Zu- nahme begriffen. Der Herr spricht auch: Arme habt ihr alle- zeit bei euch — ein Anerkenntniß, das nicht unbeachtet bleiben darf. Daher hat schon die alte Pomm. K. O. vorgeschrieben, daß ein Armenkasten in jeder Pfarrkirche für „rechte wahre Christen-Arme" bestehen soll. Sie bedürfen der leiblichen Pflege

und in unsrer Zeit mehr noch als je, auch der geistlichen Pflege, daß sie rechte wahre Christen-Armen werden. Die Frage ist, ob da sich noch das Bedürfniß eines Amtes fühlbar macht?

Das Bedürfniß kann sich fühlbar machen 1. von Seiten des geistlichen Amtes, 2. von Seiten der Gemeinde. Dem geistlichen Amt ist neben der Seelenpflege der ganzen Gemeinde insbesondere auch der arme Lazarus befohlen: es hat leibliche und geistliche Armen- und Krankenpflege zu üben. Grade hier findet der gute Same, den dasselbe auszustreuen hat, am ersten empfänglichen Boden; schon darum dürfte es sich dieses Feld nicht nehmen lassen. Aber reichen seine Kräfte dazu allein aus? In kleinen Gemeinden wohl, obwohl es auch da vielfach noch Hülfe bedürfen wird; in großen reichen sie gewiß nicht aus. Darum gilt noch heute der von den Aposteln aufgestellte Grundsatz: Es taugt nicht, daß wir das Wort Gottes unterlassen und zu Tische dienen (Apgsch. 6, 2). Er findet überall da seine Anwendung, wo die Armenpflege so sehr die Kräfte und Zeit in Anspruch nehmen würde, daß der Dienst am Wort darunter litte, und das ist gewiß in großen Gemeinden der Fall. Aber wo ist die Gränze zwischen großen und kleinen Gemeinden? Von Seiten des geistlichen Amtes wird sich grade in unsrer Zeit wohl am wenigsten das Bedürfniß eines Armenpfleger-Amtes bestreiten lassen. Die Pomm. K. O. schreibt daher auch schon die Einsetzung von Armen-Diakonen vor und unterscheidet diese noch ausdrücklich von den Diakonen des Kirchenkastens. Letztere sind überall noch in den Kirchenvorstehern vorhanden; aber ebenso fehlen erstere, sei es, daß die Vorschrift gar nicht zur Ausführung gekommen oder vergessen ist. Bekanntlich ist die Armenpflege gesetzlich den bürgerlichen Gemeinden übertragen und sie üben sie nur nach der leiblichen Seite. Zwar ist der Geistliche neuerdings auch zum Mitgliede der Armen-Directionen und -Deputationen berufen; aber dann ist er es wieder, der die geistliche Armenpflege üben muß, da die Deputirten nicht nach kirchlichen Rücksichten gewählt, sondern aus den Stadtverordneten und Magisträten, wie sie eben sind, abgeordnet werden. Es können daher sogar Juden dazu bestimmt werden, und jede geistliche und sittliche Einwirkung würde vielfach als Einmischung pietistischen Unwesens verschrieen werden, wie es sogar in freien Armen-Vereinen vorgekommen ist. Es kommt also alles wieder auf das geistliche Amt an, und es ist wieder die Frage, ob Zeit und Kräfte dazu ausreichen? Und das muß im Allgemeinen verneint werden. (Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Aus dem Königreich Polen. (Schluß.)

Diese Predigt hat einen gewaltigen Eindruck gemacht, die „weiter fortgeschrittenen" Gemeindeglieder befriedigt, die gläubigen empört, welche Letzteren beschlossen haben, gegen P. Ludwig beim Consistorium Beschwerde zu führen, oder auch auf der allgemeinen Gemeindeversammlung im October diese Angelegenheit zur Sprache zu bringen. Auch soll dies Aergerniß im Kirchencollegium (Kirchenrath) verhandelt werden, doch ist zu fürchten, daß, wie so oft, es auch diesmal bei einem frommen Vorsatze sein Bewenden haben wird. Es bleibt noch hinzuzufügen, daß an diesem Tage viele Katholiken in der Kirche zugegen waren, welche den Inhalt dieser Predigt überall verbreiten. Solche Predigten liefern die schwankenden und unentschiedenen Evangelischen in die Hände des Katholicismus, indem sie Messe, Marien- und Heiligencultus einem Bekenntnisse vorziehen, dessen Inhalt und Tiefen zu erfassen der gesunde Menschenverstand ausreichen soll. —

Wozu aber, wird vielleicht Jemand fragen, eine Sache von so ernster Art und bedeutender Tragweite unberufen anzuregen, ja woher überhaupt das Recht dazu? Dagegen so viel: Ich halte es für keine Redensart, wenn die ganze Gemeinde sonntäglich im apostolischen Glaubensbekenntnisse bekennt: „ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige christliche Kirche, die Gemeinde der Heiligen", und weil ich solches von ganzem Herzen glaube, so halte ich mich nicht nur für berechtigt, sondern auch im Gewissen verpflichtet, kraft meiner Zubehörigkeit zur christlichen Kirche öffentlich Protest und Verwahrung einzulegen, nicht nur in meinem, sondern auch aller derer Namen, denen es noch ein wahrer Ernst ist, am alten Christenglauben festzuhalten und deren Zahl, Gott sei Dank, bei uns größer ist, als die Feinde des göttlichen Wortes meinen, ich wiederhole, öffentlichen Protest einzulegen gegen ein Bekenntniß des ersten geistlichen Würdenträgers unserer Landeskirche, welches eine klare und deutliche Lossagung ist, nicht von irgend einer beliebigen Lehre, sondern vom wahren Christenthum, wie es von dem lebendigen, dreieinigen Gott in Christo Jesu, dem wahren Gott-Menschen, zu unserer Erlösung durch den heiligen Geist in Gestalt der christlichen Kirche in die Menschheit eingestiftet ist, wie es als die einzig wahre Religion urkundlich in der heil. Schrift, dem Worte Gottes, niedergelegt ist, allen Feinden zum Trotz, siegreich die ganze Welt durchziehen wird, gepredigt zum Zeugniß aller Creatur und unüberwältigt bestehen bis ans Ende der Tage, da des Menschen Sohn wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten. Jenem un- und widerchristlichen Zeugnisse gegenüber, von welchem das Wort des Apostels gilt: „Wer ist ein Lügner, ohne der da läugnet, daß Jesus der Christ sei? Das ist der Widerchrist, der den Vater und den Sohn läugnet. Wer den Sohn läugnet, der hat auch den Vater nicht" (1 Joh. 2, 22. 23), diesem Zeugnisse gegenüber zu schweigen hieße nichts anderes, als derselben Sünde sich theilhaftig zu machen; deshalb erheben wir entschieden unsere Stimme dagegen und fordern vor Allem die von Amtswegen dazu verpflichteten Pastoren unserer Ev.-Luth. Landeskirche, wie auch die Kirchencollegien aller Gemeinden auf, sich einmüthiglich auf dem gesetzlichen Wege gegen eine solche Verwerfung des christlichen Glaubens zu erklären, und damit dergleichen in Zukunft nicht mehr vorkomme, auf eine genaue Untersuchung des vorliegenden Falles anzutragen, damit sie nicht als „stumme Hunde" (Jes. 56, 10) erfunden werden und nicht einst die ernsten Mahn- und Drohworte unsers Herrn an ihnen sich erfüllen: „wer sich aber mein und meiner Worte schämet unter diesem ehebrecherischen und sündigen Geschlecht, deß wird sich auch des Menschen Sohn schämen, wenn er kommen wird in der Herrlichkeit seines Vaters mit den heiligen Engeln" (Marc. 8, 38).

Ein Glied der Ev.-Luth. Kirche des Königr. Polen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 21. Juli. № 58.

Zur Rechtfertigung meiner Ansprache in der Pastoralconferenz.

Als ich in meiner Ansprache zur Eröffnung der Berliner Pastoralconferenz Calvin's Annahme einer zwiefachen Classe von Aeltesten, wie sie dem Einführungsformular für die Gemeinde-Kirchenräthe zu Grunde liegt, als unlutherisch und unbiblisch bezeichnete, glaubte ich eine jetzt gar nicht mehr streitige Sache zu sagen, und ich setzte demgemäß auch voraus, daß dieses Formular seinen Ursprung nur in einer äußern Geschäftsbehandlung, welche es von den westlichen Provinzen übernahm, nicht aber in einer Ueberlegung und Entscheidung aus Principien habe, und deshalb eine Bitte um Abänderung desselben gerne gewährt werden würde. Nunmehr ist aber durch den Erlaß des Evang. Oberkirchenraths an das Consistorium vom 29. v. M. nicht bloß diese Bitte nicht gewährt, sondern dieser „für die Oeffentlichkeit bestimmte" hohe Erlaß ist, absehend von der Petition, durchgehends gegen meine Ansprache gerichtet. Er giebt eine wissenschaftliche Widerlegung derselben in allen ihren Ausführungen, um ihnen den „Schein der Begründung zu entziehen", unter ausdrücklicher Hinweisung auf das in der Pastoralconferenz Gesprochene, zuletzt noch mit Nennung meines Namens, um mich des Widerspruchs zwischen meinem früheren und meinem jetzigen Benehmen zu zeihen. Dem gegenüber meine Ansprache zu rechtfertigen, bin ich sowohl mir selbst als der Sache schuldig, und so unnatürlich an sich und so betrübend für mich eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Erlaß einer hohen Behörde ist, so kann ich mich derselben doch bei dieser Lage nicht entziehen.

Der hohe Erlaß beschäftigt sich am ausführlichsten damit, nachzuweisen, daß die calvinische Annahme der apostolischen Laienältesten ebenso gut auch lutherische Annahme sei. Als die Belege dafür sollen dienen einestheils Stellen von Melanchthon, Sarcerius, Selnecker, nach welchen für den Bann Zuziehung von ehrbaren Leuten aus der Gemeinde gefordert wird, und diese mitunter auch „Aelteste" genannt werden, anderntheils die Kirchenordnungen von Hall 1526, von Hessen 1539, von Pfalzzweibrücken 1557, von Cleve-Mark 1687 und Neu-Leczno. Wäre dem so, so hätte es etwas Befremdliches, daß Vitringa und seine Nachfolger ihre Polemik immer nur gegen die Annahme Calvin's richten, und nicht ebenso gegen die Annahme Melanchthon's, Sarcerius, kurz gegen die Annahme der gesammten Evangelischen Kirche. Allein diese Ausführungen beweisen nur, daß die Betheiligung der Gemeinde am Kirchenregiment, namentlich die Zuziehung von Gemeindegliedern für den Bann auch lutherischer Grundsatz ist, und das hat Niemand geläugnet und ist in meiner Ansprache selbst ausdrücklich erklärt. Aber sie beweisen nicht, daß die calvinischen „Laienältesten" lutherische Annahme und mit lutherischen Grundsätzen vereinbar seien. Das Entscheidende an diesen **calvinischen** Laienältesten ist die Anknüpfung an den biblischen Begriff der **„Presbyter"**, und diese Anknüpfung ist der lutherischen Auffassung überall fremd. Darum ist bei den Lutheranern die constante und officielle Bezeichnung für diese Gemeindeglieder nicht „Aelteste", sondern „gottesfürchtige und ehrbare Männer" (wie z. B. in dem amtlichen Gutachten 1545), und wenn ausnahmsweise in einer hingeworfenen Aeußerung die Bezeichnung „Aelteste" (seniores) gebraucht wird, kann es ebendeshalb nicht in dem Sinn einer Identität mit den biblischen Presbytern gemeint sein. Darum ist bei den Lutheranern für diese Zuziehung von Gemeindegliedern keine Berufung auf die verschiedenen Aemter in der apostolischen Kirche (1 Tim. 5. 1 Cor. 12), sondern nur die Berufung auf die Theilnahme der ganzen Gemeinde am Bann (nach Matth. 18, 17). Darum gilt bei den Lutheranern nur diese Theilnahme der Gemeinde an dem Bann, nicht aber die Bestellung bestimmter Gemeindeglieder hiefür und in jeder Gemeinde als gottverordnet, es ist zulässig, daß die ganze Gemeinde zugezogen werde, es ist zulässig, daß einige „ehrbare und gelehrte Männer" für eine ganze Landeskirche dazu bestellt werden (was der Ursprung der Consistorien ist). Darum ist bei den Lutheranern das Amt des Geistlichen das Eine ganze volle Amt in der Gemeinde, das Amt für Lehre und Sacramente, und nicht minder das principale Amt (praecipuae partes) für Kirchenzucht und Bann, und die Gemeinde oder die Glieder aus der Gemeinde erscheinen für letzteres nur als ein hinzukommendes Element (adhibeantur, addantur). Dagegen nach calvinischer Auffassung ist das Amt von vornherein ein zwiegespaltenes, ein Amt der Lehre und ein Amt der Zucht. Die Laienältesten sind grade das principale Amt für die Kirchenzucht, das eigentliche Organ für den Bann, der Geistliche erscheint dabei nur als vorbereitend und äußerlich leitend. Sie sind als ein besonderes Amt von Gott verordnet, eines „der Aemter, welche unser

Herr zur Regierung seiner Kirche eingesetzt hat." Sie haben nicht blos die collegiale Theilnahme an Mahnung und Bannspruch, sondern als Träger des einen der Aemter haben sie auch einzeln die Amtsfunktion der seelsorgerlichen Mahnung und Warnung, wie es in den Genfer Ordonancen von ihnen heißt: Leur office est de prendre garde sur la vie d'un chacun, d'admonester amiablement ceux, qu'ils verront faillir et mener vie desordonnée. Et la ou il en serait mestier, faire rapport à la Compagnie qui sera deputée pour faire les corrections fraternelles, et lors les faire communement avec les autres. So tritt nach calvinischer Auffassung an den Laienältesten ein principales, ebenbürtiges, gleich apostolisches Amt neben dem Amte des Geistlichen, und hierin, nicht in der Zuziehung von Gemeindegliedern, die wir nicht bestritten haben, liegt die Unvereinbarkeit mit dem lutherischen Amtsbegriff.

Die Behauptung, daß die in dem Formular verkündigte Lehre von den zweierlei Aeltesten unlutherisch sei, wird demnach nicht entkräftet durch die im hohen Erlaß angeführten Aeußerungen Melanchthon's, Sarcerius u. s. w.; denn sie enthalten nichts anderes als die Zuziehung von Gemeindegliedern für den Bann. Aber sie enthalten keine Spur von einem zwiefachen Amt, eines für Lehre, eines für Zucht und Bann, keine Spur von einer Identifikation der „ehrbaren Männer" mit den Presbytern der heiligen Schrift.

Was aber die angezogenen Kirchenordnungen betrifft, so kann die Hessische Ordnung von 1539, die Landgraf Philipp erließ, an der Bucer einen vorzüglichen Antheil hatte, wahrlich nicht als ein Beleg für lutherische Einrichtung gelten, — war sie doch auch in der Lehre „zwiespältig" zwischen sächsisch und oberländisch (Vilmar) —, und Luthers angebliche Billigung derselben beweist so wenig, als dessen angebliche Billigung der Variata. Die K. O. von Halle 1526 ist grade ein Beleg dafür, daß man in der Lutherischen Kirche nichts von „zweierlei Aeltesten" weiß. Es heißt daselbst: in jeder Pfarrei „sein erwelt worden etlich alt gestanden dapfer redlich menner, denen bevolhen ward auff die kirchen fleißig acht zu haben, ihren nutz mit dem Wort Gottes und Sakrament fördern, ihren Gebrechen abzustellen so Mangel am Wort oder Sakrament wäre, auch so unter dem Hauffen etliche ergerlich dem Christenlichen namen nachtheilig lebten, zu ermanen, oder wo ermanen nit wollt helfen, in Bann zu thun." Es wird also denselben Aeltesten (altgestanden Mann) das Wort und Sakrament und das Mahnen und Bannen zugeschrieben. Einen schärferen Contrast gegen die Aeltesten der Genfer Ordonancen als diesen kann man nicht finden. Die Pfalzzweibrückische von 1557 verordnet bloß als Interimisticum bis zur Errichtung eines gewöhnlichen Consistoriums die Zuziehung von „fünf ehrbaren Männern" für den Bann, ganz in lutherischer Auffassung, sie werden nicht „Aelteste" genannt, also gar nicht an die biblischen Presbyter angeknüpft, auch nicht mit dem Amte der persönlichen Mahnung betraut, wie in Genf, diese wird blos als Amt des Pfarrers bezeichnet. Endlich kann das doch kein Beweis für Geist und Princip der Lutherischen Kirche sein, daß die Lutheraner in Cleve-Mark, die eben dem Vorbild der benachbarten Reformirten folgten, und auch noch die Lutheraner zu Neu-Leczno „presbyteriale Einrichtungen" hatten.

Das also ist alles, was sich für die Lehre von apostolischen Laienältesten im Bereiche des Lutherthums findet: daß das Wort seniores einmal von Melanchthon und einmal von Selnecker gelegentlich gebraucht wird, und daß die Cleve-Märkischen Lutheraner 1687 ohne alle Theorie die reformirten Einrichtungen nachahmten. Daß die kirchenrechtliche Erudition, aus welcher diese Daten entnommen sind, und mit der ich die meinige nicht vergleichen darf, nicht mehr als das beizubringen vermochte, ist eine Bestätigung meiner Ausführung, wie ich sie gar nicht stärker erwarten konnte. Ich will selbst noch eine Thatsache von ungleich größerem Belang hinzufügen: Der große lutherische Dogmatiker des 17. Jahrhunderts Johannes Gerhard trägt gradezu die calvinische Theorie von den zweierlei Aeltesten vor, obwohl hinzufügend, daß sie keine unbestrittene sei. Allein er steht mit dieser Theorie vereinzelt in der Lutherischen Kirche, und sie steht wieder bei ihm vereinzelt, als eine kirchengeschichtliche Bemerkung, ohne Zusammenhang und Einfluß auf seine Lehre von der Verfassung, die er ganz in der lutherischen Weise darlegt, während sie bei Calvin das oberste, alles bestimmende Princip der Verfassung ist. Was sind nun aber diese nur durch die gelehrteste Nachforschung zu entdeckenden geschichtlichen Seltenheiten, diese vereinzelten, gelegentlich ohne Durchführung und Anwendung gemachten Aeußerungen entgegen den einfachen großen, den ganzen lutherischen Kirchenbestand bestimmenden Thatsachen? Durch die ganze Lutherische Kirche (bei Chemnitz, Gerhard, Quenstedt, Hollaz u. s. w.) wird unter „Presbyteri", „Presbyterium" grade die Geistlichkeit (ministri) und nur sie verstanden*), während in der Reformirten Kirche Presbyter den Gegensatz der Laienältesten gegen die Geistlichen (ministri) bezeichnet. Durch die ganze Lutherische Lehre geht die Auffassung der Kirche als gegliedert aus drei Elementen: Obrigkeit (magistratus), Lehramt oder Dienst des göttlichen Wortes (ministerium) und Gemeinde (populus, plebs), wo hätte da ein Amt der Aeltesten, das nicht Dienst des

*) Chemnit. exam. Pars II. 586/7: „Haec exempla Apostolicae historiae clare ostendunt, electionem seu vocationem pertinere ad universam ecclesiam, certo quodam modo, ut suae in electione seu vocatione sint partes et presbyterii et populi." Gerhard loc. XII. 159 (loc. 24), wo man zugleich ersehen kann, daß er hier nur eine Classe von Presbytern, und zwar Prediger, im Auge hat, er setzt nämlich den Bischöfen entgegen aliorum concionatorum videlicet presbyterorum etc. Quenstedt theologia. IV. 394. Hollaz exam. 1336. Potior pars ecclesiae plebs est ratione multitudinis, magistratus ratione gubernationis externae, presbyterium ratione interioris administrationis sacrorum et judicii de orthodoxia.

göttlichen Wortes ist, noch Raum? In sämmtlichen lutherischen Kirchenordnungen findet sich nichts von Aeltesten als einem Amt neben dem Geistlichen, da sie doch nicht fehlen könnten, wenn nach „Gottes Wort" es „zweierlei Aeltesten" gab, und sie deshalb auch wirklich von Calvin, Beza, Viret, Knox als unerläßlich nach Gottes Wort gefordert wurden. Ueber dem allen heißt es in der Augsburgischen Confession, der doch keine andere Autorität gleich steht und gegen die keine Privatäußerung in Betracht kommen kann, Art. 28: „Porro secundum evangelium seu ut loquuntur de jure divino, nulla jurisdictio competit episcopis ut episcopis, id est his, quibus est commissum ministerium verbi et sacramentorum, nisi remittere peccata, item cognoscere doctrinam, et doctrinam ab evangelio dissentientem rejicere et impios, quorum nota est impietas, excludere a communione ecclesiae." „Darum ist das bischöfliche Amt nach göttlichen Rechten das Evangelium predigen, Sünde vergeben, Lehre ertheilen und die Lehre, so dem Evangelio entgegen, verwerfen, und die Gottlosen, deren gottloses Wesen offenbar ist, aus christlicher Gemeinde ausschließen." Wenn den Dienern am Worte und Sakrament nach göttlichem Recht auch der Bann zukommt, wenn es ein und dasselbe bischöfliche Amt nach göttlichem Recht ist, Evangelium predigen und aus christlicher Gemeinde ausschließen, wie verträgt sich damit, daß ein zweites Amt von Gott besteht, das nichts mit Wort und Sakrament zu thun hat, aber das eigentliche Amt für den Bann ist? Ich glaube demnach nicht von dem Vorwurf getroffen zu werden, daß mir der geschichtliche Zusammenhang der Thatsachen „nicht gegenwärtig gewesen."

Wenn endlich der hohe Erlaß auch noch mich selbst als Zeugen gegen mich anführt, indem ich auf der Generalsynode 1846 als Referent der Verfassungskommission in dem Entwurfe der Verfassung die Bezeichnung „Aeltester" gebraucht habe, so könnte ich mich zwar mit dem vollsten Rechte darauf berufen, daß eine vierzehnjährige Entwickelung sonder Gleichen der Lutherischen Kirche dazwischen liegt, von der kein einzelnes Glied unberührt bleiben kann und darf. Aber ich habe eine solche Berufung ganz und gar nicht nöthig. Ich habe die Bezeichnung „Aeltester" nur deshalb gebraucht und gebrauchen dürfen, weil es mir gestattet wurde, in dem amtlichen Commissionsbericht diese Bezeichnung von der Identificirung mit den apostolischen Presbytern, wenn auch in bescheidenen Ausdrücken, zu lösen. Es heißt dort: „Allein theils hat das heutige Aeltestenamt wenigstens kein völliges Analogon in den apostolischen Aeltesten..." (Verhandl. II. 121). In gleichem Sinn erklärte ich in dem mündlichen, Namens der Commission erstatteten Bericht bei Eröffnung der Verhandlung: „Von einem Vorbilde apostolischer Kirchenverfassung auszugehen, und danach die gegenwärtige Einrichtung zu bestimmen, habe die Commission nicht für angemessen gehalten" (I. 360). Und auch nachher kam ich immer wieder auf diese Wahrung zurück: „Kirchlicher Typus sei es immer gewesen, daß die bereits im Amte Befindlichen die Personen bezeichnen, und die Gemeinde blos zustimmt oder verwirft. So schon in der apostolischen Zeit. Allerdings seien die damaligen Presbyter etwas durchaus Anderes als die reformirten Aeltesten, aber in dieser Hinsicht gelte doch dasselbe...." (I. 452, auch 441). Auch damals war also die Stellung, die ich einnahm, ein fortwährender Protest gegen das, was das heute vorliegende Formular enthält, nur milder ausgedrückt, weil dieses eben nicht vorlag. Daß ich nun nicht auch gegen das Wort „Aelteste" protestirte, wird wohl darin eine genügende Entschuldigung finden, daß die damalige Gefahr gänzlicher Auflösung in Bekenntniß und Verfassung mir die Hände vollauf zu thun gab mit Opposition in der Sache, und ich deshalb nicht Muße und Aufmerksamkeit hatte, auch noch über die Ausdrücke zu wachen. So unter anderm hatte ich alle Kräfte aufzubieten gegen das reformirte Wahlprincip, das sogar, und zwar von anerkannt gemäßigten Mitgliedern, bis auf die Generalsuperintendenten erstreckt wurde. Dem entgegen sagte ich unter anderm: „die Lutherische Kirche hat ein anderes Princip. Wir gehorchen gerne geistlichen Führern, die wir nicht selbst gewählt haben, wenn anders nur sie dem höhern Führer folgen, den wir alle nicht gewählt haben, sondern der uns gewählt hat" (I. 522). Den Genius der reformirten Presbyterialverfassung habe ich also damals wahrlich nicht vertreten. Mein jetziges Verhältniß ist darum in keinerlei Widerspruch mit meinem damaligen. Auch in meiner jetzigen Ansprache 1860 habe ich die Heranziehung der Gemeinde nicht grundsätzlich bestritten, vielmehr gebilligt, sondern meine Bedenken aus der Beschaffenheit der Gemeinden genommen, die ich dort nicht minder geltend machte, die aber jetzt noch stärker sind, da die Gefahr der Agitation gegen die lutherischen Pastoren unter dem Vorwande der Union hinzutritt. Auch in meiner jetzigen Ansprache von 1860 habe ich den Ausdruck „Aeltester" an sich und wenn die Berufung auf die apostolischen Presbyter wegbleibt, nicht für sündlich und unerlaubt, sondern nur für Anstoß und Argwohn erregend und für widerstreitend den seitdem ergangenen Allerhöchsten Anordnungen erklärt.

Es wird mir aber nun gestattet sein, auch meinerseits den Ev. Oberkirchenrath als Zeugen für mich anzurufen. Der angeführte hohe Erlaß erklärt es nämlich für „thatsächlich unrichtig, daß der Allerhöchste Erlaß vom 27. Januar in bewußter Absicht diese Bezeichnung für die Mitglieder der Gemeindekirchenräthe vermeide," wie ich behauptet habe, „das ergebe sich schon aus der einfachen Zusammenstellung der Benennungen Presbyterium, Gemeindekirchenrath." Ich will nicht weiter ausführen, daß diese Zusammenstellung blos von den bis jetzt bestehenden Gemeindevertretungen und blos für den einen Punkt gemacht ist, daß für sie die neue Anordnung nicht gilt. Allein in den Erläuterungen des Ev. Oberkirchenraths zu den „Grundzügen einer Gemeindeordnung" von 1850 heißt es ausdrücklich: „Bei der Berathung über die Benennung der kirchlichen Gemeindebehörde wurde **allseitig anerkannt**, daß der Name **Presbyterium** nicht zu empfehlen sein

würde, theils, weil er Mißverständnissen ausgesetzt und den Landgemeinden der **östlichen Provinzen** fremd und unverständlich ist, theils weil er bei den mehr **lutherisch gerichteten** Gemeinden der Sache selbst eine ungünstige Aufnahme bereiten würde." Danach darf ich fürs erste ansprechen, daß meine Behauptung nicht „thatsächlich unrichtig" ist; denn der Allerh. Erlaß von 1860 nimmt ja überall die Stellung der Identität und Continuität mit dem von 1850 ein (und von beiden zusammen habe ich deshalb jene Absicht behauptet), und ist nicht anzunehmen, daß etwas, was damals im Oberkirchenrath „allseitig anerkannt wurde," jetzt stillschweigend und ohne Motivirung zurückgenommen und in sein Gegentheil verwandelt sein kann, da doch sonst alle Abweichungen von den „Grundzügen" so sorgfältig bemerkt und motivirt werden. Fürs andre aber sind in dieser Erläuterung genau und vollständig die Einwendungen gegen die Bezeichnung „Aeltester" gegeben, wie ich sie auf der Pastoralconferenz darlegte. Gegen die Ausführungen des hohen Erlasses vom vorigen Monat, daß die Bezeichnung „Aeltester" den „confessionellen lutherischen Ueberzeugungen nicht Anstoß" gebe, und daß sie „endlich auch nicht mit den besonderen Anschauungen unserer östlichen Provinzen in Widerspruch stehe", darf ich mich doch wohl auf jene Erläuterung berufen, die da sagt, daß sie „den Landgemeinden der östlichen Provinzen fremd und unverständlich", daß sie bei den mehr „lutherisch gerichteten Gemeinden der Sache selbst eine ungünstige Aufnahme bereiten werde." Aber noch mehr, es ist das abgesehen von der Bezeichnung, auch in der Sache eine Bestätigung, daß die calvinischen Laienältesten unlutherisch sind; denn wie könnte sonst ein an sie erinnernder „Name" bei den „lutherisch gerichteten Gemeinden" eine ungünstige Wirkung haben?

Das Gewicht in meiner Ansprache lag aber gar nicht hauptsächlich darauf, daß die zweierlei Aeltesten nicht lutherisch, sondern an erster Stelle darauf, daß sie nicht schriftmäßig seien und doch als schriftmäßig verkündet werden sollen. Nun kommt es mir gewiß nicht in den Sinn, einer hohen Kirchenbehörde zuzumuthen, daß sie sich mit mir in „einen theoretischen Streit über die Auslegung einzelner Schriftstellen einlasse", obwohl es mir scheint, daß ihr eine exegetische Erörterung nicht mehr und nicht minder „möglich" gewesen wäre, als die nachstehende kirchenrechtsgeschichtliche Erörterung. Aber grade wenn es nach dem hohen Erlaß „dahingestellt bleiben muß", ob die Auslegung Calvins oder die von mir angeführte seiner Bekämpfer „leichter zu begründen" sei, so scheint mir schon dadurch die Bitte um Abänderung des Formulars hinreichend begründet. Denn eine Auslegung, von der dahingestellt bleiben muß, ob sie zu begründen ist, dürfte doch wohl überhaupt nicht, und vollends nicht Denen, die von ihrer Unrichtigkeit überzeugt sind, zur Verkündigung an heiliger Stätte anbefohlen werden. Aber es handelt sich nicht bloß um die Exegese einzelner Schriftstellen, sondern um ein zugleich exegetisches und geschichtliches Gesammtresultat, das, wenn irgend etwas, jetzt in der evangelischen Forschung feststeht. Die Ausführungen eines Vitringa, Rothe, Ritschl gegen die zweierlei Aeltesten hat niemand bis jetzt zu widerlegen auch nur den Versuch gemacht, und ich darf Angesichts der ganzen Gelehrtenwelt Deutschlands die Versicherung geben, daß die Anschauung Calvins, welche diese Schriftsteller widerlegt haben, genau dieselbe ist mit der, welche dem Einführungsformular zu Grunde liegt, ja daß sie von Calvin selbst nirgends so scharf ausgesprochen ist als in diesem Formular. Ferner ein Kirchenrechtslehrer, dessen Autorität der Ev. Oberkirchenrath gewiß nicht ablehnen wird, Richter (in seinem Kirchenrecht, 5. Aufl. S. 19) kennt im apostolischen Zeitalter nur Eine Klasse von Presbytern, und sagt von ihnen sämmtlich und ohne Unterscheidung: sie „leiteten den gemeinsamen Gottesdienst, spendeten die Taufe, führten die Obhut über das sittliche Leben der Gemeinde, und verwalteten, sobald nicht das Recht zur Verkündigung des Evangeliums geübt wurde, welches allen Befähigten gegeben war, das Lehramt." Auch die Abhandlung in dem eben veröffentlichten Heft der Aktenstücke des Oberkirchenraths (11. Heft 1860) — die übrigens bloß eine individuelle Auffassung der apostolischen Kirchenverfassung ist, ohne größeren Anspruch auf öffentliche Geltung als irgend eine andere individuelle Auffassung, wie auch ich in dieser Sache nicht meine individuellen Auffassungen vorbrachte, sondern nur die allgemein in der evangelischen Wissenschaft angenommenen Resultate — auch diese Abhandlung wagt von diesen zweierlei Aeltesten nicht zu behaupten, daß sie apostolisch seien, sondern behauptet nur zu ihrem Gunsten, daß auch alles andre, was jetzt in der Evangelischen Kirche besteht, nicht apostolisch sei — worin offenbar eine Rechtfertigung, jene als apostolisch in feierlicher Amtshandlung zu verkünden, nicht gefunden werden kann. Ja, sogar der hohe Erlaß vom 29. v. M. selbst behauptet nicht, daß diese zweierlei Aeltesten schriftmäßig seien, sondern nur, daß die Behörde zu keiner Erörterung darüber verpflichtet sei. Wenn nun ein Formular eine Einrichtung als in „Gottes Wort" begründet verkündigen läßt, von der niemand mehr — selbst nicht der Evangelische Oberkirchenrath — behauptet, daß sie in Gottes Wort begründet sei, sollte denn die Bitte um Abänderung dieses Formulars, wie ich sie aussprach und wie sie Andere förmlich stellten, völlig grundlos oder illoyal sein? So lange die Evangelische Kirche bestand und so lange sie bestehen wird, gilt das Zeugniß gegen alles Schriftwidrige und die Beseitigung alles Schriftwidrigen als die oberste und unerläßliche Pflicht, von der auch der Gehorsam und die Ehrerbietung gegen die Kirchenbehörde nicht entbinden kann.

Das diene zu meiner Rechtfertigung gegenüber einer hohen Behörde.

Es haben sich nun aber an jene Ansprache auch anonyme Zeitungsartikel geheftet. Die Neue Evang. Kirchenzeitung giebt mir Schuld, zum Mißtrauen gegen das Kirchenregiment gereizt zu haben. Die Preußische Zeitung führt aus, daß in Preußen „der Landesherr mit den von ihm eingesetzten Behörden das einzige

Organ der Kirche", „das Haupt der Evangelischen Kirche" ist, und nur diese „legitime Kirchengewalt mit den Organen, welche sie sich gründen wird, rechtlich zu entscheiden hat, was fortan evangelisch und nicht-evangelisch, lutherisch und nicht-lutherisch sein soll", und die, welchen die Entscheidung nicht gefällt, „austreten und eine neue Religionsgesellschaft gründen sollen." Dem entgegen habe ich mich auf den Inhalt meiner Ansprache und auf die uralten unwandelbaren Grundsätze der Evangelischen Kirche zu berufen. In meiner Ansprache findet sich auch nicht ein Wort der Unehrerbietung, der Verdächtigung, der Bitterkeit gegen die Kirchenbehörde. Sie ist die einfache objektiv gehaltene Wahrung des lutherischen Wesens gegen die Uebertragung calvinischer Anschauungen, und die eben so objektiv gehaltene wissenschaftliche Bestreitung der Schriftmäßigkeit des Formulars. Darum, wenn es nicht überhaupt als unerlaubt und aufreizend angesehen wird, eine Anordnung der Kirchenbehörde zu besprechen und Einwendungen gegen sie zu machen, so wird nichts Aufreizendes in ihr gefunden werden können. Denn daß ich grade nur diese Einwürfe gegen das Formular hätte vorbringen sollen, denen der Urheber jenes Artikels eine gewisse Berechtigung zugesteht, und nicht diejenigen, welche meiner Ueberzeugung entsprechen, ist doch keine billige Zumuthung. Es hat sich auch keineswegs die behauptete Agitation an meine Ansprache geknüpft. Sie kam schon während des Landtags, als ich den Allerhöchsten Erlaß noch gar nicht ordentlich gelesen hatte, aus mehreren Provinzen an mich heran — ich habe Petitionen an das Herrenhaus verhindert, bin Ansichten von Unerlaubtheit der Betheiligung und des Gehorsams entgegengetreten —, sie kam auch wieder aus der Mitte der Pastoralconferenz von den Geistlichen aus allen Gegenden schon vor meiner Eröffnungsansprache an mich heran. Die Agitation, wenn man es so nennen will, ist nicht in Berlin, sondern in den Provinzen, nicht in einigen Individuen, sondern in ganzen Massen zugleich ausgeboren, sie folgte nicht auf meine Ansprache, sondern unmittelbar und sofort auf die Anordnung selbst. — — Daß niemand Andrer als das Kirchenregiment rechtlich zu entscheiden hat, ob die Gemeindeordnung eingeführt, ob das Formular beibehalten werden soll, das ist von keiner Seite geläugnet worden, das habe ich grade in dieser Ansprache sehr nachdrücklich hervorgehoben und daraus die Pflicht des Gehorsams abgeleitet. Aber daß das Kirchenregiment auch darüber rechtlich zu entscheiden habe, was fortan evangelisch und nicht-evangelisch, lutherisch und nicht-lutherisch sei, daß deshalb, wenn etwa die Kirchenbehörde das Formular beibehält, jeder es für fortan lutherisch und fortan schriftmäßig anerkennen oder aber seinen Austritt aus der Kirche nehmen müsse, weil Ungehorsam in der Kirche nicht zulässig ist — das ist eine unerhörte Behauptung, die nur einem kirchlich ununterrichteten politischen Blatte nachgesehen werden könnte. Ja selbst der Ausdruck, „was fortan evangelisch sein soll", zeigt von diesem Mangel wahrer kirchlichen Begriffe. Eine rechtliche Entscheidung, was fortan evangelisch (biblisch) sein soll, legt sich nicht einmal der Papst bei. Käme sie dem Landesherrn zu, dann wäre er wirklich, wie die Preußische Zeitung ihn nennt, „das Haupt der Evangelischen Kirche", für das wir bis jetzt nur den Herrn Christus gehalten haben. Es ist von Anbeginn Grundsatz der Evangelischen Kirche, daß die freie Prüfung kirchenregimentlicher Anordnungen und die öffentliche Kundgebung derselben in Schrift oder Rede vor Geistlichen oder Gemeindegliedern jedem Kirchengliede zusteht, und daß Einwendungen gegen die Schriftmäßigkeit oder Bekenntnißmäßigkeit derselben kein Ungehorsam und keine Aufreizung zum Mißtrauen sind, sondern vielmehr die Behörde die Verpflichtung hat, solchen Einwendungen eine sorgfältige Erwägung zuzuwenden, und ihnen je nach dem Gewicht ihrer Gründe auch Folge zu geben, weil in der Evangelischen Kirche das Ansehen des Kirchenregiments doch immer tief untergeordnet bleibt unter dem Ansehen des Wortes Gottes. Es ist nicht minder von Anbeginn ein Grundsatz der Lutherisch-Evangelischen Kirche, daß dem Urtheil der Geistlichen, welche im lebendigen Glauben, schriftmäßiger Lehre und gesegneter Wirksamkeit stehen, ein entscheidender Einfluß auf die kirchenregimentlichen Anordnungen, nenne man es rechtlichen oder moralischen Einfluß, zukommen müsse. Dagegen die Grundsätze der Neuen Ev. K. Z. und der Preußischen Zeitung führen einfach zu einem büreaukratischen Absolutismus, den die Kirche noch viel weniger erträgt als der Staat. Sollte es wirklich dazu kommen, daß jene freie Prüfung, daß jenes Gewicht der Stimme der Hirten aufhören, daß die Kirche auf schweigenden Gehorsam gegen die Anordnungen der Behörden angewiesen ist, oder die Majorität einer von der Menge gewählten Synode darüber entscheidet, was lutherisch und was evangelisch ist, dann hätte Luther besser gethan, sein Werk zu unterlassen, dann wäre die Evangelische Kirche nichts anderes als die päpstliche in einer viel schlechteren Auflage. Diesen Grundsätzen habe ich den Ausspruch Melanchthon's (de abusibus emendandis. Corp. Reform. IV. 542) entgegenzustellen, welcher in dem hohen Erlaß vom 29. v. M. die allererst angezogene Stelle bildet, und der da sagt: Tyrannis est inimica ecclesiae.

Dr. Stahl.

Aus Pommern.

Ueber den neuen Gemeinde-Kirchenrath.

(Fortsetzung.)

Von Seiten der Gemeinden stellt sich das Bedürfniß als ein zwiefaches heraus: als ein passives, daß sie in ihren armen Gliedern gepflegt werden, und dessen Vorhandensein ist bereits nachgewiesen, und als ein actives, daß sie die Pflege üben. Sie müssen es als ihre Pflicht erkennen und müssen die Pflicht üben lernen, die Armen als ihre Glieder zu pflegen; denn so ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit (1 Cor. 12, 26). Da müssen sie die Früchte des Glaubens in der Liebe bringen, und zwar als Kirchgemeinde, die im Glauben steht. Sie dürfen es nicht dem Zufalle überlassen, ob das Nöthige geschieht, auch nicht der bürgerlichen Gemeinde anheimgeben, wie es geschieht, wenn sie nicht eine wesentliche Christenpflicht versäumen wollen. Darum unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß nicht das geistliche Amt allein damit betraut werden darf, daß vielmehr Gemeindeglieder das Amt übernehmen müssen und gleichsam das Herz und die milde Hand der Gemeinde darstellen. Daher verordnet auch die Pomm. K. O.: „Die Diakonen des Armenkastens sollen gottesfürchtige, ehrliche, verständige Männer und gute Haushalter sein. Der Rath, der Pastor und die Alterleute der Gewerke sollen sie erwählen und sich vor denselben vergleichen, welche unter ihnen die Schlüssel zum Armenkasten haben und wie lange sie dieselben behalten sollen, item von der Austheilung der Speise u. dgl." Ebenso wird angeordnet, daß sie unter Aufsicht des Raths und der Pastoren stehen und ihnen jährlich Rechnung legen sollen. „Auch sollen Rath und Pastor erkundigen, wie die Armen versorgt werden, damit, wenn es noth ist, bei der Kirchenrechnung Besserung geschehe."

Es ist also weder das Recht noch die Pflicht der Gemeinden zur Ausübung solches Amtes zu bestreiten. Aber wohl ist nach h. Schrift und Kirchenordnung zu bestreiten, daß dieses Amt ein Ausfluß des allgemeinen Priesterthums der Christen sei, zumal nach der Vorstellung, die man sich jetzt gewöhnlich davon macht. Es soll ein Ausfluß des allgemeinen Priesterthums sein, daß die Gemeinde Repräsentanten wähle und ihnen die Vertretung ihrer Gemeinderechte, wozu nicht bloß und am allerwenigsten die Armenpflege, sondern auch Kirchenzucht, Verfassung und Ueberwachung der Lehre, also des geistlichen Amtes, wohl auch Berufung zum geistlichen Amte gerechnet werden, zeitweise übertrage. Sowohl die Uebertragung, als auch der Begriff, den man sich von dem Amte macht, widerspricht gradezu dem Begriff des Priesterthums. Dieses besteht ja wesentlich darin, daß ich als Christ einen freien Zugang zu Gott habe und alle meine Anliegen unmittelbar vor seinen Gnadenthron bringen darf. Dieses Recht verdanke ich Christo, dem einigen wahren Hohenpriester, der mir dies Recht erworben hat und mich zur Rechten Gottes selbst vertritt (Ephes. 2, 18. Cap. 3, 13 u. a.), daß ich also keines menschlichen Mittlers bedarf. Dieses Recht kann ich keinem Menschen übertragen, ohne mich desselben zu begeben, ohne also aufzuhören, ein Priester zu sein. Wir kämen also da wieder, nur auf umgekehrtem Wege, zu dem alttestamentlichen Priesterthum. Dort hatte es Gott einem bestimmten Stande übertragen; hier überträgt's die Gemeinde. Aber bei dem in Rede stehenden Amte handelt es sich gar nicht um die Vertretung vor Gott, sondern um die Ausübung einer allgemeinen Christenpflicht, nach dem Gebot, daß wer Gott liebet, auch seinen Bruder liebe (1 Joh. 4, 21). Darin liegt freilich eine Seite, die das Priesterthum berührt, grade die Armenpflege, sofern sie Opfer fordert, wie es die Schrift auch bezeichnet: Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl (Hebr. 13, 16). Opfer vor Gott darzubringen, gehört ja zum Prieteramt. Die Opfer für die Armen soll ja jeder Christ bringen und zwar um des Herrn willen, also dem Herrn; sie sind also allerdings ein Ausfluß des allgemeinen Priesterthums. Aber daß sie durch ein besonderes Amt verwaltet werden, das hat mit dem Priesterthum nichts zu thun. Es kann sie jeder selbst dem Armen reichen oder dem geistlichen Amte anvertrauen, wie Anfangs in der apostolischen Gemeinde geschah, oder es kann, wie später geschah, ein besonderes Amt dazu bestellt werden. Da haben Rücksichten auf Ordnung und Zweckmäßigkeit zu entscheiden, und die Entscheidung darüber, wie über alles, was die Ordnung des kirchlichen Lebens betrifft, ist Sache des Kirchenregiments, von dem daher die Bestellung auszugehen hat, wie in der Pomm. K. O. geschehen ist. Aber grade an die Pflicht der Armenpflege denkt man, wie gesagt, heutiges Tages am wenigsten bei dem, was man Ausfluß oder Recht des allgemeinen Priesterthums nennt, vielmehr an die Geltendmachung und Herrschaft demokratischer Gelüste in der Kirche, insbesondere an die Ausübung der Schlüsselgewalt durch Vertreter der Gemeinde. Der Herr aber hat diese Gewalt dem von ihm eingesetzten geistlichen Amte befohlen und damit schon dem allgemeinen Priesterthum eine Schranke gesetzt (Ephes. 4, 11. Joh. 20, 21—23). Im geistlichen Amte concentrirte sich ursprünglich bei den Aposteln Alles, zuerst wurde davon die Armenpflege abgezweigt nach Apgsch. 6, 2; erst später auch das Kirchenregiment, nachdem es die drei ersten Jahrhunderte hindurch Attribut des bischöflichen Amtes gewesen. Es ist schon in einem frühern Aufsatz in der Ev. K. Z. (Nr. 31 d. J. S. 363) sehr richtig hervorgehoben worden, daß außer dem Fall Apgsch. 6 weiter keiner in der h. Schrift vorkommt, wo die Gemeinde auch nur die Diakonen, geschweige denn die Presbyter oder Aeltesten oder Bischöfe gewählt hätte. Daß aber Presbyter oder Aelteste in der h. Schrift nicht Vertreter der Gemeinde sind, wie man sie jetzt aus dem allgemeinen Priesterthum herleiten will, auch nicht wie sie in der Reformirten Kirche bestehen, sondern daß es Geistliche sind, kann wohl nicht mehr mit Grund bestritten werden.

Wenn nun in dem Bisherigen das Bedürfniß einer gere-

gelten kirchlichen Armenpflege, also eines Amtes dafür, anerkannt ist, so ist die weitere Frage: wie entspricht der neu einzuführende Gem.-Kirchenrath demselben?

Der Allerhöchste Erlaß erkennt eben durch sein Erscheinen das vorhandene Bedürfniß an. Er fordert auch schriftmäßige Qualification zu dem Amt: „Familienväter von unbescholtenem Rufe und christlichem Leben und Wandel"; denn darunter kann man ja die in Apgsch. 6 gegebenen Merkmale begreifen: „Männer, die ein gutes Gerücht haben und voll heiligen Geistes und Weisheit sind." Man könnte also damit zufrieden sein; aber es sind nach jetzigem Sprachgebrauch sehr dehnbare Begriffe, und es kommt alles darauf an, wie sie aufgefaßt werden, zumal da in den Erläuterungen der fleißige Besuch des Gottesdienstes und Abendmahls als Bedingung ausdrücklich zurückgewiesen und damit fast jedes greifbare Merkmal christlichen Lebens abgeschnitten wird. Dadurch, daß der Vorschlag durch den Pfarrer, den Patron und die Kirchenvorsteher unter Leitung des Superintendenten geschehen soll (§. 7 der Grundzüge), wird dies neue Amt richtig als eine Abzweigung des geistlichen Amtes und Kirchenregiments sogleich in seinem Ursprunge bezeichnet. Auch wird in den Erläuterungen die Nothwendigkeit einer freien Wahl als eine falsche Vorstellung zurückgewiesen, somit die Wahl mit Recht nicht als ein Ausfluß des allgemeinen Priesterthums anerkannt. Aber andererseits wird aus Zweckmäßigkeits-Rücksichten eine Wahl unter den vorgeschlagenen Personen von Seiten der Gemeinde zugelassen. Das ist offenbar ein Zugeständniß an die herrschende Zeitrichtung und eine Durchbrechung der kirchenregimentlichen Schranken, wie sie in der Lutherischen Kirche, die doch eigentlich von dieser Anordnung betroffen wird, da die Gemeinden in den östlichen Provinzen, namentlich in Pommern mit sehr wenigen Ausnahmen zur Lutherischen Kirche gehören und die wenigen reformirten Gemeinden bereits Presbyterien haben, also den neuen Gem. K. R. nicht erhalten, noch nicht vorgekommen ist; denn daß die lutherischen Gemeinden bei der Wahl der Pastoren ein votum negativum haben und daß nach der Pomm. K. O. die Alterleute der Gewerke mit Rath und Pastor die Armen-Diakonen wählen, ist doch ganz etwas Anderes, als die Betheiligung aller Hausväter an der Wahl. Ebenso ist die Aufgabe dieses Amtes, wie sie in §. 4 des Erlasses und in dem Einführungsformular bestimmt wird, eine weit über das Diakonat, wie es oben nach heil. Schrift und K. O. beschrieben ist, hinausgehende und in das geistliche Amt tief eingreifende. Man kann sich einerseits nur freuen, daß eine große, ernste, das christliche Leben fördernde Aufgabe, wie sie gewiß gegen alle Erwartung der Lobpreiser der „neuen Aera" ist, gestellt wird; aber andererseits kann man sich auch der Besorgniß nicht erwehren, daß grade hier die Seite des neuen Amtes ist, von der die mit anerkennenswerther Entschiedenheit zurückgewiesenen zerstörenden Elemente mit der Zeit doch eindringen werden. Auch sind die bestehenden Gerechtsame und das Bekenntniß gewahrt (§§. 5 und 6), dabei aber die Gerechtsame der Patrone (§. 7) schon äußerst beschränkt, und alle die Zusicherungen werden schwankend, da über die Art der Wahl für die Zukunft nichts festgesetzt wird. Es bleibt daher die Aussicht, daß bei der weiteren Entwicklung zu Kreissynoden, welche verheißen und deren Aufgabe ganz unbestimmt gelassen wird, von dieser einst eine Wahl auf der breitesten Grundlage beliebt werde, wenn sich da das allgemeine Priesterthum in seiner falschen Auffassung geltend macht. Dem läßt sich ja aber noch vorbeugen! Außerdem hat grade wegen der wesentlich geistlichen Aufgabe des neuen Amtes schon der jetzige Wahlmodus seine großen Bedenken, da er es nicht rein als Abzweigung des von Gott geordneten Amtes erscheinen läßt und der göttlichen Vollmacht entkleidet, deren es für seine geistliche Aufgabe grade am meisten bedarf. Wäre die Aufgabe bloß auf die Armenpflege beschränkt, so wäre der Wahlmodus viel weniger bedenklich; denn es handelte sich ja dann nur um die ausdrückliche Anerkennung und Regelung einer allgemeinen Christenpflicht, während jetzt die Wahl durch die Gemeinde, so beschränkt sie auch ist, der Sache das Ansehen giebt, als werde die geistliche Thätigkeit dieses Amtes doch im Auftrage der Gemeinde geübt.

Unsre Bedenken steigern sich, wenn wir uns endlich noch die Frage vorlegen: welche Erfolge haben wir bei der praktischen Ausführung zu erwarten?

Alle bisherigen Bedenken würden als geringfügig erscheinen, wenn der gegenwärtige Zustand der Gemeinden der Voraussetzung entspräche, auf der die Anordnung beruht, daß es eben christliche Gemeinden wären, die, im Ganzen gesund, nur der Pflege in einzelnen kranken Gliedern bedürften. Aber die Sache verhält sich grade umgekehrt. Der ganze Leib ist krank von der Fußsohle bis zum Scheitel und die gesunden Glieder gehören zu den Ausnahmen, so daß die jetzigen Gemeinden gar keinen Vergleich mit den apostolischen Gemeinden aushalten. Wäre daher dort wirklich ein ähnliches Amt aus der Wahl der Gemeinden hervorgegangen, was sich aber gar nicht beweisen läßt, vielmehr durch vorliegende Thatsachen in der Schrift wiederlegt wird, so müßten doch die jetzigen Gemeinde-Zustände davon abrathen. Die Krankheit kann nicht durch Verfügungen und Verfassungen geheilt werden; diese können etwas dazu helfen, aber auch nur dann, wenn sich die geeigneten Werkzeuge zur Handhabung der gegebenen Vorschriften finden. Sonst mögen diese noch so vortrefflich sein, so können sie nicht helfen, sondern in ungeschickten und unreinen Händen grade Waffen des Verderbens werden. Man wird vielleicht denken, das sei doch wohl in unserm Pommern am wenigsten zu befürchten, da dasselbe ja im Rufe besonderer Gläubigkeit und Kirchlichkeit stehe. Aber wer die kirchlichen Zustände in Pommern kennt, möchte sich versucht fühlen, jenen Ruf dahin zu deuten, daß es in Pommern vielleicht etwas weniger schlecht mit dem kirchlichen Leben stehe, als in andern Provinzen. Es ist wahr, in den letzten 20 Jahren ist der Glaube und das confessionelle Bewußtsein bedeutend erstarkt. Aber bei wem? Zunächst bei den Geistlichen und bei den Patronen der Landgemeinden. Aber in Betreff der Geistlichen handelt es sich ja eben um die Frage, ob sie in der neuen Ein-

richtung eine Hülfe oder ein Hinderniß ihrer Amtsthätigkeit erhalten werden. Und den Patronen ist dem neuen Gem. K. R. gegenüber eine durchaus einflußlose Stellung zugewiesen, die sich auf das Recht der Kenntnißnahme und der Beschwerde beschränkt. Es mag äußerst schwierig sein, den Patronen die richtige Stellung anzuweisen, ja man mag es gefährlich finden, ihnen einen zu großen Einfluß einzuräumen, wenn man aus der Geschichte weiß, wie sie ihre Stellung zur Kirche oft bei Besetzung der Pfarren, bei ihren Leistungen an Kirche und Pfarre, bei Verwaltung der Kirchengüter gemißbraucht haben. Aber die Kirche trägt mindestens ebenso sehr die Schuld davon, wie sie, und beide haben alle Ursache, Buße zu thun. Wenn Patrone oft die Wahlen der Geistlichen mehr nach Rücksichten auf gesellige Talente, als auf kirchliche Tüchtigkeit, oder gar um ihre Kammerjungfer an den Mann zu bringen, getroffen haben; wenn es heute noch Patrone giebt, welche die Kirche für überflüssig halten, rechtmäßige Forderungen der Geistlichen verweigern, oder welche jedes ernstliche Bemühen des Geistlichen, den ihm von Gott befohlenen Beruf zu erfüllen, für hierarchische Bestrebungen ausschreien; so trägt offenbar die Kirche die Schuld, daß sie solche Männer groß gezogen und in der Unwissenheit über die ersten Bedingungen alles christlichen Lebens gelassen hat, andererseits auch, daß sie ihre Diener nicht in besserer Zucht gehalten. Es sind eben Erscheinungen einer Zeit, da die Mauern Zions zerfallen waren, da die Baumeister den Eckstein verwarfen und niederreißen halfen, was sie bauen sollten, und da die Wächter auf ihren Zinnen gemeinschaftliche Sache mit dem Feinde machten und ihn ins Heiligthum einführten. Daß es zu solchen Dingen hat kommen können, hat die Kirche verschuldet theils dadurch, daß sie selbst den Unglauben gepflegt und von ihren Kanzeln hat predigen lassen, theils dadurch, daß sie junge Männer sogleich aus dem Studentenrock in den Priesterrock schlüpfen ließ und sie ohne alle Menschenkenntniß und Erfahrung in das wichtige Amt einsetzte, und endlich dadurch, daß sie es deutlich genug zu erkennen gab, daß ihr diejenigen die liebsten seien, welche in ächt büreaukratischer Manier ihre Geschäfte abmachten und sich wohl hüteten, daß sie ja keine Störung in die todten Zustände durch Erweckung neuen Lebens brächten. Da die Leute schliefen, kam der Feind und säete Unkraut unter den Waizen — und der Schlaf ist nur zu lange gehegt worden! Daß es an der Kirche gelegen hat, dafür zeugt auch die neueste Zeit. Seit die Kirche angefangen hat, sich auf ihre wahre Aufgabe zu besinnen, und ihre Diener das Panier des Kreuzes wieder hoch erhoben haben, sind auch jene Erscheinungen immer mehr verschwunden und gehören nur noch zu den Ausnahmen, und gar viele Patronen auf dem Lande haben auch ihre Aufgabe begriffen und mit heiligem Ernste erfaßt. Sie dürften daher bei der neuen Einrichtung eher eine Stütze der Kirche und ihrer Diener sein, als ein Hinderniß, sie grade ein Damm gegen die demokratischen Gelüste, die überall sich regen. Anders steht es freilich, wo das Patronat in den Händen städtischer Behörden liegt; da hat auch in Pommern der kirchliche Liberalismus meist die Herrschaft. Doch sind wohl die meisten städtischen Pfarrstellen königlichen Patronats.

Es ist auch wahr, christliches Leben und kirchliches Bewußtsein ist in Pommern vielfach in die Gemeinde selbst eingedrungen. Es dürfte sich in ganz Pommern schon eine ansehnliche Schaar gläubiger Gemeindeglieder finden, denn es giebt wohl nur noch wenige Städte und Städtchen und Dörfer, wo nicht eine kleine Schaar erweckter Leute zu finden wäre. Aber von Solchen, deren inneres Leben nicht bloß bei allgemeiner Gläubigkeit stehen geblieben, sondern bis zu kirchlichem und confessionellem Bewußtsein entwickelt ist, ist ein gut Theil dem lutherischen Separatismus anheimgefallen. Bei den Uebrigen liegen theils in ihrer bürgerlichen Stellung, theils in der Art ihrer Frömmigkeit Hindernisse gegen ein gedeihliches Wirken in dem neuen Amte. Es sind meist die Niedrigen und Geringen ohne Einfluß, weil sie mit ihrer Existenz von Andern völlig abhängig sind. Es wiederholen sich in den größern Städten Pommerns, die aus mehreren Parochien bestehen, all' dieselben Schwierigkeiten, die in dem schon berührten Aufsatz über Berlin angeführt wurden. Da gehen die Geistlichen umher und sinnen nach, wen sie zum Gem. K. R. vorschlagen könnten; sie überzählen ihre Gemeindeglieder von A bis Z und wenn sie glücklich den Einen oder Andern von kirchlicher Gesinnung herausgefunden haben, so ergiebt sich entweder, er hält sich zu einem andern Seelsorger oder er ist seiner bürgerlichen Stellung nach zu abhängig und ohne Einfluß. Letzteres ist nicht außer Acht zu lassen, wenn man von dem Gem. K. R. überhaupt eine Wirksamkeit erwarten will. Es ist mir selbst in Westphalen in einer Gemeinde, wo die ähnliche Gemeindeordnung doch schon lange besteht und wirklich christliches Leben vorhanden ist, gesagt worden: „der Eine ist Kaufmann, der Andre Handwerker u. dgl., und so wie ers mit seinem Kirchenamt ernstlich nehmen soll, so fürchtet er sich, seine Kunden zu verscheuchen, und der Geistliche muß doch zuletzt Alles thun." Hier wird es nicht anders sein. Die meisten Handwerker leben von der Hand in den Mund, müssen sich um Kundschaft bemühen und alle Zeit auf die Arbeit verwenden, wenn sie sich ehrlich ernähren wollen. Wenn es sich bloß um Armen- und Krankenpflege handelte, dann würde man sich auch die Dienste der Niedrigen und Geringen gefallen lassen; aber daß Solche an Sonntagsheiligung, an Kirchenbesuch, an Zucht und Sitte mahnen sollen, das läßt sich schon kein Bauer auf dem Lande von einem Tagelöhner oder Handwerker gefallen, viel weniger ein königl. Beamter oder sonst ein angesehener Mann. Und es würde auch bei solchen Mitgliedern des Gem. K. R. ein hoher Grad von Selbstverleugnung und christlicher Liebe, wie man sie höchst selten findet, erforderlich sein, um das Amt einerseits ohne Menschenfurcht auszuüben, andrerseits auch vor Hochmuth bewahrt zu bleiben. Dazu kommt, daß die Frömmigkeit der Gläubigen unsrer Tage überwiegend subjectiv ist, daher sich nur um ihr eigen Seelenheil bekümmert und sich zufrieden giebt, wenn sie dessen nur gewiß ist. Sie suchen Gleichgesinnte und fühlen sich wohl in dieser engeren Gemeinschaft, und wo ihnen diese fehlt oder nicht genügt, geben sie sich den Secten hin, statt auf Besserung der Gemeindezustände hinzuwirken. Denn thatkräftiges Wirken fürs Reich Gottes ist Wenigen gegeben. Es ist nicht selten der Fall, daß ein Hausvater oder Hausmutter bei aller Liebe, wenn nicht beide Theile gleichgesinnt sind, es nicht dahin bringen kann, die Hausgenossen zu einer Hausandacht zu vereinigen, es daher vorzieht, anderswo Andachtsstunden zu besuchen und die Hausgenossen indeß sich selbst zu überlassen. Und wieder, wo sich Bekehrungseifer zeigt, hat man genau zuzusehn, ob nicht Hochmuth oder Sectirerei dahinter steckt. Selbst zur Armen- und Krankenpflege findet sich bei Männern wenig Neigung, Geschick und Zeit. Viel eher zeigen sich Frauen dazu bereit und geeignet. Es besteht z. B. in meiner Gemeinde ein Frauen-Verein, dessen wirklich thätige Mitglieder freilich auch nicht mehr als 3 bis 4 sind, die aber eine Reihe von Jahren hindurch ohne Statuten, ohne amtliches Ansehen, bloß aus freier Liebe mit viel Segen gewirkt haben durch leibliche und geistliche Pflege der Armen und Kranken und durch Einsammlung von Beiträgen dazu. Aber unter den Männern findet sich jetzt kein einziger, der in dieser Art thätig wäre. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 25. Juli. № 59.

Philipp Matthäus Hahn, ein Pfarrer aus dem vorigen Jahrhundert. Nach seinem Leben und Wirken aus seinen Schriften und hinterlassenen Papieren geschildert von E. Ph. Paulus.

Daß Würtemberg noch immer vor andern Ländern ein christlich so gesegnetes Land ist, hat gewiß seinen Grund u. A. auch darin, daß im vorigen Jahrhundert der Geist Gottes dort eine solche Wolke von Zeugen erweckt hat. Einer derselben, und zwar ein sehr eigenthümlicher, ist der oben genannte Pfarrer Hahn. Er war zugleich ein ausgezeichneter Mathematiker und Erfinder und Verfertiger von dergleichen Instrumenten und Maschinen, die er zum Theil sehr theuer absetzte, und mit deren Verfertigung und ihrem Vertriebe er sich mehr befaßte, als man jetzt einem Pfarrer gestatten würde. Da er indeß eine große Arbeitskraft besaß und von Morgens früh bis spät in die Nacht thätig sein konnte, so hinderte ihn dies nicht, auch seinem geistlichen Berufe mit Ernst und Eifer obzuliegen. Wie er dies gethan, und was das besonders Auszeichnende seiner Wirksamkeit für das Reich Gottes gewesen, wollen wir nach der vorliegenden Biographie eines seiner Enkel mit einigen Zügen verfolgen. Dabei schicken wir indeß sogleich voraus, daß wir ihm doch bei Weitem nicht die Bedeutung beizulegen vermögen, wie unser Biograph in erklärbarer Vorliebe es thut. Das erkennt man leicht schon in der einen Aeußerung, wenn er (S. 347) meint, daß es Hahn ein Leichtes gewesen wäre, entweder auf dem wissenschaftlichen Gebiete, oder auf dem Gebiete des religiösen Lebens Epoche zu machen, z. B. Stifter einer neuen Secte oder gar einer eigenen Kirche zu werden, und fragt: wer wolle das bezweifeln? So wenig würdig sollte man überhaupt nicht von der Stiftung einer Kirche reden. Aber dennoch war Hahn ein Mann von Begabung und der mit viel Segen gewirkt hat. Zunächst in seinen Gemeinden, deren er nach einander mehrere hatte. Hier lag ihm Alles an der Erzeugung eines wirklich christlichen Lebens. Dafür war er eifrig thätig als Prediger und Seelsorger. Jenes war er, nach dem Zeugniß seines Biographen, „wie wenige vor ihm und nach ihm." Aber nicht sowohl in Kunst und Form der Rede, „sondern, was ihn zu einem der größten Kanzelredner seiner Zeit machte, das war eine mehr als gewöhnliche Salbung mit dem Geiste Gottes und eine daraus entspringende innere Macht seines Wortes. — — Hahn's Predigt war eine auch dem Inhalt und innersten Kern nach lebendige Predigt und daher den meisten Leuten etwas ganz Neues in jener Zeit." Ueber die sonstige Eigenthümlichkeit dieses Inhalts, wie über H.'s theologische Richtung im Allgemeinen, äußert sich sein Biograph folgendermaßen (S. 80 f.):

„Mangelhaft und tadelnswerth erschien ihm bei seiner ebenso vorurtheilsfreien und selbstständigen, als gründlichen Prüfung, die er über das ganze vorhandene Christenthum (den Pietismus) anstellte, vor Allem die einseitige und fast ausschließliche Art, wie man sowohl in den Versammlungen, als in der Spener-Bengel'schen Schule die Lehre von der Versöhnung und von der Rechtfertigung durch den Glauben zu treiben pflegte; jedoch nicht so, als wenn er es hätte in Abrede ziehen wollen, daß dies der Haupt- und Fundamental-Artikel des christl. Glaubens und Lebens sei, vielmehr war auch ihm diese Lehre das köstliche gemeinschaftliche Kleinod, das er mit Spener, Bengel und allen Pietisten theilte. Allein daß dieselbe hier so einseitig und ausschließlich gehalten, daß der ganze übrige, reiche und herrliche Inhalt des Wortes Gottes darüber übersehen und hintangesetzt, daß fast nur diese Lehre getrieben wurde, das mißfiel ihm, das tadelte er, das glaubte er bekämpfen und dagegen auch die übrigen Lehren der h. Schrift, alle sonstigen köstlichen Kleinodien der reichen, Alles umfassenden Schatzkammer des göttlichen Wortes, namentlich auch die Lehre von der königl. Herrlichkeit Jesu, zu der Er durch Sein Leiden des Todes erhöht worden ist, wieder ans Licht stellen und in Benutzung bringen zu müssen. Mangelhaft und tadelnswerth erschien ihm an dem im Pietismus vorhandenen lebendigen Christenthum ferner der Umstand, daß man über der Sorge für die Errettung der eigenen Seele und der eigenen Stärkung in der Gemeinschaft mit Gleichgesinnten das Interesse für das Reich Gottes im Ganzen und Großen zu kurz kommen ließ. — — Mangelhaft und tadelnswerth erschien ihm endlich an der Art, wie die Pietisten das Christenthum zu behandeln pflegten, auch die Trägheit und Unregsamkeit, deren sie sich im eigenen Forschen in der Schrift vielfach schuldig machten. — — Daher hielt er es gleichfalls für eine heilige Pflicht, dem entgegen zu wirken, und das Streben nach einer umfassenden, eigenen, selbst-

ständigen Erkenntniß des ganzen Wortes Gottes und der gesammten Lehre vom Heil in Christo zu wecken und auf alle Art und Weise in die Seelen zu pflanzen." „Ich will lieber, sagt er einmal selbst (S. 220), Unvollkommenheit im Wandel (wenn es anders keine Bosheit ist), als Unvollkommenheit in der lauteren Erkenntniß der Wahrheit sehen. Denn die lautere Wahrheit macht frei, nicht auf Einmal, sondern nach und nach. Bei der Frömmigkeit ohne Licht kann Einen der Teufel noch unwissend beherrschen; beim Licht aber wird die Finsterniß aufgedeckt. Man sehe an den Römern, Ephesern, Corinthern, Thessalonichern ꝛc., vor was sie Paulus noch zu warnen für nöthig fand, und doch hat er sie noch als Brüder behandelt." Und vorher: „Mit Verstand und Erleuchtung (nämlich im Verhältniß gegen die vorige Blindheit und Unverstand im Glauben) fängt die Bekehrung und Wiedergeburt an, und mit Verstand (d. h. höherem, als man von Anfang an gehabt) wird sie geendigt." Von dieser Ueberzeugung ausgehend erschien ihm daher „als erste und unerläßliche Bedingung seiner Wirksamkeit das Bedürfniß und die Nothwendigkeit, vor Allem selbst über den ganzen Inhalt des Wortes Gottes klar zu werden, und zu dem Ende einer selbstständigen, vorurtheilsfreien, gründlichen Durchforschung sämmtlicher Bücher Alten und Neuen Testaments sich zu unterziehen. — — In Folge dieser tiefeingehenden und Alles umfassenden Forschungen stellte sich ihm der gesammte Inhalt der im Worte Gottes uns nahe gelegten göttlichen Weisheit und Wahrheit in dem Begriffe des Königreiches Gottes mit seinem großen, Anfang, Mittel und Ende aller Zeiten umfassenden Heils- und Erlösungsplan vor Augen." Und in diesen nun auch seine Gemeinde einzuführen, verwandte er nicht blos mit allem Eifer seine öffentlichen Predigten, sondern betrachtete es auch „als eine zweite Aufgabe seines Amtes, mit den empfänglichen Seelen in einen besonderen und genaueren Umgang zu treten, um sie noch weiter zu belehren und in alle Wahrheit zu leiten und dahin zu bringen, daß sie selbst wieder als Lichter unter der Masse leuchten und das Salz der Erde bilden könnten. — — Dabei kam ihm indeß auch sehr zu Statten nicht nur seine besondere Persönlichkeit, seine hohe Gestalt, sein edles Angesicht, seine ernste, Ehrfurcht und Erwartung erweckende Stirne, seine Freundlichkeit und Leutseligkeit, sein durchdringender Verstand, verbunden mit der größten Einfachheit und Natürlichkeit, sowie die Entschiedenheit und Energie seines ganzen Wesens, sondern auch und ganz besonders seine Gewißheit darüber, daß er von Gott gesendet sei und in seinem Namen handele, und daher einen göttlichen Anspruch, ein göttliches Recht habe auf das Vertrauen seiner Zuhörer und Aller, die in seinen Kreis kamen, wodurch er eine unsichtbare, fast unwiderstehliche Macht auf Jedermann ausübte, selbst auf feindlich Gesinnte." (S. 87 f.)

(Schluß folgt.)

Aus Pommern.

Ueber den neuen Gemeinde-Kirchenrath.

(Schluß.)

Es entsteht daher überhaupt die Frage, ob es schon an der Zeit sein möchte, zur Beförderung des christlichen Lebens noch ein besonderes Amt zu schaffen? Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die freie Liebesthätigkeit mannichfach sich regt. Weil man die Mangelhaftigkeit der bürgerlichen Armenpflege immer mehr erkennt, so haben sich nicht wenige Vereine gebildet, welche dieselbe auf christlicher Grundlage betreiben und nicht bloß die äußere Noth erleichtern wollen, sondern zugleich die Seelen retten. Ja, man findet auch außer dem engen Kreise der sogenannten Frommen noch mehr Sinn und thätige Theilnahme für die Noth des Nächsten, als eine oberflächliche Beobachtung oft wahrnimmt. Mittellose Familien finden in Krankheitsfällen meist immer bei Verwandten und Nachbarn thätige Hülfe. Wenigstens in meiner Gemeinde ist's so. Namentlich wird es als etwas sich von selbst Verstehendes angesehen, daß verwaiste Kinder von Verwandten versorgt werden. So starb vor mehreren Jahren ein Arbeitsmann und seine Frau; sie hinterließen fünf Kinder. Nur das älteste nahm ich zu mir und das jüngste wurde auf Kosten der Gemeinde verpflegt, die 3 übrigen von Verwandten treulich erzogen, und wo ihnen etwas nicht in Ordnung schien, wurde der Pastor um Abhülfe ersucht. Kürzlich starb in einer Arbeiterfamilie die Frau, nachdem sie lange Zeit vom Frauen-Verein gepflegt worden, und der Mann ist dem Trunke ergeben. Sogleich haben Verwandte ein Kind zu sich genommen und eine ganz fremde wohlhabende Familie ein zweites. Ganz ebenso ist es mit einer andern Familie geschehen, deren Vater kürzlich gestorben ist. Auch beweist sich die Gemeinde mit Rath und That sehr hülfreich an dem hiesigen Rettungshause. Aus allem Angeführten wird man schließen, daß die Gemeinde ja reif sein müsse für einen Gemeinde-Kirchenrath, und da dies nicht die einzige derartige Gemeinde in Pommern sein werde, so sei Pommern reif! Ich behaupte, daß es sogar nicht wenige Gemeinden in Pommern giebt, wo viel mehr kirchliches Leben und christl. Liebesthätigkeit herrscht, und doch fürchte ich für den Gem. K. R., einmal gerade wegen seines amtlichen Ansehens und dann wegen des Mangels an geeigneten Persönlichkeiten. Es ist sehr die Frage, ob hier soviel Liebesthätigkeit geübt wäre, wenn von irgend einer Seite amtlich eingeschritten worden? Vielmehr ist zu fürchten, daß das amtliche Ansehn des Gem. K. R. der freien Liebesthätigkeit die Lebensader unterbinden und nichts an ihre Stelle zu setzen haben wird, zumal wenn die Mitglieder des G. K. R. mehr aus amtlichem Ansehn und Pflichtgefühl, was nicht einmal bei allen vorauszusetzen sein wird, als aus dem Drange und mit der Weisheit rettender Liebe wirken wollen und wenn sie über keine pekuniären Mittel zu gebieten haben, um Unterstützungen gewähren zu können. Beides wird nur zu häufig der Fall sein. Bei der Wahl zum G. K. R. hat man aus den oben angeführten Gründen nicht selten von den sogenannten Frommen absehen und zufrieden sein müssen, wenn man Männer, die im Ganzen wohlgesinnt sind, zur Kirche sich halten und eine unabhängige bürgerliche Stellung einnehmen, in hinlänglicher Zahl hat finden können. Selbst das ist nicht häufig der Fall. Man ist selbst auf dem Lande, und da vielleicht noch häufiger als in Städten, in Ver-

legenheit, auch nur Einen zu finden, der Sinn und Verständniß für die dem G. K. R. gestellte Aufgabe hat. Der Bauer in seiner Wohlhabenheit kennt keine Noth und hat daher auch keinen Sinn für fremde Noth. Ehe er etwas zu milden Zwecken giebt, besinnt er sich sehr lange, Kollekten gehen oft leer aus, die Mission noch öfter. Selbst in ordentlichen Gemeinden urtheilt man sehr leicht über Unzuchtsünden. Daß die Braut vor der Hochzeit zum Bräutigam zieht, ist namentlich bei den Aermeren fast Regel. Das vierte Gebot hat noch so wenig Macht über das Gesinde, daß der Brotherr oft nicht den gewöhnlichen Gehorsam von Knechten erlangen kann, geschweige, daß er auf ihren Kirchenbesuch, auf ihre Theilnahme an den kirchlichen Katechisationen*) und auf ihren sittlichen Wandel mit Erfolg einwirken sollte. Was ist da von der Wirksamkeit solcher Männer zu erwarten, die mit der ganzen Gemeinde an denselben sittlichen Gebrechen leiden? In Beziehung auf die Armenpflege kommt in Stadtgemeinden noch die Frage in Betracht, wie soll der G. K. R. zu der bürgerlichen Armenpflege zu stehn kommen? Diese hat die Mittel in Händen, jener hat keine, und ohne Mittel zur Linderung der äußern Noth wird er nicht einmal auf die Armen einen sittlichen Einfluß gewinnen. Soll der G. K. R. Beiträge sammeln? Das wird ihm schwerlich so gelingen, wie den freien Vereinen, gerade weil es in amtlicher Stellung geschehn und daher seine Sammlung als eine zweite Steuer neben der von der bürgerlichen Obrigkeit auferlegten erscheinen würde. Schon diese erregt viel Unwillen und Widerspruch und es kommt nicht selten vor, daß Unterstützungen, die von der Armen-Deputation beschlossen und empfohlen sind, von Magistrat und Stadtverordneten verweigert werden, während die freie Liebesthätigkeit immer noch, wie die obigen Beispiele zeigen, offne Herzen und Hände findet. Es ist in meiner Gemeinde von mir auf den Wunsch von Gemeindegliedern und mit obrigkeitlicher Genehmigung auch ein Sterbekassen-Verein ins Leben gerufen worden, der in Sterbefällen den Hinterbliebenen eine namhafte Unterstützung gewährt. Solche Vereine bestehn in nicht wenigen Städten. Wäre solche Einrichtung von oben her befohlen und hätte einen amtlichen Charakter angenommen, so würde sie mit Unwillen getragen werden, während jetzt die Mitglieder mit Freuden ihre Beiträge zahlen, und da derselbe die christliche Liebe ausdrücklich als seine Grundlage anerkannt hat und nur sittlich unbescholtene Personen aufnimmt, so übt er auch einen Einfluß auf den sittlichen Wandel aus. Es sind also bereits drei Kreise in der kleinen Gemeinde vorhanden, von denen Armenpflege geübt wird: die bürgerliche Armenpflege, der freie Verein und der geschlossene Sterbekassen-Verein. Da scheint doch dem Bedürfniß vollständig genügt und eine neue Einrichtung ziemlich überflüssig zu sein. So wird es überall sein, wo die freie Liebesthätigkeit wirksam ist. Ja, es kann da der Gem. K. R. leicht störend dazwischen treten, und es wird viel Weisheit und Zurückhaltung bedürfen, wenn er nicht die freie Liebesthätigkeit gradezu zerstören will. Denn einerseits werden diejenigen, an welche er Anforderungen zu Hülfsleistungen macht, diese ebenso mit Unwillen aufnehmen, wie sie jetzt die der bürgerlichen

*) Mit Bedauern vermißt man in den betr. Verfügungen, welche über die Aufgabe des Gem. K. R. sich aussprechen, grade das Katechismus-Examen der erwachsenen Jugend. Daß es nicht erwähnt ist, wird es in den Augen der Leute als überflüssig erscheinen lassen und ihm großen Eintrag thun.

Armenpflege aufnehmen, und das um so mehr, als sie schon von 2 oder 3 Seiten in Anspruch genommen sind; andrerseits werden die Hülfsbedürftigen die Hülfe von ihm als ein Recht beanspruchen, wie sie es jetzt schon bei der bürgerlichen Armenpflege häufig thun. So leidet von beiden Seiten der christliche Charakter der Armenpflege Eintrag. Wo dagegen in einer Gemeinde dergleichen freie christliche Liebesthätigkeit gar nicht geübt wird, wie auch nicht selten der Fall ist, da wird es um so schwerer halten, geeignete Persönlichkeiten für den Gem. K. R. zu finden, und die Begehrlichkeit der Hülfsbedürftigen durch die neue Einrichtung um so mehr geweckt und genährt werden je weniger christlicher Sinn in solchen Gemeinden vorausgesetzt werden kann.

Wenn ich vorhin als theoretisch wohlbegründet nachgewiesen habe, daß jede christliche Gemeinde es als ihre Pflicht erkennen müsse und es nicht dem Zufall überlassen dürfe, ihre Armen zu pflegen; so setzt eine solche Anerkennung voraus, daß eben der christliche Sinn in der Gemeinde lebendig und vorherrschend sei. Diesen zu erwecken und zu stärken, scheint neben der Predigt des Wortes in unsrer Zeit grade die freie Liebesthätigkeit berufen und das geeignetste Mittel zu sein, jedes amtliche Eingreifen aber noch verfrüht. Und die Armenpflege ist das Gebiet, wo der Gem. K. R. noch am leichtesten seine Wirksamkeit finden könnte, weil ihm da schon das menschliche Mitleid sowohl in seinen Mitgliedern, als in den Gemeinden zu Hülfe kommt. Was er aber für einen Einfluß auf Zucht und Sitte üben soll, ist bei den in den meisten Gemeinden vorhandenen Zuständen schwer abzusehen. Auf der kürzlich in Stettin stattgefundenen Pastoralconferenz wurde von competenter Seite mitgetheilt, daß in Berichten an die kirchliche Behörde vielfach, besonders aus Vorpommern, ausgesprochen sei, daß man das Amt ablehne, weil man die Aufgabe zu schwer finde, und daran der gewiß nur zu billigende Rath geknüpft, die Geistlichen möchten die Anforderungen an den Gem. K. R. von Anfang an nicht zu hoch spannen. Aber man wird wohl zu unterscheiden haben, ob der Einwand gegen die Uebernahme des Amtes aus Demuth oder aus Furcht vor Hierarchie hervorgeht. Das Erstere wäre ein Zeichen daß man die Größe und den hohen Ernst der Aufgabe wirklich erkannt hätte, und das könnte man nur mit Freuden begrüßen, denn da ließe sich ein gedeihliches Wirken erwarten. Es steht aber zu besorgen, daß der erhobene Einwand viel häufiger daraus hervorgehe, daß man in der gestellten Aufgabe eine Begünstigung der Hierarchie des allgemein gefürchteten Gespenstes, erblickt. Vor so gestellten Gem. K. R. möge Gott die Geistlichen und die Gemeinden in Gnaden bewahren. Wo solche zu Stande kämen, da würde die Sache sofort in ihr Gegentheil umschlagen, und statt der beabsichtigten Förderung des christlichen Lebens würde nur noch größere Verwüstung die Folge sein. Aber auch wo solche Gesinnung nicht vorherrschend ist, wird man doch bei den meist vorhandenen Persönlichkeiten und Verhältnissen vielfach in Verlegenheit sein, eine geeignete Thätigkeit für den Gem. K. R. zu finden und ihn in richtiger Bahn zu erhalten. Es ist uns schon angedeutet, daß monatliche Conferenzen des Gem. K. R. stattfinden sollen. Da ist nur zu wünschen, daß recht gründliche, aus dem Leben genommene und fürs Leben gemachte Instructionen ertheilt werden. Wird dem Gem. K. R. nicht eine geeignete, hinlängliche und wohlbegränzte Thätigkeit zugewiesen, so wird ihn grade sein Amt und die Unbestimmtheit seiner Aufgabe zu einem gefährlichen Hemmschuh

fürs geistliche Amt machen. Hat man ein Amt und keine entsprechende Thätigkeit, so macht man sich zu thun und geräth auf unnütze Dinge. Ich kenne einen Fall, wo ein in den Strudel des J. 1848 hingerissenes Presbyterium seinen Geistlichen zu Tode geärgert hat. In kleineren und ländlichen Gemeinden, wo das nicht grade zu befürchten steht, sind die Leute von ihrem irdischen Beruf, besonders im Sommer, so in Anspruch genommen, daß ihnen für eine Thätigkeit, wie sie dem G. K. R. zugewiesen wird, kaum noch Zeit und Gedanken übrig bleiben. Von einer erfolgreichen Wirksamkeit wird dort aus diesem Grunde kaum die Rede sein können. Wenn dagegen aus Gegenden, wo die G. K. R. schon seit 1850 bestehen, von mancherlei Erfolgen berichtet worden ist, so kann man sich des Verdachtes kaum erwehren, daß der büreaukratische Grundsatz: wenn es auf dem Papiere gut steht, so steht alles gut, nicht ohne Einfluß gewesen ist. In Pommern haben einzelne Gemeinden mit ihrem Patron an der Spitze die Einführung des G. K. R. gradezu abgelehnt, wozu wohl eben dieselben Erwägungen, wie die obigen, geführt haben. Wem aber der schuldige Gehorsam gegen die Obrigkeit verbietet, seine Hand von diesem Werke zurückzuziehen, der wird um so mehr ernstlichen und anhaltenden Gebets bedürfen, daß der Herr ihm Kraft und Weisheit gebe, um von vornherein zu verhüten, daß die Sache nicht in eine falsche Bahn gerathe und nicht verderbliche Einflüsse auf diesem Wege in die Kirche einreißen. Dabei setze ich einige Hoffnung auf die Kreissynoden; die müssen die Schule für die Gemeinde-Aeltesten*) werden. Es wird aber auch da alles darauf ankommen, daß die Synoden ein bestimmtes Gebiet ihrer Thätigkeit erhalten und im rechten Geiste geleitet werden. Dann kann diese Einrichtung allerdings zur Weckung und Stärkung des kirchlichen Bewußtseins der Gemeinden dienen, daß sie sich als Glieder am Leibe des Herrn und ihrer Zusammengehörigkeit mit der ganzen Kirche bewußt werden, woran es den einzelnen Gemeinden noch gar zu sehr fehlt. Es scheint dann aber auch nothwendig, daß die Provinzial-Synoden hinzukommen, die den gesammten kirchlichen Zustand der ganzen Provinz in seinen Eigenthümlichkeiten wie in seinen Schwächen und Gebrechen ins Auge fassen, und auf die Kreissynoden und einzelnen Gemeinden helfend und heilend zurückwirken. Grade da fürchte ich für unser Pommern am wenigsten verderbliche Einflüsse, glaube vielmehr, daß da erst die vorhandenen christlichen Elemente in der Provinz zur Geltung und zu einem heilsamen Einflusse auch auf die todten Gemeinden kommen werden. Es können da erst die wahren Bedürfnisse und wirklichen

*) An dem Titel „Aelteste“ könnte man an und für sich keinen Anstoß nehmen, ihn vielmehr dem Namen Presbyter vorziehen, da es von jeher „Stadtälteste“ gegeben und man mit diesem Titel angesehene und wohlverdiente Männer beehrt hat; daher auch kein Mißbrauch zur Anmaßung geistlicher Gewalt zu besorgen wäre. Hierzu kann aber die doch mindestens zweifelhafte Herleitung dieses Amtes aus Gottes Wort Anlaß geben. Man muß daher doppelte Gewissensbedenken haben, eine so zweifelhafte Begründung aus Gottes Wort in der Kirche öffentlich verlesen zu sollen. Eine Aenderung dieses Punktes in dem Formular wäre dringend zu wünschen, ja sie wird gar nicht zu umgehen sein.

Zustände, die den Behörden und selbst den Generalvisitationen sich vielfach verbergen, allseitig beleuchtet werden und Abhülfe finden. Es müßte aber auch das Patronat als das andere zu Recht bestehende Amt angemessene Vertretung finden, wenn nicht Synoden und Patronat einander feindlich und hindernd in den Weg treten sollen. Daß ein wirkliches Bedürfniß für größere Synoden vorhanden ist, dafür, dünkt mich, zeugt schon deutlich genug die Entstehung, das lange Bestehen und fortwährende Wachsen der Pastoral-Conferenzen. Sie beweisen einestheils, daß überschießende Kräfte vorhanden sind, die nach angemessener Thätigkeit in weiteren Kreisen suchen, anderntheils, daß das Bedürfniß nach gegenseitiger Stärkung und Berathung allgemein gefühlt wird. Auch bietet das kirchliche Leben in der Provinz Seiten genug dar, wo jene überschießenden Kräfte sehr heilsam verwandt werden könnten. Welche Verwirrung herrscht z. B. noch hinsichtlich des Katechismus und Gesangbuchs, und wie dringend thäte da Hülfe Noth, die vom grünen Tische aus nicht allein geleistet werden kann. Auf der andern Seite sind aber auch die Pastoral-Conferenzen, wenn sie sich selbst überlassen bleiben, in Gefahr, mit ihren Bestrebungen für Lehre und Verfassung in einseitige Richtungen zu gerathen. Es dürfte daher sowohl die Reife als das Bedürfniß für eine Provinzial-Synode aus den seit mehr als 30 Jahren bestehenden Pastoral-Conferenzen sich ergeben. Sie würde den vorhandenen Kräften eine geregelte Thätigkeit anweisen und könnte auch dazu dienen, die Kirche völlig von den büreaukratischen Fesseln zu lösen, in denen sie früher ihr Leben eingebüßt hatte und von denen, Gott sei Dank, manche schon gefallen sind, seit die Landeskirche wieder ihre eigne oberste Behörde hat, von denen aber noch Wunden geblieben sind, die noch gründlicherer Heilung bedürfen. So sehr man aber Provinzial-Synoden wünschen kann; so entschieden müßte man die Nothwendigkeit und Heilsamkeit einer Landes-Synode bestreiten. Es würden da aus den verschiedenen Provinzen zu verschiedenartige Elemente zusammenkommen und es könnten da leicht, wie schon auf politischem Gebiete versucht worden, Bestrebungen Geltung zu gewinnen suchen, uns in den östlichen Provinzen nach Rheinischem Muster glücklich zu machen und das ganze kirchliche Leben nach Einer Schablone zuschneiden zu wollen, wozu unser Pommern weder Neigung noch Geschick hat. Der Pommer ist bescheiden genug, Andern ihr Glück nach ihrer Weise zu gönnen und sich mit seinem Glück nach seiner Weise zufrieden zu geben, und dabei bilde er sich ein, daß das kirchliche Leben nach des Herrn Willen sich gar mannigfach gestaltet und daß es sich nicht ohne Gefahr, erstickt zu werden, überall in Eine Form pressen läßt.

Z. M.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 28. Juli. № 60.

Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen.

Die Versetzung.

Noch bevor das erste Jahr zu Ende ging, ward ich von einem Privatpatron für eine Pfarrstelle mit drei Kirchen und reichlichen Einkünften berufen. Diese Vokation, die jeden Kandidaten mit großer Freude erfüllt haben würde, machte mir viele und große Unruhe. Wenn ich auch gar kein Bedenken haben konnte, dem Rufe zu folgen, so war mein Herz doch mit starken Banden an die Verhältnisse gebunden, in denen ich so lange gelebt und gearbeitet hatte, und mit großer Furcht erfüllt, ob meine geringen Kräfte zu den neuen Aufgaben ausreichen würden. Meine jetzigen Gemeinden verloren wenig bei meinem Abgange, aber ich desto mehr. Das Herz klebt da am festesten, wo es am meisten Sorge und Angst ausgestanden hat. Die Mutter liebt das Kind am meisten, bei dem sie am meisten gewacht, gezittert, geweint und gebetet hat. Die erste Liebe ist und bleibt die schönste. — Von keinem Jahre meines amtlichen Lebens sind die Erinnerungen so frisch und lebendig geblieben als von dem ersten, und meine Träume versetzen mich noch oft in diese Zeit zurück. Bevor ich das neue Amt antreten konnte, lag noch fast ein ganzes Jahr vor mir, und daher war mein erster Gedanke, noch bevor ich dem Herrn Patron meinen Dank aussprach, daß ich dies Jahr nun recht treulich in der Gemeinde arbeiten und soviel als möglich das Versäumte nachholen wollte. Im Dorfe wurde es bald bekannt, daß mein Abgang bevorstehe, und die meisten sahen für mich darin ein sehr großes Glück, daß ich so bald ein einträgliches Amt erhalten sollte. Nur sehr wenige sprachen sich so aus, daß es ihnen erwünscht gewesen wäre, wenn ich bei ihnen geblieben wäre, während es mir sehr schwer wurde, von ihnen zu scheiden. Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß der Pastor die Gemeinde in ihrem ganzen Umfange mehr liebt, als er von der Gesammtheit geliebt wird. Der alte Küster meinte es aber gewiß recht aufrichtig, wenn er sagte: „Ich hätte es gern gesehen, wenn es Gottes Wille gewesen wäre, daß Sie mich hätten begraben können."

Im Wesentlichen ging das Jahr dahin wie das erste, aber der Gedanke, daß mein Verhältniß zu der Gemeinde sich lösen werde, war für mich und die Gemeinde doch nicht ohne Folgen, und machte sich öfters in einer störenden Weise geltend. So lange waren meine Gebete und meine stillen Wünsche und Hoffnungen ganz allein auf die Gemeinde und Schule gerichtet gewesen, jetzt drängten sich die Pläne für die Zukunft oft hinein. Meine Stellung war freilich von vornherein keine fest begründete, aber die Liebe und die Arbeit mit ihrer Sorge hatte mich so gefangen genommen, daß ich an meine weitere Zukunft eigentlich gar nicht gedacht hatte. — In meinem späteren Leben habe ich nun freilich den Uebergang von einer Gemeinde zur anderen öfters durchgemacht; es sind mir aber immer schwere Tage und Stunden geblieben, und dennoch muß ich Gott danken, daß ich nicht auf der ersten Stelle geblieben bin. Die sentimentale Anschauung, der zu Folge der Pastor in seiner Gemeinde nach und nach alt und grau wird und zuletzt stirbt, setzt gewöhnlich ideale Zustände voraus, die sich in der Wirklichkeit nicht finden. Es klingt das zwar recht schön, wenn man sich den alten Pastor denkt in einer Gemeinde, in der er 30 — 40 oder gar 50 Jahre gearbeitet, und fast alle Glieder getauft, getraut und durch viele Verhältnisse mit seinem Rath und Trost begleitet hat, so daß er wie ein Vater unter seinen Kindern lebt; es wird aber dabei gewöhnlich ein Pastor und eine Gemeinde vorausgesetzt, wie sie wohl in einem Romane, aber nicht im prosaischen Leben sich finden. Ein junger eifriger Mann, der ins Amt kommt, macht gewiß zuerst allerlei Mißgriffe und nimmt sehr leicht eine verfehlte Stellung zu einzelnen Persönlichkeiten oder zu der Gemeinde im Ganzen ein; bleibt er dann in der Stelle sitzen, so kann es leicht geschehen, daß er sich, ängstlich und furchtsam geworden, in das Pfarrhaus zurückzieht und sein Amt nur in der sonntäglichen Predigt und in den nothwendigen Amtshandlungen verwaltet und die Hauptsache unterläßt. Mancher hat schon mit großem Eifer angefangen, die Hindernisse aber, die er meistens selbst durch sein Ungeschick sich bereitet hat, haben zuerst eine Verzagtheit und sodann Unthätigkeit oder Trägheit, auch wohl sogar Bitterkeit nach sich gezogen. Ein Pastor, der den Muth und die Zuversicht verloren hat, verliert auch zuletzt die Kraft, die allernothwendigsten Forderungen an sich selbst zu machen. —

Auch für die Gemeinde ist es nicht gut, wenn derselbe Pastor zu lange bleibt. Die Gaben sind sehr verschieden, und was dem Einen nicht gelingt, gelingt dem Andern. Oft ist es

schon geschehen, daß einzelne Glieder der Gemeinde, die der Pastor für ganz unzugänglich und unempfänglich hielt, von seinem Nachfolger sind gewonnen worden. Es gibt Geistliche, die vor Andern die Gabe der Erweckung haben und die gewöhnlich zuerst eine große Bewegung in die Gemeinde bringen; solche sollte man nie zu lange in derselben Stelle lassen, denn sie ermüden sehr bald und fühlen sich unbehaglich, wenn die Bewegung zum Stillstande kommt. Ein solcher schrieb mir einmal: „Ich habe den Teich ausgefischt und fange keinen Fisch mehr.“ Sein Drängen auf Bekehrung hatte Mehrere gewonnen und sie hingen ihm sehr an; Andere dagegen fühlten sich abgestoßen und traten ihm schroff entgegen, und er fühlte sich unglücklich. Sein Nachfolger, der mehr die Gabe des Bauens und Pflegens hatte, wirkte nach ihm in großem Segen.

Die Frage, ob sich ein Geistlicher um vakante Stellen bewerben dürfe, oder ob er warten müsse, bis er berufen werde, ist schwer zu beantworten. Zweimal habe ich mich später beworben, jedoch jedesmal erfolglos. Aber auch der Grundsatz, dahin zu gehen, wohin man gerufen wird, läßt sich nicht immer festhalten.

Es gibt jetzt Patrone, die auf Bewerbungen fast gar keine Rücksicht nehmen, sondern im Lande umherreisen und über diesen und jenen Pastor sehr sorgfältige Erkundigungen bei den Gemeinden einziehen und nach eingehender Prüfung die Wahl treffen. Auch in den Magistrats-Collegien gibt es schon einzelne Männer, die bei den Pfarrwahlen sich nicht allein durch persönliche Verhältnisse und äußere Umstände bestimmen lassen, sondern wirklich die eigentliche Aufgabe des Amtes und die Bedürfnisse der Gemeinde in ernste Erwägung nehmen. — Es ist mir selbst begegnet, daß aus weiter Ferne vier Mitglieder eines Magistrats-Collegiums zweimal dem Gottesdienste unbemerkt beiwohnten und dann mit der Frage zu mir kamen, ob ich eine Berufung von ihnen annehmen wollte. — Es wäre eine schöne Sache, wenn die Patrone die Wahl immer in so treuer und gewissenhafter Weise vollzögen; aber solche Patrone sind bis jetzt noch selten zu finden, und sie haben es reichlich selbst verschuldet, daß hier der Wunsch und dort die Frage laut wird, ob es nicht besser sei, ihnen das Wahlrecht zu nehmen. Die Idee, die dem Patronat der Stadtbehörden oder des Gutsherrn zum Grunde liegt, ist gewiß eine sehr heilsame und schöne, aber wenn die Magistrate aus solchen zusammengesetzt sind, wie es oft der Fall ist, die selten oder nur bei besonderen Festlichkeiten in der Kirche erscheinen, die die Loge fleißiger besuchen als das Gotteshaus, die der modernen Bildung und somit dem Unglauben ergeben sind, dann werden leicht solche Pastoren gewählt, die gerade gut sind für die, welche eben nicht in die Kirche gehen; und die armen Leute, die gerne Gottes Wort hören wollen, müssen Hunger und Noth leiden. — Es liegt doch eine große Härte darin, daß die über die Wahl entscheiden, für welche die Pastoren nur dazu da sind, die nothwendigen Amtshandlungen zu vollziehen und die äußerlichen Geschäfte in legaler Weise zu verwalten, die von der tiefen Bedeutung und Aufgabe des Amtes kaum eine Vorstellung haben. Für jedes Amt fordert man sonst eine gewisse Qualifikation, aber die Verwaltung des Patronats wird jedem überlassen, wenn er auch ein Feind der Kirche sein sollte. — Ein frommer und begabter Pastor bewarb sich einst um eine Patronatsstelle. Nachdem die Gastpredigt gehalten war, wurde er auf das Schloß zu Tische geladen. Er war gewohnt, sein Tischgebet zu halten und faltete unter dem Tisch seine Hände und beugte sich ein wenig. Nach der Tafel ruft ihn der Herr in sein Zimmer und spricht: „Ich liebe die Offenheit, darum sage ich Ihnen ehrlich, daß ich gegen Ihre Predigt nichts zu erinnern habe, aber daß Sie heute bei Tisch die Sitte meines Hauses verletzten, hat mich bedenklich gemacht. Was soll daraus werden — ich bin gewöhnt, mit dem Pastor freundschaftlich zu verkehren und ihn öfters in meinem Hause zu sehen — wenn Sie in solcher Weise in meiner Familie Fragen anregen, deren Erörterung leicht den Frieden des Hauses stören könnte?“ — Der Mann wurde nicht gewählt. — Viele Patrone haben die Folgen einer leichtsinnigen Pfarrer- und Küsterwahl erfahren und vergeblich bereuen müssen. Das Kirchenregiment hat gar keine Veranlassung, geringe und unthätige Pastoren von Privat-Patronatsstellen in königliche Stellen zu berufen, und wegloben gelingt nicht immer.

Der gewöhnliche Beweggrund zur Bewerbung um eine andere Stelle liegt in dem Verlangen nach Vermehrung der Einkünfte, und wer nicht die Noth manches armen Pastors, dem Gott der Herr eine zahlreiche Familie gegeben hat, kennt, der kann wohl die Theorie von dem unbedingten Abwarten, bis eine Berufung kommt, vertheidigen, aber wer sich in den Pfarrhäusern solcher Stellen, die mit kaum 400 Thlrn. dotirt sind, umgesehen hat, wird wenigstens wankend werden in seiner Theorie. Wenn nun noch dazu kommt eine Hausfrau, die nicht versteht mit Wenigem sich einzurichten, dann kehren in das Haus sehr leicht Sorgen und Unzufriedenheit ein, die die Kraft des Mannes brechen, und jede vakante Stelle, die ein besseres Einkommen gewährt, erweckt die Sehnsucht nach Versetzung. — In keinem Stande ist die Besoldung so verschieden, als in dem geistlichen. Die Einkünfte schwanken zwischen 300 und 3000 Thalern, und doch werden von allen dieselben Kenntnisse und dieselben Arbeiten gefordert. Wenn nun der Nachbar vielleicht in einer bequemen und leichten Stelle das Zwei- oder Dreifache der Einkünfte hat, auch vielleicht noch dazu ein jüngerer Mann ist, da mag es doch schwer sein, sich in der rechten Stimmung und Zufriedenheit zu erhalten.

Das Consistorium in Magdeburg hat in neuerer Zeit sich gegen die Bewerbungen der Geistlichen ausgesprochen, damit aber eine große Verantwortung übernommen. Bei dem großen Umfange der Consistorialkreise ist die genaue und vollständige Personalkenntniß fast nicht zu erreichen, und es mag selten ein General-Superintendent zu finden sein, der alle Pastoren seiner Ephorie kennt. Die todten Acten können unmöglich ausreichen. Einer Frau oder Jungfrau dient es zur Empfehlung, wenn

wenig von ihr gesprochen wird, und so sind das auch nicht die schlechtesten Pastoren, deren Personalacten sehr mager geblieben sind. — Ein alter Pastor, der fast 50 Jahre auf einer sehr dürftigen Stelle gelebt hatte, sagte einmal: „In den ersten zehn Jahren habe ich auch Bewerbungen eingereicht, dann aber habe ich meine Petitionen nach oben geschickt und die schöne Antwort erhalten: Laß dir an meiner Gnade genügen. Und seitdem ich diese Antwort habe, habe ich wirklich genug und alle Bewerbungen eingestellt." Ja der Glaube ist immer reich, wer nur immer den rechten Glauben hätte! Von einem Geistlichen muß man aber fordern, daß er um den Glauben fleißig bitte, und auch um den, der die Armuth tragen kann mit fröhlichem Herzen. — Einst ging ich nach einem Synodalkonvente mit einem älteren Amtsbruder in einer Stadt auf der Straße. Er hatte denselben Leibrock an, in dem er ordinirt war und Hochzeit gehalten hatte; er war freilich sehr aus der Mode gekommen. Die Knaben kamen gerade aus der Schule, und einer rief dem andern zu: „Sehet, was für einen Leibrock der an hat", und alle lachten. Der Pastor aber sah sich um und sagte in liebenswürdiger Freundlichkeit: „Mein Sohn, ich habe mehrere Kinder, für die ich Röcke kaufen muß; ich habe für mich lange keinen besorgen können." Der Knabe schämte sich und ging. —

Die große Verschiedenheit in der Dotation der Pfarrstellen ist ein sehr unangenehmer, aber doch schwer zu beseitigender Grund der Bewerbungen um Versetzung. Die Vorschläge, die seither gemacht sind, um dieses Uebel zu beseitigen, sind theils ganz unausführbar, theils würden sie neue, noch schwerere Mißverhältnisse herbeiführen. Wenn die Zahl der schlecht besoldeten Pfarrämter eine kleine wäre, so daß sie als Durchgangsstellen für junge Anfänger behandelt werden könnten, so ließe sich wohl eine Abhülfe möglich machen; so aber ist die Zahl derselben bedeutend. Sehr begabte, talentvolle junge Männer bleiben auf einer schlechten Stelle gewöhnlich nicht lange, aber andere, die doch auch treu und redlich arbeiten, müssen mit Kummer und Sorgen sich durch das Leben hindurchkämpfen. — Durch die leidige Vererbpachtung der Pfarrländer sind viele Pfarren überwiegend, entweder auf einen geringen Körnerpacht oder gar auf baares Geld angewiesen. Bei dem sinkenden Werthe des Geldes und bei den steigenden Bedürfnissen wird es immer schwerer, auszukommen. Man kann wohl leicht die Behauptung aussprechen, der Geistliche müsse seine Tüchtigkeit und seine Glaubenskraft auch dadurch beweisen, daß er wisse Noth und Armuth mit ungebrochenem Muthe zu tragen, aber er ist es theils nicht allein, sondern Frau und Kinder müssen mit leiden, und theils ist nicht jedem die Gnadengabe, die dazu nöthig ist, gegeben. Die Liebesgaben, die sonst aus den Gemeinden oft sehr reichlich in das Pfarrhaus kamen, fließen jetzt meistens sehr sparsam, oder hören auch wohl ganz auf. — Für mehrere Gegenden, z. B. für Schlesien und die Lausitz ist die Frage wegen der Dotation eine so dringende, daß sie bis an das Bestehen der evangelischen Gemeinden heranreicht.

Die Zerwürfnisse zwischen Pastor und Gemeinde, oder zwischen Pastor und Patron werden öfters gebraucht um die Nothwendigkeit der Versetzung zu motiviren. Bei Separationen, Kirchen- und Pfarrbauten, Aufnahme neuer Matrikeln und Prozessen wegen Pfarreigenthum und Gerechtsame können solche Verhältnisse sich entwickeln, die dem armen Pastor das Leben blutsauer machen, zumal wenn der Landrath oder der Richter oder Oekonomie-Commissarius die Sachen so behandeln, daß in offenbarer oder verdeckter Weise der Pastor als habsüchtig und streitsüchtig erscheint und sie ihm in sehr demüthigender Weise entgegentreten. Ich weiß da keine andere Regel zu finden, als das Unglück in Geduld und Ergebung zu tragen, sich vor Bitterkeit ernstlich und durch viel Gebet zu bewahren und nicht zu vergessen, daß man ein Nachfolger dessen ist, der das Unrecht der ganzen Welt getragen hat und nicht wiederschalt, da er gescholten ward, und nicht drohete, da er litte. — Gewinnt der Pastor in dem Streit, so verliert er oft auf Jahre einen Theil der Gemeinde, verliert er aber, so ist sein Ansehen auf längere Zeit untergraben. Eine Versetzung ist aber nur dann erst möglich, wenn die Sache ganz ausgefochten ist, damit sein Nachfolger nicht auch noch das Odium zu tragen habe. — Hat der Pastor durch seine Schuld, durch Stolz, Geiz, Unvorsichtigkeit, Habsucht, Ungerechtigkeit, falsche Behandlung der Gemeinde, Mißbrauch der Kanzel und Ueberschreitung seiner amtlichen Befugnisse seine Verhältnisse und seinen Frieden untergraben, so mag er zunächst ausessen, was er sich eingebrockt hat, so bitter es auch schmeckt. Ihn durch eine Versetzung aus der üblen Lage erlösen, wäre nur dann gerechtfertigt, wenn er wirklich und aufrichtig Buße gethan hat. Denn sollten dergleichen Zänkereien einen Grund zur Versetzung gewähren, so wäre es in der That zu leicht, von einer Stelle in die andere zu kommen. Das Kirchenregiment muß in solchen Fällen Zucht üben und die Gemeinden schützen, aber nicht den Zänker belohnen und befördern. Der Patron aber, der den Mann berufen hat, muß die Strafen für die von ihm oder seinem Vater geschehene unbedachtsame Wahl hinnehmen.

Ein anderer Beweggrund, die Versetzung nachzusuchen, liegt in dem Verhältnisse der Land- und Stadt-Stellen. Junge Pastoren, die in größeren Städten geboren sind, wissen sich auf dem Lande schwer zurecht zu finden. Oft bringen sie eine sehr geringe Meinung von dem Bauer und Tagelöhner mit und meinen, sie müßten sich zu den Leuten herablassen. So wie diese aber merken, daß der Pastor sich über sie erhaben dünkt, oder in vornehmer Herablassung mit ihnen verkehren will, hat er es gründlich verdorben. Am wenigsten können es die Leute auf dem Lande vertragen, wenn der Pastor oder seine Frau in einer affectirten oder künstlichen Popularität mit ihnen umgehen wollen und die Leute für dumm und einfältig halten. Sie sind aber in ihrer Weise viel klüger, als man denkt. Die Frau, die er vielleicht aus der Stadt mitgebracht hat, weiß sich gar nicht zurecht zu finden. Das Haus ist ihr zu klein und unansehnlich,

der Garten nicht schön, die Küche raucht, der Keller hat im Frühjahr Wasser, die Einsamkeit ist ihr unerträglich, die Unterhaltung mit den Nachbarsleuten langweilig, sie äußert sich unvorsichtig zur Magd und die trägt es in das Dorf. Von der Wirthschaft verstehen beide nichts, sie wollen leben wie die Städter, dazu aber reichen die Einkünfte nicht. Der Mann predigt zu hoch, wird von den Leuten, deren Bedürfnisse er nicht kennt, aber doch zu kennen glaubt, nicht verstanden. Die Kirche wird immer leerer. Er meint, wenn er in einer Stadt wäre, würden seine Begabung und seine Talente Anerkennung finden. Die Ansicht, daß die Schuld der Erfolglosigkeit seiner Arbeit an der Gemeinde und nicht an ihm liege, beruhigt ihn von der einen Seite und bringt von der andern Seite Ueberdruß und Verstimmung. Der Prediger in der Stadt hat es freilich viel leichter, als der auf dem Lande. Die Gemeinde ist zahlreicher, die natürlichen Gaben finden viel leichter solche, die dadurch angezogen werden. Der Pastor in einer kleinen begränzten Gemeinde hat ein sehr schweres Studium, das ist die Treue im Kleinen. Jeder Junge und jedes Kind, auch jeder unnütze Mensch liegt ihm schwer an und er muß sich um ihn bekümmern und ihm oft in demüthigender Weise nachgehen. In der Stadt bleiben zehn weg und zehn andere kommen. Dafür hat aber auch der Pastor im Dorf den großen Vortheil, daß er mit dem Einzelnen zum wirklichen Abschluß kommt und ihn genau kennen lernt. Wer über wenig treu ist, wird schon hier über viel gesetzt. Die Erfahrungen, die man gründlich an dem Einen macht, sind mehr werth als oberflächliche Berührungen mit Vielen. Was eigentlich Seelsorge sei, ist nur in übersehbaren kleinen Gemeinden zu lernen. Es genügt nicht, daß man hier oder dort einzelne Seelenzustände kennen lernt, oder oft auch nur meint, sie zu kennen, sondern es thut Noth, daß man auch leite und führe und treulich begleite mit seiner Liebe und Fürbitte.

Ein Prediger in einer märkischen Gemeinde arbeitete nach seiner Meinung mit Treue und Eifer mehrere Jahre, ohne etwas auszurichten. Er fühlte sich unglücklich und sehnte sich weg. Sein Arzt schickte ihn in ein Ostseebad. In der Nähe wohnte ein Geistlicher, der wegen seiner reich gesegneten Wirksamkeit bekannt war; diesen besuchte er und wohnte seinen Gottesdiensten bei. Er sah in der Gemeinde, was das Wort Gottes vermag, und klagte dem Amtsbruder seine Noth. „Ich predige das Evangelium auch, aber richte nichts aus.“ Da fragte ihn der Andere: „Hast Du denn Dich selbst auch bekehrt?“ Die Antwort fehlte ihm, und jener sagte: „Das ist die Hauptsache, daß Du Dich wirklich selbst bekehrst, dann wird die Gemeinde, oder doch wenigstens Etliche werden Dir folgen.“ Mit der Frage: Hast Du Dich denn auch selbst bekehrt? kam der Mann in sein Amt zurück, und die Frage wurde immer brennender. Die glatten, wohlgeordneten und mit Mühe gearbeiteten Predigten wurden ihm selber langweilig, und so oft er sich vorbereitete und die Predigt hielt, überfiel ihn die Frage, ob er sich auch selbst bekehrt habe. Erst nachdem er die Antwort mit Nein und dann mit Ja gefunden hatte, regte es sich in der Gemeinde und sie wurde dann einer der lebendigsten Punkte in der ganzen Gegend. Die Bekehrung mit dem Kopfe und der Vernunft genügt wohl, einzelne Wahrheiten zu predigen, aber die Wahrheit, die ganze Wahrheit kann nur der predigen, der mit dem Herzen darin lebt, und das Bitten an Christi Statt lernt man nur, wenn man wirklich die Liebe Christi, die suchende und erbarmende Liebe erfahren hat und sie im Herzen sich regt. Die Bauern und Tagelöhner haben ein viel feineres Ohr, als die halb oder ganz Gebildeten in den Städten. Es ist merkwürdig, daß die Kinder einen Instinkt haben, mit dem sie sich abgestoßen oder angezogen fühlen; sie finden sehr leicht den heraus, der ein kindliches, freundliches Herz hat; so auch die einfachen Leute im Dorfe; sie fühlen es dem Pastor ab, wie er selber steht. Die Orthodoxie und die natürliche Begabung gefällt ihnen nur eine kurze Zeit, bald aber merken sie, daß die Hauptsache fehlt und ziehen sich zurück. Ein Tagelöhner sagte einmal: „Unser Herr Pastor predigt auch richtig, aber wenn der Prediger N. N. einmal bei uns predigt, das schmeckt wie Honig.“ Zu den Zeichen, die in den Tagen des Menschensohnes geschehen werden, zählen die Propheten und der Herr besonders, daß den Armen das Evangelium gepredigt werde, und ein rechter Pastor muß sich wenigstens ernstlich bemühen, diese Aufgabe zu lösen und sie als die höchste seines Amtes anzusehen. Der Prediger in der Stadt richtet sehr leicht seine Arbeit auf die Reichen und Wohlhabenden. Und die sind auch viel leichter zufrieden zu stellen, wenn nur alles correct und ordentlich gemacht wird. Natürliche Geistreichigkeit und Talente finden wenigstens in den ersten Jahren einigen Zulauf, der sich aber oft sehr bald verliert, wie die Geschichte vieler Pastoren in den Städten beweist. — Wenn der Mangel an Erfolg in der Wirksamkeit den Pastor treibt, die Versetzung nachzusuchen, so ist ihm sehr zu rathen, daß er die Hindernisse treu und ehrlich in sich selber suche und nicht zu leicht glaube, daß die Gemeinde und die äußerlichen Verhältnisse allein daran schuld seien.

Thut nun nach meiner Meinung ein Pastor nicht Unrecht, wenn er sich aus dringenden Gründen um eine andere Pfarrstelle bewirbt, so bleibt es doch auf jeden Fall etwas durchaus Verwerfliches und Unwürdiges, wenn diese Bewerbungen sich sehr oft wiederholen und zur Stellenjägerei ausarten. Die Grundsätze, nach denen der liebe Gott die irdischen Güter vertheilt hat, sind bisher noch von Niemand ergründet, und dennoch wird keiner behaupten, daß der Reiche bei Gott höher in Gnaden stehe als der Arme; hat doch unser Herr und Heiland darum die Armuth und Niedrigkeit für sich erwählet, als er auf Erden erschien, damit die Welt erkenne, daß Arm und Niedrig sein vor Gott keine Schande ist, am wenigsten bei einem Pastor. Der wahre Christ hat einen Schatz, und wenn er denselben betrachtet, dann verlieren die zeitlichen Güter den übergroßen Werth, den ihnen die Welt beilegt. Muß doch der Pastor oft lehren, daß die irdischen Güter schon in dieser Zeit

nicht immer glücklich machen und noch weniger der Seele Frieden bringen, sollte er denn nicht wissen, daß die reich dotirten Stellen auch nicht immer glücklich machen und daß in den glänzend eingerichteten Pfarrhäusern auch nicht immer die Seele im Frieden lebt? Ein Superintendent sagte einmal von einem Pastor, der auf der Universität einen reichen Wechsel gehabt hatte und dann gleich nach bestandener Prüfung von einem Privatpatron wegen seiner schönen Gaben und seiner liebenswürdigen Persönlichkeit in eine gute Stelle berufen wurde: „Warum der Amtsbruder in der Gemeinde so wenig ausrichtet, kann ich mir nur daraus erklären, daß er selbst des Lebens Noth und Mangel nie erfahren hat."

Man darf auch nicht übersehen, daß ältere Theologen, die in der Kirche als hervorragende Auctoritäten gelten, wie z. B. Spener und Gerhard, sich sehr entschieden gegen die Bewerbungen der Geistlichen um andere Stellen ausgesprochen haben. Wie durch die Möglichkeit der Ehescheidung der Ehe der heilige Ernst genommen und das Band gelockert ist, so dient auch das Aussehen nach anderen Stellen nicht dazu, das Band zwischen dem Pastor und der Gemeinde zu heiligen und zu segnen, sondern bringt eine Unruhe hinein und läßt leicht die vorhandenen Uebelstände als unerträgliche erscheinen, treibt nicht zur Buße, sondern zur Ungeduld. Dazu kommt noch, daß viele Pastoren in der Begierde, sich zu verbessern, sich übereilen und verrechnen, und sich dann überzeugen müssen, daß sie wirklich nicht erreicht haben, was sie erstrebten. Es liegt eine große Macht der Geduld und des Trostes darinnen, daß man da steht und da leidet, wo Gott der Herr uns hingestellt hat. Wenn man aber nach eigenem Willen in das Feuer gelaufen ist, so hat man nicht die Verheißung, daß es uns nicht brennen soll.

Eine Versetzung aber gibt es, die erfolgt gewiß und geschieht ohne Bewerbung bei Patronen und Behörden. Wenn es nun Abend wird, spricht der Herr des Weinberges zu seinem Schaffner: „Rufe die Arbeiter und gib ihnen den Lohn." Wer sein Amt in Hinblick auf diese Versetzung in das Reich der Herrlichkeit treulich ausrichtet, dem wird es nicht schwer werden, auf der Stelle, die ihm gegeben ist, in Ruhe und Geduld noch eine kurze Zeit zu warten, denn der Abend kommt, und er kommt gewiß. Dann aber wird nicht gefragt werden, wie viel Einkünfte hast du gehabt und wie viel hast du hinterlassen, sondern wie du das dir anvertraute Gut gebraucht hast. Es wird nicht gefragt werden, ob du im Garten oder in der Wüste gearbeitet hast. Man sucht nichts mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden. Die glänzenden Gaben, die bewundert werden, und die sichtbaren, oft zweifelhaften Erfolge erleichtern wohl hier die Versetzung in bessere Stellen, aber die letzte Versetzung wird dadurch nicht erleichtert, denn die Reichen werden schwerlich eingehen in die Ruhe, die dem Volk Gottes vorhanden ist. Es mögen wohl wenige Geistliche selig werden, aber das ist gewiß, daß die da treu waren, die Krone tragen werden, und wer über wenig treu war, soll über viel gesetzt werden. Wenn wir doch Andern zurufen: „Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen," wollen wir es uns nicht selber auch sagen? Wenn wir doch Andere so gern trösten mit der Aussicht auf die Ewigkeit, da keine Thräne mehr geweint wird und da alle Sorge und Noth ein Ende hat, wollen wir denn nicht auch aufschauen zu dem Anfänger und Vollender des Glaubens, der da auch wohl hätte mögen Freude haben, aber das Kreuz getragen und die Schande nicht geachtet hat und nun sitzt zur Rechten der Majestät Gottes, und der zu den Seinen spricht: „Wo ich bin, soll mein Diener auch sein?" Ach Herr, wenn man nur dein Eigenthum ist, so fragt man nichts nach Himmel und Erde und wartet gern bis du Feierabend machst!

Es kann aber Gott gefallen, daß die Arbeitskraft nicht bis ans Ende ausreicht und daß er seinem Knechte noch hier auf Erden eine Zeit der Einsamkeit und Ruhe geben will. Die Zeit aber zu erkennen, wann es Pflicht ist und Recht, die Emeritirung nachzusuchen und in den Ruhestand zu treten, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Der alte Mensch ist sehr eitel und legt sich größere Gaben bei, als er hat. Er lügt von von einer gesegneteren und reicheren Amtswirksamkeit, als sie wirklich ist, er schmeichelt sich mit größerer Liebe und Anerkennung in der Gemeinde, als sie sich vorfindet; er redet uns zuletzt wohl gar vor, daß wir unentbehrlich wären, während andere wünschen, wir möchten gehen. Das Altwerden und Schwachwerden geschieht gewöhnlich sehr langsam. Wie man es nicht sieht, daß das Kind wächst, wenn man täglich mit dem Kinde umgeht, so spürt man auch am wenigsten an sich selbst, daß die Kräfte abnehmen. Es ist zwar sehr natürlich und sehr verzeihlich, daß Viele länger im Amt bleiben, als sie sollten, aber ein Uebelstand ist es doch. Wer lange Jahre hindurch seine Einkünfte verzehrt und in seinem Amte wenig mehr gethan hat, als die nothwendigen Handlungen vollzogen und die äußerlichen Geschäfte ordentlich abgemacht hat, der mag auch schwer die Gränze finden, wo das „Nichtsthun" aufhören soll. Die Vorstellungen von dem schönen Verhältnisse eines alten Pastors zu einer von ihm erzogenen Gemeinde setzen, wie schon oben bemerkt ist, Zustände und Personen voraus, wie sie sich sehr selten finden. Viel häufiger ist aber der Fall, daß der alt gewordene Mann mit Eigensinn und in Verblendung zum Schaden der Gemeinde länger im Amte bleibt, als er wohl sollte. In unsern Tagen

geht der Pulsschlag der Zeit mit fieberhafter Schnelligkeit; Vorstellungen, Anschauungen und Urtheile über menschliche Verhältnisse ändern sich in kürzerer Zeit als früher; wir werden daher früher alt als sonst. Man könnte zwar dagegen sagen, daß gerade im geistlichen Amte, weil eben das Wort Gottes für alle Zeiten und Verhältnisse dasselbe sei und bleibe, der Wechsel der Zeit sich weniger geltend mache; aber der Einwand ist in der That doch nur scheinbar, denn wer die Zeit nicht mehr versteht und von dem neuen Geschlecht nicht mehr verstanden wird, kann auch nicht mehr den Einfluß ausüben, den er ausüben sollte. — Wann es aber Zeit ist, sich emeritiren zu lassen, läßt sich am wenigsten durch ein bestimmtes Jahr feststellen. Einige verbrauchen sich früher als andere in körperlicher und geistiger Hinsicht. Viele jüngere Pastoren können die leiblichen Anstrengungen nicht vertragen, die ältere ohne eigentliche Beschwerde auf sich nehmen. Solche, die ein verzagtes Gemüth haben, und solche, die am Unterleib leiden, werden leichter matt und untüchtig, als andere. Der Superintendent und die Synode haben wohl ein Urtheil darüber, ob der alternde Amtsbruder noch fähig ist, sein Amt zu verwalten, aber sie halten es für eine Verletzung der brüderlichen Liebe oder des Respects vor dem Alter, sich offen auszusprechen, und wiegen den alten Mann vielmehr in Sicherheit ein, und denken nicht an die arme Gemeinde. — Dazu kommen oft die Familienverhältnisse; die Frau und die Kinder wollen die vollen Einkünfte der Stelle noch nicht entbehren. So geht ein Jahr nach dem andern hin, und zuletzt verliert der Mann die Energie, den Entschluß zu fassen und auszuführen. Man hat mir erzählt, daß einmal ein hochgestellter Mann bei dem hochseligen Könige um seine Emeritirung bat. Der König ließ ihn kommen und nöthigte ihn, im Amt zu bleiben, aber nach einigen Wochen erneuerte der Mann sein Gesuch und zwar mit dem Zusatze: „Jetzt habe ich noch die Kraft des Willens und die Klarheit des Geistes, ob ich nach Jahr und Tag noch werde zu einem nothwendigen Entschlusse fähig sein, ist sehr ungewiß, und ich bitte daher, mich jetzt zu entlassen.“ Und der König entließ seinen treuen Diener. — Im Allgemeinen wird der junge Pastor mehr geliebt, zumal wenn er in der ersten Kraft des Glaubens das Evangelium verkündigt, auch treten die Folgen seiner Arbeit leichter hervor. Das Alter ist mehr geneigt, in Ruhe und Besonnenheit die Gemeinde zu leiten und das, was lebt, zu pflegen. Es hat aber seine Gränzen, und so muß man auch Gott bitten, daß er uns bewahre, damit wir nicht die Gränzen der Unfähigkeit überschreiten. Ich würde den Superintendenten oder den treu erfundenen Nachbar dringend bitten, mich zu erinnern, wenn es Zeit ist, und darin ein Zeichen wahrer Liebe sehen. Die Amtsjubiläen machen oft einen sehr traurigen Eindruck, und der rothe Adlerorden mit der Zahl 50 ist nicht allein ein Bußprediger, sondern auch eine Stimme, die vielleicht schon viel zu spät zum Scheiden mahnt. Durch den Pensionsfonds für emeritirte Geistliche ist der Schritt wesentlich erleichtert. Widerwärtig aber ist der Eindruck, wenn der Emerendus die Einkünfte der Stelle Behufs der Feststellung seines Ruhegehaltes ganz unerwartet hoch berechnet, öfters um mehrere 100 Thlr. höher, als er seither angegeben hat. Der Adjunctus muß nicht mit Recht seufzen über den Emeritus. — Doch ich wollte Erinnerungen schreiben und nicht Blicke in die Zukunft! —

Der lebendige Glaube erkennt Zeit und Stunde und versteht Gottes Wege, und so muß man auch die Zeit erkennen durch Gottes Gnade, wann er will, daß sein Knecht Feierabend mache, um ihm Ruhe zu geben, damit er sich rüste auf die große Reise in das Vaterhaus.

Philipp Matthäus Hahn, ein Pfarrer aus dem vorigen Jahrhundert. Nach seinem Leben und Wirken aus seinen Schriften und hinterlassenen Papieren geschildert von E. Ph. Paulus.

(Schluß.)

Daß eine solche Wirksamkeit nicht ohne segensreichen Erfolg bleiben konnte, läßt sich denken. Aber Hahn dehnte seine Thätigkeit auch noch weiter aus. Er veranlaßte durch die Erbauungsstunden in seiner eigenen Gemeinde auch eine ähnliche sonntägige in Stuttgart, die er selbst monatlich einmal besuchte, und die gleichfalls gesegneten Erfolg hatte. Er unterhielt ferner mit Auswärtigen eine fleißige Korrespondenz, und verfaßte endlich auch eine Anzahl von Schriften, theologischen und erbaulichen Inhaltes, über die er sich selbst sehr bescheiden äußert, von denen aber sein Biograph bezeugt, daß er sie „gewiß aus keinem anderen Grunde geschrieben, als weil sein Herz so voll war von dem Triebe, von der Wahrheit in Christo, die sein Ein und Alles war, auf alle Art zu zeugen und alle Kräfte diesem seinem Berufe zur Verkündigung der Gnade Gottes in Christo zu widmen.“

Daß er aber darüber auch der eigenen Heiligung nicht vergaß, und wie einfältig und aufrichtig er dabei zu Werke ging, beweisen die Mittheilungen aus seinen Tagebüchern, die zugleich zeigen, daß er mit seinem alten Menschen und seinem nicht grade liebenswürdigen Naturell harte Kämpfe zu bestehen hatte. „Doch sehe ich,“ schreibt er am 1. Jan. 1774, „daß ich kein rechter Pfarrer bin, meinem Herrn nicht hauptsächlich und allein diene, zuviel Rücksicht auf den Herzog und das Konsistorium nehme und deswegen keine Stunden halte, bei Denen, die Christen sein wollen, nicht genug auf die Heiligung dringe, zuviel auf den richtigen Gang meiner Haushaltung sehe, nicht genug Geduld mit meinen Leuten im Haus bei Fehlern habe, zuviel bisher in's Mechanische zerstreut gewesen bin, nicht gerne gebe, nicht genug Vorbereitung auf meine Predigten wende, mehr mei-

nem Herrn im Himmel zu gefallen suchen sollte. Ach Herr, schenke mir neue Gnade, da es so schwer ist, Gewohnheiten zu ändern. Ich sollte kindlicher und einfältiger und brünstiger im Geiste sein. Wie gut ist es, wenn man auch Feinde hat, die Einen verachten und auf die Blößen merken, wenn es schon Heuchler sind, die einen Balken im eigenen Auge haben." Am 9. Nov. 1777 schreibt er: „Unterwegs deckte mir Gott Vieles auf von meinem alten Sinn, der mir anklebt, besonders daß ich meine Finsterniß, wenn ich unzufrieden bin, Andere merken lasse, und am Irdischen noch zu sehr hange, daß mich nämlich Solches, wenn Viel aufgeht und ich nicht hinaussehe, verdrießlich und finster macht; absonderlich, wenn Leute von mir entlehnen wollen, die es nicht heimgeben können, da doch Gott so groß, reich und nahe ist. Ich nahm mir vor, mich von Nichts mehr gefangen nehmen zu lassen und an Gott zu glauben." An einem anderen Orte: „Da ich ein hitziges Temperament hatte und durch die vielen Entbehrungen und Genüsse geringer Nahrung einen schwachen Magen bekam, auch öfters nicht schlafen konnte, bis ich mir mit Arzneimitteln half, welches mich auch öfters düster machte, so wurde ich durch jede Kleinigkeit zum Zorne gereizt, der sich zuweilen auch meiner bemächtigte. Ich betete aber anhaltend zu Gott um Verzeihung und um Kraft zur Sanftmuth, bekannte auch meine Fehler, weil ich dachte, ich wollte lieber vor Menschen, als vor Gott zu Schanden werden. Gott schenkte mir aber Kraft, mein Temperament zu besiegen und zu bemeistern durch langes Anhalten. Auch konnte ich mich nicht beruhigen, genug gethan zu haben, und bat daher an meinem 50. Geburtstag Gott um mehr Kraft, um mehr thun und leisten zu können, ungeachtet ich jeden Tag bis in die Mitternacht arbeitete und mich Morgens 6 Uhr wieder wecken ließ. Zu demselben Zwecke gab ich auch meiner Frau das Vermögen zu besorgen und überließ ihr die Besoldung, weil ich überzeugt war, daß sie es zu meiner Zufriedenheit besorgen werde. So suchte ich mir alle Arbeit für's Zeitliche abzuladen, um mich ganz meinem Amte widmen zu können." Das sollte indeß von da an nicht mehr lange der Fall sein, Hahn starb schon im folgenden Jahre (Mai 1790) an einem Gallenfieber, vermuthlich aber doch auch so frühe in Folge der großen Entbehrungen und Nöthe, die er oben erwähnt und die er in seiner Jugend durchgemacht hatte. — Denn diese, um das noch nachzutragen, war eine sehr gedrückte und kümmerliche. Zum Studiren in Tübingen, bis wohin er sich mehrfach selbst durchgeholfen und durchgebetet, „miethete ihm sein Vater bei einem Gerber ein Logis und Kost, und gab ihm 10 Kreuzer in Sack, welches — erzählt er — das erste Geld war, das ich trug." Aber weil auch das Kostgeld zuweilen nicht ordentlich entrichtet wurde, kam er zuerst dahin, des Tags nur einmal zu essen, sodann gar nichts Warmes mehr zu sich zu nehmen, sondern nur von Brod und Wasser zu leben. „Dazu brauchte ich, berichtet er, wenn ich mich recht satt essen wollte, täglich für 6 Kreuzer." Aber Gott half dennoch auf mannigfache und wunderbare Weise durch. Insbesondere verschaffte ihm sein mechanisches Talent schon damals einigen Unterhalt; er zeichnete u. A. Sonnen-Uhren an Kirchthüren. Auf der Universität kam er auch in die Bekanntschaft mit den Pietisten. „Ich ehrte sie, erzählt er, ohne mich in näheren Umgang mit ihnen einzulassen, ungeachtet sie mich oft einluden, hie oder da einen zu besuchen, denn ich konnte noch nicht mit ihnen reden. Unterdessen aber ging ich auch mit anderen Studenten spazieren, welche nicht in die Erbauungsstunden gingen. Dies nahmen mir einige von den Brüdern übel und sahen mich von der Seite an, weil ich, sagten sie, mit Weltleuten Gemeinschaft habe. Freilich, wenn ich damals im Geiste des Christenthums, in der Liebe der Brüder stärker gewesen wäre, so hätte ich nach meinem jetzigen Urtheile den Umgang der Brüder vorgezogen, ohne die Anderen zu verachten, die nicht in die Stunden gingen. Allein die Brüder hatten etwas an sich, welches mir einigermaßen zuwider war, das ich damals nicht nennen konnte, und ich erkenne es hintennach für eine Vorsorge Gottes, daß ich ihren ganzen Sinn nicht angenommen habe und ein wenig entfernt von ihnen geblieben bin. Es hätte mir, wie ich jetzt einsehe, an der Bildung meines eigenen Charakters geschadet, wenn ich ihren Geist zu bald und zu viel in mich genommen hätte. Darüber preise ich Gott noch heute, daß er mich zwar mit herzlichen Verehrern Gottes und Christi, mitten unter den kalten Namen-Christen, hat bekannt werden lassen, mich aber zugleich bewahrt hat, daß ich ihnen nicht in Allem habe nachsprechen lernen, und um ihr Urtheil gegen mich, so sehr ich sie geschätzt, mich doch nie zuviel bekümmert habe. Das einseitige ewige Einerlei von Sünde und Gnade ist zwar für Anfänger gut, denn auf diesen Grund muß ein Christ anfangen zu lernen; aber es gehören noch mehrere Wahrheiten zum ganzen Evangelium, welche ebenso nöthig, erquicklich und erweckend sind, welche erst im Ganzen die volle Ueberzeugung und Beruhigung des Herzens bewirken und die Bibel uns verständlich, lieb und angenehm machen. Denn das halte ich für den rechten Christenthumsgeist, wenn uns jedes Wort Gottes im A. und N. T. süß, wichtig und theuer ist; wenn wir keine Lieblingswahrheiten darin suchen, sondern uns Alles gut und schmackhaft ist, weil Alles im Zusammenhang stehet." Und in diesem Sinne legte er nun auch selbst die Schrift aus. Wie? auch davon zum Schlusse noch ein Beispiel.

Zum Gleichniß von den Talenten bemerkt er: „An demjenigen, der 5 Talente empfangen, ist das bedenklich, daß es heißt: er ging hin und nahm u. s. w. Also war besonders bei diesem eine Munterkeit, ein ernster, frischer, fröhlicher Anfang. Man kann viel versäumen nur mit dem Anfang, oder, wenn man Alles zu schwer nimmt, wie der faule und müde Knecht. An diesem ist besonders bedenklich, daß er Alles zu schwer genommen und ein Verzagter war, keinen fröhlichen Muth aus der rechten Erkenntniß Gottes, aus dem ewigen Vorsatz hatte. Deswegen aus Furcht, etwas zu verderben oder zu verlieren,

wagte er Nichts und gewann auch Nichts. Wagen gewinnt, wagen verliert. Der erleuchtete evangelische Knecht fürchte sich nicht vor dem chaotisch unvollkommenen Wissen, mit welchem all unser Thun vermengt ist. Qui nunquam male, nunquam bene. Er kannte die Wege Gottes und seine Handlungsart, daß Er die Fehler aus dem Ernst und fröhlichen Angriff der Sache nicht aufrechnet" u. s. w. Daß Hahn hiermit auch ein Stück seines Wesens zeichnet, daß aber grade von hier aus auch das Bedenkliche desselben seinen Ansatz nimmt; daß Hahn allerdings in seinen Anschauungen und Auslassungen nicht immer correct ist, das werden die Leser vielleicht schon gemerkt haben, und das muß auch sein Biograph unwillkürlich hier und da zugestehen, er muß einmal selbst sagen (S. 348), daß „wir nicht überall mit ihm einverstanden sein können." Man merkt eben auch an Hahn die Zeit, die kirchliche Unsicherheit und subjektive Zerfahrenheit. Dennoch ist gewiß die Lektüre seiner Lebensbeschreibung ebenso anregend, als die Abfassung derselben dankenswerth. Insbesondere machen wir noch aufmerksam auf Hahn's Behandlung und Besprechung der Privat-Erbauungsstunden in den Gemeinden, die wir hier haben übergehen müssen.

Nachrichten.

Breslau.

Schon in einer der früheren Nummern ist berichtet worden, daß ein Juden-Missionar und Prediger der freien Schottischen Kirche eine Anzahl Mitglieder der Landeskirche zu einer besonderen Abendmahlsgemeinschaft um sich versammelt habe. Wie man jetzt vernimmt, beabsichtigt Dr. Edward, mit seinen Anhängern, 40—50 an der Zahl, eine eigene Gemeinde unter dem Namen „freie evangelische Gemeinde" zu begründen. Die Ursache dieser neuen Separation muß ausschließlich in dem Bestreben des Dr. Edward, eine seinen Ansichten entsprechende Gemeinde zu bilden, gesucht werden. Doch würde E., ein eifriges Mitglied des evangelischen Bundes, ungeachtet seines regen Eifers seinen Zweck entweder gar nicht oder doch in geringerem Grade erreicht haben, wenn ihn nicht in seinen Bestrebungen mehrere Umstände wesentlich begünstigt hätten.

Als solcher Umstand ist namentlich zu bezeichnen, daß E. seit Jahresfrist alleiniger Vorsteher des zu Breslau bestehenden Zweigvereins der evangelischen Gesellschaft für Deutschland zu Elberfeld und damit zugleich Lokal-Inspektor der von dieser Gesellschaft hier stationirten Stadtmissionare ist. In dieser Eigenschaft übt aber E. nicht nur auf diese Missionare bedeutenden Einfluß aus, sondern leitet auch, was besonders in Betracht kommt, die Anstellung von neuen Missionaren. Lediglich auf seinen Antrieb wurde im Herbst 1859 von dem Vorstand der evangelischen Gesellschaft ein Mann als Stadtmissionar hier angestellt, dessen Befähigung zu diesem Amte nur darin besteht, daß seine religiösen Ansichten mit denen des Dr. E. übereinstimmen. Die Wirksamkeit dieses Missionars ist von vornherein ausschließlich dahin gegangen, alle ihm erreichbaren Personen der Landeskirche zu entfremden und in persönliche Verbindung mit dem E., insbesondere zur Theilnahme an dem von demselben gespendeten Abendmahle zu bringen.

Im Anfange d. J. wurde wiederum unter Einfluß E.'s noch ein Missionar, dessen Tüchtigkeit indessen nicht bezweifelt werden kann, angestellt. Auch dieser hat sich in neuester Zeit der Separation angeschlossen und ist in ihrem Interesse, namentlich unter den Landbewohnern, thätig.

Das Bestreben E.'s beschränkt sich aber nicht allein darauf, die Anstellung von seinen Tendenzen geneigten Stadtmissionaren zu bewirken, sondern dasselbe geht auch dahin, den dritten, bisher nicht erwähnten Stadmissionar, welcher seinen Absichten widerstrebte, insbesondere an seiner Abendmahlsgemeinschaft nicht Theil nehmen wollte, von hier zu entfernen. Nur auf Antrag und im Interesse E.'s geschah es, daß der Vorstand der evangelischen Gesellschaft vor ein paar Monaten den Beschluß faßte, den erwähnten Missionar, obgleich derselbe seit dem Jahre 1855 in großem Segen hier gewirkt hat, nach Westphalen zu versetzen. Man kann sich überhaupt der Annahme nicht entziehen, daß der Vorstand der evangelischen Gesellschaft mit den auf Bildung einer neuen Kirchengemeinschaft gerichteten Bestrebungen E.'s vollkommen einverstanden ist. Darauf deutet nicht allein die oben erzählte Thatsache, sondern auch der Umstand hin, daß der Inspektor der evangelischen Gesellschaft bei seiner neulichen Anwesenheit in Breslau der Wirksamkeit des ersterwähnten Missionars seinen vollen Beifall geschenkt hat. Zu dieser Zeit lag aber nicht nur die Separation, sondern auch der Antheil jenes Missionars an derselben offen zu Tage. — Dem mit den kirchlichen Verhältnissen Breslau's Unbekannten wird die Thatsache befremdlich erscheinen, daß ein Prediger der freien Schottischen Kirche alleiniger Vorsteher eines aus Mitgliedern der Landeskirche bestehenden Vereins für innere Mission ist. Sie findet jedoch ihre Erklärung darin, daß alle hiesigen Geistlichen, welche zur Theilnahme an der Leitung dieses Vereins aufgefordert worden sind (und diese Aufforderung ist fast an alle im Glauben stehenden, zum Theil wiederholt, ergangen), diese Theilnahme mit Ausnahme eines Einzigen, welcher längere Zeit als Vorsteher fungirt, aus nicht zu ergründenden Ursachen abgelehnt haben. Man muß dies um so mehr bedauern, da man sich der Ansicht nicht verschließen kann, daß dieser Mangel an kirchlicher Leitung die alleinige Ursache davon ist, daß das sonst so gesegnete Werk der Stadtmission heutiges Tages anstatt im Dienst der Kirche, im Dienst der Separation steht.

Wir wollen später das Actenstück mittheilen, in dem die neue kirchliche Gemeinschaft sich über ihre Grundsätze öffentlich ausgesprochen hat. Was in Schottland in vieler Beziehung ehrwürdig erscheint, das stellt sich hier, wo es im Gegensatz auftritt gegen die vollere und tiefere Auffassung des Evangeliums, welche durch Gottes Gnade dem Deutschen Volke zu Theil geworden ist, in einem ganz andern Lichte dar. Man kann nur die Verirrung des Fremdlings bedauern, welcher aus den Gränzen seines Amtes heraustritt und arme einfältige Seelen zur Versündigung an dem vierten Gebote verleitet und ihnen hohe und edle Güter entzieht.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 1. August. № 61.

Die Brüdergemeinde.*)

Fragment eines Idioten.**)

2 Cor. 13, 8.

„Seit meiner Annäherung an die Brüdergemeinde hatte meine Neigung zu dieser Gesellschaft, die sich unter der Siegesfahne Christi versammelte, immer zugenommen. Jede positive Religion hat ihren größten Reiz, wenn sie im Werden ist; deswegen ist es so angenehm, sich in die Zeiten der Apostel zu denken, wo sich Alles noch frisch und unmittelbar geistig darstellt, und die Brüdergemeinde hat hierin etwas Magisches, daß sie jenen ersten Zustand fortzusetzen, ja zu verewigen schien.

*) Dieser Aufsatz eines alten und sehr werthen Mitarbeiters der Ev. K. Z. enthält so viele Wahrheiten, so treffliche historische Blicke, so viele Anregungen zum weiteren Nachdenken über wichtige kirchliche Fragen und Thatsachen, eine so seltene Kenntniß der Einrichtungen und Zustände der Brüdergemeinde, daß der Herausgeber ihm die Aufnahme nicht versagen durfte. Wäre auch zu wünschen, daß der Verfasser tiefer in dem Boden der Lutherischen Kirche gewurzelt wäre, und daneben sich die Weitherzigkeit bewahrt hätte, welche überall Christum zu erkennen vermag, wo er sich auch außer den Gränzen dieser Kirche findet, so wird das doch in dem herrschenden Geiste dieser Blätter leicht sein Correctiv finden. Wir hoffen auch, daß nach dieser Seite andere Mitarbeiter ergänzend und berichtigend eintreten werden und fordern ausdrücklich dazu auf. Das aber macht einen wohlthätigen Eindruck, daß wir hier einer wirklichen christlichen Weitherzigkeit begegnen, während gewöhnlich, wo eine solche zur Schau getragen wird, dieselbe nur ein Deckmantel ist für die ärgste Engherzigkeit, was vor Allem von unseren Unionisten gewöhnlichen Schlages gilt. Unser „Idiot", der Verfasser eines sehr gelehrten Werkes über den Französischen Calvinismus, weiß sich auch in das Wesen der Lutherischen Kirche zu versenken, und es liegt ihm am Herzen, auch gegen die entschiedensten unter ihren Vertretern Gerechtigkeit und Liebe zu üben. Daß es übrigens voreilig und ungerecht sein würde, die Anklagen, welche, wie es scheint, guten Theiles mit Recht gegen die Wirksamkeit der Brüdergemeinde in den Ostseeprovinzen Rußlands erhoben worden sind, ohne Weiteres zu generalisiren, erhellt schon aus der einen Thatsache, daß Conferenzen von entschieden Lutherischer Richtung, die Gnadauer, die Neudietendorfer, die Gnadenberger, sich mit Vorliebe grade an Orten der Brüdergemeinde versammeln, wo man sie mit aufopfernder Liebe aufnimmt, an ihren Gottesdiensten mit Erbauung theilnehmen und von einem Geiste des Friedens dort angeweht werden, den sie anderwärts nicht finden. Wer je an solchen Versammlungen Theil genommen hat, oder sonst zu den Brüdergemeinden in nähere Beziehung getreten ist, gleich dem Herausgeber, der in einer Brüdergemeinde (zu Neuwied im J. 1822) die erste tiefere christliche Anregung erhielt und später in einer Anzahl anderer Gemeindeorte Erbauung fand, der wird davon durchdrungen sein, daß Gottes Brünnlein auch für sie noch Wasser hat, und sich scheuen vor dem Worte: verdirb es nicht, es ist ein Segen darin, wenn sich auch nicht läugnen läßt, daß Ansätze zu den bedenklichen Seiten in der Wirksamkeit der Brüdergemeinde in den Ostseeprovinzen, welche das schätzbare Buch von Prof. Harnack hervorhebt, hie und da auch bei uns hervortreten, z. B. in dem Warthebruche. Daneben aber zeigen sich, so weit unsere Beobachtung reicht, so viele heilsame Wirkungen, daß der Wunsch, diese Wirksamkeit beseitigt zu sehen, nicht aufkommen darf, und bei solchen, die überhaupt in einem innerlichen Verhältnisse zur Kirche stehen, äußerst selten vorkommt. Was die Brüdergemeinde uns gewährt, das hat die Katholische Kirche in reicher Fülle an ihrem Ordenswesen. Es wäre mehr als Katholische Engherzigkeit, so lange dies nicht in Evangelischem Geiste unter uns wiedergeboren ist, wozu schon hoffnungsreiche Ansätze vorhanden sind, die Wirksamkeit der Brüdergemeinde ohne Weiteres deshalb zurückzuweisen, weil sie in die „Rechte des Pfarrers" eingreife. Ein tüchtiger Pastor wird sich solcher Hülfen von Herzen freuen und zugleich wissen, sie in ihren Gränzen zu halten. Nur die Ohnmacht kann dergleichen ohne Weiteres über Bord werfen wollen.

Anm. des Herausg.

**) Veranlaßt durch „die Gemeinde Gottes in ihrem Geist und ihren Formen (,) mit besonderer Beziehung auf die Brüdergemeinde dargestellt von Hermann Plitt, Inspector des theologischen Seminars der evang. Brüderunität. Gotha (,) Perthes (.) 1859." Doch ist, nach dem Wunsche der Redaktion der Ev. K. Z., auf den bekannten „Abriß" von Bengel (in dem neuen Abdruck, Berlin, 1858) und „die Lutherische Kirche Livlands und die herrnhutische Brüdergemeinde. Von Harnack, ordentl. Prof. der Theologie zu Erlangen. Erlangen, 1860." Rücksicht genommen und dieselbe noch auf: „Eduard Johann Aßmuth (,) Pastor zu Torma-Lohhusu in Livland. Ein Lebensbild aus der Livländischen Kirche und ein Beitrag zu der Geschichte dieser Kirche, insbesondere ihres Kampfes mit Herrnhut. Von einem Freunde Aßmuth's. Gotha (,) Perthes (.) 1859" und „Zur Beurtheilung der gegenwärtigen Stellung Herrnhuts in Livland. Von Hasselblatt, Pastor zu Camby. Dorpat, 1859" erweitert worden.

Sie knüpfte ihren Ursprung an die frühesten Zeiten an, sie war niemals fertig geworden, sie hatte sich nur in unbemerkten Ranken durch die Welt hindurchgewunden; nun schlug ein einzelnes Auge, unter dem Schutze eines frommen vorzüglichen Mannes, Wurzel, um sich abermals, aus unmerklichen, zufällig scheinenden Anfängen, weit über die Welt auszubreiten. Der wichtigste Punkt hierbei war der, daß man die religiöse und bürgerliche Verfassung unzertrennlich in Eins zusammenschlang, daß der Lehrer zugleich als Gebieter, der Vater zugleich als Richter dastand; ja, was noch mehr war, das göttliche Oberhaupt, dem man in geistlichen Dingen einen unbedingten Glauben geschenkt hatte, ward zur Lenkung weltlicher Angelegenheiten angerufen und seine Antwort, sowohl was die Verwaltung im Ganzen, als auch was jeden Einzelnen bestimmen sollte, durch den Ausspruch des Looses mit Ergebenheit vernommen. Die schöne Ruhe, wie sie wenigstens das Aeußere bezeugte, war höchst einladend, indem von der andern Seite durch den Missionsberuf alle Thatkraft, die in dem Menschen liegt, in Anspruch genommen wurde." Ohne zu den, nach Müllner, „Göthokoraxen" zu gehören, auch ohne zu dem letzten Arzneiglase des Herrn Geheimraths von Göthe, welches, nach einem Correspondenten der Ev. K. Z., in Weimar noch zu sehen ist, selbst den mindesten Zug zu haben, glaube ich doch mit diesem Citat auftreten zu müssen, um mit demselben die Blößen meiner „subjektivistischen, ungesunden Gläubigkeit", „gefühligen Unklarheit und kirchlichen Haltungslosigkeit", „unionistischen Confessionsmengerei" und meines „schwärmerischen Gefühlsprincips" (Harnack, S. 27, 36 und 98) zu decken und vor den Lesern dieser Zeitung in einiger Decenz zu erscheinen. Denn, wenn es mich auch nicht kümmert, daß, während Göthe in Paris „der große Heide" genannt und den „größten modernen Antichristen" zugezählt worden ist*), man seine Christlichkeit in Berlin nachgewiesen hat**), glaube ich ihn doch einen Meister im Objektiviren nennen zu können Die Poesie war ihm gleichsam ein Abzugsgraben für seine Gefühlsregungen, um als „Zeus-Göthe", wie er in einem Zueignungsepos zu seinem achtzigsten Geburtstage von Dresden aus begrüßt worden ist, von seinem Olymp auf dieselben hinabschauen zu können. „Mein Sohn", schrieb seine Mutter an Bettina, „hat gesagt: was einen drückt, das muß man verarbeiten, und wenn er ein Leid gehabt hat, so hat er ein Gedicht daraus gemacht." So hat er, durch Objektivirung des Eindrucks der Brüdergemeinde, von aller „Herrnhuterei" sich befreit. So entgehen auch kleinere Geister dem herrnhutischen „es ist mir so", indem sie das Bild des Gekreuzigten als einen Kunstgegenstand an die Wand hängen und der unbequemen Warnung des katholischen Mystikers:

„Das Kreuz auf Golgatha kann dich nicht von dem Bösen,
Wird es in dir nicht aufgericht't, erlösen."

sich entziehen. So ist endlich jene Darstellung der Brüdergemeinde gewiß nicht aus dem „Zwielicht des Gefühlsglaubens" (Harnack, S. 163), sondern aus dem Tageslichte bewußter Objektivität hervorgegangen.

Zur allgemeinen Orientirung will ich wenigstens versuchen, aus meiner Subjektivität herauszutreten und die Brüdergemeinde — sie schreibt, mit Göthe, „Gemeine", wie sie bis 1857 „einen Synodus" hatte — als etwas mir ganz Fremdes zu betrachten und darzustellen.

Ich sehe in Herrnhut und Berthelsdorf die „Unitäts-Aeltesten-Conferenz", mit ihrem „Helfer- und Erziehungs-Departement", ihrem gleich geistlichen „Missions-Departement" und ihrem zunächst die bürgerlichen Verhältnisse umfassenden „Vorsteher-Departement", und „Unitäts-Aemter" für das Europäische Festland, für England und Nordamerika ihr sub-, wohl mehr noch coordinirt. So erscheint die Unitäts-Aeltesten-Conferenz — es ist schwer für ein unter unsäglichen Schwierigkeiten gewordenes und von vornherein organisirtes Institut den passenden Ausdruck zu finden — als das Organ, und Herrnhut mit Berthelsdorf als der Sitz eines Regiments, welches nach seinem Grundcharakter theokratisch, aber zugleich aristokratisch und demokratisch ist. Richte ich den Blick weiter auf die Ausdehnung dieses Regiments, so sehe ich auf dem Europäischen Festlande funfzehn ganz abgegränzte Lokalgemeinden; außer den kleinen Gemeinden in Haarlem (Holland), Norden (Hannover) und Rixdorf (bei Berlin) und der Gemeinde in Berlin, welche gleichsam die Mitte zwischen einer Ortsgemeinde und einer „Societät" hält und ihren naturgemäßen Zug zu jener und ihren Crystallisationstrieb in der alten Wilhelmsstraße im Schatten ihres kirchlichen Versammlungssaales befriedigt hat. In England und Irland sehe ich ein und dreißig weniger abgegränzte und mehr den Landescharakter an sich tragende, aber immer noch jenem Regimente unter- und beigeordnete Gemeinden und, in größerer, jedoch dieses Band keineswegs lösenden Modifikation, in Amerika deren acht und zwanzig. Ich sehe Missionsplätze in Grönland, Labrador, Nordamerika, Dänisch-Westindien, Jamaica, Antigua, St.-Kitts, Barbadoes, Tabago, auf der Mosquitoküste, in Surinam, Südafrika, Australien und (seit 1853) in Tibet. In weiterer organischen (nicht räumlichen) Peripherie sehe ich in vielen größeren Städten und an andern Orten (wie u. a. im Netz- und Warthebruche) sogenannte „Societäten" und in weitester Gliederung die Diaspora, jene unscheinbaren Schlingpflanzen, welche die Brüdergemeinde mitten in das Kirchengemäuer hineinranken läßt. Außer den zunächst für die Erziehung und Bildung der Diener, Dienerinnen und überhaupt Mitglieder der Brüdergemeinde bestimmten Anstalten, sehe ich, in einem der

*) Sainte-Beuve, Port-Royal. T. III, p. 252 et 368. Eine Deutsche Bearbeitung dieses Werks für gebildete christliche Leser, mit Benutzung des Werks von Reuchlin, dürfte zu wünschen sein und in unserer bücherreichen Zeit eine dennoch fühlbare Lücke ausfüllen.

**) Lancizolle, Ueber Göthe's Verhältniß zu Religion und Christenthum. Berlin, 1855.

Diaspora umgekehrten, aber den Erfolgen nach ganz gleichen, vielleicht sogar potenzirten Verhältnisse, viele Erziehungs- und Bildungsanstalten für die der großen Kirche angehörende Jugend, besonders weiblichen Geschlechts, und so diese Kirche in zarten, frischen, dargebotene Säfte leicht einsaugenden Wurzelfäden und -Fasern mit dem fast wunderbaren fremden Organismus in oft sehr wirksame Wechselwirkung treten. So umkreisen in näheren, weiteren und weitesten Peripherien mannigfache geistliche Schöpfungen einen kleinen Flecken und ein armseliges Dorf der Sächsischen Lausitz und Personen ohne alle äußere Macht, ja ohne einen Schatten des Ansehens, welches bloße Titel ohne Aemter geben und deren geistliche Würden eine Viertelstunde von da keine Geltung haben!

Es drängt sich nun die Frage, was ein solches Werk in's Leben gerufen habe, wie von selbst auf. Wollten wir dem Genie des Grafen von Zinzendorf und seiner von Harnack (S. 24) mit Recht ihm zugeschriebenen Assimilationsgabe und Produktivität auch die weiteste Ausdehnung geben, seinen vornehmen Stand, seinen Reichthum, seine Menschen gewinnende und ihnen imponirende Persönlichkeit u. s. w. noch so hoch in Anschlag bringen und zugleich den Anstoß, welchen die Böhmisch-Mährischen Brüder dem Werke gaben, und die Unterstützung, die es im Spenerschen und Franke-Hallischen Pietismus fand, als die möglich höchsten Faktoren in Rechnung tragen — so würde man immer noch nicht zu einem Produkte gelangen, welches das vorliegende selbst nur annäherungsweise erreichte. Luther, Calvin und Knox waren, besonders die beiden ersten, ohne Vergleich größere Männer und Geister, haben aber auf den freien individuellen Willen nicht den Einfluß ausgeübt, welcher erforderlich war, um eine Verbindung, die allein an diesen Willen sich wendete, zu Stande zu bringen. Das mit donnernder Macht von ihnen verkündigte Gesetz konnte wohl denselben ihnen unterwerfen, nicht aber in freier Liebe ihnen anähneln. So groß aber die Assimilationsgabe und Produktivität Zinzendorf's und seine Menschen gewinnende und ihnen imponirende Persönlichkeit gewesen sein mögen, so genügten sie doch gewiß nicht, um, wie Spangenberg in dem bekannten Liede (Nr. 959 des Brüdergesangbuchs) singt, Menschen aus „so verschiedenen Religionen, Kirchenverfassungen und Sekten", so verschiedenen Ländern, Ständen und Berufsarten für sein Werk zu gewinnen. Sein Stand und sein Reichthum dürfen zwar nicht aus der Nachrechnung geschieden, können aber doch nur als niedrige Faktoren für ein solches Produkt angesehen werden; wenn auch die Idee, welche ihn dieselben und alle mit ihnen verbundenen traditionellen und eigenen Begriffe und Empfindungen aufopfern ließ, doch eine würdige gewesen sein muß. Wenn ferner die Böhmisch-Mährischen Brüder auch sicherlich dem Werke den ersten Anstoß gaben, so vermochte derselbe, besonders bei der geringen Zahl ihrer Exulanten, in einer Zeit, da deren Geschichte wie verklungen war, gewiß nicht so weit zu gehen. Und was endlich den Pietismus betrifft, so kann er, als ein so ganz kirchlich-lutherisches Erzeugniß, höchstens nur als Geburtshelfer des Herrnhutianismus angesehen werden, den er sogar, ehe er noch groß gewachsen war, selbst bekämpfte.

So wäre es also, da man, ohne sich absichtlich gegen Geschichte und das klar vor Augen Liegende zu verblenden, nicht von Fanatismus reden kann, schwärmerische Begeisterung gewesen, welche das Werk in's Leben gerufen hätte! Sollte sie auch daran einen Antheil gehabt haben, so dürften doch die Zeit, in welche es fiel, und seine Dauer diesen Antheil sehr herabstimmen. Was die Zeit betrifft, so war sie gewiß eine, schwärmerische Begeisterung eher hemmende, als fördernde, die bei ihrem nüchternen, prosaischen Charakter als die Gottsched'sche nicht unpassend bezeichnet worden ist. Der Pietismus fing schon an, abzustehen und der sanften, aber nüchternen Frömmigkeit eines Gellert zu weichen, welcher Frömmelei bekämpfen zu müssen glaubte und seine Betschwester auf die Bühne brachte; während die Englischen Deisten, Voltaire und die Französischen Encyklopädisten immer mehr und mehr der höheren Stände sich bemächtigten. Und doch waren es diese deren Opfer — wie ein Blick auf die liegenden Gründe der Brüdergemeinde zeigt — die Bildung ihrer Colonien möglich machte.

Mehr aber noch als die Zeit, welche die erneuerte Brüdergemeinde in's Leben rief, spricht die Dauer dieses Lebens gegen die Annahme schwärmerischer Begeisterung, und ich glaube dafür auf

„Begeistrung ist keine Häringswaare,
Die man einpökelt auf einige Jahre."

des von mir angeführten, begeisterungslosen großen Dichters mich berufen zu können.

Man blicke auf die Hindernisse, welche theils von entschiedenen Welt- und halben und ganzen Gotteskindern, theils von den vorhandenen kirchlichen und staatlichen Verhältnissen dem Werke entgegengesetzt wurden, und von denen jene eben so natürlich, als diese seit Constantin dem Großen geschichtlich berechtigt waren, Hindernisse, welche, weit entfernt, je ganz beseitigt zu sein, sich stets von Neuem und auch jetzt wieder erhoben haben. Hindernisse, die in der Kritik des Pastors Frör eisen zu Straßburg, Zinzendorf sei der Herostrat der Zeit, welcher den marmornen Tempel der christlichen Kirche in die Asche legen und dafür eine Strohhütte aufbauen wolle, in der Bezeichnung der Brüdergemeinde von Seiten Friedrichs des Großen als einer „miserabeln Sekte", vor Allem aber in dem Ausspruche des würdigen Bengel, bei den Herrnhutern werde die Schrift unter dem Vorwande der Schrift, das Kreuz unter dem Vorwande des Kreuzes u. s. w. vernichtet (S. 230), ihren zwar verschiedenartigen, aber gleich drastischen Ausdruck gefunden haben. Man blicke auf diese Hindernisse aus geschichtlicher, und auf die gegenwärtige Ausdehnung und inneren Zustände der Brüdergemeinde aus gleich ferner geographischen und kirchlichen

Perspektive, und man gelangt dahin, die Entstehung dieses außerordentlichen religiösen Vereins einer inneren Bewegung zuzuschreiben, welche man Erweckung nennt. Ein Ausdruck, der im vorigen Jahrhundert weit weniger vorkommend, vielleicht gerade mit der Brüdergemeinde und durch ihren, einem geistlichen Fluidum gleichen, stillen, aber unaufhaltsamen Einfluß in die Sprache des religiösen Bewußtseins übergegangen ist. Und diese Erweckung war nicht mechanisch oder, mit der Ev. K. Z. (Vorwort von 1860) zu reden, „durch methodistische Geisttreiberei" gewirkt worden, die ich wenigstens, nur auf den Erfolg sehend, auch in ihrem Rechte lasse, sondern senfkorn- und sauerteigartig entstanden. Sie hat sich zwar nicht in den einzelnen Gliedern fortgeerbt, wohl aber durch eine wunderbare, nimmer ruhende Kraft, welche sich hier äußert, während sie dort wirkungslos vorübergeht, hier Neues schafft, auch wohl nur anzieht, dort Alles sich selbst überläßt, oft wohl ausstößt, frisch erhalten und so, unterstützt und getragen durch die zweckmäßigsten Institutionen, Das erzeugt, was in der Brüdergemeinde sehr passend, außer derselben aber zuweilen als hochmüthiger Sektengeist mißverstanden, Gemeinschaftssegen genannt wird. Man könnte es auch, katholischen Begriffen sich annähernd, ihren Kirchenschatz nennen, aus dem sie ihre Armen unterhält und welchen sie, theils in sich selbst, theils von Außen immer wieder ergänzt.

Dieser durch stete Bewegung des Zu- und Abflusses sich frisch erhaltende Gemeinschaftssegen ist die eigentliche Kraft, das eigentliche Geheimniß der Brüdergemeinde. Ihre äußere Verfassung, auch nach den Seiten, welche vor meinem Idiotenblick weniger von Gott gewollt sind, als unter seiner Geduld stehen oder, wie der Irrthum und die Sünde, uns unerklärbar, zu den unzähligen Faktoren in dem Produkte der göttlichen Weltregierung gehören, unterstützt und erhält diesen Gemeinschaftssegen, ja ist dessen nothwendige Bedingung. Zu jenen Seiten rechne ich, weil die Grundlage der Verfassung der Brüdergemeinde ausmachend, ganz besonders ihre räumliche Vereinigung lebendiger Christen in bestimmt abgegränzten Ansiedelungen, die Bildung einer äußern Theokratie mit ihren stets hervortretenden Widersprüchen. Aber wo wäre die Erhaltung des Gemeinschaftssegens ohne ein ihn aufnehmendes, zusammenhaltendes und vor Verflüchtigung bewahrendes äußeres und daher nothwendig der Sünde und dem Irrthum unterworfenes Gefäß möglich? Schwerlich in den als das Salz der Erde über dieselbe zerstreuten ersten Christen- und heutigen Dissidentengemeinden. Und wenn Plitt (S. 64) von „Orts-Gemeinden" in der apostolischen Zeit redet, so waren sie es gewiß nicht in dem Sinne der Brüdergemeinde, nicht Kirchen oder Gemeinden von, sondern in Rom, Corinth u. s. w., ähnlich der Berliner Gemeinde und den Societäten und der alten Brüderkirche, von der er selbst (S. 108) erklärt, daß sie „von aller örtlichen Beschränkung frei war und, was damit nahe zusammenhängt, keine bestimmte materielle Basis in Land- oder Geldbesitz der Gesammtheit hatte." In den principiell nur nach territorialen Gesetzen gebildeten Welt- oder Massenkirchen wären aber Gefäße zur Aufnahme lebendiger Christen ein gerader Widerspruch im Beisatze.

Zur Bildung eines solchen Gefäßes hatte Zinzendorf ein Mittel angewendet, welches den „Fehlern und Extravaganzen" zugerechnet werden kann, die selbst Plitt diesem, was er ihm und mir ist, „apostolischen Manne voll Geist und Kraft" (S. IX) zuschreibt. Er ließ nämlich im August 1729, in Gemeinschaft mit dem damals von ihm noch nicht getrennten lutherischen Pastor Rothe in Berthelsdorf, die Gemeinde von Herrnhut erklären „Keins ihrer Nachkommen für einen Bruder oder Schwester zu erkennen, es habe sich denn entweder in dem Bunde seiner Taufe bewahrt. oder durch das Wort wiedergebähren lassen" und über diese Erklärung eine notarielle Akte aufnehmen. (Büding. Samml. Bd. I, S. 14. und Spangenb. Leben Z.'s Th. III, S. 559.) Und gewiß fanden sich schon damals oder wenigstens bald darauf manche Glieder dieser Gemeinde mit deutlichen Merkmalen, weder den Taufbund sich bewahrt zu haben, noch wiedergeboren zu sein, welchen diese äußerliche Anerkennung als Brüder oder Schwestern und mit ihr „der heilige Kuß" nicht versagt werden konnte! Ein Widerspruch, dessen, weil mit jeder Verkörperung eines heiligen Begriffs und Gefühls durch Sprache, Symbol oder sonst äußern Ausdruck, unvermeidlich verbunden, gewiß nicht allein Zinzendorf sich schuldig gemacht hat, der aber, weil nicht in eine schon vorhandene Masse eingeführt und nicht durch den sichbarsten Thatbestand Lügen gestraft und so unschädlich gemacht, sondern auf eine kleine Zahl wirklich Auserlesener angewendet, besonders auf ihm lastet. Dieser Widerspruch hat durch unzählige spätere Wahrheitszeugnisse des apostolischen Mannes nicht neutralisirt werden können und drückt auch heute noch auf der Brüdergemeinde wie ein Alp. Er hat, um die schlimme Sache mit dem schlimmsten Ausdrucke eines durch die neuesten Erscheinungen gereizten Gegners zu bezeichnen, „Pharisäismus und Lüge üppig wuchern lassen." (Harnack S. 189.)

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 4. August. № 62.

Gotthilf Heinrich von Schubert.

Mittheilungen über die letzten Tage desselben.

Vorwort.

Die Einladung, die kurz nach dem Abscheiden meines seligen Schwiegervaters, des Geheimenraths und Professors Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert in München, an mich erging, in der Ev. K. Z. etwas über ihn mitzutheilen, erschien mir so wohlbegründet, daß ich mich sogleich entschloß, ihr zu folgen. Später sind ähnliche Einladungen von anderer Seite her an mich ergangen und haben es mir nahe gelegt, daß die zahlreichen Freunde des vielgeliebten Heimgegangenen, denen seine Selbstbiographie ein theures Vermächtniß geworden ist, mit Recht einen kleinen Nachtrag zu derselben erwarten dürfen, der ihnen einen Blick in die letzten Jahre seines Lebens gewährte. Ich bin bereit, dieser Erwartung, so weit der Herr es mir verleihen wird, Genüge zu leisten; doch sehe ich mich für jetzt nur zu einer Mittheilung über die letzten Tage des seligen Vaters in den Stand gesetzt. Diese wird aber, so kurz sie sein mag, den Freunden zum Beweise dienen, daß die Gnade des Herrn auch noch in den letzten Tagen und Stunden Großes an ihm gethan hat. Ansbach, 21. Juli 1860.

Dr. Friedrich Heinrich Ranke,
Consistorialrath.

Schon im Sommer des vorigen Jahres war der liebe Vater in Folge eines höchst schmerzvollen Leidens, das ihn plötzlich überfallen hatte, dem Tode so nahe gekommen, daß seine Genesung ihm selbst und den Seinigen wie etwas Wunderbares erschien, und damals hat er etwas von der Bitterkeit des Todes empfunden. In jenen Augenblicken, da er zu sterben schien, sah er sich vor den Thron des Richters gestellt; ihm zur Seite stand der Verkläger, der ihm alle seine Sünden vorhielt und ihm jeden Anspruch auf die Seligkeit absprach. Da bekannte er, daß er in Wahrheit der Verdammniß würdig sei; aber er habe einen starken Erlöser, der ihn vor der Verdammniß bewahre, das sei sein Herr Jesus Christus, der sein theures Blut für ihn vergossen und alle seine Sünden getilgt habe. Dadurch wurde der Verkläger zum Schweigen gebracht. Dieser innere Vorgang, der sich übrigens den Umstehenden weder durch eine Bewegung, noch durch ein Wort des scheinbar Sterbenden bemerklich gemacht hatte, erschien ihm selbst so bedeutungsvoll, daß er seiner Tochter, die auf die Nachricht von seiner gefährlichen Erkrankung zu ihm geeilt war, sogleich nach ihrer Ankunft unter Thränen und mit gebrochener Stimme davon erzählte. Und in der That ist dieser Vorgang sehr bedeutungsvoll; denn wir dürfen ihn als ein Bild jener beiden einander scheinbar widersprechenden und dennoch innigst mit einander verbundenen Regungen betrachten, die ihn fortwährend erfüllten. Sein Inneres stand unter einer sehr genauen Aufsicht, und er war sich seiner Unreinheit vor Gott bis zu seinem Ende mit Schmerz bewußt. Schon in den Jahren seiner vollkommenen Rüstigkeit sagte mir Jemand von ihm: „Wenn man von Schubert gern einen Besuch haben will, so muß man ihn einmal reizen, dann kommt er am folgenden Tage gewiß und macht es wieder gut.“ In den letzten Jahren seines Leben kam es aber nicht selten vor, daß er denen, die um ihn waren, etwas abbat, wovon diese gar nichts erfahren hatten. Es war etwa eine Anwandlung von Unwillen oder von Mißtrauen, womit er denen, die ihn liebten, wenigstens innerlich ein Unrecht gethan hatte, das er sich selbst nicht verzeihen konnte. Auch genügte es ihm nicht, die Verzeihung des Herrn dafür erfleht zu haben; sondern es trieb ihn, den Mangel an Liebe, dessen er sich schuldig fühlte, auch denen zu bekennen, denen er damit zu nahe getreten war. Dabei lebte aber in der Tiefe seines Herzens der Glaube an den Herrn, der ihn mit seinem Blute von allen seinen Sünden erlöst habe und ihn nicht lassen werde. Beides aber, jene Unzufriedenheit mit sich selbst und dieses gläubige Ergreifen der Gnade, stand nicht etwa neben einander, sondern Eines war im Andern. Die Unzufriedenheit mit sich selbst war es, die ihn ohne Unterlaß trieb, sich an den Erlöser zu halten; und je mehr er die Gnade des Herrn an sich erfuhr, desto mehr empfand er wiederum, wie unwerth er ihrer sei. Aber die Gnade erhob ihn über sich selbst und unter ihren Flügeln fühlte er sich geborgen.

Nach jener Krankheit hatten wir jeden Tag, der seinem Leben zugelegt wurde, in besonderem Sinne als ein Geschenk anzusehen. Er selbst sah es nicht anders an, und wohl in jedem seiner Briefe, mit denen er nicht aufhörte, alle Angehörigen von Zeit zu Zeit zu erfreuen, fand sich eine Hindeutung auf die Nähe seines Heimganges. Damit verband er die freundlichsten Einladungen, noch einmal zu ihm zu kommen und es bald zu

thun, da es sonst leicht zu spät werden könnte. Diese Einladungen waren denn auch nicht vergeblich; denn die Meisten von uns haben ihn nach jener Krankheit wenigstens noch einmal, manche aber auch zweimal wiedergesehen. So war ich selbst im Herbst vorigen Jahres einige Tage bei ihm in Pähl. Bei seiner letzten Weihnachtsfeier war er von Enkeln und Urenkeln umringt. Nach Ostern wurde es mir noch einmal zu Theil, einige Tage um ihn zu sein, jedoch ohne zu ahnen, daß es das letzte Mal sei. Kurz nachher zog sein achtzigster Geburtstag — 26. April — Einige von uns zu ihm hin. Wer das theure Antlitz sah, kam nicht etwa traurig zurück; denn wir hatten einander immer nur von der stillen, friedevollen Stimmung zu erzählen, in der wir ihn fanden, und von der Liebe, die wir bei ihm erfuhren. Am Feste der Himmelfahrt — 17. Mai — feierte er in München noch einmal das Mahl des Herrn, und alle die Seinen feierten es mit ihm.

Schon war das Haus in Starnberg gemiethet, wo die Eltern diesmal die Sommermonate zuzubringen gedachten; mit etwas beschränktem Raum, aber hoch gelegen, mit einer Aussicht auf den See und auf das Gebirg, wie der Vater es liebte. Er legte, wie er mir schrieb, einen großen Werth darauf, daß er von dort aus jeden Sonntag um 8 Uhr zum Gottesdienst nach München kommen konnte. Doch nahm ein Gefühl der Schwäche bei ihm auf solche Weise zu, daß man nicht wagen konnte, ihn nach Starnberg zu bringen, wo man Störungen seiner Ruhe voraussah, die nicht vermieden werden könnten.

Wir sehen es jetzt als eine freundliche Fügung des Herrn an, daß mein ältester Sohn nicht lange vorher in den Besitz des Landgutes Laufzorn in der Nähe von Großhesselohe bei München gekommen war, das zwar kaum eine Viertelstunde von der Eisenbahn entfernt, aber doch mitten im Fichtenwalde in solcher Stille gelegen ist, daß man es mit Recht Waldeinsamkeit nennen könnte. Das war ein Ort zum Ausruhen für den müden Pilger. Schnell wurden im geräumigen Wohnhause die stillsten Zimmer für ihn bereitet, und am 26. Mai zogen die Eltern dort ein.

Hier mußte der theure Vater allerdings auf Manches verzichten; denn weder von den Fenstern dieser Wohnung, noch von ihrer nächsten Umgebung aus war der Anblick des Gebirges, wie er ihn in Pähl so reichlich genossen hatte, zu gewinnen, und ein kleiner, mit Schilf bekränzter Weiher konnte ihm den See von Starnberg nicht ersetzen. Aber dafür hatte er den unschätzbaren Gewinn, im Hause seines Arztes zu wohnen — denn dieses war mein Sohn schon seit mehreren Jahren — und dessen Familie mit zwei lieblich aufblühenden Kleinen ganz in seiner Nähe zu haben. Das war ja ein Anblick, der seinen Augen noch lieblicher sein mußte, als der des reizendsten Sees und des erhabensten Gebirges. In München war es ihm jedesmal eine Erquickung gewesen, wenn die lieblichen Kinder — seine Urenkelinnen — zu ihm gebracht wurden und ihn wohl mit ihren zarten Armen umschlangen. Doch war dieses jeden Tag gewöhnlich nur einmal möglich. Hier aber konnte er sie und ihre Mutter um sich haben, so oft ihn danach verlangte! Von seinen Fenstern aus hatte er den Blick auf die wohlangebauten, im Schmuck des Frühlings prangenden Fluren, in deren Mitte das Wohnhaus steht, und auf den Fichtenwald, von dem das Gut, wie von einem grünen Kranze, umgeben ist. Zuweilen zog es ihn in das Freie hinaus; er saß dann wohl im Schatten der Linden in der Nähe des Hauses und erfreuete sich still an den Blättern und Blüthen der jungen Bäume, die sein Enkel dort erst vor Kurzem gepflanzt hatte. Einmal sagte er: „Auf jedem dieser Blättchen steht der Name Jehova geschrieben." Doch genoß er diese Freude nicht oft, denn es war ihm beschwerlich, die Treppe hinabzugehen, und er fand es beinahe noch beschwerlicher, sich hinabtragen zu lassen. Aber auf ganz unerwartete Weise trat noch ein anderes Hinderniß ein. Das furchtbare Gewitter, das nach Pfingsten, von der südlichen Gränze des Landes her und weit über dessen Gränzen hinaus, bald da, bald dort sich verheerend entlud und die Hoffnungen des Landmannes vernichtete, kam auch über jene in Waldeseinsamkeit verborgene Flur mit einem Hagelschlag, der in wenigen Minuten die Getreidefelder verwüstete und die Bäume ihres Schmuckes beraubte. Wohl waren seine Fenster unversehrt geblieben, während das Wetter fast in allen übrigen Theilen des umfangreichen Hauses die Fenster zerbrach; aber es war, als sollte er die Augen, die für die erhabene Schönheit der Außenwelt und für die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes in ihr ein langes Leben hindurch in einem so hohen Grade empfänglich gewesen waren, nun davon abwenden, um sie ganz allein nach einer anderen Seite zu richten. Er verstand diesen Wink und sagte zuweilen, er sei in eine Wüste geführt; wobei er ohne Zweifel das prophetische Wort im Sinne hatte, nach welchem der Herr sein Volk in eine Wüste führte, um dort freundlich mit ihm zu reden.

Es wurde schon erwähnt, daß er seit längerer Zeit etwas von der Nähe seines Endes fühlte. Aber es verdient bemerkt zu werden, daß er, gleich manchen andern Sterbenden, wenigstens auf einen Augenblick die Zeit seines Todes ziemlich bestimmt voraus gewußt hat. Am 1. Juni fragte er, was für ein Monatstag heute sei, und da man ihm sagte, es sei der erste Juni, antwortete er: Gott Lob, nur noch vier Wochen!

In der ersten Hälfte des Juni wechselten die Tage und Stunden, in denen er sich sehr schwach fühlte, mit solchen ab, wo er wieder zu erstarken schien, und sobald er sich etwas stärker fühlte, griff er wieder nach seiner gewohnten Beschäftigung. Es war die sechste Ausgabe seiner Erinnerungen aus dem Leben der Herzogin von Orleans, die er vorzubereiten hatte, und eine angenehmere Beschäftigung hätte sich für ihn wohl nicht denken lassen.

Aber in der zweiten Hälfte des Monats, der dritten Woche nach Pfingsten, trat in seinem Befinden eine merkliche Veränderung ein. Sonntag, den 17. Juni, war er noch im Stande gewesen, viele Besuchende zu sich zu lassen, und für jeden hatte er noch ein freundlich theilnehmendes Wort. Am Tage darauf

hatte er sich noch seine dritthalbjährige Urenkelin bringen lassen und ihr von der Geburt des Heilandes erzählt. Man freute sich der Lebendigkeit und des inneren Antheils, mit dem er dies that, und die Gefahr, in der das theure Leben schwebte, trat vor den Augen der Seinigen zurück. Doch am Abend desselben Tages trat bei ihm eine Wendung ein, die an der Nähe seines Abscheidens nicht mehr zweifeln ließ. Es war ein großer Blutverlust, der zu Anfang weder von ihm selbst, noch von den Angehörigen bemerkt wurde, dem aber nach kurzer Zeit ein heftiger Fieberfrost und eine unbeschreibliche Schwäche folgte. Es schien die Schwäche eines Sterbenden zu sein, und man zögerte nicht, den nächsten Angehörigen hievon Nachricht zu geben. Zwei von diesen, denen die Nachricht zuerst zugekommen war, machten sich von München, Nachts 11 Uhr, zu Fuß auf den Weg und gingen in Sturm und Regen bis 3 Uhr Morgens, um den theuren Kranken noch einmal zu sehen. Die Andern in der Ferne machten sich auf, sobald es ihnen nach dem Eintreffen der telegraphischen Nachricht möglich war; aber die Befürchtung begleitete sie, daß sie anstatt eines noch Lebenden einen schon Entschlafenen finden würden. Sie fanden ihn noch am Leben und bei vollem Bewußtsein, und er gab seine große Freude über ihre Ankunft zu erkennen. In den Nächten vom 18ten zum 19ten und von diesem zum 20sten Juni war er ganz schlaflos gewesen. Als seine Tochter am 20sten früh an sein Bett trat, sagte er: „Du bringst mir Genesung." Die Freude über ihre Ankunft ließ ihn für einen Augenblick seine große Schwäche nicht empfinden. Bald darauf klagte er ihr über ein Heer von Gedanken, das ihm unaufhörlich durch den Kopf schwirre, auch über Melodieen, deren er sich nicht erwehren könne und die ihn doch sehr beläftigten. Sie antwortete auf diese Klage mit den Worten eines der glaubenskräftigsten Lieder und erinnerte ihn an jenes Buch des Joh. Valentin Andreä, wo der Kampf des Christen bildlich beschrieben wird. Als der Held, dessen Thaten dort dargestellt werden, die großen Ungeheuer, von denen er sich bedroht sah, überwunden hatte, wurde er von einer unzählbaren Schaar von Vögeln angefallen; aber auch dieser Feinde — es sind die rastlos hin und her jagenden Gedanken gemeint — erwehrte sich der Held und verscheuchte sie durch den Schall des göttlichen Wortes. Still und freudig nahm der Vater diese Erinnerung an, und er war seitdem von dieser Beschwerde befreit. Am Abend dieses Tages schien die Todesstunde sehr nahe zu sein.

Doch noch einmal wurde ihm — in der Nacht vom 20. zum 21. — die Erquickung eines ungestörten Schlafes, nach der er sich sehr gesehnt hatte, zu Theil. Er war, ehe er einschlief, ganz still geworden; dann sagte er mit leiser, aber ganz vernehmlicher Stimme: „Das sind Gaben!" Und indem er diese Worte oft und immer leiser wiederholte, schlief er ein. Als er am Morgen des 21. erwachte, waren es dieselben Worte, die er mit freudiger Bewegung aussprach. Dann sagte er: „Ach, was hab' ich gesehen! Herrliche Gestalten aus dem Norden, und eine jede mit ihrer Lebensführung, die sie mir nicht zu erzählen brauchten, denn ich las sie in ihren Seelen. Ich will sie alle für euch aufschreiben." Die ungestörte Ruhe der Nacht hatte ihn unbeschreiblich erquickt, und sein liebliches Traumgesicht hatte ihn in eine glückselige Stimmung versetzt. Da man ihm sagte, es sei heute der längste Tag, sprach er die Hoffnung aus, daß ihn der Herr an diesem Tage zu sich nehmen werde. In der Mittagszeit bezeichnete er einem vieljährigen Freunde aus München, der auf seine Bitte zu ihm gekommen war, den Theil des Gottesackers in München, wo er zu ruhen wünschte, und trug ihm auf, wenn es irgend möglich wäre, dort im Schatten des Kreuzes, wo seine ihm vorangegangenen Roth's schon seit Jahren ruhen, für ihn und für seine treue Lebensgefährtin zwei Grabstätten zu kaufen.

Er war noch in gehobener Stimmung, als Decan Meyer aus München kam, um ihm, wenn er dazu bereit wäre, das heilige Abendmahl zu reichen. Er war mit Freuden dazu bereit. Doch bat er, mit seinem geliebten Seelsorger vorher noch einmal ganz allein sprechen zu dürfen. Da hat denn dieser alte Jünger — es mochte etwa die vierte Stunde des Nachmittags sein — seine Sünden mit solcher Demuth bekannt und zugleich mit so fester Zuversicht des Glaubens um Vergebung gebeten, daß der Geistliche tief davon ergriffen war. Da die Beichte vorüber war und die Thür des Nebenzimmers wieder offen stand, sang die kleine Gemeinde der Angehörigen, die dort versammelt war, einen Choral zur Vorbereitung auf das Mahl des Herrn. Er stimmte ein, so weit seine Schwachheit es ihm gestattete. Dann empfing er unter dem gesegneten Brod und Wein den Leib und das Blut „seines lieben Herrn" und alle die Versammelten empfingen es mit ihm. Da war die Stätte seiner Leiden in Wahrheit zu einer geheiligten, ja zu einer Pforte des Himmels geworden. Im heiligen Abendmahl hatte er, wie es seine Schriften bezeugen, immer eine Speise und einen Trank des ewigen Lebens gesehen. Jetzt aber empfing er es zum letzten Mal; er genoß es an der Pforte der Ewigkeit! Da die Feier zu Ende war, kam Eines nach dem Andern und küßte ihm die Hand. Da pries er die Gnade, die ihm Alles vergeben habe, und sprach mit freudiger Erregung von dem Vaterhause, wo sie einander bald wiedersehen würden.

Am folgenden Tage — Freitag, den 22. — bat er, daß man ihm etwas erzählen möge. Da theilte ihm seine Tochter etwas mit, was wir erst vor Kurzem durch einen Freund in Nürnberg vom seligen Kießling gehört hatten. Kießling hatte in seinem höchsten Alter einen frommen Knaben oft zu sich kommen lassen und ihm viel Tröstliches aus seinem Leben erzählt. Einmal deutete er auf eine Treppe, die unmittelbar aus seinem Wohnzimmer in ein oberes Gemach führte. „Siehe," sagte er, „dort oben ist mein Paradies; dort bin ich ganz allein mit dem lieben Herrn und schütte mein Herz vor ihm aus. Da beuge ich täglich meine Kniee vor ihm und sage ihm Alles. Das ist mein Paradies; da bin ich ganz selig. Und so selig kannst du auch werden; beuge nur deine Kniee alle Tage vor dem Herrn und trage ihm alle deine Anliegen vor." Der

Knabe, nun schon längst ein Mann, hat diesen Rath befolgt und rühmt einem Jeden, der es hören mag, welchen Segen ihm dieß in den Zeiten der Trübsal gebracht hat. Da die Erzählung zu Ende war, richtete der Vater sich auf und sagte mit dem größten Ernst: „Das ist ein erbauliches Vorbild; aber warum hat man mir solche Vorbilder nicht öfter vorgehalten? Ich wäre dann darin treuer gewesen und hätte meine Kniee dann auch öfter vor dem Herrn gebeugt.“ Die liebe Mutter, der man diese Aeußerung des Vaters mittheilte, sagte darauf: „Ach, er hat seine Kniee oft gebeugt. Wenn der Morgensegen, den er mit uns hielt, vorüber war, habe ich manchmal, ohne daß er darum wußte, in sein Studierzimmer einen Blick gethan und ihn dann an seinem Lehnstuhl knieen und zuweilen auch unter Thränen beten sehen.“ Und wer könnte besser davon zeugen, als die theure Mutter, die 47 Jahre lang auf das Innigste mit ihm verbunden war?

An demselben Tage nahm er das Buch über die Herzogin von Orleans wieder vor, um eine Bemerkung, die ihm sehr am Herzen lag, für die neue Ausgabe einzuschalten. Es war, als fühlte er sich wieder für das Leben gekräftigt, und als müßte er wieder thätig sein.

Diese Täuschung brachte ihm selbst für die folgenden Tage manche vergebliche Sorge und bereitete denen, die um ihn waren, um einen selig Abscheidenden zu sehen, große Schmerzen. Es kam ihm vor, als hätte er sein Haus nicht wohl bestellt und als müßte zu diesem Zweck noch etwas Wichtiges geschehen. Dazwischen kamen andere Phantasieen, die ihn sehr beunruhigten. Einmal fragte er, ob denn die Sache nun ganz geordnet sei, und da man ihm antwortete, es sei nun Alles gut, rief er freudig aus: „Nun, Gott sei Lob und Dank!“

Da erwachte seine Arbeitslust noch einmal. „Was ist das für ein Leben“, sagte er, „immer zu Bett zu liegen und nichts zu thun! Ich muß mich wieder üben aufzusitzen und vorlesen zu hören, damit ich dann auch wieder arbeiten kann.“ Man gab ihm darin nach, und von Zeit zu Zeit wurde ihm ein wenig aus dem Leben Christoph Schmid's vorgelesen, wobei er mit der größten Theilnahme zuhörte. Einmal sagte er: „Da habe ich eine rechte Lection bekommen. Dieser liebe Mann ist als Kind so demüthig und geduldig gewesen, und bei mir fehlt es so sehr an der rechten Geduld.“

Oft mußte man ihm Stellen der heiligen Schrift vorlesen, und besonders erquickte er sich an jenem Trostwort bei dem Propheten Jeremias (31,20.): Ist nicht Ephraim mein theurer Sohn und mein trautes Kind? Denn ich gedenke noch wohl daran, was ich ihm geredet habe; darum bricht mir mein Herz gegen ihn, daß ich mich seiner erbarmen muß, spricht der Herr. Er verlangte, daß man diesen Vers und V. 3: Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte — in seiner Bibel recht stark anstreichen solle, um es im Augenblick finden und ihm vorlesen zu können, sobald er es wolle. Diese Stellen sind ihm denn auch in den letzten Tagen vielmals vorgelesen und auch ohne Bibel vorgesprochen worden.

Es entging seiner Umgebung nicht, daß der theure Vater sich in einem inneren Feuer der Läuterung befand, worin ihm ein göttlicher Zuspruch, wie er in jenen Stellen enthalten ist, ein großes Bedürfniß war. Aber mit solchem Zuspruch empfing er auch immer wieder die Kraft des freudigen Glaubens und Hoffens. Ja, er erhob sich hierin zu einer Kühnheit, die in Erstaunen setzt.

Er wußte, daß sich in seinem Herzen Wasser gesammelt hatte, und daß dieses Leiden gewöhnlich mit dem Tode des Erstickens endigt. Da äußerte er denn, wenn er gewußt hätte, wie schwer diese Krankheit sei, dann hätte er Gott gebeten, er möge sie ihm ersparen. Aber das war ihm nicht genug; er sprach das kühne Wort, er wolle nicht ersticken. „Da die Apostel Paulus und Petrus“, sagte er, „zur Hinrichtung geführt wurden, verlangte Paulus, er wolle aufrecht stehend, mit unverbundenen Augen, enthauptet werden; das konnte er verlangen, denn er hatte das römische Bürgerrecht. So geschah es denn auch; er wurde als römischer Bürger nicht gekreuzigt, sondern mit dem Schwert enthauptet. Der gute Petrus freilich wurde, den Kopf nach unten gekehrt, an das Kreuz geschlagen und starb den Erstickungstod, denn er hatte das Bürgerrecht nicht. Ich habe nun zwar nicht das römische Bürgerrecht; aber ich habe etwas Besseres, ich habe das Kindesrecht. Das ist mir gegeben, es steht in der Bibel, und auf mein Kindesrecht berufe ich mich; ich will nicht ersticken.“ Bei den letzten Worten machte er eine starke, abweisende Bewegung mit der Hand.

Das war sehr kühn, und es steht nicht zur Nachahmung hier; aber wir werden diese Worte als das inbrünstige Flehen eines sterbenden Greises fassen dürfen, der das Herz eines Kindes hatte, und dieses Flehen hat Erhörung gefunden.

Am dritten Tag vor seinem Ende — 28. Juni — ließ er seine Tochter des Morgens vor 4 Uhr zu sich rufen, um ihr etwas mitzutheilen, was ihm bei Nacht schwer auf dem Herzen gelegen hatte. Es sei, so sagte er, in der Kirche etwas eingerissen, was ihr höchst verderblich sei: Das übertriebene Menschenlob. Das müsse durchaus abgestellt werden. Er deutete an, daß man ihm selbst dieses Lob in übertriebener Weise ertheilt habe; es ist aber kein Zweifel, daß er sich selbst eines Antheils an diesem Unrecht bewußt war und daß es ihm noch am Ende seiner Tage Schmerzen machte, begabte und wirksame Männer auf eine Weise gelobt zu haben, die diesen selbst gefährlich war und darum vor Gottes Gericht nicht bestehen konnte.

Er fühlte sich wie von einer schweren Bürde befreit, als er sich ausgesprochen und von seiner Tochter die Zusage empfangen hatte, daß sie es mir mittheilen werde.

An demselben Tage kam er zum letzten Mal auf das Leben der Herzogin zurück. Er ließ sich die Brille geben, um selbst die Stelle zu suchen, wo die Bemerkung, die ihm uner-

läßlich schien, eingeschaltet werden sollte. Sie betraf eine Dankesschuld gegen eine Freundin, die ihm wichtige Mittheilungen über die Herzogin gemacht hatte; denn er meinte, diese Schuld noch nicht ganz abgetragen zu haben. Bei dieser Beschäftigung sprach er seine Freude darüber aus, daß sein Kopf wieder ganz hell geworden sei, und es kam den Seinigen vor, als sei er nun zu jenem friedevollen Abschluß mit allem Irdischen, den er mit Schmerzen gesucht hatte, durchgedrungen.

Von da an trat ein stilles, geduldiges Warten bei ihm ein, das durch Anfälle der Krankheit, wie sie am 29. Juni eintraten, nicht im mindesten gestört wurde. Als er den Ausdruck des Mitleids hörte: „Ach, das ist schwer!" — antwortete er: „Nein, nein, das ist nicht schwer." Ja er freute sich seines Leidens und sagte: „Jetzt geht es mit Riesenschritten vorwärts." Mehrmals wiederholte er, es sei Alles gut und er bitte nur um ein Winkelchen im Vaterhause.

Am folgenden Tage war er sehr matt und sprach wenig. Doch bemerkte man, daß er ganz in der Stille fortwährend mit „seinem lieben Herrn" beschäftigt war, mit dem er so zuversichtlich redete, als hätte er ihn sichtbar bei sich, und so zutraulich, wie ein Kind mit seiner Mutter spricht. Die Seinen traten abwechselnd an sein Bett und sprachen ihm die tröstlichsten Lieder oder einzelne Verse aus ihnen vor. Mehrmals sprach er selbst die Worte: Ich bin dein, weil du dein Leben — und dein Blut — mir zu gut — in den Tod gegeben; und er hatte es gern, wenn die Seinen ihm halfen, die Worte ganz zu vollenden.

Die Nacht vom Sonnabend zum Sonntage war sehr unruhig. Es schien, als könnte er den folgenden Tag, an dem ihm so Großes bevorstand, nicht erwarten. Schon um 11 Uhr Nachts verlangte er den Morgensegen; da man ihn beruhigt hatte, verlangte er ihn ein wenig vor 12 Uhr nochmals, und da man ihm sagte, der Morgen sei noch nicht gekommen, strafte er es als eine absichtliche Täuschung. Doch sobald ihm sein Irrthum klar wurde, bat er seine liebe Pflegerin um Vergebung. Gegen Tages Anbruch hatte er viel gehustet, doch nahm er Milch zu sich und fühlte die Nähe seines Endes so wenig, daß er sagte: „Ich weiß nicht, wie das noch zu Ende kommen soll; es wird ja nicht schlimmer mit mir." Zum Morgensegen wurde nach der Hausordnung nach dem Evangelium auch die Epistel des Sonntags vorgelesen, die für den Augenblick so passend war, daß Alle davon ergriffen wurden. Denn sie redet von dem ängstlichen Harren der Creatur auf die Offenbarung der Kinder Gottes und schließt mit den Worten: Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir haben des Geistes Erstlinge, sehnen uns auch bei uns selbst nach der Kindschaft und warten auf unseres Leibes Erlösung (Röm. 8, 18—23).

Bald darauf fing er an, etwas zu röcheln. Aber mit vollem Bewußtsein ließ er sich noch umkleiden und aus dem Bett heben. Er hoffte, auf seinem Lehnstuhl zu verscheiden. Da ließ er sein sterbendes Haupt noch einmal waschen. Noch einmal vernahm er sein Lieblingslied: Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr! Da er Arznei genommen hatte, verschwanden die Beschwerden des Athmens ganz und er verlangte, noch einmal in sein Bett gehoben zu werden. Da lag er denn in vollkommener Ruhe. Dann sagte er: „Jetzt wird die Sonne bald untergehen." Für den Trank, den ihm sein lieber Arzt reichte, war er sehr dankbar; er vergalt diese Erquickung mit einem Segenswunsch. Man hörte ihn mit leiser Stimme sagen: „Lieber Heiland — guter Heiland — wie herrlich — wie schön — schön." Als man ihm sagte: „Bald wirst Du Deinen Heiland sehen" — antwortete er leise: „Ich sehe ihn schon. Gnade, Friede und Segen über euch Alle!" Das sind seine letzten Worte gewesen. Noch einmal wurden jene Worte himmlischen Trostes aus dem Propheten Jeremias über ihn ausgesprochen. Noch einmal öffnete er die Augen; es war der Blick eines Betenden. Dann folgten zwei Athemzüge, wie die eines betübt gewesenen und noch ein wenig schluchzenden Kindes; das Haupt neigte sich ein wenig auf die Seite — und er war verschieden.

Wird man es glauben, daß die Angehörigen jetzt weniger von Schmerz, als von Freude durchdrungen waren? Gewiß hat nicht leicht ein Vater einen größeren Anspruch auf die Liebe der Seinigen gehabt, als der Entschlafene; aber eben in herzlichster Liebe zu ihm freueten sie sich, daß der Herr ihn nach einigen Tagen der Läuterung so sanft, so wunderbar von allem Uebel erlöst hatte. So waren es denn Gebete des Lobes und Dankes, die um den Entschlafenen vernommen wurden.

Man hat gesagt, daß die Nachricht von seiner letzten Erkrankung, die aus der Münchener Zeitung in viele andere überging, wie das Läuten der Betglocke gewesen sei, das in manchen Gemeinden gebräuchlich ist, wenn eines ihrer Glieder im Sterben liegt. Mögen die Freunde des Entschlafenen, die den Klang dieser Glocke vernommen und mit uns für den Sterbenden gebetet haben, nun auch mit uns für seine Vorbereitung zu einem seligen Ende danken.

Einmal fand man ihn in den letzten Tagen rechnend. Er war damit beschäftigt, Alles, was ihm sein ganzes Leben hindurch widerfahren sei, zusammenzurechnen. Er fand aber, wie er sagte, daß die Summe der ganzen Rechnung Gnade, nur Gnade sei.

Herders Reise nach Italien. Oder Herders Briefwechsel mit seiner Gattin vom August 1788 bis Juli 1789. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. Gießen 1859. Ricker'sche Buchhandlung.

Der unermüdliche Heinrich Düntzer läßt nicht nach aus dem Weimarischen Erzgebirge der schönen Literatur Brief-Erze zu Tage zu fördern; das obengenannte Buch, in Verbindung mit Herders Enkel herausgegeben, liefert zu seinen vielen andern Schriften dieser Art einen neuen Beleg. Wir dürfen natürlich in dem, was zur Erläuterung des Stoffes in der Einleitung und in den Noten gesagt wird, kein christliches Urtheil erwarten, aber der Stoff ist nicht ohne Interesse für Seelenkunde und inwendige Geschichte der Heroen aus den Weimarischen Lebenskreisen, und darum des Herausgebers Arbeit unterrichtend und ansprechend auch für die, welche nicht mit ihm den Cultus des Genius theilen. Wir erfahren nämlich aus den Briefen, welche die Herdersche Gattin fast wöchentlich nach Italien schreibt, Alles was in Weimar vorgeht, und erblicken dabei den Hof selbst und was sich von schöngeistiger Welt um denselben gesammelt hat im Hauskleide, was uns sonst nicht so geboten wird, und wenn wir dabei manches Gute, Edle und Anständige hören, so erhält doch auch das Französische Sprichwort sein Recht, daß Niemand vor seinem Kammerdiener ein großer Mann ist, Karl August, die Herzogin Louise, Goethe, Knebel, Moritz, Frau von Stein und Frau von Kalb, sie werden uns in mannichfachen Beziehungen vorgeführt, wir freuen uns ihrer wegen mancher Dinge, müssen freilich auch zu vielen den Kopf schütteln; die Schreiberin, oft freilich an unweiblicher Schärfe leidend, nimmt durch diese Briefe, die sie als Ehefrau schrieb, mehr ein als durch die Brautbriefe, welche wir von ihr haben.

Von nicht minderm Interesse ist, was der Ehemann Herder an seine liebe Caroline berichtet, wodurch uns ein Blick in sein trostbedürftiges Herz vergönnt wird, und überraschend ist, was wir aus seinem Munde über „das Wunderland der Kunst" hören, wohin seine Reise gerade ein Jahr nach der Goetheschen ging, und wie ganz entgegengesetzten Eindruck Italien auf Goethe und Herder, diese beiden Stammhalter deutscher Bildung, wie der Verfasser in der Vorrede sie nennt, gemacht und bei ihnen zurückgelassen hat. Goethe's Sehnsucht und glühende Anhänglichkeit an das Land, wo die Citronen blühn, welche schon durch die Erzählung des Vaters in dem Knaben angefacht war, an die Lagunenstadt und ihre Gondoliere, an den Carneval und seine heitere Volkslust, an die Kunstschätze der antiken Welt, an die Naturphenomene des Vesuv, den er drei Mal bestiegen, ist bekannt genug, er hat seine ganze Liebe „dorthin" in das Lied hineingegossen, das er Mignon in Wilhelm Meister singen läßt und das wegen seiner Innigkeit auch ein Volkslied geworden ist. Aber wie geht es unserm armen Herder? Lesen wir von vorn bis hinten, hören wir ihn jenseits und diesseits der Alpen sprechen; Nichts von dem „dorthin, dorthin möcht' ich mit Dir, o mein Geliebter, ziehn", sondern der allerfesteste Wille, daß ihn keine zehn Pferde wieder in das Wunderland der Kunst, das er Abgrund der alten Welt betitelt, hineinkriegen sollen, und statt der Herzensbewegung beim Abschiede werden die Tage gezählt, bis er die Weltstadt, St. Peter und Vatican, Lateran und Tivoli, Raphael und Leonardo da Vinzi im Rücken hat. Begleiten wir ihn durch die Paläste und ihre Kunstsammlungen, durch die Kirchen und anderen Denkmale der Baukunst, so ist er nichts weniger als ein Enthusiast, sondern erinnert an die Engländer, die den Finger der einen Hand in die Westentasche gesackt und in der anderen den guide de voyage bloß zusehen, ob Alles so ist, wie es im Buche steht; ja mitunter kommt es uns vor, als wäre er von seinem kirchlich-protestantischen Gewissen gemahnt und in einer Art Verzweiflung, daß die Kunst bei Lichte besehen doch so wenig Ausbeute für seine heißgeliebte, gepredigte und empfohlene „Humanität" liefert, ihm zu Sinne gewesen sei wie Faust, als er auf schwarzem Rosse am Rabenstein hinflog und ausrief: Vorbei, Vorbei! Nur zwei Dinge findet er, die seine sonst so liebreiche Seele mit Liebe umfassen kann, das ist die zarte Künstlerin Angelica Kaufmann, mit der auch Göthe schon verkehrte, und die Schönheit der Lage Neapels am Meere; sonst überall nichts als Ueberdruß, Unwille über Menschen, schlechte Laune und schlechtes Wetter, Alles ärgert ihn, selbst die Bibliotheken, die in ihren verschlossenen Schränken und ihren argwöhnischen Kustoden ihm wie vermauert vorkommen; ein Mal nimmt er sich vor, seinen Kindern zur Lehre und zur Liebe Etwas ihnen über die Eigenthümlichkeit Venedigs zu schreiben, die Liebe zu den Kindern nöthigt ihn zu einer Art liebreicher Auffassung und Darstellung, aber man merkt es ihm an, wie sauer ihm solches wird. Nach diesem, wie sich von selbst versteht, haben die Briefe dem Kunstmann wenig zu bieten.

Fragen wir nun, was machte diese Reise für den Verfasser der Ideen zur Geschichte der Menschheit so verhängnißvoll und ließ ihn im schönen Italien ein Aegypten mit seinen Plagen finden, so lagen die Ursachen zum Theil in Herders Persönlichkeit, seinem krittlichen, wenig gefügigen leicht zu verletzenden und schwer herum zu stimmenden Wesen, dann aber in einem Zusammentreffen von unglücklichen Umständen aller Art. Schon auf der Hinreise ging solches an; über Bamberg, Erlangen, Nürnberg nach Augsburg hin, wo der Reisende für sich allein ist, wo der Verfasser des Gesprächs über das Studium der hebräischen Sprache selbst bei hochgestellten katholischen Geistlichen nach Verdienst gewürdigt wird, gehts gut und die deutsche Kunst in den genannten Städten, die Menschen mit denen er verkehrt, Alles ist mit Liebe gezeichnet, — die scharfsichtige Ehefrau hält ihm auch diese Skizze bei den spätern Klagebriefen aus Italien mit Recht entgegen und weiset ihn auf die trübe Brille hin,

mit der er dort Alles anschaut —; aber in letztgenannter Stadt Augsburg steigt mit dem eigentlichen Urheber der Reise, dem Domherrn an mehreren Kathedralen Freiherrn von Dalberg, einem jüngern Bruder des bekannten Coadjutor von Mainz, ein böser Genius mit in den Wagen. Es war die tolle Zeit wo der liebe Gott sein Regiment an die Genien und an die Götter abgegeben hatte; Schreiber dieses litt als Student nicht an Ueberfülle des Glaubens, und dennoch als er einst im Park von Weimar lustwandelnd an ein verborgenes Plätzchen kam, wo er eine Bildsäule von Stein mit der Aufschrift genio hujus loci fand und sah, regte sich etwas und fing an zu sprechen, was seit Jahren geschwiegen hatte. Der Generalsuperintendent Herder tröstet sich freilich oft auf der Reise mit dem Ausruf: „Das mögen die Götter wissen."

Eine verwittwete Frau von Seckendorf war der böse Genius, der mit Herder und dem Domherrn in Augsburg in den Wagen stieg; eine Frau die nicht des besten Rufs genoß, aber noch kurz vorher brieflich an Herders Frau über einige in Weimar verlebte Wochen geschwärmt hatte, sich das Ansehn gab, als müsse sie der nach Italien vorausgereiseten Herzogin-Mutter nach, und sich gewissermaßen dem Frei- und Domherrn aufgedrängt hatte. Dieser war auch ein Schöngeist und besonders ein Stück von Musik-Enthusiasten, er componirte, hatte mehrere Lieder Herders in Musik gesetzt und schwärmte daher für Herder als den Sammler und Uebersetzer von Liedern aus aller Welt Zungen. Aber diese Begeisterung hielt doch nicht Stand bei den Einflüssen eines intriguanten Weibes, welches die Herdersche Ehefrau, nachdem sie die Unbilden vernommen hat, die ihr Mann durch dasselbe erfahren, eine H— schilt. Dieses zeigte sich schon auf der Hinreise, trat aber recht zu Tage, als man in Rom eine Wohnung suchte, wo die Dame alle Räume für zu eng erklärte als daß Herder und sein Diener Raum darin mitgefunden hätten, und der Generalsuperintendent vermerkte, daß die für Kunst begeisterte Wittwe mit dem Domherrn allein und nicht mit ihm zugleich unter einem Dache wohnen wollte; es kam darauf zu einer häuslichen Abzweigung unter den Reisegefährten, so daß noch der gemeinschaftliche Mittagstisch blieb; aber bald war auch dieser beseitigt, und so saß denn der arme Herder einsam mit seinem treuen Bedienten Werner, den er aus Deutschland mitgebracht hatte, in der Weltstadt, weggestoßen von denen, die ihn hieher gebracht hatten, wie Robinson auf seiner Insel, und es kam bei ihm auch zu keiner Liebe und Zuthun zu den Menschen, deren Bekanntschaft er später machte. Als später die Herzogin-Mutter eintraf, besserte sich das Verhältniß der Reisegefährten in Etwas, aber es blieb ein getäuschtes. Hierzu kam noch, daß vorher der Kostenpunkt der Reise nicht klar geordnet war; Herder, zu Haus schon von Schulden gedrückt, hatte nicht daran denken können, aus eigenem Beutel die Ausgaben bestreiten zu können, hatte aber demungeachtet diesen mehrere Mal auf der Reise für seine und seines Dieners Bedürfnisse ziehen müssen; als es nun zur Trennung gekommen war, entspann sich eine

unangenehme Correspondenz hierüber mit dem Freiherrn; Herder, der sich auf die geschehene Einladung und sein bezeugtes Unvermögen berief, verlangte, da er nun auf sich selbst angewiesen war, 1000 Thlr. für die Zeit des Aufenthalts in Italien und 600 Thlr. für die Rückreise, und hiebei verläugnete sich in Dalberg, obwohl er sich auch von Herder für gekränkt, mißverstanden und gemißdeutet ansah, der Edelmann nicht; die Briefe weisen nach, daß er die 1000 Thlr. gezahlt hat, wie es mit den Kosten der Rückreise geworden ist, erfahren wir nicht. Dieses Alles, dazu die Rathschläge, die ihm Göthe für die Reise nach Italien und den Aufenthalt in Rom gegeben hatte und die sich für ihn durchaus nicht als zweckmäßig erwiesen, die Prellerei der Italiener und daß er unter den Männern, deren Bekanntschaft er machte, nur den einzigen Rehberg, einen Bruder des Hannöverschen Kabinetsraths und Schriftstellers, genießbar fand, versetzte den Reisenden in eine Stimmung, der er nicht wieder Herr ward, so lange er transalpinische Luft athmete. Ein Curiosum müssen wir noch erwähnen, wie in dieser Zeit der Aufklärung der Aberglaube noch Meister der Aufgeklärten geblieben war; als Herder sich auf der letzten Station vor Rom von seinem treuen Werner rasiren läßt und dieser ihn in die Haut schneidet, was er nie gethan, weiß er schon, daß ihm Rom nicht gut thun wird und als der Ehefrau über einen Brief an Heyne beim Schreiben eine dicke Spinne kroch, *) in dem sie ziemlich gewiß wegen Annahme einer Göttinger Professur zugesagt hatte, schickte sie den ausführlich und speciell gehaltenen Brief nicht ab, sondern schrieb einen neuen unbestimmt gehaltenen, wodurch Binden und Lösen noch frei gelassen blieb. Auffallend ist nur noch aus dieser Correspondenz, wo die Eheleute sich über Annahme oder Nicht-Annahme einer Göttinger theologischen Professur schrieben und die Gründe für Bleiben und Gehen neben einander abwogen, was wir über die politische Lage des Herzogthums Weimar hören; wir sind gewohnt zu meinen, das Land, in dem ein Karl August regierte, der edelste und freisinnigste Fürst, müsse das glücklichste im deutschen Reiche gewesen sein, aber nach den Uebelständen im Innern zu schließen, auf welche die freilich überall unzufriedenen und über die Maaßen verdrießlichen Eheleute sich gegenseitig aufmerksam machen und die sie in Bezug auf das Fortkommen ihrer Kinder in Erwägung ziehen, muß es doch höchst traurig darin ausgesehen haben.

Wie schon bemerkt, ein Jahr nach Göthes Rückkehr aus Italien fuhr Herder das Etschthal hinab, er fand demnach in

---

*) Es fiel grade in diese Zeit der zweite Versuch Herder für Göttingen zu gewinnen. Mann und Frau hatten das Hofleben satt. Herder erklärte damals alle Fürsten für Kinder, die sich Nichts sagen ließen und denen man Nichts sagen könne. Darum hatte das Republikanische an einer Universität viel Ansprechendes für beide. Aber des Herzogs großmüthiges Erbieten und der Herzogin Einfluß auf die Frau machte, daß der Plan aufgegeben wurde.

Rom und Neapel noch dieselben Kreise von Gelehrten, Künstlern und Schöngeistern, mit denen Göthe verkehrt hatte, und von diesem mit Empfehlungen versehen und von Weimar kommend ward er von Allen, besonders von den dort anwesenden Deutschen mit offenen Armen aufgenommen. Aber Herder war bereits 44 Jahr alt, war dazu ein Geistlicher und gehörte nicht zu den Geistlichen jener Zeit, welche ihren Ruhm darein setzten, ihren Stand zu verläugnen; etwas hatte er freilich auch von unsrer Zeit schon an sich, gegen Katholiken in Bamberg war er milde, und als er in Nürnberg am Feste von Mariä Heimsuchung das magnificat lateinisch in der Sebalduskirche singen hörte, dünkte ihm dieses doch zu katholisch; doch ist das ein Geringes bei der sonstigen Ehrenhaftigkeit seines Geistes; darum mußte ihm das lockere Wesen und die geniale Liederlichkeit jener Jünger der Kunst zurückstoßen und einen baldigen Rückzug veranlassen. Die Mittheilungen über diesen Kreis sind aber von großem Interesse in Bezug auf Goethe; aus diesen Kreisen stammt bei diesem die hohe Kunstbildung, die wir in seinen antiken Schöpfungen bewundern, aber auch die Nacktheit des Natürlichen, die von jetzt in seinen Werken und Leben recht hervortritt, um deren willen die Künstlerwelt ihn bis zum Himmel erhebt und der Deutsche Christ, über Vergessen Deutschen Glaubens und sittlichen Lebens, einen tiefen Seufzer thun muß. In dieser Zeit entstand bei Goethe der Entschluß (wir wissen nicht, ob auch schon der Beginn der Arbeit), die Lebensbeschreibung des Florentinischen Künstlers Benvenuto Cellini von ihm selbst verfaßt in das Deutsche zu übersetzen; dieser Arbeit merkt man recht die Liebe an, die Goethe zu dem biographirenden Künstler in sich getragen und wie ihm Alles darin recht ist, aber wir müssen bekennen, daß uns fast Nichts in Goethes Werken so verletzt hat, als daß sein Deutsches Gewissen gar keinen Drang hat gegen die welsche Stumpfheit zu reagiren; die ungezähmte Wuth des Südländers gegen alle die, welche in sein Handwerk durch Rede oder That eingreifen, dieser Italienische Mordgeist, der dem Gegner mit Erschießen aus dem Hinterhalte droht, wenn er sich nicht eines Andern besänne; dieses Aufnehmen wohlgestalteter Mädchen, die dem Künstler als Modelle dienen, mit denen dann gelebt wird, und der gleichzeitige Bericht, wie die Kinder dieses sündlichen Zusammenlebens dem Tode verfallen sind, muß dem Christen wie rohes Heidenthum erscheinen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Pommern.

Greifswald, den 25. Juli 1860.

Die Wahlen für die kirchlichen Gemeinderäthe sind nun wohl, mit Ausschluß der Stadt Greifswald, in dem bei Weitem größten Theil des Kreises schon vollzogen. Mit schmerzlichem Bedauern muß hervorgehoben werden, daß selbst dort, wo diese Angelegenheit mit Ernst und Gewissenhaftigkeit in Angriff genommen worden, die Gemeinde mit so wenig Verständniß und so geringer Theilnahme an dieselbe herangetreten ist. In einer Gemeinde akademischen Patronats, wo es nicht schwer hielt, die schwierige Aufgabe, ein neues Gesangbuch einzuführen, binnen Jahresfrist zu lösen, in derselben Gemeinde ist trotz dem völlig einmüthigen Zusammenwirken des sehr einflußreichen Patronats, der Superintendentur, des Pfarr- und Kirchenvorsteher-Amts die Theilnahme an dem Wahlact so gering gewesen, daß von 202 Wahlberechtigten nur 16 Personen erschienen. Wenn es ein Trost wäre, so könnte allerdings hervorgehoben werden, daß es an anderen Orten noch trauriger hergegangen. Von Rügen liegt eine glaubhafte Mittheilung vor, daß in einer Gemeinde von 4000 Seelen, wo mindestens 800 Wahlberechtigte hätten erscheinen müssen, 17 Personen gekommen sind; darunter 5 Lehrer und 10 zur Wahl Vorgeschlagene. Sehen wir also auf das Verhalten der Gemeinden, so ist wohl außer Zweifel gestellt, daß die neue Institution als ein schwaches, kaum lebensfähiges Kindlein zur Welt gekommen ist. Es wird viel Mühe und Sorgfalt, viel Gebet und Treue bedürfen, um es groß zu ziehen. — Im Anclamer Kreise, um für dies Mal einen Blick über die Peene hinüberzuthun, ruht die Angelegenheit der kirchlichen Gemeindeordnung noch völlig. Es herrscht dort Superintendenten-Noth. Dem bisherigen Superintendentur-Verweser Pastor Pippow in Anclam soll das Ephoralamt entzogen werden, weil seine Liebe zur lutherischen Confession zu stark hervortritt. Seinen Freunden kann und darf es aus gleicher Ursache nicht übertragen werden, und im Uebrigen ist Mangel an geeigneten Persönlichkeiten. Pippow tritt somit in dieselbe Lage ein, in welcher der treffliche Euen in Treptow a. R. schon seit längerer Zeit sich befindet. Auch diesem wird die Bestätigung versagt, weil er mit zu großer Wärme das lutherische Bekenntniß umfaßt. Aehnliche Maßregelungen dürften fortan wohl mehr eintreten. Wenigstens verlautet auf zuverlässige Weise, daß an leitender Stelle der Grundsatz gelte: bei den Superintendenten-Wahlen käme es an erster Stelle auf willfährige Hinneigung zur Union an, und nur an zweiter und letzter Stelle könne geistliche Tüchtigkeit und geschäftliche Befähigung zur Geltung kommen. O, daß doch noch in eilfter Stunde an den leitenden Stellen erkannt würde, was der Kirche zu Nutz und Frommen gereicht! Jeder Superintendent, nach obigem Grundsatz gewählt, wird nichts weiter sein, als eine helllodernde Zwietrachtsfackel, an der sich auch die trägen, indifferenten Gemüther zum Confessionseifer entzünden werden, ja schließlich nichts weiter, als ein — Nagel zum Sarge der Union. [N. Pr. Z.]

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 8. August. № 63.

Die Brüdergemeinde.

Fragment eines Idioten.

(Fortsetzung.)

Aber die vielen alten und neuen Gegner, die ein so außerordentliches, complicirtes, in Bestehendes so tief eingreifendes und wahrlich nicht leicht zu erkennendes Institut nothwendig aufrief und noch aufruft, übersahen und übersehen das Correktiv, welches sich dem christlichen Bewußtsein und dem Wahrheitssinne des Grafen und seiner Mitarbeiter gegen solche Auswüchse unwahrer Idealisirung und Ueberschwenglichkeit unwillkürlich aufdrängte. Ich werde hierauf bei Gelegenheit der in den angeführten lutherischen Schriften auf die Brüdergemeinde gemachten Angriffe noch zurückkommen und bemerke jetzt nur, daß, wenn Zinzendorf, nach gerichtlicher Ausfertigung jener Acte, in der Gemeinde von Herrnhut nur im Taufbunde Gebliebene und Wiedergeborene erblickt hätte, sein Wahrheitsgefühl sich nicht in die Klage: „Gemeine! wie viel hast du noch, die unser Lamm nicht lieben, die unter seinem sanften Joch sich knechtisch noch betrüben!“*) und in das Gebet: „König, dem wir Alle dienen (ob im Geist? das weißest du), rette uns durch dein Versühnen aus der ungewissen Ruh!“**) ergossen haben und daß, wenn Bruder in Christo und Mitglied der Brüdergemeinde derselben identisch gewesen wären, sie nicht jetzt noch singen würde: „wem Brüderschaft nur so von außen gefällt.“***)

Der Gemeinschaftssegen der Brüdergemeinde nimmt zwar eine höhere Stufe als Das ein, was man Gemeinsinn nennt, ist aber mit ihm so nahe verbunden, daß Beide in der empirischen Erscheinung in einander fließen. Dieser Gemeinsinn hat mit dem esprit de corps eines Regiments, mit dem Geiste einer Zunft oder Innung und einer Familie Das gemein, daß der gute Kern Gutes, Mittelmäßiges, ja auch Schlechtes anzieht und diese um ihn sich lagernden Schichten theils durchdringt, theils ihm von dem Seinigen mittheilt, theils ihn nur äußerlich berührt, in jedem Falle aber Das hält, was sich noch auf irgend eine Weise, wenn auch nur der Gewohnheit und des Wohlbehagens, von ihm halten läßt; da sonst die naturgemäße Scheidung erfolgt. So werden denn ganz natürlich auch Heuchler von dem guten Kerne angezogen. Heuchler in dem gewöhnlichen, nicht in dem strengeren Sinne, da man sich vor Gott, vor Menschen und vor sich selbst besser darstellt, als man wirklich ist; nach welcher Erklärung der Idiot sich zu dieser sehr ansehnlichen Menschenklasse bekennen muß. Daß sich aber jene Heuchler unter den Herrnhutern befinden, ist ein schaler, flacher, nichtssagender Vorwurf, welcher, im rechten Lichte betrachtet, sich in Lob umkehren ließe. Denn, wie die Kirchengeschichte lehrt, daß Manche mit dem Scheine des Christenthums später das Wesen desselben angenommen haben, so hat die christliche Erziehung überhaupt die Wirkung, daß sie aus Allen, welche durch sie erst Namenchristen geworden sind, eine mehr oder minder große Zahl wirklicher Christen macht oder machen hilft. Daß, um mit Zinzendorf zu reden, welchem Dippel als „Christianus Democritus“ zu dieser Unterscheidung den Anstoß gegeben hatte, erst Christianer oder Solche, welche der Lehre Christi nur beifallen, und dann Christen, nämlich „Gesalbte, wirkliche Mitgenossen J. Chr.“*), erst „Vorhofsleute“ und dann Einsassen im Heiligthum des Tempels werden (Plitt S. IX). Auch sind Heuchler, weil solche, unwillkührliche, ja gezwungene Wahrheitszeugen, und daher unsere „freien Gemeinden“, als ganz ungeistlich, von diesem geistlichen Aussatze völlig rein.

Gegründeter als die Anklagen der Heuchelei und des mit ihr zusammenfallenden „heillosen Pharisäismus“ und der „Lüge“

*) Aus dem Liede, bei Gelegenheit der Uebernahme des Aeltesten-Amtes von Jesu: „Willkommen unter deiner Schaar“, S. 288 bei Knapp und Nr. 1099 des Brüdergesangb., wo es aber heißt: „Gemeine! wie viel hast du noch, die nicht in Jesu leben und die sich in sein sanftes Joch noch nicht so ganz ergeben?“

**) S. 102 bei Knapp und Nr. 803 des Brüdergesangb.

***) Aus dem Liede in Nr. 712 des Gesangb.: „Ihr Kinder des Höchsten, wie stehts um die Liebe?“ von Bernstein, Predigersubst. zu Domnitz bei Halle, † 1699 (?). Nr. 1592 des alten Brüdergesb. (London, 1753) sieht für den angeführten Vers: „Wenn Babylon durstet nach heiligem Blut.“

*) Anmerk. Z.'s zu seinem Gedichte: „Auf Democritum den Christianer“ (1734) S. 355 seiner deutschen Gedichte, in der Aufl. v. 1766. (Bei Knapp S. 334 ohne diese Anmerk.) Hierher dürfte der bekannte Vers aus dem Liede: „Du, unser auserwähltes Haupt“ (bei Knapp S. 110 und Brgsb. Nr. 393) gehören:

„Dies ist das wundervolle Ding!
Erst dünkt's für Kinder zu gering,
Und dann zerglaubt ein Mann sich dran,
Und stirbt wohl, eh' er's glauben kann.“

(Harnack S. 318), die ich in einem Buche von diesem Gehalte lieber nicht gefunden hätte, ist die, daß die Brüdergemeinde nicht dahin gehe, „wo, nach ihrer Meinung, Alles todt ist", „nicht komme, um das Verlorene zu suchen, sondern die Gefundenen zu sammeln", daß sie „das Unkraut zwar wachsen lasse, aber den Waizen ausraufe, um ihn in ihre stillen Umfriedungen zu verpflanzen" (ibid. S. 58 u. 195). Den ersten Theil dieser Anklage habe ich von Gliedern der Nationalkirchen gegen alle Sekten (dieselben im Sinne der Welt, nicht der verwerflichen donatistischen Sonderung von den lebendigen Gliedern am Leibe des Herrn in andern christlichen Gemeinschaften genommen), wie z. B. gegen die Baptisten und auch von den Herrnhutern gegen diese erheben hören. Nun ist zwar gewiß, daß die Prediger der Nationalkirchen sich an deren Glieder insgesammt und summarisch wenden. Handelt es sich aber um specielle Ermahnungen und Bestrafungen einzelner, besonders roher Glieder, welche oft den allgemeinen sich entziehen, so dürften dieselben in den Nationalkirchen wohl eben so selten sein, als in den Sekten. Die Pastoren B. und K., welche solche Glieder ihrer und auch fremder Gemeinden in den Stätten der Sünde aufsuchen, beweisen einen christlichen Heroismus, welcher nur von Wenigen zu erwarten, von Keinem aber zu verlangen ist. Daher schrumpft dieser Theil der Anklage bis dahin ein, daß die Geistlichen der Nationalkirchen sich summarisch an die Massen wenden, welche die Diener der Sekten unbeachtet lassen, während besondere und das Einzelnleben berührende Ermahnungen von jenen, wie von diesen nur dahin gehen, wo der Herr denselben schon eine Thüre geöffnet zu haben scheint.

Der zweite Theil der Anklage trifft aber die Brüdergemeinde in seiner ganzen, wenn auch weit geringerer Schwere, als die übrigen Sekten. Er ist in das Bild eines die Säfte der großen Kirchen anziehenden Schwammes oder gar eines ihr Herzblut aussaugenden Vampyrs hyperbolisch und roh, aber nicht ganz unwahr eingekleidet worden. Wir sind hier an einem endlosen Streite, einer unauflöslichen Schwierigkeit angelangt. Der Idiot ist um so weiter davon entfernt, jenen schlichten und diese lösen zu wollen, als er an dieser Bestrebung bedeutende Männer und theuere Christen scheitern gesehen hat und noch scheitern sieht. Da tritt denn das gemeine: „Bange machen gilt nicht" in sein, mit allem aus der Tiefe des Volkslebens Gequollenen, unveräußerliches Recht. So will ich mir weder von der Polemik, noch von der Apologetik solcher Männer und Christen, wie ich sie, vieler andern zu geschweigen, in Harnack, Aßmuth und Hasselblatt auf jener und in Plitt auf dieser Seite vor mir sehe, auch nicht von der begeisterten Enkomiastik Knapp's (in seiner schönen Vorrede und seiner trefflichen Lebensskizze des Grafen v. Z. in der Ausgabe dessen geistlicher Gedichte) bange machen oder imponiren lassen, wohl aber versuchen, ihre Ansichten gegen einander zu stellen. Gelingt es mir, die Aufmerksamkeit auf die erwähnten Schriften selbst zu lenken, so werde ich nicht ganz umsonst geschrieben haben.

Dieser Aufmerksamkeit bedarf es um so mehr, je weniger die Brüdergemeinde, ihrem tieferen Wesen nach, erkannt und auch zu erkennen ist, und je mehr ich, als ich vor dreißig Jahren zu ihr in eine nähere Beziehung trat, das Geständniß eines ihrer Prediger: „Ich bin zwanzig Jahre in der Gemeine und kenne sie noch nicht ganz", seitdem bewährt gefunden habe. Die Brüdergemeinde kann weit weniger, als irgend eine andere religiöse und kirchliche Erscheinung von ähnlicher Bedeutung, aus der Vogelperspektive der Wissenschaft erkannt werden, sondern verlangt ganz besonders das „Komm und siehe es" des Philippus. Und auch nach diesem Kommen und Sehen bleibt noch Manches an ihr dunkel. Nicht als ob sie irgend eine Geheimlehre hätte oder im Dunkeln ihr Wesen treiben wollte, sondern weil sie, bei all' ihrem unerschütterlichen Festhalten an dem „Cardinalpünktlein" der Lehre von der Gerechtigkeit allein aus dem Glauben und ihrer trefflichen Verfassung, mit der sie sich selbst aufgeben würde, nicht abgeschlossen ist, sondern in beständigem Werden sich befindet, auch wohl (wie zu beklagen) durch auf sie eingehende, theils ihr widerstrebende, theils sie nur modificirende Einwirkungen von außen und innen, wie ihr über die verschiedensten und ausgedehntesten Kirchen- und Ländergebiete sich hinziehender epheuartiger Charakter sie mannigfaltig erfahren läßt, zu Aus- und Abweichungen genöthigt wird. Sie haben einen übeln Schein auf die Brüdergemeinde geworfen, welcher aber Personen nur insofern treffen kann, als Umstände auf sie einwirken. Dazu kommt, daß dieselbe ebenso die Stille liebt, als geräuschvoller Oeffentlichkeit abgeneigt ist und aller Polemik und Apologetik wohl schon seit Spangenberg entsagt hat. „Mögen sie uns todt schweigen; es heißt dann: als die Getödteten und siehe, wir leben", schrieb noch in diesen Tagen ein ausgezeichnetes Mitglied der Brüdergemeinde an mich, als Antwort auf meine Klage über das vornehme, unverdiente Ignoriren der Schrift von Plitt, die mir als eine um so bedeutendere Erscheinung gilt, als sie seit langer Zeit, vielleicht auch überhaupt, wohl das erste herrnhutische Buch ist, welches die Brüdergemeinde streng, dem Idioten nur zu streng wissenschaftlich behandelt. Der zu ihm auch nicht in der mindesten, sei es nun persönlichen, literarischen oder sonstigen Beziehung stehende Verfasser ist, nach Person, Stellung (an der Spitze der theologischen Bildungsanstalt der Gemeinde) und nach Geburt (als der Sohn des Verfassers einer aus den tiefsten und umfassendsten Forschungen und Quellenstudien hervorgegangenen, leider nur handschriftlichen Geschichte der alten und neuen Brüderkirche) vor Vielen stimmberechtigt. Wenn er auch seiner Schrift (die, dem Verlauten nach, seinen Vorlesungen im theologischen Seminar zu Gnadenfeld zu Grunde gelegt worden, vielleicht auch zum Theil aus ihnen zu größerer Reife erwachsen ist) einen officiellen Charakter versagt und sie nur als die Stimme eines einzelnen Mitgliedes der Brüdergemeinde bescheiden giebt: so muß ihr doch unbedenklich der Charakter beigelegt werden, welchen er selbst ihr zuschreibt. Eines Zeugnisses nämlich „von Christo und seiner Gemeinde, mit welchem die Stifter der Brüdergemeinde im vorigen Jahrhundert dieselbe gebaut (haben), und welches sie

seitdem durch die That fort und fort bekräftigt hat, wo der Herr, zunächst innerhalb der evangelischen Christenheit, ihrem stillen Wirken seine Thür aufgethan hat." (S. III u. IV.)

Diesem Zeugnisse widersprechen allerdings die genannten lutherischen Schriften, von denen die Harnack's, als die umfassendste und gediegenste und als nach meist ursprünglichen und unbekannten Quellen bearbeitet, mich besonders beschäftigen wird. Da ich auf wissenschaftliche und logische Form und Anordnung auch nicht den mindesten Anspruch mache, so werde ich der lutherischen Polemik die herrrhutische Apologetik anreihen, auch wohl dieser jene folgen lassen und durch den raschen Wechsel des Verneinens und Bejahens und des Bejahens und Verneinens meiner Darstellung ein Leben mitzutheilen suchen, das ihr selbst zu geben ich unfähig bin. Doch bemerke ich, daß diese Apologetik eine ganz allgemeine ist und keine Beziehung auf Angriffe auf die Brüdergemeinde nimmt, von denen die Harnack's übrigens erst nach der Schrift von Plitt erfolgt sind.

Die in den lutherischen Schriften enthaltenen Angriffe sind indeß weniger auf die eigentliche Brüdergemeinde, als auf ihre Diaspora-Anstalten in den Russischen Ostseeprovinzen gerichtet und treffen daher die Muttergemeinde nur indirekt, nehmen aber, auch ohne Principerschleichungen und sophistische Consequenzmachereien, eine dem Interesse dieses Fragments sehr nahe liegende Beziehung zu derselben.

Wie es feststeht, daß die erneuerte Brüdergemeinde keine von Menschen gemachte, sondern eine unter der sichtbarsten Einwirkung des Alten der Tage und Herrn der Geschichte gewordene Anstalt ist, so ist sie auch nicht, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters, fertig aus dem Kopfe und Herzen Zinzendorf's emporgestiegen. Diese Wahrheit drängt sich selbst dem Gegner in der Bemerkung auf: „Nicht nur Andere, sondern Z. selbst mochten kaum wissen, wohin seine Grundsätze ihn führen würden, die erst in den letzten dreißiger und besonders den ersten vierziger Jahren sich klar und kennbar verwirklichten." (Harnack S. 35.) Nur der Begriff einer Vereinigung der Kinder Gottes, unbeschadet ihrer Eigenthümlichkeiten, im Sinne des hohepriesterlichen Gebetes, hatte diesen geistlichen „Adler" (wie ihn der lutherische Pastor Mickwitz, nach S. 132 bei Harnack, nannte) mit einer Gewalt eingenommen, die ihm von frühester Jugend an bis an sein Ende blieb. Dessenungeachtet führten ihn zu einer räumlichen Vereinigung der Gläubigen, zu einer äußern Theokratie, mit all' ihren unvermeidlichen innern Widersprüchen *), nur die Umstände, die er, weil jenem Grundbegriffe so sehr entsprechend, nicht von sich wies, sondern freudig und dankbar benutzte. Aber sein helles geistliches Auge ließ ihn über der Freude an dem Werke, welches er vor sich und immer weiter sich verbreiten sah, nicht verkennen, daß dasselbe ohne steten Zufluß frischer Wasserquellen bald zu einem Sumpfe, unter klarer Spiegelfläche Modergrund täuschend verbergend, werden würde. Eine Gefahr, um so näher seine Kirchlein bedrohend, als dieselben, räumlich vereinigt und abgeschlossen und bürgerlich organisirt, nicht, wie andere Sekten, unter dem Correktiv der sie in stetem Kampf und Athem haltenden, sie umgebenden Welt standen. Dies führte ihn im J. 1740 auf der Synode von Ebersdorf auf die sogenannte Diaspora. Sendboten, mit glücklichem Takte nicht aus dem Lehrerstande, sondern aus den dem Volke näher stehenden Schichten gewählt, einfältig, aber verständig und geistlich erfahren, aller Spekulation fremd und in der Lehre von der Gerechtigkeit des Glaubens mit aller Stärke der Einseitigkeit wurzelnd, lebend und sich bewegend, wurden ausgeschickt, um unter den zerstreuten Kindern Gottes Leben aufzusuchen, zu verbreiten, zu nähren, von ihnen sich mittheilen zu lassen und wieder in ihre stillen Ansiedelungen zurückzubringen. Vor Allem aber jenen Gemeinschaftssegen zu fördern, von dem ich geredet habe, und welcher, wie mir noch kürzlich ein theurer Prediger der Brüdergemeinde gesagt hat, wie das ganze Institut selbst, nicht organisirt werden kann, ja der sich, wie die Sensitive bei äußerer Berührung, gegen alle Organisationsgelüste, sträubt und vor ihnen zusammenkrümmt. Nicht unsere, nach Jac. 2, bösen Unterschied machende Gebildeten und zahlreichen dévots und dévotes de bel air, sondern nur Die, welche, wie der unter den Gliedern am Leibe des Herrn im unsaubern Kleide mit Lust sich bewegende Idiot, die Wechselwirkung des Gebens und Empfangens zu erkennen Gelegenheit gehabt haben, vermögen die Diaspora zu würdigen. Den Sendboten wurde und wird mit einer fast an Aengstlichkeit streifenden Vorsicht aufgegeben, die vorgefundenen kirchlichen Ordnungen eher befestigen zu helfen, als zu stören, die passive Anhörung der Vorträge selbst rationalistischer Prediger den von ihnen Besuchten und mit ihnen in Verbindung Getretenen zur Pflicht zu machen und — ganz besonders! — sich aller „Proselytenmacherei" zu enthalten. Daher trifft der abgetragene und auch in den vorliegenden Streitschriften oft vorkommende Vorwurf dieser „Macherei" die mir bekannten Kreise der Brüdergemeinde nicht allein nicht, sondern dieselbe verdient vielmehr das ihr von dem Presbyter von Neuwelke in einem Schreiben an sechs lutherische Pastoren vom 18. Juni 1852 beigelegte Selbstlob, Separatismus „neben sich nicht aufkommen und gedeihen zu lassen" sondern vielmehr zu „absorbiren" (Harnack S. 357). Dieses Absorbiren hat die Brüdergemeinde in Schlesien gegen die sogenannten „separirten Lutheraner" mit Erfolg gezeigt und zeigt sie jetzt gegen die Baptisten, Irvingianer und Methodisten. Mein Urtheil ist um so unbefangener, als ich mit dieser stillen, oft schleichenden Polemik gar nicht einverstanden bin, auch, wie mir von einem theuern Ungenannten, aber wohl keinem Leser dieser Zeitung Unbekannten oft scherzend vorgeworfen worden ist, ohne je in irgend Sekten eintreten zu wollen, „einen großen Appetit zu Sekten habe", und als wirkliche Proselytenmacherei nur geistlichen Eunuchen zu verbieten ist. Solche wird auch die Brüdergemeinde unter sich, am We-

*) „Gott hat die Theokratie als regale sich vorbehalten und in keines Menschen Hand gelegt." (Rudelbach, Thesen über Religionsfreiheit. S. 123, Heft 3, Jahrg. 1843 seiner Zeitschrift.)

nigsten unter ihren trefflichen Diasporaarbeiten, leiden, und so gelange ich denn, in leichter Annäherung an Harnack, welcher an der angezeigten Stelle der dortigen Diaspora verwirft, den Separatismus und das Sektenwesen „in sich selbst zu repräsentiren", zu dem Schlusse, daß die Brüdergemeinde überhaupt und zunächst durch ihre Diasporaarbeiter, obgleich zur Neutralisirung des Separatismus mächtig wirkend und plumper Proselytenmacherei nach Art anderer Sekten sich enthaltend, dennoch gute Säfte der großen Kirche an sich zieht und mit ihnen sich erfrischt, stärkt und neu belebt. Eine Behauptung, welche sich selbst dem oberflächlichen Beobachter aufdrängt und auch durch den bloßen Namen eines ganzen Geschlechts trefflicher Männer und Prediger, das auf diese Weise der Brüdergemeinde zugeführt worden ist, nachweisen ließe. Ob und wie diese Praxis, oder vielmehr diese aus dem Wesen der Brüdergemeinde und ihrer Diaspora, wie der Schein aus dem Lichte hervorgehende Wirkung gegen die in den vorliegenden Schriften ausgesprochenen Anklagen sich rechtfertigen lasse, muß als eine wahre Lebensfrage für dieselbe dem Verfolge dieser schwachen Untersuchungen vorbehalten bleiben. Jetzt bemerke ich nur, wie das länger als hundertjährige Gedeihen der Diaspora mir als ein Zeichen gilt, daß der Herr sie und den Stamm, aus welchem sie erwachsen ist und den sie grünend und blühend erhält, in seinen Schutz genommen hat. Dieses zu erkennen, bedarf es nur eines flüchtigen Blickes auf die Hindernisse und Widerstrebungen, welche sie von Seiten der bestehenden kirchlichen und staatlichen Verhältnisse fortwährend erfahren hat und erfahren mußte. Hindernisse und Widerstrebungen, die wir in den vorliegenden Schriften gleichsam verleiblicht finden; von dem „Pfuscherapostolate" bei dem ehrwürdigen Bengel (S. 282), bis zu dem „den Pastor Vierorth ganz beherrschenden Perückenmacher Bieser" und dem „Schustergesellen Esku ch" bei Harnack (S. 44, 78 u. 130), bei denen der achtbare Verfasser wohl nicht, höherer Namen zu geschweigen, an den Kesselflicker John Bunyan, den Görlitzer Schuster und den Mühlheimer Bandmacher gedacht haben mag. Hindernisse und Widerstrebungen endlich, bei denen man, um ihnen objektiv gerecht zu werden, sich nur zu vergegenwärtigen hat, wie schlichte ehemalige Professionisten vor den Augen studirter und amtseifersüchtiger Pastoren ein Lichtlein anblasen und diese nur an die biblische Ableitung des Namens der ihnen ärgerlichen Anstalt (1 Pet. 1, 1; Jac. 1, 1) zu denken haben, um aus derselben eine verletzende Zusammenstellung ihrer Lokalgemeinden mit den Heiden und eine hochmüthige Identificirung der Glieder des Instituts mit den unter ihnen zerstreuten Juden herauszufinden.

(Fortsetzung folgt.)

Herders Reise nach Italien. Oder Herders Briefwechsel mit seiner Gattin vom August 1788 bis Juli 1789. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. Gießen 1859. Ricker'sche Buchhandlung.

(Schluß.)

Um eben diese Zeit, als Benvenuto Cellini lebte und seinen Perseus abgoß, und um dieses und anderer Kunstwerke willen von Königen und Cardinälen mit Ehren überschüttet ward, wanderte auch ein Deutscher, Bartholomäus Sastrow aus Stralsund, über die Alpen Rom zu, nicht um der Kunst dort zu leben, sondern eine Erbschaft eines Bruders, der im Dienste eines hohen Kirchenbeamten dort verstorben war, in Empfang zu nehmen. Die Erbschaft bestand nur in einigen Kleinodien, Perlen, Ringen, Schaumünzen u. dergl., wie es ja die Weise des 16ten Jahrhunderts war, in solchen Dingen den Nothpfennig anzulegen, um durch Versilberung derselben sich aus der Noth zu helfen, wenn in bedrängten Zeiten die gewöhnlichen Einnahmequellen versiegten. Aber ungeachtet der Geringfügigkeit der Sache, die aber für die verarmte Familie des Stralsunder Bürgerssohns von Belang war, hatte er doch als Fremdling Schwierigkeit, zu dem Eigenthum seiner Familie zu gelangen. Er war deshalb genöthigt, sich längere Zeit in der Weltstadt aufzuhalten, hat aber sie selbst und das Leben darin mit scharfem Auge beobachtet, und in der Chronik, die er zum Nutz und Frommen seiner Kinder und Enkel aus seinen Erlebnissen aufzeichnete, auch diese Beobachtungen mit aufgenommen. Deutsche Ehrlichkeit und Züchtigkeit, dazu ein streng lutherisches Gewissen sind die Perspectiven, aus welchen die Stadt auf den sieben Hügeln, ihre Gotteshäuser, das Treiben darin und das Leben außerhalb derselben beobachtet wird, und wie das Urtheil dieses Deutschen, der dazu ein Pommer ist, neben dem Kunstenthusiasmus und der Humanitätsschwärmerei der Weimarschen Zeit und dem Kniebeugen im Cultus des Genius unserer Zeit ausfällt, mag Jeder leicht abnehmen. Wir freuen uns, hier anzeigen zu können, daß der Hannoversche Pastor Ludewig Grote aus dem drei Bände starken Werke, dessen Weitschweifigkeit oft ermüdend ist, einen passenden Auszug in einem Bande geliefert hat unter dem Titel: „Bartholomäus Sastrow, ein merkwürdiger Lebenslauf des 16ten Jahrhunderts. Für Jung und Alt bearbeitet, mit einem Vorwort von Philipp Nathusius. Halle 1860", und wollen alle Freunde der Kirche und des Lebens des 16ten Jahrhunderts, dessen genaue Kenntniß beim Wiederaufbau unserer Kirche unumgänglich nothwendig ist, auf dasselbe aufmerksam gemacht und des trefflichen Büchleins Lectüre bestens empfohlen haben.

Gr. b. G. K. v. H.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 11. August. № 64.

Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen.

Die Patrone.

Besonders schwierig ist für den Pastor auf dem Lande oder in kleinen Städten die richtige Auffassung des Verhältnisses zum Patron. Zu Nutz und Frommen jüngerer oder angehender Pastoren will ich einige Erfahrungen und Erinnerungen mittheilen, da ich die Patronatsverhältnisse in ihrer mannigfachen Gestaltung habe kennen gelernt. Allgemeine Regeln lassen sich hier am wenigsten geben. Es kommt darauf an, ob der Patron auf dem Gute lebt und die Wirthschaft selbst führt, oder ob er im Staatsdienste steht und nur etwa im Sommer einige Zeit mit seiner Familie auf dem Lande zubringt, ob er das Gut verpachtet hat oder durch einen Inspector bewohnen läßt, ob er ein gebildeter Mann oder ein ungebildeter ist, ob er das Gut von seinen Vätern ererbt oder auf Speculation kürzlich gekauft hat, ob er ein ehrbarer kirchlicher Mann ist oder offenbar gottlos dahin lebt, ob er das Gut nur ansieht als eine Erwerbsquelle, um seine Reichthümer zu vermehren, oder ob er auch seine höheren Pflichten gegen die Einwohner des Dorfes anerkennt und fühlt, und ob sie für ihn nicht blos Arbeitskräfte sind, die er möglichst gut zu nützen sucht, oder ob er weiß, daß die Leute auch eine unsterbliche Seele haben, für die der Herr auch sein Blut vergossen hat, und daß er einst von seinem Haushalte über die ihm überwiesenen Seelen wird Rechenschaft geben müssen. Auf dem einen Dorfe wohnte ein reicher alter Herr, der in seiner Jugend am Hofe gelebt hatte und ganz mit Voltaire'schen Ideen und Lebensanschauungen erfüllt war. Er ging sehr selten, jährlich zwei- oder dreimal, in die Kirche und nahm dann auch noch die Zeitung mit. Er sprach sich unverholen darüber aus, daß er es nur thue, um dem gemeinen Volke ein gutes Beispiel zu geben. Er bedauerte mich oft, daß ich durch meinen Stand verurtheilt sei, Dinge zu predigen, die kein vernünftiger Mensch mehr glaube. Meine Jugend und sein hohes Alter machte mir es leicht, Vieles zu ertragen, was mir sonst wohl sehr schwer geworden wäre; dazu kam noch ein von Natur mir beiwohnendes Gefühl der Pietät gegen die von Gott geordneten Verhältnisse. Wenn auch der Gutsherr und Patron seine ihm von Gott gegebene Stellung verkennt und sie gar mißbrauchen sollte, so darf doch der Pastor deshalb sich nicht in eine falsche Haltung hineindrängen lassen. Ein schlechter König bleibt doch König im Lande, und ein gottloser Patron bleibt doch Patron der Gemeinde und muß als solcher geehrt und geachtet werden. Mit solchen Herren muß man nicht disputiren, weil man dadurch gar nichts ausrichtet und leicht den Unfrieden hervorruft. Das Disputiren setzt zweierlei voraus: einmal einen gewissen gemeinsamen Grund und Boden in der von beiden Seiten zugegebenen Wahrheit, und wären es auch nur die beiden Sätze, daß es einen lebendigen Gott gibt und daß der Mensch eine unsterbliche Seele hat, sodann eine gewisse Gleichheit in der äußern Stellung. Wo die eine oder die andere dieser Grundlagen fehlt, kommt beim Disputiren nichts heraus, als eben eine Spannung oder gar gänzliche Trennung. Gewöhnlich behaupten solche Herren, daß sie tolerant sind, und dabei muß man sie festhalten und das Recht der Existenz seiner Ueberzeugung für sich in Anspruch nehmen, auch selbst auf die Gefahr hin, daß man für beschränkt und dumm gehalten wird; Spott und etwaige Herausforderungen muß man entweder nicht verstehen oder mit ganzer Demuth hinnehmen, oder wenn man kann, mit Salz zurückweisen. Der Einfluß solcher Herren auf die Gemeinde ist sehr gering und gar nicht zu fürchten. Vor 30—40 Jahren hielten arme und ungebildete Leute dafür, daß es sich fast von selbst verstehe, daß vornehme, reiche und gebildete Menschen ohne Gebet, ohne Gottes Wort und Kirche lebten, und die Sorge, daß das gottlose Beispiel so sehr schade, ist nicht ganz begründet, ebenso wenig, wie auch das gute Beispiel die Leute bessert. — Auf einem andern Gute wohnte ein sehr seltsamer Herr, er war früher Militair gewesen und wurde der gnädige Herr Oberstwachtmeister genannt. Man sagte, daß er durch eine unglückliche Liebe verwirrt geworden sei, er sah Niemand geradezu an und vermied mit großer Aengstlichkeit jeden Verkehr mit Frauen und Mädchen. Sein langjähriger treuer Diener hatte viel von seinen Sitten angenommen, sprach wie sein Herr, der nie ein anderes Pronomen gebrauchte, als „man". Er besuchte mit seinem Diener durchaus regelmäßig die Kirche und wohnte jeder Leichenbestattung und jeder Trauung bei. Es durften die Glocken nicht eher gezogen werden, bevor ihm Meldung gemacht war, und er erschien dann immer in hohen Stiefeln und in militairischer Haltung. Seine Wohlthätigkeit und Liebe zu den Armen kannte fast keine Gränzen, weshalb er auch von Bettlern umlagert war, die geistliche Lieder hersagend vor seiner Thür standen und auch hinter ihm her gingen, wenn er

in seinen schönen Wald ging. Er forderte oft, daß die geringen Ueberschüsse in der Kirchenkasse den Armen gegeben würden, weil, wie er sich ausdrückte, „die Armen die nächsten Agnaten der Kirche sind." Als ich das erste Neujahrsfest in der Gemeinde erlebte, sagte mir der Schulze, daß mein Vorgänger immer zu dem gnädigen Herrn gegangen sei und ihm zum Neujahr Glück gewünscht habe, ich fuhr daher auf den Hof. Nachdem ich mich hatte anmelden lassen, öffnete er die Stubenthür und sagte, als er mich im Mantel sah: „Wenn man zu seinem Patron kommt, um zu gratuliren, wird man erwarten, daß man im Ornate erscheint" — und schloß die Thür. Nachmittag ging ich noch einmal zu ihm, legte den Ornat an und ward freundlich empfangen. Merkwürdig war es mir bei dem Herrn, daß er eine sehr tiefe und klare Erkenntniß in der Heilslehre hatte, so verworren auch sonst seine Gedanken öfters waren. Als das Berliner Gesangbuch den Gemeinden empfohlen wurde, wurde es in den andern Dörfern wegen der Kosten abgelehnt, der Herr Oberstwachtmeister aber erklärte in der Kirche vor der Gemeinde: „Wenn das Gesangbuch gut ist, will man das Geld geben, daß jeder ein Exemplar erhalte, aber man behält sich die Prüfung vor." Ich händigte ihm das Buch ein und war besorgt, weil ich gerne den alten Porst behalten wollte. Am folgenden Sonntage nach der Predigt öffnete ihm sein Diener den herrschaftlichen Stuhl, und in seiner stattlichen Haltung trat er vor den Altar und sagte: „Man muß in solchen Dingen nicht leichtsinnig verfahren, man hat das Gesangbuch geprüft und viel Gutes darin gefunden, es fehlt aber der Teufel in den Liedern, und man ist der Ansicht, daß wo der Teufel fehlt, auch der Herr Jesus in der ganzen Klarheit nicht erkannt ist. Man wird daher das Geld nicht geben und ferner aus dem Porst singen." — Wenn in der Predigt etwas vorkam, was ihm gefiel oder nicht gefiel, so trat er öfters vor den Altar, und nachdem er in kurzen und kernigen Worten sich ausgesprochen hatte, schloß er immer mit denselben Worten: „Man hat das gesagt als Patron der Kirche und Gemeinde." — Die Kirche war innerlich sehr verfallen und sah überaus dürftig aus. Als ich ihn einmal bat, sie zu restauriren, antwortete er: „Wenn man etwas Schönes sehen will, kann man in den Wald gehen, in die Kirche geht man, um das Wort Gottes zu hören, man wird in der Kirche nichts ändern." — Alles, was er den Armen gab, gab er eigenhändig, und wenn ich ihn bat, hier oder da zu helfen, so sagte er immer: „Man schicke den Menschen und man wird geben." Als sein Ende kam, ließ er sich noch kurz vorher das heilige Abendmahl reichen, er bekannte: „Man ist ein großer Sünder gewesen, aber durch Jesu Blut geht man zu den Vätern." Er starb im großen Frieden. Zu seinem Begräbniß hatte sich eine große Schaar von Bettlern eingefunden, die ihn begleitete. Als der Sarg in das Gewölbe gesetzt war, sagte einer mit lauter Stimme: „Wir haben Viel verloren"; Alle weinten laut, denn sie hatten wirklich Viel verloren.

Von vielen Pastoren, die mit gottlosen und selbstgerechten Patronen zu thun haben, hört man oft den Wunsch aussprechen, der Patron möchte wirklich ein rechter Patron sein und der Gemeinde besonders ein gutes Beispiel geben im Besuch der Kirche, in der Pflege des Wortes Gottes in seinem Hause, in der Aufrechthaltung der Sonntagsfeier u. s. w. Aber die Stellung des Pastors in einer Gemeinde, in der ein solcher Patron lebt, hat auch ihre Schwierigkeiten. In einem Filiale wohnte ein Gutsherr, der in der ganzen Umgegend als fromm und gottesfürchtig bekannt war; die Missionssache und auch die Bibelgesellschaft hatte an ihm einen eifrigen Theilnehmer. Seine Familie und sein Haus standen in der allgemeinsten Achtung. In der Gemeinde gab es zwar einige wenige Leute, die auch innerlich lebendig waren, aber bei genauer Prüfung zeigte sich, daß die äußerliche Kirchlichkeit der Meisten ohne Kraft und Gottseligkeit war, und doch waren sie sehr mit sich selbst zufrieden und wußten sich etwas damit, daß die Gemeinde als eine besonders gute bekannt sei. Aus Rücksicht auf den Patron, um ihn sich geneigt zu machen und nebenbei von ihm etwas zu erreichen, besuchten sie die Kirche fleißig, sangen und beteten auch in ihren Häusern; aber eine gründliche und aufrichtige Bekehrung hielten sie nicht für nöthig. Im Ganzen sind in solchen Gemeinden die Leute geneigt, sich ganz an den Patron anzuschließen, besonders wenn er gutmüthig und freigebig ist. So lange nun der Pastor mit dem Herrn und seiner Familie in durchaus gutem Verhältnisse steht, hat er wohl einigen Einfluß, aber auch eben nur durch die Einigkeit mit dem Patron; kann er aber nun nicht in allen Dingen folgen und mitgehen, so verliert er sehr in seiner Wirksamkeit. Gewöhnlich erwartet der Patron oder dessen Gemahlin, daß der Pastor durch seine Seelsorge die Einzelnen, mit denen sie nicht zufrieden sein können, sehr bald in eine andere Bahn bringen wird, und wenn ihm das nicht gelingt, so findet sich leicht eine Mißstimmung; bald wird der Eifer, bald das Geschick vermißt, und je größer im Uebrigen die Uebereinstimmung ist, desto empfindlicher ist die kleinste Differenz. Eine selbstgerechte, äußerlich kirchliche Gemeinde ist und bleibt am schwersten zu behandeln. Die Predigt des Evangeliums sind die Leute lange gewohnt, weil der Patron schon durch eine Reihe von Jahren bei der Wahl des Lehrers und Pastors sorgfältig verfahren ist, und das etwa vorhandene kleine Häuflein wird sehr leicht träge und matt, wenn es Schutz und Anerkennung findet, weil sich solche anschließen, die doch nicht mit ganzem Ernst und ganzer Treue in den Heilswegen wandeln. Nach meiner Ueberzeugung kann hier nur ein Mittel helfen, und das liegt in der Zucht. Der Patron, die Kirchenvorsteher und der Pastor müssen sich über die Behandlung der Einzelnen verständigen, fleißig mit einander berathen und beten, und wenn ein Glied in Sünden fällt, die Wege mit demselben gehen, die der Herr selber vorgeschrieben hat bei St. Matth. am 18ten. Zur ernstlichen Handhabung der Zucht ist aber der Patron vielleicht nicht geneigt und will alles durch die Liebe bewirkt sehen, und der arme Pastor kann doch nun einmal die Leute nicht bekehren. Doch ich will auch den Schein vermeiden, als ob ich meinte, daß für fromme Herrschaft, gutes Regiment und gottseligen

Patron nicht Gott zu danken und darum nicht zu beten sei; wem aber ein solcher Schatz beschieden ist, der soll nicht leichtsinnig damit umgehen und die Schwierigkeiten, die in der Aufgabe liegen, die er zu lösen hat, übersehen. —

Die Verpachtung der Güter oder die Bewirthschaftung durch Inspectoren können die Lage eines treuen Pastors sehr drückend machen. Oft sind solche Männer sehr eifersüchtig auf das ihnen anvertraute Regiment, und auch oft der Kirche so weit entfremdet, daß sie, wenn sie nicht gerade offenbar Feinde sind, doch durch ihr Beispiel zeigen, daß ein Mensch ohne Gott und sein Wort, ohne Gebet und Gottesfurcht bestehen und leben kann. Geht der Pastor mit solchen Männern viel um und läßt sich in ihren Kreis hineinziehen, so gibt er Anstoß und seine Wirksamkeit ist untergraben; zieht er sich zurück und gibt seine Mißbilligung in irgend einer Weise zu erkennen, so bereitet er sich schwere Tage. Der Pächter und Inspector hat großen Einfluß auf die materiellen Verhältnisse der Gemeinde, kann den Einzelnen drücken und ihm schaden, und wenn die armen Leute merken oder sich einbilden, daß sie durch leichtfertige Aeußerungen und Vernachlässigung der Kirche mehr an Gunst gewinnen als verlieren, so bleibt das nicht ohne nachtheilige Folgen. Der alte Mensch, dem das Kreuz so schon eine Thorheit und ein Aergerniß ist, wächst sehr gerne unter der weltlichen Autorität. Besonders sind es die Sünden der Unzucht, die sehr leichtsinnig beurtheilt werden und unter solchen Umständen sehr um sich greifen; die sogenannten unschuldigen Vergnügungen, Tanzen und Trinken im Kruge, werden begünstigt, der Schulbesuch nicht mit Ernst gepflegt und die Sonntagsarbeit bereitwillig entschuldigt. Der arme Pastor wird zum Ankläger und Denuncianten gestempelt, der mit blinder Härte und Mißgunst die Armen plage, der Jugend die Freuden nicht gönne und kein Mitleiden mit den Armen habe, die am Sonntage eine Kleinigkeit verdienen wollten. Ein gottloser Inspector kann durch schlechten und gemeinen Witz den Pastor leicht lächerlich machen, und wenn erst das Volk den Pastor belacht, dann fällt auch sehr bald der Respect vor der Kirche dahin. Das Fluchen ist eine Sünde, die im Ganzen im Abnehmen begriffen ist, aber sich noch am meisten bei Inspectoren und Unterinspectoren hält, weil diese armen Menschen den traurigen Aberglauben haben, daß sie sich dadurch in Ansehen setzen können. Wie eine halbe Bildung aufbläht, so thut es auch halbe Macht, und wenn beides sich vereinigt, so kann ein Mensch so hochmüthig werden, daß er zum ganzen Narren wird. Ein Inspector ist aber kaum ein halber Herr und ein Unterofficier ist eigentlich keine sehr hohe Person, weil aber beide doch die Befehle der wirklichen Herren an den gemeinen Mann zu bringen haben, darum spielen sie gerne die Rolle großer Herren, und weil sie besorgen, daß die Untergebenen sie nicht für voll ansehen könnten, so werfen sie mit Fluchworten um sich. Zu meinem Aerger mußte ich oft mit anhören, daß wenn die Hirtenknaben die kleine Heerde austrieben oder auf dem Felde hüteten, sie auf den Hund oder auf die Thiere schrecklich fluchten. Ich predigte daher einmal über das zweite Gebot und wies nach, daß der Fluch auf den falle, der ihn ausstoße, nicht auf den Knecht, oder Jungen, oder Hund, oder Ochsen, der verflucht wird, sondern auf den, der da fluche, weil Gott der Herr im heiligen Ernste gesagt hat, „ich will den nicht ungestraft lassen, der meinen Namen mißbraucht"; — Gott müsse den Flucher strafen, weil sein Wort wahrhaftig sei und er seine Zusage gewiß halte. Ein vernünftiger und verständiger Mensch könne unmöglich fluchen und müsse den Flucher für einen Narren halten, weil er als ein ohnmächtiger jämmerlicher Mensch sich gegen den allmächtigen Gott auflehne. Ein Hütejunge sagte mir am Montage darauf, er habe sich vorgenommen, nicht mehr zu fluchen, aber der Unterinspector habe heute früh, als er die Ochsenknechte geweckt habe, wie gewöhnlich, sein Gebet an den Teufel gerichtet.

Als eine Hauptregel kann ich dem Pastor empfehlen, daß er nie und unter keinen Umständen darauf ausgehen darf, von dem Herrn Patron, oder Pächter, oder Inspector etwas haben zu wollen, was ihm nicht durchaus unbestritten und rechtmäßig zusteht, und selbst Gefälligkeiten nur in den dringendsten Nothfällen zu suchen und anzunehmen. Wenn der Pastor auf den Hof kommt und man sagt: was mag denn der schon wieder wollen? dann ist es vorbei. Eine Fuhre Wasser zur Wäsche und ein Bund Stroh und dergleichen Dinge werden wohl bewilligt, aber sehr hoch angerechnet. Wenn auch der Pastor vollständig bezahlt, was ihm an Korn, Milch, Butter u. s. w. abgelassen wird, so gibt es doch leicht Veranlassung zum Klatsch und zum Aerger, er thut besser, wenn er seine Bedürfnisse in anderer Weise zu beschaffen sucht. Die Natural-Lieferungen, die in Folge von Zeit- und Erbpachtscontracten gegeben werden müssen, sind schon häufig genug Veranlassung zu allerlei Unannehmlichkeit. Der Inspector nimmt in diesen Dingen oft das Interesse seines Herrn zu sehr wahr und sagt: „für den Pastor ist das Schlechte noch immer zu gut", und das, was ihm rechtlich zusteht, wird ihm gegeben als ein Geschenk der Gnade. Beschwert er sich aber bei dem Herrn, so macht er in der Regel die Sache noch viel schlimmer. Durch solche Dinge kann man sich wirklich das Leben sehr schwer machen, zumal wenn die Frau unzufrieden ist, dem Manne die Ohren vollklagt und ihn aufreizt.

Eine andere Regel ist die, daß der Pastor in seinem Umgange recht vorsichtig ist. Der vertraute Umgang und der tägliche Verkehr mit der Herrschaft oder dem Pächter oder Inspector ist ihm nur da gestattet, wo diese Leute Gott und sein Wort wirklich lieben und sich zur Kirche halten. Es ist eine sehr gefährliche Sache, wenn er durch freundschaftlichen Verkehr diese Menschen gewinnen will; wenn er in ihren Ton einstimmt und mit ihnen Karten spielt und dergl., so ist er es, der überwunden wird, und nicht der, der sie überwindet. Aus der anhänglichen Freundschaft wird hernach oft die ärgste Feindschaft. Der Pastor darf sich nicht der Welt gleichstellen, und auch nicht ein Haus machen wollen, wie der Pächter und andere Honoratioren in dem Dorfe, darum muß er auch die Gelage und Essereien nicht mitmachen, die er doch nicht erwiedern kann und darf.

Auf Hochzeiten und Kindtaufen muß man gehen, wenn man geladen wird, aber auch wissen, wie lange man bleiben darf. Einen Unterschied zu machen, ist ganz unzulässig. Wenn der Schulze seine Tochter verheirathet, und der Pastor geht mit seiner Frau zur Hochzeit, so muß er auch eben so hingehen, wenn der Dorfhirte oder der arme Tagelöhner ihn ladet und mit seinen wenigen Gästen seinen bescheidenen Kaffee trinkt. Nicht des Essens wegen folgt man der Einladung, sondern um der Ehre willen der kirchlichen Handlung, die eben vollzogen ist, und wenn der Pastor auch nicht den Chorrock mehr an hat, so muß man ihm doch ansehen, daß er ihn eben erst ausgezogen hat. Gebet und Gesang darf bei Tisch, nicht fehlen und die Gegenwart des Pastors muß nicht die Fröhlichkeit verscheuchen, aber auch jede Ausschweifung und Zügellosigkeit verhindern. Am wenigsten darf der Pastor nach Tisch ein Anderer sein, als vor dem Essen. In früherer Zeit galt der Stand und das Amt viel mehr, als jetzt. Die Würde, die das Amt verlieh, konnte Manches ertragen und übersehen machen, was jetzt verletzt und auffällt. Die Leute geben viel mehr Acht auf das, was der Pastor spricht und thut, als er selber denkt, und ein Mißgriff schadet oft mehr, als viele Predigten wieder gut machen können. Der richtige Takt ist nicht Jedem angeboren, aber bitten kann man darum, daß man bewahrt bleibe. Ein Pastor, der sich dadurch will beliebt machen, daß er Scherze treibt und Narrentheidinge, die sich nicht ziemen, verrechnet sich sehr und untergräbt muthwillig seine Stellung und seinen Einfluß. Unter sogenannten Gebildeten darf er leichtsinnige und spöttische Reden über heilige Dinge nicht mit anhören, ohne ein Zeugniß abzulegen. Im Ganzen aber kann er schon daran, daß man dergleichen in seiner Gegenwart spricht, sehen, daß er an einem Orte ist, wohin er nicht gehört, oder daß er bereits den Leuten ein Recht gegeben hat, ihn zu versuchen. In einer Gesellschaft wurde einmal nach dem Essen und Trinken sehr leichtfertig über die Hölle gesprochen, und ein höherer Militair meinte, die Hölle sei eine Erfindung der Priester, um die Leute durch die Furcht in Ordnung zu halten. Ein vernünftiger Mensch aber müsse die Tugend um der Tugend willen üben und lieben. Die heilige Schrift mache uns auch nicht bange vor der Hölle und lehre, daß alles Gute aus der freien Liebe hervorgehe. Ich saß dabei und wußte zuerst nicht, ob ich schweigen oder reden solle, als aber Etliche auf mich sahen, die am Vormittage in der Kirche gewesen waren — es war gerade am 1. Sonntage nach Trinitatis — da stand ich auf und sagte den Text des Tages her: Es war einmal ein reicher Mann, der lebte alle Tage herrlich und in Freuden, und es war ein armer Mann ꝛc. Ich betonte die Worte Hölle und Qual in der Verlegenheit stärker, als es vielleicht nöthig war. Alles schwieg still und ich nahm den Hut und ging. Eine Störung in dem Verhältnisse zu der Familie war dadurch nicht veranlaßt. — Eine recht nachdrückliche Züchtigung ward mir einmal auf dem Filialdorfe zu Theil. Der Amtmann feierte am Sonntage seinen Geburtstag

und hatte mich zu Tisch geladen, weil der Ordnung nach gerade in der Gemeinde der Gottesdienst zuletzt gehalten war. Nach Tisch wurde Karten gespielt, und während ich schon meinen Wagen bestellt hatte, stand ich und sah zu. Da ward der Amtmann hinausgerufen und bat mich, auf einen Augenblick seine Karten zu nehmen. Da ich von der Universität her das Spiel kannte, so nahm ich die Karten und gab sie dann auch gleich wieder ab. Als ich aber Abschied nahm, begleitete mich der Hausherr und sagte auf dem Hausflur zu mir: Sie haben mir heute einen großen Schaden gebracht, denn als ich hinausgerufen wurde, war der N. N. aus W. da und wollte bei mir als Statthalter in Dienste treten, ich war auch mit ihm einig, denn er ist ein braver und redlicher Mann; als er aber sah, daß Sie die Karten in der Hand hatten, ist er zurückgetreten, weil, wie er sagte, er besonders der Kirche und Predigt wegen hierher ziehen und seine seitherigen Verhältnisse habe aufgeben wollen; wenn er in eine Gemeinde ziehen wolle, wo der Pastor Karten spiele, so könne er bleiben, wo er jetzt sei. Dieser N. N. war seit einem Jahre sonntäglich mehr als eine Meile weit zur Kirche gekommen, nun aber ging er zu den Altlutheranern über und dann endlich nach Amerika. Diese Geschichte hat mir viel Kummer gemacht und auch auf längere Zeit bei frommen Leuten geschadet, weil davon lange gesprochen wurde. Wenn auch der Frommen in der Gemeinde wenige sind, so muß doch der Pastor ihnen keinen Anstoß geben. Ein Patron, der einen Pfarrer suchte, war auf den Prediger N. N. aufmerksam gemacht, er reiste einen ziemlich weiten Weg nach dem Dorfe, wo er wohnte, und stieg am Sonnabend Abend in dem Kruge ab. Einige Leute, die sich dort versammelten, waren leicht dahin gebracht, sich über den Prediger auszusprechen, aber am Sonntage nach dem Gottesdienste fragte der Herr den Gastwirth, ob nicht im Dorfe einige Fromme wohnten, die viel beteten und immer in die Betstunde gingen. Der Wirth nannte einige und zu diesen ging der Patron, und als er mit ihnen gesprochen hatte, trug er dem Pastor die Pfarrstelle an. Ich glaube, daß der Mann auf dem rechten Wege war.

Sehr oft verderben die Pastoren ihr Verhältniß zur Gemeinde und auch wohl zum Patron und anderen großen Leuten, wie Inspectoren und dergl., durch den Mißbrauch der Kanzel. Es erbittert in den kleinen Parochien einer Landgemeinde nichts so sehr, als wenn der Geistliche auf der Kanzel Andeutungen und Anspielungen macht. Derber und grober Weise die Wahrheit zu sagen, vertragen die Leute viel eher, als Anspielungen. Der Geistliche muß hier vorsichtig sein; wenn der Text oder der Zusammenhang der Gedanken Anlaß gibt, etwas zu sagen, was auf dies oder jenes könnte bezogen werden, so muß er es lieber nicht sagen. Das bekannte Gesetz im Landrechte, daß der Geistliche auf der Kanzel keinen Namen nennen darf, findet auf Landgemeinden wenig Anwendung; jeder in der Gemeinde weiß genau, wer gemeint ist, besonders in solchen Fällen, die bis ans Consistorium gekommen sind, und davon die Kirchenvorsteher und

daher auch deren Frauen wissen. Sehr schlimm ist es, wenn der Pastor auf die Sünden der Herrschaft oder des Gutspächters Anspielungen macht, das wird ihm schwerlich jemals wieder vergeben. Viel besser ist es, wenn er mit den Einzelnen unter vier Augen gerade heraus redet, dazu gehört aber mehr Muth, als auf der Kanzel Andeutungen zu machen, wo Niemand widersprechen darf. Lange Zeit hatte ich gegen einen einflußreichen Mann etwas auf dem Herzen, aber so oft ich bei ihm war, fehlte mir der Muth, mit ihm über die Sache zu reden, weil ich besorgte, er werde es sehr übel nehmen, auch gingen seine Frau und Kinder ab und zu, und ich war selten mit ihm allein. Nach langem Zögern schrieb ich an ihn und bat ihn, mir Gelegenheit zu geben, ihn allein zu sprechen. Er antwortete sogleich und bestimmte Tag und Stunde. Nun war die Brücke abgebrochen, ich ging zu ihm, wir saßen auf dem Sopha, redeten von der Erndte und vom Wetter, bis er endlich fragte, was ich denn eigentlich wollte? Da sagte ich es grade heraus und fügte hinzu, wenn das so sei, so sei es vor Gott nicht Recht. Der Mann läugnete und vertheidigte sich durchaus gar nicht, erzählte, wie er dazu gekommen sei, und meine Furcht, daß er es übel nehmen werde, war ganz unbegründet. Er unterließ wirklich die Sünde und hat mir immer viel Liebe und Vertrauen erwiesen. — Der ordentliche Bauer ist viel empfindlicher, als man denkt, hält sehr auf seine Ehre, und wenn er in der Kirche sitzt und denkt, daß der Pastor auf ihn „stichele", so daß die andern sich dabei gekitzelt fühlen, so nimmt er es sehr übel. Der Prediger in der Stadt braucht lange nicht so vorsichtig zu sein, und kann viel leichter specielle Dinge generalisiren und zur Sprache bringen, auf dem Dorfe aber ist jeder so genau mit den Dingen bekannt, und jeder weiß so gründlich, was der Andere treibt und thut, daß jede Hindeutung gleich verstanden und angewendet wird.

Wenn man Sünden strafen will, die in der Gemeinde geschehen sind und die in gewissem Grade in einer Gesammtschuld der Gemeinde liegen, dann muß man die Dinge gerade heraus nennen und auch nicht einmal der Vermuthung einer Anspielung Raum lassen. Es geschieht manchmal, daß die Leute glauben, daß die Predigt sich auf sie allein beziehe, ohne daß es der Prediger beabsichtigt. Im Filiale wohnte eine Tagelöhnerfamilie, die als ordentlich bekannt war und auch hin und wieder in die Kirche kam. Eines Sonntags saßen Mann und Frau beisammen, und es fiel mir auf, daß sie beide am Schlusse des Gottesdienstes sehr bewegt waren. Am Nachmittage kam der Mann in sehr großer Aufregung zu mir und beklagte sich darüber, daß ich vor der ganzen Gemeinde sein Unrecht aufgedeckt habe; da nun einmal alles bekannt sei, so wolle er es nun auch in Ordnung bringen. Ich wußte in der That gar nichts, es kam nun aber heraus, daß er vor 18 Jahren in Mecklenburg seine rechtmäßige Frau verlassen und sich mit der Person, mit der er lebte, zusammengegeben hatte. Er hatte mehrere Kinder, die alle als ehelich in das Kirchenbuch geschrieben und auch zum Theil als solche confirmirt waren. Es war ihm und auch der Person nicht auszureden, daß ich um alles wisse. Sie wurden nach Untersuchung ihrer Angaben in aller Stille getraut. So kam es auch wiederholt vor, daß Einzelne meinten, ich wisse um ihre Unehrlichkeit und hätte auf der Kanzel ihnen das zu verstehen gegeben. Sie brachten mir das Entwendete, um mich abzuhalten, sie anzuzeigen, und waren sehr dankbar, wenn sie ohne Schande davon kamen. Ich muß aber dabei sagen, daß das gewöhnlich bei jungen Leuten der Fall war. So erinnere ich mich jetzt noch eines jungen Mädchens, das ein Tuch, und eines Knaben, der ein Paar Holzpantoffeln gestohlen hatte, die am späten Abend kamen und die Sachen brachten. — Die Anwendung der Predigt auf das Gewissen des Einzelnen ist etwas, was allein der heilige Geist thut, und darum muß man nie ohne Gebet auf die Kanzel gehen, denn ohne Gebet bleibt das Wort kalt und ohne Wirkung. Wenn ich vorhin vor Anspielungen gewarnt habe, so will ich damit durchaus nicht gesagt haben, daß man sich immer in allgemeinen Worten und Gedanken halten muß, man muß den Leuten die Sachen so nahe als möglich bringen und sie nöthigen, das Wort in ihr Haus und Leben hinein zu tragen, und den Fluch der Sünde in den bestimmtesten und speciellsten Fällen nachweisen, und ebenso auch die Kraft der Buße in den einzelnen Zuständen und Verhältnissen darstellen, so daß, wenn Jemand im Stillen fragt, was soll ich denn nun thun, ihm wirklich eine klare und praktische Antwort gegeben wird.

Meine Conversion. Ein Stück Seelen- und Zeitgeschichte. Von G. Fr. Daumer. Mainz, Franz Kirchheim, 1859. 8.

„Der Herr hat kein Gefallen am Tode des Gottlosen, vielmehr, daß er sich bekehre von seinem Wesen und lebe!" Ezech. 18, 23. An alle Sünder kommt der Ruf zur Buße: bekehret Euch, daß Eure Sünden vertilgt werden (Apgsch. 3, 19.). Dem Räuber und Zöllner vergiebt unser Gott, so er umkehrt und Buße thut. Als die Nachricht kam, daß Daumer in die katholische Kirche aufgenommen worden, so läugnete Niemand die Möglichkeit seiner Bekehrung. Wenn er wirklich Christum

wiedergefunden hätte, warum nicht an den Altären der Kirche, die er so lange befleckt und geschmäht hatte! So er gar in die Stille eines Klosters sich geflüchtet und dort durch Peinigung und Geißelung des Fleisches gemeint hätte büßen zu müssen, — jeder evangelischer Christ hätte sich trotz Jes. 58, 5. darüber gefreut! Immer ist es eine Freude, wenn die Heiden Buße thun und Christum als ihren Herrn bekennen. Freilich war Daumer in der evangelischen Kirche geboren und erzogen — aber er war längst von allem Christenthum abgefallen — ärger wie Ham hatte er Blößen an seinem Vater verkündigt, die gar nicht vorhanden waren, schlimmer wie Simei (2. Sam. 16, 5) fluchte er nicht einem Könige, sondern seinem Gotte, — wenn ein solcher Mensch umkehrte und Buße that, man gönnte es ihm, sobald er Ruhe für seine Seele ob auch in Mainz statt in Wittenberg gefunden hatte. Wir gehören nicht zu denen, die sagen: lieber ein Heide als ein Katholik! Gott gebe, es bekehrten sich viele der unglücklichen Philosophen und Materialisten zu dem Katholicismus Augustin's, büßten und bekenneten wie Jener. Aber dann muß er auch sprechen wie dieser: „Höre auf eitel zu sein, meine Seele, und taub zu sein mit dem Ohr deines Herzens, durch den Anstoß deiner Eitelkeit. Gott der Kräfte, du bekehre mich, zeige dein Antlitz und ich bin heil." (Conf. lib. 4, cap. 10,11.) Spott und Schmach muß er tragen als Buße für die Sünden, die er gethan hat. Still sich beugen unter die tausend Stimmen voll Mißtrauen, voll Hohn, voll Haß und Verachtung. Sagen muß er sich in seinem Herzen: Ich wache und bin wie ein einsamer Vogel auf dem Dache; täglich schmähen mich meine Feinde und die mich spotten, schwören bei mir. Denn ich esse Asche wie Brod und mische meinen Trank mit Weinen." (Psalm 102, 8—10.) Er darf sich nicht vertheidigen, denn er hat nicht Grund dazu. Die Buße, die der Bekehrung die Thür öffnet, besteht in der rechten Erkenntniß des eigenen sündigen Menschen, wodurch man die Berechtigung vielen Leides und Aergers einsieht, welche über uns kommen. Sie besteht aber auch in der Liebe, welche um der Gottesliebe, die das Herz gefunden, Feinden und Rachgierigen gern auch unbegründete Anklagen und Verdammungen verzeiht. Hassen und fürchten kann nicht mehr, der Jesum liebt. Durch Thränen und Noth, durch Kampf und Ringen kommt die neue Kreatur vor Gott. Die Herzen müssen brechen vor Mühsal und Anfechtung dieser Welt, dann geht uns Jesu Licht auf, der gnädig und barmherzig, geduldig und von großer Güte ist. (Joel 2, 12. 13.) Blind muß man zuerst wie Saulus werden, als ihn Gottes Mahnruf trifft — dann kommt Licht und Leben. Und es sind nicht Viele, denen Buße und Bekehrung Noth thut, in der Lage des Juden, der Christum findet. Nicht um seinetwillen, sondern verblendet um Gottes willen hat er geeifert. Gerade um der Güter willen, die er nun empfängt, hat er in seinem Irrthum sich Gott widersetzt. Der Jude hatte Glauben und Hoffnung auf Erlösung. Nur waren seine Augen gehalten, daß sie Jesum, des Gesetzes Erfüllung nicht sahen. Aber der Jude Saulus klagt nicht, daß ihn die Feinde verfolgen, er ver-

theidigt sich nicht über die Anmuthungen des Bösen; er lehrt die Liebe, die sich nicht erbittern läßt, und weiß daß ihn niemand von Gottes Liebe scheiden kann, nicht Trübsal noch Angst, — denn Gott hat den „elenden Menschen" erlöst vom „Leibe dieses Todes." Daumer hat keinen Grund mit Paulus, der ein Saulus war, sich zu vergleichen (p. 53). Er meint, es sei doch die höchste Inconsequenz, daß man der Conversion Pauli mit solcher Verehrung gedenke, während man seine Bekehrung „mit Verwunderung, Entrüstung und Erbitterung" angesehn habe (p. 53). Daß er über diese Aeußerungen der Mitmenschen so verletzt ist, so um Menschengunst und Urtheil bemüht ist, sich zu rechtfertigen, beweist schon, wie wenig das Gleichniß vom Apostel auf ihn Anwendung hat. Aber nicht einmal die Conversion des geringsten polnischen Juden hat für ihn eine Analogie. Denn der arme Jude ist durch eigene und andre Sünde, durch Geschichte und Gewohnheit, die er nicht geschaffen, fern von dem Wege, auf welchem das liebliche Wort des Evangeliums vernommen wird. Daumer aber hat die heilige Taufe empfangen, er ist unterrichtet worden in der Lehre des Heils, die Bücher des Evangeliums lagen vor ihm offen; er konnte gesund bleiben und ist schmachvoll abgefallen. Alle Waffen des Satans hat er lustig gegen seinen Heiland ergriffen. Wahnsinnig wie er ist Niemand gegen die Heiligthümer der Kirche einhergefahren. Welcher Schmutz des sündigen Herzens muß sich angesammelt haben, um nicht blos das zu meinen, was in den „Geheimnissen des christlichen Alterthums", die er vor 13 Jahren geschrieben, zu lesen ist, sondern um dafür Jahre lang mit kaltem Blute Notizen zu sammeln und Kehricht aus allen Ecken zu holen. Wie schrecklich sind doch die Versuchungen des Satans! Wer jemals jenes Buch des unglücklichen Mannes in seinen Händen gehabt, fühlt sicher das Gebet unsers Herrn im Herzen und auf den Lippen: Führe uns nicht in Versuchung. Aber wer jemals so tief gefallen ist — für den muß es ein Labsal sein, in Thränen das Kreuz seines Herrn zu tragen, ein Labsal, gestoßen und und getreten zu werden um seiner Sünden willen, ein bittersüßes Labsal die Pein der Buße zu suchen, wenn er nur die heilige Gegenwart seines Herrn wiedergewinnt. Stille und Schweigen, Dulden und Danken muß das Theil eines solchen sein. Danken und Preisen, daß Gott allen seinen Sündenschmutz mit seinem Blut abwaschen will. In solchen Zuständen schreibt man keine Bücher, in denen auf 255 Seiten der alte Mensch mit verschiedenen Tendenzen und Künsten sehr säuberlich umzugehen versteht. Wenn man überhaupt nichts schreiben möchte — als den Preis seines Gottes — so doch gewiß nicht eine lange Vertheidigung das alten sündigen Herzens. Wo so viel vom „Ich" die Rede ist, kann da Christus Alles sein! Wer gar keine Schmähung zu verdienen meint, hat er wirklich schon unter dem Kreuze Christi gestanden! der noch jetzt seiner Feinde in der alten literarischen Klopffechtermethode gedenkt, hat er Licht bekommen über die eigene Sünde! Das ganze Buch ist keine Demüthigung, sondern eine Verherrlichung des „Ich". Da ist kein Wort der Buße und des Be-

kenntnisses, das nicht mit philosophischen Farbe wieder beschönigt wird. Wenn ein Sünder sich bekehrt, was thut es, ob er ein paar Bücher geschrieben hat oder nicht. Bei Daumer lauter Selbstbespiegelung mit Studien, mit Schriften, mit Gedichten. Ganz abgesehen, daß diese Selbstbespiegelung eine sehr eitle ist. Denn es ist der Scandal einzig gewesen, durch den man von ihnen gehört hat. Es kann dann nicht Wunder nehmen, daß er aus seinem Philosophiren zu beweisen sucht, wie er Gott wiedergefunden, „gleich Leverrier, der den Planeten berechnet hat" (p. 30), daß er seine Bekehrung wie einen literarischer „Fund" ansieht. Er will ja eben seinen Feinden beweisen, die es nicht glauben wollen, daß er gläubig geworden, wie es so ganz natürlich damit zugegangen. Wer das so rund beweisen will, mit lauter Bewunderung, ohne Schmach und Kreuz, wird es wirklich gelingen! Und was ging ihn denn die Meinung seiner Feinde an! Vor Gott bekennen und Buße thun, das war die Hauptsache. Wie verliert alles Menschending an Werth, wenn man wieder am Tische seines Heilands steht! Wie selig, wenn er hätte vom Herren reden oder schreiben können: „Ich war der elendeste aller Sünder, aber Gott hat sich meiner erbarmt. Fahre hin Glanz, Ruhm, Schmerz und Haß der Welt, fahre hin Gleißnerei und Farbekunst elender Künste, die mich verblendeten. Ich vertheidige mich nicht, ich dulde Alles, verdiene Alles, liebe Alles — denn ich habe Alles." So widert uns die sophistische Künstelei an, mit der er den Schmutz der alten Zeit nicht aufgiebt, sondern durch die neue Bekehrung noch zu verherrlichen denkt. Wer Brücken schlagen will von dem alten Menschen, in dem er gelebt, zu der Lehre Jesu — hat er schon die Tiefen der Buße durchmessen, die dazwischen liegen? Das ganze Buch ist eine Entschuldigung des unbekehrten Daumer und doch ist es überschrieben: „Meine Conversion." Wahrhaftig, in Betreff vieler Bücher, die man je geschrieben, und enthielten sie auch die unschuldigsten Liebhabereien der Wissenschaft, weiß man nicht, ob man nicht Kraft und Zeit an ihnen umsonst gesetzt, statt mit dieser dem Herrn und seinem Evangelio zu dienen. Welcher Christ hat Lust, die Allotria zu vertheidigen, zu denen Jugend und lebhafte Empfänglichkeit verleiteten! Wenn aber Jemand ein Buch, wie die „Geheimnisse des christl. Alterthums", auf seinem Gewissen hat — wird er nicht stille sein und Gott bitten, daß er den Schleier seines gnadenvollen Geheimnisses darüber decke? Dies hält Daumer nicht für nöthig, sondern er versucht sogar, Absicht und Tendenz des abscheulichen Buches zu beschönigen. Es wird für den Standpunkt der Bekehrung des ganzen Menschen hinreichen, wenn wir einige Sätze darüber ausziehen. Er sagt S. 101: „Wenn ich jetzt Alles ganz einfach und unbedingt widerriefe, wenn ich erklärte, ich sei hirnkrank gewesen und was ich erkannt und gefunden zu haben geglaubt, seien nichts weiter als Delirien ohne wahren Gehalt, so hätte ich der Welt nur Recht gegeben, sie müßte sich dadurch sogar recht geschmeichelt fühlen." Also der Sünder darf nicht Buße thun und eingestehen, daß

er gefrevelt hat — weil er möglicher Weise dem Urtheile der Menschen Recht gäbe, die auf solche Buße lange gewartet!! Grade dann ist Zeit, erst recht tief und herzlich zu bekennen. Denn wird Gott sein Recht nicht haben sollen, wenn die Menschen längst es hatten?

Wäre Daumer so ganz bußfertig, hätte er auch das Beispiel eines Fieberkranken nicht gewählt. Schon darin liegt der Versuch der eiteln Beschönigung. Sündige, hochmüthige Rachgier des natürlichen Menschen bringt Schriften, wie die seinen waren, hervor. Das muß eingestanden werden. Die volle Wahrheit erzeugt dann die volle Liebe. — Aber Daumer sagt: „Es wird anders kommen, ich werde nicht sagen, daß ich immer und überall nur wahnwitzig geträumt und muthwillig verläumdet habe .... ich werde einer Welt .... keine zu großen Concessionen machen und meinen neuesten eingenommenen Standpunkt dennoch zu behaupten wissen." Aber von Concessionen an die Welt ist gar keine Rede. Von Beugung unter die Wahrheit am Kreuz. Auch nicht von alten und neuen Standpunkten. Das Christenthum ist kein neuer und kein alter Standpunkt. Es ist der ewige, einzige, unverrückbare. Wo keine rechte Buße ist, da ist auch keine rechte Wahrheitsliebe. Er hält es für etwas Geringes, daß er, wie er sagt: „den Theil für das Ganze, das Unächte für das Aechte, das der Häresie und dem Sektenwesen zur Last fallende oder aus fremder Sphäre Zugemischte für das den innern centralen Gehalt und Kern der Sache .... faßte und bildete." Das Geständniß reichte schon aus, um ihn um allen wissenschaftlichen Credit seiner Forschungen zu bringen. Aber er schließt übleres ein; er fährt fort: „ich habe namentlich zu beklagen, daß ich die bezüglichen Fanatismen und Gräuel bis zu der reinen und göttlichen Quelle des Christenthums hin verfolgen zu müssen glaubte .... so viel räume ich ein und das wird genügen." Wir wissen nicht, wem es genügt; der Wahrheit genügt es nicht. Denn alle diese „Fanatismen und Gräuel" in seinem Buche existiren gar nicht. Sie sind blos von ihm in unkritischer Bosheit erfunden, um sie dem Christenthum anzuhängen. Wenn er jetzt versucht, sie auf Häresien und Sekten abzulagern, so ist dies eine doppelte Täuschung, zu der nicht Bußfertigkeit, sondern literarische List des alten Adam verleitet. Dann wird man freilich mit Schmerz zugeben müssen, daß „sein neuester Standpunkt" sich von dem alten nicht viel unterscheidet. Denn wenn er fortfährt: „Im Uebrigen habe ich keineswegs zu viel gesehen noch behauptet. Ich habe sogar, nachdem ich jene „verrufenen Geheimnisse" herausgegeben, Dinge entdeckt, die noch weit erstaunlicher und unglaublicher, und zugleich gewisser und unläugbarer sind, als wofür man mir das Irrenhaus anzuweisen Miene gemacht" — so ist das dieselbe Sprache, wie sie in der Vorrede zu jenem Buche steht, wo er auch von „Enthüllung und Nachweisung von christlich-religiösen Dingen" redet, „die zum Theil ins Alleraußerordentlichste und Ungeheuerste gehen" ꝛc. Er hat noch jetzt die Keckheit, nicht

bloß Luther und Protestantische Reisende, auch Sepp und Görres, als Zeugen solcher Ungeheuerlichkeiten anzuführen. Man findet auf Seite 103 eine Menge Citate in der Anmerkung, die dieser Behauptung vor manchen Lesern eine große Kraft gewähren sollen. Aber es ist nur die alte Taktik. Auch jene „Geheimnisse" waren mit vielen gelehrten Nachweisungen versehen, aber es stand, wenn man nachschlug, an den citirten Stellen nicht, was bewiesen werden sollte. Ganz so verfährt der Verfasser auch jetzt. Und nur solche Leser, die nicht in der Lage sind jedes Citat zu prüfen, werden auch bei dieser Schrift glauben können, daß der Schriftsteller durch sie in der Note bezeugt, was er im Text behauptet hat. Es würde weit führen, sollten wir diese unkritische und gewiß auf „neuestem Standpunkt" doppelt verwerfliche Methode ins Einzelne verfolgen. Es reicht hin, die traurige Erscheinung nur berichtet zu haben. Es muß ja Eins aus dem Andern folgen. Wer noch, wenn er seinen Herrn gefunden haben will, auf die Welt sieht, — muß sich vertheidigen wollen. Wer sich, statt Buße zu thun, vertheidigt, fällt in die Unwahrheit. So ist auch natürlich, daß „Liebe und Stille sein" nicht die Folge solchen noch in den alten Stricken der Rechthaberei und Selbsttäuschung hangenden Wesens sein kann. Was der Apostel sagt (1. Thess. 4, 11): „Und ringet danach, daß ihr stille seid", fasset solches Gebahren nicht. Daher ist nicht zu verwundern, wenn auch zu beklagen, daß die ganze Schrift Daumer's zugleich eine Tendenzschrift gegen die evangelische Christenheit ist. Solche Angriffe sind immer das Zeugniß einer mangelhaften Buße und Bekehrung gewesen. Sie sind darum der Schmuck der Evangelischen Lehre, gegen deren Reinheit noch der letzte Schmutz des natürlichen Menschen sich erhebt. Die Weise, wie sie sich gegen Luther und seine Lehre gebahren, kennzeichnet viele Convertiten zur Katholischen Kirche. Je weniger sie jemals die Herrlichkeit des reinen Evangeliums ihrer Sünden wegen geschmecket, desto mehr fallen sie mit unreiner Lust über sie her. Es verlohnt sich daher auch nicht Hrn. Daumer nachzuweisen, daß seine Polemik gegen die Evang. Kirche ebenso kritiklos und unberechtigt ist, wie seine frühere gegen das Christenthum; Unwissenheit ist in solchen Dingen doch immer nur der geringere Mangel. Es braucht keiner gelehrten Citate, um aus der Buße heraus zur Wahrheit gegen sich und Andere zu kommen. Aber es liegt in der traurigen Folgerichtigkeit der Sünde, daß, wer gerichtet zu werden verdient, selber richtet. Es ist auf S. 45, wo er von seiner Liebe zum Mariencult redet, — was man selber lesen muß, wenn man von der traurigen Eitelkeit eines Menschenkindes, das schon dem Kreuz sich nähert, einen Begriff haben

will; — er hatte „die große Königin des Himmels" in seinen eigenen Tempel bringen wollen. „Es war ein Zeichen, wie hoch in meiner Schätzung damals dieser hohe Gegenstand des katholischen Cultus stand und in welchem Grade mich mein Herz zu ihm zog. Es war ein Attentat der Liebe und Leidenschaft." Er wurde nach Mainz eingeladen. „Er kam, ich kniete zum ersten Male in einem katholischen Tempel hin und war vielleicht der Andächtigste und Ergriffenste von Allen, die zugegen waren." Noch da hatte er Zeit zu schätzen, wie viel mehr er, denn die Andern andächtig waren!!

Er vergißt auch nicht, daß er um jene Zeit der Bekehrung den Vers gemacht hat:

„Dich selig, allerseligst preisen wir;
Dich Königin des Himmels heißen wir;
Du bist, so sing' ich in noch höhern Ton,
Die Seligkeit, der Himmel in Person."

Ist es nun auffallend, daß Daumer in die Evang. Kirche nicht einkehrte? Es fällt dem natürlichen Menschen minder schwer, sie zu verlassen, als zurückzukommen. Denn Werke, Kirchenglanz, phantasievolle Schwärmerei enthalten noch immer ein großes Stück Selbstgerechtigkeit, von der sich der Mensch so schmerzlich und so ungern trennt. Es hat darin von jeher der Grund vieler Missionskraft des katholischen Kirchenlebens auf Heiden und abgefallene Christen bestanden. Die volle Bekehrung zu Christo ist allein der Sieg evangelischen Geistes. Wo Christus Alles ist, da ist auch die Liebe Alles. Da tritt auch die Stille ein, in welcher der Mensch unter dem Kreuze seines Gottes mit unaussprechlichen Seufzern betet, hofft und glaubt. Zu dieser Stille wollen wir Gott bitten, daß er auch den Verfasser durch seine Gnade forthelfe, darinnen abgethan werde von ihm aller Wortreichthum falscher Philosophie und jede leere Täuschung verführerischer Eitelkeit — damit er sich selber nicht betrüge mit „vernünftigen" Reden (Coloss. 2, 4). Gott vergebe ihm alte und neue Sünde, gebe rechte Buße durch seinen Geist der Liebe und Gnade — damit aus seiner Conversion werde wirklich und inniglich eine Conversion.

P.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 15. August. № 65.

Die Brüdergemeinde.

Fragment eines Idioten.

(Fortsetzung.)

Die nie ganz ruhende Polemik gegen die Diaspora hat in den angeführten neueren Schriften durch eigenthümlich geschichtliche und örtliche, das Verhältniß der Brüdergemeinde in den Russischen Ostseeprovinzen zu der dortigen Landeskirche bedingende Umstände einen Aufschwung erhalten, welcher über meinen Bereich und den dieses Fragments geht. Dessenungeachtet glaube ich, ihn nicht ganz übergehen zu dürfen, weil er gerade durch seinen drastischen Charakter uns von Manchem, was die Brüdergemeinde im Allgemeinen betrifft, die Keime und Principien enthüllt, die uns ohne Anwendung eines Vergrößerungsglases verborgen oder dunkel geblieben wären, und weil diese Umstände eine um so wichtigere Partie in den erwähnten Schriften bilden, je weniger sie uns bekannt sind. Harnack hat sie, außer mit schon anerkannter Benutzung eigentlicher Quellen, mit achtungswerther Gründlichkeit und Umsicht und einer Unparteilichkeit dargestellt, wie sie das polemische Interesse nur irgend zuläßt. Die Schrift über Aßmuth giebt uns ein Lebensbild nicht bloß dem Titel, sondern auch der Sache und der Wahrheit nach. In dieser, angehenden Theologen sehr zu empfehlenden Monographie durchlebt man gleichsam mit dem trefflichen, früh vollendeten Manne die Stadien unsteter Jugend- und Studenten-Regsamkeit, des Rationalismus, des Pietismus, des Herrnhutianismus bis zur Fixirung in dem confessionellen Hafen. Dagegen scheint Hasselblatt's Schrift dem polemischen Interesse ganz zu erliegen. Daß in derselben das „es ist mir so" (S. 20) vorkommt, ist nicht auffallend. Wenn sie aber (S. 1) von dem „Trotze" spricht, mit welchem Herrnhut alle und jede Vereinbarung mit der Lutherischen Kirche, da dieselbe „von allen Seiten umwogt und bedrängt, in ihrer Herzensangst nach Frieden sich sehnte", zurückgewiesen habe, so kann ich zwar nicht die äußere, muß aber desto mehr die innere Wahrheit dieser Behauptung bestreiten. Das geschichtliche Interesse, in dem ich Harnack's Darstellung so eben begrüßt habe, läßt mich den Wunsch aussprechen, daß die Brüdergemeinde, anstatt ihrer gewohnten, oft wirksamen, aber noch öfter einen Schatten auf sie werfenden stillen Apologetik und Polemik, ihr bisheriges Schweigen über diesen, doch eine so ausgedehnte Tragweite gewonnenen Streit breche. Dem Verlauten nach ist dazu nahe Aussicht vorhanden.

Wenn auch die Wirksamkeit der Brüdergemeinde, mit dem Auge, sei es nun der Liebe oder des Hasses betrachtet, als eine außerordentliche Erscheinung hervortritt, so ist sie doch, wie schon bemerkt, schwer zu erkennen. Unter großen Hindernissen senfkornartig nach und nach, aber immer noch in merkwürdig rascher Progression erwachsen, muß sie, wie ich mit aller Idiotenkeckheit behaupte, wenn in ihren Organen, den trefflichen Männern von Berthelsdorf und Herrnhut, in deren Hände die Fäden eines über die ganze Erde reichenden und neben vielen Kirchen, Kirchlein und Sekten zerstreuten theokratischen Regiments zusammenlaufen, befragt, was sie sei, die Antwort entweder schuldig bleiben oder ungemein umschreiben. So Zinzendorf: „Unsere Anstalten sind keine eigene Religion, keine Kirche, sondern nur Continuationes der Anstalten des sel. Herzog Ernsts, Speners, Scrivers, Aug. Herm. Frankens." (Reale Beilagen zu den naturellen Reflexionen, S. 33.) So zeichnete dieser Mann feurigen Kopfes und brennenden Herzens seine ganze Theologie mit den nachstehenden wenigen Strichen, den dienenden Brüdern, wie seinem treuen Spangenberg, die weitere Ausführung unter der gegen dieselbe sich erhebenden Polemik überlassend: „Wir sollen mit der Blut-Theologie durch alle Welt gehen und auf dieser des Heilands großen Kanzel die eigene Heiligkeit zur Fabel machen, die Selbstgerechte für Schächer, und alle Elenden selig erklären, und darinnen sollen wir Niemand scheuen, noch schonen. ... Wir predigen den gekreuzigten Christ fürs Herz und denken, wer Den zu fassen kriegt, dem verschwindet alles, was nicht gut ist, und alles Gute kommt zugleich mit dem lebendigen und bleibenden Eindruck von dem herrlichen Lamm Gottes. ... Die Einfalt unserer Theologie muß sich darinne äußern, daß wer uns einen Satz disputiren will, der muß wider die Sonne reden." (Ibid. S. 36 — 38.) Was der angeführte berühmte Gegner der Brüdergemeinde von dem Reiche Gottes sagt, daß es sich den äußern Umständen, ohne ihnen Gewalt anzuthun, so anschmiegt, daß es, wie die Luft allen Körpern nachgiebt und dennoch sie alle durchdringt (Gnomon in Act. VIII, 36), läßt sich auf diese wunderliche Theologie anwenden, welche sich erst feste Ortsgemeinden geschaffen hat, denen sich sogenannte „Societäten" und in noch größerer Flüssigkeit Häuflein „auswärtiger Geschwister" angeschlossen haben, die in weitester Peripherie wieder von den der

Diaspora Zugehörigen umkreiset werden. In den Russischen Ostseeprovinzen werden, mit Ausnahme der ihnen abgehenden Ortsgemeinden, alle diese stufenweisen Anstalten unter dem den Ungeweihten verwirrenden Collektivnamen der Diaspora verstanden. Diese Verwirrung vermehren noch die verschiedenen, ganz eigenthümlichen geistlichen Aemter und die außerordentliche Ausdehnung und eigenthümliche Gestaltung des Werks. Bei Publikation des Gnadenmanifestes vom 27. October 1817 zählte es in 144 Societäten über 30,000 Mitglieder, welche von mehr als vierzig Deutschen Geschwistern und von tausend Nationalarbeitern geleitet wurden. Diese Societäten sollen sich in der Folge auf 250 mit 50,000 Mitgliedern vermehrt haben. (Harnack, S. 272 u. 188.) Rechnet man dazu noch die den Kirchen wie Schwalbennester angebauten zweihundert Bethäuser (ibid. S. 6), so wird es klar, daß, wie von beiden Seiten erkannt, „das Werk der Brüdergemeinde sich selbst über den Kopf gewachsen ist." Ueber seinen Nutzen sind allerdings die Meinungen getheilt. Doch läßt sich wohl kaum läugnen, daß es von großem Segen gewesen ist: vorzüglich in einer Zeit, da dort, wie fast überall im vorigen Jahrhundert, das Wort Gottes theuer war und rationalistische Disteln und Dornen auf den Altären wuchsen; wie denn auch die Uebersetzungen der Bibel in die Esthnische und Lettische Landessprache von ihm ausgegangen sind.*) Den der Brüdergemeinde jetzt gemachten Vorwurf, daß sie ganz unberechtigt die Esthen und Letten „in eine separatistische Zucht, Pflege und Ordnung genommen haben" (ibid. S. 6), kann ich zwar weder durch einen kaiserlichen Ukas, noch durch ein Rescript des Rigaer Generalconsistoriums officiell widerlegen, wohl aber (nach dem Vorwort der Ev. K. Z. von 1852) durch das Beispiel des Kuhhirten Amos, dem der Priester Amazia verboten hatte, zu Bethel, weil des Königs Stift und des Königreichs Haus, zu weissagen, wenigstens mildern. Und daß die Sendlinge der Brüdergemeinde über die ihnen angewiesene Sphäre hinausgingen und in die der Lokalpastoren anmaßend sich eindrängten, dürfte wohl in der Schwierigkeit, diese beiden so nahe verwandten Wirkungskreise durch das starre Gesetz zu trennen, anstatt durch die apostolischen Gebote der Liebe und gegenseitiger Ehrerbietung mit einander zu versöhnen und darin eine mildernde Erklärung finden, daß diese Pastoren in ihren außerordentlich ausgedehnten Kirchsprengeln das ganze Arbeitsfeld oder einen großen Theil desselben willig solchen Gehülfen überließen. Unterdessen hat auch in jene Provinzen der Wind geweht und mit der durch ihn gewirkten Neugeburt vieler Geistlichen diesen die Bekenntnisse ihrer Kirche und ihre Amtspflichten zum lebendigen Bewußtsein gebracht. Dadurch und durch manche von der Brüdergemeinde selbst zugegebene Mißgriffe von Seiten ihrer Arbeiter und Nationalgehülfen, bei der erwähnten Ausdehnung des Diasporawerkes, ist denn der vorher nie ganz ruhende unglückliche Streit entbrannt, und die keineswegs auffallende Erscheinung, daß, bei den dortigen Massenbekehrungen zur Griechischen Kirche, „Vorbeter und Vorsteher des herrnhutischen Instituts mit zu den ersten Uebergetretenen gehörten" (Harnack, S. 332), hat ihn noch mehr entzündet. Auffallender aber ist es, daß Männer aus der Schule Schleiermacher's hierzu den Anstoß gegeben haben (ibid. S. 283). Bezeichnend und der Hoffnung zu gegenseitiger Versöhnung Raum gebend ist die Zusammenstellung der Brüdergemeinde mit Hagar, welche, nachdem sie über Sarah geherrscht, nun, da Gott diese fruchtbar gemacht habe, zwar nicht auszustoßen, aber in die ihr gebührende und von ihr immer im Munde geführte Stellung einer Gehülfin zurückzuweisen wäre (ibid. S. 328). Diese Hoffnung wird aber durch die folgende (ibid. S. 381) Empfehlung „des entschiedenen Bruchs mit dem herrnhutischen Institut" und durch den Machtspruch „ceterum censeo Carthaginem esse delendam" vereitelt.

Gern wende ich mich von diesem lokalen Streite ab, um, wie schon bemerkt, die durch ihn veranlaßten Anklagen der Brüdergemeinde im Allgemeinen und die ebenso treffliche, als speciell ganz beziehungs- und absichtslose Apologetik Plitt's als Vehikel meines Fragments zu gebrauchen.

Da komme ich zuerst auf die „moderne Union", deren „verzärtelten Liebling" Harnack schon im Vorwort (S. IX) die Brüdergemeinde nennt.

So wohlfeil es auch ist, diese, weil gemachte Union anzugreifen, so viel kostet es, einen solchen Angriff gegen die Union zu richten, welcher das Gebot des Herrn, daß sie Alle eins seien, wie der Vater in ihm und er in dem Vater, damit auch sie eins seien und die Welt glaube, er habe ihn gesandt, zum Grunde liegt. Eine solche Vereinigung führt keineswegs Absorbirung, Vermischung oder Auswässerung der den Partikular-Religionen und -Kirchen eigenthümlichen Lehren und Schätze herbei, sondern dürfte dieselben vielmehr insofern in ihrem Rechte und Ansehen befestigen helfen, als sie an ihnen nicht die Bande der Liebe zerschneiden läßt, welche alle Gläubige vereinigen. Werden nicht Manche derselben einer Kirche abgewendet, oder gar ganz entzogen, welche jene höhere Einheit aufgiebt oder wenigstens verdächtigt? Wenden sie sich nicht, des Streites müde, dem die unkirchliche Menge mit Schadenfreude zulauscht, der Mystik zu, in der ich zwar die wahre Union sehe, deren reiner Aether, weil auf manche Brust beklemmend einwirkend, aber Viele unter ihnen in den Mysticismus treibt, der, wie der Weichselzopf mit dem gesunden Leibe durch viele feine Adern und Fasern verbunden, nicht ohne Gefahr von jener getrennt werden kann? Und von dem Mysticismus in den Pantheismus? Das Bedürfniß dieser Union ist den Herzen vieler Gläubigen und ihrer aus den „Vorhofsleuten" bestehenden Trabanten, mit einer Tiefe eingewurzelt, die es dem Grafen Zinzendorf leicht machte, dieselben für seinen Versuch, eine solche Vereinigung zu verkörpern, zu gewinnen Wenn er sich auch wiederholt zur Augsburgischen Confession und

*) Doch sind nach Harnack (S. 17 u. f.) diese Uebersetzungen lange vorher, gegen das Ende des 17ten und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts, im Druck erschienen.

zwar zur ungeänderten bekannte, (ob er gleich einmal erklärte ihr nicht Schritt vor Schritt folgen zu können), so stand ihm doch neben, außer und auch wohl über derselben, das ökumenische Bekenntniß zu dieser Union: „Eine jede Religion, die Jesum Christum den einigen wahren Gott bleiben lässet, ist mit besonderer Behutsamkeit zu traktiren, damit keine Seele, die Jesum darinnen pfleget, unzeitig herausgezogen, durch eine Methode, die ihr nicht zupaßt, verwahrloset und aus einem Herzens-ein Maulchrist werde. Dieses ist eine göttliche cautel, darüber wir uns lieber allen latitudinarischen Schimpfnamen exponiren, als einen Schritt davon weichen sollen." In diesem „latitudinarischen" Sinne heißt es unmittelbar darauf: „Wir wollen diese Schätze" (der katholischen, reformirten und lutherischen Kirche, ja der Quäker und Mennoniten) „in besondern Ehren halten und nicht allein nicht disputiren, sondern jenen behüten helfen und uns selbst damit versehen. So erfüllen wir den Rath unserer Erzväter und halten ihre Weise und arbeiten mit ihrem Segen und haben Salz bei uns und Friede mit Jedermann." (Natur. Reflex. S. 43.) Dieses, nur wissenschaftlicher, logischer und mit minderer sprudelnden und Manche berauschenden Genialität ausgedrückt, ist der Grundgedanke, welcher sich, wie ein Goldfaden, durch die Schrift Plitt's htndurchzieht. Er sieht „in der äußern Vermannigfaltigung der Gemeine Gottes in Kirchen oder Kirchenabtheilungen (1. Cor. 11, 16)", so lange als die Grundeinheit des Geistes und im Glauben und in der Liebe bleibe, nicht einen Nachtheil, sondern einen Segen, weil in Gottes Hand ein Mittel „für die immer allseitigere und vollständigere organische Durchbildung der Menschheit zum ganzen Abbild der unerschöpflichen Herrlichkeit ihres Heilandes und Hauptes, Jesu Christi, in welchem die Fülle der Gottheit wohnt." (S. 10 und 11.) Er verlangt von einer jeden Kirche, nächst dem Bestreben, das Reich Gottes immer mehr in sich zu verwirklichen und in die finstern Gebiete der Welt zu verbreiten, dahin zu trachten, „mit allen andern Haushaltungen Gottes zur Vollendung seines Reiches sich immer mehr in dasjenige Einigkeitsverhältniß der Wahrheit und Liebe zu setzen, welches die verschiedenen Ordnungen und Gaben nicht aufhebt, sondern anerkennt, aber auch nie die unterschiedene Form zum Wesentlichen und Trennenden macht, sondern vielmehr über und in diesen Unterschieden die Einheit des Geistes bewahrt und baut." Oder „kurz zusammengefaßt: Jede Kirche muß durch Wort und That bekennen, daß sie nicht das Reich Gottes ist, aber ebenso durch That und Wort bezeugen, daß das Reich Gottes in ihr ist, indem sie sich bestrebt, dasselbe immer mehr zu verwirklichen, nach Innen und Außen, an Personen und Institutionen, gegen die Welt, wie gegen die Glaubensgenossen." Die Pflicht jeglicher Partikularkirche, sich das Eigene zu bewahren, anerkennend, setzt er doch über dieselbe die, „so viel von urbildlichem Gemeingut der Gesammtkirche nach der Schrift und von speciellen Gnadengütern anderer Sonderkirchen sich fortschreitend anzueignen, als sie für die Zeit und nach ihren Verhältnissen vermag und der Herr ihr verleihen will." Diese Pflicht veranschaulicht Plitt auf geistvolle und der individuellen Freiheit Raum gewährende Weise durch das Beispiel des einzelnen Gläubigen, welcher nur dadurch wahrhaft in der Heiligung wachse, „daß er auch von den Charismen seiner Brüder in Demuth und Dankbarkeit lernt und sich bereichert"; wie kein wahrer Christ von seinem Sohn und Zögling, nach dem Fleische oder nach dem Geiste, verlange, „daß er sklavisch nur in der Art und Weise des Vaters und Erziehers in Christo sich entwickele." S. 15—17.)

So hat also Harnack's oben angegebene Bezeichnung der Union, als den verzärtelten Liebling der Brüdergemeinde, eine gewisse Berechtigung; die ich auch der Behauptung Rudelbach's*), daß die herrnhutischen Tropen nur ein Sediment der falschen Unionsideen seien, nicht versagen kann. Damit ist aber eigentlich nicht viel und nur Das gesagt, einerseits, daß die Union in der Brüdergemeinde eine Pflegemutter, welcher sie so oft sehr bedurfte, gesucht und andererseits, daß das reine Wasser der Tropen jene Ideen als Bodensatz niedergeschlagen habe. Da nun die Brüdergemeinde die Hülfsbedürftige nicht von sich gewiesen und, ohne das reine Wasser auszugießen, nicht vermocht hat, den Bodensatz von ihr auszuscheiden: so ziehe ich aus diesen Gleichnissen und mehrjähriger eigenen Erfahrung das Resultat, daß sie, weil Union, die spätere gemachte Union befördert habe und noch befördere. Dadurch gewinnt die Thatsache, daß der größte Gegner der Union, der Prof. Scheibel, vor seinem Abgange von Breslau, seinen Gläubigen zur Pflicht machte, anstatt in dem „Babel" der unirten, in der Brüderkirche, als einer Philadelphischen Gemeinde, das Abendmahl zu nehmen, an dem Interesse des Kontrastes. Wie die Zurückweisung dieser Gläubigen von Seiten der Brüdergemeinde, in Befolgung des Gebotes Matth. 22, 21 nur nach einer Seite, auf dieselbe einen Schatten wirft, der — was eine falsche und schädliche Apologetik und eine unrecht angewendete Pietät gewöhnlich verkennen — eine jede Lichterscheinung begleitet und hebt, und wie diese Maßregel auf die Stimmung der Lutheraner gegen die Herrnhuter wesentlich eingewirkt hat.

Es fragt sich nun, wie die Brüdergemeinde ihren schönen, fügen wir hinzu, heiligen Unionsbegriff und -Beruf verwirklicht und erfüllt habe: ob durch Anerkennung des mannigfaltig Eigenthümlichen in der höhern Einheit, oder durch Neutralisirung jenes Eigenthümlichen in und vielleicht mit dieser Einheit. Harnack trägt in seiner polemischen Gereiztheit kein Bedenken, von beiden Fällen diesen und zwar in der letztgedachten schlimmsten Ausdehnung anzunehmen. Ihm ist die Brüdergemeinde „eine Kirche in der Kirche", die er, wohl des ehrwürdigen Spener's Begriffs der „Kirchlein in der Kirche" uneingedenk oder ihn verwerfend, „eine donatistische Separation unter dem gefährlichen Scheine einer vorgeschützten Uebereinstimmung mit dem Bekenntnisse der Kirche" nennt (S. 53), „ein kirchenzersetzendes und seelengefährliches Institut" (S. 173), die „Christuspartei" in 1 Cor. 1, 12 (S. 192) u. s. w. Sie habe

*) Histor.-krit. Einleit. in die A. C .1841. S. 80.

von der A. C. zwar nicht durch offene Erklärung, doch faktisch sich losgesagt (S. 191), von der Lutherischen Kirche Deutschlands auch eine äußere Trennung (S. 257) und „eine laxe Ansicht über Confessionsunterschiede" (S. 311) bewirkt.

Ich muß gestehen, daß ich, wenn ich auch in der Brüdergemeinde, und zwar in ihr allein, die von dem Heilande von seinem himmlischen Vater erbetene Union verleiblicht sehe, in den angeführten Stellen, von ihrer polemischen Salzsäure ausgewässert, Wahres finde. Ihre Behauptung, von so elastischer Bedeutung und so unbestimmter Tragweite, „Augsburgisch" zu sein, kam mir nie recht in den Sinn. Ich fand sie im Widerspruche mit der Wirklichkeit und ihrem ökumenischen Charakter; besonders, da ich die schöne, die Einheit mit der Mannigfaltigkeit versöhnende Einrichtung der drei Tropen antiquirt sah und von Bischöfen und Civilsenioren derselben nur auf Leichensteinen las. Da freute ich mich denn — ich hoffe mit allen Freunden der Wahrheit — über den von lutherischer Seite so sehr angefochtenen §. 5 des Synodalerlasses von 1848, in dem die Herrnhuter Das von sich sagen, was sie stets gewesen sind, und alle Angriffe an dem Schilde ihres, über die von ihnen nicht aufgegebenen Partikular-Confessionen erhobenen ökumenischen Bekenntnisses abgleiten lassen. Wenn sie unter diesem Schilde auch nicht Gnesiolutheraner bergen können, so nimmt er doch gewiß Lutheraner im weiteren und in dem Sinne auf, in welchem jetzt Tausende sich lutherisch nennen und Zinzendorf und Spangenberg lutherisch waren.

So scheint mir denn die von der Brüdergemeinde zu den Landeskirchen eingenommene schiefe Stellung, welche ihr so oft und auch in den vorliegenden Schriften vorgeworfen worden ist, einigermaßen in die gerade ausgeglichen zu sein. Wenn auch ich, dem es nicht auf das apologetische, sondern nur auf das historische Interesse ankommt, diesen Vorwurf theile und die Ausgleichung noch nicht für eine so höchst wünschenswerthe völlige ansehen kann, so verlangt doch das gleiche Interesse die Untersuchung, was jene Stellung herbeigeführt und diese Ausgleichung verhindert habe.

Ohne gegen Geschichte und Erfahrung das Auge zu verschließen, läßt sich nicht läugnen, daß das Einzel-, wie Gesammtleben oft eine fatalistische Verkettung auf dasselbe eindringender Umstände erfährt, welche es von der mit Absicht und Bewußtsein eingeschlagenen Bahn mehr oder weniger ablenkt und ihm die spätere Einlenkung schwierig, wenn nicht unmöglich macht. Ueber Individuen oder Körperschaften, welche dies erfahren, darf von Personen oder Gemeinheiten, die ihren Weg ungestört gehen konnten, vielleicht sogar auf demselben fremde Hülfsleistungen und Aufmunterungen erfuhren, nicht vermessen der Stab gebrochen, sondern muß das „wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest" bedacht werden. So ist es ausgemacht, daß die Brüdergemeinde vor den Staaten, zu denen sie in Beziehung, wenn auch nur in die einer geduldeten Sekte trat, namentlich vor Kursachsen, welches den Reformirten, wie den Katholiken erst mit dem Posener Frieden Religions- und Cultfreiheit bewilligte, unmöglich mit einer in drei Tropen, dem lutherischen, reformirten und mährischen Tropus, dargestellten Kirchenverfassung hätte auftreten können. Es blieb daher dem Grafen von Zinzendorf nur die Wahl, entweder die Reformirten und Mähren lutherisch zu machen, oder sein so schön begonnenes Werk aufzugeben, oder zu versuchen, den Staaten, denen es mehr auf das Summarische, als auf das Individuelle, mehr auf das Princip und die Form, als auf das Wesen ankam, in, nach dem Geschäftsausdruck, ostensibeler Weise Genüge zu thun. Gegen das erste Mittel sträubte sich das Gewissen der Mähren und der damals noch wenigen Reformirten gewiß mehr, als das des Grafen, welcher, wie bekannt, versucht hatte, dieselben der Lutherischen Kirche zuzuführen, wenn auch nicht lutherisch zu machen, und das andere Mittel wäre, weil ihn mit sich selbst in den stärksten Widerspruch versetzend, einem geistigen Selbstmorde nicht unähnlich gewesen. Daher wendete er das dritte Mittel an: indem er die drei Tropen mit dem Mantel der A. C. bedeckte. Dies kostete seinem Gewissen um so weniger, als das herrliche Bekenntniß in seinem materialen Princip und seinem hohen kirchlichen und staatlichen Ansehen zwei Jahrhunderte hindurch als der Grund und summarische Begriff der evangelischen Lehre angesehen worden war und in diesem Begriff, wenn auch in künstlicher Deutung und Ausleerung, selbst nach Ausstoßung der Kryptocalvinisten, unlutherische Lehren unter seinen Mantel genommen hatte und als Zinzendorf sich in jenem, aber nur in jenem Sinne zu ihm bekannte. „Die A. C." läßt Plitt (S. 196) den Grafen, aber ohne Angabe der Stelle, sagen, „ist bekanntlich kein System, sondern ein Bekenntniß aus dem Herzen und der heiligen Schrift und kann darum von allen Christen angenommen und approbirt werden." Leider aber hat diese Erklärung nie eine symbolische oder officielle Geltung, namentlich den strengen Lutheranern gegenüber, erhalten. Sie waren daher berechtigt, von den mitten unter ihnen lebenden Herrnhutern die Erklärung zu verlangen, ob und wie sie lutherisch oder Augsburgisch wären, und diese verpflichtet, sie ihnen zu geben. Dies geschah aber nicht, vielleicht im Hinblick auf die Diaspora, deren wenigste Glieder sie verstanden oder ohne Aergerniß zu nehmen, vernommen hätten. Die Erklärung erfolgte zwar, als ein Sieg der Wahrheit von mir freudig begrüßt, wie bemerkt, auf der Synode von 1848. Sie war indeß, bei der leidigen Gewohnheit der Brüdergemeinde nur leise aufzutreten, welche Gewohnheit freilich durch ihre complicirten Verhältnisse und durch den immer noch in vielen Staaten, namentlich in Sachsen, auf ihr lastenden Zwang ihre Erklärung findet, nicht durchschlagend genug, um die Wahrheit in ihr völliges Recht einzusetzen, jene schiefe Stellung ganz auszugleichen und den vielen Gegnern in dieser Beziehung auf immer Schweigen aufzuerlegen. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 18. August. № 66.

Die Brüdergemeinde.

Fragment eines Idioten.

(Schluß.)

Einen ähnlichen und parteiischen Richtern mit der gleichen Frage des Apostels Paulus den Mund zu stopfenden Fatalismus hat die Kirche Calvin's zwei Jahrhunderte vor der Entstehung der erneuerten Brüdergemeinde erfahren. Da er mir ein sehr wichtiges Moment zur richtigen, nämlich historischen, nicht apriorischen Beurtheilung derselben zu sein scheint: so glaube ich ihn in folgenden geschichtlichen Andeutungen angeben zu müssen, welche auszuführen und aus den ersten Quellen nachzuweisen, der Raum verbietet, ich aber bereit und vermögend bin.

Obgleich Calvin die A. C., angeblich im Sinne ihres Verfassers, unterschrieben hatte, so war doch in der späteren weder unter seiner, noch unter Beza's persönlicher Theilnahme entworfenen Französischen Confession von ihr nicht die Rede und der Reformator wirklich historisch genöthigt, während des Religionsgespräches von Poissy, seinen Gehülfen vor ihr, wie vor einer Brandfackel zu warnen, welche der Cardinal von Lothringen in die kaum entstandene Französische Kirche werfen wolle. Dafür mußte er von dem Superintendenten zu Ratzeburg, Conrad Schlüsselburg, „ganz teuflischer und verabscheuungswürdiger Gottlosigkeit" sich beschuldigen lassen. Ein ähnlicher, wenn auch gelinderer Vorwurf wurde von dem Leipziger Professor, Thomas Ittig, gegen das Französische Glaubensbekenntniß und auch gegen Beza ausgesprochen: daß nämlich der Ausdruck „Substanz" (des Leibes und Blutes Jesu Christi im A.-M.), welcher die substantielle Gegenwart anzuerkennen scheine, um „blauen Dunst" vorzumachen, gebraucht und zu einem andern, als dem Wortsinn „verdreht" und daher von den „redlicheren Schweizern" gemißbilligt worden sei. Die mit den „redlicheren Schweizern" des Leipziger Professors in diesem Punkte harmonirenden Calvinisten waren aber den Französischen Katholiken die von ihnen dem Flammentode unbarmherzig preisgegebenen „Sacramentirer", von welchen die Organe der Französisch-Reformirten Kirche und namentlich Beza die Ihrigen durch das Wort „Substanz" unterscheiden zu müssen glaubten; wie sie in gleicher Accommodation diesen Unterschied vor den Schweizern gern ignorirten, fallen ließen, auch wohl in einigen Synodalbeschlüssen der Willkühr anheimstellten. Calvin erklärte bei dieser Gelegenheit, die Franzosen würden mit unschuldigem Blute zu verschwenderisch umgehen, wenn sie dem ihnen von den Schweizern, besonders Bullinger, gegebenen Gesetze sich unterwürfen. — Zu einem noch weiteren Mantel, als für die drei Tropen der Brüdergemeinde, war die A. C. für Alle, welche sich von der Römischen Kirche getrennt hatten, gebraucht werden. Als der Prinz von Oranien seinen Einzug in Antwerpen hielt, rief das Volk: „Er bringt uns die A. C.!" Die Katholiken zerrissen aber bald den Mantel, bekämpften erst die Calvinisten mit Hülfe der Lutheraner und vertrieben dann diese, nachdem dieselben jene verjagt hatten. Der gröbste Mißbrauch wurde indeß mit dem herrlichen Bekenntnisse dadurch getrieben, daß man das Gewissen der Deutschen Soldaten, welche in den Dienst des Königs von Frankreich gegen dessen protestantische Unterthanen traten, damit beruhigte, daß sie ja nicht gegen die A.-C. kämpfen würden. Dies gelte so viel, schreibt Languet, der geistliche Sohn Melanchthon's, als hätten sie geschworen, nicht gegen die Indier zu fechten.

Auch die Deutschen Reformirten haben sich lange in den Asbestmantel der A.-C. gehüllt und hüllen sich, da die mit großem gelehrten Aufwande in unsern Tagen gewonnene Aufstellung einer Melanchthonischen, statt Deutsch-Reformirten Kirche dem Idioten viel zu hoch ist, zum Theil noch heute, da sie seiner doch nicht mehr als Schutzwehr gegen das Verbrennen bedürfen, in denselben ein. Desto mehr freue ich mich, den schon längst von mir gefühlten Widerspruch, Augsburgisch und reformirt sein zu wollen, endlich von einem reformirten Theologen (Sudhoff, Olevianus. 1857. S. 61 ff.) öffentlich zur Sprache gebracht und von ihm unsern lutherischen Brüdern das Recht, Augsburgisch zu sein, rein bewahrt zu finden. Schwieriger wäre allerdings eine solche Bewahrung von Seiten der Brüdergemeinde. Aber der Synodalbeschluß von 1848 giebt mir zu dieser Bewahrung und der aus ihr fließenden freieren und ihrem ökumenischen Charakter entsprechenderen Stellung der Brüderkirche gerechte Hoffnung.

Plitt erwähnt der schon bei den alten Brüdern, namentlich auf der Synode von Sendomir (1570), stattgefundenen Unionsbestrebungen. Sie sind ihm aber „schon am Anfang nur mit Noth zur Welt geboren, zu äußerlich und, dem Gesammtgeiste, namentlich lutherischer und reformirter Seits, nach, noch nicht nicht genug vorbereitet." Ebenso sind ihm „die Deutschen Be-

strebungen nach Einigkeit, von Theologen, wie G. Calixtus, und Staatsmännern, wie Leibnitz, im Bunde mit dem Preußischen Hofe, unter Jablonsky's Mitwirkung, viel zu sehr auf das Aeußere in Lehre und Verfassung gerichtet, als daß sie für wahre Geisteseinigkeit etwas hätten schaffen können": daher auch Spener nicht gern sich mit ihnen befassen gewollt habe. Es hätte „eines ganz freien, innerlich begründeten Bundes bedurft." Dieser ist unserm Verfasser der Zinzendorf's welcher „einen Bund schließen wollte, der Alles, was ein Gefühl vom Heiland hätte, ein-, Alles, was ihn nicht hätte, ausschlösse", dessen „innerlicher und geisteshoher Standpunkt" ihn auch vor dem Fehler bewahrt hätte, an welchem die meisten früheren und späteren Einigungsversuche gescheitert wären. „Er hielt sich streng an sein Gebiet, das des Geistes, des innersten Lebens in der Gottesgemeinschaft und der aus dieser mit innerer Nothwendigkeit hervorgehenden Grundüberzeugungen von Gottes freier Gnade, des Menschen Elend und Ohnmacht, seiner Grundverdorbenheit und dem in Christo vollbrachten Heil für alle Welt, mit einem Wort an den Consensus omnium Christianorum, wie er etwa im apostolischen Symbolum, einschließlich besonders Luthers Was ist das? zum zweiten Artikel, bekannt ist. In diesem Kernwort Luthers vornehmlich sah er die ewige Akropolis alles seligmachenden Glaubens ... Wie ihm an der äußern Union der beiden Evangelischen Kirchen so wenig gelegen war als Spener, so wollte er auch die Eigenthümlichkeiten des Genius einer jeden nicht vermischt sehen ... Die Brüderkirche ist eine Unionskirche, welche zwar eben darin ihren eigenthümlichen Tropus hat, aber dessen wahre Berechtigung dadurch lebendig erweiset, daß sie die untergeordneten confessionellen Verschiedenheiten ihrer einzelnen Mitglieder oder Gemeinen nicht stört, und es meidet, durch subtile Begriffsbestimmungen das Leben zu verdrängen und den Eigensinn zu reizen." (S. 165, 166 u. 196—198.) Indem der Idiot sich aus voller Ueberzeugung zu dieser Union bekennt, wie er sie hier und an vielen andern Stellen des trefflichen, eine fühlbare Lücke in unserer protestantischen Litteratur ausfüllenden Buches motivirt findet, möchte er im Interesse der Wahrheit alle wirklich und nicht bloß im Streite bekenntnißtreuen und als solche unter der Zucht des Geistes stehenden Lutheraner auffordern, sich über dieselbe zu äußern.

Allerdings wird auch hier dem Gefühle eine entscheidende Bedeutung und so Denen ein Anstoß gegeben, welche ihm nur einen sinnlichen Grund unterlegen, wie es auch in der sogenannten „Sichtungszeit" der Brüdergemeinde einen solchen hatte und wohl noch jetzt bei Einigen ihrer Glieder ihn haben mag. Der Anstoß schwindet aber, wenn man, wie Spr. 28, 26 so die Nothwendigkeit erkennt, daß die objective Lehre flüssig werde und sich so in all' unser Wesen, also auch in dessen Mittelpunkt — das Herz — ergieße. Diese Nothwendigkeit erkennt die Brüdergemeinde mit der Wahrheit jenes biblischen Ausspruchs; nach ihrer von ihr selbst längst schon verurtheilten Sichtungsperiode, deren Erwähnung von einem so wohl unterrichteten Schriftsteller, wie Harnack, wohl zu erwarten gewesen wäre.

Der von mir schon über Gebühr in Anspruch genommene Raum läßt mich über den von Harnack ganz natürlich an vielen Stellen (S. 338, 344 u. s. w.) angefochtenen Gebrauch des Looses mit der Bemerkung hinweggehen, daß dasselbe schon von dem Hessischen Reformator, Franz Lambert, vorgeschlagen, in unsern Tagen aber, von „einem Heiligen der Protestantischen Kirche" (nach Hase, K.-G. Aufl. 6, S. 523), nämlich dem Pfarrer Oberlin im Steinthale, wirklich angewendet wurde. Das das Loos noch mehr begründende, gleich angefochtene (Harnack, S. 192—194) Aeltestenamt des Heilandes (über welche, wie über jenes, ich eine Belehrung bei Plitt vermisse) hat kürzlich in der Gemeinde selbst — und zwar von einem durch die Unitäts-Aeltesten-Conferenz zur Synode von 1857 amtlich Berufenen — einen starken Angriff erfahren, der aber bald spurlos verschwunden ist. Rechnet man zu ihm viele andere Prüfungen, Erschütterungen und Stürme, welche in diesem Jahrhundert von außen und innen über die Gemeinde ergangen sind, namentlich die so ganz veränderten Communal- und Ortszugehörigkeitsverhältnisse, die es den Ortsgemeinden unmöglich machen, die kirchlich Ausgeschlossenen auch örtlich auszuschließen, den Verlust all' ihrer, ihrer innern Verfassung nahe verwandten, wenn nicht mit ihr verwachsenen Privilegien (wie z. B. der Befreiung vom Militairdienste) und ihren, durch die außerordentlich in der Nähe einer jeden Ortsgemeinde vermehrte Handels- und Gewerbe-Concurrenz verminderten, wenn nicht ganz erschütterten äußern Wohlstand, bei doch hier, wie überall, zugenommenen Bedürfnissen und verminderter Genügsamkeit und Einfachheit des Lebens*); erwägt man, daß sie nicht mehr, wie u. A. von Moser im vorigen Jahrhundert, für eine Brandmauer gegen den allgemeinen Unglauben angesehen werden kann und ihr jetzt oft gerade ins Gesicht gesagt wird, daß sie, nach der Erfüllung dieses ihres schönen Berufes, nun in den Ruhestand versetzt zu werden verdiene. Bringt man dieses Alles, mit vielen andern ungünstigen Veränderungen, welche die Brüdergemeinde wohl bewegt, nicht aber gebrochen haben, in Anschlag: so gelangt man dazu, ihr eine Lebenskraft zuzuschreiben, die, wenn auch oder vielmehr weil elastisch, sehr stark ist. Sie ist vielleicht gerade durch diese Veränderungen geweckt worden: indem sie sich u. A. in der jüngeren Generation und deren Aus- und Abstoßen mancher Einrichtungen und Gewohnheiten äußerte, welche eine gewisse geschichtliche Pietät und die von einer licht- und glanzvollen Zeit und ihrer Träger gebliebenen Schatten erhalten hatten, in welchen Schatten es sich, wie in unsern Nachmittagspredigten, gar süß schlummerte. So ist, in Betreff des von Harnack (S. 347) erwähnten Seligpreisens der Ver-

*) Georg Schmidt, welcher, nach seiner 6jährigen Gefangenschaft in Mähren, 6 Jahre als Missionar unter den Hottentotten ohne Gehülfen in Segen gearbeitet hatte, „dessen Tagebücher 6 Jahre lang (1738—43) die Würze der Gemeintage gewesen waren", nährte sich in Niesky von Tagelöhnerarbeit, „ohne die Erleichterungen annehmen zu wollen, die ihm angeboten wurden." (Schrautenbach.)

storbenen in der Osterlitanei, auf der Synode von 1848 (freilich mit der gewöhnlichen leidigen Vorsicht) versprochen worden, „die Stellen, wo die Namen der Verstorbenen anzuführen sind, so einzurichten, daß alle Bedenken, wegen deren Seligsprechung oder Verdammung .... wegfallen." Vorher schon hatte ich die Freude, das christliche Wahrheitsbewußtsein eines theuern Mannes an einem Ostermorgen dieses mir stets anstößige Seligpreisen von der Bedingung, daß die Abgelesenen im Glauben gestorben wären, weniger vorsichtig und auch nicht ohne Anstoß bei Einigen des älteren Geschlechts zu erregen, abhängig machen zu hören. Dieser und ein anderer der Spekulation sehr, nach Manchen zu sehr ergebener Mann sind nach einer Erweckung unter der lernenden und studirenden Jugend von derselben als die gesegneten Werkzeuge dieser Bewegung dankbar genannt worden. So wird die unbestrittene Succession des Geistes der zweifelhaften äußeren wenigstens nicht mehr an die Seite gestellt. So habe ich zum Lehramte bestimmte oder sich selbst bestimmende Männer demselben ohne allen eigentlichen Lehr- oder Symbolzwang entsagen und mit andern Gliedern der Brüdergemeinde dieselbe freiwillig verlassen sehen; da diese wie jene in ihr eine sie beengende Luft einathmeten.

Der Klage Harnack's (S. 253): „Muß nicht die Kirche in den Augen der Societätsglieder sinken, wenn sie Solchen fortfährt, die Gnadenmittel darzureichen, welche die Societät als aus der Gnade Gefallene feierlichst aus ihrer Mitte ausgeschlossen hat?" kann, obschon gegen die Ansicht, daß die aus der Societät Ausgeschlossenen von der Brüdergemeinde als aus der Gnade Gefallene angesehen werden, protestirt werden muß, allein von dem Standpunkte der großen Kirche betrachtet, nicht die Berechtigung versagt werden. Sie würde aber, wenn dieser Standpunkt als der höchste gelten sollte, mit dem oben erwähnten Endurtel ceterum censeo etc. zusammenfallen, die völlige Vernichtung des Instituts der Brüdergemeinde und die Verwandelung jeglicher Ortsgemeinde in ein gewöhnliches, ja vielleicht unter das Gewöhnliche gesunkenes Dorf herbeiführen. Sollte dies auch von der großen Kirche als gleichgültig, ja wohl gar als ein Gewinn angesehen werden, so würde doch diese Ansicht durch eine andere, gleich unausbleibliche Folge gründlich widerlegt werden. Daß nämlich das in der großen Kirche nothwendig unbefriedigt gelassene mächtige Bedürfniß jenes Gemeinschaftssegens viele Gläubige aus der ihr doch wenigstens nicht feindlichen Brüdergemeinde den Sekten zu- und ein für sie (jene Kirche) noch schlimmeres Verhältniß herbeiführen würde. Dieses möchte ich allen Bekämpfern der Brüdergemeinde zur Beherzigung empfehlen.

Auch die harten Beschuldigungen Harnack's, daß „die armen, unter Menschensatzungen geknechteter Seelen .... nur gewohnt sind, sich vorbeten zu lassen ...., nicht aber selbst zu beten; woher denn die Hausandacht bei den wenigsten Gliedern der Societät mehr in Gebrauch ist", daß „Herrnhut den Sinn und die Liebe für die Hausandacht habe zerstören helfen" (S. 246 u. 374 f.) vermag ich nicht zurückzuweisen. Ich sehe den Grund

davon, außer in einem gewissen Mißtrauen gegen individuelle Glaubensregungen, in der ausgedehntesten Art und Weise, auf welche die Brüdergemeinde das Bedürfniß der Erbauung gleichsam ex officio, befriedigt. So bekämpft sie mit gewohnter stillen, aber oft um so mächtigeren Polemik die armen Conventikel, diese nothwendigen Mittelglieder zwischen der häuslichen und kirchlichen Andacht, diese einzigen Mittel, das freie christliche Gesellschaftsbedürfniß zu befriedigen und die von dem Apostel Paulus so oft empfohlene Gabe der Weissagung zu üben *) und reicht so ihren Gegnern die Hand (Harnack S. 356). Doch unterscheidet sich auch in diesem Punkte das jüngere Geschlecht von dem ältern.

Trotz der maßlosen Ausdehnung dieses Fragments, könnte ich es, bei dem mir gebliebenen Stoffe, noch bedeutend weiter ausführen. Ich schließe es daher mit dem aufrichtigen Wunsche, durch dasselbe die Aufmerksamkeit auf die angezeigten Schriften und — mir noch weit lieber — auf den Gegenstand selbst gelenkt zu haben. Er ist ein so wichtiger, daß mein Wunsch noch weiter geht, nämlich nach einer wirklichen, uns noch ganz fehlenden Darstellung der Brüdergemeinde, nicht im ascetischen, polemischen, apologetischen und noch weniger, im leidigen ihr selbst schädlichen panegyrischen, sondern allein im christlich-historischen Interesse, wozu ein Material vorliegt, weit reichhaltiger, als es viele Gelehrte glauben mögen. Es scheint mir auch zu den vielen Widersprüchen, denen wir im Leben begegnen, zu gehören, daß Theologen die Hochschule mit Kenntniß der alten Gnostiker, nicht aber eines Instituts verlassen, mit dem ihr Beruf sie voraussichtlich in oft recht nahe Berührung führen wird.

Am 9. künftigen Monats begeht die Brüdergemeinde die Säcularfeier des Todes des Grafen von Zinzendorf, gewiß ohne uns in öffentlichen Blättern zu einer Theilnahme an derselben aufzufordern. Obgleich kein Freund solcher Feste und derselben gerade jetzt herzlich müde, glaube ich doch, daß der Mann, dem im philosophischen Jahrhundert von Kind an ein Feuer in den Gebeinen brannte, die ewige Gottheit Jesu Christi zu verkündigen und der dasselbe in seinen über den Erdboden verbreiteten Anstalten zurückgelassen hat, auch jetzt noch, da es ohne ihn an vielen andern Orten brennt, eine durch alle alte und neue polemische Scheidewände dringende Theilnahme verdiene. Und daß dieselbe, nicht in Enthüllung aufgerichteter Denksäulen, noch in Festreden, Aufzügen und Glockengeläute, sondern in dem prunklosen Bemühen, über diesen Mann und sein Werk zu einer umfassenderen Kenntniß zu gelangen, sich ausspreche, ist der gewiß nicht unmäßige Wunsch des Idioten.

Am 16. April 1860.

---

*) Der Idiot verweiset, selbst auf die Gefahr der Zusammenstellung mit dem den eignen Namen ausrufenden Kukuk, auf seinen Aufsatz „über Conventikel" in Nr. 84—87, 1842 dieser Zeitung.

Die Vertretung von Oben oder von Unten?

Zur neuen kirchlichen Gemeindeordnung.

In Betreff der neuen kirchlichen Gemeindeordnung scheint ein Hauptbedenken bisher nicht genügend zur Sprache gebracht zu sein, obwohl dasselbe den Kern der Anordnung und diejenigen Fäden betrifft, durch welche sie auf das Engste mit den politischen Parteikämpfen unsrer Zeit in Beziehung steht. Wenn der neue Gemeinde-Kirchenrath nach §. 4 des Allerhöchsten Erlasses vom 27. Februar d. J. die Bestimmung hat, die Kirchengemeinde in ihren inneren und äußeren Angelegenheiten zu vertreten, so muß zunächst daran erinnert werden, daß die Bestimmung in dieser Ausdehnung **neu** ist. Die Grundzüge von 1850 erwähnen der Vertretungspflicht des Gemeindekirchenrathes nur in Rechtsangelegenheiten, die das Vermögen betreffen, in den Verhandlungen über das Patronat, in den Beziehungen zur Schule und auf der Kreissynode. Jetzt ist das Princip der Vertretung allgemein und unbedingt zur Geltung gelangt, wenigstens allgemein und unbedingt bekannt, so daß, wo die Rechte der bisherigen kirchlichen Organe beschränkend gegenüberstehen, dies als eine die Entfaltung des Princips der Repräsentation hemmende und folglich nur als Ausnahme zu betrachtende und zu duldende Erscheinung dasteht. Wir erlauben uns daran zu erinnern, was wir über dieses Princip bereits vor zehn Jahren aussprachen. Wir sagten*):

„Die christliche Kirche steht und fällt mit dem göttlichen Princip

der Repräsentation von oben,

wie solches in jedem Vater, Richter, König und Priester von uns täglich und leibhaftig als das lebendigste und fruchtbarste, ja das allein wahres Leben schaffende, geschaut werden kann."

Und ferner: „Die Repräsentation von oben schließt eine Organisation der Gemeinde nicht aus, sondern ein. Der wahre König ist nur dann ein Vater seines Volks, wenn ein jeder Vater im Volk zugleich König seines Hauses ist, d. h. der König kann nur dann den vollen Segen seines göttlichen Amts entfalten, wenn das Volk bis in jedes Haus hinein jeden Abglanz des königlichen Amtes heilig hält und alle Pflichten dieser mannigfachen Aemter treulich übt, das ganze Volk also königlich organisirt ist. So ist der Geistliche nur dann ein ächter Priester seiner Gemeinde, wenn ein jedes Haus seinen Priester hat, der Fürbitte, Gebet und Danksagung vor Gott bringt und dem Nachbar in diesem Geist Handreichung thut. Eine solche priesterlich organisirte Gemeinde wird dem geistlichen Amte, durch welches allein die Gemeinde — wie Professor Richter sagt — erst zu ihrem Begriff gelangt, eine gute Schaar treuer Helfer und Säeleute bieten und es wird ganz natürlich die Gleichheit zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde sich anbahnen, die in der gleichen Heiligung wurzelt. Eine solche Gemeinde organisirt sich wie von selbst, weil die organischen Glieder des Einen Leibes, die organischen Kräfte vorhanden sind, und ihre Regung und Bewegung nicht anders als in organischen Formen denkbar ist. Dagegen wäre es sehr verfehlt, die Träger des Lebens in der Gemeinde zu betrachten als Bevollmächtigte derselben, als ihre Vertreter und Vollstrecker ihrer Aufträge, als handelnd in Allem, was sie thun, nicht im Namen und Auftrage des Herrn der Kirche, sondern im Namen und Auftrage derer, die ihre Mitknechte sind, vielleicht gar nur äußerlich in der Kirche stehen, in der That aber draußen. Dieser Verkehrung des natürlichen, im Reiche Gottes allein zulässigen Verhältnisses macht sich nun leider die neue Gemeindeordnung, machen sich auch die Motive schuldig, indem sie eine Repräsentation der Gemeinde zu schaffen für ein dringendes und unabweisbares Bedürfniß erklären und diese Repräsentation in analoger Weise mit der Staatsverfassung oder bürgerlichen Gemeindeordnung von unten durch Wahlen, durch Auftrag der zu vertretenden Gemeinde entstehen lassen. Dies ist, wir möchten sagen: ein Riesen-Irrthum unserer Zeit, daß wir diese Repräsentation von unten für die allein wahre Repräsentation halten, diese Repräsentation, welche, wenn auch unter Cautionen, doch stets ein Werk mechanischer Majoritäten, ein Werk des geistlosesten aller geistlosen Hebel, und nicht ein Werk des Geistes, geschweige denn des Geistes Gottes ist, der in der Gemeinde Gottes allein Bürgerrecht und Stimmrecht ertheilt. „„Es ist eine einfache Wahrheit"", sagen die Motive, „„welche die Gegenwart um einen theuren Preis erkauft hat, daß die Verfassung niemals das Werk der in mechanischer Weise entscheidenden Majoritäten, sondern die Frucht des sachverständigen Einsehens sein soll."" Es ist eine einfache Wahrheit, setzen wir hinzu, die unsere Zeit mit keinem zu theuren Preise erkaufen könnte, wenn sie ihr nicht längst frei geschenkt und zur fruchtbringenden Nutzung hingegeben wäre, daß keine Repräsentation von unten in der Kirche Christi als rechtmäßig und zulässig gelten darf, sondern daß alle und jede Regung der Gemeinde von dem Geist, dem heiligen Geist ausgehen muß, welcher zu jedem Thun die Vollmacht und Salbung ertheilt. Das ist die Repräsentation von oben, deren Reste bei uns in dem geistlichen Amte, in den kirchlichen Behörden und in dem Träger der letzteren, der landesherrlichen Kirchengewalt, vorhanden sind, und deren Schwächung den Ruin, deren Stärkung und Pflege das fernere Gedeihen der evangelischen Kirche zur Folge haben wird."

Dem Bedenken, welches hier und anderwärts zur öffentlichen Besprechung gezogen war, ist Seitens des Kirchenregiments die Begründung abgesprochen worden. Der Erlaß des Evangelischen Oberkirchenraths an die Königl. Consistorien vom 7. März d. J. sagt darüber:

„Ein grundsätzliches Verwerfen des Wahlprincips aus dogmatischen Gründen konnte ebenso wenig als schriftmäßig begründet

*) Ev. K. Z. 1850. S. 755.

anerkannt werden, wie das Verlangen einer an keine Vorschlagsliste gebundenen Gemeindewahl als eine absolute und unerläßliche Rechtsforderung. Die Bestimmung über das Maß und die Art der Betheiligung der Gemeinde blieb daher, wie im Jahre 1850, lediglich von Gründen der Zweckmäßigkeit abhängig, und hat dieselbe hiernach ihre Erledigung gefunden. Die weitere Entwickelung aber bleibt einer künftigen Revision der kirchlichen Gemeindeordnung unter Mitwirkung der Synode vorbehalten."

Wangemann (Monatsschrift für die Evangelisch-Lutherische Kirche Preußens, Mai 1860, S. 222) tritt dieser Ansicht des Kirchenregiments bei, ja er preist es als einen Vorzug, daß eine Betheiligung der „mündiger werdenden" Gemeinde, welche nicht blos der falsche Zeitgeist, sondern der Gesammtzustand der Gemeinde-Entwickelung erheische, zur Documentirung eines Gesammtwillens möglich werde, da bisher die Gemeindeglieder meist nur als Einzelne dem Amt und den Behörden gegenüber gestanden hätten; darin habe ein nicht geringes Moment zu ihrem innerlichen Ersterben und Erstarren gelegen. In dem Juli-Heft kommt W. hierauf zurück und bekennt sich, S. 345, abermals für die principielle Nothwendigkeit einer kirchlichen Repräsentation der Gemeindethätigkeit, die der Lutherische Kirchenbegriff fordere. „In der Katholischen Kirche erscheint die Gemeinde als Produkt des Amts — daher nur das Amt, das bischöfliche, wie das pastorale, organisirt; — in der Reformirten Kirche erscheint das Amt als Produkt der Gemeinde, daher die Gemeinde auf Kosten des Amts organisirt. Nach lutherischer Anschauung sind Amt und Gemeinde in organischer Verbindung mit einander gleich unmittelbar vom Herrn gesetzt, daher mußten Amt und Gemeinde auch mit einander organisirt sein. Daß dies nicht oder in sehr unvollkommener Weise geschehen ist bisher, war ein tiefer Schaden Lutherischer Kirchenentwickelung. Daß ein Versuch zur Abhülfe gemacht wird, kann ich principiell nicht mißbilligen, so mangelhaft auch der vorliegende sein mag." W. bezeichnet diesen Punkt als den einzigen einer wirklichen Differenz zwischen sich und einzelnen Vereinslutheranern.

Indem wir nun näher hierauf eingehen und zu prüfen versuchen, welche Bedeutung es für die Lutherische Kirche in Preußen, ihren Bestand und ihre Zukunft innerhalb der Landeskirche hat, daß die neue Gemeindeordnung eine Repräsentation der Gemeinde von unten ins Leben ruft, bemerken wir zunächst, daß die Cautionen, unter denen diese Repräsentation durch Wahl von unten der Regel nach gebildet werden soll, den Charakter dieser Vertretung zu ändern weder bestimmt noch geeignet sind; denn das geistliche Amt kommt, wie wir das ebenfalls bereits vor 10 Jahren ausgeführt haben, bei diesen Cautionen durchaus nicht zu seiner ihm gebührenden Geltung, abgesehen davon, daß diese Cautionen, sobald man einmal mit Wangemann die Gemeinden als „mündiger werdend" und die Documentirung des Gesammtwillens der Gemeinde durch die Bildung eines sie vertretenden gewählten Ausschusses bedingt anerkennt, in sich, dem Strome dieser Richtung gegenüber, ohne Halt und Kraft sind, und ihm daher nothwendig bald zum Opfer fallen müssen. Erklärt doch der Cultusminister in Betreff der für nöthig erachteten Conservation der bisherigen Kirchenvorstände und deren Wirksamkeit schon jetzt (Monatsschrift l. c. S. 216), daß der Grundsatz, wonach dem Gemeinde-Kirchenrathe die Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten in ihrem ganzen Umfange gebühre, an sich als richtig anzuerkennen, doch ohne eine vorgängige tief eingreifende Veränderung bestehender Rechtsverhältnisse nicht zu bewirken und daher zur Zeit davon Abstand genommen sei. Wie viel mehr wird man den Anspruch auf freie Wahl der Gemeinden, den der Evangelische Ober-Kirchenrath nur nicht als eine „absolute und unerläßliche Rechtsforderung" angesehen wissen will, bei der von ihm selbst bereits in Aussicht gestellten Revision und Weiterbildung, „unter Mitwirkung der Synoden", zur Geltung kommen und die Cautionen fallen lassen müssen, welche als eine Trübung und Hemmung des Repräsentationsprincips, als eine die Verfälschuug des Gesammtwillens der Gemeinde bezweckende Fessel, von allen Anhängern der falschen Repräsentationslehre empfunden werden müssen, mögen sie nun dem gewöhnlichen Fanatismus dieses „kräftigen Irrthums" bereits verfallen sein oder nicht.

Die Cautionen lassen wir also billig bei der Prüfung des der Lutherischen Kirche einzuimpfenden Princips dahinten und wenden uns zu diesem selbst. Man behauptet nun freilich, das Princip sei nicht unlutherisch. Wangemann (S. 223) beruft sich auf die in der Lutherischen Kirche sich häufig findende Wahl des Geistlichen durch die Gemeinde und der Ev. O. K. R. (S. 206) weist auf die Kirchenordnungen für die Mark Brandenburg (1573), Preußen (1568) und Pommern (1563) zum Beweise dafür, daß das Bedürfniß, dem die neue Gemeindeordnung begegne, schon im 16. Jahrhundert durch die Ev. Kirchenordnungen deutlich bekundet sei. Allein was die Wahl der Pastoren betrifft, so ist bei derselben von einer Repräsentation der Gemeinde gar nicht, sondern nur von einer Function dieser selbst in allen ihren stimmfähigen Gliedern die Rede. Diese, wenn auch meist nur in dem Recht jedes Gemeindegliedes, gegen den erwählten Geistlichen Einreden vorzubringen, ist in der Lutherischen Kirche allerdings anerkannt. Sie ist aber von einer Repräsentationswahl wesentlich verschieden. Das Unlutherische der Repräsentation von unten liegt, um es kurz zu sagen, nicht

in dem Oeffnen, sondern in dem Verschließen des Mundes der Gemeinde, nicht darin, daß diese sich regt, sondern darin, daß sie sich in diesen ihren Lebensregungen auf einzelne Wahlacte beschränkt und damit selbst das Recht sich zu regen auf den Gewählten in allen inneren und äußeren Angelegenheiten überträgt. Dies ist der Kern der Repräsentation, dem Zwecke dienstbar, möglichst leicht mit der Gemeinde verhandeln, ihren Gesammtwillen möglichst schnell feststellen, diesen selbst aber möglichst sicher leiten zu können. Dieser für die äußeren Angelegenheiten sehr anerkennenswerthe Zweck hat in Betreff der interna das gewichtige Bedenken gegen sich, daß diese interna Dinge sind, für welche jedweder vor Gott selbst einzustehen hat, die er nicht durch Vollmachtgebung erledigen kann, auch nicht für Andere in Folge einer Vollmacht erledigen darf, sondern in denen jedweder durch eigenen Entschluß seine Pflicht zu erfüllen hat. Die Hypothese, daß man in dem Beschluß der Repräsentation wirklich den Beschluß der repräsentirten Gemeinde habe, ist überall da nicht zutreffend, wo der Beschluß Fragen betrifft, die nur in Bezug auf das eigene Herz und Gewissen beantwortet werden können. Wir wollen das an einigen Beispielen erläutern. Wenn die Gemeinde sich über die Annahme der Union entscheiden soll — und diese Frage wird sicher nach Einführung der Gemeindeordnung bald an alle Gemeinden herantreten, die der Union noch nicht beigetreten sind — so handelt es sich bei dieser Entscheidung um eine der innersten Bekenntniß- und Gewissensfragen. Diese kann und darf ich nur für mich selbst beantworten; ich kann und darf aber nicht Namens einer Gesammtheit sprechen, kann und darf auch nicht einem Anderen überlassen und ihm das Recht geben, für diese Gesammtheit, also auch für mich aufzutreten. Wenn es sich um Herstellung des lutherischen Ritus bei dem Sacrament des Altars handelt, so ist das wiederum eine tief innerliche Bekenntniß-Angelegenheit, in Bezug auf welche jedes Gemeindeglied eine Verantwortung auf sich hat. Dieser Verantwortung kann und darf ich nicht dadurch glauben genügt zu haben, daß ich vielleicht Jahrzehnte vorher an der Repräsentantenwahl Theil genommen und hierbei nach bestem Gewissen gestimmt habe; vielmehr kommt es hier auf meines eigenen Herzens und Gewissens persönliche Stellung und Entscheidung, auf Rechte an, die nie und nimmermehr übertragen werden können. Diese Entscheidung kann und darf ich nur für mich selbst und nicht Namens der Gesammtheit abgeben. Kurz die interna der Kirche sind Dinge, die eine Repräsentation schlechthin ausschließen, d. h. eine solche Repräsentation, die auf Wahl aud Vollmacht ruht. Dagegen werden sie mit Recht geordnet auf dem Wege der Autorität des Amtes, indem das geistliche Amt, durch welches die Gemeinde — wie Herr Geh. Rath Richter einst sagte — erst zu ihrem Begriff kommt, der Gemeinde für alle inneren Fragen den Stern und Lichtpunkt bildet, an welchen das einzelne Gemeindeglied sich naturgemäß anschließt, dem es folgt und auf den es als den gottgeordneten Quell der Belehrung und Erleuchtung hinschaut.

Dieser in der Lutherischen Kirche in seiner Bedeutung für die gesunde Entfaltung des christlichen Gemeindelebens erkannte und anerkannte Einfluß des geistlichen Amtes erzeugt und gestaltet die Repräsentation von oben, bei welcher der Hauptaccent nicht auf die äußere Wahl und Vollmacht, sondern auf die innere — wenn auch stillschweigende — Zustimmung jedes einzelnen Herzens und Gewissens zu dem Thun und Lassen des Amtes gelegt, bei welcher Jedwedem freigegeben wird, zu dissentiren und seinen Dissens zu verfolgen, der Consens aber allezeit als die natürliche Frucht der Autorität des Amts vorausgesetzt wird bis zum Beweis des Gegentheils. Diese Repräsentation von oben, bei der die Gemeinde durch den Geistlichen vertreten wird und dieser in ihrem Namen redet, hat Art. 28 der Augustana für sich, ja, wie dieser Artikel bezeugt, das Wort des Herrn selbst, Luc. am 10.: „Wer euch höret, der höret mich."

Daß die Lutherischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts, und namentlich die oben bezeichneten, das Bedürfniß einer Repräsentation der Gemeinde anerkennen und bekunden, muß entschieden in Abrede gestellt werden. Sie kennen und bezeugen das Bedürfniß, gottesfürchtige und verständige Männer aus der Gemeinde an der Verwaltung des Kirchenvermögens und der Armenpflege zu betheiligen, und auf diesem Wege die geeigneten Kräfte in dem Dienst der Kirche zu verwenden. Von einer Vertretung der Gemeinde, geschweige denn von einer alle inneren und äußeren Angelegenheiten derselben umfassenden Vertretung, wissen sie so wenig etwas, daß wohl mit Recht behauptet werden kann, ein solcher Gedanke lag gänzlich außerhalb des Gesichtskreises, dem diese Kirchenordnungen entsprungen sind. Dieser Gedanke wurzelt so tief in dem reformirten Wesen und insbesondere in der reformirten Auffassung des Verhältnisses der Gemeinde zum geistlichen Amt, daß er außerhalb dieser Vorstellungen gar keine Wurzeln hat und zu einer Existenz nicht gelangen kann.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus dem Königreich Hannover.

Als ich der Ev. K. Z. im Januar d. J. die betreffende, in Nr. 16 abgedruckte Mittheilung über den bisherigen Verlauf und Stand der Katechismus-Angelegenheit unseres Landes machte, geschah das einer Seits unter dem lebhaften Gefühl des Nothstandes, wohin wir durch die bisherige Verzögerung der endlichen Erscheinung des so sehnlich erwarteten Buches gerathen waren, anderer Seits unter dem Drucke einer völlig verdunkelten Aussicht auf die weitere Förderung des Werkes.

Bereits im Januar 1859 hatte die große Commission ihren Auf-

trag vollendet, der neue Katechismus war in einer schließlichen Redaktion dem Ministerio überreicht; wenige Wochen nachher war die Arbeit privatim und vertraulich von Seiten des Ministers einem von diesem besonders geschätzten Geistlichen des Landes vielleicht zu seiner eigenen besseren Orientirung überreicht — (hieraus wohl war das Gerücht erwachsen, daß das Ministerium neben den competenten Behörden auch einzelnen Männern — Pädagogen sagte und druckte man — die Arbeit zur Begutachtung übergeben habe) — und dann mit dessen Erwiderung an die verschiedenen Consistorien und die theol. Fakultät versandt.

Hatte man diese Uebersendung des Katechismus an sämmtliche Consistorien, welche übrigens in den kirchenrechtlichen Verhältnissen des Landes seinen gebietenden Grund haben wird, zur abermaligen Begutachtung überall nicht erwartet, so waren seitdem viele Monate verlaufen, ohne daß man das Geringste von einer weitern Förderung der Sache hörte. Daher der schwere Druck, welcher auf allen treuen Dienern der Kirche und Schule um so schwerer lastete, als seitdem ganz unerwartet in dem benachbarten Herzogthume Braunschweig ein von dem Consistorialrathe Erneſti herausgegebener Kathechismus ohne alle Weiterung in Kirche und Schule eingeführt worden war.

Indessen, wenn uns Hannoveranern nachgesagt wird, daß wir als ächte Niedersachsen zwar langsam, aber desto sicherer gehen, so war es auch hier der Fall und ich kann Ihnen heute viel freudiger schreiben.

Die Consistorien, deren wir, da bei uns auf kirchlichem Gebiete gottlob noch keine durchgreifende Organisation stattgefunden hat, in Gemäßheit der allmähligen Conglomeration der einzelnen Landestheile von einem Herzogthum, durch ein Churfürstenthum zu einem Königreiche fünf von sehr verschiedenem Umfange zählen, darunter das zu Hannover die sämmtlichen sogenannten alten Provinzen und das Fürstenthum Hildesheim etwa $\frac{3}{4}$ des ganzen Landes umfaßt und zur Zeit neben dem Präsidenten 15 stimmführende Räthe, Assessoren und Oberschul-Inspektoren zählt, hatten so wenig gefeiert, als die theol. Fakultät. Am gründlichsten war vielleicht das Consistorium zu Hannover verfahren. Die beiden Referenten Dr. Meyer und Dr. Uhlhorn hatten jeder ein viele Druckbogen umfassendes, sorgfältig und eingehend gearbeitetes Referat an ihre Collegen zu gründlicher vorheriger Erwägung vertheilen lassen, und die einzelnen Mitglieder mögen sich um so treuer zu den Verhandlungen bereitet haben, als ihnen der ganze Ernst und die hohe Wichtigkeit der Sache durch drei gleich sorgfältige Elaborate, den Katechismus, das Referat und das Correferat unter die Augen gestellt war. Am 1. Decbr. v. J. waren die desfallsigen Sitzungen des Plenums eröffnet und so sorgfältig wurden die einzelnen Gegenstände — oftmals einzelne Ausdrücke — nach allen Seiten erwogen, daß vierzehn volle Sitzungen dazu gehörten, bis am 29sten die Berathungen geschlossen werden konnten. Es mag ein großer Zeitraum von vielen Jahren verflossen sein, daß das Collegium nicht so interessante, wichtige und eingehende Verhandlungen gepflogen hat. Wie sorgfältig man dabei zu Werke gegangen, können Sie daraus sehen, daß nach langen und keineswegs müßigen Erörterungen über die Frage: ob das Athanasianum unter die Zugaben des Katechismus aufgenommen werden solle oder nicht, sich schließlich eine Parität der Stimmen ergab, während der Präsident den Ausschlag zu geben Anstand nahm.

War es ein Stück Arbeit für den betreffenden Sekretär, die Protokolle dieser 14 Sitzungen zu führen, so war es vielleicht noch schwerer, das schließliche Ergebniß derselben zu einem Gesammtberichte an das Ministerium zusammenzufassen. Wenn ich nicht irre, war mit dieser Arbeit Dr. Uhlhorn betraut. Wie mir aus guter Quelle mitgetheilt wird, soll sie mundirt mehr als 200 Folioseiten umfassen und eine sehr werthvolle Arbeit sein. Anfangs April war sie vollendet, in einer 15ten Sitzung vom Morgen früh bis spät Nachmittags verlesen und mit allen Protokollen dem Ministerio überreicht.

Man könnte geneigt sein, zu glauben, das Consistorium habe sich übermäßig an das Einzelne verloren und gewissermaßen den Correktor gemacht, allein nach Allem, was wir glaubhaft hören, ist dieses keineswegs der Fall. Die hohe Behörde ist vielmehr mit großer Zartheit und im Gefühle des hohen Werthes des seiner Beurtheilung vorgelegten Materials verfahren. Nur in den allerseltensten Fällen hat sie sich erlaubt, einen Vorschlag eventueller Aenderung zu machen, während sie meistens nur die Anstände bezeichnet hat, welche hier oder dort genommen sind, immer aber der betreffenden Commission ihr Kind zu eigener weiterer Verpflegung und Kleidung zurückgegeben. Im Ganzen aber ist das Urtheil dahin ausgefallen, daß das Collegium, unter hoher Anerkennung des fleißigen Werkes, einstimmig den Katechismus dem Ministerium unter Hinweisung des herrschenden Nothstandes zur baldthunlichsten Einführung dringlichst empfohlen hat.

Ebenso anerkennend, wenn auch nicht so eingehend sollen die übrigen Gutachten ausgefallen sein, namentlich ist es mir von dem Gutachten der Fakultät bekannt geworden.

So war also das Ministerium im Frühlinge d. J. im Besitze des gesammten Materials, allein bis Mitte Juni ging bei uns die Klappermühle der Ständeversammlung und da pflegen die leitenden Persönlichkeiten, namentlich die Minister, welche, wie der geistliche, Mitglieder der Kammer sind, so viel mit den unmittelbarsten und ganz unabweislichen Dingen beschäftigt zu sein, daß an Anderes kaum gedacht werden kann. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß die Katechismus-Angelegenheit sofort nach der Vertagung der Kammern wieder in Angriff genommen zu sein scheint. Schon vor mehreren Wochen sind sämmtliche Gutachten an die Mitglieder der kleinen Commission durch deren Präsidenten versandt worden und der nächste zu erwartende weitere Schritt wird der sein, daß die Mitglieder derselben nach Hannover berufen werden, um sich auf die Ausstellungen, Wünsche und Aeußerungen der Gutachten vernehmen zu lassen.

Dahin geht nämlich der Vorschlag des Hannoverischen Consistorii, daß die Mitglieder der kleinen Commission auf die Einreden der Gutachten noch einmal zu vernehmen sein möchten. Diese letzte Erwiderung soll dann, damit der Katechismus kirchenrechtlich die volle Geltung gewinne, einer Deputation sämmtlicher lutherischer Consistorien des Landes, je nach dem Verhältnisse ihres Umfanges, mit unbedingter Vollmacht zur schließlich entscheidenden Feststellung vorgelegt werden. Denn nur „nach Anhörung der Consistorien" ist der Landesherr befugt, öffentliche Lehrmittel in Kirchen und Schulen auf dem Wege der Verordnung einzuführen. Das so gewonnene Schluß-Resultat wird dann durch das Ministerium Sr. Majestät zur Sanktionirung und Promulgirung vorgelegt werden.

Das ist denn allerdings noch ein ziemlich weiter Weg. Allein das Ziel ist doch abzusehen, und da es den Anschein hat, daß alle mitwirkende Faktoren vom besten Willen erfüllt sind, so läßt sich doch erwarten und hoffen, daß vielleicht noch vor Ablauf des Jahres, jedenfalls zu Ostern 1861, die ganze Angelegenheit zum Abschluß komme, und das ist höchst nöthig, in einem noch viel dringendern Maaße, als es mir zur Zeit meiner ersten Nachricht bekannt war. Wir Hannoveraner haben uns ja dessen vor vielen andern Ländern zu freuen, daß wir uns in schlimmer Zeit nicht aufs Experimentiren in kirchlichen Dingen gelegt haben, und die gesunden Zustände, welche bei uns im Ganzen und Großen gegenüber so vielen andern Landeskirchen herrschen, welche in maaßlose Verwirrung, Kämpfe und Krämpfe gerathen sind, verdanken wir zumeist jener tarditas, welche das Honnoverische Wesen so oft kennzeichnet. Eingeschlafen ist allerdings Vieles, aber es läßt sich eher ein Schläfer wecken, als ein geschehener Raub wieder gewinnen. Wir haben keine neue Bekenntnisse und keine Alles aus den Fugen reißende Union gemacht, auch keine Presbyterien und keine Oldenburgische Synoden berufen, nur der Katechismus und in etlichen kleinern Gebieten neue verwässerte Gesangbücher sind Produkte aus der Periode der Aufklärung und Verflachung. Der Katechismus sollte aber wo möglich zahm sein, und ist deshalb recht aufs Hinken nach beiden Seiten angelegt. Dadurch ist es denn aber auch gekommen, daß das geschmacklose Getränk, welches er anbietet, nach etlichen sechzig Jahren so entsetzlich fade und dünn geworden ist, daß Jedermann, auch die Rationalisten, für die er doch eigentlich gemacht ist, einen unüberwindlichen Widerwillen dagegen empfinden. Er ist bis auf den heutigen Tag nicht officiell abgeschafft und doch kaum noch zu finden. Selbst die Buchbinder führen ihn nicht mehr und es war mir sehr bezeichnend, als mir jüngst einer derselben ein ganzes Sortiment neuer Katechismen vorlegte mit der Bemerkung: „Unsern will kein Mensch mehr haben." Ich ward lebhaft an eine Bemerkung erinnert, welche sich in der Vorrede des Schweriner Katechismus findet und so lautet: „Wie wir nun von Grund unserer Seelen wünschen (da bishero die Vielheit und Mannigfaltigkeit der Katechismus-Bücher den Mecklenburgischen Gemeinen viel mehr in der Erkenntniß gehindert, als Vortheil geschafft, indem die Leute so aus einer Gemeinde in die andere gezogen, sich nicht darin zu finden gewußt, wann sie an andere Catechismen sich gewöhnen sollen, worüber auch viele Klagen geführt worden, nunmehr aber dieser allgemeine und einige Catechismus" ꝛc.

Mit diesen Worten sind unsere jetzigen Zustände bezeichnet. Jeder Schullehrer, jeder Pastor hat in der Stille sein eigenes Buch, und die Kinder haben wieder ihre eigenen Bücher. Einer meiner Nachbaren hat sich bei seinen kirchlichen Katechisationen in der Stille nach dem alten Walther gerichtet, ohne ihn auch nur einmal zu nennen. Aber er hat die Sprüche, welche derselbe enthält, den Kindern bezeichnet und zum Auswendiglernen aufgegeben. Das eine und andere Kind hat den Fund bemerkt, plötzlich taucht der Walther'sche Katechismus auf, und wenn noch ein Jahr vergeht, so wird ihn so ziemlich jedes Kind haben. Ich selber habe bei meinem Confirmanden-Unterricht Münchmeyers Gedenkbuch für Confirmanden zu Grunde gelegt, und so sehe ich, daß bereits Confirmirte und noch nicht Confirmirte das Buch mit zur Kirche bringen. Als ich dagegen den Schullehrer neulich in der Schule einen eigenthümlichen Gang einschlagen hörte und nachher zufragte, da zog er ein schon völlig abgenutztes Exemplar des Genzkenschen Katechismus hervor, das er in der Stille gebraucht hatte, ohne auch nur mir ein Wort davon zu sagen. Ich führe dieses hier an, um den dringenden Nothstand zu bezeichnen, der in heilloser Weise bei uns hereingebrochen ist und von Tage zu Tage schlimmer wird. Sie sehen, so geht es durchaus nicht mehr, denn es kommt eine Verwirrung in unsere Gemeinden, die gränzenlos ist. Wie ich glaubhaft höre, ist auch bereits officiell durch einzelne Ephoren auf diesen Nothstand hingewiesen.

Der Schaden, welcher durch das lange Interregnum angerichtet ist und täglich mehr angerichtet wird, ist viel größer, als es Manchen scheinen möchte. Es dauert dieser Zustand in immer wachsendem Maaße seit vier Jahren, und so wächst eine ganze Generation von Kindern durch die Schule hindurch, ohne den festen Halt für das Leben zu gewinnen, und das will Viel sagen, „denn es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde."

Sie dürfen sich darüber nicht wundern, daß dieser Nothstand, der durch das sofortige Ueberbordwerfen des bisherigen Katechismus herbeigeführt ist, so auf einmal hereinbricht. Es hat aber seinen Grund darin, daß man Hinweisungen, Klagen und Wünsche in Beziehung auf die nothwendige Beseitigung des alten Katechismus an maßgebender Stelle zu lange überhört hat, und nicht bloß das, sondern man hat diese Klagen aus Furcht vor jeder Neuerung, wenn auch nur privatim, entschieden abgewiesen. Ich erinnere mich noch der Zeit, da ein tüchtiger Candidat, der Mitglied des Prediger-Seminars zu Hannover war, in einer Arbeit den Ausdruck gebraucht hatte: „die Moral des hannoverischen Landeskatechismus, welche auf ein unmoralisches Princip gebaut ist" auf das allerentschiedenste getadelt wurde wegen dieses Mangels an Pietät gegen den Katechismus. Und so wollte man überhaupt, aus einer primitiven Furcht vor jedem lebhafteren Ausleuchten neuen Lebens und neuer Bahnen, nichts von einer Aenderung oder Beseitigung wissen, bis nun auf ein Mal das ganze alte morsche Gebäude zusammengebrochen ist, daraus die herrschende Noth erwachsen mußte. Das Zögern hat sein Gutes, aber es muß ein Maaß darin gehalten werden auf allen Gebieten menschlichen Lebens, sonst rächt es sich bitter. Erfahrungen liegen zur Hand.

Und so gebe denn Gott, daß keinerlei Säumniß die Vollendung eines Werkes hindere, welches wir in jeder Beziehung mit Freuden begrüßen dürfen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 22. August. № 67.

Die Vertretung von Oben oder von Unten?

Zur neuen kirchlichen Gemeindeordnung.

(Schluß.)

Wir glauben daher darauf hinweisen zu müssen, daß der Kern der Bedenken gegen die neue Gemeindeordnung nicht in der Art und Weise der Bestellung des Gemeinde-Kirchenrathes, nicht in den Modalitäten seiner Einführung und Verpflichtung, sondern darin liegt, daß er

eine Repräsentation der Gemeinde in allen inneren und äußeren Angelegenheiten

bilden soll. Hiermit erhält er eine so ausgedehnte, in ihren Folgen unübersehbare Vollmacht, daß er schlechthin zu allen Erklärungen Namens der Gemeinde berechtigt erscheint, die irgend kirchlicher Natur und Bedeutung sind. Namentlich ist er auch zu confessionellen Erklärungen berechtigt, denn die Bestimmung des Allerh. Erlasses vom 27. Februar d. J.: „Auch wird in dem Bekenntnißstande der Gemeinde und ihrer Stellung zur Union nichts geändert", schützt keineswegs davor, daß nicht in Zukunft solche Aenderungen auf verfassungsmäßigem Wege herbeigeführt, vielleicht sogar sehr lebhaft erstrebt werden. Der verfassungsmäßige Weg wird aber eben der der Befragung des Gemeinde-Kirchenrathes sein.

Man täusche sich doch ja nicht über die Bedeutung dieses Punktes; man sei namentlich auf seiner Hut, daß nicht die Hoffnung auf eine glückliche Bildung des Gemeinde-Kirchenrathes und dessen Gewinnung für die confessionellen Interessen über die gewaltigen Schäden und Wunden täusche, die selbst ein Sieg mit diesen Mitteln der Kirche nothwendig schlagen müßte! Abgesehen davon, daß dieser Sieg wohl jedenfalls nur ein sehr vereinzelter sein würde und, selbst wenn man die Provinzen als Ganzes ins Auge faßt, kaum in Einer dieser Provinzen als einigermaßen wahrscheinlich betrachtet werden müßte, so ist die Herrschaft der Repräsentation von unten, mit der davon unzertrennlichen Herrschaft der Zahl und der Masse, mit der Ueberhebung der letzteren über die ihr übergeordneten Aemter, ein so gefährliches und feines, den ganzen Leib der Kirche mit der Gefahr der Zersetzung bedrohendes Gift, daß wir nimmermehr einen solchen Sieg mit Freuden begrüßen könnten.

Aber, so sagt man, was soll denn geschehen? Die Anordnung ist da, sie muß befolgt werden. — Die Frage, ob hier ein Fall vorliegt, wo das Gebot, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen, Anwendung findet, ist eine sehr ernste und im Hinblick auf die eigene von Gott gegebene Obrigkeit eine tief traurige. Aber sie muß erwogen und beantwortet werden, wenn wir anders wollen als treue Haushalter der anvertrauten ewigen Güter erfunden werden. Handelt es sich nun wirklich um ein Princip, welches dem in dem Worte Gottes gegründeten Bekenntniß der Lutherischen Kirche zuwider ist, so ist es klar, daß man für dieses Princip nicht eintreten darf. Darf man aber auch in seinen Dienst treten? darf man Befehle in Vollzug setzen, welche das Princip ins Leben rufen? darf man für dasselbe Segen erflehen, Lob und Dank sagen? Auch diese Fragen sind an sich schlechthin zu verneinen. Die Antwort wird nur zweifelhaft, wo eine Collision von Pflichten eintritt. Die Pflicht, das lutherische Wesen in Bezug auf die Verfassung der Kirche zu wahren, ist sie für Alle eine gleiche? oder giebt es hier Grade der Verpflichtung? giebt es andererseits kirchliche Pflichten, welche von so überwiegender Bedeutung sind, daß jene Pflicht dagegen verschwindet, wenigstens zeitweise zurücktritt? Daß ein gradweiser Unterschied in der Verpflichtung, Lutherisches Wesen der Lutherischen Kirche auch in Bezug auf die Verfassung zu wahren, stattfindet, ist, wie wir glauben, anzuerkennen. Der Seelsorger hat hier eine andere Stellung als ein Patron, als ein Gemeindeglied. Er darf zwar nimmermehr das Schwarze weiß und das Bittre süß nennen, weil es ihm befohlen ist; er darf auch nicht verkünden und lehren, es sei etwas nach Gottes Wort und Willen, was demselben widerstreitet; aber er darf Dinge, die nicht seines Amtes sind, der Verantwortung des Amtes befehlen, dem sie vertrauet sind. Er darf selbst diesem Amte Handreichung thun, sobald er nur nicht aufhört, wider den Irrthum und die Irrlehre zu zeugen, in denen jenes Amt sich bewegt. Wie es von dem Herrn war, daß Simson ein Weib aus den Philistern nahm (Richter 14, 4), so ist es gar häufig von dem Herrn, daß seine Diener in versuchungsvolle Verbindungen gerathen, in denen sie des noch verdeckten höheren Zweckes der göttlichen Barmherzigkeit wegen eine Zeit lang nicht nur selbst Pein leiden, sondern auch an der peinvollen Arbeit der Irrenden Theil haben sollen, der sie sich unterziehen dürfen, ja unterziehen müssen, wenn die Absicht des Herrn erreicht werden soll. Also, wir glauben, die Pfarrer thun wohl, wenn sie der Ausführung der Gemeindeordnung ihre

Hand nicht versagen, sondern der gegebenen Anweisung gehorsam sind; aber es darf dies nie dem eigenen persönlichen Bekenntniß der Wahrheit Eintrag thun; es darf nie eine Verläugnung derselben die Folge davon sein.

Ja, aber ist nicht diese Betheiligung selbst eine thatsächliche Verläugnung der Wahrheit? ist nicht das Zeugniß für diese Wahrheit geschwächt, unmöglich gemacht, ja thatsächlich widerlegt durch die Betheiligung? Wir meinen: Nein, sobald eben eine Nöthigung zu dieser Betheiligung, die in ihrer äußeren Berechtigung anzuerkennen ist, vorliegt. Nur, wo solche Nöthigung nicht vorliegt, können wir diesen Einwurf als begründet anerkennen. Ist ein Pfarrer von Amts wegen nicht berufen, die Gemeindeverfassung selbst zu ordnen, dagegen durch die in der verfassungsmäßigen Ordnung festgestellte Verfassung der Gemeinde von Amts wegen berufen, Hand an die Ausführung dieser Verfassung zu legen, so wird er, trotz seiner Ueberzeugung von der Schädlichkeit und Schriftwidrigkeit der dieser Verfassung zum Grunde liegenden Normen, die Hand von dieser peinvollen Arbeit nicht abziehen dürfen, aber auch seine Lippen öffnen müssen, um der rechten Lehre nach Gottes Wort Bahn zu brechen und Anerkennung zu verschaffen. Wollte er das Lehramt lieber auf das Spiel setzen, als an der Ausführung der Verfassung Theil haben, so würde damit der guten Sache schlecht gedient und das Feld dem entgegenstehenden Irrthum Preis gegeben sein. Unreine Hände und Lippen sind gewiß vom Bösen. Aber müßige Hände und stumme Lippen gelten auch nichts im Reiche Gottes. Den Versuchungen auf dem gewiesenen Wege mit starker Hand und klarem Blick und lautem, hellem Zeugniß zu begegnen, und so man strauchelt und fällt, die Hülfe bei Dem zu suchen, der allein helfen kann, das ist die Aufgabe, die uns gestellt ist. Nicht weichen und fliehen, weil der Kampf schwer und der Weg voll Gefahren und das Unverletzt-Hindurchkommen ungewiß; sondern hinein und — durch; aber mit klarem Blick für die Gefahren und treuer Warnung, der immer erneuten, nach rechts und links, nach unten und oben. Vor Allem hüte man sich davor, diese Gefahren im Rosenlicht einer erregten Phantasie zu beschauen und die Irrthümer wegzuloben und zu vertuschen. Ja, sie sind da, sie sind kräftig, sie sind mächtiger als je; aber sie sind dennoch in unsere Hand gegeben zum Siege, und dieser Sieg ist denen gewiß, die — nach des Herrn Wort — der Schlange und der Taube zumal gleichen.

Denen aber, die frei sind von jedweder Nöthigung, sei gerathen, die Versuchung nicht zu suchen, mit keinerlei Irrthum einen Bund zu machen und jedenfalls nur dann in den Dienst dieser Gemeindeordnung zu treten, wenn alle Gewissensbedenken überwunden sind. — Der Herr sei unserer Kirche gnädig!

Wiedertaufe oder Taufe?

Das ist die Ueberschrift eines Buches, das kürzlich im Verlage von Rauh in Berlin erschienen ist. Der vollständige Titel lautet: „Wiedertaufe oder Taufe? Lebens- und Bekehrungsgeschichte eines getauften Christen (Baptisten) im Warthebruch."

Es ist eine Tugend einer Tendenzschrift, wenn sie so tendenzlos erscheint, daß auch diejenigen sie mit Freuden lesen, denen die Tendenz ziemlich fremd ist. Diese Tugend besitzt das vorliegende Buch in hohem Maße. Das Buch ist eine scharf geschliffene Waffe gegen den Baptismus; wohl die schärfste, die bis jetzt geschmiedet worden. Und dabei ist die Scheide dieser Waffe so außerordentlich schön, die Darstellung in volksthümlicher Weise so künstlerisch gelungen, daß selbst Solche, die dem theologischen Inhalt fern stehn sollten, das Buch nicht ohne reiche Befriedigung aus der Hand legen, und vielleicht unter dieser Befriedigung auch Interesse an dem Gegenstande finden werden. Es ist das Buch ein Volksbuch im eigentlichen Sinne des Worts. Jede abstrakte Darstellung ist ihm fern. Aus der Volksthümlichkeit der Gegend, die auf dem Titel steht, dem Warthebruch, einem Landestheil der Mark, ist es herausgewachsen. In einer Weise, die sehr an Jeremias Gotthelf, den Meister volksthümlicher Darstellung, erinnert, erzählt es das Leben eines Mannes aus dem Tagelöhnerstande, und entwickelt in der Erzählung nicht allein Alles, was sich vom Baptismus sagen läßt, seine Stärke, wie seine Schwäche, seine scheinbare Begründung auf die heilige Schrift, wie seine Glaubenswidrigkeit, sondern auch — und das ist gerade das besonders Ausgezeichnete an dem Buche, — wie ein Mensch in den Baptismus hineingeräth, wie er aber auch wieder heraus kommen kann. Wenn das Buch nach Seite der Lehre Alles bietet, was der vorliegende Gegenstand fordert und den erfreulichen Eindruck macht, daß der Verfasser der Kirche angehört, die vorzugsweise im Stande ist, den Baptismus nachhaltig zu bekämpfen — der lutherischen; so muß ihm, was Charakterzeichnung und psychologische Entwicklung der Seelenzustände betrifft, in besonderem Maße der Preis zuerkannt werden. Es hat Jemand gemeint, „das kann nicht erfunden sein, das ist eine wahre Geschichte." Mag die Geschichte des getauften Christen erfunden, oder im prosaischen Sinne wahr sein, eine wahre Geschichte bleibt sie dennoch; sie trägt den Stempel innerlicher Wahrheit, und wird hoffentlich noch an manchem Herzen, das ähnliche Kämpfe und Gefahren wie der Carl Odebrecht des Verfassers, durchzumachen hat, die innerliche Kraft der Wahrheit, die in ihr waltet, bewähren.

Man beurtheilt den Baptismus falsch, wenn man ihn vorwiegend aus einem dogmatischen Interesse, etwa aus einer verkehrten Ansicht über die Taufe herleiten wollte. Die Verwerfung der Kindertaufe, die er proclamirt, ist nur Consequenz eines tieferen im Boden des sittlichen Lebens ruhenden Princips. Der Baptismus ist vielfach das Produkt des Hochmuths, des

natürlichen Menschen in denjenigen, die durch Gottes Gnade aus ihrem Sündenleben erweckt worden sind. Man will Etwas sein; die Stellung eines begnadigten Sünders genügt nicht; man verlangt nach einer Ausnahmestellung, nach einer Auswahl, zu der man sich durch selbstgemachte Heiligkeit aufschwingen möchte. In dieser Seelenstellung liegen die Wurzeln des Baptismus.

Natürlich kann ein Mensch, der den Versuchungen dieses geistlichen Hochmuths nachgibt, es in der Kirche, in der Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte unter einander gemischt sind, nicht mehr aushalten. Und wie jede Trennung von der Kirche, wenn sie nicht um der reinen Kirchenlehre willen geschieht — eine Trennung, die dann ja nichts anders ist, als ein rechtes Festhalten an der Kirche — eine Trennung von dem in der Kirche waltenden Geiste Gottes und seiner Gnadenmittel, eine Uebergabe an den eignen Geist in sich schließt, so muß die Schriftauslegung der Baptisten mit Nothwendigkeit eine subjektive, und damit irrthümliche, natürlich verständige werden, entkleidet von allen Mysterien, die der Geist Gottes der Kirche und ihrer Schriftauslegung verliehen hat. Die Schriftauslegung des Baptismus ist ihrem Principe und in den betreffenden baptistischen Lehren auch ihren Consequenzen nach dem Nationalismus verwandt.

Ein Dogma pflegt bei allen Sekten gewöhnlich den Ausgangspunkt zu bilden, an dem das Eitergeschwür des hochmüthigen von der Kirche losgelösten Sinnes zu Tage tritt. Bei dem Baptismus ist es naturgemäß das Dogma von der Kindertaufe. An sich selbst fordert ja dieses Dogma völlige Gefangennahme der natürlichen Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens, Darangabe des feinsten Hochmuths, der sich im Selbstschaffenwollen der Gerechtigkeit und Heiligung offenbart, kindliche Hingabe an die alleinige Wirkung der Gnade Gottes, der sich eines unmündigen Kindleins erbarmt und es mit allen Gütern des Heils beschenkt. Und alles dessen ist ja der Baptismus eben nicht fähig. Die Vernunft kann nimmermehr das Sacramentale im Sacrament fassen. Hierzu kommt der aus dem geistlichen Hochmuth stammende Widerwille des Baptismus gegen die Kirche, die er nicht anders als Babel nennt. Das Sacrament des Eintritts in sie ist die Taufe, speciell die Kindertaufe. So überträgt sich von selbst sein Widerwille gegen jene auf diese. Fügen wir noch hinzu, daß er im Hinblick auf die Getauften in der Kirche, bei denen sich in unsern Tagen, sehen wir auf die Masse, in seltenen Fällen die Kraft der Wiedergeburt im Leben offenbart, nach einem Grunde dieser Erscheinung fragt; so kann er nach seiner rationalisirenden Anschauung zu keinem andern Resultat kommen, als dem: Das macht die Kindertaufe, durch die Alle Christen geworden sein sollen, die es doch in der That nicht sind. Das Alles zusammen muß einen Widerwillen gegen die Kindertaufe, als eine kraftlose bloße Wasserbesprengung hervorrufen. So ist die Verwerfung der Kindertaufe mit die s. g. Erwachsenen- oder Taufe der Bekehrten, der natürlich jeder sacramentale Charakter abgeht, das Schibboleth des Baptismus geworden; aber auch nur das, sein innerstes Wesen ist der geistliche Hochmuth, der sich in Verwerfung der Kirche und aller ihrer Mysterien offenbart. —

Man würde ungerecht sein, wenn man dem Baptismus allein die Schuld seiner Existenz zuschriebe. Er weist auf eine schwere Verschuldung der Kirche hin. Der Mangel geistlichen Lebens in ihr, die jahrelange Herrschaft des Rationalismus, der Lehre, Leben und Zucht gleichermaßen ausgehöhlt, in der Lehre zum Grau in Grau des Unionismus geführt, im Leben zur Gleichgültigkeit gegen alle kirchliche Ordnung und der auf ihr gegründeten christlichen Sitte, die Zucht aber vollständig absorbirt hat; — diese Sünden der Kirche tragen kein geringes Maaß der Schuld, daß der Baptismus hat um sich greifen können. — Wie viele unter den Geistlichen sind, was die Sacramentslehre, insbesondere die Lehre von der Taufe betrifft, selbst durch und durch baptistisch gesinnt? Trägt die Kirche nach vielen Seiten eine Mitschuld am Baptismus, so hat sie auch die heilige Verpflichtung, nachdem sie ihrer Schuld sich bewußt geworden und dieselbe bußfertig bekannt hat, die Hand zur Rettung der Baptisten aus dem Baptismus auszustrecken.

Das vorliegende Buch thut das, indem es die eben angedeuteten Gedanken in zwei Büchern unter den Rubriken „Verloren", „Gesucht" und „Gefunden" in dem Lebenslauf des Carl Odebrecht entwickelt und in ihm einen Menschen darstellt, der aus dem tiefen Sündenleben durch den Dienst der Kirche erweckt, darum aber, weil sein Herz im Grunde noch ungebrochen ist, dem Baptismus zur Beute wird, und alsdann, als er an sich selbst erfahren, daß der Baptismus ein Flicken ist auf einem alten Kleide, eine Tünche über ein Grab voll Moder und Todtengebein, nach schweren innern Kämpfen zur Kirche zurückgeführt wird.

In dem ersten Buche steht Odebrecht, der selbst erzählend eingeführt wird, noch auf dem Standpunkte des Baptismus. Alle seine Urtheile über die Kirche, ihre Gaben und Gnaden sind noch vom baptistischen Geiste beeinflußt. Wer mit Baptisten verkehrt hat, glaubt sie selbst reden zu hören. Aber wiewohl er noch trunken ist von der selbsterwählten baptistischen Heiligkeit, zuckt's doch durch sein Gemüth wie Ahnung der bittern Täuschung, die den Bodensatz dieses Taumelkelches bildet.

Das erste Capitel schildert mit der Ueberschrift „Verloren" die Jugendjahre des Mannes. Ein Abgrund von Sünden und Schanden in den Lebenskreisen, aus denen er hervorgegangen, thut sich auf. Der Vater ein Trunkenbold und Dieb; die Mutter alles Muttergefühles fast baar. Neben diesem Tagelöhnerstande ein Bauernstand, geizig, roh, geistlich erstorben bei äußerer Kirchlichkeit. Unter diesen Einflüssen wächst der Knabe auf, kommt in die Schule und Kinderlehre, treibt's wie die Andern alle mit Jugendsünden, wird confirmirt und hat nun „einen

Freibrief, Karten und Pfeife hervorzuholen und in den Krug zu gehen", wie ihm seine Mutter einmal gesagt hatte, als er nach wüster Nacht, in der der Leichenschmaus nach dem Begräbniß seines Schwesterchens gefeiert wurde, Karten auf der Erde fand: „Junge, dät is keen Spältiech vär Kinger; wenn de groot bist und injesäjent." Eingesegnet war er nun, und seiner Mutter Lehre war ihm durch den Prediger nicht verleidet, der bei der Confirmation „sich gebehrdete als ein fröhlicher Hochzeitbitter, ob er manchmal schon weinerlich wurde." Das ist die Kirche in ihrem Verfall, aber daneben ist sie in ihrem Einfluß durch ihre hohen Gaben gezeichnet.

In dem Hause des Vormundes, eines wohlhäbigen Bauern, herrscht wahrhaft christliche Frömmigkeit. Die Bibel ist das Hausbuch, die Hausandacht das tägliche Brod, kirchliche Gebräuche aus alter Zeit her die Sitte des Hauses. „Wenn er säen ging, so sagte er beim ersten Wurf: in Gottes Namen! Wenn sie backte, machte sie beim Einsetzen ein Kreuz übers Brod und betete heimlich einen Spruch dazu", der mit den Worten schließt: Möchten doch Alle, die davon essen, unsern Herrgott nicht vergessen. Den Eindruck, den dieses Haus auf den wüsten Menschen gemacht, kann er nicht los werden, und wiewohl er nach schwerer Krankheit, aus der ihn, wie er selbst gesteht, sein Vormund ins Leben zurückgebetet, wieder in sein altes Sündenleben verfällt, so bleibt doch so viel von diesem Eindruck in seiner Seele haften, daß ihm der Brief Amaliens, der Tochter seines Vormundes, der ihm den Tod des Vaters meldet, „wie eine Kugel durchs Herz" ging. Wohl ist es der Wirkung dieses Eindrucks zuzuschreiben, daß es ihm „ganz unheimlich" zu Muthe wurde, als er nachher als Schiffsknecht seinen Herrn und einen andern Schiffer durch das Kajütenfenster mit einander knieen und beten sah. Dieser andere Schiffer war Baptist. Würde dem Baptismus dieser Einfluß auf das Volk gestattet sein, wenn die Kirche ihre Schuldigkeit thäte? In der Vernachlässigung ihrer Pflicht Seitens der Kirche liegt die Kraft und vielleicht die augenblickliche Berechtigung des Baptismus. „Heere Beate", sagte der Schiffer zu seiner Frau, „ick hidde, weeß Gott, benah Lust, mi noch eens deepen te laten! — Andersch muttet mal waern met uns!"

Der zweite Abschnitt mit der Ueberschrift „Gesucht" zeigt den Odebrecht in verwerflicher Gemeinschaft mit einer Frauensperson, die schon als Mädchen auf dem Wege zur Kinderlehre ihn zur Sünde hatte verlocken wollen. Die äußerliche Noth, in die er dadurch geräth, treibt ihn wie den verlornen Sohn zum Vaterhause, zum Hause seines Vormundes zurück. Die erschütternde Ermahnung zur Buße, die er von dem Lehrer des Orts erfuhr, fand nun bereiteten Boden. Hatte ihm „Gott und Gericht wie ein furchtbarer Gewitterschwark" in seiner Noth vor der Seele gestanden, so wurde es ihm unter dem Gebete des Lehrers, mit dem dieser seine Ermahnung schloß, „als wenn das Eis bei Frühlingswetter anfängt zu knacken." — Diese ersten Anfänge keimenden Lebens wachsen unter der geistlichen Pflege in einem Pfarrhause, dem mit Recht dieser Name gebührt. Er hatte dort durch Vermittlung des Lehrers Knechtsdienst bekommen. Als er am ersten Abend dem Pferdejungen, der noch im Buche las, befahl, sich niederzulegen, sagte der: „Nee, ick mut eerscht noch bäden. Bäden gaht vär't Schlapen. Bäden gaht vär't Aeten un Aerbäden." „In diesem Pfarrhause", heißt es, „ging es überhaupt sonderbar zu. Man hätte sollen denken, es wäre eine Kirche, und der Pfarrhof der Kirchhof dazu. Kein Scheltwort, kein Schreien, nichts von Turbiren. Alles wurde einem so in der Liebe gesagt. Nie, daß sie unstreitig waren." „Alles war so stille, wie Sonntags im Walde. Auch weiß ich Keinem von den Predigerleuten irgend was nachzusagen. Das Einzige, was etwa war: er ließ sich lieber Herr Pastor, als Herr Prediger anreden." „Von uns ließ er sich übrigens schlechtweg Vater und die Predigerin Mutter nennen, grade so wie bei den Bauersleuten im Dorf." Von äußerlich bemerkbaren Bekehrungsversuchen war in diesem Hause nicht die Rede. Aber der Anblick dieses priesterlichen Wandels, die Erfahrung der Liebe, mit der man ihm begegnete, die Predigt, die er hörte, die Kinderlehre, der er auf seine Bitte beiwohnen durfte: — das Alles wirkte mächtig auf ihn ein. „Mein Herz war wie der Handkahn hinter dem Fahrzeug." „Oefters mußte ich bitterlich weinen und wußte doch nicht warum, und manchmal wieder biß ich mir auf die Lippen vor lauter Aerger und Tückschigkeit." „Meine Schuld wurde mir immer größer, alle meine Sünden kehrten wie ein großer gräßlicher Besuch bei mir ein, als hätten sie mich endlich gefunden und wollten nun Walpurgis bei mir halten." Den Ausschlag gab ein Missionsfest in Schönerlinde. Auf dem Heimwege kommt's zum ersten Male zwischen dem Pastor und ihm zur Aussprache. Der Pastor weist ihn auf den Herrn und seine Taufe hin. „Jesus ist dir auf den Fersen, Er hat dich berufen", mit dem Wort schließt er. Und am Abend betete Odebrecht zum ersten Male in der Stallecke um ein neues Herz und um den neuen gewissen Geist. „Es war als knieete noch einer unsichtbar gegen mir, der mir eingab zu beten. Was war ich doch so glücklich." — Das thut die Kirche, wenn ihre Sitten und Rechte durch rechtschaffene Diener geübt und vertreten werden!

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 25. August. № 68.

Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen.

Die Tagelöhner.

Die Separation oder die Regulirung der herrschaftlichen und bäuerlichen Verhältnisse hat auf den sittlichen Zustand der Landgemeinden an vielen Orten den größten Einfluß ausgeübt. Die Bauerfamilien, die sonst den soliden und festen Kern der Gemeinden bildeten, sind entweder der Zahl nach sehr zusammengeschmolzen oder auch wohl ganz verschwunden. In dem einen Dorfe war gar kein Bauer mehr, in dem anderen, in dem sonst 8 Bauern lebten, ist noch einer vorhanden, und in dem dritten, in dem früher 6 waren, befindet sich auch nur noch einer. Vor der Separation waren die Bauern verpflichtet, der Herrschaft zu dienen, sie mußten mit ihren Gespannen den Dung abfahren, den Acker bestellen und besonders in der Erndte helfen, auch alle Handdienste leisten. Durch die Ablösung dieser Dienste und durch das Einziehen der Bauerhöfe ist es nöthig geworden, die Zahl der Tagelöhner-Familien sehr zu vermehren, und es gibt große Güter, auf denen nur noch allein die Herrschaft und Tagelöhner leben. An andern Orten haben die Bauern sich ausgebaut und wohnen entfernt vom Dorfe, von der Kirche und Schule isolirt auf ihrem Ackerplane. Oft hat diese Isolirung den Gemeindesinn geschwächt, die Nachbarschaft in gegenseitiger Aushülfe und Liebe gelockert, und auch innerlich von der Kirche entfremdet. Es ist gar nicht zu läugnen, daß in ökonomisch-politischer Hinsicht durch die Separation wirklich viel gewonnen ist. Die Bauern gewinnen auf der Hälfte ihrer Ackerfläche jetzt mehr, als früher auf der ganzen, und die Herrschaften, die die Bauernhöfe ausgekauft und ihren Gütern annexirt haben, benutzen das Land durch intelligente Bewirthschaftung viel höher, als der Bauer, und können daher auch einen verhältnißmäßig höhern Preis für den Acker bezahlen. Aber die sittlichen Zustände haben nicht gewonnen. Dadurch, daß der Bauer seinen Hof mit Schulden belasten, oder parzelliren, oder gar verkaufen kann, sind viele alte Familien ganz verarmt und zu Tagelöhnern herabgesunken. Bei Erbregulirungen, wenn mehrere Kinder vorhanden sind, ist es oft nicht möglich, daß der Sohn den Hof annehmen kann, weil er zu sehr verschuldet wird, und die ganze Familie verliert den Mittelpunkt und die alte Zufluchtsstätte. Auf den Königl. Domainen hat sich die Sache anders gestaltet, und die Bauern sind dort oft zu großen Reichthümern gekommen und sind Herren geworden, die sich gerne Gutsbesitzer nennen und nicht mehr Bauern heißen wollen, auch arbeiten sie nicht mehr wie ihre Väter, sondern halten sich Tagelöhner. Auch durch Ausdehnung der Kartoffel- und Rübencultur und anderer Hackfrüchte ist das Bedürfniß nach Handarbeitern, besonders auf großen Gütern, immer mehr gewachsen.

Ueberall wird von den Geistlichen darüber geklagt, daß die Tagelöhner-Familien sich immer mehr von der Kirche entfremden und sie oft gar nicht mehr besuchen, auch nur mit Zwang dazu zu bringen sind, daß sie ihre Kinder in die Schule schicken. Der Tagelöhner steht von Montag früh bis Sonnabend Abend in der Arbeit, und in der Regel auch seine Frau, die einzige freie Zeit, die er für sich hat, ist der Sonntag. Er muß also an diesem Tage seine Kartoffeln pflanzen und bearbeiten, muß die kleinen Reparaturen an den Ställen besorgen, muß die Schuhe für sich und seine Kinder mit hölzernen Sohlen versehen. Die Frau hat vollauf zu thun, die Kleider und die Wäsche zu flicken und die eben vorhandenen Strümpfe zu stopfen. Dazu kommt noch, daß die Herrschaft öfters in der Erndtezeit und in den sogenannten Nothfällen am Sonntage arbeiten läßt. So bildet sich denn die Ueberzeugung aus: „Wir Tagelöhner können nicht in die Kirche gehen.“ Und wenn erst einmal ein ganzer Stand sich von der Kirche entwöhnt hat, dann kommen sie auch an Sonntagen, z. B. im Winter, wo sie manchmal könnten, nicht zur Kirche. Durch den Handel mit den Gütern und den häufigen Wechsel von Pächtern und Inspectoren lösen sich die persönlichen und Pietäts-Verhältnisse immer mehr, und der materielle Gewinn und das kalte Recht oder gar die Willkür herrschen da, wo väterliche Fürsorge und kindliches Vertrauen einander begegnen sollten. Die Wege, die einzelne mitleidige und gottesfürchtige Gutsherrschaften eingeschlagen haben, um dem armen Tagelöhner zu helfen und sich seiner anzunehmen, sind von sehr geringem Erfolge begleitet gewesen, weil die ganze Klasse immer mehr in Stumpfsinn und Fleischeslust versinkt und sich einem unüberwindlichen Mißtrauen hingibt. Die armen Leute, die die ganze Woche in schwerer Arbeit zubringen und am Sonntage mit häuslichen Sorgen sich plagen müssen, verlieren zuletzt jede Beziehung zu einer andern

Welt, und es bleibt nur ein Wesen übrig, das sich fast dem Thiere nähert, sie arbeiten, essen, trinken und ruhen, wie die Lastthiere, und werden in allen ihren Genüssen fast ganz thierisch. Die Klagen über Völlerei, Diebstahl und Unzucht sind durchaus nicht unbegründet, ja es geht so weit, daß die armen Menschen oft nicht mehr zu ahnen scheinen, daß dergleichen wirklich Sünde sei. Es ist nur noch die Menschenfurcht, die sie kennen und die sie die Verborgenheit für die Sünde suchen läßt. Die Geistlichen sind meistentheils ganz rathlos und haben den Muth und die Freudigkeit, auf sie zu wirken, fast ganz verloren. Es wird zu den seltenen Ausnahmen gerechnet, daß ein Tagelöhner sich gewissenhaft zur Kirche hält und für seine Seele mit Ernst sorgt. Oft beschuldigen die Pastoren die Gutsherren, Pächter und Inspectoren, daß diese sie vom Kirchenbesuche planmäßig abhalten oder es ihnen unmöglich machen, und dadurch erzeugt sich Bitterkeit und Spannung zwischen Geistlichen und Herrschaften. In den großen Städten hat man es geduldig mit angesehen und gleichgültig geschehen lassen, daß sich ein Geschlecht herausgebildet hat, das frech in die Welt hineinruft: „Es gibt keinen Gott, und wenn der Mensch stirbt, ist es aus", das die Hölle nicht mehr zu fürchten behauptet und die Verdammniß der Gottlosen bespottet. Wenn es so fortgeht, wird sich auch auf dem Lande dieselbe Erscheinung zeigen. Das Geschlecht der Proletarier haben die Alten nicht gekannt, und wenn es auch Arme alle Zeit gegeben hat, so ist doch das Proletariat ein Product des Cultus des Mammons, das erst in der neueren Zeit zur Blüthe gekommen ist.

Die Demokratie sucht hier ihren Heerd und ihre Rekruten, die auch auf die Barrikaden und in das Feuer gehen, wenn die großmäuligen Helden und Führer sich unter dem Spritzleder verbergen, und der sich keiner Gefahr exponirende Socialismus findet hier ein williges Ohr und darf nur die Massen organisiren, um den letzten Krieg zwischen Armen und Reichen zu beginnen, der nicht dazu führen wird, daß die demokratischen Ideen der Literaten und Juden und Judengenossen realisirt werden, sondern der zur endlichen Auflösung aller Verhältnisse führen wird. Auf den Trümmern werden die Reichen ihre Stelle am Galgen finden, und die Bestialität wird eine kurze Zeit sich behaglich fühlen, um dann dem Hunger und der Verzweiflung in die Hände zu fallen. Im Heidenthum gab es nur Freie und Sklaven, das Christenthum will die Freiheit Aller, aber es ist eine arge Täuschung, wenn man große Massen in der Christenheit ohne Christenthum dahin gehen läßt. Nur die der Sohn Gottes frei macht, können die Freiheit tragen.

In dem Stande der Tagelöhner und der Fabrikarbeiter entwickelt sich öfters aber ein Groll und ein Haß gegen die Wohlhabenden, der nur der Anregung bedarf, um zur Empörung zu schreiten. Eine Freiheit ohne Gottesfurcht ist des Teufels Reich auf Erden. Die Tagelöhnerfamilien bilden sich größtentheils aus den Dienstboten. Der Knecht heirathet eine Magd und wird ein Tagelöhner. Aber schon in den Dienstverhältnissen bildet sich die Kluft zwischen den Ständen aus, und der Eigennutz ist nur noch das lockere Band, das die Verhältnisse zusammenhält. Das Gesetz der Herrschaft ist: „möglichst wenig geben und möglichst viel fordern", und das Gesetz des Dienstboten ist: „möglichst viel fordern und möglichst wenig leisten." Die Gesinde-Ordnung und das kalte Recht sind nur ein trauriges Zeichen von dem Verfall der Verhältnisse und wenig geeignet, sie zu bessern. Das Gesetz richtet nur Zank und Widerspruch an. Daß der Hausvater nicht allein ein König, sondern auch ein Priester in seinem Hause sein soll, haben viele ganz vergessen, und daß das Gesinde nach Gottes heiligem Gebot die Herrschaft ehren soll um Gottes Willen, davon hat sich kaum ein Bewußtsein erhalten. Die Kündigung von beiden Seiten erfolgt oft um der geringfügigsten Dinge willen. Die Klagen über schlechtes Gesinde sind sehr häufig und füllen oft die Unterhaltung der Hausfrauen aus; aber wer das Vertrauen des Gesindes hat, der kann auch schreckliche Klagen über die Herrschaften hören. Das dem Namen nach evangelische Haus ohne Gottesfurcht, ohne Liebe und ohne Geduld, das in irdischen Sorgen, in Geiz, in Arbeit ohne Gebet untergeht, kann unmöglich eine Herberge des Friedens sein, sondern Härte und List kämpfen um den Sieg. — Wer um die Michaeliszeit auf den Dörfern der Mark das Zuziehen und Abziehen der Tagelöhner und des Gesindes mit angesehen hat, der kann sich der Wehmuth nicht entschlagen. Ein Mensch, der keine wirkliche Heimath mehr hat, und dessen Liebe nicht mehr an den Ort, wo er arbeitet und leidet, ihn bindet, hat viel mehr verloren, als man so oberflächlich denkt.

Man hört in unseren Tagen wohl oft Aeußerungen, die dem Sinne nach eben dahin lauten, daß ein Königsthron auf dem Sumpf einer egalisirten und nivellirten Masse sich unmöglich halten könne. Der Königsthron bedarf zu seiner Stütze eines mächtigen, einflußreichen Adels, und die Könige, die ihre Macht zu vermehren meinen, wenn sie den Adel beschränken und ohnmächtig machen, untergraben das Fundament ihres Throns. Das haben die Napoleoniden erkannt, und wenn sie nicht anders konnten, so schufen sie wenigstens eine Geld- oder Beamten-Aristokratie. Auf der Universität sagte in einer Vorlesung einmal ein damals demokratisch gesinnter Professor: „Der Adel sei die nothwendige Wagenschmiere an dem politischen Weltrade der Monarchie." So seltsam auch der Gedanke ausgedrückt ist, so enthält er doch eine Wahrheit. Wie nun aber die Könige nicht ohne Adel bestehen können, so auch der Adel nicht ohne die Bauern. Es ist freilich durch die Separation eine Spannung zwischen Adel und Bauer gekommen, aber der Adel untergräbt seine eigene Existenz, wenn er in dem Bauer seinen Feind sieht und ihn zu unterdrücken sucht. Im Großen und Ganzen liegt in dem märkischen Bauer noch der Respect vor der Gutsherrschaft und das Bedürfniß, sich anzuschließen und sich leiten zu lassen; aber in der neuesten Zeit ist viel geschehen, um den letzten Rest des Bandes zu zerreißen. Die Demokraten wissen das recht gut, und daher setzen sie Alles daran den Bauer gegen den Gutsherrn aufzuregen und ihn zu über-

zeugen, daß dieser sein natürlicher Feind sei. Erfreulich ist es aber, daß das jetzige Herrenhaus nicht allein die Rechte des Thrones zu schützen sucht, sondern auch den Bauernstand zu pflegen und zu conserviren ernstlich bemüht ist. Es wäre eine schöne und würdige Aufgabe für das Herrenhaus, wenn auch die Lage der Tagelöhner und Fabrikarbeiter auf dem Lande zum Gegenstande einer eingehenden und sorgfältigen Erwägung gemacht würde. Brennend genug ist die Frage und liegt auch grade diesem Hause sehr nahe. Es ist hier nicht meine Aufgabe, Vorschläge zu machen, denn ich habe es nur mit den Pflichten der Geistlichen zu thun. In den Städten hat man zwei Wege eingeschlagen, um sich gegen das Proletariat zu schützen, einmal hat man die Polizei sehr vermehrt und verwendet darauf große Summen, sodann hat man Armensteuern eingeführt, um die Armen gegen die Verzweiflung des Hungers zu schützen, und der Etat für die Armen ist in raschem und beunruhigendem Steigen begriffen. Daß die Vermehrung der Polizeibeamten ein sehr trauriger Nothbehelf ist und eine Schmach für die Christenheit, liegt am Tage, es wird nur die Erbitterung und die List dadurch gemehrt. Die Armenverwaltung in den Städten nimmt aber immer mehr den Charakter einer Steuer an, die die Armen von den Reichen erheben; denn wirkliche Hülfe für die traurigen Zustände wird nicht dadurch gewonnen. Durch die büreaukratische Armenverwaltung werden oft die Liederlichkeit und Faulheit und viele andere Sünden gepflegt und gefördert, und eine Annäherung oder Aussöhnung der Stände nicht erreicht. Wenn sich nicht die barmherzige Hand, die da gibt, und die dankbare Hand, die da nimmt, berühren, so liegt kein Segen im Geben und Nehmen. Eine Armenpflege ohne Armenzucht kann nur das Uebel vermehren. —

Sehr häufig wird die Forderung ausgesprochen und in gewisser Weise auch begründet, daß durch allgemeine gesetzliche Bestimmungen die Lage der Tagelöhner und der Fabrikarbeiter müsse geändert werden, um gründlich zu helfen, aber wie das geschehen soll, dafür fehlt noch immer die praktische Antwort. Gesetzliche Bestimmungen würden im besten Falle denselben Erfolg haben, den die Sonntagsgesetze gehabt haben und noch haben. Es kann kein Gesetz gegeben werden, das da lebendig mache. So viel steht fest, daß der Geistliche nicht darauf warten darf, sondern thun muß, was in seinen Kräften steht, um den Feind, der hier besonders seine feste Burg hat, anzugreifen.

Der Nationalismus mit seinem Grundsatz der Anständigkeit und des mäßigen Dienstes der Welt mag für s. g. Gebildete einige Zeit ausreichen, um sich zu täuschen und die äußerliche Ehrbarkeit zu bewahren, für den Tagelöhner geht aber die Frage sofort auf „entweder, oder", und wenn der Mann mit seinem Glauben an das Wort Gottes und an die Kirche bricht, dann bricht er gründlich und vollständig. Der Unglaube in den höheren Ständen wird durch Sitte und allerlei Rücksichten ein wenig in den Schranken des Anstandes gehalten, wenn aber der Teufel in das Proletariat, in die Tagelöhner und Fabrikarbeiter fährt, dann fallen alle Schranken dahin, es bleibt nur noch die Furcht vor dem Zuchthause.

Ich war gezwungen, mein Augenmerk auf das Gesinde und die Tagelöhner zu richten, weil sie eigentlich die Gemeinden bildeten, an denen ich arbeiten sollte. Das erste, was ich that, war der Versuch, persönlich mit ihnen bekannt zu werden. Mein Weg ging wieder durch die Schule in die Familie. Aber wie schwer hielt es, den Vater oder die Mutter zu sprechen, sie waren alle Tage auf dem Amte und bei der Arbeit, und am Sonntage hatte ich dreimal zu predigen und glaubte dann das Recht zu haben, in den übrigen Stunden zu ruhen. Das, was mich besonders abstieß, war die Rohheit in Worten und Thaten. Die ehelichen Verhältnisse bei den Armen sind ganz anderen Gefahren ausgesetzt, als bei den Reichen. Schwere Arbeiten und drückende Sorgen machen den Menschen mürrisch, verdrießlich und verzagt. Die armen Kinder wurden, wie ich meinte, zu hart und zu lieblos behandelt. Die Unreinlichkeit und das Ungeziefer in den Wohnungen, der unerträgliche Geruch in den niedrigen Stuben, in denen die Betten den meisten Raum einnehmen — denn in den meisten Stuben wohnen zwei Familien — auch der Schmutz hinter und vor dem Hause, und das sittliche Elend, Trunksucht, Unzucht, Fluchen und dergl. machten es mir oft schwer, meiner Pflicht nachzukommen. Wenn ich aber hörte, daß der Mann oder die Frau, oder einer von den Alten krank war, so ging ich fleißig hin. Die Pflege der Kranken war oft den kleinen Kindern überlassen und daher sehr dürftig. Ein Arzt wurde von der Herrschaft gehalten, aber die Befolgung seiner Anordnungen war sehr mangelhaft. Solche Besuche dürfen nicht zu kurz sein, man muß in Ruhe und Geduld bei dem Bette aushalten und sich nicht scheuen, hier oder da die Hand anzulegen und dem Kranken Erleichterung zu bereiten, auch dafür sorgen, daß ihm solche Speisen bereitet werden, die ihm gedeihlich sind. Mit dem bloßen Beten und Trösten ist es nicht abgemacht, es ist sogar manchmal wenig angebracht. In der Regel findet man bei der Herrschaft oder bei dem Amtmann entgegenkommende Bereitwilligkeit, diese oder jene Hülfe zu gewähren, und der Geistliche muß sein schönes Vorrecht, der Fürsprecher der Armen und Kranken zu sein, nicht unbenutzt lassen. Wenn so der Herr Gelegenheit gibt, Einem die Treue und Liebe zu beweisen, so bleibt das bei den Uebrigen nicht unbeachtet, besonders dankbar wird es anerkannt, wenn man nach dem kranken, oft sehr verlassenen Kinde sich fleißig umsiehet. Man muß Gott bitten um ein freundliches und geduldiges Herz im Umgange mit diesen Leuten, und sie nicht geringer halten, als die Vornehmen und Wohlhabenden. Als ich einmal auf die Predigt mich vorbereitete und nachdachte, wer wird wohl am Sonntage in der Kirche sein, und was hast du besonders zu sagen, da gingen die Tagelöhnerhäuser bei mir vorüber, und ich stand bei jedem still und war sehr zweifelhaft, ob wohl dieser oder jener kommen möchte. Die Bibel lag auf dem Tische aufgeschlagen, weil ich eben in der Zeit die heil. Schrift ganz im Zusammenhange durchlas. Es war das 6. Capitel des II. Buches

Mosis, bis wohin ich gekommen war. Mein Auge fiel auf den 9. Vers, wo geschrieben steht: „Moses sagte solches den Kindern Israel; aber sie hörten nicht vor Seufzen und Angst und harter Arbeit.“ Es ist immer merkwürdig, welchen Eindruck das Wort Gottes auf die Seele macht, wenn es so klar und deutlich ausspricht, was man so ungefähr gedacht hat. Ich muß bekennen, daß ich von dieser Stunde an ein sehr mildes und barmherziges Herz gegen das Gesinde und gegen die Tagelöhner gehabt habe, und wenn ich manchmal sehen mußte, daß mein Nachgehen, Suchen und Nöthigen ganz vergebens war, so dachte ich an die Klage des Moses und wurde ganz stille, denn ich war gar sehr gering gegen Moses. Im Winter des Abends ging ich öfters in die s. g. Familienhäuser und besuchte Einzelne. Ein Mann hatte 7 Kinder, die schnell auf einander gefolgt waren, er ließ es sich sauer werden und hatte einen guten Ruf. Seine Kinder schliefen schon, als ich einmal kam. Auf der Lade lagen zwei, und als ich meine Freude über die Ruhe und den Frieden im Gesichte der schlafenden Kinder aussprach, sagte der Vater: Ja, die haben es noch gut und brauchen sich nicht mit Sorgen zu quälen. Am Sonntage war der Mann in der Kirche. Ich wiederholte es oft, die Kinder haben es gut, denn sie brauchen sich mit Sorgen nicht zu quälen, und führte dann weiter aus, daß die, die den rechten Glauben haben, Kinder Gottes sind, daß der Herr ihnen das Sorgen verboten habe und ihnen zugesagt habe, daß Er für sie sorgen wolle. Der Mann verstand mich, und es that ihm sichtlich wohl, daß seine Aeußerung von der Kanzel wieder zu ihm kam. Ein ander Mal sah ich einen Drescher aus der Scheune kommen, seine kleinen Kinder liefen ihm entgegen, das eine nahm er auf den Arm, das andere hatte er an der Hand und das dritte hielt sich am Rockschoß, ich redete ihn an und wünschte ihm Glück zu seinen Kindern. Er antwortete: Ich muß mich wohl ihrer annehmen, denn ich bin ja ihr Vater. Als ich am Sonntage darauf den Mann beschrieb mit den drei Kindern, merkten alle sehr auf und ließen sich willig sagen, daß Gott der Herr auch an jedem Abend nach seinen Kindern sich umsehe und sich freue, wenn sie sich an ihn anklammerten, aber viele Kinder habe unser Herr Gott, die ihn nicht einmal gute Nacht sagten und ganz vergäßen, daß er sich ihrer annehmen wolle. In dem einen Jahre waren die Preise des Weizens höher als sonst. Die Dreschet und die Pferdeknechte, die bei dem Verkauf den 25. Scheffel, das s. g. Uebermaaß, erhielten, verdienten mehr Geld als sonst. Ich sprach mit einigen und suchte sie dahin zu bringen, daß sie sollten ein wenig sparen, und erbot mich, ihnen das Geld aufzubewahren, was freilich sehr heimlich geschehen mußte, denn sie sind sehr mißtrauisch und besorgen, daß ihnen die Herrschaft das nicht gönne. Dieser Griff hat mir viel eingebracht. Jeder, der mir am Sonnabend von dem Wochenlohn etwas brachte, erhielt ein Buch, in dem verzeichnet stand, was er mir zur Aufbewahrung gegeben hatte, so daß er immer sehen konnte, wie viel er habe. Das Buch wurde sehr verborgen gehalten, und daß ich mit dem Manne ein Geheimniß hatte, verband mich mit ihm. Ich entsinne mich, daß ich einmal am Neujahrstage über 700 Thlr. von den Tagelöhnern, Pferdeknechten nnd Schäferknechten (die gewöhnlich zugänglicher sind als andre) in Händen hatte. Besonders erfreut waren sie immer über die wenigen Groschen Zinsen, die ihnen zugerechnet wurden. Zuerst ging immer meine Arbeit dahin, den Sinn für Ordnung und Reinlichkeit zu pflegen, und dann ihnen den Segen des ehelichen Friedens und der gegenseitigen Geduld anzurühmen. So gelang es mir nach und nach, Mehrere zu gewinnen, und aus Rücksicht gegen mich kamen sie auch, wenn nur möglich, in die Kirche. Ich gebe gerne zu, daß in diesem Sparen ein Versuch zum Geiz liegt, aber der Vortheil war doch sehr groß. Das Gefühl, einen Nothdreier zu haben, gab ihnen eine ganz andere Haltung und nährte den Trieb zur Ordnung und auch zur Ehrlichkeit. Merkwürdig ist es mir gewesen, zu bemerken, daß durch das Bewußtsein, ein wenn auch nur sehr geringes Vermögen zu besitzen, auch das eheliche Verhältniß sich besserte. Mann und Weib hatten zusammen ein Geheimniß und zugleich einen Punkt, wo nicht ganz allein Sorgen und Noth ihrer warteten. Besonders die Frauen wurden reinlicher und lernten viel besser haushalten. Es imponirte den Männern, wenn ich ihnen vorrechnete, daß der 1 Sgr., den man täglich in Branntwein vertrinkt, jährlich über 12 Thlr. ausmacht, und daß man für 12 Thlr. Manches, was doch sehr nützlich ist, anschaffen kann, während der Branntwein außer dem Gelde noch viel andere Dinge, als Frieden und Eintracht und auch das Vertrauen bei der Herrschaft annagt und leicht verzehrt. Am schwersten blieb es, an die heranzukommen, die bei der Herrschaft verschuldet waren. Auf dem einen Gute wurde den Leuten Alles, was sie brauchten, vorgeschossen, Korn, Salz, Heringe und selbst Geld, und bei dem Aufrechnen blieben sie immer in Rest. Wenn sie ziehen wollten, so mußten sie fürchten, daß ihnen die Sachen inne behalten würden, oder der neue Herr mußte sie förmlich loskaufen; diese waren nur noch dem Namen nach freie Tagelöhner, in der That waren sie Sklaven.

Es sind die mühsamsten Jahre meines Lebens gewesen, die ich in dieser Gemeinde zugebracht habe; oft war ich fast verzagt und sehr müde, nicht von der Arbeit, sondern von der vergeblichen Arbeit; doch gelang es bei Einzelnen wirklich, sie von den irdischen Sorgen hinüber zu leiten zu der Sorge um die Seele. Es ist viel gewonnen, wenn man erst eine Tagelöhnerfamilie im Orte hat, die sich regelmäßig zur Kirche hält, so daß man sagen kann: „Ihr sehet doch, daß es möglich ist.“ Aber noch viel mehr ist gewonnen, wenn unter der Masse erst einer ist, der als ein Zeuge unter ihnen arbeitet und wandelt. Es war nach und nach die Zahl bis auf zehn Familien gestiegen, die Hausandacht hielten nnd Gott fürchteten. Aber die Freude sollte nicht lange dauern. Im Sommer wurden sie am Sonntage zur Arbeit bestellt, nach ihrer Meinung war die Sache nicht so dringend, und ohne Verabredung weigerten sie sich, zur

Arbeit zu kommen; die Folge war, daß ihnen gekündigt wurde, und sie mußten zu Michaelis ziehen. Das war für mich ein sehr harter Schlag, und, wie es schon oft geschehen war, mußte ich wieder von vorn anfangen. Besonders willig und aufmerksam muß man die Leute behandeln, wenn sie den Pastor von Amtswegen in Anspruch nehmen, bei Taufen und Begräbnissen ꝛc., und die Gelegenheit benutzen, ihnen an das Herz zu kommen. Ein armer Knabe, den ich eingesegnet hatte und der nicht ohne Eindruck geblieben war, wurde krank, ich besuchte ihn sehr oft, sein Ende kam, Vater und Mutter, die oft in Unfrieden lebten, standen dabei, der sterbende Knabe sah sie mit gebrochenen Augen an, streckte nach Beiden die Hände aus und legte ihre Hände in einander. Mich bewegte das tief, ich kniete nieder und betete um Frieden im Leben und im Sterben, unterdessen starb das Kind. Der Eindruck auf die Eltern war gewaltig und blieb nicht ohne Segen.

Sehr schwer ist es, die Lust zum Stehlen zu überwinden. Es ist den Tagelöhnern erlaubt, Schweine, Gänse, auch wohl Ziegen zu halten, aber das Futter dazu wird gewöhnlich von Weibern und Kindern gestohlen, das ist der Anfang, bis es weiter geht, und die Gränze zwischen Mein und Dein wird immer dunkler und unsicherer. Es gibt aber fast keine Sünde, die den Menschen so erniedrigt, als der Diebstahl, besonders verwüstend sind die Folgen bei den Kindern. Bei einer Schulvisitation fand ich einen Knaben ohne Strümpfe und Schuhe, wie die meisten Kinder, aber er war in hohem Grade zerlumpt und abgerissen, sah auch sehr wild und roh aus. Der Lehrer hatte ihn auf den ersten Platz gesetzt, und als ich ihn fragte, weshalb er das gethan habe, antwortete er so laut, daß alle Kinder es hören konnten: Das ist ein seltener Gast, den muß man besonders ehren, und als er heute kam, fiel mir das Wort des Herrn Jesu ein: wer ein solches Kind aufnimmt, der nimmt mich auf, und darum habe ich ihm den ersten Platz angewiesen. Dabei streichelte und liebkosete er den Knaben, was ihm gewiß lange nicht geboten war. Der Lehrer war in dem Rufe, daß die Kinder so gern zu ihm in die Schule kämen, daß sie den Eltern heimlich fortliefen, um in die Schule zu gehen. Da dachte ich: von dem Manne ist viel zn lernen. Hernach hörte ich von dem Lehrer, daß dieser Knabe ein sogenannter Hütejunge, ein arger Dieb sei, aber mit fester Zuversicht setzte er hinzu: ich will ihn schon herumbringen, wenn ich ihn nur erst habe, denn ich spüre eine große Liebe zu ihm in meinem Herzen; und es ist ihm auch gelungen. Ich habe den Knaben eingesegnet und große Freude an ihm gehabt. Wer nur rechte Liebe hat, hat auch viel Muth und auch viel Segen. Gar wunderlich ist es, wenn der Pastor es ruhig mit ansieht, wie die Herrschaft und die Bauern bestohlen werden, und nur empfindlich wird, wenn ihm auf seinem Felde oder in seinem Garten Schaden zugefügt wird. Wenn er sonst klug ist, und den Leuten, namentlich der Herrschaft oder dem Amtmann, nicht eine heimliche Freude machen will, so muß er dazu schweigen und die Strafe still hinnehmen. Die Ehre der Gemeinde ist des Pastors Ehre, und die Schande der Gemeinde ist seine Schande. Es ist immer ein böses Zeichen, wenn der Pastor immer mit lauter Stimme von den argen Sünden in der Gemeinde redet und sie ohne dringende Noth öffentlich aufdeckt oder gar eine Art von Satisfaction und Beruhigung für die Erfolglosigkeit seiner Arbeit darin findet. Er mag mit seinem vertrauten Nachbar darüber seufzen und heimlich im Kämmerlein es dem Herrn klagen, aber an den Pranger darf er die Gemeinde nicht stellen, weil man ihn selber sofort daneben stehen sieht. Selbst auf der Kanzel vor der eigenen Gemeinde darf man nicht schelten, und kann höchstens mit betrübtem Herzen die Leute bitten, es zu bedenken, was zu ihrem Frieden dient. Wer vollends die Zustände noch schlechter darstellt, als sie sind, und im Verdruß und Aerger davon redet, richtet gewiß nichts aus. Schon im Hause wird durch Schelten kein Kind und kein Dienstbote gebessert, noch weniger die Gemeinde in der Kirche. — Wer viel mit den Kindern in der Schule umgeht nnd die Gemeinde genau beobachtet, erfährt bald, welches die Diebe im Dorfe sind, und es ist dann seine Sache, die Einzelnen zu überzeugen von ihrem Unrecht und sie zur Sinnesänderung zu bringen. Man kann nicht oft genug mit den Kindern das siebente Gebot treiben und nicht oft genug auf der Kanzel darüber predigen. Der Diebstahl ist freilich eine Sünde wie alle andern Sünden, aber er bricht das Gewissen mehr und entwürdigt den Menschen mehr, wie andere. Dazu kommt, daß die Unehrlichkeit zu den Sünden gehört, die sich in der Familie besonders forterben. Mit ziemlicher Sicherheit kann man annehmen, daß, wenn Vater und Mutter stehlen, es die Kinder auch thun. Es gibt andere Sünden, wie z. B. die Trunksucht, die sich nicht durch die Geburt fortpflanzen, wie es bei Dieberei und Unzucht der Fall ist. Ich habe einmal ein gar liebes junges Mädchen aus einer solchen Spitzbubenfamilie im Confirmanden-Unterrichte gehabt, und weiß, daß das Kind recht treulich gegen die Macht des natürlichen Triebes kämpfte. Einige Jahre hielt sie sich, aber zuletzt unterlag sie doch, und dann noch einmal, bis auch ihr Weg in das Zuchthaus ging, wie die Eltern und Geschwister auch dahin gekommen waren. Die Herrschaften, die das dritte Gebot so leicht und schnell zu übertreten bereit sind, brechen das Ansehen und die Heiligkeit der Gebote Gottes und geben den Leuten eigentlich das Recht in die Hand, es mit dem siebenten Gebote auch nicht so genau zu nehmen. — Das Raisonnement, daß das dritte Gebot zum

Ceremonialgesetz gehöre und der menschlichen Freiheit nicht so gar sehr beengende Schranken setzen solle, wird am wenigsten bei dem Gesinde Eingang finden, ohne zugleich den Ernst der andern Gebote mit zu untergraben. Wenn auf dem Hofe am Sonntage große Gesellschaften gegeben und die Dienstboten stark in Anspruch genommen werden, oder wenn die Herrschaft die Kirche nicht besucht, aber am Nachmittage fast immer anspannen läßt und in die Nachbarschaft fährt, dann mögen sie sich nicht wundern, wenn die Autorität, die ihnen Gott gegeben hat, dahin fällt. Ein Pastor, der gerne Karten spielte, zeigte einmal einen Tagelöhner bei dem Landrathe an, daß er während des Gottesdienstes seine Kartoffeln gehackt habe, und er wurde verurtheilt, 10 Sgr. an die Schulkasse zu zahlen. Er kam am Sonntag Nachmittag, um die Strafe zu zahlen. Der Pastor saß grade und spielte mit dem Amtmann und Inspector L'hombre, der Tagelöhner fragt ihn, ob es denn am Sonntage erlaubt sei, Karten zu spielen, und erkärt zuletzt, er werde die 10 Sgr. nicht eher geben, bis der Pastor entweder auch dieselbe Strafe zahle oder aus Gottes Wort beweise, daß es erlaubt sei, am Sonntage Karten zu spielen, er halte es für nützlicher und besser, Kartoffeln zu hacken. Es liegt eine große Härte darin, wenn man am Sontage die Arbeit verbietet und die weltliche, mit der Sünde sich so nah berührende Lustbarkeit freigibt. Der arme Handwerker und Tagelöhner soll sonst nützliche Dinge am Sonntage nicht thun, aber die Gasthöfe und Tanzlokale öffnen sich an keinem Tage mehr, als am Sonntage. Solche Dinge erbittern die Armen, weil die Logik, die darin liegt, ihnen zu hoch ist. Wenn der Pastor am Sonntage Nachmittags zum Vergnügen ausfährt und auf das Amt geht, wo die Nachbarschaft versammelt ist, dann muß er auch still schweigen, wenn der Arme seine Kartoffeln bearbeitet. Meine Erfahrung geht überhaupt dahin, daß durch Klagen bei der Obrigkeit nicht viel ausgerichtet wird. Es gibt kein einfacheres Mittel, sich Ansehen und Respect vor dem Gesinde und den Tagelöhnern zu erwerben, als wenn man wirklich von Herzen Gott fürchtet. Ein junger Oekonom, der aus einer frommen Familie stammte, war gewohnt, wenn am Abend die Feierglocke gezogen wurde, jedesmal seine Mütze abzunehmen und sie sich vor das Gesicht zu halten, er fluchte nicht und tobte nicht, aber die Leute erzählten sich das gerne und hatten ihn lieb. Eine Tagelöhnerfrau erzählte mir mit großer Dankbarkeit, daß sie als Mädchen auf einem Bauernhofe gedient habe, und daß die Frau nicht allein sie zur Arbeit angehalten, sondern sie auch manchmal allein genommen und sie in herzlicher Liebe ermahnt habe, keusch und ehrlich vor Gott zu wandeln. Der Pastor muß sich besonders an die Hausväter und Hausmütter mit seinen Bitten und Ermahnungen wenden, daß sie des armen Gesindes sich treulich annehmen und den Fremdlingen im Hause möglichst eine Heimath bereiten, in der es ihnen wohl wird. Es ist ein unvertilgbares Bedürfniß des Menschen, geliebt zu werden, und wer diesem Bedürfnisse einige Befriedigung gewährt, dem öffnet sich

das Herz. Das arme Mädchen und der arme Jüngling, die durch Dienen ihr Brot erwerben müssen, sind Kinder armer Eltern, die sie mit ihren Schweißtropfen genährt und gekleidet haben, und man sollte meinen, daß ein geringer Grad menschlichen Mitgefühls dazu gehöre, daß man sie nicht als bloße Arbeitsmaschine behandle und sich durch Auszahlung des bedungenen Lohnes für abgefunden halte, sondern ihnen möglichst Vater- und Mutterliebe erweise. Wenn erst das Gesinde wieder lernen wird, die Herrschaften ehren und lieben, wie es ihnen von Gott dem Herrn geboten ist, dann werden auch die Tagelöhnerfamilien nach und nach lernen, die Herren auf Erden zu ehren und den Herrn aller Herren zu fürchten. Langsam sind die Wege, die auf diesem Gebiete zum Ziele führen, aber darum darf man nicht ermüden. Die Verirrungen und Versündigungen sind schwer und groß, und darum muß auch die Buße ernstlich und gründlich sein, und wenn man nicht viel ausrichten kann, muß man sich mit Wenigem begnügen.

Am wenigsten aber darf ein Pastor darauf warten, oder erwarten, daß durch allgemeine Maaßregeln eine Besserung herbeigeführt werde. Der Herr fordert von seinen Knechten die Treue und hat der Treue seine Verheißung gegeben, die sich erfüllen muß, weil seine Zusage wahrhaftig ist.

Ein Weg, an die Tagelöhner leichter heran zu kommen, als wenn man den Einzelnen aufsucht, liegt in der Einrichtung der Abendgottesdienste, besonders in den Wintertagen. Damals waren diese Abendgottesdienste etwas ganz Neues und ganz Unerhörtes, wenigstens in der Gegend, wo ich stand, und ich beklage es sehr, daß ich theils nicht die klare Vorstellung von der Einrichtung solcher Stunden, theils auch nicht den Muth hatte, damit vorzugehen, auch wohl nicht ohne Grund besorgen mußte, daß der Superintendent dagegen einschreiten würde. Ich hätte allerdings in meinem Hause können Versammlungen oder Betstunden halten, aber ich war so schon in dem Ruf, ein Pietist zu sein, und wurde von mancher Seite her argwöhnisch angesehen. Die Conventikel-Männer wurden, wie ich wußte, sehr unter polizeilicher Aufsicht gehalten, und daß ein Geistlicher sich dabei betheilige, oder sie gar in seinem Hause halte, davon hatte ich in der ganzen Umgegend nie gehört. Bei meiner natürlichen Schüchternheit war ich nicht geeignet, mit Neuerungen vorzugehen, auch fehlte mir der Reichthum der inneren Erfahrungen, der, wie ich den einen Stundenhalter kennen gelernt hatte, dazu nöthig zu sein schien. Ein Fall, der von gutem Erfolge war, hätte mich auf die rechte Bahn leiten können, aber neue Ideen werden schwer gefaßt und noch schwerer ausgeführt. Es war an einem Abende des letzten Tages des Jahres, als ich vor meiner Thür auf und nieder ging. Nach alter Gewohnheit wurde dieser Abend von vielen Leuten im Kruge zugebracht, Frauen, Männer und Kinder fingen an sich zu versammeln. Der Krug lag neben der Pfarre und seltsamer Weise mit der Schule und Küsterwohnung unter einem Dache. Der Küster, der gerade auch vor seiner Thür war, rief mir einen guten

Abend zu, ich ging zu ihm, und er klagte mir, wie gerade die letzte Nacht des Jahres für ihn so schwer und unruhig sei, weil wegen des Tobens, Lärmens und Schreiens er an den Schlaf nicht denken könne. Ich sann nach, wie zu helfen sei, und wie von einem plötzlichen Einfall getrieben, sagte ich: Wir wollen der Sache ein Ende machen, schließen Sie die Kirche auf und ziehen Sie die Glocken. Der Küster hatte dabei Bedenken, fügte sich aber doch, ich sorgte für eine möglichst schnelle Beleuchtung. So wie das Geläut erschallte, kamen Alle aus dem Kruge und aus den Häusern mit der Frage: Wo ist Feuer? weil man glaubte, es stürme. Es wurde aber bald bekannt, und die erleuchtete Kirche bestätigte es, daß Gottesdienst solle gehalten werden. Ich legte den Ornat an, aber da kam der Küster und sagte, der Patron, der auch ganz nahe bei der Kirche wohnte, sei sehr böse, habe sehr gescholten und wolle mich sprechen. Ich ging und suchte ihn zu besänftigen, aber vergeblich, er drohete mit Anzeige und dergl. Aber die Kirche hatte sich sehr bald gefüllt. „Sei Lob und Ehr dem Höchsten Gut" sagte ich vor, und der kräftige Gesang tönte bis ins Schloß hinüber, so daß die Frau Patronin, von der Dienerschaft begleitet, kam. — Vom Altare aus redete ich die Gemeinde an und zeigte, wie Simeon im Frieden dahin gefahren sei, und fragte, ob sie das alte Jahr mit seinen Sünden ohne Buße beschließen wollten. Der sichtbare Erfolg war gut, nur zwei gingen in den Krug zurück, die andern gingen still in ihre Wohnungen und fehlten am Neujahrstage nicht in der Kirche. Seitdem wurde der Schluß des Jahres unter lebhafter Theilnahme nicht allein meiner Gemeinde, sondern auch Vieler aus den benachbarten Dörfern in ähnlicher Weise begangen, aber zu regelmäßigen Abendgottesdiensten kam es nicht, und ich glaube, ich habe damit viel versäumt. Jetzt sind die Abendgottesdienste, Bibel- und Betstunden sehr verbreitet, wenn sie nur immer in der rechten Weise gehalten würden! —

Gerhard von Zezschwitz, Prof. und zweiter Universitätsprediger in Leipzig, Predigten gehalten in der Universitätskirche St. Pauli. (Leipzig, Dörffling u. Franke.)

Diese Predigten tragen den Stempel des Ortes, wo sie gehalten wurden, einer Universitätskirche. Sie bewegen sich in Gedankenzügen und Ausdrucksformen, die gewöhnlichen Gemeinden unverständlich sein würden. Doch zeugen sie selbst von tiefer Bildung, nicht bloß weltlicher Art, derer, für welche sie bestimmt waren. „Was sie etwa Besseres enthalten", verdankt der Verf. nach eignem Geständniß nächst dem Herrn der Gemeinde, deren Bedürfniß und Andacht, wie gewiß auch Etlicher treue Fürbitte, ihn in dem oft großen Kampf der Arbeit und des Seelenringens getragen haben.

Seelenringen fühlen wir mehr oder weniger an ihnen allen. Subjectives Bekennen des Lebens im Geist, aber als Wort zum Leben, nicht etwa als Bericht von individuellen Erfahrungen irgendwelcher Art, überwiegt vor der betrachtenden Ruhe in Gottes großen Heilsthaten. Nirgends treten diese zurück oder sind sie bei Seite geschoben. Vielmehr geben sie überall, ausgesprochen oder stillschweigend, den sichern und gewissen Felsgrund. Die Predigt selbst aber ist überwiegend ethisch. Mit Recht. Wir bedürfen gar sehr dieser Zucht, um so dringender, je unwahrer schon hier und da die Lehrbetonung sich erweist. Glaube als Erkenntniß und Ueberzeugung von göttlicher Wahrheit, so lesen wir S. 175, Glaube als kirchliches Bekenntniß sind nothwendige Grundlagen für den Einzelnen und für die Gemeinde. Aber diesen Glauben besitzen, heißt noch nicht gottüberwindenden Glauben haben. O wie gern betrügen wir uns und nehmen den väterlich überlieferten Glaubensschatz, den leichten Preises angeeigneten kirchlichen Glaubensschatz für Glauben, der vor Gott gelten soll als unser Glaube und unsere Gerechtigkeit. Kann auch der Glaube selig machen — ein Glaube, der nicht That ist, nicht Sieg, nicht in heißem Ringen erlangter, in unabläßigem Ringen bewahrter eigner Besitz, eigner Sieg der Seele, dem lebendigen Gott und seinem gerechten Gericht über unsere Sünden abgewonnener Sieg? Nicht das Ringen rechtfertigt, nicht um der Kraft und Treue des Gebetes willen werden wir selig. Allein der Glaube als Zuversicht zu der Gnade Gottes in Christo rechtfertigt und macht selig; aber wer wird ihn haben als seinen Besitz, wer, als der, von Gottes Gnade gezogen, gerungen hat wider das Gericht und obgesiegt? Schreiend zu Gott wie das Cananäische Weib sind alle, die gerechtfertigt worden, durchgebrochen zu der Gewißheit des Glaubens. Und S. 217: Die großen Vorbilder aus Gott erneuerter, zu allem Großen in Gott starker Männer, wie die heilige Schrift sie uns vorführt, wie die Geschichte der Kirche sie uns in einzelnen Zeiten zeigt, richten uns schwerer als der scharfe Blick tiefer schauender Weltmenschen. Es ist so, wir haben dem Inhalt nach den Glauben, denselben, den jene hatten, reiner und klarer vielleicht, als ein Augustin oder der heilige Bernhard ihn hatte: im Leben aber und als Menschen der That lassen wir uns an armseliger Mittelmäßigkeit genügen, die tausendfach beschämt wird von denen, die nur dieser Welt leben.

Des Verf.'s unterscheidende Gabe weist nach der ethischen Seite hin. Er hat, wie wenige Andere, frühe eine Schule des Lebens und des Leidens gemacht, ist darin geblieben auch unter seinem theologischen Lernen und Lehren. Auf eine besondere Führung deutet das Vorwort. Alle natürlichen Gaben sind in des Herrn Dienst gestellt, alle Begebnisse dieser Zeit in seinem Licht geschaut. Wie glühend ist das Handeln des Herrn als Freund mit seinen Freunden durch Leiden geschildert: auch im Leiden beweise ich, daß ich dich lieb habe; beweise du nun, daß du mich liebst, meine Verherrlichung mehr liebst, als deine Errettung. Inniger als mit dem Dank für die glücklichen Tage,

inniger soll die Seele mit dem Weh ihres Schmerzes ans Herz des Freundes sich legen. Der Blick, der vor dem leuchtenden Sonnenlicht sich blöde schließen muß, dringt scharf in das Dunkel der Wolke und sucht den Lichtpunkt, der es anzeigt, wo die Sonne verborgen (S. 282).

Eine Rücksichtslosigkeit tritt uns hier entgegen, welche, so keusch und zart sie immer ist, dem Calcül einer so oder anders gefärbten Kirchen-Büreaukratie nicht behagen wird. Durchweg geht es auf Pflügen eines Neuen und man spürt das Blut eines Stammes, der des stählernen Schwertes gewohnt ist. O arme verweltlichte Christenheit, ruft der Verf. S. 224, wie hast du der Ehre vergessen, der Ehre deines Königs, deiner Ehre am Tage seiner Ehre! Ja, wir glauben an ihn, wir nehmen sein Blut an zur Heilung unsres wunden Gewissens, wir suchen Gnade um Frieden zu haben, und nun wir Frieden gefunden — nun richten wir uns ein in der Welt, mit der Welt so bequem als möglich; wir suchen ihre Ehrenstellen, je höher je lieber; wir erwählen ihre Geschäfte, ihre Künste, je einträglicher, desto besser; wir leben in sichrem, faulem, kampflosem Frieden, ganz getröstet darüber, daß wir zuletzt rechts gehen werden, wenn die Andern links gehen, wir in die Seligkeit, jene in die Verdammniß. O verachtungswerthes Christenthum! Hier bequem gebettet, dort selig geruht. Hier mit den Ungläubigen gescherzt und am Ende ihnen ein Valet zur Hölle gegeben. Eiskaltes Christenthum! Wir liegen alle unter seinem Bann. O es gehört kein Prophetenblick dazu, die Tage zu bezeichnen, in denen, vor denen wir leben. Weltseligkeit nach dem Bilde der Zeiten Constantins ist das Wesen unserer Tage, und heranwächst: ein Julian! Wir werden unsanft erwachen, erwachen wir nicht eher zur ekten Liebe, zu heiligem Ehrgeiz der ersten Liebe.

Da wird in den beiden Parteien der Pharisäer und Herodianer das Gericht Christi über zwei Grundrichtungen gezeigt, die nicht aussterben in der Welt, die Papstherrschaft in der Welt, und die Kaiserherrschaft in der Kirche. S. 243: Die Kirche, das Reich Gottes auf Erden, ist kein weltliches Reich mit fürstlicher Macht und Herrschaft — eine Magd soll sie sein und bleiben ihrer Gestalt und ihrem Thun nach. Eine Magd soll sie sein, und daß unsre Lutherische Kirche diese Gestalt wieder voll trägt, ist ihre Ehre. Ihr Bekenntniß von Anfang ists, daß sie gern dienen will wie eine Magd, wo die Staaten sie frei dienen lassen. Aber frei will sie dienen, als Gottes Dienerin und nicht der Menschen. — Da ist die Rede vom Gehorsam der Einfalt. S. 239: Fordert dieses Wort (Matth. 22, 21), das so frei macht gegen Menschen, knechtischen Sclavensinn, zu allem Unrecht schweigende Unterthänigkeit? Johannes vor Herodes, Paulus vor Felix gibt Antwort, und ihr Geist stirbt nicht aus im Volk Gottes und zuletzt, gibts Gott, in der Kirche Luthers. Zeugen wider das Unrecht ist heiliges Recht, und vor den Mächtigen und Großen heiligeres Recht, denn vor den Niedrigen. Aber bleibts ohne Frucht, dann gilt es leiden, zeugend leiden, still und willig leiden Alles, was der über dich verhängt, dem Gott die Macht gegeben. Wehe, wer andere Waffen hat, wer überhaupt Waffen hat wider seinen Herrn. Er ist nicht besser, als der Sohn, der seinen Vater schlägt. O, daß die Männer alter Treue neu erstünden in unserem Deutschen Volk, die Moses und alle die edlen, die keine Gewalt noch Gunst der Mächtigen beugen konnte zum Unrecht die Hand zu bieten oder nur zu schweigen, die aber bei der ganzen Stärke des Bewußtseins gekränkter Rechte, durch alle Uebergriffe fürstlicher Gewalt sich nicht dazu drängen ließen, selbst die Gränzen des Gehorsams und der Unterthanentreue um eine Linie breit zu überschreiten. Auch der Unwürdige war doch ihr Herr und Fürst, von Gott gesalbt und geheiligt, dem sie Dienst und Treue gelobt. Konnten sie ihm nicht dienen, die Treue doch sollte nicht brechen. Sie hielten ihm wohl das Haupt hin oder litten Bande und Gefängniß: er war ihr Herr.

In die Stille ruft unser Reichsherr die Gemeinde in diesen Tagen, wo ein Weltkampf angebrochen ist, mit Zeichen eines Weltumsturzes; die Hirten aber ruft er auf die Warte des Wortes und der Weissagung, die Zeichen der Zeit zu verstehen und den Heerden zu deuten (S. 323). Die Treuen, die Stillen im Lande sind des Volkes Segen und Zukunftshoffnung; aber daß sie sich des nicht überheben in Selbstvertrauen und Selbstruhm, demüthigt sie der Herr vor Allen, züchtigt sie, wo andere ungerichtet bleiben, und läßt sie lange in Verachtung stehn, auf daß eine gerechte Frucht der Erneuerung von ihnen ausgehe (S. 351). Nur so viel, als der eilende Fuß vom Boden der Erde berührt, nur das Heute befiehlt der Wanderer seinem Gott im Lande der Fremde und Pilgerschaft. Dank für jede Herberge, aber wir eilen weiter, wir eilen nach unsrer Stadt. Dank für gut Regiment und treue Obrigkeit, wo immer wirs gefunden, für jede Freude an jeder guten Erdengabe; aber wir dürfen nicht weilen, mit Nichts uns belasten, wir eilen vorüber und nehmen von Allem nur so viel, als zur Wegzehrung nöthig ist. Alles nur für heute: vielleicht grüßen wir morgen schon die Zinnen der ewigen Stadt (S. 200).

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 29. August. № 69.

Wiedertaufe oder Taufe?

(Schluß.)

Odebrecht war zwar erweckt, aber noch nicht bekehrt. Seine Sünden waren ihm leid geworden, aber seine Sünde — den Hochmuth seines Herzens erkennt er noch nicht. Wie die Regenwürmer nach dem Regen kam der jetzt aus dem Herzen hervorgekrochen. „Zu der Zeit kam auch eine neue Magd ins Haus, wo ich mir's denn nicht nehmen ließ und betete von da ab das Benedicite und das Gratias alleine." Sein Pastor traf den Nagel auf den Kopf, als er zu ihm sagte: „Es ist eine alte Sünde in Dir, das sage ich Dir auf den Kopf zu, die Du noch niemals gestanden hast, und die treibt Dir das alles zu Kopfe" — nämlich allerlei spitzfindige Reflexionen über die Gnadenwahl — „wie die Bärme im Bier; und ich glaube, dieser alte Rest ist nichts anderes, als was Adam zu Falle gebracht hat, nämlich: der Hochmuth. Du willst was mehr sein als Andere, Carl, was Apartes für Dich haben: das läßt die rechte Buße nicht aufkommen." — Aber — Odebrecht meinte: „Hochmuth? Nein, den spüre ich nicht bei mir." Der Pastor wurde versetzt, und Odebrecht schlug sein Anerbieten aus, mit ihm zu ziehn. „Der Geist gab es ihm ein, er könnte von nun ab ihm nichts mehr helfen, sondern ihn lieber zu einem Kinde der Hölle machen zwiefältig." Noch war er mit Baptisten in keine ernstliche Berührung gekommen, dennoch war er, wie diese Aeußerung zeigt, schon innerlich baptistisch gesonnen. Der Baptismus ist vielfach die Religion des geistlichen Hochmuths.

Er hatte sich mit der Tochter seines verstorbenen Vormundes verheirathet. Anfangs hielt ihn noch seine Frau, die ihm gegen das Versprechen, seinem Glauben treu zu bleiben, ihre Hand gegeben. Als aber der neue Prediger predigte, als hätte er lauter „bekehrte Menschen vor sich" und auch in den Versammlungen sein Hochmuth keine Nahrung fand, da zogen die baptistischen Geister, die er in der nahen Stadt kennen lernte, in das mit Besemen gekehrte und wohlgeschmückte Haus. In dem Abschnitte mit der Aufschrift „Gefunden" wird sein Uebertritt zum Baptismus erzählt. Die Schilderung des Kampfes zwischen Odebrecht und seinem Weibe, oder vielmehr zwischen einem Gemüth, das einfältig und treu an dem Glauben der Kirche festhält, und einem Herzen, das im geistlichen Hochmuth verstrickt immer mehr dem Fanatismus der Secte verfällt, bildet den Höhepunkt des Buchs. Die Gründe, die ihm seine Frau gegen den Austritt aus der Kirche anführt, sind so schlagend, ihre Kritik gegen das baptistische Gesangbuch und seine der Kirche gestohlenen, aber verstümmelten Lieder — verstümmelt nach der Weise auch in der Kirche geltender Gesangbücher — ist so treffend; — aber eher ist es möglich, daß ein Pardel seine Flecken ändert, als daß ein Sectirer durch vernünftige Gründe von seinem Irrthum sich überführen läßt. Das kann nur der Herr. Und Er hat's bei Odebrecht gethan. Aber zuvor mußte er den Taumelkelch bis auf die Hefen leeren. Seine Frau thut ihm den Gefallen, und geht einmal mit ihm in die Baptistenversammlung. Ihrer Bibelfestigkeit in der Unterredung nachher kann er zwar nichts entgegensetzen; aber er bleibt bei seiner Meinung, und der baptistische Stundenhalter streut mit dem hingeworfenen Worte: „Abraham stieß Hagar, die Unfreie, sammt dem Kinde des Fleisches hinaus; das ward ihm zur Gerechtigkeit gerechnet!" neuen Giftsamen in das empfängliche Herz. Im ersten Augenblicke schauderte zwar Odebrecht bei diesen Worten, denn er hatte seine Amalie lieb, „aber sein Glaube kam wieder oben!" —

Noch einmal klopft der Herr mächtig an sein Herz. Es war am Abend vor seiner Baptistentaufe. Wie die Engel Gottes lagern sich die Erinnerungen früherer Zeit um seine Seele, aber mit seiner Bibelauslegung trieb er sie allesammt von dannen. Er wurde getauft, und die Taufe brach seiner Frau, die ihrer Niederkunft entgegensah, das Herz. Sie fing an zu kränkeln, gebar einen Knaben, den sie in der Todesstunde selbst zu taufen suchte, aber durch ihre Schwäche wurde sie daran verhindert. „Als der Frühling sich hatte durchgekämpft, war sie dahin." Ohne innere Bewegung, in dem Lügenfrieden des Bewußtseins, „aus Sodom gerettet zu sein", wo „sein Weib als eine Salzsäule" stehen geblieben war, geht der Baptist dahin und singt über dem Grabe seines hingemordeten Weibes: „Lobt Gott ihr Christen allzugleich u. s. w." So endet das erste Buch.

Das zweite steht in künstlerischer Beziehung dem ersten nach. Die Darstellung ist im Ganzen lehrhaftiger. Dagegen bietet es die dankenswerthesten Aufschlüsse über den Baptismus. Odebrecht ist Baptist vom reinsten Wasser, so einer von den ehrlichen, die ihre Träume für Wahrheit, ihre baptistische Waschung für die Taufe und ihre Gemeinschaft für die Gemeinde der Heiligen halten. Aber die heilsame Reaction seines Gewissens kann er nicht unterdrücken. Die Abschnitte, mit denen dieses zweite Buch beginnt, „wie es ein Jahr nach der Taufe um Odebrecht stand", „Schluß der Selbstbiographie" und „die Denkschrift an die Ge-

tauften", bezeugen das Eine wie das Andere. „Wer will das Gnadengefühl von mir nehmen?" heißt es in Einem der Abschnitte; „Welt oder Fleisch, oder Teufel? die liegen alle gezwungen zu meinen Füßen! Ich spotte der Sünde, Hohn spreche ich der Satansbraut: Verflucht die Kirche! Gesegnet die Gemeinde!" Doch wie bald wandelt sich dieses baptistische Triumphlied in Klage! „Ein getaufter Christ hat auch seine Anfechtungen und seine dunkeln Stunden, so gut wie ein anderer und wohl tausendmal mehr!" heißt es im folgenden Abschnitte. Diese dunkeln Stunden nehmen trotz dem, daß er seinen Kopf in den Sand seiner baptistischen Schriftauslegung steckt, dergestalt überhand, daß er sich zu den Mitteln genöthigt sieht, die er in der „Denkschrift" vorschlägt. Sehr bezeichnend ist das letzte Mittel: „Dazu hat auch ein jeder Getaufte einen Brand im Herzen von seiner Taufe her, den er nicht anders kann löschen, als daß er sich an Andre macht und bekehrt sie." Das ist also der Grund des Bekehrungseifers so manches Baptisten — und vielleicht auch Andrer, die nicht grade Baptisten sind! — Einen andern Grund dieses Eifers, in dem er sich mit einer Art von Wuth von wegen des Löschens des inwendigen Brandes stürzt, gibt er in der Aeußerung an: „Man soll mit der Hülfe Gottes noch Großes von mir erfahren." „Ich habe einen guten Namen bei den Leuten; die Kirchen werden leerer, meine Versammlungen voller." „Dann und dann kommt Bruder Odebrecht; das bringt Bewegung unter die Leute u. s. w." Der geistliche Hochmuth treibt Blüthen — nur — duften sie eben nicht! —

Der Rausch, in den diese Selbstberäucherung ihn versetzt, dauerte nicht lange. Es drängte sich ihm immer mehr die unangenehme Wahrheit auf, daß auch unter dem edlen Golde des Baptismus Vieles unächt sei. „Es thäte wahrhaftigen Gott noth", äußert er in seinem Tagebuch — beiläufig gesagt, ein etwas zu hoch gegriffenes Mittel der Gedankenäußerung selbst für einen baptistischen Bauern — „daß man unter den Getauften noch eine besondere Auswahl träfe und ließe sie von Zeit zu Zeit wieder durch's Sieb gehen. Vielleicht könnte man verschiedene Stufen oder Grade unterscheiden, ungefähr wie bei den Freimaurern, wo sie sich mit besonderen Ceremonien zu Lehrlingen, Gesellen, Meistern und Altmeistern machen. Ob immer eine neue Taufe je nöthig wäre, wollte ich lassen dahingestellt sein." Die hochmüthige Ueberhebung der eben erst Getauften ärgert ihn. „Was ist das für ein Ueberheben! Kaum daß einer getauft ist, so denkt er schon, daß er frei über Alles kann mitreden und urtheilen: hat noch die Eierschale auf dem Kopf und will schon Kakeln und legen, wo die Hühner doch wenigstens ihr halb Jahr damit warten." Schließlich kommt er über seine Baptistentaufe selbst in Zweifel. Sie ist ihm endlich nichts mehr, als „eine Fahne oder Kokarde gegen die Andern, die draußen sind."

Auch denen gegenüber, die da draußen sind, hat er kein Recht mehr, sich zu brüsten. Daß seine Taufe, wie er bereits reflektirt, nicht vor Sünden bewahre, erfährt er praktisch. Er verfällt in Gleichgültigkeit gegen die Baptisterei, erkennt an den Versündigungen, die er begeht, den schreienden Widerspruch zwischen seinem System und dem wirklichen Leben. Das selbstgemachte Feuer verlischt ihm vollends an dem Wasser eines Briefes, den ihm ein Baptist schreibt, der um des Glaubens willen nach Australien ausgewandert, und der nur noch von Kühen, Schafen und Geldverdienen angefüllt ist. „Ich habe keinen Unfrieden, aber auch keinen Frieden, es ist mir Alles so gleichgültig, die Bekehrung am meisten" — das ist seine Stimmung, als er um eine reiche Müllertochter wirbt und einen Korb bekommt.

Mit dieser Werbung und mit der schnell geschlossenen Ehe mit einer Baptistin, der ebenfalls der Baptismus zweifelhaft wird, beginnt der zweite Abschnitt mit der Ueberschrift: „Gesucht." Ein Gespräch zwischen zwei Baptisten, das er auf der Eisenbahn mit anhört, worin der Aeltere den Jüngeren belehrt und zugibt, „daß die Taufe bei ihnen nur eine untergeordnete Lehre sei, wie bei den Reformirten", zerstört in ihm die letzte Illusion und eine lutherische Predigt bei einer Kinderleiche erweckt in ihm und seiner Frau ernste Bedenken, ob nicht dennoch die Kindertaufe die richtige sei. Jetzt, wo er zur Selbstverachtung gekommen, alle seine Hochmuthsstützen gebrochen waren, fand das Zeugniß der Kirche eine gute Statt.

Die Schilderung des inneren Kampfes, der nun beginnt, und der ihn von der Ueberzeugung, daß die kirchliche Taufe die rechte, zur Erkenntniß seiner himmelschreienden Versündigung an seiner Amalie fortführt, ist tief ergreifend. Keiner der baptistischen Trostgründe, die er früher in seiner Denkschrift entwickelt hat, hält ihm Stich. „O Elend, o Elend", ruft er aus, „zwei Mal getauft und noch immer in dem alten Jammer mitten darinnen, — hätte ich doch nie kein Mal auf Erden keinen Baptisten gesehen!"

Am Grabe seiner Amalie, das er aufsucht, bricht er zusammen; eine schwere Krankheit wirft ihn nieder. Ein leidiger baptistischer Tröster, der ihm schließlich auf seine Einwürfe mit nichts mehr dienen kann, als mit der „Prädestination", wird von dem kranken Manne heimgeschickt. Sein Schwager, Amaliens Bruder, wird jetzt sein Beichtiger und Pastor, als sich der pastor loci nur in der neueren Theologie bewandert — baptistisch gesinnt erweist.

Der dritte Abschnitt: „Gefunden" zeigt endlich Odebrecht und seine Frau auf der Rückkehr zur Kirche. Der Hochmuth ist jetzt in ihm gebrochen, was ihm seine sterbende Frau gesagt, ist jetzt geschehen, er hat Buße gethan; damit ist denn ein- für allemal alle Baptisterei dahin. Die Aussöhnung mit seiner schwer gekränkten Schwiegermutter, der Mutter seiner seligen ersten Frau, und die kirchliche Trauung mit seiner jetzigen, so wie die Taufe seines Sohnes — des Schmerzenskindes seiner Amalie — bildet den Schluß des Buches. Als der kleine Otto Schmerzensreich Benjamin getauft ist, ruft seine Großmutter überlaut vor Freuden: „Kinger, Kinger! säht mal dät Kind an! hättet nich christliche Ogen?" Früher hatte sie gesagt, wiewohl sie glaubte, das Kind sei von seiner Mutter getauft, das Kind hätte heidnische Augen.

Wiedertaufe oder Taufe? Wenige werden die Frage noch aufwerfen, wenn sie aufmerksam das Buch gelesen haben. Diese Anzeige, deren Ausführlichkeit die Wichtigkeit des Inhalts und die Tüchtigkeit der Darstellung rechtfertigen wird, soll nur eine Einladung sein: Kommt und leset!

Nachrichten.

Großherzogthum Weimar.

Einen großen Verlust hat unser Land dadurch erlitten, daß der Director des Gymnasiums von Weimar, des besuchtesten des Großherzogthums, Dr. Heiland, einem Rufe als Schulrath für die Provinz Sachsen gefolgt ist. Noch ist die Stelle nicht wieder besetzt, da es nicht leicht sein mag, gerade für dieses Amt geeignete Persönlichkeiten zu finden. Nach allem was man von der Wirksamkeit des Directors Heiland hört, muß er ein ausgezeichneter Schulmann gewesen sein, der vor allem von der Kraft des Evangelii durchdrungen, auch in wissenschaftlicher Beziehung seinen Gegnern imponirte. Noch ein anderer nicht unverdienter Schulmann wird mit nächstem Michaelis aus seinem Amte ausscheiden. Rector Helmrich in Allstedt folgt nämlich einem Rufe als Director des Seminars nach Sondershausen. Er hat seit einer Reihe von Jahren das Rectorat in Allstedt mit großem Segen verwaltet. Er übernahm sein Amt zu einer Zeit, als noch der selige Consistorialrath Köthe in Allstedt der Mittelpunkt einer kleinen Schaar war, die Christum aufrichtig lieb hatte und mag zunächst wohl durch den Einfluß dieses ehrwürdigen Mannes in die Weisheit, die von Oben stammet, eingeführt worden sein. Dieser kleine Kreis der „Pietisten“ in Allstedt ist gegenwärtig freilich recht dünn geworden, der treffliche, treue Kaufmann Vollert, der die Freude hat, daß seine Kinder auch sich aufrichtig zum Herrn bekennen, und einige andere dürften die einzigen aus jenem Kreise sein. Der Nachfolger des seligen Köthe Superint. Buhler, ist bei aller Gutmüthigkeit ein Mann, in dessen Augen sich die Grundwahrheiten des Christenthums zu Unglaublichkeiten verkehren, mit denen ein vernünftiger Mensch sich durchaus nicht befreunden könne und der also dem Herrn keine Seelen gewinnen kann. Neben dem Sup. Buhler wirkte der Diaconus Thieme, der vor kurzem in einem Alter von 80 Jahren gestorben ist. Thieme hatte, als er im Jahre 1822 in Ilmenau Diaconus war, eine Periode, in der er sich der in Weimar herrschenden Richtung gegenüber zu den sogenannten Orthodoxen hielt. Da er ein begabter Mann war, gab sich der selige Köthe Mühe, ihn nach Allstedt zu bringen, aber dort entsprach er dann den Erwartungen nicht, die die gläubigen Leute von ihm hegten, ja in seinen Nachmittagspredigten suchte er, wie uns oft versichert ist, das wieder einzureißen, was früh durch die immer gehaltvollen Predigten Köthes aufgebaut worden war. Er war ein Mann voll lebhafter Phantasie und vielem Wissen, aber offenbar von dem rechten Wege der durch Jesum Christum zu Gott führt, abgekommen. — Unter diesen Verhältnissen war es in Allstedt von Bedeutung, daß der Rector Helmrich festhielt an dem Worte Gottes und um so mehr ist es zu beklagen, daß unser Land eine so tüchtige pädagogische Kraft verliert, je seltner doch im Großherzogthum geistlich gerichtete Persönlichkeiten anzutreffen sind. Daß Helmrich ein Mann war, der in das Wesen der Volksschule Einsicht hatte, dürfte schon daraus hervorgehen, daß, wie öfter gesagt wurde, bevor Schulrath Lauckard berufen, vom Ministerium öfter sein Rath in pädagogischen Fragen gehört worden ist. Der gütige Gott gebe auch dem Rector Helmrich in seinem neuen Vaterlande eine reich gesegnete Wirksamkeit! —

In Apolda lesen wir, hat sich nun endlich eine freie Gemeinde gebildet. Uhlich war der an ihm ergangenen — Einladung gefolgt und hielt im Schießhaussaale vor einer großen, zumeist wohl nur aus Neugierigen bestehenden Versammlung einen Vortrag, im weimarischen Lande wäre er, so sagte er, damals gewiß Geistlicher geblieben, er setzte dann auseinander, daß die Bibel ein reines Geschichtsbuch sei, wie andre Bücher, aber Geschichte und Sage gemischt, die Natur sei die eigentliche Offenbarung, von Unsterblichkeit könne er nichts sagen, weil er nichts davon wisse. Einige Wochen vor Ostern hielt U. einen zweiten Vortrag, es sollte sich die Gemeinde constituiren, aber nur wenige unterzeichneten. Einen dritten Vortrag hielt dann Dr. Hertzer aus Berlin und wie es heißt, ist die vielleicht aus 6—8 wirklichen Mitgliedern bestehende Gemeinde von der Staatsregierung anerkannt worden. (Vergl. Sonntagsb. Nr. 20.) Wir sind überzeugt, daß die freie Gemeinde in Apolda zu keiner Bedeutung gelangen wird, sie wird dasselbe Schicksal haben, wie die deutsch-katholische Gemeinde in Weimar. Es ist noch in lebhafter Erinnerung, wie im Jahre 1845 Johannes Ronge auch in Weimar gefeiert wurde, er speiste damals bei dem Generalsup. Dr. Röhr, der eine neue Aera an das Erscheinen dieses Wortheldes knüpfte, und es entstand auch hier eine deutsch-katholische Gemeinde, von der jetzt gar keine Spur mehr vorhanden. Dieses Schicksal wird auch Apoldas freie Gemeinde trösten. — Professor Cuno Fischer in Jena hat die academische Festrede zu Schillers hundertjährigem Geburtstage, gehalten in der Collegienkirche zu Jena in Gegenwart Ihrer Königlichen Hoheiten des Großherzogs und der Frau Großherzogin zu Sachsen, nebst einem Anhange einiger Schriftstücke von Schillers Hand, mitgetheilt aus dem Universitätsarchiv, herausgegeben. — Von dieser geschickt gearbeiteten Rede interessirt uns besonders der I. Passus des 2. Anhangs. Hier heißt es: Ego Fridericus Schiller juro: 1, quod puram Evangelii doctrinam congruentem cum tribus symbolis et augustana confessione velim amplecti, profiteri atque etiam propagare, pro modo meae vocationis. Es ist nicht ganz ohne Interesse, von einer Schillerfeier, wie sie Pfarrer Steinacker gehalten und im Kirchen- und Schulblatt beschrieben hat, Kenntniß zu geben, weil sie von neuem den Beweis liefert, daß St. sich besser zu einem Literaten, als zu einem Pfarrer gepaßt hätte. In der Schule war auf einem decorirten Postamente zu diesem Feste eine bekränzte Schillerbüste aufgestellt, ihr gegenüber hing Schillers Bild in goldnem Rahmen. Nach den ersten 3 Versen des Liedes „Eine feste Burg ist unser Gott“ hielt St. eine Ansprache: Es ist Euch schon öfter gelehrt und gesagt worden, wie die Erinnerung an große Männer, die vor uns gelebt und sich in irgend einer Beziehung um Mit- und Nachwelt hohe bleibende Verdienste erworben haben, nicht nur eine Pflicht der Dankbarkeit für alle Diejenigen ist, welche an den von jenen ausgegangenen Segnungen mit Antheil haben, sondern daß eine solche Erinnerung auch höchst segensvoll auf uns einzuwirken vermag, indem sie uns anspannt, so weit es irgend möglich, dem uns gegebenen hohen Beispiel nachzueifern und so weit es in unsern Kräften steht, uns einst gleichfalls Verdienste um Andere zu erwerben, damit sie unserer nach unserm Tode in Liebe gedenken mögen. So feiert unsere Evang. Kirche nicht nur die großen Hauptfeste der gesammten Christenheit, die uns an das Leben und den Tod, die wunderbaren Thaten und Schicksale unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi erinnern. Sie feiert auch das Andenken der Männer, die in seinem Geiste gelehrt, gelebt und gewirkt haben, das Andenken der Apostel, der Reformatoren und anderer Glaubenshelden. In solcher Weise haben wir erst kürzlich das Reformationsfest gefeiert, die Erinnerung an Dr. Martin Luthers 95 Sätze gegen den Ablaß, womit er sein kühnes Werk begonnen. In diesem Sinne freuen wir uns an jedem 10. Nov. seines wiederkehrenden Geburtstages und darum haben wir auch heute, als am Vortage desselben, sein schönes Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ gesungen. — — Doch nicht nur auf dem Gebiete der christlichen Religion und Kirche hat es große Männer gegeben, auch auf dem der Kunst in Wissenschaft gibt es Einzelne, die sich durch ihr Verdienst hoch über Andere emporgeschwungen und deren Andenken mit Recht noch nach Jahrhunderten von späten Enkeln gefeiert wird. „Ein solcher Mann ist Schiller.“ — Derjenige Deutsche Mann, diejenige Deutsche Frau, die den Namen Schiller gar nicht kennen und von ihm nichts wissen, die — sie mögen was immer für einem Stande angehören — bezeugen damit nur ihre eigne tiefe Unwissenheit oder die Mängel der Schule, welche zu ihrer Zeit es nicht der Mühe werth hielt, ihren Schülern und Schülerinnen die Namen der großen Männer ihres Volks zu nennen und dauernd einzuprägen. — Es wird sodann das Leben Schillers

aus Bräunlichs Lesebuch und von einem Knaben und von einem Mädchen zwei Briefe Schillers an seinen Vater und an seine Schwester vorgelesen. Dann fährt der Redner fort: „Aus dem, was Ihr bisher vernommen habt, liebe Kinder, werdet Ihr wohl erkannt haben, daß Schiller nicht nur ein großer Dichter, sondern zugleich ein edler, ein guter, dankbarer Sohn, ein liebender Dichter, Gatte und Vater war und das macht ihn dem Deutschen Volke so werth. Die großen, reinen, erhabenen, ächt christlichen Gedanken und Empfindungen, die er in seinen Dichtungen und übrigen Schriften in so herrlicher Weise ausgesprochen, er hat sie auch im Leben bewährt und darum ist er ganz besonders befähigt gewesen, die Begeisterung für alles Gute, Edle und Schöne, die ihn durchglühte, auch in andern zu entzünden." Dann nennt der Redner die berühmtesten Trauerspiele des Dichters, recitirt die letzten Worte des Nachrufes, welche Göthe dem Dahingeschiedenen geweiht. Es wurde hierauf, so schließt der Bericht, von einem Knaben und Mädchen abwechselnd das Schillersche Gedicht „Würde der Frauen" declamirt, darauf folgte der Vortrag der „Bürgschaft" durch den Klassenlehrer, zuletzt ward noch das Gedicht „Pegasus im Joche" vorgelesen und erklärt. Den Beschluß machte der Gesang des Liedes an die Freude. Der Eindruck dieser Feier auf das Gemüth der Kinder prägte sich sowohl in der tiefen lautlosen Stille, in gespannter Aufmerksamkeit, wie in den Mienen derselben unverkennbar aus und besonders bei dem Vortrage der Bürgschaft sah man manches feuchte Auge. So berichtet der Pfarrer Steinacker über die Schillerfeier in der Oberklasse zu Buttelstedt. In der That, wenn man bedenkt, daß die Oberklasse von Buttelstedt insbesondere es darauf abzusehen hat, daß ihre Schüler und Schülerinnen neben dem Religionsunterricht ordentlich lesen und schreiben lernen sollen, so wird man diese Art der Schillerfeier für ganz verkehrt halten müssen. Denkt man sich, daß die Feier mit dem Kernliede der Reformation beginnt und mit dem Liede an die Freude abschließt, so tritt das Unangemessene der ganzen Feier wohl auch Leuten entgegen, die nicht auf unserm Standpunkte stehen, und der Großherzogl. Schulrath hätte genügenden Anlaß, dem Localschulaufseher dergleichen als unpassend zu verweisen. Lehrreich ist auch eine Bemerkung, die der Sup. Göring in einem „die Götter Griechenlands" überschriebenen Aufsatze in dem Kirchen- und Schulblatte macht. „Man kann sagen, daß in allen seinen (Schillers) Werken die unverkennbarsten Spuren vorliegen, wie durchdrungen der Dichter von diesem (christlichen) Elemente war und mit welcher meisterhaften Kunst er es in seine dramatische Schöpfungen zu verweben verstand, ja daß mancher zunächst aus christlicher Anschauung geflossene, aber von ihm dichterisch aufgefaßte und ausgeschmückte Gedanke von der Bühne aus seinen Weg in umgewandelter Gestalt auf die Kanzel und an den Altar gefunden." Also Gedanken von der Bühne in umgewandelter Gestalt auf die Kanzel und dann sogar an den Altar! In der Weimarischen Kirche scheint Alles möglich. Uebrigens enthält der Aufsatz über die Götter Griechenlands nichts als daß er erzählt, daß der Verfasser als Collaborator Schillers Tochter dies Gedicht einmal erklärt habe, allerdings eine wichtige Notiz. Unvergeßlich, sagt der Sup. Göring, ist mir geblieben, mit welcher Befriedigung die Tochter Schillers sich an dem Ergebniß der — wie sich versteht, auf ganz objectivem Standpunkte gehaltenen — Beurtheilung des Gedichts, dessen Verkennung der Dichter selbst in den letzten Zeilen der beiden letzten Verse entgegentritt, betheiligte und mit welcher Pietät sie den Vater gegen die Vorwürfe verwahrte, als habe er je und namentlich durch dieses Gedicht ein Zeugniß gegen das Christenthum abgelegt oder dessen Höhe und Herrlichkeit verläugnet. Ich meine, eine solche Pietät sind ihm auch die Diener der Kirche schuldig. Denn wollen sie nach den durch ihr Leben sich hindurchziehenden Fäden forschen, mit denen die Geschichte ihrer Bildung zusammenhängt, so werden sie entdecken, daß sie zum guten Theile Söhne seines Geistes sind und auch ohne kirchliche Feier seines Gedenktags ihre Opfer des Danks zu bringen große Ursache haben. — Der ausgezeichnete Kenner unserer Literaturgeschichte, Vilmar, der zugleich ein tapferer Kämpfer ist für die Wahrheiten des Christenthums, hat in

der Beurtheilung Göthes und Schillers namentlich in ihrem Verhältnisse zum Christenthum gezeigt, daß auch er für die Schönheit der Poesie eine empfängliche Seele hat, es ist diese Partie in seiner ausgezeichneten Literaturgeschichte eine der schönsten. V. bemerkt S. 614 (6. Aufl.) über die Resignation und die Götter Griechenlands. Das erstere beginnt mit dem damaligen Zauberspruche aller sich nach der Natureinfalt zurücksehnenden, träumenden Herzen: et in Arcadia ego — auch ich war in Arcadien geboren — um bald aus der milden Wehmuth in die schneidendste Kälte, in die vollendete Trostlosigkeit der Philosophie des Diesseits überzugehen und noch weit schärfer ist der Stachel in den Göttern Griechenlands, die, man nehme die Sache, so mild wie man wolle, den völligen Bruch des Dichters mit der Christenwelt manifestirten und welche von dieser Seite her den Angriff Friedrich Leopolds von Stolberg vollkommen rechtfertigten. — Göthe, sagt Vilmar S. 622, steht mehr auf dem pantheistischen, die Natur vergötternden, Schiller mehr auf dem rationalistischen, den Menschen vergötternden Standpunkte. Leider liefert das Kirchen- und Schulblatt den Beweis, daß die im diesjährigen Vorworte in Anlaß der Schillerfeier gemachte Bemerkung über Weimar nicht ungegründet ist. — In der Gegenwart nimmt wieder einmal die Verfassungsfrage der Kirche eine gewisse Bedeutung in Anspruch. Die Erfahrungen, die man auf dem politischen Gebiete gemacht, sollen nun auch auf dem kirchlichen erprobt werden. Alle, die es aufrichtig mit der Gestaltung des kirchlichen Lebens meinen, werden, ehe sie zum Entschlusse kommen, die Gemeinde als solche in kirchlichen Angelegenheiten ein entscheidendes Wort mitreden zu lassen, die größte Vorsicht anwenden müssen, denn darüber darf man sich doch wohl keine Illusionen machen, daß in den Gemeinden der Unglaube reißende Fortschritte gemacht hat. Die Betheiligung an dem politischen Leben ist schon eine sehr geringe und es bedarf, um die constitutionelle Staatsmaschine im Gange zu erhalten, bei jeder Wahl immer besonderer Anstrengung; vollends gering wird der Antheil sein, den die Gemeinde an der Ausgestaltung der Kirche nehmen würde. Die Verfassungsfrage der Evangelisch-Protestantischen Kirche hat Herr Pfarrer Steinacker ebenfalls zum Objecte seiner Studien gemacht und in den Stimmen der Zeit von Kolatschek (Januar 1860 S. 54 — 71), aus denen das Volksblatt ab und zu einige Zeichen der Zeit zusammenstellt, zum Abdruck gebracht. Nach Innen wie nach Außen — so lautet die Losung des Verf. — allseitige Verwirklichung jener christl.-protestantischen Freiheit, welche das Element der Ordnung nicht außer oder neben, sondern in sich hat. Die Kirche, heißt es, verpflichtet ihre Diener bei Lehre und Unterricht — nicht auf den Buchstaben, denn von diesen kann nach 2. Cor. 3, 6. 7, in einer christlich-protestantischen Kirche überall nicht die Rede sein — sondern auf den Geist der der freien Forschung anheimgegebenen heiligen Schrift, auf das in ihr enthaltene Wort Gottes. „Wo aber, fügt St. hinzu, eine Verpflichtung auf Bekenntnisse nothwendig erscheint, so soll sie immerhin stattfinden, doch nur unter der, wenn auch etwas veralteten und keineswegs vollkommen befriedigenden, doch wenigstens vor offenbarem Mißbrauch und Gewissenszwang schützenden Form des sogenannten Quatenus, d. h. in so weit jene Bekenntnisse mit der der freien Forschung anheimgegebenen heiligen Schrift und dem in ihr enthaltenen Worte Gottes übereinstimmen." Es ist aufs tiefste zu beklagen, daß Steinacker in unserer Evangelisch-Lutherischen Kirche ein Amt gefunden, wir haben von vorn herein gegen solchen Mann protestirt und sind gewiß, daß alle, die die Kirche lieb haben, bedauern, daß Steinacker Nachfolger des wackern Thölden geworden ist. — Die am 3. Juli zu Stadtilm stattgefundene Versammlung des Evangelisch-Lutherischen Missionsvereins war ziemlich zahlreich besucht, die Verhandlungen über die Thesen des Pfarrers Tümpel über die liturgische Gestaltung des Evangelisch-Lutherischen Hauptgottesdienstes boten ein allseitiges Interesse dar. — Der Herr gebe unserm lieben Vaterlande recht treue Verkündiger seines Wortes!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 1. September. № 70.

Petrus Paulus Vergerius. *)

Erster Artikel.

Die Ev. K. Z. hat nie Gefallen daran gefunden, die tiefen Schäden der Römischen Kirche zur Schau zu stellen, sie hat vielmehr immer, was sich von evangelischer Regung und Erweisung in ihr findet, mit besonderer Vorliebe aufgespürt, rühmlichen Persönlichkeiten und Erscheinungen in ihr ihre freudige Anerkennung gezollt und manches löbliche Institut der Römischen Kirche der unseren in der Absicht, sie zum Wetteifer zu reizen, vorgestellt. Sie hat für Alles, was aus dem Geiste des Herrn geflossen erschien, ein liebendes Auge gehabt, auch wo es in fremder Gestalt und selbst mit nicht unbedenklicher Beimischung auftrat. Es ist ihr dies vielleicht manchmal selbst von Freunden verdacht worden, und daß man von der anderen Seite ein gleiches Verfahren innegehalten hätte, ist selten erhört worden, im Gegentheil verstehen manche Römische Scribenten so wenig die Solidarität der Interessen, daß sie selbst an offenbar widerchristlichem Beginnen in unserer Mitte ein schlechtverborgenes Wohlgefallen haben, sobald es dazu geeignet scheint, die von ihnen längst verkündete „Selbstauflösung des Protestantismus" herbeizuführen. Aber auch so grober Ungerechtigkeit gegenüber wollen wir uns die erwiesene Billigkeit nicht leid sein lassen: bessert's die Gegner nicht, so ist's doch uns besser also. Indessen giebt's natürlich auch hier Maaß und Ziel. Das „seid nicht allzu gerecht", welches Klopstock seiner Zeit seinen Deutschen der Französischen Anmaßung gegenüber zurief, können auch wir wohl den Römern gegenüber uns zuweilen gesagt sein lassen, damit wir nicht über einzelnen Erscheinungen, welche mit Recht unsere Sympathie hervorrufen, vergessen, daß Rom selbst sich so wenig ändert, als ein Mohr seine Farbe, ein Pardel seine Flecken wandelt. Es wird immer gut sein, von Zeit zu Zeit aufs Neue Abrechnung zu halten, und darauf zurückzugehen, was unsere Trennung von Rom herbeigeführt und zu einer bleibenden gemacht hat; und wenn hie und da die Wässer im weitern Verlauf sich etwas abgeklärt oder von anderer Seite her einen frischen Zufluß erhalten haben, so müssen wir uns überzeugen, daß die Quelle noch immer die alte trübe ist und aus dieser bittern Quelle nicht süßes Wasser kommen kann. Endlich wird es gut sein, um deutlich zu sehen, was wir von Rom zu erwarten haben, so lange es Rom bleibt, wenn wir zuweilen in die Zeiten zurückblicken, wo es im Gefühle seiner Macht sich ungescheut kund zu geben kein Bedenken trug.

In dieser Beziehung wird es lehrreich sein, einen Blick auf das Leben eines Mannes zu werfen, der selbst zuvor ein thätiges Werkzeug des Römischen Hofes und tief eingeweiht in dessen Politik, nachdem er vor dem Abgrund des Verderbens, in den er so tief hineingeschaut hatte, zurückgeschaudert war, es zu seiner Lebensaufgabe machte, schonungslos diesen Abgrund aufzudecken. Ueberdem steht die Bekehrung eines päpstlichen Legaten und Italienischen Bischofs so einzig da, daß es schon um deßwillen sich verlohnen würde, dieses Bild aus dem Reformationszeitalter vor den Augen der Leser, denen es nicht näher bekannt ist, aufs Neue zu entrollen. Die treffliche Monographie, welcher die gegenwärtige Darstellung folgt, erleichtert uns dieses Geschäft.

Es erlangt aber dieser Gegenstand durch das, was sich so eben vor unsern Augen in Italien ereignet, ein doppeltes Interesse. An dem wüsten Treiben, welches jetzt dort herrscht, können wir ja unmöglich um deßwillen ein Wohlgefallen haben, weil es der Papst ist, der unter der dort geübten Unbill am meisten leidet oder doch zu fürchten hat, noch weniger können wir die unsinnigen Illusionen mancher Englischen Christen theilen, welche diese politische Wiedergeburt Italiens, wie man es zu nennen beliebt, als den Vorläufer einer geistlichen betrachten, und dieselbe mit ihren in Begleitung von Baumwollenballen in das Land geworfenen Bibelkisten herbeizuführen gedenken. Es kommt mir das ungefähr so vor, als wenn man einem dem Trunk ergebenen Menschen die Mittel geben wollte, sich vollends zu ruiniren, in der Hoffnung, ihn dann im Spital zu bekehren. Gott vermag wohl auch das Uebel noch zum Heile zu wenden, aber wehe denen, welche Böses thun, damit Gutes herauskomme. Aber wenn man auch einen gründlichen Ekel gegen das gedankenlose no-popery Geschrei und die damit zusammenhängende Beschönigung der Revolution hat, so muß man sich auf der andern Seite doch sagen, daß das Papstthum jetzt in Italien das erntet, was es vor Jahrhunderten dort gesäet hat. Nachdem es die Reformation auch in ihrem bescheidensten Auftreten

*) Nach der Schrift: Petrus Paulus Vergerius, päpstlicher Nuntius, katholischer Bischof und Vorkämpfer des Evangeliums. Eine reformationsgeschichtl. Monographie von Christian Heinrich Sixt, evang. Pfarrer, d. Z. in Nürnberg. Braunschweig 1855.

nicht gewollt, bekommt es wieder einmal die Revolution in ihrer scheußlichsten Gestalt zu sehen. Es hat freilich schon mehr als eine bestanden und wird vielleicht auch diese bestehen; aber was wird mit dem unter seiner speciellsten Pflege stehenden armen Lande, das aus seiner Lethargie zuweilen zu Fieberparoxysmen erwacht, um dann wieder in sein Traumleben zurückzusinken? Die frischen Kräfte, welche durch die Völkerwanderung ihm zugeführt wurden, sind wohl zum größten Theil als aufgezehrt zu betrachten, und dem Eindringen eines neuen, wahrhaft religiösen Lebens hat man im Namen der Religion mit der rohesten Gewalt gesteuert. Die wiederauflebende klassische Bildung, welche in Deutschland durch Reuchlin, Melanchthon u. A. in die rechte Bahn gelenkt, dem Evangelio dienstbar gemacht, bis in die untersten Volksschichten herab anregend gewirkt und sich fruchtbringend erwiesen hat, ist in Italien isolirt geblieben und hat nur dazu gedient, die Fäulniß der Kirche an den Tag zu bringen. Es war nur die schöne Form, welche man dem Heidenthum entlehnte und womit man seine Blöße deckte, für das unbewußte Ringen und Sehnen der erlösungsbedürftigen, wahrheitsdürstenden Menschennatur im Heidenthume hatte man keinen Sinn. In den bessern Heiden war mehr Religion, als bei diesen gelehrten Cardinälen, welche sich in dem Schlamme des Heidenthums wälzten. Die größten Unflätereien und Gottlosigkeiten durften gedruckt werden, und der Ausbund von dem allen, Pietro von Arezzo, führte nicht blos den Ehrennamen des göttlichen Aretiners, sondern hatte selbst am päpstlichen Hofe Zutritt; aber eine Schrift, wie die des Aonio Paleario „von dem Verdienste Christi" wurde mit einer Consequenz verfolgt, daß von den vielen Tausenden von Exemplaren, in denen sie verbreitet war, auch nicht eins in der Heimath übrig blieb und man sie lange Zeit als verloren ansah; ihr ehrwürdiger Verfasser aber endete noch im hohen Lebensalter auf dem Scheiterhaufen. Es ist schauerlich, wie die Ketzergerichte gegen die evangelischen Bewegungen im Venezianischen wütheten; aber bezeichnend für die Verfolger ist es, daß einer der wüthendsten Inquisitoren, der Cardinal della Casa, ein Mann war, der sich nicht gescheut hatte, die Sodomiterei in einem eleganten lateinischen Gedichte zu verherrlichen. Alle diese Dinge sind ja sonst schon bekannt, aber man muß sich ihrer erinnern, man muß die Zornworte eines Mannes, wie Vergerius, hören, unter dessen Augen diese Dinge sich zugetragen hatten, um die gegenwärtigen Ereignisse in Italien auch von einer andern Seite zu würdigen. Die Sachen stehen doch nicht so, daß auf der einen Seite pures Unrecht und rohe Gewaltthat, auf der andern Seite aber heilige Unschuld wäre: ich meine, *man kann die Italienische Revolution von Herzen verabscheuen und doch in dem, was sich dort bereitet, etwas wie ein Gottesgericht über das Papstthum sehen.*

Nach dieser Vorerwägung wenden wir uns nun zu dem Manne, den die Ueberschrift nennt, und werden es zunächst und hauptsächlich mit dem Entwicklungsgange zu thun haben, den er durchlaufen mußte, bis er den Schritt that, durch den sein Name diesseits und jenseits der Alpen unvergeßlich geworden ist. Pietro Paolo Vergerio, aus einem alten edlen Geschlechte stammend, war um 1498 in Capo d'Istria geboren. Seine Jugendgeschichte liegt im Dunkeln, wir hören von ihm erst, nachdem er bereits einige Jahre auf der damals weltberühmten Universität Padua studirt hatte, und merkwürdigerweise bringt ihn diese erste Nachricht, die wir über ihn haben, in eine Beziehung zu Wittenberg. Dort gedachte er mit seinem Bruder Giacomo seine Studien fortzusetzen, und empfing von Burkard Freiherrn von Schenk, welcher dem Kurfürst Friedrich von Sachsen in Erwerbung von Reliquien behülflich war, im October 1521 ein Empfehlungsschreiben an dessen Hofprediger Spalatin, worin er als einer der vorzüglichsten unter den Studirenden der Universität Padua genannt wurde. Allein die Brüder erkrankten unterwegs, mußten umkehren, und die auf anderem Wege abgegangene Empfehlung blieb unbeachtet, so daß sie von ihrem Vorhaben abstehn mußten. Wie ganz anders würde Vergers Lebensweg geworden sein, wäre er als unbefangener Jüngling nach Wittenberg gekommen. Aber er wurde ganz andere Bahnen geführt: er sollte recht tief in die Geheimnisse der römischen Politik verflochten werden, sollte als päpstlicher Nuntius in Wittenberg einziehn und in der Schule des Papstthums selbst zu einem Gegner desselben heranreifen, wie dasselbe in dieser Art einen zweiten wohl kaum gesehn. Aber greifen wir unserer Geschichte nicht vor.

Vergerio setzte seine Studien, die sich neben den schönen Wissenschaften vorzugsweise auf die Rechtswissenschaft bezogen, in Padua fort und empfing nach Beendigung derselben die juristische Doctorwürde. In mehreren Städten Italiens bekleidete er Richterämter, fünf Jahre war er ein angesehener Rechtsanwalt in Venedig. Da ging er nun 1530 nach Rom, wohl bereits in der Absicht, in den Dienst der Kirche zu treten, und fand durch seinen Bruder Aurelio, welcher Secretair des damaligen Papstes Clemens VII. war, Eingang bei diesem. Seine bedeutenden Gaben mußten dem Papste bald einleuchten, er zog ihn in sein Vertrauen und ernannte ihn zum Nuntius nach Deutschland, wo man mehr als je gelehrter und kluger Geschäftsträger bedurfte. Der Reichstag vom Jahre 1530 war vor der Thür, als Verger abgeordnet wurde. Seine besondere Aufgabe war, im Sinne des Papstes auf den König Ferdinand zu wirken und durch den Einfluß dieses streng katholischen Fürsten um jeden Preis die Abhaltung eines deutschen Nationalconcils zu hindern In Gemeinschaft des Legaten Campeggi und des Nuntius Pimpinelli wohnte er dem Augsburger Reichstag bei. Ihre Absicht, die Protestanten gar nicht zum Worte kommen zu lassen, und einfach deren Verdammung durchzusetzen, erreichten die päpstlichen Beauftragten freilich nicht; man mußte die Confession anhören, mußte sich sogar gefallen lassen, in Disputation und Unterhandlung einzutreten; aber man setzte doch schließlich den harten Reichsabschied wider die protestirenden Stände durch. Verger that sein Bestes dabei, das Feuer zu schüren, der Papst hatte noch ein ganz ergebenes und eifriges Werkzeug an ihm;

für die evangelische Wahrheit war sein Ohr noch nicht geöffnet. Es ist nicht ersichtlich, daß die Confession, der er später die glänzendsten Lobreden gehalten, einen Eindruck auf ihn gemacht hätte. Man muß mit ihm in Rom zufrieden gewesen sein: er wurde in Deutschland und in der Nähe Ferdinands, bei dem er beglaubigt war, gelassen, um die Dinge dort im Auge zu behalten, insbesondere das Zustandekommen eines Concils zu hindern. Ferdinand überhäufte den päpstlichen Nuntius mit allen Gunstbezeugungen und nahm ihn neben dem Markgrafen Georg von Brandenburg und dem Erzbischof von Lund zum Pathen bei der ihm i. J. 1533 geborenen Prinzessin Katharina, welche Verger bei seinen späteren Geschäften in Polen auf dem polnischen Königsthron wiederfand. Bis zum Jahre 1534 verblieb er in dieser Stellung und seinem Ehrgeize schienen noch große Aussichten offen zu stehen, als Clemens VII. starb und Alexander Farnese als Paul III. den päpstlichen Stuhl bestieg. Alsbald wurde Verger nach Rom berufen, um über die deutschen Verhältnisse Bericht abzustatten: er soll vorstellig gemacht haben, das einzige Mittel zur Beruhigung Deutschlands sei die Veranstaltung eines Concils. War es dem Papst ein Ernst damit oder nicht, genug er ging darauf ein und Verger, mit den deutschen Verhältnissen bereits vertraut und von Ferdinand dringend empfohlen, ward zum Vermittler gewählt und trat im Februar 1535 zum zweitenmale seine Reise als päpstlicher Nuntius nach Deutschland und an die deutschen Höfe an, begleitet von einem glänzenden Gefolge, mit 21 Rossen und einem Maulthier. Seinem Range und seinem Auftreten gemäß wurde er denn auch allenthalben, auch an den protestantischen Höfen, mit größter Auszeichnung empfangen. Seine Hauptaufgabe war, ein deutsches Nationalconcil zu hintertreiben und ein ökumenisches zu fördern, rücksichtlich dessen jedoch sich auf nichts Näheres einzulassen. Am 6ten November kam er nach Wittenberg: der Kurfürst war abwesend, hatte aber Befehl gegeben, den Nuntius gastfrei und ehrenvoll zu empfangen. Hier hatte er denn mit Luther jene merkwürdige Zusammenkunft, welche wir wohl als aus der Reformationsgeschichte allgemein bekannt voraussetzen dürfen. Es liegt uns ein dreifacher Bericht darüber vor: Vergers eigener Bericht an den Papst, die Relation des Paul Sarpi in seiner Geschichte des tridentinischen Concils und eine Wittenberger Aufzeichnung. So verschieden die Auffassung ist, so widersprechen sich doch diese drei Berichte eigentlich nicht, sondern ergänzen und bestätigen sich unter einander. Sarpi erzählt uns, daß Verger den Auftrag gehabt habe, Luther und andere Stimmführer der gereinigten Lehre zu gewinnen, und daß er demgemäß weder schöne Worte noch Versprechungen gespart, Luther aber mit apostolischer Freimüthigkeit geantwortet habe. Nun weiß man zwar nicht, woher er die ausführlichen Reden habe, die er beiden Theilen in den Mund legt, doch läßt sich auch nicht leugnen, es ist die arglistige Sprache Roms und die freie, edle Sprache Luthers, die darin herrscht, und der in Mittheilung der Reden kargere Wittenberger Bericht stimmt ganz dazu. Verger berichtet an den päpstlichen Secretair, wie man es in Rom hören wollte, ganz abfällig und wegwerfend von Luther. Daß das nicht gerade seine innerste Herzensmeinung war, läßt sich wohl denken, andererseits ist kaum anzunehmen, daß er einen tiefen Stachel in seinem Herzen hinweggenommen und Luther einen gewinnenden Einfluß auf ihn geübt haben sollte. Einmal war seine Stunde noch nicht gekommen, und sodann hatte es Luther auch darauf durchaus nicht abgesehen: dieser hatte es geradezu aufgegeben, von Rom und seinen Agenten noch etwas zu hoffen, er dachte nicht daran, den päpstlichen Legaten zu bekehren, sondern ihm ein gut Capitel zu lesen und ihn fahren zu lassen. Es ist nicht zu leugnen, er redet eben nach dem Wittenberger Bericht mit einem gewissen Selbstgefühl und läßt Verachtung des Gegners durchblicken, aber es war das nicht schnöder Uebermuth, sondern der Grundsatz: „Man muß mit den Schlangen und Füchsen also fahren."

Die Wege beider Männer blieben für jetzt geschieden, und Luther sollte es nicht erleben, welche ganz andere Bahnen dieser päpstliche Legat noch einschlug. Jetzt zog er in seines Herrn, des Papstes, Dienste seine Straße weiter, hatte den 30. November eine Unterredung mit dem Kurfürsten von Sachsen in Prag, erprobte dabei dessen bedächtige und unerschütterliche Festigkeit und bekam den nicht minder entschiedenen Beschluß des Schmalkaldischen Bundes nachgeschickt, als er schon auf dem Wege nach Rom war, um dem Papste Bericht abzustatten. Dieser lautete freilich dahin, daß die Protestanten auf einem freien christlichen Concile innerhalb der Grenzen des Reiches beständen, und daß von Luther und seinem Anhange nichts zu hoffen sei, wenn sie nicht mit Gewalt unterdrückt würden. Dazu war Paul III. nun wohl auch am meisten geneigt, konnte es aber nicht ohne des Kaisers Beistand. Dieser kehrte eben von seinem afrikanischen Siegeszuge heim, Verger mußte ihm entgegenreisen, um ihn über den Stand der Dinge zu unterrichten, dann verhandelte der Papst allein zu Rom mit dem Kaiser. Der Kaiser aber wollte von gewaltsamen Mitteln nicht eher etwas wissen, bis man durch Berufung des Concils bewiesen habe, daß alle anderen erschöpft seien, und so kam der Papst denn doch nicht davon los. In der zur weitern Berathung der Sache niedergesetzen Commission wurde auch Vergerio eine Stelle angewiesen und er benutzte seine in Deutschland gesammelten Erfahrungen, um Billigkeit und Mäßigung geltend zu machen. Ganz ohne Erfolg war dies nicht und er meinte überhaupt, seine Bemühungen um das Concil nicht als fruchtlos betrachten zu dürfen. Auch war man damals mit ihm noch wohl zufrieden. Seine Nuntiatur hatte er gleich nach seiner Rückkehr gekündigt, dafür wurde er den 5. Mai zum Titularbischof von Modrusium in Croatien, einer Prälatur unter dem Patronat König Ferdinands, ernannt, bald nachher aber nahm er den erledigten Bischofssitz seiner Vaterstadt Capo d'Istria ein. Seinen Nachfolger in der Nuntiatur mußte er auf ausdrücklichen Befehl des Papstes genau über alle Verhältnisse instruiren.

So war Vergerio nun ins eigentliche kirchliche Amt ein-

getreten. Er war Bischof und fürs erste ganz ein Bischof im Sinne und in der Weise seiner Kirche. Er hat über das leidige Ceremonienwesen seiner bischöflichen Amtsführung später selbst die schärfste Satyre ausgegossen. Dabei wird ihm aber von anderen das Zeugniß gegeben, er habe die ihm anvertraute Heerde mit Wort und Vorbild geweidet, so daß selbst die Aelteren sich über die gereifte Frömmigkeit des jüngeren Mannes hätten verwundern müssen. Er wandte sich mit allem Fleiß den theologischen Studien zu und verließ seinen Sprengel nur einmal auf längere Zeit. Dies geschah im Jahre 1540, wo wir ihn noch einmal zu seinen früheren Geschäften zurückkehren sehen, um dann ihnen und Rom selbst für immer den Rücken zu kehren. Die Sache bildet einen Wendepunkt in seiner Geschichte.

Auf Andringen des Cardinals von Ferrara begab er sich zuerst nach Frankreich, dann nach Worms, um dem dortigen Religionsgespräch beizuwohnen: offiziell erschien er im Namen des Königs von Frankreich, aber man behauptet, er sei insgeheim Beauftragter des Papstes gewesen. Nur einmal griff er in die öffentlichen Verhandlungen ein, und zwar durch eine am 1. Januar 1541 gehaltene und gleich darauf gedruckt vertheilte Rede, welche die Einigkeit und den Frieden der Kirche zum Thema hat, als eigentliches Ziel aber die Empfehlung einer ökumenischen Synode statt eines deutschen Nationalconcils verfolgt. Diese Rede stimmt allerdings einen andern Ton an, als ihn die römischen Legaten gemeiniglich zu führen pflegten, sie ist in einem versöhnlichen Sinne geschrieben und dem Wortlaute nach klingt sie mitunter ganz evangelisch; nichts desto weniger ist der Redner noch ganz in den Anschauungen seiner Kirche befangen und verfolgt nur auf anderm Wege dasselbe Ziel, was Andere mit Vorladungen oder Gewaltsprüchen erreichen wollten, die Abtrünnigen zurück zu bringen und die äußere Einheit der Kirche herzustellen. Wenn er auch den Vorstellungen der Gegner sich in etwas anbequemt und dem Schriftprincip mehr Ehrerbietung beweist, als sonst von dieser Seite her geschieht; so ist er doch von wirklicher evangelischer Einsicht in die großen Hauptfragen noch so weit entfernt, daß er dieselben für Wortstreitigkeiten erklärt. Zum Ueberfluß hat er später selbst ausgesprochen, er sei damals noch „ein Blinder, ein Gottloser, ein Saulus" gewesen.

Nichts desto weniger war Vergerius, wenn auch nicht gerade wegen dieser Rede, in Rom verdächtigt worden. Seine Ernennung zum Cardinal soll beschlossen gewesen sein, wurde wenigstens von Vielen erwartet. Statt dessen wurde er mit finsterm Gesicht empfangen. Er erfuhr, daß der Papst vor ihm gewarnt worden war: er sollte geringschätzig vom apostolischen Stuhle gesprochen, ja sogar Drohungen haben fallen lassen und in freundschaftlichen Verhältnissen mit Lutheranern stehe. Gewiß geschah ihm damit Unrecht; erst durch diesen ungerechten Verdacht trieb man ihn thörichter Weise ins feindliche Lager. Nicht, wie es sonst wohl zu geschehen pflegt, daß Vergerio aus verletztem Ehrgeiz sich den Gegnern zugewendet hätte, nein auf ganz anderm Wege, der zwar auch nicht unerhört ist, aber uns jedesmal auf's Neue veranlaßt, Gottes Führung und die Macht der Schriftwahrheit zu preisen.

Vergerio hatte sich unwillig über die ihm widerfahrene Verleumdung in sein Bisthum zurückbegeben, und dort, um seine Rechtgläubigkeit zu beweisen, eine Schrift „wider die deutschen Apostaten" ausgehen lassen. Um sie weiter und besser zu widerlegen, studirte er die reformatorischen Schriften. Das ist aber öfter schon anders ausgeschlagen, so daß der schlaue Faber dem Papst Paul III. den Rath gegeben hatte, „daß man nicht einmal den Vätern des Concils die ganzen Bücher der Häretiker in die Hände geben dürfe; sie möchten sonst, anstatt sie anzufechten, selbst Lutheraner werden." So ging es auch mit unserm Vergerio: die Lehre, die er widerlegen wollte, ward ihm zu mächtig und überwand. Dies geschah jedoch nicht plötzlich: er wollte immer noch ein gehorsamer Sohn der Kirche sein und noch am 31. Januar 1543 unterwirft er eine Schrift, die er verfaßt hat, ganz dem Urtheil der Kirche. Aber der große trostreiche Artikel von der Rechtfertigung des Sünders durch Christum allein haftete bereits tief in seiner Seele, und einmal zu diesem Mittelpunkte der evangelischen Lehre hindurchgedrungen, konnte er da nicht mit geschlossenen Augen stehen bleiben. In dieser Beziehung hatte schon während seines Aufenthaltes in Frankreich das Zeugniß einer Frau, der Königin Margarethe von Navarra, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Mehr als drei Jahre waren bereits verflossen, als er der Königin schrieb, er werde es nie vergessen, was sie zu ihm von der Lehre, wie Gott seine Auserwählten aus Gnaden rechtfertigt, gesprochen habe. Dabei lag ihm der Gedanke noch fern, mit seiner Kirche zu brechen. Er war ja auch nicht der einzige in Italien, der zur Erkenntniß von diesem Grund- und Hauptartikel der Reformation gekommen war: sein alter Gönner, der Cardinal Contareni, hatte, wie ein Anderer von ihm sagte, diesen Edelstein, welchen die Kirche in halber Verborgenheit bewahrte, in einem Tractat, den er verfaßt, wieder hervorgezogen, auch auf dem tridentiner Concil erhoben sich noch gewichtige Stimmen für diesen Artikel, und das goldene Büchlein „von dem Verdienst des gekreuzigten Christus" war, ehe noch die Inquisition ihre Verfolgung desselben begann, in 40,000 Exemplaren verbreitet und ins Französische und Spanische übersetzt worden.

Vergerio gehörte auf seinem damaligen Standpunkte zu denen, die man um ihrer abwartenden Stellung willen „Exspectanten" nannte, er beschränkte sich zunächst darauf, seiner Gemeinde mit der gefundenen Wahrheit zu dienen. Einen Genossen in diesem Streben fand er in seinem Bruder Giovanni Battista, Bischof von Pola, der über des Bruders Eröffnungen seiner, wie es ihm anfänglich schien, häretischen Meinungen, erst erschrocken, durch das ihm empfohlene Studium der heiligen Schrift und namentlich des Cardinalartikels von der Rechtfertigung bald selbst eines Bessern belehrt, nun mit unsrem Verge-

rius Hand in Hand ging. Beide Brüder wandten nun allen Fleiß an, alles Volk in Istrien öffentlich und sonderlich zu unterweisen, von dem Heil in Christo zu predigen und um den reinen, unbefleckten Gottesdienst wieder herzustellen, zu zeigen, welcherlei Werke Gott von uns fordere. Ihr Wort zündete, in alle Schichten der Bevölkerung drang das Wort des Lebens, ganze Familien, ja selbst Ordensgeistliche, Priester und Domherren fielen ihm zu. Aber auch der Gegensatz und die Anfechtung blieb nicht aus: den ersten Sturm wider den seines Amtsberuf wartenden Bischof führten die Franziskaner, deren unsittliches Leben und rohen Aberglauben er gestraft hatte, herauf. Sie verklagten ihn im J. 1545 bei dem päpstlichen Legaten in Venedig, dem vorerwähnten della Casa, und dieser setzte die Inquisition wider ihn in Bewegung. Diese verfuhr in sehr tumultuarischer Weise, hörte massenweise Zeugen ab, schüchterte das Volk ein und donnerte wider den Bischof und seinen ketzerischen Anhang. Nichts desto weniger hatte die also betriebene Untersuchung einen ganz entgegengesetzten Erfolg: es liegen zwei von zwei Mitgliedern der Commission selbst ausgegangene Actenstücke vor, welche eine vollständige Rechtfertigung und Ehrenerklärung für Vergerio enthalten, ihn für einen redlichen und katholischen Mann erklären, der durchaus nichts Ketzerisches gepredigt, sondern vielmehr seine Diöces mit so viel Liebe und solchem Segen verwaltet habe, als überhaupt nur ein Oberhirte vermöge.

Dieses Zeugniß wäre denn aber doch unmöglich gewesen, wenn Vergerius damals mit seiner Kirche zerfallen gewesen wäre; daß dies nicht der Fall gewesen, versichert er uns selbst, indem er sagt, daß er damals noch ein ganz vollkommener Päpstler und Pharisäer gewesen sei und den in dem damaligen Jubeljahr vom Papst verheißenen Ablaß hoch gepriesen habe. Gleichwohl war für Vergerio kein Bleibens mehr: er war nebst seinem Bruder von den mit Instruirung des Processes beauftragten Richtern, dem Nuntius della Casa und dem Patriarchen von Aquileja nach Venedig vorgeladen worden, aber sie hatten erwidert, Bischöfe hätten nicht das Recht ihres Gleichen zu richten, hatten gegen das Verfahren protestirt und an die tridentinische Kirchenversammlung appellirt; inzwischen hatten sie fortgefahren zu predigen und gegen das in der Kirche herrschende Sittenverderben zu zeugen, bis sie von dem aufgeregten Volke mit Gewaltthätigkeiten und von den kirchlichen Machthabern mit dem Kerker bedroht, aus ihren Bischofssitzen weichen und auf ihre Sicherheit denken mußten. Unser Vergerio fand zunächst eine Zuflucht bei seinem Gönner, dem Cardinal Hercules Gonzaga zu Mantua, der sich für ihn verwendete, aber von Rom auszubearbeitet wurde, sich seiner zu entledigen. Vergerio wollte den Gastfreund nicht in Verlegenheit bringen, verließ ihn freiwillig und wendete sich im März 1546 nach Trient, wohin ihm schon ein warmes Empfehlungsschreiben des Cardinals vorausgegangen war, in welchem es nicht an warnenden Vorhersagungen dessen fehlte, was da kommen könnte, wenn man dem guten Bischof alle Wege der Rechtfertigung abschneide. Aber trotz aller Verwendungen des Cardinallegaten von Trient und mehrerer Bischöfe drang der Cardinallegat Corvino mit dem Beschlusse, Berger den Zutritt zum Concil zu verweigern durch, erklärter Maaßen zunächst nur aus dem Grunde, weil Berger die Legenden von St. Georg und St. Christoph für unecht erklärt habe. Vergebens berief sich der Angeklagte darauf, daß Papst Paul III. selbst befohlen habe, die unechten Legenden auszuscheiden, der Legat sagte zuletzt geradezu: „Man kann diejenigen nicht als rechtschaffene Männer anerkennen, die in irgend einem Punkte, welcher es auch sei, es mit den Lutheranern zu halten scheinen; gehe fort und entferne dich von unsrem Concilium.“ Die Verblendung Roms und der von Rom abhängigen Prälaten war groß: das hieß doch offenbar erklären, daß man von Rom aus auch im Geringsten nichts zu hoffen habe, was einer Reformation ähnlich sei. Die vereinzelten Stimmen der Wahrheit, welche sich in Trient erhoben, waren die letzte Gewissensmahnung: wenn man sie gehört, wenn man nur einigermaßen guten Willen gezeigt hätte, es hätte vielleicht noch alles können anders werden; aber man verachtete die Gnadenzüge Gottes, folgte einer schändlichen Politik, stopfte der schüchternen Wahrheit den Mund, trat die zarten Keime einer in Italien sich regenden Erweckung mit roher Gewalt unter die Füße, sprach den Irrthum und Mißbrauch in Trient für recht und brach somit für immer die Brücke ab.

Die Furcht, daß die oppositionellen Elemente in dem in die römischen Geheimnisse eingeweihten Berger einen Wortführer bekommen möchten, mag das von Rom aus dem Cardinallegaten vorgeschriebene Verfahren bestimmt haben. Man wollte ihn wohl vor allen Dingen stumm machen, und weil man sich scheute, an dem Orte des „freien“ Concils die Hände an ihn zu legen, suchte man ihn nach Rom zu locken; durch Verwendung wurde jedoch die Citation nach Rom zurückgenommen und dem Nuntius und Patriarchen von Venedig die Einleitung des Processes überlassen. Aber Berger fand es anfänglich nicht gerathen, sich vor demselben zu stellen, zog sich eine Zeit lang in die Stille zurück, nach Riva, unfern Trient am Gardasee gelegen, und als er 1548 sich doch noch bestimmen ließ, vor della Casa zu erscheinen und dieser ihn bewegen wollte, nach Rom zu gehen, weigerte er sich deß beharrlich, vielmehr gedachte er in sein Bisthum zurückzukehren. Das verbot ihm aber der Legat im Namen des Papstes auf das bestimmteste, und so ging er, zunächst nur auf einen äußerlichen Anlaß, in einem Geschäft,

aber augenscheinlich von höherer Hand geleitet nach Padua, wo seiner die Stunde der Entscheidung harrte.

In Padua befand sich damals grade jener unglückliche Francesco Spiera, dessen erschütternde Geschichte wohl nur wenigen Lesern dieser Blätter unbekannt sein dürfte. Wir verweisen diese auf die kleine, aber treffliche Schrift von Roth, Franc. Spiera's Lebensende, Nürnberg 1829, und merken hier nur das für das Verständniß Unentbehrlichste an. Spiera war ein geschickter Sachwalter, aber bis in sein 44stes Jahr ein gewissenloser Mensch gewesen: damals lernte er das Wort Gottes kennen, ergriff es mit großer Heilsbegierde, studirte mit größtem Fleiß darin und erlangte die Gewißheit seiner Versöhnung mit Gott. Er brannte vor Begierde, den Glauben, dessen Kraft er an sich erfahren, auch Andern zu verkündigen und that dies mit dem größten Eifer und Erfolg. Die Inquisition aber wurde auf ihn aufmerksam, der mehrerwähnte della Casa zog ihn vor sein Gericht, und Spiera ließ sich durch die Eingebungen weltlicher Klugheit und aus irdischem Sinne wider seine eigene bessere Ueberzeugung und trotz aller Abmahnungen seines Gewissens bestimmen, nicht blos vor dem Cardinal, sondern auch in seiner Vaterstadt seinen Glauben und alles, was er wider die irrigen Lehren des Papstthums gesagt, abzuschwören. Aber von Stund an überfiel ihn eine Höllenangst, aller Glaube, aller Trost war dahin, das Wort Gottes hatte alle Kraft für ihn verloren, er konnte köstlich davon zeugen, aber sich nichts davon aneignen, er war gewiß, die Sünde wider den heiligen Geist begangen zu haben, machte mit einer entsetzlichen Consequenz alles, was ihm zum Troste gesagt ward, zu nichte und empfand bei lebendigem Leibe die Qualen der ewigen Verdammniß. Schon sechs Monate hatte sein entsetzlicher Zustand gedauert, als man ihn nach Padua brachte, um ihn dort theils ärztlicher Hülfe, theils des Zuspruchs gelehrter Männer genießen zu lassen. Seine Geschichte machte den größten Eindruck, sein Zimmer ward nicht leer von Besuchern, in der Regel waren 25—30 Personen zugleich um ihn versammelt, und Studenten aus allen Weltgegenden berichteten über das, was sie gesehen, an die Ihrigen, so daß man bald in ganz Europa von dem unglücklichen Spiera sprach. Aber auf keinen von allen denen, die an sein Schmerzenslager traten, machte das, was sie hier sahen und hörten, einen so tiefen Eindruck, für keinen wurde es so entscheidend, als für Vergerio. Jedes Wort bohrte sich in seine Seele ein. Hier sog er den unversiegbaren Haß gegen die Seelentyrannei ein, welcher der unglückselige Mann als Opfer gefallen war, und hier trat ihm die Gefahr, den Herrn und sein Wort zu verläugnen und von ihm verläugnet zu werden, in erschütternder Gestalt vor die Augen. Eine Stimme Gottes hatte ihn getrieben, den Unglücklichen zu besuchen und zu trösten, und als dies einmal geschehen, war er nicht mehr von ihm gewichen, bei 25 Malen war er zu ihm gegangen und die Seele aller Unterredungen gewesen, welche man mit ihm geführt hatte. Als dieser wieder in seine Vaterstadt zurückgeführt wurde, sagte er zu dem von ihm Abschied nehmenden Vergerio: „Mit all meiner Verzweiflung und wenn gleich den Verstoßenen und Verdammten Alles zum Schaden ausschlägt, danke ich euch für eure Liebesdienste. Segne euch Gott mit allem Guten."

Und fürwahr, dieser Segenswunsch aus dem Munde eines Verzweifelnden erfüllte sich an Vergerio Was Jahre lang in ihm gekeimt hatte, das brachten wenige Tage zur Reife. Vergegenwärtigen wir uns dies an der Hand des Biographen, dem wir gefolgt sind und der sich über diesen Punkt sehr trefflich ausspricht. Ob wir zu den Factoren, welche aus einem dienstwilligen Werkzeug Römischer Politik einen der erbittertsten Gegner derselben machten, auch seine frühere Berührung mit den Deutschen Protestanten rechnen dürfen, möchte nach Verger's eigenen Erklärungen sehr zweifelhaft sein; aber es könnte, wenn auch keine unmittelbare Einwirkung, doch immerhin eine Nachwirkung erfolgt sein, und es ist sehr wahr, was unser Verf. sagt: „Gleichwohl wird man nicht anstehn dürfen, zu sagen, daß er seinen Berührungen mit den Deutschen mehr zu verdanken hatte, als er wohl selbst wußte. Katholische Geschichtsschreiber haben es bitter beklagt, daß man ihn an die protestantischen Höfe gesandt; sie meinen, das sei ein Mißgriff gewesen, welcher sich blos damit entschuldigen lasse, daß eben auch die Weisesten sich je zuweilen in der Wahl verfehlten und hier haben sie von ihrem Standpunkt aus gewiß richtig gesehen. Man hätte ihn, wenn es nur irgend anging, absperren oder wenigstens nicht über die Berge lassen sollen: das wäre menschlicher Ansicht nach bei weitem klüger gewesen. Denn in jener Zeit der ersten Liebe war, so zu sagen, die ganze Luft von Deutschland mit dem süßen Geruch des Evangeliums erfüllt, und um die wieder aufgefundenen Schätze des Heils hatten sich Kreise von Zeugen und Bekennern gesammelt, mit welchen Niemand in Berührung kommen konnte, ohne daß sie ihm Bewunderung abnöthigten oder doch imponirten. Vergerio hat in amtlichen und persönlichen Beziehungen zu den hervorragendsten unter ihnen gestanden, er hat sie während seines dreimaligen Aufenthaltes auf Deutschem Boden in öffentlichen Versammlungen und privatim sprechen gehört, er ist als päpstlicher Botschafter in lebhaftem Verkehr mit jenen glorreichen Fürsten gewesen, welche eher Leib und Leben, Land und Leute lassen, als von Gottes Wort weichen wollten, und wer die geheimnißvolle Macht kennt, welche geisterfüllte Persönlichkeiten selbst auf die Widerstrebenden auszuüben pflegen, wird es nicht wahrscheinlich finden, daß er so leicht wieder hätte vergessen können, was sie mit ihm gesprochen. Es setzt sich beim gegenseitigen Austausch unvermerkt etwas im Gemüthe an, und kein Mensch vermag die Folgen zu berechnen." Wie dem aber auch sei, so bildet dagegen die Beschäftigung mit der heiligen Schrift ein unzweifelhaftes Moment bei der Umwandlung, welche mit Verger vorging: die Waffe, welche er gegen die Gegner wenden wollte, kehrte sich gegen ihn selbst, und aus den Schriften der Lutheraner, welche er zu widerlegen gedachte, trat die Macht der evangelischen Wahrheit ihm sieg-

reich entgegen. Doch würde er gleich vielen Anderen, welche auch von der Schriftwahrheit mächtig berührt waren, vielleicht in der Stille dahin gegangen sein und nicht etwa nur durch äußere Rücksichten, sondern mehr noch durch Gewissensbedenken zurückgehalten worden sein, die Römische Kirche zu verlassen, wenn sie ihn nicht selbst gewissermaßen hinausgetrieben hätte, wie dies auch bei Luther geschah, weshalb er denn selbst in seinen Anklägern und Verfolgern späterhin Werkzeuge Gottes erkannte, welche ihn wider ihren Willen in das Garn des evangelischen Netzes gejagt, gehetzt und getrieben hätten. Aber den letzten Entscheid gab des unglücklichen Spiera Anblick: jetzt fiel ein Gewicht in die Wagschaale, was allem Schwanken für immer ein Ende machte. „Ich wäre jetzt nicht hier — sagte Vergerio ein Jahr später in Basel — wenn ich Spiera nicht gesehen hätte", und auf die Frage: „Wie so?" setzte er hinzu: „Im vorigen Jahre hat der Papst mich bald durch Drohungen, bald durch Schmeicheleien zu bestimmen gesucht, nach Rom zu kommen und dort zu bleiben, mit dem Beifügen, ich solle meine evangelische Ueberzeugung geheim halten, äußerlich aber allen seinen Satzungen mich anbequemen. Gegen seine Versprechungen, wie gegen seine Drohungen nicht unempfindlich, überlegte ich doch bei mir, ob ich mich nicht in das Verlangen des Papstes fügen sollte, um nicht aller meiner zeitlichen Güter und meiner früheren Würde verlustig zu gehen, als der Vater im Himmel um der Güte willen, mit welcher er seinen Auserwählten nachgeht und aus Fürsorge für mein Seelenheil grade im rechten Augenblicke mich mit Franz Spiera zusammenführte, um durch seine grauenvolle Verzweiflung mich im zuversichtlichen Widerstand gegen das Fleisch, die Welt und ihren Fürsten, den Teufel, zu stärken. Und kaum hatte ich den mit dem Gerichte Gottes, d. i. mit Sünde, Tod und Hölle, auf das schwerste ringenden Spiera gesehen, als ich so heftig erschüttert und erschrocken war, daß ich jeden Gedanken, mich vor dem Papste zu stellen, ihm meine Unterwürfigkeit zu bezeigen und die Wahrheit zu verhehlen, augenblicklich aufgab und also durch die Waffenrüstung des Glaubens und der Hoffnung den arglistigen Feind überwand, welcher durch Treulosigkeit und Verzweiflung Spiera zu verderben gesucht hat."

Der Verlauf war einfach folgender: es war der Hierarchie sehr aufgefallen, daß Vergerio den unglücklichen Spiera so oft besucht und statt Obedienz zu leisten und sich in Rom zu stellen, es sich zur Aufgabe gemacht hatte, einen Menschen zu trösten, dessen ganzer Zustand eine scheinende Anklage gegen Rom war. Aber er kam dem Verdachte und dem Einschreiten wider ihn zuvor und übergab am 13. Dezember 1548 dem Suffragan-Bischof N. Rotta zu Padua eine Apologie, in welcher er nicht blos den Thatbestand der Schreckensgeschichte, welche die Gegner gern verdeckt hätten, unzweifelhaft feststellte und sich darüber rechtfertigte, daß er versucht habe, das arme in den Rachen des Wolfs gefallene Schaf zu retten; sondern auch denen, welchen dieser Seelenmord zur Last fiel, offen entgegentrat und ins Angesicht sagte: „Sättigt euer gierigstes Verlangen, verbrennt mich um Christi willen, weil ich hingegangen bin, den unglücklichen Spiera zu trösten und das bekannt gemacht habe, was Gott selbst bekannt gemacht haben will, damit nämlich die erkannte Wahrheit nicht verheimlicht, nicht verleugnet, nicht verdunkelt werde." Nachdem er diese „Apologie" oder vielmehr diesen Absagebrief übergeben, blieb ihm nichts übrig, als den Staub von seinen Füßen zu schütteln und von dannen zu gehen. Sein Schritt erregte das größte Erstaunen, Jedermann urtheilte, ein solcher Fall sei noch nicht dagewesen, und die Gegner fügten hinzu, „er sei wie Lucifer vom Himmel gefallen." Am 3. Juli 1549 erfolgte in Rom die Degradation und Excommunication des abtrünnigen Bischofs; dieser aber pries sich glücklich, daß er von dieser gotteslästerigen, verführerischen Synagoge, in und durch welche Gottes heiliger Name durch so viel falschen Gottesdienst und greuliche Abgötterei verlästert und verunehrt werde, abgesondert und ausgestoßen, und an einem andern Ort kommen sei, wo sein Name recht geehrt und angerufen werde.

Der Deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Dargestellt von Dr. Adolf Wuttke. Hamburg, 1860. 268 S.

Riehl ruft in den Culturstudien aus: „Wie unendlich viel einiger sind doch die Deutschen im Aberglauben als im Glauben!" Mit derselben Bemerkung eröffnet der Verf. diese Schrift. „Während unser deutsches Volk in Sitte, in politischer und kirchlicher Beziehung tiefgreifende, bis zur Feindseligkeit fortschreitende Gegensätze zeigt, geht durch alle seine Stände eine merkwürdige Einheit und Uebereinstimmung auf dem Gebiete des Aberglaubens. Ob Evangelium oder menschliche Satzung, ob kirchliches Bekenntniß oder Bekenntnißlosigkeit, darüber gehen die Meinungen weit und erbittert aus einander, aber daß ein über den Weg laufender Haase dem Ausgehenden sicheres Unglück verkünde, daß ein Besen vor der Thür die Hexen abhalte und daß von Dreizehn bei Tische einer in dem Jahre sterben müsse, darüber sind die Völker von der Ostsee bis zu den Alpen und vom Pregel bis zur Mosel vollkommen einverstanden." Wie sollen wir diese auffallende Erscheinung ansehen und erklären? So und daher antwortet der Verf., daß der deutsche Volksaberglaube aus einer gemeinsamen Quelle entsprungen ist, aus der Ueberlieferung des frühern Heidenthums. Aber wie konnte diese sich neben dem Evangelio so lange halten? Diese heidnische Weltanschauung hat eine feste Stütze an dem von der christlichen Heilswahrheit noch nicht gebrochenen Wesen des natürlichen Menschen, aus dem jene entsprungen ist. Die heidnischen Vorstellungen haben sich bei oberflächlicher Bekehrung der Völker neben den christlichen Gedanken erhalten, mit diesen vielfach gemischt und sind oft unter äußerlich christlichen Formen

und Namen doch dem Wesen nach geblieben. Auch mit dieser Erklärung, welche der Verf. giebt, müssen wir vollkommen übereinstimmen.

Es ist Thatsache, daß zwei Religionen weit und breit bei uns in Uebung sind, eine öffentliche und eine heimliche, daß über den öffentlich bekannten christlichen Glauben sich heimlich der aus dem Heidenthum stammende Aberglaube lagert in großer Ausdehnung und Macht. Die Bezweifler dieser Thatsache können sich schon durch das Erscheinen dieser Schrift und einen Blick in das reiche, aus dem gegenwärtigen Volksleben geschöpfte Material eines Andern belehren und dazu bewegen lassen, um sich zu schauen und zu sehen, was Tausende in ihrem Aberglauben fürchten und hoffen, thun und lassen, um gesund, reich und glücklich zu werden oder zu bleiben.

Im Januar 1860 nach Christi Geburt stand in Berlin (!) die unbescholtene Frau eines Schlossergesellen vor Gericht, von einer Nachbarin angeklagt, sie habe ihr einen Rock von der Waschleine gestohlen. Als nach dem Grunde des Verdachtes und nach dem Beweise gefragt wurde, sagte die Klägerin, sie habe mit dem Erbschlüssel die Diebin herausgebracht. Es wird nämlich mit von Vater oder Großvater ererbten Sachen allerlei Zauberwahrsagerei getrieben. Erbschlüssel werden besonders zum Entdecken von Dieben gebraucht; man hält zwei derselben kreuzweise über einander, aber so, daß sie sich leicht bewegen können, und spricht dabei die Namen derer aus, die man im Verdacht des Diebstahls hat; bei dem richtigen Namen neigen sich die Schlüssel. — In einer andern Stadt der Mark ersäufte sich vorigen Winter die Frau eines angesehenen Bürgers, von Wechselschulden zur Verzweiflung getrieben. Sie war schon lange die beste Kunde einer bekannten Kartenlegerin gewesen und hatte am Sonnabend, als einem unglücklichen Tage, nie eine neue Arbeit begonnen. Nach ihrem Tode fand man unter ihren Sachen allerlei Zauberzettel und Dinge, unter andern den Finger eines armen Sünders. In der Zauberei ist nämlich Alles, was von einem Hingerichteten herrührt, glückbringend, namentlich ein Finger oder Fingerglied oder ein anderes Knöchelchen von demselben, in dem Geldbeutel aufbewahrt, schafft reichlich Geld und läßt den Beutel nie leer werden. Dieser Aberglaube hatte sie zur Verschwendung und endlich als Selbstmörderin in die Havel getrieben. — Erinnern wir nur noch an das Wort: „Sympathie" und es erscheinen auf einmal ganze Heere von Gläubigen und Dienern eines Heeres von Zauberhandlungen. Ja, ist nicht mancher Leser selbst unter diesen halbheidnischen Haufen und weiß nicht und achtet es nicht, in welcher Gesellschaft er ist? Der vor Kurzem heimgegangene Dr. von Schubert in München hat (Erlangen, 1854) eine kleine Schrift:

„Die Zaubereisünden in ihrer alten und neuen Form" herausgegeben. Er eröffnet die Vorrede mit folgendem Bekenntniß: „Die Veranlassung zur Herausgabe der nachstehenden Blätter war von zweifacher Art, sie war eine besondere und eine allgemeine. Die besondere geht den Schreiber derselben an, welcher in seinem späteren Alter sich gedrungen fühlt, eine Schuld seiner frühern Jahre — zwar nicht zu bezahlen, denn das kann er nicht — wohl aber öffentlich zu bekennen. Derselbe hat sich nämlich in manchen seiner ältern Schriften, durch einen ihm selber inwohnenden krankhaften Hang, verleiten lassen, viele jener eben so seltenen als seltsamen Erscheinungen aus einem nächtlichen Traumgebiete der menschlichen Natur für gesunde und geistig hochachtbare zu halten, welche doch ihrem Wesen nach krankhaft sind und der höhern Weihe des Geistes ermangeln." — „Das Gewebe der geisterhaften Täuschungen, das hier überall seine Fäden ausspannt, wird nur in jenem Sonnenlichte erkannt, welches der Geist der Wahrheit in das Dunkel der Tiefe strahlt. Bei diesem Lichte erkennen wir, welches der Ursprung jenes unseligen Dranges sei, der die Natur des Menschen mit fast unwiderstehlicher Gewalt hinzieht zu dem verbotenen Baum eines Wissens, das nicht zur Weisheit, einer Selbsterhebung, die nicht zur Höhe führt. Der alte und immer sich erneuernde Reiz zur Abgötterei, zu den Zaubereisünden, zum magischen Wissen und Vermögen ist nichts Anderes, als das irregeleitete, zur Tiefe statt zur Höhe gewendete unabweisbare Verlangen des menschlichen Geistes, der seine selbstverschuldete Ohnmacht fühlt, nach Bekräftigung durch eine andere geistige Macht." Dieses Bekenntniß erinnert warnend an die Weissagung von den falschen Propheten, Zeichen und Wundern, „daß verführet werden in den Irrthum, wo es möglich wäre, auch die Auserwählten." Allein es sind selbst viele Gläubige gegen solche Warnung taub, indem sie mit den Ungläubigen den Aberglauben für ganz gleichgültig und bloß lächerlich, für nichts als Betrug, dumme Einbildung und Täuschung halten. Dieser Leichtfertigkeit sollten sie sich schämen schon dem Aberglauben als einer großen Erscheinung und Macht in der Geschichte aller Zeiten und Völker gegenüber, dann aber insonderheit vor den vielen, klaren Aussprüchen der heil. Schrift, welche alles Zauberwesen als abgöttisch und sündlich und nicht für ein bloßes Phantom, sondern für eine objective Realität mit einem dämonischen Hintergrunde erklärt.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 5. September. № 71.

Der Deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Dargestellt von Dr. Adolf Wuttke. Hamburg, 1860. 268 S.

(Schluß.)

Folgen wir zunächst unserer Schrift, welche den Aberglauben im Deutschen Volksleben der Gegenwart zum Gegenstande hat, also vorzugsweise ihn in einer geschichtlichen Erscheinung betrachtet.

Der Aberglaube unterscheidet sich von jeder andern irrigen Meinung durch einen bestimmten religiösen Charakter, nur ist dies eben nicht ein christlich-religiöser. Daß irgend ein Naturstoff ein Heilmittel gegen diese oder jene Krankheit sei, kann vielleicht völlig falsch sein, aber das ist zunächst nur eine falsche Ansicht, ein Irrthum, ist noch nicht Aberglaube; zu solchem wird es erst dann, wenn die Wirkung eines solchen Mittels nicht auf seine natürliche Kraft zurückgeführt wird, sondern auf eine geheime, jenseit des bekannten Naturlebens liegende, also irgendwie übernatürliche und göttliche Kraft, wenn also das natürliche Ding als ein irgendwie göttliches und seine Wirkung als eine außernatürliche, als eine Zauberwirkung betrachtet wird. Das irrige Meinen steht dem wahren Wissen gegenüber, der Aberglaube aber dem wahren religiösen Glauben; er ist das Hereinragen einer falschen Religion in die wahre, also der heidnischen in die christliche; und alles Heidnische, insofern es dem Christlichen gegenübertritt, ist, von christlichem Standpunkte aus betrachtet, Aberglaube. Der Unglaube ist Irreligion, der Aberglaube falsche Religion, der Glaube die wahre Religion. Der Unglaube ist die Verneinung alles Glaubens, der Aberglaube ist die Verzerrung des wahren Glaubens. Der Unglaube läugnet die überirdische Geisteswelt und ihr Hereinragen in die irdische Welt, nennt den Glauben an das Uebersinnliche, Göttliche und Ewige Aberglauben, verharrt in der Sinnlichkeit und gipfelt im Atheismus. Der Aberglaube ist ein Glaube, er erkennt über der Natur und dem Menschen höhere göttliche Mächte und eine Verbindung mit denselben an, aber er fingirt sich dieselben, vermischt Sinnliches und Uebersinnliches mit einander und gipfelt im Götzen- und Dämonendienst und Zauberei.

In der Grundstelle 5 Mos. 18, 9—22, wo dem Volke Gottes Wahrsagen, Tagewählen, Achten auf Vogelgeschrei, Beschwören, Fragen der Todten und alle Zauberei verboten wird, werden diese Künste wiederholt als Gräuel des Götzendienstes bezeichnet. Gal. 5, 20 stehen Abgötterei und Zauberei als Werke des Fleisches voran und neben einander, Offenb. Joh. 21, 8 die Zauberer und Abgöttischen. Der Aberglaube ist insofern heidnisch und abgöttisch, als er die höhern, göttlichen Mächte nicht als den Einen, unendlichen, selbstbewußten, also persönlichen Gott festhält, sondern entweder als Vielheit, also als beschränkt, oder als unpersönliche, bewußtlos wirkende allgemeine Macht, zu welcher als einer ungeistigen auch der Mensch kein geistiges und sittliches Verhältniß hat. Es verläugnet also der Aberglaube den wahren Gott und hat einen im Wesentlichen naturalistischen und pantheistischen Charakter. Das Zuviel des Aberglaubens ist in Wahrheit ein Zuwenig, also Unglaube, daher der Unglaube fortwährend in Aberglauben und der Aberglaube in Unglauben über- und umschlägt. Der berüchtigte Aufklärer K. Fr. Bahrdt schrieb, nachdem er sein Amt als Leiningscher General-Superintendent hatte niederlegen müssen, an den Fürsten von Leiningen, er möge ihm ein Manuscript, an dem ihm unendlich viel liege und das er in der Feuereſſe versteckt, nachschicken; man suchte und fand es, es war: Faust's Höllenzwang!

Der Verf. macht in der Einleitung noch auf einen innern Unterschied in dem Aberglauben selbst aufmerksam. „Von dem eigentlichen aus dem Heidenthum überkommenen, in und aus dem Volk selbst erwachsenen Volksaberglauben ist wesentlich verschieden ein von außen her in das Volk, obgleich nicht tief, erst eingedrungener Aberglaube ganz fremdartigen Ursprungs, welcher sich zu dem Volksaberglauben verhält wie die Kunstpoesie zur Volkspoesie; wir meinen jene aus dem Orient, besonders von den Arabern, den Kabbalisten und den neoplatonischen Pflegern der Mantik und Theurgie nach dem christlichen Abendland herübergekommene und im Mittelalter sehr ausgebildete Magie." Während dieser Kunstaberglaube auf bewußter Berechnung und Theorie ruht, ist der Volksaberglaube durchaus naturwüchsig, unbewußt aus dem heidnisch getrübten Volksgeist hervorgewachsen. Dieser hat noch mehr vernünftigen Inhalt, tiefern Sinn, mehr Wahrheit, als jener. „Der größte Unsinn in allen Gebieten des Geistes ist nirgends von dem Volke ausgegangen, sondern von den Gelehrten und denen, die sich weise dünkten; und so reicht an Unsinn der Volksaberglaube auch nicht entfernt an den, der von den Gelehrten und Gebildeten ausgegangen ist." Jenen

Kunstaberglauben läßt unsere Schrift bei Seite, sie hat es nur mit dem Volksaberglauben zu thun. Im ersten Theile (S. 7 bis 190) wird er nach seinem innern Wesen betrachtet, im zweiten Theile (S. 191 — 248) nach seiner Erscheinung und Wirksamkeit auf den verschiedenen Lebensgebieten.

Der Aberglaube ist nach seinem innern Wesen, nach seinem heidnischen Grundcharakter die Beschränkung des göttlichen Seins und Waltens, einerseits durch die Idee eines außergöttlichen und eigentlich übergöttlichen Schicksals, andererseits durch die in das göttliche Walten eigenmächtig und willkürlich eingreifende Zauberkraft des Menschen. Unter diesen zwei Gesichtspunkten hat der Verf. das ganze Material, die vielen hundert Einzelnheiten, worin der Volksaberglaube sich äußert, untergebracht: Beschränkung des göttlichen Waltens durch das Schicksal, und: Beschränkung des göttlichen Waltens durch das positive Eingreifen des menschlichen Thuns in der Zauberei. Man sieht aus dieser Eintheilung, daß der Verf. den Begriff der Zauberei enger faßt. Sprachlich läßt er sich gar nicht feststellen. Das schon unheimlich klingende Wort „Zaubern" ist in seinem Ursprunge durchaus dunkel. Gewöhnlich nimmt man es im weitern Sinne und bezeichnet damit das ganze, große Gebiet des Aberglaubens. Darnach heißt Zaubern: ohne Glauben und nach des Eigenwillens Gelüste Namen, Wort oder Sacrament Gottes dazu anwenden, um zu erfahren, was Gott verborgen, oder zu erlangen, was Gott verweigert hat. Es ist also ein wahrsagendes, eine Verzerrung der göttlichen Weissagung, und ein wirkendes, eine Verzerrung des göttlichen Wunders.

Eine scheinbar ganz unschuldige Art der Zauberei ist die Tagewählerei, die abergläubische Meinung, daß gewisse Verrichtungen an gewissen Tagen geschehen, unfehlbar einen bestimmten guten, an gewissen andern Tagen geschehen, unfehlbar einen schlimmen Erfolg haben. An einem als unglücklich geltenden Tage wird nichts Wichtiges unternommen. Diese Tagewählerei geht durch alle Schichten der Gesellschaft. Alle einzelnen Wochentage, die zwölf Nächte, die Sylvester- oder Neujahrsnacht, alle christlichen Hauptfeste, die Apostel- und Heiligentage sind von diesem Aberglauben umsponnen. Im Heidenthum, bemerkt der Verf., war das Fatum ein über dasselbe hinausreichender Gedanke, er hielt gegen die Vielheit und Beschränktheit der Götter grade die Einheit und Nothwendigkeit eines allgemeinen Waltens fest; der Schicksalsgedanke war gewissermaßen das böse Gewissen des Heidenthums, welches ihm nimmer Ruhe ließ, sondern ihm fort und fort bekundete, daß seine Götter doch nicht das Höchste wären. Aber im Bereich der göttlichen Offenbarung ist der Schicksalsglaube mit seiner Tagewählerei eine Beeinträchtigung, ja zuletzt Aufhebung des Glaubens an die göttliche Vorsehung und Regierung, an die Stelle des allweisen göttlichen Willens wird die blinde Nothwendigkeit gesetzt. Man sucht nicht durch die rechte Glaubensstellung die strafende Gerechtigkeit ab- und die liebende Gnade sich zuzuwenden, der Aberglaube will durch Wahl zwischen unglücklichen und glücklichen Zeiten das Unglück ab- und das Glück sich zuwenden. Also mußte auch das Tagewählen im Worte Gottes verboten und konnte nicht etwa als ein unschuldiges Kinderspiel freigegeben werden. — Sind die menschlichen Schicksale nicht der Ausdruck des freien göttlichen Waltens, sondern einer fatalistischen Nothwendigkeit, so werden sie sich auch im Voraus etwas erkennen lassen an vorangehenden Zeichen. Merkwürdig ist dabei die Uebereinstimmung in der Deutung vieler Zeichen durch ganz Deutschland, zum Theil selbst durch Europa. Ein über den Weg laufender Hahn, auch eine über den Weg laufende Katze bedeutet Unglück. Ein Rabe, wenn er über dem Hause schreit, kündigt einen Todesfall in demselben an, besonders wenn Jemand darin krank liegt. Ebenso eine krächzende Eule. Spinnen, besonders Kreuzspinnen, bewahren ein Haus vor vielem Unglück. Ein altes Weib bringt beim Begegnen des Morgens Unglück, ein Mädchen oder ein junger Mann Glück u. s. w. u. s. w. Der Verf. hat eine große Menge dieser Schicksalszeichen aus der äußern Natur, von Thieren und Pflanzen, von Menschen, aus dem Hause und dem Familien- und Geschäftsleben und von kirchlichen Dingen mitgetheilt. Die merkwürdige Uebereinstimmung in der Deutung vieler dieser Zeichen führt auf den oft angegebenen gemeinsamen Ursprung hin; manche Zeichen von Thieren lassen sich direct aus dem Deutschen Heidenthum erklären. Man könnte hier wohl sagen, ein guter Theil dieses Aberglaubens sei ganz abgestorben, die Deutungen seien sprüchwörtlich geworden, haben aber keine Bedeutung mehr für den Glauben und die Sittlichkeit, und fielen also nicht unter die im Worte Gottes als Gottlosigkeit bezeichnete Zeichendeuterei. Allein wenn das auch im Einzelnen und bei Einzelnen der Fall ist, so muß man sich doch wohl hüten, diese zähen, lebenskräftigen abergläubischen Dinge vorschnell todtzusagen. Wenn das hülfe, so brauchten wir heute keine Bücher mehr darüber zu schreiben. Der Verf. hat durchweg aus dem gegenwärtigen Leben geschöpft, und bemerkt bei dem Zeichen: Wenn dreizehn Personen bei Tische sitzen, so stirbt einer davon in demselben Jahre, mit Recht, daß es unter den gebildeten Ständen fast noch mehr gelte, als unter den ungebildeten.

Wir müssen dabei bleiben: auch in diesen Vorhöfen des schauerlichen Gebietes befinden wir uns nicht auf neutralem Gebiete, sondern auf gottlosem, heidnischem, im Worte Gottes verbotenem. Und dieses hörte auf, Gottes Wort zu sein, wenn es etwas zur Sünde machte, was nicht Sünde ist. Es geht aber Schritt für Schritt tiefer hinein in die Finsterniß und ihre Gewalt. Die von dem Schicksalsgedanken und Schicksalsglauben Beherrschten begnügen sich nicht mit den ihnen zufällig begegnenden Zeichen, sie nöthigen das Schicksal, sich kund zu thun, ihnen Rede und Antwort zu geben in der Wahrsagungskunst. In dieser kommt es zum Zaubern im innern Sinne, wobei der Name Jesu, die heil. Dreieinigkeit und das Zeichen des Kreuzes gebraucht wird. Es ist nun nur noch ein halber Schritt bis dahin, daß man mit diesen Mitteln auch in den göttlichen Willen eingreift und seinen Willen gegen Gottes Willen in übernatürlicher Weise durchsetzen will, sich und das Seine zu schützen,

Krankheit und Unfall abzuwenden, Gesundheit, Geld und Reichthum sich zuzuwenden. Man lese diesen Abschnitt in unserer Schrift: „Beschränkung des göttlichen Waltens durch das positive Eingreifen des menschlichen Thuns in der Zauberei" und man wird erschrecken vor dem Apparate von Unsinn und Frevel, der hier aufgestellt und wie eine Maschine des Satans in Thätigkeit ist. Man achte besonders auf den Gebrauch, welchen die Zauberei macht von dem Namen Gottes und Jesu, von Bibelsprüchen, vom Vaterunser, von Liederversen, vom Taufwasser, von dem geweihten Brote und Weine, von dem Wachs der Altarkerzen, vom Kreuzeszeichen, vom kirchlichen Segen, und es muß einen Christenmenschen Grauen und Entsetzen überfallen über die furchtbaren Verwüstungen, welche der Aberglaube im Reiche Gottes anrichtet. Der Verf. eröffnet den zweiten Theil mit dem Gesammturtheil: „Der Aberglaube schafft eine dem christlichen Leben gradezu entgegengesetzte Lebensauffassung. Das Gesammtleben des Menschen von seiner Geburt bis zu seinem Tode und selbst nach demselben erscheint da nicht sowohl als ein *sittliches* Gebiet, in welchem die sittliche Persönlichkeit in freier Aufnahme des heiligen Willens des persönlichen und in der Erlösung den Menschen freimachenden Gottes zu immer größerer Heiligung emporstrebt, und im gläubigen Gehorsam eine sittliche Welt, ein Reich Gottes, verwirklichet, sondern vielmehr als ein *kosmisches* Gebiet, auf welchem die sittliche Persönlichkeit und ihre Aufgabe verschwindet, und auf welchem der Einzelne nur durch sorgfältige Beachtung der Schicksalszeichen und durch Anwendung der Zauberkünste das glückliche Schicksal an sich fesselt und dem unglücklichen ausweicht, also nur eine klug berechnende Taktik gegen die Schicksalsmächte und gegen die dämonischen Gewalten durchzuführen hat."

Aber was sollen wir dazu sagen und dagegen thun? Bei der vorzugsweise geschichtlichen Darstellung hat der Verf. diese Frage nur knrz beantwortet; vielleicht fügt er in einer zweiten Auflage eine vollständige, zusammenhängende Belehrung aus Gottes Wort in einem besondern Capitel bei. Diese thut sehr noth. Selbst Palmer führt in der Katechetik mit Zustimmung die Erklärung Lisco's vom Zaubern an: „fälschlich vorgeben, man könne durch Anrufung Gottes in geheimnißvollen Formeln Uebermenschliches bewirken, Andern zum Schaden oder Vortheil", und er weiß keinen andern praktischen Wink zu geben, als vor Betrug, Täuschung und Dummheit zu warnen. Aber die heil. Schrift lehrt eine objective Realität der Zauberwirkung. Sie redet von den Zauberwerken der Aegyptischen Zauberer nicht als von Taschenspielerkünsten, sondern es heißt: „Und die Aegyptischen Zauberer thaten auch also mit ihrem Beschwören; ein jeglicher warf seinen Stab von sich, da wurden Schlangen daraus." 2 Mos. 7, 11 ff. Das Weib zu Endor, die einen Wahrsagergeist hatte, hat auf Saul's Verlangen wirklich Samuels Geist heraufbeschworen. 1 Sam. 28, 15. Ebenso redet auch das N. T. von der Zauberei und Abgötterei als von wesenhaften Dingen. Apgsch. 8. 16. 19. In der allerletzten Zeit werden satanische Wunder geschehen, welche Viele verführen. 2 Thess. 2, 9. Offenb. Joh. 13, 13—15. 16, 14. Mit dieser richtigen Lehre der Schrift ist allein eine sichere Stellung gegen das wirre Heer des Aberglaubens zu gewinnen und ein Kampf dagegen zu eröffnen. Allein man verspreche sich auch hier nicht zunächst einen großen Erfolg von der Belehrung; denn „groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist." Ref. hat es versucht, in einigen Bibelstunden den Volksaberglauben zu beleuchten, aber er hat nicht viel heilsamen Eindruck gesehen, niemals sind die Bibelstunden spärlicher besucht gewesen, und zwar aus offenbarem Widerwillen gegen das Licht und die Wahrheit. Wo es nicht überhaupt zur Ueberwindung der Natur durch die Gnade und zu einem neuen Leben in Christo kommt, fällt auch diese alte, starke Festung des Satans nicht.

Allerdings muß noch hervorgehoben werden, daß viel Selbstbetrug und bewußter Betrug Anderer und heilloser Unsinn bei dem Aberglauben und der Zauberei ist. Allein es bleiben noch geheimnißvolle Erscheinungen und wirkliche Thatsachen übrig, welche man als solche anerkennen muß und nur von jener festen Stellung im Worte Gottes aus bekämpfen kann. Endlich mahnt auch der Verf. mit Recht zu Vorsicht, Bescheidenheit und Weisheit bei Bekämpfung des Aberglaubens. Das ist nach zwei Seiten hin nöthig. Erstlich ist der Aberglaube doch Glaube, hängt mit diesem zusammen und mit mancher guten Sitte. Da darf nur das Aber — abgeschnitten werden und man hat eine reine Wahrheit und einen sinnigen Gebrauch. Das Berufen und Beschreien als eine Art des Beherens ist Aberglaube. Aber die Scheu, welche sich darin ausspricht, ist zu wahren als eine Anerkennung unserer Nichtigkeit und Sündlichkeit vor Gott. Durch ganz Deutschland geht der Aberglaube, daß durch nistende Schwalben und Störche das Haus vor Blitz und Feuersbrunst bewahrt bleibe, und daß daher diese Vögel nicht getödtet oder ihre Nester nicht zerstört werden dürfen. Die Zauber-Bewahrung verwerfe und bestreite man, aber zerstöre dabei nicht das gemüthvolle Verhältniß zwischen diesen treuen Gästen und dem Hause. Wer das Morgengebet vergißt, über den haben die Hexen große Gewalt. Während des Gewitters muß man die Glocken läuten. Meineidige haben keine Ruhe im Grabe. Einen Gehenkten darf man nicht abschneiden, ohne ihm vorher einen Backenstreich zu geben. Diese und manche andere Axiome müssen wohl gesäubert, aber nicht ausgerottet werden. Zweitens hat der Aberglaube manche Meinungen in sein Bereich gezogen, welche man von ihm sondern und für sich beurtheilen muß. Sie beziehen sich auf geheimnißvolle Erscheinungen des Natur- und Geisterreiches, bei denen man nie vergessen darf, daß es viele Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen der Verstand der Verständigen sich nichts träumen läßt. In unserm Volksaberglauben wird sehr auf den Einfluß des Mondes geachtet. Sein Wechsel beim Feld- und Gartenbau, bei sympathetischen Kuren u. s. w. wird als ein wichtiges Bestimmungszeichen betrachtet. Dabei muß man zugestehen, daß ein wirklicher Einfluß des Mondes auf die Erde, das Pflanzenleben und das Nervensystem stattfindet, diese

rein natürliche Einwirkung anerkennen und die Benutzung derselben als solcher bei manchen Krankheiten nicht thöricht oder schädlich finden. Bei dem weit verbreiteten Wahrsagen aus Träumen muß man wohl das Gebiet der Ahnungen absondern, die, so räthselhaft sie sein mögen, unverdächtige Zeugen und unzweifelhafte Erfahrungen für sich haben. Daß Sterbende entfernten Geliebten „ein Zeichen geben", ist eine durch ganz Deutschland im Volke fast nirgends bezweifelte Sache. Wenn auch bei diesen Zeichen viel Sinnentäuschung mit unterläuft, so kann man doch einzelne verbürgte Thatsachen nicht mit glattem Ableugnen umstoßen und den unter die Abergläubischen verweisen wollen, der eine solche Fernwirkung der Seele für möglich hält. Auch das fruchtbare Gebiet der Gespenster- und Spukgeschichten ist nicht ausschließliches Eigenthum des dichtenden Aberglaubens; auch hier kommen Erscheinungen vor, „über welche mit Ableugnen hinwegzugehen zwar überaus leicht und bequem, aber auch überaus ungründlich und unwissenschaftlich ist." Auch die Schrift bestätigt die Möglichkeit von Geistererscheinungen theils durch die Erscheinung Samuels 1 Sam. 28, theils durch das 5 Mos. 18, 11 gegebene Verbot, daß man die Todten nicht fragen solle. Ebenso geht aus Luc. 24, 39 hervor, daß der Herr selbst die Möglichkeit derselben anerkennt. Auch weist Abraham den reichen Mann nicht mit der Unmöglichkeit einer Geistersendung, sondern bloß damit ab, daß dieselbe zur Bekehrung der Ungläubigen nichts helfen werde.

Die dogmatische Arbeit der Gegenwart,

insbesondere:

Philippi (Fr. Ad., Prof. d. Theol. zu Rostock), kirchliche Glaubenslehre. 2. Band: Die ursprüngliche Gottesgemeinschaft. 1857. 3. Band: Die Lehre von der Sünde, vom Satan und vom Tode. 1859. Stuttg. b. Liesching.

Thomasius, Christi Person und Werk; Darstellung der evangelisch-lutherischen Dogmatik vom Standpunkte der Christologie aus. Bd. I—III. 1: Bd. 1 u. 2 in 2. Aufl. 1856—59.

Es gewährt für die neu erwachten Hoffnungen der rationalistischen Restauration eben nicht sehr erfreuliche Aussichten, wenn man die theologische Literatur der Gegenwart ins Auge faßt. Hat die dem Glauben der Evangelischen Kirche feindselige Richtung an Stärke der Stimmen und an Sicherheit der Berufung an die äußerliche Macht gewonnen, so fehlt doch viel, daß sie innerlich erstarkt wäre durch wissenschaftliche Leistungen. Was davon zu Tage kommt, ist doch mehr oder weniger nur ein schwacher Nachhall früherer noch kräftigerer Thätigkeit, und wenn die liberalen Blätter sich herbeilassen mußten, eine unglückliche Schülerarbeit wie die des Oberpred. Melcher in Freienwalde als eine epochemachende anzupreisen, so kann sich die sogenannte liberale Richtung wohl kaum ein wirkungsvolleres Armuthszeugniß ausstellen. Es ist offenkundig, daß seitdem der Rationalismus sich überflügelt sah von einem consequenteren und klareren Radicalismus in David Strauß, der mit anzuerkennender Ehrlichkeit das Facit von dem zog, was der alte Rationalismus und Schleiermacher vorgerechnet hatten, und seitdem er auch im praktischen Gebiete seinen früheren Commis-Voyageur Uhlich alsbald in beschleunigtem Fortschritt zum reinen Atheismus übergehen sah, derselbe auch alle wissenschaftliche Haltung verloren hat und nur noch in den unterhalb der Wissenschaft liegenden Regionen das Bewußtsein der „gebildeten" Menge in hochtönenden Phrasen vertritt. Charakteristisch, aber sehr erklärlich, ist es dabei, daß der gegenwärtige Rationalismus der großen Menge sich seines eignen Ursprungs und seines Namens schämt, daß auch die kirchlich Liberalen, obgleich sie von dem älteren Rationalismus sich höchstens durch geringere Naivetät unterscheiden, doch durchaus nicht Rationalisten heißen wollen, sondern nur ächte Protestanten, Freisinnige, Männer des wissenschaftlichen Fortschritts, Vertreter des wahren, von allen scholastischen Dogmen befreiten Christenthums und was dergleichen Redensarten mehr sind, und daß, wo er sich zu wissenschaftlicher Arbeit ermannt, er es doch nicht wagt, in seiner früheren Nacktheit zu erscheinen, sondern sich wenigstens einige Garderobenstücke aus dem im Herzen so verachteten kirchlichen Glauben umhängt, und sogar sich zumuthet, den „Kern" des christlichen Glaubens gegen den Unglauben zu retten; er glaubt dann mit um so größerem Recht und Nachdruck gegen die Orthodoxie und den „Lutheranismus" losschlagen zu können, wenn er auch einige Kraftworte gegen den älteren Rationalismus als einen „überwundenen Standpunkt" vorausschickt.

Anspruchsvoller und gespreizter unter diesen „freisinnigen" Vermittelungstheologen zeigt sich Niemand als Schenkel in seiner soeben vollendeten, und für nicht wenige Abnehmer gar unwillkommen angeschwollenen Dogmatik. Freilich erklärt er sich mit souveräner Verachtung gegen den alten Rationalismus, weist sogar die pantheistischen Elemente Schleiermachers sehr entschieden zurück, und wir wollen ihm gern das Zeugniß geben, daß er in seinen Resultaten bei weitem mehr positiven evangelischen Glaubensinhalt gibt, als der alte Rationalismus, und in vieler Beziehung auch als Schleiermacher, daß er vor allem den Pantheismus bestimmter abweist, — aber trotzdem trägt sein durchaus subjectiver Standpunkt, die Berufung auf sein ganz nebelhaft gehaltenes „Gewissen" als höchste Instanz ganz und gar den Charakter des rationalistischen Princips und macht die ganze Glaubenslehre zu einem Conglomerat von schlechthin willkürlich angenommenen Sätzen, bei deren Annahme oder Ablehnung es nicht sowohl auf das klare Wort der heiligen Schrift oder auf die wissenschaftliche Begründung aus einem klaren und bestimmten Grundgedanken, als vielmehr darauf ankommt, was der betreffende Dogmatiker zufällig in seinem „Gewissen" vorfindet.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 8. September. № 72.

Die dogmatische Arbeit der Gegenwart.

(Fortsetzung.)

Hatte Schleiermachers subjectiver Ausgangspunkt einen durchaus bestimmten Inhalt, das Bewußtsein schlechthinniger Abhängigkeit von Gott, so ist das hier zu Grunde gelegte Gewissen eine völlig unbestimmte Größe, und sein Inhalt wird hier so willkürlich angenommen, daß alle Verständigung mit Leuten von anders gestaltetem „Gewissen" zur Unmöglichkeit wird; und wenn Schenkel die Lehre von den gefallenen Engeln aus der Dogmatik verweist, weil er keine Aussage des Gewissens darüber in sich vorfindet, und daher in trivialster rationalistischer Weise auf eine Accomodation Jesu an bornirte Zeitvorstellungen zurückgeht, so könnte ein Anderer mit ganz gleichem Recht auch die wesentlichsten Lehren von der Person und dem Werke Christi in das bildsame Gebiet der Accommodation verweisen und aus der Dogmatik entfernen, weil er keine Aussage darüber in seinem Gewissen vorfindet. Ueber die „bahnbrechende" Bedeutung seiner vermeintlich neuen Entdeckung der Gewissenstheologie dürfte sich Schenkel trotz aller so stark ausgedrückten Selbstgefälligkeit gewaltig getäuscht haben. Der weiter fortgeschrittene Rationalismus wird über die Gutmüthigkeit, mit welcher Schenkel „längst überwundene" Sätze in seinem Gewissen vorfindet, nur lächeln, und ein ernsterer evangelischer Glaube wird sich von seinem principlosen Gemenge rationalistischer und biblischer Auffassungen nur mit Widerwillen abwenden. Der alte Rationalismus mit seiner geistesarmen, aber beziehungsweise ehrlichen Nüchternheit ist noch mehr werth, als diese rhetorisch-flunkernde, hohle Willkürtheologie.

Der evangelischen Union kann kaum ein schlimmerer Dienst geleistet werden, als wenn ein Werk, wie die Schenkel'sche Dogmatik, als eine Dogmatik der Union auftritt. Wenn man alles das, was als Unionsdogmatik aufgestellt worden ist, von Schleiermachers Glaubenslehre an bis zur Schenkelschen und zu der Theologie der Protestantischen Kirchenzeitung mit einander vergleicht, so möchte die Aufgabe, das Unirende und Gemeinsame in allen diesen Darstellungen des Unionsglaubens zu finden, wohl etwas schwerer sein, als das Unirende beider Evangelischen Kirchen zu erfassen, es müßte denn etwa die schrankenlose subjective Willkür sein.

Solchem principlosen Ekklekticismus gegenüber ist es von hoher Bedeutung, daß grade das fortgeschrittene Bewußtsein von dem guten Rechte unseres deutsch-evangelischen Bekenntnisses sich zu einer sehr regen dogmatischen Thätigkeit entfaltet. Hahn's Lehrbuch des christlichen Glaubens, dessen erstes Erscheinen im Jahre 1828 trotz seiner mehrfachen Abweichungen von der Strenge des kirchlichen Glaubens von Seiten des im Vollbesitz der Alleinherrschaft blühenden Rationalismus als ein Attentat gegen die errungene Geistesfreiheit betrachtet wurde, hat in der zweiten umgearbeiteten Auflage (Leipzig 1857, in 2 Bänden) jene Abweichungen überwunden, und spricht überall thatsächlich, und in der Vorrede ausdrücklich, die Ueberzeugung aus, „daß die Glaubenszeugnisse der Lutherischen Kirche, welche auf den Bekenntnissen der alten wahrhaft Katholischen Kirche der ersten sechs Jahrhunderte ruhen, den adäquatesten Ausdruck des Evangeliums nach der Verkündigung des Herrn und seiner Apostel enthalten." Die Union der Lutherischen Kirche gilt ihm nicht als Aufhebung des beiderseitigen Bekenntnißstandes, als bekenntnißlose Verschwommenheit, sondern nur als „conföderative Organisation der obersten, wie der Provinzial-Kirchenbehörden, so daß die Leitung der Angelegenheiten der Evangelischen Landeskirche, welche neben den, im Ganzen nicht zahlreichen, wirklich unirten Gemeinden, die lutherische und reformirte Kirche umfaßt, Männern verschiedenen Bekenntnisses anvertraut wird" (II, 386). Hahn's Lehrbuch ist wegen seines reichen, besonders auch dogmengeschichtlichen und literarischen Inhaltes, wegen seines durchaus biblisch-evangelischen Geistes, seiner einfachen, besonnenen und klaren Darstellung als übersichtliche Zusammenfassung besonders den Theologie Studirenden dringend zu empfehlen. — Noch in der Fortsetzung begriffen sind die beiden größeren dogmatischen Werke von Thomasius und Philippi, die wir in ihren neuesten Theilen eingehender zu besprechen haben. Beide sind freilich von einander sehr verschieden und doch dem Geiste nach eins. Gibt Thomasius mehr die dogmatische Arbeit selbst in allen ihren Mühen, also daß das ganze Räderwerk und alle Federn und Hebel des großen Getriebes bloßgelegt werden, so gibt Philippi mehr die Resultate der Arbeit in klarer, zusammenhängender, übersichtlicher Darstellung. Stellt sich Thomasius auf den Standpunkt der christologischen Idee und betrachtet allen andern Glaubensinhalt von diesem Punkte aus, als dieser Idee dienend, als Voraussetzungen oder Folgen derselben, also daß er eigentlich auch keine vollständige Dogmatik gibt, und besonders den theologischen Theil nur sehr kurz behandelt, so stellt sich Philippi mehr auf den allgemeineren sote-

reologischen Standpunkt, geht von der Idee der Gemeinschaft des Menschen mit Gott aus, also daß die Entwickelung der Idee der christlichen Gottesgemeinschaft die ausschließliche Aufgabe der christlichen Glaubenslehre ist. Gemeinsam ist also beiden Werken, daß sie die concrete christliche Idee mehr analytisch sich entfalten lassen, als daß sie von der allgemeineren religiösen Idee zu dieser bestimmteren Gestaltung derselben fortschritten, so daß also die Lehren von Gott und dem Menschen an sich mehr Voraussetzungen, als wirkliche Bestandtheile der dogmatischen Entwickelung sind.

Nachdem Philippi im ersten Bande die Lehren von der Religion, der Offenbarung, dem Glauben, der Glaubenslehre und von der heiligen Schrift als Prolegomenen behandelt hat, entwickelt er im zweiten Bande die ursprüngliche Gottesgemeinschaft, wobei die Lehre von Gott und seinem Verhältnisse zur Welt mehr als Voraussetzungen betrachtet werden müssen, — und im dritten die Lehre von der Sünde, vom Satan und vom Tode; wir stehen damit also eigentlich immer noch in der Vorhalle der Idee der christlichen Gottesgemeinschaft.

Zunächst müssen wir es als Vorzug anerkennen, daß Philippi, im Gegensatze zu dem in neuerer Zeit so beliebten Gemenge von theologischen Gedanken und fremdartigen Speculationen und der darauf ruhenden Nebelhaftigkeit hochtrabender Ausdrucksformen, eine durchaus ruhige, nüchterne und klare Darstellung bietet, von aller überschwenglichen Gefühlsverschwommenheit sich ebenso fern haltend, wie von scheinbar philosophischen Blendwerken, also daß Niemand über das, was der Dogmatiker will, in Zweifel bleibt. Es thut im Angesicht von so vielen und schweren Verirrungen subjectiver Gläubigkeit, welche sich in theosophischen Privatspeculationen gefällt, wie wir es bei R. Rothe und Andern sehen, dringend Noth, zu einer solchen nüchternen Objectivität und Ruhe zurückzukehren, wie wir sie hier finden. Besonders verdienstlich ist es, daß Philippi überall die für Viele so verführend gewordenen Zweideutigkeiten Schleiermachers aufdeckt, welcher im Ringen christlicher Gläubigkeit mit widerchristlichem Pantheismus nie zu einem vollen Siege der ersteren gelangt, nie von dem letzteren sich ganz und ehrlich losgesagt hat. Die Entwickelung des Wesens der Sünde, in unserer neueren Theologie ein Gebiet weitgreifender Verirrungen, ist mit besonderer Klarheit und Schärfe und mit gewissenhafter Treue gegen Schrift und evangelisches Bekenntniß dargestellt.

Philippi befolgt die Methode, zuerst die kirchliche Lehre im Zusammenhang und apologetisch zu entwickeln, und dann erst die biblische Begründung derselben zu geben. Es geschieht dies, weil die Dogmatik als eine Entwickelung des concreten Bewußtseins der gläubigen Christen betrachtet wird, und als ihr ausschließlicher Zweck, „den Inhalt der christlichen Religion, wie derselbe im erfahrungsmäßigen Bewußtsein des gläubigen Subjectes gesetzt ist, geistig zu reproduciren“ (I, 70). Diese Methode erscheint uns in formaler Beziehung bedenklich. Es ist das im Grunde derselbe subjective Ausgangspunkt, wie er bei Schleiermacher, bei Schenkel und im Wesentlichen auch bei Rothe sich findet, und man gibt mit dieser Methode von vorn herein die Waffen aus den Händen, um die Verirrungen jenes Subjectivismus zu bekämpfen. Grade der bestimmte Gegensatz, in welchem Philippi zu diesem Subjectivismus steht, hätte ihn über die Zuträglichkeit dieser Methode zweifelhaft machen können. Das gläubige Subject, weil es thatsächlich niemals der reine und volle Ausdruck der christlichen Idee ist, kann nie eine sichere Grundlage einer Entwickelung der Glaubenslehre geben; es wächst da, wie die Erfahrung sattsam gezeigt hat, das auf dem Boden des menschlichen Herzens gesäete Unkraut mit dem Weizen zugleich auf; aller Glaubensinhalt, auch des gereiften christlichen Subjectes, muß doch erst geprüft und gemessen werden an dem Maaß des göttlichen Wortes. Das einzige religiöse Subject, welches die sichere Grundlage einer christlichen Glaubenswissenschaft ablegen könnte, wäre Christus selbst. Nur bei einer speculativen Construction des Glaubensinhalts würde es in der Ordnung sein, dieselbe der biblischen Begründung vorausgehen zu lassen, und diese nur wie eine nachträgliche Bestätigung des ohne sie schon gefundenen zu betrachten; aber das wäre eben keine theologische Dogmatik. Bei solcher Methode, die biblische Begründung erst der Entwickelung des Dogmas nachfolgen zu lassen, entsteht gar zu leicht der Schein und selbst die Gefahr einer Befangenheit, und die Exegese wird in eine ihr grade in der Evangelischen Kirche nicht angemessene secundäre Stellung zurückgesetzt. Eine solche, von der Schrift zunächst absehende Entwickelung des Dogmas wäre überhaupt nur dann wissenschaftlich möglich, — obgleich auch dann nicht einmal anzurathen, — wenn unsere wissenschaftliche Erkenntniß von dem Glaubensinhalt eine durchaus vollendete, nirgends eine Lücke darbietende wäre, so daß wir aus einem Grundgedanken den ganzen Glaubensinhalt mit stetiger innerer Nothwendigkeit und voller Sicherheit zu entwickeln im Stande wären. Daß wir aber bei dieser Stufe noch nicht angelangt sind, daß wir bei vielen Punkten uns nur einfach auf das Wort der Offenbarung berufen können, daß auch in diesem Gebiet all unser Wissen nur Stückwerk ist, das erkennt ja Philippi selbst vollkommen an. Das Unangemessene dieser Stellung des Schriftbeweises tritt schon bei der Lehre von der Sünde sehr fühlbar hervor, und wird bei den folgenden Theilen, wo es sich um die positive Heilsoffenbarung handelt, noch schärfer hervortreten müssen. Es ist etwas überaus Mißliches, die Lehre von der Erbsünde, mit welcher Philippi die Lehre von der Sünde beginnt, rein auf das subjective Bewußtsein zu gründen. Wir sind, sagt Philippi, uns nicht bewußt, unseren sündhaften Zustand persönlich erzeugt zu haben; wir wissen vielmehr, daß die sündhafte Bestimmtheit unserer geistig-leiblichen Persönlichkeit uns von Geburt an inhärirt, wissen auch, daß unser sündhafter Zustand nicht bloß uns, den einzelnen Individuen, sondern gleichmäßig der gesammten Gattung in ausnahmsloser Allgemeinheit zusteht; daraus folgt nun, daß der Ursprung dieses Zustandes schon im ersten Keime der ganzen menschlichen Gattung, schon im Stammvater des

menschlichen Geschlechtes zu suchen sein wird; und da er ein von Gott negirter und gerichteter ist, so kann er nicht von Gott anerschaffen sein, vielmehr muß er als eine später eingetretene Verderbung und Verkehrung des ursprünglich von Gott geschaffenen Zustandes betrachtet werden; und da er ein gattungsmäßiger ist, so muß er durch den Stammvater der Gattung erzeugt sein (S. 24—26). Gesetzt nun, wir hätten zu allen diesen Schlußfolgerungen volles Recht, was wir bestreiten, so fehlt doch viel daran, daß sich daraus die biblisch-kirchliche Lehre von der Erbsünde ergäbe. Die von dem Verf. mit Recht bekämpfte Sinnlichkeitstheorie liegt bei diesen empirischen Voraussetzungen viel näher als die Annahme einer wesentlich geistigen Verderbniß. Auch bei der Sinnlichkeitstheorie kann, wie es ja die betreffenden Systeme auch behaupten, die sittliche Mangelhaftigkeit als eine von Gott negirte betrachtet werden, und die erste Sünde als eine Verkehrung des von Gott Gewollten. Aber auch die empirischen Voraussetzungen lassen sich wissenschaftlich nicht hinreichend begründen, sobald man von dem Schriftbeweis absieht. Daß ich selbst in einem solchen Zustand der Sündhaftigkeit bin, das kann ich wohl wissen, daß diesem Zustand aber eine ausnahmslose Allgemeinheit zusteht, das kann ich aus meinem religiösen Gewissen nicht wissen, das kann mir überhaupt keine Erfahrung zeigen. Selbst daß solcher Zustand ein von Gott negirter und gerichteter sei, weiß ich mit Sicherheit doch nicht unmittelbar aus meinem religiös-sittlichen Selbstbewußtsein, sondern nur daraus, daß ich das geoffenbarte Wort Gottes zum Maaß meines sittlichen Zustandes und zur Bekundung des göttlichen Willens an den Menschen nehme.

Die speculativen Beweise für das Dasein Gottes, von denen der Verf. eine kurze, treffende Skizze gibt, will er für die Dogmatik nicht gelten lassen, sie führen vielmehr, wie die Geschichte derselben lehre, nur zum unpersönlichen, pantheistischen Gott; der Pantheismus sei der entsprechendste Ausdruck des natürlichen Inhaltes der menschlichen Vernunft; der einzig vollgültige Beweis sei der Selbstbeweis Gottes in der geschichtlichen, positiven Offenbarung. (1, 11.) Philippi räumt hiermit, scheint uns, den Gegnern zu viel ein. Daß die Vernunft-Beweise für das Dasein Gottes nur zum Pantheismus führen, kann durch die Thatsache, daß sie von dem neueren Pantheismus in seinem Sinne angewandt worden sind, nicht bewiesen werden; es wäre wohl eine allzustarke Behauptung, daß alle früheren Theologen und Philosophen, welche jene Beweise grade gegen den Pantheismus aufstellten, in bloßer Selbsttäuschung befangen gewesen seien, und schon der eine Umstand, daß die heilige Schrift selbst auf die Bekundung Gottes aus der Natur und aus dem Gewissen ausdrücklich hinweist, müßte von jener Behauptung zurückhalten. Mag auch der Pantheismus der Ausdruck der Vernunft des natürlichen Menschen sein, so ist er darum noch nicht der Ausdruck des natürlichen Inhaltes der menschlichen Vernunft; die Vernunft eines Christenmenschen hat doch auch ihren Antheil an der Erlösung, und wir möchten es für keine Ueberschreitung erklären, wenn die altkirchlichen Theologen einen sehr ausgedehnten Gebrauch von den Beweisen für das Dasein Gottes machen. Es ist nicht rathsam, dem Unglauben der neueren Zeit auch nur einen Fußbreit Land Preis zu geben. Daraus, daß der gläubige Christ als solcher dieser Beweise nicht bedarf, folgt nicht, daß sie für die Wissenschaft des Glaubens überflüssig seien. Wenn nun Philippi selbst zugibt, daß diese Beweise darlegen, „wie das Welt- und Selbstbewußtsein stets das Gottesbewußtsein fordert und hervorruft, daß also das Gottesbewußtsein einen ebenso nothwendigen, integrirenden Bestandtheil des menschlichen Geistes bildet, als das Welt- und Selbstbewußtsein, und so erweisen, daß eine atheistische Weltbetrachtung in der That eine unvernünftige, dem Wesen des menschlichen Geistes widersprechende und darum unwahre Denkweise sei“ (II, 13), — so wissen wir nicht, was denn von solchen Beweisen noch mehr zu verlangen wäre, und warum sie bei so hoher Bedeutung aus der Dogmatik ausgeschlossen werden sollen. Allerdings sagt Philippi sofort, daß diese Beweise zwar eine sichere Schutzwehr gegen den Atheismus bilden, aber nicht gegen den Pantheismus; aber das scheint uns wieder ein ungerechtfertigtes Zugeständniß an die widerkirchliche, pantheistische Weltanschauung zu sein. Wir können nimmermehr einen wesentlichen Unterschied zwischen Atheismus und Pantheismus zugeben, — letzterer in der Auffassung der neueren Zeit genommen, im Unterschiede von dem mystischen Pantheismus eines Johannes Scotus; — so gedankenlos ist auch der früher sogenannte Atheismus nur selten gewesen, daß er ein einheitliches, nothwendiges Leben des Universums geleugnet hätte; wo aber dieses ist, da ist auch der pantheistische Gedanke; und es kommt dabei wenig darauf an, ob dieser Gedanke der Einheit des Alls mehr oder weniger tief entwickelt wird. Wenn der frühere Atheismus das einheitliche Leben des Universums nicht Gott nennen will, so zeigt er sich darin nicht schlechter, sondern nur ehrlicher als der gewöhnliche Pantheismus, und wir dürfen durchaus dem letzteren nicht zugestehen, den Atheismus als eine unrechtmäßige Anschuldigung von sich abzulehnen. Es mag sehr erklärlich sein, wenn die Pantheisten der neueren Zeit nicht Atheisten genannt sein wollen, und es nimmt sich wunderlich genug aus, wenn sie sich gegen den Atheismus selbst mit scheinbar religiösem Pathos ereifern, aber sie thun damit den ehrlicheren Atheisten Unrecht, und wir Evangelischen haben am allerwenigsten Veranlassung, ihnen ihre Sophistereien für baare Münze gelten zu lassen. Wir wollen gern zugeben, daß mancher theoretische Pantheist in seiner eigentlichen Gesinnung etwas Besseres ist als Atheist, aber das System selbst, von seinen rhetorischen Phrasen entkleidet, ist nichts anderes als ein etwas cultivirter Atheismus. Der edlere Pantheismus eines Johannes Scotus aber, der nicht Gott in die Welt, sondern die Welt in Gott auflöset, wird unter dem gegenwärtigen, in Materialismus versunkenen Geschlecht wenig Liebhaber finden. — Wenn Dogmatiker wie Reinhard und Schleiermacher die Beweise für das Dasein Gottes aus der Dogmatik verweisen, so geschieht dies aus Gründen, welche bei einem Standpunkt, wie ihn die Philippische Dogmatik einnimmt, nicht gelten; bei Reinhard ist es mehr die

wissenschaftliche Schwäche seines kraftlosen und zaghaften Supernaturalismus, bei Schleiermacher ist es, wenn man den eigentlichen Grund nennen soll, das wissenschaftliche Gewissen, welches sich des unüberwundenen Zwiespalts mit dem christlichen Glauben bewußt war.

Auch den wissenschaftlichen Beweis für die Persönlichkeit Gottes lehnt der Verf. ab (II, 50); und dies scheint uns ein noch weniger gerechtfertigtes Zugeständniß an die widerkirchliche Wissenschaft zu sein. Gradezu irrig aber scheint uns die Begründung dieser Abweisung zu sein: „In der That ist die Forderung eines solchen Beweises auch von vornherein als unerfüllbar zu bezeichnen. Denn bewiesen, d. i. durch logisch zwingende Demonstration als nothwendig seiend und nothwendig so seiend dargethan, kann eben nur das Nothwendige werden, nicht aber das Freie, das Persönliche, was als ein Bewiesenes aufhören würde ein Freies, Persönliches zu sein. Das Freie unterliegt seiner Natur nach nicht der aprioristischen Konstruktion, sondern kann nur a posteriori als thatsächlich Gegebenes hingenommen und gerechtfertigt werden" (S. 50. 51). Das ist wohl eine Verwechselung der freien Thätigkeit der Persönlichkeit mit dem Wesen der Persönlichkeit. Was die Persönlichkeit Gottes in freier Gnade thut, das kann allerdings nicht a priori als eine Wesensnothwendigkeit konstruirt und erkannt werden, obgleich man auch da von einer moralischen Nothwendigkeit sprechen kann, — aber das Wesen der Persönlichkeit selbst ist nicht eine solche freie Gnadenthat, sondern eine unbedingte innere Wesensnothwendigkeit. Wir müssen allerdings schlechthin behaupten, Gott ist nothwendig persönlicher Geist, wie er nothwendig der Gute und Heilige ist. Will man denn etwa behaupten, daß es nur in Gottes Wahl gelegen habe, ob er persönlich oder unpersönlich sei? Die altkirchlichen Dogmatiker behaupten sehr richtig, daß die innere Entfaltung Gottes zur Dreieinigkeit, — und darin vollbringt sich ja eben die unendliche Persönlichkeit Gottes, — nicht ein Akt freier Wahl, sondern unbedingte Nothwendigkeit des Wesens oder der Natur Gottes sei. Generatio filii non voluntaria sed naturalis et necessaria est, sagt Hollaz, in völliger Uebereinstimmung mit Athanasius, der dies zuerst mit klarer Entschiedenheit ausspricht (contra Arianos oratt. III, 62. 66. 67). Was der Wesenheit Gottes angehört, das ist immer als schlechthin nothwendig angenommen worden; die Persönlichkeit aber ist der Mittelpunkt aller göttlichen Wesenheit; Gott ist allerdings freie Persönlichkeit, aber er ist nothwendig frei, nothwendig Persönlichkeit. Alle Bethätigung der Freiheit setzt ja diese, also die Persönlichkeit schon voraus, und nur darum ist Gottes Thätigkeit frei, weil sie ihrem Wesen, ihrer Natur nach eine persönliche ist. Die freie Persönlichkeit selbst ist nicht erst durch einen freien, persönlichen Akt gesetzt, sondern geht ihrem Wesen nach jeder solchen Bethätigung voraus. Die wissenschaftliche Dogmatik ist also in ihrem vollen Rechte, wenn sie diese Persönlichkeit Gottes auch wissenschaftlich zu beweisen bemüht ist. Die Erläuterung des Begriffes der Persönlichkeit bei Philippi ist sonst durchaus treffend und wahr. Ungeeignet aber scheint es uns, daß derselbe den Begriff der Persönlichkeit aus dem Begriff der Liebe folgert: „ist Gott die Liebe, so ist er auch persönliches Sein, weil Liebe als freie Hingabe des Einen an den Andern Persönlichkeit voraussetzt" (S. 20). Da ist also die Auffassung, als ob wir die Idee der göttlichen Liebe eher hätten als die Idee der göttlichen Persönlichkeit. Nun giebt es freilich auch eine Liebe, wenigstens eine Andeutung derselben, auch in unpersönlichen Naturwesen; aber wir kämen gar nicht auf den Gedanken, dies als Liebe zu bezeichnen, wenn wir nicht die wahre, persönliche Liebe wüßten. Wenn wir aber von göttlicher Liebe reden, so haben wir dieses Bewußtsein nicht früher als das Bewußtsein von der göttlichen Persönlichkeit, sondern umgekehrt, weil wir uns Gottes als der unendlichen, wahren Persönlichkeit bewußt sind, sind wir uns ihrer auch als einer liebenden bewußt. Sollten wir aber wirklich die Idee der göttlichen Liebe früher haben als die der göttlichen Persönlichkeit, so könnten wir schwerlich aus jener auf die letztere schließen, denn auch der Pantheismus spricht sehr viel und in klangvollen Worten von der göttlichen Liebe. Wir dürfen dem Pantheismus auch so viel nicht einräumen, daß wir in der Idee Gottes als der Liebe mit ihm gemeinsam gingen, und erst bei der daraus zu folgernden Persönlichkeit von ihm uns entfernten; die Idee der Persönlichkeit Gottes muß vielmehr in den vordersten Vordergrund gestellt werden, als der Grund alles Andern, was sonst von Gott ausgesagt werden könnte. Gottes Liebe hat für uns gar keinen Sinn, wenn wir nicht schon über seine Persönlichkeit gewiß sind. Aus demselben Grunde scheint es uns auch nicht angemessen, daß der Verf. die Liebe Gottes zu sich selbst vor der Trinität behandelt, ohne daß eigentlich die letztere aus jener als ewige Verwirklichung derselben hergeleitet und entwickelt wird. Die Trinität wird hier vielmehr aus dem Heilswerk entwickelt, indem wir darin den Schöpfer- und Richtergott von dem Mittler- und Versöhnergott und den die Versöhnung zueignenden Gott unterscheiden lernen (II, 117). So viel Wahres auch darin liegt, so mißlich bleibt es doch, die Trinität darauf wirklich zu begründen, denn der Vater ist doch auch der Erbarmende, Christus auch der Zürnende und Richtende, und der heilige Geist auch der Strafende. Hiervon und von der etwas zu wenig hervortretenden exegetischen Begründung abgesehen, ist die Darstellung der göttlichen Trinität eine sehr klare und gründliche. Auch hier begegnen wir der, von uns nicht getheilten Behauptung, daß die speculative Begründung der Trinitätsidee zum Pantheismus führe (S. 180); damit wäre der tief speculativen Arbeit eines Athanasius und Augustinus ein schwerer und gewiß ungerechter Vorwurf gemacht, wenigstens der der Kurzsichtigkeit. Wäre diese Behauptung aber richtig, dann hätte doch die exegetische Begründung dieser Lehre um so nothwendiger der weiteren Erörterung vorangeschickt werden müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 72.

Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen.

Das Haus.

In der Mitte des Dorfes liegt die Kirche mit dem Thurm, von dem Kirchhof umgeben; neben der Kirchhofsmauer auf der einen Seite das Pfarrhaus, und auf der andern die Schule. So ist die alte Ordnung. — Das Dorf besteht aus zwei langen Reihen von Hofstellen; vorne nach der Straße zu steht das Wohnhaus, jedoch so, daß der Eingang von dem Hof aus ist, und der Giebel nach der Straße hin steht; hinten die Scheune und dem Hause grade gegenüber der Stall, so daß der Bauer vom Fenster aus Alles überblicken kann. Ein hoher Bretterzaun oder eine Mauer schließt den Hof nach der Straße zu ab. — In ganz alten Bauerhäusern befindet sich noch der Pferdestall mit unter dem Dache des Hauses. Gute tüchtige Pferde sind der Stolz des Hauses, daher werden sie besonders gepflegt.

Die Straße erweitert sich da, wo die Kirche liegt, so daß sie Jeder, der zum Dorfe hineinkommt, vor sich liegen sieht. Gewöhnlich ist der Kirchhof höher als die Straße, so daß die Mauer nach Außen hin hoch, im Innern dagegen nur niedrig ist. — Auf der einen Seite jenseits der Straße liegt das Schloß, und größere, ausgedehntere Wirthschaftsgebäude umgeben es. — Die Kirche mit dem Thurm ist das höchste Gebäude im Dorf; die mächtige Linde oder Rüster nahe bei dem Thurm ist eben so alt, wie die Kirche, und allerlei Sagen und Erzählungen knüpfen sich daran.

Diese Anordnung hat sich ganz natürlich und wie von selbst gebildet und doch liegt ihr ein tieferer Sinn zu Grunde. Das Reich Gottes ist der Mittelpunkt des Lebens, darum die Kirche in der Mitte des Dorfes. In den Häusern wohnt die Sorge und die Arbeit, oder Noth und die Krankheit, in der Kirche der Friede, die Ruhe. In den Hütten wohnen die Fremdlinge und Pilgrime, das Haus des Vaters liegt aber nahe vor der Thür; des Sonntags kommen die armen Kinder, und der Vater redet freundlich mit ihnen, tröstet sie und ermahnt sie, daß sie in der Fremde sich nicht verirren, sondern der Heimath gedenken. Der Thurm aber richtet alle Tage die Augen nach oben hinauf, damit der Mensch in dem irdischen Treiben nicht vergesse, wozu er berufen ist. Die Uhr erinnert an die Flüchtigkeit der Zeit, und ruft: Mensch, bedenke dein Ende; Zeit und Stunde ist da, aufzustehen vom Schlaf! Die Wetterfahne, die vom Winde hin und hergedreht wird, redet von dem Wechsel und der Unbeständigkeit des Lebens. Der Hahn oben auf der Spitze krähet laut, sobald die Sünde das Gewissen drückt, und der Versucher sich dem Herzen naht. Die Glocken rufen täglich dreimal, daß bei der Arbeit das Gebet nicht fehle, und die Alten falten die Hände und hören die Stimme, die da ruft: Es hat Eilf geschlagen, es wird bald Feierabend werden. — Ein Dorf ohne Thurm und Kirche gilt in der Mark kaum für ein vollständiges Dorf.

In neuerer Zeit hat man angefangen, die Kirchhöfe eingehen zu lassen, und die Begräbnißstätte vor's Dorf verlegt. Das mag hin und wieder nothwendig gewesen sein, aber schön ist's nicht. Es ist nicht gut, wenn man unmittelbar von der Straße in die Kirche kommt. Die hohe, überwölbte Pforte, die auf den Kirchhof führt, öffnet sich nur dann, wenn eine Leiche hinaufgetragen wird; die kleine Thür daneben dient den Lebendigen zum Eingang, wenn sie das Gotteshaus besuchen wollen. Es ist ein schöner tiefer Gedanke, daß die Todten um die Kirche herumliegen, und daß, wenn das Grab geschlossen ist, die Gemeinde gleich in das Haus des Herrn geht, nicht allein um Trost zu hören, sondern auch daran erinnert zu werden, daß der Herr auferstanden ist, und daß wir nicht sind wie die, so keine Hoffnung haben. Wer in die Kirche geht, sieht die Gräber der Seinen, und sein Fuß wandelt über dem Staube seiner Vorfahren. Das dient alles dazu, um das Herz dem Worte Gottes zu öffnen. Auf dem Filiale stehen und sitzen die Leute auf dem Kirchhofe bei den Gräbern, und warten, bis der Pastor kommt. Es ist erbaulich, so eine schweigende oder leise redende Versammlung zu sehen, wie sie warten. Die Glocken rufen: Kommt, denn es ist alles bereit! Die Straße des Dorfes füllt sich von Neuem, und im Sonntagskleide gehen sie hinauf durch die kleine Thür über die Gräber hinweg in das Haus Gottes. In der Kirche aber hängen die Kronen und die Kränze, die Erinnerungszeichen derer, die draußen liegen, und predigen von dem Ueberwinder des Todes. Am Abend aber, wenn es dunkel ist, geht man nicht gern allein über den Kirchhof, weil man weiß, daß die Todten nur schlafen und nicht wollen gestört sein; nur der Pastor und der Küster fürchten sich nicht, weil sie im Dienste dessen stehen, bei dem kein Wechsel des Lichts und der Finsterniß ist. Die Vögel des Himmels aber fliegen, besonders wenn es Abend wird, gern dem Kirchthurm zu, und bauen ihre Nester in den kleinen Oeffnungen, die sich im Mauerwerk befinden. Der Storch geht gern auf dem langen Kirchdache spazieren und sieht stolz hernieder auf das Getümmel der Menschen. Es wird gesagt, daß er, wenn er kommt, um den Frühling zu bringen, immer, ehe er sein Nest aufsucht, erst um den Thurm herum fliege; und wenn die Krähen ihn umkreisen, weiß jedes Kind, daß es morgen stürmisches Wetter werden wird. Von besonderem Interesse für Alle sind die Inschriften auf den Kreuzen und Schildern an den Gräbern. Der Schulze und der Gerichtsmann und dergleichen hochgestellte Leute lassen wohl schon ein Gitter machen und kaufen ein eisernes Kreuz, Andere lassen es

vom Tischler oder Stellmacher, der im Dorfe wohnt, anfertigen, der auch die Inschrift dazu macht, wie es bestellt wird, meist ein einfacher Bibelspruch oder ein schöner Vers aus dem alten Gesangbuche. Die Herrschaft hat ein Gewölbe, in dem man durch ein Gitter die schönen Särge kann stehen sehen. Es wäre wohl an der Zeit, daß das Consistorium die Pastoren mit Anweisungen versehen sollte, dafür zu sorgen, daß nicht so gar wunderliche rationalistische oder sentimentale Inschriften die Ruhestätten entweihten. Der Bauer glaubt, daß er ein gebildeter Mann sei, wenn er den Städtern gleich modernen Unsinn auf seinem Grabschilde lesen kann.

Das nächste Haus an der Kirche ist das Pfarrhaus, und die Studirstube hat das Fenster nach dem Kirchhof hinaus; und wenn der Pastor den Thurm ansieht, muß er den Kopf sehr erheben und die Augen mehr nach oben richten, als alle andern Leute. Er hört die Betglocke in der nächsten Nähe viel nachdrücklicher, als die übrigen Einwohner des Dorfes, und die Gräber reden zu ihm eine sehr laute Sprache. Der Garten zieht sich längst der Mauer des Kirchhofs hin, und eine Pforte erleichtert den Weg zu der Bank unter der alten Linde, von der man das Dorf nach beiden Seiten hin übersehen kann. Jeder, der auf der Straße geht, trägt eine unsterbliche Seele in sich, für die der Pastor einst Rechenschaft geben soll, ob er als ein guter Hirte gesucht, gelockt und genöthigt hat. Auf der Bank unter der Linde wird manche stille Fürbitte gehalten. Der Herr aber sprach zu Mose, als er stille betete: „Was schreiest du zu mir."

Das Pfarrhaus ist ein Haus wie andere Häuser, wenn aber der Teufel durch das Dorf geht, um zuzusehen, ob er nicht eine Beute finden, oder ob er sein Netz nicht aufstellen könne, so geht er um das Pfarrhaus drei Mal herum und sieht zu allen Fenstern hinein, am liebsten aber hat er es, wenn die Thür zum Hause ihm immer offen steht und er kein vorüber gehender Gast ist, sondern ungenirt darin herrschen kann, und sogar in der Studirstube durch kein Gebet und kein wahres Wort Gottes belästigt wird. Wachen und Beten ist aber das alleinige Schloß, das den Dieb verscheucht. — Ein Pfarrhaus ist entweder ein Bethaus oder es wird zu einer Mördergrube. Die Gottlosen haben keinen Frieden, wenn aber ein Pfarrer ohne Gebet und Kampf lebt, dann ist er der ärmste und elendeste Mann im ganzen Dorf. Die Dichter lieben es, die Pfarrhäuser ganz besonders als die Hütten des Friedens zu besingen. So schön auch alle Ideale sind, so sind es doch eben nur Ideale. Der Bauer aber und der Tagelöhner betritt das Pfarrhaus immer mit einem gewissen Respect und legt gern ein besseres Kleid an, als er bei der Arbeit trägt; er erwartet auch, daß er bei den gewöhnlichen Anmeldungen oder Bestellungen irgend ein Wort hören wird, das nach dem Salz schmeckt, welches die Jünger immer bei sich haben sollen. Das Pfarrhaus ist das Siegel auf die Predigt oder es ist die praktisch gewordene Verkündigung des Evangeliums. Auf der Kanzel ist der Mann ein wahrer Held, wenn es gilt, Andere zu ermahnen und zu trösten, aber in seinem Hause ist er oft eine sehr feige Memme. In der Kirche kann er gar muthig und stark sich zeigen und andern Leuten große Dinge ansinnen, aber er selber rührt das Schwert und die Last nicht an. Darauf sehen die Glieder der Gemeinde sehr genau. Etliche schließen daraus, daß Alles, was auf der Kanzel gesagt wird, nicht so ernstlich gemeint ist, und Andere denken an das Sprichwort: „Richtet euch nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Thaten." Es ist das öffentlichste Haus im ganzen Dorfe, es wird von keinem Hause so viel geredet, als von dem, was auf der Pfarre sich zuträgt. So wie die Leute stolz darauf sind, daß sie einen schönen Thurm oder schöne Glocken haben, so rühmen sie auch gern ihren Pastor, daß er kräftig predige, daß er sehr gelehrt sei, daß er keinen Menschen scheue, daß er Zucht und Ordnung halte, und namentlich auf die jungen Leute ein wachsames Auge habe. Von einem alten Pastor, der sehr geliebt und geehrt wurde, sagten die Leute, daß er des Sonntags Abends durch das Dorf gehe, aber immer den Kantschu in der Tasche habe, und man erzählt, daß er ein Mal des Schulzen großen Sohn, der sich gegen die Mutter vergangen hatte, so lange geschlagen habe, bis er auf den Knieen sitzend vor der Mutter das vierte Gebot mit dem „was ist das?" aufgesagt hatte.

Der eigentliche Gründer der Pfarrhäuser ist Luther und daher muß auch in dem evangelischen Pfarrhause der Grundgedanke, der Luthers Seele bewegte, der die Reformation hervorrief, und der dem Pastor das Recht wieder gab, ein Weib zu nehmen, zur Geltung und Darstellung kommen. Der Mensch wird gerecht und selig durch den Glauben. Die Gerechtigkeit aber, die vor Gott gilt, setzt voraus die Buße, wird ergriffen durch den Glauben und bewahrt in der Heiligung. Die Buße, der Glaube und die Heiligung sind die drei Säulen, die das Dach tragen, unter dem der Friede Gottes wohnt. Ein thörichter Mann baut sein Haus auf den Sand, ein kluger Mann auf den Felsen. Der Felsen ist das Wort Gottes, und der Inhalt des Wortes Gottes ist eben darauf gerichtet, den Menschen zur Buße zu erwecken, zum Glauben zu nöthigen und zur Heiligung zu kräftigen. Die Buße ist die fruchtbare Mutter der häuslichen Tugenden, sie gebieret die Geduld mit den Menschen, weil sie nach der Geduld Gottes verlangt, sie macht sanftmüthig, weil sie die Gebrechen des eignen Herzens aufdeckt, sie macht nachsichtig, weil sie weiß, wie schwer es ist, daß ein Mensch sich besiege, sie macht demüthig, weil sie den eignen Balken kennt und am andern nur Splitter sieht. Der Glaube hilft des Lebens Noth und Sorge tragen, weil er uns zu Kindern Gottes macht und die Seele nicht in des Lebens Kleinigkeiten untergehen läßt, er macht fröhlich, weil er uns die Gnade Gottes schmecken und fühlen läßt, er macht versöhnlich und freundlich, weil er Vergebung der Sünden hat und das freundliche Angesicht Gottes sieht. Die Heiligung ist der Wächter der Güter des Hauses, sie treibet fort und fort, dem Frieden nachzujagen und macht fleißig die Einigkeit im Geiste zu pflegen, sie bewahrt das Band der Vollkommenheit, die Liebe, die

die größeste ist unter den christlichen Tugenden. Es wohnt sich nicht darum schön in einem Hause, weil es groß und stattlich gebaut, weil es reichlich im Innern ausgestattet ist und weil alle Vorrathskammern gefüllt sind. Das menschliche Elend kann ebenso gut im Palaste wohnen, als in der Hütte, und in der Hütte können Gottes Kinder ebenso gut leben, als im Palast. Die kalte Luft der eigenen Gerechtigkeit, der eisige Winter der Eitelkeit und der Hoffart, und das Fleisch mit seinen Früchten des Zankes und des Unfriedens lassen sich durch äußern Glanz nicht vertreiben. Buße, Glaube und Heiligung aber sind des Hauses schönster Schmuck, und Gottes Engel schweben immerdar darüber und singen: „Friede sei auf Erden."

Es hat aber kein Mensch und auch kein Geistlicher die Verheißung empfangen, daß er soll glücklich sein auf Erden. Alle Geistlichen sollen Kreuzträger sein. Wer mein Jünger sein will, spricht der Herr, der nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach. So weit die Schrift reicht, berichtet sie, daß die Kinder Gottes auf Erden nicht ohne Trübsal gewesen sind. Wir müssen Alle durch viel Trübsal eingehen in das Reich Gottes, und es stehet geschrieben, daß diejenigen Bastarde sind, die ohne Kreuz sind, auch ist die Züchtigung des Herrn nicht ein Zeichen seines Zorns, sondern seiner Liebe. Was würde aus einem Pastor werden, wenn er ein Leben in Gemächlichkeit führte, und wenn er in einem Hause wohnte, in dem das Kreuz in seinen mannigfachen Gestalten und Farben keinen Platz hätte. Sein Herz würde wie ein stehendes Wasser faul und träge, seine Predigt arm und leer, sein Gebet ohne Salbung und Tiefe werden. Mag nun aber das Haus hin und wieder erschüttert werden, wenn die Winde wehen, oder wenn das Gewässer kommt, oder wenn der Platzregen fällt, der Pastor muß sein Stübchen oder seine Kammer haben, wo er mit seinem Kreuz und seinem Gott allein sein kann, und das nur etwa von denen betreten wird, die ihn in amtlichen und besonders in seelsorgerlichen Dingen sprechen wollen. Hier gehört er im engsten Sinn des Wortes zu Hause. Wenn auch die Frau die übrigen Räume nach ihrem Geschmack einrichtet und Alles ordnet, die Studirstube hat mit den Rücksichten auf Besuche und auf die Wirthschaft nichts zu thun. Oratio, tentatio meditatio faciunt theologum, damit ist die Antwort gegeben, was der Pastor in der Studirstube macht. Die oratio hat ihr sehr weites Gebiet und umfaßt jede Noth, jede Sehnsucht der ganzen Gemeinde; auch die tentatio dehnt sich aus über die ganze Welt des Herzens, über die Erfahrungen des Lebens in ihrem reichen und weiten Umfange, darum soll auch die Meditation nicht beschränkt werden etwa auf die Pericopen oder die Abschnitte der heiligen Schrift, die zu freien Texten gewählt werden. Die oratio und tentatio kommen erst zur Ruhe und Befriedigung durch die meditatio, und die meditatio selbst ist eine unfruchtbare und todte ohne die oratio und tentatio. Es ist die meditatio wohl zu unterscheiden von der kursorischen Lectüre der heil. Schrift und auch von den exegetischen Studien. Ein erfreuliches Zeichen ist es übrigens, daß es jetzt wieder exegetische Werke gibt, in denen die heil. Schrift auch Berücksichtigung findet, während es eine Zeit gab, in der die hochmüthige und übermüthige Kritik mehr den eigenen Scharfsinn an den Pranger stellte, und die philologischen Untersuchungen mehr glänzende Beweise von der gelehrten Kleinigkeitskrämerei und Mückenseigerei gaben, als daß sie zum Verständniß der heil. Schrift führten. Das eigentliche Meditiren muß man von der Jungfrau Maria lernen, von der geschrieben steht: sie bewegte das Wort Gottes in ihrem Herzen. Die alten Sachen von Lange, Starke, Bengel, auch wohl die Berleburger Bibel, tragen noch das Gepräge, daß sie aus der meditatio hervorgegangen sind. Der Pastor muß aber täglich, nicht mit flüchtigen Gedanken und in vorübergehenden Minuten sich in Gottes Wort versenken und dadurch seine Seele in das Reich des Friedens erheben, sondern es muß für ihn eine wirkliche Arbeit sein, zu der er einen nicht geringen Theil seiner Zeit verwendet. Wenn er die Studirstube verläßt, muß, was er thut und redet, noch den Geschmack und Geruch dieser heiligen Uebung an sich tragen, und man muß es ihm anfühlen, daß er auf der Jakobsleiter emporgestiegen ist und die Luft einer andern Welt geathmet hat. Man lies't und hört viele Predigten, die wohl aus logischer und geschickt exegetischer Benutzung des Textes hervorgegangen sind, aber doch ohne Meditation entstanden sind. Das Studiren auf die Predigt hat seine Zeit etwa am Freitag und Sonnabend, aber die Meditation geht die ganze Woche durch. Es ist nicht nöthig, die Zeit und Arbeit eines Pastors zu kontrolliren, aber es ist ihm besonders deshalb wenig äußerliche Arbeit überwiesen, damit er genugsam Zeit habe zur Meditation. Wenn er sie unterläßt und in der Studirstube Kurzweil treibt in allerlei Lectüren, oder sich wenig darin aufhält und viel lieber im Garten und auf dem Felde den Sorgen und Arbeiten des Hauses nachgeht, wird er bald innerlich immer mehr verkleinern. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß er auch in der Studirstube seine Lieblingswissenschaft fleißig treibe, und besonders die wesentlichen Fortschritte der neuern Zeit verfolge. Der Gang in die Schule und der einsame Spaziergang ist der Meditation mehr förderlich als hinderlich. — Zu empfehlen ist es auch, daß der Pastor oft ganz allein in die leere Kirche geht, sich in eine Bank hinsetzt, in der dieser oder jener aus der Gemeinde zu sitzen pflegt, und Kanzel und Altar still betrachtet, auch die Kronen an den Wänden reden läßt. Wenn die Gemeinden das Recht aufgegeben haben, zu jeder Zeit in die offene Kirche zu gehen, der Pastor sollte es nicht vergessen, daß von der Kirche geschrieben steht: „Hier will ich dich segnen, dich hören und zu dir kommen." Die ganz leere Kirche, besonders wenn sie alt ist, kann sehr erbauliche Reden halten. Ein Edelmann baute sich eine Begräbnißkapelle unmittelbar im Anschluß an die Kirche und richtete sie so ein, daß sie hell und freundlich war. Ein bequemer Stuhl stand darin, und öfters ging er ganz allein dahin und saß bei den Särgen seiner Vorfahren und speiste seine Seele mit Heimathsgedanken.

Der Geist, der im Pfarrhause heimisch ist, hängt besonders davon ab, wes Geistes Kind die Frau Pastorin ist. Die Re-

formation hat dem evangelischen Geistlichen das Recht wieder erobert, ehelich zu sein. Wenn die Katholische Kirche ihren Geistlichen das Heirathen verbietet, so hat die Evangelische Kirche es erlaubt, aber doch nicht geboten. dennoch aber ist es dahin gekommen, daß man sich das Pfarrhaus besonders auf dem Lande fast kaum mehr ohne Hausfrau denken kann. Studenten und Candidaten denken oft eher an's Heirathen, ehe sie eine Aussicht haben auf eine Pfarre. Gegen das frühzeitige und unzeitige Verloben der angehenden Theologen ist schon viel geschrieben und geredet, ich weiß aber, daß es ganz umsonst und vergeblich ist. Diejenigen, die man noch warnen könnte, lesen und hören es nicht, und wenn es etwa doch geschehen sollte, so kehren sie sich nicht daran, weil der Mensch selten durch fremden, sondern erst durch eignen Schaden klug wird. Es ist eine gar klägliche Geschichte mit dem langen und vieljährigen Brautstande eines armen Candidaten; das arme Mädchen wird mit der Zeit alt und verzagt, der Bräutigam wird zu allerlei Erniedrigungen genöthigt und durch die immer wieder vereitelten Hoffnungen und Aussichten auf eine Stelle mißmuthig und erbittert auf Patrone und Behörden, so gar wohl auf Gott den Herren. Eine Candidaten-Braut ist eine ziemlich lächerliche Person, und ein verlobter Candidat gibt Anlaß zu Spott und Witz. Es gibt Candidaten, die 6, 7, 10 Jahre verlobt sind, ich habe so gar einen gekannt, der seine 25jährige Verlobung feiern konnte und als silberner Bräutigam gar kläglich aussah. Endlich erhielt er eine Pfarrstelle, seit mehreren Jahren hatte er die Treue nicht gesehen. Indessen hatten beide weiße Köpfe bekommen und einer wunderte sich über den andern, wie alt er geworden sei. — Oefters kommt es auch, daß solche leichtsinnige Verlobungen wieder aufgehoben werden, und das gibt für den jungen Mann eine Wunde am Herzen, die schwer zuheilt und oft wieder aufbricht. Vernünftige Eltern können zwar nicht verhindern, daß ihre Töchter sich verlieben, aber eine förmliche Verlobung sollten sie nicht eher zulassen, bis eine Aussicht zu einer Verheirathung sich eröffnet. Ein Candidat, der mit Liebeleien umgeht und von einer Liebschaft in die andere fällt, ist gewiß nicht reif, ein Haus, am wenigsten ein Pfarrhaus, zu gründen; und jeder Patron sollte sich hüten ihn anzustellen, wenn die Braut gar als Bewerberin mit auftritt und das Mitleiden für sich in Anspruch nimmt.

Ebenso sind auch die Rathschläge zur Vorsicht in der Wahl fast ganz vergeblich und unnütz, sie werden nur mit Seufzern von denen verstanden, die sie zu spät für heilsam und gut erkennen. Man muß das Leben nehmen, wie es ist, und nicht wie es sein sollte und könnte. Es gibt Pfarrfrauen, die des Hauses Zierde und des Mannes Gehülfen sind, es gibt aber auch solche, die wie eine finstere Wolke über dem Hause schweben und allen Frieden und alle Freude ersticken. Der Pastor selbst hat seine Studirstube, und wehe ihm, wenn er auch diese noch als seine letzte Burg überliefert. Es gibt Pfarrfrauen, die fromm und gottesfürchtig sind, aber auch zankfüchtige, klatschhafte, neugierige, geizige und dergleichen. So wenig wie ein Mensch einen andern erlösen kann, so wenig kann auch ein Pastor seinem Weibe ein anderes Herz geben. Es ist auch nicht meine Absicht, ein ideales Pfarrhaus zu schildern, wie es in der Wirklichkeit kaum vorkommt, sondern nur die Gränzen des unerläßlich Nothwendigen anzugeben.

Ein Pfarrhaus kann und darf nicht ohne Hausandacht und Tischgebet sein, und es darf in demselben nichts geschehen, was frommen Leuten ärgerlich und anstößig ist, es darf z. B. nicht in demselben Karten gespielt, getanzt, es dürfen nicht darin weltliche Gastereien und Diners gegeben werden. Was die Einrichtung der Hausandachten betrifft, muß man sich nach den Umständen und dem Bedürfniß richten. Sollte es sein, daß Niemand im Hause ist, der ein Lied anheben und singen kann, so muß es unterbleiben, besser aber ist es, wenn die Frau so viel Clavier spielen kann, daß sie den Gesang begleite. Gebet, Vorlesung, Vaterunser, Segen und dann wieder Gesang, so daß das Ganze etwa 10 — 15 Minuten dauert. Die Stunde oder Zeit, in der die Andacht am Morgen oder Abend gehalten werden soll, hängt am Besten von der Bestimmung der Frau ab, auf der die Sorgen und Arbeiten des Hauses zumeist ruhen, sie gibt das Zeichen und erinnert das Gesinde und die Kinder, daß sie sich versammeln, ohne einen Zwang dabei auszuüben. Wenn mit der Gründung des Hausstandes auch die Hausandacht ihren Anfang genommen hat, dann erhält sie sich leicht und hat ihr Recht in der Ordnung des Hauses. Soll aber später damit der Anfang gemacht werden, so stellen sich viel mehr Schwierigkeiten entgegen, als man denken sollte, besonders wenn die Frau nicht eine sehr nothwendige und heilige Pflicht darin erkennt und die Sache ansieht als etwas, das auch unterlassen werden kann. Bald geben kranke oder kleine Kinder, bald die Arbeiten des Gesindes einen Entschuldigungsgrund, weshalb es heute nicht geht, und ist die Andacht erst ein Mal ausgefallen, dann ist die Regel durchbrochen. Der Pastor aber, der in seinem Hause die Ordnung nicht aufrecht erhalten kann, wie will der der Gemeinde vorstehen! Wenn rationalistische Pastoren oder vornehme, hochweise und eingebildete Jünger des seligen Schleiermacher das Pfarrhaus ohne tägliche Andacht bestehen lassen, so mag man das wohl begreifen, wie aber ein Pastor die Gemeinde will ermahnen zur häuslichen christlichen Zucht, ohne sie selbst zu üben, verstehe ich nicht. Wenn gesagt wird, es betet Jeder für sich, so ist das ebenso, als wenn man sagt: „ich brauche nicht in die Kirche zu gehen, weil ich Gott in meinem Hause dienen kann"; ja wohl kann, aber ob es auch geschieht? das ist sehr zu bezweifeln.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 12. September. № 73.

Die dogmatische Arbeit der Gegenwart.

(Fortsetzung.)

Sehr gut sind des Verfassers Bemerkungen gegen Rothe's unglückselige Verirrung, die göttliche Allwissenheit in Beziehung auf die freien Handlungen der Menschen zu läugnen (II, 71 ff.), — eine Irrlehre, die leider auch bei Martensen Anklang gefunden hat; — auch sonstige unkirchliche Absonderlichkeiten Rothe's finden ihre scharfe Entgegnung, ebenso die bedenklichen Seiten der Hofmann'schen Christologie (II, 207).

Dagegen scheint es uns von Seiten Philippi's gar sehr bedenklich, wenn er auf Grund einer etwas äußerlichen Fassung der göttlichen Allmacht die Frage, ob die geschaffene Welt die beste sei, für eine offene erklärt, sie zu den dubiis rechnet, „in denen libertas zu statuiren ist", während er doch unmittelbar vorher grade vom Standpunkt der lutherischen Christologie aus den Optimismus für berechtigt erklärt (II, 246. 247). Dieses Offensein der Frage ist doch nur dann möglich, wenn man die göttliche Allmacht rein für sich, ohne Verbindung mit Gottes Liebe und Weisheit, auffaßt; aber diese Loslösung ist eben ganz unzulässig. Es muß doch das fromme Bewußtsein verletzen und irre machen, wenn es sich denkt, Gott hätte die Welt doch noch besser machen können als sie ist; es fällt dann nothwendig einiger Schatten auf Gottes Liebe, und der Gedanke wird dann gar nicht abzuwehren sein, daß an den vielen Uebeln in der Welt eben ihre geringere Vollkommenheit Schuld sei, daß also in letzter Stufe doch Gott selbst daran mit Schuld habe. Was besser sein könnte, als es ist, ist nicht wahrhaft gut; und es wird mit jenem Zweifel das Wort des Schöpfers: „und siehe, es war sehr gut", Lügen gestraft. Schon für menschliche Sittlichkeit gilt derjenige mit Recht als tadelnswerth, der sein Werk weniger gut macht, als er könnte; wie könnte man ohne Sophisterei von Gott den Vorwurf einer Beeinträchtigung der Liebe abwenden, wenn er die Welt nicht vollkommen gut, also als die beste geschaffen hätte. Mit jenem „besser" wird nicht die göttliche Allmacht gepriesen, sondern die göttliche „Güte" angeschuldiget. Den Gedanken der göttlichen Allmacht darf man nicht einseitig durch bloße Verstandesschlüsse maaßlos anwenden, sonst müßte man auch sagen können, Gott könnte kraft seiner Allmacht noch vollkommener, noch heiliger, noch liebender, noch wahrhaftiger sein, als er ist. Denn bekundet sich in der Güte der Welt Gottes Liebe, so ist die Liebe eine größere, die eine noch bessere Welt schafft. Was Gott nicht thut, kann nicht das Bessere, sondern nur das weniger Gute sein, sonst würde es der vollkommen Gute auch thun; Gottes Unterlassen kann nicht auf Willkür, am wenigsten auf einem Mangel an Liebe, sondern nur auf seiner Weisheit ruhen; was aber der unendlichen Weisheit als zu unterlassen erscheint, kann unmöglich für möglicherweise besser erklärt werden als das, was Gott wirklich thut. *)

Bei der Lehre von den Engeln geht der Verf. wohl einige Male über die Gränzen der Dogmatik und des dogmatisch zu Erkennenden hinaus; dahin gehört, was er über die räumliche Bewegung der Engel (II, 295), von ihrem Aufenthalt in einer noch über den Sternen befindlichen Region des Himmels sagt (II, 323. 325); letzteres eine schwer klar zu machende Anschauung.

Die Anthropologie ist klar und besonnen entwickelt. Wir stimmen dem Verf. vollkommen darin bei, daß er zu der ursprünglichen dem Menschen verliehenen Vollkommenheit auch eine ursprüngliche Liebe zu Gott als eine von Gott gesetzte Bestimmtheit des menschlichen Geistes rechnet (II, 339 ff.); die Schwierigkeit aber, die sich dabei wegen des scheinbaren Widerspruchs mit der menschlichen Wahlfreiheit ergibt, scheint uns nicht vollständig gelöst worden zu sein (S. 352). Nicht begründet und nicht zulässig erscheint uns die Behauptung, daß die unpersönlichen Dinge keinen Anspruch an unsere Liebe haben, weil zur Liebe Persönlichkeit, Ich und Du, erforderlich sei (S. 338). Das Letztere ist doch nicht so ohne Weiteres zuzugeben; und gesetzt, es wäre richtig, so blickt uns ja doch in allem Geschaffenen Gottes liebende Persönlichkeit an; und wenn ich die Werke Gottes preise und über sie mich freue, so habe

*) Joh. Gerhard antwortet auf die Frage, ob Gott auch Besseres schaffen könne, als er geschaffen, mit den Worten Scaligers: Potest deus ex immensitate potentiae aliter facere; at ex summa bonitate, quae est potentiae regula, neque a potentia essentiâ diversa, non vult minus posse, quam bene posse; quia a summo bono simpliciter non potest nisi summum bonum in unoquoque genere aut ordine entium proficisci. (Loc. III, 16, 131. ed. Genev.)

ich doch auch eine Liebe zu ihnen als zu Gottes Werken. Ist doch selbst in dem Worte des Herrn von seiner Schöpfung: es ist alles gut, auch eine Liebe Gottes zu seinen Werken ausgesprochen. Alle Dinge werden nur darum in ihrem Dasein und Wesen erhalten, weil Gott sie liebt; warum sollte sie also der Mensch nicht in frommer Weise lieben dürfen?

Wenn Philippi, wie es in neuerer Zeit, auch bei Harleß, gewöhnlich geworden ist, in dem „Du sollst" des göttlichen Gebots und des ihm entsprechenden Gewissens schon die Bekundung des Widerspruchs zwischen dem menschlichen und dem göttlichen Willen sieht, so scheint uns dazu kein innerer und kein biblischer Grund vorzuliegen. „Wo ein strenges „Du sollst" von Seiten des Gebieters ertönt, wird immer ein widerwilliges „Ich mag nicht" von Seiten des Untergebenen vorausgesetzt. — — Es ist richtig, daß die Form, in welcher jetzt das Gewissen auftritt, oder das Soll des Gewissens die Forderung des Gläubigers sei, welche die Insolvenz des Schuldners erweise" (III, 17. 18). Das will uns nicht einleuchten. Gleich das erste Gebot an den noch in der ersten Liebe stehenden Menschen lautet: „Du sollst essen von allen Bäumen im Garten; aber vom Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses sollst du nicht essen"; — da wird doch kein Widerspruch des menschlichen Willens schon vorausgesetzt. Ein Unterschied des göttlichen und menschlichen Willens wird allerdings bei jedem sittlichen Gebot vorausgesetzt, auch bei dem vorsündlichen Menschen, und es wird in dem Gebot eben die Forderung gestellt, daß der kraft jenes Unterschiedes freie Wille des Menschen in freier Wahl dem göttlichen Willen sich unterordne, aber der Unterschied ist doch noch kein Gegensatz und Widerspruch, und der freie und selbstständige Wille hat dem göttlichen Gebot gegenüber doch das „Ich mag nicht" nicht schon unmittelbar zu seiner Eigenthümlichkeit. Bevor von einer Uebereinstimmung des menschlichen Willens mit dem göttlichen die Rede sein kann, muß doch der letztere dem Menschen irgendwie kund werden, und zwar als göttlicher und nicht als menschlicher Wille; und da scheint uns doch gar keine andere Form überhaupt nur möglich zu sein, als das: „Du sollst." So lange der Mensch von einem solchen göttlichen, an ihn gerichteten „Du sollst" noch kein Bewußtsein hat, sondern nur von einem unterschiedslosen „Ich will", so lange ist er überhaupt noch gar nicht wirklich sittliches Wesen; ein bloß moralischer Instinct hat keinen Sinn; und darum ist es grade den außerchristlichen Theorien über das Sittliche von so hoher Bedeutung, daß in der heiligen Schrift das sittliche Gebot Gottes ganz direct und positiv mit einem „Du sollst" und „Du sollst nicht" an den Menschen herantritt, und daß der Stand der Unschuld durchaus nicht als ein Zustand bewußtloser, sogenannter sittlicher Triebe erscheint. Auch hierin dürfen wir an die naturalistische Weltanschauung keinerlei Zugeständnisse machen. Ein Gewissen, in welchem nicht ganz bestimmt das Bewußtsein von dem göttlich Gewollten als einem Sollen erscheint, ist nicht sowohl ein unschuldiges, sondern ist noch gar kein Gewissen; und es ist also nicht zugegeben, daß das „Du sollst" des Gewissens ein Beweis vorhandener Sündhaftigkeit sei; vielmehr tritt mit dem Fortschreiten der Sünde und mit der damit zusammenhängenden Verdunkelung des Gewissens auch das „Du sollst" mehr in den Hintergrund und das „Ich will" in ungebührlicher Stärke hervor. —

Gut sind die Bemerkungen des Verfassers gegen die nicht bloß über die heil. Schrift hinausgehende, sondern mit ihr in Widerspruch stehende Annahme Jul. Müllers von einem außerzeitlichen Sündenfall jedes einzelnen Menschen (III, 86 ff.); er weist sehr richtig darauf hin, daß die Schwierigkeiten dieser Hypothese nicht geringer, sondern viel größer sind, als die der biblisch-kirchlichen Lehre, daß der Mangel an allem Bewußtsein von einem solchen persönlichen Abfall jedes Einzelnen unerklärlich bleibt, ebenso das thatsächliche Vererben bestimmter sündlicher Neigungen auch rein geistiger Art von den Eltern auf die Kinder, — daß ferner Adams innerzeitlicher Fall entweder nothwendige Folge seines außerzeitlichen Falles gewesen sein müsse, oder wenn nicht, die Erlösung durch Christum nicht nothwendig gewesen wäre, weil dann wie Adam auch alle seine Nachkommen sich selbst hätten erlösen können; das ganze Menschengeschlecht werde in lauter einzelne, einander spröde gegenüber stehende Persönlichkeiten, denen es an jedem realen geistigen Einigungsbande fehle, auseinander gesprengt; damit falle aber auch die Möglichkeit einer Erlösung durch Christum für das ganze einheitliche Menschengeschlecht, es müßte vielmehr jedes einzelne Individuum seinen eignen Erlöser haben, weil ebenso wenig wie der erste Adam der Vertreter des ganzen Menschengeschlechtes in Beziehung zu Gott war, auch der zweite Adam nicht Vertreter des ganzen Menschengeschlechtes hätte sein können. Ja die Menschwerdung des Sohnes Gottes selbst müßte fallen, oder doch nur in dem Sinne angenommen werden, daß sich der Logos mit einer einzelnen, schon fertigen geistigen und vollkommen heiligen Menschenseele in deren zeitlosem Urstande verbunden habe (S. 108 ff.). — Bei der Darstellung der Sündfluth und der ihr folgenden Verheißung (1 Mos. 8, 21) hätten wir eine Begründung der letzteren gewünscht, da es beim ersten Anblick doch auffallend erscheint, daß Gott, ungeachtet die Menschen sich durch das schwere Gericht nicht bessern ließen, doch auf ein neues Verhängen desselben verzichtet; — nach den Worten des Verfassers: „Also nicht deshalb will der Herr die Erde mit dem wiederholten Gericht der Sündfluth verschonen, weil die Menschen durch das erste Gericht belehrt und gewarnt sich bessern werden, sondern grade umgekehrt, weil vorherzusehen ist, daß das alte Sündenspiel immer wieder von vorn beginnen wird, des Strafens also kein Ende sein würde" (S. 185), — sieht es doch eigentlich so aus, als ob Gott nur durch die nicht erwartete Erfolglosigkeit der ersten Züchtigung von jeder weiteren Abstand genommen hätte, was doch gewiß nicht der Sinn der Worte Jehova's sein kann.

Bei der Lehre von der Zurechnung der Sünde Adams für seine Nachkommen legt der Verf. einen großen Werth darauf, die sogenannte imputatio immediata mit der imputatio me-

diata, — nach welcher letzteren die persönliche Schuld des Einzelnen nicht auf der bloßen Thatsünde Adams, sondern auf der aus ihr folgenden Sündhaftigkeit Aller ruht, — zu verbinden (III, 210 ff.). Wenn nun aber doch die Schuld nicht füglich doppelt zugerechnet werden kann, und die angeborne Sündhaftigkeit eine Thatsache ist, so scheint die imputatio mediata auch ohne eine imputatio immediata die Schuld hinreichend zu begründen, und die Hinzuziehung der letzteren als etwas Ueberflüssiges. — Mit vollem Recht aber erklärt sich der Verf. in ausführlicher Entwickelung gegen die auch von v. Hofmann getheilte Auffassung, daß das die sündliche Natur darstellende „Fleisch" nur die materielle Menschennatur sei (S. 218 ff.) —

Bei der den Zweideutigkeiten vieler andern Dogmatiker der Neuzeit gegenüber mit klarer Bestimmtheit entwickelten Lehre vom Satan (III, 235 ff.) hätten wir nur hier und da eine größere Beachtung der Schranken unserer wirklichen Erkenntniß von der Sache und eine schärfere Unterscheidung der unmittelbaren von den mittelbaren Wirkungen Satans gewünscht; und es wäre grade den Gegnern der biblischen Lehre gegenüber von Wichtigkeit gewesen, auch die nicht zu läugnenden Ausschreitungen, weniger der eigentlichen Dogmatiker, als mancher populärer Darstellungen, bestimmter ins Auge zu fassen und zurückzuweisen.

Von dem noch unvollendeten, obgleich in den ersten beiden Bänden bereits in zweiter Auflage erschienenen, gehaltvollen und für die Weiterentwickelung der dogmatischen Theologie jedenfalls sehr bedeutsamen Werke von *Thomasius* heben wir nur einige besonders wichtige Punkte heraus. Es ist bekannt, daß der Verf. die von neueren Theologen, und grade überwiegend lutherischer Richtung (v. Hofmann, Harleß, Kahnis, Besser, Liebner, Delitzsch u. A.), vertheidigte Lehre von der Kenosis in besonders weit gehender Weise ausgebildet hat, und es ist das einer der die neuere evangelische Theologie am meisten bewegenden Fragen. Während nach der bisherigen kirchlichen Auffassung, — nicht bloß der Evangelischen Kirche, — der Gottessohn auch während der Zeit seiner Menschwerdung doch zugleich in seiner übermenschlichen und überweltlichen Stellung blieb, in der Unbeschränktheit seines weltbeherrschenden und weltumfassenden Waltens, also daß das Göttliche das Menschliche in Christo wie ein weiterer Kreis den engeren überragt, und daß das Bewußtsein, welches der ewige Gottessohn von sich und seinem universellen Walten hat, *nicht* ganz zusammenfällt mit dem des geschichtlichen Christus, sondern über dasselbe hinausgeht, und daß das universale Wirken des mit dem Vater in ewiger, unlösbarer Einheit stehenden Sohnes sich nicht schlechthin deckt mit seinem gottmenschlichen Wirken im Stande der Erniedrigung, — während also hiernach auch in der Zeit der Menschwerdung der ewige Logos zugleich über die menschliche Schranke erhaben bleibt und als der allmächtige, allwissende, allgegenwärtige das All durchwaltet in seiner Einheit mit dem Vater und dem heiligen Geist, und also immer noch etwas ist und besitzt, was nicht in seiner geschichtlichen Erscheinung aufgeht, — totus in suis, totus in nostris, — erklärt dies Thomasius für einen unzulässigen Dualismus. Es sei damit die Einheit der Person, die Identität des Ichs aufgehoben, und es komme zu keiner vollkommenen Durchdringung der göttlichen und der menschlichen Seite in Christo, zu keinem eigentlichen Menschsein Gottes, und doch liege in der Menschwerdung der Gedanke, daß *ein* Subject da sei, in welchem Gott in seiner Totalität, in welchem die Fülle der Gottheit, wie sie in dem ewigen Logos ist, Mensch werde. Hätte nun aber, wie es nach der ältern lutherischen Lehre angenommen wird, der Sohn Gottes der angenommenen menschlichen Natur *sofort* die unbeschränkte Fülle seiner Gottesherrlichkeit mitgetheilt und sie in seine göttliche Seins- und Wirkungsweise verklärt, so wäre diese menschliche Natur nicht mehr der unsrigen homogen, und hätte keine wirkliche geschichtliche Entwickelung gehabt, und Christus hätte nicht wirklich an unserer schwachen menschlichen Natur Theil genommen. Daher müsse sich Gott selbst zur wirklichen Theilnahme an der menschlichen Seinsweise bestimmen, der ewige Gottessohn müsse sich in die Form der menschlichen Beschränktheit, in die Schranken einer zeiträumlichen Existenz dahingeben, um wahrhaft und wirklich das Leben des menschlichen Geschlechts in unserer Naturart durchzuleben, ohne aber aufzuhören, Gott zu sein. Der Uebergang in diese menschliche Zuständlichkeit sei eine Selbstbeschränkung des Logos, zwar nicht eine Entäußerung dessen, was der Gottheit wesentlich ist, um Gott zu sein, wohl aber eine Entäußerung der göttlichen *Seinsweise* an die menschlich-natürliche Existenzform, und eine Verzichtleistung auf die göttliche Herrlichkeit, die er von Anfang an bei dem Vater gehabt und der Welt gegenüber bethätigt hat. Diese Selbstbeschränkung des Sohnes Gottes sei die Voraussetzung und Vermittelung der Annahme des Fleisches (II, 141 ff.)

Bis hierher werden wir dem Verfasser einigermaßen folgen können, und der Auffassung gegenüber, daß der Stand der Erniedrigung sich nicht sowohl auf die von Anfang an in den Besitz der Herrlichkeit getretene *menschliche* Natur Christi bezieht, wie es die ältere lutherische Dogmatik lehrt, sondern zunächst auf die göttliche, einiges Recht zugestehen können; — aber es fragt sich nun, und das ist der Schwerpunkt der Sache, wie weit diese Selbstbeschränkung und Selbstentäußerung ausgedehnt wird, ob sie den der Welt *immanenten* Logos betrifft oder ganz ebenso auch den *transcendenten*, also das ewige Sein und Leben des Sohnes in der Einheit mit dem Vater. Müssen wir bei Gott überhaupt diesen Unterschied seines ewigen, unveränderlichen inneren Lebens und seiner Beziehungen zu der sich verändernden Welt machen, also daß die zeitweise verschiedenen Offenbarungsweisen Gottes in der Welt als des zürnenden, strafenden, begnadigenden, seine ewige Unwandelbarkeit nicht berühren, — so werden wir Gleiches auch in Beziehung auf die Menschwerdung des Logos sagen müssen. Da scheint es nun zunächst, als ob Thomasius diesen Unterschied wirklich mache, indem er ja von der Selbstentäußerung alles dasjenige ausschließt, was der Gottheit wesentlich ist, um Gott zu sein, ob-

gleich uns zunächst der Unterschied dieser Seite von der göttlichen Seinsweise, deren sich der Logos entäußert, noch nicht klar geworden ist.

Fragen wir also zuerst: was ist das, dessen sich der Sohn in der Menschwerdung entäußert hat? Thomasius antwortet so: „In der Menschwerdung liegt eine Veränderung, nicht etwa bloß in den Beziehungen des Sohnes zur Welt, sondern „in dem Verhältniß des Sohnes zum Vater", ein Uebergang aus einer außer- und überweltlichen Stellung in eine innerweltliche, in die menschliche Seinsweise", nicht eine Aufgebung des göttlichen Ichs, wohl aber die Entäußerung einer höheren Daseinsform, die Hingabe eines gottgleichen Verhältnisses an ein menschlich-beschränktes und bedingtes. Der Logos ist nicht etwa in die Leiblichkeit eingegangen oder hat sie angenommen, sondern er ist Fleisch geworden, Fleisch in dem Sinne der menschlichen Natur, wie sie Folge der Sünde geworden ist; — er ist also etwas geworden, was er vorher nicht war, ist unsers Gleichen geworden im vollsten und eigentlichsten Wortverstand (S. 145. 146). Aus Joh. 17, 5 folgt, daß der Sohn einen Besitz, den er als der ewige Logos wirklich und ewig gehabt hat, jetzt im Fleischesleben nicht mehr hat, einen Besitz, welcher der Gottheit des Sohnes eignet, und dessen sich derselbe nie entäußert hat, nämlich die vormenschliche und vorweltliche [also ewige] Gottesherrlichkeit, die volle, schaubare [?] Gleichheit mit dem Vater, die Erscheinungsweise des absoluten göttlichen Wesens, — nicht etwa bloß seine Offenbarungsweise in der Welt, sondern die Erscheinung des Wesens der Gottheit, wie es von Ewigkeit her ein vor sich selbst erschlossenes und offenbares ist (147). An die Stelles dieses Besitzes ist die creatürliche Abhängigkeit von Gott getreten (150) [also das Wesen der Creatürlichkeit]. Die Kenosis besteht also in einem Vertauschen der einen Existenzform, der göttlichen, mit der anderen, der menschlichen, also daß jene eine Zeit lang aufgehört hat zu sein; „jener sich entleerend hat Christus die letztere angenommen" (151). Zu jenem Besitz, auf welchen der Sohn Verzicht leistete, gehören alle „relativen" göttlichen Eigenschaften (Th. I. §. 23); nämlich die Allmacht, die Allwissenheit, die Allgegenwart; der Sohn hat während der Zeit seiner Menschwerdung diese göttlichen Attribute nicht etwa nur verborgen, unangewandt gelassen, sondern er hat sie überhaupt gar nicht besessen. Das Uebermenschliche in Christi Leben, seine Wunder, sein höheres Wissen, ist nicht auf die eigene Macht des Sohnes zurückzuführen, sondern es sind besondere, momentane Gnadengaben des Vaters. Auch in der vollsten Reife seines geschichtlichen Daseins hatte Christus nur ein beschränktes, creatürliches Wissen (II, 237 ff.). Diese Beschränktheit trifft nicht etwa bloß den Menschensohn, sondern grade den Gottessohn ganz und ungetheilt, so daß man nicht etwa sagen darf, daß der in der Person Christi immanente Logos zu unterscheiden wäre von dem transcendenten, ewig in Gott und bei dem Vater seienden, welcher als solcher im Besitz der Allmacht, Allwissenheit und Allgegenwart geblieben wäre, sondern diese Beschränkung trifft den Logos überhaupt, und der Logos in seiner ganzen Wesenheit war während dieser Zeit nicht allmächtig u. s. w. Die heil. Schrift muß sich im Interesse dieser Theorie viel gefallen lassen; Christi höhere Begabung wird mit der der Propheten auf gleiche Linie gestellt, nicht als die eigne, sondern als eine vom Vater zeitweise mitgetheilte (II, 248 ff.); und Joh. 13, 3: „der im Himmel ist" (ὁ ὤν) bedeutet: „der im Himmel war", — mit gleicher Befugniß, wie etwa die rationalistische Exegese deutet: „der im Himmel sein wird."

So steht es mit der Seite des Logos, welche in die Veränderung eingeht. Wie aber nun die andere, bleibende? Denn das wiederholt Thomasius fort und fort, daß das, was der Gottheit wesentlich ist, nicht der Entäußerung unterliegt: „daraus, daß der Logos Fleisch geworden ist, folgt noch nicht, daß er aufgehört habe zu sein, der er war, so wenig als er deshalb aufgehört hat, das Leben zu sein" (II, 147). Das ist aber zweideutig; daß dasselbe Subject auch in der Menschwerdung bleibe, das ist gewiß, und darüber ist kein Streit. Es handelt sich nicht eigentlich darum, ob der Sohn der bleibe, der er war, sondern darum, ob er trotz der Menschwerdung doch noch das bleibe, was er war, ob das, was der ewige Logos als eignen Besitz hat, also was selbst ewig sein muß, jemals aufgehört habe, sein Besitz zu sein. Dies letzte behauptet nach dem Vorigen Thomasius in Beziehung auf die angegebenen göttlichen Lebensmomente ausdrücklich; was also ist das Bleibende? Allmacht, Allwissenheit, Allgegenwart sind es nicht, vielmehr ist der Sohn, nach einem von Thomasius aufgenommenen Ausdruck Hofmann's, „aus dem Stande des weltbeherrschenden Könnens und Wollens und Gegenwärtigseins in die menschliche Umschränktheit des Daseins und Wissens und Könnens eingegangen, aber ohne darum aufzuhören, der ewige Gott zu sein" (S. 159). Diese letztere, das Vorige einschränkende Behauptung erscheint nun unbegreiflich, weil es ein Widerspruch ist, ewiger Gott zu sein, aber bloß in zeitlicher Umschränkung, ohne Allmacht, Allwissenheit und Allgegenwart, und in creatürlicher Abhängigkeit von Gott.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 15. September. № 74.

Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen.

Das Haus. (Schluß.)

Im ersten Amtsjahr auf der zweiten Stelle predigte ich ein Mal über Hausandachten, da kam ein alter Mann, der die Eigenthümlichkeit an sich hatte, daß er alle Menschen Du nannte, und sagte: „So ist es recht, so lange in den Häusern kein Tischgebet, keine Hausandacht geübt wird, ist Alles vergebens; Du mußt die Predigt so oft wiederholen, bis die Leute anfangen.“ Ich folgte dem Rath und hielt, indem ich die Worte des Alten zur Entschuldigung anführte, mit einigen Veränderungen dieselbe Predigt fünf Mal; da kam der Alte und sagte: „Nun höre auf, es haben schon fünf Familien angefangen.“ Die Familien, die Hausandacht halten, sind die fleißigsten Kirchenbesucher, daher der begründete Zweifel über die, welche die Kirche nicht besuchen, ob sie Gott in ihrem Hause am Sonntag dienen. — Jeder Hausvater, der ein König in seinem Hause sein will, muß auch ein Priester sein, sonst muß er entweder mit Furcht und Gewalt in dürftiger Weise seine Autorität aufrecht zu erhalten suchen, oder die Zügellosigkeit und Unordnung gewähren lassen. Eins ist ebenso schlimm, wie das Andere. Der Pastor kann aber nicht schelten, toben und lärmen, und kann auch nicht dulden, daß seine Frau es thue und sich gebehrde wie eine Wirthschafterin oder Ausgeberin in den großen Wirthschaften. Es liegt eine wunderbare Macht in dem gemeinsamen Händefalten und Beten, und wenn das Gesinde sieht, daß die Herrschaft Gott im Himmel ehrt, dann ist es auch geneigt, sie wieder zu ehren. Ohne Hausandacht wird das Pfarrhaus zur Wüste und Mördergrube.

Die Erziehung der Kinder ist auch eine Aufgabe, die der Pastor und seine Frau besonders ernstlich ansehen müssen. Es ist ein gar böses Ding, wenn des Predigers Söhne die wildesten und ungezogensten sind im ganzen Dorf, und des Predigers Töchter putzsüchtig und hochmüthig einhergehen und den Leuten allerlei Veranlassung zu Erzählungen von ihrer Hoffart und Leichtfertigkeit geben. Das Wort Gottes fordert von den Kindern, daß sie den Eltern gehorsam sein sollen, aber von dem Pastor heißt es, er habe gehorsame Kinder. Daß ein Pastor bekehrte und gläubige Kinder habe, ist nicht gefordert, aber gehorsame Kinder soll er haben. Es ist gewiß eine Verirrung des krankhaften Pietismus, wenn er den Kindern Formen und Worte aufzwingen will, die ihnen den Schein der Gottseligkeit geben; gewöhnlich werden sie sich mit dem Schein begnügen und desto mehr Anlaß zu Aergerniß allerlei Art geben. Man redet gar verächtlich von den Pensions- und Erziehungsanstalten, in denen den jungen Mädchen die Tournüre beigebracht wird und sie eine Dressur empfangen, wie sie ein Jagdhund erhält, aber die Dressur in der Frömmigkeit erzeugt nur die Heuchelei, die viel schlimmer ist, als weltliches Wesen und Leben. Erziehen soll heißen, von der Sünde wegziehen und zu Christo hinziehen, und die beste Bildung ist die, welche darauf hinausgeht, das verloren gegangene Ebenbild Gottes wieder herzustellen. Es kann daher ein Knecht und eine Magd sehr wohl eine feine Bildung haben und sehr wohl erzogen sein. Alle andere Erziehung, die ein anderes Ziel verfolgt, führt entweder zur Selbstvergötterung oder zur Knechtschaft der Menschenfurcht. Wenn Johannes der Täufer sagt: „ich muß abnehmen, Er aber muß wachsen“, so hat er damit das Princip aller Erziehung ausgesprochen. Der Einfluß von Vater und Mutter muß abnehmen, aber nicht das Fleisch und der alte Mensch muß wachsen, sondern Er, der Herr, muß wachsen. Die Furcht vor dem lebendigen Gott und die Liebe zu dem Herrn ist es, was alle vernünftige Erziehung in dem Herzen des Kindes pflegen, und das Ziel, das sie erstreben muß, damit sie auch da, wo des Vaters Auge sie nicht siehet, wissen, daß Gottes Auge sie siehet, und daß, wo des Vaters Hand sie nicht schützen und halten kann, der Herr ihnen nahe ist. Die Erziehung, die überwiegend nur die künftige bürgerliche Stellung des Kindes im Auge hat und es nur tüchtig machen will, sein Brod zu erwerben, führt zu den schlimmsten Resultaten, denn Kenntnisse und Geschicklichkeiten blähen auf, und geben in den Versuchungen keinen Schutz und gegen den alten Menschen keine Kraft. Vor allen Dingen muß das Gebet der Eltern das Kind halten und tragen und ihm Häuser bauen. Die Kleinen unterrichtet die Mutter im Lesen und in der biblischen Geschichte, und sie benutzt dazu die Stunden, die ihr die Besorgung des Hausstandes übrig läßt. Dann beginnt der Vater nicht in feststehenden Stunden, sondern wie sein Amt, das die Hauptsache bleiben muß, es zuläßt; der Pastor auf dem Lande hat freie Stunden genug, wenn er sonst mit seiner Zeit ökonomisch umgeht. Es gehört aber viel mehr Geduld dazu, eigene Kinder zu unterrichten, als fremde, denn die Eitelkeit will nicht gern zugeben, daß das eigene Kind dumm und beschränkt sei. Er darf

die Ermahnung des Apostels nicht vergessen: „reizet Eure Kinder nicht zum Zorn und erbittert sie nicht.“ Lassen die Verhältnisse es irgend zu, so müssen die Knaben, sobald sie etwa für die Tertia reif sind, nach der nächsten Stadt, so daß sie in den Ferien ohne große Kosten das Vaterhaus erreichen können, gebracht werden. Die Töchter aber in die Stadt in eine Pensionsanstalt zu geben, halte ich für sehr bedenklich, besonders wenn sie dort zu einem Fräulein ausgebildet werden, und dann sich über die Mutter erheben und nicht mehr arbeiten wollen. Oft geschieht es, daß ein sonst gutes, liebes Kind verschroben und verdorben wieder kommt und sich in dem stillen Pfarrhause gelangweilt fühlt, auch durch dünkelhaftes Wesen den Leuten im Dorfe anstößig wird, wenn es mit ihnen umgehen will, wie das gnädige Fräulein im Schlosse. Die Gefahr ist wenigstens groß, und viele Pastoren haben es bereut, den Schritt gethan zu haben. Ein Mädchen, das in der Stille auf dem Lande im Hause eines frommen Pastors aufgewachsen ist, ist der Blume gleich, an der die Thautropfen der Morgenröthe noch hangen. In der Sonnenhitze der Pensionsanstalten und der sogenannten höheren Töchterschulen vertrocknen nicht allein die frischen Thautropfen, sondern auch der Blüthenstaub geht verloren. In den noch vorhandenen Resten alter Tagebücher fand ich in diesen Tagen noch einen längeren Aufsatz über die Erziehung der Töchter, den ich geschrieben habe, als mir Gott das erste Töchterchen schenkte, und ich habe ihn mit lebhaftem Interesse gelesen, weil er im Wesentlichen schon den Gedanken enthält, den ich später verfolgt habe. Der Herr aber hat das Kind, an dessen Wiege ich damals schrieb, früh in seine Pension genommen. Es war in dem Kinde auch nicht die geringste Spur von Todesfurcht; es freute sich auf den Tod, wie ein Kind, das eine Reise machen will und hofft, schöne Sachen zu sehen. Kurz vor dem Ende nach einem heftigen Krampfanfall fragte es mich mit lauter Stimme: „Vater, bin ich nun todt“; und als ich sagte: noch nicht, mein liebes Kind, da sprach es: „Ich sehe lauter Engel mit Flügeln, in weißen Kleidern und mit rothen Bändern um den Leib“, — gleich darauf war es todt. Das Kind hatte eine besondere Liebe zu dem Knecht; als ich an das Fenster trat, nachdem es eben gestorben war (es war früh um 4 Uhr), da kam der Mensch im Hemde aus dem Stall heraus und fragte mich erschrocken: ist Anna todt? und als ich es bejahte, weinte er heftig und behauptete, sie habe ihn eben mit der kalten Hand über die Backen gestrichen und ihn geküßt, wie sie pflegte, und davon sei er munter geworden. Er ließ sich das auch nicht ausreden, daß ihm das wirklich widerfahren sei. Ich sehe dies Kind jetzt oft an des Himmels Thür stehen und warten, daß ich auch komme, es trägt ein weißes Kleid und eine rothe Schärpe und hat eine kleine Krone auf dem Kopf und sieht noch viel lieblicher aus, als es auf Erden war. Es ist doch schön, wenn man ein Kind oder mehrere bei dem Herrn hat. Wenn man ein Kind begräbt, muß man immer ein Stück vom alten Menschen mit begraben, dann findet man auch leichter Trost.

Mit der Behandlung der Kinder hängt sehr nahe zusammen die Behandlung des Gesindes. Es sind zwei Gedanken, die in keinem christlichen Hause, am wenigsten im Pfarrhause, sollten vergessen und übersehen werden; der erste, daß die Kinder und das Gesinde dem Gesetze der Erbsünde unterworfen, und der andere, daß sie durch das Sakrament der heiligen Taufe Gottes Kinder sind. Aus dem ersten Gedanken ergibt sich die nothwendige Geduld, die Schwächen und Gebrechen zu tragen, aus dem andern aber der unerläßliche Respect, den man vor dem geringsten Menschen, den Gott angenommen hat, haben muß, daß man ihn nicht kränke und beleidige, denn der Herr ist der Rächer darüber, und will es nicht unvergolten lassen, was ihnen Böses oder Gutes gethan wird, und will es ansehen, als hätten wir es ihm gethan. Nur wer in eigner Gerechtigkeit einhergeht, und seiner eignen Sünden nicht gedenkt, der kann zur Ungeduld und zu harten Worten fortgerissen werden; wer seinen eignen Balken nicht sieht, sieht den Splitter des Andern so groß wie einen Balken. Am meisten muß man sich hüten, den Kindern und dem Gesinde einen bösen Willen und berechnete schlechte Absicht unterzulegen: damit macht man ihn schlecht. Wer immer wie ein Dieb behandelt, und mit mißtrauischen Augen angesehen wird, wird zuletzt wirklich ein Dieb. Sehr muß man sich hüten, dem Gesinde und den Kindern Generalregeln zu geben. Ihnen ein für alle Mal etwas zu untersagen, oder zu befehlen, ist sehr leicht gethan und gesagt, aber erzeugt viel Verdruß und Aergerniß, und wenn erst die Redensart kommt, „ich habe Dir das schon zehn Mal gesagt“, ist es mit der Geduld vorbei und das Herz wird erbittert. Man muß überhaupt so wenig wie möglich befehlen und der Freiheit und der eignen Verantwortlichkeit so viel Raum als möglich lassen. Der Weg, auf dem man zum Ziel gelangt, sieht mühseliger aus, als er ist, es ist die Gewöhnung, indem man jeden einzelnen Fall als einen einzelnen Fall behandelt; wenn längere Zeit hinter einander mit beharrlicher Consequenz immer wieder dieselbe Anordnung getroffen wird, abstrahiren die Kinder von selbst, daß es immer so sein soll, und man vermeidet die Ursache zum Schelten, wenn sie es nicht thun. Eine ordentliche Hausfrau muß viel mehr loben, wenn ein Mal etwas gut gemacht wird, als tadeln und zanken, wenn ein Mal etwas schlecht gerathen ist. Viele Gesetze und viele Vorschriften erzeugen viele Sünden und erregen viel Aergerniß. Es kann doch kein Gesetz gegeben werden, das da lebendig mache. Der Pastor selbst darf nie vergessen, daß er ein Jünger dessen ist, der seine und der ganzen Welt Sünde getragen hat, und darum darf und kann ihm die tragende Liebe nicht fehlen. Dem Gesinde den Dienst aufzusagen, halte ich für unrecht, man kann so vorsichtig als möglich sein, wenn man miethet, aber wenn man es gethan hat, muß man das Verhältniß nicht leichtsinnig wieder lösen. Es gehört zur Ehre des Pfarrhauses, daß der Knecht und die Magd so lange darin bleiben, bis sie einen eignen Hausstand gründen. Ordentliche Leute müssen eine Ehre darin suchen, wenn sie ihre Kinder im Pfarrhause unterbringen können, und das Gesinde muß sich etwas darauf einbilden, daß es im Pfarrhause dienen kann.

Der Pastor muß stets eingedenk sein, daß er nicht nur Hausvater, sondern daß er vornehmlich Hirte der Gemeinde ist, und daß er der ganzen Gemeinde angehört und ihr verantwortlich ist. Erst das Amt, dann das Haus. Eine rechte Pfarrfrau muß es sich klar machen, daß der Mann ihr nicht allein angehört, sondern daß er früher der Gemeinde angehörte als ihr, und sich auch früher mit der Gemeinde verlobt hat als mit ihr. Sie darf sich daher auch in die amtlichen Sorgen und Geheimnisse nicht eindrängen wollen. Sie darf keinen Brief erbrechen, der an den Mann gerichtet ist, und muß nicht jeden Brief lesen wollen. Was die Leute in der Studirstube reden, geht sie nichts an. Es ist ein sehr böses Ding, wenn im Pfarrhause die Neuigkeiten des Dorfes ihren Mittelpunkt finden, und wenn Klatschereien besprochen werden. Die Gemeinde muß es erfahren und glauben, daß der Pastor ein sehr verschwiegener Mann ist, der auch über anscheinend gleichgültige Dinge, die die Gemeindeglieder angehen, nicht spricht, auch mit dem Küster nicht, weder auf dem Wagen nach dem Filiale, noch wenn sie sich auf dem Kirchhofe in der Abendstunde begegnen. Die Frau muß den häuslichen Verdruß möglichst fern von dem Manne halten und ihn nicht aufreizen durch allerlei Anklagen; auch muß sie nicht ängstlich besorgt sein, daß der Mann sich im Amte aufreibe und seinen Leib nicht wie einen Götzen pflegen. Der alte Mensch kann nichts weniger vertragen, als zu viel Pflege, dadurch wird der Leib faul und träge; je mehr Umstände man mit ihm macht und je mehr Rücksicht man auf ihn nimmt, desto unverschämter wird er. Der Leib ist ein Knecht, und wenn er auch hin und wieder sich auflehnen will, so soll man das Oportet ihm gegenüber nur ernstlich geltend machen, so wird er sich schon fügen. Wer sich in seinem Amt aufreibt, ist nicht zu beklagen, für Weib und Kind wird dann gewiß der Herr des treuen Knechtes sorgen. Es ist sehr schön und gut, wenn die Frau Pastorin sich der Kranken, Elenden und Wöchnerinnen treulich und fürsorglich annimmt, ihnen eine schöne Suppe kocht und sie erquickt, aber sie muß nicht predigen wollen, nicht über ihre Stellung zum Herrn richten, am wenigsten den Mann instruiren und ihm allerlei Neuigkeiten zutragen. Sie muß nicht vergessen, daß sie eben auch nur ein Glied der Gemeinde ist.

Die innere Einrichtung des Hauses muß einfach und reinlich sein, aber doch nicht so reinlich, daß der Bauer in Verlegenheit ist, wo er vor Teppichen und Decken hintreten soll, und die Frau des Hauses muß ihm nicht ängstlich besorgt nach den Füßen sehen. Es schickt sich nicht, daß die Leute die Schuhe und Pantoffeln vor der Stubenthür ausziehen, und auf den Strümpfen eintreten. Auch ist es nicht populär, wenn der Pastor an seiner Hausthür eine Klingel hat, und wenn er seine Dienstboten, wie vornehme Leute thun, durch Klingeln ruft. Ein sehr treues und braves Mädchen, das mit uns zog in ein anderes Pfarrhaus, sah die Klingelschnur hängen und fragte, wozu das sei. Als ihr gesagt wurde, daß sie künftig nicht gerufen werde, wenn sie kommen sollte, sondern daß die Klingel das Zeichen gebe, da schüttelte sie den Kopf und sagte kurzweg: „klingeln lasse ich mich nicht." — Ebenso kann auch des Pastors Knecht einen Mantel tragen, aber nicht einen eigentlichen Livree-Rock. — Die erste Einrichtung der jungen Frau darf nicht glänzend sein, wenn es auch das Vermögen ihrer Eltern zuließe. Wenn später das geringe Capital, das sie etwa mitbringt, zugesetzt ist, und die Reste ehemaliger Herrlichkeit von Sachen umgeben werden, die die Nothdurft angeschafft hat, so erwecken sie leicht Mißbehagen und Sehnsucht nach früher gehofften besseren Verhältnissen, und geben dem Hause ein ruinenhaftes Ansehen.

Die Frage, ob der Geistliche seinen Acker selbst bestellen solle oder dürfe, ist viel und oft erörtert und bald so bald so beantwortet worden. Die Darmstädter Kirchenzeitung hat zur Zeit ihrer Blüthe viele Aufsätze darüber gebracht, und so wenig ich auch das Blatt sonst beachtet habe, so weiß ich doch noch, daß ich grade diese Abhandlungen mit Interesse gelesen habe, denn ich mußte mich grade damals entscheiden, ob ich selbst wirthschaften oder das Pachtverhältniß, wie es mein Vorgänger eingegangen war, fortsetzen sollte. Man kann nicht in Abrede stellen, daß die Alten, die die Pfarrstellen dotirt, sich es müssen als gut und heilsam gedacht haben, daß der Pastor Landwirthschaft treibe. Sie haben überall mit großer Weisheit den Geistlichen nicht mit Geld besoldet, sondern ihn an den Ertrag des Ackers gewiesen. Daher findet man auch immer neben dem Pfarrhause die Pfarrscheune und Ställe, auch wohl ein Tagelöhner- oder Colonus-Haus. Alles deutet darauf hin, daß man gedacht hat, der Pfarrer sollte allein wirthschaften. Man darf dabei jedoch nicht übersehen, daß die Landwirthschaft in der neueren Zeit eine ganz andere Gestalt angenommen, sich mit der Industrie, mit Fabriken und Maschinen vereinigt hat, und so viel mehr Kräfte in Anspruch nimmt, daß sich kleinere Besitzungen, die nicht solche Combinationen eingehen können, dagegen schwer halten und bestehen können. Die unglückliche Idee der Vererbpachtung hat die sehr weise Absicht, die in der Landdotation der Kirche und Pfarre lag, vereitelt, und über die, die dazu mitgewirkt haben, sind schon jetzt viele Klagen und Seufzer laut geworden. Es gibt kein Mittel, einem Institute seine Existenz für die Zukunft zu sichern, daß so untrüglich wäre, als der Grund und Boden. Alles andere ist viel mehr dem Wechsel unterworfen und kann leichter beseitigt werden, der Landbesitz aber ist bleibend, und der Werth desselben bestimmt den Preis nicht allein der Producte des Landes, sondern auch aller andern Bedürfnisse. Es ist schwer zu tragen, wenn der Pastor die oft sehr geringe Erbpacht, oft kaum die Hälfte, oft kaum ein Viertel des wahren Werthes, von seinem Acker erhält, und mit vieler Noth kämpfen muß, während der reiche Patron den Nutzen und Vortheil davon hat. Mit dem Kirchenacker ist man oft noch viel ärger umgegangen, daher sind die Kirchenkassen leer und die Gebäude werden kaum in baulichen Würden erhalten. In früherer Zeit bestellten die Bauern das Kirchenland, was für jeden einzelnen eine kleine

Mühe war, ohne alle Entschädigung. Der Gemeindeschäfer benutzte Stroh und Heu, und die Kirche hatte die Einnahme ohne Abzug für Bestellung und Erndte; in vielen Dörfern befindet sich noch die ehemalige Kirchenscheune. Der Geist der Revolution hat immer seine Hand zunächst nach den geistlichen Pfründen ausgestreckt, und in seiner Weisheit die Pfarrer mit kümmerlichem Gelde besoldet. — Wenn nun aber der Acker noch vorhanden ist, was soll der Pastor thun, verpachten oder selbst bewirthschaften? —

Der Eine hält es unter seiner Würde, sich um das Vieh und den Acker zu bekümmern, er will nicht als ein Bauer, sondern als ein vornehmer Mann leben. Der Andere ist ein großer Geist und mit Geringschätzung sieht er auf die Arbeiten des Landmannes hin. Noch ein Anderer fürchtet die Unruhen und Sorgen, die mit der Wirthschaft verbunden sind, den Verdruß über die Leute, die faul sind, sich nichts sagen lassen und ihn betrügen in aller Weise. — Sehr bald jedoch zeigt es sich, daß es sich schwer durchführen läßt, auf dem Lande so zu leben, wie Jemand in der Stadt lebt und wohnt. Das Fleisch und alle andern Bedürfnisse werden durch den Boten sehr theuer, oft fehlt auch das Geld, und die Frau weiß nicht, was sie kochen soll, zumal, wenn des Nachmittags unerwartet Besuch kommt. Zur nothwendigen Arbeit im Garten ist kein Mensch zu bekommen, und das eine Mädchen kann nicht alles zu Stande bringen, wenn Wäsche sein soll, ist keine Frau zu haben, besonders wenn es der Inspector nicht gern sieht, daß die Leute auf die Pfarre gehen und dort arbeiten. Die Fuhren nach dem Filiale sind vielleicht bei der Erbpacht ausbedungen, oder ein Bauer leistet sie für schweres Geld, weil es eben Sonntag ist, das Filial ist so weit nicht, die Pferde stehen doch still, und so nimmt er den Vortheil mit, aber wenn in der Woche nun einmal eine Fuhre nöthig wird, eine Reise nach der Stadt, oder ein Besuch bei dem Nachbar, der sich nicht länger verschieben läßt, die Frau kann nicht gut zu Fuß gehen, der Weg ist tief, das Wetter schlecht, was nun thun? Es wird im Dorfe umhergeschickt, der Eine kann nicht, der Andere will nicht fahren. Eine Fuhre Wasser aus dem See zur Wäsche oder eine Fuhre Sand von dem Berge, bringt oft die größte Verlegenheit hervor, der Pastor trägt diese Abhängigkeit, da er bei reichlicher Bezahlung noch zu dem größten Danke verpflichtet wird, mit Seufzen. Ist aber der Pächter zu dergleichen Fuhren verpflichtet, so wird er leicht mürrisch und verdrießlich, wenn er bei seiner Feldarbeit gestört wird, zumal da er es für ganz überflüssig und unnöthig hält, daß der Pastor ausfährt und Besuche macht. In der Verzweiflung wird endlich der Entschluß gefaßt, selbst Pferde zu halten, aber das ist eine sehr kostspielige Sache. Der Hafer ist das Wenigste, Heu und Stroh sind schwer zu bekommen, kaum für Geld. Der Knecht will Lohn und Brot haben, das Uebelste aber ist, daß Zeiten kommen, in denen man den Menschen nicht zu beschäftigen weiß, er treibt sich des Nachts umher, fängt mit den Mädchen Liebschaft an u. dergl. Es wird daher nöthig, nun auch Acker zu nehmen, um die Pferde und den Menschen nützen zu können. Die Einrichtung der Wirthschaft kostet Geld, und das fehlt. Es muß geborgt werden, es wird Alles kümmerlich und dürftig angeschafft, bald fehlt dies, bald jenes, die Wirthschaft geht lahm und schlecht, der Pastor und seine Frau verstehen wenig davon, werden mißmüthig, und nach sehr kostspieligen Erfahrungen und schweren, sorgenvollen Stunden geben sie endlich die Wirthschaft auf. Das Inventarium wird verkauft, ist aber viel schlechter geworden, die gemachten Schulden können nicht zur Hälfte bezahlt werden und bleiben eine traurige Erinnerung an den gemachten Versuch. In der Gemeinde wird viel darüber gesprochen, und der Pastor hat an Achtung und Ansehen verloren.

Wenn der Pastor gleich bei seinem Eintritt in das Amt von seinem Vorgänger die Wirthschaft mit übernimmt, sind die Aussichten ebenso wenig günstig. Tritt er in das Amt zu Michaelis, so muß er ein ganzes Jahr, übernimmt er es zu Ostern, ein halbes Jahr aus der Tasche leben. Das Pfarrwirthschaftsjahr läuft von Michaelis bis Michaelis, und alle Einkünfte sind erst zu Michaelis und Martini fällig für das vergangene Jahr. Die wenigen Accidenzien reichen kaum zu kleinen Ausgaben, und die Erndte läßt auch ein Jahr auf sich warten. Geld haben die wenigsten Candidaten, sie haben oft noch ziemliche Schulden von der Universität her für gestundete Collegien u. dgl. Um das erste Jahr durchzukommen, muß geborgt werden. Die Hoffnung auf die Erndte erfüllt sich nicht. Ein Pferd oder eine Kuh fällt, es muß wieder geborgt werden. Die Schulden wachsen und mit ihnen die Sorgen. Die Sparsamkeit wird bis aufs Höchste getrieben, aber die Wirthschaft verschlingt Alles und bringt nichts ein. Sorgen und Kummer begleiten den armen Pastor, die Frau wird verzagt. Das Amt fordert den Muth und die Ruhe des Mannes, seine Kraft wird durch die Wirthschaft gebrochen, in der Verzweiflung wirft er Alles über den Haufen und muß Gott danken, wenn seine ehelichen Verhältnisse nicht dadurch gelitten haben. Der Hausfriede läßt sich leichter bewahren, wenn die schwarze Wolke der Sorgen sich nicht über dem Hause lagert. Das ist ein großer Vorzug, den reiche und wohlhabende Leute vor den Armen haben. Geiz und Sorgen sind des Hauses ärgste Feinde.

Wenn nun aber die Verhältnisse günstiger sich gestalten, so bleiben doch immer große Gefahren übrig. Der alte Pastor, bei dem ich zwei Jahre lang als Gehülfe war, bewirthschaftete seinen Acker mit ziemlichem Erfolge, und doch sagte er einmal: „Die Wirthschaft hat mich ruinirt und heruntergebracht, daß ich mein Amt als eine Nebensache betrieben habe.“ Die Gefahr, in den Kleinigkeiten unterzugehen, sein Herz an die Wirthschaft zu hängen und zuletzt zu verbauern, ist viel größer als Mancher denkt. Ich rathe jedem jungen Pastor, sich vor der Wirthschaft zu hüten und mit einer Pacht vorlieb zu nehmen, welche unter dem Betrage bleibt, den er meint selbst aus dem Acker ziehen zu können. Es darf auch nicht übersehen werden, daß die

Wirthschaft die Erziehung der Kinder sehr erschwert. Die Frau hat nicht Zeit, sich mit den Töchtern zu beschäftigen, und die Knaben erhalten leicht eine große Liebe zu den Pferden, halten sich viel im Stalle bei dem Knechte auf, nehmen bäuerliche Sitten und Manieren an, und haben keine Lust zum Lernen, wollen Oekonomen werden und träumen von dem Glücke großer Herren.

Will und muß nun aber der Pastor selbst wirthschaften, so müssen die Umstände dazu ihm besonders günstig sein. Er muß einiges Vermögen haben, so daß er ohne Schulden anfangen kann. Er muß sich selbst aber sorgfältig prüfen, ob er überhaupt dazu die unerläßlichen Eigenschaften hat. Wirthschaften darf er nicht, wenn er von Natur ängstlich und zu Furcht und Sorgen geneigt ist, wenn er Reichthum und Wohlleben sucht und vom irdischen Sinn oder Geiz versucht wird. Er darf nicht wirthschaften, wenn er eine vornehme Frau hat, die an Nervenschwäche leidet, die gern lange schläft, lieber allerlei Bücher lies't, als sich um Haus und Hof bekümmert, die sich einbildet, daß sie einen hohen Geist habe. Ebenso darf er auch nicht wirthschaften, wenn die Frau zanksüchtig ist und sich mit den Dienstboten nicht vertragen kann, wenn sie geizig und irdisch gesinnt ist. Endlich noch muß der Acker nicht zu entfernt vom Dorfe liegen, so daß nicht zu viel Zeit durch die Wege verloren geht.

Wie ist nun aber die Wirthschaft, wenn alle diese persönlichen, pecuniären und lokalen Verhältnisse günstig sind, einzurichten? Ich will hier kürzlich meine Erfahrungen mittheilen, aber eben nur andeutungsweise, weil ich scheue, dafür in der Evang. K. Z. zu viel Raum in Anspruch zu nehmen, da ihr dergleichen Dinge eigentlich fremd sind. Ich wiederhole aber noch einmal, daß ich Niemand durch meine glücklichen Erfolge verleiten will.

Zuerst ist es nöthig, daß man irgend ein vernünftiges Buch, etwa das Werk von Koppe „der practische Landwirth", mit Nachdenken lies't, und darnach sich einen Plan entwirft. Die Ackerfläche, die man bebauen will, muß nicht zu klein und nicht zu groß sein. Zwanzig Morgen ist zu wenig, es kommt dann kaum so viel heraus, daß zwei Pferde und der Knecht leben können, und man hat alle Unruhen und Sorgen umsonst. Ein Pferd zu halten ist ein kostspieliges Vergnügen. Ist der Acker guter Weizenboden, so sind 40 — 60 Morgen genug, ist der Boden geringerer Qualität, so kann man bis auf 80 Morgen gehen, weil er nicht so schwere und viele Arbeit in Anspruch nimmt. Mehr Acker zu nehmen ist bedenklich, weil er mehr Menschen und mehr Pferde fordert. Die Wirthschaft muß nun so eingerichtet werden, daß zwei starke Pferde, ein Knecht und eine Magd hinreichende, aber auch nicht zu viele Arbeit haben, daher muß das Stück Land in mehrere Theile zerlegt werden, daß die Arbeit sich nicht auf einmal häufe, also etwa in 8 Theile. Bei der zu wählenden Fruchtfolge muß darauf gesehen werden, daß die Bestellung möglichst erleichtert werde. Also etwa: 1. Kartoffeln, 2. Sommerung, 3. Klee, 4. Winterung, 5. Erbsen, 6. Winterung, 7. Grünfutter, 8. Winterung. Es trägt dann die Hälfte Halmfrüchte und die andere Hälfte Futterfrüchte. Es ist dabei das Ziel, daß 3 Stücke gedüngt werden: 1. 5. 7. Die Vorbereitung für die Kartoffeln muß sehr gründlich und sorgfältig sein, die folgenden Früchte erfordern dann nur höchstens zwei Furchen. Es wird dabei so viel Futter gewonnen, daß 2 Pferde, 4 — 5 Kühe reichliche Nahrung haben, und je nachdem der Klee und die Kartoffeln gerathen, können während des Winters 40 — 60 Hammel fett gemacht werden, bei denen doch noch etwas mehr, als die Wolle, als reiner Gewinn übrig bleibt, und bei einer vernünftigen Einrichtung des Hofes wird der nöthige Dünger sehr bald vorhanden sein. Die Kühe werden immer auf dem Stalle gefüttert, und wenn sie reichlich Schlempe von Rapskuchen zu dem Klee und den Kartoffeln und Rüben erhalten und gut gepflegt werden, so bringen sie einen sehr befriedigenden Ertrag, das Haupt etwa 3000 Quart Milch. Wer die Kühe kümmerlich füttert, hat auch nur einen kümmerlichen Ertrag, und wer ihnen nach homöopathischen Principien die Nahrung gibt, dem geben sie auch die Milch nach demselben Maaße. Das Weiden muß gänzlich vermieden werden, theils weil die Fläche zu klein ist, theils aber auch, um keinen Hütejungen halten zu dürfen. Die Schafe werden zu Martini gekauft, und im April, nachdem sie geschoren, wieder verkauft.

Die Hauptsache ist aber, einen Knecht zu finden, der das Ganze zu betreiben Verstand und Umsicht hat, und so klug ist, daß er seinen eigenen Vortheil erkennen kann. Ich gab dem Knechte das Doppelte an Lohn, was auf dem Hofe der Pferdeknecht erhielt, außerdem freie Wohnung für seine Frau und Kinder und Gartenland. Von jedem Thaler, den die Wirthschaft einbrachte, erhielt er 2 gute Groschen, und von dem Korn, das verkauft wurde, den 13ten Scheffel. Wenn er also zwölf Mal mit Getreide nach der Stadt gewesen war, so gehörte ihm die dreizehnte Fuhre ganz. Von den verkauften Schweinen oder Schafen erhielt er seinen Antheil in baarem Gelde, wenn er nicht vorzog, den 13ten Hammel nach seiner Wahl für sich zu nehmen. Dafür mußte er, wenn einmal ein Tagelöhner nöthig war, den dritten Theil des Lohnes, die Stellmacher- und Schmiederechnung, so wie auch die Sattlerarbeit zur Hälfte bezahlen, damit er ein Interesse dabei hatte, die Sachen in Acht zu nehmen. Der Knecht stand sich dabei sehr gut und hatte für sich jährlich etwas übrig. Ich hatte den großen Vortheil, daß ich nur sehr wenig mit der Wirthschaft zu thun hatte, das Interesse des Knechtes war mit dem meinigen so genau verbunden, daß er es an Eifer und Treue schon um sein selbst willen nicht

fehlen ließ. Ich hatte nicht nöthig, Scheune oder Kornboden zu verschließen, denn ich wußte, daß der Mann ehrlich war und auch gern den Dienst behielt. Je größer und unbedingter das Vertrauen ist, das man einem solchen Menschen erweiset, und je mehr Verantwortlichkeit und Freiheit man ihm gewährt, desto mehr setzt er eine Ehre darin, seine Pflicht gewissenhaft zu erfüllen, weil der Ruhm des Erfolges auf ihn fällt. Nur im ersten Jahre hatte ich Mühe mit der Einrichtung, dann aber ging die Sache ganz vortrefflich, und der Ertrag war viel höher, als ich je erwartet hatte. Im Anfange sahen die Bauern die Wirthschaft mit Kopfschütteln an, später hatten sie ihre Freude daran. Der Bauer sieht es gern, wenn der Pastor recht schönes Vieh hat, und wenn seine Wirthschaft gut geht. Das liegt dabei am Tage, daß man dem Knechte viel Freiheit und Unabhängigkeit lassen muß, Kauf und Verkauf ging allein durch seine Hände, und nur des Morgens nach dem Gebete sprach er mit mir, was geschehen sollte, und holte im Allgemeinen meine Zustimmung ein. Wenn ich zu Reisen und Besuchen die Pferde in Anspruch nehmen wollte, nahm ich zuvor mit ihm Rücksprache, und war nachgiebig, wenn er nicht konnte oder wollte, bis ich ein drittes Pferd zum Reiten anschaffte, für dessen Unterhalt ich ihn aber für seinen Antheil entschädigte. Am eingehendsten wurden die Wirthschaftssachen besprochen, wenn ich mit ihm fuhr. Ich entsinne mich nicht, daß jemals Aergerniß oder Verdruß gewesen wäre, wir gingen freundschaftlich mit einander um, und er war nur übler Laune, wenn das Wetter zur Bestellung oder zur Erndte ungünstig war.

Im Allgemeinen will ich nur noch bemerken, daß der Pastor nicht wirthschaften darf, wie ein Amtmann, aber auch nicht, wie ein Bauer, sondern eben, wie ein Pastor, auch muß er sich hüten, viel von seiner Wirthschaft zu reden, und lieber zuhören mit Vernunft, wenn Andere davon sprechen.

Die Vortheile liegen sehr nahe. Zuerst die größere Unabhängigkeit, sodann, daß die Bedürfnisse des Hauses leichter und ohne Schwierigkeiten befriedigt werden können, und endlich noch, daß die Einkünfte sich sehr wesentlich vermehren.

Ein Pastor, der Landwirthschaft treibt, steht der Gemeinde viel näher. Er nimmt eigenen Antheil an ihren Sorgen, Mühen und Arbeiten, kann ihnen in vielen Dingen Gefälligkeiten erweisen, die sie sehr gern erwiedern, die Anknüpfungspunkte bieten sich reichlicher dar. Die Predigt selbst gewinnt an Bildern und Gleichnissen, und der Bauer glaubt auch, daß der Pastor das Gebet für die Erndte aufrichtiger meine, weil er selber dabei interessirt ist. Die heil. Schrift hat es nicht verschmäht, besonders auf die Natur Rücksicht zu nehmen. Der Herr redet von dem Säemann und vom Samen, wenn er die Kraft seines Wortes will darstellen. Er weiset hin auf die Lilien des Feldes und auf die Vögel des Himmels, wenn er uns vor Sorgen warnt. Der Weinstock und die Reben zeugen von der innigen Gemeinschaft zwischen dem Herrn und den Seinen. Das Gras und die Blume des Feldes sprechen von der Vergänglichkeit des Menschen, und endlich steht geschrieben: „Was der

Mensch säet, das muß er erndten." Auch die Kirche ehrt den Ackerbau, indem sie das Erndtefest feiert, das der Städter kaum versteht und bei dem er sich nicht mitfreuen kann, weil er nicht mitgearbeitet hat. Der Landmann fühlt seine Abhängigkeit von Gott viel directer als jeder Andere und empfängt Alles unmittelbar aus seiner Hand. Ich denke noch gern zurück an die Zeit, da ich auf dem Acker wandeln konnte und mich freute über Gottes reichen Segen. Mein Knecht wuchs immer mehr mit der Familie zusammen, die Kinder liebten ihn und ehrten ihn, weil er eben nicht wie ein Knecht gehalten wurde. Von meinem Verhältnisse zu ihm will ich nur einen Zug anführen. An einem Sonntage mußte ich, um die Vacanzpredigt in einer entfernten Parochie zu halten, schon um 4 Uhr früh aufbrechen, ich hörte, daß der Knecht auf dem Hofe mit seiner braven und frommen Frau zankte. Als wir auf dem Wagen saßen, ermahnte ich ihn zur Geduld und Sanftmuth. Er erwiderte, daß er sich schon allein Vorwürfe gemacht habe, aber die Heftigkeit sei einmal sein Fehler. Nach der Predigt auf dem Wege aus der Kirche verlangte ein reicher Bauer einen Taufschein für seinen Sohn und bot mir erst 5, dann 10, dann 15 Thlr., wenn ich den Sohn wollte 2 Jahr älter angeben, damit er nicht als Soldat zu dienen brauche. Ich wurde über das unverschämte Ansinnen böse und schalt zuletzt mit lauter Stimme. Mein alter Knecht stand am Zaun, hörte zu und rief dann: Herr Pastor, Herr Pastor, was haben Sie denn für einen Rock an? Ich sah ihn an und fragte: wie so? Da sprach er mit spöttischer Miene: „Ist das nicht der Tralar (Talar), und doch nicht einmal hübsch sanftmüthig und geduldig!" Ich gab ihm die Hand und sagte: nun sind wir wieder beide gleich, und haben uns nichts vorzuwerfen.

Ebenso schädlich und wohl noch schädlicher als die Vererbpachtung der Pfarräcker sind die Ablösungen der Naturallieferungen und die Beseitigung des Beichtgeldes. So wie überhaupt der Zeitgeist alle Verhältnisse auf Zahlen und Geld reduciren, sie damit factisch aufheben, und nur noch eine lästige Erinnerung übrig lassen möchte, so auch im Verhältniß des Pastors zur Gemeinde. Dem ordentlichen Pastor gibt die Gemeinde dergleichen Sachen, als: Eier, Wurst, Butter, Brot ꝛc. gern und sehr gut, dem unfriedfertigen und geizigen herzlich schlecht, und das ist in der Ordnung, wenn er von der Gemeinde gezüchtigt wird, da, wo es ihm grade wehe thut. Wenn die Bauernfrau sich sauber anzieht und mit der weißen Schürze, unter der sie ihre Gabe verbirgt, auf die Pfarre geht, dann bringt sie das Beste, was sie hat, und will auch von der Frau Pastorin nicht auf dem Hausflur, oder in der Küche abgefertigt werden, sondern in die Stube kommen, und freundlich, nicht herablassend aufgenommen werden.

Es ist wohl wahrscheinlich, daß manche Naturalabgaben an den Geistlichen zuerst freie Geschenke waren, dann Gewohnheit, und zuletzt gesetzlich geworden sind, daher kommt es auch, daß es die Leute erbittert, wenn daran gemäkelt und getadelt wird; sie werden in der Weise geneigt, Alles so schlecht als möglich

zu geben. Es ist viel besser, wenn man gerne zufrieden ist, und die Gabe als ein Geschenk annimmt, als daß man sie verächtlich ansieht, oder mißt und wägt, ob es auch genug ist. Was man im Anfange etwa dadurch verliert, das bringt die Zukunft sehr reichlich wieder ein. Es ist überall im Leben so, daß dem Unzufriedenen mit knappem Maaße gemessen wird, dem Zufriedenen und Dankbaren gibt man gerne mehr und besser, als man verpflichtet ist. Ob der Bauer dem Pastor den Vorsprang oder das Hinterkorn gibt, ist nicht blos fühlbar für den Gewinn, sondern soll noch vielmehr fühlbar sein für sein Herz. Das Wort des Herrn: „Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen", ist zwar zu Allen gesprochen, aber doch besonders zu dem Geistlichen. Wer das Wort Gottes lauter und rein und von Herzen der Gemeinde predigt, dazu auch fleißig im Gebete die Einzelnen auf dem Herzen trägt und ihnen in treuer Liebe nachgeht, der kann in Geduld es tragen, wenn zuerst Einer oder der Andere in geringerer Quantität und Qualität das gibt, was er zu geben schuldig ist; es wird sehr bald sich ändern. Wer aber durch Anklagen und Beschwerden eine Besserung herbeiführen will, wird gewiß nicht zum Ziele kommen. Den Gemeinden ist in mancher Parochie durch lange Jahre hindurch das Evangelium mit sehr knappem Maaße zugemessen und oft mit viel menschlicher Weisheit und Thorheit vermischt worden; daher darf man sich nicht zu sehr wundern, wenn sie es hin und wieder auch mit ihren Gaben ebenso machen. Ein Bauer, der einmal sein Meßkorn selber brachte, fragte mich, ob ich es auch nachmessen wolle, ich erwiderte ihm, daß ich auf jeden Fall von ihm zu viel erhielte, weil er fast gar nicht die Kirche besuche und ich ihm sehr wenig für seine Abgabe leisten könne. Er sah mich verwundert an und fragte: — Muß ich das denn nicht geben? Ich antwortete: ja wohl, aber ich muß auch Jeden bitten und ermahnen, daß er seine Seele rette, damit er nicht verloren gehe, und weil ich meine Pflicht bisher so wenig erfüllt habe gegen Sie und Ihr Haus, darum meine ich nur, daß ich von Ihnen zu viel erhalte. Es knüpfte sich daran ein längeres Gespräch, und die Folge war, daß der Bauer am nächsten Sonntage auf seinem Platze in der Kirche saß.

Es ist auch nicht gut, wenn man die Gebühren für Taufen, Trauungen ꝛc. durch den Küster oder die Hebamme erheben läßt, besser ist es, wenn die Leute sie dem Pastor selbst bringen. Theils kann man mit ihnen ein Wort zur Sache reden, theils auch ihnen Gelegenheit geben, sich auszusprechen, man muß sie nur nicht kurz abfertigen. Ein Tagelöhner kam einmal zu mir nnd bezahlte die Taufe. Nachdem er sich gewundert hatte, daß es so viel koste, holte er noch zwei Groschen heraus und sagte, die wolle er mir schenken, weil ich die Taufe so schön gemacht und seine Frau bei der Einsegnung so sehr ermahnt hätte. Die zwei Groschen waren mir sehr lieb, weil ich sah, daß der arme Mann mir eine Liebe erweisen wollte.

Johann Melchior Götze. Eine Rettung von Doctor Georg Reinhard Röpe, ordentlichem Lehrer an der Realschule zu Hamburg. Mit Portrait und Facsimile. Hamburg 1860.

Ref. hat bereits zwei Kritiken über vorstehendes Buch gelesen, die eine bei Wolfgang Menzel in dessen Literaturblatt, die andere in den Gränzboten von David Strauß. Der erstgenannte Kritiker stellt sich ganz auf Seite Götze's, wie er denselben schon vielfach in seinem Blatt in Schutz genommen, verdammt die elende Zeit der sogenannten Aufklärung, in welcher G. lebte und die ihn so unverdient mißhandelte, und straft die Unredlichkeit Lessings, der in der Sache G. Nichts anhaben konnte und darum seine Person steinigte. Ganz anders David Strauß; er gibt die Consequenz des Handelns und Streitens bei G. zu, erkennt bei ihm auch einen richtigen Instinkt an, daß er bei Erscheinen von Göthe's Werther den Anbruch einer neuen Zeit geahnt habe, aber für die Berechtigung zu seinem Auftreten, die Billigung seines Verfahrens gibt der biblische Grund, die amtliche Stellung, die Sorge, verirrte Seelen herumzubringen, keine Entscheidung, sondern das ist „Geschmackssache" und wenn Röpe sich auf diesen Boden stellt, so nennt er das ein „Geschmäckchen". Wie tief ist doch der schöne Morgenstern der Wissenschaft gefallen! Wie kam diese stolze Dame vor Jahren mit dem Leben Jesu vierspännig angefahren, auf jedem Kutschenschlage ein Wappen, das eine hatte die Ueberschrift: voraussetzungslose Wissenschaft, und das andere: reine Objectivität, und jetzt muß sie zu dem alten verschollenen: de gustibus non est disputandum zurückgreifen — sic transit gloria mundi. Im Verlauf der Kritik verläugnet sich der Verfasser des Lebens Jesu nicht; wenn Lessing von Luthers Bustaben an Luthers Geist appellirt, so kann der, welcher sich von der zunichte gemachten Thatsache der Auferstehung Christi zur Auferstehung der Menschheit oder der Natur erhebt, in Lessing nur einen Wortlaut seiner selbst erkennen; wenn letzterer von schmutzigem Wasser oder Mistjauche der alten lutherischen Dogmatik redet, so ergeht man sich in solchem Gedankenkreise mit besonderm Behagen.

Doch wenden wir uns zu unserm Buche; dasselbe hat, so zu sagen, einen naturwüchsigen Ursprung; ein geborenes Hamburger Stadtkind, in so schlechtem Religionsunterricht aufgewachsen, daß es in dem Jahre vor der Confirmation in Blumauers travestirter Aeneide mehr gelesen und besser Bescheid weiß, als in der Bibel, ganze Gesänge der ersten auswendig weiß und darin auch von Götze gelesen, von dem außerdem noch viele Anekdoten in Hamburg umgehen, kommt später durch Gottes Gnade zum Glauben an Jesum Christum, als den Heiland der Sünder, und findet den Frieden, den die Welt nicht geben kann. Aber lange, nachdem man schon erkannt, daß Jesus der Christ sei, bleibt der Gedanke an Melchior Götze im-

mer ein schauerlicher, bis man über ein Convolut seiner Schriften geräth und erkennt, daß der Mann doch ein ganz anderer gewesen, als wozu ihn Mit- und Nachwelt gemacht, und der Eindruck ist ein so nachhaltiger, daß der Entschluß zur Reife kommt, eine Ehrenrettung desselben zu versuchen. Hierbei leitet ein Vorgang Lessings, der eine Reihe von Abhandlungen geschrieben, in welchen er verstorbene Männer in die Rechte eines ehrlichen Namens wieder einzusetzen versucht hat; wenn nun dieser Titel des Buchs, das vornämlich gegen Lessing gerichtet ist, sich von selbst ergibt, so finden wir in dem Worte „Rettung" doch eine Art Anmaßung; außerdem hätten wir die „Manen" Lessings in dem christlichen Buche weggewünscht. Sonst ist der Gang des Buchs ein sehr ruhiger und besonnener, dazu der Ton besonders sanftmüthig, wobei wir aber nicht läugnen wollen, daß wir an manchen Stellen dem Verfasser etwas von dem Grimme Pauli gewünscht hätten, als er nach Athen kam und sah die Stadt so gar abgöttisch; wer, wie der Verf., so specielle Studien über die letzten Zeiten des vorigen Jahrhunderts gemacht und die Menschheit in ihrer bornirten Aufklärung, ihrer Klatschfertigkeit und ihrem Klikenwesen kennen gelernt hat, muß eine besondere Dosis von Sanftmuth empfangen haben, um so ruhig bleiben und schreiben zu können. Das sei unbeschadet unserer Hochachtung gegen den Verfasser gesagt.

Das erste Capitel, Götze's böser Leumund überschrieben, führt uns in eine Gallerie, in welcher uns alle Personen gezeigt werden, die sich an Götze's Leumund versündigt haben; hier treffen wir bekannte und unbekannte Gesichter, alte und neue Namen; zuerst eine rohe ärztliche Genossenschaft zu Nürnberg, die ein medicinisches Lexicon herausgegeben. In diesem wird eine Prügelei zwischen einem Senior und einem jungen Rechtsgelehrten, die vor Zeiten in einem öffentlichen Hause stattgefunden und wobei der Licentiat des Rechts dem niedergeworfenen Senior die Knie auf die Brust gesetzt hat, erzählt und dabei ohne weiteres Götze zu diesem Senior gemacht. Und als dieser sich bei dem Haupte der Gesellschaft schriftlich beschwert und um Zurücknahme der ehrenrührigen Beschuldigungen bittet, will diese von angethanem Unrechte Nichts wissen und gratulirt nur dem „Brustkasten" des Pastors, daß ihn der Fußtritt nicht getroffen. Nach diesem lernen wir einen Hamburger Pasquillenschmied Namens Dreyer kennen, der obige Lüge durch ein Epigramm erst in Hamburg verbreitet und noch bei Lebzeiten G.'s eine Grabschrift auf ihn gemacht hat, die auch Voß in seinen Musenalmanach vom Jahre 1773 aufgenommen; dann einen angeblich „reisenden Franzosen", der Götzen nachsagt, er habe auf der Kanzel so gegen den Papst und seinen Anhang Feuer geblasen, daß der Oesterreichische Gesandte sich dieserhalb beim Rathe beschwert und der Pastor habe, denn seine fette Pfründe gehe ihm doch über das Fluchen, Abbitte thun müssen. Die Wahrheit ist, der Oesterreichische Gesandte hatte sich allerdings über Götze's Polemik in einer Predigt wider die Anrufung der Heiligen und daß nach der Predigt, wie es ja früher in allen Lutherischen Kirchen Gebrauch war, gesungen wurde:

Erhalt uns, Herr! bei deinem Wort,
Und steur' des Papst's und Türken Mord,

beschwert und der Senat trat auf Seite des Gesandten, aber die Sechziger, wie ja Götze bis an sein Lebensende einen großen Anhang im Volke hatte, und bei ihm sehr geehrt wurde, standen ihm bei und die Sache blieb auf sich beruhen. Nach diesem angeblich „reisenden Franzosen", der außer dem Gesagten noch eine natürlich rein erdichtete Anekdote über Götze in Umlauf gebracht — er (der Franzose) habe einem Engländer aufgebunden, Götze sei der Verfasser eines sehr beliebten Theaterstücks, und als sich dieser aufgemacht, den Verfasser kennen zu lernen und ihm zu gratuliren, habe er von ihm eine Ohrfeige erhalten und sei zur Thür hinausgeworfen worden — lernen wir einen Literaten Johann Otto Thieß kennen, einen verdorbenen Theologen *), der aus seiner Candidatenzeit, wo er jungen Mädchen Religionsunterricht ertheilt, Nachstehendes erzählt: „Die sogenannten Abendmahlsstunden waren mir die widerlichsten, und ich hatte, wenn die Glocke schlug, fast dieselbe Empfindung, als wenn ich nach Quinta gehen sollte. (In Quinta des Johanneums war es ihm als Knabe sehr übel ergangen.) So lange ich bei den zehn Geboten die Moral abhandelte, war ich noch ziemlich beredt, aber wenn es in den christlichen Glauben und die sieben Bitten hineinging, so verging mir Hören und Sehen. Nichts als das Traumbild meiner Jugend stand vor mir. Ich bedauerte die armen Mädchen, die nun bald zu Gottes Tische gehen sollten, und mich selbst. Dieser Gedanke war einmal so lebhaft in mir, daß ich einem denkenden jungen Frauenzimmer, das zwar nicht an den Katechismus selbst, aber doch an die angehängte Heilsordnung gewiesen war, wie in einer Gewissensangst sagte: „Von dem Allen ist auch kein Wort wahr." Dieses Bekenntniß fiel doch so auf, daß man es dem Hausgeistlichen, der den Religionslehrer empfohlen, überbrachte; dieser aber (Archidiaconus Flügge) rechtfertigte sich damit, daß er sagte: eben darum habe ich den Mann in Vorschlag gebracht, weil ich voraussah, daß er sich einmal so äußern würde, und hier konnte er es thun — solche Wölfe in Schafskleidern gab es um jene Zeit im Hamburger Ministerio. Dieser ehemalige Candidat, der vom Examen zurückgewiesen, weil er Gedichte herausgegeben, „welche mit dem Charakter eines christlichen Predigers nicht stimmten", war unablässig bemüht, Lächerliches und Scandalosa über Götze zu erfinden und auszubreiten. Da, wo er dessen antibasedowsches Gebahren durchzieht, behauptet er, daß Götze's Sohn als Student sich nicht selbst habe Hemd und Schlafrock anziehen können und als Pastor seine Amme als Gouvernante bei sich gehabt habe. In einer Lebensgeschichte dieses frechen Frevlers am achten Gebote, die im Jahre 1802 erschien, ist Alles gesammelt, was über Götze erlogen und von seinen Schwächen karrikirt in Umlauf gesetzt wurde, und es bleibt natürlich kein gut Haar an ihm. (Fortsetzung folgt.)

*) Es ist der nachmalige Professor der Theologie in Kiel, dem, wenn wir nicht irren, am Abend seines Lebens noch das Licht aufging.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 19. September. № 75.

Die dogmatische Arbeit der Gegenwart.

(Schluß.)

Wenn also auch noch so stark behauptet wird, die Gottheit des Sohnes solle durchaus nicht aufgehoben (196), eine Umsetzung des Logos in eine menschliche Seele finde nicht statt (198), und „wie tief immer die Kenosis gefaßt werden mag, als ein Aufgeben des göttlichen Wesens oder Lebens darf sie nicht gedacht werden; dies wäre ein schriftwidriger, grundstürzender Irrthum" (199); — so können wir dem allen doch keine Bedeutung beilegen, so lange thatsächlich grade das als zeitweise aufgegeben erklärt wird, was nach allen christlichen Begriffen von Gott zum Wesen Gottes unerläßlich gehört; — und es bleibt ein unmögliches und unbegreifliches Beginnen, wenn Thomasius erklärt: „indem der Gottessohn in der Umschränktheit menschlichen Daseins und Lebens zu existiren beginnt, ist und bleibt er ganz Er selbst, der Sohn Gottes, wesentlich eins mit dem Vater, das absolute Leben, die absolute Wahrheit, Heiligkeit und Liebe, dasselbe Ich, welches im Anfang war und bei Gott war und Gott war. Es fehlt ihm nichts, was Gott wesentlich ist, um Gott zu sein" (S. 200). Um diese Behauptung nach dem früher Gesagten auch nur erklärlich zu finden, muß man beachten, daß Thomasius im Interesse seiner Theorie die Allmacht, Allwissenheit und Allgegenwart als bloß relative göttliche Eigenschaften, die sich nur auf die Welt beziehen, von der absoluten Macht, dem immanenten göttlichen Wissen und dem göttlichen inneren Leben unterscheidet (Th. 1, 48 ff., 54 ff.). Aber damit ist nichts gewonnen, denn wenn eine Welt wirklich ist, so muß die absolute Macht auch nothwendig als Allmacht erscheinen und das göttliche Wissen als Allwissenheit, und es wäre widersinnig, bei Gott zwar eine absolute Macht und ein absolutes Wissen anzunehmen, von denen die Welt aber ausgeschlossen sein könnte. Ja selbst, wenn noch gar keine Welt wäre, wäre doch Gottes Allwissenheit schon dieselbe, die sie beim Bestehen der Welt ist, denn Gottes Wissen ist ein ewiges Wissen. Das Ewige aber ist an sich etwas Unveräußerliches, und es hat keinen Sinn, von einem ewigen Besitz zu sprechen, der zeitweise nicht vorhanden sein sollte. Das Ich des Gottessohnes soll nach Thomasius auch in der Menschwerdung bleiben; aber das Ich ist doch kein leerer Punkt, sondern ist eine unendliche Fülle von Leben und Kraft, die von dem Ich, ohne es aufzuheben, gar nicht getrennt werden kann. Das menschliche Ich kann bei allen Wandelungen seiner Weltstellung nur bleiben als menschliches, und ein göttliches kann nur bleiben, wenn die wesentlichen Prädikate des Göttlichen, zu denen die Allmacht, Allwissenheit, Allgegenwart unbedingt gehören, auch ihm eigenthümlich bleiben. Wenn dieses Ich bleiben sollte bei Ablegung dieser ihm wesentlichen Attribute, so wäre das so, wie wenn in den Zaubermärchen sich ein Mensch in einen Vogel oder in einen Baum verwandelt. Jene in der ganzen Christenheit als wesentlich göttlich geltenden Prädicate zu nicht ewigen, nur zufälligen und unwesentlichen herabzusetzen, hätte nur bei dem pantheistischen Gott, nicht bei dem schlechthin persönlichen Gott einen Sinn. Wenn aber Thomasius grade im scheinbaren Interesse des Monotheismus sagt: die absolute Macht wäre Ohnmacht, wenn sie sich nicht bestimmen könnte, wie und wozu sie will (II, 203), so müssen wir mit der gesammten Kirche antworten: Gott kann seinem Wesen nach nichts wollen, was diesem seinem Wesen widerspricht, kann nicht wollen, jemals seine Allmacht, Allwissenheit und Allgegenwart abzulegen; — und wenn Thom. früher sagt: „in diesen relativen Eigenschaften vollzieht sich in und an der Welt die Immanenz Gottes, welche jedoch seine Außer- und Ueberweltlichkeit keineswegs aufhebt, sie vielmehr zur unveräußerlichen Rückseite hat, denn eben dadurch ist er der Welt wahrhaft immanent, daß er sich nicht an sie entäußert, sondern, indem er sie mit seiner Wirksamkeit durchdringt, doch in und bei sich selber bleibt" (I, 208), — so ist dies eben das, was wir auch bei der Menschwerdung festhalten müssen, und was die Theorie des Verf. doch eigentlich unmöglich macht, indem er ja grade für die allerintensivste Immanenz Gottes, für die Menschwerdung, diejenigen göttlichen Eigenschaften, in denen sich alle Immanenz vollzieht, bei dem Logos suspendirt. So wenig wie die sogenannten relativen Eigenschaften abgesondert werden können von den absoluten und immanenten, so wenig können diese gedacht werden ohne jene. Die Annahme, daß der Logos zwar ein absolutes Wissen von Gott, aber nicht von der Welt habe, ist in sich widersprechend, weil Gott nie bloß transcendent, sondern immer auch allgegenwärtg in der Welt ist.

Thomasius würde wohl über seine christologische Theorie bedenklicher geworden sein, wenn er die christliche Lehre von

der Trinität, die er im ersten Theile weniger eingehend und zum Theil selbst in mißverständlicher Weise behandelt*), schärfer ins Auge gefaßt hätte. Das ist unzweifelhaft, daß mit dieser Theorie die ganze kirchliche Lehre von der Trinität gefährdet wird; und wo der Verf. selbst auf das Verhältniß seiner Christologie zur Trinität eingeht, da verwickelt er sich, — wir müssen es bei aller Hochachtung gegen den trefflichen Mann sagen, — in seltsame Spitzfindigkeiten. Seine Theorie wäre überhaupt nur möglich, wenn der Unterschied der drei Hypostasen in Gott viel stärker über die Einheit hervorgehoben wird, als in der kirchlichen Lehre, besonders seit Augustinus, geschieht, und eigentlich nur dann, wenn aus den drei Hypostasen drei individuelle Persönlichkeiten gemacht werden, am leichtesten bei der Arianischen Auffassung; und es ist nicht zufällig, daß sich Thomasius von der aus der anfänglich stärkeren Hervorhebung der Unterschiedenheit zu immer stärkerer Betonung der Einheit fortschreitenden Entwickelung des Dogmas nicht befriedigt weiß, sondern ausdrücklich erklärt, daß es die Aufgabe der Gegenwart sei, „neben der Einheit auch die Momente des Unterschiedes, die Luther weniger urgirte, in ihrer praktischen Bedeutsamkeit geltend zu machen" (S. 104). Dieser Fortschritt müßte folgerichtig damit beginnen, die Erklärungen des Athanasianischen Symbols: „der Sohn ist unermeßlich, der Sohn ist allmächtig" zu streichen, weil nach Thomasius der Sohn Sohn bleibt, auch wenn er nicht unermeßlich und nicht allmächtig ist. Der weitere Fortschritt liegt dann nahe; was irgend einmal nicht ist, das ist nicht ewig; und wenn Arius dieses einmalige Nichtsein des Sohnes an den Anfang setzt, so setzt Thomasius das einmalige Nichtsein der wesentlichsten Eigenschaften des Gottessohnes in die Zeit der Menschwerdung.

Die Theorie des Verf. gibt in ihrer Anwendung auf die Trinität ein eigenthümliches Bild. Während vor der Menschwerdung das innere göttliche Leben vollkommen war, und der Vater in dem Sohn, wie Thomasius selbst sagt (I, 108), das vollkommene Ebenbild seiner selbst, sein anderes Ich, schaute und liebte, ist während der Zeit der Menschwerdung die zweite Person der Gottheit in ihren wesentlichsten Bestimmtheiten vollkommen latent, und sogar, während Christi Kindheit und während der Zeit des Schlafes im Zustande der Bewußtlosigkeit, wie der Verf. selbst anerkennt (II, 242. 530. 550 ff.), obgleich er es mit Spitzfindigkeiten abzuschwächen sucht; — das ewige göttliche Leben hat ein ganzes Menschenleben hindurch eine sehr wesentliche Lücke. Der Sohn ist da nur noch in seiner verborgenen Wurzel, als bloße Potenz in Gott, in Wirklichkeit aber in einem nichtgöttlichen Zustande der Entäußerung, und erst mit der Himmelfahrt wird das göttliche Leben wieder zu seiner früheren Integrität hergestellt. Das ist ein Gedanke, den das christliche Bewußtsein nimmermehr erträgt; und es ist nichts geholfen, wenn der Verf. entgegnet, dieser Zustand des Nichtgöttlichseins sei ja ein selbstgewollter, denn die Möglichkeit eines solchen Wollens muß von vorn herein bestritten werden.

Thomasius gibt selbst zu, daß durch die Menschwerdung eine Modification des trinitarischen Lebens eingetreten sei, aber er macht den dem christlichen Bewußsein so anstößigen Gedanken von einer zeitweisen Unterbrechung dieses Lebens dadurch noch bedenklicher, daß er nach dieser vorübergehenden Entleerung des göttlichen Lebens eine Vermehrung oder Ueberfüllung desselben annimmt. Die menschliche Natur selbst tritt nämlich „in die innerste Tiefe des trinitarischen Lebens ein, das Menschwerden wird ein Moment des innergöttlichen Verhältnisses; die Menschheit wird in den inneren Kreis der Trinität hineingenommen, und zwar nicht auf eine vorübergehende Weise, sondern für immer; denn der Sohn bleibt ewig Mensch." Eine Veränderung Gottes soll dies aber darum nicht sein, weil es auf einem ewigen Rathschlusse beruht! (II, 295). Für diese Behauptung, die selbst bei der weitgreifendsten Anwendung der communicatio idiomatum mindestens unvorsichtig ausgedrückt genannt werden muß, da das Sitzen zur Rechten Gottes, und die Mittheilung göttlicher Herrlichkeit an die Menschheit Christi doch noch etwas anderes ist, als das Eintreten in den inneren Kreis der Trinität, — wird weiter kein Beweis gegeben, als eine nicht einmal zutreffende Aeußerung Luthers; und jedenfalls ist dadurch, daß das in der Zeit vorgegangene Eintreten der Menschheit in die Trinität auf einem ewigen Beschlusse ruht, die Veränderung in dem trinitarischen Leben noch nicht zurückgewiesen, sonst könnte mit gleichem Recht auch der Gott-Sohn des Arius für ewig erklärt werden, obgleich eine Zeit war, wo er nicht war.

Den Nachweis des kirchlichen Consensus für des Verf. Lehre von dem Stande der Erniedrigung und der Erhöhung (159 ff.) können wir nicht als gelungen ansehen, obgleich freilich auch die lutherisch-dogmatische Auffassung der Erniedrigung als nur auf die menschliche Natur selbst sich beziehend, denselben nur sehr unvollständig führen kann. Der Grundsatz ist offenkundig in der alten Kirche wie in der reformatorischen festgehalten: „in Gott fällt keine Veränderung", und diesen Grundsatz hat Thomasius aufgegeben, damit aber, wie uns scheint, das Wesen der christlichen Gottesidee gefährdet. Seine Lehre trägt in einer gewissen Beziehung monophysitischen Charakter, nicht in dem Sinne, daß die menschliche Natur in die göttliche verwandelt wäre, sondern umgekehrt, daß die göttliche in die menschliche verwandelt wird. Bei seiner Besprechung der monophysitischen Streitigkeiten sieht man deutlich eine Bevorzugung der monophysitischen Lehre vor der entgegengesetzten (II, 80. 83. 85 ff. 94 ff. 103). Als den einzigen Mangel der Lehre Cyrills erklärt der Verf. ausdrücklich, daß derselbe die Einheit der beiden Naturen in Christo noch nicht intensiv genug gefaßt, das Göttliche noch nicht tief genug in das Menschliche hineingebildet habe, daß er beides noch nicht völlig zur Einheit eines Subjectes zusammengehen lasse; und an der weiter ausgebildeten monophysitischen Lehre des Eutyches, die nur sehr kurz

*) I. §. 12. 13; II, 46; vgl. Dorner, Lehre von der Person Christi, 2. Aufl. II, 1223.

berührt wird, tadelt er nur das, daß eigentlich die menschliche Natur in die göttliche verwandelt werde (108), während er selbst die Sache umkehrt. Schwer begreiflich aber bleibt es, wie Thomasius die ökumenischen Bestimmungen des Chalcedonensischen Concils im Wesentlichen als wahr anerkennen kann (110), während diese doch den bleibenden Unterschied der beiden Naturen ausdrücklich festsetzen und die Eigenthümlichkeit jeder derselben bewahren; und wenn er sich gegen die Aeußerung der epistola Leonis erklärt, daß der Sohn mit der Menschwerdung doch die natürliche Glorie nicht verlassen habe, so ist es wieder nicht einzusehen, wie er das in demselben Zusammenhang von dem Gottessohn gesagte: totus in suis, totus in nostris trefflich finden kann (S. 113), da doch Leo damit bestimmt nicht hat sagen wollen, der Sohn sei nur vor seiner Menschwerdung totus in suis gewesen. Es ist eine mißliche Sache, der so scharfen und klaren Entwickelung Leo's den Vorwurf der Verwirrung zu machen; und es ist geschichtlich nicht zulässig, sehr wesentliche Bestimmungen dieser von dem Concil ausdrücklich als Norm anerkannten Epistel zu verwerfen, und sich doch mit den Bestimmungen des Concils einverstanden zu erklären, sei es auch nur als einem „vorläufigen Abschluß" (115).

Der dogmengeschichtliche Theil der Christologie ist etwas ungleichmäßig behandelt; die Darstellung des sehr unerquicklichen und unersprießlichen Streites zwischen den Gießener und Tübinger Theologen über die beiden Naturen im Stande der Erniedrigung ist zwar gründlich, aber für eine Dogmatik wohl zu umständlich (II, 429—492).

Müssen wir es bedauern, daß Thomasius in der Lehre von der Person Christi einen dem evangelischen Bewußtsein fremdartigen Gedanken in das System einträgt und denselben bis zu den bedenklichsten Einseitigkeiten verfolgt, so freuen wir uns, in der Entwickelung des Werkes Christi, soweit dieselbe bis jetzt vorliegt, eine von keinen Verirrungen kühner Hypothesen, wozu die Neuzeit so sehr neigt, getrübte rein evangelische und gedankenreiche Darstellung zu finden. Die das Wesen des evangelischen Glaubens gefährdende Abschwächung der Versöhnungslehre bei Hofmann wird mit Entschiedenheit und mit klarer Schärfe zurückgewiesen und der Gedanke der stellvertretenden Genugthuung festgehalten und tiefsinnig entwickelt. Die menschliche Sünde, das ist der Grundgedanke, tritt der Verwirklichung des einheitlichen Willens Gottes an der Welt entgegen; sie bringt seine Liebe und seine Heiligkeit, näher seine Gnade und seine Gerechtigkeit hinsichtlich ihrer Offenbarung nach außen in einen Gegensatz und Conflict, der selbst eine innere Spannung zwischen ihnen zur Folge hat, bis in das Herz Gottes, des Dreieinigen, hineinwirkt. Es ist grade das Einheitsverhältniß der göttlichen Liebe zur Heiligkeit, daß ein Conflict beider nach außen nicht ohne Rückwirkung nach innen bleiben kann, und daß dieser Conflict eben darum aufgehoben werden muß; diese Aufhebung ist also nicht bloß eine nach außen sich offenbarende That Gottes, sondern zunächst grade eine innergöttliche. Gott kann aber in seiner Liebe die Wiederherstellung der durch die Sünde gestörten Gemeinschaft zwischen sich und der Menschheit nur so wollen, daß zugleich seiner Gehorsam fordernden Heiligkeit und seiner den Sünder richtenden Gerechtigkeit Genüge geschieht, d. h. nur so, daß beide, die Liebe und die Heiligkeit, die Gnade und die Gerechtigkeit, zur vollen Verwirklichung und eben damit zur Ausgleichung kommen; daß also das göttliche Strafurtheil über die Menschheit zu seinem Vollzuge kommt, aber so, daß damit die Aufhebung der menschlichen Schuld und des göttlichen Zornes, also die Wiederherstellung der Gemeinschaft Gottes mit der Welt erwirkt wird. Die erlösende Liebe vollzieht sich also als sühnende Genugthuung oder als genugthuende Sühne. Die Menschheit selbst ist kraft ihrer Sündhaftigkeit nicht im Stande, diese Genugthuung zu leisten. Der Gottessohn, Mensch werdend, nimmt in der Menschheit die Genugthuung auf sich. Schon in der Menschwerdung selbst liegt der Anfang einer Wiederherstellung der unterbrochenen Gemeinschaft zwischen Gott und der Menschheit; die actuelle Heiligkeit des Mittlers führt dieselbe weiter fort, das freiwillig übernommene Leiden und Sterben, das Strafleiden der ganzen Menschheit umfassend, vollendete diese Wiederherstellung, indem der Mittler in der Auferstehung den Tod überwand. Das Leiden ist ihm nicht ein bloßes Widerfahrniß, sondern er macht es zu seiner eignen, freien That, es ist eine Selbsthingabe an das Gericht, nicht ein Erleiden einer bloß äußerlichen Qual, sondern ein intensives Erleiden des Schmerzes des über die Sünde verhängten ewigen Todes; — und daß das Subject dieser That nicht bloßer Mensch, sondern der Gottmensch ist, das gibt ihr die Macht der vollen Genugthuung, Sühnung und Versöhnung. Indem nun Gott in erbarmender Liebe zur Menschheit seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit genug thut, vermittelt sich die innere Einheit dieser seiner wesentlichen Eigenschaften mit sich selbst; die Versöhnung Gottes mit der Welt ist zugleich die Versöhnung Gottes mit sich selbst; und auf Grund dieser einmaligen Versöhnung bietet Gott den Menschen die Vergebung der Sünden, also die subjective Aufhebung der Schuld, die Theilnahme an der objectiv wiederhergestellten Gottesgemeinschaft an. Diese Versöhnungsthat ist zugleich ihrer Wirkung nach eine Erlösung von der Macht der Sünde, des Todes und des Teufels (III, 1 — 156). An diese vortreffliche Entwickelung schließt sich eine sehr eingehende Darstellung der geschichtlichen Gestaltung des Dogmas, die besonders den oft einseitigen und mißverständlichen Darstellungen Baur's und Hofmann's gegenüber von Wichtigkeit ist.

Der Verf. beginnt dann die Entwickelung der „währenden Vermittelung der ein- für allemal wiederhergestellten Gemeinschaft zwischen Gott und dem Menschen" und behandelt zuerst die Vertretung, dann die Heilszueignung, die aber in dem vorliegenden Bande noch nicht zu Ende geführt ist.

Einen besonderen Nachdruck legt der Verf. mit Recht auf die Intercession des verklärten Christus, als dessen fortwährende Selbstbethätigung und individualisirende Fortsetzung seiner hohenpriesterlichen Thätigkeit, indem er die Gnade Gottes, die

er durch sein Opfer der Menschheit überhaupt erworben, den Einzelnen fort und fort zuwendet, und zwar ebensowohl in Beziehung auf die, die noch außerhalb der Heilsgemeinschaft stehen, wie auf die, welche bereits in derselben stehen (III, 328 ff.) Bei der Lehre von der Heilszueignung befolgt der Verf. die, wie es uns scheint, zweckmäßige Ordnung, erst von der Mittheilung des heil. Geistes und der Gründung der Kirche zu reden, dann von den Gnadenmitteln im Allgemeinen und von dem Vorgang der Heilszueignung selbst, und zuletzt von der Gestaltung der Kirche zu handeln. Bei der Erörterung der Gnadenmittel weist der Verf. sehr richtig auf den Gegensatz der lutherischen Auffassung derselben gegen die Prädestinationslehre hin, welche selbst bei den anfänglichen Sympathien Luthers für dieselbe durch die von Anfang an bei ihm klar erfaßte Idee der objectiven Gnadenmittel ihr berichtigendes Gegengewicht fand (S. 372). Die Lehre von der Inspiration wird mit großer Besonnenheit kurz dargestellt (S. 394 ff.); die Unvereinbarkeit der absoluten Prädestinationslehre mit dem christlichen Grundgedanken scharf nachgewiesen (S. 400 ff.); klar und bestimmt ist die schwierige Lehre von der Annahme des Heils entwickelt (S. 410 ff.), und die vielfachen Befehdungen der kirchlichen Auffassungen werden mit Umsicht zurückgewiesen.

Das treffliche Werk würde in den Augen Vieler an Werth sehr gewinnen, wenn es dem Verf. gelänge, seine christologische Auffassung zu größerer Uebereinstimmung mit der kirchlichen Lehre zu bringen, und wenigstens der Ausdehnung ihrer Folgerungen engere Gränzen zu setzen. Wenn er es über sich gewänne, dieselbe zu der Geltung einer bloßen dogmatischen Hypothese herabzusetzen, würde er mit der Ausbeutung ihrer Consequenzen auch etwas bedenklicher sein.

Johann Melchior Götze. Eine Rettung von Doctor Georg Reinhard Röpe, ordentlichem Lehrer an der Realschule zu Hamburg. Mit Portrait und Facsimile. Hamburg 1860.

(Fortsetzung.)

Wir kommen dann an die Plattheit aller Plattheiten Aloys Blumauer, der in seine travestirte Aeneide, über deren ungemeine Verbreitung in Hamburg, so daß Schüler ganze Gesänge auswendig wußten, wir schon geredet haben, auch den Fragmentenstreit hineingezogen hatte und bei Gelegenheit der Wettkämpfe am Grabe des Anchises Melchior Götze als den Ochsen in Hammonia einführt, der gerne Apis werden wollte, der brüllt, daß dem Publico die Ohren gellen, dem aber nach Gebühr der Kopf eingeschlagen wird. Dem geht noch vorher des schon erwähnten Dreyers Grabschrift auf den lebenden Götze, in welcher der Streit Götze's mit seinen Collegen ihm natürlich allein zum Vorwurf hingestellt wird, und die Voß in seinen Musenalmanach aufgenommen, was uns nicht grade wundert; aber wenn der Wandsbecker Bote ein Compliment und herzlichen

Gruß von Lessing erhält, daß er im Gespräch mit dem Kaiser von Japan auch des Fragmentenstreits gedacht habe, so wird uns dieses nur daraus begreiflich, daß solches am 19. April 1778 stattgefunden, „wo Claudius noch nicht erkannt hatte, daß Jesus der Christ sei" und er hat gewiß später dieses Wort bereut. Dasselbe gilt von Stolberg, wenn derselbe in seiner siebenten Satire, Schaafpelze betitelt, schreibt:

Kennst du den argen Pfaffen nicht
Den Götzen seines Pöbels u. s. w.

und ihn gradezu beschuldigt, daß er seine Collegen, fromme, weise Männer, dermaßen angezischt und angebrüllt, daß sein Drachengift in ihre Wunden geflossen und sie beide hingesiecht und gestorben. Uebergehen wir hier Lessing, auf welchen wir noch ausführlicher zurückkommen werden, und werfen beim Ausgange aus unserer Gallerie nur noch einen Blick auf die Sünder an Götze's Leumund aus neuester Zeit, Adolph Stahr und den Gothaischen Ehestands-Procurator für alle Kirchlich-Aussätzigen der protestantischen Bevölkerung Preußens, so theilen wir das Bedauern unsers Verfassers nicht, daß sich diese Männer gar keine Mühe gegeben, Etwas zu Gunsten Götze's zu sagen; wenn der erstgenannte in seiner Lebensbeschreibung Lessings Götze's kaum erwähnt, so handelt er dabei nach einem richtigen Tact, denn bei seinem gänzlichen Unvermögen, christliche Dinge zu begreifen, würde er doch nur Ungereimtes zu Tage gebracht haben, und was den Andern anbelangt, so hätte der besser gethan, zu schweigen; denn von Götze selbst hat er keine Sylbe gelesen und was von seinem Gesagten Verstand hat, ist nur eine Vergröberung dessen, was bei Lessing zu lesen ist, was er dagegen aus dem Vorrathe seiner eignen Weisheit vorbringt, ist so voll innerer Widersprüche, daß er wider sich selbst zeugt und man nicht begreifen kann, wie Jemand in einem Athemzuge so sich Widersprechendes vorbringen kann.

Hier in unserm Buche angekommen, können wir uns einer Bemerkung nicht entschlagen; es liegt sachlich und auch örtlich nahe, bei dem Götzeschen Streite an Claus Harms und seine 95 Thesen zu denken und diese beiden Männer, namentlich, wie ihr Widerpart sich gegen sie verhalten, mit einander zu vergleichen und zugleich unsere streitende Zeit daneben zu halten; beide Männer wollen und erstreben dasselbe, Harms will nur wieder haben und wieder erobern, was Götze bis zum letzten Athemzuge vertheidigt hat; beide streiten für die Kirche Jesu Christi, Harms beschränkt seinen Eroberungszug auf Widergewinn der Bibel als anerkannten Wortes Gottes, Kirchenordnung, Liturgie, priesterliche Acte, Götze setzt Alles daran, diese Gaben und Güter zu bewahren, will aber auch die Kunst, die christliche Kinderzucht den Nichtchristen nicht zur Beute lassen, beide Männer sind gleich unsträflich in ihrem Wandel, und wie verschieden ist doch die Behandlung, die sie von ihren Feinden erfahren? Wie zahm erscheint im Thesenstreite die Welt und mit welcher Erbitterung, mit welcher tiefgehenden Bosheit und nie ruhendem Hasse wird Götze verfolgt. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 22. September. № 76.

Johann Melchior Götze. Eine Rettung von Doctor Georg Reinhard Röpe, ordentlichem Lehrer an der Realschule zu Hamburg. Mit Portrait und Facsimile. Hamburg 1860.

(Schluß.)

Unsers Wissens hat man sich an Harms Person gar nicht vergriffen, abgerechnet eine schlechte Anspielung auf seine Herkunft als Müllersohn und daß er in seiner Jugend Säcke getragen, und dabei dreht sich der Streit hauptsächlich um die Rechte der lieben Vernunft in Glaubenssachen und bei der Schrifterklärung, aber nun sehe man in jene Gallerie hinein, dreißig Jahre lang wird wiederholt, er habe Collegen getödtet, als Schlange gezischt, als Ochse gebrüllt, als Priester geherrscht, als Denunciant verklagt, er würde Autodafes gehalten haben, wenn er nur die Macht dazu gehabt, aber sehen wir genauer zu, so haben wir einen Polemiker, der Glaubenslehre betont, welche er zu Heil der Menschen nothwendig hält, und die von seinen Collegen, die in der Widerlegung um Nichts sanfter sind, bekämpft oder auf die Seite geschoben wurden; der sich gegen Neuerungen in der Kirche setzt und auch den Schutz der Obrigkeit dazu anspricht, während Klagen wider ihn gleichfalls eingereicht und um Abschaffung dessen gebeten wird, für dessen Bleiben er sich verwandt; der Mann ist roh, plump, bornirt gewesen, und der noch vorhandene Katalog seiner nachgelassenen Bibliothek weist eine Sammlung von Schriften aus den mannigfaltigsten Zweigen menschlichen Wissens nach, wobei auch die schöne Literatur nicht fehlt; seine Rachsucht hat keine Gränzen und er geht zu seinem Collegen, um sich mit ihm vor dessen Ende zu versöhnen; sein Stolz will wer weiß wie hoch hinaus, und Candidaten und reisende Gelehrte, die ihn besuchen, rühmen seine Freundlichkeit; sein Privatleben ist das stille Leben eines Gelehrten, dem Lärm und große Gastmähler zuwider sind, auch seiner Gesundheit nicht zusagen, und dennoch beschuldigt ihn der angeblich „reisende Franzose“ „großer Nachsicht gegen die Belustigungen hinter der Bettgardine.“ Woher diese so tief wühlende Feindschaft? Persönlichkeit, Zeit und Ort geben uns einen Schlüssel. Götze konnte zu Nichts, was gegen die Kirche vorgebracht wurde, schweigen, konnte Nichts ignoriren und mußte Alles, was gegen seine Person gedruckt wurde und in Druck ausging, nochmal abdrucken lassen, um es zu widerlegen und in seiner Unwahrheit darzustellen. Dazu mag das Gewissen ihn getrieben haben, die amtliche Stellung in einer bedeutenden Stadt, sein Verhältniß zu der Gemeinde, namentlich den untern Volksschichten, welche am alten Gebrauch und Recht festhielten und den Stock seiner Zuhörer bildeten (der Rath war ihm von vornherein wenig geneigt und wurde es von Jahr zu Jahr weniger in dem Maaße, wie er sich der neuen Zeit zuwandte), ein Kassandrageist, der in der Einbuße lutherischer Spitzen, Religions- und Glaubensmengerei und kirchliche Verheerung richtig vorausfühlte. Viel Menschliches und Verkehrtes ist nicht ausgeblieben und eine wunderbare Zuversicht, es mit jedem aufzunehmen, der die Kirche Christi antasten wollte, wich selbst nicht von dem alternden Manne; dabei stand er aber nicht, wie man gewöhnlich fälschlich annimmt, allein für sich, wie ein Stundenabrufer, der Stunden abruft, die schon längst abgelaufen sind, er hatte, trotz der Wölfe in Schafskleidern und trotz der stummen Hunde im Ministerio, Collegen zur Seite, die es mit ihm und dem alten Rechte hielten, und vor Allem eine dichte Volksmenge, die ihn als ihr Organ der Neuerung gegenüber ansah und zu ihm in Treue stand, wie er denn auch seine volle Sonntagskirche bis zum letzten Amen seiner Predigten sich bewahrt hat. Eins dürfen wir ferner nicht übersehen, was auch unsere Zeit vollkommen bestätigt, daß dem Prediger Nichts so sehr verdacht und verargt wird, als Ungeselligkeit, alle Liebe kann es nicht wieder gut machen, wenn der Menge aus dem Leben des Predigers das Gewicht der Worte vorgehalten wird: Stellet Euch nicht dieser Welt gleich, Nichts verdrießt sie so, als diese für stolz gehaltene Uebung eines Gebots und Götze nach seinem Wesen, seiner umfassenden Gelehrsamkeit, seinem kirchlichen Eifer hat sich wohl wenig für gesellige Ergötzungen geeignet und es ist nicht ohne Grund, daß seine Collegen als „interessante Gesellschafter, als Erheiterer geselliger Kreise“ so sehr gerühmt werden und ihr Tod so tiefes Bedauern erregt. Viel mehr aber als in der Person finden wir die Ursache jenes tief gehenden Hasses in der Zeit. Wenn vor Zeiten Christen in die Sclaverei der Türken geriethen, so waren sie nicht so übel daran, wenn ihr Herr ein Türke von Haus aus war, als wenn sie Eigenthum eines Renegaten wurden; denn das strafende Gewissen über den Abfall vom Christenthume suchte Betäubung im Erfinden von Quälereien an denen, mit welchen man früher gleichgestanden hatte. Diese Renegatenstellung bei Götze's Gegnern

muß mit in Rechnung gebracht werden, um den intensiven Haß zu begreifen; dazu kam die Macht der Kirche zu der Zeit, die erst noch gestürzt werden mußte, welche man fürchtete, und deren Institution in Hamburg so eigenthümlich ist, daß der Weg zu den Staatsämtern durch die Kirchenämter hindurchgeht; auf Seiten Götze's um so heiligere Pflicht, auf der Warte zu stehen und mit der Kirche auch die Staatsordnung mit zu bewahren und auf Seiten der Gegner ein Antrieb, Nichts unversucht zu lassen, erst die Kirche zu beseitigen, um dann an den Staat zu kommen, wie das der Gang aller modernen Revolution ist. Ein anderer nicht unbedeutender Factor der kirchenfeindlichen Wucht ist in dem Umstande zu suchen, daß man mehr Material zur Waffenmacht hatte, als jetzt; man hatte mehr Kenntniß von der Bibel, Lehre, Kirche, von der Schule und aus dem älterlichen Hause her, was im Dienste des Fürsten dieser Welt zum Schaden und Spott der Kirche verwandt wurde, daher die vielen Parodieen und Travestieen der Bibel in jener Zeit, besonders in Hamburg, der alten Lutherischen Burg gegen das reformirte Bremen; wir würden jetzt noch ganz andere Dinge in den liberalen Kammern zu hören bekommen, man würde noch viel fester gegen die Kirche auftreten und aggressiv verfahren, wenn man nicht glücklicher- oder unglücklicherweise so ganz unwissend über Lehre und kirchliche Lehre wäre; man müßte erst Studien machen, um nachdrücklich verfahren zu können, und das ist doch zu langweilig, dazu fürchtet man die Kirche nicht mehr und ärgert sich nur, daß sie noch da ist und zuweilen den Muth hat, zu reden, und wenn man vorübergehend stillschweigen muß, tröstet man sich, daß eine Zeit der Gewalt und des Faustrechts kommen werde, wo man der verhaßten Alles eintränken kann, wozu für den Augenblick die Zeit ungünstig ist. Es thut uns oft so leid, wenn unsere Freunde in den Kammern so unsicher und ungeschickt das Wort für das Reich Gottes nehmen, wir fühlen es, sie stehen mit Bekenntniß und Leben nicht auf dem sola fide, als auf dem Punkte, von wo aus allein man sichere Streiche führen kann im Namen dessen, der zum Streite berufen: unsern Feinden geht's zum Glück nicht besser oder vielmehr noch schlimmer, sie haben nichts als die abgenutzten Insinuationen von Reaction, Hierarchie, Gewissensdruck, Heuchelei und Pfaffentrug. Endlich darf nicht übersehen werden, jene Zeit hatte gegen die unsrige etwas Beschränktes, es gab keine Eisenbahnen, keine schnellen Reisen, Zeitungen nur wenige, wodurch das Leben und die Menschen auseinander gerissen werden; in solcher Zeit wird das Hassen wie das Lieben leichter; jetzt hat man keine Zeit dazu, weil immer ein Neues das andere verdrängt; dazu verschlingt der Materialismus Alles; ist man so glücklich gewesen, einen Verdruß der Kirche aufzufinden, so geht er durch die Zeitungen und durch das Gerede, es wird angesagt zu Gad und verkündigt zu Ascalon, in den Casinos freuen sich die Töchter der Philister und frohlocken die Söhne der Unbeschnittenen, und damit ists aus; die Zeit ist zu matt, um intensiv hassen zu können.

Unser ehrenwerther Biograph will nun dem alten Götze eine Glorie bereiten, indem er den alten rüstigen und am Ende gebeugten Streiter für die Orthodoxie in Hamburg mit seinem adlichen Namensvetter, Götz von Berlichingen, dem letzten Streiter für die untergehende Reichsritterschaft, vergleicht; aber David Strauß in der angeführten Recension fährt ihm unsanft zwischen seinen schönen Vergleich mit dem Wunsche, „möchte doch der Hamburger Götze der letzte Zionswächter gewesen sein." Wir können diesen Vergleich keinen glücklichen nennen, so wenig uns die Verklärung des Götheschen Götzes beim Sterben durch die Freiheit gefällt, worin wir nur eine Concession an die Thränendrüsen und an die Theaterkasse sehen; hören wir statt dessen über Götze's Persönlichkeit Etwas aus dem Munde seines bittersten Feindes Cranz, des Verfassers der Gallerie der Teufel, der fünf Bände Streitschriften gegen den „Hamburgischen Zionswächter" hat ausgehen lassen, die an Bitterkeit und Feindseligkeit Nichts hinter sich lassen, der eingestandenermaßen das biblische Christenthum vernichten will und darum gegen den Vertreter der Orthodoxie in Hamburg die ganze Wucht seines Angriffs richtet, aber über die Congruenz von Person und System Nachstehendes bemerkt: „er (Götze) besitzt einen außerordentlichen Schatz von historischen, dogmatischen und polemischen Wissenschaften, durch seine Lehre und Streittheologie thut er nichts Anderes, als das Gebäude des Christenthums auf dem Fundament der Bibel in seiner alten Ordnung zu erhalten und das thut er nach *seinen* Grundsätzen? — nein, nach den Grundsätzen des alten apostolischen Christenthums, so wie es auf die Bibel begründet ist, so bündig, daß alle seine Bestreiter zu kurz kommen müssen, so lange sie die Bibel als göttliche Offenbarung gelten lassen. Ein zweiter charakteristischer Zug an diesem Manne ist seine *offene Redlichkeit*, daß er selbst glaubet, was er lehret. Er ist kein Pharisäer, kein Heuchler und hält nie hinter dem Berge; man weiß, wie man mit ihm daran ist; ohne alle sonst übliche theologische Politik schreibt, handelt er, wie er denkt, und ich schätze ihn höher als alle die aufgeklärten Theologen, die am Christenthum flicken und lappen, sich zwischen Glauben und Unglauben winden und drehen und nie mit der Sprache recht heraus gehen." Es wird dann auch Götze's theologischen Eifers gedacht, aber auch dieser sei immer nur nach den Grundsätzen der Schrift gegen die Ketzer: „in solchen Fällen, wo der *Mensch* beleidigt wird, lehrt Jesu Moral sanftmüthige Duldung und dem Gefallenen Aufhülfe. Das thut auch Herr Götze; er predigt Sündenvergebung, vergibt auch selbst, und nimmt Sünder an seinen Tisch, die ihn oft gräßlich ausgehunzt haben." Zum Schluß nimmt der Verf. Götze's Privatcharakter aufs Entschiedenste gegen den Klatsch der Hamburgischen Kaffeegesellschaften, gegen anekdotensammelnde Reisende und die falschen Berichte des Herrn Nicolai in der allgemeinen Deutschen Bibliothek in Schutz, indem er offen erklärt: „ich finde es infam, einem ehrlichen Mann Anekdoten anzudichten, durch die sein Name erniedrigt und sein Privatleben mit Koth beworfen wird. Bekommt ein Senior Knietritte auf die Brust, so soll es Herr Götze sein, der die Balgerei gehabt; genießt eines Predigers

Sohn ein Stipendium, so muß Herr Götze's Sohn drei gehabt haben. Wird ein gutes Schauspiel gegeben, so soll Herr Götze der Verfasser sein, und wenn fromme Geistliche schimpfen wie die Rohrsperlinge, so wird für Herrn Götze auf der Kanzel gebeten (das hatte Pastor Moldenhauer am Dom gethan), daß Gott ihm seine Lästerung vergeben und ihn bekehren soll."

Es folgt nun das dritte Capitel unsers Buchs, Götze's Polemik überschrieben, und nachdem der ersten in den Bereich der eigentlichen Gelehrsamkeit fallenden Streitschrift wider Semler über die Complutensische Polyglotte rühmlich gedacht ist, der auch Lessing Beifall gegeben, tritt uns ein aus Göthe und Karl v. Raumers Geschichte der Pädagogik bekannt gewordener Name entgegen, wider den zu zeugen Götze sich gedrungen fühlt, der Philanthropinen-Mann Basedow, damals noch Professor in Altona, von dem Dänischen Minister von Bernstorff, dem Hofprediger Cramer und andern in hohen Aemtern stehenden Männern, bei denen der Englische Deismus bereits Eingang gefunden, hoch begünstigt. Göthe, auf der Reise mit ihm, wird nicht müde, von seinem Stinkschwamm zu reden, aber wenn der Vater der Philanthropinums, der neue Bildner der Jugend, der an den Herzog von Dessau schreibt: „wenn er ihm nicht 500 Ducaten anschaffen könne, so werde er seine Hand von der Menschheit abziehen", bei Raumer vor uns auftritt, so meinen wir fast einen betrunkenen Irländer vor uns zu haben, der aus der Kneipe kommend noch andern Geruch um sich verbreitet, als Stinkschwamm — der Rousseau'sche Emil erscheint in deutsche Rohheit und Plumpheit übertragen. Dem entsprechend liefert unser Buch eine Abendscene aus Basedow's Leben, wo er in einer Gesellschaft an seinen Schwager, einen bankrott gewordenen Weinhändler, bedeutend im Spiel verliert und diesem vorwirft, daß er seine Familie vom Spiele ernähre, und wenn dieser nicht so sanftmüthig geantwortet hätte, es zum Raufen gekommen wäre. Basedow war jedenfalls eine kräftige Natur und seine Reaction im Erziehungswesen nach der natürlichen Seite des Menschen gegen Unnatur der Mode, des Puders und der Perücke, gegen körperliche Verwahrlosung der Kinder, hatte eine Berechtigung, aber dabei blieb er nicht stehen, sondern hatte es auf den Umsturz aller kirchlichen Ordnung und des ganzen Christenthums abgesehen; bekannte sich als abgesagten Feind der Dreieinigkeitslehre und argumentirte wider dieselbe mit Worten, Füßen und Händen, wie und wo er nur konnte. Hört man nun, was er an die Stelle der christlichen Erziehung setzen wollte, wie die Kinder bis zum neunten Jahre bloß den Pflegeältern für Essen und Trinken zu danken haben, dann aber, wenn ihnen das Dasein Gottes entdeckt ist, zum ersten Mal den Namen Gottes hören sollen; wenn beim Uebergange von der „kleineren zur größeren Kindheit" Fritz neue Kleider bekommt und zum ersten Mal in die Kirche geführt und der Zweck der dortigen Versammlung ihm klar gemacht wird, wie man die Ruthe im Camin verbrennt und das Ganze mit einer Kindergesellschaft schließt, so wird man an die Feste erinnert, die Robespierre, nachdem durch Conventsbeschluß die christliche Religion abgeschafft war, es mit der Göttin der Vernunft auch nicht vorwärts wollte, zur Anbetung des être suprême einführen wollte. Diese Phrasen-Religion, dieser Charlatanismus und die Geldschneiderei daneben sind uns widerwärtiger, als Göthe der Stinkschwamm sein kann.

Für die rasch auf einander folgenden Schriften Basedow's begann sofort die vornehme Welt zu schwärmen, aber in das Volk drang seine Erziehungsweise nicht, die Schustergesellen in Altona machten sogar einen Aufruhr wider ihn und seine Gottlosigkeit und die Geistlichkeit schloß ihn vom Abendmahl aus; die Aufregung ward so groß, daß der Hamburger Rath durch ein öffentliches Dekret vor dem Lesen paradoxer Schriften warnte und allen Schulhaltern gebot, sich nur der eingeführten Katechismen beim Unterrichte zu bedienen. Daran schloß sich ein von Götze als Senior verfaßtes Pastoralschreiben an die Gemeinen Gottes in Hamburg, um dieselben vor der Gottesvergessenheit, Gottlosigkeit und Gotteslästerung dieser Zeit väterlich zu verwarnen; der Ton desselben ist ebenso eindringlich als väterlich, und die Schrift trifft den Nagel auf den Kopf; es ist zugleich für die Zeit charakteristisch, daß noch so viel fromme Gesinnung im Volke war, um die Vermahnung eines geistlichen Ministerii hinnehmen zu können. Es wird zuerst über die überhand nehmenden Spöttereien geklagt und gezeigt, daß der Feind Gottes für alle Einsichtigen den Plan habe, jetzt seine Absichten bei den Bekennern Jesu nicht durch blutige Verfolgung zu erreichen, sondern daß er durch leichtsinnige Reden, witzige Spöttereien, freche Lästerung der Wahrheit zu den Sünden und Lastern reize, welche vom Reiche Gottes ausschließen. Der eine bemüht sich, eine Erziehung der Jugend anzupreisen, von welcher alle Grundlegung der Gottseligkeit verbannt ist und welche den Erdboden mit starken, arbeitsamen Thieren in Menschengestalt anfüllen will (Basedow). Ein anderer (Edelmann) tritt öffentlich alle Grundsätze des Rechts der Natur und der Sittenlehre mit Füßen und läßt allein diejenigen Vorschriften stehen, welchen Gefängnisse, Geißel, Strick und Schwert Nachdruck geben; um dem Laster seine Abscheulichkeit zu benehmen und die Gewissen zu betäuben, nimmt man Dichtkunst, Musik, Malerei und Kupferstechkunst zu Hülfe und flößt also das Gift unbefestigten Seelen desto leichter ein. Nachdem dieser Abfall beklagt und mit lebendigen Farben gezeichnet ist, der die Gerichte Gottes herausfordern müsse, werden gegen das Ende die Eltern herzlich ermahnt, ihre Kinder aufzuerziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, sowie die Kinder eindringlich angeredet, an ihren Schöpfer in ihrer Jugend zu denken; und das Ganze schließt mit den Worten: Indessen, o Geliebte, erbauet euch auf euern allerheiligsten Glauben durch den heiligen Geist, betet und beharret in der Liebe Gottes und wartet auf die Barmherzigkeit unsers Herrn Jesu Christi zum ewigen Leben, auf daß ihr seid unsträflich mitten unter dem unschlachtigen und verkehrten Geschlecht und unter ihnen scheinet als Lichter der Welt, damit ihr haltet ob dem Worte des Lebens uns zum Ruhme an dem Tage Christi, als die wir nicht vergeblich gelaufen, noch vergeblich gearbeitet haben.

Diese Worte sprechen für sich selbst! und wie gelten sie heute noch! Die Narrheit der Basedowschen Erziehung haben wir überwunden, aber die Abschwächung des göttlichen Gesetzes, die Unbekanntschaft mit dessen rechtem Verstande, die stumpfen Gewissen, die keine anderen Sünden kennen, als die mit Strick, Schwert und Kerker gestraft werden, und die daraus resultirende Unfähigkeit, die Lehre vom Glauben zu begreifen — das ist uns zum Leiden geblieben und wann wird Hülfe aus Zion über Israel kommen und der Herr sein gefangen Volk erlösen?

Nachdem so Obrigkeit und Ministerium gesprochen, kam der Handel auch auf die Kanzel; aber Götze war es nicht, der diesen Zug eröffnete, sondern der Hauptpastor Johann Diederich Winkler erhub sich in mehreren Predigten wider diese Erziehungsmethode, die alles christlichen Grundes bar sei, wofür er von Basedow mit „einer Vorstellung an das denkende Publikum" gezüchtigt ward; — die Zeit kam schon heran, wo man allgemein annahm, daß Glauben und Denken mit einander nicht zu einigen seien. Das hielt aber Götze nicht ab, am Palmsonntage 1764 mit einer Predigt über das Gebet der Unmündigen hervorzutreten, worin er zeigte, wie das Gebet der Unmündigen von Gott gefordert werde und ihm angenehm sei, die Scheingründe derer vernichtete, die das Gegentheil behaupteten, und die Folgen nachwies, wenn das Gebet der Kinder überhaupt und die Unterweisung in der Erkenntniß Gottes und Jesu Christi gehindert würde. Hiermit war in ein Wespennest hineingestochen, das sagte sich Götze vorher, oder wie er sich ausdrückte, „spöttische und anzügliche Schriften würden von nun an wie Schneeflocken um ihn herumfliegen", aber er tröstete sich damit, daß der Herr, dem er am Altar der Kirche mit völliger Ueberzeugung seines Herzens den Eidschwur gethan, die in der heiligen Schrift und den darauf gegründeten Symbolen enthaltene Wahrheit bis auf den Tod zu behaupten, ihn auch dazu stärken werde. Hiemit beginnt nun eine neue Aera in Götze's Leben; er hatte bereits zwanzig Jahre geschriftstellert, wobei sein Leben friedlich dahin gegangen, von nun an aber ward es ein Kampf bis zum letzten Athemzuge; Basedow antwortete auf diese Predigt mit einer Schutzschrift seiner Bücher, Götze gab eine Vertheidigung heraus; im Ganzen blieb er bei diesem Handel Sieger, die alte kirchliche Ordnung in Hamburg dauerte fort, und als Basedow nach Dessau übersiedelte und mit den großen Summen, die Fürsten und Könige, Reiche und Arme, besonders aber Juden und Freimaurer zusammengebracht, sein Philanthropin aufrichtete, wodurch er seine Charlatanerie vollends an den Tag brachte und sich lächerlich machte, gab er den theologischen Streit auf, aber er behielt doch in Altona und Hamburg seine Anhänger und diese befolgten den ihnen gegebenen Rath aufs treulichste, in Gesellschaften und Schriften Götze wo möglich lächerlich zu machen. Ein Hauptbeitrag hiezu war ein von Abbt geschriebenes, aber anonym bei Nicolai 1766 herausgekommenes Pasquill mit dem Titel: Erfreuliche Nachrichten von einem in Hamburg zu haltenden protestantischen Inquisitionsgericht und dem inzwischen in effigie zu haltenden evangelisch-lutherischen Autodafe. Basedows Bild wird nach gehaltenem Gericht zerrissen, dem Hamburger Aaron der Rock geküßt, der seufzend und mit Augenverdrehen den Wunsch ausspricht, daß der Eifer der Leviten bald auflodern möge, um alle die, welche sich wider Mose und Aaron auflehnen, Spötter, Verächter, Abtrünnige, Kritiker, Philosophen, Philologen, Witzlinge und Freimaurer zu verzehren; das Pasquill schließt mit einem von dem bereits genannten Dreyer verfaßten und seitdem verbreiteten Programm:

Da steht er, seine fette Wange
Färbt keine Scham mehr roth;
Und Hamburg, abergläubisch bange,
Horcht fromm auf sein Gebot
Und ehrt mit knechtischem Entsetzen
Den von ihm selbst erhöhten Mann.
So schuf sich Juda einen Götzen,
Ein goldnes Kalb — und betet's an.

Die Angriffe der Aufklärer ruhten von nun an nicht, und jeden Handschuh, den man Götzen zuwarf, nahm er auch auf, und wo eine Schrift auftauchte, welche die Bibel oder die symbolischen Schriften direct oder indirect antastete, die mußte widerlegt werden — das jetzt so beliebte Todtschweigen von olympischer Höhe herab, einen Angriff ignoriren, einen Feind mit Verachtung zu strafen, das hatte wohl oder übel Götze nicht gelernt. Die Aufklärung und Toleranz fand ihre nächste Vertretung in Götze's beiden Collegen, von denen der eine immer an Asthma gelitten, wie er selbst sagt, in 12 Jahren 15 Krankheiten gehabt hat, und an der Schwindsucht stirbt, der andere am Gallenfieber rasch endet, die er aber alle beide, wie wir aus Stolbergs Munde gehört haben, todt geärgert hat. Ihre Schriften bezeugen, daß schon damals die Vertreter der Toleranz Alles toleriren können, nur den Glauben nicht, und daß sie gegen den damals ebenso intolerant waren, wie heut zu Tage. Dann folgt eine Fehde mit Semler, der von freier Untersuchung des Canons ausging und in der Dogmatik keine Lehre wollte gelten lassen, als „die zur moralischen Ausbesserung diente", und den wir später in dem Fragmentenstreite auf Götzens Seite stehend finden, ja, der zuletzt für das Wöllnersche Edict in die Schranken trat — ein wahres Armuthszeugniß für die Halbheit, Kurzsichtigkeit und Inconsequenz der Aufklärungszeit! Hieran reiht sich eine ausführliche Schrift wider die frevelnde Dummheit Bahrdts in seiner „Neuesten Offenbarung Gottes" und eine desgleichen gegen den frühern Verfechter der symbolischen Bücher, aber später matt gewordenen Leß; man höre von ersterem, den Göthe so meisterhaft gegeißelt hat:

Da kam mir ein Einfall von ungefähr,
So redt' ich, wenn ich Christus wär',

Die Uebersetzung der Worte aus der Bergpredigt: Selig sind, die Leid tragen: Wohl denen, welche die süßen Melancholien der Tugend den rauschenden Freuden des Lasters vorziehen.

Beilage.

Oder Matth. 1, 4: Da ward Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, auf daß er von dem Teufel versucht werde: Bald hernach führte Gott Jesum an einen einsamen Ort, um ihn von einem Widersacher harte Behandlung erleiden zu lassen. Oder Matth. 10, 17: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen: Die Zeit ist da, wo Gott eine neue Religionssocietät zu errichten beschlossen hat, in welcher die Tugend ewiger Belohnung entgegensehen darf. Da müßte sich doch jeder freuen, wenn solchem Manne nach Gebühr begegnet wird!

Wir übergehen das Nähere aus diesen und andern Fehden, um noch Raum für den Streit mit Lessing zu behalten; unser Buch bringt ausführliche Belege dafür bei und weiß sich etwas damit, daß Lessing und Götze bis zum Jahre 1767 in gutem Vernehmen mit einander gestanden, daß ersterer letzteren freundschaftlich in Hamburg besucht und daß einer von dem andern mit hoher Achtung redet; ferner, daß, als der Streit Götze's mit Bahrdt, Alberti, Friederici, Klotz in voller Blüthe stand, Lessing entschieden Götze's Partie nahm, selbst dafür auftrat, daß die in dem Hader mit den Collegen so oft angezogenen Worte Assaph's: Schütte deinen Grimm aus über die Heiden, mit dem Gebote von der christlichen Liebe in vollen Einklang zu bringen seien und zu dem Ende aus Tristam Shandy die drei mal wiederholten Worte Trimms: French dog anführt; daß er in Briefen an Madame König, seine spätere Frau und andere Leute „auf seinen ehrlichen Götzen Nichts kommen läßt", dagegen von seinen Feinden mit der größten Verachtung redet, sie „Kuppler der Wahrheit" schilt, die vom Christenthum Nichts als den Namen übrig ließen, die eine Offenbarung haben, die Nichts offenbart, die anstatt des schmutzigen Wassers Mistjauche brächten und dergleichen. Wir können uns dieser Uebereinstimmung nicht so sehr freuen und können darauf nicht mehr Gewicht legen, als auf die Jugendfreundschaft von Stolberg und Voß, müssen von Haus aus entschiedene Gegensätze annehmen, die durch Gelehrtenverkehr überkleistert werden konnten, aber sich mit Naturnothwendigkeit wieder geltend machen mußten, sobald es sich um tiefer liegende Sachen zwischen beiden handelte, wobei wir es aber für eine Plattheit erklären müssen, wenn Adolph Stahr in dem guten Rheinweine des Pastors den Grund zu Lessing's Besuchen finden will, womit er sagen will, daß der Pastor zu Nichts Anderm gut gewesen wäre, ohne zu fühlen, wie tief er Lessing selbst durch diesen Grund herabsetzt. In dem zwei Bände starken Buche des genannten Schriftstellers über Lessing, das kürzlich uns durch die Hände ging, ist uns ein durchschlagender Gegensatz schon aus der Jugend und Kindheit dieser Männer entgegengetreten; wenn sonst die Jugendjahre Lessing's durch ihre Frische etwas sehr Anziehendes haben, so hat uns doch seine Pietätlosigkeit schon auf der Schule zu Grimma gegen seine Eltern unangenehm berührt, der hochfahrende Ton gegen Vater und Mutter hat etwas Verletzendes und es ist die Freude nicht zu verkennen, wenn er Bitteres, ja Verächtliches von dem geistlichen Stande sagen kann, dem sein Vater angehörte. Wie ganz anders ist das Verhältniß bei Götze; nach Hamburg wird er berufen, nachdem er neun Jahre Adjunkt des Ministeriums zu Halberstadt, dem sein Vater angehörte, er also dessen Kollege, gewesen, und der glänzende, ehrenvolle Ruf hat nur das eine Bedenken, daß es ihm so schwer fallen würde, sich von seinem alten Vater zu trennen, und als dieser später sein Jubelfest feiert, gratulirt er ihm zu demselben in der Dedikation von Band 9 seiner auserwählten Kanzelreden, in welchen Worten, wie unser Verf. sagt, „das tiefste Gemüthsleben, das zarteste Sohnsverhältniß und die lebendigste Frömmigkeit sich auf ergreifende Weise ausspricht", und dieses Verhältniß hat bis zum Tode des Vaters gedauert. In Lessing's Leben ist dagegen Nichts von der Verheißung des vierten Gebots: auf daß dir's wohlgehe und du lange lebst auf Erden, zu spüren; ruhelos sind seine kurzen Tage; wo wir ihn finden, in seinem Verhältniß zum Theater in Leipzig, als Schriftsteller wiederholt in Berlin, bei der Kriegskasse in Schlesien, als Dramaturg in Hamburg oder als Bibliothekar in Wolfenbüttel, überall klagende Briefe, überall widrige Verhältnisse, die man gern lösen will, Finanznoth, die nie aufhört, und nirgends verlohnt es sich, eine Hütte zu bauen. Als nach Ueberwindung unsäglicher Hindernisse es zur Ehe zwischen ihm und der Wittwe König in Hamburg kommt, diese aber in Folge eines schweren Wochenbetts dem vorangegangenen Kinde bald im Tode folgte, spottet er wie ein mit der ganzen Welt zerfallener Mensch seines eignen Unglücks, daß einem unheimlich wird: er schreibt an Eschenburg: „ich verlor ihn ungern diesen Sohn, er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? Daß er so bald Unrath merkte! War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort. Denn es ist noch wenig Hoffnung, daß ich sie behalte. Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen." Was für eine Verzerrung der Seele liegt in diesen Worten! Sie erklären uns Manches und fordern uns zu nachsichtiger Beurtheilung auf bei Lessing's Gereiztheit, maßloser Leidenschaft, Unwahrwerden, Verläugnen und Vergessen alles früher Gesagten, in dem grade um diese Zeit entbrennenden Kampfe mit Götze. Dieser entzündete sich bekanntlich an den Wolfenbüttler Fragmenten; man nimmt gewöhnlich an, daß diese von Reimarus in Hamburg verfaßte und durch dessen Schwester Lessing mitgetheilte Schrift nach dessen Tendenz die Aufklärer habe in Ver-

legenheit bringen sollen, er habe ihnen damit sagen wollen, wollt ihr gegen das Christenthum streiten, müßt ihr es so machen und erst die Bibel beseitigen, dahinter habe dann die Absicht gelegen, eine neue schönere Erweisung der Wahrheit des Christenthums herbeizuführen. Es mag dies vorübergehend ihm vorgeschwebt haben, aber blicken wir auf seine materielle Lage, den Druck der Schuldenlast, daß er seinen Gehalt im Voraus auf lange Zeit schon bezogen, also schreiben mußte, um leben zu können, daß er zu Nichts weiter sich aufgelegt fühlte, als „einen Wisch nach dem andern in die Druckerei zu schicken", um des Honorar-Louisd'or willen und wie er dann in einer bessern Laune durch die Herausgabe der Fragmente Aussicht auf eine „Katzbalgerei unter den Theologen" hatte, so haben wir die Summa seiner Tendenzen. Aber die Sache kam anders; den Angriff der Orthodoxen Schumann in Hannover und Götze in Hamburg wollte er sich dadurch vom Leibe halten, daß er den Satz aufstellte, daß die Religion Christi ohne Bibel bestanden habe, ehe die Evangelien niedergeschrieben seien, und darum auch ohne sie bestehen könne, daß darum die Einwürfe gegen die Bibel nicht auch Einwürfe gegen die Religion seien. Hier aber faßte ihn Götze bei der Achillesferse, mit der Frage, was für Religion er meine, christliche oder natürliche? Von letzterer gab er das Gesagte zu, das Andere aber zu widerlegen ward ihm nicht schwer: daß es eine Vernunft geben könne, die Gott läugnet, daß die Stelle der Seele Phosphor vertreten kann, wußte man in jener unschuldigen Zeit noch nicht. Diese Kernfrage hat Lessing beständig umgangen, nie eine runde bestimmte Antwort darauf gegeben, mit unpassenden Gleichnissen, die Götze mit aller Ruhe zu nichte zu machen verstand, sich geholfen und maaßlose Schmach, Lüge und Lästerung über Götze's Persönlichkeit ausgegossen, grade wie es vor Zeiten Basedow den in Hamburg und Altona zurückbleibenden Feinden Götze's angerathen. So ist Lessing der Vater der modernen Frechheit und Unwahrheit im literarischen Streit geworden, und ein Dämon hat den großen Denker tiefer fallen lassen, als die Gegner Götze's, die er so tief verachtete; man höre, wenn er ihm Unverschämtheit, Verläumdung, Lüge vorwirft; wenn er droht, er wolle ihm einen Eimer faulen Wassers auf seinen kahlen Scheitel tropfenweise fallen lassen; wenn er von einem zum dritten Mal aufgewärmten, beschnüffelten, beleckten Brei redet, den der Herr Hauptpastor seinen lieben Kindern ins Maul schmiert; wenn er über den Titel einer Götze'schen Schrift: Etwas Vorläufiges über die Angriffe des Herrn Lessing auf unsere allerheiligste Religion witzelt und fragt: „ob er diesen Vorlauf von der Kelter oder von der Blase verstehe; wenn er immer wieder darauf zurückkommt, daß es dem Herrn Pastor im Grunde nur um ein festes Pastorat oder um die Herrschaft über den Pöbel zu thun sei; wenn er ihn als einen Ankläger schildert und ihm den Tod Alberti's vorwirft, indem er andeutet, „daß er seine Collegen aus brüderlicher Liebe ewig schlafen mache." Den Gipfel erreicht dies Unwesen in dem Antigötze 8, im Gespräche mit dem Pferde des Reichspostreuters, wogegen der ruhige anerkennende, immer anstandsvolle Ton Götze's in der Widerlegung gar sehr absticht. Und von diesen eilf Antigötzen behauptet David Strauß in der beregten Kritik, daß er sie noch oft zur Erheiterung und Stärkung lese!

Götze starb den 19. Mai 1786, fast 69 Jahre alt; sein unserm Buche vorstehendes Bildniß aus jüngern Jahren zeigt uns ein edeles und intelligentes Gesicht; seinem ehrenwerthen Biographen unsern aufrichtigen Dank für seine zeitgemäße, fleißige und unterrichtende Arbeit.

Gr. b. G. K. v. H.

Nachrichten.

Die Hessische Kirche.

Geschichte des Confessionsstandes der Evangelischen Kirche in Hessen von Dr. A. F. C. Vilmar. Marburg, N. G. Elwert. 1860. 355 S.

In dem vorliegenden Buche hat der Verfasser, welcher während seiner akademischen Wirksamkeit schon mehrmals Vorlesungen über den Confessionsstand der Evangelischen Kirche in Hessen gehalten hat, sich der Aufgabe unterzogen, welche er selbst schon vor längerer Zeit gestellt hatte und gern von einem ohne Sympathieen und Antipathieen ans Werk gehenden Nichthessen erfüllt gesehen hätte, nämlich eine unpartheiische Geschichte des Confessionsstandes der Evangelischen Kirche in Hessen zu geben. Es ist in dem letzten Decennium, wie überall, so vornehmlich über das Lehrbekenntniß der Hessischen Kirche in und außer Hessen viel geredet, geschrieben, gestritten und mit der Frage nach dem Bekenntniß der Kirche ein gut Theil Kräfte aufgerieben worden, welche, wenn man sich an die nächstliegenden Dinge, Thatsachen und Rechte gehalten hätte, weit besser im Dienste des Evangeliums hätten verwerthet werden können. Ist doch die Literatur schon auf fast 30 Schriften angewachsen. Wie es im ersten Hessischen Symbolstreit, in welchem es sich darum handelte, ob überhaupt die Symbole bindendes Ansehn für die Evangelische Kirche und ihre Diener hätten, geschehen ist, so hat auch der zweite Bekenntnißstreit über die Frage, welche Bekenntnisse für die Hessische Kirche gültig sind, viel üble Folgen, Verläumdung und Verfolgung, Zeitungsklatschereien und Bitterkeiten aller Art, zuletzt sogar noch Injurienklagen von Lehrern des göttlichen Wortes und Mitgliedern einer kirchlichen Behörde wider einen Collegen mit sich geführt — Dinge, welche zu bekannt sind, als daß sie hier besprochen werden sollten. Auch außerhalb Hessens hat man der ganzen Sache, von welcher Seite es auch gewesen sein mag, eine rege Theilnahme geschenkt, aber trotzdem hat kein Ausländer, welcher der Sache gewachsen gewesen wäre, die obige Aufgabe auf dem Wege, auf welchem allein eine klare Anschauung und Urtheil möglich ist, auf dem Wege einer historischen Untersuchung zu lösen versucht, wie denn außer dem obendrein mit vielen materiell-theologischen und formell-juristischen Mängeln behafteten Gutachten des Prof. Richter zu Berlin von keinem Nichthessen in der ganzen Streitfrage etwas der Erwähnung Würdiges geschrieben worden ist. Es kann dies auch durchaus

nicht unbegreiflich erscheinen, wenn man bedenkt, daß die Cardinalfrage, welche in allen anderen Landeskirchen, besonders den unirten in den Vordergrund tritt, die Frage nach der Nachtmahlsgemeinschaft eine der Hessischen Kirche, wenigstens des Kurfürstenthums, bis dahin völlig fremde geblieben ist, und wegen der Gleichheit der Spendeformel u. s. w. hoffentlich auch bleiben wird, was sie sicherlich nicht hätte sein können, wenn die Niederhessische Kirche zur Lutherischen der übrigen Hessischen Landestheile und der Lutherischen überhaupt nicht in einem anderen Verhältnisse stände, als z. B. die Pfälzische oder gar Schweizerische, und schon Beweis genug ist, daß zwischen beiden Kirchengemeinschaften eine prinzipielle Verschiedenheit in der Lehre nicht vorhanden sein kann. Der Verfasser sagt deshalb selbst von seiner Schrift: „die Absicht ist, den Confessionsstand der Hessischen Kirche, zunächst des Kürfürstenthums, in welchen sich Nichthessen allezeit schwer oder gar nicht finden können, in seinen Grundlagen und Modificationen sowohl in möglichster Kürze, als auch mit möglichst großer Einfachheit und Uebersichtlichkeit darzustellen, namentlich aber nachzuweisen, daß jene Modificationen wesentlich in der Incongruenz der Tendenzen, später auch der Praxis, mit dem Rechte des bestehenden kirchlichen Bekenntnisses und der bestehenden Lehrordnung liegen. Es ist aber diese Geschichte Niemanden weder zu Lieb noch zu Leid entworfen und zusammengestellt; ich habe, so viel thunlich war, die Sachen selbst reden lassen, ohne jedoch den Standpunkt, den ich seit nun fast 30 Jahren einnehme, irgendwie zu verhüllen."

Wenn weiter die Meinung aufgestellt wird: „Es kann deshalb sein, daß ich mit meiner Darstellung weder den Beifall der specifischen Hessen, noch der strengen Lutheraner mir erwerbe, da ich weder in die Bewunderung des L. Philipp (wiewohl ich sehr bestimmt anerkenne, daß er in kirchlicher Hinsicht vor seinem Sohne Wilhelm und seinem Enkel Moritz sehr bedeutende Vorzüge hatte) noch in die billigenden Aeußerungen über die Homberger Synode und Reformation und was dergleichen mehr ist, einstimmen kann, und weiter es keinen Hehl habe, noch haben will, daß ich so wenig an der scholastischen Ausbildung der Ubiquitätslehre, wenn ich dieselbe auch in ihrer Consequenz vollkommen anerkenne und für ihre Grundlage gern einstehe, wie an der Unterlassung des Brodbrechens, ja nicht einmal an der Eintheilung des Dekalogs, durch welche die Abgötterei und der falsche Cultus mit einander vermischt worden, meine Freude haben kann. Aber in allen übrigen Punkten, und namentlich in der Lehre von den Sacramenten, stehe ich auf dem Boden der strengsten lutherischen Lehre und habe dazu mein kirchliches Recht," so wird dieselbe umsomehr wahrscheinlich, weil ein großer Theil des Buches — wir haben uns dieses Eindrucks nicht erwehren können — ein Armuthszeugniß, wenn auch nicht für die Hessische Kirche und das Recht ihrer Lehre, so doch für die Hessische Theologie, besonders am Ende des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts abgiebt. Der Verfasser eröffnet uns einen traurigen Blick in die Unklarheit, Zweideutigkeit und Heuchelei der Hessischen Theologie in der gedachten Zeit. Von welchem Standpunkt aus er selbst die für die Hessische Confessionsfrage bedeutsamen Facta beurtheile, sagen uns die Worte: „Ich weiß nur von einer reformirten Lehre, welche ich anerkenne, das ist die auf dem Dogma von der Prädestination, und zwar der supralapsarischen Prädestination, stehende reformirte Lehre. Aus der so bestimmten Prädestination folgt die Sacramentlehre Zwingli's (nicht Calvins, die ich im Gegentheil für wissenschaftlich unvollziehbar, für inconsequent und sogar für unklar im gewöhnlichsten Sinne erklären muß) mit der schneidensten Consequenz. Ich verwerfe zwar die Prädestinationslehre wegen der furchtbaren Ironie Gottes, welche sie in sich schließt und weil sie den lebendigen Christus den Herrn, um Calvins (in seinem Sinne vollkommen richtigen) Ausdruck zu gebrauchen, zu einem speculum herabdrückt, mithin auch die fortgehenden Gnadenhandlungen des lebendigen Gottes, die Geschichte des Lebens der Menschheit durch Gott, in Schein verkehrt, aber ich erkenne nicht nur theoretisch ihre Consequenz an, in noch höherem Grade als ich die Consequenz der Ubiquitätslehre anerkenne, sondern auch, daß sie bei der ἐκλογή und der πρόγνωσις etwas Bestimmtes (wenn auch etwas Falsches) sich denkt, was der lutherischen Dogmatik noch nicht vollständig gelungen ist. Was aber ohne das Dogma von der Prädestination (in welches auch Zwingli's Lehre von der Immediatwirksamkeit Gottes folgerichtig einmünden muß) sich „reformirt" nennt, namentlich ohne dieses Dogma eine zwinglisirende oder calvinisirende Sacramentlehre adoptirt, ist mir, wenn es sich bei Theologen findet (abgesehen von der sonstigen Ehrenhaftigkeit einzelner Personen) einfach lächerlich als das Produkt unreifer und denkschwacher Köpfe. oder verächtlich, als das Erzeugniß glaubensloser Rhetoriker und treuloser Fälscher. Die Niederhess. Theologen des 17. saec. waren etwas gescheidtere und hellere Köpfe, als die reformirten Theologen desselben Landes im 19. saec., denn sie begriffen, daß sie, wollten sie anders reformirt sein, nothwendig auf die Prädestination hinauskommen müßten."

Vor Allem müssen wir an dem Buche die kirchenrechtliche Einsicht und Consequenz rühmen, welche heutzutage sowohl den mit dem Kirchenregimente Betrauten, wie den Geistlichen oft in einer empfindlichen Weise abgeht, ein Mangel, der nicht wenig zu den vielen confessionellen Streitigkeiten beigetragen hat. Wir sind allerdings der Meinung, das allgemeine, wie besondere Kirchenrecht müsse von den Theologen wieder mehr studirt werden. Wie viel hat nicht die heutige Jurisprudenz und Rechtspflege durch die historische Schule gewonnen? Sollte derselbe Weg nicht auch für die Kirche heilsam und bei den vielen Parteiungen der für den Glauben förderliche sein können? Der Verfasser des vorliegenden Buches hält sich deshalb in seiner Untersuchung nicht an die privaten Meinungen und Lehren dieses oder jenes Theologen, auf welchem Wege die Frage, um welche es sich handelt, nimmermehr wirklich entschieden werden wird (auch soll ja keine Geschichte der Hessischen Theologie gegeben werden), sondern, wie in seinen „Bedenken" Ev. K. Z. Februar 1856, lediglich an die kirchlichen Acte und an die rechtlichen, die Kirche in Lehre, Cultus und Verfassung normirenden Ordnungen, und beurtheilt nach ihnen die Berechtigung der privaten Meinungen der Theologen. Auch wir halten diesen Weg für den allein geeigneten, um zu einem klaren Bewußtsein zu kommen, auf welcher Seite die Niederhessische Kirche steht. Außerdem müssen wir des Verfassers Arbeitskraft und Gelehrsamkeit anerkennen, welche sich, abgesehen von den allgemeinen kirchlichen Urkunden und Ordnungen, durch das Labyrinth der 99 von 1604—1648 über die sogenannten Verbesserungspunkte gewechselten Schriften und der fast 30 des letzten Decenniums hindurch gearbeitet hat. Das Ganze enthält eine gedrängte anziehende Darstellung, insbesondere sehr treffende Charakterschilderungen z. B. der Landgrafen Philipp, Wilhelm IV und Moritz, wie wir solches auch an des Verfassers übrigen literarhistorischen Arbeiten gewöhnt sind, aber in einem Buche, wie das vorliegende, kaum erwarten würden.

Wir können es uns nicht versagen, den Lesern der Ev. K. Z. Einzelnes mitzutheilen. Ueber die Synode zu Homberg, deren Reformatio ein würdiges Vorbild des Oesterreichischen Patents vom 1. Sept. v. J. ist, heißt es: „Ist nun schon die Berufung einer Synode zum Zwecke der Einführung der Reformation als solche nicht mehr ganz auf dem Wege Luthers, so kann die Art und Weise, wie die Synode abgehalten wurde, noch weniger als auf diesem Wege verharrend angesehen werden. War einmal die Masse der Geistlichen — welche dazumal doch wohl meist nur äußerlich und ohne Zweifel nur höchst vereinzelt von den reformatorischen Gedanken berührt waren — zusammenberufen, war mit ihnen eine nicht geringe Anzahl weltlicher, dem Evangelium noch weit ferner stehender Personen in der Synode versammelt, so konnte für die Sache des Evangeliums möglicher, ja wahrscheinlicher Weise dennoch etwas Wirksames, vielleicht etwas Bedeutendes erreicht werden, wenn an die versammelte Menge ein nachdrückliches, eindringendes, aus lebendiger Erfahrung hervorgegangenes Zeugniß von der Sünde und von der Gnade in Luthers Weise wäre gerichtet worden, wenn dieses Zeugniß von den damals schon sehr verbreiteten und in anderen Kreisen liebgewordenen Liederklängen der kräftigen Glaubensfreudigkeit, wie sie aus Luthers und Speratus Seele geströmt waren, wäre unterstützt worden — wenn die Kirchenhallen zu Homberg von dem mächtigen: „Nun freut euch, liebe Christengmein" widertönt hätten. Von allem dem ist auf der Synode nichts, auch nicht das Geringste zu entdecken, ja es fehlt der Synode sogar die Eröffnung durch einen Gottesdienst, und es muß ausgesprochen werden: der Geist des Glaubens hat der Synode zu Homberg gefehlt. Dagegen wurde die Synode beherrscht von dem Geiste der Dialektik. Als Vertreter der Reformation erscheint Franz Lambert aus Avignon. Die Synode sollte zugleich auch als ein akademisches Auditorium dienen. Es macht die Disputation Lamberts nicht einmal den Katholiken gegenüber einen günstigen Eindruck und erinnert ziemlich lebhaft an Carlstadts Disputation zu Leipzig, und ihr Erfolg war der, daß die Reformation von denen, welche nicht tiefer blickten, als eine Operation des Verstandes, als ein Resultat der Dialektik aufgefaßt wurde und dieser von der Sächsischen Reformation weit abgehenden Auffassung begegnen wir seitdem in Hessen nicht allzu selten. Lamberts 158 für die Synode aufgesetzten Paradoxa tragen, abgesehen von der Unordnung, in welcher die einzelnen Titel an einander gereiht sind, einen abstracten und fast radicalen Charakter: von der Buße, mit welcher Luthers Reformation anfing, ist gar nicht, von der Gerechtigkeit, die aus dem Glauben kommt, nur flüchtig und fast anhangsweise die Rede; dagegen erscheint in erster Stelle das in ziemlicher Nacktheit aufgestellte Formalprincip der Reformation, begleitet, wie natürlich, von der Lehre einer Kirche der Heiligen; die Mehrzahl der Titel handelt von der Abschaffung der Mißbräuche. Auf Luthers Rath wurde die Reformatio, eine fast durchaus radicale Kirchenverfassung, in welcher die Lehre in der auffallendsten Weise zu kurz kommt, und eine Art Musterkirche aufgestellt werden sollte, nicht eingeführt. Der Geist des Radicalismus und der Willkür wurde durch die Homberger Vorgänge in H. geweckt, ein Geist, der sich bald genug an die Schweizer anschloß und unter deren Aegide barg. Die Reformation war in H. mit einem gewissen Geräusch aufgetreten und nun — wurde eben nichts aus den Zurüstungen, die Homberger Reformation war und blieb ungültig."

Aehnlich erging es 14 Jahre später mit der Kasseler Kirchenordnung und Katechismus. „Der Katechismus ist zuverlässig niemals auch nur in Kassel, geschweige in größerem Umfange in H. und auch die K.-Ordnung, wenn überhaupt, doch nur sehr theilweise in Uebung gekommen. Aber wenn auch diese beiden charakteristischen Versuche, welche L. Philipp durch Bucer machte, etwas von der Art in der Hessischen Kirche anzubahnen, was man heutzutage Union nennt, gänzlich ohne directes Resultat geblieben sind, so entbehrten doch diese verunglückten Versuche ebenso wenig alles und jedes Erfolgs, wie die Homberger Synode ganz wirkungslos geblieben war. Wiederum waren Beschlüsse gefaßt, Ordnungen aufgestellt, diesmal sogar publicirt worden, wie damals, und der erzielte und erwartete Erfolg war Null, wie damals. Aber haben wir bei jener Gelegenheit geltend machen müssen, daß durch die Synode zu H. ein Irrgeist in die Hess. Kirche gefahren sei, so werden wir diesmal behaupten müssen, daß durch diese abermaligen verunglückten Unternehmungen dieser Irrgeist genährt worden sei; haben wir damals darauf hinweisen müssen, daß solche Aufstellungen von Ordnungen und solche Edicte, die sich alsbald als unausführbar und nichtig erwiesen, den nothwendigen Erfolg haben, daß man nun anderen, berechtigten, ausführbaren und richtigen Ordnungen gleichfalls weder Gehorsam, noch auch nur Achtung zuwendet, so werden wir jetzt die Wahrnehmung machen, daß die Gesinnung der Willkür und Subjectivität erstarkt und dem kirchlichen Recht gegenüber, ja überhaupt einer kirchlichen Gesinnung und einem festen zusammenhängenden Glauben gegenüber, mit Trotz und Hohn sich behauptet, daß sie sogar auch nicht unbedeutende Erfolge erringt. Die Gelüste, sich von kirchlicher Ordnung zu emancipiren, waren eben vorhanden und störten die Einigkeit des Bekenntnisses wenigstens in der Praxis. (Schluß folgt.)

Göttingen.

Die Göttinger Bibelgesellschaft ersucht den Verfasser der mit dem Motto: tolle, lege ihr zugesandten Preisschrift, da eine Schedula nicht mit eingegangen ist, sich ihr zu nennen, indem sie eine Anfrage an ihn zu richten hat.

Druckfehler.

Das S. 724, Z. 22 dieser Zeitung entweder von mir oder dem Setzer ausgelassene Wörtlein „nicht" hat meinem Fragment: „Die Brüdergemeinde" einen Sinn gegeben, der dazu beiträgt, es sinnlos zu machen. Ich bemerke daher, daß es heißen muß: „es ist schwer, für ein unter unsäglichen Schwierigkeiten gewordenes und nicht von vornherein organisirtes Institut den passenden Ausdruck zu finden.

Der Idiot.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. **Mittwoch den 26. September.** № 77.

Petrus Paulus Vergerius.

Zweiter Artikel.

Bis hierher haben wir Vergers Geschichte ausführlicher verfolgt und können uns von nun an kürzer fassen: seine nachmalige Wirksamkeit, so wenig wir dieselbe gering anschlagen wollen, kann doch das Interesse nicht beanspruchen, welches der Entwicklungsgang und die gewaltige Umwandlung, welche dieser Mann bestand, für Jedermann haben muß. Daß diese Umwandlung eine durchgreifende war, daß Verger, nachdem er einmal den entscheidenden Schritt gethan, auch nicht einen Blick rückwärts gerichtet hat, wird uns das Folgende lehren.

Wir finden Verger, nachdem er in seiner Apologie für immer mit Rom gebrochen, in Graubünden, wohin er sich über Bergamo geflüchtet hatte. Seit dem J. 1524 hatte die Reformation in jenen Thälern Eingang gefunden und von 1542 an ergoß sich dorthin der ganze Strom der Italienischen Auswanderung. Im J. 1550 berechnete man die Zahl der Ankömmlinge bereits auf ungefähr 200, von denen der vierte Theil Gelehrte von Ruf waren, neun Jahre später stieg diese Zahl auf 800. Sie waren größtentheils mit Zurücklassung ihres ganzen Vermögens den Nachstellungen, zum Theil dem Kerker der Inquisition entflohen. Der Bischof von Pola würde seinem Bruder auch in die Verbannung gefolgt sein, aber er starb — wie man laut sagte — an Gift. Unser Verger konnte ihm das Zeugniß geben, er sei ein wiedergeborner Mensch und guter Streiter Christi gewesen, und als die Ketzerrichter gedroht hatten, sich noch an den Gebeinen des Verstorbenen zu vergreifen, erklärte er ihnen, sie möchten das immerhin thun, Giovanni Battista sei sein Bruder gewesen, sowohl im Geist und Glauben, als nach dem Fleisch.

Im Veltlin, an den Gränzen Italiens, wo durchgängig italienisch gesprochen wurde, hatte sich Verger zuerst niedergelassen: er zog in den Dörfern umher und predigte die großen Hauptartikel des Glaubens, enthüllte aber auch schonungslos die Geheimnisse des Papstthums, in die er so tief eingeweiht worden war. Der Eindruck, den er machte, war, wie man sich denken kann, ein gewaltiger; es folgte zuweilen seinen Predigten, doch wider seinen Willen, eine stürmische und gewaltthätige Reformation. Er hielt an der Gränze Wacht, zu sehen, wie er seinen verfolgten Glaubensbrüdern im Venezianischen Hülfe bieten und dem Papstthum Abbruch thun könnte. Seine missionirende Thätigkeit setzte er auch noch fort, als er zum Pfarrer von Vicosoprano gewählt worden war. So wenig aber der ehemalige Bischof und päpstliche Legat sich schämte, Pfarrer in einem kleinen Alpenflecken zu sein, so war es ihm doch nicht gegeben, seine Thätigkeit auf so engen Kreis zu beschränken; obwohl, wie unser Verfasser treffend bemerkt, es ihm gewiß heilsam gewesen wäre, die Abgeschiedenheit und die Stille seines neuen Aufenthaltes zu benutzen, um sich zu sammeln und in sich zu vertiefen. Das heiße Italienische Blut in ihm und die ihm eigene Richtung auf das Praktische ließen es aber dazu weder jetzt, noch später recht eigentlich kommen.

Daß von Seiten der Widersacher Vergers alles aufgeboten wurde, um ihn wenigstens aus der Stellung, wo er ihnen in so großer Nähe durch seine Schriften und sein geschicktes Eingreifen im höchsten Grade empfindlich wurde, läßt sich denken; die Römische Geistlichkeit im Veltlin, welche er oft vergebens zu Disputationen herausgefordert hatte, brachte es auch im Jahre 1553, als er eben wieder von seinem Pfarrorte einen Ausflug dahin unternommen hatte, dahin, daß auf seine Entfernung angetragen wurde. Er mußte wohl weichen, denn er wußte, daß man nicht mit Schriften, sondern mit dem Dolch und mit Gift wider ihn streiten würde. Aber auch überhaupt in Graubünden war seines Bleibens nicht und es war auch so besser für ihn. Es war ein reges, aber unruhiges Leben in der jungen Kirche dieser Republik und die Flüchtlinge trugen ein gut Theil dazu bei: so treffliche Männer unter ihnen waren, so fehlte es dort auch nicht an bedenklichen Elementen, häretische Meinungen kamen zum Vorschein, kein Wunder bei Leuten, die eben aus dem Kampfe herauskamen, bei denen es noch gährte, die sich noch nicht zur Klarheit und Wahrheit allenthalben durchgearbeitet hatten. Verger trat diesen häretischen Meinungen, namentlich den sich regenden antitrinitarischen und anabaptistischen Irrthümern entschieden entgegen, wollte aber doch einen Unterschied gemacht haben und forderte Nachsicht und Geduld für die Schwachen, worüber er aber wenigstens in einem Falle mit seinen Brüdern in Conflict kam. Bedeutender jedoch als dieser Conflict und entscheidend für seine Entfernung aus Grau-

bünden waren die Zerwürfnisse über die Handhabung des Kirchenregiments und die Abendmahlslehre. Von Seiten der Geistlichkeit in Chur wurde es dem Verger sehr übel genommen, daß er für das Italienische Element einen Antheil am Kirchenregimente begehrte und den Antrag stellte, daß man ihn zum Visitator ernenne: man lehnte dies nicht allein ziemlich empfindlich ab, sondern legte es ihm als Anmaßung aus und sagte, man sehe, daß er die Römische Mitra noch nicht ganz abgelegt und die Künste, welche er an den Höfen erlernt, noch nicht verlernt habe. Verger aber beschwerte sich an seinem Theile, „daß die Prediger in Chur Alles, was in den drei Bünden geschehe, vor ihren Richterstuhl zu ziehen suchten; er und seine Italienischen Brüder würden aber nimmermehr der dortigen Kirche den Primat, nach welchem sie strebe, einräumen." Ein anderer tiefer liegender Trennungsgrund aber war, daß Verger mit der in der Bündner Kirche herrschenden und noch in der Confession vom J. 1553 ausgesprochenen Zwinglischen Abendmahlslehre nicht einverstanden sein konnte, obwohl er damals nur noch auf dem Standpunkte Calvins stand. Schon im J. 1549 war er darüber mit Agostino Mainardi, einem ehemaligen Augustinermönch, in Streit gerathen, und man nahm es ihm sehr übel, daß er in einem für das Veltlin geschriebenen Katechismus seine abweichende Ansicht vorgetragen hatte und verlangte gradezu, er sollte sie ändern. Als er nun gar die Würtembergische Confession ins Italienische übersetzte, obwohl mit Beifügung des etwas dunklen Urtheils: „Ich billige sie im Ganzen, obgleich etliche unter uns von einem Artikel nichts wollen"; so beschuldigte man ihn gradezu, „er störe den Frieden der Kirchen, welche an der rechten Abendmahlslehre festhielten." Offenbar wurde dieser Bruch, als Vergerius es verweigerte, die vorgenannte Bündner Confession zu unterschreiben und damit als ausgeschieden betrachtet wurde. Aber bereits war ein anderes Band angeknüpft, Verger sollte in einen Boden versetzt werden, der ihm mehr eignete, sollte, was gewiß sehr heilsam für ihn war, in geordnete kirchliche Verhältnisse eintreten. Der Herzog Christoph von Würtemberg, ein trefflicher Regent in jeder Beziehung, der nicht blos für die Kirche seines Landes wahrhaft väterlich sorgte, sondern auch ein Schirmherr der evangelischen Christen war, soweit nur sein Arm reichte, hatte, wir wissen nicht aus welcher Veranlassung, seine Augen auf Verger gerichtet und ihm Anfang 1553 eine Einladung zugehen lassen: er entschied sich, nachdem er schon vorher einige Arbeiten im Auftrage des Herzogs besorgt hatte, im September für Annahme des Rufs, kam im November nach Würtemberg und ließ sich in Tübingen nieder.

So war er denn nun in Deutschland, wohin es ihn schon als Jüngling gezogen, das er in des Papstes Diensten früher durchwandert und dessen Luft ihm schon damals immer zugesagt hatte. Jetzt ward es ihm ein zweites liebes Vaterland, eine geistliche Heimath, und sein Mund war seines Lobes voll: „In Deutschland, sagt er, ist das Banner wider den Antichrist mit aller Freudigkeit aufgeworfen, denn diese Nation hat dem Papstthum einen spöttlichen Abschied und schmählichen Feierabend gegeben, und wird von Tag zu Tag standhafter und kräftiger, erweitert sich und macht den Antichristen zu Schanden." Er befand sich in Tübingen sehr wohl, genoß das vollkommne Vertrauen des Herzogs und fand viel Brüder in Christo, unter ihnen Männer wie Brenz und Jacob Andreä, mit denen er in nähere Verbindung trat. Er erklärte zum öftern, wie es ihn nimmer gereue, sein Bisthum und seine hohe Stellung verlassen zu haben, vielmehr Gott nicht genug danken könne für das, was er dagegen eingetauscht habe.

Er war als Rath des Herzogs in dessen Dienste getreten, ohne jedoch jemals ein öffentliches Amt zu bekleiden und so lebte er als Privatmann in Tübingen in einer völlig freien, wie wir aber sehen werden, gleichwohl weitreichenden Thätigkeit bis an sein Ende im Jahre 1565. Sie war zunächst und hauptsächlich eine literarische und als solche hinwiederum eine polemische: er nahm jede Gelegenheit wahr, wo er einen erfolgreichen Streich wider das Papstthum führen konnte, und ließ es recht eigentlich nicht zu Athem kommen. Seine Schriften waren Produkte des Moments und ungefeilt, aber dafür auch aus einem Guß gearbeitet. Der Raum verstattet es nicht, hier auf das Einzelne einzugehen, wir müssen die Leser auf die vorliegende Schrift verweisen, welche uns ausführliche Proben der Vergerschen Streitschriften vorführt. Nur die Charakteristik seiner Polemik wollen wir ausheben. „Die Römische Curie hat weder vor noch nach ihm einen Gegner gehabt, der so tief in ihre Geheimnisse eingeweiht gewesen wäre, wie er. Man wußte das auch, und weil seine Enthüllungen der antirömischen Richtung des Zeitalters willkommene Nahrung gaben, so wurde schon um deswillen Alles, was von ihm herrührte, von den Zeitgenossen wahrhaft verschlungen. Dazu kam aber auch noch, daß ihm die Gabe des energischen und geflügelten Worts in hohem Grade verliehen war, und daß er besonders für die Satyre ein unvergleichliches Talent besaß. Kühner als er hat wohl nur Luther mit Rom gesprochen, ironischer Niemand. War er in ernster Stimmung, dann führte er die Feder, wie wenn sie ein Kolben wäre, und stürmte, sich selbst durch häufige Ausrufungen unterbrechend, schonungslos gegen das „antichristliche" Papstthum an; bisweilen hat dann seine Sprache etwas Imposantes und Grandioses, ohne deshalb die ihr eigene populäre Natürlichkeit zu verlieren. Wahrhaft tödtlich ist aber die Waffe seines Witzes; denn dieser ist von unwiderstehlicher Wirkung. In der muntersten Laune hat er der Hierarchie die bittersten und stärksten Arzneien gereicht, und indem er sie nur zu necken schien, sie mit einer Ueberlegenheit behandelt, welche ihn in seinem Humor noch furchtbarer machte, als in seinem an Ingrimm streifenden Widerwillen. Wecken wir denn diesen allezeit schlagfertigen alten Kämpen wieder auf, damit die Nachwelt wenigstens erfahre, was von Pallavicini's erkünstelter Verachtung gegen einen Mann zu halten ist, welchen man

Römischer Seits zwar hassen, niemals aber verächtlich finden konnte."

Wir fügen dem noch hinzu, daß sich Vergers Polemik von der Luthers nach Form und Inhalt in zwiefacher Hinsicht wesentlich unterscheidet: seine Schriften sind einerseits durch und durch rhetorisch gehalten, ja man könnte sie mitunter als fortlaufende Reden betrachten, andererseits wenden sie sich viel mehr gegen die päpstlichen Mißbräuche, als gegen die Irrthümer, sie ermangeln des lehrhaften Elementes, welches die Lutherschen Streitschriften auszeichnet und ihnen einen unvergänglichen Werth gibt, zwar nicht ganz, es tritt aber wenigstens sehr zurück, und wenn sie daher auch zu ihrer Zeit gewaltig gewirkt haben mögen und auch jetzt nicht ohne großes Interesse gelesen werden können, so können sie doch nicht von der tiefgreifenden, aufbauenden und nachhaltigen Wirkung sein, wie jene. Vergessen wir dabei nicht, den Bildungs- und Lebensgang Vergers mit in Anschlag zu bringen und rechnen wir es ihm nicht zu hoch an, wenn er den Italiener, den Rechtsgelehrten und Orator nicht ganz hat überwinden können. Meinen wir endlich nicht, es sei eine eitle Kampfeslust gewesen, welche ihn trieb: man hört es ihm allezeit an, daß er aus blutendem Herzen spricht, daß der Eifer um Gottes Haus ihn verzehrt, und er führt die ersten und schärfsten Streiche immer gegen sich selbst. Er ist seiner Mitschuld stets eingedenk, die ergreifendsten Selbstbekenntnisse, die bittersten Klagen über seine Verblendung unter dem Papstthum kehren immer bei ihm wieder, ganz wie bei Luther. Und dabei ist es rührend anzusehen, wie er, nachdem er bereits um des Evangelii willen seine ganze Stellung geopfert hat, nun auch bereitwillig seinen Ruhm, ja seine ganze Person preisgibt, in dem Bewußtsein dessen, was er gewonnen. Hosius hatte gesagt, „er sei ungeschickt und unwissend"; — „meinetwegen, antwortete er, wenn ich nur Christum den Gekreuzigten weiß." Und als man ihm tiefere Einsicht in die theologischen Streitigkeiten absprach, antwortete er mit kindlicher Einfalt: „Vergerius freut sich und dankt Gott dafür, daß er so viel von der Lehre unseres Heilandes gefaßt hat, als nöthig ist, um das verheißene ewige Erbe zu empfangen; dabei bestrebt er sich, auch das Wenige, was er weiß, zur Ehre Gottes anzuwenden." Ein andermal sagte er: „Ich danke dem Vater im Himmel für die Erkenntniß, mit welcher er mich begnadigt hat, und suche sie zu erweitern, so gut ich kann; ich denke an ihn und rede mit ihm, indem ich mich von Tag zu Tag tiefer in die heilige Schrift versenke und ihn in Jesu Namen bitte: „Herr, stärke mir den Glauben!"

Uebrigens hat Verger auch eine ziemliche Anzahl von Lehrschriften verfaßt, welche jedoch zum größten Theil gänzlich verloren gegangen sind, und hat sich insonderheit durch Uebersetzung mehrerer evangelischer Lehr- und Bekenntnißschriften in seine Muttersprache sehr verdient gemacht, wie er hinwiederum Italienische Bücher durch Uebersetzung ins Lateinische nach Deutschland zu verpflanzen suchte. Von noch größerer praktischer Bedeutung ist jedoch ein anderes Werk, die durch Vergers Anregung und Mitwirkung von dem krainschen Evangelisten Truber (früher Domherr in Laibach, dann nach seiner Vertreibung Pfarrer in Kempten und später in Urach im Würtembergischen) unternommene Uebersetzung der heiligen Schrift in das Windische und Kroatische. Dieses Unternehmen, zu dessen Kosten nächst Herzog Christoph von Würtemberg eine namhafte Anzahl von protestantischen Fürsten und Reichsständen beisteuerte — selbst König Maximilian „griff sich an", wie er sagte, und übersandte 1561 die Summe von 400 Gulden —, dessen Hauptförderer aber bis an seinen Tod der ehrwürdige Freiherr Hans Ungnad war, ist schon darum von großer Bedeutung, weil die heilige Schrift dadurch in einen slavischen Dialect (das Windische) übersetzt wurde, in welchem nie zuvor geschrieben und gelesen worden war, für welchen sogar erst ein Alphabet aufgestellt werden mußte. Zugleich sehen wir, wie hiermit bereits in dem Reformationszeitalter, und zwar in dem bis in die neueste Zeit so liebesthätigen Würtemberg, ein sehr erheblicher Anlauf zu dem Werke der nachmaligen Bibel- und Tractatengesellschaften genommen wurde; denn man begnügte sich, durch den Fortgang des Unternehmens aufgemuntert, bald nicht mehr mit dem Druck der heiligen Schrift, sondern übersetzte und druckte nebenbei noch eine Anzahl evangelischer Lehr- und Erbauungsschriften in beiden Dialecten, als: Luthers Katechismus, die vornehmsten Hauptartikel des christlichen Glaubens nach Melanchthon, die Augsb. Confession nebst Apologie, das Würtembergische und Sächsische Bekenntniß, eine aus Luthers, Melanchthons und Brenzens Werken zusammengestellte Postille, das Italienische Büchlein „von der Wohlthat Christi", geistliche Lieder, die Würtembergische Kirchenordnung u. A. — Bis an sein Ende förderte Verger dieses Werk durch eigene Thätigkeit und Verwendung für dasselbe.

Vergers Thätigkeit war aber nicht etwa nur die eines fleißigen Gelehrten und beschränkte sich nicht auf den Hof und das Land, wo er eine Zufluchtsstätte gefunden; er war nach seinem ganzen Lebensgange ja ganz dazu angethan, immer das Ganze im Auge zu haben, ins Weite zu wirken und auch mit den Großen der Erde zu verkehren. Sein ausgebreiteter Briefwechsel hatte seine Richtung ebensowohl nach seiner neuen als seiner alten Heimath; die in Deutschland gepflegte und die in Italien niedergetretene Reformation lagen ihm gleichmäßig am Herzen. Worte brüderlichen Trostes und der Ermahnung richtete er an die Gemeinden im Veltlin und die dorthin geflohenen, aber auch an die noch unter den Verfolgungen der Inquisition schmachtenden Italiener, insbesondere an seine Landsleute, die Capodistrianer. Unter den Fürsten, mit welchen in angemessener Weise zu verkehren dem ehemaligen Legaten nicht schwer war, stand ihm außer seinem nächsten Gönner, dem Würtemberger Herzog, keiner so nahe, als der Herzog Albrecht von Preußen, mit dem er einen unausgesetzten und eingehenden Brief-

wechsel über kirchliche Angelegenheiten unterhielt, dem er in der verschiedenartigsten Weise diente und an den er sich in allen Anliegen ungescheut wenden durfte. Aber auch unmittelbar und persönlich griff Verger in die kirchlichen Angelegenheiten ein. Einen besonders thätigen Antheil nahm er an der Reformation in Polen unter König Siegismund August und reiste deshalb zweimal dorthin, empfing auch von den Gegnern selbst das Zeugniß, er sei es gewesen, welcher die Häresie in Polen weithin ausgebreitet habe. Mit dem päpstlichen Legaten Lipomani und dem Bischof Hosius von Ermeland, einem der schmähsüchtigsten päpstlichen Scribenten, gerieth er dabei scharf zusammen, und es war auch das ganze Unternehmen bei der großen Erbitterung seiner vor keinem Gewaltschritte zurückschreckenden Gegner nicht ungefährlich. In noch größere Gefahr begab sich Verger, als er sich der Polnischen Gesandtschaft und anderer Angelegenheiten wegen nach Wien zu dem Römischen Könige, dem Erzherzog Maximilian begab, mit dem er schon länger in Verbindung stand und den er namentlich mit evangelischen Büchern zu versorgen pflegte; denn der Kaiser Ferdinand, dessen Gunst Verger als päpstlicher Legat früher in so reichem Maaße genossen hatte, war untröstlich darüber, daß die Reformation damals immer mehr und mehr in Oestreich eindrang und sein ebengenannter Sohn und Nachfolger derselben entschieden zugethan war, und hatte daher, um dem Uebel zu steuern, die Jesuiten ins Land gerufen, welche denn auch Alles aufboten, um das Evangelium in Oestreich wieder auszurotten. Unter diesen Umständen war Herzog Christoph um seinen Schützling sehr besorgt, obgleich derselbe in der Eigenschaft eines herzoglichen Raths reiste und seine gewöhnliche Kleidung mit einer andern vertauscht hatte.

Auch nach seinem frühern Zufluchtsort, nach Graubünden unternahm Verger mehrere Reisen, wenigstens sind wir über deren zwei, in den Jahren 1561 und 1562, genauer unterrichtet. Das erstemal handelte es sich hauptsächlich darum, dem Papste Pius IV., welcher die Graubündner durch mehrfache Zugeständnisse verlocken wollte, entgegenzuwirken, das anderemal um Verhandlungen wegen Erneuerung des Bündnisses Seitens der drei Bünde mit Frankreich, oder Abschließung eines solchen mit den protestantischen Fürsten Deutschlands, um gegen einen Ueberfall von Seiten des Papstes und der Spanier sicher gestellt zu sein. Dabei überbrachte Verger den Predigern im Veltlin bedeutende Unterstützungen, verbreitete viele evangeliche Schriften — wie er denn überhaupt auf seinen Reisen, namentlich auch nach Polen, sich viel mit Colportage beschäftigte — und suchte sich der Graubündner Kirche in allerlei Weise nützlich zu machen. Gleichwohl war er wegen seiner lutherischen Abendmahlslehre bei deren Häuptern nicht gern gesehen, er kam mit ihnen in Streit und sie vergaßen sich so weit, über den verdienten Mann nicht blos in Zürich zu klagen, sondern ihm sogar üble Nachrede zu bereiten. Bei seiner zweiten Reise gerieth Verger übrigens in ernstliche Gefahr: er wurde in Lindau von mehreren Seiten vor Nachstellungen gewarnt, die seiner warteten, er werde, wenn er weiter gehe, sicher in den ihm gelegten Schlingen gefangen und nach Rom ausgeliefert werden. Er ging ernstlich mit sich zu Rathe, was er thun sollte. Er meinte, etwas Besseres könne ihm doch eigentlich nicht widerfahren, als ein Märtyrer zu werden, und um den Papst habe er es wohl verdient; dieser werde aber auch nichts erreichen, wenn er sich in seinem Blute gewaschen habe, es werde an Besseren, als er sei, nicht fehlen und das Papstthum werde doch seinem Ruin entgegen gehen. Zurückkehren wollte er nicht, doch brauchte er alle Vorsicht, und es gelang ihm, als Kaufmann verkleidet, glücklich in Chur anzukommen.

Das Ende eines Märtyrers war Verger nicht beschieden. Er verlebte auch seine letzten Lebensjahre noch in dem Asyl, das er gefunden hatte, — in Ruhe und Frieden können wir nicht sagen, denn Arbeit und Kampf war ihm zur Gewohnheit geworden, — aber ohne äußere Störung. Durch Herzog Christoph vornämlich, aber auch durch anderer Fürsten, insbesondere des Herzogs Albrecht von Preußen, Freigebigkeit war nicht allein sein Auskommen gesichert, sondern ihm auch die Möglichkeit gegeben, den Druck der Schriften zu bestreiten, die er verbreitete, seine verfolgten Landsleute zu unterstützen und sonst Gastfreundschaft zu üben. Unter seinem Dache fanden um des Glaubens willen Verfolgte gastliche Aufnahme, er hielt in demselben für die Fremdlinge evangelische Predigten und sagte im J. 1557 einmal, er habe fast eine Italienische Gemeinde gesammelt. Mit Herzog Christoph stand er in unausgesetztem Verkehr, dieser mußte um Alles wissen, was er vornahm, und bediente sich seines Raths und seiner Hülfe in den verschiedenartigsten Geschäften. Verger war unverheirathet geblieben, aber noch in seinem 59sten Jahre ging er ernstlich damit um, ein Weib, das Gott ihm zugeführt habe, wie er schrieb, heimzuführen. Es fehlen aber alle Nachrichten, daß er diesen Entschluß ausgeführt habe.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 29. September. № 78.

Petrus Paulus Vergerius.

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Im Jahre 1558 fing Verger an zu kränkeln, und 1560 lag er länger als zwei Monate hart an der Gicht darnieder, und litt noch lange an Lähmung des Fußes und der Hand. Diese Krankheit drückte ihn hart, aber er erkannte demüthig den Segen des Kreuzes und ließ sich gern vom Herrn an seinen Heimgang erinnern. Aber wenn er auch sein Alter und seiner Kräfte Abnahme fühlte, so war doch die Spannkraft seiner Seele nicht gelähmt und oft noch ging er mit weitgreifenden Unternehmungen um. Während er noch mit einem Fuße hinkt, folgt er den Einladungen des Nuntius Delfino, der mit ihm verhandeln wollte, und entschließt sich sogar, nach Trient zu gehen, um sich noch einmal persönlich mit seinen Gegnern zu messen und wenn es möglich ist, das Concil zu sprengen, und zu derselben Zeit (1561) hat er große Lust, mit nach Frankreich zu gehen und einem Religionsgespräch beizuwohnen. Aber es kam zu dem Allen nicht. Er erlebte noch schwere Landplagen, welche das Würtemberger Land heimsuchten, am Schlusse des Jahres 1564 starb der ehrwürdige Freiherr Hans Ungnad, mit welchem er das Werk der Bibelverbreitung gemeinschaftlich gefördert hatte, und im Jahre darauf, den 4. October, folgte ihm Verger nach. „Ich werde mit Freudigkeit sterben — hatte er schon zwei Jahre zuvor geschrieben — weil ich mit meinen leiblichen Augen den Antichrist vom Schwerte des göttlichen Worts durchbohrt und fast in den letzten Zügen liegend habe sehen dürfen." Er hatte verlangt, aufgelöst zu werden und bei Christo zu sein. Jakob Andreä, welcher ihn während seiner letzten Krankheit öfter besucht und alle Pflichten der Liebe an ihm erfüllt hatte, hielt ihm die Leichenpredigt, von der noch ein Bruchstück vorhanden ist, Herzog Christoph ließ ihn in der Georgenkirche beisetzen und ihm daselbst ein Denkmal errichten, das noch heute steht. Der Haß seiner Feinde aber, welcher ihn im Leben verfolgt hatte, ruhte auch nach seinem Tode nicht und verbreitete, wie dies bei Luther geschehen war, auch über sein Ende die schauerlichsten Dinge. Wenn diese Lügen gegen das ihm von seiner nächsten Umgebung, namentlich Andreä, gegebene Zeugniß nicht aufkommen, so werden die Verläumdungen, mit welchen etliche schamlose Scribenten vor und nach seinem Tode wider ihn aufstanden, am besten durch das Gegenzeugniß einer ganzen Reihe von gleichzeitigen Römischen Schriftstellern widerlegt, welche auf sein Leben keinen Flecken fallen lassen, ja deren einer ausdrücklich sagt, Verger sei ein Mann gewesen, welcher, abgesehen von seiner Apostasie, sowohl wegen seiner gelehrten Bildung, als auch um seiner übrigen Vorzüge willen die größte Achtung verdiene. Wunderlich ist, daß ein Mann wie Verger, zumal nach den starken Aeußerungen, die er desfalls selbst gethan, in den Verdacht kommen konnte, daß er nach Rom zurückgeschielt habe, ein Verdacht, dem selbst Seckendorf einigermaßen Raum gibt, wenn er schreibt: „Es wird dem Verger ein bewegliches Naturell zugeschrieben, auch ist er dem Verdachte nicht entgangen, als habe er auf jede Weise eine Vergleichung der Religion herbeiführen und zuletzt wieder zu dem alten Ritus zurückkehren wollen." Anlaß zu diesem Verdacht haben die Verhandlungen gegeben, welche der vorerwähnte päpstliche Nuntius Delfino vor der letzten Eröffnung des Tridentinischen Concils mit ihm pflog; aber grade diese Verhandlungen gewähren den stärksten Beweis für Vergers unerschütterliche Treue und Standhaftigkeit. Freilich würde es der größte Triumph für den Nuntius gewesen sein, Verger zu gewinnen, und er sagte, es gebe in ganz Deutschland keine zwei Männer, deren Bekehrung so hoch anzuschlagen sei, wie dieses einzigen; aber daß er sich dazu keine Hoffnung machen dürfe, wurde ihm bald klar. Ja, nach Trient wäre Verger gern gegangen, aber nimmer um zu retractiren, denn er fand des Papstes Einfall, eine Art Abkommen mit Deutschland zu treffen, gradezu lächerlich und hielt nichts für gewisser, als daß eine Vergleichung über diese Sache unmöglich sei; sondern er hätte gern in Trient gezeugt, damit die ehrwürdigen Väter bei dieser Gelegenheit einmal die Wahrheit hörten, zumal er wußte, daß eine nicht geringe Zahl dieselbe gern hören würde. Für sich aber erwartete er trotz des doppelten Geleitsbriefs, über den man verhandelte, nichts als den Scheiterhaufen. — Einen größern Schein des Rechts könnte der ihm übrigens auch von Römischer Seite gemachte Vorwurf haben, daß er zwischen den verschiedenen evangelischen Denominationen unentschieden hin- und hergeschwankt habe. Die Wahrheit ist, daß er allerdings in Graubünden calvinisch gesinnt war, aber nicht allein dort schon mit der rohen zwinglischen Abendmahlslehre in Widerstreit kam, sondern bei gereif-

terer Durchbildung in Würtemberg sich zu der lutherischen Auffassung bekannte, und seine Zugehörigkeit zur Augsb. Confession so oft und nachdrücklich bekannt hat, daß darüber kein Zweifel aufkommen kann, wenn es auch seine Aufgabe nicht war, an der Formulirung fester Lehrsätze theilzunehmen und wenn er auch mit vielen Andern den Zwiespalt im Abendmahl als ein großes Unglück ansah, weil durch die Zertrennung der Confessionen der Ausbreitung des Evangeliums auf allen Seiten Hindernisse erwüchsen. Das fühlte er besonders schmerzlich in Polen und darum kam ihm der Gedanke, daß durch die von Luther und Melanchthon einer- und Bucer und Musculus andererseits empfohlene und in Polen schon 7 Jahre zuvor förmlich angenommene Confession der Böhmischen Brüder die sich immer mehr erweiternde Kluft vielleicht überbrückt werden könne, weil in derselben wohl die reale Gegenwart des Leibes Christi bekannt, doch aber jede nähere Bestimmung über die Art des Genusses vermieden sei. Darum gab er dieses Bekenntniß mit der beigedruckten Empfehlung der vorgenannten vier Männer heraus, ja er ging sogar, im Jahre 1561, mit dem Gedanken um, seine letzten Lebenstage in der Stille in den Gemeinden der Böhmischen Brüder im Posenschen oder Preußen zu verleben, weil diese, wie er sagte, mit der reinen Lehre der Lutherischen Kirche zugleich den andern Theil des Evangeliums, die Kirchenzucht als nothwendige Ergänzung verbänden. Hiernach ist der Vorwurf zu beurtheilen, welchen Hosius dem Verger macht, er halte es bald mit den Picarden, bald mit den Lutheranern, bald mit den Zwinglianern, ebenso wie Gottfried Arnolds Aeußerung, Verger gehöre zu denjenigen, welche es mit keiner Secte gehalten, weil sie allenthalben viel Mängel gesehen.

Hiermit scheiden wir von dem Vergerius, von dem seiner Zeit in der Schweiz ein Bild verbreitet gewesen sein soll mit der den Gegensatz seines Lebens bezeichnenden Unterschrift: „Päpstlicher Nuntius, Legat Christi.“ Ist es uns gut, wie wir im Eingang sagten, wenn wir von Zeit zu Zeit einmal mit den Augen derer ins Papstthum hineinschauen, die so recht mitten darin gestanden haben, so müssen wir andererseits nach Verlauf dreier Jahrhunderte jetzt freilich Manches anders ansehen, müssen namentlich bekennen, daß Vergers Siegeshoffnungen doch wohl auch um deswillen nicht in Erfüllung gegangen sind, weil sie nicht durchaus aus dem Geist kamen, sondern manches Fleischliche daran haftete, und je mehr er das Antichristliche des Papstthums in dessen Thun, wie in dessen Lehre bloslegt, um so mehr müssen wir uns auch hierbei erinnern, daß der Antichrist, wo und wie er auftritt, nicht durch Menschenhand, sondern allein durch den Herrn und das Wort, das aus seinem Munde kommt, gefällt werden kann.

Die Sünde wider den heiligen Geist.

Vortrag von F. W. Schulze.

Es wird nicht möglich sein, den in der Ankündigung bezeichneten Gegenstand mit derjenigen Ausführlichkeit zu besprechen, mit welcher er seiner praktischen Wichtigkeit und seiner weitgehenden dogmatischen und ethischen Consequenzen wegen wohl besprochen werden sollte. Auch kann es nicht in der Absicht liegen, etwas durchaus Neues bisher noch nicht Ausgesprochenes hier beizubringen; denn es wird sicher nur wenig Stellen der heil. Schrift geben, die so oft und so fleißig durchforscht und nicht bloß in größern exegetischen und systematischen Werken mehr gelegentlich, sondern auch in besondern Monographieen so von allen nur möglichen Seiten her beleuchtet worden wären, als diejenigen, die über die Sünde wider den heil. Geist handeln oder mit ihr im Zusammenhange stehen; und hiernach dürfte es schon von vorn herein sehr unwahrscheinlich sein, daß sich nicht trotz all der verschiedenen Meinungen, die sich geltend zu machen versucht haben, doch schließlich ein bestimmtes Resultat ergeben haben sollte, dem nicht auch wir, wenn auch mit Modificationen im Einzelnen, im Ganzen beizutreten hätten. Wohl aber dürfte der Versuch als thunlich und vielleicht auch nicht als unberechtigt erscheinen, eben dieses Resultat und also die wirkliche Schrift- und Kirchenlehre über diese Sünde mit möglichster Kürze und Klarheit von Neuem zur Darstellung zu bringen, damit dann jeder Einzelne weiter es bei sich selbst erwäge, welches Licht von ihr aus hinfällt auf alle menschliche Entwickelung in der Zeit und auf den Abschluß aller Entwickelung in der Ewigkeit. Gerade jetzt aber mit einem Versuche dieser Art hervorzutreten sind wir nicht bloß durch die Lectüre eines allerdings schon früher erschienenen Schriftchens von Alex. v. Oettingen, das namentlich den Zusammenhang aufweist, in welchem die Sünde wider den heil. Geist mit den letzten Dingen steht, sondern auch durch die Wahrnehmung veranlaßt, daß der Abfall von der christlichen Wahrheit, der Kampf gegen sie und der freche Spott über sie mit einer bisher unerhörten Planmäßigkeit und Offenheit gerade in der Gegenwart in immer weitern Kreisen hervortritt, ohne daß ihm Seitens derer, die Gott zu Wächtern der heiligen Güter gesetzt hat, immer so begegnet würde, wie es nothwendig wäre. Gar Viele trösten sich sehr schnell mit dem Gedanken, es seien diese so bedenklichen Erscheinungen nichts weiter als vorübergehende Krankheitsphasen eines im Ganzen noch gesunden Organismus, es sei nun einmal das Eigenthümliche aller menschlichen Entwickelung, daß der Weg zur Wahrheit durch die Lüge und die Sünde gehe und schließlich würden ja sich doch noch alle diese Wirren und Zerwürfnisse um uns her auflösen in volle Harmonie und vollen Frieden. — Nun sind wir freilich weit entfernt, in jedem Abfalle von der Kirche und in jeder Verläug-

---

*) De peccato in spiritum sanctum, qua cum eschato logia christiana contineatur ratione, disputatio. Dorpat. 1856.

nung Christi schon die Sünde wider den heil. Geist zu sehen, obwohl wir allerdings meinen, es liege das auf dem Wege zu ihr. Auch kennen wir die Kraft der Wahrheit und fürchten am allerwenigsten für die Kirche, die da ist Pfeiler und Grundfeste der Wahrheit. Ob aber nicht trotz alle dem durch die kräftigen Irrthümer dieser letzten Zeit sehr viele Einzelne einen unersetzlichen Schaden nehmen an ihrer Seele, ob nicht, wenn schließlich die Einen mit Christo triumphiren, die Andern mit dem Satan ewig verloren gehn, das ist die Frage, um die es sich handelt; und wir meinen, die rechte Antwort und mit ihr die rechte Einsicht in die Bewegungen der Zeit und den rechten Muth zum Kampfe und den rechten Eifer in der suchenden Liebe, das alles werden wir erst finden, wenn wir beherzigen, was die Schrift über die Sünde wider den heil. Geist uns lehrt. —

Was also sagt über dieses Lehrstück das göttliche Wort? was haben wir unter dieser Sünde uns zu denken, und wer steht in Gefahr, sie zu begehen?

Die hierher gehörigen Hauptstellen finden sich bekanntlich in den Evangelien. Matth. 12, 31. 32 lesen wir die Worte: darum sage ich euch, alle Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben werden, aber die Lästerung des Geistes wird den Menschen nicht vergeben werden. — Und wer ein Wort redet wider des Menschen Sohn, dem wird es vergeben werden; wer aber wider den heil. Geist redet, dem wird es nicht vergeben werden, weder in dieser Welt, noch in der zukünftigen. —

Marc. 3, 28. 29 heißt es: Wahrlich ich sage euch, alle Sünden werden den Menschenkindern vergeben werden, auch die Lästerungen, womit sie irgend lästern; — Luther übersetzt nicht ganz genau: auch die Gotteslästerung, damit sie Gott lästern. — Wer aber wider den heil. Geist lästert, hat, erhält, keine Vergebung in Ewigkeit. Im Folgenden findet sich eine verschiedene Lesart. Nach der einen, der Luther folgt, schließt der Vers: sondern er ist des ewigen Gerichtes d. i. der ewigen Verdammniß schuldig. Nach der andern, die nicht nur der Handschriften wegen, sondern auch deshalb vorzuziehn sein dürfte, weil sie zugleich den Grund angiebt, weshalb die Vergebung in Ewigkeit versagt bleibt, lautet der Ausspruch: er ist einer ewigen Sünde schuldig. —

Lucas endlich schreibt Cap. 12, V. 10. Jeder der ein Wort sagt wider des Menschen Sohn, dem wird es vergeben werden, wer aber wider den heil. Geist lästert, dem wird es nicht vergeben werden. —

In all diesen Stellen ist nun die Rede nicht von der Sünde gegen den heil. Geist im Allgemeinen — es giebt mehrere bezüglich ihrer Schwere, des Grades der Verschuldung verschiedene Sünden wider ihn — sondern von der Lästerung, der Blasphemie des Geistes; und wir sind hiermit auf eine Sünde hingewiesen, die wie wir meinen vorzugsweise durch Worte begangen wird. Nicht daß Werke geradezu auszuschließen wären; man kann lästern durch die ganze Art und Weise, wie man auftritt; wer dem Laster fröhnt, lästert Gott thatsächlich durch sein ganzes Leben; und eben so wenig werden wir die Gesinnung, die im Worte an das Licht tritt, außer Acht zu lassen haben. Immer aber heißt lästern zunächst heftige Reden ausstoßen, die die Ehre, den Charakter Jemandes in grober Weise antasten. Matthäus und Lucas verweisen geradezu auf „Worte, die geredet werden." — Sie können auch gegen Dinge, Zustände gerichtet sein und in all diesen Fällen wäre das Lästern vom Verläumden, Afterreden, Beschimpfen nicht wesentlich verschieden. Luther übersetzt daher manchmal Worte, die eben nur diese Bedeutung haben, auch durch lästern. „Den Obersten in deinem Volk sollst du nicht lästern" 2 Mos. 22, 28. Der Narr lästert die Zucht seines Vaters. Spr. 15, 5. 1, 30. Im engern eigentlichen Sinne ist indessen die Blasphemie nicht bloß ehrenrührige sondern gottlose Rede und hat als solche entweder Gott selbst und unmittelbar zu ihm in Beziehung stehende oder doch solche Dinge, Personen und Institutionen zu ihrem Gegenstande, die als mit göttlicher Auctorität bekleidet als heilig im weitern Sinne des Wortes sich geltend machen und von uns Ehrerbietung und Gehorsam fordern. So ist in der Schrift nicht bloß von Lästerungen Gottes, seines Wortes, seines Geistes die Rede, sondern auch der Weg der Wahrheit 2 Pet. 2, 2. die Engel 2 Pet. 2, 11. Jud. 9. die Herrlichkeiten (δόξαι) Jud. 8. Jesus Mt. 27, 39. Moses Apgsch. 6, 11. Paulus Röm. 3, 8. 1 Cor. 4, 13 u. s. w. werden als Gegenstände derselben namhaft gemacht. Die Lästerung ist nicht die bloße Bestreitung des Heiligen, nicht der ruhig gehaltene, vielleicht gar in wissenschaftliche Form gekleidete Widerspruch; vielmehr ist sie ein auf innerem Widerwillen ruhender Angriff gegen dasselbe, der je nach den Umständen, dem Charakter und der Bildungsstufe dessen, der da lästert, bald in beißender Ironie, bald in rohem Fluche sich äußern wird, immer aber das Gepräge des Gewaltsamen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Die Hessische Kirche.

Geschichte des Confessionsstandes der Evangelischen Kirche in Hessen von Dr. A. F. C. Vilmar. Marburg, N. G. Elwert. 1860. 355 S.

(Schluß.)

Das Verhältniß Philipps zu den Schweizern ist uns in Folgendem, wie uns dünkt, vollkommen richtig dargelegt: „Die kirchliche Richtung des Landgrafen änderte sich 1529 dahin, daß der Landgraf hinsichtlich der Lehre vom heil. Abendmahl der schweizerischen Auffassung sich zuneigte — von Anfang an und fast bis zum Ende seines Lebens allezeit unter der officiellen Firma: „es seien die Schweizer mit ihrer Lehre noch nicht recht gehört worden," und „dieselben wür-

den sich auf eine gütliche Belehrung einlassen und weisen lassen." Das Erstere erscheint uns heute als ein seltsames Paradoxon; das andere zeigt, daß der Landgraf die fundamentalen Unterschiede zwischen der lutherischen und zwinglischen Auffassung nicht begriff. Es fragt sich nur, ob diese Neigung des Landgrafen für den Rechtsbestand des Bekenntnisses einen rechtlichen Austrag gegeben habe. Neigungen, auch die stärksten, kommen den rechtsgültigen Handlungen gegenüber, wenn deren vorhanden sind, nicht in Betracht, gerade so wenig, wie z. B. dem westphälischen Friedensschluß gegenüber die kundbar entgegengesetzten Neigungen des Kaisers und der übrigen katholischen Fürsten in Betracht kommen. — Indeß die Neigung des Landgrafen war und blieb eben nur eine Neigung; niemals ist es bei Philipp auch in rein persönlicher Hinsicht zu einer wirklichen, unbeschränkten Annahme der Abendmahlslehre Zwinglis oder der diese Lehre verhüllenden Darstellungen (Bucers, Calvins) gekommen, vielmehr blieb bei ihm das wichtigste Bedenken gegen dieselbe (aus 1. Cor. 11, 29) bis zum Ende seines Lebens unüberwunden stehen. Daß Philipp aber diese Neigung eben als eine Privatneigung betrachtete, sie nur gegen Vertraute aussprach, im öffentlichen Verkehr aber mit derselben zurückhielt und sie zumal nicht geltend machte, wo dieselbe seine politische Stellung hätte beeinträchtigen, ihn namentlich von Sachsen losreißen können, wodurch denn unmittelbar auch seine kirchliche Stellung verändert worden wäre, das liegt durch die gesammte Handlungsweise als unbestreitbar zu Tage; außerdem wird es noch von Zwingli selbst und nachher gar oft von der zwinglischen Seite her bestätigt. Daß diese Handlungsweise zu einer Dissimulation geführt habe, wie Zwingli sie bezeichnet, kann freilich zugestanden werden.

Die Ursachen jener Hinneigung des Landgrafen sind, abgesehen von dem Mangel an Fähigkeit, in die Tiefe der obwaltenden religiösen Controverse einzugehen, nicht schwer zu entdecken. Luther und Melanchthon traten bei ihm zurück, weil sie keine anderen, als geistliche Gedanken hatten, womit Philipp, wie alle weltlichen Herren, zumal wenn sie, wie Philipp, weltlich gesinnt sind, sich nicht begnügen mochte; weit ansprechender waren für ihn die Schweizer, welche neben ihren theologischen Gedanken auch politische Begriffe, und was mehr sagen will, politische Tendenzen hatten, die sich mit denen des Landgrafen ganz nahe berührten. Dazu kam noch, daß von Sachsen aus eine offene, gerade, wenigstens nicht devote Sprache gegen Philipp geführt wurde, während die Schweizer sich in Ausdrücken der Dienstbeflissenheit und Bewunderung gegen Philipp erschöpften. Daß das erstere dem jungen, mit Regenteneigenschaften nicht sparsam ausgestatteten, nach und nach zu starkem Regentenselbstgefühl sich entwickelnden Fürsten in gleichem Grade unbequem wurde, in welchem ihn das letztere behaglich anmuthete, wird Niemand unbegreiflich finden, welcher die Welt nimmt, wie sie ist. Dem Landgrafen war es um ein möglichst starkes politisches Bündniß zu thun, für welches ihm die oberländischen Städte und die Schweiz ganz erwünscht, ja unentbehrlich schienen. Zu diesem Zweck versuchte er zuerst eine Einigung, richtiger eine Amalgamation der Lehre u. s. w. Die Veränderung durch das Marburger Colloquium bestand darin, daß neben dem völlig unangetastet bleibenden bisherigen kirchlichen Zustand auch einzelne Pfarrer geduldet wurden, welche die zwinglische Lehre vertraten; sie wurden geduldet als Solche, welche „noch nicht zur Genüge gehört seien" und welche, nachdem sie belehrt worden, „sich würden weisen lassen." Hätte dagegen Philipp die Absicht ausgeführt, Zwingli nach Marburg zu berufen und zwar so, daß er ihm die Leitung der Kirche neben Kraft, wo nicht gar an Krafts Stelle übertragen hätte, so würde allerdings eine Aenderung des bisherigen Confessionsstandes stattgefunden haben ꝛc. Der Landgraf ging ungern an die Unterzeichnung der A. Confession — begreiflich genug wegen seiner politischen Sympathieen mit den Schweizern und weil er hinsichtlich des Art. 10 mit seinem persönlichen Glauben, welchen er doch durch die Unterschrift zugleich bezeugen sollte, damals noch nicht im Reinen war. Diese persönliche Stellung des Landgrafen zum 10. Artikel thut indeß der Geltung der Confession oder des Artikels für die Hess. Kirche nicht den mindesten Eintrag; der 10. Artikel war doch der Ausdruck der Lehre der Kirche in den Hess. Landen, wie sie von den durch Schnepf vertretenen „Pfarrern und Predigern" geführt wurde, und daß der Artikel dieser Ausdruck nicht sei, ist von dem Landgrafen niemals behauptet, geschweige denn geltend gemacht worden", wie sich denn schon in der 1532 beschlossenen K.-Ordnung gerade im Artikel vom Abendmahl auf die A. Confession und die Apologie berufen wird und für die Kinderunterweisung Luthers großer und kleiner Katechismus vorgeschrieben werden. Ebenso wird in sämmtlichen nachfolgenden K.-Ordnungen von 1566, 1573 und 1657 eine Verpflichtung der Geistlichen auf die A. C. und die Apologie bei der Ordination vorgeschrieben. Dies ist der Rechtsbestand der kirchlichen Lehre in Hessen bis auf den heutigen Tag.

Ein besonderes Gewicht legt der Verf. wie auch schon in den Bedenken in der E. K. Z. auf die von Hessen ausgegangenen Reformationscolonien Würtemberg, Waldeck, Schweinfurt, Calenberg und Göttingen, in welchen Gegenden sämmtlich die sächsische Reformation durch Hessische Prädikanten eingeführt wurde, welche nach verrichtetem Reformationswerk zum Theil zu ihren alten Stellungen in Hessen zurückkehrten. Wie sollte es nun denkbar sein, daß von Hessen aus Reformationscolonien mit lutherischer Lehre hätten gegründet und die Gründer derselben hernach wieder zum Dienst in der Hess. Kirche hätten zugelassen werden können, wenn Hessen selbst der sächsischen Reformation fern gestanden? Das hieße doch, wie der Verf. sagt, allen Zusammenhang zwischen Volk und Volk läugnen.

„Die politischen Acte, welche Philipp in Gemeinschaft mit den übrigen Unterzeichnern der A. C. vornahm, sind bekanntlich ohne alle Ausnahme, und zumal diejenigen, welche sich direct auf die kirchlichen Dinge bezogen, schlechthin mit Nothwendigkeit auf Gleichheit des Bekenntnisses gegründet. So lange also der Landgraf namentlich mit Sachsen zusammensteht, so lange muß seine Zusammengehörigkeit mit Sachsen im Bekenntnisse als feststehend gelten, und so oft er gemeinschaftlich mit Sachsen einen politisch-kirchlichen Act vornimmt, so oft muß eine Wiederholung des gemeinsamen Bekenntnisses, als durch diesen Act abgelegt, angenommen werden. Nun aber hat Philipp bis an das Ende seines Lebens mit Sachsen zusammengestanden, und wenn wir auch der diplomatischen Bilinguität, welche, wie wir zugestehen wollen, auch durch Philipp vertreten wurde, Rechnung tragen, so hindert uns doch theils und hauptsächlich der allgemeine Charakter Philipps, welcher etwas Handfestes an sich trug, an der Annahme, als seien jene Acte sämmtlich oder doch großentheils Acte der politischen Heuchelei gewesen. Selbst dies angenommen, was nicht anzunehmen ist, so hätten dennoch jene Acte des Landgrafen eine Aenderung des Rechtsbestandes der Confession in seinen Landen nicht herbeigeführt: der Act, den er vornahm und abschloß, nicht seine dabei obwaltende

Gesinnung, und wäre dieselbe auch die der allerärgsten Heuchelei gewesen, war das für die Kirche Entscheidende, Geltende und Normirende."

Daß die bucerische Declaration der Wittenberger Concordie, sowie die calvinistische Auslegung des 10. Art. der Variata wenigstens bis zur Einführung der s. g. Verbesserungspunkte keine kirchliche Autorität hatte, geht aus dem Ganzen mit unzweifelhafter Gewißheit hervor. Denn eine kirchlich giltige Entscheidung, durch welche die bucerische Declaration legitimirt worden ist, existirt bis zum J. 1607 nicht, im Gegentheil redet die K.-Ordnung von 1566 im geraden Gegensatz zu derselben über die Würdigkeit zum h. Abendmahl. Da, wo der Variata gedacht wird, wird nicht auf den Art. 10 Rücksicht genommen, sondern auf die ausführlicheren Artt. 4, 5, 6 und 20. Daß die Schmalkalder Artikel auch formell als Autoritäten der Kirchenlehre festgestellt worden sind, beweisen die Synodalabschiede von 1571, 1576 und 1581; der letzte wird selbst 1607 noch als zur norma docendi gehörig aufs Neue bestätigt. Jedoch soll damit keineswegs geläugnet werden, daß neben der kirchlichen Lehre her auch schon im 16. Jahrhundert bucerisch-calvinistisch gelehrt worden ist. Das Einschreiten der Synoden gegen etliche Vertreter dieser Richtung, Garnier, Pincier, Wertheim u. A. beweist aber zur Genüge, daß die Lehre derselben nicht die kirchliche war und in den kirchlichen Ordnungen und Acten keinerlei Berechtigung hatte. Der Heidelbergische Katechismus wurde durch die Synode von 1563 ausdrücklich verworfen, 1608 unzweideutig abgelehnt und in der K.-Ordnung von 1657 nicht einmal erwähnt.

Die über die communicatio idiomatum und Concordienformel geführten Unterhandlungen machen den Eindruck, daß die guten Hessen „die hohen und gefährlichen Disputationes" eben nicht verstanden und sich darum überhaupt nicht mannhaft auf die ganze Frage einließen, sie vielmehr provisorisch verschoben, welches Provisorium in Niederhessen nachgehends zum Definitivum wurde. Der Verfasser schreibt dieses der geringen Anlage der Hessen zur Speculation zu. Möglich aber sei es auch, daß ein gewisser Instinct den Hessen jene Disputationes als „hohe und gefährliche" im ganz eigentlichen Sinne bezeichnet hat; und daß der theoretische Ausbau der Lehre von der Mittheilung der göttlichen Eigenschaften an die Menschheit Christi den nothwendigen Anstoß zu unaufhörlich neu aus einander sich erzeugenden und zuletzt in Antinomieen auslaufenden Fragen gebe, werde kein unbefangener Kenner der Geschichte jener Lehre in Abrede stellen können." Von hier aus wird auch des Aegidius Hunnius Wirksamkeit begreiflich, welcher die Lehre von der Majestät Christi des Menschen, so wie dieselbe in Tübingen sich ausgebildet hatte und gelehrt worden war, nach Hessen brachte. „Hunnius zog durch die Schärfe und Klarheit seiner Darstellung und durch die Energie seines Charakters die hessischen Geister mit in die Bewegung hinein. Daß dieß unbequem fiel, kann für den, welcher die damaligen Hessischen Zustände auch nur flüchtigen Blickes betrachtet, nur etwas sehr Begreifliches sein; weit unbequemer fiel es, daß Hunnius mit seiner Theologie sich der vermeintlich höheren theologischen Autorität des L. Wilhelm nicht fügen wollte, und auch dieses weit schärfere Gefühl der Unbequemlichkeit wird man begreifen, wenn man weiß, daß nach der Auffassung des Landgrafen jede geistig selbstständige Persönlichkeit ein unerträglicher Rival der für ausschließlich geachteten geistigen Ueberlegenheit der eignen Person war. Diese Ueberlegenheit des Landgrafen war übrigens in der Administration und etlichen Zweigen der Wissenschaft, z. B. in der Mathematik, wirklich vorhanden, hiernach aber wurde nun auch die Theologie und Kirche rücksichtslos gemessen, wie denn auch L. Wilhelm sich oft geringschätzig, zuweilen sogar mit der wegwerfendsten Verachtung über die Person Luthers aussprach. Wie war es möglich, daß L. Wilhelm den um 18 Jahre jüngeren Hunnius hätte anerkennen mögen, insofern derselbe nicht genau in dem theologischen Gedankengeleis blieb, in welchem der Landgraf sein Begnügen fand! — In diesen Verhältnissen liegt der Grund und zwar der einzige, daß Hunnius von Seiten des Landgrafen und dessen Nachsprechern, und seitdem von denjenigen überhaupt, welche es anmuthiger finden, über die Sachen nach bequemen hergebrachten Formeln zu sprechen, als die Sachen selbst reden zu lassen, für einen Störer der Hessischen Eintracht in kirchlichen Dingen, wo nicht für einen Zänker und Unruhestifter ist erklärt und gehalten worden. Das Hessische Kirchenwesen hatte eine Neigung zur Unentschiedenheit vom Anfange an; dieser Unentschiedenheit wurde von Hunnius eine Entschiedenheit gegenübergestellt — das ist Alles. Daß man von Hunnius verlangen konnte, er sollte — nicht etwa seine subjectiven theologischen Ansichten zurückhalten oder aufgeben, denn deren hatte er nicht, sondern — die theologische Entwickelung der Lehre von der Person Christi, welche er aus seiner theologischen Vorbildung mitgebracht hatte und mit der ganzen Theologenwelt der Luth. Kirche theilte, ohne Weiteres beseitigen, war so exorbitant, daß man sich billig wundern muß, wie Theologen unserer Zeit, welche für sich und Andere die freieste Entfaltung auch der allersubjectivesten Ansichten in der Theologie, oft mit großer Schärfe, fordern, die dem Hunnius gegenüber geltend gemachte Forderung nur mit einem Worte zu vertheidigen sich unterstehen können."

„Das Ergebniß der Generalsynoden, auf welchen vornehmlich über die Concordienformel verhandelt wurde, für den Hessischen Bekenntnißstand ist auf der einen Seite das, daß die Lehre der Sächsischen Reformation äußerlich noch mehr als bisher in ihrem bisherigen kirchlichen Rechte als Lehre der hessischen Kirche anerkannt wurde, auf der anderen Seite aber, daß die von Anfang an bald mehr, bald weniger deutlich hervortretende Richtung: neben dem kirchlichen Rechte her im Einzelnen auch abweichenden Lehren eine gewisse Freiheit zu verstatten, eine sehr bedeutende Verstärkung erhielt. Die Ablehnung der Concordienformel war augenscheinlich nur Vorwand, um auch den abweichendsten Lehrmeinungen Raum zu verschaffen, wie denn z. B. die eigentlichen Calvinisten von Niederhessischer Seite nicht allein tolerirt, sondern begünstigt, Hunnius dagegen auf das Beharrlichste verfolgt wurde, während die Lehre der Ersteren dem „wohlhergebrachten Consensus und Frieden" aus Philipps Zeit ebensowohl, ja noch mehr zuwider war, als die Tübinger Theologie, welche Hunnius nur in mehr schulmäßiger Form mitbrachte, nicht aber als eine neue unerhörte Lehre einführte, wie man mit Verkennung der vorliegenden

Thatsachen behauptete, denn Lonicerus, Justus Vintor, Heinr. Orth hatten dieselbe Lehre längst gelehrt."

„Diese Zweiseitigkeit in dem Zustande des Hessischen (von nun an Niederhessischen) Bekenntnißwesens: auf der einen Seite das bestehende, wiederholt anerkannte, ja theilweise verstärkte Recht, auf der anderen Seite die von diesem, äußerlich völlig unangetastet gebliebenen, Rechte je mehr und mehr sich loslösenden oder demselben sogar widerstrebenden Neigungen in fast völliger Ungebundenheit, offenbart sich auch während des Restes der Regierungszeit Wilhelms IV. in stark hervortretender Weise." Während zu Marburg von streng lutherischen Lehrern Theologie gelehrt wurde, unterhielt Wilhelm eine lebhafte Correspondenz mit den Häuptern der calvinistischen Partei und zog viel flüchtige Kryptocalvinisten Sachsens nach Niederhessen. Es ist deshalb historisch nicht richtig, „wenn man, wie oft geschehen ist, annimmt, es habe erst Landgraf Moritz in plötzlicher unvorbereiteter und gewaltsamer Weise mit der Tradition gebrochen und das Land calvinisirt. Nur für das Kasselische Oberhessen hat diese Behauptung Gültigkeit, nicht so für Niederhessen. Moritz hat hier nichts anderes gethan, als daß er die Wege seines Vaters fortsetzte, aus des Vaters Prämissen die vollständigen Consequenzen zog und dieselben allgemein und rücksichtslos geltend machte. An Gewaltsamkeit stand L. Wilhelm seinem Sohne nicht nach, wohl aber an Rücksichtslosigkeit. Eine allgemeine Aenderung auch nur der Ceremonien, eine allgemeine Absetzung derjenigen Pfarrer und akademischen Lehrer, welche nicht sofort in die von ihm adoptirte Lehrform eingingen, scheute L. Wilhelm, weil er dies (und damals mit Recht) für politisch nachtheilig hielt, wie er denn das „Reformiren" der Isenburge, der Wittgensteine u. a. Grafen mißbilligte, auch wohl weil er ein solches Vorgehen mit seinen kirchlichen Antecedentien nicht vereinbar glaubte; die Aenderungen im Einzelnen waren ihm sehr bequem und wo er im Einzelnen zugreifen konnte, wo eine Gefahr politischer Art, oder nur ein allgemeines Aufsehen nicht drohte, war er wenig bedenklich in der Anwendung von Gewaltmaßregeln, wie z. B. gegen die von Dörnberg; schon aber seine Versuche, den Ang. Hunnius seiner Professur zu entheben, gab er auf, als er inne wurde, daß diese Procedur nicht allein auf den energischen Widerspruch seines Bruders Ludwig (zu Marburg) stieß, sondern auch zu Aufsehn erregenden Weiterungen führen werde. Auch die theoretische Begründung der Anwendung von Gewaltmaßregeln und überhaupt von weltlicher und persönlicher Willkür in Kirchensachen, die Ansicht von der souveränen Hoheit des Landesherrn in den Angelegenheiten der Kirche, wie in jedem weltlichen Verwaltungszweige war dem Landgrafen keineswegs fremd. Er hatte diese Ansicht schon auf der Synode 1569 geltend gemacht und zwar mit Beziehung auf die mit dem Erzbischof von Mainz am 11. Juni 1528 und am 1. August 1552 abgeschlossenen Verträge, welche durch den Passauer Vertrag und den Augsburger Religionsfrieden bestätigt worden seien. Der Unterschied zwischen ihm und seinem Sohne ist nur der, daß er mit dieser Ansicht mehr zurückhielt, während L. Moritz von derselben ganz und gar erfüllt, dieselbe bei jeder Gelegenheit ungescheut proclamirte, überall an die Spitze stellte und von seinen Organen in völlig absolutistischer Weise „was die Obrigkeit in kirchlichen Dingen vornimmt, ist ein- für allemal gut" darstellen ließ. Auch in der Hinsicht ist Moritz nur das mit etwas schärferen Zügen ausgeprägte Nachbild des L. Wilhelm, das dieser, mitten in einem lebhaften allgemeinen wissenschaftlichen und literarischen Verkehr stehend, die theologischen Zeitfragen vorzugsweise oder fast einzig von diesem allgemeinen Standpunkt aus betrachtete, ihre Tiefe und Consequenz entweder nicht begriff oder nicht begreifen wollte, sie für theologisches Schulgezänk hielt, oft grade da, wo sie es nicht waren und vor allem die rein Deutsche Gestaltung der Theologie von seinem mathematisch-astronomischen, ganz besonders aber von seinem Französischen Standpunkte aus als engherzige Beschränktheit gering schätzte, ja verachtete; ohne allen Zweifel wehte ihn, dem Verkehr mit Beza, Hotomann u. s. w. gegenüber, aus der luth. Theologie eine dumpfe Atmosphäre an, aus welcher er sich in die freiere Weltansicht der Franzosen flüchtete. Moritz (geb. 1572) war ein Gelehrter, welcher die Resultate seines, wenn auch noch so individuellen Wissens unmittelbar und rücksichtslos in das praktische Leben überführte, und von der unwiderleglichen Richtigkeit, so wie von der unbedingten praktischen Brauchbarkeit seiner Ansichten unerschütterlich überzeugt war. Aufgewachsen unter dem geistigen Einflusse seines Vaters, ausschließlich genährt mit klassischen und Französischen Culturstoffen, erzogen in der Gesellschaft junger reformirter Franzosen, war ihm die Kirche in weit höherem Grade, als seinem Vater, nur ein wissenschaftliches Object unter vielen anderen, die Deutsche Evangelische Kirche aber mit ihrem Bekenntniß und ihrer Entwicklung war ihm im eigentlichsten Sinne fremd, wie ihm denn überhaupt ein historischer Sinn nicht eigen war. Weit näher als die Deutsche Kirche lag ihm, seinem ganzen Bildungsgange und seiner Richtung genau entsprechend, die Französische Kirche und deren Anschauungen. Losgelöst von aller Tradition und von den Trägern derselben, losgelöst von den Zeugen eines lebendigen Glaubenslebens (denn selbst für Calvin hatte L. Moritz eigentlich nur das Interesse der Dialektik) stellte er sich in einer, der Deutschen Kirchenreformation völlig fremden Weise ausschließlich auf den Bibelbuchstaben und auf das zeitweilige, das momentane, das subjective Verständniß desselben."

„Zeitig zeigte sich diese Stellung des jungen Moritz in seinen kirchlichen Tendenzen und Handlungen, zunächst in dem Bestreben, das Brodbrechen beim heil. Abendmahl einzuführen und den Dekalog nach Exod. 20 auch in dem Kinderunterricht, mit Beseitigung der traditionellen Form, lehren und lernen zu lassen, um mittels desselben „die Götzen" von Grund aus zu vertilgen. Nun wird es wohl bei besonnenen kirchlich gesinnten Theologen auf keinen allzu heftigen Widerspruch stoßen, wenn wir die Meinung äußern, es sei bei der von Luther vollzogenen Epuration des Meßkanons nicht wohl bedacht gewesen, mit derselben auch das Brodbrechen wegzuschaffen und sich hiermit in einem, wenn auch nebengeordneten Punkte von der Ueberlieferung der Kirche des Orients und Occidents zu trennen, indeß muß leider bekannt werden, daß ganz andere Gründe die Einführung des Brodbrechens dem L. Moritz, wie schon früher den Pfälzern, annehmlich und wünschenswerth gemacht hatten. Es war die Auffassung des Abendmahls als einer durchaus nur symbolischen Handlung, es war die Wegschaffung des Glaubens an die leibliche Gegenwart Christi im Sacrament, welche hinter dem Brodbrechen verborgen lag. Ebenso hatte man bei der Vervollständigung des Dekalogs die ähnliche Absicht, die Crucifixe und mit denselben die leibliche, faßbare Gegenwart des Herrn Christi aus den Augen zu schaffen, damit eine rein geistige Gegenwart allein übrig bleibe und diese, wie man meinte, nach Abschaffung der „Götzen" desto fester wurzele."

Die Gewaltthätigkeiten, mit welchem das „christliche Ver-

besserungswerk" des L. Moritz in Oberhessen, an der Werra und in Schmalkalden durchgeführt wurde, sind bekannt. Charakteristisch ist ein Gutachten, welches einige den Verbesserungsideen des Landgrafen huldigende Geistliche über die Ursachen des geringen Erfolgs des Verbesserungswerkes und die Wege seiner schnelleren Durchführung abgaben: „da daß Verbesserungswerk bisher noch nicht überall gediehen sei, so trügen die Pfarrer die Schuld, diese selbst müßten wohl noch nicht gehörig unterwiesen sein; es sei deshalb nöthig, sie durch die Superintendenten belehren und ihnen vorhalten zu lassen, ob nicht Gott selbst den Dekalog gesprochen habe, ob nicht das Brodbrechen mit der Einsetzung des Abendmahls verbunden, von dem Antichrist aber, um die Transsubstantiation zu verdecken (!) sei abgeschafft worden; wer dann so unverschämt sein würde, hierauf mit Nein zu antworten, der mache sich selbst des Predigtamtes unwürdig, denn er wolle ja den klaren Text der Schrift nicht annehmen. Sodann bitten sie, es möge den Ober-Amtleuten, Schultheißen, Bürgermeistern und Rath, besonders aber den Förstern „welche bei dem gemeinen Mann viel vermögen" aufgegeben werden durch ihr Exempel in Conversationen und Reden und im Gebrauch des heil. Abendmahls dem gemeinen Mann vorzugehn und zu gewinnen. Weiter verlangen sie ein besonderes fürstliches Mandat, durch welches das Verbesserungswerk förmlich angeordnet werde, weil die Widerspenstigen den Mangel eines solchen Mandats vorwendeten und das Verbesserungswerk für ein „Getrieb und Werk der Pfaffen" achteten; der widerspenstige Adel solle alsdann zu Paaren getrieben werden." In Folge davon wurden 54 Oberhessische Pfarrer im J. 1607, welche „so unverschämt waren, mit Nein zu antworten und sich dadurch selbst des Predigtamtes unwürdig machten," entlassen. Dabei wurde jedoch stets behauptet und gelehrt, eine Aenderung in der alten Lehre solle nicht eintreten, und erst später, als man nicht mehr den Verlust einer marburger Erbschaft zu befürchten hatte, welcher durch den Rezeß vom 14. April 1648 gesichert war, nahm man auch äußerlich den Namen „reformirt" an. Durch den Abdruck dieses Rezesses, durch welchen das luth. Religionsexercitium in Oberhessen garantirt wurde, ist den Lutheranern dieses Landestheiles endlich ein Mittel in die Hand gegeben, Eingriffe in die Rechte ihrer Kirche, welche in alter und neuerer Zeit nicht zu Seltenheiten gehören, gebührend zurückzuweisen.

Ueber den Synodalabschied von 1607, ein höchst verworrenes, zweideutiges und die Differenzen verhüllendes Actenstück, äußert sich der Verf. also: „In dem 5. Art. ist eine Alteration des bisherigen Bekenntnisses allerdings zwar nicht direct enthalten, aber dennoch indirect eingeschlossen, und es kann seitdem in Niederhessen nicht grade verboten werden, die Abwesenheit der Menschheit Christi von den Elementen des h. Abendmahls zu lehren, insofern man sich lediglich auf diesen Artikel, als den allein maßgebenden, berufen will und eine solche exclusive Berufung zugelassen wird. Diese Berufung ist nun zwar eine entschieden irrthümliche und zwar aus vollgültigen inneren Gründen und noch ganz abgesehen von der mehr als zweifelhaften äußeren Geltung dieses Bekenntnisses als einer Lehrregel überhaupt. Denn über diesem Art. 5 steht der Lehrinhalt, zu welchem die Synoden von 1578, 1579 und besonders von 1581 sich bekannt haben, nach Ausweis der Propositionen der Synode, des Abschieds derselben und der Declaration selbst, und über allen diesen Bekenntnissen steht die C. A. nebst deren Apologie, welche von der Declaration der Synode selbst als entscheidende Lehrauctorität angerufen wird." — Ebenso verhält es sich mit dem Katechismus vom J. 1607. denn obgleich man auch in diesem, wie ein Theologe der damaligen Zeit sagt, gewühlt hat, so hat doch die hergebrachte Lehre Luthers ihr Recht durch das in allen reformirten Katechismen auf das Sorgfältigste vermiedene „verheißene Gnade übergibt" behauptet. Alle Versuche, dieses Uebergeben heidelbergisch umzudeuten, scheitern an dem sprachlichen Gebrauch, welchen die damalige Theologie von diesem Worte machte.

„Wie wenig man ungeachtet der Einführung der Verbesserungspunkte Lust hatte, sich zu den „Calvinisten" rechnen zu lassen, beweist das Gutachten, welches Moritz im J. 1608 sich über die Einführung des Heidelbergischen Katechismus von den Marburger Theologen geben ließ. Man sieht diesem Schriftstück an, daß die Verfasser die größte Lust gehabt haben, dem fürstlichen Wunsche, wie sonst, so auch hier, sich willfährig zu zeigen, aber das, wenngleich noch so schwache Bewußtsein des kirchlichen Rechtes und die Furcht vor gegründeten Vorwürfen, dieses Recht verletzt zu haben und offen in das bisher gegenüberliegende Lager übergegangen zu sein, waren stärker als die Lust und die Deferenz gegen den fürstlichen Kirchengebieter. Die Theologen erklären, „es würde die Einführung des Heidelbergischen Katechismus nicht allein wider die bishero in allen Deliberationibus gesuchte conformitet, sondern auch wider die Synodalische abscheid und nachstehende K.-Ordnung laufen"; sodann aber habe das christliche Verbesserungswerk nichts so sehr aufgehalten, „als die von den Gießenern dem Volke tief eingebildete Opinion, es stecke was anders dahinter, nämlich der Heidelbergische Katechismus, dawider man gleichwohl allezeit protestirt und zu Ablehnung dessen unsre Confession und Katechismum edirt hat." "

Durch die Beschickung der Dortrechter Synode wurde freilich die ganze Stellung der Hessischen Kirche eine andere: „sie trat nun, obwohl im Widerspruch mit ihrem Bekenntnißrecht, der Sächsischen Kirche, mit welcher sie fast ein Jahrhundert lang zusammengestanden hatte, gegenüber. Der begangene schwere Fehler bleibt der, daß man die alten Rechtsordnungen der Kirche stehen ließ, und neben denselben und trotz derselben diesen Uebergang eintreten ließ; freilich kann man hierin auch eine, den späten Geschlechtern unbewußt erwiesene Wohlthat erkennen, indem es auf diese Weise möglich geworden ist, das ursprüngliche Recht der Kirche wieder aufleben zu lassen und somit die ursprüngliche Stellung der Kirche derselben zurückzugeben." So geschah es denn auch, daß sich die Theologie, wie die erst 1822 beseitigte Verpflichtung der Professoren auf das Syntagma beweist, von der Kirche und ihrem Rechte gänzlich emancipirte und es wurde fast ein Jahrhundert hindurch in Hessen streng prädestinatianisch gelehrt im geraden Widerspruch mit der A. Confession und deren Apologie, auf welche nach wie vor die Diener der Kirche verpflichtet wurden. Auch hierdurch wird die von Heppe aufgestellte, schon von A. Schweizer und Sudhoff bestrittene Meinung, als sei der Deutsch-Reformirten Kirche das Prädestinationsdogma ganz fremd, hinlänglich widerlegt. „Hätte sich die Hessische Theologie im Kasseler Colloquium auf das bestehende Lehrrecht gegründet, so wäre es nicht unmöglich gewesen, nicht allein eine Verständigung, sondern vielleicht sogar eine Vereinigung dessen, was sich mehr für getrennt ansah, als es wirklich getrennt war, zu erzielen. Dies würde dann freilich zu dem Resultat geführt haben, daß die Marburger sich von den Rintelern hätten überzeugen lassen müssen, daß eben keine Differenzen von Bedeutung vorhanden seien —

daß die Hessische Kirche zwar seit einigen Jahren sich reformirt nenne, aber auch jetzt noch ihrer Lehre nach lutherisch sei. Allein die Marburger Theologen kümmerten sich nicht um das bestehende K.-Recht, weder um die Norma docendi, noch um die Reformations-Ordnung, noch um die K.-Ordnung, sondern einzig und allein um ihre jetzt erst vollständig dordrechtisch gewordene Theologie."

Endlich sind noch zwei kirchliche Acte zu erwähnen, die K.-Ordnung vom J. 1657 und das Consistorialausschreiben von 1726. „Unter den Veränderungen (der K.-Ordnung von 1573 in der von 1657) sind nur zwei, das Verbot der Nothtaufe durch Laien und die Ermahnung an die Communicanten, welche einen Schritt weiter gehen und das, was bisher nicht Recht, aber Praxis war, aus der Praxis zum Rechte zu machen suchten. Nun aber blieb das ganze Taufritual wörtlich dasselbe, wie es in den früheren und in allen gleichzeitigen lutherischen K.-Ordnungen war und das Abendmahlsritual erhielt sogar gegen die frühere weitere Form eine bedeutend engere, directer an die lutherische Lehre sich anschließende Form, ja das neue Vorbereitungsritual zum h. Abendmahl spricht einen recht bestimmten Gegensatz gegen die Heidelbergische K.-Ordnung aus. Man wolle weiter erwägen, daß lediglich die A. C. und Apologie verwiesen wird ohne Beisatz und ohne Hinzufügung irgend eines specielleren Bekenntnisses als Erklärungsmaßstab, was nicht eine einzige unter allen reformirten K.-Ordnungen thut u. s. w. Das Endurtheil kann nur ein unzweifelhaftes sein: die K.-Ordnung von 1657 ist im Ganzen und in allen Hauptsachen, sowie in der großen Mehrzahl der Nebenbestimmungen lutherisch und die zwei Nebenbestimmungen, welche einen antilutherischen Charakter tragen, sind allerdings Mängel — was gar nicht verhehlt werden soll — weil sie zu dem übrigen Confessionsgepräge nicht passen, durch andere Bestimmungen derselben K.-Ordnung sogar unwirksam gemacht werden und in sich selbst weder materielle noch formelle Begründung tragen. Diese Bestimmungen sind Mängel, weil eine K.-Ordnung nur dann untadelhaft ist, wenn sie eine und dieselbe Lehre ausnahmslos in allen einzelnen Formen des kirchlichen Lebens zum unzweideutigen Ausdruck bringt." Erst die Regentin Hedwig Sophie, die Schwester des großen Kurfürsten, und der Landgraf Karl haben durch administrative Maßregeln den reformirten Typus in Niederhessen zur Herrschaft gebracht. Der Verf. schildert diese Zeit, bisweilen in fast anekdotenhaft klingender Weise (S. 272), als eine Zeit roher Gewaltthätigkeiten.

Endlich, um noch der Consistorialverfügung von 1726 zu gedenken, welche der in der Schulordnung von 1656 als Schulbuch für die Oberklassen der Gymnasien zur Einübung der Logik vorgeschriebene Heidelbergische Katechismus auch für die kirchlichen Katechisationen vorgeschrieben wurde, so stand einem Consistorium die Berechtigung zu dieser Einführung dieses Katechismus nicht zur Seite. „Am allerwenigsten konnte das Consistorium durch seine Allegation, daß derselbe „ein von den Reformirten Kirchen approbirtes symbolisches Buch sei", denselben zu einem symbolischen Buche der Hessischen Kirche machen. Dazu geht jeder Kirchenbehörde, dazu geht selbst dem Landesherrn alle und jede Befugniß ab. Das Aeußerste, was das Consistorium durch widerrechtliche Verfügung via facti thun konnte, war die Einführung des gedachten Katechismus als eines bloßen Schulbuchs, in gleicher Linie mit anderen bald einzuführenden, bald abzuschaffenden Schulbüchern." „Rechtlich betrachtet muß demnach die gedachte Vorschrift als eine ungültige betrachtet werden. Wurde sie aber auf faktischem Wege gültig, so steht dem Consistorium zu Kassel und dem Ministerium d. Z. die Abschaffung dieser Vorschrift zu und jederzeit frei", wie denn dieselbe unter Vilmars Superintendenturverwesung wirklich erfolgt ist. Aber schon im vorigen Jahrhundert erkannte man nach den gegebenen Nachweisungen die Unvollziehbarkeit der gedachten Verordnung.

Schließlich wird das praktische Resultat der Erörterung dahin zusammengefaßt: „Die Evangelische Hessische Kirche im Ganzen war bis zum J. 1605 unzweifelhaft lutherisch, wie es die Kirche in Oberhessen und im Großherzogthum noch jetzt ist und diesen Namen trägt. Die Niederhessische Kirche aber trägt nun einmal den Namen einer Reformirten Kirche wegen ihrer Cultusformen, und wird, so lange sie denselben trägt, eine unbequeme und vereinsamte Stellung unter den übrigen Evangelischen Kirchenkörpern einnehmen; in der Lehre ist sie lutherisch gleich der Oberhessischen, wir uns nach dem durch unsere K.-Ordnung und unsere norma docendi bestimmten Rechte richten wollen; — sollten wir aber vorziehen, den Namen, welchen sie führt, auch in der Lehre zur Geltung bringen zu wollen, so bleibt für verständige Männer, zumal für Theologen, welche nicht dem Denken überhaupt den Abschied gegeben haben, nichts übrig, als sich zu der Lehre zurückzuwenden, welche 1661 im Kasseler Colloquium sich ausgesprochen hat, in Folge hiervon aber auch die norma docendi, so wie die K.-Ordnung von 1657 gänzlich umzustürzen. Theologie und Kirche waren seit 1661 im schneidendsten Widerspruch mit einander. Denn das ist das Allerunzweifelhafteste: die Theologie war in Hessenkassel während der letzten zwei Drittel des 17. Jahrhunderts weder lutherisch, noch melanchthonisch, sondern streng prädestinatianisch-reformirt. Dem Rechte wiedersprach dies und würde es noch heute ins Angesicht widersprechen. Zwischen diesen zwei Dingen: entweder zu dem bestehenden Rechte entschieden zurückzukehren oder dasselbe definitiv zu beseitigen, wird die jüngere Mitwelt und Nachwelt in Niederhessen zu wählen haben. Alle Zustände in der Menschenwelt aber, die einzelnen zeitlichen Kirchengemeinschaften nicht ausgenommen, haben nur dann eine Zukunft, wenn sie auf dem Rechte unerschütterlich beharren. Verfälschung des Rechts bringt den langsamen und schmählichen Untergang innerer Fäulniß, Beseitigung des Rechts den schleunigen Untergang eines bösen und schnellen Todes. Der Herr Christus wird zwar seine Kirche, welche Sein Leib ist und nicht auf Menschengemeinschaft steht, sicherlich erhalten bis zu seiner Wiederkunft, aber einzelnen Kirchenkörpern kann er den Leuchter von seiner Stätte stoßen." — Wir können nun wohl die Hoffnung hegen, daß der Verfasser, welcher vor 20 Jahren auch im Symbolstreite das letzte entscheidende Wort gesprochen, durch diese in jeder Beziehung unparteiische Schrift die Bekenntnißfrage genügend gelöst und der jüngeren Generation das Ziel gesteckt hat, welches ihr zu erreichen vorbehalten ist.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Theologischer Verlag

von **Gustav Schlawitz** in Berlin

vorräthig in allen Buchhandlungen:

Bibliothek classischer Theologie in wohlfeilen Ausgaben

Neuester (8) Band (unter der Presse):

EXAMEN CONCILII TRIDENTINI

per

MARTINUM CHEMNITIUM

scriptum

secundum ed. 1578 Francof. denuo accurate typis exscribi curavit, collata editione a. 1707 indice locupletissimo adornavit

vindicias Chemnitianas

adversus Pontificios, praecipue adversus Bellarminum

ex Jo. Gerhardo aliisque collectas in notis

adjecit

ED. PREUSS,

Dr. Phil. s. s. theologiae evangelicae licentiatus, eamque in universitate litt. Berol. priv. docens.

D. JOH. ALBERTI BENGELII

GNOMON NOVI TESTAMENTI

IN QUO EX NATIVA VERBORUM VI

SIMPLICITAS, PROFUNDITAS, CONCINNITAS, SALUBRITAS SENSUUM COELESTIUM INDICATUR.

SECUNDUM EDITIONEM TERTIAM (1773)

DENUO RECUSUS.

Wohlfeile Ausgabe. Zweiter mit Registern vermehrter Abdruck. 50 Bog. gr. Lex.-8. broch. Preis 2½ Thlr.

Bei Veröffentlichung dieses zweiten Abdrucks unserer wohlfeilen Ausgabe von *D. J. A. Bengelii Gnomon N. T.* wollen wir nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, dass derselbe nach nochmaliger sorgfältiger Durchsicht mit neugegossener schöner Schrift im Text zwar unverändert hergestellt, doch in Folge laut gewordener Wünsche um ein dreifaches Register — einen *Index locorum V. T.* nach Bengel selbst, einen *Index verborum Hebraeorum et Graecorum* und einen ausführlichen *Index rerum et terminorum technicorum* — vermehrt worden ist. Den wohlfeilen Preis haben wir dessenungeachtet unverändert fortbestehen lassen.

Der unvermuthet schnell erfolgte Absatz des ersten Abdrucks hat zur Genüge dargethan, dass ein Bedürfnis nach diesem alten kirchlichen Schatze nicht sowohl vorhanden gewesen, als in Folge der wohlfeilen Veröffentlichung in weiteren Kreisen geweckt worden ist. „*Bengels Gnomon N. T.*," sagt Dr. Guericke in *Zeitschrift f. d. ges. luth. Theol. u. Kirche etc.* 1857. II. Heft, „veraltet nicht und kann auch, wenn gleich in den letzten Decennien wiederhohlt edirt, nicht oft genug den „der Theologie Beflissenen zum ernstesten Studium dargeboten werden. Diese betend gewissenhafte, grammatisch-philologisch „güldentreue und doch nichts weniger als nur glossatorische oder buchstäbische Auslegung des gesammten N. T., in welcher der „tiefe, klare und scharfe Geist eines der grössten ev.-lutherischen Theologen sich gänzlich unter das Wort Gottes beugt, um „es in allen seinen Höhen und Tiefen und Falten zu erforschen, und mit den Mitteln gründlichster Gelahrtheit ganz einfach schlicht „und kurz zu deuten, — worin, wie der Verf. selbst sich ausdrückt, *ex nativa verborum vi simplicitas, profunditas concinnitas, salu-„britas sensuum coelestium indicatur*, — steht einzig da auf exegetischem Gebiete und wird für alle Zeiten reiche Ausbeute ge-„währen. Es ist ein wahres Verdienst, welches die Verlagshandlung, mehrfacher Aufforderung folgend, durch neue saubere, „correcte und wohlfeile Veröffentlichung dieses classischen exegetischen Werks — wobei sie völlig sachgemäss die zuletzt 1773 „durch M. E. Bengel Sohn aus späteren exeg. Werken des Verf. vervollständigte Ausgabe, nur mit Hinweglassung des Sohnes „eigner Zusätze, zu Grunde gelegt hat, und welches nun jetzt ganz vollendet vorliegt, sich erwirbt."

Wir wünschen, dass auch dieser zweite Abdruck dazu beitragen möge das Bedürfnis nach dieser „betend gewissenhaften, grammatisch-philologisch güldentreuen Auslegung d. g. *N. T.*" mehr und mehr zu wecken und zu fördern.

Von der **Bibliothek classischer Theologie** in **wohlfeilen Ausgaben** sind ferner erschienen:

LOCI PRAECIPUI THEOLOGICI

per

PHILIPPUM MELANTHONEM.

AD EDITIONEM LIPSIENSEM A. MDLIX.

Wohlfeiler Druck. 14 Bogen in 4to. broch. 22½ Sgr.

D. MARTIN LUTHERS

Ausführliche Erklärung

der

Epistel an die Galater.

Wohlfeiler Druck (in 2 Hälften). Vollständig in Einem Bande. 25 Bog. in 4. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

CONCORDIA.

LIBRI SYMBOLICI

ECCLESIAE EVANGELICAE.

AD EDITIONEM LIPSIENSEM A. 1584.

Wohlfeile Taschenausgabe. 58 Bogen. broch. Preis 25 Sgr.

Die vorliegende wohlfeile Taschenausgabe des *liber concordiae* bietet einen wörtlichen Abdruck der ersten authentischen Ausgabe von 1584 und zwar mit Rechenbergscher Paginirung und Hasescher Randparagraphirung. Unserer Ausgabe vorangestellt ist das *Mandatum Christiani II.*, derselben als Anhang beigegeben I. *das Tauf- und Traubüchlein* und *eine kurze Vermahnung zur Beicht.* II. *Die Sächsischen Visitationsartikel.*

S. ANSELMI CANTUARIENSIS

LIBRI DUO

CUR DEUS HOMO

RECOGNOVIT

DR. HUGO LAEMMER.

Wohlfeile Taschenausgabe. 7 Bogen. broch. 7½ Sgr.

MENOZA

Ein Asiatischer Prinz

welcher die Welt umher gezogen

Christen zu suchen

besonders in Indien, Hispanien, Italien, Frankreich, England, Holland, Deutschland und Dänemark,

aber des Gesuchten wenig gefunden.

Eine Schrift, welche die untrüglichen Gründe der natürlichen sowohl als der geoffenbarten Religion deutlich darstellet und wider die Abwege der meisten Christen im Glauben und Leben treulich warnet.

Aus dem Dänischen übersetzt.

Vierte Auflage. 1759.

Neuer Abdruck. Wohlfeile Taschenausgabe. 46½ Bogen. Preis 1 Thlr.

Als 7. Band unserer **„Bibliothek klassischer Theologie in wohlfeilen Ausgaben"** veröffentlichen wir hiermit einen Neudruck des Menoza von Erich Pontoppidan († 1764 als Bischof von Bergen in Norwegen und Procanzler der Universität zu Copenhagen). Die „Ev. Kirchen-Zeitung", die auf das Erscheinen unseres Neudrucks „bereits in No. 81 d. J. hingewiesen, sagt über dies Buch u. A.: „Pontoppidans weitaus bedeutendstes Buch ist unser Menoza. Es erschien „anonym und in dänischer Sprache. Dennoch hat es den Namen seines „Verfassers weit über die Gränzen seiner Heimath getragen. Es erlebte „viele Auflagen und ging in Uebersetzungen nach Deutschland und „Frankreich. Und in Wahrheit war dieser Menoza nicht allein des großen „Aufsehens werth, das er machte, sondern er ist noch heut anziehend „in mehr als einer Beziehung: Erstlich ist er erbaulich. Wir verstehen „unter Erbauung nicht eine Erregung frommer Gefühle, sondern eine „wahrhaftige Erbauung und Gründung auf dem einen Grund, der gelegt „ist. Wie das Walten und Wirken seines Verfassers auf diesem Eckstein „geruht hat, so zieht er uns fortwährend in dessen Gemeinschaft. Das „geschieht aber nicht auf trockene und pedantische Weise, sondern da„durch, daß die Lebensgeschichte Menoza's von Christo beherrscht und „von seinem Worte durchweht wird. Sodann ist er lehrhaft. Er ge„währt in der Form von interessanten Diskussionen vollständigen und „gründlichen Unterricht über alle wesentlichen Punkte unseres allerheiligsten „Glaubens. Er entwickelt mit derselben Klarheit die Fundamente desselben „wie die Unterscheidungslehren der lutherischen Confession von den „andern. Am längsten verweilt er bei den schwierigsten und dunkelsten „Punkten, immer bemüht, eine herzliche Uebereinstimmung des Lesers „mit dem festen prophetischen Wort zu vermitteln. Endlich zeichnet dies „Buch ein lebendiges Bild der kirchlichen Zustände in der ersten Hälfte „des vorigen Jahrhunderts. Es führt uns durch die meisten Länder „Europa's, in die Kreise der vornehmen Welt, unter das Volk wie in „die Studirstuben eines F. A. Lampe und J. A. Fabricius. Es kennzeich„net ganze Klassen von Menschen in einzelnen markirten Personen. — „Der Standpunkt, von dem aus Erich Pontoppidan urtheilt, ist der „eines lutherischen Christen. Er hatte seine Kirche lieb und wußte, was „er an ihr besaß. So fern er der Idee einer alleinseligmachenden „Dogmatik war, so innig war er von dem Werth und der Kraft der „reinen Lehre durchdrungen. — Das Urtheil Pontoppidans ist überall klar „und besonnen Die schwierigsten Fragen lösen sich ihm auf Grund des „Wortes Gottes mit überraschender Einfachheit. Erscheinungen, über „deren Grund und Charakter heutzutage gar viele im Dunklen sind, wir„digt er schlicht und treffend. — So empfehlen wir denn dies alte Buch „allen, die an Gottes Reich bauen. Niemand, der es geöffnet hat, „wird es ohne Dank wieder schließen. Gott der Herr wird ihm Freunde „erwecken unter Geistlichen und Laien, unter Männern und Frauen."

Der Herr Herausgeber der Evangelischen Kirchen-Zeitung, dessen „Anregung unsre „Bibliothek classischer Theologie in wohlfeilen Aus„gaben" ihre Veröffentlichung verdankt, fügt jenem Artikel in einer Anmerkung bei: „Der Herausgeber, der die erste Anregung zu dem Unter„nehmen gegeben hat, stimmt dieser Empfehlung desselben vollkommen bei. „Das Buch ist in seltenem Grade interessant, belehrend, erbaulich und „wird namentlich für die Winterabende eine treffliche Lectüre abgeben. „Die Bearbeitung ist guten Händen anvertraut, welche es verstehen „werden, das Veraltete schonend zu beseitigen."

Abriß der sogenannten Brüdergemeine

in welchem

die Lehre und die ganze Sache

geprüfet

das Gute und Böse dabei unterschieden

und insonderheit

die Spangenbergische Deklaration

erläutert wird durch

Johann Albrecht Bengel.

Stuttgart 1751.

Neuer unveränderter Abdruck. Wohlfeile Taschenausgabe.
26 Bogen. broch. Preis 17½ Sgr.

Der Bengelsche Abriß der Brüdergemeinde zählt in formellem und sachlichem Betracht zu den bedeutendsten Schriften, welche im vorigen Jahrhundert von den Verfechtern des lutherischen Bekenntnisses zur Bekämpfung des Herrnhuterthums ausgingen, und hat als zeitgenössische Quelle für die kirchengeschichtliche Theologie bleibenden Werth. Der selige Verfaßer, den Zinzendorf selber als den Propheten seiner Zeit anerkannte, beleuchtet, treu dem Glauben der Väter, mit der Fackel des göttlichen Wortes die brüdergemeindliche Lehre und Praxis, und begründet, fern von consequenzmacherischen Gelüsten, durch reichhaltige Belege seinen Nachweis der Abweichung des Herrnhuterthums von Schrift und Kirchenlehre. Er sucht „keines Menschen Schimpf, Verdruß oder Schaden, sondern wahre Besserung;" er begehrt „niemandem etwas aufzubürden, sondern zu erleichtern; niemand abzuschrecken, sondern herumzuholen." Wo seine Worte „am ernstlichsten sind, da ist die Absicht, einer heilsamen Vorstellung den Eingang zu verschaffen." Nichts in seinen gegnerischen Erörterungen rührt „aus Bitterkeit, sondern alles aus der Liebe" her.

Wir reihen hiermit beide Theile dieses Abrisses in unverändertem correctem Abdruck, sammt der Vorrede des seligen Verfaßers, dem Anhang, den drei revidirten Registern und einem neuen Verzeichnis aller einzelnen Sätze des Werkes der in unserm Verlag in wohlfeilen Ausgaben erscheinenden **Bibliothek classischer Theologie** ein.

Dr. J. A. Dorner's Christologie im Preise ermäßigt.

Auf Wunsch des Herrn Verfassers haben wir uns entschlossen, das in unserem Verlage erschienene christologische Werk:

Entwicklungsgeschichte

der

Lehre von der Person Christi

von den ältesten Zeiten

bis auf die neueste dargestellt.

Von

Dr. **J. A. Dorner.**

Zweite stark vermehrte Auflage in zwei Theilen. 157 Bog. gr. 8.

zeitweilig im Preise zu ermäßigen.

Wir ermäßigen demnach den Preis für das vollständige Werk in 2 Bänden von **11⅔ Thlr.** auf **6⅔ Thlr.**, den für den 2. Band allein, der die Lehre von der Person Christi vom Ende des 4. Jahrhunderts bis zur Gegenwart enthält, von **6⅓ Thlr.** auf **4 Thlr.**, zu welchen Preisen alle Buchhandlungen das Werk zu liefern in Stand gesetzt sind.

Wir können indes für diese Preisermäßigung keine Verpflichtung auf irgend welche Zeitdauer eingehen, behalten uns vielmehr vor, je nachdem die vorhandenen Vorräthe Aufräumung finden, den Ladenpreis binnen irgend welcher kurzen Zeit wieder eintreten zu lassen.

Auch die verschiedenen Abtheilungen des Werkes werden nach wie vor einzeln, aber nur zum bisherigen Ladenpreise abgegeben.

Die

Heilige Schrift

nach

Dr. Martin Luthers Uebersetzung

mit

Einleitungen und erklärenden Anmerkungen

herausgegeben

durch

Otto von Gerlach,

weil. Dr. u. Professor der Theologie, Consistorial-Rath und Hofprediger in Berlin.

In drei Ausgaben:

1) **Neue wohlfeile Ausgabe in gr. Royal 8. Neuer Abdruck.** 7 Theile. in 3 Bänden. broch. Subscriptionspreis 5 Thlr. 25 Sgr.
2) **Dieselbe auf feinem Velinpapier mit dem Bildnis des seligen Verfassers.** 7 Theile. broch. Subscriptionspreis 7 Thlr.
3) **Bisherige Ausgabe in gr. 8. mit größerem Druck.** 7 Theile. Ladenpreis 8 Thlr. 15 Sgr.

Die

vortridentinisch-katholische Theologie

des

Reformations-Zeitalters

aus den Quellen dargestellt

von

Dr. Hugo Laemmer,

23 Bogen. gr. 8. Preis 1 Thlr. 25 Sgr.

Gottfilf Heinrich von Schubert.

Mittheilungen

über die letzten Tage desselben.

Von

Dr. Friedrich Heinrich Ranke,

Consistorial-Rath in Ansbach.

gr. 8. Vel. broch. Preis 7½ Sgr.

Ist eine wahrhafte, schriftgemäße Union zwischen der lutherischen und reformirten Kirche denkbar, wenn letztere ihre schriftwidrigen Lehren nicht aufgibt? Von **Carl Becker,** ev. luther. Pastor zu Königsberg i. d. N. M. 3½ Bog. gr. 8. broch. Preis 5 Sgr.

Der

Prophet Jesaja.

Uebersetzt und erklärt

von

Dr. M. Drechsler.

3 Theile. 88¾ Bogen. gr. 8. broch. Preis 5 Thlr. 25 Sgr.

Jeder Theil auch einzeln.

Die christliche Dogmatik.

Dargestellt

von

Dr. H. Martensen,

Bischof von Seeland.

Vom Verfaßer selbst veranstaltete Deutsche Ausgabe.

Wohlfeiler Druck. 29½ Bog. gr. 8. Velin. broch. 1 Thlr. 15 Sgr.

Das

DEUTERONOMIUM

erklärt

von

Fr. W. Schultz,

Dr. der Philosophie und Lic. der ev. Theologie, der letzteren a. o. Professor an der Universität zu Breslau.

45½ Bog. gr. 8. Velin. broch. Preis 3 Thlr.

Evangelien-Predigten

auf alle

Sonn- und Festtage des Kirchenjahres

von

A. F. Souchon,

Pastor an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin.

Zweite Sammlung.

Erster Band.

60 Predigten. — Advent bis Pfingsten.

43½ Bog. gr. 8. Velin. broch. 1 Thlr. 25 Sgr.

Arbeitende Frauen aus dem letzten halben Jahrhundert. Mittheilungen aus ihrem Leben. Von Clara Lucas Balfour. Aus dem Englischen. 22 Bog. 8. fein Velin. geb. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Baxter, Richard, Die ewige Ruhe der Heiligen. Aus dem Englischen von Otto von Gerlach, weil. Dr. u. Prof. der Theologie, Consist.-Rath und Hofprediger in Berlin. Fünfte, wohlfeile Taschen-Ausgabe. Preis 15 Sgr.

Diedrich, J., Pastor zu Jabel. **Epistel-Predigten auf das ganze Kirchenjahr** zum segensreichen Gebrauche in Häusern und Kirchen evangelisch-lutherischen Bekenntnisses. 48 Bogen. gr. 8. broch. Preis 2⅔ Thlr.

Der Karenen-Apostel oder Nachrichten von Ko Thah Byu, dem ersten Karenen-Bekehrten, mit Notizen, seine Nation betreffend, von Rev. Francis Mason. Aus dem Englischen. Mit 1 Titelkupfer. 10½ Bog. fein Velin. kl. 8. broch. 17½ Sgr.

Das Leben im Ernst. Sechs Vorlesungen über christliche Thätigkeit und christlichen Eifer. Nach dem Englischen. 10 Bog. fein Velin. kl. 8. broch. 15 Sgr.

Hengstenberg, Prof. Dr. **E. W., Die Opfer der heiligen Schrift. Die Juden und die christliche Kirche.** Zweite Auflage. 8 Bogen. gr. 8. broch. 17½ Sgr.

— — — **Ueber den Eingang des Evangeliums St. Johannis.** Ein Vortrag gehalten auf der Berliner Pastoral-Conferenz. 2¼ Bogen. gr. 8. Velin. broch. Preis 5 Sgr.

— — — **Die Freimaurerei und das Evangelische Pfarramt.** 3 Theile. 10 Bog. gr. 8. broch. 22½ Sgr.

— — — **Ueber das Buch Hiob.** 2¼ Bog. gr. 8. Velin. broch. 5 Sgr.

— — — **Der Prediger Salomo.** Ein Vortrag. 2 Bog. gr. 8. broch. 5 Sgr.

— — — **Das Duell und die christliche Kirche.** 2½ Bog. gr. 8. broch. 5 Sgr.

Krabbe, Dr. **Otto,** Consistorialrath, ord. Prof. der Theologie und Universitätspred. zu Rostock. **Das lutherische Bekenntniß** und die in der Sache des Prof. Dr. Baumgarten abgegebenen Gutachten der theologischen Fakultäten zu Göttingen und zu Greifswald. 15 Bog. 8. broch. Preis 1 Thlr.

Liebetrut, Pastor Dr. **Friedrich, Ueber die Heuchelei und wider dieselbe.** Ein Zeugniß, aus dem Worte Gottes geschöpft. 4½ Bog. gr. 8. broch. Preis 10 Sgr.

Liedersegen für unsere Kinder in der Heimath und in der Fremde, mit Singweisen herausgegeben von **Gerhard Stip.** 23 Bogen. 8. brochirt. Preis 20 Sgr. In Partieen billiger. Ein lutherisches Gesangbuch für Schule und Haus, eine Auswahl der vornehmsten kirchlich recipirten Lieder mit ihren Singweisen.

Raumer, Rudolph von, Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kirche. gr. 8. 28 Bog. Velin. 1845. geheftet. 2 Thlr 5 Sgr.

Souchon, A. F., Pastor an der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin. **Passions- und Ostersegen.** Acht und dreißig Predigten über das Leiden und die Auferstehung Jesu Christi. 32 Bog. gr. 8. broch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Schöberlein, Ludwig, Die Grundlehren des Heils entwickelt aus dem Prinzip der Liebe. gr. 8. 11 Bog. fein Velin. 1848. geheftet. 28 Sgr.

Seegemund, G., Consistorial-, Regierungs- und Schul-Rath zu Frankfurt a. d. O. **Die christliche Schule in Preußen** und ihr Verhältniß zu Andersgläubigen. Mit Rücksicht auf die neuesten ministeriellen Bestimmungen 2. Aufl. 4½ Bog. 8. broch. Preis 9 Sgr.

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 3. October. № 79.

Die Sünde wider den heiligen Geist.

(Fortsetzung.)

„Alle Bitterkeit und Grimm, Zorn, Geschrei und Lästerung sei ferne von euch", schreibt Paulus Eph. 4, 31, und in der That ist die Lästerung nur da möglich, wo der Mensch innerlich verbittert ist und in gewaltsamer Weise sich Luft zu machen sucht. Der Lästerer sieht sich einem Gegenstande gegenüber, den er nicht ignoriren kann, weil er weiß und fühlt, daß derselbe nicht bloß Gewalt über ihn, sondern auch ein Recht an ihn hat; aber er hat keine Neigung, den sittlichen Anforderungen zu genügen, die derselbe an ihn stellt. Je öfter und entschiedener diese Anforderungen an ihn sich wiederholen, um so mehr fühlt er sich incommodirt, belästigt, geärgert. Mit der wachsenden Einsicht in seine Verpflichtungen wächst auch sein inneres Unbehagen, ein Zustand, der ihm auf die Dauer unerträglich wird. Was will er machen? Folgen, gehorsam sein — das will er nicht; den ihm so unbequemen Gegenstand beseitigen — das kann er nicht. Er thut also, was er allein noch thun kann und unter diesen Umständen auch thun muß, er greift zu der einzigen Waffe, die er noch hat, er *lästert*.

Schon unter dem A. B. galt die *Lästerung des Namens* Jehova's, von welcher übrigens das *Fluchen* auf Gott als minder strafbar noch unterschieden wird, als ein todeswürdiges Verbrechen. 3 Mos. 24, 15. 16. cf. 1 Sam. 3, 13. 14. Die Pharisäer und Priester wissen Christo keinen schwereren Vorwurf zu machen, als er habe Gott gelästert. Matth. 26, 65. Joh. 10, 33. Und nun ist es natürlich nicht das böse Werk oder Wort in seiner Vereinzelung, was die Sünde so schwer macht, sondern es ist der Zusammenhang, in welchem es mit der Gesinnung, mit der ganzen Lebensrichtung steht, theils von dieser zeugend, theils sie erst erwirkend oder doch bestimmend. Das Wort ist nach beiden Seiten hin von größerer Bedeutung, als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist. „Aus deinen Reden wirst du gerechtfertigt und aus deinen Reden wirst du verurtheilt werden", spricht der Herr. Mt. 12, 37. „Wie könnt ihr Gutes reden, da ihr böse seid. Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über." V. 34. Und andrerseits hat manchmal ein vielleicht nur unbedachtsam ausgesprochenes Wort, dem man aus Consequenz Genüge leisten zu müssen glaubte, in sehr bedenkliche Bahnen hineingedrängt und eine sittlich verwerfliche Denk- und Handlungsweise erst veranlaßt. „Die Zunge ist ein kleines Glied", aber sie „befleckt den ganzen Leib und zündet an all unsern Wandel, wenn sie von der Hölle entzündet ist." Jacobi 3, 5. 6.

Bei alledem ist nach den obigen Aussprüchen Christi jede Lästerung, sie beziehe sich auf wen oder was sie wolle, sie offenbare oder erzeuge eine noch so verwerfliche Willensrichtung, noch verzeihlich; nur allein die Lästerung des heiligen Geistes wird nicht verziehen in Ewigkeit. Worin besteht sie nun?

Sehen wir zunächst auf den Zusammenhang, in welchem Christi Worte stehen, so hat nach dem Berichte des Matthäus der Herr einen Besessenen geheilt, der blind und stumm war, und dadurch auf das versammelte Volk einen solchen Eindruck gemacht, daß es staunend in die Worte ausbricht: „ist dieser nicht der Sohn Davids!" Kaum haben die Pharisäer das gehört, so beeilen sie sich der Anerkennung Jesu entgegenzutreten und glauben am besten zum Ziele zu kommen durch die freche Beschuldigung, er treibe die Teufel nicht anders aus, denn durch Beelzebub, den Obersten der Teufel. Christus zeigt zunächst, daß diese Beschuldigung sich selber widerspreche, macht darauf aufmerksam, daß die durch ihn erwirkte Austreibung der Teufel ein Beweis für das Gekommensein des Reiches Gottes sei, und fährt dann fort: „Wer nicht mit mir ist, ist wider mich; und wer nicht mit mir sammlet, der zerstreuet. Darum sage ich euch: alle Sünde und Lästerung" u. s. w. Machen, will er sagen, meine Werke klar, daß das Reich Gottes jetzt im Kommen ist, so ist es Pflicht, für mich Partei zu nehmen; eine neutrale Stellung ist schon ein Wirken wider mich. Was ihr aber thut und redet, ist gradezu Lästerung, und nun ist die Lästerung überhaupt und auch die Lästerung des Menschensohnes zwar noch verzeihlich, aber die Lästerung des heil. Geistes bleibt unverziehen in Ewigkeit. — Hiernach ist schon früh in der Kirche die Meinung hervorgetreten, das Wesentliche dieser Sünde bestehe in der Ableitung der durch den heil. Geist gethanen Wunder Jesu aus dämonischen Kräften. Wir finden diese Meinung schon bei Chrysost. Hieronym. Theophylact, bei den meisten arminianischen Theologen, fast allen Rationalisten und rationalistischen Supernaturalisten. *Reinhard*, der vornehmste Repräsentant der letztern, definirt gradezu, die Geisteslästerung sei ein „Vergehen gewisser Juden, die in höchster Frechheit Jesum beschuldigten, seine Wun-

der, deren Evidenz sie nicht läugnen konnten, kämen vom Teufel her." Dabei findet noch die Verschiedenheit statt, daß die Einen das Vergehen nur da für möglich halten, wo man die sinnliche Thatsache der Wunder Jesu selbst vor Augen habe, dasselbe also auf die damaligen Personen und Zeiten beschränkt sich denken; während Andere in der Erwägung, daß doch nicht das Selbstsehen, sondern die Ueberzeugung den Ausschlag gebe, der Ansicht sind, dieselbe Sünde wiederhole sich noch immer, wenn man von der historischen Wahrheit und Göttlichkeit der Wunder Jesu überzeugt sei und ihnen dennoch aus Bosheit wider besseres Wissen dieselbe Deutung gebe, wie damals die Pharisäer. In ersterem Falle hätten natürlich Christi Worte für uns gar keine Bedeutung mehr. Reinhard, Bretschneider u. A., die dieser Ansicht sind, hätten bedenken sollen, daß sie bei Lucas in anderem Zusammenhange stehen. Hier folgen sie auf die Warnung vor der Verläugnung Jesu, und es ist nicht anzunehmen, daß sie nicht ganz mit derselben Beziehung gesprochen sein sollten, als die letztere, nämlich mit der Beziehung auf alle Zeiten und auf alle Menschen. — Bezüglich des letztern Falles wäre zu sagen, daß jenes Urtheil über Jesu Wunder doch in einer Herzensstellung zu diesem begründet sein müsse, die mit Nothwendigkeit sich noch in andrer Weise äußern werde, und daß offenbar noch viele Aeußerungen derselben sittlich ebenso schwer wiegen, als jenes Urtheil. Wäre dasselbe auch Sünde wider den heil. Geist, so wäre es doch immer nur eine vereinzelte Form und Erscheinung derselben. — Ist also diese Erklärung jedenfalls zu eng, so haben andere wieder den entgegengesetzten Fehler, sie sind zu weit und unbestimmt. Die Läugnung der Persönlichkeit des heil. Geistes, die Läugnung der Gottheit Christi und seines Begabtseins mit dem heil. Geiste, die Abläugnung und Verhöhnung der Wirksamkeit Gottes und seines Geistes auf Erden, die Empörung des stolzen Eigenwillens gegen das religiöse Bewußtsein, die Widersetzlichkeit gegen das Gute überhaupt und die Unterdrückung der heil. Gottesidee, der Haß gegen das erkannte Göttliche — das Alles hat man als Sünde wider den heil. Geist bezeichnet. Nach Origenes ist es jede nach der Taufe begangene schwere Sünde. Tertullian, die Scholastiker und spätere katholische Theologen rechnen zu ihr gewisse Hauptverbrechen, deren sie sechs namhaft zu machen pflegen und auch Luther äußert sich einmal in ähnlicher Weise, indem er den geistlichen Hochmuth, die Bestreitung der erkannten Wahrheit, die Halsstarrigkeit, die Verzweiflung, die Beneidung der Brüder wegen der göttlichen Gnade, die Beharrung in der Unbußfertigkeit bis ans Ende darunter begreift. Wir wollen nicht sagen, daß diese Erklärungen ohne alle Wahrheit wären, aber die meisten lassen die specifische Eigenthümlichkeit der Sünde eben so wenig erkennen, als den Grund der furchtbaren an sie geknüpften Drohung. Sie fassen das eigentliche Object derselben unrichtig und unbestimmt, und wir werden deshalb, wenn wir zur Klarheit kommen wollen, vorerst über dieses mit einigen Worten uns zu verständigen haben.

Der heilige Geist ist die dritte Person der Gottheit, gleiches Wesens mit dem Vater und dem Sohne und von beiden ausgehend von Ewigkeit zu Ewigkeit. In seiner innern Stellung und Beziehung zu dem Vater und dem Sohne, in seiner transscendenten Subsistenz, ist er diesen beiden gleich, wahrhaftiger Gott, „der mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und zugleich geehret wird." Eine Sünde gegen ihn könnte nicht strafbarer sein, als eine Sünde gegen Sohn und Vater. Ist dies dennoch der Fall, so kann der Grund nur in der eigenthümlichen Stellung liegen, die er zu uns hat, d. h. in der besondern Art und Weise, wie er sich offenbarend uns nahe tritt. Welches ist dieselbe? Halten wir uns einfach an unsern kleinen luth. Katechismus, so werden wir allerdings die Wirksamkeit der einzelnen göttlichen Personen nicht auf die ihnen dort überwiesenen Gebiete als schlechthin beschränkt zu denken haben, also daß der Vater zur Schöpfung, der Sohn zur Erlösung und der heil. Geist zur Heiligung ein ausschließliches Verhältniß hätte. Die drei Personen sind eins in ihrem Wesen, und es ist das letztere die ihnen gemeinsame ewige Kraft und Gottheit, von der alle Thätigkeit nach Außen hin als ausgehend zu begreifen ist. Insonderheit ist der Ursprung und jede Segnung des Evangelii immer von allen dreien abzuleiten und eine vorausgehende oder nachfolgende Mitwirkung der andern auch da zu denken, wo mit bestimmten Worten nur einer in der Schrift als wirksam bezeichnet wird. Handelt es sich indessen um eine kurze Bezeichnung dessen, was jedem Einzelnen in seiner Stellung nach Außen hin eigenthümlich ist, so werden wir allerdings mit dem zweiten Hauptstücke sagen müssen, daß wir in dem Vater den Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erde und alles dessen verehren, was sichtbar ist und unsichtbar. Er lässet aus seinen Odem, so werden sie geschaffen, und gleichwie der Weltkreis voll ist des Geistes des Herrn, Weish. 1, 7, so ist insonderheit der nach Gottes Bilde geschaffene Mensch ein Träger des göttlichen Geistes. Gott ist Geist; es kann uns nicht wundern, daß wir dem Begriffe des Geistes Gottes schon hier begegnen. Aber der Geist Gottes im Menschen, „die Stimme des Gewissens, die heil. Gottesidee, das religiöse Bewußtsein" ist eben so wenig schon heiliger Geist, als „die das Universum tragende und zusammenhaltende, alldurchdringende Gotteskraft." — Den Fall und seine Folgen von Ewigkeit her voraussehend, hat Gott der Vater von Ewigkeit her den Heilsrathschluß der Erlösung gefaßt und ihn in der Zeit ausgeführt durch die Sendung seines eingebornen Sohnes. Dieser, der Sohn, Organ aller Offenbarungen des Vaters von Anbeginn, durch welchen auch die Welt gemacht ist, Hebr. 1, 2, der insonderheit Israel leitete zur Zeit des A. B., 1 Cor. 10, 4, entäußerte sich seiner Gottheit, trat ein ins Fleisch und nun war er freilich „gesalbt mit dem heil. Geiste und mit Kraft", Apgsch. 10, 38. Luc. 4, 18, und was er that und lehrte, er that und lehrte es in der Kraft des Geistes, den er hatte; aber immer ist es doch der Sohn, der wirksam ist, und nicht der Geist. Der Sohn hat sich für uns gegeben, auf daß er uns erlösete von aller Ungerechtigkeit, von dem Fluche des Gesetzes und den

Strafen der Sünde. Er hat sich selbst für uns dahingegeben, und eben diese Dahingabe seiner selbst bis in den Kreuzestod als Sühne für unsere und der ganzen Welt Sünde, 1 Joh. 2, 2. Joh. 1, 29, ohne welche Sühne um der Gerechtigkeit Gottes willen ein Straferlaß gar nicht denkbar ist, das war die eigenthümliche Aufgabe, die der Sohn im Stande seiner Erniedrigung zu leisten hatte und die er durch seinen vollendeten Gehorsam im Thun und Leiden wirklich geleistet hat. Als er auf Golgatha ausrief: es ist vollbracht! war dies Werk gethan, die Schuld bezahlt, die Sühne geschehen und eben damit Vergebung der Sünden von Seiten Gottes und Leben und Seligkeit für alle Menschen wieder ermöglicht. Nun aber galt es, die Einzelnen hineinzuziehen in den Segen dieses Opfers, sie sich und dem Vater im Glauben so zu einen, daß das ihnen zubereitete Heil auch ihr persönliches Eigenthum würde; es galt die Gründung des Reiches Gottes, die Stiftung der Kirche, und das Alles vollzieht der zur Rechten Gottes erhöhete Gottmensch Christus durch den heil. Geist.

Der heil. Geist hat schon durch die Propheten und Heiligen des A. B. geredet. 2 Petri 5, 25. 1 Petr. 1, 11. David betet: nimm deinen heil. Geist nicht von mir! Ps. 51, 13. Vom Simeon heißt es, daß der heil. Geist in ihm war, ihm war eine Antwort geworden von dem heil. Geist und aus Anregen des Geistes kam er in den Tempel. Luc. 2, 25—27. Auch sind wir überzeugt, daß der göttliche Logos selbst im Heidenthum Saamenkörner göttlicher Wahrheit durch den heil. Geist in die Seelen Einzelner gesäet hat. Gleichwie aber der Sohn erst durch seine Menschwerdung sich uns ganz geoffenbaret hat, so kann auch der heil. Geist vollkommen sich erst offenbaren durch Eingehung einer nicht bloß vorübergehenden, sporadisch vereinzelten, sondern bleibenden, Gemeinschaft stiftenden Vereinigung mit der menschlichen Natur, und diese und mit ihr die stetig fortgesetzte, eine die Sammlung Aller zu einer heiligen Gemeinde bezweckende Wirksamkeit desselben war nicht eher möglich, als bis der Sohn sein irdisch Werk vollendet und die Stiftung und Regierung seines Reichs vom Himmel her begonnen hatte. Die Heiligung der Sünder hat zur nothwendigen Voraussetzung, daß die Schuld bezahlt und die Sühne geschehen ist, und nicht eher konnte der Sohn den Geist senden, als bis er wieder in die ganze Machtvollkommenheit zurückgetreten war, die er beim Vater hatte, ehe denn die Welt war. Darum schreibt Joh. 7, 39: „der heil. Geist war noch nicht da, denn Jesus war noch nicht verkläret." — Ueber die eigenthümliche Thätigkeit des heil. Geistes spricht sich der Herr selbst in den bekannten Johanneischen Stellen (16, 13. 14. 15.) nun dahin näher aus, daß er zunächst den Jüngern und im weitern Kreise allen Gläubigen die Versicherung gibt, derselbe „werde sie in alle Wahrheit leiten: denn er werde nicht von ihm selber reden, sondern was er hören werde, das werde er reden, und was zukünftig sei, werde er ihnen verkündigen;" hiernach fährt er fort: „derselbige wird mich verklären, denn von dem Meinen wird er es nehmen und euch verkündigen. Alles, was der Vater hat, das ist mein; darum habe ich gesagt, er wird es von dem Meinen nehmen und es euch verkündigen." — Natürlich; der Vater hat sich seiner Macht nichts vorbehalten; alle Dinge sind dem Sohne übergeben, Matth. 11, 27, und ist der letztere auch Person für sich, so ist er doch im Wesen mit dem Vater eins, Joh. 10, 30, und also in seiner Erscheinung nur die Offenbarung seines Vaters, Joh. 14, 9. Der heil. Geist geht aus vom Vater und vom Sohne; er hat nichts, was nicht des Vaters und des Sohnes wäre; und wie hiernach der Sohn auf Erden nicht seine Lehre predigte und nicht seine Ehre suchte Joh. 7, 16. 8, 50, so wird auch der Geist nicht von ihm selber reden, sondern was er hören wird, das wird er reden; und was er gibt und redet, er nimmt es nicht aus des Vaters, sondern aus des Sohnes Fülle, weil der Vater und aller Segen des Vaters uns nur zugänglich ist im Sohn, weil es gilt, uns das Heil zu vermitteln und wir das Heil allein in Christo haben. Nun sagt der Herr, „derselbige wird mich verklären;" und meint damit natürlich nicht seine Verklärung im Himmel, die er sich selbst erbittet, wenn er spricht: „verkläre mich, Vater, bei dir selbst mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war", Joh. 17, 5; sie ist ein Werk des Vaters; sondern er meint damit seine Verklärung hier auf Erden. Christum verklären d. h. ihn, sein Bild, sein Wesen klar machen vor unsern Augen, daß wir in keiner Beziehung mehr über ihn, seine Wirksamkeit, und deren Bedeutung für uns im Ungewissen sind, daß wir ihn als den klar erkennen, der er ist, als den von Gott gesalbten und gesandten Propheten, Priester, König, der allein Wahrheit hat und Freiheit bringt und Frieden spendet. Das Verklären ist nicht bloß ein Hellerwerden, sondern auch ein Weiterleuchten. Ersteren Falles hätten eigentlich nur unsere Augen an Schärfe, aber nicht Christus an Klarheit gewonnen. Nun aber ist nicht bloß Joh. 16, 13 von Neuem die Rede, was erst zukünftig ans Licht treten und wodurch der Herr selbst gleichsam einen Zuwachs an Glanz und Herrlichkeit erhalten soll, sondern auch anderwärts wird darauf hingewiesen, daß größere Werke geschehen sollen, als der Herr persönlich sie gethan. Joh. 14, 12. Der Sauerteig soll den ganzen Teig durchsäuern, das Senfkorn zu einem Baume aufwachsen, daß die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen unter seinen Zweigen. Immer tiefer soll der Geist des Herrn eindringen nicht bloß in die Seelen Einzelner, sondern in schlechthin alle Verbindungen der Menschen; in immer weitern Kreisen, auf allen Lebensgebieten soll man seine Herrschaft anerkennen und ihm thatsächlich huldigen im willigen Gehorsam, also daß es kein Verhältniß des öffentlichen, bürgerlichen und häuslichen Lebens gibt, aus dem nicht Christi Herrlichkeit ersichtlich wäre, und ist es einst dahin gekommen, daß die jetzt mit der Welt streitende Kirche dasteht als triumphirende, daß alle Reiche Gottes und seines Christ's geworden sind, daß sich erfüllt hat, was Phil. 2, 10. 11 geschrieben steht, dann ist die Verklärung Christi vollendet.

Die Verklärung Christi ist zugleich Verwirklichung

der Wahrheit. Wahrheit ist kein bloßer Gegenstand unserer Erkenntniß, so daß sie nur da wäre, wo wir uns nicht täuschen, nicht belogen werden, sondern durchschauen in das eigentliche Wesen der Dinge um uns her. Es ist das auch Wahrheit, und da es sich hier nur um die Heilswahrheit handelt, so würden wir in voller Wahrheit sein, wenn unser Wissen um sie keinem Irrthume mehr unterliegt, nicht mehr bloßes Stückwerk, sondern durchaus vollkommen ist. Im weitern und eigentlichen Sinne kommt es indessen, wenn es sich um Wahrheit handelt, nicht bloß auf das Verhältniß irgend eines Dinges zu unserm Denken und Urtheilen, sondern auf die Beschaffenheit des Dinges selber an, auf den Grad, in welchem dasselbe zu seiner Idee steht und dieselbe realisirt in seiner Erscheinung. Da ist Wahrheit, volle Wahrheit, wo Alles dem Willen Gottes entspricht. Wo Wahrheit ist, da ist auch Freiheit, Freiheit von allem Ungehörigen, Fremdartigen, die normale Entwickelung Störenden; da ist vollständige und angemessene Verknüpfung aller zu einem Dinge gehörigen Theile und Eigenschaften, volle Harmonie und Schönheit. Soweit die Sünde geht, soweit geht überall der Zwiespalt zwischen Wesen und Erscheinung, die Unwahrheit und Lüge, und darum ist die volle Wahrheit auf dem Gesammtgebiete des creatürlichen Daseins nicht zu finden. Sie ist allein in Christo. Er ist dazu geboren und in die Welt gekommen, daß er die Wahrheit zeugen soll, und er hat sie bezeugt durch seine Worte, sie sind nichts als Wahrheit, durch sein Leben, es ist ein Leben in der Wahrheit, durch seine ganze Erscheinung, sofern er auf jeder Stufe seines Alters, in jedem Verhältnisse seines Lebens, in jedem Momente seines Thuns und Leidens uns immer den Menschen zeigt, auf welchem das volle Wohlgefallen Gottes ruht. Als der ins Fleisch getretene Logos ist er die Wahrheit selbst und eben damit die alleinige Quelle der Wahrheit für uns alle. Wir sind in der Wahrheit, wenn wir ganz in ihm sind, als seine rechten Jünger in ihm und seiner Rede bleiben; und alle unsere Zustände sind zur Wahrheit verklärt, wenn allein er sie bestimmt und alles um uns her seine Herrlichkeit verkündigt. Die Verklärung Christi, die Verwirklichung der Wahrheit, ist das Ziel aller Geschichte, ist das Ende aller christlichen Entwicklung, und es wird in demselben Grade erreicht, als die Einzelnen der Wirksamkeit des heil. Geistes Raum geben in ihrem Herzen, durch dieselbe in Lebensgemeinschaft mit dem Herrn Herrn treten und in dieser Lebensgemeinschaft bleiben. Denn nicht wir sinds, die in eigner Kraft zu Christo gehen und aus seiner Fülle schöpfen, Joh. 6, 44, sondern „der heil. Geist hat uns durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben geheiliget und erhalten; gleich wie er die ganze Christenheit auf Erden berufet, sammlet, erleuchtet, heiliget und bei Jesu Christo erhält im rechten einigen Glauben.“ Der Geist allein vermittelt uns das Heil und zwar durch die Kirche und ihre Gnadenmittel. Er erwirkt die neue Geburt, Joh. 3, 5, die rechte Erkenntniß Gottes und seiner Liebe, 1 Cor. 2, 12. Röm. 5, 5, den rechten Gehorsam, 1 Cor. 12, 3, die Fülle christlicher Tugend, Gal. 5, 22, und gibt Zeugniß unserm Geiste, daß wir Gottes Kinder sind, Röm. 8, 16.

Indessen ist das nur die eine Seite seiner Wirksamkeit. Joh. 16, 8—11 redet der Herr noch von einer andern, wenn er versichert, der heil. Geist werde die Welt strafen um die Sünde, um die Gerechtigkeit und um das Gericht. Das Strafen des Geistes ist kein gesetzliches Strafen, besteht nicht darin, daß er bestimmte Uebel mit der Sünde in Verbindung brächte; vielmehr straft er durch Ueberführung, durch Ueberzeugung, die er erwirkt. Das Strafen des heil. Geistes ist ein durch ihn immer erneutes Vorhalten der Wahrheit und zwar in solcher Kräftigkeit und Klarheit, daß der Sünder sie sich nicht länger verbergen kann, daß er sich von ihr getroffen fühlt und seiner Verpflichtung, ihr zu folgen, inne wird. Das Strafen ist immer und überall der Anfang der Wirksamkeit des Geistes, aber während er da, wo man ihm Raum gewährt, vom Strafen vorwärts geht zum Trösten und durch den Schmerz der Buße zum Glauben führt, kommt er über das Strafen gar nicht hinaus, muß er auf diese Thätigkeit sich ganz beschränken gegenüber der Gesammtheit derer, die sich ihm verschließen und in ihrer Gottentfremdung absichtlich verharren. Die Welt wird er strafen und zwar, wie der Herr sagt, um die Sünde, daß sie nicht glauben an mich; um die Gerechtigkeit, daß ich zum Vater gehe und ihr mich hinfort nicht sehet; um das Gericht, daß der Fürst dieser Welt gerichtet ist. Es ist nicht nöthig, in die Erklärung dieser Worte näher einzugehen, es reicht aus, ist aber für unsere Sache von großer Wichtigkeit, anzuerkennen, daß auch die Welt der Wirksamkeit des heil. Geistes sich nicht verschließen kann. Es ist ihr unmöglich, die Sache Christi auf die Dauer zu ignoriren, je kräftiger der heil. Geist von dieser Zeugniß gibt, je mehr er Christum verklärt auf Erden in der Geschichte der Kirche, in dem Aufbauen des Reiches Gottes, um so mehr drängt sich auch der Welt selbst wider ihren Willen die unabweisliche Ueberzeugung auf, daß auch sie verpflichtet wäre, sich im Glauben Christo zu ergeben, und daß nur der eigne Widerwille, die Verstockung gegen das Göttliche der Grund ihres Unglaubens ist.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 6. October. № 80.

Die Sünde wider den heiligen Geist.

(Fortsetzung.)

Hiernach werden wir nun sagen müssen, daß, wo irgend einer diese Wirksamkeit des heil. Geistes, deren Thatsächlichkeit er immer anerkennen muß, mag er ihre volle Bedeutung schon an dem eigenen Herzen erfahren haben oder mehr nur ein äußerlicher Zeuge derselben geblieben sein, läugnet, bestreitet, verspottet, verhindert, eine Sünde wider den heil. Geist begangen wird. In der That sind insonderheit die Sünden der Getauften mehr oder weniger alle, mag ihr nächstes Object sein, welches es wolle, auch Sünden gegen ihn. Als Christen gesalbt mit Geist, sollen sie im Geiste leben und im Geiste wandeln. Diese Pflicht ist ihnen außer allem Zweifel. Lassen sie dennoch dem Fleische in irgend einer Weise wieder Gewalt über sich, so betrüben sie den heil. Geist. Eph. 4, 30. Wird schleunige Umkehr versäumt und kommt wiederholte Untreue im Gebrauche der Gnadenmittel vor, so entsteht Gefahr, den Geist zu dämpfen, auszulöschen. 1 Thess. 5, 19. Wenn Menschen, weil sie den Ernst und Schmerz der Buße scheuen und in ihrem fleischlichen Leben sich wohlgefallen, seinem Rufe durchaus keine Folge geben, so widerstehen sie dem heil. Geist, eine Sünde, die Stephanus Act. 7, 51 auch den Juden zum Vorwurfe macht. Durch fortgesetzten Widerstand erbittern und entrüsten sie den heil. Geist, Jes. 64, 10. und bleiben sie auf die Dauer in dieser Willens- und Lebensrichtung ohne Willigkeit zur Buße und zum Glauben, und sehen sie sich immer von Neuem in die Lage gebracht, dem Zeugnisse des Geistes zu widerstreben, so steigert sich der Widerstand zur Verbitterung und die Verbitterung macht sich zuletzt Luft in der Lästerung. Die Lästerung des h. Geistes ist die Spitze aller Sünde wider ihn und damit die Spitze aller Sünde überhaupt; sie ist das wilde, haßerfüllte Aufbegehren gegen seine Wirksamkeit, der man sich entziehen will und doch nicht entziehen kann. — Natürlich ist sie nur zu begreifen als die entsetzliche Frucht eines langen sündigen Lebensganges. Sie äußert sich namentlich in blasphemischer Rede, aber der Mund redet, wie das Herz beschaffen ist, und was weiter auch als blasphemisches Handeln ans Licht tritt, es ist nur Kundgebung einer stetigen Gesinnungs- und Handlungsweise.

Die Veranlassung zu diesem Hasse hat irgend eine Sünde gegeben, — es kann jede sein — die der Mensch trotz seiner Einsicht in ihre Verwerflichkeit bei sich selber hegte und pflegte und die ihn zuletzt so umstrickt hat, daß er aus ihr heraus weder will, noch kann. „Das innere Motiv dieses Hasses", sagt Julius Müller, „ist die Selbstheit, die sich nicht beugen will", und die ältern Dogmatiker unserer Kirche haben deshalb nicht Unrecht, wenn sie nach dem Vorgange Augustins die Geisteslästerung als absichtliches Verbleiben in der Sünde, als beharrliche, bis ans Ende des Lebens andauernde Unbußfertigkeit auffassen, obwohl allerdings die obigen Aussprüche Christi über sie zunächst weniger an den innern sündhaften Zustand, als vielmehr an dessen Aeußerungen vornämlich in der Rede denken lassen. — Jedenfalls liegt in der vollständigen und dauernden Unbußfertigkeit, die mit dieser Sünde gesetzt ist, der Grund, weshalb sie, wie der Herr sagt, keine Vergebung findet in Ewigkeit, weder in dieser Welt, noch in der zukünftigen. Nicht, als ob das Verdienst Christi irgend einer Sünde gegenüber unzureichend wäre, — „und wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden, wenn sie gleich roth sind, wie Purpur, wie Wolle sollen sie werden", Jes. 1, 18 — nicht, als ob die Gnade Gottes irgend welche Schranke hätte, — „wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden." Röm. 5, 20. Die Unmöglichkeit der Vergebung liegt nie auf Seiten Gottes, sondern immer und allein auf Seiten des Menschen, der in fleischlicher Trägheit, von irgend einer Lieblingssünde bethört, alle Weckstimmen Gottes zur Buße unbeachtet läßt, die Gnade Gottes beharrlich von sich stößt und zuletzt lästernd gegen sie sich erhebend in einen Gemüthszustand geräth, in welchem er die unerläßlichen Bedingungen aller Vergebung, Buße und Glaube gar nicht mehr erfüllen kann und darum mit Nothwendigkeit der strafenden Gerechtigkeit Gottes anheimfällt. „Denn es ist unmöglich", lesen wir Hebr. 6, 4—6, „diejenigen, welche einmal erleuchtet sind, gekostet haben die himmlische Gabe u. s. w. und doch abgefallen sind, wiederum zur Buße zu erneuern, da sie ihnen selber aufs Neue kreuzigen den Sohn Gottes und ihn dem Hohne preisgeben." Es ist unmöglich, „weil sie, nachdem sie Erkenntniß der Wahrheit empfangen haben, muthwillig,

10, 26, sündigen", der Wahrheit geflissentlich widerstreben, den alleinigen Helfer absichtlich von sich stoßen. Sie wissen es, um was es sich handelt, und wenn sie nichtsdestoweniger einstimmen in das Lästern der Ungläubigen, die den Herrn gekreuzigt, so haben sie eben damit den Weg zur Rettung sich selbst für immer abgeschnitten; „es ist kein entsündigendes Opfer ihnen weiter vorbehalten, vielmehr ein furchtbares Erwarten des Gerichts und ein Feuereifer, welcher die Widerwärtigen verzehren wird. Hat einer das Gesetz Mose's gebrochen, so muß er ohne Erbarmen auf die Aussage zweier oder dreier Zeugen sterben. Wieviel schlimmere Strafe wird der verdienen, der den Sohn Gottes mit Füßen getreten und das Blut des Bundes, in welchem er geheiliget ist, für unrein geachtet und gegen den Geist der Gnade gefrevelt hat?" Hebr. 10, 26—29. — Es ist nicht anzunehmen, daß, wenn Unglücklichen dieser Art das ganze furchtbare Elend ihres Zustandes fühlbar wird, sie nicht mit einer gewissen Sehnsucht nach der Zeit zurückblicken sollten, wo es um sie noch besser stand. Prof. Delitzsch verweist in seinem Commentare zu Hebr. 6, 4—6 S. 231 auf die Schilderung der Verzweiflungsnacht bei Jes. 8, 21, zu welcher es mit dem verstockten Juda kommen werde: „es zieht einher im Lande schwer gedrückt und hungrig, und wenn es hungert, so ergrimmt es und flucht auf seinen König und auf seinen Gott, und wendet sich nach Oben und blickt hin zur Erde und siehe Trübsal und Finsterniß, dichtes Dunkel und in die Nacht wird es hinabgestoßen" — und bemerkt dazu, auch hier sei die Lästerung Jehovas von hülfeflehenden Blicken nach Oben durchbrochen, so aber, daß der erfolglose Aufblick sich sofort wieder in Lästerreden verwandle. Es sei unmöglich, daß die Rückerinnerung an die frühere Gemeinschaft mit dem Gotte des Heils sich nicht je zuweilen zum Rückverlangen nach der schnöde zerrissenen gestalten sollte. Jedenfalls werden in dem Leben des Geisteslästerers oft genug Stunden kommen, in denen er um der entsetzlichen Folgen willen, die er zu tragen hat, sich selbst und seine Handlungsweise tief verabscheut; möglich, daß er es in solcher Stimmung noch versuchen möchte, umzukehren und einen Ansatz nimmt zu einem bessern Leben. Jetzt aber bleibt das ohne Folge, die Thür zur Buße ist verschlossen, der Unglückliche ist dem schlimmsten Strafgerichte, das es gibt, verfallen, der Reue, die zu spät kommt. Hat er früher im beharrlichen Widerstreben von der Gnade Gottes sich selber ausgeschlossen, so sieht er sich jetzt von Gott ausgeschlossen und zwar natürlich nicht in Folge irgend welcher Willkür, sondern in Folge des Entwicklungsgesetzes, unter welches der heilige und gerechte Gott die Sünde gestellt hat und stellen mußte. Das aber ist das Gesetz, daß die Sünde überall da, wo man ihr nicht mit all den Mitteln begegnet, die die göttliche Gnade darreicht, immer weiter greift, immer tiefer geht, daß das Böse immer neues Böse zeugt, und den armen Menschen zuletzt bis dahin knechtet, daß er wie einer Naturnothwendigkeit ihm folgen muß. Wer zu mir kommt, spricht der Herr, den werde ich nicht hinausstoßen, aber mitbringen müssen wir ein bußfertiges Herz; einen geängsteten Geist und ein zerschlagenes Herz wird er, Gott, nie verachten. Das aber ist das Unglück, daß ein solcher Gemüthszustand in dem Geisteslästerer nicht mehr möglich ist; die Kraft zur rechtschaffenen Buße, die Fähigkeit, das Heil im Glauben zu ergreifen, ist, und zwar durch eigne Schuld, durch die bisherige schnöde Verläugnung oder Abweisung desselben verloren gegangen. Seine Sünde ist eine Sünde zum Tode, 1 Joh. 5, 16. Jene scheinbar bessern Regungen sind ohne alle sittliche Energie, tragen das Gefühl der Ohnmacht in sich selber, und darum kann ihr schließliches Ergebniß nichts weiter sein, als „eitel kalte, todte Verzweiflung", da Jammern und Lästern in einander geht, gleichwie auch in der Hölle das Heulen mit dem Zähneknirschen verbunden ist.

Aus dem Bisherigen ergibt sich uns, daß die in Rede stehende Sünde erst da gethan werden kann, wo durch die oben bezeichnete Wirksamkeit des heiligen Geistes die göttliche Wahrheit in volles klares Licht getreten und mit der rechten Einsicht in dieselbe dem Einzelnen zugleich die Möglichkeit gegeben ist, sie sich thatsächlich anzueignen und sie im Leben zu befolgen. Nehmen wir den Menschen, wie er in Sünden geboren in die Welt tritt, und denken wir ihn uns noch ganz entblößt von den Mitteln des Heils, die der Christ hat, so ist sein Auge gehalten und die Kraft seines Willens ist gebrochen. Wir werden freilich immer mit dem Apostel (Röm. 1, 20) sagen müssen, er hat nicht, womit er sich entschuldige; denn Gott hat ursprünglich alle zu einem heiligen Leben nothwendigen Kräfte in die menschliche Natur gelegt, noch immer hat der Heide das Gewissen und dem Juden ist noch dazu die Offenbarung Gottes im Gesetz gegeben. Wenn aber trotzdem der erstere nicht weiter kommt als bis zu einem erfolglosen Suchen Gottes und sogar über das eigentliche Wesen der Sünde im Dunkeln bleibt, wenn den letztern das Gesetz zwar zur Erkenntniß der Sünde führt, ihn aber doch nicht lebendig machen kann, so ist die factische Unmöglichkeit, in der Beide sich befinden, die Wahrheit zu erkennen und zu thun, doch immer ein Umstand, der ihre Schuld vermindert. Nun aber tritt Christus in die Welt und in ihm erscheint das Licht der Welt. Er weist sich aus als göttlichen Gesandten durch seine Worte und durch seine Werke, aber die Mehrzahl achtet nicht darauf und nöthigt ihn zu der ernsten Drohung: „Wehe Dir Chorazin, wehe Dir Bethsaida! wären solche Thaten zu Tyrus und Sidon geschehen, als bei Euch geschehen sind, sie hätten vorzeiten im Sack und in der Asche Buße gethan." Der Unglaube an Christum ist eine neue Sünde, die schwerer ins Gewicht fällt, als die frühere, und wo er aus seiner trägen Ruhe herausgehend sich zum feindseligen Angriffe steigert, wo er bis zu der empörenden Beschuldigung vorgeht, der Herr rede und handle in Satans Namen, er sei ein Gotteslästerer und Empörer — das ist die Lästerung des Menschensohnes — da ist jedenfalls ein höchst gefährlicher Gemüthszustand vorhanden, die Empfänglichkeit für die Wahrheit hat schon in hohem Grade sich verloren und man scheut sich nicht mehr, auch gegen besseres Wissen und Gewissen zu handeln. Aber das Aeußerste ist

immer noch nicht eingetreten. Auch die Lästerung des Menschensohnes, d. h. Christi als des göttlichen Gesandten, des verheißenen Messias kann noch vergeben werden. Denn obwohl die Fülle der Gottheit in ihm leibhaftig erschienen war und einfache Seelen der Anerkennung seiner sich nicht entziehen konnten, so trug er doch in den Tagen seines Fleisches die Knechtsgestalt. Ein Irrthum über ihn war immer möglich, und nicht nur die aufgeregte Leidenschaft, die in der Regel da sich findet, wo die Sünde mit Ernst gestraft wird, sondern auch der bisherige Bildungsgang Einzelner, die übliche fleischliche Deutung messianischer Weissagung, die eine andere Erscheinungsform des Reiches Gottes und seines Stifters sie erwarten ließen, konnte der rechten Erkenntniß Christi und seines Werkes hindernd in den Weg treten. Selbst seine Jünger kamen ja erst nach und nach zu tieferer Einsicht; auch der Täufer stellt einmal, wenn auch nur in einer vorübergehenden Stunde der Anfechtung, an ihn die zweifelnde Frage: bist Du, der da kommen soll oder sollen wir eines Andern warten? und Saulus, der doch schon als Pharisäerschüler mit lauterem Sinne die Wahrheit suchte, hielt es sogar für pflichtmäßig, gegen ihn und seine Sache verfolgend aufzutreten. (Fortsetzung folgt.)

Hymnologie.

Kleines Gesangbuch geistlicher Lieder für Kirche, Schule und Haus. Durch Philipp Wackernagel. Stuttgart 1860. Verlag von S. G. Liesching. kl. 8. VI und 224 S.

Wir wollen nicht versäumen, die Freunde der evangelischen geistlichen Liederdichtung auf dieses sinnig zusammengestellte und zierlich ausgestattete kleine Buch aufmerksam zu machen. Dasselbe enthält 224 Lieder, sämmtlich mit den Melodieen, so daß, wie auch in dem s. g. Eisenacher Gesangbuch (Deutsches Evangel. Kirchengesangbuch) und andern geschehen, dieselbe Melodie bei jedem betreffenden Liede abgedruckt ist; außerdem ist eine kurze Widmung und sind am Schlusse sechs Seiten Anmerkungen beigegeben.

Die erste dieser Anmerkungen, auf welche die Widmung schon hinweist, gibt zu erkennen, daß dieses Buch eine Darlegung der abgesonderten Stellung sei, welche der Vf. vor sieben Jahren in der zur Abfassung des s. g. Eisenacher Gesangbuchs von der Eisenacher Kirchenconferenz bestellten Commission eingenommen habe, indem er mit der Beschränkung der Liederzahl auf 150 und mit der Ausschließung der Hauslieder nicht einverstanden gewesen sei. Wir unseres Orts halten jedoch den Beschluß der Eisenacher Kirchenconferenz von 1852, durch welchen der gedachten Commission diese Beschränkung und Ausschließung geboten wurde, fortwährend für richtig, wie wir uns darüber in diesen Blättern bereits vor fast achtzehn Jahren bei Besprechung des Evangel. Kirchengesangbuchs von Daniel (Ev. K. Z. 1843. No. 8. S. 59) mit Anführung der Gründe ausgesprochen haben. Ja es war vielleicht jene Zahl noch zu hoch gegriffen, denn die Ergebnisse der Berathungen jener Commission thaten dar, daß die Zahl der wirklich allgemein verbreiteten und ein wirkliches Glaubenszeugniß enthaltenden, also im eigentlichen Sinne kirchlichen Lieder (und darauf kam es 1852 der Kirchenconferenz an) kaum an die Ziffer 120 heranreiche, indem sich bei den übrigen 30 bis 40 Liedern bereits provincielle Gewöhnung oder Unbekanntschaft, ja locale und individuelle Geneigtheit und Abneigung zu Tage legte. Auch das vorliegende Buch selbst scheint für die Richtigkeit jener Annahme, daß der kirchlichen „Kernlieder" eben nicht mehr als etwa höchstens 150 seien, einen nicht zu verschmähenden Beleg zu geben. Es sind nämlich beiläufig 50 Lieder in diesem Buche vorhanden, welche sehr wenig oder auch noch gar nicht bekannt sind, denen also von anderer Seite funfzig andere, an andern Orten bekannte und den Einzelnen mehr anmuthende Lieder entgegengestellt werden können, und außerdem fällt für den Gebrauch im Gottesdienst (und hierauf kam es, wie wir wiederholen, 1852 vor allem an) von den 31 Liedern für die Jahres- und Tageszeiten, welche der Vf. aufgenommen hat, die weit überwiegende Mehrzahl aus — es werden kaum 5 — 6 Lieder davon übrig bleiben — und somit werden, nach Abzug dieser etwa 70 — 80 Lieder, in der That nur 150 außer Streit befindliche Lieder übrig bleiben. Sollen aber überhaupt Hauslieder, welche auf die Jahres- und Tageszeiten sich beziehen, aufgenommen werden, so wird die Zahl von 31 unter Anschlagung der provinziellen Gewöhnungen und Neigungen leicht auf das Doppelte gesteigert werden können, also die Basis der Beurtheilung, was und wieviel aufzunehmen sei, unsicher werden.

Indeß das schöne Büchlein ist auch, wie die Widmung ausdrücklich sagt, nicht für den Gottesdienst, sondern für Haus und Schule bestimmt, und es trifft somit nicht einmal die Angabe, daß der Vf. seine Sonderstellung zu der weiland Eisenacher Commission durch dieses Buch documentiren wolle, auf dasselbe in seinem Verhältniß zu dem Eisenacher Buche zu, denn letzteres sollte zunächst nicht für Haus und Schule sondern zunächst nur für den Gottesdienst bestimmt sein. Von diesem Gesichtspunkt aus heißen wir es auf das Freudigste willkommen, denn wir kennen kein auf den gedachten Zweck berechnetes Buch, welches mit gleicher Gründlichkeit und gleichem Geschmack zusammengestellt wäre. Namentlich werden Viele dem Vf. mit uns dafür dankbar sein, daß er eine ganze Reihe sehr wenig bekannter und dennoch vorzüglicher geistlicher Lieder uns wieder näher gebracht hat, wie z. B. die von Leon, einige von Nik. Hermann („Am Freitag muß ein jeder Christ"), Joh. Heermann („Herr Jesu Christe mein getreuer Hirte") und Anderen, unter welchen wir besonders auf die gelungenen Uebertragungen der vier Lieder von Heinrich von Laufenberg (1430) in das Neudeutsche aufmerksam machen wollen. Auch die neue Gestaltung des Liedes In dulci jubilo ist dem mit dem feinsten dichterischen Geschmack begabten Verfasser in hohem Grade gelungen; sie schließt sich zwar im Ganzen an die aus dem Hannoverschen Gesangbuch (1659) stammende Form an, hat jedoch

mit Geschick auch andere ältere Bearbeitungen (z. B. die in dem Hessen-Homburgischen Gesangbuch von 1734 enthaltene) benutzt; wir ziehen Wackernagels Gestaltung der Hannoverschen, welche mit einigen Verbesserungen auch in das s. g. Eisenacher Gesangbuch übergegangen ist, vor. Einige Lieder freilich würden wir nicht sonderlich vermißt haben, wie die ohnehin einem sehr engen provinziellen Kreise angehörigen Lieder von Jorissen und Franz Vogt (welche letztere ohnehin noch niemals in einem Gesangbuch gestanden haben) und das steife Confirmationslied von Woltersdorf „Bleibt Schäflein bleibt." Umgekehrt vermissen wir ungern einige der üblichsten und hervorragendsten Lieder: „Vom Himmel kam der Engel Schaar", Luthers Nunc dimittis („Mit Fried und Freud fahr ich dahin"), „Komm Gott Schöpfer heilger Geist", „Ach Gott vom Himmel sieh darein", „Jesu meine Freude", „Herr Jesu Christ wahr Mensch und Gott", „Nun lasset uns den Leib begraben", und einige Lieder zweiten Ranges wie „O Tod wo ist dein Stachel nun", „Mache dich mein Geist bereit". Letzteres wird der Vf. wegen der in demselben enthaltenen Sprachfehler „sonsten" und „däuchten", die er in der Anmerkung 16 (S. 219) rügt, nicht aufgenommen haben, indeß ist unter No. 140 doch ein Lied aufgenommen worden, welches gleich in der ersten Zeile einen eben so argen Barbarismus hat: „Wie lieblich ist der Maien" (st. Maie). Daß aber „Wie schön leuchtet der Morgenstern" nicht aufgenommen worden ist, können wir nur beklagen. Der Vf. meint Anm. 9 (S. 218) es könne dasselbe in keinem Gemeinde-Gesangbuch Platz finden, es sei denn in verstümmelter Gestalt, und damit sei Niemandem gedient. Allerdings müssen die lateinischen Zeilen durch deutsche ersetzt werden, das aber ist auch in „Wachet auf" geschehen, und kann nicht als Verstümmelung gelten. Einige im Ganzen geringfügige weitere Nachhülfen würden, so meinen wir, das Lied (welches allerdings an erheblichen Anstößen leidet) recht wohl singbar machen, ohne es zu verstümmeln, und selbst die aus dem Hannoverschen Gesangbuch von 1659 in eine ziemlich große Anzahl von Gesangbüchern übergegangene Bearbeitung (auch im Deutschen Evangel. Kirchengesangbuch No. 102) können wir durchaus nicht als eine Verstümmelung ansehen. Sollte aber unter „Verstümmelung" gemeint sein „Abkürzung", so hat eine solche ja der Vf. selbst an dem, zu unserer Freude wieder aufgenommenen Liede „Herr Christ du einig Gottes Sohn" in stärkster Weise (mit Recht) vollzogen. Eben so wenig können wir nachgeben, daß das Lied im Bewußtsein der Kirche untergegangen und nur die Melodie, diese aber lediglich an „O heilger Geist kehr bei uns ein" haften geblieben sei. In einem uns bekannten, sehr ausgedehnten Kreise ist „Wie schön leuchtet der Morgenstern" eins von den wenigen Liedern gewesen, welches (freilich zum Theil nach Klopstocks Bearbeitung, indeß doch immer seiner Anfangszeile nach, worauf bekanntlich sehr viel ankommt) die Zeit der Zerstörung überdauert hat, während in dem größeren Theil dieses Kreises „O heilger Geist kehr bei uns ein" sehr wenig, in einem andern Theil gar nicht bekannt war.

Hinsichtlich der Recension der Lieder freut es uns sehr, daß der Vf. nicht mit archäologischer Pedanterie auf jedem Jota der alten Form bestanden hat; der Vf. gilt für einen solchen eigensinnigen Archaisten, wenn gleich mit großem Unrecht, wie wir das längst, wenn auch grade nicht von Frankfurt 1853 her, wissen, und es ist uns eine nicht geringe Genugthuung, hiermit auf das vorliegende Buch hinweisen und damit hoffentlich auch die Ungeneigtesten überzeugen zu können, daß nur Unkunde eine solche Ansicht von Herrn Ph. Wackernagels hymnologischen Grundsätzen hege und verbreite. Es ist hier gegangen, wie so oft auf andern Gebieten: man macht sich einen Popanz, und schreckt dann die Kinder damit, oder schlägt grimmig auf ihn los. So ist „und steur des Pabsts und Türken Mord" mit Angabe der Gründe (Anm. 12. S. 219), denen wir vollkommen zustimmen, selbst in diesem Haus- und Schulgesangbuch beseitigt worden. Eben so haben die letzten Zeilen der 3. Strophe von „Schmücke dich o liebe Seele" (das die blutgefüllten Schaalen und dieß Manna kann bezahlen) aus dem Grunde, der auch der unsrige ist (uns übrigens bestimmt hat, diese Strophe ganz wegzulassen), weil diese Worte nämlich eine directe Beziehung auf die Sage vom heiligen Gral enthalten, Abänderung erfahren. Uebrigens meinen wir nichts zu verlieren, wenn auch die reflectirende sechste Strophe dieses Liedes (Nein, Vernunft die muß hie weichen) wegfiele. Eine Aenderung hat der Vf. zwar nicht vorgenommen, aber auf die Nothwendigkeit derselben in Anm. 28. S. 221 nachdrücklich hingewiesen: er will das Deminutiv „Engelein" beseitigt haben, und wie wir vollständig überzeugt sind, mit dem entschiedensten Rechte; die Boten Gottes sind keine kleinen Kinder, sondern starke Helden, Cherubim welche den Thron Gottes tragen, und die Deminution zerstört die schriftgemäße Anschauung von den Boten Gottes bis auf den Grund. Der Vf. kann bei den Engelsköpfen der Maler, auch Raphaels, sich gar nichts denken — wir eben so wenig. Freilich möchten wir auch die oft geradezu widerliche Deminution „Jesulein" am liebsten ganz verbannt sehen. — Auch hat der Vf. in Anm. 19 (S. 220) sehr richtig die Grenze bezeichnet, bis zu welcher die menschliche Vertraulichkeit mit dem Herrn Jesus im Liede zulässig sei: es ist die Freundschaft, wie sie in Schmolcks Liede „Der beste Freund ist in dem Himmel" dargestellt ist; als unzulässig bezeichnet er das Lied „Schönster Herr Jesu", wie es das in der That ist, und es ist uns ein bitteres Gefühl gewesen, als dieses spielend-schillernde Lied vor etwa zehn Jahren als ein „rechtes Glaubenslied" so große und allgemeine Zustimmung fand; kaum daß dasselbe den allerunterstenStufen der Vocation angehört. Weiter Fortschreitende sind desselben indeß auch gar bald überdrüssig geworden. — In gleicher Weise sind wir einverstanden (Anm. 32. S. 221), daß in dem Abendliede Nik. Hermanns „Hinunter ist der Sonnenschein" die Zeile restituirt werde: „Vor Schrecken, Gspenst und Feuersnoth". Der Aberglaube, daß es keine Phantasmen (Gespenste) gebe, muß auch durch Restituirung der betreffenden

Liederstellen bekämpft werden, und wenn wir auch in dieser Bekämpfung auf Weisheit 17, worauf der Vf. verweist, kein sonderliches Gewicht legen, so doch auf die Oboth des Alten Testaments und auf Marc. 6, 49 und Luc. 24, 37—39.

Wir schließen mit einigen hymnologischen Literarnotizen, für welche freilich die Ev. K. Z. nicht bestimmt ist, die wir jedoch mit dem Umstande zu entschuldigen bitten, daß es bei dem gegenwärtigen Zustand der theologischen Tagesliteratur kein Organ gibt, in welchem die Hymnologie zu einer allseitigen freien Discussion gebracht werden könnte. — „Jesus meine Zuversicht" mag immerhin fortwährend in den Gesangbüchern unter dem Namen der Kurfürstin von Brandenburg, Luise Henriette, gehen, verfaßt hat sie das Lied ganz zuverlässig nicht. — Das Lied „Wir danken dir Herr Jesu Christ, daß du für uns gestorben bist" ist ohne allen Zweifel vor dem Jahre 1571 verfaßt und sicherlich auch gedruckt worden, da dasselbe für die Schulen in Schmalkalden bestimmt war, der Verfasser, Christoph Fischer, aber 1571 Schmalkalden verlassen hat. — Der Verfasser des durch das Bunsensche Gesang- und Gebetbuch wieder bekannt und beliebt gewordenen Liedes: „Wer sind die vor Gottes Throne" war der Stadtpfarrer und Definitor zu Gießen, Heinrich Theobald (nicht Theodor) Schenk, gestorben 11. April 1727. Außer in drei hessischen Gesangbüchern (Darmstadt, Marburg, Laubach) findet sich das Lied in keinem Kirchengesangbuch. — In der Anm. 27 (S. 221) beweist der Vf., daß das Lied Melissanders „Herr wie du wilt, so schicks mit mir" wirklich, wie bisher angenommen worden, dem Jahre 1574, nicht 1584, angehöre, wie dieß in der spätern Ausgabe des Betbüchleins von 1592 durch einen Druckfehler angegeben ist: es findet sich dasselbe bereits in der ersten Ausgabe des Betbüchleins von 1582 mit Angabe der richtigen Jahrzahl, und werden hiermit die Bemerkungen Mützells (Geistl. Lieder des 16. Jh. 3, 758) beseitigt. — Endlich ist von dem Vf. (Anm. 33. S. 221) ein bedeutender Schritt geschehen, um der räthselhaften Entstehung des Liedes „Ich hab mein Sach Gott heimgestellt" näher zu kommen. Dieses Lied, gewöhnlich dem Joh. Pappus zugeschrieben, findet sich zuerst, so viel dem Ref. bekannt ist, im Jahre 1589, jedoch ohne die drei letzten Strophen; ob die Form, welche Mützell 2, 622 bis 625 aus dem Bertramischen Straßburger Gesangbuch hat, älter als 1589 ist, bleibt noch zu ermitteln. Nun aber ist von Herrn W. nachgewiesen, daß die Bestandtheile desselben aus den Liedern Johann Leons vom Jahr 1582 stammen, mithin ist es mehr als wahrscheinlich, daß dieselben, allerdings vielleicht von Pappus, zu einem neuen Liede zusammengeschmolzen worden sind.

Möchte doch so viel Theilnahme für die evangelische Hymnologie vorhanden sein oder erwachen, daß Herrn Dr. Wackernagel die Herausgabe des zweiten Theils seiner Bibliographie des evangelischen Kirchenliedes möglich gemacht würde! Es ist keine sonderliche Empfehlung für die Zustände unserer praktischen Theologie, wenn der erste Theil dieses Werkes so wenig Absatz gefunden hat, daß zur Verlagsübernahme des zweiten Theils sich niemand verstehen will; daß aber gar Wackernagels Deutsches Kirchenlied (1841) aus dem Lieschingschen Verlag in ein Frankfurter Antiquariat hat wandern müssen, ist für diese Zustände noch weniger als keine Empfehlung, noch weniger als keine Ehre. Vielleicht dient ja dieses kleine niedliche Buch auch dazu, den größeren Werken hier und da Bahn zu machen, was wir von ganzem Herzen wünschen.

Prüfet Alles!

Es ist vor Kurzem eine Instruction des hohen Evangel. Ob. K. R. vom 11. Juni c. für die Gemeinde-Kirchenräthe bekannt geworden, welche jedem einzelnen Gliede derselben soll übergeben und in ihr Protokollbuch als geltende Geschäfts-Ordnung eingeheftet werden. Vielleicht werden manche Prediger diese Instruction als eine bloße Form, die sachlich in der Verfassung und Regierung der Gemeinden Nichts ändern werde, leicht hinnehmen und zu den Akten legen, ohne sie genau zu durchdenken. Wir erlauben uns dringend zu bitten, daß man diese Instruction genau prüfe, und S. 2 der Einleitung, wie §. 6 der Instruction selbst genau darauf ansehe, ob dadurch nicht der Gemeinde-Kirchenrath zum Bischof der Gemeinde gemacht; ob, da die Mehrzahl seiner Glieder Laien-„Aelteste" sein werden, und er nach Stimmen-Mehrheit beschließt, ob dadurch nicht der Geistliche, dem nicht einmal ein suspensives Veto vorbehalten ist, in Abhängigkeit von seinem Gemeinderath gestellt, und wie der König im rein constitutionellen Staate zum bloßen Executiv-Beamten der Gemeinde-Repräsentanten degradirt wird; ob nicht dadurch die Kirche Jesu Christi zu einem Analogon des constitutionellen Staates und Volkes gemacht wird, das durch seine Vertreter urtheilt und handelt; ob dadurch nicht endlich die Lutherische Kirche Preußens völlig, wenigstens ihrer Verfassung nach, calvinisirt wird.

Es ist zu bedenken, ob diese Instruction in Uebereinstimmung steht:

a) mit der All. Cab.-Ordre vom 27. Febr. c., welche sagt: Die verfassungsmäßigen Attribute des geistlichen Amtes bleiben in ihrer bisherigen Geltung bestehen. Auch wird

im Bekenntnißstande der Gemeinde und in ihrer Stellung zur Union Nichts geändert;

b) mit dem Allg. Landrecht Thl. II. Tit. 11. §§. 49—51. 66. 87—90. 150—159. 550. 565—567;

c) mit der Pommerschen Kirchenordnung I. Fol. 28—30; II. Fol. 153 u. f.;

d) mit der Augsb. Confession Art. 28, dem kleinen Katechismus (vom Amt der Schlüssel des Himmelreichs), den Schmalkaldischen Artikeln (Anhang von der Bischöfe Gewalt), mit der Augsb. Conf. Art. 7 und der Apologie (Art. III.) und ihrem biblischen, hohen, nicht collegialistischen oder constitutionellen Begriff von Kirche;

e) mit dem Worte Gottes, z. B. mit Mtth. 16, 18. 19; 18, 15—18; Luc. 10, 16; Joh. 20, 21—23; 21, 15—17; Apgsch. 6, 1—7; 14, 23; 20, 28; 1 Tim. Cap. 3; Tit. 1, 5—9; 1 Cor. 5, 3.

Der Herr aber lehre uns durch Seinen heiligen Geist die Wahrheit erkennen und unsere Pflicht thun. Er verhüte in Gnaden, daß nicht, wie a. 1830 mit dem Brotbrechen, so 1860 mit dem Einführen der „Aeltesten-Collegien", die Lutherische Kirche abermals im Schlaf um ihre Rechte und Kleinodien komme.

Aus Pommern.

Welche Aufnahme der Gem.-Kirchenrath gefunden hat.

Zur Ergänzung meiner früheren Mittheilungen in der Ev. K. Z. (No. 57 ff.) über die Erwartungen, mit denen man in Pommern dem einzuführenden Gem. Kirchenrath entgegenging, wird es vielleicht nicht unwillkommen sein, weiter zu erfahren, welche Aufnahme derselbe hier gefunden hat. Das würde sich freilich erst recht ermessen lassen, wenn die neue Einrichtung bereits überall Lebenszeichen von sich gegeben hätte. Aber davon kann natürlich noch nicht die Rede sein, da der Gem. K. R. noch nicht in allen Gemeinden die Bestätigung der kirchlichen Behörden erhalten hat. Die Wahlen sind aber wohl überall vollzogen und auch die bieten schon sehr augenfällige Fingerzeige dar, an denen man wahrnehmen kann, sowohl welche Aufnahme die neue Einrichtung an sich gefunden hat, als auch welche Wirksamkeit der Gem. K. R. ausüben wird. Und die überall bei den Wahlen gemachten Wahrnehmungen bestätigen nur zu sehr die geringen Erwartungen, die man im Voraus hegte, ja bleiben zum Theil noch hinter denselben zurück. Denn nach allem, was man aus den verschiedensten Gegenden Pommerns hört, ist die Theilnahme eine äußerst geringe, an manchen Orten eine fast verschwindende gewesen. Und es ist darin kaum ein Unterschied zwischen kirchlichen und unkirchlichen Gemeinden, noch zwischen Stadt und Land wahrzunehmen gewesen, kaum daß bei den Gegnern dieser Einrichtung sich hie und da einige Gegenwirkung gegen dieselbe gezeigt hat, wie man doch wenigstens hätte erwarten sollen. Einige Beispiele mögen als Beleg dienen.

In einer größeren Stadt, die aus mehreren Parochieen besteht, sind in der einen Gemeinde, die an 7000 Seelen zählt, also gewiß an 1000 Wähler enthält, nur 17 Wähler in dem Termin erschienen, in der zweiten Gemeinde, die ebenfalls mehrere tausend Seelen zählt, ist außer denen, die von Amts wegen zugegen sein mußten, nur Einer erschienen; in einer Stadt in Vorpommern von 3 bis 4000 Seelen, deren Geistlicher keineswegs zu den Gegnern der neuen Einrichtung gehört, haben außer den amtlich Betheiligten sich nur 3 eingestellt. In meiner eignen Parochie hat die Stadtgemeinde von 260 Wählern nur 21, die Tochtergemeinde von 77 Wählern 20 gestellt*). In einer der kirchlichsten und größten Landgemeinden in meiner Nähe haben nur 18 Theil genommen. In andern auch nicht ganz kleinen Landgemeinden, wo die Wählerzahl doch 100 und darüber beträgt, haben sich 5 bis 10 betheiligt. Die höchste Zahl, die mir zu Ohren gekommen ist, beträgt 30 aus Landgemeinden, deren Geistlicher besonders günstig für die Sache gestimmt ist. In einer kleinen Stadtgemeinde haben sich die Unkirchlichen in ziemlicher Anzahl eingefunden, um die Wahl eines ihnen mißliebigen Vorgeschlagenen zu vereiteln und in einer Landgemeinde hat eine Anzahl Wähler auf Anstiften des Mitpatrons gegen die Wahl überhaupt Einspruch erhoben**). In einer andern Parochie haben die Patrone im Voraus den Mitgliedern des Gem. K. R. mit Peitsche und Hunden gedroht, wenn sie sichs würden beikommen lassen, ihnen etwa Vorstellungen über ihr unkirchliches Treiben zu machen. Auch ist es da bereits zu Reibungen gekommen. Da die Gemeinde-Aeltesten den einen gebeten haben, doch das Dreschen an Sonntagen einzustellen, hat er sich bei den Behörden beschwert, nachdem er nicht übel Lust gezeigt, sie aus dem Hause zu werfen.

Diese Erscheinung so allgemeiner geringer Theilnahme oder, richtiger gesagt, so allgemeiner Theilnahmlosigkeit, daß ein kaum in Betracht kommender Bruchtheil der Gemeindeglieder sich an den Wahlen betheiligt hat, drängt wohl von selbst zu der Frage, worin diese Erscheinung ihren Grund habe, und dann, welche Stellung dieses neue Amt zu den Gemeinden gewinnen werde? Auf die erste Frage liegt die Antwort nahe, daß die allgemein herrschende Gleichgültigkeit gegen kirchliche Angelegenheiten überhaupt der Grund sei. Damit mag man im Allgemeinen ein richtiges Urtheil über unsere kirchlichen Zustände aussprechen; aber es trifft doch nach zwei Seiten nicht zu; denn auf der einen Seite findet sich bei uns doch in den meisten Gemeinden, wie ich früher nachgewiesen habe, eine Anzahl christlich angeregter Leute und ebenso auf der andern Seite fast überall eine viel

---

*) Grade ebenso groß ist die Zahl der Erschienenen in 2 Städten, die je 600 Wähler zählten und die zu den kirchlichen Gemeinden gehören.

**) In einer Bauerngemeinde haben die Wähler Mann für Mann erklärt: sie wolltens nur beim Alten lassen und keinen wählen; das schien ihnen überflüssig.

größere Zahl entschieden feindlich gesinnter. Von beiden durfte man keine Gleichgültigkeit erwarten, vielmehr eine Bewegung für oder wider! Auch wird man solche Gleichgültigkeit nicht im Pommerschen Volkscharakter begründet finden können. Der Pommer ist langsamer, bedächtiger Natur, wie sich das auch in seiner Sprache und Bewegung ausprägt — er nennt selbst solch Wesen: schlätsam, ungefähr soviel wie phlegmatisch — und das giebt ihm das Gepräge der Gleichgültigkeit und Unempfänglichkeit für geistige Dinge. Aber hinter dieser gleichgültigen Oberfläche verbirgt sich eine tiefe Innerlichkeit, so daß er mächtig ergriffen werden kann, sowohl vom Sündengefühl als auch von der Herrlichkeit der Gnade des Herrn, ja daß er in Grübeleien versinkt, auf Ueberspanntheiten und Schwärmereien geräth. Wie tief und lebendig er erregt werden kann, davon zeugen die Erweckungen, die bei dem Wiedererwachen des christlichen Lebens in Pommern viel häufiger und zahlreicher waren, als in den benachbarten Provinzen; wie fest und entschieden er die erkannte Wahrheit ergreifen kann, davon zeugen die Kämpfe und Opfer fürs lutherische Bekenntniß zur Zeit, als noch Union und Agende durch Zwangsmaßregeln zur Herrschaft gebracht werden sollten. Ehe es zur festeren Gestaltung der lutherischen Separation kam, haben Viele lieber als daß sie ihren Glauben verläugnet hätten den Wanderstab ergriffen und sind nach Amerika ausgewandert*). Und nicht diese allein sind die von der Wahrheit Ergriffenen. Während bei ihnen durch das Aufhören des Druckes die weitere Ausbreitung doch merklich nachgelassen hat; bricht sich innerhalb der Landeskirche das Evangelium noch immer weitere Bahn. Man braucht nur Missionsfesten, namentlich auf dem Lande, beizuwohnen, wo entschiedene Zeugen des Evangeliums auftreten, um die Bewegung zu sehen, von welcher grade die schlichten Landleute ergriffen werden, und man wird die Gleichgültigkeit nicht als eine besondere Eigenthümlichkeit unseres Volkes gelten lassen. Wie es zu Ueberspanntheiten und Ueberschwänglichkeiten geneigt ist, dafür zeugen Erscheinungen bei Einzelnen und größeren Haufen. Es besteht schon seit länger als 10 Jahren ein Verein oder Gesellschaft — Secte kann man es nicht nennen, denn sie halten sich zur Landeskirche —, die man Springer oder Hüpfer nennt. Sie haben in ihren Versammlungen öfter die Hochzeit des Lammes, mit Tanzen und Singen und förmlichen Verlobungen aufgeführt, und machen sich auch bei Missionsgottesdiensten mit Seufzen und Stöhnen bemerklich. Auch hat man sie da nach Beendigung des Gottesdienstes gesehen, wie sie zu Zweien einander zuhüpften, sich umarmten und sangen: O wie herrlich ist unser Blutbräutigam. Sie haben Anhänger in verschiedenen Landgemeinden und haben noch kürzlich hier in der Nähe neue Anhänger gefunden. Vor einigen Jahren war in derselben Gegend ein schlichtes Tagelöhner-Mädchen, welches im Zustande des Hellsehens Buße predigte und ganze Schaaren von Zuhörern herbeizog, bis die Polizei der Sache ein Ende machte. — Ebenso haben Irvingianer und Wiedertäufer in verschiedenen Gegenden Anhänger gefunden, am häufigsten die letzteren, weil sie sich mehr zu den Geringen herablassen, als jene, auch die schon Erweckten zu finden wissen und diese theils durch die engere Gemeinschaft und durch die Erbaulichkeit ihres Umgangs theils auch durch Vorspiegelung der Abschaffung der Geistlichen und der Abgaben an diese anlocken. Ein Volk, bei dem so mancherlei Erscheinungen des geistlichen Lebens, zum Theil ganz fremdartige, Eingang finden, wird man weder vorzüglich gleichgültig gegen geistliches Leben und kirchliche Angelegenheiten noch besonders abgeneigt gegen Neuerungen nennen können. Oder sollte es grade für alles Abweichende und Absonderliche empfänglich und nur gegen die eigne Kirche gleichgültig und abgeneigt sein? Dazu ist es viel zu bedächtig und zu beständig im treuen Festhalten an dem von den Vätern Ererbten. Und daß es grade das Neue an der in Rede stehenden Einrichtung sein sollte, was Viele zurückstieße, ist schon nach dem Gesagten nicht wahrscheinlich; auch würde sich die Abneigung dagegen viel mehr in offenem Widerspruch als in so zurückhaltender Theilnahmlosigkeit geäußert haben. Diese erklärt sich auch nicht aus überhäuften Geschäften und Mangel an Zeit; denn einestheils giebt es in größeren Städten eine Menge Leute, welche für Theater und andere Vergnügungen täglich viel Zeit übrig haben, anderntheils hat auch auf dem Lande keine größere Theilnahme stattgefunden, obwohl die dringendsten Feldarbeiten vorüber waren und man die Wahlen, wenn irgend möglich, an Sonntagen vorgenommen hat. Aber grade darin liegt ein Hauptgrund der bewiesenen Theilnahmlosigkeit, daß die neue Einrichtung mit Wahlen eingeführt ist. Denn das ist gewiß, daß die Wahlen auf entgegengesetzten Seiten Anstoß erregt haben. Bei den Unkirchlichen und bei den demokratisch Gesinnten, die, wenn sie vom allgemeinen Priesterthum etwas wüßten, sich dahinter verstecken würden, ist die Beschränkung der Wahlen anstößig gewesen. Sie meinten, sie seien keine unmündigen Kinder, daß man ihnen die zu wählenden Männer vorschriebe; sie hätten das Recht ganz frei zu wählen. So hat man nicht bloß in Städten, sondern auch auf dem Lande gesprochen. In meiner Gemeinde lautete es etwas anders: man werde sich damit nicht befassen; das ist ja wohl auch deutlich genug gesprochen!

(Schluß folgt.)

*) Von daher schreiben sie denn wohl: „Hier steht kein Rothkragen unter unserm Fenster und belauert unsre Andachtsstunden.“

Nachrichten.

Erklärung in Beziehung auf die Bildung der „freien evang. Gemeinde“ in Breslau.

In Nr. 60 der Ev. K. Z. wird aus Breslau die Thatsache mitgetheilt, daß der Juden-Missionsprediger Edward durch seine Wirksamkeit in Breslau eine „freie evang. Gemeinde“, aus 40—50 Glie-

dern bestehend, begründet habe. Zur Erreichung dieses Zweckes, wird dort gesagt, habe den Prediger Edward besonders der Umstand begünstigt, daß er „seit Jahresfrist alleiniger Vorsteher des zu Breslau bestehenden Zweigvereins der ev. Gesellschaft für Deutschland zu Elberfeld und damit zugleich Local-Inspector der von dieser Gesellschaft hier stationirten Stadtmissionare" sei. In dieser Eigenschaft habe er diese Missionare unter seinen Einfluß gebracht und seinen separatistischen Bestrebungen dienstbar gemacht, was der Vorstand der evang. Gesellschaft zu Elberfeld ungehindert habe geschehen lassen. „Man kann sich der Annahme nicht entziehen", heißt es in jenem Artikel, „daß der Vorstand der ev. Gesellschaft mit den auf Bildung einer neuen Kirchengemeinschaft gerichteten Bestrebungen E.'s vollkommen einverstanden ist."

Der Präses der ev. Gesellschaft sieht sich dadurch zu folgender Erklärung veranlaßt.

Der Vorstand war seiner Zeit gradezu genöthigt, die specielle Leitung der Stadtmission in Breslau, wenn dieselbe überhaupt dort ins Leben treten sollte, allein in die Hand des Schottischen Judenmissionars Edward zu legen; weil Keiner der dortigen gläubigen Prediger ungeachtet unseres Bittens sich bereit zeigte, an der Leitung des Zweigvereins und der Beaufsichtigung der Stadtmissionare Theil zu nehmen. Und um deswillen das in jener Stadt so dringend nöthige Werk der Mission ganz aufzugeben, weil aus Ermangelung einer einheimischen Kraft ein Ausländer, der bereitwilligst mit Herz und Hand uns entgegenkam, die Leitung allein übernehmen mußte, konnte dem Vorstande um so weniger beikommen, als noch vor einem Jahre (geschweige vor 5 Jahren bei Beginn der Stadtmission in Breslau) durchaus keine Anzeichen vorlagen, daß Pred. E. durch seine Wirksamkeit in Breslau eine Separation von der Landeskirche hervorzurufen beabsichtige. Die Boten, deren Zahl, allerdings durch Mitwirkung E.'s, nach und nach von Einem auf Drei vermehrt werden konnte, wirkten seit 1855 — wie alle unparteiischen Beobachter zugestehen müssen — unter sichtlicher Segensbezeugung von Oben. Dieses Frühjahr nun wurde der Vorstand in Elberfeld von Breslau aus darauf aufmerksam gemacht, daß die Stellung E.'s und daher auch zum Theil der ihm untergebenen Boten zur Ev. Landeskirche eine bedenkliche Richtung genommen habe und daß eine Separation drohe. Sofort nahm der Vorstand in Elberfeld die Sache in ernstliche Berathung und beschloß — wie das Protokoll der Sitzung vom 21. März d. J. ausweist —, ein ihm befreundetes Mitglied des K. Consistoriums zu Breslau zu ersuchen, dem dortigen Zweigverein der ev. Gesellschaft beizutreten, wo möglich die Leitung desselben zu übernehmen, damit einem etwaigen Risse vorgebeugt werden möchte. Die Bemühung des Vorstandes nach dieser Seite hin blieb erfolglos. Es schien gedachtem Mitgliede des K. Consistoriums, einem hochachtbaren Freunde unseres Werkes, das Einschreiten von seiner Seite bereits zu spät zu kommen. Die Separation erfolgte und eine „freie evang. Gemeinde" wurde in Breslau gebildet. Der Vorstand hat darauf den Boten, der sich unter den Einflüssen E.'s am meisten zu den separatistischen Bestrebungen hingeneigt hat — der Separation „angeschlossen" hat sich kein Einziger der Boten und ist die gegentheilige Behauptung in jenem Artikel unrichtig — in die Gegend von Naumburg versetzt, wo unter der speciellen Aufsicht eines tüchtigen Predigers ein weiterer Versuch mit ihm gemacht werden soll. Auch der Bote, der der Separation am kräftigsten entgegenstand, wurde versetzt, um seiner innern Herzensstellung und seines persönlichen Heiles willen, damit er nicht durch einen für ihn siegreichen Ausgang in seinem Conflicte mit den zwei andern Boten sich überhebe und auf Höhen gerathe, wozu er besonders leicht hinneigt, auch nicht durch Bitterkeit in seiner Opposition gegen die Ausgeschiedenen, in deren Gemeinschaft er bis dahin gearbeitet hatte, Schaden an seiner Seele nehme. — Der Vorstand hat ferner dem K. Consistorium in Breslau die bestimmte Erklärung abgegeben, daß er „weit davon entfernt sei, die separatistischen Bestrebungen irgendwie begünstigen zu wollen, vielmehr als eine Gesellschaft, die innerhalb der Evang. Landeskirche innere Mission treibe, entschiedene Position dagegen nehme und es bedauere, daß einzelne seiner Arbeiter mehr oder weniger in gedachte Bestrebungen Anfangs sich haben hineinziehen lassen"; — „daß er (der Vorstand) allerdings nicht wünsche, daß seine Boten als Agitatoren auftreten und in erster Linie es sich zur Aufgabe machen, polemisch zu wirken, indem ihre Aufgabe ist, durch einfache Bezeugung des Evangeliums, so wie durch Verbreitung der heil. Schrift und christlicher Erbauungsschriften Seelen für den Herrn zu gewinnen; daß er aber vollkommen damit einverstanden sei, daß seine Boten, resp. der eine noch in Breslau belassene, in zweiter Linie, da, wo er um seine Ansicht gefragt wird oder wo er sonst Aufforderung dazu hat, der Separation entgegenstehe und entgegenarbeite."

Der Vorstand der ev. Gesellschaft zu Elberfeld hat es endlich in die Hand des K. Consistoriums gelegt, ob der dritte Bote, der von seiner anfänglichen Hinneigung zu der separatistischen Bewegung sogleich wieder ernüchtert war, in Breslau unter der Aufsicht des oben gedachten Mitglieds des Consistoriums weiter arbeiten solle oder nicht; und sich bereit erklärt, so wie Consistorium der Ansicht sei, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen besser sämmtliche Boten aus Breslau weggenommen würden, sofort auch den dritten Stadtmissionar zu versetzen, — was nach einem eben eingelaufenen Schreiben von dort geschehen wird.

Aus dem Mitgetheilten geht zur Genüge hervor, daß die Behauptung des Correspondenten in Nr. 60 der Ev. K. Z., als wäre der Vorstand der ev. Gesellschaft „mit den auf Bildung einer neuen Kirchengemeinschaft gerichteten Bestrebungen E.'s vollkommen einverstanden", völlig unrichtig ist. Daß — wie in solchen Fällen, namentlich bei der weiten Entfernung Breslau's von hier, fast unvermeidlich ist — einige Mißgriffe auch von hier aus gemacht wurden, daß namentlich zwei der Boten Anfangs zur Separation sich hinneigten, gesteht der Vorstand zu und bedauert es. Daß aber Solche, die Angesichts der bodenlosen sittlichen und kirchlichen Verkommenheit der großen Stadt Breslau bisher als müßige Zuschauer da gestanden, nun um dieser Mißgriffe willen die ganze Gesellschaft zu verdächtigen suchen und mit Fingern auf sie weisen, beklagen wir um ihrer selbst willen. Elberfeld, im August 1860.

Der Präses der evang. Gesellschaft.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 10. October. № 81.

Die Sünde wider den heiligen Geist.

(Fortsetzung.)

Handelt es sich also um die Frage, ob die Pharisäer schon die Sünde wider den heil. Geist begangen haben, so werden wir sie schwerlich bejahen können. Den Menschensohn haben sie gelästert, und sofern der heilige Geist in ihm war, ist auch dieser dadurch mit getroffen. Wohl aber kann es noch, wie Luther einmal sagt, im Sündigen „wider den heimlichen zugedeckten Geist" gewesen sein, „daß sie nur blinzend anlaufen; da ist noch so viel Gnade, daß das Bekenntniß (der Buße) mag dazu kommen können." Die Lästerer des heil. Geistes sind ihm „die schönen Teufelsheiligen, welche in den großen Gottesdienst Satans gehen und wider den heil. Geist anlaufen mit offenen Augen und ausgerecktem Hals, wo es nicht heißt in den Wind schlagen." Die Pharisäer waren offenbar auf dem Wege zu dieser Sünde, sie standen in höchster Gefahr, sich ihrer schuldig zu machen, daher die Warnung Jesu. Bedenken wir aber, daß der Herr, dessen Gebete immer erhört werden, Joh. 11, 42 für seine Mörder betet; und wir werden doch die Kriegsknechte, die ihn kreuzigten, wenigstens nicht allein zu diesen zählen; daß Petrus Apgsch. 3, 17. wo er der Kreuzigung Erwähnung thut, versichert: ich weiß, daß ihr es durch Unwissenheit gethan habt, wie auch eure Obersten; cf. 13, 27. daß Paulus 1 Cor. 2, 8 schreibt, keiner der Obersten dieser Welt habe die in Christo bereitete Herrlichkeit erkannt, denn wo sie die erkannt hätten, hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt, so werden wir uns wenigstens nicht in der Lage sehen, ein bestimmtes Urtheil auszusprechen. Ja, wir gestehen offen, daß wir hauptsächlich um der Stelle Joh. 7, 39 willen selbst noch über Judas schwanken würden, trotz seiner grauenvollen That, wenn ihn nicht Christus selbst mit bestimmten Worten als „das verlorene Kind" bezeichnet hätte Joh. 17, 12 — und wir nicht die Meinung festhalten müßten, es gehe überhaupt Niemand verloren, er sei denn dieser Sünde schuldig.

Nach orthodox lutherischer Lehre ist nur der wirklich Wiedergeborene in der Möglichkeit, diese Sünde zu begehen. Sie wird deshalb nicht selten gradezu als das böswillige Beharren im Abfalle, als beharrliche Verläugnung und Bestreitung der erkannten, an dem eignen Herzen und Gewissen erfahrenen Wahrheit definirt. In nothwendiger Consequenz ihrer Prädestinationslehre und weil ihnen die Wiedergeborenen zugleich schon auch als die Auserwählten gelten, behaupten die Reformirten grade das Gegentheil. Sie halten einen solchen Fall aus der Gnade nach der Wiedergeburt für unmöglich und berufen sich für ihre Meinung namentlich auf die Stellen 1 Joh. 2, 19. („Sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns. Denn wo sie von uns gewesen wären, so wären sie ja bei uns geblieben.") 1 Joh. 3, 9. 5, 18. Joh. 10, 28. Röm. 8, 29 — 39. Nun gibt es freilich ein Verhältniß zu Christo, das sich nicht wieder löst, und allein dieses ist das rechte. „Bleibet in mir", spricht der Herr Joh. 15, 4. und abermals: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger." Joh. 8, 31. Fußen wir auf diese Worte, so ist freilich ein Abfall der rechten Jünger, die als solche nur insofern gelten können, als sie bleiben, ein innerer Widerspruch. Daß aber die Wiedergeborenen, und wir verstehen hier unter solchen nicht die Getauften im Allgemeinen, sondern diejenigen Christen, die im bewußten Glauben die Taufgnade sich angeeignet haben und in ein wirkliches Lebensverhältniß mit dem Herrn getreten sind, nicht darum schon die rechten Jünger im obigen Sinne sind und also fallen und zwar fallen können ohne Aussicht wieder aufzustehen, das folgt unbestreitbar aus der oben schon angeführten Stelle Hebr. 6, 4—6, in welcher ja keineswegs von bloßen Namenchristen oder solchen die Rede ist, die von der Heilsgnade nur ganz äußerlich und flüchtig berührt sind, sondern von denen, „die einmal erleuchtet sind, und gekostet haben die himmlische Gabe und theilhaftig geworden sind des heiligen Geistes und geschmeckt haben Gottes freundliches Wort und die Kräfte der zukünftigen Welt." Sie haben Christum und seine Heilsgaben im Lichte des heil. Geistes erkannt und an sich selbst erfahren, sie sind in das innere Heiligthum des Gnadenstandes thatsächlich eingedrungen, sie sind Christen, Gläubige, im wahren Sinne des Worts. Es ist auch ein durchaus unhaltbarer Einwand, wenn man die Nothwendigkeit, die apostolischen Worte in diesem Sinne aufzufassen, zwar zugesteht, nun aber sagt, das folgende Participium παραπεσόντας sei conditionaliter zu verstehen, es heiße: „wenn sie abfallen", und dabei ergänzt: aber sie fallen nicht ab und können nicht abfallen. Denn es ist undenkbar, daß der Apostel in so ausführlicher und ernster Rede von einem Falle gesprochen haben sollte, der nie eintritt und nicht einmal eintreten kann. Allerdings „wer aus Gott

geboren ist, der thut nicht Sünde ... und kann nicht sündigen, denn er ist von Gott geboren." 1 Joh. 3, 9. Er lebt und wandelt im Geist, und darum ist die Grundrichtung seiner Seele von allem fleischlichen Wesen ganz entschieden abgewandt. — „So wir aber, schreibt Johannes in demselben Briefe (1, 8), sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns." Der Wiedergeborene thut die Sünde nicht, aber er hat sie noch; er trägt das Fleisch als träge, das geistliche Leben hindernde Masse noch immer mit sich herum, leidet unter dessen Drucke, und hat er eigentlich auch nichts mehr von ihm zu fürchten, nun so hat er desto mehr zu fürchten von „den Fürsten und Gewaltigen, nämlich den Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen" (Eph. 6, 12), weil diese grade gegen die geförderteren Christen ihre entschiedensten Angriffe richten und, wenn es möglich wäre, in den Irrthum noch verführen möchten selbst die Auserwählten. „Darum wer sich läßt dünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle." Nun ist freilich nicht jeder Fall ein Fall zum Tode. Der Gefallene kann wieder sich erheben, „wieder nüchtern werden aus des Teufels Strick." Möglich aber ist es immer, daß das auch nicht geschieht, daß, weil es nicht gleich geschieht und der Mensch in dem Wahne steht, einer wiedererwachten sündhaften Lieblingsneigung, der er ja doch Herr sei, bis zu einem gewissen Grade Raum lassen zu dürfen, diese seine alte Lieblingssünde allmälig und unvermerkt wieder so erstarkt, daß die Umkehr immer schwieriger und zuletzt unmöglich wird. Der Mensch hat die Sünde wieder lieb gewonnen, die Erinnerungen des heil. Geistes fangen an ihm lästig zu werden, noch jetzt das Fleisch zu kreuzigen, entschieden mit der Welt zu brechen, das mag er nicht und kann es nicht; er ergibt sich also dem Satan ganz und weist höhnisch und lästernd den heiligen Geist und seine Mahnungen von sich ab. „Entflohen dem Unflathe der Welt durch die Erkenntniß des Herrn und Heilandes Jesu Christi und doch wieder in dieselbigen geflochten und überwunden, ist mit ihm das letzte ärger geworden, denn das erste." 2 Pet. 2, 20—22.

Unterliegt es hiernach keinem Zweifel, daß der Wiedergeborene, der gläubige Christ sich dieser Sünde schuldig machen kann, so wäre es doch ein Irrthum, wenn wir dieselbe als auf ihn beschränkt uns denken und also annehmen wollten, die Apostasie, der Abfall von der Wahrheit, sei ihre einzig mögliche Form. Vielmehr kann sie auch auftreten unter der Form des beharrlichen Widerstrebens, des haßerfüllten Ankämpfens gegen die von dem heil. Geiste bezeugte Wahrheit. „Möglich ist ihre Begehung", sagt Delitzsch, „theils von den Gläubigen, die denn durch sie des Glaubens für immer sich entledigen, möglich aber auch ist ihre Begehung durch die Ungläubigen, die durch sie des Glaubens für immer sich erwehren"; ja wir behaupten, daß alle ohne irgend eine Ausnahme, die der heiligenden Gnade beharrlich und absichtlich sich verschließen, zur Lästerung des Geistes schließlich kommen müssen, und daß also am Schluße aller menschlichen Entwickelung nur die doppelte Klasse derer vorhanden sein wird, die durch Folgsamkeit gegen den heil. Geist geheiliget und die durch Lästerung des heil. Geistes in den äußersten Grad des Bösen verstrickt sind, vollendete Gerechte und vollendete Sünder.

Der Einwand, der in der Regel zunächst hiergegen erhoben wird, daß nämlich die nothwendige Voraussetzung dieser Sünde, die klare Einsicht in die Wahrheit sich nur da finde, wo man die Kraft der Wahrheit an sich selber, in dem eigenen Herzen und Leben erfahren habe, ist durch unsere obige Ausführung über die Wirksamkeit des heil. Geistes bereits widerlegt. Es ist richtig, göttliche Dinge muß man lieben, um sie zu erkennen. Die volle Erkenntniß der Wahrheit, sofern doch namentlich dazu auch die Ueberzeugung gehört, daß sie allein die Gnüge gibt und selig macht, ist nicht möglich ohne Liebe zur Wahrheit und ohne einen Wandel in der Wahrheit. Hier aber handelt es sich zunächst nur um Anerkennung der Wahrheit in ihrer den Menschen verpflichtenden Kraft. Auch dazu ist der Mensch im Momente des Sündigens nicht geneigt. Die Sünde deckt das Auge des Gewissens zu und hascht, wie Lavater sagt, ihre Beute im Verborgenen. Aber so hoch wir auch den verfinsternden Einfluß anschlagen mögen, den die Verkehrung des Willens auf die Erkenntniß übt, schon das Gewissen kommt nie ganz zum Schweigen; und wäre es auch noch möglich, die Stimme desselben als trügerisch zu überhören, was der heil. Geist im Worte Gottes predigt, was er als Wahrheit dem Menschen vor das Auge stellt, das muß er beachten, das kann er nicht ignoriren. Auch die Welt straft, überführt der heil. Geist, und nun haben wir schon gesehen, ein gleichgültiges Verhalten, ein ruhiges Weitergehen und Weitersündigen ist nicht mehr möglich. Gottes Wort, vorausgesetzt, daß es im Geiste verkündigt wird, ist lebendig und wirkungskräftig und schneidender, denn jedes zweischneidige Schwert. Es bleibt nie ohne Wirkung; wo es nicht Buße wirkt und zum Glauben führt, da verstockt es die Herzen und verbittert die Gemüther, und gleichwie Judas, weil er in der Gemeinschaft Christi nicht besser wurde, in ihr, ja vielmehr durch sie, durch seinen täglichen Verkehr mit dem Herrn immer weiter vorwärts kam in der Sünde, bis er endlich mit Nothwendigkeit zu seiner grauenvollen That sich getrieben sah, so wird der Herr noch immer denen, die auf ihn als den köstlichen Eckstein ihr Heil nicht auferbauen, ein Stein des Anstoßes und ein Fels des Aergernisses, und das Evangelium ein Geruch des Todes zum Tode, wo es kein Geruch des Lebens zum Leben wird. Mt. 21, 44. Luc. 2, 34. 1 Cor. 1, 18. 2 Cor. 2, 16. 1 Pet. 2, 8. Wir sind gewohnt, diese wachsende Verstockung uns als ein Gericht zu denken, das der Mensch durch sein Verhalten zur Wahrheit an sich selbst vollzieht. Das ist es auch. Es ist aber eben so sehr und in seinem späteren Verlaufe vorzugsweise auch Gottes Gericht. Von den Israeliten heißt es Röm. 11, 8: „Gott hat ihnen gegeben den Geist der Betäubung, Augen des Nichtsehens u. s. w. bis auf den heutigen Tag." Vom Pharao wird erzählt, nicht bloß er

habe sich selbst, sondern eben so oft auch, Gott habe ihn verstockt, 2 Mos. 14, 4, und Paulus schreibt Röm. 9, 17. 18: „Die Schrift sagt zu Pharao: Eben deshalb habe ich dich bestellt, damit ich an dir meine Macht zeige. Demnach begnadigt er, wen er will, und verhärtet, wen er will." Gottes Wille ist nie Willkür; er will, was seinem Wesen gemäß ist. „Das ist der Wille deß, der mich gesandt hat", spricht der Herr, „daß wer den Sohn siehet und glaubet an ihn, habe das ewige Leben. — Wer dem Sohne nicht glaubet, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm." Joh. 6, 40. 3, 36. Es geht nicht anders. Hat der Mensch seine Entscheidung, die zuerst ihm zusteht, dahin getroffen, daß er aus Liebe zur Sünde Christo beharrlich den Rücken kehrt, so kann ihn Gott der Herr nicht mehr in der Weise ganz sich selber überlassen, daß es in seinem Belieben stände, nur bis zu einem gewissen Punkte mit der Sünde zu gehen, das, was sie etwa für ihn Angenehmes hat, in Ruhe zu genießen und ihr Aeußerstes, ihre schlimmen Folgen von sich abzuhalten. Vielmehr ist es Gottes Wille, daß das Gesetz der Sünde und des Todes nun ihm in seiner ganzen Schwere fühlbar werde. Mag er später dagegen zu reagiren suchen, mag er, wenn er endlich sieht und fühlt, wohin er kommt, sich sträuben, die letzten Consequenzen seiner Handlungsweise an sich selber zu vollziehen, es hilft ihm nichts. „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er erndten." Weil er nicht rückwärts wollte zur Buße, so muß er vorwärts immer tiefer in die Sünde hinein; und so ist es also in der That Gott selbst, der Sünde mit Sünde strafend zuletzt das Aeußerste, die in der Lästerung des heil. Geistes hervortretende gänzliche Verstockung herbeiführt.

Haben wir nun gesagt, daß alle Sünde schließlich in dieser Sünde gipfeln werde, so folgt das eigentlich schon aus Christi Worten selbst. Er sagt, alle Sünde, mit alleiniger Ausnahme der Lästerung des heil. Geistes, werde den Menschen vergeben werden. Er sagt nicht, sie könne, sondern ganz bestimmt, sie werde vergeben werden, und ist sie dereinst vergeben und durch Vergebung getilgt, so ist natürlich keine weitere da, als die Lästerung des Geistes. Indessen könnte man dagegen erinnern, nun freilich werde alle Sünde vergeben werden, aber doch immer nur dann, wenn die nothwendigen Bedingungen aller Vergebung, Buße und Glaube, erfüllt würden. Demgemäß behauptet Delitzsch, es gebe „Sünden, welche vergeben werden können und wirklich vergeben werden, indem die sie sühnende Gnade ergriffen wird; Sünden, welche vergeben werden können, aber unvergeben bleiben, weil die sie sühnende Gnade nicht rechtzeitig ergriffen worden, und endlich Sünden, welche, selbst wenn in dem Menschen dann und wann das Verlangen, ihrer entledigt zu sein, aufdämmerte, auf ihm lasten bleiben, weil sich mit ihnen Selbstverstockung und richterliche Verstockung durch Gott verbindet. Zu diesen gehört die zwiefache Art der Blasphemie des heil. Geistes." — Aber gesetzt auch, daß der obige Ausspruch Christi nicht direct beweisend wäre, so müssen wir es doch für unmöglich halten, daß nicht vergebene und also doch in voller Kraft bestehende Sünde auf irgend einer untern Stunde sollte stehen bleiben können. Bei dem so eben besprochenen Gange, den die Sünde der vollen Offenbarung Gottes gegenüber nehmen muß, ist das in der That undenkbar. Dieselbe Sonne, die den ergiebigen Acker fruchtbar macht, vertrocknet den dürren ganz, und darum muß „die sündige Entwicklung", wie Julius Müller mit Recht bemerkt und Oettinger weiter ausführt, „wenn sie nicht durch die Erlösung umgebogen wird, sich überall in der Lästerung des heil. Geistes vollenden." So lange der gegenwärtige Weltlauf dauert, ist ein Stillestand auf keinem Lebensgebiete möglich. Vielmehr ist alles überall in Arbeit, sich seinem Wesen, seiner Bestimmtheit gemäß auszugestalten und zu vollenden und darum ist nothwendig auch Fortschritt in der Sünde vom Falle Adams bis zum Antichrist. Die Schrift schildert auch die letzten, der Wiederkunft Christi unmittelbar vorausgehenden Zeiten überall als solche, in welchen das Böse seine volle Macht und seine schrecklichste Gestalt uns zeigt. Da wird der Abfall kommen und geoffenbaret werden der Mensch der Sünde, der Sohn des Verderbens, der sich auflehnt und erhebt über alles, was Gott und Gottesdienst heißt, so daß er sich selber als Gott in den Tempel Gottes setzt und sich zum Gott aufwirft, 2 Thess. 2, 3. 4. 8. Sie glauben der Lüge, haben Lust an der Ungerechtigkeit, V. 11. 12; hangen an den Lehren der Teufel, 1 Timoth. 4, 1; hassen und verrathen sich unter einander, Matth. 24, 10; lieben Wollust mehr, als Gott, 2 Timoth. 3, 4. Die Sünden selber sind sehr mannigfaltig, überall aber findet sich unter Aeußerungen derselben die Lästerung. Es werden Menschen sein, selbstsüchtig, habsüchtig, prahlerisch, übermüthig, Lästerer; 2 Timoth. 3, 2 ff. Die Herrschaften verachten und Majestäten lästern, Judae 8; lästern, was sie nicht kennen, V. 10; Spötter, welche nach den Lüsten ihrer Gottlosigkeiten wandeln, V. 18. Auch das Thier der Offenbarung hat auf seinen Häuptern Namen der Lästerung, 13, 1; es thut seinen Mund auf zur Lästerung gegen Gott, zu lästern seinen Namen; V. 6. Als der vierte Engel seine Zornesschale ausgießt, wird den Menschen heiß vor großer Hitze und sie lästern den Namen Gottes; 16, 9. — Endlich steht nach der Lehre der Schrift am Schlusse aller Weltgeschichte das Weltgericht. Unmöglich aber ist es, daß das letztere eher eintrete, als erstere ihren Lauf vollendet und alle Entwickelung thatsächlich sich geschlossen hat. Wie also einerseits die Gläubigen sich immer mehr befestigen in ihrer Treue und zuletzt dastehen werden als vollkommene Männer in Christo, der nun in den Kämpfen und Siegen seines Reiches auf Erden sich als den Christ Gottes mit voller Evidenz und Klarheit Jedem erwiesen hat, so werden andererseits die Widersacher des Herrn immer planmäßiger und entschiedener werden in ihren Angriffen gegen ihn; der Abfall wird sich steigern, der Satan alle seine Schaaren sammeln, und wenn nun beide, die Wahrheit und die Lüge, ihre volle Macht entfaltet haben in dem Leben ihrer Diener, wenn in Folge dessen die Geister alle in dem abgeschlossenen

Resultate ihres Lebens sich befinden, die einen bis dahin frei geworden, daß sie nicht mehr sündigen können, die andern so ganz dem Bösen verfallen, daß Umkehr nicht mehr möglich ist: dann ist das Ziel der irdischen Entwicklung, des gegenwärtigen Weltlaufs da, das Feld ist weiß zur Erndte und das Weltgericht die zur Reife gediehene Frucht, der ganz von selber sich ergebende Abschluß aller Weltgeschichte.

Zweierlei ergibt sich aus unserer Erörterung für die Betrachtung des Jenseits mit Nothwendigkeit, Anerkennung eines Mittelzustandes als Zustandes fortgehender Entwicklung vom Tode bis zum jüngsten Tage und Anerkennung der Ewigkeit der Höllenstrafen.

Sollen schließlich Alle zu einem bestimmten Ziele kommen und ist dies Ziel, Vollendung entweder im Guten oder im Bösen, nicht möglich zu erreichen, es habe denn zuvor der Geist es Allen bezeugt, was Wahrheit ist, so muß ein solches Zeugniß darüber in jener Welt allen denen noch gegeben werden, die es hier nicht empfingen. Die Forderung ist unabweislich, oder wir müssen die Allgemeinheit der Gnade läugnen, das Heil auf den Kreis derer, die Gott nach seinem uns unerforschlichen Willen aus der Masse der Verderbniß zum Leben prädestinirt, beschränken und eine Verdammniß derer schon für möglich halten, in welchen die Sünde noch nicht zur Reife gekommen ist. Es ist bekannt, daß Viele vor diesen Consequenzen nicht zurückgeschreckt sind und daher die Gesammtheit der Heiden, die ungetauften Christenkinder und überhaupt alle, die von dem Einflusse der Kirche hienieden nicht berührt worden sind, als dem ewigen Verderben anheimgefallen betrachten. Dagegen sträubt sich schon das christliche Mitgefühl. Noch mehr steht die Idee Gottes damit in Widerspruch; denn Gott will, daß allen geholfen werde und daß alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, 1 Timoth. 2, 4. Er wird Niemanden richten, er habe denn zuvor durch Darreichung der nothwendigen Mittel es ihm möglich gemacht, sich über sich selber zu entscheiden, und wird insonderheit Niemand verdammen, so lange noch ein Funke göttlichen Lebens und darum die Möglichkeit der Umkehr vorhanden ist. „Der Vater richtet Niemand, sondern alles Gericht hat er dem Sohne übergeben", Joh. 5, 22, und der Sohn spricht: „Wer mich verachtet und nimmt meine Worte nicht auf, der hat schon, der ihn richtet. Das Wort, welches ich geredet habe, wird ihn richten am jüngsten Tage." Joh. 12, 48. In der That, erst die Verachtung der Gnade und nicht schon deren Mangel, die Verwerfung und nicht die bloße Unkenntniß des Glaubens verdammt. Die altlutherischen Dogmatiker, die um der Mißbräuche willen, die sich an die Lehre vom Mittelzustande in der Kath. Kirche angeschlossen hatten, die ganze Lehre verwerfen zu müssen glaubten und dabei doch die Allgemeinheit der göttlichen Gnade entschieden festhielten, sind deshalb genöthigt, einer solchen Verwerfung der Gnade auch die Heiden zu beschuldigen. Sie verweisen auf die schon dem Adam gegebene Uroffenbarung, auf die Predigt Abrahams unter den Canaanitern, die Reisen der Patriarchen, die babylonische Gefangenschaft; sie berufen sich darauf, daß die griechische Uebersetzung des A. T. auch den Heiden zugänglich gewesen sei, und vor Allem darauf, daß die Apostel selbst im Gehorsam gegen Christi Wort, Mrc. 16, 15. Matth. 24, 19, nach ihrer eignen Versicherung, Col. 1, 6, das Evangelium auf der ganzen Erde verbreitet hätten. Habe dasselbe unter einzelnen Völkern sich wieder verloren, so sei das deren eigne Schuld. Aber abgesehen davon, daß die Verdammniß der ungetauften Christenkinder damit immer noch nicht erklärt sein würde und bezüglich ihrer nur das zu sagen bliebe, daß Gottes Gerichte hier zwar dunkel seien, nie aber ungerecht sein könnten, liegt die Unhaltbarkeit und theilweise geschichtliche Unrichtigkeit dieser Annahme so auf der Hand, daß es unmöglich ist, ihr zuzustimmen. Es handelt sich hier nicht um eine bloß flüchtige, ungewisse Kunde von der erschienenen Gnade und Wahrheit, sondern um eine solche Einsicht in dieselbe, daß der Einzelne genöthigt ist, ihr zuzustimmen und wenigstens ihre ihn verpflichtende Kraft anzuerkennen. Es handelt sich um das Zeugniß des heil. Geistes, um das volle, klare und entschiedene Zeugniß der Kirche, und kein Mensch wird sagen können, daß dasselbe jenen Völkern und allen Einzelnen schon irgendwann gegeben sei. Wollen wir also nicht in offenem Widerspruche mit der göttlichen Gerechtigkeit sowohl, als mit der göttlichen Gnade bleiben, so müssen wir auf die Lehre vom Hades zurückgehen, und wir können es mit um so größerem Rechte, als dieselbe nicht bloß in der alten Kirche allgemein anerkannt war, sondern auch in bestimmten Stellen der heil. Schrift ihre Begründung findet. Der Hades, im weitern Sinne des Wortes (Scheol im A. T.), ist das Todtenreich im Allgemeinen, das vorläufige, mit der Wiederkunft Christi zu Ende gehende Jenseits, in welchem die Todten alle sich sammeln und, je nachdem sie gethan haben bei Leibes Leben, es sei gut oder böse, relativ selig oder unselig der letzten Entscheidung des jüngsten Tages warten. Nun bekennen wir nicht bloß im Apostolicum, daß Christus „niedergefahren sei zur Hölle", d. i. abgestiegen in das Todtenreich, sondern auch Petrus schreibt (1 Petr. 3, 19), der Herr sei hingegangen im Geist und habe geprediget den Geistern im Gefängnisse, welche einst ungläubig waren, als Gottes Langmuth geduldig harrete zu den Zeiten des Noah. Das „Gefängniß", Hades im engern Sinne, ist diejenige, von dem Paradiese, dem vorläufigen Wohnplatze der Seligen, durch eine große Kluft, Luc. 16, 26, getrennte Oertlichkeit des Todtenreichs, in welcher die „Ungläubigen" ihren Aufenthalt haben.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 13. October. № 82.

Actenstücke zu dem Preßprocesse des Herausgebers der Ev. K. Z.

I. Die Anklage bei dem Königl. Stadtgericht.

„Der Professor Dr. Hengstenberg wird angeklagt, zu Berlin die am 4., 7., 18. und 21. Januar c. veröffentlichten No. 1. 2. 5. und 6. der Ev. K. Z. ohne Ausschluß politischer und socialer Fragen gegen ihre Bestimmung für rein wissenschaftliche Gegenstände cautionsfrei redigirt zu haben.

Vergehen wider §. 42. 11. fl. und 17. No. 1. des Preßges. vom 12/5. 1851.

Der Angeklagte räumt die Redaction und Veröffentlichung jener vier Nummern der genannten Zeitung, ferner die Verfasserschaft des in denselben unter der Ueberschrift: „Vorwort" enthaltenen Aufsatzes und den Umstand ein, daß darin politische und sociale Fragen besprochen werden, wendet aber ein:

1. Nicht der Stoff, sondern die Art und Weise der Behandlung des Stoffes geben dem Aufsatze die Natur eines politischen oder nicht politischen,
2. er habe nur Gebrauch gemacht von dem unveräußerlichen Recht der Kirche, nach dem Vorgang der Reformatoren und namentlich Luthers, als der Auslegerin des göttlichen Wortes, das auch in Bezug auf den Staat die höchsten Grundsätze ausspreche, dem Irrthum entgegenzutreten, und
3. er habe seine Stellung als Gottesgelehrter und Dr. der Theologie nicht verkannt und die Gränze zwischen den Gebieten des Staates und der Kirche nicht überschritten, denn er habe überall nur geredet vom Standpunkte seiner Wissenschaft aus, der Theologie, so wie im Sinne der Bekenntnißschriften, der Werke Luthers und der Glaubenslehre von Johann Gerhard.

Allein er bespricht in diesem Aufsatze die Vertreibung der Italienischen Fürsten und die Aufnahme dieses Zeitereignisses im übrigen Europa, namentlich in England, also politische Thatsachen, welche mit der evangelisch-theologischen Wissenschaft gar nichts gemein haben. Er bespricht ferner von Preußischen politischen und socialen Zuständen und Fragen der Gegenwart den Ehescheidungsgesetzentwurf, die Wiederverheirathung Geschiedener und die Civilehe, die Angelegenheit der Dissidenten und den damit in Verbindung stehenden Proceß gegen die Kirchenpatrone, die Zulassung der Juden zu den Kreistagen und Staatsämtern, die Sonntagsfeier und die Stellung des Hauses der Abgeordneten zu allen diesen Fragen. —

Alles polemisch, theils gegen dies Haus, theils gegen die Regierung vom Standpunkte einer politisch-kirchlichen Partei. Namentlich wird die Thätigkeit des Hauses der Abgeordneten in Ansehung dieser Fragen ein „Beweis" genannt, „„daß wir wirklich nunmehr in eine „neue Aera" eingetreten sind, daß es nun noch mehr wie früher schon heißt: Satan beut an den Streit Christo und der Christenheit"" (S. 9 No. 2). Es wird erklärt:

> „Abraham, der Vater einer Menge von Völkern, und Sara, die Fürstin bis in alle Ewigkeit: wer diese Thatsache in sein Herz aufgenommen hat, der kann mit Ruhe und Gleichmuth den Abstimmungen in dem Preußischen Hause der Abgeordneten zusehen, den wird es nicht außer Fassung bringen, wenn eine Majorität es hier oder da unternimmt, einen Stein von dem Felsen des christlichen Staats loszureißen." (S. 12 No. 2.)

und auf S. 15 No. 2:

> „Was ist also die Bedeutung des Namens Isaac? Er soll die Kirche darauf hinweisen, daß sie nimmer den Blick an die natürlichen Ursachen heften, nimmer sprechen darf: hin ist hin, verloren ist verloren, nimmer ihren verstorbenen Leib ansehen, nimmer zählen und rechnen, nimmer auf Majoritäten etwas geben darf, die sich wider sie erheben u. s. w."

Es wird in Bezug auf die Kundgebungen der Regierung so wie des Hauses der Abgeordneten, betreffend die Ehescheidung, die Wiederverheirathung Geschiedener und die Civilehe die Behauptung aufgestellt:

> „Wir haben übrigens unter den vorliegenden Umständen in der Weltperiode, in der der Satan losgelassen ist aus seinem Gefängniß, in dem Staate Friedrichs II., in der „neuen Aera" allen Grund, mit den Erfolgen in dieser Sache zufrieden zu sein." (S. 51. 52 No. 5.),

eine Behauptung, welche nur eine Specialanwendung ist der allgemeinen an die Spitze des ganzen Aufsatzes gestellten:

> „„Und wenn die Tausend Jahre vollendet sind, wird der Satanas los werden aus seinem Gefängniß und wird ausgehen zu verführen die Völker in den vier Oertern der Erde."" „Daß wir in diesen Zeitraum eingetreten sind, ja uns schon in der Mitte desselben befinden, die Anfänge bereits weit überschritten haben, das hat sich auch in dem verflossenen Jahre in mannigfachen Erscheinungen kundgegeben." (S. 1 No. 1.)

Es wird von Maßregeln des Evangelischen Oberkirchenrathes geurtheilt:

„Da tritt die Tendenz, die Wiedertrauung Geschiedener um jeden Preis zu erleichtern, mit unbedingter Deutlichkeit hervor, man sieht die Sache auf der bekannten „schiefen Ebene" angelangt, auf der sie nothwendig immer tiefer herabrollen muß, bis sie wieder in dem tiefen Thal des Landrechtes angelangt ist." (S. 54 No. 5.)

und von dem Ausspruch des Cultusministers im Hause der Abgeordneten zur Rechtfertigung des Wegfalles aller einschränkenden Maßregeln gegen die Versammlungen der Dissidenten:

„„Das Christenthum hat durch freie Ueberzeugung die Welt überwunden und wird ferner durch diese geistigen Waffen sich behaupten und Bahn brechen.""

unter Schilderung der nachtheiligen Folgen:

„Wenn obrigkeitliche Personen sich Angesichts dieser Folgen damit trösten, das Christenthum habe durch freie Ueberzeugung die Welt überwunden, so heißt das, in unzulässiger Weise den Standpunkt des Rechts und der Pflicht verlassen und in Betrachtungen eingehen, die jedenfalls erst dann an ihrer Stelle sind, wenn man gründlich seine Schuldigkeit gethan hat." (S. 55 No. 5. und S. 57 No. 6.)

Es wird ferner von der gerichtlichen Verfolgung der Kirchenpatrone gesagt:

„Daß diejenigen hoffentlich nicht die Anregung dazu gegeben haben werden, von denen der Anlaß zu solchem Manneszorn und Unmuth ausging; — möge Gott den Betheiligten segnen, was sie für seine, wenn auch in menschlicher Schwachheit geführte Sache zu leiden haben." (S. 59 No. 6.)

während in der No. 1. S. 1 die Vertreibung der Italienischen Fürsten aufgefaßt ist ganz besonders auch als eine Verletzung des heiligen Gebotes, welches Paulus im Auftrage Gottes allen christlichen Völkern gegeben hat: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott, wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden über sich ein Urtheil empfangen."

Es wird endlich in Bezug auf die Sonntagsfeier, so wie auf die in dem Aufsatz später erwähnten Generalkirchenvisitationen und Pastoralconferenzen wiederholt vom Einfluß der „neuen Aera" gesprochen. (S. 65. 66. 67. 70 Nr. 6.)

Ich beantrage:

Die Einleitung zur Untersuchung wider den Angeklagten wegen

Preßvergehens

und die Anberaumung eines Termins zur mündlichen Verhandlung.

Berlin, den 2. März 1860.

Der Staats-Anwalt.
gez. Noerner."

II. Das Urtheil des Königl. Stadtgerichts.

„In der Untersuchungssache wider den ordentlichen Professor der Theologie Dr. Ernst Wilhelm Theodor Herrmann Hengstenberg

hat das Königl. Stadtgericht zu Berlin, Abtheilung für Untersuchungssachen, Deputation IV. für Vergehen, in seiner Sitzung vom 4. April 1860, an welcher Theil genommen haben

Torgany, Stadtgerichtsrath, als Vorsitzender,
Bernard, Stadtgerichtsrath,
Ebers, Gerichtsassessor, als Beisitzer,

der mündlichen Verhandlung gemäß für Recht erkannt:

daß der Angeklagte des Preßvergehens schuldig und mit einer Geldbuße von dreißig Thalern, welcher im Unvermögensfalle eine vierzehntägige Gefängnißstrafe zu substituiren, zu bestrafen und die Untersuchungskosten zu tragen verbunden.

Von Rechts Wegen.

Gründe.

Der im Jahre 1846 wegen Preßvergehens bestrafte ordentliche Professor der Theologie Dr. Hengstenberg steht unter Anklage, die am 4., 7., 18. und 21. Januar d. J. veröffentlichten Nummern 1. 2. 5. und 6. der Ev. K. Z., ohne Ausschluß politischer und socialer Fragen, gegen ihre Bestimmung für rein wissenschaftliche Gegenstände cautionsfrei redigirt zu haben.

Durch das Geständniß des Angeklagten ist erwiesen, daß die Ev. K. Z. wöchentlich zweimal herausgegeben wird, daß die No. 1. 2. 5. und 6. des Jahrgangs 1860 veröffentlicht sind, daß der Angeklagte die Zeitung redigirt und die Hinterlegung einer Caution für dieselbe nicht stattgefunden hat.

Dagegen ist die Behauptung der Anklage:

„daß in den gedachten Nummern politische und sociale Fragen erörtert seien"

bestritten. —

Es ist zuvörderst unzweifelhaft, daß der Angeklagte in einem, die Ueberschrift „Vorwort" tragenden Artikel, in welchem er die Vertreibung der Italienischen Fürsten und welche Aufnahme dieser Act des Volkswillens in England gefunden hat, ferner das Bedenkliche der Schillerfeier, die Berathungen im Hause der Abgeordneten über die Civilehe, die Sonntagsfeier, die Aeußerungen und Anordnungen des Ministerii in Betreff der Dissidenten, und die Zulassung der jüdischen Rittergutsbesitzer zu den Kreistagen in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen hat, politische und sociale Themata besprochen hat, denn er sagt in dem genannten Artikel, welcher sich durch die oben erwähnten Nummern seiner Zeitung hindurchzieht, wörtlich:

1. Auf S. 9 in No. 2:

„Sind das traurige „Zeichen der Zeit" aus der jüngsten Vergangenheit, so gewährt der Rückblick auf die ersten Monate des Jahres uns einen nicht minder traurigen Anblick. In dem Hause der Abgeordneten folgte ein Angriff auf das christliche Princip nach dem andern, und diese Angriffe erlangten dort die Majorität und führten

zum Theil zu wirklichen Erfolgen. Man gefährdete den christlichen Charakter der Ehe, indem man die bürgerliche Trauung neben der kirchlichen als gleichberechtigt hinstellte; man verlangte für die aller, selbst der deistischen Gottesfurcht baaren freien Gemeinden den freiesten Spielraum und opferte ihnen sogar einen Theil des christlichen Charakters der Schule auf; man gewährte den Juden die Theilnahme an der Standschaft und beantragte gar für sie die Theilnahme an allen Aemtern des Staates, in völliger Verläugnung seines christlichen Charakters; man verlangte Beschränkung der Sonntagsfeier. Das Alles folgte in überraschender Schnelligkeit auf einander, zum Beweise, daß wir wirklich nunmehr in eine „neue Aera" eingetreten sind, daß es nun noch mehr wie früher schon heißt: Satan beut an den Streit Christo und der Christenheit."

2. Auf S. 12 No. 2:

„Abraham, der Vater einer Menge von Völkern, und Sara, die Fürstin bis in alle Ewigkeit: wer diese Thatsache in sein Herz aufgenommen hat, der kann mit Ruhe und Gleichmuth den Abstimmungen in dem Preußischen Hause der Abgeordneten zusehen, den wird es nicht außer Fassung bringen, wenn eine Majorität es hier oder da unternimmt, einen Stein von dem Felsen des christlichen Staats loszureißen."

3. Auf S. 15 No. 2:

„Was ist also die Bedeutung des Namens Isaac? Er soll die Kirche darauf hinweisen, daß sie nimmer den Blick an die natürlichen Ursachen heften, nimmer sprechen darf: hin ist hin, verloren ist verloren, nimmer ihren erstorbenen Leib ansehen, nimmer zählen und rechnen, nimmer auf Majoritäten etwas geben darf, die sich wider sie erheben, daß sie ihre Feinde, wie sie alle heißen, wie reich sie auch begabt, wie trefflich mit allen Mitteln des Angriffs ausgerüstet und wie hoch sie auch gestellt sein mögen, von oben ansehen muß."

4. Auf S. 52 und 53 in No. 5:

„Wir haben übrigens unter den vorliegenden Umständen, in der Weltperiode, in der der Satan losgelassen ist aus seinem Gefängniß, in dem Staate Friedrichs II., in der „neuen Aera", allen Grund, mit den Erfolgen in dieser Sache zufrieden zu sein. Unsere Gegner selbst haben in den Verhandlungen bezeugen müssen, daß die christliche Betrachtungsweise der Ehe und also auch der christliche Sinn überhaupt noch tiefe Wurzeln im Lande hat. Die Anerkennung, daß die Kirche wieder eine Macht im Leben ist, tritt uns überall entgegen. Bei der Abstimmung in dem Hause der Abgeordneten stand der Majorität von 199 Stimmen eine Minorität von 110 Stimmen entgegen, die um so höher anzuschlagen ist, da es hier galt, in einer wichtigen und als solche betonten Angelegenheit der Regierung entgegenzutreten. Ein Gegengewicht ferner gegen die zweite Kammer bildet die erste, für deren Gesinnung in dieser Sache schon das charakteristisch ist, daß sie zum Referenten den Präsidenten Götze erwählte, dessen gediegenes Gutachten in den weitesten Kreisen gelesen zu werden verdient, und deren Commission (vor dem Plenum kam die Sache nicht mehr zur Verhandlung) die Streichung aller Paragraphen des Gesetzentwurfes beantragte, die sich auf die Civilehe beziehen. Gegen diese gingen zahlreiche, mit Tausenden von Unterschriften bedeckte Petitionen ein, und man kann gewiß mit Wahrheit sagen, daß die Stimmung weit und breit im Lande eine dem Gesetzentwurfe ungünstige ist. Der Evang. Oberkirchenrath hat, wenn auch zu spät, eine Erklärung gegen die

Civilehe abgegeben. Noch entschiedener hat sich die Westphälische Provinzialsynode dagegen ausgesprochen. Sie hat beschlossen, Sr. Königl. Hoheit dem Prinzregenten die Bitte vorzutragen, diesem Gesetzentwurfe im Interesse der Kirche die Zustimmung zu versagen. Dieser Beschluß ist um so erfreulicher, da zugleich nur Ehebruch und bösliche Verlassung als legitime Scheidungsgründe anerkannt wurden. Fast alle größeren Pastoralconferenzen haben gegen die facultative Civilehe mehr oder weniger direct Zeugniß abgelegt. Das Alles dient dazu, uns in der Zuversicht zu bestärken, daß der Herr uns noch nicht weggeworfen hat von seinem Angesichte."

5. Auf S. 54 in No. 5:

„Da tritt die Tendenz, die Wiedertrauung Geschiedener um jeden Preis zu erleichtern, mit unbedingter Deutlichkeit hervor, man sieht die Sache auf der bekannten „schiefen Ebene" angelangt, auf der sie nothwendig immer tiefer herabrollen muß, bis sie wieder in dem tiefen Thale des Landrechts angelangt ist."

6. Auf S. 55 und 56 in No. 5:

„Der Herr Minister des Cultus erklärte in einer am 28. Februar im Hause der Abgeordneten gehaltenen Rede: „Von dem Standpunkte meines Ministeriums kann ich den Wegfall aller ferneren einschränkenden Maßregeln gegen harmlose religiöse Versammlungen, welcher religiösen Richtung sie auch angehören mögen, nur herzlich willkommen heißen. Das Christenthum hat durch freie Ueberzeugung die Welt überwunden und wird ferner durch diese geistigen Waffen sich behaupten und Bahn brechen." Den Grund des Bestehens der freien Gemeinden suchte der Herr Minister „hauptsächlich in jenen kleinlichen polizeilichen Quälereien." Wir wollen diesen nicht das Wort reden und haben es nie gethan. Es wäre zu wünschen, daß die früheren Maßregeln mehr einen offenen, großartigen, auf der Freudigkeit christlichen Bekenntnisses ruhenden Charakter getragen hätten. Aber was jetzt an ihre Stelle getreten, die unbedingte Verführungsfreiheit der Agenten der freien Gemeinden, das ist gewiß noch viel weniger zu loben. Es ist nicht zu verkennen, und auch die größte Befangenheit kann es nicht mehr läugnen, daß es sich um eine Erklärung an die offenbarste Gottlosigkeit handelt: „Das Land soll euch offen sein, werbet und gewinnet darin." Der Herr Minister führte selbst eine Aeußerung des Häuptlings der freien Gemeinden Uhlich an: „Eine bestimmte Vorstellung von dem persönlichen lebendigen Gott ist nicht unser Bekenntniß."

7. Auf S. 57 in No. 6:

„Wenn obrigkeitliche Personen sich Angesichts dieser Folgen damit trösten, das Christenthum habe durch freie Ueberzeugung die Welt überwunden, so heißt das in unzulässiger Weise den Standpunkt des Rechts und der Pflicht verlassen und in Betrachtungen eingehen, die jedenfalls erst dann an ihrer Stelle sind, wenn man gründlich seine Schuldigkeit gethan hat."

8. Auf S. 59 No. 6:

„Es hat sich gegen diese Bestimmungen eine mächtige Reaction erhoben. Die treffliche Schrift des C. R. Seegemund dagegen fand eine freudige Aufnahme und weite Verbreitung. Die Regierungen zeigten sich durchweg abgeneigt. Die Stimmung des Adels fand ihren Ausdruck in der bekannten Erklärung der acht (resp. fünf) Patrone, die leider in der Form die Handhabe darbot für eine gerichtliche Verfolgung, zu der diejenigen hoffentlich nicht die Anregung gegeben haben werden, von denen der Anlaß zu solchem Unmuth und Manneszorn ausging — möge Gott den Betheiligten segnen,

was sie für seine, wenn auch in menschlicher Schwachheit geführte Sache zu leiden haben!"

9. Auf S. 63 und 64 No. 6:

„Dem Fürsten dieser Welt muß jetzt überall die Judenfrage als Keil dienen, welchen er in die uralte und mächtige Eiche des christlichen Staats zu treiben sucht. Dadurch wird denjenigen, welche Gott fürchten, die traurige Verpflichtung auferlegt, den Schein der Abneigung gegen ein Volk auf sich zu laden, daß sie von Herzen lieben „wegen der Väter" und wegen der Hoffnungen, die ihm aufbewahrt sind, wegen seiner lichten Vergangenheit und wegen seiner lichten Zukunft, die nimmer wegen der dunklen, aber doch schon manchen Lichtschimmer darbietenden Gegenwart — die zweitausend in Berlin lebenden Proselyten aus dem Judenthum sind eine Thatsache, die in keiner Zeit der Kirche, außer der apostolischen, ihres Gleichen hat — außer Augen gelassen werden dürfen. Auch in dieser Frage ist dem Zeitgeiste im vorigen Jahre bei uns eine Concession gemacht worden. Durch ein Rescript vom 16. Februar sprach der damalige Herr Minister des Innern den Juden das Recht zu, ohne Weiteres in die Kreistage einzutreten. Er stützte sich auf Artikel 12 der Verfassung, welcher die verhängnißvollen Worte enthält: „Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig vom religiösen Bekenntniß", ohne zu bedenken, daß ein solcher, in vager Allgemeinheit ausgesprochener Grundsatz nicht im Stande ist, die Specialverordnungen außer Kraft zu setzen, welche in diesem Falle bestimmen, daß die Theilnahme an der Kreisstandschaft bedingt ist durch das christliche Bekenntniß. Die unmittelbar practische Bedeutung wurde in dieser Sache bei weitem überwogen durch die symbolische: daß das christliche Bekenntniß seine Bedeutung verloren habe, wurde hier dem Volke in einem Verhältnisse zur Anschauung gebracht, welches ihm am unmittelbarsten vor Augen stand. Der Jude auf den Kreistagen ist, so wenig auch seine Stimme gelten mag, so äußerlich auch meist die Gegenstände sein mögen, die dort verhandelt werden, doch immer eine Incarnation des Indifferentismus und eine leibhaftige Predigt desselben. Die Reaction, welche diese ministerielle Bestimmung hervorrief, ist ein erfreulicher Beweis dafür, in welchem Grade das Christenthum noch eine Macht ist in unserem Volksbewußtsein. Die Opposition der ersten Kammer zeigte, daß „der christliche Adel Deutscher Nation" noch immer seines Berufes eingedenk ist. Daran schloß sich eine lange Reihe von Protesten der Kreistage aus allen Provinzen des Preußischen Staates. „Täuscht mich meine Erwartung nicht" — so sprach ein liberaler Correspondent in der Oesterreichischen Zeitung, nachdem er über den Protest des Kreises Delitzsch berichtet hatte — „so wird es nicht zehn Kreise des Landes geben, welche dem gegebenen Beispiele nicht folgen." Diese Erwartung hat in der That nicht getäuscht. Der Adel hat sich gegen die Bestimmung so gut wie einstimmig erhoben, die Vertreter des Bauernstandes haben sich ihm meistens angeschlossen, vielfach auch die Vertreter der Städte."

10. Auf S. 64 und 65 No. 6:

„Auch gegen das Wort: „Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest", gegen den „Tag des Herrn", an dem die gläubige Gemeinde das Gedächtniß alles dessen begeht, was er uns durch sein heiliges Leben und Leiden erworben, gegen dies nothwendige Correctiv aller Schäden, welche die Woche mit ihrer Arbeit im Schweiße des Angesichts gebracht hat, gegen diesen Damm wider die wilden

Wasser des Materialismus hat der Zeitgeist einen Anlauf genommen! Auf Anlaß einer Düsseldorfer Petition, die in einer Wupperthaler ein Gegengewicht gefunden hatte, trug die Commission in dem Abgeordnetenhause darauf an, „das hohe Haus wolle beschließen, die Petition der Königl. Staatsregierung zur Berücksichtigung zu überweisen, und 1. die bestehenden Vorschriften über die Sonntagsfeier einer Revision zu unterwerfen, namentlich aber 2. die Bestimmungen der §§. der Verordnung vom 14. December 1853, wonach das Anhängen und Aufstellen von Waaren, das Betreiben des Kaufs und Verkaufs in öffentlich auffälliger Weise und das Hausiren an Sonn- und Festtagen auch über die Zeit des Haupt-Gottesdienstes hinaus untersagt ist, aufzuheben." Das war doch auch der Majorität in dem Hause der Abgeordneten zu viel. Sie beseitigte den Antrag der Commission durch Annahme eines Amendements, in welchem derselbe völlig abgestumpft, im Allgemeinen sogar eine Anerkennung der bestehenden Sonntagsordnung ausgesprochen wurde. In der Praxis läßt sich aber leider der Einfluß der „neuen Aera" auch hier nicht verkennen."

11. Auf S. 1 und 2 No. 1:

„Bei der Vertreibung der legitimen und somit von Gott gesetzten Fürsten in Italien ist noch bedenklicher als die Thatsache selbst die Aufnahme, die sie in dem übrigen Europa gefunden hat, das Wohlgefallen an dem gottlosen Treiben, welches weit und breit von solchen geäußert worden ist, welche nicht einmal in der Leidenschaft eine Entschuldigung hatten, denen nicht durch die Sünden und Schwächen der menschlichen Werkzeuge des göttlichen Regiments ein Anlaß zu ihrer Verirrung gegeben war. Schlimmer noch, als selbst Uebels zu thun, ist nach dem Apostel „Gefallen haben an denen, die es thun." Die Kräftigkeit des Irrthums gibt sich darin zu erkennen, daß vielfach selbst die Erwählten von der Ansteckung sich nicht frei zu erhalten wußten. Namentlich ist das christliche England in trauriger Weise dieser Versuchung erlegen. Es ist gewiß ein Zeichen der Zeit, wenn Lord Shaftesbury, „der rühmlichst bekannte Vorsteher vieler christlichen Gesellschaften in England", in einem zuerst in der Zeitschrift Record veröffentlichten Briefe sagen konnte: „Auf welcher Seite die Gebete des Englischen Volkes sein werden, kann keine Frage sein. Sardinien hat sich zum Vertheidiger bürgerlicher und religiöser Freiheit aufgeworfen und als solcher bewiesen."

12. Auf S. 3 No. 1:

„Auch die Schillerfeier hat uns einen Blick in den dem Worte Gottes und dem Geiste Jesu Christi entfremdeten Geist dieser Zeit thun lassen. Wer verkännte wohl, daß diese Feier eine erfreuliche Seite darbietet? Wer erfreut sich nicht an diesem Zeichen der beginnenden Einmüthigkeit Deutschlands, an der Huldigung, die einem Manne dargebracht wird, der jedenfalls ein Bollwerk ist gegen die Gemeinheit, gegen das Vorwalten materieller Interessen, in dessen von Neuem auf den Leuchter gestellten Schriften die Begeisterung für das Edle und Schöne eine gewisse Nahrung finden, der für Manche eine Vorbeitung werden kann für ein höheres und tieferes Geistesleben. Aber ein Doppeltes ist es, was Angesichts dieser Feier das Christenherz mit Trauer erfüllen muß. Zuerst der maaßlose Charakter des Enthusiasmus, der überall durchfühlen läßt, daß die rechte Stellung des Herzens zu dem lebendigen Gott und zu seinem Gesalbten fehlt. Weil man den wahrhaftigen Cultus nicht kennt, so

erniedrigt man sich zu dem Cultus des Genius, man weidet sich mit Asche und treibt mit dem armen schwachen Menschen, der nichts hat, was er nicht empfangen, der überall mit Sünde und Schwachheit behaftet ist, der ein betrübtes Herz nicht wahrhaft trösten und in Nöthen nicht helfen kann, der keine Kohle schaffen kann, sich zu wärmen, kein Feuer, zu sitzen davor, einen schmählichen Götzendienst. Man hat mit Recht gesagt: „In der Schillerfeier hat sich der Drang des Deutschen Volkes nach Gottesdienst ebenso Luft gemacht, wie im Volke Israel am Fuße des Sinai." Die Leute, die kein Kirchenjahr mehr haben, die es verlernt haben, zu Weihnachten das: „Lob sei dem allerhöchsten Gott, der unser sich erbarmet hat", zu singen, zu Ostern das: „Christ ist erstanden von der Marter alle, deß sollen wir Alle froh sein, Christus will unser Trost sein", zu Pfingsten das: „Komm, heiliger Geist, kehr bei uns ein", fühlen eine unerträgliche Leere, das dem menschlichen Geiste anerschaffene und namentlich dem Deutschen Gemüthe so tief einwohnende Bedürfniß zu verehren und anzubeten, macht sich bei ihnen geltend, und weil das Band zwischen ihnen und ihrem Schöpfer und Erlöser zerstört ist, so suchen sie sich eine falsche Befriedigung, sie dienen statt dem Schöpfer der Creatur, und zwar einer über das Gewöhnliche sich erhebenden Menschengestalt um so lieber, da ein Schimmer des Glanzes, mit dem sie dieselbe umgeben, auf sie selbst zurückfällt. So können sie zugleich dem Drange der Anbetung genügen und ihrem Hochmuthe, der eine Scheidewand aufrichtet zwischen ihnen und dem wahrhaftigen Objecte der Anbetung. Das Herz aber in seiner innersten Tiefe bleibt dabei unbefriedigt und stets von Neuem bestätigt sich der Ausspruch des Augustinus: unser Herz ist unruhig bis es ruhe in Dir. Das erhellt schon daraus, daß die Gegenstände der Anbetung in beständigem Wechsel begriffen sind, daß man morgen dessen vergißt, für den man sich heute echauffirte, daß man gar nichts mehr von ihm hören mag, ja daß sich selbst während des Echauffements eine Neigung kund gibt, das Angebetete zum Gegenstand des Witzes zu machen, sich selbst wegen seiner maaßlosen Begeisterung zu persifliren. Wie hätte sonst das Berliner Witzblatt seinem Publikum bieten können, was es ihm in den Tagen der Schillerfeier geboten hat? Es fehlt dem Cultus des Genius der tiefe Ernst, der den Cultus der Kirche durchdringt. Die Sache reagirt beständig gegen die selbstgemachte Vorstellung. Das nehmen wir ja auch bei dem ordinären Götzendienste wahr."

Der §. 17. des Preßgesetzes vom 12. Mai 1851 befreit nur diejenigen periodischen Druckschriften von der Cautionsbestellung, welche, unter Ausschluß aller politischen und socialen Fragen für rein wissenschaftliche Gegenstände bestimmt sind. — Eine Frage wird nur da aufgeworfen, wo der Fragende selbst die Antwort nicht weiß; eine politische oder sociale Frage ist mithin da vorhanden, wo die Politik resp. das sociale Leben die Anwort auf dieselbe nicht weiß, oder nicht wissen kann, weil die Beantwortung derselben der Zukunft angehört und in der Gegenwart ihre Erledigung noch nicht gefunden hat. —

Die vom Angeklagten in den incriminirten Stellen der Kirchenzeitung erörterten Gegenstände, als die Vertreibung der Italienischen Fürsten, die Berathungen des Abgeordnetenhauses, die Schiller- und Sonntagsfeier ꝛc. ꝛc. behandeln mithin sociale und politische Themata und specielle Fragen auf diesem Gebiete, die noch nicht zur Erledigung gekommen sind, und über welche noch gegenwärtig von verschiedenen Parteien disputirt wird. —

Wenn der Angeklagte hiergegen anführt, daß nicht der Stoff, sondern die Bearbeitung einem Aufsatze die Natur eines politischen oder nichtpolitischen gebe, so ist darauf zu erwidern, daß die Natur eines Gegenstandes durch seine äußere Bearbeitung nicht verändert werden kann und daß also speciell die Erörterung einer politischen und socialen Frage durch die Form, in welcher diese Erörterung geschieht, den Charakter der Frage selbst nicht umzugestalten vermag.

Es steht übrigens dieser Auffassung des Angeklagten auch die Fassung des §. 17. des (Strafgesetzbuches) Preßgesetzes vom 21. Mai 1851 entgegen, nach welchem es nicht darauf ankommt, ob in dieser oder jener Form sociale oder politische Fragen erörtert werden, sondern nach welchem die Cautionspflicht nur lediglich von dem Gegenstande der Erörterung und ob das Thema den Charakter einer politischen oder socialen Frage hat, bedingt ist.

Wenn schließlich der Angeklagte behauptet, daß die Besprechung theologischer Themata in einer wissenschaftlichen Zeitschrift, unmöglich von der Erörterung socialer und politischer Fragen getrennt werden könne, und daß er, wenn er daher solche Fragen behandelt, nur nach dem Vorbilde Luthers und Joh. Gerhards gehandelt habe, so hat das, die Richtigkeit dieser Behauptung vorausgesetzt, gar keinen Einfluß auf die vorliegende Untersuchungssache.

Denn wenn die Politik und das sociale Leben so eng mit der Theologie zusammenhängt, daß die Erörterung theologisch-wissenschaftlicher Themata von der politischer und socialer Fragen nicht getrennt werden kann, so muß für eine die Wissenschaft der Theologie behandelnde Zeitschrift, weil sie eben dann nicht zu den im §. 17. des Preßgesetzes von der Cautionspflicht befreiten rein wissenschaftlichen periodischen Druckschriften gehört, Caution bestellt werden. —

Es war deshalb als thatsächlich festgestellt zu erachten:

„daß der Angeklagte im Januar 1860 die Nummern 1. 2. 5. und 6. der Evangelischen Kirchenzeitung cautionsfrei redigirt und veröffentlicht hat, obwohl in denselben politische und sociale Fragen erörtert worden sind." —

Es mußte deshalb wie geschehen erkannt werden.

Ueber das niedrigste, im §. 42 des Preßgesetzes vom 12. Mai 1851 genannte Strafmaaß von 20 Thlrn. mußte um

deshalb hinausgegangen und auf eine Geldbuße von 30 Thlrn. event. 14 Tage Gefängniß erkannt werden, weil der Angeklagte in den incriminirten Stellen mehrere politische und sociale Fragen erörtert hat. —

Die Kosten waren dem Angeklagten nach §. 178. der Verordnung vom 3. Januar 1819 zur Last zu legen.

gez. Torgany. Bernard. Ebers."

III. Die Selbstvertheidigung des Herausgebers vor dem Königlichen Kammergericht den 5. October 1860.

„Das Preßgesetz stellt sich entgegen Zeitschriften, in denen politische und sociale Fragen erörtert werden, und rein wissenschaftliche. Durch diesen Gegensatz erhält der Ausdruck „politische und sociale Fragen" eine Beschränkung. Er kann sich nur auf solche Erörterungen beziehen, wie sie die politischen Blätter bringen.

Es würde ein offenbarer Fehlgriff sein, wenn man den vorliegenden Fall so betrachtete, wie wenn etwa der Herausgeber einer medizinischen Zeitschrift plötzlich einen Streifzug in das politische Gebiet unternähme, seinen politischen Ansichten, die er nicht als Mann seiner Wissenschaft, sondern nebenbei hat, Luft machte. Ein solcher würde für den Uebergriff in ein fremdes Gebiet mit Recht gestraft werden. Der Theologie dagegen ist es wesentlich, von ihrem Standpunkte aus und in ihrer eigenthümlichen Weise dieselben Gegenstände zu besprechen, welche in politischen Blättern als politische und sociale Fragen behandelt werden. Die durch das Gesetz garantirte Freigebung der rein wissenschaftlichen Untersuchung wird der Theologie widerrechtlich entzogen, wenn man es ihr verbieten will, diese Gegenstände zu behandeln, und zwar, was ihr durch das Preßgesetz garantirt ist, kautionsfrei zu behandeln. Die Theologie wird dadurch in eine gesetzwidrige Ausnahmestellung gebracht. Sie wird ungünstiger gestellt wie die Jurisprudenz, die Medizin, die Naturwissenschaft, denen Niemand verbietet, sich auf dem ganzen Umfange ihres Gebietes frei zu bewegen.

Die Theologie ist gelehrte Erkenntniß der Religion. Die Religion beruht nach der Lehre der gesammten christlichen Kirche auf Offenbarung, die Offenbarung ist nach derselben Lehre in der Heiligen Schrift niedergelegt. Der Umfang der Theologie muß also grade so weit sein, wie der der Heiligen Schrift. Alle in dem Urtheil erster Instanz angezogenen Punkte sind in dem Vorworte aus der Heiligen Schrift beleuchtet, und wie sehr die ganze Art und Weise der Behandlung eine theologische ist und nicht eine politische, das muß selbst dies Urtheil ins Licht stellen. Es macht einen seltsamen Eindruck, wenn dieselben Stellen, welche mit Eingehen in die feinsten exegetischen Details die Bedeutung der Namen Abraham, Isaak und Jakob entwickeln, welche von dem erstorbenen Leibe Saras reden, oder in die Betrachtung desjenigen eingehen, was die Offenbarung Johannis von dem Loswerden des Satan nach Ende der tausend Jahre der christlichen Herrschaft sagt, zur Erhärtung des politischen Charakters gebraucht werden.

Die Möglichkeit eines Uebergriffes in das politische Gebiet in theologischen Zeitschriften wird sich nicht läugnen lassen. Daß aber hier die Gränze inne gehalten sei, welche beide Gebiete von einander scheidet, wie man das nach der amtlichen Stellung des Verfassers von vornherein erwarten muß, eines Doktors und Professors der Theologie an der Universität Berlin, das scheint mir offen zu Tage zu liegen. Es ist nicht einmal möglich gewesen, einzelne aus dem Zusammenhange losgerissene Fragmente von politischer Färbung beizubringen. Bis ins Einzelnste hinein ist alles von theologischem Geiste durchdrungen, wird Alles zurückgeführt auf die höchste, untrügliche Norm der Theologie, die Heilige Schrift.

Wäre aber die Innehaltung der Gränze, der rein wissenschaftliche, speciell theologische Charakter des Artikels irgend zweifelhaft, so wäre es meines Erachtens der Gerechtigkeit angemessen gewesen, auf das von mir schon in der Voruntersuchung gestellte Gesuch der Einholung eines sachverständigen Gutachtens einzugehen. In der höchsten landeskirchlichen Behörde, dem Evangelischen Oberkirchenrathe, besteht unter uns eine Instanz, welche für das Abgeben solcher Gutachten kompetent ist. Ebenso speciell für Berlin in dem Consistorium der Provinz Brandenburg. Auch die theologischen Fakultäten müssen als solche wissen, was theologisch ist und was nicht. Warum soll der Theologie versagt werden, was unbedenklich der Medizin gewährt, was auch dem Handwerke zugestanden wird, sobald Fragen in Betracht kommen, die nur von Sachverständigen gelöst werden können? Die Sache ist hier in der That nicht einfacher, sie ist feiner und complicirter wie dort.

Man könnte meinen, daß schon durch die Art und Weise der Behandlung das Vorwort aus dem rein wissenschaftlichen Gebiete hinausgehe, indem die beregten Fragen dort in einer für jeden Gebildeten verständlichen Form und in Anwendung auf die Vorgänge des Tages besprochen werden. Aber wenn Klarheit und Durchsichtigkeit der Darstellung die reine Wissenschaftlichkeit ausschlösse, so würde z. B. Humboldt's Kosmos nicht für ein rein wissenschaftliches Werk gelten können. Die Wissenschaft ist nicht blos für Professoren da, es soll an ihr den weitesten Kreisen Antheil gegeben werden, und es gehört mit zur Wissenschaft, die Darstellung soweit in seiner Gewalt zu haben, daß dies Ziel erreicht werde. Daß aber in dem vorliegenden Falle der Ernst der eigentlich wissenschaftlichen Forschung überall im Hintergrunde steht, ja die eigentliche Grundlage bildet, das, denke ich, wird auch dem Nichttheologen fühlbar sein und jedenfalls kann ich mich auch dafür getrost auf das Urtheil der Sachverständigen berufen. Die eingehenden Erörterungen über die drei Namen der Patriarchen, über Jes. 28. 29, über die Stelle der Offenbarung Johannis, welche von dem Loswerden des Satans handelt, beruhen durchweg auf mühsamen und zu neuen Resultaten führenden theologischen Forschungen. Daß aber die Anwendung auf die Vorgänge des Tages gemacht ist, das ist im Einklange mit der Theologie aller Jahrhunderte geschehen, wie z. B. Luther die schriftmäßige Lehre von der Obrigkeit mit direkter Beziehung auf die aufrührerischen Bauern, die aufständischen Dänen entwickelte, wie er sich nicht mit einer abstrakten Entwickelung der Lehre von der Ehe begnügte, sondern die Corruptionen aufdeckte, die grade in seiner Zeit auf diesem Gebiete stattfanden. Die Theologie ist eine durch und durch praktische Wissenschaft, wie schon daraus erhellt, daß ihren Gipfelpunkt, dem alle anderen Disciplinen dienen, die praktische Theologie bildet. Das Wissen ist in ihr nirgends Selbstzweck, es dient überall der Anwendung im Leben, und der allgemeine Satz: non scholae sed vitae discendum gilt von ihr noch in ganz besonderem Sinne. Das liegt so sehr im allgemeinen Bewußtsein, daß ein theologisches Blatt, welches die Verhältnisse der Gegenwart außer Acht ließe, sofort allen Grund und Boden verlieren würde. Melanchthon betheuerte kurz vor seinem Ende bei Gott, er habe nie zu einem andern Zwecke Theologie getrieben,

als um sein Leben zu bessern. Besserung des Lebens, darauf ist es überall in der Theologie abgesehen. Um diesen Zweck zu erreichen, ist es aber nothwendig, gründlich einzugehen in die Beleuchtung der Schäden, welche in jeder Zeit das Leben bedrohen.

Wenn in dem Vorworte der Ev. K.-Z. die Sünde der Revolution gestraft wird, so ist diese Frage nicht als eine politische behandelt, sondern lediglich als Frage christlicher Moral, auf Grund des vierten Gebotes, der Stelle Röm. 13, welche die Grundlage alles christlichen Staatswesens bildet, des Apostolischen Ausspruches: fürchtet Gott, ehret den König, wonach Gott nicht fürchten kann, wer den König nicht ehret, in demselben Geiste, in dem Luther, der doch bisher stets als Theologe betrachtet worden ist und nicht als Politiker, diese Frage in seinen Schriften gegen den Bauernaufruhr behandelt hat und in seinem großen Catechismus. Johann Gerhard, der erste Theologe des 17. Jahrh., hat in seinem berühmten Werke über die Glaubenslehre der Lehre von der bürgerlichen Obrigkeit einen ganzen Band gewidmet. Sollte ich hier eines Uebergriffes in das Gebiet der Politik beschuldigt werden, so würde derselbe Vorwurf unter den neueren Theologen, z. B. auch Schleiermacher, Nitzsch, Sartorius, Rothe treffen, welche sich in ihren Werken über Moral eingehend mit der Revolution beschäftigen.

Auch die Ausführungen über die Behandlung der Dissidenten, über die Zulassung der Juden zu obrigkeitlichen Aemtern, halten sich streng innerhalb des Gebietes der Heiligen Schrift und der Kirche, und sind deshalb nicht politisch, sondern rein theologisch. Es ist nicht davon geredet, ob die Juden ein gutes oder schlechtes bürgerliches Element sind, nirgends eine Eifersucht über ihren Wohlstand erregt, nirgends, wie dies in den Kammern geschehen ist, darauf hingewiesen, daß sie mehr und mehr das ganze Land überwuchern werden, daß die Energie ihres Handelsgeistes, die Freiheit, die ihnen in ihrem Gesetze gegen Nichtjuden gewährt wird, ihre enge Verbindung unter einander ihnen ein bedenkliches Uebergewicht giebt, wenn sie nicht gehörig eingeschränkt werden. Luther hat die Judenfrage wiederholt und angelegentlich behandelt, z. B. in der Schrift „von den Juden und ihren Lügen" und in der „Vermahnung gegen die Juden", womit er seine zu Eisleben kurz vor seinem Tode gehaltenen Predigten beschlossen hat. Wie die Juden zu behandeln, unter welchen Bedingungen sie in den christlichen Staat zuzulassen sind, das ist ein Problem, mit dem sich die christliche Theologie vom Mittelalter, ja schon von dem Zeitalter der Kirchenväter an auf das Angelegentlichste beschäftigt hat. Joh. Gerhard z. B. gibt im 14. Bande seiner loci eine ausführliche Beantwortung der Frage: „ob eine fromme und christliche Obrigkeit die Juden in dem Staate dulden dürfe", die er dahin beantwortet: sie dürfen geduldet werden, aber unter Bedingungen, die sich theils auf die Frömmigkeit beziehen, theils auf die Gerechtigkeit und Billigkeit, theils auf die christliche Klugheit.

Auch die Dissidentenfrage ist von Luther vielfach behandelt worden. Er und Joh. Gerhard führen auf Grund der Heiligen Schrift aus, daß man die Abtrünnigen und Irrlehrer nicht an Leib und Leben strafen dürfe, daß es aber wider die Pflicht der christlichen Obrigkeit sei, der Wächterin über beide Tafeln des Gesetzes, nicht blos über die zweite, ihnen freien Spielraum zu gewähren, das arme einfältige Volk ihrer Verführung preiszugeben. Das auszuführen hat sich auch die Ev. K.-Z. beschränkt.

Daß man der Ev. K.-Z. gar die Behandlung der Fragen der Ehescheidung, Wiederverheirathung Geschiedener, der Civilehe, der Sonntagsfeier zum Vorwurfe macht, muß in Erstaunen setzen. Diese Fragen sind in erster Stelle theologische, die unmittelbar aus der Heiligen Schrift entschieden werden und deren Beantwortung nur aus ihr geschöpft werden kann. Von ihnen die Theologie ausschließen, hieße Theologie und Kirche ganz negiren. Sie sind Gegenstand jedes theologischen Lehrbuches der Dogmatik, Ethik, Pastoraltheologie. Sie werden in allen alten Evangelischen Kirchenordnungen, namentlich denen der Mark Brandenburg, Pommerns, Preußens eingehend behandelt. Luthers Ausführungen über die Ehe hat Herr Präsident v. Strampff in einem ganzen Bande zusammengestellt. Joh. Gerhard hat der Ehe einen ganzen Theil seines Werkes gewidmet, in dem er namentlich in alle Details der staatlichen Behandlung der Ehesachen eingeht und der Obrigkeit auf Grund des Wortes Gottes den Weg vorzeichnet, den sie dabei zu gehen hat. Dasselbe thun auch die Wittenberger und Leipziger theologische Fakultät in ihren gesammelt vorliegenden theologischen Bedenken und der weiland Berliner Propst Spener, in dessen Bedenken die Ehesachen mehr wie einen ganzen Band einnehmen.

In dem Urtheil erster Instanz ist, wie mir scheint, ein wichtiger Umstand völlig übersehen worden. Eine criminelle Verurtheilung wird nur da als berechtigt betrachtet werden können, wo eine moralische Verschuldung vorliegt. Da muß aber schon auffallen, daß eine solche mir in diesem Falle beizulegen, trotzdem daß ich viele Gegner habe, in allen Organen der Presse meines Wissens Niemanden beigekommen ist. Nach der bisherigen Praxis ist die Entscheidung über die Cautionspflichtigkeit der Blätter nicht den Herausgebern derselben aufgebürdet: sie ist vielmehr von den Verwaltungsbehörden ausgegangen, denen die Pflicht obliegt, über die Handhabung des Gesetzes zu wachen. Wie konnte mir also in den Sinn kommen, daß ich hier verpflichtet sei, selbstthätig aufzutreten, daß mir etwas anderes obliege, als ruhig abzuwarten? Die vorgetragene Auslegung des Preßgesetzes ferner, wonach der Ausdruck: politische und sociale Fragen durch den Gegensatz des rein Wissenschaftlichen seine Beschränkung erhält, ist nicht blos wie mir scheint die allein natürliche, sie ist auch diejenige, welche die Verwaltungsbehörden durch ihre bisherige Praxis förmlich sanktionirt haben. Die Ev. K.-Z. existirt seit dem Jahre 1827. Sie hat immer denselben Umkreis von Gegenständen gehabt wie jetzt. Sie hat namentlich die Sünde der Revolution, wie jetzt für Italien, so schon im J. 1830 für Frankreich und die sich anschickten, seinem Beispiele zu folgen, im März 1848, in den Tagen des Zeughaussturmes und fernerhin für Deutschland und Preußen gestraft. Sie hat die Ehescheidungsfrage vom J. 1829 an, in dem Dr. Jul. Müller, jetzt in Halle, in ihr einen eigentlich grundlegenden Artikel veröffentlichte, stets schon behandelt. Wer nur mit dem flüchtigsten Blicke die Ev. K. Z. und namentlich die Vorworte zu den einzelnen Jahrgängen ansieht, wird nicht daran denken können, daß das diesjährige Vorwort eine neue Bahn eingeschlagen habe. Grade in den Jahren, welche dem Erlaß des Cautionsgesetzes unmittelbar vorangingen, wurden die Gegenstände, deren Behandlung in dem Vorworte dieses Jahres jetzt den Gegenstand der Anklage bildet, ausführlicher, eingehender und häufiger besprochen, wie je zuvor. Wenn dennoch nach dem Erlaß des Cautionsgesetzes die Ev. K. Z. von der Verwaltungsbehörde nicht zur Caution herangezogen wurde, so lag darin eine faktische Anerkennung der vorgetragenen Auslegung des Cautionsgesetzes durch dasselbe Ministerium, unter dem es ergangen war. Auch nach dem Erlaß des Cautionsgesetzes hat die Ev. K. Z. ungestört fortwährend dieselben Gegenstände behandelt. Einmal bin ich allerdings von der unteren Verwal-

tungsbehörde zur Verantwortung gezogen worden. Aber es handelte sich damals um einen einzelnen, von einem Rechtsgelehrten verfaßten Aufsatz: was ist Revolution, der, so wenig er auch das theologische Gebiet verließ, doch bis an die Gränze desselben ging, und von dem das diesjährige Vorwort sich wesentlich unterscheidet, indem die Fragen darin viel unmittelbarer auf die heilige Schrift zurückgeführt werden. Ich bin damals allerdings verwarnt worden, ähnliche Artikel nicht wieder aufzunehmen, aber man hat nicht daran gedacht, mich vor Gericht zu stellen, nicht daran gedacht, mir überhaupt die Behandlung der in der Anklage und dem Urtheil erster Instanz beregten Fragen zu verbieten. In der Behandlung dieser hat die Ev. K. Z. ganz ungestört fortgefahren. Die betreffenden Herren Minister haben mir damals erklärt, daß es ihnen gar nicht in den Sinn komme, die Ev. K. Z. unter das Cautionsgesetz zu stellen oder einzuschränken — Die Verhaltungsbehörde hat aber nicht blos in der Stellung gegen die von mir herausgegebene K. Z. die gegebene Auslegung des Cautionsgesetzes als richtig anerkannt. Auch alle anderen kirchlichen Zeitschriften haben dieselben Fragen besprochen, ohne bis auf den heutigen Tag der Cautionsstellung unterworfen zu sein. Die Protestantische K. Z. hat dies in ungleich größerem Umfange gethan, als die Ev. K. Z. Auch die Neue Ev. K. Z. und die Deutsche Zeitschrift behandeln fortwährend dieselben Fragen. Ich würde hier in das Detail eingehen, wenn nicht die Staatsanwaltschaft schon in erster Instanz den Beweis für diese Behauptungen als vollständig geführt anerkannt hätte, bin aber auf Verlangen des hohen Gerichtshofes bereit, von Neuem diesen Beweis vorzulegen. Wie konnte es mir bei dieser Lage der Sache, bei dieser offen zu Tage liegenden Billigung meiner Auslegung des Cautionsgesetzes durch die Verwaltungsbehörde, die jetzige nicht minder wie die frühere, einfallen, daß mir die Verpflichtung obliege, von freien Stücken eine Caution zu bestellen? Wie kann mir ein strafbares Vergehen daraus gemacht werden, daß ich nicht so gehandelt habe, da doch gewiß Niemand so gehandelt haben würde, kein Anderer bisher so gehandelt hat? Der Herr Minister des Inneren, vor dessen Forum die Cautionsangelegenheiten gehören, hat bekanntlich im Herrenhause das Verfahren der Staatsanwaltschaft in meiner Sache desavouirt und eben damit von Neuem bestätigt, daß ich guten Grund hatte, meiner Auslegung des Cautionsgesetzes zu folgen.

Die generelle Frage aber, ob und inwieweit theologische Blätter berechtigt sind, die beregten Fragen zu behandeln, durch strafrichterliche Verurtheilung in einem einzelnen Falle zum Austrag zu bringen, hat keinen Grund und keine Berechtigung.

Es ist hiefür zuerst kein Bedürfniß. Denn die Verwaltung kann in jedem Augenblicke die betreffenden Blätter zur Caution heranziehen.

Es ist ferner im Erfolg eine schwere Ungerechtigkeit gegen den Angeklagten. Er wird aus der Masse nach Zufall oder vielmehr nach dem subjectiven Ermessen eines Staatsanwaltes herausgegriffen, um die von allen ebenso begangene etwaige Schuld allein zu büßen. Selbst wenn in Folge der Verurtheilung alle anderen Kirchenblätter unter Caution gestellt würden oder sich freiwillig stellten, so höbe das die Ungerechtigkeit nicht auf. Denn der Betroffene hat doch den Nachtheil, der viel schlimmer ist als die Caution, auf der Bank zu sitzen, welche sonst Uebelthäter einnehmen und durch authentischen Spruch als Gesetzübertreter signalisirt zu werden. Es eröffnet aber auch für die Folge dieser Ungerechtigkeit den freien Lauf, wenn das Gericht in dem ersten Falle verurtheilt. Denn der Richterspruch hat ja doch nicht nothwendig eine allgemeine Maaßregel der Verwaltung zur Folge und das Gericht hat keine Garantien dafür, daß eine solche erfolgen wird. Es kann also fortwährend die Staatsanwaltschaft den einen Herausgeber vor Gericht ziehen, und die anderen wie jetzt unangeklagt lassen. Sie kann so einen Herausgeber, dessen Ueberzeugungen ihr eben nicht zusagen, durch fortwährende Anklagen kränken, plagen und ruiniren oder ihn dadurch nöthigen, Caution zu stellen und sich der Stempelpflichtigkeit zu unterwerfen, während das die anderen Redactoren, die persona grata sind, nicht nöthig haben. Der hohe Gerichtshof müßte sich so zum Werkzeug einer persönlichen oder Parteiverfolgung hergeben. Auf meine Aeußerung in der ersten Instanz: „Wenn es sich wirklich blos um formelle Handhabung des Cautionsgesetzes handelte, so würde ich nicht allein auf dieser Anklagebank sitzen, so würde ich alle Herausgeber kirchlicher Blätter ohne Ausnahme zu Genossen haben", wußte der Herr Staatsanwalt nichts anderes zu erwidern, als, was er sich überhaupt gedrungen fühlte, mehrfach zu wiederholen, die Anklage gehe nicht von ihm aus, er handle nur im Auftrage des Oberstaatsanwaltes und müsse es diesem überlassen, dieser Beschwerde entgegenzutreten. Das reicht wohl hin zum Beweise, daß hier ein recht schlüpfriges Terrain vorliegt, und ich kann mir nicht denken, daß der hohe Gerichtshof geneigt sein wird, dem Herrn Oberstaatsanwalte auf dies Terrain zu folgen. Der anerkannte Grundsatz der Gleichheit aller vor dem Gesetze würde dadurch aufgehoben, der ernsten Weisung des Wortes Gottes an die Richter: ihr sollt keine Person ansehen im Gerichte, würde dadurch zuwider gehandelt werden.

Ein freisprechendes Erkenntniß wäre keineswegs ein genereller Ausspruch über die Cautionspflichtigkeit theologischer Blätter, sondern nur ein Ausspruch, daß den Autor, so lange die Verwaltung überhaupt von solchen Blättern keine Caution fordert, keine Schuld trifft.

Ich überlasse nun die Sache zutrauensvoll der Entscheidung der hohen Gerichtsbehörde. Sie wird gewiß nicht zugeben, daß ich, der ich jeder äußeren Stütze entbehre, in dem Gebrauche der rein geistigen Waffen, der freien Darlegung meiner Ueberzeugung, behindert werde."

Der Herr Oberstaatsanwalt, von dem die Anregung zu der Klage zuerst ausgegangen war, ließ sich in der Sitzung vertreten.

Das K. Kammergericht hat das Urtheil des K. Stadtgerichts lediglich bestätigt. Die Sache kommt jetzt vor das K. Obertribunal.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 17. October. № 83.

Die Sünde wider den heiligen Geist.

(Schluß.)

Als Christus „getödtet am Fleisch, wieder lebendig gemacht am Geiste“ und also im Zustande seiner neuen pneumatischen Gottmenschheit in siegreicher Zeugenthätigkeit die weiten Gefilde des Todtenreichs betrat, hat er nicht bloß die Seele des bußfertigen Schächers in das Paradies geführt, Luc. 23, 43, sondern er ist auch in das Gefängniß gegangen und hat den Ungläubigen gepredigt. Der Apostel erwähnt nur eines Theils derselben, der Ungläubigen zu Noahs Zeiten, weil sie als vorzugsweise böse galten und auf eine erneute Anerbietung der Gnade am wenigsten noch rechnen konnten. Natürlich, daß die Andern davon nicht ausgeschlossen geblieben sind. Auch heißt es, 1 Pet. 4, 6, nachdem der Apostel Christi als dessen Erwähnung gethan, der bereit sei, zu richten die Lebendigen und die Todten, „denn dazu ist auch den Todten das Evangelium verkündigt worden, damit sie wie alle Menschen gerichtet würden im Fleisch, aber wie Gott im Geiste leben.“ Es wird nun freilich behauptet, diese Predigt Christi in der Unterwelt sei nur „gesetzlich und verdammend“ gewesen, „Selbstbezeugung Christi als des Auferstandenen, des Wiederlebendigen, in seiner die Geister der vorsündfluthlichen Menschen verdammenden Glorie.“ Dem wird indessen mit vollem Rechte entgegnet werden können, daß, wenn Christus überhaupt im Hades gepredigt hat, er nichts anderes gepredigt haben kann, als sich selbst, die in ihm erschienene Wahrheit, mithin beides, Gesetz und Evangelium; und daß der Erfolg dieser Predigt, ob Buße und Glaube, ob wachsende Verhärtung, wie überall, so auch hier von dem Gemüthszustande derer abhängig sei, die sie hören. Möglich, daß jene Ungläubigen zu Noahs Zeiten, die schon damals vom Geiste Gottes sich nicht mehr wollten strafen lassen, nun bis zu dem Grade sittlicher Verderbniß herabgesunken waren, daß sie auch auf Christi Zeugniß nicht mehr achteten und nun freilich um ihres vollendeten Unglaubens willen zu Schanden wurden. In diesem Falle würden sie in unserer Sache dafür zeugen, daß die im Geiste gegebene Predigt der Wahrheit nothwendig war, ihre Verstockung zu vollenden und das Gericht Gottes über sie als ein gerechtes zu erweisen. Möglich indessen ist auch das Gegentheil und jedenfalls liegt dasselbe mit in der Absicht Gottes. Es sei, heißt es C. 4, 6, den Todten das Evangelium verkündigt worden, damit sie wie die Menschen alle (nach der Menschen Weise, wie den Menschen es gebührt, wie sie als solche es zu erwarten haben) gerichtet würden im Fleische, aber wie Gott (wie es ihm und seinem Willen gemäß ist) im Geiste leben. Nun ist allerdings grade diese Stelle sehr streitig. Man hat unter den „Todten“ geistlich Todte verstanden; man hat gesagt, allerdings sei auch den Todten das Evangelium gepredigt, aber natürlich, als sie auf Erden noch am Leben waren. Indessen zeigt ein einfacher Blick in den Zusammenhang der apostolischen Rede, daß weder die eine, noch die andere Annahme sich aufrecht erhalten läßt. Petrus hat V. 5 auf die Rechenschaft verwiesen, die dereinst dem gegeben werden müsse, der bereit sei, zu richten die Lebendigen und die Todten. Er fährt V. 6 fort: Denn dazu ist auch den Todten gepredigt worden u. s. w. Er will offenbar die moralische Möglichkeit, die Gerechtigkeit eines Gerichtes auch über die Todten beweisen, und wenn doch Christus unbestritten Richter nicht bloß einiger, sondern aller Todten ist, so folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß die zu einem gerechten Gerichte nothwendige Predigt seines Wortes nicht bloß einem Theile der Todten, sondern allen denen geboten werden mußte, die derselbigen noch bedürftig waren. Ueber den Erfolg dieser Predigt ist nun freilich nichts berichtet. Es ist nur die Rede von der göttlichen Absicht, die ganz bestimmt dahin geht, „ein Leben im Geiste“ zu erzeugen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß diese göttliche Absicht auch überall da erreicht wird, wo das Wort Gottes auf einen empfänglichen Boden fällt. Soll nun nichtsdestoweniger jene Predigt nur Verstockung erwirkt und zur Verdammniß geführt haben, so müssen wir, was ganz unmöglich ist, annehmen, daß alle, die hienieden den Herrn noch nicht kannten, auch die Bessern unter ihnen, die mit dem ihnen verliehenen Pfunde nach Kräften treu gewirthschaftet hatten, auch die edlern Seelen unter den Heiden, die so eifrig nach Wahrheit suchten, in wesentlich gleicher Unempfänglichkeit für das Wort Gottes in das Todtenreich eingetreten seien, als etwa jene Ungläubigen zu Noahs Zeit. Wir bleiben also dabei stehen, daß unter Umständen eine Aneignung des Heils auch noch im Hades möglich ist und sagen deshalb: Es gibt einen Zwischenzustand, der mit dem Tode beginnt, und in welchem die Entwickelung der einzelnen Seele und zwar in der Richtung, die sie sich hier auf Erden frei selbst gewählt hat,

fortschreitet bis zum Schlusse aller Entwickelung am jüngsten Tage. — Auch die Gläubigen werden nicht umhin können, zunächst in dieses Interimisticum einzutreten. Weil Christus ihr Leben war, ist das Sterben ihnen Gewinn geworden. Ph. 1, 21. Sie sind im Paradiese, in einer jener vielen Wohnungen, die der Herr den Seinen zubereitet hat, Joh. 14, 2. 3; ruhend von ihrer Arbeit, Offenb. 14, 13, stehen sie doch zugleich in lebendiger freier Gemeinschaft mit dem Herrn und schreiten in ihr fort von einer Klarheit zu der andern. Aber so selig ihr Zustand auch ist, der der Vollendung, die überhaupt nicht in das Jenseits fällt, sondern in das verklärte Diesseits, Offenb. 21, 1. 2. 2 Pet. 3, 13. cf. Jes. 11, 6—9. ist es noch nicht; und wären sie auch hienieden schon in der Heiligung, ohne welche Niemand den Herrn schauen kann, Hebr. 12, 14, so weit vorwärts geschritten, daß das letzte Stäublein der Sünde bereits in der Stunde des Todes sich verloren hätte, nun so würden sie drüben sofort in den eigentlichen Kreis der Heiligen getreten sein, die den Stuhl des Lammes umstehen, Offenb. 7, 9—17. 14, 1 ff., und mit Christo herrschen, 20, 6. Aber noch immer würden sie warten müssen, bis daß vollends hinzukommen ihre Mitknechte und Brüder, Offenb. 6, 11, und der Triumph der Kirche und der neue Himmel und die neue Erde ihre Seligkeit vollenden. Die Ungläubigen, d. h. diejenigen, die das ihnen hier ausreichend bezeugte Heil verworfen haben, gehen an ihren Ort; treten in den Hades, in das Gefängniß ein, nicht, um in die höheren Sphären des Todtenreichs sich zu erheben, sondern um immer tiefer zu sinken, bis sie endlich am jüngsten Tage dem Satan förmlich zugesprochen werden, in dessen Gewalt und Dienst sie bisher schon standen. — Diejenigen endlich, die hier keine Gelegenheit hatten, den Weg des Lebens kennen zu lernen, weil sie zeitlich oder räumlich von der Kirche geschieden waren, werden die Predigt von Christo im Jenseits vernehmen, damit es ihnen möglich werde, sich über sich selbst zu entscheiden und damit Christus auch an ihnen entweder als Seligmacher oder als Richter sich erweisen könne.

Die letzte Entscheidung über den Sünder am jüngsten Tage kann dann freilich keine andere sein, als wie er sich dieselbe bereits selbst gegeben hat, es ist eine Entscheidung zum ewigen Verderben. Ausdrücklich werden im N. T. die Höllenstrafen als unendlich dargestellt. Die Gerechten werden eingehen in das ewige Leben, die Gottlosen in die ewige Pein, Mt. 25, 46, in das ewige Feuer, da ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht verlöscht, Mrc. 9, 44; und da das ewige Leben unbestritten ein Leben ist von wirklich ewiger, d. i. unendlicher Dauer, so ist dadurch jene Beschränkung des Wörtleins „ewig" im Gegensatze auf eine bloß sehr lange Zeit, auch wenn dieselbe sonst zulässig wäre, gradezu unmöglich geworden. Wie nach dem Briefe Judae V. 6 die gefallenen Engel mit ewigen Banden in Finsterniß behalten werden, so sagt auch Paulus von allen denen, die nicht gehorsam sind dem Evangelio unseres Herrn Jesu Christi, daß sie werden Pein leiden, das ewige Verderben, 2 Thess. 1, 9. Johannes kennt einen Rauch der Qual, der da aufsteigt von Ewigkeit zu Ewigkeit, Offenb. 14, 11. cf. 19, 20. 20, 10; er versagt allen, welche Gräuel und Lügen thun, den Eingang in die Gottesstadt, 21, 27, und kennt Verworfene dieser Art auch da noch, wo bereits mit dem neuen Himmel und der neuen Erde das letzte Ende eingetreten ist, 22, 15. — Andererseits versichert der Herr nun zwar selbst, er werde, wenn er erhöhet sein werde, sie alle zu sich ziehen, Joh. 12, 32. Es ist in der Schrift die Rede von der Wiederbringung Aller, Apgsch. 3, 21, und Paulus bezeichnet die letzte Zeit als eine Zeit, da werde Gott Alles in Allen sein, 1 Cor. 15, 24—28. Auch heißt es in der Offenbarung 21, 5: „Und der auf dem Stuhle saß, sprach: siehe, ich mache Alles neu!" Aber eine richtige Exegese erklärt die Worte aus dem Sinne und Zusammenhange, in welchem sie gesprochen sind. 1 Joh. 2, 20 schreibt der Apostel: „Ihr habt die Salbung von dem, der da heilig ist und wisset Alles." Wer aus jenen Stellen auf eine Apokatastasis, auf eine Wiederbringung Aller, auch der Gottlosen, schließen zu müssen glaubt, der muß auch aus dieser Stelle schließen, daß die ersten Christen allwissend gewesen sind. Auch Pauli Worte, Phil. 2, 10. 11, daß einst im Namen Jesu sich beugen werden aller derer Kniee, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters, sind nicht beweisend, sofern es ja ein Bekenntniß Christi gibt, zu dem man nur nothgedrungen wider seinen Willen sich veranlaßt sieht. Freilich werden schließlich Alle ohne Ausnahme, auch die Gottlosen unter der Erde, Gott und Christo die Ehre geben müssen; — es ist eben das die Kraft des vom heiligen Geiste ausgehenden Zeugnisses, daß zuletzt Niemand mehr sich ihm verschließen kann — aber sie thuns und bleiben wie sie sind und zittern. Jac. 2, 19.

Aus dem N. T. läßt sich in der That kein Beweis gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen führen. Wohl aber würde der Einwand von nicht geringem Gewichte sein, daß Gott unmöglich zeitliche Sünde mit ewiger Strafe ahnden könnte, wenn er nicht auf einem Mißverständnisse beruhte. Unsere Betrachtung hat gezeigt, daß am jüngsten Tage von zeitlicher Sünde nicht mehr die Rede ist. Alle zeitliche Sünde ist vergeben und durch Vergebung getilgt, die Lästerung des heil. Geistes aber ist, mögen wir nun der Lesart Mrc. 3, 29 folgen oder nicht, ewige Sünde, und eben deshalb geht es gar nicht anders, sie hat die ewige Verdammniß zur nothwendigen Folge. Man hat zwar gesagt, es sei willkürlich, alle diejenigen, die Johannes Offenb. 22, 15 als draußen stehend bezeichnet und die der Herr Mt. 7, 22. 25, 41—46 und anderwärts dem ewigen Feuer zuweist, als Lästerer des Geistes anzusehen, und in der That, sie sind auch als solche an jenen Stellen nicht bezeichnet. Dem Apostel und dem Herrn kommt es dort darauf an, die bestimmten Sünden namhaft zu machen, durch welche sie ins Verderben gekommen sind. Wohl aber können sie dabei Lästerer des heil. Geistes sein, denn die Geisteslästerung ist ja nicht eine bestimmte für sich allein bestehende Sünde, sondern die nothwendige

Aeußerung jeder zur vollständigen Unbußfertigkeit gesteigerten Sünde; und sie müssen es sein, weil sonst in der That ihre Strafe zu ihrem Vergehen in keinem Verhältnisse stünde. Nur einer ewigen Sünde gegenüber ist eine ewige Strafe denkbar. Man muß die Möglichkeit der erstern läugnen, wenn man mit Aussicht auf Erfolg die letztere bestreiten will. Das ist denn auch geschehen. Die Lästerung des heil. Geistes, hat man gesagt, sei im Begriffe als die äußerste denkbare Spitze des Bösen nothwendig; daraus folge aber nicht, daß sie in der Wirklichkeit je vorgekommen sei oder vorkommen werde. Höchstens habe der Satan sie begangen. Der Mensch aber könne nie zum Satan werden, weil in ihm „das Streben nach Besserung und Tugend niemals ganz erlösche" und seine Freiheit unzerstörbar sei. — Aber es ist von vornherein ganz unwahrscheinlich, ja gradezu unmöglich, daß die heil. Schrift, deren Vorschriften überall auf das praktische Leben gehen, in so ernsten Worten und an so vielen Stellen von nichts weiter reden sollte, als von einer leeren ganz abstracten Möglichkeit; und was die „unzerstörbare" Freiheit des Menschen betrifft, so ist, wer Sünde thut, der Sünde Knecht, Joh. 8, 34. Gott dienen ist die rechte Freiheit. Wo die auch im natürlichen Menschen ursprünglich noch vorhandene Wahlfreiheit nicht dazu benutzt wird, Christum zu ergreifen und durch ihn vorwärts zu schreiten zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, Joh. 8, 36. 2 Cor. 3, 17. Röm. 8, 21, da geht mit Nothwendigkeit auch diese, die Wahlfreiheit, zuletzt verloren. Die Sünde gelangt zur unumschränkten Gewalt und von Freiheit ist nicht mehr die Rede. „Denn von welchem Jemand überwunden ist, des Knecht ist er geworden." 2 Pet. 2, 19.

Diese Macht der Sünde und zugleich die eigentliche Natur des Bösen wird auch von denen verkannt, die die Lästerung des heiligen Geistes zwar für eine unverzeihliche, aber doch durch Buße tilgbare Sünde halten. Sie verweisen auf Mt. 18, 34 und 5, 26: „Du wirst nicht von dannen herauskommen, bis du auch den letzten Heller bezahlest", und behaupten, daß mit der Bezahlung des letzten Hellers die Strafe beendigt, die Seligkeit wieder ermöglicht sei. „Keine Vergebung wird vorgehen", sagt Bengel, „es wird Alles exigirt, eingetrieben werden; aber eine absolute Ewigkeit kann es doch nicht anstehen, sonst hieße es nicht „bis". Aber es heißt öfter „bis" in der Schrift, und doch ist damit kein bestimmter Termin gesetzt, nach dessen Ablaufe dasjenige eintreten müsse, was vor demselben geläugnet wird, 2 Sam. 6, 23. Mt. 28, 20. 1, 25; und wie soll es denn dem Sünder möglich werden, den letzten Heller zu bezahlen? soll denn wirklich das Geschöpf im Stande sein, seine Schuld dem Schöpfer selber abzutragen? Es gibt keine Sündentilgung ohne Sündenvergebung und darum wird es dabei bleiben müssen, die Lästerung des heil. Geistes ist ewige Sünde.

Und sonach soll der furchtbare Mißton, der seit dem Falle der Engel durch das ganze Weltall geht, statt allmälich zu verschwinden, vielmehr zum Aeußersten sich steigern und die ganze Weltentwickelung in einem Dualismus endigen? „Je mehr das christliche Denken sich in diese Frage vertieft", sagt Martensen (christliche Dogmatik, 3te Aufl. S. 534), „desto mehr wird es in eine Antinomie geführt, die, wie es scheint, auf der gegenwärtigen Erkenntnißstufe nicht zu einer vollkommen abschließenden und befriedigenden Lösung gebracht werden soll." Das kann man zugestehen. „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort" und werden die uns umgebenden Räthsel nicht eher lösen, als bis „wir erkennen, wie wir erkannt sind." Das aber steht fest, die heil. Schrift, alle psychologische und ethische Betrachtung, Leben und Wirklichkeit führen uns zur Lehre von der Ewigkeit der Sünde und ihrer Strafe.

Nach Schiller („Etwas über die erste Menschengesellschaft", Thl. 16. S. 34) ist der Sündenfall des Menschen, wie ihn Mose berichtet, „sein vermeintlicher Ungehorsam gegen jenes göttliche Gebot nichts Anderes, als ein Abfall von seinem Instincte, also erste Aeußerung seiner Selbstthätigkeit, erstes Wagestück seiner Vernunft, erster Anfang seines moralischen Daseins." Er hat zwar „das moralische Uebel in die Schöpfung gebracht, aber nur um das moralisch Gute zu ermöglichen", und ist deshalb „ohne Widerspruch die glücklichste und größte Begebenheit in der Menschengeschichte; von diesem Augenblicke her schreibt sich seine Freiheit, hier wurde zu seiner Moralität der erste entfernte Grundstein gelegt." — Wie Alles in der Schrift, so muß sich auch immer von Neuem Pauli Wort bestätigen: „Gott hat die Weisheit dieser Welt zur Thorheit gemacht"; und wie wahr ist's nicht, was Melanchthon sagt: „Die meisten Menschen gehen sorglos dahin und denken nicht einmal flüchtig darüber nach, was es auf sich habe mit der Sünde, was es auf sich habe mit dem Zorne Gottes."

Bewahren wir unsere Herzen mit allem Fleiß, und wo wir sehen, daß Andere sich versündigen, da wollen wir unser Verhalten alle Zeit nach Jacobi Worte regeln, der am Schlusse seines Briefes sagt: „Liebe Brüder, so jemand unter euch irren würde von der Wahrheit und jemand bekehrete ihn, der soll wissen, daß wer den Sünder bekehret hat von dem Irrthume seines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen."

Aus Baden.

Von jeher hat es in der Geschichte des Reiches Gottes Zeiten gegeben, wo ein Jahr ein ganzes Decennium und selbst Decennien aufwiegt, wo sich die Kräfte des Lichts und der Finsterniß mehr als gewöhnlich gerüstet gegenüberstehen, und je nachdem Kampf und Entscheid ausfällt, der Wahrheit aus Gott oder der Lüge der Menschen für die nächste und vielleicht selbst fernere Zukunft Raum und freie Bewegung verschaffen. In einer solchen Zeit des Kampfes und der Entscheidung steht ohne Frage die Ev. Landeskirche Badens seit Jahr und Tag. Der Agendenstreit hatte beide Lager wach gerufen, beide fühlten die Bedeutung des Kampfpreises. Die Gläubigen freuten sich, daß die Kirche wieder zur alten Treue umlenkte und daß der Glaube

auch im öffentlichen Gottesdienst wieder seinen Ausdruck fand, die Feinde ihrerseits begriffen wohl, daß sie mit der alten Agende einen schweren Verlust erlitten, indem dadurch die officiell eingeführte unbiblische und matte Gefühlstheologie officiell wieder abgethan wurde. Daher die Beharrlichkeit der Kämpfenden auf beiden Seiten. Die Agende blieb zwar im Allgemeinen im Sieg, derselbe war aber in mancher Beziehung nicht unverkümmert, da dem Standpunkt und den vorgeblichen Gewissensbedenken der Renitenten zum vornherein zu viel Rechnung getragen war; wie dieselben denn auch fortwährend den Ausgang als einen solchen ansehen, wo beide Parteien das Schlachtfeld behaupten. Der Friede war darum auch nur ein scheinbarer. Kaum war ein wenig Ebbe eingetreten, als bei dem Herannahen der ins vorige Jahr fallenden Diöcesansynoden die Fluth wieder stieg. Die Feinde boten Alles auf, um die Entscheidung auf denselben für sich herbeizuführen und damit den Beweis zu liefern, daß die Agende die Majorität der stimmberechtigten Kirchenglieder nicht für sich und demnach die Generalsynode von 1855 mit ihren Beschlüssen keine Unterlage an den Diöcesansynoden habe. Noch nie ist in früheren Jahren den Synoden eine solche Bewegung vorausgegangen. Vielleicht mit der einzigen Ausnahme vom Jahre 1846, wo sich der Rationalismus vereinbarte, überall Anträge auf Enthebung des Prof. Stern vom Religionsunterricht im Seminar einzubringen, waren die Anträge früher dem Zufall überlassen. Diesmal wurde lange vor Abhaltung der Synoden die Presse in Bewegung gesetzt, um die Geister namentlich gegen die Agende zu stimmen. Der Ton war nicht selten ein förmlich revolutionärer und für den Fall des Unterliegens ein die Selbsthülfe des Volks provocirender. In einem Artikel des Frankf. Journals aus dem Badischen heißt es wörtlich: „Man hätte eine Aenderung im Personal des Oberkirchenraths erwartet, und als das sich nicht erfüllte, eine Milderung des bisherigen Systems. Um so mehr sieht sich das ev. Volk darauf angewiesen, die Hülfe von Niemand als sich selbst zu erwarten. Ein protestantischer Laienverein soll gebildet werden." Kundige wissen schon von Rheinbaiern her, was es mit solchen Laienvereinen auf sich hat. Sie bestehen in der Regel aus Leuten, die die Kirche mit dem Rücken ansehen, ihre Religion und kirchliche Ansicht nach beliebten Zeitungsartikeln bilden, auch von Prof. Schenkel öfter gehört haben, daß in der Bibel der Spruch steht: der Herr ist der Geist, wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit, die vorgeredeten Schlag- und Kraftwörter nachreden und allezeit bereit sind, Protestationen und Petitionen zu unterschreiben, es ist der organisirte Unglaube.

Das Resultat entsprach jedenfalls nicht den Anstrengungen und Erwartungen der ungläubigen Partei. Denn nach der officiellen Zusammenstellung haben 17 Synoden für Beibehaltung der einfachen Gottesdienstordnung nach dem neuen Kirchenbuch gestimmt und nur zehn haben auf eine Revision mit verschiedenen Modificationen angetragen. Es ist freilich nicht zu läugnen, daß auch die zustimmenden Beschlüsse zum Theil ziemlich unbestimmt und dehnbar sind, und daß leider nur etwa der vierte Theil der Synoden sich entschieden für Einführung der einfachen Gottesdienstordnung ausgesprochen hat; sechs etwa haben ausdrücklich Weglassung der Responsorien bedingt und nur acht sprechen sich ohne Vorbehalt für die einfache Ordnung aus. Einige bezeichnen ins Specielle die einzuführenden Theile oder haben so viele Hemmschuhe, daß man nicht weiß, wollen sie oder wollen sie nicht; sie hinken auf beiden Seiten. Was will ein Beschluß wie z. B. der der Synode von Freiburg sagen: die neue Kirchenordnung soll in der einfachen Form mit Weglassung aller Responsorien und Antiphonieen, mit Beibehaltung des jeweiligen Gesangbuchs und mit Entfernung aller sprachlichen Härten und alterthümlichen Ausdrücke, jedoch ohne Zwang, zur Einführung kommen? — Kann sie denn da überhaupt zur Einführung kommen?

Der gereizte und gewaltthätige Sinn der Gegner konnte sich natürlich auf den Synoden selbst nicht verläugnen. Der Bescheid des Oberkirchenraths sagt in dieser Beziehung: „Wenden wir uns von dieser mehr formellen Seite der Verhandlungen schließlich zu dem Charakter derselben im Ganzen, so drängt sich uns die Wahrnehmung auf, daß sie mehrfach das Gepräge einer erregten Stimmung an sich tragen, wie sie nicht leicht früher stattgefunden hat. Hat zwar auch, was wir gerne anerkennen, die Mehrzahl der Synodalmitglieder eine feste Stellung auf dem Boden des kirchlichen Bekenntnisses und der Verfassung eingenommen und den dagegen gerichteten Angriffen Widerstand geleistet, so enthalten doch andererseits die Protokolle Aeußerungen und Anträge, welche, wenn ihnen Folge gegeben würde, zur Erschütterung der Grundlagen unserer Kirche führen müßten." Die Mannheim-Heidelberger Synode that sich besonders in dieser Richtung hervor; es wurde öffentlich gerühmt, daß die Beschlüsse derselben als das Programm der liberalen Partei gelten könnten. Wenn wahr, was öffentlich berichtet wurde, so vollzog dieselbe eine Handlung der Autonomie, wodurch sie sich souverän über alle bisherige Ordnung und Autorität wegsetzte. Nämlich Prof. Schenkel war als Ehrenmitglied eingeladen und wurde dann durch Majorität zum stimmberechtigten Mitglied ernannt, weil er geistlicher Abgeordneter bei der letzten Generalsynode gewesen sei. Ob der Vorgang von der obersten Behörde mißbilligt wurde, ist uns nicht bekannt.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 20. October. № 84.

Aus Baden.

(Schluß.)

Trotz der oben beregten officiellen Mittheilung der Synodalbeschlüsse in Betreff der Agende, rühmen die Gegner, nicht aus dem Felde geschlagen zu sein, vielmehr dasselbe behauptet und die Majorität für sich zu haben. Und bei der Dehnbarkeit mancher Beschlüsse bleibt der Entscheid allerdings disputabel. Das Majoritätswesen kann einem wahrlich gründlich verdächtig werden, wenn man solche Zustände betrachtet. Jede Partei berechnet künstlich die Beschlüsse, um die Mehrheit für sich zu haben, man zerrt herüber und hinüber; so weit kommt es, wenn es in den heiligsten Dingen nach Zahlen geht. Und angenommen, die Gegner hätten wirklich die Mehrheit, ist darum das Kirchenbuch unzweckmäßig und unwahr, wird es erst dann gut und wahr, wenn es allgemein dafür erkannt wird? Ist die Lehre der h. Schrift, daß der Mensch ein Sünder ist und Heil und Gerechtigkeit nur aus Gnaden empfängt Kraft des Verdienstes und Blutes Christi, darum keine Wahrheit, weil sie die Majorität nicht für sich hat? Soll ein treuer Knecht Christi erst dann das Evangelium predigen, wenn er sich versichert hat, daß die Mehrheit seiner Gemeinde es für Wahrheit hält? Hat Luther die Majorität für sich gehabt? Haben die Protestanten den Katholiken gegenüber die Majorität? Es ist freilich nicht zu läugnen, daß dermalen beinahe in der ganzen ev. Christenheit die Strömung dahin gehet, Glauben und Wahrheit auf die Majorität zu stellen. Wenn aber dies Beginnen schon auf solchen Lebensgebieten, wo die Vernunft in vollem Recht ist, seine Gefahren hat, da ja möglicher Weise auch die Unvernunft obenan kommen kann, um wie viel mehr ist es bedenklich und gefährlich auf dem Gebiet, wo allein Gottes Wort Richter ist, und der Glaube, der bekanntlich nicht jedermanns Ding ist, entscheidet! Wohl macht es einen erhebenden Eindruck, wenn eine größere Versammlung mit einem Herz und Mund zu Gottes Wort steht und Christum bekennt, man denke an den Reichstag von Augsburg und die Uebergabe der Confession; ob aber unsere Zeit dazu angethan ist, wichtige, zum Theil die wichtigsten Fragen, wovon des Menschen Trost im Leben und Sterben abhängt, auf größeren, aus Wahl hervorgegangenen Versammlungen zu entscheiden, ist sehr zweifelhaft. Der wahrhaft treuen, entschieden zu Gottes Wort und dem kirchlichen Bekenntniß stehenden Männer sind überall wenige; Neologie, Menschenfurcht und das Streben, dem herrschenden Geist auch noch gerecht zu werden, sind weit verbreitet und beeinflussen auch solche, die sonst dem Glauben näher stehen; so wird leicht mit der Wahrheit gemarktet und der herrschenden Strömung werden gefährliche Zugeständnisse gemacht. Die ehrlichen Enthusiasten der Synodalverfassung werden vielleicht noch in einer schmerzlichen Weise ernüchtert werden. Wie, wenn die nächste Generalsynode aus einer wahrheits- und kirchenfeindlichen Mehrheit bestände und die Beschlüsse von 1855 aufheben oder im Sinne der Zeittheologie abändern würde, worauf ohne Frage alle Bestrebungen zielen, wäre sie nicht formell im Recht? Es kann zwar keine Synode etwas gegen das Bekenntniß beschließen, allein es ist mehr als wahrscheinlich, daß der zu §. 2 der Unionsurkunde vereinbarte Zusatz wieder außer Wirksamkeit gesetzt und der ganze Bekenntnißstand mit dem früheren Halbdunkel umgeben würde, so daß jede Berufung auf eine festgestellte Wahrheit abgeschnitten wäre. Denn der ganze Operationsplan des Feindes zielt dahin, eine Kirche, wenn man es noch so nennen darf, zu machen, die keine objectiv gültige Wahrheit mehr hat, und wo, wie es offen von Zittel ausgesprochen wurde, jede Richtung, die sich geschichtlich entwickelt hat, d. h. mit andern Worten, auch der Unglaube berechtigt ist. Das sind offenbar die Consequenzen des Majoritätsprincips; Gott kann sie wohl nach seiner Barmherzigkeit abwenden, allein sie liegen unläugbar im System.

Unsere ereignißvolle Zeit hat den protestantischen Freunden bald nach den abgehaltenen Synoden Gelegenheit gegeben, im Athem zu bleiben und ihre Fahne mit dem ephemeren Glanz der Volksgunst zu umgeben. wir meinen die Concordatsangelegenheit. Sie haben die Gunst der Umstände wohl benutzt, die Agitation auch in der Evang. Kirche wach zu erhalten und zu ihren Zwecken auszubeuten. Bekanntlich wurde seit sechs Jahren mit Rom zur Abschließung eines Concordats verhandelt, das endlich im Juni v. J. zum Abschluß kam. Jeder evang. Christ, der mit der Geschichte bekannt ist, hat es bedauert, daß die Regierung überhaupt den Weg des Concordats eingeschlagen hat. Vielleicht hat die ganze politische Stellung der letzten Jahre, die drohende Haltung Oesterreichs und das gleiche Verfahren Würtembergs diesen Weg gerathen und als das einzige Mittel zum Frieden erscheinen lassen, worin dann allerdings eine Ent-

schuldigung läge; allein das Gefühl war ziemlich allgemein, daß dem Lande damit ein schweres Unglück drohe. Die Folgen waren nicht zu berechnen, wenn dem Erzbischof völlige Freiheit gegeben wurde, sein Amt nach canonischen Gesetzen zu verwalten. Will er es zum Segen, d. h. zur treuen Pflege seiner eignen Kirche verwalten, so wird er schwerlich gehindert sein; allein in einem paritätischen Lande hätte er durch das Concordat eine Machtstellung eingenommen, die für die Evang. Kirche, die nun einmal viel weniger als die katholische ein Rechtsinstitut und einheitlicher Organismus ist, leicht bedrohlich geworden wäre. Sicherlich hätte es auch an ärgerlichen Conflicten mit dem Staate nicht gefehlt. Dieser soll der Kirche für ihre innere Zwecke möglichste Freiheit lassen, allein er muß auch seine Gränze wahren, damit er an seiner ebenfalls göttlichen Mission nicht gehindert wird und gegen alle Unterthanen mit gleichem Maaß messen kann.

Wenn der Ev. Kirche oder überhaupt dem Frieden und Wohl des Landes Gefahr droht, wie durch das Concordat allerdings der Fall war, so haben wohl die ordentlichen Organe, wie der Oberkirchenrath und ganz besonders die Landstände in erster Linie die heilige Pflicht ihres Amtes mit aller Treue und Entschiedenheit wahrzunehmen, aber auch jeder ev. Christ hat unbezweifelt das Recht, innerhalb seiner Sphäre und nach Maßgabe seiner Stellung seine Stimme zu erheben, zu bitten, mahnen und warnen. Und in diesem Sinn waren auch die Lichtfreunde unseres Landes im Recht, geeignete Schritte gegen das Concordat zu thun. Aber die Art, wie sie es thaten, der Geist, in dem sie es thaten, und die Nebenzwecke, die sie dabei verfolgten und gelegentlich auch ganz in den Vordergrund schoben, mußten zum vornherein jedem besonnenen Freund der Evang. Kirche Bedenken erwecken und werden trotz dem äußern Erfolg keinen Segen haben. Es wurde mit großem Lärm und mit pomphaften Phrasen eine Versammlung nach Durlach zusammengetrommelt (28. Nov. v. J.), auf welcher die Männer, die seit Jahr und Tag die kirchenfeindliche Bewegung geleitet hatten und zum Theil wirklich die Götzen des Kirchenproletariats geworden waren, wie Schenkel, Häusser, Zittel u. A. an der Spitze standen. Die Rollen waren gut vertheilt, neben Concordat und Rom waren der Evang. Oberkirchenrath und die bestehenden kirchlichen Zustände Object des Angriffs; die ganze Verhandlung spitzte sich zu in der Forderung, daß auch die Ev. Kirche frei werden und eine Verfassung auf breitester Volksbasis erhalten müsse.

In diesem Sinne wurde den ganzen Winter über namentlich in der Badischen Landeszeitung fortgearbeitet, so daß immer Concordat und „ev. Hierarchie", Befreiung von Concordat und Freiheit von aller Lehrnorm, von jeder Bekenntnißgrundlage in der Ev. Kirche in Parallele gesetzt und als zwei gleich große Uebel, beziehungsweise als zwei gleich große Errungenschaften dargestellt wurden. Das that die Partei, die ewig gegen die Jesuiten und Jesuitismus declamirt, Alles in der redlichen Absicht, die Gewissen und Begriffe zu verwirren und unter dem Schein, für die Freiheit der Kirche zu kämpfen, die letzten Schutzdämme der Ev. Kirche zu durchstechen, damit die wilden Wasser ungehemmt hereinkönnen. Was müssen das für Leute sein, denen die Bad. Landeskirche, wo wahrlich die destructiven Geister noch Spielraum genug haben, zu hierarchisch und zu bekenntnißfest ist, während treue Herzen immer noch zu seufzen und zu beten haben, daß die durch böse Zeit entstandenen Lücken im Kirchenzaun möchten gründlicher ausgebessert werden! Wir haben oben gesagt, daß es auch den Lichtfreunden allerdings unverwehrt sein muß, in der Concordatssache ein Wort zu reden. Allein die Betrachtung liegt doch nahe, daß sie, die untreuen Kinder im eignen Hause, zuerst Buße thun und sich keusch machen sollen im Gehorsam der Wahrheit, ehe sie den Splitter im fremden Auge sehen und als Vorkämpfer gegen die Kath. Kirche auftreten. Wahrlich, wenn diese Leute mehr in die Tiefe als in das Breite gingen, wenn sie mehr ihre eigne und Anderer Seligkeit schafften mit Furcht und Zittern, so würde ihnen das hohe Declamiren gegen die Kath. Kirche und für freie Verfassung der Evangelischen vergehen. Allein es ist noch immer so gewesen, daß grade die, welche am wenigsten evangelisch im Herzen verfaßt sind, am lautesten nach Verfassungsreform schreien; die vom Kern nichts haben, müssen immer mit der Schaale spielen.

Welchen Ausgang das Concordat genommen hat, daß es von der Mehrheit der zweiten und ersten Kammer völlig verworfen wurde, ist zu bekannt, als daß es hier einer weiteren Besprechung bedürfte. In Folge davon wurden die Minister, die zum Abschluß mitgewirkt hatten und die Concordatspolitik nicht mehr verlassen konnten, ohne ihr eigen Werk zu dementiren, entlassen und Männer aus der Majorität der Kammern traten an ihre Stelle. Am 7. April erließ der Großherzog eine Proclamation, worin es nach Darlegung der Gründe, warum der Weg des Concordats verlassen und der der Gesetzgebung eingeschlagen sei, weiter heißt: „Es ist mir heute eine eben so werthe Pflicht, von meiner eignen theuern Kirche zu reden. Den Grundsätzen getreu, welche für die Kath. Kirche Geltung erhalten sollen, werde ich darnach streben, der Ev.-Prot.-Unirten Landeskirche auf der Grundlage ihrer Verfassung eine möglichst freie Entwickelung zu gewähren." Wie in der Agendensache ein wohlgemeintes Fürstenwort als Rechtstitel der Renitenz genommen wurde, so hängte sich die kirchliche Bewegungspartei mit athemloser Hast an dieses Fürstenwort. Die Geister wurden landauf landab durch die Presse in Bewegung gesetzt und mit betäubendem Halloh wurde eine neue Aera angekündigt. Es war den guten Leuten vor lauter kirchlichem Freiheitsschwindel förmlich Hören und Sehen vergangen, denn sie sahen gar nicht Sinn und Tragweite des Fürstenworts, daß es heißt: auf der Grundlage ihrer Verfassung eine möglichst freie Entwickelung zu gewähren. Sie dachten sich nach ihrer längst fertigen Schablone tabula rasa und darauf das luftige Gebäude ihrer Volkskirche auf breitester Basis. Es war ihnen ausgemachte Sache, daß in kürzester Frist eine Generalsynode einberufen

werden müsse mit der ebenfalls bereits fertigen Aufgabe, der bestehenden Verfassung kurz die Leichenpredigt zu halten und einer andern nach neuem Wahlmodus einzuberufenden Constituante Platz zu machen. Alles modern-constitutionell-volkssouverän, von besonnenem Nachdenken und Einkehr in Gottes Wort keine Spur. Welche Zukunft würde der Kirche bevorstehen, wenn solche, alles göttlichen Gehalts baaren luftigen Faselgeister die Traumbilder ihrer Fieberkrankheit verwirklichen könnten! So wenig durch die landesherrliche Proclamation die bisherige Verfassung der Kath. Kirche aufgehoben und eine neue bedingt ist, so wenig ist dies in der Evangelischen der Fall. Es ist weiter nichts gesagt, als daß ihr Zusammenhang mit dem Staat, so weit sie von diesem bevormundet und unevangelisch überwacht war, gelöst werden und sie alle Angelegenheiten, die ihrer speciellen Sphäre eignen, selbstständig leiten und ordnen solle. Von einer radicalen Verfassungsveränderung ist überall nicht die Rede; allein das wollte man nicht verstehen und deutete kurzweg das Fürstenwort nach den radicalen Gelüsten.

Ganz besonders wurde in jener Zeit auf den Oberkirchenrath in der Presse eine wahre Hetzjagd angestellt. Seine Entlassung wurde als etwas selbstverständliches peremptorisch verlangt. Man verfuhr gegen diese Männer wie in der Revolution gegen solche Personen, von denen man mit Recht oder Unrecht weiß, daß sie bereits Preis gegeben sind. In einer empörenden, selbst jede Rücksicht des Anstandes bei Seite setzenden Weise wiederholten sich beinahe täglich solche Angriffe. Und diese cynisch-revolutionären Auslassungen flossen ohne Zweifel aus der Feder lichtfreundlicher Bad. Pfarrer, diese Sturmglocken wurden von Männern im geistlichen Rock geläutet. Das lautete ganz anders, als wenn Männer, die im Gehorsam des 4ten Gebots stehen, vom Standpunkt des Bekenntnisses aus ihre Gewissensbedenken aussprechen und die Schäden des Kirchenwesens aufdecken; da war der nackte Hohn und die geballte Faust.

Die negativen Geister meinten, die neuen Staatsminister würden sich ohne Weiteres an ihren Wagen spannen und die von ihnen beliebte Ladung importiren; dieselben Leute, die vor lauter Synodalwesen Gott und sein Wort vergessen, hätten es mit Jubel aufgenommen, wenn der Oberkirchenrath entlassen und die bisherige Kirchenverfassung durch einen Machtspruch wäre abgethan worden. Es ist eine glücklicher Weise schon öfter wiederholte Erfahrung, daß zumal Juristen in höheren Aemtern dem Gebahren des Haufens gegenüber die Besonnenheit bewahren und das bestehende Recht achten und schützen und vom Weg des Gesetzes nicht weichen, selbst wenn sie im Allgemeinen den gangbaren Ideen huldigen. So ließ sich auch das neue Ministerium nicht von der Strömung fortreißen und bewahrte den Standpunkt des bestehenden Rechts. Der Oberkirchenrath wurde aufgefordert, seine Vorlagen in Betreff der Kirchenverfassung zu machen, was auch dem Vernehmen nach schon längst geschehen ist; man sieht, es soll Uebereilung vermieden und die Tragweite der landesherrlichen Proclamation gewahrt werden. Die ungeduldigen Fortschrittsmänner, die gemeint hatten, das Staatsministerium werde sofort mit ihnen fraterniſiren und schon ihre Häupter am grünen Tisch und ihre Volkskirche als reife Frucht sich in den Schooß fallen sahen, wurden merklich verstimmt, als das Sturmlaufen nichts nutzte und einstweilen Alles beim Alten blieb. So schreibt noch am 21. Juli d. J. die Prot. K. Z., wo das Bad. Lichtfreundthum je und je seine Siegesbülletins verkündigt und seine Armseligkeiten zu Markt trägt: „Was die Ev. Kirche betrifft, so dürfte ein solcher Kampf zwischen dem kath. Klerus und Volk auch auf sie von sehr bedeutendem Einfluß sein und zu den enschiedensten Schritten führen, da man es für gerathen hält, in ev. Kirchensachen immer noch den alten reactionären Oberkirchenrath unbeschränkt regieren zu lassen.“ Helf, was helfen mag, wollen die liberalen Minister nicht ziehen, so macht man auch ihnen ziemlich unverholen die Faust und droht mit den „entschiedensten Schritten.“ Wie man's brauchen kann!

Indessen war eine neue lichtfreundliche Versammlung nach Durchlach ausposaunt, die auch am 7. Juni abgehalten wurde, wo der ganzen Bewegung Ausdruck und Nachdruck gegeben werden sollte. Die bekannten Männer waren die Wortführer. Es wurden zehn Thesen eingebracht, die mit Ausnahme der Beibehaltung des landesherrlichen Episcopats die Sache so ziemlich auf den Kopf stellen und eine Volkskirche nach dem Traum unserer Zeit construiren. Von Gottes Wort, vom Bekenntniß, von Allem, was bleibende Grundlage der Kirche ist, keine Sylbe. Wir wollen nur die erste These anführen: „Die Ev. Kirche ruht in der Gemeinde, welche in der Pfarrgemeinde, Diöcesan- und Generalsynode ihren Ausdruck hat und ihre Rechte durch selbstgewählte Vertreter ausübt.“ Es wird also frischweg der große, gleichviel wie verfaßte Haufe zur Kirche gestempelt, Herr Omnes ist hinfort Richter in den heiligsten Dingen und Gottes Wort und die Gewissen müssen sich demselben stracks unterwerfen. Denn es wird doch Niemand bestreiten wollen, daß dies die Consequenz und auch das Ziel ist? Die Lichtfreunde wissen wohl, warum sie sich so hastig auf die Verfassung werfen, sie hoffen mit derselben das väterliche Bekenntniß vollends wegzukriegen und unbeschränkte subjective Willkür an die Stelle aller Wahrheit aus Gott zu setzen. Es soll dahin kommen, daß weder ein Prediger um seine Lehre, noch ein Laie um seinen Glauben befragt oder über offenen Unglauben zur Rede gestellt werden darf; die Lüge soll vollberechtigt neben der Wahrheit stehen; das Bewußtsein der Gemeinden, wie sie sind, verführt und blind in Gottes Wort, soll der Ausdruck der ev. Wahrheit sein; Zittel hat es gesagt, die Gemeinde sei die Trägerin des h. Geistes. Dem Concilium von Trient wurde bekanntlich der h. Geist jeweils im Felleisen des Papstes geschickt; wir wissen allen Ernstes gesagt nicht, welcher h. Geist den Vorzug verdient, ob der aus Rom oder der der abfälligen und mit der Milch Zittels und seiner Gesinnungsgenossen getränkten Gemeinden. Die erste Arbeit dieses Geistes wäre auch ohne Frage bei nächster Gelegenheit, wenn der Verfassungsdurst gelöscht wäre, Cultus und Lehre, so weit sie dem Wort Gottes gemäß sind, wieder auf

das Niveau der Allgemeinheit und Unklarheit von 1834 herabzudrücken.

Ein Augenzeuge gibt im Ev. Kirchenblatt eine Schilderung von den Verhandlungen der Durlacher Conferenz. Nach derselben hat namentlich Prof. Schenkel eine wenig beneidenswerthe Rolle gespielt. Während die übrigen Sprecher doch noch eine würdige Haltung beobachteten, gab sich Schenkel zu Späßen her, haschte in trivialer und widriger Weise nach dem Beifall der Menge und wollte die Lacher auf seiner Seite haben, wie er denn auch öfter das Bravo der Zuhörer erndtete. Ueberhaupt geht es mit diesem Mann immer mehr bergab, es scheint, er muß sein Geschick erfüllen. Er hatte einst Besseres versprochen; die Eitelkeit treibt ihn, überall mitzureden und der Mann des Volks zu werden, so muß er nothwendig nach der Seite der Wahrheit immer mehr verlieren und ein Held der Phrasen nach dem Ohrenjücken der Menge zu werden. In Streithändeln und Verfassungsfragen ist er beredt und wortreich, in seinen Predigten dagegen sucht man vergeblich nach einem tiefern evangelischen Gedanken, und wenn es zur Schriftauslegung kommt, ist vollends nicht selten die Oberflächlichkeit am Tage vom Streit mit Alban Stolz bis zum neuesten Datum. In seiner Predigt zur Melanchthonfeier spricht er sein hermeneutisches Princip, das er natürlich ohne Weiteres von dem Reformator ableitet, in folgenden Worten aus: „Dieser Grundsatz hat die Schriftauslegung von der Bevormundung der äußern Autoritäten, von den Vorurtheilen des bloßen Herkommens, von dem Drucke der kirchlichen Gewalten befreit, er hat sie dafür lediglich gebunden an das Gewissen des Auslegers, den h. Geist und die fortschreitende Bewegung des in der Gemeinde sich immer wahrer ausgestaltenden christlichen Lebens.“ „In seinem Geiste sollen wir uns immer eifriger befleißigen, das Menschliche von dem Göttlichen in der Schrift zu unterscheiden.“ Da haben wir also wieder ungefähr die lichtfreundliche Unterscheidung zwischen Schrift und Geist in etwas veränderter Form. Und in der Hand dieses Mannes liegt hauptsächlich die Bildung unserer jungen Theologen nach der praktischen Seite ihres Berufs! Ja wahrlich, es ist ein Wunder der Gnade, wenn ein junger Mann, nachdem er längere Zeit diese Luft eingeathmet, wieder nüchtern wird und sich demüthig unter Gottes Wort stellt. — Uebrigens ist der Wellenschlag der Reden auf dem Durlacher Rathhaussaal merkwürdiger Weise bis nach Fraustadt in Preußisch-Polen gedrungen, denn laut Zeitungsartikel hat die Diöcese Fraustadt mit ihrem Superintendenten an der Spitze eine Dankadresse an Schenkel und Häusser gerichtet. Wie sich doch die Zeiten ändern! Einst war Valerius Herberger in Fraustadt und jetzt macht die dortige Geistlichkeit Adressen an die Bad. Lichtfreunde.

Schon weil die Durlacher Versammlung sich mit so prahlerischen Worten auf ihre große Zahl berief, war es gerathen, daß auch die conservativ kirchliche Partei sich mehr organisire und ihren Gedanken den entsprechenden Ausdruck gebe. So wurde denn am 27. Juni in Bruchsal eine Conferenz gehalten, die von etwa 130 Geistlichen und 200 Laien besucht wurde. Auch hier wurden 10 Thesen eingebracht und erläutert. Erfreulich war es, daß dem demokratischen haltlosen Kirchenbegriff der Durlacher ein concreter biblisch-geschichtlicher entgegengestellt wurde. So heißt es These 4: Leitender Grundsatz einer solchen Verfassungsrevision kann der Satz: „die Kirche beruht in der Gemeinde“, nur dann sein, wenn die Gemeinde in ihrer Abhängigkeit von ihrem Herrn und Haupt und in Einheit mit dem in ihr vorhandenen Amte gedacht wird u. s. w. These 5: Weil die Gemeinde ihrem Begriffe nach Gemeinde des Herrn, Gemeinde der Gläubigen ist, so ist das Evangelium unsers Herrn Jesu Christi, wie es im schriftgemäßen Bekenntniß der Evang. Kirche bezeugt ist, die unveräußerliche Grundlage wie ihres Daseins überhaupt, so insonderheit ihrer Verfassung und jeder Bethätigung dieser Verfassung ꝛc. These 6: Weil die Gemeinde ihrem Begriff nach Gemeinde des Herrn ist, so existirt sie auch in christlich rechtlicher Weise nur in Einheit mit dem Amte, welches der Herr in ihr gestiftet hat, um sie als seine Gemeinde zu bauen und zu bewahren u. s. w. Die Thesen sind im Ganzen so gut gehalten, daß wir gerne Ausstellungen, die wir zu machen hätten, zurückhalten wollen; nur bemerken wollen wir, daß es widersprechend und nicht wohl begreiflich ist, wenn, nachdem es in These 7 ausdrücklich als unevangelisch verworfen ist, die Kirchenverfassung an irgend einem Punkt auf das Rechenexempel eines numerischen Gleichgewichts von Geistlichen und Laien zu bauen, in These 10 dennoch ausdrücklich Gleichzahl der geistlichen und weltlichen Glieder der Generalsynode gesetzt wird. Es kann zwar eingewendet werden, die Gleichzahl sei hier nach einem Princip, daß nämlich jede Diöcesensynode einen geistlichen und einen weltlichen Abgeordneten deputire, statuirt; allein ganz dasselbe sagen ohne Zweifel die Durlacher auch, die Sache bleibt dieselbe. Gerade hier ist ein gefährlicher Punkt, wie denn auch auf der Conferenz nach Erfahrungen in der Agendensache ernst dagegen gewarnt wurde. Die ganze Verhandlung verlief in einer würdigen Weise, nur Fabrikant Metz aus Freiburg, ein gläubiger Mann von radikalem Gepräge, brachte einen Mißton in den sonst so schönen Einklang. Die Conferenz erklärte schließlich, daß sie sich zu den in den gedruckten Thesen ausgesprochenen Grundsätzen bekenne.

Der Oberkirchenrath ist unterdessen bei den vielen gegen ihn geschlenderten Invektiven ruhig seinen Weg gegangen und hat sich durch das wüste lichtfreundliche Geschrei nicht beirren lassen, obwohl nicht zu verkennen ist, daß derselbe viel Schweres namentlich auch durch Prof. Schenkel zu tragen hatte. Er hat Thaten gethan, dafür ihm alle frommen Herzen Dank sagen müssen; so sind schon im v. J. zwei entschieden gläubige Männer, die sonst eine Unmöglichkeit gewesen wären, zu Dekanatsverwaltern ernannt worden; eine Pfarrstelle in Mannheim ist mit einem christlich ernsten Mann besetzt worden, der der Gemeinde, wenn sie sich nicht absperrt, zum Segen werden kann. Erfreulich in mancher Beziehung ist auch der Generalbescheid zu

Beilage.

den Diöcesansynoden des v. J. Es werden darin die lichtfreundlich radicalen Anträge und Tendenzen gebührend zurückgewiesen und die bestehenden bessern Ordnungen der Kirche, die man von jener Seite gerne wieder außer Wirksamkeit setzen möchte, kräftig in Schutz genommen.

Für den Augenblick ist eine bewaffnete Ruhe eingetreten und beide Partheien beobachten einander; beide hoffen und fürchten. Die Ev. Landeskirche Badens steht nun thatsächlich auf der geneigten Fläche der Verfassungsfrage; die Einen schieben mit Macht abwärts, die Andern suchen zu halten. Ob und wie weit ein Abrutsch erfolgen wird oder ob die Grundlagen erhalten bleiben, ist kaum mit einiger Bestimmtheit zu sagen. Gewonnen ist schon viel, daß die Lösung der Zeit der ersten Hast entwunden und mehr ins Stadium der ruhigen Entwickelung geleitet ist. Allein in einer Zeit, wo sich die Ereignisse so sehr drängen, kann leicht ein unvorhergesehener Zwischenfall die Flamme wieder anfachen; die Wiedersacher werden jeden Umstand benutzen, die Frage in ihrem Sinn zu entscheiden. Wann werden auch die Männer der Verfassung, dieses Götzen unserer Zeit, überhaupt zufrieden gestellt sein? Die Prätensionen wachsen und wechseln mit der wachsenden und wechselnden Zeit auf jedem Gebiet. Im J. 1843 feierten die Liberalen das 25jährige Jubiläum unserer Landesverfassung mit Pomp und Toasten, und im J. 48 und 49 wollten dieselben Männer sie wie abgetragene Kinderschuhe bei Seite werfen. So hat man auch unsere Kirchenverfassung nicht genug rühmen können und hat Baden auch in kirchlicher Beziehung gern als Vorort Deutschlands gepriesen; jetzt ist mit einem Mal dieselbe Verfassung voller Gebrechen und man will auch sie wie ein abgetragenes Kleid bei Seite legen. Man braucht eine neue Schaale für den lichtfreundlichen Kern! Freilich kann es Stoff zum Nachdenken geben, daß sich die Gegner fort und fort als die Vorkämpfer der Union darstellen, „auf dem Boden der Unionsurkunde, auf dem einen Grunde Jesus Christus stehen wir", sagt Zittel; ähnlicher Weise berufen sich die „protestantischen Männer" in Rheinbaiern wiederholt darauf, daß sie bei der Unionsurkunde stehen bleiben, kein anderes Christenthum wollen, als es hier aufgefaßt sei. Lebendiges Christenthum ist natürlich die Hauptsache, und wo Christus sein Werk in einer Seele hat, da soll man nicht die confessionelle Farbe betonen und eben Christum in einer solchen Seele sehen und lieben. Aber wenn ein Kirchenwesen grade durch die Union so angethan ist, daß Lichtfreunde und Kirchenproletarier auch nur entfernt ihren Geist darin finden und meinen dürfen, der Keim zur Entwickelung und Verwirklichung ihrer ungläubigen Theorieen sei bereits darin enthalten, so ist der Zustand immerhin bedenklich. Der Herr wolle Gnade schenken, daß die Kirche sich immer mehr reconstruire zur alten Treue, damit den Feinden die Union nicht zur Handhabe ihrer destructiven Tendenzen dienen könne und ihnen aller Anlaß benommen werde, den Unglauben als die Consequenz der Union anzusehen.

Die Bad. Landeskirche hat Verfassung genug und ist grade verfassungsmäßig schon sehr entleert und arm gewesen. Wenn nur die Herzen namentlich derer, die die Schafe Christi zu weiden haben, recht in Gottes Wort verfaßt wären, dann würde Gottes Licht und Recht auch wieder in die Gemeinden kommen, die Schäden würden dann von innen heraus geheilt und Gerechtigkeit und Frieden würden sich küssen. Beugung und Gefangennehmen der stolzen Vernunfthöhen unter Gottes Wort ist der einzige Weg zum Frieden. Zugeständnisse an den Unglauben wären die schlimmste Art, Frieden zu schließen. Das Concordat mit Rom ist verworfen, so möge auch jedes Concordat mit dem Unglauben verworfen werden. Nur die Rechte des Herrn werde erhöhet!

Aus Pommern.

Welche Aufnahme der Gem.-Kirchenrath gefunden hat.

(Schluß.)

Auf dieser Seite wären allgemeine Wahlen das Erwünschte gewesen, um das grade Gegentheil von dem zu erreichen, was durch die neue Einrichtung beabsichtigt wird: das kirchliche Leben nicht zu stärken, sondern wo möglich zu zerstören. Dagegen die Bessergesinnten haben das ganze Wahlwesen herzlich satt, wie ein Kirchenvorsteher gesagt hat: die Königswahlen taugen schon nicht, die Kirchenwahlen werden noch viel weniger taugen. Die Erfahrungen auf dem politischen Gebiet haben ja gelehrt, daß die Wahlen nur da lebhafte Theilnahme finden, wo man sie zur Befriedigung böser Leidenschaften auszubeuten hofft. Die große Menge der Bessergesinnten traut der Obrigkeit mehr Einsicht zu, als sich selbst, und erwartet daher, daß sie ohne ihre Mitwirkung setze und schaffe, was Noth thut. Das Wahlwesen ist ja bei uns 1848 sogleich in seiner abschreckendsten Gestalt aufgetreten und hat daher bei allen Bessergesinnten im Volke einen widerwärtigen Eindruck zurückgelassen. Sie halten dasselbe mit dem Ernst und der Würde der Kirche noch weniger vereinbar, als mit den staatlichen Einrichtungen. Hierin liegt gewiß ein Hauptgrund der auffallenden Gleichgültigkeit, mit der diese Wahlen aufgenommen sind. Und in der That drängt sich einem die Frage auf, ob nicht mit der Einführung der Wahlen in die Kirche aus den ohnehin zerfallnen Mauern Zions abermals ein Stein und zwar ein Grundstein losgerissen und eine gefährliche Lücke in sie gebrochen ist? Es ist damit ein Princip in der Kirche zur Geltung gekommen, das ihr in unsern Provinzen

wenigstens ganz fremd ist und gewiß ernste Gefahren im Gefolge haben wird, wenn ihm weitere Folge und größere Ausdehnung gegeben wird. Man wird dieser Befürchtung nicht entgegensetzen können, daß man doch in den westlichen Provinzen, wo die Wahlen schon so lange und in viel größerer Ausdehnung in der Kirche zur Anwendung kommen, entgegengesetzte Erfahrungen gemacht habe. Freilich schreibt man das dort herrschende kirchliche Leben gern den Wahlen und dem ganzen Vertretungssystem zu; aber wo sich dort mehr kirchliches Leben findet, da schreibt sich das nicht von den Wahlen her, sondern aus älterer Zeit, und das bei ihrer Einführung schon vorhandene kirchliche Leben hat die Wahlen nur weniger schädlich gemacht. Ferner sind dort Kirchlichkeit und Unkirchlichkeit, überhaupt kirchliche Angelegenheiten eingestandenermaaßen viel mehr Sache der Partei, als des Herzens, viel mehr Sache der Rechthaberei, als der Sorge für die eigne Seele, und das gewiß in Folge des Wahlsystems, das sich überall als Erzeugerin und Ernährerin der Parteiungen zeigt. Ob das ein Gewinn für die Kirche, besonders für die einzelnen Seelen sei, das ist doch sehr zu bezweifeln. Die kirchlichen Angelegenheiten mögen dort mehr in den Vordergrund des Lebens treten, mehr von sich reden machen, aber ob dort so in die Tiefe gegraben wird, wie es doch hier bei scheinbar ruhiger Oberfläche geschieht, ob dort mehr wirklich bekehrte Seelen sich finden, als hier, wo man die Wahlen bisher nicht kannte, das ist doch noch die Frage. Hat man jemand für seine Partei gewonnen, so redet man sich gern ein, man habe eine Seele bekehrt, während es oft nichts als Proselytenmacherei ist. Man möchte die Spuren dieses Parteiwesens selbst in der dort herrschenden Predigtweise erkennen. Wenn man von dort herstammende Predigten liest, kann man sich oft des Eindrucks nicht erwehren, daß es auf Effekt abgesehen sei. Es wird uns oft zu eifriger Confessionalismus vorgeworfen. Aber für die Confession entscheidet sich nicht leicht Einer, der nicht erweckt ist. Und was hier die Confession, ja noch mehr, gilt dort die Partei, und der Confessionalismus ist hier bei weitem nicht so durchgreifend, als dort das Parteiwesen. Endlich ist man auch dort mit den Erfahrungen an den Wahlen noch nicht zu Ende. Es ist nur zu sehr zu besorgen, daß man auch in unserm Vaterlande durch das politische Wahlsystem dahinkommen wird, wo man in den Heimathländern desselben, in England und Nordamerika, bereits angelangt ist, daß die Wahlen Mittel des Gelderwerbs fürs Volk werden und das Volk dem entsittlichenden Einfluß der Bestechung ausgesetzt wird. Wir haben Gott zu danken, daß es bei uns dahin noch nicht gekommen ist; aber wir sind noch erst junge Anfänger auf diesem Gebiet und haben noch die weitere Entwickelung und den ganzen Einfluß des Wahlsystems abzuwarten. Hat die Bestechung auf dem politischen Gebiet erst Eingang gefunden, so würde sie auch in die Kirche eindringen, sobald dem Wahlsystem in ihr weitere Ausdehnung gegeben und es dann zu Provinzial- und Landessynoden in Anwendung gebracht würde. Was man auf politischem Gebiete nicht erreichen könnte, würde man auf kirchlichem zu erreichen suchen, und je größer der Einfluß der Synoden würde, desto weniger würde man auch das Mittel der Bestechung scheuen. Daß aber die Bestechung das Gegentheil von dem bewirkt, was die Kirche zur Aufgabe hat, bedarf keines Beweises. Die Englische Kirche hat daher auch die Wahlen von ihrem Gebiete ausgeschlossen, und man kann nur bitten, daß unsere Kirche auch mit allgemeinen Wahlen für immer verschont bleibe.

Um jedoch zu dem nächsten Zweck unsrer Darstellung, die Ursachen der bewiesenen Theilnahmlosigkeit aufzudecken, wieder zurückzukehren; so ist hier ferner in Anschlag zu bringen, was ich in meiner früheren Darstellung über die vorherrschend subjective Richtung der jetzigen Frömmigkeit gesagt habe und allgemein anerkannt wird. Daß den jetzigen Gläubigen die allgemeinen kirchlichen Angelegenheiten oft sehr ferne liegen, daß Viele von ihnen für die Schäden der Kirche wohl Klagen und Seufzer haben, aber keine Lust oder keinen Muth in sich spüren, zu ihrer Abhülfe thätig zu sein; ja daß Manche das Bewußtsein von der Kirche als dem Leibe des Herrn, an welchem sie Glieder sind, verloren und mit ihrer Erweckung nicht wiedergewonnen haben, das findet hier wieder seine Bestätigung. Bei manchen wirklich erweckten Leuten ist der Glaube noch nicht so stark, um die Menschenfurcht zu überwinden. Das zeigt sich schon bei dem Verhalten gegen die Bettler. Man giebt ihnen ohne Unterschied und reicht ihnen die Gaben lieber selbst, als daß man sie einer geordneten Verwaltung anvertrauen und die Bettler dahin verweisen sollte — aus Furcht, sie könnten ihnen Schaden zufügen. Diese Stimmung hat sich auch bei den Wahlen ausgesprochen. In einer Landgemeinde, die schon oben als eine der kirchlichsten erwähnt ist, hat ein Mann, der zu den Frommen gehört und zum Mitgliede des Gem. K. R. vorgeschlagen wurde, sich die Wahl verbeten, „weil man ihm die Fenster einwerfen würde, wenn er das Amt nach dem Gesetz würde ausüben wollen." Und dieser Fall steht gewiß nicht vereinzelt da, wenn man auch seines Herzens Meinung nicht überall so offen ausgesprochen hat. Zum Theil haben sich auch ganz abentheuerliche Vorstellungen von der Aufgabe dieses Amtes gebildet und Glauben gefunden. In mehreren Landgemeinden, auch auf meinem Filial, haben sich die Leute eingeredet, die Gemeindeältesten sollten des Sonntags Haus bei Haus gehen und die Leute in die Kirche treiben. Einer meiner Erwählten, der mir das mittheilte, fügte aber verständig hinzu, er habe erwidert: was die Leute wohl in der Kirche sollten, die nicht anders als so hineinkämen. In einer andern Gemeinde soll dies wirklich die Leute von der Wahl abgehalten haben. Man möchte vermuthen, daß es den Leuten eingeflüstert worden, um die Sache von vorn herein in Mißkredit zu bringen. Denn der alte Mensch, der noch bei der Mehrzahl die Herrschaft hat, fürchtet immer einen zu großen Einfluß der Kirche und sieht in dieser neuen Einrichtung einen Machtzuwachs derselben oder der Hierarchie. Weil aber die Feinde der Kirche doch nicht gewagt haben, dem bestimmt ausgesprochnen Willen des Landesherrn offen entgegenzutreten; so

hat man wohl auf die Schwächen des alten Menschen speculirt, um so der Sache Hindernisse entgegenzusetzen.

Was ist nun als das Ergebniß von all diesen Wahrnehmungen anzusehn? Wenn man auch auf die Sonderbarkeiten, die so leicht bei allen neuen Einrichtungen zum Vorschein kommen, kein Gewicht legen will, so zeigt doch wohl die allgemein bewiesene Theilnahmlosigkeit allein schon, daß unsre Zeit nicht geeignet sei, die Verfassung der Kirche zum Heile derselben umzugestalten oder auszubilden, zumal unter Betheiligung der Gemeinden. Die Verfassung ist eine Form und die hat nur Werth und Nutzen, wenn Wesen und Leben darin ist, sonst wird sie zum todten Mechanismus, der dem Leben nur hinderlich ist. Ist aber Leben vorhanden, dann schafft es sich auch die Formen, die ihm angemessen und zu seiner Erhaltung nothwendig sind. Zeiten, wo das kirchliche Leben einen neuen Aufschwung nimmt, wie das Reformationszeitalter, oder Zeiten des Druckes und der Verfolgung, wo es innerlich gekräftigt wird, sind auch Geburtszeiten neuer Formen und Verfassungen, die den Wechsel der Zeiten überdauern und Erhaltungsmittel des Lebens sind. Auch die Reformation, insbesondre die lutherische hat Verfassungen geschaffen, die man nur als solche nicht mehr anerkennen will, wohl deßhalb, weil in ihnen das demokratische Princip nicht zur Anerkennung gekommen ist. Wenn man die Calvinische Kirchenverfassung so hoch über die lutherische erhebt und als die eigentlich christliche darstellt, so übersieht man, daß jene in einer Republik entstanden und eigentlich von ihr entlehnt und nur mit einem schriftmäßigen Scheine umhüllt ist, während die lutherische das monarchische Princip bewahrt hat und viel größere Freiheit gestattet, als jene. Das wird vielen Ohren unglaublich klingen, und doch ists wahr. Wie Luther immer darauf dringt, daß man aus den Formen keine Sache des Glaubens machen solle; so haben die Lutherischen bei Entwerfung von Kirchenordnungen überall den Verhältnissen und Eigenthümlichkeiten des Landes Rechnung getragen, so daß es eben so viele verschiedne Lutherische Kirchen-Ordnungen giebt, als es bei ihrer Entstehung größere oder kleinere lutherische Staaten gab. Und das ist doch ohne Zweifel die rechte Freiheit, daß die Eigenthümlichkeiten jedes Volkes zur Lebensäußerung und Ausprägung kommen, nicht aber daß Majoritäten entscheiden, was Rechtens sein soll. Das verlangt zwar jetzt der Zeitgeist, ist aber nicht christlich, denn der Herr weiß nur von Wenigen, die den schmalen Weg zum ewigen Leben finden, von den Vielen aber, daß sie auf dem breiten Wege zur Verdammniß wandeln (Matth. 7, 13. 14). Darum kann man der hohen Kirchenbehörde nur danken, daß sie nicht allgemeine Wahlen angeordnet hat, und die vorgeschriebene beschränkte Art der Wahlen kann man gelten lassen als eine Anerkennung des Rechtes der Gemeinden, in kirchlichen Angelegenheiten gehört zu werden. Sie haben damit über die von den zu Recht bestehenden Aemtern gewählten Persönlichkeiten ihr Gutachten abgeben sollen. Aber daß sie von diesem Rechte so wenig oder gar keinen Gebrauch gemacht haben, das ist ohne Zweifel kein gutes Zeichen.

Diese bewiesene Theilnahmlosigkeit stellt der Wirksamkeit des neuen Amtes geringe Erfolge in Aussicht. Zunächst kommt es freilich auf die Persönlichkeit der Mitglieder des Gem. K. R. an, und da ist wohl anzunehmen, daß die Geistlichen, deren Stimme doch entscheidend gewesen ist, überall die brauchbarsten Männer werden in Vorschlag gebracht haben. Aber den Gemeinden gegenüber hat der Umstand, daß das neue Amt doch durch Wahlen eingeführt ist, den neuen Beamten gewiß keinen Zuwachs an Macht und Ansehn eingetragen; sondern wie die Sachen nun einmal liegen, hat es von vorn herein das Ansehn

bekommen, als hänge es von dem Belieben jedes Einzelnen ab, ob man sich der Wirksamkeit des neuen Amtes unterwerfen wolle oder nicht, wie es von dem Belieben abgehangen hat, ob man an der Wahl Theil nehme oder nicht. Und alle die Gründe, die den Wahlen hinderlich gewesen sind, werden auch ihrer Wirksamkeit als Hindernisse entgegentreten. Um so mehr wird es nothwendig sein, daß sie einerseits in ihrer Thätigkeit die nachdrücklichste Unterstützung von Oben her finden, andrerseits aber in voller Uebereinstimmung mit dem geistlichen Amte handeln. Das Eine ist nothwendig, damit sie und die Gemeinden sehn, daß es bei dieser Einrichtung mit vollem Ernste auf die Erbauung der zerfallnen Kirche abgesehn ist, und damit ihre Flügel nicht sogleich gelähmt werden, wenn sie etwa im Stiche gelassen werden, wo sie die Rechte der Kirche gegen die Unkirchlichen und Widerspenstigen, zumal wenn diese mächtig und angesehn sind, wollen geltend machen. Das Andre, die Uebereinstimmung mit dem geistlichen Amte, ist unerläßlich, damit sie bei ihrer Unerfahrenheit in dem neuen Wirkungskreise vor Uebergriffen und Fehlgriffen bewahrt bleiben, in welche auch die Bestgesinnten eben wegen der Neuheit der Sache verfallen werden, wie vielmehr diejenigen, welchen es an der rechten kirchlichen Gesinnung fehlt, wie wohl bei Vielen zu vermuthen ist. Dieses Zusammengehn mit dem geistlichen Amt ist auch für ihren Einfluß auf die Gemeinden überhaupt von der höchsten Wichtigkeit. Gehen sie mit demselben Hand in Hand, handeln sie als seine Beauftragten, wie es nach der Stellung, die der Herr dem geistl. Amte in seiner Kirche gegeben hat, naturgemäß ist; so theilt sich ihnen von selbst das Ansehn und der Einfluß desselben mit und sie haben ihre Stütze und ihren Rückhalt in demselben. Es kommt also ganz besonders die Stellung des Gem. K. R. zum geistl. Amt in Betracht, die ihm durch die betreffenden Verordnungen zugewiesen wird. Wir lernen sie erst aus der uns sehr spät, nachdem Alles bis auf die Einführung des Gem. K. R. beendigt ist, zukommenden Instruction für denselben kennen. Und diese giebt demselben eine durchaus selbständige Stellung dem geistlichen Amte gegenüber. Es heißt da wörtlich: „dem Amt der Predigt und des Zeugnisses werden vor Allem die Gaben der Regierung und der Pflege an die Seite gesetzt." — „Das Amt der Aeltesten findet seine Bedeutung zunächst darin, daß es Gemeindeamt ist, daß es das Recht der evangel. Gemeinde zu vertreten hat." — „Diese Vertretung der Gemeinde durch die Aeltesten erstreckt sich auf die Beziehungen nach Innen und Außen, nach Oben und Unten, zu den kirchlichen Behörden und zu dem geistlichen Amte, zu dem Patrone, wie zu den einzelnen Gemeindegenossen." — Es wird sogar das, was der Apostel (1 Timoth. 3, 1) von dem bischöflichen Amte sagt, daß es ein köstliches „Werk" sei, geradezu von dem Aeltestenamt „im Sinne des Apostels" gesagt. Da muß ja wohl dies Amt seinen Halt und seine Stütze in sich selbst haben. Wenn nun aber Gemeindeglieder sprechen, wie es schon geschehn ist: von unserm Pastor lassen wir uns wohl sagen, der von Gott dazu berufen ist, aber von diesen nicht, die Unsersgleichen sind; wie dann? wird das geistliche Amt ihnen mit seinem Ansehn, das in Gottes Wort begründet ist, zu Hülfe kommen können? werden sie seine Hülfe auch nur annehmen, da sie als Vertreter der Gemeinde, als Träger der „Gaben der Regierung und der Pflege" ihm an die Seite gesetzt sind? Wohl heißt es, daß sie mit dem Hirten- und Lehramt in Gemeinschaft und unter Vorsitz eines Pfarrers als Rath der Gemeinde — ihr vorzustehn haben; aber was der Vorsitz, ja was überhaupt das „Hirtenamt" noch zu bedeuten hat, ist erst aus den einzelnen Paragraphen der Instruction zu ersehen. Wenn schon ein-

zelne Aeußerungen und der ganze Tenor der Auseinandersetzung in der Einleitung der Instruction auf einen Gegensatz des Gem. K. R. zu dem geistl. Amte, ja auf eine Unterordnung des letzteren unter ersteren führte; so konnte man noch annehmen, daß das durch den Vorsitz ausgeglichen und unschädlich gemacht würde, aber diese Annahme wird gänzlich zerstört, wenn man §. 6 liest und in wörtlicher Bedeutung nimmt. Der Kern dieses §. ist gleich im ersten Satz, der lautet: „Zur Gültigkeit eines Beschlusses ist erforderlich, daß — sämmtliche Aelteste gehörig eingeladen sind und daß mehr als die Hälfte der Erschienenen dafür stimmt." Nur wenn eine zu geringe Zahl erschienen ist, steht dem Vorsitzenden zu, wichtigere Angelegenheiten bis zur nächsten Sitzung aufzuschieben, auch bleibt dem Pfarrer der schriftliche Verkehr mit den Behörden vorbehalten. In jeder andern Beziehung ist er jedem andern Mitgliede des G. K. R. gleichgestellt. Nicht einmal das Recht der Entscheidung bei Stimmengleichheit, wie es sonst in jeder collegialischen Berathung dem Vorsitzenden zusteht, ist ihm vorbehalten. Er ist also gänzlich den Majoritäts-Beschlüssen unterworfen. Davon ist nichts ausgeschlossen, auch nicht das, was dem Geistlichen noch als sein Eignes übrig gelassen war, „das Amt der Predigt und des Zeugnisses," da unter Andern in der Einleitung schon dem G. K. R. „die Sorge für den gesammten Gottesdienst, — für den Dienst bei den heiligen Handlungen zu führen" zuerkannt ist. Wie nun, wenn der G. K R. sich wirklich in Gegensatz gegen das geistl. Amt setzt, ja nach §. 6 vermittelst Majoritätsbeschlusses sich über dasselbe stellt, und darin seine Hauptaufgabe sucht, nach seinen Willen, nach seinem Ansichten den Geistlichen bei der Ausübung seines Amtes, in Predigt und Sakramentsverwaltung, zu leiten? Die Versuchung dazu liegt in den mehrdeutigen Ausdrücken der Instruction, die Verlockung dazu in der Neuheit der Stellung, und sie wird um so stärker sein, je weniger richtige Einsicht und treue Gesinnung gegen die Kirche auf der einen Seite vorhanden ist, je größer die Schwierigkeiten auf der andern sind, in der Gemeinde etwas auszurichten. Um doch etwas zu thun, wird die Amtsthätigkeit des Geistlichen das willkommene Object der regierenden Gabe des G. K. R. sein, um so willkommener, je weniger gesetzliche Hindernisse die neue Ordnung entgegenzustellen scheint, wie einmal einer von meinen Kirchenvorstehern dem Küster, mit dem er sich entzweit hatte, die altherkömmliche Nutzung der Obstbäume auf dem Kirchhofe entziehen wollte und damit einen Beweis seines Amtseifers zu liefern meinte; denn, sagte er, wenn man ein Amt hat, muß man es doch auch ausüben.

Aber ganz abgesehen von allen Eventualitäten, denen wir ja wohl noch mit dem älteren Ansehen unseres Amtes vielfach werden begegnen können; so müssen sich Angesichts der ganzen Instruction, insbesondere des §. 6, die schwersten Gewissensbedenken erheben; denn es ist doch fürs Erste schwerlich mit unserm Amtseide zu vereinigen, daß wir die durch ihn übernommene Verantwortlichkeit mit Andern theilen sollen, ja durch Majoritätsbeschlüsse wohl ganz illusorisch machen lassen. Fürs Andere ist Predigt und Sakramentsverwaltung nach Inhalt und Form durch Gottes Wort und Bekenntnisse der Kirche allein dem geistlichen Amt als ausschließliches Recht zuerkannt, und nun sollen Gemeindeglieder das Recht, darüber zu beschließen, haben, denen weder die Einsicht, noch der göttliche Beruf dazu zugestanden werden kann. Endlich zum Dritten sollen nach dem Allerh. Erlaß v. 27. Febr. §. 6 „die verfassungsmäßigen Attributionen — des geistlichen Amtes — nicht berührt werden und in ihrer bisherigen Geltung bleiben", aber nach §. 6 der Instruction werden sie völlig in Frage gestellt. Ich habe seit der Erscheinung des Allerh. Erlasses mich der neuen Einrichtung mit Wort und Schrift, namentlich auf verschiedenen Conferenzen, mit aller Wärme angenommen, und wenn Befürchtungen laut wurden oder in mir selbst sich regten; so habe ich mich gefragt, ob nicht Fleisch und Blut sich in den Rath drängen wolle und Gespenster sehe, und habe sie niederzukämpfen gesucht. Ich habe auch Bedenken gegen die neue Einrichtung erhoben, aber sie waren von den Schwierigkeiten in den obwaltenden Verhältnissen hergenommen und sollten durch Aufdeckung derselben falschen Erwartungen und Schritten vorbeugen. Aber ich gestehe, die Bedenken, welche die Instruction in mir wachruft, fallen unendlich schwerer ins Gewicht. Er handelt sich um Unverletzlichkeit des Amtseides, um Treue und Gehorsam gegen Gottes Wort und kirchliches Bekenntniß und um die Allerhöchst verbürgten verfassungsmäßigen Attributionen des geistl. Amtes. Aber eben darum kann ich mir noch nicht denken, daß namentlich der §. 6 der Instr. in dem oben dargelegten wörtlichen Sinne gemeint sein könne, vielmehr glaube ich Grund zu der Annahme, daß hier noch eine Lücke auszufüllen sei, in dem Allerh. Erlaß zu finden. Diese Lücke würde ausgefüllt und damit die schwersten Bedenken beseitigt werden, wenn durch authentische Erklärung festgestellt würde: 1. daß die Stimme des Vorsitzenden bei Stimmengleichheit zu entscheiden habe, 2. daß den Geistlichen das Veto zustehe, um Beschlüsse, welche Uebergriffe oder Fehlgriffe enthielten, für ungültig zu erklären oder bis zu höherer Entscheidung aufzuheben, 3. daß nach der „Eintheilung der Geschäfte", wie sie in der Instruction zugelassen ist, das geistliche Amt mit seinen eigentlichen Functionen von den Majoritätsbeschlüssen ausgeschlossen bleibe, wobei dem G. K. R. das Recht der Vorstellung, der Anträge uud der Beschwerde unternommen bleibt. Nur so können die verfassungsmäßigen Attributionen des geistlichen Amtes, wie sie in dem Allerhöchsten Erlaß verbürgt sind, in ihrer bisherigen Geltung bleiben, ein verderblicher Zwiespalt zwischen dem geistlichen Amt und dem G. K. R. verhütet, dem Eindringen zerstörender Elemente, welchem durch die Beschränkung der Wahlen so glücklich gewehrt worden ist, auch ferner vorgebeugt werden, während es bei der Herrschaft der Majoritätsbeschlüsse unausbleiblich ist. Wird dieses nicht von vornherein von der Kirche abgewehrt, so fällt für den Staat das letzte Bollwerk, welches er noch in der Kirche hat. Die Kirche selbst wird freilich auch dann noch, wenn auch unter schweren Kämpfen und mit Gefährdung vieler einzelnen Seelen, ihren Bestand haben, nach der Verheißung des Herrn, daß auch die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen (Mtth. 16, 18). Aber es ist heilige Pflicht der berufenen Diener der Kirche, solchen Gefahren, so viel an ihnen ist, durch Wachen und Beten, durch Vorstellungen an geeigneter Stelle, durch Bloßlegung der Zeichen der Zeit, die sie grade aus täglicher eigenster Erfahrung kennen, steuern zu helfen, damit der Leib Christi erbaut und nicht zerschlagen werde. Denn wer im Kleinen nicht treu ist, ist auch im Großen nicht treu (Luc. 16, 10).

Z. M.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 24. October. № 85.

Maria Regina, eine Erzählung aus der Gegenwart von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Mainz 1860. 2 Bände. S. 574. 548.

Die berühmte „Reisendin" scheint zwar seit ihrer Bekehrung zur Römischen Kirche nicht mehr zu reisen, wenigstens nicht wie vormals im großen Style, aber das Schreiben hat sie noch nicht verlernt. „Von Babylon nach Jerusalem" war, wenn wir nicht irren, das erste Buch, worin sie der Welt ihren Uebertritt kund gab, und diesen zugleich unter schweren Sünden, davon ihr Buch Zeugniß gibt, insbesondere gegen die von ihr bis auf den heutigen Tag unbegriffene Evangelische Kirche. Seitdem sind sich ziemlich rasch gefolgt: 1. „Unserer lieben Frau" bereits in 3ter Aufl. 2. Das Jahr der Kirche. 3. Aus Jerusalem, 2te Aufl. 4. Die Liebhaber des Kreuzes, 2 Bde. 5. Ein Büchlein vom guten Hirten. 6. Bilder aus der Geschichte der Kirche. Der erste Band enthält die Märtyrer, der zweite die Väter der Wüste, der dritte die Kirchenväter, und zwar in erster Abtheilung die Väter der Orientalischen Kirche. Zu diesem Reichthum kommt nun die Maria Regina in zwei ziemlich umfangreichen Bänden.

Die Schriftstellerei übt einen bedeutenden Reiz aus, und wehe der Feder, welche im Kampfe auf dieser glatten Arena mit gewandter Leichtigkeit einige Blätter vom Kranze des Preises errungen hat. Es ist als ob etwas Dämonisches hineingefahren wäre. Sie wird sich so leicht nicht wieder beruhigen lassen. Und das wollen wir der Gräfin gern zugestehen, sie weiß die Feder ebenso leicht und gewandt zu führen, als sie sich im Kreise der haute-volée mit aristokratischer Eleganz zu benehmen gelernt hat. Beides sind gefährliche Talente, und die Gräfin hat die Versuchungen, denen sie „im Salon der Gesellschaft" und am Schreib- und Büchertische ausgesetzt gewesen, schwer büßen müssen. Wir haben es hier nur mit dem letzten zu thun. Sie selbst hat es anerkannt, wie schwer sie sich versündigt hat, denn sie hat öffentlich Buße gethan, bis zur Reise von Babylon nach Jerusalem alle ihre Werke widerrufen und das große Lesepublicum um Verzeihung des Aergernisses gebeten, welches sie gegeben hat.

Sie steht jetzt in einer andern Periode ihres Lebens. Ob sie wohl daran denkt, daß auch zu Jerusalem viele Sünder gelebt, die des Widerrufs und der Buße gar so dringlich wären bedürftig gewesen? Ob sie wohl daran denkt, daß eine Zeit kommen könnte, wo sie zum zweiten Male mit herzlichem Leidwesen auf manches von ihr Geschriebene und Gedruckte hinzublicken haben möchte? Die Bußpredigten sind ihr bereits gehalten, als sie, nach ihrer Meinung, von Babylon ausgefahren und in Jerusalem angekommen war, vielleicht ein wenig zu derbe, daß die feine Dame von den allzu unsanften und schonungslosen Schlägen der Journalisten und Recensenten mehr verletzt, als heilsam gezüchtigt wurde. Wer darf doch behaupten, die Bekehrung der Gräfin zur Römischen Kirche sei eine nicht aufrichtige, sei mehr Spiegelfechterei als Wahrheit? Gott allein weiß, wie viel Wahrheit und wie viel Schein dabei ist, ob unlautere Motive oder nur menschliche Irrung das Herz der Gräfin geleitet. Das wollen wir nicht läugnen, sie gefällt uns im Schleier der Römischen Kirche unendlich viel besser, als da sie noch mit offenem Visir als ein emancipirtes Weib in der Gestalt einer vornehmen Vagabundin unstätt über Land und Meer zog und in lauter Rede wenig erbauliche Zeugnisse von sich und ihren Reisen gab, aber zweierlei möchten wir gern wegwischen können. Ohne damit ein Urtheil über den Werth ihrer nun erschienenen Bücher abgeben zu wollen, hätten wir doch lieber gesehen, um der Gräfin willen, sie hätte nicht geglaubt, auch ihre Reise von Babylon nach Jerusalem der Welt beschreiben zu müssen, sondern nach ihrem allerdings nöthigen Widerruf sich lieber in keuscher Stille und Verborgenheit des Herrn gefreut, der sie in der elften Stunde berufen hat. Wir hätten lieber gesehen, die Gräfin hätte gar nicht mehr von sich reden gemacht in der demüthigen Meinung, daß das Reich Gottes auch ohne ihre Bücher zu demselben Ziele gelangt sein möchte.

Das andere aber, was uns noch mehr mißfallen muß, ist dieses, daß die Gräfin bei jeder Gelegenheit, auch in dem vorliegenden Buche, so gehässige und verächtliche Seitenblicke auf die Kirche wirft, in welcher sie doch die heilige Taufe empfangen hat. Die Gräfin sollte sich doch sagen, daß sie in dem Irrsal vor ihrer Bekehrung der Lutherischen Kirche grade ebenso viel und ebenso wenig angehört hat, als der demokratische Communist Florentin, welchen sie uns beschreibt, der Römischen Kirche

angehört, obgleich er in ihr erzogen ist und niemals den formellen Austritt aus ihr vollzogen hat. Die seichten Urtheile, womit dieser die nie von ihm begriffenen heiligen und tiefen Schachte der Römischen Kirche und des Christenthums überhaupt abfertigen zu können glaubt, sprechen auch der Gräfin das Urtheil, wenn sie sich ebenso leicht, ebenso oberflächlich und — wir bedauern es sagen zu müssen, ebenso böswillig über die Protestantische Kirche und ihre heiligen Schätze hinwegsetzt. Die Gräfin sollte sich doch sagen, daß sie von der Lutherischen Kirche, in der sie geboren, grade ebenso viel verstanden, als der im Egoismus an das Fleisch und seine Lust verlorene Graf Orest, welchen sie uns vorführt, von der Kath. Kirche und Priesterschaft versteht. Und sieht es nicht immer übel aus, wenn eine Tochter ihre Mutter ins Angesicht schlägt, auch wenn sie glaubt, daß die Mutter im Allgemeinen oder doch ihr gegenüber im Unrechte wäre? Wie aber, wenn sich die Tochter irrte und gäbe der Mutter Schuld, was sie selber verschuldet hat? — —

Oder geschieht der Gräfin vielleicht Unrecht mit dieser Beschuldigung gehässiger und böswilliger Seitenblicke auf die Protestantische Kirche? Wir wollen nur zwei Stellen zum Belege anführen, die grade neben einander stehen (II, 412 u. 413). Eine Jüdin, welche sich taufen lassen will, überlegt, ob sie sich statt an den katholischen Priester nicht lieber an einen Akatholiken wenden soll. „Dann dachte sie aber an die Herren im schwarzen Frack mit weißer Cravatte, welche die arme Esther (ihre früher getaufte Schwester) besucht hatten und welche zuweilen die Bibel und zuweilen ihre Gattinnen mitbrachten, und dann sprach sie mit energischer Entschiedenheit zu sich selbst: Nein, göttliche Offenbarung will durch geheiligte Organe verkündigt werden und himmlische Wahrheit von geweihten Lippen fließen! Ich haßte jene armen protestantischen Prädikanten, weil sie meiner geliebten Esther keinen Trost gewährten. Daran habe ich vielleicht sehr unrecht gethan, denn Niemand kann etwas Anderes geben, als was er hat, und sie haben ihr Buch und ihre Frauen." — — „Der katholische Priester kommt vom Altare, vom Opfer, während der Hausvater kommt — was weiß ich, woher? — und führt mich — zum häuslichen Heerde!" Was würde die Gräfin sagen, wenn wir den Griffel umdrehen und fragen wollten: „Was weiß ich, woher der kath. Priester kommt, der nun am Altare steht?" Wir haben jüngst einen großen Theil Böhmens durchreist. Dahin mag die Gräfin einmal horchen, um zu erfahren: welches Gewicht in dieser Frage liegt. Und weiß die Gräfin nicht, daß die Römische Kirche am gesundesten, kräftigsten, und die Priesterschaft am intelligentesten erscheint, wo sie neben der Prot. Kirche steht und von ihr durchzogen wird, wie in Westphalen, in Rheinland, in Schlesien ꝛc., nicht aber in Böhmen, nicht in Mähren, nicht in Croatien (von wo die schlimmsten Dinge zu erzählen wären), nicht in Italien, nicht in Spanien, nicht in Portugal ꝛc. Wenn das größte Verdienst und der größte Segen der Evang. Kirche darin besteht, daß sie das Wort Gottes wieder auf den Leuchter gesteckt und in seine volle göttliche Würde und Ehre eingesetzt hat, so tritt uns auch aus der Maria Regina recht ins Auge, wie sehr die Römische Kirche dieses Segens entbehrt, denn die Gräfin spricht alle Zeit mit förmlicher Verachtung von der heiligen Schrift, die sie unter dem Namen eines todten Buches kennt. „Es erschienen bei der armen Esther Damen und Herren, welche ihr immer die Bibel empfahlen, die müsse sie lesen und glauben müsse sie, daß sie durch den Tod Christi gerechtfertigt werde, und wenn die arme Esther versicherte: das glaube sie sehr gern und von ganzem Herzen, aber sie sterbe vor Gram und ein Buch könne sie nicht trösten, so gab man ihr zur Antwort, dann fehle ihr der Glaube und sie möge nur Sonntags in die Predigt gehen. Sie that's einige Mal, aber sie kam stets traurig zurück und sagte mir zuweilen: „Ach, Judith, das ist keine Religion für ein schwaches leidendes Menschenherz, da ist kein Stab, um es zu stützen, da ist keine Kraft, da ist kein Balsam ꝛc. Ach, Orest, es wäre entsetzlich, wenn ich protestantisch werden müßte." Doch wir enthalten uns billig, weitere Schmähungen der Protest. Kirche anzuführen. Aus den mitgetheilten Proben wird ersichtlich sein, ob die Neue Preuß. Ztg., welche die Maria Regina in ihrer Nr. 193. zur Anzeige bringt, Recht habe, wenn es heißt: „Das Buch hat für gläubige Protestanten fast denselben Werth, wie für Katholiken, und ist trotz seines specifisch katholischen Endzweckes nicht im Geringsten eine dem Protestantismus feindselige Arbeit." Wenn der intelligente Referent noch einmal aufmerksam zusehen will, so wird er vielmehr gewahren, daß das ganze Buch von dieser ungerechten Feindseligkeit gegen die Evang. Kirche tingirt ist. Die Gräfin aber wollen wir für etwa künftige Bücher auf die milde Wahrheitsliebe des ächt katholischen Fürst-Erzbischofs von Breslau Diepenbrock verweisen. Aus seinem Leben und aus seinen Hirtenbriefen wehte der Evang. Kirche gegenüber ein anderer Geist. Ihm fehlte auch die Demuth nicht, welche die Gräfin so laut fordert und davon sie so wenig Zeugniß gibt. Schließlich geben wir der Gräfin zu bedenken, daß es immer ein böses Zeichen ist, wenn man der eigenen Sache nicht glaubt besser dienen zu können, als durch Schmähung des Gegners.

Es thut uns leid, daß wir dieser Auslassungen uns nicht überheben zu dürfen geglaubt haben, da wir im Uebrigen der Maria Regina mannigfache Vorzüge gern und willig zuerkennen. Die Verfasserin hat in ihrer Erzählung aus der Gegenwart (alle Begebenheiten liegen innerhalb der zehn Jahre von 1847—1856) den Zweck vor Augen, die Macht und den Segen des Kreuzes Christi in seiner siegreichen Herrlichkeit den destruktiven Elementen und Tendenzen der Gegenwart gegenüber an den von ihr geschilderten Personen und Lebensverhältnissen darzustellen, daneben aber verfolgt sie sichtlich den bestimmten Gedanken, sehr vielfach mißverstandene, von Katholiken und Protestanten in ihren Principien nicht begriffene Dogmen, Institutionen, Sitten und Bräuche der Kath. Kirche in das rechte Licht

zu stellen. Wenn sie dabei das Papstthum, die Priesterschaft, die Wallfahrten, die Wallfahrtsorte, die Klöster, das Mönch- und Nonnenthum, die Legenden, „diese heiligen Arabesken um ein historisches Gemälde" ꝛc. idealisirt, so wollen wir ihr das im Allgemeinen keineswegs verargen. Der realen, wie alles Menschliche, von der Sünde durchwebten Wirklichkeit gegenüber bleibt die ursprüngliche Idee der Stiftung (wenn sie richtig erfaßt wird) immer in ihren Rechten, und der Maaßstab der Beurtheilung ist zuerst nach dieser zu nehmen, nicht nach der concreten Erscheinung. Haben die Katholiken von den Anfängen der Reformation an bis hieher den Evangelischen unendlich viel Unrecht abzubitten, so ist es umgekehrt nicht minder der Fall, und ein guter Theil des Unrechtes liegt auf beiden Seiten wesentlich darin, daß sie an der oft so tief versunkenen Wirklichkeit allein den Maaßstab des Urtheils und der Verwerfung genommen haben, ohne zu bedenken, daß diese von den lebendigen Gliedern beider Kirchen beklagt wird. In neuerer Zeit ist von protestantischer Seite Vieles geschehen, die Geschichte, das Dogma, den Cultus, die Institutionen der Kath. Kirche in das rechte Licht zu stellen, und wir wollen es der Gräfin Dank wissen, daß sie in der anziehenden Form der Erzählung wesentliche Beiträge zu allgemeinerer Förderung richtiger Einsicht in diese Dinge geliefert hat. Erst dann ist ein gerechtes Urtheil möglich. Es versteht sich übrigens von selbst, daß wir wesentlich hiebei an die Laienwelt beider Kirchen denken, denn für diese ist das Buch geschrieben. Wir bedauern, daß wir das Streben, zu einer richtigeren Würdigung der Evang. Kirche in ihrer tiefen Innerlichkeit beizutragen, auf dem Gebiete der Kath. Kirche vermissen. Uns wenigstens ist nur bekannt geworden, was von dem Fürst-Erzbischof Diepenbrock in dieser Beziehung Erfreuliches geschehen ist, während wir sowohl in den populären Schriften der Gräfin, als in den tiefern Auffassungen der historisch-politischen Blätter das Gegentheil um so aufrichtiger zu beklagen haben, als wir mit ihnen den ernsten Kampf gegen die destruktiven Elemente des modernen Heidenthums so gern theilen.

Es kann nicht die Absicht sein, in diesen Zeilen das Irrige und Fehlsame, dem wir in den Deduktionen der Gräfin begegnen, nachzuweisen, auch nicht die evangelische Auffassung den katholischen Tendenzen und Auffassungen gegenüber zu stellen. Wir müssen uns begnügen, die Leser darauf hinzuweisen, daß sie in diesem Buche lernen können, wie sich fromme Katholiken das Papstthum, den Cölibat, die geistlichen Gelübde, die heiligen Anbetungsstätten u. s. w. zurecht legen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen zu Gnadau.

War unsere diesjährige Herbstversammlung am 2. und 3. October auch nicht so zahlreich und werth durch bekannte Namen und Leute, wie die Frühjahrsversammlung, so war sie doch auch wieder so gesegnet, daß Jeder mit lautem Lob und Dank, gestärkt im Glauben, erfrischt in der Liebe, und durch und durch erquickt und getröstet wieder nach Haus in die bevorstehende schwere Winterarbeit gegangen ist, und keiner wünschte, nicht dagewesen zu sein. Hörten wir das vorige Mal schöne, inhaltreiche Vorträge, so war daran dies Mal auch kein Mangel; es kam aber dabei noch mehr zu einer gegenseitigen brüderlichen Aussprache, welche den Herzen so wohl thut und auf solchen Conferenzen doch immer die Hauptsache bleiben muß.

Wer unsern Berichten eine fortgehende Theilnahme schenkt, wird sich erinnern, daß den lieben Brüdern, welche für den rhythmischen Gesang einen unermüdlichen Kampf auf sich genommen, es gelungen war, den Gebrauch des Eisenacher Gesangbuchs bei den Versammlungen durchzusetzen. Sie mußten aber den großen Schmerz erleben, daß es dies Mal fast gar nicht rhythmisch zuging, weil nicht Fürsorge getroffen war, daß man die genannten Gesangbücher in Gnadau haben konnte; mich dünkt aber, es klang doch schön genug, als wir im vollen Herzenston des frischen Glaubens und der brüderlichen Liebe unsere Lieder anstimmten, und sonderlich das Anfangslied, nach welchem der bisherige Vorsitzende in Aller Namen dem Herrn dankte, daß er diesen Tag uns wieder gegeben, Ihn anrief um denselben Segen, den wir schon so gewohnt wären von ihm immer zu empfangen, und dann die Brüder begrüßte mit einer zeitgemäßen kurzen Ansprache über Jerem. 1, 17—19: „So begürte nun deine Lenden und mache dich auf; und predige ihnen alles, was ich dich heiße. Fürchte dich nicht vor ihnen, als sollte ich dich abschrecken. Denn ich will dich heute zur festen Stadt, zur eisernen Säule und zur ehernen Mauer machen im ganzen Lande wider die Könige Juda, wider ihre Fürsten, wider ihre Priester, wider das Volk im ganzen Lande, daß, wenn sie gleich wider dich streiten, dennoch nicht sollen wider dich siegen, denn Ich bin bei dir, spricht der Herr, daß ich dich errette." Dabei wurde zunächst hingewiesen auf den siedenden Topf, den der Herr dem Propheten eben im Gesicht gewiesen, den mancher seitdem schon gesehen und wir jetzt auch, weil eine bange Vorahndung nahen Unglücks durch alle Herzen gehe. Gleiche Zeiten, gleiche Aufträge an alle Diener Gottes. Es hieße heute auch zu uns zunächst: Begürte deine Lenden und mache dich auf — die allezeit fertige Bereitschaft. Obgleich jeder jetzt von nahem Krieg und Unglück redete, so ginge es doch wie zu Noahs und Lots Zeiten, sie pflanzten und baueten, kauften und verkauften, äßen und tränken, freieten und ließen sich freien, Hochmuth, Ueppigkeit und Sicherheit an allen Orten und Enden! Wenn aber die Diener Gottes in diesen allgemeinen Schlaf sich mit einwiegen ließen, — was dann werden solle! Darum heiße es heute zu einem jeden unter uns: So begürte nun deine Lenden und mache dich auf! Im Schlafrocke würde einer nicht weit kommen bei der eiligen Flucht, wenn nun der siedende Topf überliefe, dessen

Feuer Alles schürte, Unglaube, Gottlosigkeit, Lug und Trug, Verrath und Rebellion, und Niemand wäre da, der's dämpfte. Die guten Zeiten und fetten Pfründen hätten aber unsere Bedürfnisse zu sehr gesteigert, wir wären allzu bequem geworden, und an diesem Schlafrocksinn scheiterten alle Anforderungen, welche die ernste Zeit an uns machte. Darum weg damit, den Gurt um die Hüften und ihn recht festgezogen! So stehet nun, begürtet eure Lenden mit Wahrheit, angezogen mit dem Krebs der Gerechtigkeit, und an Beinen gestiefelt als fertig zu treiben das Evangelium des Friedens. Und mache dich auf! Wer auf dem Dache ist, kehre nicht um, den Hausrath zu holen, wer auf dem Felde ist, kehre nicht ein, die Kleider zu holen. Mache dich, mein Geist bereit, wache, fleh und bete, daß dich nicht die böse Zeit unverhofft betrete ꝛc. Wozu denn? Zum Gehorsam im Wort. Und predige ihnen alles, was ich dich heiße. Das Dreinschlagen wäre des Herrn Sache. Es würde schon kommen; wer nicht hören will, muß fühlen. Zu uns heißt es nur: Predige! Ein Vater gebe dem Kinde nicht gleich Backenstreiche, er sage es ihm erst. Weder beim Dreinschlagen, noch beim Schelten käme etwas heraus, wir müßten's ihnen sagen in aller Demuth, Sanftmuth und Geduld. Freilich die alte Klage: Wer glaubt unserer Predigt und wem ist der Arm des Herrn offenbar? Und eine Zeit sei vor den andern. Unsere in einer Art so hoch im Bekenntniß, im Eifer, und in der andern so tief im Abfall, so frech in der Verläugnung, wie noch keine gewesen! Das schüre das Feuer unter dem Topfe; es könne da aber nichts helfen, als des Herrn Wort. Darum heiße es: Predige alles, was ich dich heiße. Um zu verstehen, was er uns heiße, dazu gehöre ein offenes Ohr, denn, wer Buße predigen wolle, müsse selbst erst Buße gethan haben; und zu predigen alles, was er uns heiße, dazu gehöre Muth. Manches predigten wir wohl. Wenn es aber Widerspruch und Gefahr brächte, wie deliberirte da das Fleisch, und wie wären in mancher Pastoraltheologie die feigen Ausflüchte in ein ordentliches System gebracht! Aber hier das unerbittliche Wort: Predige alles, was ich dich heiße, und die furchtbare Drohung dabei, Jer. 14, 15. 16. Ach Herr, darum sei du mir nur nicht schrecklich, meine Zuversicht in der Noth! Die Noth würde aber nicht ausbleiben; doch der Herr spräche: Fürchte dich nicht vor ihnen ꝛc. — die unerschütterliche Standhaftigkeit. Die Gewinnsucht, Wollust, Herrschsucht, die Revolution, die Lüge, die Gottlosigkeit hätte heute allein Muth; für höhere Güter wagte keiner etwas einzusetzen und die zärtliche Besorgniß für das augenblickliche materielle Wohlbefinden erfinde Vorwände genug, um die Feigheit zu entschuldigen, mit der man seine Flucht nehme vor der Frechheit des Lasters. Und das gehe durch alle Stände. Und der Teufel werde seines Vortheils wohl wahrnehmen, aber die Flüchtigen auch zermalmen. Wenn aber keiner Stand halten wollte, müßten es Gottes Diener thun. Darum spricht der Herr: Fürchte dich nicht, ich will dich heute machen zur eisernen Säule, nicht zur Wetterfahne, welche sich drehet nach jedem Winde der öffentlichen Meinung oder des zeitlichen Vortheils, sondern zur Säule, zum Pfeiler in dem Hause Gottes, und zwar zur eisernen, fest wie Eisen, nicht wie Thon und Glas zerbrechlich, feststehend auf dem festen Grunde des ewigen Wortes. Und zur ehernen Mauer. Der Herr sprach Hesek. 22, 30: Ich suchte zwar unter ihnen, ob jemand sich zur Mauer machte und wider den Riß stünde gegen mir für das Land, daß ich's nicht verderbe, aber ich fand keinen. Mauern, jeder eine Mauer, alle Stücke eines rechtschaffenen Knechtes Gottes, Glaube und Liebe, Muth und Demuth, Zucht und Freiheit, Eifer und Geduld fest in ihm selbst verbunden durch den Kalk und Kitt des heil. Geistes, und alle unter einander so verbunden, mit einander betend, ringend, kämpfend, — wenn solche Mauern überall ständen, und zwar eherne, selbst Gott würde aufgehalten werden in seinem Zorn, und würden ein unüberwindlicher Schutz sein wider alle Fluthen des siedenden Topfes und das Brausen aller gottlosen Mächte. Und zur festen Stadt. Wenn der Feind ins Land gedrungen und kein Aufhalten mehr im offnen Feld, so seien die festen Städte und Burgen die einzige Zuflucht der Elenden. Die rechte feste Burg sei freilich allein unser Gott. Der habe zu allen Zeiten aber Wohnung gemacht in etlichen auserwählten Rüstzeugen, Propheten, Aposteln und Heiligen, und die haben unter dem versprengten Volke dagestanden als solche feste Städte und Paniere, zu denen sich die Bedrängten gesammelt. 1848 sei mancher Pastor auch solch feste Stadt gewesen, und unser Gnadau auch wohl in schwerer Zeit. O wie sehr verlangen unsere Tage nach solchen eisernen Säulen, ehernen Mauern und festen Städten! Der Herr aber sage: Ich will dich machen! Ein Mensch könne die nicht machen und geben, und das größte Unglück wäre es, wenn sich selbst einer dazu machen wolle. Alle Pflanzen, die nicht der himmlische Vater pflanze, werden ausgerottet werden! Wen der Herr aber dazu mache, dem verheiße er auch Sieg. Wenn sie gleich wider dich streiten, dennoch nicht sollen sie wider dich siegen, spricht der Herr. Muth wider den Satan haben sie heut zu Tage nicht, desto mehr wider den Herrn, sein Wort und seine Diener. Und je mehr der Herr diese mache zu eisernen Säulen, desto mehr erhebe der Streit sich wider sie. Zu dieser Zeit der neuen Aera wurden diese festen Städte scharf genug beschossen. Doch sei das Aergste noch lange nicht gekommen. Aber getrost! Streiten dürfen sie wohl, aber nicht siegen, dennoch nicht siegen. Wie und wann der Sieg kommen werde, wissen wir nicht. Die ersten Christen hätten 300 Jahre darauf warten müssen. Und die h. Märtyrer hätten auf dem Scheiterhaufen ihren Sieg gefeiert. Aber der Sieg sei ganz gewiß, denn der Herr spreche: Ich bin mit dir, daß ich dich errette! Der sei mit uns, der Himmel und Erde gemacht, der todt war und nun lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit und ist der Erste und der Letzte, und wolle uns erretten, sei's durch Leben oder Tod, aber gewiß erretten und ewig erretten! — —

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 27. October. № 86.

Maria Regina, eine Erzählung aus der Gegenwart von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Mainz 1860. 2 Bände. S. 574. 545.

(Fortsetzung.)

Ist dieses die eine Seite des Buchs und der vornehmste Zweck, welchen die Gräfin verfolgt, so tritt uns dann auf der andern Seite das negative Element des Gegensatzes unter die Augen. Daß sie mit diesen negativen, revolutionären und destruktiven Elementen des Unglaubens und der sittlichen Versunkenheit des Fleisches den Protestantismus in eine nahe Verbindung bringt, und den allerschlimmsten demokratischen Freischärler und Literaten beständig mit dem Protestantismus liebäugeln läßt, ist, wie wir oben schon angedeutet haben, ein garstiger Flecken an dem Buche und eine offenkundige Unwahrheit. Wo ist denn der Heerd aller revolutionären Gräuel, wo ist das moderne Heidenthum geboren, gepflegt und groß gezogen? Mag die Gräfin über den Rhein oder die Pyrenäen oder die Alpen und mitten in das gepriesene Rom schauen, so wird sie Antwort erhalten. Wir sind aber weit entfernt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und, weil wir die weitesten katholischen Länder und Gebiete von den schamlosesten Gräueln der Revolution auf dem Throne und in der Hütte durchzogen sehen, die unmittelbare Schuld dem Katholicismus zuzuschreiben. Der mehrerwähnte ehrwürdige Diepenbrock sagte in feierlicher Rede, als er seinem Herrn und Könige im weißen Saale des Schlosses zu Berlin den Huldigungseid leistete: „Ew. Majestät können Ihr Haupt ruhig in den Schooß jedes wahren Katholiken legen"; darin hat er Recht, aber wir nehmen dasselbe Recht für evangelische Christen darum in einem noch höheren Maße in Anspruch, weil der evangelische Christ in dem katholischen Könige nicht zugleich den Ketzer sieht, dem er die Seligkeit abspricht, sondern ihm gegenüber mit der heiligen Schrift bekennt: „Ein jeglicher Geist der da bekennt, daß Jesus Christus in das Fleisch gekommen ist, der ist von Gott." Wir wissen es wohl: Es ist eine alte Beschuldigung, daß die Revolution von der Reformation ausgegangen sei. Aber wir müssen sie immer wieder zurückweisen, denn sie ist unwahr. Wer die Geschichte der Reformation genauer kennt, weiß das sehr gut, und in seinem Munde ist die Behauptung eine Lüge, und niemals ist das evidenter geworden, als zur heutigen Stunde. Die Gräfin können wir auf diesem Gebiete nicht der Böswilligkeit, sondern nur der Unwissenheit zeihen, denn sie hat offenbar ebensowenig die Geschichte der Reformation gründlich studirt, als ihr das evangelische Dogma bekannt ist. Sie hat davon nur ein eingeredetes oder selbstgemachtes Bild im Kopfe, das der Wahrheit nicht entspricht und der Geschichte nicht gemäß ist.

Sonst gestehen wir ihr gern zu, daß sie das Wesen der Revolution, als einer Ausgeburt der Hölle, die Macht, in welcher der Antichrist seinen Thron hat, überraschend klar, tief und gedankenvoll aufgefaßt und dargestellt hat. Den Pantheismus, den Communismus, die Demokratie, die Straßenweisheit des hohlen Literaten, die Falschmünzerei der Journalisten und Zeitungsschreiber, das öde Leben des vornehmen ausgeleerten Officierthums, welches an die gemeine Lust, das Theater, die Sängerinnen und Tänzerinnen verloren ist, die Langweiligkeit des der Kirche entfremdeten, ununterrichteten und oberflächlichen Aristokratenlebens u. s. w., hat sie treffend und in den frischesten Farben der Wahrheit geschildert, und wir bedauern, daß wir den Raum dieser Blätter nicht so weit in Anspruch nehmen dürfen, um eine ganze Reihe von treffenden Gedanken mitzutheilen, welche in dem Capitel, das von der Revolution handelt (I. 290), so schön verwebt sind und mit diesen Worten abschließen: „das Alles (sagen die Revolutionäre), sind hassenswerthe Institutionen, was zur Genüge dadurch bezeugt wird, daß sie in der christlichen Kirche wurzeln, welche die Anstifterin Alles Unheils auf Erden ist."

„Bewiesen werden solche Behauptungen gar nicht, sie werden nur so lange und so laut wiederholt, daß sie in jedes Ohr dröhnen. Laster und Mißbräuche gab es freilich zu allen Zeiten, Missethaten wurden in allen Epochen begangen, aber zwischen den Frevlern in Tagen des Glaubens und Unglaubens besteht sogar noch ein ungeheurer Unterschied zum Vortheil der Ersteren. Sie haben nicht selten die Kraft, ihre Missethaten durch Reue und Buße zu sühnen. Auf ihrer Seite stehen die großen Bekehrungen, während sich auf der Seite des Unglaubens das Zeichen der äußersten sittlichen Verkommenheit, der Selbstmord, gräßlich häuft. Da es nun nichts Christlicheres gibt für den gefallenen Menschen, als die Buße, und nichts Unchristlicheres als die Judasthat des Selbstmordes, so wird jene aufs Aeußerste verhöhnt vom Antichristenthum, damit sich nur

Niemand einfallen lasse, sich auf diese Nothbrücke zu retten, wenn ihm die steigende Fluth des bösen Gewissens ans Herz geht. Dem Selbstmord hingegen, als dem Höhepunkte des Abfalls von Gott, hat die Apotheose nie gefehlt. Bis zur letzten Masche wird das Netz ausgewebt, worin die alte Schlange alle diejenigen zu fangen sucht, denen es lockender klingt „wie Götter" — als „Kinder Gottes" und „Mitbürger der Heiligen" zu sein."

„Bei diesem Werke hat sie alle bösen Neigungen und verderblichen Leidenschaften der ganzen Menschheit zu Bundesgenossen, darum darf sich keiner von der Mitschuld freisprechen, wenn ein solcher Krater zum Ausbruche kommt. Es gibt Stufen in der Mitschuld, es gibt Sandkörner und Felsblöcke im Reiche des Bösen, aber jeder klopfe an seine Brust und spreche sein mea culpa, denn in ihrem innersten Wesen sind Revolutionen nie etwas Anderes, als sittliche Erkrankungen der Menschheit in Folge der Sünde — und dazu hat jeder in seiner Weise beigetragen, sei es ein Atom, sei es auch nur negativ, oder durch Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Recht, oder durch unbedachtsamen Beifall für das blendend geschmückte Böse, oder durch passives Gewährenlassen desselben, das man Toleranz nennt und das doch nur ein Mangel an Entschiedenheit für das Gute ist."

„Im heimlichen Bewußtsein dieser allgemeinen Mitschuld erbebte die Welt vom Throne bis zur Hütte, und alle Fundamente, die man schon so lange aus ihren Fugen zu sprengen suchte, schienen wirklich aus einander zu fallen und einen Schutt- und Trümmerhaufen nach sich zu ziehen, als die Revolution von 1848 Europa in Brand steckte. Der Augenblick der Emancipation Aller von Allen schien gekommen zu sein, denn diejenigen, welche nicht in den Schwindel einstimmten, wurden als Minorität betrachtet, und für die, welche ihm entgegentraten, wurde das Wort „Reactionär" erfunden, wodurch sie als Verbrecher gegen das erhabene Werk der Revolution gestempelt und den Folgen einer blind rasenden Aufregung in den untern Volksschichten preisgegeben wurden. Die Revolte ging bis in die Kinderstuben herab: Schulknaben empörten sich gegen mißliebige Lehrer. Die Fürsten aber ließen sich einschüchtern durch Studenten, Literaten, Advokaten, Journalisten und deren Anhang, flohen oder unterwarfen sich — und die Revolution regierte." — —

Indem wir darauf verzichten, nach dieser allgemeinen Angabe der Tendenzen des Buches, auf die Geschichtserzählung näher einzugehen, wollen wir zum Schluß noch auf einzelne Charaktere hinweisen um dann auf etliche besondere Vorzüge und Mängel desselben aufmerksam zu machen. — Unter dem Namen Maria Regina wird uns die schöne zu Alt-Oettingen erbetene Tochter der frommen Gräfin Cunigunde Windeck geschildert, welche nach dem frühen Tode ihrer Mutter mit ihrer Schwester Corona bei den Damen vom Sacré Coeur erzogen worden und von frühester Zeit an in der Entsagung des Klosterlebens ihre Befriedigung sucht. Darum geht sie nach dem Wunsche und Willen ihres Vaters, der von der Thorheit des Klosterlebens Nichts wissen will, in jungfräulicher Schönheit und wahrhaftiger Demuth einer Jüngerin des Herrn, unangefochten mitten durch die Lockungen der Welt, die auch in der lieblichsten Gestalt ihr still gethanes Gelübde nicht anfechten kann, bis wir sie schließlich nur noch unter dem schwarzen Schleier und hinter dem eisernen Gitter der Carmelitessen wiederfinden vom Pesthauche bei der Krankenpflege getroffen, frühzeitig zum Tode geknickt, in der völligen Hingabe das Wort der heiligen Teresa besiegelnd, welches das Motto des ganzen Buches ist: Solo Dios basta. Gott allein genügt.

Neben ihr steht ihre jüngere Schwester Corona, welche auch nicht einmal den Muth hat, um die Neigung zum Klosterleben zu beten. Sie wird unglücklich an ihren Vetter den Grafen Orest Windeck verheirathet, denn sie ist eine demüthige, fromme, christliche Frau und Orest ist ein verkommener Officier, der zwar seine schöne Cousine Corona nach dem Familienrathe um der Herrschaft Stamberg willen heirathet, aber schon vorher und nachher einer berühmten Sängerin nachläuft, der bildschönen Tochter des Spanischen Banquiers, der 1848 in Frankfurt von einem Millionär zum armen Manne wurde. Orest hält seine Saison in Paris und London, Mailand, Rom und am Genfer See mit der schönen Sängerin, die ihn am Bande gängelt, ihm Alles für Alles geben will, bis er zuletzt Protestant werden will, um sich scheiden lassen zu können und die stolze jüdische Sängerin wieder zu heirathen, damit sie ihm Alles für Alles gebe. Da sehen wir denn in Corona die weise Dulderin, die nie verzagende in aufopfernder Hingabe tragende Ehefrau und Mutter gegenüber dem sie nur quälenden Pariser Roué, der nur etliche Wochen des Jahres in der Heimath auf der langweiligen Herrschaft zubringt, um Tage lang auf dem Sopha hingestreckt die widerlichen Französischen Romane zu lesen, welche er eben gespielt hat und noch spielt.

Weiter begegnen wir zwei Priestern aus demselben gräflichen Geschlechte, einem älteren völlig gereiften und einem jüngern gar schön erblühenden. Wir wünschen der Römischen Kirche recht viele solche Priester. Sie hat sie gehabt und hat sie noch, aber wir können weite Länderstrecken durchreisen, ohne sie wiederzufinden.

Ein wenig tief hat die Gräfin ihren Pinsel eingetaucht in der Schilderung des in dem modernen Studium der Naturwissenschaften verkommenen, zum Pantheisten, Demokraten, Literaten gewordenen, nach Amerika gewanderten, unter den Blusenmännern von 1848 wiederauftauchenden, zuletzt als tief verachteter Sekretär der jüdischen Sängerin lebenden Communisten Florentin. Ja wir kennen leider diese Gestalten, die Zeitungsschreiber erhalten ihre Nahrung durch sie. Denn sie können auf Bestellung alle Artikel schreiben und leben wie Kröten im untersten Schmutze der großen Städte.

Eine der vornehmsten, offenbar mit großer Vorliebe geschilderten Figuren bildet endlich die große jüdische Sängerin Judith Miranes. Nachdem ihr Vater im Jahre 1848 seine

Millionen verloren, entschließt sich die in allen Künsten und Wissenschaften fein ausgebildete Tochter unter der Begleitung ihrer Mutter den hellen Klang ihrer kunstgeübten Stimme in der Oper hören zu lassen, und wir finden sie bald als die Primadonna auf den berühmtesten Theatern der Welt, in Mailand, in Paris, in London, zuletzt in Rom. Ihre Equipage zeichnet sich im Hyde-Park aus und die fashionable Welt von Belgrave-Square sieht auf sie. Ihr Salon ist an jedem Morgen gefüllt von Deutschen Grafen, Englischen Lords, Französischen Marquis und Russischen Fürsten; in ihren Diensten steht ein Deutscher Sekretär, welcher ihre weite Correspondenz besorgt, und ein Italienischer Musiker, welcher ihren Gesang begleitet. Vom Judenthume ist bei ihr indeß Nichts zu finden, als die völlige Negation und der völlige Mangel am Verständniß christlicher Wahrheit und Sitte. Selber geistreich und für tiefe Gedanken empfänglich, hört sie indeß ernsten Gesprächen mit großer Theilnahme zu, und bezeugt eine besondere Aufmerksamkeit den christlichen Anschauungen und Gesprächen ihres durchgebildeten Malers und ihres am Feste der Engelweihe zu Maria Einsiedeln zur Katholischen Kirche bekehrten Italienischen Musikers, während sie den demokratischen und communistischen Auslassungen ihres Sekretärs nur unwillig zuhört. Sie beherrscht ihre Umgebung beständig, bis sie endlich, um den Grafen Orest heirathen zu können, beim Unterrichte, welcher ihrer Taufe vorangehen soll, sich vollständig zur Katholischen Kirche bekehrt und dann mit ihrem früheren Leben völlig bricht. Als sie nun von einer Verheirathung mit dem Grafen Orest nach dessen beabsichtigter Scheidung nichts mehr wissen will, lauert dieser am Tage, der zu ihrer Taufe bestimmt ist, an den Pforten eines Klosters zu Rom dem Priester auf, durch den sie bekehrt ist, erschießt ihn und als er in ihm seinen Bruder entdeckt, sofort sich selbst. Damit sind wir denn zugleich bei der Katastraphe und am Ende des ganzen Buches angekommen. Das Ende ist gewaltsam und unnatürlich und stimmt nicht zu den meistens gut verwebten und natürlich motivirten Vorgängen der übrigen Erzählung. Man fühlt es heraus, daß die Gräfin sich aus den Conflicten nicht zu retten gewußt hat, als durch diesen Knall-Effekt, welcher die meisten Leser unbefriedigt läßt.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Schreiben aus Mecklenburg.

Ich möchte Sie in einer Frage auf dem Laufenden erhalten, welche für das kirchliche Leben in unserm Lande von besondrer Bedeutung ist und die von allen Denen, welchen die kirchlichen Nothstände auf dem Herzen lasten, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt wird. Als Sie im Vorworte von 1857 die Angriffe der Stände auf das Sonntagsgesetz von 1855 in Betracht nahmen, schrieb ich Ihnen Einiges über die damalige Hoffnung erregende Lage der Sache. Leider haben sich die damals gehegten Hoffnungen nicht in gewünschter Weise erfüllt.

Unsre Gutsherrschaften wurden wegen Uebertretung des Sonntagsgesetzes, namentlich wegen Sonntagsfuhren verklagt und gerichtlich in Strafe genommen. Die Sache kam auf dem Landtage von 1857 zur Sprache und der frühere Angriff auf das Sonntagsgesetz, dem die h. Landesregierung tapfer widerstanden, wurde wieder aufgenommen. Die Folge war leider! eine Nachgiebigkeit der Regierung und es erschien nun am 6. Februar 1858 die Declaratorverordnung, daß es „fortan dritten Personen gestattet sein solle, den Tagelöhnern, Einliegern und kleinen Handwerkern bei dem Einbringen ihrer geernteten Früchte, nach Maßgabe des §. 2, Nr. 8, Abs. 2 der gedachten Verordnung, mit ihrer Anspannung behülflich zu sein.“ Was war nun eigentlich damit gewonnen oder geschadet? Nach der ursprünglichen Fassung des §. 2 des Sonntagsgesetzes war es den kleinen Leuten schon erlaubt, „auch an den Nachmittagen der gewöhnlichen Sonntage ihre eignen landwirthschaftlichen Arbeiten mit Anspannung zu beschaffen,“ nur nicht mit Hülfe dritter Personen. Die kleinen Leute haben natürlich keine eigne Anspannung, doch ließ das Gesetz zu, daß der Gutsherr ihnen seine Anspannung lieh, er durfte nur seine Leute nicht mitgeben, sondern die Betreffenden selbst fahren lassen. Dieser Punkt muß also unbequem gewesen sein und um deßwillen die Gesetzesänderung?! Ja, wenn in dem Sonntagsgesetze die Hülfe der Anspannung überhaupt verboten wäre, was wäre das Großes? Der Gutsherr, wenn er seinen Leuten die Wohlthat erweisen will, daß sie ihre wenigen Früchte nicht auf der Karre einzubringen brauchen, hat blos Sonnabends Abends eine Stunde eher aus- oder Montags Morgens eine Stunde später anspannen zu lassen in seiner eignen Ackerarbeit, so ist die Sache abgethan. Oder sollte es den Ständen wirklich nur daran gelegen haben, für die Verurtheilung einiger ihrer Glieder sich an dem Gesetze zu rächen und den ohnehin schon so niedrigen und lückenhaften Zaun des Sonntagsgesetzes noch mehr zu durchlöchern? Daß die h. Landesregierungen zwingende Ursachen zur Nachgiebigkeit gehabt haben, bezweifeln wir bei ihrem sonstigen guten Willen nicht, aber zu bedauern bleibt es darum nicht minder, daß wir wieder einen Schritt rückwärts statt vorwärts gekommen sind.

Fragt man überhaupt, was ist denn nun eigentlich dieses den Ständen augenscheinlich so fatale Sonntagsgesetz, wenn man die Praxis während dieser 5 Jahre ins Auge faßt? Im Grunde ist danach nicht viel mehr darin enthalten, als 1. Einiges, was sich von selbst versteht, 2. Einiges, was durch die positiv ausgesprochene Erlaubniß den Leuten auch die Scheu benimmt vor Dem, was ihnen sonst als Sünde bewußt ist und durch das Wort Gottes als solche vorgehalten wird, 3. Einiges, was zwar darin verboten, aber nicht gehalten wird, da (von den vereinzelten Fällen abgesehen) die Aufsicht fehlt. Wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter. Denn daß die meistens allein unabhängigen Pastoren die Denuncianten ihrer Gemeindeglieder in diesem Falle werden sollten, hat man wohl allgemein als eine schiefe Stellung erkannt. Die Ortspolizei bilden aber die vom Gesetze am meisten eingeengten Gutsherrschaften selbst. Und dann kommen noch allerlei Exceptionen!

Auch in diesem Jahre wurden wiederum der Witterung wegen drei Sonntage zum Korn-Einfahren erlaubt (leider wieder vom „Ministerium der geistlichen Angelegenheiten“ statt vom „Ministerium des Innern“ unterzeichnet, als ob es nach kirchlichem Rechte und kirchlicher Ordnung geschähe), zwar erst eine Stunde nach gänzlich beendigtem

Gottesdienste, allein der Gottesdienst ist doch insofern völlig dadurch gestört, als das Gros der Gemeinde in solchem Falle nicht daran Theil nehmen kann. Alles ist mit den Vorbereitungen beschäftigt, es wird zugekocht, gegessen, Geschirr in Ordnung gebracht, Pferde gefüttert — alles natürlich während der Kirchzeit. Nun, Gott hat denn in diesem Jahre wie schon oft durch Regen gerade an den drei Sonntagen die Weisheit der Menschen zu Schanden gemacht. Man hat aber einen vierten Sonntag genommen, ohne daß eine höhere Erlaubniß dazu bekannt geworden wäre. Leider habe ich einen Vorgang dieser Art in diesem Jahre miterlebt. Bald nach dem Morgengottesdienste gings los, denn die Uhren gehen nicht immer und alle gleich; selbst während des Nachmittagsgottesdienstes knallten die Peitschen und jagten die Erndtewagen in vollem Trabe die gepflasterte Straße an der Kirche vorbei, daß es in den Wölbungen der leeren Kirche widerhallte. Dabei die Leute — daß es Gott erbarme! — statt mit Widerstreben und traurig zu sein, lustiger als am Wochentage, mit Bändern am Hute, als wollten sie zeigen, daß sie ebenso lustig bei freiwilligem Thun des Verbotenen seien als unlustig bei dem gezwungenen Thun des Gebotenen, wie eben der natürliche Mensch ist; denn am Sonntage sind sie nach dem Gesetze nicht gezwungen, sondern müssen durch ermunternde Spenden (wohl gar durch Tanzmusik und Branntewein?) dafür gewonnen werden. So gings bis in die dunkle Nacht hinein, wo das arme Volk sich mit müden Gliedern, aber ohne ein in Gottes Wort gestilltes Herz zur Ruhe niederlegte.

In den Städten, die meist Ackerstädte sind, ists, wie ich höre, nicht viel besser hergegangen. Dort sollte man überhaupt eine strengere Handhabung der Polizei vermuthen, aber leider! siehts meistens so traurig aus, daß unsre Landleute ohne Beschwer „ihre Lasten durch die Thore tragen am Sabbath" und ihr Vieh zum Verkauf und Kauf ein- und austreiben können. Ein Mitarbeiter der N. Pr. Ztg. theilte vor einigen Jahren darin mit, wie er auf einer Reise durch Mecklenburg in der Stadt T. am Sonntag Morgen den Kirchhof voll Schweine und Gänse gefunden, durch die sich die Kirchgänger beim Beginn des Gottesdienstes mühsam hätten hindurchwinden müssen. Nun hat diese Stadt durch Allerhöchste Fürsorge einen ernsten, kirchlich gesinnten Mann zum Bürgermeister erhalten, durch dessen Bemühen dieser Sonntagsmarkt an der Kirche abgestellt wurde. Die Käufer und Verkäufer vom umliegenden Lande zogen sich aber darüber nach den benachbarten Städten, wo der Unfug ungestört dauert, und die Bürger der „guten Stadt T." sahen mit Leidwesen, daß ihr „Handel und Gewinnst" Schaden nahm. Der bestürmte Bürgermeister wußte sich nicht anders zu retten, als der Regierung die Sachlage darzulegen, ob vielleicht nicht besser in den anderen Städten der Sonntagshandel auch beschränkt würde. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß das Ministerium dahinzielende Bemühungen nicht unterlassen habe, doch müssen dieselben wohl von einem Erfolge nicht gekrönt sein, so daß dem Bürgermeister der Rath nahegelegt war, den Handel wieder wie vor Zeiten gehen zu lassen, um den vermeintlichen Schaden von der Stadt abzuwenden. Also auch wieder ein Schritt rückwärts statt vorwärts!

Aber ist denn das wirklich so schlimm? Darf man gar sagen, daß durch derartige Vorkommnisse die oft bessern Aussichten für Hebung des kirchlichen Lebens in unserm Lande sich wieder trüben? So wird Mancher fragen, wenn Sie diese Zeilen vielleicht einem weitern Kreise zu lesen geben. Ich muß Ihnen gestehen, es wird mir selbst manchmal zweifelhaft, ob man denn wirklich um solche Einzelnheiten,

wie die beregte, groß Aufhebens machen darf und sie nicht lieber als durch die Verhältnisse und die Noth der Zeit scheinbar unvermeidliche Inconvenienzen mit Stillschweigen übergehen sollte, besonders wenn man innerhalb unsrer Kirche die strengere Sonntagsfeier immer häufiger als pure Ketzerei betonen und dagegen die christliche Freiheit hervorheben hört. Was sind denn diese Einzelnheiten gegen den Strom des kirchlichen Abfalls und der Gottlosigkeit, der die Länder der Christenheit durchbraust? Was dagegen, daß doch viele Tausende nicht blos in den großen Weltstädten, sondern selbst in unserm verhältnißmäßig noch kirchlich geordneten Lande eigentlich gar keinen Sonntag und gar keinen Gottesdienst mehr haben und haben wollen? Es scheint so, aber Sie werden mir beipflichten, wenn ich mich besinne, daß der Strom eben aus den Tropfen zusammengeflossen ist, und daß wir Stein an Stein legen müssen mit aller Treue, wenn der Bau der göttlichen Ordnungen in Kirche und Staat unter unserm Volke gefördert werden soll. Die Heiligung des Feiertages mit ihrem befruchtenden Segen ist nicht der kleinste Stein zu diesem Bau. „Wo die Weissagung aufhört, wird das Volk wüste und wild" sagt Salomo. Wo „die Predigt und sein Wort verachtet" wird, da ist die Quelle verstopft. „Wie der Sonntag, so die Woche" — das übersetze ich auch so: „Wie die kirchlichen, so die social-politischen Zustände!" Möchten das nicht blos unsre Fürsten und Regierungen, wie es den Anschein hat, möchte das doch unsre conservative Ritterschaft (von der sonst auch um das Wohl des Bürgerstandes besorgten Landschaft will ich nicht reden) endlich lernen! Ihr politischer Conservatismus wird sich sonst seiner Zeit als ein auf den Sand Bauen erweisen, wenn er nicht den wahren kirchlichen Conservatismus, d. h. den Eifer um das Haus des HErrn (statt blos ums eigne Haus) zu seinem Felsenfundamente hat. Das Ungewitter der Revolution zieht sich aus den schwülen Dünsten des Abfalls von dem lebendigen Gott und seinem heiligen Worte zusammen. Ob wohl Viele erkennen mögen, was der eigentliche Grund von der politischen Fäule der Völker Italiens ist? Unser Volk muß den Sonntag und am Sonntage das Wort, lauter, einfältig und entschieden gepredigt, wieder haben, das muß immer wieder und wieder als dringender Wunsch ausgesprochen werden.

Und das Gesetz muß dazu helfen, nicht daran hindern. Es ist, was von kirchlichem Leben bei uns vorhanden ist, nicht von so intensiver Stärke, daß aus den Gemeinden selbst heraus auch neben dem Gesetze durch Sitte sich das Bessere Bahn bräche, sondern es bedürfen die geringen Anfänge der Stärkung und der Pflege auch dadurch, daß die äußeren Hindernisse und Versuchungen mit unnachsichtlichem Ernste bei Seite geräumt werden. Darum haben wir nicht müde zu werden zu bitten, daß der HErr das Herz und den Arm Derer stärke, welchen solches Werk befohlen und mit Seiner Hülfe auch möglich ist.

Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen zu Gnadau.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir beim Schluß dieser Ansprache uns noch gestärkt durch das Lutherlied: Ein' feste Burg ist unser Gott, gingen wir dann in Seinem Namen zur Tagesordnung über, worauf zuerst stand ein Vortrag des Herrn Professors Cassel aus Berlin über Juden-

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 86.

Mission und Emancipation. Wenn wir über innere und äußere Mission bisher auch schon viel verhandelt und auf der letzten Versammlung erst noch einen schönen Vortrag insbesondere über die Heidenmission gehabt hatten, so war die Mission unter den Juden doch unter uns noch niemals besprochen worden, und wir hatten um so mehr Veranlassung, grade jetzt auf diesen Gegenstand zu kommen, als die Judenfrage zu den brennenden des Tages gehört, denen wir ja nicht auszuweichen pflegen. Prof. Cassel gab uns durch einen belehrenden Rückblick auf die Geschichte zunächst den rechten Standpunkt zur Beurtheilung der Sache. Nachdem die Thränen des Herrn Jesu die verstockten Herzen der Juden nicht haben erweichen können, sei das längst gedrohete Gericht erfolgt; aber nach der Zerstörung Jerusalems habe die Hartnäckigkeit derselben ein fingirtes Jerusalem mit in die Verbannung hinweggenommen und habe die Fiction durch alle Jahrhunderte fortgesetzt. Sie haben in ihrem Unglauben Jerusalem immer noch als den Mittelpunkt ihrer Hoffnungen behalten; jede Schule, jede Synagoge stellte das alte Jerusalem vor, von dem sie nicht lassen wollten. Die Triumphe des Kreuzes Christi im Fortgange der Zeit hätten ihnen die Augen je länger, je mehr öffnen können und sollen: aber sie haben den Kampf für das alte Jerusalem in einem nur um so erbittertern Kriege gegen die neue Macht, gegen das Christenthum, fortgesetzt. Als Constantin das Regiment des christlichen Staats antrat, hat er diesen Krieg aufnehmen müssen, und zum Zeichen, daß er die Erbschaft der Siege von Vespasian und Titus sich zueigne, nahm er den Namen Flavius an, als zum Geschlechte des Flavius gehörig, welches die Juden unterjocht habe, und ihm seien darin gefolgt, die nach ihm kamen. Der christliche Staat habe die Juden es fühlen lassen, nicht sowohl, daß sie eine besiegte Nation seien, wie andere, sondern daß sie als Feinde Christi überwunden wären, und habe das kund gethan in den Gesetzen, welche wider sie erlassen wurden. Später, als der neue Geist eine reiche Literatur hervorbrachte, ist der Kampf auch in der Lehre hervorgetreten. Nach dem Untergange des alten Römischen Reichs setzten die neuen christl. Staaten den Kampf fort, und die Könige derselben betrachteten die Juden als Titi Kammerknechte und ihr Eigenthum. Es wurde nun ein Kampf mit dem Schwerte, der in den Kreuzzügen seinen höchsten Ausdruck fand. Dieser Kampf wurde auch ein finanzieller; die Waffe, welche die Juden gegen die Christen gebrauchten, wurde wider sie gekehrt, um des Geldes willen wurden sie verfolgt; und dieses Gericht hat eine besondere Höhe in Spanien erreicht. Es wurden eine halbe Million Menschen geopfert, und die Juden mußten hier aufs Neue erfahren, wie sie das Blut Christi nicht umsonst über sich und ihre Kinder gerufen haben. Es hat freilich auch im Mittelalter nicht an Versuchen gefehlt, durch das Wort die Juden zu bekehren; sie sind aber sehr äußerlich angestellt worden. Sie durften nur mit Geistlichen verkehren, sie wurden in die Kirche getrieben, Gottes Wort zu hören, und ein Büttel mit einer langen Stange stand hinter ihnen und stieß die, welche nicht aufpaßten u. s. w. Es ist im Allgemeinen das charakteristische Zeichen dieser Zeit, daß man den Juden es fühlbar machte, sie wären die Besiegten, dadurch wollte man sie bekehren. Die Stellung zu den Juden erhielt eine wesentliche Veränderung durch die Wiedererweckung der Sprachen, namentlich des Hebräischen. Mit dem Interesse, welches man der Sprache der Juden zuwandte, gewann man auch Interesse für sie selbst. In dem Worte Gottes erkannte man die Mittel zu ihrer wahren Bekehrung. Es ist das Verdienst der Reformation, daß man in christlicher Liebe den Juden sich wieder zuwandte; es gibt davon leuchtende Beispiele; nur blieb es bei der Einwirkung von Einzelnen, die gesammte Kirche griff das Werk noch nicht an. Die Stellung zu den Juden ist immer ein Zeichen davon gewesen, wie man überhaupt zum Christenthum stand. Im achtzehnten Jahrhundert, dem Zeitalter der Aufklärung, trat ein schneller Umschlag ein. Im Anfang desselben ist alles noch voll Eifers, den Juden das Wort zu predigen. Am Ende desselben hatte man es ganz aufgegeben. Es ist gar nicht mehr die Rede davon, daß in keinem Andern Heil sei, als in dem Namen Christi, und daß man den Juden Christum predigen müsse. Man hatte ja nur noch die natürliche Religion, und die Juden sollten nur ein Zuwachs zu derselben dadurch werden, daß man sie von ihren alten Gebräuchen abbrächte. Es wurde auch einmal vorgeschlagen, man sollte sie unter die Soldaten stecken, da würden sie am ersten von denselben entwöhnt werden. Man griff auch zu dem Mittel, daß man das A. T. überhaupt lächerlich machte. Man stellte Mose als einen Betrüger dar und hoffte dadurch die Anhänglichkeit der Juden an denselben zu untergraben. Die neueste Zeit hat die Emancipation vom Christenthum vollbracht. Der Glaube ist ein Gebiet für sich; daneben steht die Geschichte, die Wissenschaft ohne Glauben. Beide haben nichts mit einander zu thun. Diese Emancipation ist auch der tiefste Grund von der Stellung, die man jetzt zu den Juden eingenommen hat. Dies Volk hat eine schlechte Kammerfreiheit gewonnen für die frühere Kammerknechtschaft. Sie haben ihre Verheißungen fallen lassen. Nur der in der Liebe thätige Glaube übt die wahre Toleranz gegen die Juden. Der Staat, die Wissenschaft ist dieses Glaubens leer geworden, wie sollen die Juden glauben, daß allein in Christo Heil zu finden sei? Das entschiedene, feste, klare Bekenntniß des Glaubens an Christum ist die rechte Antwort auf die Frage der Emancipation. Es muß der wahre Glaube in Lehre, Wissenschaft und Leben von der ganzen Christenheit bezeugt und seine Herrlichkeit überall dargestellt werden, das ist die wirksamste Mission, welche wir an den Juden üben können. Diese Mission wirkt mehr, als das direkte Zeugniß, das an sie gerichtet wird. Wenn die Gemeinde Christi in allen ihren Gliedern voll ist des Erbarmens mit ihnen und die Thränen Christi über sie weint, und die Seligkeit des Glaubens in Wort und That ihnen bezeugt, so wird auch Israel selig und die großen Verheißungen erfüllt werden, die ihnen gegeben sind.

Das war ungefähr und in Kurzem der Inhalt des in blühender Rede und mit großer Begeisterung gehaltenen Vortrags des Hrn. Prof. Cassel, an den sich nun eine weitere Besprechung anschloß. Ref. wurde zunächst nach seiner persönlichen Stellung zu der bestehenden Judenmission befragt. Er wies es in weiterer Explication nach, wie die eigentliche Judenmission von England ausgegangen sei, wie denn England sich allezeit als das rechte Missionsvolk bewährt habe. In den neuesten Zeiten habe diese Mission große Dimensionen ge-

wonnen, was man ja dankbar anerkennen müsse. Es sei aber doch bedenklich, daß sie nur in Englischen Formen überall auftrete. Der Deutsche Jude lebe doch in ganz andern Verhältnissen, als der Englische; und es sei nothwendig, daß er ein lebendiges Glied der Kirche werde, in deren Mitte er lebe, damit er durch diese Gemeinschaft ferner getragen werde. Daher müsse von der Deutschen Kirche den Deutschen Juden gepredigt werden. Ref. betrachte es als seine Aufgabe, insbesondere den Predigern des Worts die Juden aufs Herz zu legen, damit sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Verlornen Israels in ihren Gemeinden richten, diese retten und damit zugleich die schädlichen Elemente aus ihren Gemeinden entfernen. Es wurden nun hierauf verschiedene Erfahrungen mitgetheilt, welche einzelne Brüder in ihrem Verkehr mit den Juden gemacht hatten. Von einem Bruder, der in seiner Gemeinde eine zahlreiche Judenschaft hat, wurde die große Schwierigkeit hervorgehoben, die er allezeit in den Verhandlungen mit den Juden gefunden. Er sei immer bald fertig mit ihnen gewesen. Sie versicherten: Wir glauben alle an Einen Gott, und gingen nicht weiter auf die Sache ein. Er glaube, der Pastor sei nicht der Mann, der auf die in seiner Gemeinde lebenden Juden viel wirken könne. Von anderer Seite wurde zugegeben, daß der größte Theil unserer Juden nichts mehr habe, als die natürliche Religion, und daß mit diesen am wenigsten anzufangen sei. Auf besserem Grunde stehe man mit den orthodoxen Juden. Ein Bruder bezeugte, daß er in seiner früheren Gemeinde viel und gern mit solchen verkehrt habe. Sie haben eine außerordentliche Kenntniß des Gesetzes gezeigt, aber nicht der Propheten. Dieses wurde von dem Ref. daraus erklärt, daß der Unterricht der Juden mehr talmudisch, als biblisch sei, und der Talmud sei vorzugsweise Auslegung des Gesetzes, welches in der Liturgie auch vornämlich vorkomme. Und wo eine Kenntniß der Propheten sei, da würden die Weissagungen falsch gedeutet. Jener Bruder bezeugte nun weiter, während er mit seinen Juden sehr gut gestanden, haben sie doch einen großen Widerwillen gegen die Missionare gehabt. Und ein befreundeter Missionar, den er zu ihnen geführt, habe auf seiner Station in 9 Jahren ja auch nur 2 Juden getauft. Ein anderer Bruder sagte, er mache es sich zur Aufgabe, den Juden das Evangelium zu bezeugen, wo er sie fände. Er erzählte von mehreren Gesprächen, welche er im Dampfwagen mit solchen gehabt, wie er viel Widerspruch gefunden, aber die erbarmende Liebe, die er ihnen bewiesen, habe doch manchen verstummen gemacht. Ein Bruder aus Pommern theilte mit, wie er und sein Amtsbruder nicht allein am 10. S. p. Tr. der Gemeinde die Sorge für das wahre Wohl der Juden ans Herz legten, sondern sie fordern sie auch jährlich 3—4 Mal nachdrücklich auf, an der Bekehrung der Juden mit zu arbeiten. So habe es sich denn auch dort eine christlicher Schneidermeister zur Aufgabe gemacht, die Juden zu Jesu zu führen. Er erzählte dann mehrere Beispiele einer in ihren Folgen gesegneten Taufe, welche er an einigen Juden verrichtet habe. Ein Jude sei dadurch gewonnen, daß er in einem christl. Jünglingsvereine Theilnahme und Liebe erfahren habe. Einem Juden habe er zu seinem Recht verhelfen können, und dadurch habe er sich ihm zugewandt und er habe Hoffnung, daß er ihn ganz gewinnen werde. Ein anderer Bruder betonte es stark, daß erst durch die eigentliche Judenmission größere Erfolge unter den Juden sichtbar geworden wären; die missionirende Predigt des Evangeliums habe die Verheißung. Ref. bemerkte hierauf, die Erfahrungen über die Erfolge der Missionsthätigkeit unter den Juden seien sehr verschieden; es sei gesagt worden, in den letzten 10 Jahren seien durch die Mission mehr Juden bekehrt, als in der ganzen vorhergehenden Zeit. Aber es leide keinen Zweifel, daß durch den Gesammteinfluß der christl. Gemeinde unendlich viel mehr Juden gewonnen seien, als je durch einzelne Missionare. Es sei eine allgemeine Erfahrung, daß die Juden den Geistlichen viel weniger Widerstand entgegensetzen, als den Missionaren. Jeder Missionar sei ihnen ein Dorn im Auge, weil eine lebendige Bußpredigt. Darum aber solle das Amt der Mission unter den Juden nicht aufhören. Zwar wisse man nicht, daß nach den Aposteln bestimmte Missionare zu den Juden gesandt seien, außer in neuerer Zeit. Aber dies sei doch sehr förderlich, da der Missionar der Sache völliger hingegeben sein könne, als der Geistliche, der den Dienst vornehmlich an seiner Gemeinde habe und vieles nicht ausrichten könne, was doch zur Sache gehöre. Aber immer sei es ein Anderes mit der Judenmission. Die Heiden lebten nicht unter den Einflüssen der sie umgebenden christlichen Kirche. Die Hauptsache bleibe immer, daß diese sich recht an ihnen bewähren. Die Pastoren voran und dann die ganze Gemeinde habe das Hauptamt der Mission an die Juden. Diese sollen sie recht auf dem Herzen tragen, treulich zeugen in der gewissen Hoffnung, daß das Wort nicht leer werde zurückkommen, und nicht müde werden in den Erweisungen der erbarmenden Liebe. Auch in den Herzen der Juden sei noch eine Sehnsucht nach dem, was sie nicht suchen; werde dies ihnen entgegen gebracht, so verschmähen sie es nicht immer. Noch sprach sich Ref. auf geschehene Anfrage über die jetzige politische Stellung der Juden so aus, daß diese nun die natürliche Folge des jetzigen Staatslebens sei. Wolle der Staat nun kein christlicher mehr sein, so müsse er natürlich die Juden zu allen Staatsämtern lassen. Man meine auch, wenn man den Juden erst Alles gewährt habe, so werden sie sich desto eher bekehren. Dies sei aber falsch. Der Messias der Juden sei jetzt der Staat, haben sie den erobert, so bleibe ihnen nichts mehr zu wünschen übrig und verstocken sich desto mehr. Es sei Recht und Pflicht aller Christen, sich gegen die Entchristlichung des Staats zu wahren, und Barmherzigkeit ist es gegen die Juden, den falschen Messias ihnen zu nehmen, damit sie den rechten Messias suchen, den die erbarmende Liebe in der Predigt des Evangeliums ihnen auf allen Wegen entgegen zu bringen hat. Der Vorsitzende bezeugte noch zum Schluß, daß der Werth der eigentlichen Judenmission unangetastet geblieben sei, und daß wir sie durch Wort und That fort und fort zu unterstützen haben. Es würde sehr heilsam sein, wenn wir zu ihrem Besten jährlich wenigstens Eine Predigt hielten nach dem Vorbilde vieler Brüder. Wir stimmen aber darin überein, daß das christliche Leben die Hauptmacht zur Bekehrung der Juden sei. Wenn wir erst rechte Prediger und unsere Gemeinden lauter Bekenner und lebendige Glieder an dem Leibe Christi geworden wären, so würden die Juden nicht mehr lange widerstehen und die Fülle Israels eingehen. Wir sangen zum Schluß noch: Ach, daß die Hülf aus Zion käme ꝛc.

Ehe unsere weiteren Verhandlungen am Nachmittage wieder aufgenommen wurden, erinnerte Herr Consistorialrath Hennicke aus Magdeburg alle Geistliche daran, daß sie in Ausstellung ihrer Zeugnisse Behufs der Wiedertrauung der Geschiedenen doch ja mit gewissenhafter Sorgfalt vorgehen möchten, da in der jetzigen Praxis ein so großes Gewicht auf diese gelegt werde. Es seien zwei Leute wegen Ehebruchs geschieden worden. Der schuldige Theil habe sich wieder verheirathen wollen und habe im Concu-

binat gelebt. Von dem Pastor sei ein Zeugniß über ihn verlangt, und das habe nun dahin gelautet: der Mann sei zur Kirche gekommen, habe auch seine Sünde bereuet, aber lebe fort im Concubinat!! Es liegt auf der Hand, daß solche Zeugnisse das Amt entehren und uns in der Ehesache auf den Standpunkt des Allg. Landrechts wieder zurückdrängen. Wir wünschen daher, daß die Ermahnung des würdigen Mitgliedes unseres Konsistoriums für keinen der Geistlichen der Provinz verloren sei, und daß auch die Superintendenten ihre Pflicht nicht versäumen, wenn solche Zeugnisse ihnen vorgelegt werden. Noch wichtiger aber ist es, daß die Entscheidung über die Wiedertrauung der Geschiedenen nicht lediglich von solchen Zeugnissen, sondern allein von festen Principien der Schrift und der Kirche abhängig gemacht werde.

Noch sprach Herr Landrath v. Kröcher, der zugleich einen gedruckten Bericht des Vereins für Schriftenverbreitung im R. B. Magdeburg vorlegte, den Wunsch aus, daß doch die Colportage mehr Sache der Kirche werden möchte. Es könne so schwer nicht sein, daß jede Diöcese einen eigenen Colporteur halte. Der Vorsitzende empfahl den Brüdern, auf den Diöcesanconferenzen überall die Sache zur Sprache zu bringen, da es auf der Hand liege, wie nothwendig es sei, gute Bücher in die Hände der Leute zu bringen, vornämlich bei uns, wo der Besuch der Kirchen so spärlich und die Lectüre schlechter Bücher so weit verbreitet sei.

Hierauf kamen wir dann zu dem Hauptgegenstande, der uns heute Nachmittag noch beschäftigen sollte. Herr Hülfsprediger Weber aus Magdeburg hatte einen Vortrag übernommen über Kirchenbau und Kirchenschmuck. Auch darüber war früher in Gnadau noch nicht eigens gesprochen worden. Die Veranlassung zur Wahl dieser Vorlage hatte eine Aeußerung auf der letzten Versammlung bei der Besprechung über die Liturgie gegeben: durch diese sei großen Theils der Kirchenbau bedingt. Dem wollte man weiter nachdenken. Ref. nahm aber einen breitern Standpunkt ein und wollte uns Pastoren das Gewissen schärfen in Beziehung auf die Sorge, die uns für die Würde unserer Gotteshäuser obläge. Er gab zuvörderst eine interessante historische Uebersicht über die Entwickelung des Kirchenbaues. In den ersten Zeiten der christl. Kirche gab es 3 Orte, wo die Christen zum Gottesdienst zusammen kamen, zuerst im Tempel zu Jerusalem, besonders der Halle Salomonis, dann in den Synagogen, endlich aber in Privathäusern. Bald aber findet sich noch ein Ort, wo sie sich gern und häufig versammeln, das sind die Gräber der Märtyrer. Z. B. die Katakomben in Rom. Diese unterirdische Welt der großen Stadt war es, in welche die um des Glaubens willen verurtheilten Christen zu harter Arbeit geschickt wurden. In diesem Labyrinthe lernten sie sich zurecht finden; dahin brachten sie die Leichname der Märtyrer, dahin flohen die Verfolgten, wenn der Sturm losbrach. Man hat in diesen Katakomben Baptisterien gefunden, und wenn es 1 Cor. 15, 29 heißt: „Was lassen sie sich taufen über den Todten?“ so ist gewiß nichts anders als die Taufe an den Gräbern der Märtyrer gemeint. Schon im zweiten Jahrhundert fing man an Kirchen zu bauen; mehr noch am Ende des dritten Jahrhunderts, wo die Kirche Ruhe hatte. Zu Anfang des vierten Jahrhunderts standen schon 40 Kirchen. Diese baute man vielfältig über den Gräbern der Märtyrer; und der Altar, der erst von Holz, dann von Stein war, stand gerade über dem Grabe des Märtyrers, so daß man hinabsehen konnte. Es lag darin eine Beziehung auf Apoc. 6, 9. Als die Verfolgungen vorüber und das Christenthum Staatsreligion geworden war, so erhoben sich nun überall Kirchen. Es waren ihrer dreierlei: 1) Pfarrkirchen, welche einfach zum Gottesdienst der Gemeinde gebraucht wurden. Die Kirche, wo die Cathedra des Bischofs stand, hieß Cathedralkirche, neben welcher die Taufkirche sich befand. 2) Gedächtnißkirchen. Diese waren dem Gedächtniß der heiligen Thatsachen der Erlösung geweihet; solcher Kirchen fanden sich schon 20 im heiligen Lande 50 Jahre nach Constantin. 3) Märtyrerkirchen, welche an den Gräbern der Märtyrer standen, immer noch so, daß der Altar gerade über dem offenen Grabe war. Man gewöhnte sich daher, den Altar als das Märtyrergrab anzusehen und daher kam es, daß man selten einen Altar baute, ohne Gebeine eines Märtyrers hinein zu legen. Welche Formen benutzte man nun für den Bau dieser Kirchen? Für Taufkirchen benutzte man die Formen der heidnischen Bäder. Es führten 3 Stufen hinab; Anfangs tauchte man die Täuflinge unter, dann begoß man sie, endlich besprengte man sie bloß. Bei der Gruftkirche benutzte man die Grabnische für den Altar in Gestalt der concha. Für die Gemeindekirchen konnte man die Form der heidnischen Tempel nicht gebrauchen, wenn man es auch gewollt hätte; sie waren an sich nur klein, rings umher bloß Hallen, wo das Volk opferte. Mehr entsprachen dem Zweck die öffentlichen Gerichtssäle, auch die großen Säle in den Häusern der Vornehmen, welche man Basilica nannte. Die nach diesem Muster gebauten Kirchen bildeten ein längliches Viereck, welches durch 2 Säulenreihen in 3 Theile getheilt, an deren Ende ein kleiner runder Ausbau war, mit einer Bank für die Presbyter; in der Mitte derselben war die Cathedra des Bischofs und davor der Altar, ein Tisch, der auf 4 Säulen ruhte, erst von Holz, dann von Stein: darüber war eine Art Baldachin, oben mit dem Zeichen des Kreuzes geschmückt. Von dem Baldachin herab hing das Ciborium, das Behältniß für die Hostie, in Gestalt einer Taube; zwischen den Säulen, welche den Baldachin trugen, waren Vorhänge, welche bei der Feier des Sacraments aufgezogen wurden. In der Kirche befanden sich besondere Räume für die Männer und die Frauen auf der nördlichen und südlichen Seite, während für die Geistlichen auch noch ein Raum war vor dem Altar. Dieser längliche Bau ging bald in die Kreuzesform über. Man baute da, wo Schiff und Altarraum sich schieden, nach beiden Seiten heraus. Auch legte man die Würfelform zu Grunde nach dem Grundriß des neuen Jerusalems in der Offenbarung, und legte die Seiten des Würfels auseinander, wodurch wieder die Kreuzesform entstand. Nach einiger Zeit fing man an, den Raum der Kirche nach dem Bedürfniß noch weiter zu theilen. Erst kam der Vorhof für die Katechumenen und Büßenden; dann das eigentliche Schiff der Kirche, der untere Theil desselben für die Gemeinden, der obere für die Geistlichen; der Platz des Altars wurde erhöhet, zu dem man auf einigen Stufen heranstieg. An der Grenze dieses Raums, des Chors, stand auf der einen Seite das Pult, wo das Evangelium, auf der andern das, wo die Epistel verlesen wurde. Dazwischen befanden sich noch Schranken, cancelli, woher der Name Kanzel, von wo aus später gepredigt wurde. Der Bischof predigte von seinem Sitze hinter dem Altar; später stellte man einen tragbaren Kanzelstuhl zwischen die genannten beiden Pulte. An jedem Sonntage wurde das Evangelium und die Epistel von verschiedenen Geistlichen gelesen, der Bischof ließ sich dann das Evangelium geben, und während er die Stufen in Begleitung der Diaconen herabstieg, wurde

das Alleluja gesungen, welches daher Graduale heißt. Aus der so beschriebenen Form der Basilica bildete sich in den Jahren 1000 bis 1200 der romanische Baustyl in Deutschland aus, der sich zu dem alten römischen verhält wie die romanischen Sprachen zu den alt römischen. Die Kreuzesform wurde beibehalten; aus den Säulen, die mit flachen Balken bedeckt waren, wurden Pfeiler mit Bogen, die aber mit Säulen oft wechseln. Die obere Mauer hat kleine Fenster, die erst nur Gitter, oder Teppiche, später Glas hatten. Die Baptisterien versetzte man in die Kirchen, gewöhnlich in die Vorhalle der Nordseite. Die Erfindung der Glocken wurde auch von Bedeutung für den Baustyl. Erst hatte man einen cursor, der die Gemeinde zusammen rief; dann baute man Glockenthürme, welche aber von der Kirche ab lagen, oft ein langes Stück, wie noch jetzt in Palermo zu sehen ist; später nahm man diese Thürme zur Kirche und baute zwei im Osten und zwei im Westen an die Enden des Kreuzes und dann noch ein Thürmchen in der Mitte, wo die Balken des Kreuzes sich schneiden. Eine große Veränderung im Baustyl ging vor sich durch die Erfindung des Spitzbogens, und des Kreuzgewölbes, welche durch die Construction mit wenig Masse von Steinen viel tragen können; daraus entstand der gothische Styl, der sich durch schlanke Formen auszeichnet, welche in die Höhe streben. Es entstanden große Fenster, welche durch die Glasmalerei geschmückt wurden. Die Gliederung des innern Kirchenraumes blieb im Wesentlichen dieselbe. Nur der Chor wurde mehr zurückgeschoben und vertieft; der Baldachin über dem Altar fiel weg, statt dessen baute man neben dem Altar ein Sacramentshäuschen, welches im Ulmer Dom 90 Fuß hoch ist; später aber verlegte man das Ciborium auf den Altar, und es wurde daraus das Tabernaculum (die Hülle Gottes bei den Menschen). Die Emporen waren in alter Zeit unerhört. Es war den Alten der Gedanke unerträglich, den Leib des Herrn unter den Füßen zu haben. Nur an der Westseite befanden sich öfter Emporen, welche aber meist ihren eigenen Altar hatten. Die Emporen sind nur aus Rücksicht auf das practische Bedürfniß entstanden. Dieser Rücksicht fiel überhaupt der gothische Styl; es entstand der sogenannte Renaissancestyl. Man dachte nur darauf, Raum zu gewinnen. In Italien besonders, wo Gothisch und Barbarisch für ein und dasselbe galten, kam er durch Michel Angelo auf. Man baute hier weite Kirchen mit großen Räumen, um überall Malerei und Sculpturen anzubringen; man machte große Portale, Façaden und Vorbauten; die alte Einfachheit ging verloren und es entstand der Barockstyl. — Nach diesem historischen Ueberblick, der hier nur sehr unvollkommen und vielleicht nicht einmal in allen Stücken richtig wieder gegeben ist, wollte Ref. einige praktische Folgerungen für unser Bedürfniß uns vorhalten. In unsern Kirchen sei freilich nichts mehr von der Herrlichkeit des frühern Kirchenbaues zu finden; es müsse erst eine andere Zeit kommen, voll Glaubenskraft, aus der ähnliche Schöpfungen wieder hervorgehen, wie sie die frühere Zeit erzeugt. Er wolle daher nicht viel fordern und nur einige Punkte berühren. Vor allen Dingen müsse jeder Pastor dahin sehen, daß seine Kirche recht rein und sauber gehalten werde; sodann, daß jedes Stück den Ort einnehme, der ihm zukomme. Z. B. die Kanzel nicht über den Altar, sondern entweder an die Gränze des Chors oder in die Mitte der Kirche u. s. w. Beim Beginne der sich an diesen Vortrag schließenden Besprechung wurde von einem Bruder im Allgemeinen bemerkt, daß bei der Erklärung der Einrichtung des Kirchenbaues zu wenig Rücksicht genommen sei auf den alten Tempel, der doch immer das Hauptvorbild für jene gewesen sei: z. B. die Vorhalle entspreche dem Ulam, dem Orte, wo die Trauernden und auch die zu spät Kommenden sich aufgehalten; der Baldachin über dem Altar dem Versöhnungsdeckel auf der Bundeslade. Auch hätten die Veränderungen im Kirchenbau in Verbindung gebracht werden müssen mit den Bewegungen der Zeit. Das Concil zu Nicäa habe seinen Einfluß geübt auf den Kirchenbau; der Gothische Baustyl stelle den Sieg des christlichen Elements über das Germanische dar; der Renaissancestyl bilde die Eigenthümlichkeit des Italienischen Charakters im Gegensatz zu dem Germanischen ab u. s. w. Von einer andern Seite wurde bemerkt, daß die Einrichtung unserer Kirchen überall noch die Spuren der Herrschaft des Rationalismus blicken ließen. Daß die Kanzel über den Altar gekommen sei, währe aus der Zeit her, wo die Lehre sich über das Sacrament gesetzt habe. Ein anderer Bruder will hierin vielmehr den Einfluß des reformirten Princips sehen, welches die Predigt über das Sacrament erhebe. Von anderer Seite wurde dagegen bemerkt, daß diese Stellung der Kanzel ganz einfach daher komme, weil man sonst keinen Raum für die Kanzel in der kleinen Kirche gefunden habe. Auch sei dies in solchen Kirchen der Ort, von wo der Prediger am besten von der Gemeinde gesehen und gehört werde, und dies sei am Ende wichtiger, als die Durchführung eines Princips, welches nicht einmal gestützt werde durch die ursprüngliche Praxis, nach welcher die Cathedra des Bischofs hinter dem Altar stand. Wenn man jetzt häufig die Kanzel an der Gränze des Altarplatzes anbringe, so sei das Bedenken, daß theils der Prediger von Vielen nicht könne gesehen werden, theils der Schall der Stimme in der Länge der Kirche verhalle. Man stimmte indeß wohl darin überein, daß, wenn es sich machen ließe, die Kanzel nicht über den Altar zu setzen sei, aber es sei noch ein Problem der protestantischen Baukunst, der Kanzel und dem Taufstein neben dem Altar den rechten Platz zu geben, zumal bei den Forderungen der jetzigen Zeit, der zunehmenden Population den gehörigen Raum in der Kirche zu schaffen, so daß alle Zuhörer den Prediger recht sehen und hören könnten. Die Besprechung drehte sich meist um diesen Punkt; es trat dabei ein Gegensatz zwischen denen, welche die alten Formen in einer Weise verehren, daß sie andern Bedürfnissen und Forderungen kaum eine Berechtigung zugestehen wollen, und denen, die eine freiere Stellung in dieser Beziehung haben, öfter hervor; und er würde sich in einer weitern Verhandlung der Sache noch öfter bewährt haben, wenn dieser nicht durch die einbrechende Dunkelheit bald ein Ende gesetzt wäre.

Abends 7 Uhr vereinigten wir uns, wie gewöhnlich, mit der Gemeinde zu gemeinschaftlicher Andacht, welche Sup. Winzer aus Helfta bei Eisleben leitete, indem er über 1 Pet. 1, 13 — 19 warme und herzliche Worte sprach.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 31. October. № 87.

Maria Regina, eine Erzählung aus der Gegenwart von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Mainz 1860. 2 Bände. S. 574. 545.

(Schluß.)

Wir übergehen die mehr oder minder bedeutenden Nebenfiguren und beschränken uns darauf noch auf etliche besondere Vorzüge des Buches hinzuweisen. Hierzu rechnen wir zuerst, wie wir das oben schon angedeutet, die frischen, aus der Wahrheit geborenen Schilderungen des Lebens innerhalb der Katholischen Kirche. Die Gräfin hat die bunte Gliederung des katholischen Cultus in allen Einzelheiten erforscht, seine Principien dargestellt, mit dem Dogma in Verbindung gebracht und den Segen, welchen fromme Katholiken darin finden können und sollen, in anziehender Form dargelegt. Wir zweifeln nicht daran, daß das Buch besonders in den feiner gebildeten Kreisen des katholischen Deutschlands mit großer Theilnahme gelesen werden wird, zumal das Ganze (einige seltsame Ausdrücke, z. B. ich bin ganz „caput", der Graf adorirt Corona u. s. w., abgerechnet) in anziehender Sprache wahrhaft elegant geschrieben und gedruckt ist.

Und damit kommen wir zugleich auf einen zweiten Vorzug des Buches. Der Leser hat aus dem Bisherigen schon gesehen, daß wir es nur mit der vornehmen Welt zu thun haben. Indeß nicht in der Weise, wie wir es so oft in den alltäglichen Romanen finden, die zwar auch vom Grafen und der Gräfin sprechen und uns in Schlösser und Parks führen, aber in einer Weise, daß kundige Leser mit Leichtigkeit herausfühlen, daß die Verfasser das Leben, welches sie schildern, nur mit dem Fernrohre, etwa aus der Perspektive der Bedienten und Kammerjungfern, gesehen haben, während wir es diesem Buche auf jeder Seite anfühlen, daß die Verfasserin in diesen Kreisen zu Hause ist. Es tritt uns allenthalben die Wahrheit der Schilderung in einer Weise entgegen, daß auch Personen, welche sich in den Kreisen der vornehmen Welt nicht bewegt haben, sie herausfühlen werden.

Um zu zeigen, wie sich Maria Regina von der Welt unbefleckt hält, muß sie in die aristokratischen Kreise der gesandtschaftlichen Hotels zu Frankfurt geführt werden; wir begleiten sie zu den Festen des Oesterreichischen Gesandten und der Banquiers, welche der Besitz ihrer Millionen ebenbürtig macht. Zur Zeit der großen Ausstellung leben wir mit der gräflichen Familie in einem eigenen, für die Saison gemietheten Hotel, zwar „etwas kostbar", aber dafür wie zu Haus in London. Die Pariser Saison haben wir wiederholt durchzukosten. Wenn wir an den Genfer See in die Villa Diodati auf etliche Monate geführt werden, welche durch Lord Byron ihren berühmten Namen erhalten hat, so begegnen wir auch hier der gewandten Feder, welche Erlebtes aufzufassen und zu schildern weiß. In Rom, dieser Stadt ohne Gleichen auf der Welt, fühlen wir uns erst wohl, wie zu Hause, und wir gehen auch nicht wieder weg, ohne den Papst gesehen zu haben, und die Leser wollen es sich gefallen lassen, den heiligen Vater bei dieser Gelegenheit auch einmal zu sehen, zumal wir sofort in wenigen Worten gewahr werden, mit welch verschiedenen Augen er angesehen wird.

„Als die eine Gesellschaft mit der Besichtigung der Circusruine und die andere mit dem Grabmal der Cäcilia Metella fertig war und jede zu ihrem Wagen zurückkehrte, rief plötzlich (der junge gräfliche Priester) Hyacinth:

„Da kommt der heilige Vater! o seht, er kommt des Weges, er geht zu Fuß in der weißen Soutane — das ist er."

„Welch ein Glückstern waltet über uns", rief Graf Damian vergnügt.

„Diese Wonne, Lilli bekommt seinen Segen", jubelte Corona."

Sie hatte einen herrlichen Blumenstrauß von Rosen und Orangenblüthen in der Hand, sie riß ihn auseinander, gab die einzelnen Blumen an (ihr Kind) Felicitas und unterrichtete das Kind, was es zu thun habe. Dann warteten Alle in frohbewegter Spannung, daß der heilige Vater sich nahe. Er ging zwischen zwei Herren seines Gefolges, Andere hinter ihm, in einiger Entfernung fuhren die Wagen langsam nach.

Lelio (der Musiker Judith's) hatte mit ebenso großer Freude wie Hyacinth, seiner Gesellschaft die Ankunft des heiligen Vaters angezeigt, aber nicht dieselbe Theilnahme gefunden.

„Weltlicher Fürst und Priesterkönig", rief Florentin, „zwiefachen Hasses werth! o könnt ich ihm diesen Haß ausdrücken."

„Naheſt du dich ihm, oder sagst du eine Sylbe, so schlag ich dich zu Boden", rief Lelio zornesbleich.

„Ruhig, Lelio!" sagte Judith, „Florentin weiß, wie er sich in meiner Gesellschaft zu benehmen hat. Sie können aber nicht von uns ihre papistischen Adorationen verlangen."

„Ein fremder Souverain geht uns gar nichts an", sagte Madame

Miranes, „und was den Glanz betrifft, so haben wir schon ganz andere gekrönte Häupter gesehen.“

„Sie bildeten eine eigenthümliche Gruppe! Judith stand da, hochaufgerichtet, kalt und stolz, wie Jemand, der gewöhnt ist, Huldigungen zu empfangen, nicht darzubringen. Madame Miranes sah neugierig dem Kommenden entgegen und zugleich verwundert, weshalb Lelio eine solche Verehrung für den alten Herrn äußere. Mit finsterm Trotz in Blick, Mienen und Haltung stand Florentin neben Judith. Aber Lelio löste sich von der unfreundlichen Gruppe ab, die unbeweglich stehen blieb, während er niederkniete, um den Segen zu empfangen, den der heilige Vater im Vorübergehen mild ihm ertheilte. Lelio hätte gern den Staub unter seinen Sohlen geküßt, so zerschmolz ihm das Herz vor Reue bei dem Gedanken, daß er in diesem gütigen, liebevollen Greise je einen Tyrannen, ein schädliches, unheilbringendes Wesen habe sehen können. Er folgte ihm mit den Blicken und sah, wie aus der Gruppe der Windecker ihm ein Kind entgegen lief, das in weiß gekleidet einen himmelblauen Gürtel und beide Hände voll Blumen trug. Mit der unnachahmlichen Grazie der kleinen Kinder, die noch von keiner Eitelkeit etwas wissen, streute Felicitas ihre Blumen auf den Weg und kniete dann neben ihnen nieder. Und der heilige Vater legte einen Augenblick zärtlich die Hand auf das Haupt des Kindes und ertheilte dann mit großer Freundlichkeit an Corona, Graf Damian und Hyacinth seinen apostolischen Segen. Dann ging er weiter. Auf der kurzen Strecke hatte sich ein getreues Abbild von dem Urbild aufgerollt, das der Evangelist Marcus von dem Heiland mit den Worten malt: „Und Er war in der Wüste bei den wilden Thieren und die Engel dienten ihm.“ Wie der göttliche Heiland, so steht auch die Kirche, die sein Werk fortsetzt, hienieden in der Wüste der Welt — einerseits umheult und umtobt von der Wuth des Satans und der Bosheit wilder, verderblicher, frecher Leidenschaft, während andererseits alles Gute, alles Heilige, alles Himmlische ihr huldigt. Und je ähnlicher des göttlichen Heilandes Stellvertreter als Oberhaupt der sichtbaren Kirche in Liebe und Leid ihm ist, desto mehr wird sich auch in seinem Leben dieser Zug herausstellen und Niedriges und Böses wird wider ihn wüthend die Zähne fletschen, das Edle und Reine verehrend ihn lieben.

Corona schloß Felicitas zärtlich in ihre Arme und sagte mit feuchtschimmernden Augen: „Nun habe ich eine Ahndung davon, wie jenen Müttern ums Herz war, deren Kinder der Heiland segnete.

Beglückt setzten sie ihre Spazierfahrt fort.“ — —

Wie uns hier die Gräfin den Papst zeigt, so führt sie uns ein andermal nach Alt-Oettingen, um uns den berühmten Wallfahrtsort genau auf seinem historischen Grunde zu beschreiben, und verläßt uns nicht eher, bis sie uns auch das Mausoleum Tillys gezeigt hat, der hier begraben liegt. Wir erleben mit ihr das glänzende Fest der Engelweihe zu Mariä-Einsiedeln, werden Tagelang an den Tausend und aber Tausenden von Wallfahrern vorübergeführt, die neben den unnützen Bummlern und vagabondirenden Taugenichtsen hier ihre Andacht suchen. Ein andermal zeigt sie uns die Capelle von Loretto und stellt ihre Bedeutung den katholischen Christen ins Licht. Ein andermal erleben wir in der Schloß-Capelle zu Windeck das Fest der Primiz — (die erste Messe des neugeweihten gräflichen Priesters) mit ihren Zubehörungen. Dann führt uns die Gräfin in die Einsamkeit des Klosters. Wir wohnen der Einkleidung der Maria Regina bei, und finden sie später so tief verschleiert hinter dem eisernen Gitter, oder horchen zu, wenn die Nonnen um Mitternacht hora singen und — um abzubrechen — es wird nicht leicht, irgend eine bedeutsame Erscheinung innerhalb der Katholischen Kirche und des Katholischen Lebens geben, die uns nicht in lebendiger Gestalt, als etwas Erlebtes und Gekanntes vorgeführt würde.

Aber auch die Kunst, die antike und christliche, insbesondere die heilige, kommt zu ihrer Geltung, und wir finden eine tiefsinnige Auffassung des tragischen Zuges, der alle die schönsten Statuen des Alterthums bis zur großen Egyptischen Sphinx herab, charakterisirt, eine tiefsinnige Auffassung der Raphaelschen Transfiguration ꝛc. Wir lernen die Peterskirche in ihren Details kennen, das Coliseum wird uns in seiner antiken und modernen d. h. christlichen Bedeutung vorgeführt. Schön sind die Naturschilderungen, an denen wir gelegentlich vorübergeführt werden. Da liegt der Genfer-See vor uns mit seinen bunten Gestaden, mit seinem mächtigen Hintergrunde. Wir besuchen den Montblanc mit seinen Eisfeldern, wir werden über die Schottischen und Italiänischen Seen geführt und fühlen, daß diese Vergleichung nur ein Auge anstellen kann, das beide aufmerksam gesehen hat. Neben diesen großen Scenen sind die Ufer des Mains der Gräfin nicht zu unbedeutend, um ihr nicht eine schöne Naturschilderung abzugewinnen.

Nach dieser Anerkennung sei es uns denn noch erlaubt, auch auf einige schwache Seiten hinzuweisen. Dazu rechnen wir vorzugsweise die aus dem Streben, die Katholische Kirche auch rücksichtlich der bedenklichsten Seiten glänzend zu rechtfertigen, hervorgegangenen Uebertreibungen, auf Kosten der Wahrheit und Wirklichkeit. Um das Klosterwesen und den Cölibat zu rechtfertigen, muß die Ehe, deren Unauflöslichkeit sonst mit Recht den protestantischen Willkürlichkeiten schneidend entgegengestellt wird, fast immer, wo nicht die Gestalt einer ganzen, doch sicherlich einer halben Sünde annehmen. Eine der bedenklichsten Seiten der Kath. Kirche wird immer das Papstthum bleiben. Die concrete Gestalt des Papstes widerspricht gar zu oft dem von ihm aufgestellten Dogma. Er muß in gewisser Beziehung immer unfehlbar sein, und hat doch nur zu oft auch in den Stücken geirrt, wo er nicht irren dürfte. Er heißt: „Seine Heiligkeit“, und es ist nur zu bekannt, daß auf dem heiligen Stuhle zuweilen wahre sittliche Ungeheuer gesessen haben. In der letzten Beziehung stellt die Gräfin eine sehr bedenkliche Rechnung an. Sie rechnet nämlich aus, daß es auch dem bittersten Haß und der feindlichsten Scheelsucht nicht möglich sei, mehr als fünf oder sechs Päpste ausfindig zu machen, welche die Nachfolge Christi nicht angetreten haben — „also Einer etwa in 300 Jahren, bei dem der natürliche Mensch den übernatürlichen besiegte! Welch lange, lange wunderbare Reihe von Heiligen, und wie selten (nämlich alle 300 Jahre) wird sie unterbrochen durch einen armen Sünder.“ Wir unsererseits wollen die Gegenrechnung nicht aufstellen, eine solche Rechnung möchte

immer etwas Bedenkliches haben, glauben auch, daß die Gräfin sich besser gestanden, wenn sie das Credit und Debet auf dem päpstlichen Conto lieber ununtersucht gelassen hätte.

Zuweilen will es uns bedünken, als ob wir die Gräfin nicht verstehen könnten, oder wir müssen glauben, daß ihre Auslassungen an den Unsinn streifen. Z. B. der edle Graf Uriel liebt Regina, aber sie weist seine Werbungen zurück, denn Uriel hat einen „Rival", das ist — Jesus Christus der Herr. „Der Gedanke an einen irdischen Nebenbuhler hätte ihn gründlich durchkältet und auch den leisesten Wunsch unterdrückt, ein Herz zu besitzen, das sich zu einem Andern neigte; denn Liebe — ist exclusiv. Aber der Gedanke an den göttlichen Rival gab ihm Glut und Muth und geadelt fühlte sich seine Liebe, weil sie gegen Himmlisches in die Schranken trat." — — I. p. 230.

Zu den schwachen Seiten rechnen wir weiter alle diejenigen Partien, welche Lebens- und Charakterschilderungen enthalten, die außerhalb der Sphäre „der Gesellschaft" liegen. Nein, die Bauern kennt die Gräfin nicht, und die Blusenmänner und Freischärler hat sie wohl nur aus weiter Perspektive gesehen; da muß sie bei Jeremias Gotthelf in die Schule gehen. Sie will uns einmal zeigen, wie der Glaube die Seele des ächten Jüngers seines Herrn mit Muth erfüllt und führt uns zu diesem Ende in den Märztagen von 1848 eine Schaar von Blusenmännern und Freischärlern vor. Alles zittert und bebt auf dem Schlosse zu Windeck, nur die 16jährige Regina bleibt auf der Terrasse, ohne sich zu fürchten. Die Unterredung ist aber, obwohl sehr siegreich, so ganz unnatürlich, daß man sich eines Lächelns nicht erwehren kann. So redet kein 16jähriges Mädchen, auch wenn sie Maria Regina heißt, in der Dunkelheit der Nacht den Blusenmännern gegenüber, welche die Gewehrkammer des Grafen zu plündern gekommen sind, und so leichten Kaufs lassen sich die Freischärler nicht abfertigen. Solcher Unnatur begegnen wir auch sonst wohl einmal. Zwei fromme Gräfinnen finden wir in Thränen gebadet. Der Graf kann sich die Thränen nicht erklären und fragt ironisch, ob sie etwa über den schönen Sonnenuntergang weinen. „Ach nein, wir grämen uns nur so sehr über die armen Protestanten, deren Seelen so wenig Nahrung haben." „Nie Nachlaß der Sünden", sagte Cunigunde, und eine Thräne engelhaften Mitleids gab ihren schönen Augen himmlischen Glanz, „nie beseligende Gewißheit der Versöhnung mit Gott, die auf keiner Selbstgefälligkeit und Täuschung beruhte, nie Empfang des wahren Leibes Jesu Christi ꝛc." — Doch wir haben diese schwächste Seite des Buches schon oben berührt und brechen lieber ganz ab.

Indem wir hier von der Gräfin Abschied nehmen, behalten wir uns vor, auf die übrigen Bücher derselben übersichtlich in einem spätern Artikel zurückzukommen.

Paläſtina. Von Karl v. Raumer, Professor in Erlangen. Mit einer Karte von Paläſtina. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1860.

Als dieses Werk im J. 1835 zum ersten Male erschien, rief ihm die Redaktion dieser Kirchenzeitung in Nr. 86 und 87 des damaligen Jahrgangs herzliches Willkommen entgegen. Neben der epochemachenden Gesammtdarstellung der Geographie des heil. Landes in Ritters Erdkunde gab es damals nur unselbstständige, dürftige Compilationen, wie die von Röhr; das Lehrbuch v. Raumers war das erste, welches den großen Stoff auf Grund umfassender und sorgfältiger Selbstforschung mit musterhafter Lehrgabe zu übersichtlicher geschmackvoller Darstellung brachte. Wenn wir damals sagten, daß es einem dringenden Bedürfnisse abhelfe, so müssen wir es heute nach 25 Jahren wiederholen; es ist wohl der augenfälligste Beweis für die Trefflichkeit des Buches, daß der Versuch, es zu übertreffen, bis heute von Niemandem gewagt worden ist. Unser größter Geograph, Ritter selbst, hat ihm im 15. Theil seiner Erdkunde das glänzendste Zeugniß ausgestellt. „Eine klassische Arbeit" — sagt er — „welche durch die Gedrängtheit des Inhalts, dessen klare Anordnung und wissenschaftliche Behandlung, wie Genauigkeit und Vollständigkeit der detaillirten Stellennachweisung im Alten und Neuen Testament wohl alle andern Compendien dieser Art weit hinter sich zurückläßt. Durch den positiven Fortschritt der Entdeckung wird es immer größerer Vollendung fähig bleiben, aber in Sinn, Geist und Treue, wie in universeller wissenschaftlicher Erkenntniß wird es in dieser Form nicht leicht übertroffen werden können." „Wir werden" — fügt der große und in seiner nachahmungswürdigen selbstlosen Bescheidenheit doppelt große Forscher hinzu — „sehr häufig auf diese Arbeit dankbar hinzuweisen haben, wie sie denn schon Vieles berichtigt hat, was in unserm ersten allgemeinen Versuche über dasselbe Land nur flüchtig angedeutet war." Es ist bekannt, in wie großartigem Maaßstab die Erforschung des heil. Landes in den letzten Jahrzehnten fortgeschritten ist und welchen Umfang die betreffende Literatur gewonnen hat; Raumers Paläſtina aber hat sich davon nicht überflügeln lassen und in den neuen Auflagen 1838 und 1850 nach sorgfältigster Durcharbeitung des ungeheuren Materials den Reinertrag des Fortschritts in sich aufgenommen, so daß van de Velde in dem seiner riesigen Karte des heil. Landes beigegebenen Memoir das anerkennende Urtheil Ritters mit Bezug auf die 3. Auflage bestätigt: The well deserved praises of this excellent work are given by Ritter vol. XV, 62. Und auch Robinson in seinen Neueren biblischen Forschungen S. XXXII kann nicht umhin, das Urtheil zu fällen: „Dies Werk ist mit großem Fleiß zusammengetragen und bildet ein ausgezeichnetes Handbuch."

Wenn dem Raumerschen Werke damit nur ein compilatorischer Charakter zuerkannt werden soll, so müssen wir freilich widersprechen. Es ist an mehreren Punkten von bahnbrechender Bedeutung gewesen und ist der Entdeckung an Ort und Stelle mannigfach vorausgeeilt. Hier zuerst wurde die Identität von Antipatris mit dem jetzigen Kafr Saba wahrscheinlich gemacht; Eli Smith hat sie später bestätigt. Schon in der ersten Ausgabe war nach Angabe des Josephus der Ort der Brücke über das Tyropöon in Jerusalem richtig da angegeben, wo Robinson den Rest dieser Brücke, welcher jetzt im Munde der Jerusalemer Robinsons Namen trägt, später auffand. Ebenso ist v. Raumer der Erste gewesen, welcher in dem dschebalitischen Bußaireh das edomitische Boßra erkannte und Gesenius' Vermischung dieses Boßra mit dem auranitischen gründlich widerlegte. Bemerkenswerth ist auch die geognostische Erklärung der räthselhaften Höhlungen von Beit Dschibrîn, welche zuerst v. Raumer gab und Ritter u. A. als befriedigend anerkannten. Neben solchen neuen Erkenntnissen, welche sich bewährt haben, ist das Buch reich an selbstständigen Ansichten in Fragen, welche noch ihrer Lösung warten. Dahin gehören die vom Verfasser festgehaltenen Ansichten über Golgatha, über Kades, über mehrere Punkte des Zuges Israels (besonders die Lustgräber) und über Jos. 19, 34 (Juda am Jordan), diesen (wie Reland sagt) maximus atque insolubilis fere nodus, welchen v. Raumer (Pal. S. 232 ff.) gelöst zu haben glaubt und jedenfalls in immer noch beachtenswerther Weise zu lösen versucht hat.

Selbstforscher auf diesem Gebiete hieran zu erinnern wäre kaum nöthig, wenn das Raumersche Werk nicht häufig genug Dienste geleistet hätte, die man ihm zu danken unterlassen hat, wofür der Jerusalemische Rabbi Joseph Schwarz in seinem Heiligen Land (1852) nicht das einzige Beispiel ist. Es kommt uns hier nur darauf an, wie im J. 1835, so jetzt aufs Neue die Aufmerksamkeit aller Bibelleser auf dieses treffliche Handbuch hinzulenken, welches der Verfasser kraft der unverwelklichen Jugendfrische, die ihm auch im hohen Alter erhalten geblieben, in dieser vierten Auflage mit unermüdetem Forscherfleiße um Vieles vervollkommnet und in ebenbürtiges Verhältniß zu dem neuesten Stande der Wissenschaft gesetzt hat. Wir empfehlen es (wenn es dessen bedarf) besonders Lehrern an hohen und niedern Lehranstalten und gestatten uns zu bemerken, daß es kaum ein passenderes Preisbuch gibt, als dieses Buch über Palästina. Denn der Wissenschatz, den es bietet, ist so lehrhaft gestaltet und vertheilt, so faßlich und gefällig geformt, daß es sich auch zum Selbstunterrichte für strebsame Schüler eignet.

E. D.

Nachrichten.

Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen zu Gnadau.

(Schluß.)

Andern Tages waren wir schon wieder bald nach 7 Uhr in dem Herrn beisammen. Wenn sonst die Verhandlungen mit einer längern erbaulichen Rede eröffnet zu werden pflegten, so blieb diese heute weg, damit man dem so hochwichtigen Gegenstande, der noch zur Sprache kommen sollte, desto mehr Raum verschaffte. Nach gemeinschaftlichem Gesange und Gebete las daher der Vorsitzende bloß die Losung des Tages und den 51. Psalm vor und sagte, wir stünden auch jetzt am Bau der Mauern Jerusalems, der sehr zerfallenen; wenn dabei Gott aber nur gefallen die Opfer eines zerschlagenen Herzens und eines geängsteten Geistes, so wollten wir darum Gott vornämlich jetzt bitten. Wir wollten jetzt vor dem Herrn prüfen, woran es liege, daß auch gläubige Geistliche so wenig Frucht in ihrem Amte sehen, da möge der Herr geben, daß wir nicht auf andere sehen, sondern in recht bußfertigem Sinne allein auf unsere Sünde und Schuld. Anderer Besserung hätten wir nicht in unserer Hand, aber uns könnten wir mit Gottes Hülfe bessern. Und, Gott Lob! es bedurfte ja nicht erst dieser Ermahnung. Bei der ganzen folgenden Besprechung ist auch nicht ein Wort gehört worden, das Andere beschuldigt hätte um den so offen und schrecklich daliegenden Schaden. Es ist ja nicht zu läugnen, daß unsere Gemeinden auch ihr gut Theil Schuld tragen an der gräulichen Verwüstung, die einem überall, sei es in der Stadt, sei es auf dem Lande, hier entgegentritt; aber man ließ das gänzlich bei Seite; es wurde nur uns, uns Buße gepredigt, und darum war es auch solch ein gesegneten Tag, ein Tag, der so viel Lehre, Strafe, wahren Trost und Hülfe durch Gottes Gnade uns gezeigt hat, daß wir nachher den Segen erst noch recht spüren werden. Wie sehr die Sache selbst die Herzen zuvor schon beschäftigte, das konnte man aus einem Aufsatze sehen, der in Nr. 77 des Volksblattes abgedruckt ist. Er spricht von der bevorstehenden Versammlung in Gnadau, von der schrecklichen Thatsache, daß mancher Pastor hier nicht von einer erweckten Seele zu sagen weiß, die er in seiner Gemeinde habe, und es folgt dann ein langer ergreifender Bußseufzer und Versicherung dazu, der habe das schwer belastete Herz erleichtert. — Herr Sup. Clasen aus Gr.-Wanzleben hatte den einleitenden Vortrag übernommen, den wir wohl grade so wiedergeben möchten, wie er gesprochen ist, um wenigstens einigermaßen den Eindruck zu wiederholen, den er auf uns machte; da er aber frei gehalten wurde, können wir nur einen dürren kurzen Abriß mittheilen. Der theure Bruder bezeichnete gleich im Voraus den Standpunkt, den wir bei der Erörterung der Frage zu nehmen hätten. Wäre die Thatsache richtig, daß so wenig Frucht von unserm Wirken sichtbar sei, so haben wir den Grund davon allein bei uns zu suchen, es sei unserer Ehre zuwider, und der Macht, welche Gott in unsere Hände gelegt, zu glauben, daß irgend ein Hinderniß beharrlich dieser Macht widerstehen könne; es müsse Alles durch uns überwunden werden können und uns solle nichts überwinden. Er täusche sich dabei nicht über die Kräfte und Mächte dieser Welt. Was C. R. Appuhn in der vorigen Versammlung von den Zuständen unserer Gemeinden gesagt, un-

Beilage.

terschreibe er ganz und gar. Was in der Welt sei und nicht vom Vater, der Augen Lust, des Fleisches Lust und das hoffärtige Wesen, diese Pfleger und Träger aller übrigen Sünden, gingen ganz ungehindert im Schwange, denn das Sündigen wäre Ehre und Kunst geworden. Tausende gehen dahin und wissen nicht mehr, was Sünde sei. Er wisse aber auch, daß von Natur alle Herzen unempfindlich und hart sind gegen den Zug der göttlichen Gnade. Sollte aber dadurch allein der geringe Erfolg erklärt werden können, den wir vor uns sehen? Sollten wir sprechen dürfen: Und wenn der Herr selber wieder vom Himmel auf die Erde käme, es würde nichts helfen! Nein! Wir haben es jetzt mit getauften Christen zu thun, der heil. Geist ist da und wirkt mit der Kraft dessen, der den Teufel überwunden hat. Daraus folgt zwar nicht, daß alle sich bekehren müßten, das gepredigte Wort sei etlichen ein Geruch des Lebens zum Leben und vielen ein Geruch des Todes zum Tode. Aber es sei doch von der Taufe her noch in allen ein, wenn auch noch so verborgenes, Verlangen nach dem, was sie nicht suchen, an welches angeknüpft werden könne. Summa: Ich habe Christi Wort, darum kann ich eine gesegnete Amtswirksamkeit üben. Fehlt es an dieser, so ist die Schuld bei mir. Ref. verzichtete darauf, das ganze Gebiet des Amtes zu durchmessen und redete zuerst nur von der Predigt. Diese sei der Mittelpunkt unserer ganzen Amtswirksamkeit, fehle es hier, so sei vieles erklärt von der Erfolglosigkeit unseres Wirkens. Zwar haben wir die Verheißung, daß das Wort nicht leer solle wieder kommen, aber es müsse von uns ganz und unverstümmelt, wie es in der Schrift niedergelegt sei, verkündigt werden. Man dürfe nichts davon verläugnen, verschweigen oder abschwächen. Durch diese Abschwächung werde den Seelen oft ein größerer Schaden zugefügt, als durch den offenbaren Unglauben. Sei es überhaupt das Unglück unserer Zeit, daß so wenig Männer sich finden, welche als eiserne Säulen und eherne Mauern daständen, so sei diese Unbestimmtheit in der Verkündigung des Wortes Gottes das größte Unglück. Andere predigen zwar das volle Wort Gottes, auch mit Entschiedenheit und Nachdruck, aber sie setzen zu viel voraus an Erkenntniß und Erfahrung. Unglaublich sei die Unwissenheit in göttlichen Dingen unter allen Ständen, besonders unter den Gebildeten. Ref. führte etliche Exempel an. Ein Arzt behauptete, daß in der Bergpredigt das wahre Christenthum enthalten sei und es fand sich, daß er sie gar nicht kenne. Ein Amtmann rühmte sich, daß er kein Ungläubiger sei, und bei näherer Nachfrage war seine Religion: Fürchte Gott, thue recht und scheue niemand. Unter solchen Umständen kann ich mich nicht immer in den Mittelpunkt der Heilslehre hineinstellen, solche Predigt wird nicht verstanden. Wir müssen mit unsern Zuhörern immer wieder von vorn anfangen und Grund legen. Als sollten wir sie erst ins Christenthum hinein führen, müssen wir unsern Text Stück für Stück, Satz für Satz höchst verständlich auslegen und dabei von ihren Voraussetzungen und Anschauungen ausgehen. Wir sollen bedenken, daß wir nicht allein Kinder an Verständniß vor uns haben, sondern auch verzogene und verbildete Kinder. Bei solchen kann ich nichts ausrichten, wenn ich die Lehre der Schrift in starrer Objectivität ihnen darlege. Sie sind im Unglauben aufgewachsen und der Kirche entfremdet, es ist ihnen immer nur gesagt worden, sie sollten ein ordentliches Leben führen, um den Menschen zu gefallen, kurz sie leben in ganz andern Anschauungen und haben ganz andere Begriffe, als das Wort Gottes. Hier kann ich ohne Vermittelung nichts ausrichten; man kann wohl einmal imponiren, aber ins Herz geht es nicht. Man muß auf die Vorstellungen der Zuhörer eingehen, das Irrige und Falsche nachweisen, vor allem an das Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit, das in jedem Herzen noch glimmt, liebend anknüpfen, dasselbe frei machen, hervorlocken, daß sie erkennen, wie sie einen Heiland brauchen, und sich nach ihm sehnen. Solche Predigt ist allein anfassend und erweckend; solche hat die Spieße und Nägel, die im Herzen sitzen bleiben. Dazu gehört aber einmal, daß ich fest im Evangelio stehe, und dann, daß ich die gehörige Elasticität und Gewandtheit des Geistes besitze, um den Zuhörern mich anzubequemen. Dadurch sind gerichtet alle die Predigten, welche den Text zur Seite liegen lassen und über allerlei Dinge reden, an denen kein Mensch zweifelt, und auch die, welche ohne gehörige Vorbereitung gehalten werden und in Gemeinsätzen sich ergehen. Je schwieriger die Zeitverhältnisse sind, desto höhere Anforderungen müssen an die Predigt gemacht werden. Wir müssen, ehe wir an die Predigt gehen, genau wissen, mit was für Leuten wir zu thun haben, und dann allen Fleiß daran wenden, daß wir aus dem Worte Gottes das herausfuchen, was für sie gerade paßt, das Tüchtigste zu leisten bemüht sein, als ob mit dieser Predigt alles auszurichten sei. Dann muß alles deutlich und deutsch herausgesagt werden, daß es jeder verstehen kann, aus warmem Herzen, kurz, lebendig und frisch, was besser ist, als lang, seicht und langsam. Man braucht's auch nicht mit jedem Worte so genau zu nehmen, sondern alles recht natürlich sagen im besten Sinne des Wortes, die betenden Hände dann darauf gelegt, so wird der Segen nicht ausbleiben. Daß es an dem Allen uns noch sehr fehlt, das Geständniß werden wir wohl ablegen müssen; ob auch der Vorwurf des unzeitigen und unbedachtsamen Eiferns und Bußepredigens uns trifft, ist die Frage. Ref. will nicht läugnen, daß er in den ersten 10 Jahren seiner Amtswirksamkeit oft mit Unverstand geeifert habe. Es ist schlimm, wenn wir andere richten, ehe wir uns selbst gerichtet haben, das entfremdet die Gemüther und erbittert sie. Ein unbußfertiger Bußprediger ist die widerlichste Erscheinung. Die Bildung unserer jungen Theologen ist jetzt eine andere, wie vormals. Sie kommen oft mit aller Orthodoxie ausgestattet und ziemlich fertig ins Amt, und nun glauben sie das Recht zu haben, von der Kanzel herab zu richten. Das thut nicht gut. Unsere Bußpredigt muß mit den Thränen Christi bethauet sein. Dann können wir es gerade herausfagen, aber ohne Seitenhiebe. Die Gesammtschuld der Gemeine werde gestraft; den Einzelnen strafe man unter vier Augen. Von vielen Geistlichen wird der Kreis der zur Sprache zu bringenden Gegenstände zu eng gezogen. Sie halten ängstlich alle Mängel des bürgerlichen und staatlichen Lebens fern von der Kanzel. Das ist vom Uebel. Es gibt hier zwar eine Gränze; aber die Kirche steht in der Welt, und soll auf die Welt wirken; das Wort Gottes soll alles richten, auf daß alles besser werde. Darum muß der Diener des Worts auch die brennenden Fragen der Zeit behandeln, um ein richtiges Verständniß zu vermitteln, aber cum grano salis. — Bisher hatte Ref. das Wort Pauli, daß man allen alles werde, zur

Anwendung gebracht, nun will er auch an dem nicht vorübergehen: „daß ich nicht andern predige, und selbst verwerflich werde. Klagst du über Mangel an Frucht, frage dich, ob es nicht daran liegt, daß du zwar wohl predigst, aber selbst verwerflich wirst. Wie steht es mit deiner subjectiven Treue in deinem Leben, in deinem Hause, im ganzen Umgange? Die Gemeinde will zuerst die Frucht des Wortes an uns sehen, ehe wir sie von ihr fordern, zumal jetzt, wo uns nicht mehr das Amt trägt, sondern wo wir es tragen müssen. Wir müssen nicht bloß Verkünder des Worts sein, sondern auch Vorbilder der Heerde. Es muß von dem Geistlichen durchaus gefordert werden, daß er sich frei hält von den herrschenden Sünden, damit er getrost sprechen könne: Es ist mir ein Geringes, daß ich von euch gerichtet worden oder einem menschlichen Tage. Daran fehlt's bei manchem; wenn nicht bei ihm selbst, so doch bei den Seinigen; die ganze Art, wie er auftritt, wie er verkehrt unter den Leuten, ist nicht nach der Richtschnur des göttlichen Wortes. Hier soll jeder zusehen, daß er nicht in das Gericht des Wortes falle: „Die den Schein haben des gottseligen Wesens, aber die Kraft verläugnen sie. Habet Acht, daß euer Amt nicht verlästert werde." Spener hat gesagt, daß nur ein Wiedergeborner das Wort Gottes wirksam verkündigen könne? Bist du ein Wiedergeborner? Bist du bekehrt? Diese Frage laß vor dir stehen. Ein Geistlicher sieht gar keine Erfolge seines Wirkens. Darüber wird er so bekümmert, daß er krank wird und ins Seebad reisen muß. Da klagt er's einem andern Geistlichen und der fragt ihn: Bist du aber selbst auch bekehrt? Und diese Frage läßt ihn nicht los, bis er sie recht beantworten kann. Ach, daß diese Frage in unser aller Herzen bliebe, bis wir sprechen können: Ja, Herr, aber hilf mir, daß ich nicht strauchle! Dann werden deine Klagen verstummen und das Reich Gottes sich aufbauen in deiner Gemeinde. So weit der theure Bruder Clasen. Schon früher hatte Pastor Licht aus Wulkow in der Mark zugesagt, einen Vortrag zu halten über den Gegenstand unserer heutigen Besprechung. Er war daran verhindert worden, aber heute zu unserer Freude erschienen. Er wurde gebeten, zuerst das Wort zu nehmen. Er that es mit tief bewegtem Herzen, aber eben darum sind wir nicht im Stande, alles so wieder zu geben, wie er es gesagt hat. Er mußte zuvörderst bezeugen, daß er auch zu denen gehöre, die arbeiten und säen, und keine Frucht sehen. Sechs Jahre stehe er in seinem gegenwärtigen Amte, werde aber so gedemüthigt, daß er mit Elia sprechen möge: Es ist genug, so nimm nun meine Seele, o Herr. Darum sei ihm vor allen die Frage so wichtig geworden, die uns heute beschäftige. Früher habe er viel über seine Gemeinde geklagt, dadurch sei es aber nicht besser geworden; später habe er stille vor dem Herrn geweint und gebeten: Mache es mir deutlich, woran es fehlt. Der Herr habe ihn nicht ohne Antwort gelassen und habe ihm offenbart, daß es an dem Säemann liege, der den Acker nicht recht zubereite, die Zeit des Säens nicht recht in Acht nehme und mit dem Samen nicht recht umgehe. Als er über die Sache nachgedacht, habe er anfangen müssen da, wo Bruder Clasen aufgehört. Die Frage heiße: Warum gläubige Pastoren so wenig Frucht sehen. Er sei bei dem Worte „gläubig" stehen geblieben und habe gefragt: Sind denn wirklich das gläubige Pastoren, die man so nennt. Seitdem der h. Geist wieder reichlicher über die Kirche ausgegossen sei, habe man wieder zwar mehr rechtgläubige Pastoren, ob aber auch recht gläubige? Er fürchte, daran fehle es noch gar sehr. Man verwechsele gar zu oft das Wissen der Wahrheit mit der lebendigen Erfahrung derselben. Wenn ein junger Pastor scharf

predige: Ihr müßt Buße thun! an den Fingern herzuzählen wisse, was zur Buße und zum Glauben gehöre; wenn er dabei rührig sei in seinem Amte, so nenne man ihn gläubig. Aber ist das schon der Finger des heiligen Geistes? Wenn du einst gewogen werden wirst, wirst du denn nicht zu leicht erfunden werden? Ach wie viele von den sogenannten Gläubigen gehen in schrecklicher Sicherheit dahin! Mit wie viel Bußthränen habt ihr denn euer Lager schon genetzt? Wann hat der h. Geist euch denn schon Zeugniß gegeben, daß ihr Kinder Gottes seid! Auf der Universität lernen wir noch nicht, uns auf die arme Sünderbank setzen, und in ihren Hörsälen hören wir noch nicht das Wort von dem Herrn: Dir sind deine Sünden vergeben. Haben wir die Gnade Gottes noch nicht an unsern Herzen erfahren und predigen sie doch, so sind wir Schauspieler und Lügner, an denen Gott kein Wohlgefallen hat. Ein junger Pastor, der es auch nur von der Universität hatte, geht, wie der oben, ins Bad, erfährt aber dort noch ein ander Bad, das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des h. Geistes, und wie er wieder kommt, predigt er als ein Wiedergeborner. Ein alter gläubiger Bauer erwartet ihn draußen vor der Kirche, drückt ihm die Hand und sagt: Das war ein schön Bad, das hat schön geholfen! Nur noch ein paar Mal so — — Und siehe, es ging ein Leben von dieser Predigt aus durch die ganze Gemeinde. Wenn eine Gemeinde dem Prediger es abfühlt, daß er Angst hat um seine Seele, dann öffnen sich die Herzen leichter, dann ist der Weg gebahnt zur Frucht des Wortes. Muß man denn aber immer eine besondere Wirkung desselben sehen? Das nicht, aber wir müssen uns dann auch immer aufs neue anklagen. Nicht bloß der Artikel von der Rechtfertigung muß getrieben werden, sondern auch der von der Heiligung. Unser ganzes Leben muß predigen. Eins aber ist vor allem nöthig; das Leben im Gebet. Wie beschämen uns da die Vorbilder der Kirche! Luther betete täglich 3 Stunden. Ein englischer Prediger Welsh predigte täglich in der Woche und brachte den größten Theil des Tages im Gebet zu, oft auch stand er des Nachts auf, um zu beten. Wenn er auf die Kanzel gehen wollte, ließ er öfter die Aeltesten der Gemeinde zu sich kommen, und forderte sie auf, für ihn zu beten. Manche Nacht hat er auch betend in der Kirche zugebracht, damit er seine Hausgenossen durch seine laute Bitte nicht störe. Unsere Predigt muß mit dem Gebete herauswachsen, ohne Gebet hat sie nicht Saft und Kraft. Das Gebet ist der Thau, unter dem der Same wächst und gedeihet. So viel über den Prediger. Was Clasen über die Predigt gesagt habe, bezeugte der liebe Bruder, dem stimme er von Herzen bei, und wolle nun nichts weiter sagen, um den andern Brüdern Raum zu geben. So sagte denn nun ein anderer Bruder, nachdem wir gesungen hatten: „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir", er wolle wieder absehen von den Gemeinden, wo noch nichts gewirkt sei, und die Blicke auf eine wenden, wo die Saat in voller Frucht stehe, er meine Herrmannsburg. Freilich bleibe die Verheißung stehen, daß das Wort nicht leer solle zurückkommen. Die Frage könne also nicht sein, ob das Wort Gottes etwas wirke, das sei außer allem Zweifel. Die Sonne wecke neues Leben, aber sie verhärte auch den Boden. Wo das Wort nicht angenommen werde, da verstocken sich die Herzen zum Gericht. Auf die Länge aber kann es ohne gute Frucht doch nicht abgehen; wenn auch Zeit und Stunde der Herr sich vorbehalten habe. Wo nun aber es zur Kraft gekommen sei, da habe man aufzumerken, welcher Handhaben sich der h. Geist bedient habe. In Herrmannsburg stehe Harms, und wenn er den Mann betrachte, so fasse er alles zusammen in dem Worte: „Ganz".

Harms steht zuerst ganz zum Worte Gottes. Das treffe uns ganz erschrecklich, namentlich in Bezug auf das A. T. Der Spiritualismus klebe uns noch gar sehr an. Wir leben immer noch in der Schleiermacherschen Atmosphäre. Ein Bauer sagte stets: „Der heilige Geist redet durch Mose, Jesaia, Jeremia u. s. w." So wäre es recht. Harms stehe auch ganz zur Heilswahrheit. Ein Bauer in Herrmannsburg sagte, andere Prediger lassen noch etliche Löcher auf, unsrer stopft alle Mauselöcher zu. Da kommt's zu einem Entweder-Oder. Wenn man das ganze Jahr hindurch hört: Entweder-Oder, so will man doch lieber selig, als verdammt werden. — Die Lehre muß klar und bestimmt sein. Dadurch wirkt Harms so gewaltig. Was hilft es, von Jesu Liebe in gefühliger Weise predigen? Man muß auch eine reine klare Belehrung geben über Taufe und Absolution. Es sei nicht ganz richtig, den Kreis der Lehre zu weit zu ziehen. Wir müssen immer enge kreisen um das Centrum. Die Hauptsache muß in jeder Predigt immer wieder vorkommen, und wir müssen uns nicht schämen, dasselbe stets zu wiederholen. Harms sei auch ganz in Bezug auf das Gebet und die Hingabe ans Amt. Er redet mit dem Herrn als mit seinem besten Freunde. Nichts steht zwischen ihm und Jesu. Leib und Seele, Geld und Gut gehört dem Amte. Er ergießt sich wie ein Opfer mit seinem ganzen Leben über seine Gemeinde. Wie straft dieses Vorbild unsere Bequemlichkeit und unsern Eigennutz! Davon möge uns der Herr bekehren, wie auch von der eiteln Klage, all unser Wirken helfe doch nichts, da wir unter diesem Vorwande uns in den Schmollwinkel zurückziehen und lassen alles gehen, wie es will! Hierauf bezeugte ein anderer Bruder, wie alle sehr dankbar sein müssen, daß wir von so vielen Seiten zur Buße ermahnt seien. Aber neben der Buße sei auch nöthig ein freudiger Geist, der von der Zuversicht getragen würde, daß das Wort Gottes nicht vergebens gepredigt werde. Man müsse nur nicht zu große Ansprüche an die gewünschte Frucht machen. Wenn in einer Gemeinde die Zahl der Trunkenbolde abnehme, die rauschenden Lustbarkeiten sich vermindern, der kirchliche Sinn sich mehre — auch das sei schon für eine Frucht zu rechnen, wofür man dankbar sein müsse. Hierauf wurde freilich entgegnet, daß in hiesiger Gegend, sonderlich in den Fabrikörtern, die immer aufs neue von dem Auswurf anderer Gemeinden überschwemmt würden, es so stehe, daß es nicht allein, auch im Geringsten nicht, besser zu werden scheine, sondern immer schlechter. Es sei daher mißlich, seine Zuversicht auf irgend einen sichtbaren Erfolg zu setzen, man müsse klar sehen in den wirklichen Zuständen, und allein auf des Herrn Wort und Verheißung hoffen, und in dieser Hoffnung frisch und fröhlich nach Gottes Befehl arbeiten, denn die seien selig, die nicht sehen und doch glauben. Ein Bruder erzählte, es wäre davon die Rede gewesen, ob Harms wohl eben so viel Frucht schaffen würde, wenn er hier Prediger sei. Es sei ihm gesagt worden, unsere Leute würden fortlaufen, wenn wir so predigten, wie er; da habe er erwidert: Dann predigen Sie, daß auch nur 3 Leute in der Kirche bleiben. Ein Bruder kam noch einmal auf das „Ganz" zurück. Er sagte, Paulus und Luther, wie Harms, haben darum so viel gewirkt, weil sie ganz das gewesen, was sie waren. Wir müssen ganz sein in der Buße und im Glauben. Ein Kirchenvater habe gesagt, er glaube, daß nur wenige Prediger selig werden. Oft ruhe ein geheimer Bann auf dem Grunde des Herzens und der Bann, der auf der Gemeinde liege, werde zuerst bei dem Pastor gefunden, sei es Stolz, sei es Weltförmigkeit, sei es todter Mechanismus. Dieser Bann müsse fort — ganz in der Buße. Aber auch ganz im Glauben. Wenn wir

verzagen, weil wir keine Frucht sehen, so ist das Unglaube. Der eine säet, der andere erntet. Sind wir solche ganze Leute geworden, und bringet uns nur die Liebe Christi, so brauchen wir nicht zu ängstlich zu sein bei unserm Wirken. Wir können da schon etwas wagen. Predige da einer auch einmal etwas zu scharf die Buße, der Herr werde es doch segnen. So sei es ihm gegangen. Dieser letztere Punkt war es, der noch von mehreren Seiten erörtert wurde. Wenn Bruder Clasen es beklagt hatte, daß besonders junge Prediger, zu früh fertig, gleich mit scharfen Bußpredigten daher führen, so hatte sich ein anderer Bruder derselben warm angenommen, und davor gewarnt, sie zu entmuthigen, statt sie zu ermuthigen und zu stärken. Clasen erklärte nun zwar, daß es gar nicht seine Absicht gewesen sei, das Feuer eines jungen Predigers zu dämpfen, wenn es aus dem rechten Grunde käme, er habe sich nur gegen das frühreife Wesen erklärt und solche im Sinne gehabt, welche ohne wahre Buße und fleischlichen Eifer das Richtschwert schwängen. Und es mußte ja zugegeben werden, daß es an solchen Erscheinungen leider nicht fehle. Aber eben so gewiß sei es, daß es gar sehr an jungen Predigern mangele, welche im Feuer einer frischen Begeisterung ihr Amt antreten und führen. Wo man das fände, habe man sich deß zu freuen, und wenn das Herz nur von der Liebe Christi erfüllt wäre, habe man nicht viel zu mäkeln, wenn diese auch manchmal die Geißel nähme und in scharfen Bußpredigten sich kund gebe. Von Harms wurde zwar erzählt, in den ersten Jahren seiner Amtswirksamkeit habe er mit hinreißender Liebe gepredigt, nachher sei er immer schärfer geworden, und jetzt sei seine Schärfe vielen fast unerträglich, denn er fordere von Bekehrten nun mehr, als von Unbekehrten. Die Wahrheit ist die, daß jeder dafür zu sorgen hat, daß er erst sich selbst Buße predige, wider allen fleischlichen Eifer rechtschaffen bete und dann abwarte, wie der Herr ihn führe. Beruf und Gaben sind verschieden. Luther hat nie sanft fahren können, und Gott hat seine Predigt mit Zeichen und Wundern bestätigt. Unsere Zeit hat keinen Ueberfluß an scharfen Bußpredigern; wir müssen sie vielmehr uns erbitten. — Es wurde noch in der lebhaften Besprechung viel Anderes gesagt, was der Mittheilung werth wäre, wir schließen aber hiemit unsern Bericht. Besonders dieser letzte Tag unsrer diesmaligen Versammlung war von dem Wehen des h. Geistes erfüllt. Durch Seine Gnade wurden dem Herrn dargebracht die Opfer, die Gott gefallen, die Opfer eines geängsteten Geistes und eines zerschlagenen Herzens. Und wenn nach solchen der Bau der Mauern Jerusalems einen guten Fortgang hat, so steht zu hoffen, daß der barmherzige und gnädige Gott unsere Arbeit ansehen und das Werk unserer Hände fördern wird, daß wir bald auch etliche Frucht sehen können. Wir fielen zum Schluß auf unsere Kniee, schütteten einmüthig unsere Herzen vor unserem Heilande aus, dankten Ihm, bekannten Ihm unsere Sünden; baten Ihn um Vergebung und Hilfe in unserer schweren Arbeit, und daß wir uns selig machen möchten und die uns hören, zu Seines Namens Preis, vergaßen auch der Fürbitte nicht, standen dann wieder auf, legten die Hände in einander und sangen mit sehr bewegtem Herzen unser Bundeslied: Die wir uns allhier ꝛc.

Erklärung.

Aus den gedruckten Verhandlungen des Kirchentages in Barmen ersehe ich, daß in der Eröffnungsrede des Herrn Vorsitzenden als Grund meines Ausscheidens Kränklichkeit angegeben ist. Da nach dieser

Angabe meine Aufrichtigkeit in einem zweifelhaften Lichte erscheinen könnte, so bin ich es meiner Stellung zur Sache schuldig, hiermit zu erklären, daß ich mich zwar vorläufig aus Gesundheitsrücksichten verhindert gesehen hatte, an den Vorbereitungsarbeiten des Kirchentages Theil zu nehmen, daß ich jedoch später bei weiterer Entwickelung der Verhältnisse definitiv aus inneren Gründen zu der Ueberzeugung gelangt bin, überhaupt nicht wieder eintreten zu können, und daß ich dem Herrn Vorsitzenden hiervon ohne Rückhalt Mittheilung gemacht habe. Ich schrieb demselben am 26. Juli d. J. wörtlich Folgendes:

„Nachdem die bisherige Vorstandsgemeinschaft auseinander gegangen ist, erkenne ich bei Erwägung aller Umstände keine Möglichkeit, die ursprünglichen Pläne und Grundsätze, welche grade durch die Gesammtheit dieser Gemeinschaft vertreten waren, noch zur Ausführung zu bringen, so sehr ich auch das Verlangen danach unverändert im Herzen bewahre. Die Conföderation, der ich zu dienen berufen war, besteht in der That nicht mehr. Ein partieller Kirchentag, sei es der Confession oder der Union, ist nicht Gegenstand meiner Wünsche."

Es ist mir wahrlich nicht leicht geworden, ein zehnjähriges Band zu lösen, dem ich mit vollster Liebe ergeben war, da ich die Conföderation für das einzige Mittel halte, die streitenden Parteien in Frieden zu vereinigen. Um so mehr muß ich aber auch darauf Werth legen, von den Motiven meines Rücktritts klare Rechenschaft zu geben.

Berlin, den 18. October 1860.

Legationsrath Jordan I.,
früher Sekretair im engeren Ausschuß des
Deutschen Evangelischen Kirchentages.

Die Protestanten in Galizien.

Der in No. 28 dieser Zeitung gebrachte Reisebericht über „die Protestanten in Galizien" ist von den Gustav-Adolf-Blättern aufgenommen worden und von diesen in das Pesther „Evang. Wochenblatt" übergegangen und zwar mit der herausfordernden Anmerkung der Redact. „vielleicht ist hiervon manches übertrieben und in diesem Falle werden die Correspondenten in Galizien wohl nicht hinter dem Berge halten." Die Redaction hat denn auch in Nr. 30. eine angebliche „Berichtigung" gebracht. Wir verwahren uns gegen diese „Berichtigung," die im Allgemeinen negirt und im Einzelnen doch immer wieder zugeben muß, die sich durch die öffentliche Besprechung von Thatsachen verletzt fühlt, ohne sie widerlegen zu können, und die sich zuletzt gar nicht scheut, die kränkendsten Insinuationen ohne alle Begründung uns entgegen zu werfen. Wir haben geredet, was wir gesehen und erfahren haben.

Die Behauptung, daß kein einziger der jetzigen Pastoren von Haus aus Pole sei, steht im Widerspruche mit dem gedruckten „Verzeichnisse der immatrikulirten Studirenden an der Wiener evang.-theolog. Facultät von Ostern 1821 bis 1859" (herausgegeben von M. Taufrath, Wien 1859 bei W. Braumüller), in welchem wir genug Theologen aus Galizien vorgefunden, die da studirt haben und von denen wir wissen, daß sie eben nur in Galizien, also in österr. Polen, angestellt worden sind. Sollten diese in Galizien geborenen und in Galizien angestellten Pastoren nicht „von Haus aus Polen" sein? Während er ferner zugibt, daß man bei der „Mehrzahl der Gemeinden von besonders günstigen Verhältnissen nicht reden könne und daß viele Kirchspiele im Lande ihre großen Schattenseiten haben", weist er auf eine „Reihe von Stadtgemeinden" hin und hält eine kleine oratio pro domo, indem er von den sehr erfreulichen Zuständen seiner eigenen Gemeinde referirt und uns damit zu verstehen gibt, daß wir doch auch dieser Gemeinde hätten eingedenk sein sollen. Er darf uns indeß dieses Versäumniß nicht übel nehmen; Biala nur durch einen Bach vom schlesischen Städtchen Bielitz getrennt und mit dieser schlesisch-evang. Gemeinde eng verschwestert und verbunden, liegt gar zu sehr entfernt und getrennt von den übrigen Gemeinden in Galizien.

Auch erwähnt er hiebei die Stadtgemeinde zu Czernowitz in der Bukowina, während wir nur von Galizien berichtet und die Bukowina auf unserer Reise nicht berührt haben. Wenn er nun so glücklich ist, an einer so reichen Gemeinde zu wirken, so möge er doch kein verschlossenes Auge haben für die meisten anderen Gemeinden, die nicht so günstig gestellt sind, und möge nicht vergessen, daß in der Stadtgemeinde Neu-Sandez, deren Pfarrer ein geborner Pole ist und sich durch Privatstunden seine Existenz fristen muß, das ganze pfarrliche Einkommen nicht einmal 400 Fl. beträgt und die Stadtgemeinde in Jaroslaw dermalen gar keine Pfarrdotation aufzuwerfen hat, andere Stadtgemeinden gibt es außer den genannten nicht zu nennen. Was ferner unser Urtheil über die Zustände der Schulen betrifft, so berufen wir uns auf das noch viel schärfere Urtheil in der Oesterr. Ztg. vom 14. Dezember 1859, wo von einem sachkundigen Manne in Lemberg „die unläugbaren Mängel der Schullehrer und diesbezüglichen Uebelstände," die von dem Herrn Schutzredner doch auch wieder zugegeben werden, in einem ausführlichen Artikel „nicht schneidend ungerecht und leichtfertig", sondern gründlich und wahrheitsgetreu dargestellt worden sind. Gleiches haben wir auch betreffs der Pfarrwohnungen zu entgegnen. Wir haben sie als „armselige Hütten", unser Gegner „der Mehrzahl nach als bescheidene Häuschen" bezeichnet, ein Pastor aus Galizien aber schreibt darüber Folgendes: „Die Gemeinde G. hat eine Pfarrwohnung, die nur den Namen Hütte verdient, aus einem Zimmer und Alkoven bestehend, ganz am Ende und weit entfernt von den andern Häusern, in einer feuchten, düstern Baumfinsterniß und dazu zwei Fenster, kleiner, als sie unsere Colonisten oft haben, zwei in dieser Finsterniß! Man hat eine Aenderung der Wohnung beansprucht, aber daran ist bei den rohen schmutzigen Leuten um so weniger zu denken, als sie sogar großes Aufheben machten wegen der neuen Bedachung ihres hölzernen Bethauses, welches einem gewöhnlichen Schuppen nicht unähnlich ist. Eine Anstellung dort würde für mich im Falle eines Vergehens ganz gut als Verbannung gelten können ꝛc." Wenn ferner nach dem Zeugnisse des Herrn Gegners „dem Kerne der Gemeinde ein guter Sinn nachgerühmt werden kann", so wollen wir uns ebenfalls darüber aufrichtig freuen. Allein so lange er das Schwarze nicht weiß waschen und es selber nicht in Abrede stellen kann, „daß es Gemeinden gibt, von denen das Gesagte Wahrheit hat und daß auch in besseren Kirchspielen dem Branntwein große traurige Opfer fallen", so lange die Thatsachen, die wir angeführt haben (und nöthigenfalls noch weiter anführen werden), nicht widerlegt werden können, weisen wir den ungerechten Vorwurf der Verläumdung mit aller Entschiedenheit zurück und sagen es wiederholt auf das nachdrücklichste, daß die Beweise nicht auf schwachen Füßen stehen, sondern in der unleugbaren Wahrheit begründet sind. Endlich hat die Gemeinde Lemberg, um dieses noch beiläufig zu entgegnen, nicht eine Kirche mit Thurm, sondern ein Bethaus, wie man solche aus der Toleranzzeit auch anderwärts noch immer vorfindet, und das Haus, in welchem die Schule sich befindet, ist ein Eigenthum der Gemeinde.

Nachdem der Herr Gegner unsern einfachen Bericht verurtheilt und ziemlich mangelhaft und einseitig berichtiget hat, richtet er zum Schlusse noch unsere Herzen. Er liest „zwischen den Zeilen bösen Willen", er wittert von vornherein „schlimmen Schein und unausgesprochene Meinung." Mit allem Nachdrucke müssen wir uns gegen solche Verdächtigung verwahren, da wir durchaus kein persönliches, sondern nur das Interesse der guten Sache in's Auge gefaßt hatten. Wenn für die Besetzung der erledigten Pfarrstellen keine besondere Fürsorge thätig ist, so liegt die Ursache davon in der mangelhaften Einrichtung unseres Kirchenwesens, welche wahrlich nicht darnach angethan ist, daß dem Superintendenten die volle und unbegränzte Disposition über die zu besetzenden Pfarrstellen offen stünde. Er kann zur freien Entschließung der Gemeinden nur die Hand bieten, weshalb es auch höchst wünschenswerth wäre, daß das oft sehr unverständig ausgeübte freie Wahlrecht der Gemeinden, so wie das willkürliche Gebahren der Kirchenvorsteher eine entsprechende Beschränkung und Zurechtstellung erfahren möchte.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Theologischer Verlag

von Gustav Schlawitz in Berlin

vorräthig in allen Buchhandlungen:

Bibliothek classischer Theologie in wohlfeilen Ausgaben

Neuester (8) Band (unter der Presse):

EXAMEN CONCILII TRIDENTINI

per

MARTINUM CHEMNITIUM

scriptum

secundum ed. 1578 Francof., collata editione a. 1707, denuo typis exscribendum curavit, indice locupletissimo adornavit

vindicias Chemnitianas

adversus Pontificios, praecipue adversus Bellarminum

ad calcem

adjecit

ED. PREUSS,

Dr. Phil. s. s. theologiae evangelicae licentiatus, eamque in universitate litt. Berol. priv. docens.

D. JOH. ALBERTI BENGELII

GNOMON NOVI TESTAMENTI

IN QUO EX NATIVA VERBORUM VI

SIMPLICITAS, PROFUNDITAS, CONCINNITAS, SALUBRITAS SENSUUM COELESTIUM INDICATUR.

SECUNDUM EDITIONEM TERTIAM (1773)

DENUO RECUSUS.

Wohlfeile Ausgabe. Zweiter mit Registern vermehrter Abdruck. 50 Bog. gr. Lex.-8. broch. Preis 2½ Thlr.

Bei Veröffentlichung dieses zweiten Abdrucks unserer wohlfeilen Ausgabe von *D. J. A. Bengelii Gnomon N. T.* wollen wir nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, dass derselbe nach nochmaliger sorgfaltiger Durchsicht mit neugegossener schöner Schrift im Text zwar unverändert hergestellt, doch in Folge laut gewordener Wünsche um ein dreifaches Register — einen *Index locorum V. T.* nach Bengel selbst, einen *Index verborum Hebraeorum et Graecorum* und einen ausführlichen *Index rerum et terminorum technicorum* — vermehrt worden ist. Den wohlfeilen Preis haben wir dessenungeachtet unverändert fortbestehen lassen.

Der unvermuthet schnell erfolgte Absatz des ersten Abdrucks hat zur Genüge dargethan, dass ein Bedürfnis nach diesem alten kirchlichen Schatze nicht sowohl vorhanden gewesen, als in Folge der wohlfeilen Veröffentlichung in weiteren Kreisen geweckt worden ist. „*Bengels Gnomon N. T.*," sagt Dr. Guericke in *Zeitschrift f. d. ges. luth. Theol. u. Kirche etc.* 1857. II. Heft, „veraltet nicht und kann auch, wenn gleich in den letzten Decennien wiederhohlt edirt, nicht oft genug den ‚der Theologie Beflissenen zum ernstesten Studium dargeboten werden. Diese betend gewissenhafte, grammatisch-philologisch ‚güldentreue und doch nichts weniger als nur glossatorische oder buchstabische Auslegung des gesammten N. T., in welcher der ‚tiefe, klare und scharfe Geist eines der grössten ev.-lutherischen Theologen sich gänzlich unter das Wort Gottes beugt, um ‚es in allen seinen Höhen und Tiefen und Falten zu erforschen, und mit den Mitteln gründlichster Gelahrtheit ganz einfach schlicht ‚und kurz zu deuten, — worin, wie der Verf. selbst sich ausdrückt, *ex nativa verborum vi simplicitas, profunditas concinnitas, salubritas sensuum coelestium indicatur*, — steht einzig da auf exegetischem Gebiete und wird für alle Zeiten reiche Ausbeute gewähren. Es ist ein wahres Verdienst, welches die Verlagshandlung, mehrfacher Aufforderung folgend, durch neue saubere, ‚correcte und wohlfeile Veröffentlichung dieses classischen exegetischen Werks — wobei sie völlig sachgemäss die zuletzt 1773 ‚durch M. E. Bengel Sohn aus spateren exeg. Werken des Verf. vervollständigte Ausgabe. nur mit Hinweglassung des Sohnes ‚eigner Zusätze, zu Grunde gelegt hat, und welches nun jetzt ganz vollendet vorliegt, sich erwirbt."

Wir wünschen. dass auch dieser zweite Abdruck dazu beitragen möge das Bedürfnis nach dieser „betend gewissenhaften, grammatisch-philologisch güldentreuen Auslegung d. g. *N. T.*" mehr und mehr zu wecken und zu fördern.

Von der **Bibliothek classischer Theologie** in **wohlfeilen Ausgaben** sind ferner erschienen:

LOCI PRAECIPUI THEOLOGICI

per

PHILIPPUM MELANTHONEM.

AD EDITIONEM LIPSIENSEM A. MDLIX.

Wohlfeiler Druck. 14 Bogen in 4to. broch. 22½ Sgr.

D. MARTIN LUTHERS

Ausführliche Erklärung

der

Epistel an die Galater.

Wohlfeiler Druck (in 2 Hälften). Vollständig in Einem Bande. 25 Bog. in 4. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

CONCORDIA.

LIBRI SYMBOLICI
ECCLESIAE EVANGELICAE.

AD EDITIONEM LIPSIENSEM A. 1584.

Wohlfeile Taschenausgabe. 58 Bogen. broch. Preis 25 Sgr.

Die vorliegende wohlfeile Taschenausgabe des *liber concordiae* bietet einen wörtlichen Abdruck der ersten authentischen Ausgabe von 1584 und zwar mit Rechenbergscher Paginirung und Hasescher Randparagraphirung. Unserer Ausgabe vorangestellt ist das *Mandatum Christiani II.*, derselben als Anhang beigegeben I. *das Tauf- und Traubüchlein* und *eine kurze Vermahnung zur Beicht.* II. *Die Sächsischen Visitationsartikel.*

S. ANSELMI CANTUARIENSIS

LIBRI DUO

CUR DEUS HOMO

RECOGNOVIT

DR. HUGO LAEMMER.

Wohlfeile Taschenausgabe. 7 Bogen broch. 7½ Sgr.

MENOZA

Ein Asiatischer Prinz

welcher die Welt umher gezogen

Christen zu suchen

besonders in Indien, Hispanien, Italien, Frankreich, England, Holland, Deutschland und Dänemark,

aber des Gesuchten wenig gefunden.

Eine Schrift, welche die untrüglichen Gründe der natürlichen sowohl als der geoffenbarten Religion deutlich darstellet und wider die Abwege der meisten Christen im Glauben und Leben treulich warnet.

Aus dem Dänischen übersetzt.

Vierte Auflage. 1759.

Neuer Abdruck. Wohlfeile Taschenausgabe. 46½ Bogen. Preis 1 Thlr.

Als 7. Band unserer **„Bibliothek klassischer Theologie in wohlfeilen Ausgaben"** veröffentlichen wir hiermit einen Neudruck des Menoza von Erich Pontoppidan († 1764 als Bischof von Bergen in Norwegen und Procanzler der Universität zu Copenhagen). Die „Ev. Kirchen-Zeitung", die auf das Erscheinen unseres Neudrucks „bereits in No. 81 d J. hingewiesen, sagt über dies Buch u. A.: „Pontoppidans weitaus bedeutendstes Buch ist unser Menoza. Es erschien „anonym und in dänischer Sprache. Dennoch hat es den Namen seines „Verfassers weit über die Gränzen seiner Heimath getragen. Es erlebte „viele Auflagen und ging in Uebersetzungen nach Deutschland und „Frankreich. Und in Wahrheit war dieser Menoza nicht allein des großen „Aufsehens werth, das er machte, sondern er ist noch heut anziehend „in mehr als einer Beziehung: Erstlich ist er erbaulich. Wir verstehen „unter Erbauung nicht eine Erregung frommer Gefühle, sondern eine „wahrhaftige Erbauung und Gründung auf dem einen Grund, der gelegt „ist. Wie das Walten und Wirken seines Verfassers auf diesem Eckstein „geruht hat, so zieht er uns fortwährend in dessen Gemeinschaft. Das „geschieht aber nicht auf trockene und pedantische Weise, sondern da„durch, daß die Lebensgeschichte Menoza's von Christo beherrscht und „von seinem Worte durchweht wird. Sodann ist er lehrhaft. Er ge„währt in der Form von interessanten Diskussionen vollständigen und „gründlichen Unterricht über alle wesentlichen Punkte unseres allerheiligsten „Glaubens. Er entwickelt mit derselben Klarheit die Fundamente desselben „wie die Unterscheidungslehren der lutherischen Confession von den „andern. Am längsten verweilt er bei den schwierigsten und dunkelsten „Punkten, immer bemüht, eine herzliche Uebereinstimmung des Lesers „mit dem festen prophetischen Wort zu vermitteln. Endlich zeichnet dies „Buch ein lebendiges Bild der kirchlichen Zustände in der ersten Hälfte „des vorigen Jahrhunderts. Es führt uns durch die meisten Länder „Europa's, in die Kreise der vornehmen Welt, unter das Volk wie in „die Studirstuben eines F. A. Lampe und J. A. Fabricius. Es kennzeich„net ganze Klassen von Menschen in einzelnen markirten Personen. — „Der Standpunkt, von dem aus Erich Pontoppidan urtheilt, ist der „eines lutherischen Christen. Er hatte seine Kirche lieb und wußte, was „er an ihr besaß. So fern er der Idee einer alleinseligmachenden „Dogmatik war, so innig war er von dem Werth und der Kraft der „reinen Lehre durchdrungen. — Das Urtheil Pontoppidans ist überall klar „und besonnen Die schwierigsten Fragen lösen sich ihm auf Grund des „Wortes Gottes mit überraschender Einfachheit. Erscheinungen, über „deren Grund und Charakter heutzutage gar viele im Dunklen sind, wür„digt er schlicht und treffend. — So empfehlen wir denn dies alte Buch „allen, die an Gottes Reich bauen. Niemand, der es geöffnet hat, „wird es ohne Dank wieder schließen. Gott der Herr wird ihm Freunde „erwecken unter Geistlichen und Laien, unter Männern und Frauen."

Der Herr Herausgeber der Evangelischen Kirchen-Zeitung, dessen „Anregung unsre „Bibliothek classischer Theologie in wohlfeilen Aus„gaben" ihre Veröffentlichung verdankt, fügt jenem Artikel in einer Anmerkung bei: „Der Herausgeber, der die erste Anregung zu dem Unter„nehmen gegeben hat, stimmt dieser Empfehlung desselben vollkommen bei. „Das Buch ist in seltenem Grade interessant, belehrend, erbaulich und „wird namentlich für die Winterabende eine treffliche Lectüre abgeben. „Die Bearbeitung ist guten Händen anvertraut, welche es verstehen „werden, das Veraltete schonend zu beseitigen."

Abriß der sogenannten Brüdergemeine

in welchem

die Lehre und die ganze Sache

geprüfet

das Gute und Böse dabei unterschieden

und insonderheit

die Spangenbergische Deklaration

erläutert wird durch

Johann Albrecht Bengel.

Stuttgart 1751.

Neuer unveränderter Abdruck. Wohlfeile Taschenausgabe.
26 Bogen. broch. Preis 17½ Sgr.

Der Bengelsche **Abriß der Brüdergemeinde** zählt in formellem und sachlichem Betracht zu den bedeutendsten Schriften, welche im vorigen Jahrhundert von den Verfechtern des lutherischen Bekenntnisses zur Bekämpfung des Herrnhuterthums ausgingen, und hat als zeitgenössische Quelle für die kirchengeschichtliche Theologie bleibenden Werth. Der selige Verfaßer, den Zinzendorf selber als den Propheten seiner Zeit anerkannte, beleuchtet, treu dem Glauben der Väter, mit der Fackel des göttlichen Wortes die brüdergemeindliche Lehre und Praxis, und begründet, fern von consequenzmacherischen Gelüsten, durch reichhaltige Belege seinen Nachweis der Abweichung des Herrnhuterthums von Schrift und Kirchenlehre. Er sucht „keines Menschen Schimpf, Verdruß oder Schaden, sondern wahre Besserung;" er begehrt „niemandem etwas aufzubürden, sondern zu erleichtern; niemand abzuschrecken, sondern herumzuholen." Wo seine Worte „am ernstlichsten sind, da ist die Absicht, einer heilsamen Vorstellung den Eingang zu verschaffen." Nichts in seinen gegnerischen Erörterungen rührt „aus Bitterkeit, sondern alles aus der Liebe" her.

Wir reihen hiermit beide Theile dieses Abrisses in unverändertem correctem Abdruck, sammt der Vorrede des seligen Verfaßers, dem Anhang, den drei revidirten Registern und einem neuen Verzeichnis aller einzelnen Sätze des Werkes der in unserm Verlag in wohlfeilen Ausgaben erscheinenden **Bibliothek classischer Theologie** ein.

Dr. J. A. Dorner's Christologie im Preise ermäßigt.

Auf Wunsch des Herrn Verfassers haben wir uns entschlossen, das in unserem Verlage erschienene christologische Werk:

Entwicklungsgeschichte

der

Lehre von der Person Christi

von den ältesten Zeiten

bis auf die neueste dargestellt.

Von

Dr. J. A. Dorner.

Zweite stark vermehrte Auflage in zwei Theilen. 157 Bog. gr. 8.

zeitweilig im Preise zu ermäßigen.

Wir ermäßigen demnach den Preis für das vollständige Werk in 2 Bänden von **11⅔ Thlr.** auf **6⅔ Thlr.**, den für den 2. Band allein, der die Lehre von der Person Christi vom Ende des 4. Jahrhunderts bis zur Gegenwart enthält, von **6⅓ Thlr.** auf **4 Thlr.**, zu welchen Preisen alle Buchhandlungen das Werk zu liefern in Stand gesetzt sind.

Wir können indes für diese Preisermäßigung keine Verpflichtung auf irgend welche Zeitdauer eingehen, behalten uns vielmehr vor, je nachdem die vorhandenen Vorräthe Aufräumung finden, den Ladenpreis binnen irgend welcher kurzen Zeit wieder eintreten zu lassen.

Auch die verschiedenen Abtheilungen des Werkes werden nach wie vor einzeln, aber nur zum bisherigen Ladenpreise abgegeben.

Die

Heilige Schrift

nach

Dr. Martin Luthers Uebersetzung

mit

Einleitungen und erklärenden Anmerkungen

herausgegeben

durch

Otto von Gerlach,

weil. Dr. u. Professor der Theologie, Consistorial-Rath und Hofprediger in Berlin.

In drei Ausgaben:

1) **Neue wohlfeile Ausgabe in gr. Royal 8. Neuer Abdruck.** 7 Theile. in 3 Bänden. broch. Subscriptionspreis 5 Thlr. 25 Sgr.
2) **Dieselbe auf feinem Velinpapier mit dem Bildnis des seligen Verfassers.** 7 Theile. broch. Subscriptionspreis 7 Thlr.
3) **Bisherige Ausgabe in gr. 8. mit größerem Druck. 7 Theile.** Ladenpreis 8 Thlr. 15 Sgr.

Die

vortridentinisch-katholische Theologie

des

Reformations-Zeitalters

aus den Quellen dargestellt

von

Dr. Hugo Laemmer,

23 Bogen. gr. 8. Preis 1 Thlr. 25 Sgr.

Gottfilf Heinrich von Schubert.

Mittheilungen

über die letzten Tage desselben.

Von

Dr. Friedrich Heinrich Ranke,

Consistorial-Rath in Ansbach.

gr. 8. Vel. broch. Preis 7½ Sgr.

Ist eine wahrhafte, schriftgemäße Union zwischen der lutherischen und reformirten Kirche denkbar, wenn letztere ihre schriftwidrigen Lehren nicht aufgibt? Von **Carl Becker,** ev. luther. Pastor zu Königsberg i. d. N. M. 3½ Bog. gr. 8. broch. Preis 5 Sgr.

Der

Prophet Jesaja.

Uebersetzt und erklärt

von

Dr. M. Drechsler.

3 Theile. 88¾ Bogen. gr. 8. broch. Preis 5 Thlr 25 Sgr.

Jeder Theil auch einzeln.

Die christliche Dogmatik.

Dargestellt

von

Dr. H. Martensen,

Bischof von Seeland.

Vom Verfaßer selbst veranstaltete Deutsche Ausgabe.

Wohlfeiler Druck. 29½ Bog. gr. 8. Velin. broch. 1 Thlr. 15 Sgr.

Das

DEUTERONOMIUM

erklärt

von

Fr. W. Schultz,

Dr. der Philosophie und Lic. der ev. Theologie, der letzteren a. o. Professor an der Universität zu Breslau.

45½ Bog. gr. 8. Velin. broch. Preis 3 Thlr.

Evangelien-Predigten

auf alle

Sonn- und Festtage des Kirchenjahres

von

A. F. Souchon,

Pastor an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin.

Zweite Sammlung.

Erster Band.

60 Predigten. — Advent bis Pfingsten.

43½ Bog. gr. 8. Velin. broch. 1 Thlr. 25 Sgr.

Arbeitende Frauen aus dem letzten halben Jahrhundert. Mittheilungen aus ihrem Leben. Von Clara Lucas Balfour. Aus dem Englischen. 22 Bog. 8. fein Velin. geb. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Baxter, Richard, Die ewige Ruhe der Heiligen. Aus dem Englischen von Otto von Gerlach, weil. Dr. u. Prof. der Theologie, Consist.-Rath und Hofprediger in Berlin. Fünfte, wohlfeile Taschen-Ausgabe. Preis 15 Sgr.

Diedrich, J., Pastor zu Jabel. **Epistel-Predigten auf das ganze Kirchenjahr** zum segensreichen Gebrauche in Häusern und Kirchen evangelisch-lutherischen Bekenntnisses. 48 Bogen. gr. 8. broch. Preis 2½ Thlr.

Der Karenen-Apostel oder Nachrichten von Ko Thah Byu, dem ersten Karenen-Bekehrten, mit Notizen, seine Nation betreffend, von Rev. Francis Mason. Aus dem Englischen. Mit 1 Titelkupfer. 10½ Bog. fein Velin. kl. 8. broch. 17½ Sgr.

Das Leben im Ernst. Sechs Vorlesungen über christliche Thätigkeit und christlichen Eifer. Nach dem Englischen. 10 Bog. fein Velin. kl. 8. broch. 15 Sgr.

Hengstenberg, Prof. Dr. **E. W., Die Opfer der heiligen Schrift. Die Juden und die christliche Kirche.** Zweite Auflage. 8 Bogen. gr. 8. broch. 17½ Sgr.

— — — **Ueber den Eingang des Evangeliums St. Johannis.** Ein Vortrag gehalten auf der Berliner Pastoral-Conferenz. 2¼ Bogen. gr. 8. Velin. broch. Preis 5 Sgr.

— — — **Die Freimaurerei und das Evangelische Pfarramt.** 3 Theile. 10 Bog. gr. 8. broch. 22½ Sgr.

— — — **Ueber das Buch Hiob.** 2¼ Bog. gr. 8. Velin. broch. 5 Sgr.

— — — **Der Prediger Salomo.** Ein Vortrag. 2 Bog. gr. 8. broch. 5 Sgr.

— — — **Das Duell und die christliche Kirche.** 2½ Bog. gr. 8. broch. 5 Sgr.

Krabbe, Dr. **Otto,** Consistorialrath, ord. Prof. der Theologie und Universitätspred. zu Rostock. **Das lutherische Bekenntniß** und die in der Sache des Prof. Dr. Baumgarten abgegebenen Gutachten der theologischen Fakultäten zu Göttingen und zu Greifswald. 15 Bog. 8. broch. Preis 1 Thlr.

Liebetrut, Pastor Dr. **Friedrich, Ueber die Heuchelei und wider dieselbe.** Ein Zeugniß, aus dem Worte Gottes geschöpft. 4½ Bog. gr. 8. broch. Preis 10 Sgr.

Liedersegen für unsere Kinder in der Heimath und in der Fremde, mit Singweisen herausgegeben von **Gerhard Stip.** 23 Bogen. 8. brochirt. Preis 20 Sgr. In Partieen billiger. Ein lutherisches Gesangbuch für Schule und Haus, eine Auswahl der vornehmsten kirchlich recipirten Lieder mit ihren Singweisen.

Raumer, Rudolph von, Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kirche. gr. 8. 28 Bog. Velin. 1845. geheftet. 2 Thlr 5 Sgr.

Souchon, A. F., Pastor an der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin. **Passions- und Ostersegen.** Acht und dreißig Predigten über das Leiden und die Auferstehung Jesu Christi. 32 Bog. gr. 8. broch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Schöberlein, Ludwig, Die Grundlehren des Heils entwickelt aus dem Prinzip der Liebe. gr. 8. 11 Bog. fein Velin. 1848. geheftet. 28 Sgr.

Seegemund, G., Consistorial-, Regierungs- und Schul-Rath zu Frankfurt a. d. O. **Die christliche Schule in Preußen** und ihr Verhältniß zu Andersgläubigen. Mit Rücksicht auf die neuesten ministeriellen Bestimmungen. 2. Aufl. 4½ Bog. 8. broch. Preis 9 Sgr.

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 3. November. № 88.

Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen.

Der Küster und der Lehrer.

Eine sehr einflußreiche Persönlichkeit im Dorfe ist der Küster und Schullehrer. Ihm sind die liebsten und höchsten Schätze, die Kinder der Gemeinde, anvertraut, damit er sie übe in den Waffen, mit denen sie die Welt überwinden sollen, und in ihre Herzen den Samen aussäe, dessen Früchte sie erquicken sollen in der Hitze des Lebens und in der Wüste, durch die ihre Wege gehen werden. Schon in den früheren Abschnitten ist das Verhältniß des Pastors zum Küster und Lehrer mehrfach berührt, wie es ja nicht anders möglich ist, denn ein Pastor kann ohne Küster nun einmal nicht sein, er ist wie sein Schatten, der ihn überall begleitet. Er ist sein natürlicher Gehülfe bei aller Arbeit in der Gemeinde. Beide können sich das Leben sehr erleichtern, aber auch gegenseitig recht schwer machen. Darum will ich der großen Wichtigkeit wegen hier noch einmal darauf zurückkommen, aber auch bei diesem Verhältnisse nicht von Theorien ausgehen, sondern zum Besten jüngerer Amtsbrüder aus dem Leben heraus erzählen. Sollte es Manchem scheinen, als nähme ich den Küster gegen allerlei Anklagen zu sehr in Schutz, so mag man mir das vergeben, weil ich eben nicht so böse Erfahrungen gemacht habe, wie Andere.

Schon in dem ersten Amtsjahre war mein alter Küster mein wahrhaft väterlicher Freund, von dem ich viel gelernt habe und dem ich auch viel verdanke. Es bestand damals die Vorschrift noch nicht, daß jeder Candidat vor dem zweiten Examen 6 Wochen auf irgend einem Schullehrer-Seminar zubringen muß, um das Volksschulwesen kennen zu lernen. Ob dadurch der Zweck erreicht wird, ist mir freilich zweifelhaft. Mein alter Freund hatte auch nie ein Seminar gesehen und liebte auch die in der Nachbarschaft angestellten jüngern Männer, die im Seminar gebildet waren, gar nicht, so daß sich auch bei mir ein geringes Vorurtheil gegen sie festsetzte. Er pflegte sie die Herren Professoren zu nennen, ärgerte sich, wenn er sie im Leibrock sah, der Hut war ihm verdrießlich und er meinte, es sei in ihrem Kopf so hohl wie im Hut. Als ihn einmal so ein neuer Professor besuchte und er ihn gefragt hatte, wer sein Vater sei, hatte jener ihm geantwortet: mein Vater ist ein Gutsbesitzer; hernach aber war herausgekommen, daß er ein armer Halbbauer war. Auch hatte er erzählt, daß sein Bruder sich zum Landwirth ausbilde, daß er sich aber den Wissenschaften gewidmet habe, was eigentlich zu deutsch hieß, daß sein Bruder bei dem Vater als Knecht arbeitete und daß er auf dem Seminar gewesen sei. Besonders ärgerlich konnte er werden, wenn seine Professoren sich solcher Redensarten bedienten, wie: „ich trage Religion oder Geschichte vor", oder wenn sie sich des Küsternamens schämten und sich lieber nannten: „der Lehrer des Orts", oder wenn sie im Gespräch oft anführten, daß sie von Anderen Herr N. N. genannt würden. — Solche Dinge und das ganze Benehmen dieser Art von Lehrern fand auch bei den Gemeinden Anstoß. Die Küsterdienste waren ihnen sehr lästig, sie hielten manche Verrichtungen, die den Küstern obliegen, für entehrend und dem Stande ihrer Bildung nicht angemessen. Es entstanden daraus die unangenehmsten Conflicte zwischen ihnen und den Geistlichen, und es bildete sich das Urtheil aus, daß die im Seminar gebildeten Lehrer hochmüthige Herren wären. Die Leute waren oft sehr jung und unerfahren, wenn sie in das Amt kamen, durch die ganze Art von Bildung, die sie erhalten hatten, trat sehr leicht eine Ueberschätzung ein. In kurzer Zeit war ihnen eine ziemliche Summe mehr von den Resultaten des Wissens als dessen Begründung mitgetheilt. Sie bewegten sich gern in wissenschaftlichen Formen, ohne darin recht zu Hause zu sein. Durch Fertigkeiten und Kunstgriffe in der Methode kamen sie dahin, daß sie mehr die Form als das Wesen der Sache pflegten. Die Pastoren, die vom Volksschulwesen wenig verstanden, wurden von ihnen verächtlich angesehen und von etlichen verspottet. Die Geschäfte des Küsters nannten sie Bedienten-Arbeiten u. dgl. m. Die Folge war, daß man anfing, von ihnen im Gegensatz gegen ihre Auffassung der Dinge mit rigoröser Strenge grade das zu fordern, was eigentlich nur die Liebe und billige Rücksicht als Pflicht anerkennt. Es entstanden die seltsamsten Differenzen und Fragen. Ist der Küster verpflichtet, den Pastor zu der Amtshandlung abzuholen? muß er den Ornat und die Agende nach dem Filiale tragen? Muß er das Lied am Sonnabend und die übrigen Anordnungen für den Sonntag persönlich entgegennehmen oder kann er das durch Briefe oder Boten abmachen? Muß er, wenn der Geistliche nach dem Filiale kommt, ihm bis zum Wagen entgegen kommen und den Fußsack in die Stube tragen? Muß er das Vierzeiten-

geld und das Jahrgeld persönlich in der Gemeinde für den Pastor einsammeln? Muß er bei Leichen und Hochzeiten im Dorfe umhergehen und die Gäste einladen? Muß er vor dem Anfange des Gottesdienstes noch auf das Schloß gehen und der Herrschaft anmelden, daß der Pastor gekommen sei? Muß er, wenn er einmal genöthigt ist, die Schule einen halben Tag ausfallen zu lassen, vom Pastor Erlaubniß haben, oder genügt die bloße Anzeige? Muß er dem Geistlichen in der Kirche das Lied aufschlagen vor dem Beginn des Gottesdienstes? Muß er auf das herrschaftliche Chor einen Zettel legen, auf dem die Nummer und der Anfang des Liedes steht? Muß er in der Kirche und bei jeder Amtsverrichtung das Küstermäntelchen anlegen oder kann er auch in einem grauen oder braunen Rock erscheinen? Solche und ähnliche Fragen traten hier und dort so in den Vordergrund, als wenn davon wirklich das Heil der Welt abhange. Im Wesentlichen aber wurde der Kampf gegen den vermeintlichen oder wirklichen Hochmuth der jüngeren Küster gekämpft, und wer von ihnen nicht hochmüthig war, bei dem wurde es doch vorausgesetzt und er darnach behandelt. Man liebte es, ihnen gegenüber mit seinen Forderungen bis an die äußerste Gränze zu gehen und so den Widerspruch zu provociren. Die Küster thaten sich zusammen und stärkten sich in der Opposition, die Pastoren klagten bei den Behörden und suchten verordnungsmäßige Bestimmungen, um durch Zwang zu erreichen, was nicht freiwillig geleistet wurde. Auf einer Synode, auf der von geistlichen Dingen wenig die Rede war, wurde dieser Gegenstand sehr weitläufig besprochen und die wunderlichsten Klagen erhoben, aber auch gar seltsame Rathschläge gegeben, um diese Herren Küster „zahm" zu machen. Am schärfsten und strengsten waren die Pastoren, deren eigene Demuth mir doch auch ein wenig fraglich war, wie denn jeder des andern Splitter da am ehesten sieht, wo sein eigener Balken seinen Sitz hat. Es kann doch nicht ganz ohne Veranlassung sein, daß vom „Priesterstolz" so viel geredet wird. Nach der Synode fuhr ich eines Sonntags mit meinem alten lieben Freunde — denn auch auf der zweiten Stelle hatte ich das Glück, einen alten frommen Mann als Küster in der Mater zu finden — nach dem Filiale und erzählte ihm von den ärgerlichen Dingen, so wie auch von den Rathschlägen, die gegeben waren, um sie abzustellen, da sagte er in seiner langsamen und bedächtigen Weise: „Damit wird nichts ausgerichtet, diese Art fährt nicht anders aus, als durch Fasten und Beten." Ich dachte dem weiter nach und mußte dem Alten vollständig Recht geben. Hochmuth läßt sich durch Gesetze und Verordnungen nicht beseitigen, denn es ist ja eben seine Richtung, sich über die Ordnung und die Observanz zu erheben. Der Hochmuth der Pastoren kann den Hochmuth der Küster nicht überwinden, denn ein Teufel treibt nicht den andern aus. Hochmuth wird allein durch Demuth besiegt. Dabei aber ist nicht zu übersehen, daß die wirkliche ungeheuchelte Demuth ebenso wenig jedermanns Ding ist, wie der Glaube. Es ist eine wunderliche Sache, daß wir an andern Menschen die Demuth so gar sehr liebenswürdig und schön finden und doch, obgleich wir auch gern möchten liebenswürdig sein, so wenig der wahren Demuth nachjagen. Ein wirklich demüthiger Mensch geht im Frieden seine Wege, der Hochmuth macht die Leute so breit und so groß, daß sie überall anstoßen, und jeder fühlt die Neigung, wider sie zu sein. Es gibt kein Gebrechen, was den armen Menschen so lächerlich und jämmerlich macht, wie die Hoffart. —

Wenn man billig und ruhig den Gang ansieht, den der junge Mann, der eben als Küster und Lehrer in das Dorf kommt, gegangen ist, so muß man es nicht so gar unnatürlich finden, daß er ein wenig hochmüthig ist. Drei Jahre hat er auf dem Seminare in ziemlicher Zucht und Beschränkung zugebracht, jetzt ist er plötzlich ein „Herr" geworden und wird auch wirklich so genannt. Er ist zum Ziele gekommen, hat vielleicht manche Entbehrung bestanden und hat es sich recht sauer werden lassen. Ein wohlbestandenes Examen läßt immer etwas zurück, was dem alten Menschen wohlthut, und wenn sich der behaglich fühlt, weckt er immer den Hochmuth. Wer jemals das Abiturienten-Examen bestanden hat, oder wer je einen Secondelieutenant sah, der zum ersten Mal den Officiersdegen und die Epauletten trägt, der sollte sich über den jungen Lehrer nicht wundern, wenn er sich ein wenig viel dünkt. Er kann es schwarz auf weiß beweisen, daß er ein gelehrter und ordentlicher Mensch ist. Das ganze Dorf kommt ihm freundlich und mit Ehrerbietung entgegen, besonders die Familien, die etwa eine Tochter haben, die wohl Küsterfrau werden könnte. Wenn nun der Pastor der einzige ist, der seinem Hochmuth entgegentritt, so fühlt er sich von ihm wenig angezogen und wohl gar leicht verletzt. Es gibt Pastoren, die gleich von vornherein es sich zur Aufgabe stellen, den jungen Mann zu demüthigen, lassen ihn an der Stubenthür stehen, nöthigen ihn nicht zum Sitzen, geben sofort eine ganze Summe von Verordnungen und Regeln, damit er seine Abhängigkeit recht fühle u. dgl. m. Das Gesetz aber richtet nur Zorn an, der junge Küster nimmt sich vor, Alles pünktlich zu thun, aber auch nicht mehr, er sieht genau zu, ob der Pastor auch über die Gränze seiner Macht geht, und ist entschlossen, ihn dann zurückzuweisen. Er fängt seine Schule an und will es gern recht gut machen, da kommt der Pastor, revidirt die Schule und schon in der Art, wie er zuhört, wie der neue Lehrer unterrichtet, liegt etwas Verletzendes; dann unterbricht er den Unterricht und verbessert in Gegenwart der Kinder, so daß sie es merken können, was der Lehrer wohl hätte können besser machen, und in vornehmer Weise wird er dann zurecht gewiesen. Dadurch wird der junge Mann wirklich verbittert. Es ist mir oft recht auf das Herz gefallen, wenn im A. T. steht, daß Gott der Herr um die Gunst und Liebe seines Volkes gebuhlt habe; wenn aber der Pastor ein Knecht des Herrn ist, so muß er auch um Liebe buhlen können und besonders bei seinem Küster. Der Teufel hat gewiß rechte Freude daran, wenn er zwischen zwei Menschen, die Gott zusammengefügt hat, etwas anrichten kann; zwischen Mann und Weib Mißtrauen und Kälte und den Samen der Zwietracht zu säen, ist

seine Lust, aber noch größer ist sein Gewinn, wenn er zwischen Pastor und Küster kann Unfrieden stiften. Die ernsteren Gemeindeglieder beklagen es sehr, wenn Geschichten über Zank zwischen Pastor und Küster umgehen, und die übrigen wissen es sehr wohl zu ihrem Nutzen auszubeuten. Da die Evangelische Kirchenzeitung vorzugsweise die Pastoren lesen, so kann ich es auch offen sagen, daß ich glaube, daß die Pastoren mehr Schuld daran sind, wenn zwischen ihnen und den Küstern Unfrieden ist, als die Küster. Ich weiß wohl, daß ich Widerspruch finde, wenn ich behaupte, daß man nur durch Sanftmuth, Geduld und Demuth den Lehrer in Ordnung bringe, aber ich weiß auch, daß alle anderen Wege gewiß nicht zum Ziele führen. Die jungen Leute können das nicht vertragen, sagen Etliche und behaupten, daß man sie damit ganz verderbe, aber es ist die Frage, ob du auch wirklich selbst die Demuth und die wahre Liebe hast; das gebe ich zu, daß absichtliche Demuth und gemachte oder scheinbare Liebe nichts ausrichtet. Man merkt die Absicht und wird verstimmt. Diese Art fährt nicht anders aus, als durch Fasten und Beten, und es ist wohl der Rede werth, daß der Pastor um des Lehrers willen faste und bete. —

Sind beide, Pastor und Lehrer, unbekehrte Leute, so wird wohl die Gemeinde einen Anstoß daran nehmen, wenn sie im Unfrieden leben, aber außer der Ordnung ist es nicht, denn es stehet geschrieben: „die Gottlosen haben keinen Frieden", oft aber gehen sie auch ohne Streit neben einander einher. Der Pastor sieht entweder gar nichts, oder er sieht durch die Finger, und der Lehrer ist zufrieden, daß er nicht beläſtigt wird und thun und lassen kann was er will, es ist dann fast besser, wenn sie im gespannten Verhältnisse leben, weil sich dann doch einer vor dem andern ein wenig in Acht nimmt. Es giebt Pastoren, die sich um die Schule fast gar nicht bekümmern und in der Mater kaum jährlich einige Male sie besuchen, im Filiale nur gelegentlich, wenn gerade anderweitige Amtshandlungen die Reise nothwendig gemacht haben. Der Lehrer weiß es aber, daß es des Pastors Pflicht ist in die Schule öfters zu kommen, und wenn es ihm auch sonst ganz recht ist, so redet er doch darüber, und die Gemeinde billigt es wahrlich nicht, wenn der Geistliche so wenig Interesse zeigt für ihre Kinder, die ihm doch auch befohlen sind. Wenn der Pastor sich nur mit der Schule befaßt, wenn die vorgeschriebenen Listen einzureichen und die mancherlei Berichte an die Behörden zu erstatten, oder wenn die Schulversäumnisse zu rügen und zu strafen sind, dann freilich kann er keine Lust an der Sache haben. Der Lehrer wünscht öfters, wenn die Schule zu schlecht besucht wird, daß die Gemeinde von der Kanzel herab ermahnt werde, ich rathe nicht dazu, denn gewöhnlich sind gerade die Eltern solcher Kinder nicht in der Kirche und hören die Ermahnung nicht; besser ist es, wenn man einmal, wenn die Woche hindurch die Schule recht gut besucht war, in herzlicher Weise seine Freude und Anerkennung darüber ausspricht. Wenn man ermahnen oder schelten will, so ist es am besten, wenn man zu den Eltern ins Haus geht und sich überzeugt, ob es wirklich böser Wille ist. Es giebt Verhältnisse, die den Zorn vertreiben und den Mund zustopfen, z. B. wenn die Mutter krank ist und das kleine Mädchen das Haus besorgen und für den Vater, der auf Arbeit ist, das Mittagessen bereiten und ihm weit hin auf das Feld nachtragen muß, oder wenn der ältere Bruder den kleinen hüten und tragen muß, weil beide Eltern auf das Amt zur Arbeit bestellt sind. Wer zu bequem ist sich speciell um die Ursachen zu bekümmern, weshalb dies oder jenes Kind in der Schule fehlt, und sich an die Polizeibehörde wendet, damit diese drohe und strafe, kann oft die Eltern sehr verletzen, die es für eine Schande halten, wenn in solchen Dingen die Polizei zu ihnen in das Haus kommt. Der Landrath oder das Rentamt thun solchen Dienst mit Widerstreben, weil sie das unbewußte Gefühl haben, daß das eigentlich des Pastors Sache sei. Auch muß man Acht geben, wenn solche Tage eintreten, in denen die Kinder einen größeren Verdienst haben können, als etwa die Schulversäumnißstrafe für den Tag betragen würde. Es ist dann besser mit dem Lehrer sich zu besprechen und die Schule lieber einen oder zwei oder auch drei Tage ganz ausfallen, als eine Unordnung eintreten zu lassen, z. B. wenn der Amtmann oder Inspector die Steine vom Mäheklee ablesen, oder die Rade aus dem Weizen stechen läßt. Wenn der Pastor sich recht ernstlich und treu um die Schule bekümmert, dem Lehrer wirklich hilft, und nicht blos sein Aufseher und Treiber ist, dann lernen sich auch beide verstehen. Dem Pastor ist die ganze Gemeinde und daher auch die Kinder übergeben, der Lehrer ist sein Gehülfe, sein Stellvertreter und thut das, was er nicht allein thun kann. Es ist eine durchaus falsche Ansicht, wenn man die Stellung des Lehrers als eine ganz getrennte vom geistlichen Amte auffaßt. Mit der Kindertaufe hat die Kirche auch die Pflicht übernommen, die Kinder zu lehren, zu halten alles was Er uns befohlen hat. Die christliche Volksschule ist eben aus der Taufe hervorgegangen, und hat zur Aufgabe den Samen zu pflegen, der im Sakramente in das Herz des Kindes gelegt ist. Daher kann der Pastor seine Schule nie als eine Anstalt ansehen, die neben der Kirche besteht, sondern sie ist nothwendig mit der Kirche und mit seinem Amte verbunden. Es liegt daher in seinem Interesse, daß er mit dem Lehrer in recht herzlicher Einigkeit umgehe und lebe, und wenn er ihm nicht anders ankommen kann, so muß er im Kämmerlein nicht nachlassen ihm nachzugehen und ihn zu suchen, bis er ihn gefunden hat. Wenn der Lehrer den Geist des Gebets an seinem Pastor fühlt, dann wird er sich auch nicht fort und fort gegen ihn wehren. Ein Lehrer, der gläubig ist und unter einem unbekehrten Pastor steht, hat es wirklich sehr schwer, aber ein Pastor, der einen unbekehrten Lehrer hat, kann leichter zu seinem Herzen kommen, wenn er in aufrichtiger Demuth ihn leitet und um ihn treulich wirbt.

Vor allen Dingen ist es der Klugheit angemessen, wenn man solchen Fragen, wie sie oben angeführt sind, so weit als irgend möglich aus dem Wege geht; man thut gut, wenn man es gar nicht zu bemerken scheint, daß der Küster diese oder jene

persönliche Höflichkeit oder Rücksicht unterläßt. Man muß dagegen wohl Achtung geben, wo man ihm einen Liebesdienst erweisen oder in der Noth helfen kann, ehe er darum bittet. Besonders muß man den Sonnabend Abend, wenn er kommt um sich das Lied zu holen, das morgen gesungen werden soll, wohl benutzen, ihn zum Sitzen nöthigen und mit ihm reden, nicht wie mit einem Untergebenen, sondern wie mit einem Gehülfen im Amte. Es gibt keinen Küster, der einen Pastor hat, der vollkommen wäre, und auch keinen Pastor, der einen Küster hat, der vollkommen wäre; sondern wo beide beisammen sind, da sind immer zwei arme Sünder beisammen. Wenn St. Paulus im Galaterbriefe am 6. schreibt: „Einer trage des Andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen, und so ein Mensch von einem Fehler übereilet würde, so helfet ihm wieder zurecht mit sanftmüthigem Geiste, die ihr geistlich seid, und siehe auf dich selbst, daß du nicht auch versuchet werdest u. s. w.“, so habe ich dabei oft und viel an das Verhältniß zwischen Pastor und Küster denken müssen; darin liegt die nothwendige Grundlage, „mit sanftmüthigem Geiste zurecht zu helfen“, das aber geschieht nur durch Fasten und Beten, und am wenigsten durch absichtsvolle und kluge Berechnung. Die Regel des Apostels, daß man feurige Kohlen auf des Anderen Haupt sammeln solle, ist so leicht nicht zu befolgen, und wer sie befolgen will, mag sich wohl in Acht nehmen. daß er seine eigenen Finger dabei nicht gründlich sich verbrenne, und der Küster ihn heimlich auslache. Die jungen Leute wissen recht gut, daß man von ihnen allerlei, nach ihrer Meinung entehrende Dienste erwartet, und sind daher keineswegs unbefangen, wenn sie sie nicht leisten, sie sind gefaßt darauf, daß man ihnen etwas sagen wird, und haben sich auf die Antwort gerüstet. Es ist aber immer eine unbehagliche Situation, wenn man bis an die Zähne gewaffnet ist, und es läßt sich dann gar kein Feind blicken. Ein alter ehrwürdiger Pastor erhielt für das Filial einen ganz jungen Küster, der natürlich viel klüger war als der alte Herr. Am Sonntage kam der Pastor auf seinem Wagen an, der keinen Tritt zum Absteigen hatte, der vorige Küster hatte ihm sonst einen Stuhl zum Auftreten gebracht, der neue Küster stand am Fenster mit der langen Pfeife und sah zu, wie der Mann viel Mühe hatte vom Wagen zu steigen, denn er war schon gebrechlich. Dann nahm der alte Mann seinen Fußsack, seinen Ornat, und so kam er in die Stube mit der Entschuldigung, daß er seine Mütze nicht habe vor der Thür abnehmen können, weil er so viel zu tragen habe. Der junge Mann war sichtbar verlegen. Es sah in der Küsterstube sehr leer und öde aus, die nothwendigsten Meubel fehlten noch. Am nächsten Sonntage kam der alte Pastor wieder, er brachte eine noch recht gute Commode mit, die er dem jungen Anfänger schenken wollte. Dieser stand wieder am Fenster und sah zu, wie der Pastor und sein Knecht die Commode mit Mühe abluden, dann in die Stube brachten und an die passende Stelle setzten. Darauf holte der Pastor seinen Fußsack und das Paquet mit dem Chorrock. Beim Fortgehen wünschte er noch dem jungen Anfänger viel Glück, weil er gehört habe, daß die Kinder gerne zu ihm in die Schule kämen. Am folgenden Sonntage brachte der Pastor zwei Stühle mit, die auch sehr nöthig waren, der Knecht trug den einen, er den andern, da überwand sich der junge Mann und sein Flegel schämte sich, er eilte hinaus und holte die andern Sachen, legte auch den Fußsack an den warmen Ofen. Diese Geschichte hat mir nicht der Pastor, sondern der Lehrer selbst erzählt.

Man muß sich aber auch nicht gar sehr wundern, wenn der Küster oder Lehrer manchmal mürrisch und unfreundlich ist, denn der Mann hat in der That ein recht beschwerliches Amt. Wer es aus Erfahrung kennt, was es heißt den ganzen Tag über in einer oft niedrigen und engen von Kindern überfüllten Schulstube im bösen Dunste und in gedrückter Luft zuzubringen, dazu Sorgen und Kummer in der Familie, oft in Noth und Verlegenheit um das tägliche Brod oder um ein durchaus unentbehrliches Kleidungsstück, der wird gerne Nachsicht haben, wenn der Mann nicht immer gerade freundlich ist. Durch ein Versehen kam ich einmal im Winter zu früh nach dem Filiale, der sonst fleißige Küster lag noch im Bett, als ich in die Stube trat; ich fragte ihn, ob er krank sei? Zuerst schwieg er, dann aber wurde er sehr heftig, klagte über seine Lage, die ganze Woche in Plagen und am Sonntage nicht einmal Ruhe, und wies mir schließlich die Thür. Ich ging in die Kirche uud wartete, bis er endlich kam. Am Montage besuchte ich seine Schule und sprach mit ihm wie gewöhnlich. Als ich nach Hause ging, erbot er sich mich zu begleiten. Als wir uns trennten, gab er mir herzlich die Hand, und ich fühlte es ihm an, daß es ihm sehr wohl that, daß ich die Scene von gestern gar nicht erwähnte, sondern es ihm überließ, durch Freundlichkeit und Liebe die Sache gut zu machen. Der Pastor muß auch nicht verlangen, daß der Küster alle weltlichen Regeln der Höflichkeit erfülle, sondern vielmehr auf das Herz und die Gesinnung des Mannes sehen. Einmal ging ich mit meinem alten lieben Küster vor einer Leiche her, keiner von uns dachte sich dabei etwas, daß der alte Mann zur rechten Seite ging, da kam mein Nachbar angeritten, und als er uns sahe, sprach er zum Küster: Schickt sich das auch, daß Sie an der rechten Seite gehen? Er aber antwortete in seiner langsamen und sehr ruhigen Weise: „Lieber Herr Pastor, in unserer Bibel stehet geschrieben: stellet euch nicht dieser Welt gleich“, und wir gingen weiter, der Nachbar aber schwieg.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 7. November. № 89.

Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen.

Der Küster und der Lehrer.

(Schluß.)

Das Ziel darf man nicht aus dem Auge verlieren, daß man mit dem Lehrer und Küster in rechter Gott wohlgefälliger Einigkeit lebe. Man muß den Mann in der Gemeinde zu heben und ihm zu helfen suchen, er kann viel Schaden anrichten, wenn er Verdächtigungen und Klatschereien austragen will, und sein Einfluß ist viel größer, als Mancher denkt. Wenn er aber hört und erfährt, daß der Pastor sein Ansehen fördert und Alles zum Besten kehrt, so ist ihm wenigstens die Veranlassung dazu genommen. Die Hauptsache aber bleibt immer die, daß man sein Herz für den Herrn und für das heilige Amt, bei dem er der Gehülfe ist, zu gewinnen sucht. Wenn der Pastor leichtfertig über die Amtshandlungen spricht, so darf er sich auch nicht wundern, wenn der Küster sich ohne Anstand und Andacht bei Taufen, Begräbnissen und Trauungen beträgt. Es verlohnt sich wohl der Mühe, daß man in seinem Gebete für die Gemeinde seinen Küster ja nicht vergißt, dadurch wächst die Liebe und auch die Geduld.

In neuerer Zeit ist Manches zur Verbesserung der sehr dürftig besoldeten Lehrerstellen geschehen, besonders durch den seligen Minister v. Raumer, der sich um die Schulen und um die Schullehrer große Verdienste erworben hat. Er ist der Minister gewesen, der besonders für das Volksschulwesen ein warmes Herz hatte, und wenn er auch bis heute wenig Dank bei vielen Lehrern gefunden hat, so wird doch die Zeit kommen, in der man seinen Namen dankbar ehren wird. Der Pastor aber muß auch treulich dafür sorgen und sich das wirklich am Herzen liegen lassen, daß der Lehrer nicht Noth leide, und es ihm recht sehr gönnen, wenn er in dieser oder jener Weise einen Verdienst haben kann. Wenn seine Bienen schwärmen, oder wenn die Seidenwürmer viel Pflege bedürfen, muß er hin und wieder einen Tag für ihn Schule halten und recht Acht geben, wo er ihm einen Dienst oder eine Gefälligkeit erweisen kann, auch dafür sorgen, daß die nothwendigen Reparaturen an seiner Wohnung zur rechten Zeit und ordentlich gemacht werden.

Es ist nicht zu verkennen, daß bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Bildung, den die Lehrer haben oder sich einbilden zu haben, ein Mißverhältniß zwischen ihren Einkünften und ihren Bedürfnissen entstanden ist. Früher trieben sie noch ein Handwerk nebenbei, als Weber, Schneider u. dgl. und ernährten sich dadurch recht gut. Das geht jetzt nicht mehr, obgleich dem Lehrer eine Nebenbeschäftigung immerhin noch möglich wäre. Im Sommer hat er nur Vormittags wenige Stunden zu geben und hat die übrige Zeit ganz frei, aber es ist schwer, etwas zu ersinnen, was sich schickt und auch einen Gewinn abwirft. Die früheren Lehrer halfen wohl bei den Nachbarn in der Erndte und verstanden die Arbeit. Der Küster in der Mater war schon alt und gebrechlich, er ging aber während der Erndte täglich auf das Amt und führte die Aufsicht über die Frauen bei dem Harken oder Werfen des Heu's. Er arbeitete auch mit, so viel es seine Kräfte zuließen, man bezahlte ihn dafür nicht mit baarem Gelde, wandte ihm aber doch manchen Vortheil gern zu und er hatte täglich an der Tafel des Amtmanns frei Mittagbrod, wie die übrigen Inspectoren. Die Noth in den Küsterwohnungen steigert sich manchmal zu solcher Höhe, daß man sich nicht wundern darf, wenn der Mann den Muth und die Freudigkeit verliert, besonders wenn die Frau aus der Stadt ist, alles in städtischer Weise einrichten will und sich der niedrigen Arbeit schämt. Auf einer Conferenz von 50—60 Lehrern wurde einmal sehr geklagt, gerade von den besser besoldeten, daß sie nicht auskommen könnten. Ein alter Mann, der 50 Jahre im Amte war und eine Stelle hatte, die mit 70 Thlrn. veranschlagt war, saß dabei und schwieg, er war aber, wenn auch nicht mit einem Leibrock, doch sehr gut und stattlich gekleidet. Als er aufgefordert wurde, zu sagen, wie er es mache, antwortete er: Ich bin ein ungelehrter Mann und mag nicht mitreden, wenn ich unter den Herren Collegen bin, die viel gelernt haben, doch das muß ich zur Ehre meines Gottes bekennen, daß ich noch nie keinen Mangel gehabt habe. In manchen Küsterhäusern aber gibt es fort und fort eine sehr lästige Einquartierung und die verzehrt Alles. Die Gottseligkeit ist aber zu allen Dingen nütze und hat auch für dies Leben die Verheißung, daß man nicht wirkliche Noth leiden darf. Mehrere versicherten sofort, daß sie sehr eingezogen lebten und nur selten einen Nachbar bei sich hätten, der Alte solle sagen, was er mit der Einquartierung meine. Er weigerte sich lange und sprach

seine Besorgniß aus, daß man ihm etwas übelnehmen könne, dann aber sagte er: die Einquartierung, die ich meine, ist der Hochmuth und die Ungenügsamkeit. Etliche murrten, die andern schwiegen, weil der Alte ein sehr demüthiger Mann war.

Das Jahr 1848 hat bewiesen, daß nicht gerade die Lehrer, die auf den besseren Stellen sitzen, sich besonders gut gehalten haben und zufrieden sind. Die Frage, wie hoch das Gehalt eines Lehrers sein müsse auf dem Lande, ist sehr schwer und wohl unmöglich zu beantworten. Es hängt zu viel von der Persönlichkeit ab. Die Gabe, mit Wenigem ohne Sorgen fertig zu werden, hat nicht ein Jeder. Der Begriff von dem, was unentbehrlich und nothwendig ist, ist sehr verschieden. Die Augen der Menschen, mit denen sie das ansehen, was sie haben, sind sehr verschieden. Der Eine sieht immer in die leeren Gefäße und seufzet, weil sie eben leer sind, der Andere sieht in die gefüllten und danket. Der Eine zählt die 200 Pfennige und rechnet so lange, bis die Sorge ganz vollständig im Herzen ihren Sitz aufschlägt, der Andere sieht auf die Hände des Herrn, der das Wenige schon oft gesegnet hat, also daß noch übrig blieb. Das Erste, was man suchen muß zu erreichen, ist das, daß der Küster wirklich täglich in seinem Hause mit seiner Familie eine Andacht hält. Sehr oft meinen sie, daß sie ja in der Schule beim Beginn und Ende beteten, aber die Familie muß auch versorgt werden. Wenn der Lehrer am Sonnabend Abend kommt, muß man es möglichst so einrichten und die Zeit so bestimmen, daß er im Pfarrhause an der Abendandacht theilnehmen kann, und die Gelegenheit benutzen, mit ihm über diese oder jene Stelle der h. Schrift zu sprechen. Auch der Gesang, der gesungen werden soll, kann Veranlassung zu gottseligen Gesprächen geben. Die frommen Leute im Dorfe freuen sich daran, wenn sie im Schulhause am Abend ein geistliches Lied singen hören, und auch die Gottlosen bekommen vor dem Manne Respect, der nicht blos amtlich in der Schule und Kirche geistliche liebliche Lieder singt, weil sie sehen, daß er kein Tagelöhner im Reiche Gottes ist.

Bei der wachsenden Bevölkerung gibt es in großen Landgemeinden und in kleinen Städten mehrklassige Volksschulen und in einigen Orten sind 2, 3, wohl gar 4 Lehrer. Als ich eine Zeitlang Schulinspector war, habe ich mich damit beschäftigt, einen Plan für solche Schulen auszuarbeiten, und wenn er auch praktisch nicht ganz zur Ausführung gekommen ist, so will ich ihn doch hier mittheilen, vielleicht findet er bei Schulmännern weitere Erwägung.

Der Lehrstoff für eine gewöhnliche Volksschule ist von der Art, daß er sich schwer für 3 oder 4 Abtheilungen vertheilen läßt. In der unteren Klasse hat der Lehrer seine schwere Arbeit, die Kinder so weit zu bringen, daß sie ziemlich lesen können und die ersten Uebungen im Schreiben und Rechnen machen. Auch in der ersten Klasse gibt es Arbeit genug, um die Kinder zum Confirmandenunterrichte reif zu machen; in den dazwischen liegenden Klassen ist es sehr leicht möglich, daß der Lehrer sich die Sache bequem macht, er verläßt sich auf die folgende Stufe. Ein großer Uebelstand aber wird durch das Versetzen der Kinder herbeigeführt. Der persönliche Einfluß des Lehrers auf die Entwickelung des Kindes wird gar sehr vermindert und seine erziehende Thätigkeit wesentlich abgeschwächt, auch tritt sein persönliches Interesse an der Förderung der Kinder zurück. Nach der bestehenden Einrichtung ist das Hauptziel die Mittheilung von Kenntnissen, während gerade die Kinder aus den niederen Ständen der sittlichen Pflege dringend bedürfen. Wenn sie aber immer nach kurzer Zeit von einem Lehrer zum andern übergehen, können sie sich schwer eng anschließen und können nicht in der Liebe und im Vertrauen warm werden. Meine Gedanken gingen darauf hinaus, daß da, wo drei oder vier Lehrer sind, auch ebenso viel Schulen bestehen, so daß jeder Lehrer die Kinder behält vom ersten Anfange bis zum Ende, aber nicht in der Weise wie etwa eine Landschule mit einem Lehrer, der jährlich oder alle halbe Jahre neue Kinder aufnimmt, sondern in der Weise, daß der eine Lehrer etwa zwei Jahre hinter einander die Kleinen aufnimmt und nur zwei Abtheilungen hat. Die erste Abtheilung ist z. B. Ostern 1840 aufgenommen, die zweite Ostern 1841. Die ganze Kinderschaar behält er nun 6—8 ganze Jahre; 1842 und 1843 bekommt ein anderer Lehrer die Kleinen und behält sie bis zur Entlassung, ebenso der dritte und vierte Lehrer.

Bei der jetzigen Ordnung der Dinge kann es den Kindern gehen wie jenem Esel, den ein Vater seinen drei Söhnen hinterließ, die ihn der Reihe nach benutzen und pflegen sollten, jeder ließ ihn hungern, weil er morgen bei dem Bruder werde Futter bekommen, aber der Esel starb zuletzt, weil ihm keiner etwas gab. Auch muß man zugeben, daß es in der That für den Lehrer leicht etwas sehr Ermüdendes und Ertödtendes hat, immer auf dem ganz beschränkten Raum des Lehrstoffes ein und derselben Abtheilung sich zu bewegen. Wer die Klagen eines Mannes kennt, der Jahr aus Jahr ein immerfort im Zählen und Lautiren unterrichten muß, der muß wirklich ein Mitgefühl mit dem Manne haben. Es gibt freilich auch solche Lehrer, die gerade für die Kleinen eine besondere Begabung haben und daher mit Lust und Liebe an ihnen arbeiten, aber sie sind selten, die es lange aushalten. Nach meinem Plane geht der Lehrer mit den Kindern fort und erst nach 6—8 Jahren kehrt er zur untersten Stufe zurück und beginnt wieder von vorne. Es würde ein lebendiger edler Wetteifer unter den Lehrern entstehen, jeder würde sich mit den Kindern zusammenleben, jeder hätte Ehre und Ruhm für seine Arbeit. Es würde sich auch das so sehr verloren gegangene Band zwischen den Eltern und dem Lehrer anknüpfen, dem sie ihre Kinder für die ganze Schulzeit übergeben. Es kann nicht dagegen eingewendet werden, daß die Lehrer nicht alle dazu befähigt wären, die Kinder ganz auszubilden. Dazu haben sie ihre Prüfung auf dem Seminar bestanden und sind für tüchtig erklärt. Ein anderer Einwand kann allerdings geltend gemacht werden, daß nicht alle Lehrer gleiche Treue, gleiche Gaben und gleiches Geschick haben, und daß die Kinder zu beklagen wären, die nun verurtheilt werden, in schlechten Händen immer zu bleiben. Ich kann nur dagegen sagen, daß eine

Gemeinde, die einen schlechten oder schwachen Pastor hat, oder eine Schule, die nur einen Lehrer hat, in derselben Gefahr sich befindet. Das aber liegt am Tage, daß der träge und gering befähigte Lehrer nach meinem Plane ein sehr kräftiges Compelle hat sich aufzuraffen, und sich nicht auf Andere verlassen kann. Die Vergleichung mit dem, was Andere leisten, wird seinen Eifer beleben und seinem Fleiße ein Sporn sein. Es wird auch möglich sein, ihn besser zu controlliren und seine Leistungen zu prüfen. Kann ich aber auch diesen Einwand nicht ganz beseitigen, so bin ich doch der Meinung, daß mein Vorschlag so große und in die Augen fallende Vortheile in Aussicht stellt, daß es sich wohl der Mühe lohnen würde, den Versuch zu machen.

Das System, bei jeder eintretenden Ueberfüllung der Klassen eine neue Stufenklasse einzurichten, einen neuen Lehrer anzustellen, den Stoff wieder zu theilen und das Band zwischen Schüler und Lehrer noch mehr abzuschwächen und abzukürzen, führt zuletzt dahin, daß die Kinder zu bloßen Zahlen herabsinken und der Lehrer (der sich gern mit einem vornehmen Titel Klassenordinarius nennt) zum wirklich bloßen Lehrer wird, dem auch kaum die Möglichkeit bleibt, die einzelnen Schüler genau kennen zu lernen, geschweige denn auf sie pädagogisch einzuwirken. Der Vortheil, der erreicht werden soll, daß die Kinder im Wissen mehr gefördert werden, ist mir sehr zweifelhaft, und ich könnte Aeußerungen von Schulinspectoren anführen, die nicht dafür sprechen. — Die Schulzeit des Kindes dauert etwa vom 6ten bis 14ten Jahre, es wird daher bei einer vierklassigen Schule jeder Lehrer die Kinder haben, die in zwei aufeinander folgenden Jahren für die Schule das gehörige Alter erlangen. Es wird kein Bedenken haben, jährlich nur einmal, etwa zu Ostern, eine Aufnahme stattfinden zu lassen für die, die von dem vorangehenden 1. October bis zum folgenden 1. October 6 Jahr alt werden. Die Schwierigkeit, die dadurch entsteht, daß der Lehrer, der eben die Hälfte seiner Kinder durch die Einsegnung verliert und nun zugleich an der Reihe ist, die neu eintretenden Kleinen aufzunehmen, weiß ich nicht anders zu beseitigen, als daß ihm ein Präparande zur Hülfe gegeben wird, der die Kleinen unter seiner Aufsicht und Anweisung beschäftigt, oder daß für den Rest der älteren Schüler und für die erste Hälfte der neuen Schule eine Beschränkung der Schulstunden eintritt. Ich meine, daß überhaupt der Schulstunden zu viele sind. Ein Gewinn, den der eben gemachte Vorschlag gewährt, wird auch darin bestehen, daß die Kinder sehr leicht nach dem Bedürfniß, nach dem Stande ihrer Eltern und nach den häuslichen Arbeiten, die ihnen obliegen, können Berücksichtigung finden. Wenn die Schüler, die schon angefangen haben, den Confirmandenunterricht zu besuchen und bis zum 12ten Jahre immer von demselben Lehrer treu und fleißig unterrichtet sind, noch täglich 2 Stunden regelmäßig zur Schule kommen und in der Religion, im Schreiben und Rechnen unterwiesen werden, so reicht das vollständig aus. Die beiden Stunden müssen so liegen, wie es das Bedürfniß der Gemeinde fordert. Diejenigen Kinder, die die volle Zeit zum Schulbesuch haben, erhalten zuerst mit den andern zusammen den Unterricht, und wenn diese die Schule verlassen, wird mit ihnen noch besonders vaterländische Geschichte, Reformationsgeschichte, Geographie, auch die Anfangsgründe der Größenlehre getrieben und Gewandtheit im schriftlichen und mündlichen Ausdruck zu erreichen gestrebt. Für die Kinder, die einmal durch schwere körperliche Arbeit ihr Brod verdienen müssen, ist es überhaupt zu wünschen, daß sie in der Schule nicht mit Dingen geplagt werden, die sie doch sehr bald wieder ganz vergessen und von denen sie gar keinen praktischen Gebrauch machen können. Desto mehr ist für diese darauf zu sehen, daß sie im Catechismus recht sicher sind, in der biblischen Geschichte tüchtig Bescheid wissen, eine gute Hand schreiben und so viel rechnen können, als ihre Verhältnisse fordern.

Kürzlich theilte mir ein erfahrener Schulmann mit, daß mein Gedanke nicht neu sei, sondern daß ein Schulrath Graff in Königsberg ihn schon sehr empfohlen, aber damit keinen Eingang gefunden habe. So weit ich aber bis jetzt erfahren habe, hat dieser Mann auch die Gymnasien in dieser Weise umformen wollen, und da muß ich denn gestehen, daß ich das für durchaus unpraktisch und auch ganz unausführbar halte. Die Gründe liegen so nahe, daß ich es für überflüssig halte, darauf einzugehen. Bei den Volksschulen aber sind die Verhältnisse so ganz anders, daß ich darauf die Gründe, die gegen die Durchführung dieses Plans auf Gymnasien sprechen, nicht kann anwenden lassen. Es gibt überhaupt keine alleinseligmachende Methode, und je weniger Kunststücke die neue Schulweisheit macht und bald im Rechnen, bald im Lesen, bald im Schreiben neue Methoden ersinnt, die alle andern weit übertreffen, und je weniger der lebendige Mensch nach Regeln sich construiren läßt, desto besser wird die Schule gedeihen, und je weniger man ihr die spanischen Stiefeln, die irgend einem Schulrath bequem sitzen, oder die Schnürleiber anzieht, die ein Schneider am grünen Tisch gemacht hat, der kaum den Mann gesehen hat, den sie klemmen sollen, desto freier wird sie sich entwickeln. Die Person des Lehrers und die Verhältnisse der Gemeinde müssen zu ihrem vollen Rechte kommen. So viel ist mir ganz klar, daß die vielklassigen Volksschulen, mit den schnellen Versetzungen der Kinder und mit der Zersplitterung des Lehrstoffes, die eigentlich erziehende Thätigkeit der Schule hemmen und auf ein Minimum reduciren, den Lehrer ermüden und ihm das Interesse an den Kindern rauben, die Eltern von der Person des Lehrers entfremden und somit gegen die Schule gleichgültig machen.

Des Pastors heilige Pflicht wird es aber unter allen Umständen bleiben, die Schule als sein liebes Kind zu pflegen, mit den Lehrern christlichen Umgang zu pflegen, sie zu trösten und zu stärken durch Gottes Wort und sie nicht als Fremde anzusehen, sondern als solche, die ihm helfen die künftige Gemeinde für den Herrn der Kirche zu gewinnen. Auch muß der Pastor in den Predigten recht oft auf die Kinder Rücksicht nehmen. Wenn er verlangt, daß die Lehrer sie zur Kirche führen sollen, muß er auch nicht vergessen, daß sie da sind. Die Eltern hören es gern, wenn die Kinder in der Predigt angeredet und ermahnt

werden, und die Kinder fühlen, daß sie auch ein Recht in der Kirche haben, wenn hin und wieder etwas vorkommt, das ihre Pflichten und Verhältnisse angeht.

Sehr dankbar muß man es anerkennen, daß bei der Wahl der Seminardirectoren und der übrigen Lehrer am Seminar mit großer Sorgfalt von den Behörden verfahren wird, und daß jetzt viele junge Männer bei den Schulen angestellt werden, die wirklich einen herzlich guten Willen mitbringen; desto größer ist die Pflicht des Geistlichen, sich der jungen Leute in wahrer Liebe anzunehmen und sie zu bewahren, daß sie in den Versuchungen und Sorgen des Lebens nicht untergehen.

Nachrichten.

Mittheilungen aus der Niederlausitz.

„Der Herr wird gnädig sein den Geringen und Armen" (Ps. 72, 18): so lautete die Losung des Tages, als ich am Montag den 27. August mich zur Niederlausitzer Pastoralconferenz aufmachte. Es ging diesmal nach Cottbus auf einem Umwege über die Niederlausitzer Stadt Lieberose, woselbst ein Missionsfest stattfinden sollte. Missionsfeste existiren in unsrer Lübbener Synode noch nicht lange. Sie datiren erst von dem Eintreten unsers verehrten Ephorus, des Vice-Gen.-Sup. Wahn in die Diöcese. Derselbe gründete vor etwa 7 Jahren den Lübbener Missionshülfsverein und regte das Missionsinteresse in seinem Kreise an. Von Jahr zu Jahr ist dasselbe in erfreulicher Weise gewachsen und es ist zu hoffen, daß die noch hin und wieder lautwerdende Meinung, die Missionsarbeit sei nichts als eine Privatliebhaberei, immer mehr aufhöre, und die Erkenntniß allgemein werde, daß der Gehorsam gegen den ausdrücklichen Befehl des Herrn den Missionsdienst von Geistlichen und Gemeinden fordere. In Lieberose werden seit einer Reihe von Jahren Missionsstunden gehalten; zu einem Missionsfeste war es aber bis dahin, besonderer Umstände wegen, noch nicht gekommen. Wie in den meisten Städten der Niederlausitz, findet sich durch Gottes Gnade in Lieberose noch kirchliche Sitte und kirchliches Leben. Vergleicht man freilich den Kirchen- und Abendmahlsbesuch in den Städten mit dem auf dem Lande, so ist der Abstand des ersteren kein unerheblicher; aber das ist auch außer Frage, daß in den Städten der Niederlausitz noch eine ganz andre Kirchlichkeit herrscht, als in den meisten Städten andrer Kirchenprovinzen. Je fester nun aber noch eine gewisse Regel des kirchlichen Lebens, um so geneigter ist man, Alles, was das alte Herkommen überschreitet, als Uebertreibung anzusehn und als Pietismus und Muckerei zu stempeln. Weil man Sonntags früh in die Kirche geht, darum findet man es überflüssig, daß Sonntagsabendversammlungen und in der Woche Bibel- und Missionsstunden gehalten werden; wer sie besucht und fleißig besucht, erscheint gar bald als Einer, der etwas Besonderes sein will, man sieht ihn von der Seite an, man legt ihm einen verächtlichen Namen bei, sucht seine Schwächen und Gebrechen auf und erweist daraus, daß er auch nicht besser sei als die Andern, die in der alten Regel einhergehen. Solche Schmach trägt sich leichter wenn sie von offenbar Gottlosen, als von Leuten kommt, denen man Achtung vor dem Worte Gottes und vor der Kirche nicht absprechen kann. Es gehört schon besondere Erleuchtung und ein frischer Glaubensmuth dazu, sie auf sich zu nehmen. Alle warmen Missionsfreunde können auf die Länge derselben nicht entgehen. Wie es in Lieberose in dieser Hinsicht aussieht, vermag ich nicht zu beurtheilen, nur weiß ich, daß die Missionsfreunde daselbst dem Ausfalle dieses ersten Festes mit etwas Bangigkeit entgegensahen, daß aber, wenn man den Besuch des Gotteshauses von Stadt- und Landleuten und den Ertrag der Kollekte ins Auge faßt, der Erfolg ein zu inbrünstigem Dank gegen den Herrn ermunternder war. Auch das erscheint als ein Zeichen eines gesegneten Erfolges, daß in Folge der Missionsfeier für oder wider die Mission entschiedener Partei genommen worden. Das Wort Gottes ist ja nun einmal den Einen ein Geruch des Lebens zum Leben, den Andern ein Geruch des Todes zum Tode, und wenn die Erweckten und die Schlafenden, die Lebendigen und die Todten mit einer Predigt zufrieden gewesen, so ist das für uns Prediger immer eine sehr bedenkliche Sache. — Zum Gegensatz durch die Predigt des Wortes Gottes reizen wollen, wäre freilich ein ganz verkehrtes Beginnen und beständen nicht mit dem allen Begnadigten tief in die Seele eingepflanzten Verlangen, alle Seelen für den Herrn Jesum zu gewinnen; aber wo das Wort Gottes recht getheilt wird, wo Gesetz und Evangelium, Buße und Glauben zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit gepredigt werden, wo das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes als die einzige Wundarznei für die verlorenen und verdammten Sünder gerühmt, wo Er und Er allein als der Herr vor die Augen gemalt wird, dem aller Kniee sich beugen sollen: da kann auch das Für oder Wider nicht lange ausbleiben.

Unser theurer Generalsuperintendent Dr. Büchsel war der Einladung des Past. primarius Hohenthal und der vom wärmsten Interesse für Kirche und Mission erfüllten Patronatsfamilie gefolgt, seinen Weg zur Cottbusser Conferenz über Lieberose zu nehmen und die Missionsfestpredigt zu halten. „Thut Buße und glaubet an das Evangelium" war Text und Thema seiner zu gründlicher Herzensbekehrung und zu williger Mithülfe für die Bekehrung der armen Heiden ermunternden und lockenden Predigt; derselben folgte nach kurzem Zwischengesange eine erweckliche Ansprache unsers geliebten Vice-Gen.-Sup. Wahn über 1 Tim. 5, 8: So aber Jemand die Seinen ꝛc. Zum Schlusse sprach noch der Berichterstatter auf Grund der oben angeführten Tageslosung ein kurzes Wort und brachte darnach Bitte, Gebet, Danksagung und Fürbitte vor den Thron der Gnade.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 10. November. № 90.

Die neue kirchliche Gemeinde-Ordnung

hat D. Stahl in der letzten Berliner Pastoral-Conferenz eingehend geprüft und die Gefahren, mit welchen sie die Kirche bedroht, ausführlich dargestellt. Er „kann sie nicht mit Freuden begrüßen, als die rechte Hülfe für ein lange getragenes Bedürfniß, als ein Pfand für einen neuen Segen der Kirche; der entgegengesetzte Erfolg ist ihm der weit wahrscheinlichere." Gleichwohl gelangt er zu dem Resultat, daß „nicht blos der geistlichen Obrigkeit der schuldige Gehorsam zu leisten, sondern mit Eifer und Thatkraft auf die neue Einrichtung einzugehen, und der Kampf, der geboten wird, mit Muth und Zuversicht aufzunehmen ist." Dieser besonnene Rath hat wohl bei den meisten eifrigen Vertheidigern der alten Grundlagen der Kirche Eingang gefunden.

Aber neue schwere Bedenken sind ihnen entstanden aus dem „Formular für die Einführung der Gemeinde-Kirchen-Räthe" und aus „der Instruction" für dieselben, welche der Ober-Kirchenrath hat ausgehen lassen.

Das Formular behauptet, daß „in der Apostolischen Kirche zweierlei Aelteste" gewesen, die einen „für Wort und Sacrament", die andern „für Aufsicht und Hülfe", und bezeichnet die Glieder der Gemeinde-Kirchenräthe als „Aelteste" dieser zweiten Art. Und das Formular sowohl als die Instruction geben den Rechten und Pflichten der Gemeinde-Kirchenräthe einen so weiten Umfang, daß sie in das Pfarramt überzugreifen scheinen. Das Formular wird deshalb als schriftwidrig und insbesondere den Grundsätzen der Lutherischen Kirche widerstreitend und ebenso wie die Instruction als practisch gefährlich beanstandet und die Frage aufgeworfen, ob auch nun noch treue Glieder der Lutherischen Kirche an den Gemeinde-Kirchenräthen durch Wahl und Eintritt darin sich betheiligen dürfen.

Allein diese Einwürfe gegen das Formular und die Instruction auch als wohlbegründet vorausgesetzt, sollte man sich dennoch dadurch von der thätigen Theilnahme an der neuen Einrichtung und von dem Kampfe für die Kirche innerhalb derselben nicht abschrecken lassen.

Zuvörderst ist festzuhalten, daß weder das Formular noch die Instruction Kirchengesetze sind, weder der Form noch dem Inhalte nach. Der Ober-Kirchenrath selbst nimmt kein Recht in Anspruch, neue Kirchengesetze zu erlassen. Die Verbindlichkeit seiner Anordnungen ist daher beschränkt durch seine eigene Competenz und durch das bestehende Recht der Kirche. Die „zweierlei Aeltesten der Apostolischen Kirche" müssen von dem Ober-Kirchenrathe selbst als mindestens im hohen Grade controvers anerkannt werden. Er kann daher schwerlich auch nur versuchen wollen, Kraft seiner Amtsautorität die einzelnen Evangelischen Geistlichen zu nöthigen, wider ihre Ueberzeugung die in dem Formular ausgedrückte Meinung als die ihrige an heiliger Stätte auszusprechen. Höchstens könnte er die Bekanntmachung der Thatsache von ihnen fordern, daß der Ober-Kirchenrath sie ausgesprochen hat. Es wird daher auch, dem Vernehmen nach, ausdrücklich oder doch factisch geduldet, daß die Einführung in anderer Form und ohne diese bedenkliche Behauptung geschieht. Noch weniger ist an eine Gesetzeskraft der Instruction zu denken. Sie gibt sich selbst in ihrem Eingange als eine „Vorhaltung", als eine Ermahnung „an die Betheiligten" und läßt daher den freiesten Spielraum für die Prüfung, ob und in wie weit ihr Inhalt mit den wahren Grundsätzen der Kirche über das Pfarramt und über die durch die Rechte und Pflichten des Pfarramts bedingte Gränze der Befugnisse der Gemeinde-Kirchenräthe übereinstimmt.

Könnte über dies alles noch ein Zweifel obwalten, so würde er völlig erledigt durch den ausdrücklichen Vorbehalt des Erlasses Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Regenten vom 27. Februar 1859, welcher §. 4 wörtlich dahin lautet:

> „Die verfassungsmäßigen Attributionen der kirchenregimentlichen Behörden, des geistlichen Amts und die Gerechtsame des Patronats werden durch diese neue Einrichtung nicht berührt und bleiben in ihrer bisherigen Geltung bestehen."

In jedem Erlaß von oben ein Gesetz sehen, — das ist ein überspannter Gehorsam, der nothwendig in sein Gegentheil umschlagen muß. Der Irrthum, als seien alle in Sachen der Union ergangenen Cabinetsordres wahre Kirchengesetze, obgleich sie weder jede mit sich selbst noch die mehreren untereinander übereinstimmen, — dieser Irrthum hat viele loyale — ultraloyale — Lutheraner aus der Landeskirche in die Separation getrieben. Auf dem politischen Gebiete entspricht diesem Irrthume der büreaukratische Absolutismus, der von keinen Schranken der Obrigkeit durch bestehendes Recht weiß und die Entwickelung und Fortbildung des Rechts, die in der That organisch durch mancherlei Ungewißheiten, Krisen und Kämpfe hindurch sich vollzieht, nur mechanisch, wie die Construction eines

Uhrwerks, sich denken kann. Es ist unmöglich, daß jeder Erlaß der verwaltenden Behörden so wie ein Gesetz berathen und redigirt werde. Man untergräbt daher die Autorität der Behörden, wenn man solche Erlasse ihrer Natur zuwider unter den scharfen Gesichtspunkt von Gesetzen stellt und dann daraus als aus Gesetzen Consequenzen zieht. Man sinnt damit den Behörden an, was sie nicht leisten können, und säet in sich und andern vergebliche Unzufriedenheit aus.

Es kann daher nicht zugestanden werden, daß die Theilnahme an der Wahl der Gemeinde-Kirchenräthe und der Eintritt in dieselben eine Anerkennung jener beanstandeten Stellen des Formulars und der Instruction enthält und daß wer sie nicht anerkennt durch diese Theilnahme und diesen Eintritt einer Unredlichkeit sich schuldig macht. Aber auch jeder falsche Schein einer solchen Anerkennung oder Unredlichkeit wird vermieden, wenn, wie ja schon mehrfach geschehen ist, Protest gegen die Anerkennung ausdrücklich oder selbst öffentlich eingelegt wird, — ein Protest, der in dem Erlaß des Prinzen Regenten Königliche Hoheit vom 27. Februar 1859 seine feste Basis hat, und der die ohnehin ganz ungegründete Annahme völlig beseitigt, als lasse man sich auf das ganze Formular und auf die Instruction verpflichten. Vielmehr geht die Verpflichtung nach den eignen Worten des Formulars nur dahin: „die Pflichten, welche der Eintritt in den Gemeinde-Kirchenrath auflegt, sorgfältig und treu, dem Worte Gottes und den Ordnungen der Kirche gemäß, zu erfüllen und gewissenhaft darauf zu achten daß alles ehrlich und ordentlich zugehe in der Gemeinde zu deren Besserung."

Allein auf die wirkliche Erfüllung dieser Pflichten kommt es nun auch an. Man hört oft sagen, die Gemeinde-Kirchenräthe würden meist „todtgeborne Kinder" sein, und die schon gemachten Erfahrungen scheinen, ebenso wie der Gesammtzustand der Kirche, diese Vorhersagung leider zu bestätigen. Leider! sagen wir, denn es ist dies ein trauriges, ja! gefährliches Resultat. Leichen soll man begraben; diese Leiche aber würde unbegraben bleiben, was bekanntlich schlimme Folgen hat. „Wo das Aas ist, sammeln sich die Adler." Feierliche Acte in der Kirche vor der versammelten Gemeinde auf Anordnung des Kirchenregiments, und eindringliche Aufforderungen zu kirchlicher Thätigkeit hergeleitet aus dem Worte Gottes, und, als Resultat: nichts — das ist nicht blos „nichts"; es ist eine der Kirche geschlagene tiefe Wunde. Die Autorität des Kirchenregiments, des geistlichen Amts und der Kirche überhaupt — dieses so dringende tief innerliche Bedürfniß unserer Tage — muß wesentlich leiden durch einen solchen negativen Erfolg und das dadurch beschwerte Gewissen der Geistlichen wird sie mehr und mehr unfähig machen, auch sonst ihr Amt im Segen zu üben. Und was die Gefahren der in Aussicht stehenden gesetzgebenden, vielleicht constituirenden, Synoden betrifft, so werden in diese gerade die von Anfang an todten oder erstorbenen Gemeinde-Kirchenräthe die gefährlichsten Elemente hineinbringen. Es gilt also, — nochmals mit D. Stahl zu reden —, „den Kampf" — den Kampf gegen Sünde und Unglauben in den Gemeinden und gegen Demokratie und Umsturz in den Synoden — „innerhalb der neuen Einrichtungen mit Muth und Thatkraft aufzunehmen." Dieser Kampf innerhalb, — zunächst das Beleben, so weit der Herr Gnade gibt, der Gemeinde-Kirchenräthe durch Gebet und gute Werke, für welche ein so weites Feld sich öffnet, wie dies die beanstandete Instruction ausführlich und mit vielen guten und christlichen Andeutungen nachweist, — dieser Kampf ist gerade deshalb um so mehr Pflicht, weil aus diesen neuen Einrichtungen nicht blos eingebildete, sondern wirkliche schwere Gefahren die Kirche bedrohen.

Wir verweisen wegen dieser Gefahren auf die „Petition von D. Jonas und Genossen an Se. Königliche Hoheit den Prinzen Regenten vom 5. Mai 1859" nebst beigefügter Denkschrift, „herausgegeben von H. Krause, Berlin 1860", unterschrieben von einer großen Zahl politischer liberaler Notabilitäten und von einer noch größeren Zahl von Geistlichen. Diese Petition will einfach die Evangelische Landeskirche der Kopfzahl zur beliebigen Verarbeitung und Neuformirung übergeben, ähnlich wie dies Graf Schwerin als Cultminister 1848 unter dem Einfluß der Märzstürme unternahm. Sie erkennt keine bestehende kirchliche Norm, kein Bekenntniß, kein Dogma, auch nicht die heilige Schrift, als Schranke für die allmächtige Menge an; sie fordert für diesen unumschränkten Souverän keine Art von kirchlicher Qualification oder Verpflichtung. Kein Potentat der Christenheit nimmt den Grad von Omnipotenz in weltlichen Dingen in Anspruch, den diese Petenten dem großen Haufen in der Kirche einräumen. Die Menge ist ihnen das „Selbst" der Kirche, die Hände der Massen sind ihnen die „rechten Hände", welche der König und die Verfassungsurkunde gemeint haben als diejenigen, welchen das Regiment der Kirche gebührt.

Also nicht blos von Calvinisirung des Lutherthums, nicht blos von Vermehrung der Verwirrung und Zwietracht durch Uebertreibung des Unionismus, nicht von der bloßen Einmischung gefährlicher demokratischer Elemente ist die Rede, sondern vom Umsturz der Landeskirche und aller ihrer Heiligthümer durch den weltlichsten und rücksichtslosesten aller Gewalthaber, durch Herrn Omnes, wie Luther sich ausdrückte.

„Das Selbst der Kirche" — sagt D. Stahl treffend — „ist nicht die Majorität ihrer Glieder, sondern ihr Glaube und die Gemeinschaft der Gläubigen und Bekenner. Daß der Glaube der Kirche, der göttlich geoffenbart, der durch die Jahrhunderte derselbe ist, ihre Einrichtungen und Thätigkeiten bestimme, das ist ihre Selbständigkeit. Die Herrschaft der Majorität ihrer Glieder ist nicht ihre Selbständigkeit, sondern ihre Unterdrückung." Schon jede Stadt würde der gräulichsten Anarchie und Tyrannei verfallen, wenn sie von der Mehrzahl ihrer Köpfe constituirt und regiert werden sollte. Wie vielmehr der zarte Leib Christi, in welchem Seinem Geiste die Herrschaft zusteht!

Es sind nun zwar diese Petenten von des Prinzen Regenten

Königlicher Hoheit schon unterm 4. Januar 1860 zurückgewiesen worden, und es ist nicht zu bezweifeln, daß der Ober-Kirchenrath solche Tendenzen verabscheut. Die Petenten treten als heftige Gegner und Ankläger des Ober-Kirchenraths auf, und würden, wenn sie könnten, seiner Existenz bald-möglichst ein Ende machen. Aber mit der Zurückweisung der Petenten ist die Gefahr nicht beseitigt.

Die Petenten nicht allein, sondern auch der Ober-Kirchenrath selbst, beruft sich, indem er mit seinen jetzigen Maaßregeln vorschreitet, auf die Anerkennung der „Selbständigkeit" der Kirche, welche die Verfassungs-Urkunde von 1850 mit den Worten ausspricht: „Die Evangelische Kirche ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig." Dieser Satz wurde bei der Revision dieser Urkunde im Jahre 1849 durch die Kammern von conservativer Seite in seinem wahren Sinne mit Freuden begrüßt, zugleich aber gegen die revolutionäre Interpretation sicher gestellt, welche schon damals im Umlauf war und welche auch jene Petenten ihm jetzt wiedergeben, als sei damit die innere Revolutionirung der Kirche, namentlich die Beseitigung des landesherrlichen Kirchenregiments und die Umwandlung ihrer Verfassung nach März-Grundsätzen, ausgesprochen. *) Es

*) Vergleiche in den stenographischen Protocollen der ersten Kammer die Sitzung vom 4. October 1849:

„Abg. von Gerlach. Ich bin heute in der mir bisher ungewohnten Stellung, für den Inhalt eines Artikels dieser Verfassungs-Urkunde aufzutreten. Ich beschränke mich auf die darin in den Worten: „Die Evangelische Kirche ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig," — ausgesprochene Selbstständigkeit der Evangelischen Kirche und wünsche dieselbe gegen Mißverständnisse sicher zu stellen, damit Ernst damit gemacht werde. Es enthält dieser Ausspruch ein Princip positiver Freiheit, die, im Gegensatze negativer Schrankenlosigkeit, in mir immer einen ihrer wärmsten Vertheidiger finden wird.

Der Art. weist durch das Wort „selbstständig" hin auf einen Ausspruch Sr. Maj. des Königs, welcher schon mehrere Jahre vor diesen jetzigen Bewegungen die gefährlichsten Mißdeutungen veranlaßte, ähnliche Mißdeutungen, wie die, denen ich jetzt begegnen will, nämlich auf den Ausspruch: „Die Kirche habe aus sich selbst sich zu gestalten."

Es gilt allerdings jetzt, und jetzt vorzüglich, die Kirche, das Selbst der Kirche, gegen fremde Gewalt zu schützen, und zwar gegen die sie am meisten bedrohende fremde Gewalt, gegen die Zumuthung, die revolutionären Bewegungen des Staates mit durchzumachen. In der Kirche hat keine Revolution stattgefunden. Die Verfassung der Evangelischen Kirche ist bis in ihre höchste Spitze hinauf, mit Einschluß des Landesherrn, Kirche und nicht Staat, namentlich nicht der jetzt von revolutionären Bewegungen durchzuckte Staat.

Es ist hier von einer Zeit die Rede gewesen, wo der Staat Eingriffe in die Kirche sich erlaubt habe. Nie aber ist dies mehr und rücksichtsloser geschehen als seit den Märztagen. Gleich nach denselben wurde von Seiten der Regierung der Kirche zugemuthet, der Revolution auf allen ihren Zickzackwegen, — ich muß sagen: auf allen ihren Sündenwegen zu folgen.

wurde dabei von Seiten der Vertheidiger der Kirche zurückgegangen auf den bekannten Ausspruch Sr. Majestät des Königs

Man versuchte die Kirche, wie den Staat, auf den Märzfuß zu setzen. Kurz vorher war durch ein Gesetz das Ober-Consistorium eingeführt worden, eigens als eine Garantie der Selbstständigkeit der Kirche, als eine Schutzwehr gegen staatliche Einflüsse. Nach den Märztagen hob ein bloßer Ministerialbeschluß das Ober-Consistorium auf, zu einer Zeit, wo Alles feste Formen der Gesetzgebung forderte. Zugleich gab man die Kanzeln und Altäre der Kirche den schlimmsten Gegnern ihrer Grundlehren, den Lichtfreunden und den Deutsch-Katholiken, Preis und verletzte damit ihr „Selbst" in seiner feinsten geistigsten Substanz. Ja, man ging so weit, eine Synode nach dem Princip der Kopfzahl vorzubereiten, welche, wenn sie zu Stande gekommen wäre, die Kirche in denjenigen Urbrei aufgelöst haben würde, den gestern ein Mitglied der Linken auf diese Tribüne gebracht hat, und in den unsere auf dasselbe Princip gegründete Constituante den preußischen Staat heut vor einem Jahre schon beinahe verwandelt hatte.

Dankbar aber muß ich anerkennen, daß man diesen Weg nun schon lange wieder verlassen hat. Die Gründung der selbstständigen „Abtheilung für die evangelischen Kirchen-Angelegenheiten" mit collegialischer Form ist ein Anfang von Gerechtigkeit gegen die Kirche. Freilich nur ein Anfang. Denn die volle Gerechtigkeit hätte erfordert, das Ober-Consistorium selbst herzustellen, welches so nicht aufgelöst werden durfte. Allein: „Gut Ding will Weile haben."

Inzwischen haben mich und viele mit mir die Aeußerungen des Herrn Ministers der geistlichen Angelegenheiten erfreut und mit Hoffnung erfüllt, die wir in den letzten Tagen in diesem Saale gehört haben, und die im Wesentlichen dahin gingen, daß man von Seiten der Regierung die religionsfeindlichen Satzungen der Revolution nicht aufrecht halten, noch weniger alle Consequenzen daraus ziehen wolle, — daß die Regierung auf einem andern Standpunkte stehe, als der ist, auf den der Ursprung der uns vorliegenden Verfassungs-Urkunde hinweist und der aus dem Wortlaut derselben hervorgeht, daß endlich die Regierung diesen Wortlaut unsern Aenderungen überlasse. Ich glaube, mir ein Verdienst um diese hohe Versammlung dadurch erworben zu haben, daß ich durch meine einleitende Rede am Montage veranlaßt habe, daß diese Erklärungen eher, als sonst der Fall gewesen sein würde, erfolgt sind.

Die Kirche, also auch das „Selbst" der Kirche, ist ein Organismus, also das Gegentheil eines bloßen Haufens, eines Aggregats. Dasselbe gilt vom Staate. Aber von der Kirche gilt es in höherem Grade, denn ihr Wesen ist geistiger, als das des Staates. Hieraus folgt, daß zu ihrem Wesen, zu ihrem „Selbst" ihre Verfassung gehört, nicht irgend eine, nicht eine, die man für sich etwa ausdenken möchte, sondern die, welche sie gegenwärtig wirklich hat, mithin bei uns diejenige Verfassung, welche die christliche Obrigkeit mit ihren Rechten in Kirchensachen, welche die Consistorien mit ihren Befugnissen einschließt.

Diese Verfassung begründet keineswegs ein Regiment des „Staates" in der Kirche. Nichts wäre Denen, die die evangelische Kirchen-Verfassung unseres Vaterlandes in ihren Fundamenten gegründet haben, den Reformatoren und ihren Nachfolgern im sechszehnten Jahrhundert, fremder gewesen als ein solcher damals unerhörter Gedanke. Gerade

über „die Gestaltung der Kirche aus sich selbst" und nachgewiesen, daß diesem Ausspruche im Sinne des Königs, und daß ebenso der wahren Bedeutung jenes Verfassungs-Artikels nichts fremder sei, als unter dem „Selbst" der Kirche die Kopfzahl zu verstehen, und daß gerade die „Selbständigkeit der Kirche" nichts

---

sie predigten ja die Trennung des geistlichen von dem weltlichen Regimente.

Wohl aber räumt diese Verfassung der christlichen Obrigkeit, als membrum praecipuum der Kirche, Regiments-Rechte in der Kirche ein. Diese Regiments-Rechte haben eine durchaus kirchliche Natur, nicht eine staatliche im Gegensatz der kirchlichen. Die Reformatoren gründeten dieselben auf eine tief und geheimnißvoll christliche Idee, auf das Priesterthum der Laien.

Es ist wahr, daß im Laufe der Zeiten, wie die sündliche Natur der Menschen es mit sich bringt, abstract staatliche Elemente in das obrigkeitliche Kirchen-Regiment eingedrungen sind, daß christliche kirchliche Obrigkeiten diesen ihren Charakter vergessen und der Kirche durch Verweltlichung ihres Regiments Unrecht gethan haben. Dasselbe ist in der römischen Kirche geschehen, durch Päpste, die ihre kirchliche Autorität weltlichen Zwecken des Krieges und der Politik dienstbar gemacht haben. Niemand aber bezweifelt deshalb, daß die Autorität der Päpste eine wesentlich kirchliche sei.

Zerrisse also die Revolution, zerrisse der Staat unter revolutionairen Einflüssen dieses kirchliche Band zwischen der christlichen Obrigkeit und der evangelischen Kirche, so griffe er in deren „Selbst" schneidend ein, — er verletzte ihre Selbstständigkeit.

Ich muß hier der Person Sr. Maj. des Königs erwähnen, denn gerade in der Beziehung, auf die es hier ankommt, wird Se Maj. der König nicht durch Sein constitutionelles Ministerium vertreten. Auch S. M. der König hat nicht das Recht, jenes Band zu zerreißen. Das Regiment der evangelischen Kirche liegt Ihm als eine Pflicht, als ein Amt ob. Eine Pflicht, ein Amt darf man nicht willkürlich von sich werfen. Auf dem Schlachtfelde darf kein Officier den Abschied nehmen. Die Kirche aber befindet sich mitten in der Schlacht. Dieser Saal selbst ist, wie diese Tage beweisen, ein Schlachtfeld.

Es versteht sich übrigens, daß meine Vertheidigung der bestehenden Kirchen-Verfassung deren Reform auf kirchlichem Wege nicht ausschließt. Nur gegen Eingriffe von außen, gegen Eingriffe unkirchlicher Mächte soll sie dieselbe sicher stellen.

Ich übergehe die Frage von den externis, von dem Vermögen und den Einkünften der Kirche. Sie sind ein Zubehör ihrer Existenz, ihres Selbst. Denn sie ist zwar geistlicher Natur, aber darum nicht minder leiblich. Sie ist kein Gespenst, das nicht Fleisch noch Bein hat. Neue Rechte räumt der Artikel in dieser Beziehung der Kirche nicht ein, wie das Wort „bleibt" in demselben andeutet.

Ich gehe auch nicht ein auf die Zweifel über den Ausdruck „Evangelische Kirche", zu denen die Spaltungen in ihrem Innern Anlaß geben. Diese Zweifel müssen ihrer eigenen „selbstständigen" Erledigung überlassen bleiben.

Schließlich wiederhole ich meinen besten Dank wegen der — volle Gerechtigkeit für die Kirche hoffen lassenden — Erklärungen des Herrn Ministers der geistlichen Angelegenheiten."

dringender fordere, als daß sie nicht genöthigt werde, die Thorheiten und Sündenwege der politischen Revolutionen mitzumachen und nach deren jeweiligem Belieben ihre Verfassung umzugestalten. Von Seiten des damaligen Cultministers, Herrn von Ladenberg, erfolgte gegen diese Ausführung kein Widerspruch. So kam der revidirte Artikel 15 in der oben angegebenen Fassung zu Stande. Es kann daher aus ihm kein Grund für, wohl aber müssen daraus die zwingendsten Gründe gegen die destructiven Anträge der Petenten hergenommen werden.

Da indessen damals dieselben Irrthümer über „Selbst" und „Selbständigkeit der Kirche" welche der Petition zum Grunde liegen, weit verbreitet waren —, so konnte es nicht fehlen, daß sie auch auf die Kirchenbehörden einwirkten. War doch selbst die politische Reaction damals noch so schwach, daß die staatsrettenden Minister 1850 eine das Land gründlich revolutionirende Gemeinde- Kreis- und Provinzial-Ordnung durchsetzten! Erst 1851 wurde der „Bruch mit der Revolution" auf dem politischen Gebiete von der Regierung bestimmt erklärt, und nun auch die Rechtsbeständigkeit der bestehenden Verfassung der Kirche als wesentlicher Bestandtheil ihres „Selbst" und ihrer „Selbständigkeit" von Seiten des Cult-Ministeriums und dann auch von Seiten des Ober-Kirchenraths behauptet und im Allgemeinen festgehalten. In jene Zeit der Unklarheit fallen die Anfänge der jetzt wieder aufgenommenen Versuche der Umgestaltung unserer Kirchenverfassung, und es tragen daher die „Grundzüge" derselben, welche 1850 ergingen, den Stempel der Zeit ihres Ursprungs nur zu sehr an sich. Als später die Revolution auf dem politischen Gebiete immer mehr Terrain verlor und auf dem Gebiete der Kirche Erfahrung und Einsicht wuchsen, sind zwar bedeutende conservative Elemente in den ursprünglichen Plan hineingebracht worden. Allein diese erscheinen doch auch jetzt noch mehr als einstweilige Concessionen und weniger als bewußter Bruch mit den radicalen Principien. Wahlen von unten ohne hinlängliche kirchliche Garantien, Synoden, deren legislative und constitutive Befugnisse im Dunkel der Zukunft verhüllt sind und dem alsdann wehenden Zeitgeiste Preis gegeben zu sein scheinen, — dazu die so tief erschütterten Bekenntnisse, die den Felsengrund der Kirche bilden sollten, — — dem Ober-Kirchenrathe selbst können die Gefahren nicht verborgen sein, welchen sein Werk und er selbst entgegen geht, und es ist zu hoffen, daß er noch die Geistlichen und Patrone als seine besten Freunde und treusten Helfer anerkennen wird, welche durch ihr gewissenhaftes Zeugniß auf diese Gefahren hinweisen und das Haus der Kirche auf den Fels ihres Bekenntnisses zu gründen und fest zu machen suchen für die Zeit wenn die Stürme kommen.

Allein aller dieser Gefahren ungeachtet sollte nicht verkannt werden, daß den jetzigen Maaßregeln des Kirchen-Regiments wahre Bedürfnisse der Kirche zum Grunde liegen. Nach dem langen Winterschlaf der Kirche und nach dem milden aber unsichern und partiellen Frühlingswehen des Pietismus sind jetzt

die Gläubigen, besonders die gläubigen Geistlichen, zu kirchlichem Bewußtsein erwacht und darin stark geworden durch den ihnen aufgedrungenen Kampf gegen die negativen Elemente des Unionswesens und gegen die territorialistische Büreaucratie, deren bleierne Herrschaft in demselben Maaße unerträglich geworden ist, in welchem der Staat seine eigne Indifferenz und Religionslosigkeit proclamirte. Aber gerade dieses erstarkte kirchliche Bewußtsein erfordert einheitliche Leitung von oben. Der objective Bestand der Kirche, in Lehre, Gottesdienst und Disciplin, kann und darf dem vereinzelten irregulären Thun der „souveränen Pastoren" nicht Preis gegeben bleiben, mag dieses Thun auch noch so treu gemeint und mögen diese Pastoren auch noch so sehr von „echtlutherischen" Principien durchdrungen sein. Die Anarchie kann recht- und pflichtmäßig, kann wahrer Kampf für Gott gegen die Welt sein und sie ist es bei uns, namentlich bei den Trauungsweigerungen, gewesen, ja! sie ist es noch heute. Wie könnte die Kirche von Anarchie frei sein, wenn die Verleugnung ihrer Grundlagen, — ihrer Bekenntnisse, — bis tief in ihre Diener und Leiter eingedrungen ist, wenn so oft statt des Hirten der Wolf die Heerde führt. Allein es darf bei der Anarchie nicht bleiben. Das tiefste Bedürfniß der Zeit, der Kirche und dieser treu inmitten der Anarchie kämpfenden Pastoren selbst ist unablässig auf echte Autorität gerichtet. Wo aber ist der feste Grund der Autorität zu suchen? Mit Recht findet der Ober-Kirchenrath und findet, wie wir annehmen dürfen, Se. Königliche Hoheit der Prinz-Regent den Grund nicht fest genug, den, mitten unter den Wandelungen der auf einander folgenden „Aeren" die Reihe der Cabinets-Ordres gewährt. Aber auch die Wahlen von unten und die so gewählten Gemeinde-Kirchenräthe und Synoden werden ihn nicht gewähren, wenn in ihnen nicht auf das Bekenntniß der Kirche zurückgegangen wird.

Das Bekenntniß ist, nach Matthäi 16, der Fels auf dem die Kirche steht; aber, wie eben diese Stelle lehrt, nicht ohne die Bekenner; Petra und Petrus gehören zusammen. Eben weil das Bekenntniß ein Felsengrund ist, erfordert es einen Bau, der auf diesem Grunde aufgeführt wird, und dieser Bau ist der Wunderbau der Kirche, des Reiches Gottes in Knechtsgestalt.

Auf der Herablassung Gottes beruht das ganze Christenthum, und es ist eine wesentliche Folge dieser Herablassung daß auch das Reich Gottes den Wandelungen der Welt — nicht sich unterwirft, denn das Wesen des Reiches Gottes ist Kampf wider die Welt — wohl aber daß es ihnen liebend und suchend nachgeht auf allen ihren Wegen, denn „also hat Gott die Welt geliebt, daß er Seinen eingebornen Sohn gab." Wir nehmen mit bewundernder dankbarer Freude eine stetige Expansion des Reiches Gottes wahr, parallel mit den Fortschritten und Entfaltungen der Welt. Ein anderes war das Reich Gottes in der Hütte Abrahams, ein anderes als Moses das Volk führte, ein anderes als Davids und Salomos Königlicher Stuhl sein Mittelpunkt war, ein viel anderes als der ewige Sohn Davids seine Boten an alle Heiden ausgesandt, ein anderes als der Kaiser seine Krone vor dem Kreuze in den Staub gelegt, ein anderes als die Reformation die Thore des Geistes nach allen Seiten hin weit aufgethan hatte. Und alle diese Wandelungen geschahen Hand in Hand und in Wechselwirkung mit großen weltlichen Entwickelungen und Fortschritten.

So darf auch die Kirche unseres Vaterlandes nicht zurückbleiben hinter der Expansion, welche das neunzehnte Jahrhundert nach allen Seiten hin und welche auch der Preußische Staat seit 1848 erfahren hat. Die erweiterte Oeffentlichkeit und gekräftigte Theilnahme der Unterthanen am Regiment und die daraus hervorgegangenen Bürgschaften für unsern Rechtszustand — diese politischen Fortschritte sind als solche anzuerkennen und dürfen nicht zurückgethan werden. Es ist schon oft bemerkt worden, wie viel mehr seitdem gleichgesinnte Bekenner nicht bloß politischer sondern auch kirchlicher Wahrheiten sich verbunden haben zum Kampfe gegen Revolution und Unglauben, wie viel mehr sie einander vertrauen gelernt und sich geschickt gemacht haben zu gemeinsamen Handeln. — Nicht alles auch in solchen gewaltsamen Katastrophen ist Sünde; es sind darin auch Momente natürlichen und rechtmäßigen Fortschritts, ja! nothwendiger Entwickelungen und geistliche Samenkörner und aufbrechende Knospen der Zukunft des Reiches Gottes enthalten, von denen das Wort gilt: „Verderbe es nicht; es ist ein Segen darin." Ist dem aber so, so muß auch anerkannt werden, daß aus unsern Krisen und Wandelungen seit 1848 auch an die Kirche die Mahnung ergeht, nicht zurückzubleiben hinter dem Staate, sondern auch ihrerseits sich zusammen zu fassen und zu gürten, ihrer Kräfte und ihres Berufs mit erfrischter Energie sich bewußt zu werden, und, wo Lähmung oder Erstarrung ihrer Glieder sich bemächtigt hat, diese mit neuem geistlichen Leben zu durchdringen, im Gegensatze zu der bisherigen fast totalen Passivität der Gemeinen und der damit zusammenhangenden Isolirung des Pfarramts, wie wir diese Zustände aus der Zeit der büreaukratisch-territorialistischen Nullificirung überkommen haben.

Das ist das gute Werk wozu der Ober-Kirchenrath die Pfarrer auffordert und der Anfang dieses guten Werkes, der stille unscheinbare Anfang, ist nicht schwer. Schon die monatlichen Versammlungen des Gemeinde-Kirchenraths, von dem Pfarrer eröffnet mit Gebet und geleitet nach Gottes Wort, können Quellen lebendigen Wassers werden, das in das ewige Leben springt, zunächst für den Pfarrer selbst und für die Anwesenden, dann für die ganze Gemeine. Wie würde 1820 —

1830 so mancher Pfarrer, der damals das Wort vom Kreuz in einer geistlichen Wüste einigen wenigen Gläubigen predigte, seinem Consistorium gedankt haben für einen solchen Kern eines lebendigen und doch loyalen Conventikels. „Durch Energie" (Glaubens- und Liebes-Energie) „und rechtes Verhalten der Geistlichen und Patrone" sagt D. Stahl mit Recht, „kann viel ausgerichtet werden und wo es mit Gottes Beistand gelingt, die besten Elemente aus der Gemeinde in den Gemeinde-Kirchenrath zu bringen, da wird die Einrichtung zu einem Gewinn; sie ist dann eine Stärkung des geistlichen Amts, eine Belebung der Gemeinde, ein Schutz für Bekenntniß und Rechtsbestand der Kirche."

Von der andern Seite verfolgt D. Stahl mit weiser Vorsicht das Unternehmen bis in seine schlimmsten Eventualitäten, in die Gefahren mit welchen eine souveräne Synode die Kirche bedroht. „Unter allen Umständen aber", sagt er, „wird das kräftige Zeugniß für die Wahrheit auf einer Preußischen Synode, nicht fehlen. Der schlimmste Ausgang wäre Sprengung der Landes-Kirche. Diese wäre ein großes Uebel. Aber für ein nicht geringeres Uebel halte ich die Einschläferung der Lutherischen Kirche in der Landes-Kirche."

Auch im Staate haben die Conservativen nicht außerhalb, sondern innerhalb der neuen Rechtsbildungen seit 1848 den Umsturz bekämpft, bekanntlich mit gutem Erfolge.

Die Thatsache, daß die Maaßregeln des Ober-Kirchenraths noch immer nicht frei sind von dem Einflusse der Principien des Jahres 1848 darf von diesem Kampfe innerhalb nicht abhalten. Es gehört zur Knechtsgestalt der Kirche, daß sie in der Zeit, also auch nicht frei von den Beflecken der Zeit, sich gestaltet und entwickelt. Der Lutheraner sieht mit Recht in der Deutschen Reformation eine Gottesthat. Und doch, wie tief war sie, als geschichtliche Begebenheit, — und zwar nicht ohne Schuld ihrer Haupt-Urheber, — befleckt durch fleischliche Freiheitsgelüste und durch denselben Humanismus, der, besonders in Italien, schon im 15. und 16. Jahrhundert in baare Gottlosigkeit umschlug! Wie schwer hat die Lutherische Kirche arbeiten müssen, und wie schwer muß sie noch arbeiten, diesen Sauerteig auszufegen! Grade was den heutigen Lutheranern ein Anstoß ist in dem Formular für die Verpflichtung der Gemeinde-Kirchenräthe, die Spaltung des geistlichen Amts in zwei Aemter, in das Amt des Worts und Sacraments und in das Amt der Aufsicht und Regierung, — grade diese Spaltung hat schon das Lutherthum des 16. Jahrhunderts, wenn auch nicht in seine Lehre, doch thatsächlich in das geistliche Amt hineingetragen, indem es im Wesentlichen den Obrigkeiten das Kirchen-Regiment überwies und den Geistlichen nur den Dienst am Worte und am Sacramente ließ.

Und — was sehr wichtig ist und lange nicht dankbar genug erwogen wird — der Ober-Kirchenrath selbst ist beschäftigt, jenen Sauerteig von 1848 und den älteren Sauerteig des Unglaubens auszufegen aus der seiner Leitung anvertrauten Kirche. Er selbst wird es dankbar erkennen, wenn für dieses gute Werk alle treue Glieder der Kirche ihm mehr Glauben, mehr Entschiedenheit, mehr Weisheit, noch mehr Erfolg vom Herrn erbitten. Aber wie viel er schon geleistet, das hat jene oben erwähnte Jonassche Denkschrift in lehrreicher Weise zusammengestellt, indem sie lauter Anklagen gegen den Ober-Kirchenrath daraus herleitet. Wir folgen dieser Schrift indem wir ihre Seitenzahlen citiren.

Der Ober-Kirchenrath hat, gleich 1850 noch ehe er seinen jetzigen Namen hatte, um die Selbständigkeit der Kirche herzustellen, die Geistlichen von dem Eide als Staatsdiener freigemacht. Er hat dann die Disciplin über die Geistlichen den kirchlichen Behörden vindicirt, (p. 30) und diese Disciplin ist in einer Reihe von namhaft gemachten Fällen gegen widerkirchliche Geistliche bis zur Amtsentsetzung mit einer vormärzlich nicht dagewesenen Energie durchgeführt worden (p. 31).

Er hat den Geistlichen die Betheiligung an den pseudokirchlichen Handlungen der freien Gemeinden untersagt, das Eindringen der freien Gemeinden in die Evangelischen Kirchen-Gebäude verhindert, die evangelischen Kirchhöfe gegen Profanation durch Pseudo-Amtshandlungen der Freien geschützt, die Taufen der Freien für ungültig erklärt, die freien Gemeinden als solche bezeichnet, die vom Christenthum sich losgesagt haben und den evangelischen Geistlichen die Copulationen der Freien untersagt (p. 31. 32). Man vergleiche damit die anstößige vormärzliche Begünstigung der Freien die so weit ging, daß man ihnen die Heiligthümer der Evangelischen Kirche, Kanzel und Altar, widerrechtlicher Weise Preis gab!

Er hat die Wiedertrauung Geschiedener der selbständigen Cognition der Kirchenbehörden unterworfen (p. 33), und dadurch —, so schwach und schwankend die Praxis dieser Behörden und die eigne Praxis des Ober-Kirchenraths auch noch jetzt ist —, doch die Kirche in nun schon fast zahllosen Fällen von Beflecken befreit, die als ein Bann auf ihr hafteten. Er hat somit die christliche Ehe geehrt und gefördert, und, was vielleicht das wichtigste ist, die Selbständigkeit der Kirche, ihre Unabhängigkeit von unchristlicher weltlicher Gesetzgebung, im Princip und durch die That behauptet und geltend gemacht.

Er hat, in seinen die Gemeindeordnung betreffenden Einleitungen der Kirche ihre objective Stellung vindicirt, sie als eine über den Gemeinden stehende Institution beschrieben und das geistliche Amt anerkannt als „Träger von Wort und Sacrament, welche ihm von der Kirche, der Kirche aber von ihrem Stifter anvertraut" seien (p. 35).

Er hat die heilige Schrift, die drei Hauptsymbole und die Bekenntnisse der Reformation als die Evangelischen Gemeinden bindend und ihre Rechte und Pflichten als Evangelische Gemeinden bedingend (p. 37) schon in den Grundzügen von 1850 anerkannt, und sich dadurch den heftigen Tadel der negativen Unionisten zugezogen.

Er hat noch als „Abtheilung für innere evangelische Kirchensachen" 1849 „das lutherische Bekenntniß für die

unzweifelhafte gesetzliche Grundlage der Pommerschen Kirche" und für „das Princip, an welchem alle Lebensäußerungen der Kirche zu messen und zu richten sind" (p. 40. 44) erklärt und diese Erklärung den übrigen Consistorien „zur Nachricht über seinen Standpunkt in Sachen der Union" mitgetheilt.

Er hat, auf Grund der, seine Auffassung der Union bestätigenden, Cabinets-Ordre vom 6. März 1852, die Union „im Sinne der Bekenntnißtreue" für „eine Vereinigung beider Bekenntnisse zu Einer Evangelischen Landeskirche" erklärt und als Ziel aufgestellt, nicht nur diese Union, sondern eben so, die Selbständigkeit jedes der beiden Bekenntnisse, das Recht der verschiedenen Confessionen und die auf dem Grunde desselben ruhenden Einrichtungen zu schützen und zu pflegen und zwar mittelst besonderer confessioneller Abtheilungen in den Kirchenbehörden für die confessionellen Angelegenheiten. Darauf ist zwar, — wie die Denkschrift sagt: „aus Allerhöchst eigner Entschließung zur Beruhigung der aufgeregten Gemüther" — die fernere der Union günstige Cabinets-Ordre vom 12. Juli 1853 ergangen, welche mit jener ersten in Einklang zu bringen nicht Aufgabe dieses Aufsatzes ist. Die Denkschrift findet, daß der die altlutherischen Parallelformulare unter gewissen Bedingungen gestattende Erlaß des Ober-Kirchenraths mit der Cabinets-Ordre vom 12. Juli 1853 ganz im Widerspruche stehe. (p. 42. 46).

Die Denkschrift geht endlich so weit, zu behaupten, und zwar nicht ohne Wahrheit, wenn auch mit einiger Uebertreibung: durch das Thun des Ober-Kirchenraths sei „die ganze alte Dogmatik wieder aufgelebt und habe veraltete Liturgien und Gesangbücher nach sich gezogen", „rücksichslos seien die bedeutenden Kirchenämter nur mit Männern der alten Dogmatik besetzt worden und mittelst der General-Visitationen habe man die Gemeinden mit alten Gesangbüchern, Lehrbüchern und Formularen versorgt, unangenehme (!) Geistliche emeritirt und den übrigen bezeichnet, was man von ihnen erwarte." (p. 50. 51.)

Dem Verfasser dieses hat es zur wahren Erbauung gereicht, diese gute Thaten des Ober-Kirchenraths von seinen heftigen Gegnern so zusammengestellt zu lesen. Sie bilden einen schneidenden Contrast gegen die frühere geistlos büreaukratische und, bis zur Eichhornschen Periode, fast durchgängig rationalistische Handhabung des Kirchenregiments und stehen in schönem Einklange mit dem geistlichen und kirchlichen Stil und Ton der jetzt, ganz verschieden von den vormärzlichen Ministerial-Rescripten, durch die Erlasse des Ober-Kirchenraths hindurch geht.

Man kann diesen Umschwung schwerlich auf diese oder jene Persönlichkeit — wenigstens gewiß nicht hauptsächlich — zurückführen. Vielmehr ist es der Fortschritt der Zeit und der Kirche, welcher, während der Staat der Revolution erst verfiel und dann mit ihr rang, die Kirche aufgeweckt und zum Bewußtsein ihres Berufs und ihrer Rechte gebracht hat.

Der Ober-Kirchenrath hat sonach wirklich nach Kräften

Ernst gemacht mit der von der Verfassungs-Urkunde anerkannten Selbständigkeit der Kirche. Er hat sie, im Ganzen und Großen, nicht nach staatlichen Rücksichten, sondern in kirchlichem Geiste geleitet, wiewohl unter vielen Hindernissen, oft unsicheren Schrittes und in Schwachheit, wie es, von einer so neuen Behörde der unendlichen Größe und Schwierigkeit ihrer Aufgaben gegenüber, nicht anders zu erwarten war.

Wenn er nun, dieser Schwachheit sich bewußt, Hülfe sucht im Pfarramt und in den Gemeinden sollten da nicht alle treuen Glieder der Kirche seinem Rufe folgen und tapfer mit Hand anlegen, damit eben, was noch schwach ist, gestärkt, und was noch irrig ist, zurecht gebracht, die allerdings drohende Gefahr aber, durch Gebet, durch Zeugniß und durch gute Werke lebendigen Glaubens und thätiger Liebe abgewendet werde?

Wer in diesem Sinne in die Gemeinde-Kirchenräthe eintritt und darin wirkt, der wird ein gutes Gewissen sich bewahren und darf, welches auch der Erfolg sein wird, des Segens des Herrn gewiß sein.

Nachrichten.

Die erste Sitzung eines Gemeinde-Kirchenrathes in Pommern.

„Der K. R. hält es für seine erste Pflicht, im Anschluß an die Rechtsverwahrung des Hrn. Kirchen-Patrons und der Kirchenvorsteher, welche im Pfarrarchiv niedergelegt und dem Consistorio überreicht ist, hierdurch einstimmig zu beurkunden: daß die hiesige Kirche nach ihrer Stiftung und ihrem gegenwärtigen Rechtsstande, ein Glied der Evangelisch-Lutherischen Kirche ist. Es ist daher die Einführung eines Gemeinde K. R. in dieselbe nur möglich, soweit sie sich mit den Bekenntnissen jener Kirche verträgt. Nur mit Rücksicht auf die bündigen Verheißungen der A. C. O. v. 27. Febr. c., daß das Bekenntniß der Kirche, sowie die rechtliche Stellung des Pastors, des Herrn Patrons und der Kirchenvorsteher durch die neue Einrichtung in keiner Weise verletzt werden sollen, hat die hiesige Gemeinde sich der Wahl unterzogen, und haben die Unterzeichneten die auf sie gefallene Wahl angenommen, und sich verpflichten lassen. Wie sie aus diesem Grunde nicht im Stande gewesen sein würden, sich nach dem vom O. K. R. mitgetheilten Formulare verpflichten zu lassen, die Einführung vielmehr in dem in beglaubigter Abschrift beigefügten Formulare stattgefunden hat, so ist der G. K. R. auch nicht im Stande, seine Wirksamkeit auf Grundlage der mit den für ihn bedenklichen Sätzen des Formulars mehrfach übereinstimmenden Instruction zu beginnen, wonach das Amt der Zucht und des Regimentes der Kirche gegen die apostolische Einsetzung als von dem der Predigt des Wortes Gottes und der Verwaltung der heiligen Sacramente geschieden betrachtet, die Wirksamkeit des Pastors wesentlich beschränkt, die den Mitgliedern des G. K. R. auferlegten Pflichten aber überspannt worden. Der K. R. legt daher Verwahrung ein gegen die desfalsigen Bestimmungen der Instruction, er kann solche soweit nur ansehen als Gehilfen des Pastors und der Kirchenvorsteher, in deren verschiedenen ihnen rechtlich zustehenden Aemtern. Schon bei dieser Auffassung bietet das neue Amt große Schwierigkeiten. Die Glieder des Kirchenrathes wollen diesen

Dienst im Glauben an die Kraft und Barmherzigkeit Gottes, ihres Heilandes, als des Hauptes der Kirche, in Demuth und mit williGem Herzen nach ihren Kräften zu leisten bestrebt sein, sie würden aber von vornherein ihre Unfähigkeit einsehen und des göttlichen Segens zu ermangeln fürchten, wollten sie sich unterwinden dasselbe in dem Sinne aufzufassen und sich aufzuladen, wie jene Erlasse es ansehen.

Der K. R. legt weiter Verwahrung ein gegen den von dem O. K. R. in den gedachten Erlassen gebrauchten Namen „Aelteste", welcher der in der A. C. O. v. 27. Febr. c. festgesetzten Bezeichnung nicht entspricht und zu reformirten Auffassungen verleitet, oder doch als ihnen dienend Mißtrauen erregt.

Der G. K. R. legt schließlich Verwahrung dagegen ein: daß das Institut der K. R. und der angekündigten darauf zu bauenden Kreis- und Provinzial-Synoden jemals dazu gebraucht werden könnte, durch ihre Beschlüsse das Recht der Lutherischen Kirche überhaupt, speciell unserer hiesigen Kirche in irgend einer Beziehung, sei es der Lehre, der Gottesdienstordnung, der Verfassung, zu gefährden.

Der G. K. R. beschließt, eine beglaubigte Abschrift dieses Theiles seiner heutigen Verhandlung durch den Hrn. Superintendenten dem Königl. Consistorio einzureichen.

Nach diesen Beschlüssen ging der K. R. zur Regelung seiner weiteren Thätigkeit über.

Er einigte sich dahin, soweit nicht bestimmte Gründe im speciellen Falle eine Abweichung davon wünschenswerth machen, was alsdann vom Pastor dem Hrn. Patron und sämmtlichen Mitgliedern mitgetheilt werden wird, alle 3 Monate von jetzt an am Sonntag vor dem Vollmond im Pfarrhause, Nachmittags 4 Uhr zusammenzukommen. Nach dem Gebete wird ein Lied gesungen, und eine Schriftstelle gelesen werden. Daran wird sich eine Besprechung der Angelegenheiten der Kirche überhaupt schließen, soweit diese den Mitgliedern bekannt sind und für den K. R. von Interesse erscheinen. Zu dem Zweck wird der Pastor M. die Ev. K. Z., der Hilfs-Pred. R. das Volksblatt für Stadt und Land, der Ober-Pred. R. N. das Monatsblatt der Evang.-Luth. Kirche Preußens regelmäßig lesen und deren Inhalt event. zur Besprechung bringen. Weiter werden die dazu geeignet erscheinenden Angelegenheiten der hiesigen Kirche besprochen werden. Die Mitglieder des Gemeinde K. R. verpflichten sich, wo ihnen ein öffentliches Aergerniß in der Gemeinde bekannt wird, nach Besprechung mit dem Pastor in Gemäßheit des V. 15, Matth. 18 zu handeln. Sie verpflichten sich zu dem Zweck gegeneinander vor allen Dingen danach zu streben, selbst lauter und unanstößig zu wandeln, und redlich und ernstlich mit allem Anhalten im Gebet den Kampf gegen diejenigen Sünden zu führen, welche ihnen selbst noch ankleben und sie schwach machen; sie verpflichten sich zu gegenseitiger Ermahnung und Stärkung dazu.

Die Sitzung wurde hierauf mit Gesang und Gebet geschlossen."

Mittheilungen aus der Niederlausitz.

(Fortsetzung.)

Doch ich eile zum Bericht der Pastoralconferenz in Cottbus. An der Vorversammlung am Montag Abend Theil zu nehmen, war uns leider nicht verstattet. Gegenstand der Besprechung war die Frage gewesen: Was ist zu thun, um die Theilnahme der Gemeinde an der Liturgie zu heben? Past. Goßlau aus Madlow hatte sie eingeleitet. Derselbe gab uns indeß am Schlusse des Dienstag früh stattfindenden Gottesdienstes noch eine sehr praktische Antwort durch seinen schönen erbaulichen Altargesang. Ich gestehe, seitdem ich in der Niederlausitz bin, fehlt mir beim Gottesdienst immer etwas, wenn kein Altargesang dabei ist. Offenbar eine Folge der hier mehr als anderswo festwurzelnden kirchlichen Sitte ist es, daß noch in den meisten Kirchen der Niederlausitz der Altargesang nicht verstummt ist. Diejenigen Pastoren welche, wer weiß aus welchen Gründen, in ihren Gemeinden den Altargesang aufgegeben haben, werden sich der alten Sitte nicht haben entziehen können, ohne Anstoß zu geben. Auch da, wo der Altargesang lange Zeit außer Uebung gekommen, ist die Tradition desselben in den Gemeinden noch so lebendig, daß, sobald man sich der alten Uebung wieder zuwendet, die Gemeinden herzlich erfreut und dankbar sind. So war's in meiner Gemeinde; wie einem lieben alten Bekannten wandte sich die Gemeinde dem fast 2 Jahrzehnte hindurch außer Uebung gekommenen Altargesange zu. Eine alte Wendin, der es schwer wurde die deutsche Predigt ganz zu verstehn, äußerte einmal gegen mich, wenn sie auch nicht Alles in der Predigt verstehe, der Altargesang wäre ihr so erbaulich, daß ihr die heiligen Töne die ganze Woche hindurch in den Ohren wieder erklängen. — Auch zur fleißigen Betheiligung der Gemeinde an den Sonnabendvespern, an den Missions-Wochen und Passionsgottesdiensten trägt der Wechselgesang zwischen Liturgus, Chor und Gemeinde nicht wenig bei. Ich selbst muß bekennen, daß mir die Kollekten und Segenstöne, die ich als kleiner Knabe in der Kirche meiner Heimath, in der Provinz Sachsen, gehört habe, immer einen tiefen Eindruck gemacht und sich meinem Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt haben. — Nun ist allerdings richtig, was Past. Schenk in seiner Handagende sagt: „Wer durch seinen Gesang die Ohren der Zuhörer zerfleischt, der lasse das Singen ganz unterwegs;" aber weder hohe musikalische Bildung noch schöne Stimmen sind zu einem erbaulichen Altargesange nothwendig. Ist nur Gabe vorhanden, den Ton zu treffen und zu moduliren, und ist die Stimme nur einigermaßen erträglich, so ist der Gesang, wofern er nur aus einem betenden, dem Herrn singenden und spielenden Herzen kommt, auch erbaulich und ein Mittel, die Theilnahme der Gemeinde an der Liturgie zu heben.

Der die Pastoralconferenz eröffnende Gottesdienst fand am Dienstag den 28. August früh 8 Uhr in der schönen, durch ihren bloßen Anblick erbauenden und erhebenden Oberkirche unter erfreulicher Betheiligung der städtischen Gemeinde Statt. Pred. Petrenz hielt die Liturgie, Gen.-Sup. Dr. Büchsel die Predigt. Das derselben vorausgehende Lied „Sei mir tausendmal gegrüßet" war ganz dazu gewählt, unsre Herzen in die rechte Stimmung für das gewählte Textwort zu bringen: „Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott ꝛc." Röm. 5, 1—5. Der Gedankengang dieser uns Pastoren sehr nahe angehenden Predigt, war etwa dieser: Pastoralconferenzen sind für uns Festtage, aber alle Festtage der Kirche sind Bußtage. Kein Weihnachten ohne Advent, kein Ostern ohne Passion, kein Pfingsten ohne zerschlagene Herzen. So auch keine rechte Pastoralconferenz ohne Buße. Festtage sind aber auch Tage zum Wachsthum im Glauben. Weihnachten an der Krippe, Ostern unterm Kreuz und am offenem Grabe, Pfingsten in der Apostelgemeinde, schlägt das Herz höher im Glauben. So auch in den Pastoralconferenzen, wo die Kohlen, die auf einem Haufen liegen, durch Gottes Odem angefacht sich gegenseitig erwärmen und anfeuern. — Niemals ist man kleiner und schwächer, als wenn man zu der Gemeinde Gottes reden soll. Mancher mag denken wir wären Helden, wenn wir auf der Kanzel stehen und reden, aber wir sind Bettler, stehend vor der Himmelsthür. Doppelt fühlt man seine Schwäche, wenn man Die ermahnen soll, die sonst auf den Kanzeln stehen; da lasse man wegen der eignen Schwäche Gottes Wort reden. Es zeigt uns 1. die Grundlage und den Inhalt unsers Amtes, 2. die Wege die Gott mit uns in unserm Amte geht.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 14. November. № 91.

Die kirchlichen Zustände im Königreich Sachsen.

Neue Folge. Achter Brief. *)

Der unlängst erschienene „Entwurf einer Kirchenordnung für die Evangelisch-Lutherische Kirche im Königreiche Sachsen" nimmt das kirchliche Interesse unseres Landes jetzt so vorwiegend in Anspruch, daß es geradezu seltsam erscheinen müßte, wollte sich mein dermaliger Bericht mit einem andern als diesem Gegenstande beschäftigen. Liegen auch die Zeiten weit hinter uns zurück, in denen Sachsen an der Spitze Evangelischer Kirchenbildung stand und seine Kirchenordnungen maßgebend für viele Deutsche Länder wurden, so dürfen wir doch wohl annehmen, daß seine Stimme noch immer eine geachtete sei und daß eine Reorganisation unserer Kirchenverfassung um so mehr Anspruch auf allgemeinere Beachtung habe, je weniger wir in dem Rufe stehen, uns einem pruritus novandi hinzugeben und auf das Experimentiren zu legen. Man hat vor noch nicht langer Zeit hie und da ziemlich vornehm auf uns herabgesehen, und ich gestehe, es mag Anlaß dazu vorhanden gewesen sein, denn es war unter der langen Herrschaft des Rationalismus eine große Stagnation in der Kirche unseres Landes eingetreten; daß aber in Verfassungssachen bei uns nicht viel hin und her experimentirt worden ist, das wollen wir uns nicht zum Vorwurf anrechnen. Im Gegentheil, es ist ein wahres Glück für unsere Landeskirche gewesen, daß ihre Rechtszustände im Wesentlichen unberührt geblieben sind und für eine, dem Herrn sei Dank! auch bei uns nicht außengebliebene kirchliche Neubelebung noch wohlgeordnete kirchliche Verhältnisse und Formen da waren, in die sie sich einfügen, an denen sie einen sichern Halt haben konnte. Sind wir vielleicht auch mancher Anregung verlustig gegangen, indem uns der Kampf um den Rechtsbestand des Bekenntnisses erspart wurde, so können wir doch gewiß Gott nur danken, daß wir von den unseligen Unionswirren unbehelligt geblieben sind.

Es steht nicht zu befürchten, daß der Ruf der Vorsicht und Besonnenheit, in welchem unsere Kirchenleitung steht, durch den Entwurf der neuen Kirchenordnung gefährdet werde. Es ist kein Neubau von Grund aus, mit dem man umgeht, keine mit Beiseitesetzen alles historisch Gewordenen nach einer Chablone zugeschnittene Verfassung, die man uns darbietet; es ist in der Hauptsache sogar eigentlich nur Restitution dessen, was in wenig anderer Form früher dagewesen und zunächst in Folge veränderter politischer Verhältnisse umgestaltet worden war. Demnächst ist es ein durch mancherlei Mißstände geforderter Bedürfnißbau, und wenn von zwei in dem Entwurfe auftretenden Instituten allerdings gesagt werden muß, daß sie für Sachsen neu sind und daß man erst zusehen muß, wie sie sich bewähren, so muß man andererseits zugeben, daß diese Versuche so vorsichtig auftreten, daß man kaum Gefahr damit laufen kann. Aus diesem Grunde ist denn auch der Entwurf von den kirchlich Gesinnten, welche der längst beabsichtigten *) Reform der Kirchenverfassung nicht ohne Besorgniß entgegensahen, im Allgemeinen mit großer Befriedigung aufgenommen worden, während es sehr zweifelhaft ist, ob er denen genügen wird, welche bis daher vorzugsweise zu einer solchen Reform gedrängt haben.

Nach dieser allgemeinen Ankündigung wende ich mich nun zu dem Entwurfe selbst, um Ihren Lesern einen Einblick in denselben zu gewähren. Ich werde dabei nicht vergessen, daß den Gliedern anderer Landeskirchen unmöglich das specielle Interesse für diese Sache beiwohnen kann, mit welchem wir sie betrachten,

---

*) Obwohl der gegenwärtige Brief alles zur Sache Gehörige kurz recapitulirt und an sich verständlich sein dürfte, so erlaubt sich doch der Schreiber auf seine früheren Briefe, insbesondere auf das, was er im J. 1851 Nr. 10 u. ff. über die Kirchenverfassung geschrieben, zurückzuverweisen.

*) Die Verhandlungen über eine Reform der Kirchenverfassung sind seit dem J. 1830 im Gange. Den Anträgen darauf lag vornämlich das Verlangen zum Grunde, „daß den einzelnen Kirchengemeinden eine größere Theilnahme an ihren kirchlichen Angelegenheiten eingeräumt und ihrer Gesammtheit als Landeskirche, dem Staate und dem Kirchenregimente gegenüber, eine Vertretung gegeben werden möchte." Zu läugnen ist nicht, daß durch die veränderte Landesverfassung die Kirche in eine ganz schiefe Stellung zum Staate gekommen war, und daß zur Herstellung ihrer Autonomie etwas geschehen mußte, wenn es auch keinem besonnenen Freunde der Kirche in den Sinn kommen konnte, von einer Verfassungsreform eine Regeneration der Kirche selbst zu erwarten. Nachdem die Sache auf jedem Landtage zur Sprache gekommen war und nachdem man schon früher einige erfolglose Ansätze genommen hatte, war die Regierung durch gegebenes Versprechen gebunden, etwas in der Sache zu thun. Wir dürfen hoffen, es sei zur rechten Stunde geschehen.

und ich werde mich daher, ohne auf einzelne und nebensächliche Bestimmungen einzugehen, darauf beschränken, das, was das Wesentliche an diesem Entwurfe ist, aufzuweisen und ihn nach seinen Hauptbeziehungen zu charakterisiren. Ich fühle mich darum auch davon entbunden, der Ordnung desselben streng zu folgen.

Das Wichtigste und Preiswürdigste an dem neuen Verfassungsentwurfe ist ohne Zweifel, daß er den Bekenntnißstand der Kirche nicht allein völlig unangetastet läßt, sondern ihn vielmehr nach einer Seite hin aufs Neue feststellt und sichert. §. 1 u. 2 sprechen den ökumenischen und confessionellen Charakter der „Evangelisch-Lutherischen Kirche im Königreich Sachsen" aus, indem ersterer sie als „ein Glied der von Jesus Christus, dem Sohne Gottes, gestifteten Gemeinschaft der Gläubigen" bezeichnet, letzterer wörtlich also lautet: „Sie bekennt als einige Regel und Richtschnur, nach welcher alle Lehren und Lehrer gerichtet und geurtheilt werden sollen, allein an die prophetischen und apostolischen Schriften A. und N. T. (Epitome der Concordienformel zu Anfang); bekennt sich mit allen christlichen Kirchen zu den drei ökumenischen Symbolen — dem Apostolischen, Nicäischen und Athanasianischen — und gründet sich nach der Reformation des 16. Jahrhunderts auf folgende Bekenntnißschriften: die Augsburgische Confession vom J. 1530 sammt deren Apologie durch Melanchthon vom J. 1531 und den Schmalkaldischen Artikeln vom J. 1537, den großen und kleinen Katechismus Luthers und die Concordienformel vom J. 1577." Wie ernst es mit diesem Bekenntniß gemeint sei und daß hier an keine bloße historische Citation der Bekenntnißschriften, kein quatenus oder eine andere reservatio mentalis zu denken sei, zeigt der Religionseid (§. 6), welcher von den in Evangelicis beauftragten Staatsministern und dem Präsidenten des Ober-Consistoriums (Formular A.), den obern und mittlern Kirchenbehörden (Form. B.), den Superintendenten und Geistlichen (Form. C.) und den Lehrern an evang. Schulen (Form. D. a. u. b.) zu leisten ist. Die Fassung dieser nach der verschiedenen Stellung der zu Verpflichtenden modificirten Formulare muß (auch in den Punkten, wo sie von den früheren abweicht) als durchaus entsprechend angesehen werden, und sofern überhaupt in einer solchen Verpflichtung eine Gewähr für die Kirche zu sehen ist, wird sie durch die Fassung dieser Formulare vollständig geleistet. Insbesondere ist durch das Formular des den in Evangel. beauftragten Staatsministern aufzulegenden Religionseides dem in der ersten Kammer unserer Ständeversammlung wiederholt erhobenen gravamen, dessen auch von mir in meinen früheren Berichten gedacht worden ist, vollständig abgeholfen.*) Aber auch bis zu den Fachlehrern an den Evang.-Luth. Schulen herab ist Vorsehung getroffen, die reine Lehre der Evang.-Luth. Kirche in diesen Landen zu schützen, und haben dieselben zu geloben, bei dem ihnen aufgetragenen Unterrichte nichts denselben Zuwiderlaufendes zu lehren. — Wenn in dieser Beziehung noch etwas zu wünschen übrig bliebe, so wäre es dies, daß bei Verpflichtung der Kirchenvorstände und Synodalen (s. unten) nicht blos auf die Kirchenordnung, welche allerdings das Bekenntniß involvirt, sondern auf letzteres direct verwiesen würde.

Der zweite Gesichtspunkt, den wir bei Beurtheilung der neuen Kirchenordnung einzunehmen haben, ist die Selbständigkeit der Kirche dem Staate gegenüber, welche durch denselben gesichert werden soll. Daß diese, durch die Verfassungs-Urkunde v. J. 1831 zwar anerkannt, durch die bestehenden Verhältnisse gleichwohl factisch beeinträchtigt und schließlich auch rechtlich bedroht war, ist als allerseits zugegeben zu betrachten. Der Grundtypus der Sächs. Kirchenverfassung war seit den Zeiten der Reformation der eines landesherrlichen Episcopats mit vollständiger Consistorialverfassung. Das erstere wird seit dem Uebertritt des Regentenhauses zur Röm.-Kath. Kirche im J. 1697 durch das Collegium der in Evangelicis betrauten Staatsminister geübt, und in dieser Beziehung ist keine Aenderung geschehen. Wohl aber ist die frühere Consistorialverfassung durch die Veränderungen der staatlichen Verfassung und Gesetzgebung fast ganz außer Kraft getreten. Die Geschäfte und Befugnisse des mit dem Ober-Consistorium zu Dresden verbundenen Kirchenraths gingen bereits im J. 1831 an das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts über, eine reine, den Ständen verantwortliche Staatsbehörde. Im J. 1834 fielen auch die Consistorien zu Leipzig und Dresden, und an ihre Stellen traten als geistliche Mittelbehörden die Kreisdirectionen,

*) Es dürfte von Interesse für Viele sein, die Formulare von sonst und jetzt mit einander zu vergleichen. Bis zum J. 1848 war der von den in Evangel. beauftragten Staatsministern zu leistende Eid folgendermaßen gefaßt: „Ich schwöre hiermit zu Gott, daß ich bei der reinen Lehre und dem christlichen Bekenntniß dieser Lande, wie dieselbe in der ersten ungeänderten Augsburgischen Confession begriffen und im christlichen Concordienbuche wiederholt ist, beständig, ohne einigen Falsch verbleiben und verharren, dawider nichts Heimliches oder Oeffentliches prakticiren, auch wenn ich vermerke, daß Andere solches thun wollten, dasselbe nicht verhalten will, so wahr mir ꝛc." Diese Eidesformel war im J. 1848, man weiß bis dato noch nicht recht, von wem und mit welchem Rechte, in nachstehender, sehr bedenklicher Weise abgeändert worden: „Ich schwöre hiermit zu Gott, daß ich bei der in hiesigen Landen angenommenen reinen Lehre der Evang.-Luth. Kirche, nach ihrer bewährten Uebereinstimmung mit dem wahren Sinne und Geiste der heil. Schrift, beständig ohne Falsch verbleiben, auch die Ev.-Lutherische Kirche in ihren Rechten schützen und wahren will, so wahr mir ꝛc." Die jetzt vorgeschlagene Fassung dagegen lautet: „Ich schwöre hiermit zu Gott, daß ich bei der in hiesigen Landen angenommenen reinen Lehre der Ev.-Luth. Kirche, wie dieselbe in der heil. Schrift enthalten, in der ersten ungeänderten Augsburgischen Confession dargestellt und in den übrigen symbolischen Büchern der Ev.-Luth. Kirche wiederholt ist, beständig ohne Falsch verbleiben, die Ev.-Luth. Kirche in ihren Rechten schützen und wahren, und dafern ich mich bewogen finden sollte, zu einer andern Confession mich zu bekennen, solches ohne Anstand dem Collegium der in Evangelicis beauftragten Staatsminister anzeigen und deren Entschließung darauf erwarten will, so wahr mir ꝛc."

welche neben den ganzen politischen auch die kirchlichen Verwaltungsangelegenheiten mit übernahmen und denen für die Kirchen- und Schulsachen nur je ein geistlicher Rath beigegeben ward. Durch Errichtung eines Landes-Consistorium suchte man zwar für die Wahrnehmung der innern Angelegenheiten der Kirche zu sorgen; allein man beschränkte schließlich den Wirkungskreis dieses neugeschaffenen Landes-Consistorium so, daß es fast zu einer bloßen Examinationsbehörde herabsank und nur in gewissen vorbehaltenen Fällen mit seinem Gutachten von dem Ministerio gehört werden mußte, ohne deshalb einen weitern Einfluß zu haben. Von dieser Zeit ab nahm die büreaukratische Behandlungsweise kirchlicher Angelegenheiten, zu der man freilich auch bereits unter der vollen Geltung der Consistorialverfassung sattsam hinneigte, immer mehr überhand, und besonders in Bezug der Kreisdirectionen wurden, wie es kaum anders sein konnte, die Klagen immer lauter und allgemeiner, während man auf der andern Seite, wenn man gerecht sein will, nicht wird läugnen können, daß wenigstens seit dem J. 1850 die oberste Kirchenleitung mehr und mehr einen wahrhaft kirchlichen, geistlichen Charakter annahm. Dies geschah aber nicht in Folge, sondern trotz der verfassungsmäßigen Zustände, unter günstigen Zeit- und persönlichen Verhältnissen. Als ein besonderer Uebelstand aber ward je länger je mehr fühlbar, daß die Ständeversammlung in Ermangelung einer anderweiten Vertretung der Kirche und als ein Factor der Gesetzgebung einen zunehmend größern Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten erhielt und denselben theilweise zwar in sehr würdiger und ersprießlicher, theilweise aber auch in einer widerwärtigen und destructiven Weise übte. Und diese Stände waren nicht mehr die alten Feudalstände, denen als unmittelbaren Vertretern von Gemeinden und Corporationen eine Stimme in den kirchlichen Angelegenheiten von Alters her eingeräumt worden war, die auch, wie unsere ältere kirchliche Gesetzgebung noch erkennen läßt, das Gewicht ihrer Stimme im wahren Interesse der Kirche geltend zu machen verstanden, sondern die auf Grund einer Repräsentativverfassung ohne alle Rücksicht auf ihre Confession gewählten rein politischen Stände. Diesem Uebelstande ganz entsprechend war es, daß in Ermangelung von kirchlichen Gemeindevertretern die Vertreter der politischen Gemeinde deren Stelle einnehmen mußten.

So allgemein nun aber diese Mißstände anerkannt wurden*), so war es doch nicht leicht, aus denselben heraus zu kommen, denn es handelte sich nicht blos darum, ein Neues zu schaffen, sondern es fragte sich, wer es thun solle, wem dazu das Recht beiwohne? Sollte diese neue Kirchenverfassung wie ein anderes Gesetz zwischen Regierung und Ständen vereinbart werden? Dieser Ansicht schienen die Letztern zu sein, sie haben wenigstens ihre Competenz dafür bestimmt in Anspruch genommen. Man könnte wohl auch meinen, da die Kirche factisch einmal in die Hände der Staatsgewalt gerathen war, so konnte sie auch nur nach dem einstimmigen Willen derselben aus derselben entlassen werden, und zu solcher Einstimmigkeit gehöre auch die Stimme der Stände. Aber die besten Freunde der Kirche schüttelten doch den Kopf zu diesem Wege und versprachen sich auf demselben keinen erwünschten Erfolg. Die, welche von der Ansicht influirt waren, daß die Kirche von unten auf, auf breitester demokratischer Grundlage müsse erbaut werden, hielten es für den einzig richtigen Weg, daß die Verfassung durch eine einzuberufende constituirende Landessynode ins Leben gerufen werden müsse. Aber abgesehen davon, daß das ein ziemlich bedenkliches Experiment gewesen wäre, war damit die Principfrage nicht gelöst, sondern nur um eine Stufe zurückgeschoben, denn zur Berufung, Zusammensetzung, Ermächtigung einer solchen Synode bedurfte es immer erst wieder eines Gesetzes, dessen Gültigkeit nicht anzufechten war. Es mag wohl sein, daß nicht blos die Wichtigkeit der Sache an sich, sondern auch die Schwierigkeit, den rechten Uebergangsmodus zu finden, die Ursache der stattgefundenen längeren Verzögerung eines entscheidenden Schrittes gewesen ist. Jetzt ist dieser Schritt nun geschehen, und man wird nicht umhin können, zu sagen, daß zuletzt kaum etwas anderes übrig blieb, als ein Vermittlungsweg, wie er eingeschlagen worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

*) Daß es auch in dieser Beziehung zufriedene Seelen gibt, beweist die armselige Schrift eines Leipziger Candidaten, welcher von einer constitutionellen Zukunftskirche träumt, in welcher er die Consistorien als ein „unvermeidliches Uebel“ stehen läßt, und auch ohne Synoden und Presbyterien auszukommen weiß, indem er an die Stelle der ersteren ohne Weiteres die Ständeversammlung, an die Stelle der letzteren die Stadtverordneten und ländlichen Gemeinderäthe setzt. Sein zu drei Vierteln aus bunt zusammengewürfelten Citaten bestehendes Buch ist dem berühmten Abgeordneten Rittner gewidmet.

Nachrichten.

Mittheilungen aus der Niederlausitz.

(Fortsetzung.)

1. Nun wir denn sind gerecht geworden. Die Gerechtigkeit durch den Glauben an Jesu Blut ist der Stern unserer Evangelischen Kirche. Es ist der Gemeinde Recht und unsere Pflicht, daß dies gepredigt werde. St. Paulus hat mit dieser Predigt der Pharisäer Gerechtigkeit und der Heiden Tempel gestürzt, mit derselben hat Augustinus den Pelagius, Luther des Papstes Macht, unsere Kirche den Rationalismus überwunden. Diese Predigt hat aber die Buße und den ganzen Glauben an das Blut Jesu zur Voraussetzung; wer nicht selbst in der Buße und im Glauben steht, ist nicht geschickt, diese Gerechtigkeit zu predigen. Aus diesem Glauben kommt Frieden mit Gott, nicht mit uns selbst, — wehe der Gemeinde, die einen mit sich selbst zufriedenen Pastor hat, solcher Pastor ist ein trauriges Bild; — auch nicht mit den Menschen und der Welt, — wehe uns, so wir der Menschen Gefallen suchen, — sondern mit Gott. Nach Frieden sehnt sich das arme Herz des natürlichen Menschen,

aber „die Gottlosen haben keinen Frieden," und die bittersten Thränen werden geweint, weil die Menschen den Frieden in der Welt suchen und ihn nicht finden. Nur in der Kirche ist es zu finden, dieses Kleinod. Aus der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, aus dem Glauben an die Vergebung der Sünden geht der Friede hervor. Diesen Frieden sollen wir predigen und anpreisen, das ist die Lockspeise des Evangeliums. —

Wir rühmen uns auch der Hoffnung. Auch die Hoffnung ist bei dem natürlichen Menschen, das Herz desselben wird durch sie gehalten vom Kindes- bis zum Greisenalter. Aber die Hoffnung des natürlichen Menschen geht mit Angst ihre Wege. Unsre Hoffnung aber sind Gottes Verheißungen, die stehen wie Felsen im Meere. Unser Amt auf der Kanzel, bei den Kranken- und Sterbebetten, bei den Gräbern, — was wäre es ohne die Predigt der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit!

Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen ꝛc. Ein Pastor ohne Liebe ist kalt, wie Eis, die Liebe aber gibt seinen Worten Leben, Kraft und Segen. Ohne Liebe zu dem Herrn Jesu soll Petrus auch kein Hirte der Heerde Jesu sein. Nur wo Jesusliebe, ist auch rechte Liebe zur Gemeinde, und nur wo diese Liebe als eine Flamme brennt, da kommt ein Jeder gern und läßt sich weisen. Diese Liebe hofft Alles, duldet Alles und ohne Segen geht sie nie ihre Wege.

2. St. Paulus zeigt uns die Wege, in die uns unser Amt führt; „wir rühmen uns auch der Trübsale." Wer sich selbst gern täuscht und sich selbst gern loben hört, rühmt sich wohl seiner Ehren, Gaben und Erfolge. Rechte Pastoren sind aber bis jetzt nicht ohne Thränen ihre Wege gegangen. Und das ist ihre größte Trübsal, daß sie predigen und nicht sehn, wo das Wort Gottes bleibt. Alle Trübsal aber, welche Gottes Lieblinge haben, ist ein Pulver, womit der Herr seine Juwelen auf Erden putzt. Durch Trübsal zieht der Herr die Pastoren groß und macht sie tüchtig, den Frieden und die Seligkeit in dem Kreuze Christi zu predigen.

„Trübsal bringet Geduld!" Auch durch Geduld sollen die Wege des Amtes gehen. Das ist ein schändlich Ding an einem Pastor, wenn er in schläfriger Gleichgültigkeit fünf gerade sein läßt. Die wahre Geduld ist die Ausdauer, die Fähigkeit, das Bleiben in dem, was Gott befohlen hat, beim Unterricht, bei der Seelsorge, bei der Predigt, bei der Verwaltung der heiligen Sacramente.

„Geduld bringet Erfahrung." Durch Erfahrung sollen unsere Wege gehen. Solche Erfahrung aber von der unwiderstehlichen Macht der rechten Predigt am eignen Herzen bringt Hoffnung, daß der Herr den Seinen zuletzt den Sieg verleiht. Und die fröhliche Aussicht auf die endliche Auszahlung des Tagelohnes an die treuen Knechte und auf den den Lehrern verheißenen ewigen Sternenglanz läßt nicht zu Schanden werden. — Wer, der es hörte, hätte nicht in das schließliche „Halleluja, Amen" von Herzen eingestimmt?!

Dienstag den 28. Aug. um 10½ Uhr begannen die Verhandlungen der Niederlausitzer Pastoralconferenz in der Schloßkirche zu Cottbus. Etwa 70—80 Amtsbrüder hatten sich eingefunden. Nach dem Gesange der ersten zwei Verse aus „O heilger Geist kehr bei uns ein" und einem von dem Vorsitzenden Vice-Gen.-Sup. Wahn gesprochenen Eingangs-Gebete, hielt Past. Pfeiffer aus Ferbitz einen

Vortrag: „über die in unsern Tagen angestrebte Trennung von Staat und Kirche und ihre Gefahren."

Nachdem der Rationalismus der neuen nicht christlichen Staatsidee vorgearbeitet, kam dieselbe zuerst in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, darnach durch die französische Revolution zur Erscheinung. — Auch bei uns sind sonderlich seit 1848 immer mehr Stimmen laut geworden, den Staat von der Kirche zu emancipiren, aber erst in neuster Zeit hat man angefangen auszuführen, was in den Grundrechten zu Frankfurt über das Verhältniß von Kirche und Staat begutachtet wurde.

1. Das Ziel der angestrebten Trennung ins Auge zu fassen, ist zuerst nöthig. Der von der Kirche losgelöste Staat hätte nicht mehr ein Lebenscentrum mit derselben, vielmehr würden beide thun, als ob sie einander nichts angingen; der Staat würde den christlichen Offenbarungsglauben nicht mehr wie bisher respektiren, sondern ignoriren, er würde seine sittlichen Principien hinsichtlich der Gesetzgebung des Strafrechts nicht mehr dem christlichen Glauben, sondern der natürlichen Vernunft entnehmen. Die bisherige Staatskirche würde zur Privatgesellschaft herabsinken, die bisherige öffentliche christliche Schule würde sich grundsätzlich gegen die Kirche und das religiöse Bekenntniß gleichgültig verhalten und höchstens eine allgemeine Menschheitsreligion zulassen. Bei der Ehe würden die Gebote der Kirche absichtlich ignorirt, bei den öffentlichen Staatsakten müßte die Weihe der Kirche grundsätzlich abgewiesen werden. Entweder müßte der Sabbath ebenso gut freigegeben werden, als der Sonntag, und das Rongefest ebenso gut als das Reformationsfest, oder alle bisherigen öffentlichen Feste müßten gestrichen und Nationalfesttage eingerichtet werden. Theologische Fakultäten von Staatswegen dürften entweder gar nicht existiren oder es müßten auch für Freigemeindethum und für Muhamedanismus ꝛc. Lehrstühle bestellt werden. Der christliche Eid müßte abgeschafft und an Stelle desselben ein deistischer gesetzt werden. Die Beobachtung der christlichen Zeitrechnung in bürgerlichen Akten würde als Ungerechtigkeit gegen Andersgläubige erscheinen. Kurz, das Ziel wäre, die Lösung des Bandes von Kirche und Familie, von Kirche und Schule, von Kirche und Gemeinde.

Nur der äußerste kirchliche Radikalismus kann dieses Ziel erstreben wollen, aber unbewußt arbeiten Alle dahin, welche der Trennung von Staat und Kirche das Wort reden.

2. Was sind die Gründe dieses Strebens? Andere auf dem Gebiet des Staats, andere auf dem Gebiet der Kirche. Man beruft sich auf Art. 12 der Verfassung, aber ein Zusammenhalten desselben mit Art. 14 macht die Deutung unmöglich, daß Trennung von Staat und Kirche das Ziel der Verfassung sei. — Die alte Preußische Toleranz soll dies Streben erheischen, aber die wahre Toleranz ist nicht Indifferentismus, sondern eine durch die Wahrheit des göttlichen Worts beschränkte. Man sagt ferner, der Staat müsse Rechtsstaat sein und der christliche Staat könne das nicht sein, aber jeder Staat, der nicht zu den Principien der christlichen Offenbarung stimmt, ist in der That ein Unrechtsstaat. — Auf dem Gebiete der Kirche werden dogmatische, exegetische und historisch-praktische Gründe angeführt, um die Idee der Trennung von Staat und Kirche zu vertheidigen; aber alle diese Gründe, wie sie Rothe, Auberlen, Rink, Rudelbach, Huschke vorgebracht haben, bestehen nicht vor dem Worte Gottes.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 17. November. № 92.

Die kirchlichen Zustände im Königreich Sachsen.

Neue Folge. Achter Brief.

(Fortsetzung.)

Eine Anerkennung der Selbständigkeit der Kirche dem Staate gegenüber, wie sie früherhin von den Ständen für nöthig erachtet worden war, sah man mit Beziehung auf die unzweideutige Bestimmung von §. 57. der Verfassungsurkunde für entbehrlich an. Die in Evangelicis beauftragten Staatsminister hatten niemals aufgehört, Träger der landesherrlichen Kirchengewalt zu sein, und mußten sich als diejenige Behörde erkennen, welche die Kirchenordnung festzustellen und in Ausführung zu bringen hatte. Sie haben daher die Initiative ergriffen und den Entwurf der Kirchenordnung aufgestellt. Aber sie konnten und wollten nicht einseitig in der Sache vorschreiten. Der Staat kraft seines jus circa sacra muß verlangen, Einsicht darüber zu gewinnen, „ob die Kirchenordnung den verfassungsmäßigen Rechten der Evang.-Luth. Kirche entspricht, oder ob sie diesen Rechten der Kirche oder den Rechten des Staates über die Kirche, oder auch anderen Interessen, welche der Staat zu wahren die Aufgabe hat, zu nahe tritt.“ So mußten denn auch die Stände, als einer der Factoren der staatlichen Gesetzgebung, mit ihrem Urtheil gehört werden, und dies um so mehr, als die Stände die pecuniären Mittel zu bewilligen haben werden, welche der Entwurf der Kirchenordnung in Anspruch nimmt. Hierzu kommt, daß mit Eintritt der Bestimmungen der Kirchenordnung eine Anzahl von gesetzlichen Bestimmungen außer Kraft tritt, welche natürlich nur auf demselben Wege aufgehoben werden konnten, auf welchem sie Gesetzeskraft erlangt hatten. Demgemäß ist denn den Ständen ein Gesetzentwurf vorgelegt worden, in welchem der den Ständen „zur Begutachtung“ vorgelegten Kirchenordnung die landesherrliche Genehmigung ertheilt und demnächst „mit Zustimmung“ der getreuen Stände die älteren Gesetze und Verordnungen, welche der neuen Kirchenordnung entgegenstehen, aufgehoben werden. Es wird sich nun fragen, ob die Stände mit der bedingten Competenz, welche ihnen somit eingeräumt wird, sich werden zufrieden geben oder ob sie geneigt sein werden, dieselbe dahin auszudehnen, daß sie den Entwurf der Kirchenordnung wie jeden andern Gesetzesentwurf behandeln, — ein Weg, auf welchem wohl schwerlich zu einem erwünschten Ziele zu gelangen sein möchte. Es wird sich bald zeigen: bereits seit dem Monate August sind die Zwischendeputationen versammelt, welchen behufs der Berichtserstattung der Entwurf vorgelegt worden ist, und mit dem 1. November tritt die Ständeversammlung zusammen.

Sehen wir uns nun den Entwurf selbst an, wie er das Ziel, der Kirche ihre Selbständigkeit zurückzugeben, verfolgt. Er thut dies vornämlich dadurch, daß er die äußern und innern Angelegenheiten scheidet und für die letztern rein kirchliche Behörden aufstellt; doch ist diese Scheidung nur in der obersten und untersten Instanz durchgeführt. Die Superintendenten, deren Amt eine weiter unten zu besprechende bedeutende Umgestaltung erleidet, haben für ihre Person allein die Leitung der innern kirchlichen Angelegenheiten und Entscheidung in denselben in erster Instanz; in der zeitherigen Verbindung mit dem weltlichen Coinspector (dem Gerichtsamtmann, bezüglich Stadtrath) bilden sie die Kircheninspection, und diese, welche zeither nur eine aufsehende Behörde war und die Sachen nur zur Entscheidung der Consistorialbehörde vorbereitete, entscheidet in den äußern Angelegenheiten künftig in erster Instanz, von welcher Einrichtung man eine Vereinfachung der Geschäfte verhofft. Die Kreisdirectionen hören auf, kirchliche Mittelbehörden zu sein, und es werden dafür vier Bezirksconsistorien errichtet, denen sowohl die externa als interna in zweiter Instanz zugewiesen werden: sie bestehen aus zwei geistlichen und zwei weltlichen Räthen unter einem weltlichen Director und verwalten die Geschäfte collegialisch, bleiben jedoch an den zeitherigen Sitzen der Kreisdirectionen (Dresden, Leipzig, Zwickau, Bautzen) und der jedesmalige Kreisdirector ist Director des Bezirksconsistorium. In der obersten Instanz tritt die Theilung wieder ein: das Ministerium des Cultus behält nur die äußeren Angelegenheiten und gibt die innern an ein zu errichtendes Ober-Consistorium ab wogegen das zeitherige Landesconsistorium aufgehoben wird. Dieses Oberconsistorium besteht aus einem rechtsgelehrten Präsidenten, aus zwei geistlichen und zwei rechtsgelehrten weltlichen Räthen. Der erste geistliche Rath ist der jedesmalige Oberhofprediger. Bei Berathung von besonders wichtigen Angelegenheiten werden noch zwei geistliche und zwei weltliche außerordentliche Beisitzer zugezogen. Die Besetzung geistlicher Stellen landesherrlichen Patronats erfolgt durch das Ministerium des Cultus: bei Besetzung von Superintendenturen ist das Gutachten des Oberconsistorium zu hören, bei Besetzung

der übrigen geistlichen Stellen hat letzteres das Vorschlagsrecht. Die Stellung der in Evangelicis beauftragten Minister bleibt die bisherige: sie üben die ihnen vom Könige übertragene landesherrliche Kirchengewalt.

Gegen die zeitherigen Zustände gehalten, erscheint dieser Organisationsplan allerdings als eine dankenswerthe Concession; allein es fehlt denn doch nicht an Stimmen von übrigens gemäßigten Männern, welche denselben als unzureichend für die herzustellende Freiheit und Selbständigkeit der Kirche halten, ja man geht wohl so weit zu behaupten, die Kirche werde nun erst völlig von der Staatsgewalt geknechtet werden, eine Behauptung, für welche den Beweis aus dem Entwurfe selbst zu führen, wohl schwer sein möchte. Man stößt sich an die Trennung der äußern und innern Angelegenheiten bei der obersten Kirchenbehörde, fürchtet, daß die Wirksamkeit des Oberconsistorium von vornherein lahm gelegt sei, indem man ihm die Verfügung über die äußeren Mittel, an deren Mangel oft die heilsamsten Maaßregeln scheiterten, entzogen habe, und wünscht, daß man dem Oberconsistorium ganz die Wirksamkeit des frühern Kirchenraths eingeräumt haben möchte, so daß das Ministerium des Cultus als Staatsbehörde zu der Evang.-Luth. Landeskirche keine andere Stellung einzunehmen hätte, als wie zu den übrigen Confessionen. Jetzt ruhe noch viel zu viel in der Hand eines einzelnen Staatsbeamten. Weiterhin bemerkt man, daß die mit den Kreisdirectionen verbundenen Bezirksconsistorien im Grunde kaum etwas anders seien, als die alte Einrichtung unter einem neuen Namen, und würde statt dessen auch lieber zu der frühern Einrichtung von zwei ganz selbständigen Consistorien in Leipzig und Dresden zurückgekehrt sein. Endlich fürchtet man aus der Juristenherrschaft niemals herauszukommen, so lange in allen Collegien die Entscheidung in die Hände des rechtsgelehrten Präsidenten gelegt sei.

Ich kann nicht läugnen, daß wo es sich, wie hier, um eine neue Organisation auf richtigen Principien handelt, diesen Ausstellungen wohl ein Gewicht beiwohnt, und daß das, was der Entwurf beantragt, mehr den Charakter eines Compromisses zwischen zwei Systemen als einer auf Herstellung einer gründlichen Autonomie der Kirche abzielenden Neubildung an sich trägt; allein ich muß hinwiederum gestehen, daß diese Ausstellungen gleichwohl nicht so schwer bei mir wiegen, um mich dem Entwurfe überhaupt zu entfremden, zunächst freilich nur deshalb, weil ich überhaupt nicht viel Werth auf die Formen der Verfassung lege, sondern das Meiste davon erwarte, daß diese Formen in lebensvoller Weise erfüllt werden. Man habe vor Allem den entschiedenen Willen, die Kirche auf ihrem ewigen Grunde und mit den alleinigen Mitteln des Heils zu erbauen, und man schaue nach den rechten Männern aus; so ist mir nicht bange darum, daß es mit dem neuen Entwurfe gehen wird. Ob der Kirche durch die Juristen oder durch die Theologen größere Wunden geschlagen worden sind, bleibe der Selbstprüfung der letzteren überlassen. Daß ferner bei Vorhandensein der erforderlichen Garantien die Verwaltung der äußern Kirchengüter in den Händen staatlicher Beamten sehr wohl aufgehoben sein könne, davon liefert die zeitherige, von allen Seiten einstimmig anerkannte treffliche Verwaltung den nächsten und besten Beweis. Und endlich ist es Pflicht, zu bekennen, daß unter dem dermaligen mehr staatlichen Kirchenregiment manches geschehen und gutgemacht worden ist, was unter der unbeschränkten Herrschaft der Consistorialverfassung versäumt und übelgemacht worden war, und daß die noch ungeheilten Hauptschäden, an denen unser Kirchenwesen leidet, aus der Zeit der letztern datiren. Man wird freilich hierauf schnell mit der Antwort bei der Hand sein, es sei dies Alles, Gutes und Böses, nicht auf Rechnung der Verfassungs-, sondern der Zeitumstände und der von ihnen influirten Persönlichkeiten zu schreiben; aber ich acceptire bestens das darin enthaltene Zugeständniß, daß es eben noch andere Factoren als die Verfassungsnormen gibt, von denen das Gedeihen der Kirche abhängt, und das war es nur, worauf ich hinweisen wollte.

Ich wende mich nun zu einem dritten Gesichtspunkte, von dem aus der Entwurf der Kirchenordnung angesehen sein will, inwiefern nämlich derselbe die Selbstthätigkeit der Gemeinde durch Herbeiziehung der in derselben bis daher unbenutzt gebliebenen Kräfte zu wecken und in die rechten kirchlichen Bahnen zu lenken beabsichtigt Wenn er zu dem Ende presbyteriale und synodale Einrichtungen aufnimmt, so muß man doch sagen, es sei damit wohl nicht auf Concessionen an den diesen Einrichtungen zugeneigten Zeitgeist, noch viel weniger auf Herstellung einer Presbyterial- und Synodalverfassung abgesehen; im Gegentheil ruht der Schwerpunkt des Entwurfs recht eigentlich in der Herstellung und Befestigung der Consistorialverfassung, und den projectirten Kirchenvorständen, sowie der Landessynode sind die Gränzen ihrer Wirksamkeit so scharf bemessen, daß man wohl eher die Frage aufwerfen könnte, ob es dabei überhaupt zu einer gedeihlichen Kraftentfaltung kommen könne, eine Besorgniß, die ich selbst nicht theile. Es handelte sich vielmehr, namentlich was die Kirchenvorstände betrifft, darum, einem unläugbaren Bedürfnisse gerecht zu werden, und ich fürchte nicht, daß das, was in Nr. 66. Ihres Blattes gegen die Vertretung von Unten so treffend gesagt wurde, die Einrichtungen des Entwurfes treffe. Das Princip der Repräsentation ist nicht gerade der Kern dieser Einrichtungen, und insofern es sich dabei darum handelt, den Gesammtwillen der Gemeinde durch den Verkehr mit dem Kirchenvorstande festzustellen, so geht dies doch nur die äußeren Angelegenheiten an. Zwar gehört zu dem Wirkungskreis des Kirchenvorstandes auch „die Mitwirkung und Erklärung Namens der Gemeinde bei Aenderungen in der Liturgie"; allein erstlich handelt es sich hierbei nicht um Abänderungen in der allgemein eingeführten Liturgie, welche nur dem landesherrlichen Kirchenregimente zustehen, sondern nur um die Fälle, wo die allgemeinen Kirchengesetze und Verordnungen den Gemeinden eine Stimme zugestehen oder die Wahl freilassen, z. B. bei Errichtung neuer oder Aufhebung bestehender localer Gottesdienste, bei der Wahl

zwischen mehreren von der Behörde genehmigten Gesangbüchern, Katechismen, Agendenformularen u. s. w.; sodann ist gerade in diesem Falle vorgesehen, daß nicht durch eine zufällige Majorität die Gemeinde in ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit verletzt werde und durch Abstimmung des Kirchenvorstandes Dinge enschieden werden können, „für welche jedweder vor Gott selbst einzustehen hat, die er nicht durch Vollmachtgebung erledigen kann, auch nicht für andere in Folge einer Vollmacht erledigen darf", denn es ist gerade für diesen Fall eine Befragung aller stimmfähigen Glieder der Gemeinde, sobald es nöthig erscheint, vorbehalten.

Daß Einrichtungen, wie sie der Entwurf bringt, als ein willkommenes Mittel zu kirchlichen und hinter dem Versteck der Kirche auch zu politischen Agitationen können gebraucht werden, ist ein Einwand, den man zugeben kann, ohne deshalb die Sache, gegen die er erhoben wird, zu verwerfen. Sind solche oppositionelle, feindselige Elemente vorhanden, so werden sie sich auch so oder so vernehmen lassen und ihr Ziel verfolgen. Treten sie in kirchlichen Instituten und Versammlungen auf, so geschieht dies da zwar mit einem Schein von Berechtigung, der ihnen sonst abgeht; allein sie begeben sich damit auch auf ein Feld, wo sie sich bei weitem nicht so ungehindert bewegen können, als anderwärts, und wo man ihnen, was die Hauptsache ist, viel besser begegnen kann, als auf den von ihnen präoccupirten Gebieten der Presse, der freien Vereine, Volksversammlungen, Adressen u. dergl. Ich zweifle im geringsten nicht, daß der kirchliche Liberalismus die Gelegenheit, seine Stimme geltend zu machen, eifrigst benutzen wird, daß er auch wohl hier und da vorübergehende Triumphe feiern dürfte; aber, wenn die kirchlich Gesinnten nur einigermaßen ihre Schuldigkeit thun und nicht etwa das ihnen zustehende Terrain aus Indolenz oder Principienreiterei preisgeben, so werden die Gegner bald inne werden, daß sie sich auf einem ihren Agitationen ungünstigen Gebiete bewegen.

Sehen wir uns nun die Sache selbst im Einzelnen an, so müssen wir fürs Erste bemerken, daß irgend eine Einrichtung der Art, wie die in den Kirchenvorständen gegebene, unläugbar nothwendig war, indem die zeitherige Vertretung der Kirchgemeinde durch die politischen Gemeindevertreter (Stadtverordneten und Gemeindevorstände) ein schreiender Mißstand war. Daß bei Creirung dieser Kirchenvorstände der der Lutherischen Kirche fremde, aus der Reformirten Kirche herüber genommene, unhaltbare Begriff des Aeltestenamtes im Gegensatz zu dem Lehramt vorgeschwebt habe, wird aus dem Entwurfe selbst nicht sichtbar, wohl aber geht es aus einem Citat in den dem Entwurfe beigegebenen Motiven hervor. Es steht zu hoffen, daß man dem weiter keine Folge geben und nicht etwa eine sonst wohl ganz nutzbare Einrichtung von vornherein in eine schiefe Stellung bringen und sich unnöthige Schwierigkeiten bereiten werde. Der Wirkungskreis des Kirchenvorstandes wird §. 37. folgendermaßen normirt: Erhaltung von Zucht und Sitte und Belebung des christlichen Sinnes in der Kirchengemeinde; Aufsicht über würdige Feier der Sonn- und Festtage, Aufrechthaltung und Beförderung der äußeren Ordnung beim Gottesdienst; Aufsicht über die kirchlichen Gebäude und deren Gebrauch; unmittelbare Verwaltung und nächste Beaufsichtigung des Vermögens der Kirche und der ihr gewidmeten oder sonst mit dem Kirchenvermögen verbundenen Stiftungen; Mitwirkung und Erklärung Namens der Gemeinde bei Aenderungen in der Liturgie (s. o.); Ausübung der Rechte, welche bei der Besetzung der geistlichen Stellen und der niederen Kirchenämter der Kirchengemeinde zustehen; Wahlen zur Synode; Vertretung des Kirchenlehns und der Gemeinde in Rechtsangelegenheiten; Mitaufsicht über die Volksschulen zur Wahrnehmung des kirchlichen Interesses an der christlichen Erziehung der Jugend; Mitwirkung bei der Armen- und Krankenpflege. Die diesen zehn Punkten beigefügten Erläuterungen begränzen die dem Kirchenvorstande darin gegebenen Befugnisse genauer und beugen namentlich allen Uebergriffen vor, welche derselbe etwa dem geistlichen Amte oder den Behörden gegenüber sich erlauben könnte. Daß er für das geistliche Amt eine wichtige Stütze und brauchbares Werkzeug und für die Gemeinde von großem Nutzen werden könne, wird in thesi zugegeben werden müssen; wie es in praxi sich gestalten wird, das wird in zweiter Stelle von dem guten Willen und dem Geschick des Pfarrers, oder dem, was er aus ihnen zu machen versteht, in erster Stelle aber freilich von der Wahl der rechten Leute abhängen. Wie ist es nun mit dieser Wahl bestellt? Der Kirchenvorstand soll bestehen aus dem Pfarrer (beziehentlich aus allen an der Parochialkirche angestellten confirmirten Geistlichen), welchem der Vorsitz gebührt, und aus einer Anzahl weltlicher Mitglieder, mindestens drei, höchstens zwölf. Die persönliche Theilnahme des Patrons ist facultativ, übrigens sind seine Rechte dem Kirchenvorstand gegenüber gewahrt und ihm, wenn er an den Versammlungen Theil nimmt, der Ehrenvorsitz zugesprochen. Bei der Wahl stimmberechtigt sind alle selbständigen Hausväter der Kirchgemeinde, welche das 25. Lebensjahr erfüllt haben und nicht wegen eines sittlichen Mangels von der Stimmberechtigung bei Wahlen der politischen Gemeinde ausgeschlossen sind, sie seien verheirathet oder nicht, wählbar nur die, welche zugleich ihren kirchlichen Sinn durch Theilnahme an Gottesdienst und Abendmahl bewähren, auch das 40. Altersjahr überschritten haben. Zur Wahl des ersten Kirchenvorstandes macht der Pfarrer, zu den späteren der Kirchenvorstand Vorschläge, an welche die Gemeinde aber nicht gebunden ist. Das Wahlverfahren ist möglichst einfach und überhaupt das Bestreben erkennbar, überflüssige Formalitäten fern zu halten. Das Amt wird auf 6 Jahre übernommen, doch so, daß allemal nach drei Jahren die Hälfte ausscheidet. Im Laufe der drei Jahre eintretende Vacanzen werden durch Cooptation besetzt.

Wir werden nun abzuwarten haben, wie sich die Sache gestalten und bewähren wird. Die Befürchtung, daß sie ein todtgebornes Kind der Zeit oder schlimmer noch ein Hemmschuh für das geistliche Amt und kirchliche Leben sein werde, hat zwar

manche Erfahrung für sich; andererseits aber scheint mir auch die Füglichkeit gegeben, daß ein Pfarrer, welcher noch eine Stellung in der Gemeinde hat, an den Mitgliedern seines Kirchenvorstandes lebendige Organe, treffliche Helfer gewinnen oder wenigstens sich heranziehen könne, und ich würde es für verfehlt halten, wenn man von vornherein das Ganze mit Mißtrauen und Unlust betrachten und behandeln wollte. Dabei darf aber nicht verschwiegen werden, daß es ein unverkennbarer Makel an dem Entwurfe bleibt, daß man die Stimmberechtigung an kein anderes Erforderniß geknüpft hat, als diejenige sittliche Unbescholtenheit ist, mit welcher man sich bei den politischen Wahlen begnügt, und es ist als eine nicht begründete Rechtfertigung dieser Bestimmung zu betrachten, wenn die Motive zu dem Entwurfe sagen, man habe nicht eine Censur einführen wollen, welche, über alle Glieder der Gemeinde sich verbreitend, zu mancherlei Störungen in der Gemeinde Veranlassung geben möchte. Es hätte sich wohl eine Formel finden lassen, welche notorische Kirchenverächter und offenbar anrüchige Personen von der Theilnahme an der Wahl ausgeschlossen hätte. Es ist nicht sowohl um das Resultat der Wahlen, das ja von dieser Bestimmung nicht allein abhängt, sondern um die Ehre der Kirche zu thun, wenn man solche Forderung aufstellt.

Aus den Bestimmungen, welche der Entwurf über die Synode enthält, entnehmen wir Folgendes als das Wesentlichste. Sie soll bestehen aus 32 Geistlichen und 32 Laien, welche in 16 Wahlbezirken (den neuzugestaltenden 16 Ephorieen), von deputirten Geistlichen und weltlichen Mitgliedern der Kirchenvorstände gewählt werden; aus einem ordentlichen Professor der Theologie an der Universität Leipzig, welcher von der theologischen Facultät zu wählen ist; aus dem Professor des Kirchenrechts an der Universität Leipzig *); aus fünf Kirchenpatronen, welche von den Kreisständen Meißener, Leipziger, Erzgebirgischen und Voigtländischen Kreises und den Provinzialständen der Oberlausitz gewählt werden; endlich aus fünf, von den in Evangelicis beauftragten Staatsministern für jede Synode zu ernennenden, Superintendenten oder im Amte stehenden Geistlichen. Die Synode wird zur Berathung über wichtige, die Bedürfnisse der Landeskirche betreffende Fragen alle drei Jahre, da nöthig auch in kürzeren Zeiträumen berufen. Sie hat sich vor allem Andern mit den Vorlagen zu beschäftigen, welche ihr von dem Ministerium des Cultus gemacht werden, und solche zu erledigen; es steht ihr aber auch frei, Wünsche anzubringen, Anträge zu stellen und Beschwerden über Geistliche oder Kirchenbehörden zu führen. Die Sitzungen sind nicht öffentlich.

Man wird nicht umhin können, alle diese Bestimmungen über die Synode als wohlerwogen und glücklich getroffen anzuerkennen. Manchen ist es freilich zu wenig, was hier geboten wird: die Landessynode steht ihnen zu vereinzelt und machtlos da; sie möchten einen vollständigen synodalen Organismus bis herab zu Diöcesansynoden und möchten die Synode wenigstens als einen Factor der kirchlichen Gesetzgebung angesehn wissen. Ich meine aber, und ich glaube mit mir sehr viele, es ist, namentlich für einen ersten Entwurf, der Sache völlig genug geschehn: kommt sie in einen guten Gang, zeigen sich die dermalen schon bestehenden und sich immer umbildenden geschlossenen oder freien Conferenzen als unzureichend und meint man besonderer Diöcesansynoden zu bedürfen; so lassen sich diese leicht einfügen. Die Machtbefugnisse der Synode gleich von vorn herein sehr hoch stellen, könnte sie leicht in falsche Bahnen führen heißen; man kann sich, wenn nicht für immer, gewiß zunächst mit der der Synode eingeräumten berathenden Stimme vollkommen genügen lassen. Je tüchtiger die Synode zusammengesetzt ist, je richtiger sie ihre Aufgabe auffaßt, desto gewichtiger wird auch ihre Stimme in die Waagschale fallen, so daß das Kirchenregiment die Stimme einer solchen Synode nicht unbeachtet lassen kann. Mit allerlei rechtlichen Verfassungsformeln ist der Kirche nicht geholfen. Die beste Frucht, welche ich mir von der Synode, wenn sie zu einer gedeihlichen Lebensentwickelung kommt, verspreche, suche ich überhaupt nicht in den handgreiflichen Resultaten, welche durch die Berathungen derselben erzielt werden, sondern in der heilsamen Anregung und Bewegung, welche sie in kirchlichen Kreisen und darüber hinaus hervorzurufen geeignet ist und die uns dringend noth thut.

Ich komme nun zu dem vierten und letzten Gesichtspunkt, von welchem aus nach meinem Dafürhalten der Entwurf der Kirchenordnung angesehn sein will. Es handelt sich dabei um Herstellung eines wahrhaft kirchlichen Aufsichtsamtes und demgemäß um Umgestaltung der zeitherigen Stellung der Superintendenten. Es ist zuzugeben, daß dieser Theil des Entwurfes mit dem ganzen übrigen Entwurfe in einem solchen Verhältnisse steht, daß das Ganze nicht mit dem Theile fällt, sondern der Entwurf vielmehr, wenigstens scheinbar, derselbe bleibt und jedenfalls ungehindert ausgeführt werden kann, auch wenn in diesem einen Punkte alles beim Alten bleibt. Gleichwohl ist dieser Punkt nichts weniger, als ein nebensächlicher, und ist nicht zu erwarten, daß das dermalige Kirchenregiment um des bedeutenden Widerspruchs willen, den er grade gefunden hat, ihn wie einen müßigen Einfall sofort werde fallen lassen. Sehe ich recht, so handelt es sich aber auch bei dem Streit, der sich über diesen Punkt bereits entsponnen hat und der gewiß noch lebhafter werden wird, nicht blos um diese oder jene zweckmäßige oder unzweckmäßige Einrichtung, sondern um ein Princip, rücksichtlich dessen Ihr Correspondent in seinem geringen Theile vollständig die Anschauungen des Kirchenregimentes theilt, wenn er sie anders richtig aufgefaßt hat. Ob die in dem Entwurfe vorgeschlagenen Maaßregeln

*) Hier tritt gleich für die Gegenwart ein Umstand ein, welcher bei der Aufstellung des Entwurfes nicht beachtet worden ist, — der dermalige Professor des Kirchenrechts an der Landesuniversität ist reformirter Confession.

geeignet sind, dieses Princip zur Geltung zu bringen, kommt in zweiter Stelle zur Frage, und in dieser Beziehung bin ich allerdings auch nicht ohne Bedenken.

Als im Jahre 1856 die Kirchenvisitation in Sachsen wieder hergestellt wurde, war es ausgesprochenermaßen einer der wichtigsten Gesichtspunkte dabei, „die unserer Landeskirche eigene Ephoralverfassung in ihr altes geistiges und geistliches Aufsichtsrecht wieder einzusetzen, ohne welches dieselbe immer mehr Gefahr läuft, ihre höchste Bedeutung an den ihr ursprünglich fremden Charakter eines nur äußerlich-kirchlichen Beamtenthums zu verlieren.“ Sonach war die Kirchenvisitation recht eigentlich eine an die Superintendenten gerichtete Frage, eine ihnen dargebotene Gelegenheit, sich in ihrer eigentlichen Amtsaufgabe zu erproben. Es würde anmaßend sein, wenn ein Einzelner wagen wollte, ein Gesammturtheil darüber auszusprechen, wie sie diese Probe bestanden haben; aber eine dreifache Erfahrung dürfte wohl ziemlich allgemein dabei gemacht worden sein. Von Manchen ist die Sache von vornherein mit Freuden ergriffen worden, sie waren keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß man etwas von ihnen fordere, was recht eigentlich ihres Amtes sei, und haben auch bekannt, daß sie bei Ausrichtung dieses Werkes ihres Amtes zum erstenmal recht froh geworden seien. Andere haben sich zunächst nur aus Pflichtgefühl der Visitationsarbeit unterzogen, aber über der Arbeit selbst erst ist ihnen recht klar geworden, um was es sich handele, und es ist ihnen diese ungewohnte Amtsarbeit zu einer Amtsschule geworden, aus welcher sie reifer und tüchtiger für das Amt hervorgegangen sind, wie Aehnliches ja in vielen Verhältnissen stattgefunden hat und noch täglich stattfindet. Ich fürchte aber auch, es hat an solchen nicht gefehlt, welche bei diesem Anlaß gewogen und zu leicht erfunden worden sind, an büreaukratischen Naturen, selbstgenügsamen Rationalisten, deren ungeistlichem Wesen die ganze Sache von vornherein zuwider gewesen ist und die das Geschäft nur abgemacht haben eben wie ein Geschäft und weil sie nicht anders konnten. Diese mögen denn ahnen, daß, was in dem Entwurfe der Kirchenordnung an sie herantritt, nicht mehr eine Frage und Probe ist, sondern der Ernst der Entscheidung, eine Radicalcur. Der Entwurf sowohl als die ihm beigefügten Motive sprechen es zwar nicht deutlich aus, aber theils aus der ganzen Anlage, theils aus dem, was man sonst als Intention des Kirchenregiments annehmen darf, scheint es mir hervorzugehen, daß es das Ephoralamt der beschränkten geschäftlichen Sphäre, in die es gerathen, entrücken und durch die Umgestaltung desselben seine Träger in den Stand setzen will, es in größerem Style aufzufassen und sich der bis daher so sehr vernachlässigten Seite des Amtes, welche doch die Hauptaufgabe desselben ausmacht und von der es den Namen führt, zuzuwenden.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Mittheilungen aus der Niederlausitz.

(Fortsetzung.)

3. Die Gefahren dieses Strebens. Die ganze bisherige Denkart wird erschüttert. Das christliche Volk kann sich nicht hineinfinden, wie man ein Anderer als Mitglied des Staats, ein Anderer als Mitglied der Kirche sein wolle. Die Treusten im Lande werden an der Obrigkeit irre. Der Abfall vom Christenthum erscheint als begünstigt. An Stelle des Christenthums träte zuletzt der Polytheismus. Die öffentliche Gotteslängnung fände keine Schranken mehr. Der Staat nähme sich selbst die Stützen für seine nothwendigsten Ordnungen und böte die Hand zum Sturz der Throne.

Staat und Kirche sind eben organisch mit einander verbunden; darum kann der Staat keine tabula rasa sein. Amerikanische Verhältnisse können für uns nicht maaßgebend sein. Uebrigens hat es auch dort immer etwas von Staatskirche gegeben, man denke nur an die Sonntagsgesetze, an das öffentliche Gebet bei Staatsakten, an die Staatsmaßregeln gegen Mormonen. Man sagt, Mangel an Vertrauen auf die Kraft des Evangeliums lasse uns vor der angestrebten Trennung zurückschrecken. Wir wissen wohl, daß der Herr in den ersten 3 Jahrhunderten die Kirche geschützt hat. Er wird seine Kirche auch nie verlassen; aber deßhalb der Kirche rathen, sie solle mit dem Staate brechen, das wäre gleich dem Rathe Satans an Christum: Laß Dich hinab ꝛc.

Nicht Mangel an Vertrauen auf die Kraft des Evangeliums, sondern vielmehr Vertrauen zum Evangelium und Glauben an das Werk des Herrn bestimmt uns dazu, das Band mit dem Staate festzuhalten. Es ist des Herrn Wort; „daß alle Reiche der Welt unsers Gottes und Seines Christus sollen werden und daß Sein Reich soll herrschen über Alles.“

Nach dem Vortrage ergriff zuerst das Wort der Vorsitzende Vice-Gen.-Sup. Wahn: Mit dem Thema berühren wir eine brennende Frage des Tages, eine Lebensfrage für unser Vaterland, eine wichtige Frage für unsere Kirche. Luther hat das Verhältniß von Staat und Kirche mit der Ehe verglichen, gegenwärtig stehen beide im Scheidungsprozeß. Es kann keine Frage sein, auf welche Seite wir uns stellen. Auch in dem Fall, daß der Staat gegen uns Sävitien ausüben würde, sollen und wollen wir uns nicht von ihm scheiden. Prüfen wir zuerst: Welches ist das rechte Verhältniß zwischen Staat und Kirche.

Prof. Cassel aus Berlin. Der Alttestamentliche Gesetzesstaat giebt das Vorbild eines Gottesstaates, in welchem das Wort

Gottes in seiner äußeren Erscheinung ausdrücken soll, daß Gottes Wort einzig normal für ihn sei. Das Christenthum ist eine erobernde Macht, es ist und bleibt die Aufgabe des christlichen Lebens, Staat, Gesetz u. s. w. zu erobern, den ganzen Staatsorganismus von oben bis unten zu erfüllen. Nur die Sünde ist Schuld daran, daß der christliche Staat nicht dargestellt hat, was er hat darstellen sollen. Huschke u. A. haben tief christliche Gründe, die Trennung der Kirche vom Staat anzustreben, sie fehlen aber darin, daß sie nur den sündigen Zustand vieler Verhältnisse im Auge haben; wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Macht des christlichen Lebens die Schäden heile, daß die christliche Weltanschauung siege.

Sup. Ebeling aus Cottbus: Die alten Dogmatiker haben von einem Stand weltlicher Obrigkeit geredet und denselben als einen Stand in der Kirche betrachtet; von dem abstrakten Dinge Staat haben sie überhaupt nicht geredet und das war auch viel besser. Wir sind von den Zeitideen inficirt. Das Gerede von Trennung zwischen Staat und Kirche kommt mir so vor, als ob die Blätter zum Baume sagten: „Wir wollen nicht mehr an dir bleiben." Die abfallenden Blätter verwelken und verfaulen endlich, der Baum aber treibt neue Blätter wieder, so hat auch nicht die Kirche, wohl aber der Staat den größten Schaden, wenn er sich von der Kirche trennt.

Gen.-Sup. Dr. Büchsel: Zu einem gesunden Verhältniß zwischen Staat und Kirche scheint zu gehören, daß jedes von beiden in gewissem Grade gesund sei. Preußen kann nur existiren in der Einigkeit mit der Evang. Kirche. Die Evang. Kirche hat Preußen zu dem gemacht, was es ist, die Hohenzollern würden die Geschichte des Vaterlandes brechen, wenn sie jemals eine wirkliche Trennung der Kirche vom Staate vollziehen wollten. Das werden sie nicht thun. — Wenn der Mann das delir. trem. hätte, so wäre es die Pflicht der Frau, daß sie denselben pflegte, wollte sie sich von ihm trennen um seiner Sünde willen, so thäte sie Sünde. — Wenn der verlorene Sohn vom Vater geht, er wird zu seiner Zeit schon wieder kommen, die Kirche muß ihm die Thüren weit aufthun, ihm entgegengehen und wenn er kommt, ihm um den Hals fallen und ihn küssen. —

Es sollte nun von den Gefahren der Trennung und von den Symtomen der Lösung des Bandes zwischen Staat und Kirche die Meinung gehört werden. Hierzu bemerkte Sup. Beppel aus Spremberg. Staat ist ein anderer Name für Volk. Je mehr wir beten und arbeiten, daß das Volk ein christliches bleibe und immer mehr werde, um so weniger wird der Staat ein unchristlicher werden.

Vice-Gen.-Sup. Wahn. Das ist offenbar, daß Symtome der anbrechenden Scheidung vorhanden sind. Staat und Kirche sind im Kampfe, z. B. hinsichtlich der Ehe, der Eheschließung und Ehescheidung; hinsichtlich der Schule und der Regulirung ihres Unterrichtswesens, der Gemeinderegierung, ob dieselbe eine christliche oder nicht christliche sein soll u. s. w.

Past. Schadow. Es ist ein Schade, daß die Kirche gar kein Mittel hat, ihre Stimme im Staate erheben zu können, da bleibt nichts übrig, als daß wir recht Viele mit christlichem Leben zu erfüllen suchen, damit die öffentliche Sitte den Staat hebe.

Sup. Ebeling. Dasselbe Streben, was den Separatismus zu Tage fördert, die Ungeduld, bewirkt, daß Manche, die zu dem Herrn und der Kirche stehen, den Staat aufgeben. Ueben wir fleißig Geduld! Machen wir uns nicht der Leichtfertigkeit schuldig, mit welcher manche Herrschaften das Verhältniß zu ihren Dienstboten auflösen! — Es ist doch Alles unsers Christus. Die Kirche will und soll allenthalben hin mit ihrem Einflusse; aber nicht in fleischlicher Weise soll sie denselben üben, sondern in der Liebe Christi. Von ihr uns entzünden zu lassen ist unsere Aufgabe.

Vice-Gen.-Sup. Wahn zum Schluß. Omne simile claudicat. Werden die Gleichnisse vom Baum, von der Ehe gepreßt, so kommt man auf schiefe Gedanken. Streben und arbeiten wir dafür, daß Alles Christo unterthan wird. Wir haben an die Sünden der Kirche gegen den Staat gedacht; hätte die Kirche ihres Amtes nicht vergessen, wir hätten kein 1848 erlebt. Die Erinnerung an unsere eigene Schuld wird uns bewahren, daß wir gleich abbrechen. Auch unter den jetzigen Kämpfen ist ein Segen verborgen. Schon das ist ein Segen, daß wir erkennen, es ist ein göttliches Band, was Staat und Kirche verbindet; sie müssen beide mit einander leben und zusammenstehn im Kampf gegen die finstern Gewalten. Darum fürchten wir auch nichts! Wenn der Staat siehet, es geht ihm an's Leben, dann wird er schon seine Arme nach der Kirche ausstrecken. Allüberall soll Christus der Herr sein!

Den zweiten Vortrag in der Pastoral-Conferenz hielt Vice-Gen.-Sup. Wahn aus Lübben. Thema desselben war „die Stufen der evang. Heils-Ordnung, mit Berücksichtigung der Predigt und des Katechumenenunterrichts." —

Mit den Stufen der Heilsordnung verhält es sich nicht wie mit einer Leiter, dabei man eine Sprosse nach der anderen ersteigt, vielmehr wie mit einer Pflanze, die ihre Jahrestriebe macht; die ersten Stufen der Heilsordnung sind niemals überwundne Standpunkte. Es ist an der Zeit, die Heilsordnung zu besprechen, unsre Wiege hat großentheils beim Rationalismus gestanden; von demselben hängt uns nur zu leicht etwas an; es gilt, sich völlig davon losmachen! — Die reine Lehre der Heilsordnung ist nur im Bekenntniß der Luth. Kirche. Voraussetzung derselben ist die Lehre von dem tiefen Fall der menschlichen Natur. (Joh. 3, 6. Röm. 3, 23. Art. II. Conf. Aug.) In der Heilsordnung geschieht Nichts aus natürlichen Kräften, Alles aus göttlicher Wirkung. Vergeblich ist's, den natürlichen Menschen aufzurufen, er solle sich selbst vom Falle aufrichten; die neue Kreatur ist von Anfang an bis zu ihren letzten Früchten ein Werk Gottes. Die erste Stufe der Heilsordnung ist die Berufung, sie ist eine innerlich wirksame, durch sie fordert Gott zur Ergreifung des Heils nicht bloß auf, sondern regt auch dazu an. Das Mittel, wodurch Gott auf diese erste Stufe bringt, ist das Evangelium, dessen Boten und Ausrichter wir sind. Gott hat auch andre Mittel den natürlichen Menschen aus dem Schlafe aufzuwecken (Führungen, Gesetzespredigt) aber ohne das Evangelium wird kein Mensch berufen. Wenn der Sünder diesem Rufe antwortet: Ich will mich aufmachen, betritt er die erste Stufe. — Die zweite ist die Erleuchtung durch Gesetz und Evangelium, das gerade Gegentheil der Aufklärung des heutigen Tages. Die menschliche Vernunft weiß von dem Heilsrath des Vaters, von dem Werk des Sohnes und des heiligen Geistes nichts. Jesus ist das Licht, dasselbe fällt durch Gesetz und Evangelium auf den ganzen Menschen, Verstand, Vernunft, Herz, Willen und Gemüth afficirend. Gleich den Träumenden ist's uns, wenn der helle Schein (2 Cor. 4, 6.) in unsern Herzen entsteht; damit besteigen wir die dritte Stufe, die Reue, sie ist der Schmerz über uns selbst, die

Gewißheit vor Gott nicht zu bestehn, das Zusammenbrechen des stolzen Herzens, das sich nun für verloren und verdammt achtet. Es ist zu warnen, daß man diesen Zustand so vorstelle, als ob er uns der Vergebung vor Gott würdig mache, nur bedürftig und empfänglich macht er derselben, von einem Erwerben ist keine Rede. Den gebrochnen Herzen bietet das Evangelium Gnade an und der Akt dieser Gnade ist die Rechtfertigung. Dies ist die vierte Stufe, der rechtfertigende Glaube. Er ist das Hauptstück der Heilsordnung, der Punkt von dem die Wiedergeburt ausgeht. Dem Sünder ist Rechtfertigung von Gott versprochen und bereitet, glaubt er nicht, so ist ihm nichts versprochen und bereitet. Der Glaube ist die Hand, die aus Christi Wunden sich das Lösegeld holt. Intellektuelles Wissen der Wahrheit gehört zum Glauben, aber Glauben ist erst das feste Vertrauen, daß ich mit dem Erlösungsrathe gemeint bin. Wir müssen uns aber auch hüten, den Glauben so darzustellen, als ob er verdienstlich wäre; nicht um unsers Glaubens willen, sondern um Christi Verdienstes willen werden wir selig; nicht die bewirkende, sondern nur die ergreifende Ursache ist der Glaube, er ist der Mund mit dem die Seele das Heil genießt. — Das Herz, das im Glauben die Rechtfertigung gefunden, kommt zur fünften Stufe, zu der Heiligung. Sie ist die nothwendige Folge des rechtfertigenden Glaubens. Durch den Glauben versenken wir uns in das Liebesmeer und dies wird unser Lebenselement. Durch den Glauben fließt uns die Liebe Gottes in das Herz, die des Gesetzes Erfüllung ist. So wenig Feuer und Licht, so wenig sind Glaube und Liebe zu trennen. Es ist vergeblich, bei Leuten auf Besserung und gute Werke zu dringen, die sich nicht bekehrt haben. — Wer nun in der Heiligung steht, der wird noch täglich berufen, erleuchtet, zur Reue und zum Glauben gebracht, nur verliert die Reue immer mehr den Stachel der Angst, wird zur göttlichen Traurigkeit. Aus dem rechtfertigenden Glauben wachsen immer mehr Früchte des neuen Gehorsams, des leidenden und des thuenden, und die Liebe Gottes heiligt immer mehr die natürliche Liebe, die eheliche, kindliche u. s. f. und nimmt ihr das Selbstische. Und so vollendet sich die Heilsordnung in der Heiligung, aber das ist nicht so zu fassen, daß die Heiligung je vollendet wäre; zu unsrer Rechtfertigung hat sie nichts gethan und vermag sie nichts zu thun.

Nachdem Sup. Ebeling als Vorsitzender die Besprechung eingeleitet hatte, nahm zuerst das Wort Prof. Cassel und suchte die Discussion auf das Wort Augustins „die Tugenden der Heiden sind glänzende Laster" hinzulenken, in dem er ausführte, man könne sich das Wort nicht in seiner ganzen Schärfe aneignen; jedoch wandte sich die Besprechung zunächst mehr der in dem Vortrage gegebnen Ausführung des Themas zu. Hinsichtlich derselben bemerkte P. Hofmeier aus Straupitz, er hätte gewünscht, daß in dem Vortrage das Verhältniß der Wiedergeburt zur Rechtfertigung, zur Bekehrung und zur Heiligung eine Erörterung gefunden habe. Es sei ein Mangel in vielen sonst trefflichen Katechismen, daß die Wiedergeburt bei der Heilsordnung nicht die ihr gebührende Stelle finde. Er könne dem nicht zustimmen, daß es der Glaube sei, von dem die Wiedergeburt ausgehe, vielmehr behaupte er die Umkehr dieses Satzes. Wer wiedergeboren sei, der sei auch gerechtfertigt, dem sei auch der Glaube gegeben, und diese Wiedergeburt geschehe im Sakrament der heiligen Taufe. Mit derselben seien alle Kräfte des neuen Lebens gegeben; die Bekehrung sei nichts and'res als die Rückkehr zu dem Glauben an die Rechtfertigung, die in der Taufe gegeben sei. Auch könne er dem Satze nicht zustimmen, daß dem Sünder, welchem Vergebung von Gott versprochen und bereitet sei, wenn er nicht glaube, nichts versprochen und bereitet sei. Gottes Gaben und Berufung mögen Ihn nicht gereuen. Unsre Untreue hebt Seine Treue nicht auf, die Getauften, welche nicht glauben, werden es im Gerichte noch sehn, daß Gott ihnen wahrhaftig die Gerechtigkeit Christi geschenkt und den Himmel bereitet hat, und zum Preise der Gnade und Treue Gottes werden in die Ewigkeit hinein die Hütten derer stehn, die getauft worden aber durch ihren Unglauben Gottes wahrhaftige Gaben verachtet haben. Was das im Wort Gottes nur selten und in verschiednem Sinne, im gewöhnlichen Leben aber sehr häufig und dann im Sinne des auch dem natürlichen Menschen möglichen äußerlichen Ablegens grober, in die Augen fallender Sünden vorkommende Wort Besserung betreffe, so müsse man in Predigt und Unterricht der Verwechselung derselben mit der Heiligung entgegenarbeiten. — P. von Tilly machte auf das treffliche Büchlein Taufe und Wiedertaufe aufmerksam, in welchem auf sehr anschauliche Weise gezeigt werde, daß die Wiedergeburt in der heiligen Taufe geschehe. Gen.-Sup. Dr. Büchsel: In einem alten Märkischen Katechismus sind Rechtfertigung und Wiedergeburt neben einandergestellt. Hollatz redet von einer zweifachen Wiedergeburt, die eine identificirt er mit der Taufgnade. Die Erfahrung drängt, in Beziehung auf diesen Punkt zur vollen Klarheit zu kommen. So viel steht fest, nur was lebt, kann sich bekehren. — Nach verschiedenen kurzen Bemerkungen über diesen Punkt betonte Vice-Gen.-Sup. Wahn nachdrücklich, daß wie er schon in seinem Vortrage entwickelt habe, die ganze Heilsordnung göttlicher Ursächlichkeit sei und nicht menschlicher, auf Wesen und Bedeutung des heiligen Taufsacraments, welches auch für ihn als Bad der Wiedergeburt gelte, sei er absichtlich nicht eingegangen, da der Vortrag nicht von den Heilsmitteln, sondern von der Heilsordnung habe handeln sollen.

Schließlich wandte sich die Besprechung nochmals auf das Wort Augustins. Sup. Schüttge hält dasselbe auch für zu scharf. Auch bei den Heiden könne es ein Gottfürchten und Rechtthun geben, wie Gottes Wort zeige. Prof. Cassel: Der Satz Augustins erklärt sich in seiner Schärfe nur durch den Gegensatz gegen die Heiden und gegen die Abgefallenen, gegen welche Augustin schreibt. Auch in der heidnischen Welt sind, wie in der Natur, schattenhafte Abbildungen der Offenbarung. Man kann nicht sagen, daß das ganze Heidenthum nur ein Gespinnst von Sünde, Schande und Unsinn sei. Sup. Ebeling hält, obgleich er die letzte Bemerkung sich zu eigen macht, doch an der Schärfe des Augustin'schen Satzes fest; wenn selbst von den Wiedergebornen gelte, was Röm. 7, 15 ff. geschrieben stehe, und wenn selbst an allen Werken der Gläubigen die Sünde klebe, wie viel mehr müßten auch der ungläubigen Heiden scheinbar beste Werke Sünde sein. Gen.-Sup. Dr. Büchsel: Einer der Hohenzollern hat seinen Beichtvater auf dem Sterbebette gebeten: Ach, vergieb mir besonders meine guten Werke. Sieht man das Aeußere an, so ist klar, daß der Heiden Tugenden gute Werke sind, aber nicht so, wenn wir das Innerliche betrachten. Vice-Gen.-Sup. Wahn: Augustin sagte dies Wort im Gegensatz gegen Pelagius, der da behauptet hatte, diese und jene tugendhaften Heiden wären selig geworden; aber auch abgesehen von diesem Gegensatz, der ihn zu diesem Paradoxon veranlaßte, ist sein Ausspruch nicht paradoxer und darum nicht minder wahr als das Wort S. Pauli (Röm. 14, 23.): „Was nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde". Man kann also nicht sagen, daß er zu scharf sei.

Da die für die Discussion über diesen zweiten Vortrag gesetzte Zeit abgelaufen war, wurde mit Gesang geschlossen, nachdem noch zuvor die bisherigen Vorsteher der Pastoralconferenz fast einstimmig wiedergewählt worden waren.

Die Stunden des Nachmittags waren freien brüderlichen Besprechungen gewidmet. Am Abend 8 Uhr vereinigten wir uns wieder mit einer Anzahl von Cottbuser Missionsfreunden im Saale des Gasthofs zum Ring, um den Vortrag des Prof. Cassel aus Berlin „über Israels Kampf und Sieg" anzuhören. Im Anschluß an das Wort des Herrn Joh. 12, 36 ff. schilderte der Vortragende, in großen Zügen die Geschichte durchlaufend, wie Israel seit seiner Verwerfung immer der Verbündete alles Unglaubens und aller Sektirerei gewesen sei, und wie die christliche Kirche in Kampf und Liebe demselben begegnet, wie sonderlich mit der Reformation die Israel retten und überwinden wollende Liebe auf dem Gebiete der Wissenschaft und des Lebens einen neuen Aufschwung bekommen habe. Zum Schluß suchte er mit begeisterten Worten für die Mission unter Israel zu erwärmen und zeigte den Emancipationsbestrebungen und ihren Errungenschaften gegenüber den rechten Weg der Hülfe für das dem Gerichte Gottes verfallne Gottesvolk.

Zu unsrer großen Betrübniß verabschiedete sich hierauf unser hochverehrter Generalsuperintendent Dr. Büchsel, den sein Beruf wieder nach Berlin zurückrief, doch war es ihm Bedürfniß im Blick auf die am nächsten Tage der Conferenz bevorstehende Verhandlung über die Gemeinde-Ordnung den Brüdern dreierlei ans Herz zu legen. Erstlich gab er uns zu bedenken, woher die Gemeindeordnung komme, es habe sie die Hand gegeben, die das Recht habe in den Angelegenheiten der Kirchenverfassung etwas zu verordnen, diese Hand sei eine Liebeshand. Unser theurer erkrankter König und Herr habe in herzlicher Liebe zur Kirche vor 10 Jahren die neue Ordnung gegeben, 10 Jahre sei der Kirche verstattet gewesen, die Sache zu erwägen; erst jetzt sei die Gemeindeordnung befohlen. Da gelte es zweitens zu bedenken, daß es um den Gehorsam eine hohe und heilige Sache ist. Ohne dem Urtheil irgend Eines vorgreifen zu wollen, müßte er doch sagen, daß es sehr schwer sei, in den Fall zu kommen, von dem St. Petrus spreche, wenn er bekenne: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" und wir sollten doch ja ernstlich prüfen, ob auch wirklich der Fall hier vorliege, wenn wir von Bedenken gegen die Gemeindeordnung erfüllt wären. Drittens wollte er uns recht herzlich ermahnen, daß wir die uns gebotne äußere Form nicht unausgefüllt ließen. Wenn nicht der Geist Gottes durch den Gemeindekirchenrath sein Werk hätte, so würde der Teufel und die Welt kommen und durch denselben die Herrschaft zu erlangen suchen.

Die Conferenz des zweiten Tages wurde wie gewöhnlich mit einer geistlichen Ansprache eröffnet. Sup. Ebeling hielt dieselbe auf Grund der Worte des Herrn Marc. 9, 9. 10. Dieser Ansprache folgte der Vortrag des Past. Rothe aus Groß-Bresen über die kirchliche Gemeindeordnung. Die von dem Moderamen der Conferenz aufgeworfene Frage war: Wie tritt die kirchliche Gemeindeordnung in die geschichtliche Entwickelung der Niederlausitzer Landeskirche ein und welche Frucht ist von ihr zu erwarten?

Die Gemeindeordnung, über deren Werth oder Unwerth die Meinungen sehr auseinandergehn, ist ein Factum. Nichtsdestoweniger dürfen wir fragen: „Weß Geistes Kind ist sie?" — Im Worte Gottes finden wir keine bestimmten Aussprüche, die für sie sprächen; das Wort Gottes gibt überhaupt für die äußerliche Verfassung der Kirche keine bestimmten Regeln, das Reich Gottes ist ein inwendiges; doch aber bietet das Wort Gottes allgemeine Gesichtspunkte auch für die äußerliche Ordnung und Verfassung der Kirche dar. Es redet von den Christen als einem priesterlichen Geschlechte, einem Volke Gottes, es zeigt uns, wie die Apostel Gehülfen ihrer Wirksamkeit erwählen und zur Voraussetzung zu solchem Gehülfenamte die Zugehörigkeit zum allgemeinen Priesterthum und bestimmte Charismen machen. Solche Andeutungen verbieten uns, von vorn herein über die Gemeindeordnung den Stab zu brechen.

Die Niederlausitzer Landeskirche mit ihrem besonderen Generalsuperintendenten und ihren besonderen ständischen Rechten hat viel mehr als andre Kirchen in Preußen den Charakter der Lutherischen Kirche bewahrt. Die Gemeindeordnung tritt nun leider nicht ruhig aus diesen alten Ordnungen heraus. Sie ist etwas Neues, aber sie streitet nicht mit den in Gottes Wort gegebenen Andeutungen, noch mit dem protestantischen Princip, wie wir bei dem Beginn der Lutherischen Reformation es ausgesprochen finden; die veränderte Staatsverfassung aber, durch welche das Summepiskopat berührt worden ist, macht eine veränderte Kirchenverfassung zur Nothwendigkeit. Das neue Institut, aus unsrer Kirche herausgeboren, wenn auch vielleicht eine unzeitige Geburt, ruft uns Alle zum heiligen Kampfe auf. Das Gebotne ist ein Gefäß, Alles kommt darauf an, was für ein Inhalt hineinkommt. Die Möglichkeit einer guten Frucht ist der Gemeinde-Ordnung nicht abzusprechen. Der König hat sie aus guter Meinung gegeben. An allem Irdischen haftet die Sünde und der Fluch; aber das soll uns nicht abhalten, die Arbeit in der Gemeindeordnung und mit derselben aufzunehmen und treu zu vollführen. Werden wir Apostel, so werden die Kirchenräthe Evangelisten werden. Christliches Leben wird freilich durch die officiösen Kirchenräthe an sich nicht kommen; aber nehmen nur wir die Gemeindeordnung als einen an uns gerichteten Weckruf für unser amtliches, häusliches und innerliches Leben auf. Suchen wir in der neuen Institution nicht eine Erleichterung, warten wir mehr als je unsers Amtes, erziehn wir die Kirchenräthe zu dem, was sie sein sollen, sparen wir dabei keine Mühe: und wir werden Gehülfen unsers Amtes bekommen, Bindeglieder zwischen uns und der Gemeinde. — Es wird schwer werden, den Gemeindekirchenräthen Eingang zu verschaffen, an Konflikten dabei wird es nicht fehlen, aber wenn nur unser Wünschen zum Beten, unser Beten zum Arbeiten wird, werden wir den Widerstand überwinden.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 21. November. № 93.

Die kirchlichen Zustände im Königreich Sachsen.

Neue Folge. Achter Brief.

(Schluß.)

Sehen wir nun zu, in wiefern die gewählten Mittel dem Ziele entsprechen, und gestatten Sie mir, diesen Gegenstand etwas ausführlicher besprechen zu dürfen. Handelt es sich doch nicht allein um eine rechte Lebensfrage unserer Landeskirche, sondern zugleich um einen Versuch, der auch für Andere aller Aufmerksamkeit werth ist. Ich gebe daher wörtlich wieder, was über diesen Gegenstand der Entwurf und die ihn begleitenden Motive sagen.

„§. 74. Die Evang.-Luth. Kirchengemeinden des Landes werden, zur Zeit mit Ausnahme deren in den Schönburgischen Receßherrschaften, in 16 Superintendentursprengel getheilt. — Jedem Sprengel steht ein Superintendent vor. — Die Superintendenturen für die Städte Dresden und Leipzig werden, wie zeither, von dem Kirchenregiment, gegen eine Remuneration und Entschädigung für Verwaltungsaufwand, einem im Amte stehenden Geistlichen übertragen. Die übrigen Superintendenten werden aus der Staatskasse besoldet. Sie können kein geistliches Amt nebenbei verwalten, sollen aber praktische Geistliche gewesen sein und sind verpflichtet, in einer Kirche ihres Wohnortes oder auch in andern Kirchen ihres Sprengels, beim Vormittagsgottesdienste jährlich eine Anzahl Predigten zu halten. — Die Superintendenturen zu Glauchau, Waldenburg und Lößnitz bleiben für die Schönburgischen Receßherrschaften zur Zeit unverändert. — §. 75. Der Geschäftskreis der Superintendenten ist ein doppelter, indem sie gewisse Geschäfte allein und selbständig, andere als Mitglieder der Kircheninspection mit einem weltlichen Coinspector zu besorgen haben. Die Superintendenten bilden selbständig für die inneren Angelegenheiten der Kirche, welche den Gottesdienst, das kirchlich-religiöse Leben in den Gemeinden, die Bestellung und Führung der geistlichen und andern kirchlichen Aemter betreffen, jeder in seinem Sprengel, die erste Instanz. — Ebenso für das Unterrichtswesen in den öffentlichen Volksschulen und in Privatanstalten. — §. 76. Sie haben daher die Aufgabe: 1. den kirchlich-religiösen Zustand der einzelnen Kirchengemeinden in ihren Sprengeln sorgfältig zu beobachten und mit Umsicht und Fleiß zu fördern; 2. daß die Haltung des Gottesdienstes, sowie die Verrichtung aller kirchlichen Handlungen den allgemeinen Kirchengesetzen und den Verordnungen der kirchlichen Oberbehörde entspreche, wahrzunehmen; 3. die Geistlichen und die niedern Kirchendiener, die Lehrer, auch die Candidaten der Theologie und des Schulamtes in Beziehung auf Amtsführung, Lehre, sittliches Verhalten und wissenschaftliche Fortbildung zu beaufsichtigen, auch die Conferenzen der Geistlichen und Lehrer, sowie die Candidatenvereine zu leiten, die Amtsführung der Geistlichen, der Kirchen- und Schuldiener durch Anweisungen zu regeln mit dem Rechte, denselben Verweise zu geben; die Aufsicht über die Kirchenbücher; 4. den gesammten Jugendunterricht in den Elementar- und Bürgerschulen, sowie in Privaterziehungs- und Unterrichtsanstalten, den Religionsunterricht in den Gymnasien, Real- und Fachschulen zu überwachen; wegen früherer Zulassung zur Confirmation, wo nicht schon der Schulvorstand solche genehmigen kann, zu dispensiren; 5. Kirchen- und Schulvisitationen anzustellen; 6. für die gesetzliche Berufung der Geistlichen, der Lehrer und der andern Kirchendiener zu sorgen; die von Privatcollatoren designirten Geistlichen dem Oberconsistorium, die designirten Lehrer dem betreffenden Consistorium zu präsentiren; 7. die interimistische Verwaltung der Kirchen- und Schulämter, deren Inhaber abgegangen oder zeitweilig behindert sind, zu ordnen, wenn dazu bei einem geistlichen Amte ein besonderer Vicar erforderlich ist, solchen von dem Oberconsistorium zu erbitten. Sie können den Geistlichen auf acht Tage, den Lehrern auf vier Wochen Urlaub geben; 8. die Proben, welche die Geistlichen, die Lehrer und andere Kirchendiener vor den Gemeinden abzulegen haben, zu veranstalten und zu leiten; 9. die Geistlichen, die Lehrer und die niedern Kirchendiener, welche zugleich ein Lehramt verwalten, zu verpflichten, die Geistlichen im Auftrage des Oberconsistoriums zu ordiniren und in das Amt einzuführen; 10. neue Kirchen einzuweihen; 11. Streitigkeiten, welche zwischen den Geistlichen, den Lehrern und andern Kirchendienern und den Gemeinden in Angelegenheiten des Amtes, in Beziehung auf Cultus und Unterricht entstehen, durch gütliche Vermittelung beizulegen; 12. die Verwaltung der Bezirks- und Specialcassen für die Wittwen und Waisen der Geistlichen und Lehrer, sowie deren Grabecassen zu leiten; 13. den Verkehr zwischen dem Consistorium, beziehentlich dem Oberconsistorium und den Geistlichen zu vermitteln und die von dem Oberconsistorium und dem Consistorium ihnen ertheilten Aufträge zu vollziehen; 14. am Schlusse jedes Jahres einen Bericht an das Consistorium zu erstatten, in welchem sie über ihre Amtsführung Rechenschaft zu geben und über die kirchlichen Zustände ihres Sprengels, über die Berufsthätigkeit und das Verhalten der ihnen untergebenen Geistlichen und Lehrer sich auszusprechen haben, unter Beifügung der verschiedenen, besonders vorgeschriebenen Anzeigen über Verhältnisse der kirchlichen und Schulstatistik."

Hierzu sagen die Motive: „Gegenwärtig sind für die Erblande, einschließlich der Schönburgischen Receßherrschaften, 37 Superintendenten angestellt; in der Oberlausitz versieht die Function derselben der bei der Kreisdirection zu Budissin angestellte Kirchen- und Schulrath. Diese Superintendenturen sind aber nur Nebenämter; alle

Superintendenten bekleiden umfängliche Pfarrämter, die sie vorzugsweise beschäftigen und ihnen die Mittel zu ihrem Unterhalte gewähren. So viel diese Einrichtung für sich hat, nach welcher der Superintendent activer Geistlicher bleibt und durch seine eigene Amtsführung den Geistlichen seiner Ephorie als ein Muster vorleuchten kann, so hat dieselbe doch auch sehr erhebliche Mängel. Die meisten dieser Stellen sind — das Einkommen der Pfarrstelle und der Superintendentur zusammengenommen — so gering besoldet, daß viele Geistliche in einträglicheren Pfarrämtern solche nicht übernehmen mögen. Es können deshalb oft diejenigen Männer nicht dafür gewonnen werden, welche gerade die geeignetsten sein würden, ein so wichtiges und einflußreiches Amt zu verwalten. — Demnächst hat das Kirchenregiment von 37 Pfarrstellen, mit welchen Superintendenturen verbunden sind, nur 20 zu verleihen; die übrigen werden von Stadträthen und Privatcollatoren besetzt, so daß das Kirchenregiment bei Verleihung der Superintendenturen nur zum Theil in der Lage ist, eine ganz freie Wahl mit Berücksichtigung aller für das Amt erforderlichen Eigenschaften treffen zu können. — Am meisten wird aber die Wirksamkeit der Superintendenten dadurch beeinträchtigt, daß sie ihre Zeit und Kraft vorzugsweise dem Pfarramte zu widmen haben, sich deshalb gewöhnlich darauf beschränken müssen, die drängenden Geschäfte ihres Ephoralamtes zu erledigen, und ihnen zu einer freien, aufsehenden und fürsorgenden Thätigkeit nicht die nöthige Zeit verbleibt. So ist es z. B. von besonderer Wichtigkeit, daß der Superintendent die Geistlichen in seiner Ephorie bisweilen bei der Leitung des Gottesdienstes in ihren Gemeinden sehe und höre, da er aber Sonn- und Festtags in seiner eigenen Gemeinde beschäftigt ist, so hat er nur selten Gelegenheit, die ihm untergebenen Geistlichen in ihrem wichtigsten amtlichen Wirken zu beobachten. Der Superintendent, welcher in der Kircheninspection die erste Stelle einzunehmen hat, geräth auch in seinen gegenwärtigen Verhältnissen in eine solche Abhängigkeit von dem weltlichen Coinspector, daß er zu Geschäften, bei welchen er gerade eine recht selbständige Thätigkeit entwickeln sollte, oft nur den Namen mit hergiebt. Und wenn er sonach Das, was ihm selbst obliegt, nicht mit der Sorgfalt, die die Sache erfordert, auszuführen vermag, so kann er auch der vorgesetzten Behörde nicht allenthalben genug thun. — Die Consistorialbehörden bedürfen aber tüchtiger und kräftiger Unterbehörden, welche alle localen Verhältnisse genau kennen und darüber Auskunft zu geben vermögen, welche für Aufrechthaltung der Gesetze und Ordnungen sorgen und Uebelstände, die sich zeigen, abstellen oder zur Kenntniß der höheren Behörde bringen. — Sollen die Kircheninspectionen und die Superintendenten insbesondere diesen Anforderungen entsprechen, so müssen die Superintendenturen mit Männern besetzt werden, welche sich diesem Amte ganz und allein widmen. Um jedoch die Vortheile nicht ganz aufzugeben, welche man in der Verbindung der Superintendentur mit einem geistlichen Amte in der Evang. Kirche von Anfang an gesucht und gefunden hat, soll dem Superintendenten die Haltung einer Anzahl Predigten am Ephoralorte oder in andern Orten seines Sprengels zur Pflicht gemacht werden. Nur die Superintendenten für die Städte Dresden und Leipzig können wie zeither ein Pfarramt beibehalten, weil sie keine Inspectionsreisen zu machen haben und daher die kirchlichen und Schulangelegenheiten ihrer Stadt zu überwachen und zu leiten wohl im Stande sind. — Die übrigen Ephoralsprengel erhalten einen größeren Umfang als die zeitherigen und man wird, ohne die Schönburgischen Receßherrschaften, mit 16 Superintendenten auslangen."

Gegen diesen Theil des Entwurfs hat sich ein wahrer Sturm von Bedenken erhoben und es dürfte diese Neugestaltung des Ephorenamts dermalen noch wenig Vertheidiger zählen. Abgesehen davon, daß die Stellung vieler dermaligen Ephoren in Frage gestellt wird, ja daß der Entwurf gewissermaßen eine stillschweigende Anklage des Ephorenamtes enthält, wie es dermalen bestellt war; abgesehen auch davon, daß manche Bedenken auf verjährten Vorurtheilen beruhen, andere blos als gravamina de futuro anzusehen sind: läßt sich nicht läugnen, daß nicht unerhebliche Bedenken übrig bleiben und daß die Sache vor ihrer Ausführung jedenfalls noch die sorgfältigste Prüfung und bei derselben einige Modificationen erheischt. Alles, was gegen den Entwurf gesagt wird, reducirt sich auf zwei Haupteinwürfe: der erste richtet sich gegen die Trennung des Ephoralamtes vom Pfarramte, der andere gegen die unverhältnißmäßige Erweiterung der Ephoralsprengel. Von jener sagt man, es sei dies ein Abgehen von der bewährten Praxis der Lutherischen Kirche von Anbeginn, ein Abschneiden der Lebenswurzeln des Ephoralamtes und eine Verrückung seiner ganzen Stellung; von letzterer aber befürchtet man eine Ueberbürdung der Ephoren mit einer Masse von Geschäften (da zu dem oben Verzeichneten noch alle die hinzukommen, welche der Ephorus als Mitglied der Kircheninspection zu führen hat) und eine Entfremdung derselben von den ihnen in jeder Beziehung ferner gestellten Geistlichen. Beides zusammen, meint man, mache die Sache zu einem höchst bedenklichen Experimente, und es könne fast nicht außenbleiben, daß aus den neuen Superintendenten erst rechte Büreaumänner und vollständige Staatsbeamten werden würden. Wenn das wäre, nun so führte uns allerdings die neue Kirchenordnung aus dem Regen in die Traufe, dann müßten allerdings die gewählten Mittel dem ursprünglichen Zwecke wenig entsprechen. Sehen wir uns aber die Sache auch von der andern Seite an.

Daß die zeitherige Verbindung des Ephoralamtes mit dem Pfarramte allgemeine Praxis in der Luth. Kirche sei, ist zuzugeben, fraglich dagegen, ob diese Praxis aus einem Principe oder blos aus dem Umstande hervorgegangen sei, daß eben zur Begründung von gesonderten Aufsichtsämtern keine Mittel vorhanden waren. Allgemeiner Grundsatz ist es übrigens von vornherein nicht gewesen: in der ersten Braunschweig'schen Kirchenordnung und in der ganzen Gruppe Bugenhagen'scher Kirchenordnungen, welche von dieser abhängig sind, finden sich Superintendenten ohne Pfarramt mit der ausschließlichen Aufgabe, über Lehre und Leben der Geistlichen zu wachen, hin und her in den Kirchen zu predigen, theologische Vorlesungen zu halten und so Einheit und Reinheit der Lehre zu fördern.*) In der Idee ist es allerdings sehr schön, daß ein Superintendent selbst Pfarrer sei, und er wird unstreitig aus einem Amte für das

*) Genau diese Stellung haben noch jetzt die Würtemberger Prälaten. Auch die Preußischen Generalsuperintendenten sind nur ausnahmsweise zugleich Pfarrer.

andere sehr viel lernen können. Wie aber, wenn eifrige und pflichttreue Männer aus eigner Erfahrung heraus mit dem Bekenntniß auftreten, daß es nicht möglich sei, beiden Aemtern zugleich das sein zu können, was sie verlangen? Wir wollen ganz dahin gestellt sein lassen, wie es mit dem Pfarramt bestellt war, so viel wenigstens wird zuzugeben sein, daß von einer geistlichen Aufsicht dermalen sehr wenig die Rede sein konnte, daß unsere gegenwärtigen Ephoren aus eigener Anschauung nicht wissen konnten, wie es in den Kirchen ihrer Diöcese aussah und zuging, während sie vielleicht jeden alten Schulofen genau kannten, denn für die Schule war in dieser Hinsicht viel besser gesorgt, als für die Kirche. Eine Abhülfe und zwar eine gründliche Abhülfe thut gewiß noth, es müssen Einrichtungen getroffen werden, welche die Ephoren berechtigen und nöthigen, das zu thun, wozu ihr Amt gestiftet ist und wovon es den Namen führt. Wenn sie darüber ihre Pfarrämter aufgeben sollen, so ist das gewiß ein Opfer, das sie bringen, aber Staatsbeamte sollen sie deshalb nicht werden, Geistliche können sie nicht blos bleiben, sondern sollen sie bleiben. Das Auskunftsmittel des Entwurfs, daß sie an ihrem Wohnorte eine Anzahl Predigten halten sollen, will mir zwar, wie alle Surrogate, nicht so recht gefallen, aber auch abgesehen davon wird ihnen genugsam Gelegenheit werden, des Lehramtes zu warten, und überdem müssen wir lernen, uns als Diener am Worte fühlen, auch wo wir nicht den Talar anhaben und gerade auf der Kanzel stehn. Ich gebe zu, daß ihnen bei der großen Ausdehnung der Ephoralsprengel eine Masse von Geschäften zuwachsen und namentlich für Solche, die dazu neigen, die Gefahr nahe geführt wird, sich zu veräußerlichen und zu Geschäftsmännern im höhern Styl zu werden; aber es würde nicht schwer sein nachzuweisen, und ist nur hier nicht der Ort dazu, daß sich sehr leicht Mittel und Wege treffen ließen, um den künftigen Ephoren eine Menge der drückenden äußerlichen und Detailgeschäfte abzunehmen, damit sie um so ungehinderter ihre Aufmerksamkeit und Kraft der Hauptsache zuwenden können. Viel ist schon dadurch gewonnen, daß sie nach dem Entwurf so gestellt werden, daß sie sich mit den Expeditionsgeschäften nicht mehr zu beladen brauchen. Auf der andern Seite ist es keine Frage, daß durch den Entwurf sehr viel geschehen ist, um „die unserer Landeskirche eigene Ephoralverfassung in ihr altes geistiges und geistliches Aufsichtsrecht wieder einzusetzen", und wenn die Ephoren üben lernen, was ihnen hier vorgezeichnet wird, werden sie trotz der größern räumlichen Entfernung den ihrer Aufsicht untergebenen Geistlichen doch näher zu stehen kommen. Wenn der Entwurf ins Leben treten sollte*), so wird es sich zunächst um Zweierlei handeln, einmal um Aufstellung einer Instruction, welche besser noch als ein kurzer und kalter Gesetzesbuchstabe die Ephoren in ihren Beruf einweist, und dann um die Wahl der rechten Personen. Denn, um mit diesem einen Worte schließlich noch anzudeuten, was sich nicht füglich besprechen läßt, diese ganze Frage ist zum guten Theil eine Personalfrage. — Ich kann nicht sagen, daß ich für diesen Theil des Entwurfs gerade schwärmte, will auch die Möglichkeit nicht läugnen, daß es auch, ohne die ganze zeitherige Einrichtung umzustürzen, Mittel und Wege gebe, um dem eigentlichen Ziele sich zu nähern, aber mit einem bloßen Lappen auf das alte Kleid ist uns wahrlich nicht geholfen, und es wäre sehr Schade, wenn der ernste Anlauf, welchen das Kirchenregiment genommen, um eine gründliche Abhülfe zu gewähren, zu nichts weiter führen sollte, als den Ephoren eine Gehaltsaufbesserung zu verschaffen, womit nach der Meinung Einiger vollständig geholfen wäre.

*) Es wird dies namentlich auch von der Bewilligung der dazu erforderlichen, nicht unbedeutenden Geldmittel abhängen.

Verzeihen Sie mir sammt Ihren Lesern, wenn ich Ihre Aufmerksamkeit für diesen letzten Punkt etwas lange in Anspruch genommen habe. Ich werde mich künftig recht kurz zu fassen suchen, wenn ich Ihnen die Resultate von dem berichte, was jetzt noch als Entwurf vorliegt und noch Gegenstand eingehender Debatten sein wird.

Nachrichten.

Mittheilungen aus der Niederlausitz.

(Fortsetzung.)

Zuerst nach diesem Vortrage ergriff der Vorsitzende Vice-Gen.-Sup. Wahn das Wort. Er wies darauf hin, daß das Moderamen der Pastoralconferenz diese brennende Frage über die kirchliche Gemeindeordnung im herzlichen Vertrauen zu der Liebe der Brüder zur Besprechung gestellt habe, er erinnerte an die Tags vorher aus dem Munde unsers theuern Gen.-Sup. Dr. Büchsel gehörten Worte und bemerkte noch insonderheit: Ueber das, was von oben geboten ist, dürfen wir nicht kritisiren, die Opposition gegen die Anordnungen des Kirchenregiments ist wie ein Gifthauch im Geist der Zeit, der uns anfliegt. Hüten wir uns davor! Die hohe Hand, von der die Gemeindeordnung kommt, hat das Recht, uns eine neue Kirchenverfassung zu gebieten, wir aber haben die Pflicht, darauf einzugehn und zu gehorchen. Darnach forderte er zu Mittheilungen darüber auf, wie die neue Gemeindeordnung in die geschichtliche Entwicklung der Niederlausitzer Kirche einträte. Schloßpred. Schmidt aus Sorau: Das geistliche Amt steht in der Niederlausitz noch in hohem Ansehn, darum wird gerade bei den kirchlich Gesinnten das neue Institut sehr mißtrauisch angesehn, daher die große Theilnahmlosigkeit in Mitten unsrer kirchlich-gesinnten Niederlausitz. Die Gem.-Kirchenräthe werden gerade in ihrer amtlichen Stellung wenig Eingang finden. Sup. Schüttge: In vielen Gemeinden sind nach altem Niederlausitzer Kirchenrecht die Schulzen und Richter neben den Kirchenvätern zur Hülfe für das geistliche Amt benutzt worden, in der Liebespflege sowohl, als in der Zucht. Wo dies der Fall gewesen, wird es leicht sein, den Kirchenräthen Eingang zu verschaffen. Ich weiß aus meiner Erfahrung, daß gerade die lebendig Gläubigen ein Herz für die Sache haben. Past. Hofmeier konnte dem nicht zustimmen, er hatte mehrfach bei Fällen der Kirchenzucht Kirchenväter, Schulzen und Gerichts-

leute der Gemeinde zu Rathe gezogen und zur Hülfsleistung gebraucht, aber gefunden, daß sowohl diese, als die erweckten Glieder seiner Gemeinde über die neue Ordnung höchlichst erstaunt gewesen und sich in das Neue und Ungewohnte einer Urwahl für Kirchenämter gar nicht finden konnten, wohingegen in etlichen demokratisch gerichteten Köpfen die ganze Wählerei das Gelüste nach einer eigentlichen Urwahl erweckt hatte und bei ihnen bereits die Frage laut geworden war: Wenn einmal wählen, warum aus Vorgeschlagenen? Wir wissen allein, welches die besten Glieder der Gemeinde sind.

Past. Goßlau berichtet gleichfalls, daß seinen Kirchenvätern die neue Ordnung gar nicht gefallen wolle, und daß es sehr schwer falle Leute zu finden, die sich für die Gemeinde nützlich machen wollen. Sup. Schüttge: Dadurch, daß das neue Amt von oben creirt wird, wird es auch in Autorität gebracht, gerade so, wie die weltlichen Aemter. Vice-Gen.-Sup. Wahn bestätigt aus seiner Diöcese die Erfahrung, daß gerade die Besten in der Gemeinde der neuen Ordnung nicht mit Vertrauen entgegengekommen seien, auch fühlten sich die Schulzen ꝛc., welche früher bei kirchlichen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, vielfach durch die neue Anordnung verletzt; in einer Gemeinde sei von 7 Schulzen kein einziger und in Folge dessen fast kein Gemeindeglied zu der Wahl gekommen, so daß kaum eine Wahl habe zu Stande gebracht werden können. Past. Müller aus Spremberg spricht sich dahin aus, daß durchaus in den Gemeinden kein Bedürfniß zur Anstellung von Gemeindekirchenräthen sei, und daß es sehr fraglich erscheine, ob die Gemeindeglieder, die sonst wohl annähmen, was Pastor oder Schulze ihnen sagten, auf die Gemeindekirchenräthe hören würden. Sup. Schwarzschulz: Die Gemeindekirchenräthe werden nach der Instruction, die sie bekommen, etwas Bestimmtes zu thun haben, ein schönes Feld der Thätigkeit wird ihnen eröffnet. Wo kein Bedürfniß ist, da wird es geweckt werden können. Die Gemeinden sind bei der Auswahl der Gemeindekirchenräthe viel kritischer gewesen, als wir, wir haben uns geschämt, so wenig Vertrauen in sie gesetzt zu haben. In den Landgemeinden war gar kein Gelüste nach Urwahlen, in den Städten haben sich die Demokraten zurückgezogen und nur die Conservativen betheiligt; die Energie der letzteren wird die Sache zum Besten lenken. Past. Hofmeier glaubte im Sinne vieler Brüder zu sprechen, wenn er sein Bedauern darüber ausdrückte, daß die zur Discussion gesetzte Zeit bereits verflossen wäre, ohne daß es den Einzelnen verstattet gewesen, ihre Bedenken über die kirchliche Gemeindeordnung zu äußern. Es seien gewiß Alle sehr dankbar, daß sie heute noch einmal an die gestern Abend gehörten ernsten, gewichtigen Worte erinnert worden wären; aber es scheine ihm, als ob die ganze Discussion unter dem Gewicht der vom Vorsitzenden hinzugefügten Bemerkungen sich nicht so frei bewege, wie es zu wünschen gewesen. Es sei ihm, da ohne Zweifel bald die Besprechung geschlossen würde, Bedürfniß, im Hinblick auf diese Bemerkungen noch Dreierlei auszusprechen. Wenn gesagt worden: weil die Sache von oben geboten sei, so dürften wir nicht kritisiren, so könne er dem nicht zustimmen, auch was von oben komme, müßten wir nach Gottes Wort prüfen und beurtheilen können; wenn ferner behauptet worden, die hohe Hand, von der die neue Verfassung komme, habe das Recht, sie zu gebieten, so streite er zwar gegen dies Recht

im Allgemeinen nicht, doch, soweit die neue Verfassung dem Bekenntniß der Luth. Kirche widerspreche, erscheine ihm auch dies Recht entschieden streitig; wenn endlich gesagt worden, weil die Gemeindeordnung von oben her geboten sei, darum hätten wir die Pflicht, darauf einzugehen, so könne er auch den Satz nicht unbedingt unterschreiben, es sei nicht mehr Zeit, die Frage zu untersuchen, aber sehr möglich sei, daß hier der Fall einträte, von dem St. Petrus spräche: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“ Vice-Gen.-Sup. Wahn erwiderte hierauf: Allerdings ist auch die kirchliche Obrigkeit dem Worte Gottes unterworfen, aber das Recht hat sie, eine kirchliche Verfassung zu gebieten, und nicht jeder, der ein Glied der Kirche ist, hat das Recht, ohne Weiteres abzulehnen. Auch ist uns nicht verwehrt, unsere Bedenken auszusprechen; aber es handelt sich hier nicht um eine Sache, die wie ein Dogma ins Gewissen fällt. Der Fall liegt hier gar nicht vor, um des Gewissens willen ungehorsam sein zu können. Ob die Verfassung organisch erwachsen ist oder nicht, das haben wir nicht zu untersuchen, wir haben blos den Geist hineinzutragen. — Sup. Ebeling: Gewiß ist ein großes Gewicht auf den Gehorsam gegen die Obrigkeit zu legen, alles oppositionelle Gelüste haben wir in uns zu brechen. Ich wünsche, daß aus der Gemeindeordnung unserer Kirche ein Segen erwachse, derselbe wird uns geschenkt, wenn wir nach Gottes Willen gehorsam sind; aber je ernstlicher wir es mit dem Gehorsam meinen, um so mehr muß es uns auch gestattet sein, uns auszusprechen, was wir von der Gemeindeordnung halten, und darum freue ich mich auch des von Br. Hofmeier ausgesprochenen Wortes. Irrthum kann großen Schaden anrichten, es kann eine Verpflichtung geben, dem Irrthum zu widersprechen. Br. Rothe hat sich solchen wissenschaftlichen Irrthum zu Schulden kommen lassen. Die Kirchenverfassungsprincipien der apostolischen Kirche und die neue Gemeindeordnung stimmen nicht überein, auch ist die letztere weder aus der Niederlausitzer Kirchenverfassung, noch aus der Lehre der Reformatoren herausgewachsen. Ich meine, daß es unsere Aufgabe ist, mit heiliger Furcht gehorsam zu sein!

Vice-Gen.-Sup. Wahn: Ich habe mir selbst den Gehorsam täglich vorhalten müssen, es ist mir eben nicht leicht geworden, auf die neue Verfassung einzugehen, ich glaube auch, daß sie nicht organisch aus unsern kirchlichen Verhältnissen herausgewachsen, ich besorge, daß sie eine Nachahmung politischer Formulare ist; wie der Zeitgeist geht, fürchte ich auch, es könne der Leuchter des Bekenntnisses der Kirche umgestoßen werden. Auch meine ich, daß die Gemeindeordnung mit unserer geschichtlichen Entwicklung in gar keinem Zusammenhange steht. Ein Bedürfniß nach ihr hat unsere Niederlausitz auch nicht gefühlt. Es ist die Gewöhnung unserer Gemeinden, das geistliche Amt als Verwalter der himmlischen Güter anzusehen, von ihm erwarten sie Lehre, Strafe, Mahnung, Zucht, bei ihm suchen sie Trost, es ist etwas Monarchisches in unserm Gemeinwesen, unsere Gemeinden wollen kirchlich regiert sein; aber dennoch, weil die Verfassung kein Dogma ist, können und müssen wir gehorsam sein, der Herr, auf den wir sehen, wird Alles zum Besten lenken.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische
Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 24. November. № 94.

Zum Verständnisse Göthes. Vorträge vor einem kleinen Kreise christlicher Freunde, gehalten von Otto Vilmar, Gymnasiallehrer zu Hanau. Marburg, Elwertsche Universitäts-Buchhandlung, 1860. 8.

Der wahre Dichter dichtet nicht, weil er will, sondern weil er muß. Wie viel feiner Verstand auch und sorgliches Ueberlegen sein Werk in Beziehung auf Einzelnheiten zuweilen begleiten mag, im Ganzen ergießt sich aus ihm ein geistiger Strom, der über ihn Herr ist. Ein Hauptunterschied zwischen allen wahren Dichtungen und zwischen den künstlichen, reflectirten, gemachten Dichtungen zeigt sich dann sofort darin, daß jene ausreichend aber knapp geben, was dem dringenden Geiste genügt, den Hörer oder Leser zu führen — die Beithaten aber zum großen Theile diesem selbst und seiner Phantasie überlassen. Die dichterischen Talentchen haben ihre Hauptforce in der Zuthat, in der Schilderung, in der Malerei, in der Ausführung alles Einzelnen — der wahre Dichter streut in seinen energischen, knappen Pinselstrichen dagegen eine reiche Saat in die Phantasie des Hörenden oder Lesenden, wo sie aufwächst, so arm oder so reich der Boden, auf den diese Saat gefallen ist, es erlaubt. Deshalb reflectiren sich wahre Dichtwerke, wie Göthes Faust, in tausend Variationen, ohne daß irgend einmal ihre Tiefe dadurch einen Eintrag erlitte — und die Betrachtung einer solchen auf reichem und liebendem, also fruchtförderndem Boden erwachsenen Variation wird auch für jeden anderen, selbst für den Dichter, wenn er sie erlebt, eine beglückende Anregung — denn in dem wahren Dichter regen sich ja eben auch Kräfte, die ihn bewegen, ohne daß er ein reflectirendes Bewußtsein und eine Verstandesgewalt über ihr Schaffen hat; und erst aus der Spiegelung seines Werkes in einer anderen Seele treten sie ihm objectiv gegenüber, werden sie Gegenstand seines eignen reflectirenden Verstandes. Ist der Spiegel freilich durch Eitelkeit falsch geschliffen, dann wird auch das Object in ihm falsch und die Variation wird nicht Erläuterung, Durchleuchtung, sondern Entstellung, Hineintragung falscher Lichter und falscher Motive. Das nun eben glauben wir von dem vorliegenden Fragmente über Göthe's Werke vor Allem aussagen zu müssen, daß es nicht hineinträgt, sondern mit großer Liebe zwar, aber auch mit schlichtestem, demüthigstem Sinne den Werken des Meisters sich hingibt und sie richtig und doch in reicher Ausführung wiederspiegelt. Es ist vollkommen anerkannt, daß in Göthe ein großer religiöser Indifferentismus war, daß in ihm das Heidenthum unseres Volkes, wie es sich am Ende des vorigen, im Anfange dieses Jahrhunderts gebildet hat, mächtig sein Wesen trieb — aber zugleich, daß in ihm die wunderbarste Kraft war objectiver Auffassung, und daß er also, wo er christlich-sittliche Stoffe oder aus ihnen erwachsene Züge unseres Deutschen Volkslebens und Gemüthes aus sich heraus gebährt, auch nothwendig in wunderbarster Weise die christlichen Kräfte, die die alte Art unseres gesegneten, wenn auch jetzt so unglücklichen Deutschen Volkes schufen, fassen und zur Anschauung bringen muß. Göthe hat die besondere Gabe, „die Dinge dieser Welt aufzufassen, wie sie sind, und sie treu und unverfälscht wiederzugeben" — und „wer das kann, wird, wenn auch unbewußt, stets zugleich den tiefsten Grund alles menschlichen Handelns mit zeichnen." — Im höheren Alter allerdings ist Göthe mehr und mehr von dieser Gabe verlassen worden, wie am deutlichsten entgegentritt, wenn man den ersten Theil des Faust, der eine wahre, ja! die tiefste Tragödie ist, neben den zweiten hält, in welchem Göthe seine Studien über Religionsgeschichte und allerhand anderes zugewachsenes Material versificirt und es in unfruchtbar künstlichster Weise zusammenstellt, obwohl im Einzelnen immer noch die alte Kraft durchschlägt.

Die Gesammtheit dieser dichterischen Kraft Göthes, die ihn auch im Alter wenigstens nicht ganz verlassen hat, bezeichnet unser Verf. als Göthe's Kindlichkeit. Unter diesem Worte versteht er den Sinn für Realität, wenn wir diesen Gegensatz alles abstrahirenden Denkens selbst in abstracter Weise bezeichnen sollen. Ein reales Verhältniß zum Stoffe, d. h. ein ganzes, volles Hingeben an denselben, nicht ein überlegtes Wählen und Zurichten desselben für bestimmte, durch Reflexion gegebene Zwecke; eine kindliche Freude am Schaffen, um des Schaffens, um des Gegenstandes willen; Unmittelbarkeit, Wahrheit und herzliche Freude an der Sache — das sind des unverzogenen Kindes, wie des wahren Dichters göttliche Gaben — und es ist selbst ein dichterischer Griff unseres Verf., daß er den Vorlesungen über Faust eine einleitende Vorlesung über Göthe's lyrische Gedichte vorausschickt, in der er vortrefflich das, was er Göthe's Kindlichkeit nennt, darlegt und durch Beispiele aus den lyrischen Gedichten ebenso vortrefflich beleuchtet. „Ungesucht und ungekünstelt in Stoff und Form, dem Stoffe nach nur

Erlebtes, nur Erfahrenes aussprechend, die Form mit dem Inhalt sich von selbst ergebend — das sind die Götheschen Lieder, und sie gleichen darin der Volkspoesie. Die Kindlichkeit, die Vertraulichkeit, die äußere Bescheidenheit, die Singbarkeit, der rasche Gang der kurzen Reime — wir haben mit all' dem schon die wichtigsten Aehnlichkeiten des Volksliedes und der Götheschen Lyrik ausgesprochen." — „In seiner frühen Jugend hat unser Dichter „auf Verlangen" „poetische Gedanken über die Höllenfahrt Christi" geschrieben — „das ist das einzige lyrische Gedicht christlichen Inhalts, das wir von Göthe haben; in seiner übrigen Lyrik ist vom Christenthum wenig zu spüren, wenn es nicht hie und da in der Spruchpoesie durchbricht, wie in dem bekannten Trost, daß das Schimpflied nicht so lange dauere, als das: „Christ ist erstanden", das schon 1800 Jahre dauere. Sonst wird das Verhältniß Göthe's zum Christenthume am Richtigsten als gar keines bestimmt, — er ist ein Kind dieser Welt, das uns so hoch führen kann, als die Kunst und Weisheit dieser Welt es eben vermag, nämlich bis an die Pforte des Himmels, aber nicht hinein. Diese Seite fehlt ihm ebenso, wie der ausgesprochene Patriotismus — wie sehr er sein Volk kennt und dessen Vorzüge liebt, das zeigt so Vieles in seinen Sprüchen. Wollen wir ihm das verargen? Verargen, daß er zwischen Lavater und Basedow, zwischen einem innerlich vom Zeitgeiste angefressenen Christenthume, dem die Kraft, die Welt zu beherrschen, verloren gegangen war, und der matten Aufklärung — ein Kind dieser Welt blieb, dem Diesseits allein mit aller Macht zugewendet? — Wir würden ihm ebenso Unrecht thun, als wenn wir ihm mit den liberalen Wortführern unserer Tage ein Verbrechen daraus machen wollten, daß er, der alte Mann, nicht einstimmte in den Jubel der Freiheitssänger von 1813; daß er, in der schlimmsten Misére des Deutschen Reiches aufgewachsen, nicht glauben konnte an ein Wiederaufleben der Deutschen Nation. Wir müssen ihn eben als ein Kind seiner Zeit begreifen lernen."

Die Kindlichkeit Göthe's — wozu gerade auch gehört, daß er vollständigst ein Kind seiner Zeit war — scheint uns so mit Recht an die Spitze von Vorlesungen über Götheschе Werke gestellt zu sein — dies Thema aber, die Fähigkeit nämlich der Freude am Realen, die Unmittelbarkeit und Wahrheit Göthe's, erhält im Faust noch einen fortwährenden Beleg; man darf diese Eigenschaft Göthe's im ganzen ersten Theile des Faust nicht aus den Augen verlieren — der ganze Gegensatz von Faust und Wagner ruht auf dem Unterschiede eines Mannes, der Sinn für Realität hat, und aus diesem tiefen Grunde heraus von einem Grausen vor den leeren Abstractionen, den ewigen nichtigen Vermittelungen und Scheinerweisungen einer s. g. Wissenschaft ergriffen wird, und eines zweiten Mannes, der ganz von diesem Scheine gefangen, zur völligen Drahtpuppe der Reflexion erzogen, so wenig mehr einen Zug kindlicher Unmittelbarkeit besitzt, daß wir ihn uns schon als Kind nur als altkluges Balg vorstellen können, — und wie prächtig bewährt sich weiter die Kraft der Kindlichkeit Göthe's in der Auffassung Gretchens und Marthens, in der der Dichter in bewunderungswürdigster Weise zeigt, wie er in den gewöhnlichsten Verhältnissen, Umgebungen und Ereignissen des Lebens die Wege Gottes und des Teufels in unreflectirtestem Verhalten doch zu schauen und darzustellen vermag — ja! es ist dieser Gegensatz der lebendigen Realität und armseliger Abstractionsvermittelung im Grunde die große Angelegenheit, die Göthe durch den ganzen Faust, aber auch unseren Verfasser durch sein ganzes Buch über Faust begleitet, und damit im engsten Zusammenhange steht die Predigt des lebendigen Gottes im Gegensatze der abstracten Denkfigur, die Millionen Menschen auch Gott nennen und die doch nur ein Nichts ist — diese Predigt, die auch Göthe leistet dadurch, daß er überall die Sache walten läßt, und daß er Faust, seit dieser dem lebendigen Gotte abgesagt hat, nur noch in pathetischen, hohlen Phrasen von einem Gott, nämlich eben von der Denkfigur der Philosophen, reden läßt. Zu Vilmar's zartesten, feinsten Stellen gehören eben die, wo er zeigt, wie noch von Zeit zu Zeit der lebendige Gott Fausts Seele anrührt und wie dann diese Seele doch immer mehr dem hohlen Pathos, der Abstraction und dem Teufel anheimfällt, und Göthe hat gewiß diesen Gang in unmittelbarstem Tact und Vermögen und ohne alle Reflexion eingehalten. Es stellte sich in seinem Geiste so als die Wahrheit der Sache ein.

Daß ein Mann, der so mit großer Liebe und mit empfänglichem Sinne für die eigenste Eigenheit des Dichters begabt ist, wie Vilmar, eine Menge Einzelnheiten bemerkt, die ein Anderer übersieht, versteht sich von selbst. Es kann einem in einer Gemäldegallerie grün und gelb werden, wenn man sich eine Zeitlang darauf setzt, die Bemerkungen anderer Beschauer anhören zu wollen — aber wie auch da dann und wann ein rein geschliffener Reflector begegnet, dem in der Nähe zu bleiben, Freude und Gewinn ist — so folgt man Vilmar selbst in alle solche Einzelnheiten mit Vergnügen und schließlicher Ueberzeugung. Namentlich aber heben wir als durchaus gelungen die Erläuterung der Fluchrede Fausts (S. 161 u. ff.) hervor. Ja! was ganz besonders an das Buch fesselt, ist die liebenswürdige Persönlichkeit des Verfassers, den man, nachdem man ihm mit steigendem Interesse bis zu dem letzten Bilde, was er bespricht, lauschend gefolgt ist, mit Schmerz und Sehnsucht aus der Gallerie scheiden sieht — man würde es als ein Glück ansehen, auch im übrigen Leben seine Bekanntschaft zu gewinnen — aber — siehe! — beim Scheiden vom letzten Bilde hat ihn der Tod dahin gerafft. „Am 26. Februar d. J. hat er den letzten Vortrag gehalten, am 22. März die Correctur des ersten Bogens vollendet und am Morgen des Charfreitags, 6. April, ist er in dem festen, fröhlichen Glauben, von welchem diese Blätter Zeugniß geben, entschlafen." „Der erste Ostertag war der Tag seines Begräbnisses."

H. Leo.

Nachrichten.

Mittheilungen aus der Niederlausitz.

(Schluß.)

Damit wurde die Besprechung über die Gemeindeordnung abgebrochen. Nach dem Gesang des Verses: Du springst in's Todesrachen uns los und frei zu machen von diesem Ungeheuer ꝛc., folgte der letzte Vortrag. Schloßpred. Schmidt aus Sorau hielt denselben über die wichtigsten Fehler der heutigen Jugenderziehung. Sup. Ebeling, der den Vorsitz übernommen hatte, suchte, von der Voraussetzung ausgehend, daß die Conferenz in den von dem Vortragenden entwickelten allgemeinen Grundsätzen der Erziehung einig wäre, die Aufmerksamkeit mehr auf specielle Punkte hinzurichten, und forderte die Br. auf, sonderlich über die Zuchtlosigkeit der Zeit und über die Art der Bestrafung sich auszusprechen.

Sup. Schüttge weist auf einen großen Schaden hin, der an vielen Orten der Niederlausitz sich vorfindet. Die Schulkinder pflegen nämlich mit ihrem Lehrer zu gewissen Zeiten Singeumgänge zu machen und dieselben mit Tanzmusik in den Schänken zu beschließen. Von verschiedenen Seiten wird das Vorhandensein dieser Unsitte bestätigt, von andern werden Mittheilungen über die gelungene Abstellung derselben gemacht. Vice-Gen.-Sup. Wahn bemerkt im Anschluß an eine in dieser Beziehung gemachte betrübende Erfahrung, die er mittheilt, daß die Lokal-Schulinspektoren von Amtswegen diese Tanzbelustigungen der Schuljugend in Schänken oder Schulen sofort zu verbieten und an Stelle derselben eine der Jugend angemessene Erholung und Freude anzuordnen hätten. Sup. Ebeling weist auf dieSchädlichkeit der willkürlich vollzogenen Strafen hin, welche nicht selten weiter nichts als die Folge der zufällig sich gestaltenden Lieblosigkeit seien. Wenn Eltern im Namen Gottes dastehn und züchtigen, dann fühle das Kind, daß Gottes Ordnung auf ihm liege und beuge sich. Past. Hofmeier bemerkt, je mehr wir selbst aus Erfahrung wüßten, wie schwer es sei, den fleischlichen Eifer zu dämpfen und göttlich zu züchtigen, und je mehr wir selbst darnach trachteten, die uns gebotenen Strafvollziehungen ohne fleischlichen Zorn und Eifer, mit betendem Geiste zu vollziehn, um so mehr werde uns Gott Gnade geben, der sündlichen Art zu züchtigen — Eltern und Lehrern gegenüber — durch Predigt und Seelsorge heilsam entgegenzuwirken. Past. Rothe theilt mit, daß er, wo alle körperlichen Züchtigungen wegen Lügens und Stehlens nichts geholfen, in der Schule zu der Armensünderbank zurückgegriffen und die Wirksamkeit dieses Zuchtmittels erprobt habe. Sup. Schwarzschulz mahnt unter Hinweis auf mehrfältige Erfahrungen zur Ruhe gegenüber den Anläufen der die Lehrer wegen zu scharfer Züchtigung verklagenden Eltern. Vice-Gen.-Sup. Wahn: Nicht der Stock soll die Schule regieren, wohl aber hat der Lehrer das Züchtigungsrecht in dem Maße, wie Vater und Mutter. Dieses Recht müssen wir schützen, nicht minder aber allen Mißhandlungen gegenüber für die Kinder eintreten.

Die für die Conferenz gesetzte Zeit war inzwischen abgelaufen; es wurde von vielen Seiten der Schluß begehrt und durch den Vors. Vice-Gen.-Sup. Wahn nach einem kurzen Rückblick auf die Verhandlungen mit Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung gemacht. —

Der Herr sei hochgelobt für allen Segen, den Er uns in diesen Conferenztagen geschenkt hat. Er lasse in dieser ernsten, kampf- und entscheidungsvollen Zeit für die heilige Kirche uns, seine Diener, täglich gedenken, daß Er gesagt hat: „Will mir jemand nachfolgen, der verläugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge Mir. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden."

Die Evangelische Bewegung in Italien.

Während seit nun fast zwei Jahren die politischen Ereignisse auf der Italienischen Halbinsel die Blicke der gesammten Welt gefesselt halten, und gespannte Erwartung jede neue Phase der rastlos fortstürmenden Entwicklung begleitet, nimmt in aller Stille auf demselben Boden ein Werk seinen Fortgang, das bisher in Deutschland in nur sehr geringem Maße Beachtung gefunden hat. Wir meinen die Evangelisation in Italien. Wohl bringen kirchliche und politische Blätter hin und wieder vereinzelte Nachrichten, die zum Theil aus Wahrheit und Dichtung wunderlich gemischt sind; wohl haben auch Augenzeugen ihre eignen Erlebnisse weiteren Kreisen mitgetheilt; wohl hört man je zuweilen auf Kirchentagen, in den Versammlungen des Gustav-Adolphs-Vereines Abgesandte der Evangelischen Kirchen Italiens die Lage der dortigen Protestanten schildern, wie noch in diesem Jahre auf dem Ulmer Gustav-Adolphs-Tage der Deputirte der Waldenser Kirche, Herr Revel, dahin lautende Mittheilungen über seine Heimath gemacht hat: aber im Ganzen ist doch das Bild, das man sich in Deutschland von den Evangelischen Italiens macht, sehr mangelhaft und aus den verschiedensten, bunt durch einander geworfenen Zügen zusammengesetzt.

Dennoch hat die Bewegung allmälig eine Ausdehnung gewonnen, welche wohl die gespannteste und sorgsam prüfende Aufmerksamkeit der Protestantischen Kirche auch Deutschlands auf sich ziehen sollte. Wer die Zustände der Katholischen Kirche Italiens kennt, wer weiß, in welchem Maße sich dort alles, mit seltenen Ausnahmen, entweder baarem Unglauben und praktischem Atheismus oder craß äußerlichem Werkwesen hingegeben hat, wie solches nur in den Ländern möglich ist, wo sich der Katholicismus durch Jahrhunderte hindurch ungehemmt und ohne Scheu vor andern Kirchenwesen hat entwickeln können, der muß sich immer freuen, wenn einige tausend Seelen vom Unglauben oder von todten Werken zu lebendiger Frömmigkeit in Christo erweckt werden. Es ist dieses nicht die fleischliche Freude, daß der Katholischen Kirche so und so viel Glieder entzogen werden, sondern die dankbare Anerkennung, daß eine große Zahl von Menschen, welche in Unfrieden und innerer Zerrissenheit einhergingen, nun Gerechtigkeit und Frieden gefunden haben, wozu ihnen ihre Kirche den rechten Weg zu weisen nicht im Stande war.

Es ist nun hier nicht die Absicht, eine Geschichte der Evangelischen Bewegung in Italien zu schreiben; wir haben uns vielmehr hier nur zur Aufgabe gesetzt, einige Vorurtheile in nähere Erwägung zu ziehen, welche man gewöhnlich gegen die Italienischen Protestanten aussprechen hört. Doch sei es gestattet, mit wenigen Worten den Umfang der Bewegung selbst zu zeichnen, damit man zunächst erkenne, es handle sich hier um eine den äußern Grenzen nach schon ziemlich bedeutende Erscheinung.

Den politischen Entwicklungen der letzten zwölf Jahre ist es zu verdanken, daß die vereinzelten Evangelischen Christen Italiens nicht mehr in abgeschiedener Isolirtheit der Verkümmerung ihres geistlichen

Lebens ausgesetzt sind, sondern daß sie sich, in großen Theilen der Halbinsel wenigstens, zu Evangelischen Gemeinden haben zusammenschließen können. Karl Albert von Sardinien gab, noch ehe ihn revolutionäre Umtriebe seines Volkes zwangen, dem Königreiche eine Verfassung, in welcher auch die Duldung aller religiösen Culte ausgesprochen wurde. Die Waldenser, diesen letzten Rest Evangelischen Lebens aus dem Reformationszeitalter, befreite er durch ein Motuproprio vom 17. Februar 1848 aus der unterdrückten, abgeschlossenen Stellung, die sie bisher in ihren drei Thälern am Fuße der cottischen Alpen hatten einnehmen müssen. Sie drangen hervor aus ihrer jahrhundertelangen Abgeschiedenheit und breiteten sich allmälig über das Königreich aus. In den meisten größeren Städten gründeten sie Gemeinden, zu denen sich die evangelisch gewordenen Italiener sammelten und welche neue Pflanzstätten für Gründung und Ausbreitung des Protestantischen Glaubens wurden. Die Verfassung blieb aufrecht erhalten auch unter dem Sohne Karl Albert's, dem jetzigen Könige, und gewährte den Evangelischen nach wie vor Duldung und den Schutz der Gesetze gegen die Angriffe von Seiten der Katholischen Geistlichkeit und fanatischer Volkshaufen. Im Jahre 1854 konnte sich ein Theil der zur Waldenserkirche gehörenden Italiener von der Oberleitung der Tafel — der obersten waldensischen Kirchenbehörde — lossagen und in größerem Umfange eine mehr nationalitalienische Evangelisation neben der von den Französisch redenden Waldensern geleiteten unternehmen. Eine Menge tüchtiger Kräfte stellte sich in ihren Dienst. In folgenden Piemontesischen Städten und Ortschaften befinden sich bereits Evangelische Gemeinden: Turin, Genua, Alessandria, Novara, Pinerolo, S. Mauro und Fomale bei Turin, Asti, Novi, Graglia bei Biella, Fara bei Novara, Favale, Sarzana, Lerici, Arcola an der östlichen Küste des Mittelmeeres, Casale, Voghera. Nizza, Courmayeur und Aosta, wo ebenfalls Evangelische Gemeinden sind, gehören jetzt zu Frankreich.

Ebenso bestehen in Toskana mehrere Evangelische Gemeinschaften. Es ist bekannt, wie schon vor Jahren in Florenz Bekenner des Evangeliums heftige Verfolgungen zu erdulden hatten. Wir erinnern nur an Namen, wie Guicciardini, Madiai, Cecchetti u. A. In den ersten vierziger Jahren schon hatten in Florenz Zusammenkünfte Evangelischer Christen stattgefunden. Nach kurzer Zeit der Duldung in den Jahren 1848 und 49, wo die toskanische Verfassung die akatholischen Culte freigegeben hatte, unterdrückte sie die Regierung durch systematische Verfolgungen. Es gelang ihr dennoch nicht, sie ganz zu vernichten und auch die letzten Reste außer Landes zu weisen. Durch das ganze Jahrzehnt hindurch von 1849—59 hielt sich eine nicht unbeträchtliche Gemeinde in Florenz und andere kleinere Genossenschaften im übrigen Toskana. Die politischen Ereignisse des vorigen Jahres haben nun auch für Toskana, wie für alle Länderstrecken, welche sich jetzt im faktischen Besitze von Piemont befinden, die religiöse Toleranz herbeigeführt. In Pisa, in Livorno entstanden neue Gemeinden, in der Romagna, in Modena und Parma, in der sardinischen Lombardei wird colportirt, kleinere Genossenschaften sind schon an vielen Orten in den genannten Ländern zusammengetreten und feiern ihren Evangelischen Gottesdienst. Auch im Kirchenstaat und im Königreich beider Sicilien findet die Bibel wieder Eingang, die seit dem Jahre 1849 zu den verbotenen Büchern gerechnet wurde.

Es ist nun freilich auf den ersten Anblick bedenklich, daß die Sache des Evangeliums in Italien im Gefolge der politischen Revolution weitere Ausdehnung gewonnen hat. Man kann die Thatsache ja nicht in Abrede stellen, daß die Jahre 1848 wie 59 und 60 für die Geschichte des Evangeliums in Italien epochemachend gewesen sind. In Folge dieses Zusammentreffens schließt man nun, daß die ganze Bewegung keine religiöse, sondern eine politische, oder doch so mit politischen Elementen versetzt sei, daß das Religiöse in ihr mit der Zeit gänzlich erstickt werden müsse.

Schreiber dieser Zeilen kann nicht verhehlen, daß die gleichen Bedenken auch ihn von der ungetheilten Freude über die Erscheinung lange Zeit zurückgehalten haben. Es schien ihm darin ein besonders schweres Gericht Gottes sich auszusprechen, daß, während im 16. Jahrhundert weithin über Italien verbreitetes reines Evangelisches Leben durch vierzigjährige blutige Verfolgung von der Katholischen Kirche unterdrückt worden war, sich nun das Evangelium Italien nur in getrübtem und mannichfach gefälschtem Lichte, politisch versetzt, darbieten sollte. Aber diese Erwägungen waren ohne wirkliche Kunde der Verhältnisse angestellt; die eigne Anschauung sollte bald eine andre Ueberzeugung in ihm hervorrufen.

Gleich die erste religiöse Versammlung, der er in Florenz beiwohnte, überraschte ihn auf das Erfreulichste.

Die unzähligen eleganten Carrossen, welche von der abendlichen Corsofahrt in die Cascinen zurückkehrten, waren an der langen dichten Reihe müßig gaffender Menschen vorübergebraust, die geputzte Menge verlief sich, nur vor den einzelnen Café's am Lungarno sammelten sich noch Haufen von Menschen. Noch beengt von dem Eindruck dieses eiteln Treibens, zu dem auch der Aermste seine paar Paul zusammenspart, um nur in anständiger Kleidung am Abend auf dem Lungarno sich zeigen, um sehen und gesehen werden zu können, noch beengt von diesem Eindruck trat er in das Local in der Via Barriera Nr. 2 ein, wo, wie an jedem Abend, so auch heute Evang. Gottesdienst in italienischer Sprache gehalten werden sollte. Es war ein langer, mäßig hoher weißer Saal, mit zwei kurzen Seitenräumen, die sich querschiffartig an den Langbau anlegten. In dem hinteren Ende stand ein holzfarbenes niederes Pult, davor ein weiß gedeckter Tisch; sonst füllten nur einfache Stühle den ganzen Saal. Gegen zwanzig Personen waren schon versammelt; nach und nach fanden sich einige fünfzig zusammen. Man saß erwartungsvoll da; jeder hatte ein kleines Liederbuch vor sich, in dem er las. Nach langem Warten erhob sich ein einfach gekleideter ältlicher Mann, ein Herr Balzari, wie Verfasser nachher erfuhr, einer der Diaconen der Gemeinde, und forderte die Versammlung auf, da der „Evangelista" verziehe, sich einstweilen durch Gesang eines Liedes auf die nachherige Predigt vorzubereiten. Es war ein mächtiger Eindruck, in italienischer Zunge von kräftigen, schönen Stimmen in bewegtem mehrstimmigem Chorgesang die Wunder der Erlösung aus Gottes Gnade allein um Christi Willen preisen zu hören:

„Er steigt aus seiner Höhe,
Der Fromme, der Gerechte,
Daß er den armen Sündern
Friede und Liebe brächte....."

„Er kündigt uns Erbarmung
Für alle Matten, Müden,
Er giebt sich in Verarmung,
Daß er uns schaffe Frieden..."

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 94.

Während des Gesanges trat der Evangelist ein. Der vorher genannte Balzari ging ihm entgegen und geleitete ihn bis zu dem Pulte. Nur langsam konnte der Prediger vorwärts schreiten; zwei Krücken unterstützten seinen Körper; mühsam hatte er den langen Weg durch die ganze Stadt bis zu der Via Barriere zu Fuß gemacht. Daher die Verzögerung. Die feinen, ausdrucksvollen Züge seines Gesichtes zeugten von langem Leiden; die halbgeschlossenen Augen hatten einen matten, gebrochenen Glanz. Langes, schwarzes Haar umgab den echt italienischen Kopf. Es war der Professore Giuseppe Borioni. Aus einer römischen Familie entsprossen, Bruder des jetzigen Bischofs von Loreto, war er von den Stürmen des Jahres 1848 mit fortgerissen worden. Er wurde Secretair Mazzini's, des Triumvirs der römischen Republick. Nach der Einnahme Roms durch die Franzosen flüchtete er sich. Mannichfaches Kreuz trieb ihn zum Evangelium. In Genua trat er öffentlich zum Protestantismus über. Auf vielfachen Reisen durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz lernte er verschiedene Evangelische Kirchen kennen und gewann dadurch einen freien, weiten, alles kleinliche Sektenwesen scheuenden Geist. Als die Waldenser nach der Flucht des Großherzogs Leopold aus Florenz am 27. April 1859 einen Geistlichen nach der Hauptstadt Toskana's gesandt hatten, um daselbst die verborgenen Evangelischen wieder zu sammeln, wurde er eben dahin berufen, um eine Elementarschule für die Kinder der Protestantischen Italiener zu leiten. Er wandte zugleich seine große rednerische Begabung dazu an, die Evangelischen in dem christlichen Glauben zu erbauen. Zu diesem Zweck war er auch heute erschienen. Nach Beendigung des Gesanges und nach einem freien Gebete verlas er aus Matth. 13. das erste Gleichniß vom Säemann und dem verschiedenerlei Samen. Den Hauptaccent legte er auf den letzten Vers: wer da hat, dem wird gegeben werden, daß er die Fülle habe, wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, das er hat. Diesen Gedanken führte er in wunderbarer Tiefe und mit immer wachsendem Redestrom, wobei seine Augen einen feurigen Glanz erhielten, zunächst an der Geschichte Israels durch. Wie Stephanus in seiner Rede (Apostelgesch. 7.), so ging er die einzelnen Momente dieser Geschichte durch ohne Anwendung auf die Gegenwart; und doch waren, wie dort gegen die Juden, so hier gegen die Katholische Kirche zahllose schneidende Schwerter für den aufmerksamen Zuhörer. In kurzen, unausgeführten Andeutungen fielen helle Schlaglichter auf ganze Perioden der heiligen Geschichte. Von den Juden kam er auf die Heiden, den wilden Oelbaum, der in den zahmen eingepfropft worden, und schilderte den Zustand der ersten Christen nach der Schrift. Die gegenwärtigen Christen sollten nun nicht glauben, daß sie bessere Berechtigung Gott gegenüber hätten, als die damaligen Juden; ihnen wären mehr Pfunde anvertraut worden, aber sie sollten sich hüten, daß ihnen nicht genommen würde, das sie hätten, der wilde Oelbaum solle sich nicht wieder aus dem guten herausreißen lassen. Dann entwarf er in Zügen, die von reicher christlicher Lebensfülle zeugten, das Bild eines echten, aus dem Glauben hervorwachsenden christlichen Lebens, und forderte die Evangelische Gemeinde auf, ihr eignes damit zu vergleichen, um alles Stolzes, aller Selbstüberhebung um ihres reineren Glaubens willen entkleidet zu werden. Aller Blicke hingen unverwandt an dem Munde des Redners, wohl anderthalb Stunden lang hielt er die Aufmerksamkeit gefesselt. Dann folgte ein glühendes Gebet um die Kraft des Geistes, der immer reichlicher die Gemeinde mit seinen Gaben zieren möge, ein Vaterunser und der Schlußgesang.

Da war keine Spur von politischen Andeutungen, von revolutionairer Aufreizung zu finden; nur der Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, das innerste Bedürfniß der Seele sollte befriedigt werden, und man sah es den Hörern an, daß auch sie nur zu diesem Zwecke erschienen waren. Berichterstatter konnte sich nicht enthalten, nach beendigtem Gottesdienst an den Redner heranzutreten und ihm von Herzen als einem Bruder in Christo die Hand zu schütteln. Seine Vorurtheile waren dahin. Der Besuch noch vieler anderer religiösen Versammlungen der Evangelischen Gemeinden auch andrer Städte, der nähere Verkehr mit den bedeutendsten Leitern der Bewegung, ein weiteres Forschen nach dem Ursprung und Fortgang des Evangeliums in Italien seit den letzten zwanzig Jahren haben in der Folge das ihrige gethan, diese Vorurtheile gänzlich zu besiegen. Von dieser Seite, der Vermengung politischer und religiöser Elemente, droht den Evangelischen Italiens keine Gefahr. Was von unreinen Stoffen sich in dem ersten Andrange von der Evangelischen Bewegung angezogen fühlte, ist bisher noch immer schnell zurückgetreten, sobald die Anforderung an Umkehr des innern Lebens laut wurde. Die Italienischen Protestanten sind auch sehr vorsichtig in der Aufnahme neuer Glieder; nicht als ob sie die schwärmerische Ueberzeugung zu Grunde legten, eine Gemeinschaft von lauter Heiligen, die Kirche in ausschließlichem Sinne zu sein, sondern weil sie wohl wissen, daß die revolutionären Leidenschaften Manche dahin drängen, wo Dinge gelehrt werden, die den äußeren Resultaten nach mit den Forderungen politischen und socialen Umsturzes zusammenzustimmen scheinen. Auch Luther hatte sich der Gemeinschaft mit den ihm sich aufdrängenden revolutionären und humanistischen Tendenzen zu erwehren; ihm ist es gelungen; von dem sittlichen Ernst der religiösen Bewegung in Italien ist ein gleicher Erfolg auch für die fernere Zeit zu erwarten.

Die Erscheinung aber, daß mit und in Folge von politischen Revolutionen die Zahl der Evangelischen Italiens gewachsen ist, erklärt sich einfach daher, daß durch dieselben die Fesseln gefallen sind, welche bis dahin die kleinen Evangelischen Gemeinschaften eingezwängt hatten. Die Protestanten erhielten erst im Zusammenhange mit diesen politischen Erhebungen gesetzlichen Schutz und Freiheit der Bewegung. Einerseits traten dann die früher schon dem Protestantismus Ergebenen nun erst an's Tageslicht und zogen dadurch erst die Aufmerksamkeit in höherem Maße auf sich, andrerseits konnte nun auch ihr Zeugniß ungehindert in die Oeffentlichkeit hinein erschallen und gewann seinestheils eine Menge neuer Bekenner, welche der Bewegung fremd geblieben waren, so lange sie nur entstellende Gerüchte über dieselbe gehört und sich nicht in eigner Person von der Unwahrheit derselben hatten überzeugen können.

Es ist nun aber neben dieser Voraussetzung politischer Motive

noch ein andrer Punkt, der das Interesse für die Erscheinung in vielen Kreisen Deutschlands nicht recht aufkommen läßt. Wir meinen den Vorwurf, die Evangelischen Italiens seien darbystisch oder plymouthistisch gefärbt. Wenn man auch von dieser Seite nicht in Abrede stellen kann, daß von den Italienern im Bekenntniß der volle Gehalt der biblischen Wahrheit, wie er sich den Reformatoren dargestellt hat, festgehalten wird, so macht man es ihnen doch zum schweren Vorwurf, daß sie in der Kirchenverfassung zu weit von den reformatorischen Principien abgewichen seien. Hier ist nun zuerst daran zu erinnern, daß die Italiener selbst beharrlich diese Benennung „Darbysten" von sich abweisen. Es muß dafür doch eine reelle Ursache zu Grunde liegen. Dieselbe ist darin zu finden, daß, wenn auch die gegenwärtige Gestalt der Evangelischen Kirche Italiens äußerlich vielfach mit der von den Plymouthbrüdern erstrebten zusammenfällt, die bedeutendsten Vertreter des Protestantischen Bekenntnisses in Italien doch daran festhalten, daß dieser gegenwärtige Bestand nur ein Durchgangsstadium, ein Provisorium sein kann und sein muß. Man vergegenwärtige sich die Geschichte der Entstehung solcher Evangelischen Gemeinden in diesem Lande. Jahrzehnte hindurch sind die meisten dieser Italiener innerhalb der Katholischen Kirche in der beschränktesten religiösen Erkenntniß zurückgehalten worden, kaum daß sie ihr Credo, ihr Ave Maria kannten, dem Gange der Messe halbwegs zu folgen im Stande waren. Nun ergreifen sie, sei es durch eignes Studium der von den Colporteuren erkauften Bibeln, sei es durch eine oder mehrere Predigten in den Evangelischen Gotteshäusern erweckt, den Glauben der Schrift, in welchem ihre Seele Frieden findet. Mit wenigen Freunden geeint, deren religiöse Entwicklung meist denselben Weg gegangen ist, bilden sie eine kleine Gemeinschaft zu Gebet und gemeinsamer Erbauung. Wie soll es nun zu einem Amte in dieser Gemeinde kommen? Der Anfang kann nicht damit gemacht werden, daß der Erste der Beste genommen und ordinirt werde; sondern die Gaben für das Amt müssen sich erst allmälig entwickeln und in einer längern Zeit der Prüfung bewähren. Erst nach und nach kann es sich herausstellen, welche Glieder dieser Gemeinden zum Dienste am Wort, zum Diaconate befähigt sind, und erst dann kann man zu ihrer Bestallung schreiten. So geschieht es in Italien. Sehr bald kann man meistentheils die Erwählung von Diaconen vornehmen, denn die Pflichten dieses Amtes erfordern keine so hervorstechende Gaben, als die des Dienstes am Wort, des „Anzianen"- oder Aeltesten-Amtes. Aber in den meisten Gemeinden bestehen auch schon jetzt ordinirte Aelteste, d. h. solche Beamte, welchen durch Handauflegung die obere Leitung der Gemeinde durch Predigt und Regierung übertragen ist. Der Akt der Handauflegung hat nach der Erklärung des Glaubensbekenntnisses der Turiner Gemeinde, welche auch für alle anderen gleichmäßig gültig ist, nicht die Bedeutung, als würde erst durch sie als durch eine sacramentale Handlung die Begabung für das Amt mitgetheilt; sondern es wird dieselbe nur der Ordnung wegen und weil sie apostolischer Brauch war, beibehalten. Dem Betreffenden wird durch sie nicht ein character indelebilis aufgedrückt.*) Wenn man nun auch in manchen Gemeinden diesen Schritt noch nicht gethan hat, so ist doch von der Zukunft zu hoffen, daß bald überall eine gleiche kirchliche Verfassung in die Wirklichkeit treten werde. Der enge Zusammenhang der national-italienischen Gemeinden unter einander, die gegenseitige Hülfe, die sie sich leisten, der mit großer Treue festgehaltene Verkehr, die Mittheilung der verschiedenen Lehrkräfte, dieses alles giebt eine feste Gewähr, daß jene Entwicklung eintreten wird. Hat doch nach den neuesten, dem Verf. brieflich zugekommenen Nachrichten selbst diejenige Gemeinde, welcher am ehesten mit Recht der Vorwurf plymouthistischen Wesens gemacht werden konnte, die national-italienische Gemeinde zu Florenz sich endlich einer Fortbewegung zu dieser festeren Gestaltung hin nicht mehr erwehrt. Seit Ende des Jahres 1858 bestanden in dieser Stadt neben der von den Waldensern geleiteten kleinen Gemeinschaft zwei evangelische Genossenschaften, welche eben deswegen auseinander getreten waren, weil die eine Partei sich einer definitiven Ordnung der Gemeinde widersetzte. Diese letztere stand unter der Leitung eines ehemaligen Römischen Priesters Gualtieri und eines schon vor mehreren Jahren protestantisch gewordenen Magrini; die bedeutendsten Vertreter der anderen, einer festen Ordnung zustrebenden, waren Borioni, Barsali und Ligozzi. Beide nun haben in Gemeinschaft mit den Waldensern ein Comité gebildet, welches auf Grundlage des Presbyterialsystems eine Vereinigung aller drei Genossenschaften herbeiführen soll; ein Schritt, der bekundet, wie auch in den noch am wenigsten kirchlich organisirten Gemeinden allmälig das innere Bedürfniß zu einer festen Ordnung drängen muß.

Es möge genügen, durch diese Bemerkungen auch Ihre Leser auf die evangelische Bewegung in Italien von neuem aufmerksam gemacht zu haben. Der enge Raum dieser Zeitschrift verbietet es, auf die weitere Begründung der obigen Behauptungen noch näher einzugehen. Es sei gestattet, auf ein binnen kurzem erscheinendes Schriftchen hinzuweisen, „Das Evangelium in Italien, ein zeitgeschichtlicher Versuch von L. Witte," welches sich zur Aufgabe gesetzt hat, neben der detaillirten Erzählung des Ursprungs und Fortgangs der Evangelisch-Italienischen Bewegung sich auch mit den verschiedenen Einwürfen auseinander zu setzen, welche gegen die ganze Erscheinung erhoben worden sind. Es wird sich dort ergeben, in wieweit denselben wirkliche Berechtigung zugestanden werden kann und wieweit sie, aus Parteiinteressen hervorgegangen, die Wahrheit beeinträchtigen.

H. W.

*) Vergl. Principii di fede e di disciplina estratti dalla parola di Dio. Per servire di base alla chiesa evangelica italiana di Toriño. Torino 1855. II., artic. 15.

Aus dem Tagebuche eines Bibelcolporteurs in Italien. *)

(Aus der Buona Novella 1860 Nr. 19 und 20.)

.... Dienstag. Heute schweifte ich in den Umgebungen Mailands umher und habe zwei Bibeln, zwei Neue Testamente und einige Traktate verkauft. Außerdem hatte ich Gelegenheit, auf einige Fragen zu antworten, welche man mir in einem Laden in Bezug auf den Zweck der Bibelverbreitung in Italien stellte. Einige meinten, dieser Zweck sei, gegen das Papstthum aufzuregen. Ich entgegnete, daß die Christen, welche diesem Werke vorstünden, ein unendlich höheres und

*) Man suche in diesen Zeilen eines einfachen, nicht wissenschaftlich gebildeten Mannes nur das tröstliche Zeugniß, daß das Evangelium nicht vergeblich unter der Italienischen Bevölkerung verbreitet wird, und danke Gott auch seinerseits für diesen glücklichen Erfolg. (Anm. der Buona Novella.)

heiligeres Ziel im Auge hätten. Da die Bibel Gottes Wort und daher für die Seele aller Menschen unumgängliche Nahrung wäre, da auch jeder, welcher Nation er auch angehöre, vor Allem die Pflicht habe, die Wege des Heils kennen zu lernen, so sei es für jene Christen, welche aus eigner Erfahrung den Frieden der Gemeinschaft mit Jesu Christo kennen gelernt hätten, nur zu natürlich, daß sie den herzlichen Wunsch hätten, auch Andere derselben Wohlthat theilhaftig zu machen. Viele darunter sagten mir, daß sie schon von andern Colporteuren die Bibel gekauft hätten, und ich ermahnte sie, dieselbe aufmerksam und unter Gebet zu lesen. Von da ging ich zu dem heutiges Tages so allgemeinen Begehren nach Nationalität, Unabhängigkeit, Wohlfahrt des Landes über und sagte ihnen, daß man sich jener Güter nur dann wahrhaft würde freuen können, wenn das Evangelium reichlich unter uns verbreitet würde und wenn ein großer Theil unsrer Landsleute, wenn nicht alle, in seinem Lichte wandelten; denn es stehe geschrieben: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben. Als Beispiel führte ich ihnen England an, wo man darum die größte Freiheit genieße, weil man freier von religiösen Täuschungen, und weil das Evangelium viel mehr in dem Gewissen der Massen gewurzelt sei. .... Als ich mich einige Zeit auf den Bastionen aufhielt und meine Bibel las, umgab mich bald eine Menge jener Verkäufer von Erfrischungen und Confecten, die dort so zahlreich sind. Es dauerte nicht lange, so kamen die Leute auf den gegenwärtigen Zustand Italiens zu sprechen. Wird Oestreich und mit ihm der Papst siegreich zurückkehren, oder wird unser Victor mit seinem edelmüthigen Unternehmen durchdringen? Ich ergriff diese Gelegenheit, um ihnen auseinander zu setzen, wie eine der größten Gefahren, die Italien bedrohen, darin bestünde, daß das Wort Gottes nicht gekannt und in Anwendung gebracht würde. Seit einiger Zeit werde es im Lande verbreitet, und selig seien, die hungrig und durstig nach Gerechtigkeit und Heiligkeit sich dieser Quelle naheten; und in diesem Tone fortfahrend, das Evangelium in der Hand, hielt ich ihnen eine längere Ansprache, welche ihnen Jesum Christum als den einigen Heiland darstellen und sie schützen sollte gegen den Irrthum so vieler Lehren, die ihnen von den Menschen überliefert, aber in dem Worte Gottes auch nicht annähernd begründet wären. Alle schienen befriedigt von dem, was ich sagte. Einer kaufte ein Neues Testament, ein Anderer sagte mir, daß er schon eines besitze; ein Dritter kaufte sich das „Bildniß der Maria"; noch ein Anderer die „christliche Lehre", und dann verließ ich sie, indem ich ihnen sagte, sie möchten auf den Herrn harren, der, wenn sie ihn von ganzem Herzen suchen würden, auch wüßte, wie er sie auf den Weg der Wahrheit leiten sollte.

Mittwoch. Auch heute besuchte ich eine der Vorstädte, wo ich einige Bücher verkaufte. Dann kehrte ich in die Stadt zurück, und da ich auf einen Platz kam, wo eine Menge Menschen beisammen standen, fing ich an, ihnen Bibeln anzubieten. Da auf einmal tritt aus der dichten Schaar ein Landmann von etwa 40 Jahren heraus, geht auf mich los, reicht mir die Hand und schüttelt die meinige mit herzlicher Freude, wiewohl ich ihn nie gesehen hatte. Er sagte mir, daß er von jenseits Voghera komme; daß er vor drei Jahren von einem Colporteur, der jene Gegend durchreiste, die Bibel und einige andere Bücher gekauft habe; daß diese Bücher genügt hätten, ihn den Heiland Jesus Christus kennen zu lehren; daß er von da an immer größere Freude an der Bibel gefunden und sich von allem römischen Gottesdienste fern gehalten hätte. Er fügte hinzu, daß man ihn daheim als solchen auch kenne, da er nie seine Ueberzeugung verhehlt, ja im Gegentheil vor Allen Zeugniß abgelegt habe für die Wahrheit, welche ihm offenbart sei. Das habe ihm aber einen entsetzlichen Kampf von Seiten des Ortspfarrers zugezogen, der ihn jedoch in seinen Ueberzeugungen nicht wankend mache, sie ihm vielmehr immer theurer und schätzbarer erscheinen lasse. Er wollte den ganzen Tag bei mir bleiben; und ich erkannte aus dem, was er sagte, daß der Mann eine volle Kenntniß des Evangeliums hatte, indem er in alle Einzelnheiten der Lehre mit einer solchen Klarheit eingedrungen und sich ein solches weites Herz bewahrt hatte, daß man in ihm einen ächten Gläubigen erkennen muß, der auch fähig ist, schon Andern das Evangelium zu verkündigen. Er miethete sich in dasselbe Gasthaus ein, das ich bewohne, und da haben wir einen großen Theil der Nacht in gemeinschaftlichem Gebet und Betrachtung des Wortes Gottes hingebracht. Er kaufte außerdem eine Bibel, ein Neues Testament, zwei „Familiengebete" und sechs andere Werkchen, um sie einigen Leuten in seinem Orte zu schenken, welche danach Verlangen trugen; und während ich hier schreibe, liegt er schon zu Bette, selig, wie er sagte, daß er zum ersten Mal mit einem erwählten Bruder hatte beten und die heilige Schrift betrachten können.

Sonnabend. Heute blieb ich noch in ***, und während ich gestern mehr die Häuser der höheren Stände besuchte, die aber meist mit Bibeln versehen waren, mit Ausnahme derer, welche entgegneten, sie wollten von der Bibel nichts wissen, brachte ich den heutigen Tag damit zu, die Häuser des niedern Volkes und der kleinen Handelsleute aufzusuchen. Zuerst wollten sie nicht kaufen; aber als ich sie darauf hingewiesen hatte, daß die Bibel das wichtigste Buch wäre, da es ja Gottes Wort selbst, das wahre Evangelium Jesu Christi sei, fingen sie an mit mir zu plaudern; und nach und nach entschlossen sie sich zu kaufen, so daß ich heute hier sechs Neue Testamente, eine Bibel und zwölf Traktate verkauft und in fünf Häusern viel von unserm Heil in Jesu Christo habe sprechen müssen, wo mehrere Personen, Männer und Frauen, gern dem zuhörten, was ich ihnen aus dem Worte Gottes vorhielt.

Donnerstag, 22. Juni. .... A. M., ein Gutsherr, der in mein Gasthaus gekommen war, kaufte zwei Traktate; die Bibel, sagte er, habe er schon zu Hause. Es war nach Tisch; einige Arbeiter kamen herein, zwei Fremde waren noch da und die Wirthsfamilie mit ihren Leuten. Nachdem jener Herr einige Worte mit mir über die heilsame Lehre gesprochen hatte, wandte er sich zu den Umstehenden und hielt ihnen mit lauter und würdevoller Stimme eine längere Auseinandersetzung über eine Menge Lehren, welche von den Priestern dem Evangelium zuwider ausgesprochen würden; er redete gegen die Ohrenbeichte, gegen den Bilderdienst, und belegte Alles was er sagte, mit einer großen Fülle von Schriftworten; dem formalistischen Cultus der römischen Kirche stellte er den „Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit" gegenüber, welcher das Unterscheidungsmerkmal der wahren Kirche sein müsse; er sprach von den weiteren Kennzeichen derselben, worin der christliche Glaube bestehe und sich zusammenfasse, — und das Alles mit solcher Klarheit und zu gleicher Zeit mit solcher Ruhe und Würde, daß ich ganz Ohr war und nur von Zeit zu Zeit einige Worte zur Bestätigung seiner Behauptungen hinzufügte. Als er geendet hatte, fuhr ich fort und setzte die Lehre von der Erlösung durch Gnade auseinander, und auf die Einwürfe der Umstehenden antwortete bald er, bald ich. Das Ganze war ein schönes Gespräch,

über welches sich Alle, welche es gehört hatten, außerordentlich befriedigt zeigten ....

In einem Hause hatte eine Frau schon das Neue Testament gekauft; darauf wollte sie es aber gegen die Bibel umtauschen, um, wie sie sagte, auch das Alte Testament zu haben; sie richtete eine Menge Fragen an mich und sagte mir, daß sie große Sehnsucht habe, die reine Wahrheit zu finden und kennen zu lernen. Sie theilte mir mit, daß sie schon das Buch von Desanctis (über die Ohrenbeichte) gelesen habe, und daß sie dadurch zu der Ueberzeugung gekommen sei, die Beichte gegen den Priester sei nicht gut und auch dem Evangelium nicht entsprechend. Sie sah „das Bildniß der Maria," und nachdem sie mir einige Fragen vorgelegt hatte, was ich von der Madonna glaubte, kaufte sie auch dieses und begann es zu lesen. Sie las recht gut. Ich verließ das Haus nicht, ohne ihr gezeigt zu haben, was ihr Herz begehrte, den Herrn, den Heiland ihrer Seele. Und sie bezeugte eine große Freude über alles, was ich ihr sagte, und versicherte mich, daß ihr Niemand ihre Bibel rauben dürfe. Damit verabschiedete ich mich und gab ihr noch zwei kleine Traktate, „die eherne Schlange" und den „Weg des Heils."

.... 24. Juni. Heute ging ich in die Stadt selbst, und indem ich in den Läden und Cafés umherging, traf ich eine Menge Herren und Officiere, welche mir sagten, daß sie schon Bibeln und Neue Testamente besäßen. Einer jedoch kaufte die Bibel zu zwei Franken, dann ging er zu den Traktaten und wählte „die Romagna" und „die Frau". Darauf sagte er zu mir in Gegenwart aller Andren: Sind diese zwei Bücher etwa zu Gunsten der Priester? Ich verneinte es; im Gegentheil, sie seien ganz im Geiste des reinen Evangeliums geschrieben. Das ist gut, antwortete jener, wenn sie zu Gunsten der Päpste und Priester geschrieben wären, so hätte ich sie sofort weggeworfen. Ein Capitän sagte, daß die von Diodati übertragene Bibel die beste Uebersetzung sei, und fügte hinzu, die Verbreitung eines solchen Buches sei überaus nothwendig in Italien, um den wahren Geist des Christenthums kennen zu lehren und alle jene Vorurtheile zu zerstören, welche vom Jesuitismus in das Volk gepflanzt wären. Ein andrer Capitän nahm das „Lebewohl an den Papst," noch ein andrer den „Vater Clemens," dann verließen sie mich mit den Worten: Geht und sucht möglichst viel dieser Bücher zu verbreiten; dann werdet ihr ein sehr gutes Werk thun. Um mich ein wenig auszuruhen, ging ich unter die Anlagen auf der Promenade, wo mich bald sechs Militärs aufsuchten, mit denen ich ein langes Gespräch führte. Als sie die Evangelien bemerkten, erzählte mir einer, daß er auch eine Bibel besessen habe, die ihm die Engländer im Krimkriege geschenkt hätten; bis zum vorigen Jahre, wo er im Italienischen Kriege seine Tasche und darin die Bibel verloren, hatte er sie immer bewahrt, weil er große Freude daran fand, sie zu lesen. Wir lasen und betrachteten zusammen des 9. Cap. des Ev. Joh., wo die Heilung des Blindgebornen erzählt wird; dann kauften zwei von ihnen das Neue Testament, und zwei andre das „Leben und Märtyrertod des Pomponio Algieri".

.... 30. Juni. Auch in diesen Tagen hatte ich lange von dem Wort Gottes zu reden, an verschiedenen Orten, in Läden, in Häusern, mit Soldaten, auf dem Spaziergang, auf den Wachen, selbst in den Casernen der Carabinieri; und ich fand von neuem bestätigt, wie so sehr Viele schon im Besitz des heiligen Buches sind.

Als ich bei einem Steueramt vorüberging, luden mich zwei Beamte selbst ein näher zu treten; einer kaufte die Bibel zu 3 Franken und einige andre Bücher; der zweite zeigte mir eine Bibel, die er schon vor zwei Monaten von einem Colporteur gekauft hatte. Schon dreimal bin ich wieder hingegangen, um mich mit ihnen zu unterhalten und Gottes Wort zu betrachten, für welches sie das größte Interesse zeigen, indem sie mir allerhand Fragen vorlegen, die ich mit den Worten der Schrift selbst, die wir gerade betrachten, beantworte. So wurden nach einander alle 10 Gebote durchgenommen, die Kennzeichen der wahren Kirche, der Weg des Heils durch die Gnade u. s. f. Gestern haben wir zusammen das ganze kleine Buch „Leben und Märtyrertod des Pomponio Algieri" durchgelesen und bis in alle Einzelheiten hinein die Wahrheiten geprüft, die Algieri im Angesichte seiner Richter im Gegensatz gegen die Irrthümer der römischen Kirche behauptet hatte.

.... 8. Juli. .... Heute gingen drei Priester bei mir vorbei; man sah, daß es Landpriester waren. Wiewohl sie Eile hatten nach dem Bahnhof zu kommen, wie sie sagten, betrachteten sie doch alle Bücher und belächelten ihre Titel. Einer sprach zum Andern: schau! „Lebewohl an den Papst," das nehm' ich. Dem zweiten gefiel der „Trivier," der dritte nahm „Vater Clemens" „die Romagnen" und „das Bildniß der Maria". Dann fragten sie mich: verkauft ihr viel von diesen Büchern? Ich antwortete; ich verkaufe so viel als ich kann, und seit ich hier in N. bin, habe ich schon recht hübsch verkauft. Einer von ihnen nahm die Bibel in seine Hand und sprach: Ja, das ist gut, sehr gut; dann schienen sie gehen zu wollen und riefen: Lebt wohl, macht gute Geschäfte. Ich entgegnete: wir suchen wohl gute Geschäfte zu machen; wir mühen uns ab, Gottes Wort zu verbreiten; aber ihr Priester bemühet euch, es dem Volke zu entreißen; daß es dasselbe nicht lese und nicht zur Erkenntniß der Wahrheit komme. Sie antworteten: Nein, nein; ach nein, wir, wir thun das nicht. Macht gute Geschäfte. Und damit gingen sie.

Andre Priester gingen häufig vorüber und betrachteten aufmerksam die Bücher; wenn ich sie fragte, ob sie kaufen wollten, warfen sie mir Löwenblicke zu und entfernten sich ohne ein Wort. Einer jedoch, der mir erst jenen häßlichen Blick zugeworfen hatte und schon einige Schritte entfernt war, kehrte noch einmal um und fragte mich nach dem Preise des „Trivier" und der „Geschichtlichen Unmöglichkeit der Reise St. Petri nach Rom;" er sagte, er habe nur 60 Centimes bei sich, würde aber beides nehmen, wenn ich sie ihm dafür ließe. Ich entgegnete, daß sie mich selbst 80 kosteten. Euch kosten sie nichts, rief er aus, da ihr sie umsonst habt von den Evangelischen Gesellschaften. Da sind Sie schlecht berichtet, war meine Antwort, ich habe diese Bücher nicht umsonst, sondern bezahle sie; daher kann ich sie Ihnen nicht zu dem verlangten Preise geben. Nun gut, wenn ihr mir traut, so will ich im Laufe des Tages wieder kommen und euch den Rest bringen. Nehmen Sie es nur, sprach ich; und er hielt wirklich Wort; Nachmittag brachte er mir die 20 Centimes. Zwei Leute, welche dabei standen, sagten mir, daß dieser Priester ein Missionar und ein vortrefflicher Redner sei; und ich antwortete, er würde noch viel vortrefflicher sein, wenn er die reine Lehre des Herrn Jesu Christi predigte. Darauf ließ ich mich in ein Gespräch mit ihnen ein über die Verschiedenheiten zwischen der Römischen und der Evangelischen Kirche und lehrte sie den Weg, in Jesu Christo und durch Ihn allein, ohne so viele menschliche Erfindungen selig zu werden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 28. November. № 95.

Zur Sammlung.

Wenn wir es zu nöthiger Sammlung unternehmen, in diesen Blättern auf einen sofort als höchst belangreich erkennbaren Gegenstand hinzuweisen, so wird man vor Allem nicht sagen dürfen, daß wir das ohne Noth thäten. Die Thatsache liegt offen vor. Es ist nicht mehr zu verbergen, daß, nachdem die grelle Abweichung von Inhalt und Richtschnur der gesunden Lehre, wie sie der Rationalismus erzeugt, durch heilsame Rückkehr zum Glauben der Kirche kaum ein wenig beseitigt erschien, neue verschiedenartige Abweichungen jetzt unter denen auftreten, die sich mit einander zum kirchlichen Glauben bekennen, Abweichungen, natürlich zwar lange nicht so schreiend, als jene rationalistischen und grundstürzenden, aber doch arg genug, um der so nöthigen und drängenden kirchlichen Konsolidirung und Befestigung zu empfindlichem Schaden zu gereichen. Man kann sich hiefür, wenn auch nicht ebenso für manches Andere, getrost auf das bekannte Jörg'sche Buch berufen; aber man braucht das nicht einmal, jeder kann die Beobachtung leicht selbst machen. Ist das aber sicherlich eine Erscheinung, die zu dem ernstlichsten Nachdenken auffordert, so sollte man sich, sie mindestens auf ein erträgliches und nicht mehr störendes Maaß zurückzuführen, alle erdenkliche Mühe geben. Dazu möchte aber insbesondere eine vorläufige Erwägung wohl dienen, die ja auch durch die ganze neuere kirchliche Bewegung so nahe gelegt wird.

Es ist die Kirche, welche, ohnehin schon in der Wieder-Annäherung an ihren Glauben und ihre Lehre mächtig in den Vordergrund getreten, auch in ihrem ganzen übrigen Bestand als das diensame Heilmittel für die Zerfahrenheit dieses Geschlechtes dem entsprechenden Ernst der Betrachtung sich aufgedrungen hat. Aber man lasse dann auch dieser Betrachtung ihr ganzes Recht. Hat die Kirche wirklich diese Stellung, ist es ihre eigenthümlich ausgebildete Lehre, die sich unter allem Abfall und unter allen Angriffen dennoch wiederum als die rechte und lebendige erwiesen und bewährt hat: so erzeige man ihr als solcher auch eine rechte und ganze Achtung. Die Kirche kann sie wirklich mit Fug und Recht für das ihr unter Leitung des h. Geistes gegebene Lehr-Ganze in Anspruch nehmen; und dieses Lehr-Ganze ist wirklich aus solcher Geiste-Macht gezeugt, und mit solchem Fleiß, solchem Scharfsinn, solchem eindringenden Verständniß so lange Zeit gepflegt und ausgebildet worden, daß sich ihm Weniges oder Nichts von dogmatischer Arbeit aus allen Jahrhunderten der Kirche an die Seite setzen kann. So will es daher aber auch auf lebendige Weise geehrt sein als das fortgeltende Lehr-Ganze unserer Kirche. Geht ja ohnehin dieser Kirche mit Recht die Lehre über Alles, und ist sie ja auch sonst überall das vorauszusetzende und durchdringend bestimmende Fundament! Wie sollte es daher unter diesen Umständen und bei solcher Erwägung so gar schwer sein, die reine und lautere Lehre der Ev.-Luth. Kirche, wie sie sich als Ganzes von eigenthümlichem Gehalt und Gestalt unter der Hand der theologischen Wissenschaft ausgebildet hat, mit heiliger Scheu hochzuhalten; und sich vor aller willkürlichen oder gar leichtfertigen Antastung und Verunreinigung derselben zu hüten als vor einem Eingriff in das theuerste kirchliche Eigenthum? Wäre aber ein solcher Sinn wirklich verbreitet — wie er es nicht ist — so könnte sicherlich ein solches Auseinandergehen, eine solche Abspurigkeit, wie sie zum Theil in erschreckenden Beispielen vorliegt, nicht stattfinden; oder fände jenes auch in einem gewissen Maaße statt, so könnte es doch unmöglich den Erfolg haben, diejenigen so zu trennen, wie es geschieht. die sich auf jenem heilig gehaltenen Grunde Eins wissen.

Denn das dürfen und wollen wir nicht in Abrede stellen, daß hier und da in einigen Artikeln der lutherischen Lehre ein gewisser Anlaß vorliegt, die vorhandenen Lehrbestimmungen genauer auszubilden und neue einzuschalten, oder daß diese Artikel in einer Fassung dastehen, die der Fortbildung bedarf. Denn das ist ja die Führung des heil. Geistes in und mit seiner Kirche auf Erden, daß er sie nur nach und nach in alle Wahrheit leitet, und daß jedesmal erst ein bestimmter kirchengeschichtlicher Anlaß nöthig ist, damit es zu bestimmterer Ausprägung gewisser Lehrpunkte komme. Ob dieser Anstoß indeß heute schon in vollendeter Weise vorhanden sei, wollen wir dahingestellt sein lassen; aber das mag zugegeben sein, daß u. A. die Lehre von der Kirche, vom Amte, vom Sakrament, von den letzten Dingen, auch von Christi Person, theils eine nähere Präcisirung, theils neue Bestimmungen bedürfe. Aber wann und wo das nun auch geschieht, jedenfalls muß und soll es so geschehen, daß die bisherige kirchliche Lehrweise in ihrem distinkten Wesen dabei unverletzt bleibe, daß nicht eine Verderbniß der bisherigen kirchlichen Grundbegriffe dadurch bewirkt wird. Das

wäre nicht Aus- und Weiter-, sondern Umbildung, nicht Kontinuität reformatorischer Lehre, sondern Abbruch derselben.

Daß diese Gefahr aber wirklich besteht, das könnte an mehr als Einem Punkte nachgewiesen werden, dafür wollen wir aber nur einige Beispiele anführen. Von wie centraler und höchst bestimmender Bedeutung in der Luth. Kirche der Artikel von der Rechtfertigung ist, daran brauchen wir nur zu erinnern. Mit diesem Artikel, in welchem erst die mittlerische Wirksamkeit Christi, d h. nichts mehr und nichts weniger, als der ganze heilsgeschichtliche Christus zu seinem Rechte an dem und für das zu erlösende Individuum kömmt, der also für die Erlösungslehre schlechthin maaßgebend ist, steht und fällt wirklich diese Kirche als die das Heil in Christo auf eigenthümliche und unverkümmerte Weise bekennende auch heute noch. Denn auch heute noch muß dem zu erlösenden Individuum Christus Alles und allein Alles werden, will es sich nicht sein Heil verderben oder gar verscherzen. Und wenn wir auch keine unter diesem Geschlechte haben, die Christo seine Stelle streitig machen durch erkauften Ablaß oder durch das vermeintliche Verdienst absonderlicher Werke: so haben wir doch die übergroße Menge derer, die Christi Verdienst gar nicht mehr zu ihrem „in den Himmel Kommen" zu bedürfen meinen, die sich schon ohne Ihn für gerechtfertigt halten, Ihn ganz aus Seiner Mittler-Stellung verdrängen, denen also, daß sie zuvor gerechtfertigt werden müssen durch das im Glauben ergriffene Verdienst Christi und durch dieses allein, nicht stark genug ans Herz gelegt werden kann. Es ist wirklich immer noch der recht verstandene und der recht dargelegte Artikel von der Rechtfertigung, welcher nütze und vonnöthen ist, und mit dem man die Leute auch heute noch aus ihrer faulen Sicherheit aufrütteln kann und soll. Aber wie verträgt es sich nun hiermit, wenn dieser Artikel hier und da geringschätzig behandelt und u. A. „für das praktisch-christliche Leben gegenwärtig nicht mehr fundamental als andere Lehren" genannt wird? Und wie verträgt es sich mit dem ganzen System lutherischer Lehre, wenn zu dem Behuf explicirend gesagt wird, „das Heil sei wesenhafter, nicht blos ethischer Natur", und „der springende Punkt heutzutage sei darum die heilsökonomische Bedeutung der Sakramente?" Ist das wirklich eine in dem lutherischen Geleise bleibende und dasselbe nur weiter führende unverfängliche Rede? Wird damit wirklich sinngetreu in die betreffende lutherische Lehrbestimmung eingesetzt? Doch schwerlich. Denn wenn gesagt wird, das Heil sei nicht blos ethischer, sondern wesenhafter Natur, wenn also der Begriff des Ethischen als den des Wesenhaften nicht ein-, sondern ausschließend bezeichnet wird: so möchte sich dies das luth. Lehrsystem doch ernstlich verbitten. Das wiederhergestellte „ethische Verhältniß zwischen dem sündigen Menschen und Gott" schließt alles hierhergehörige „Wesenhafte" nicht aus, sondern ein. „Denn wo Vergebung der Sünde ist, da ist auch Leben und Seligkeit." Und es kann gar nicht anders sein, noch anders gedacht werden. Ist überhaupt nur wieder ein „Verhältniß zwischen dem sündigen Menschen und Gott hergestellt", ist der Mensch wieder mit Gott in heilsamem Verkehr, der Mensch bei Gott und Gott bei dem gerechtfertigten Menschen: so ist doch gewiß Gott ganz, wo Er ist, mit Seiner ganzen göttlichen Liebes-Energie, und der Mensch damit auch ganz und Alles, wie und was er zu sein und zu haben nur ansprechen kann: es bleibt wirklich nichts Wesenhaftes übrig und ausgeschlossen. Oder sollte die Rechtfertigung wirklich nur so ein formeller Akt in dem gemeinen Sinne dieses Wortes sein, etwa nach Art des Konventionellen, dem daher die wirkliche Erfüllung erst nachfolgen müßte, also etwa auch nicht nachfolgen könnte? Wer dürfte das behaupten? Und wann und wo hätte jemals die Luth. Kirche das so verstanden oder so erklärt? Wiche damit nicht ihre ganze Lehre aus allen Fugen? Denn wie käme dabei u. A. auch der Glaube zu stehen, der „als eine ethisch-geistige Bestimmtheit des Menschen für sich allein unfähig sein soll, die volle Heilsgabe in ihrer Wesenhaftigkeit zu ergreifen", damit also zu einer für seine eigentliche Bestimmung unzureichenden Funktion herabgedrückt wird? Daß daher das keine Weiterbildung der Lehre vom allein und darum auch ganz selig machenden Glauben ist, sondern eine gründliche Alterirung derselben anzubahnen drohte, wenn Folge gegeben würde, leuchtet ein. Soll das Sakrament in seiner Bedeutung und Wirksamkeit von Wort und Glauben unterschieden werden: so kann dieser Unterschied nicht in dem anzueignenden Seligkeits-Objekt oder der Heilsgabe, sondern lediglich in der Art und Weise der Aneignung und Mittheilung, die hier und da eine verschiedene ist, gefunden werden, weshalb es ebenso schielend ist, zu sagen: „das Heilsgut werde in der Selbstmittheilung Christi, aber nicht in der Glaubensgerechtigkeit allein dargereicht." Es ist wohl vornehmlich das der Zeitrichtung entlehnte Interesse naturhafter substantieller Vermittelung, dem hier gehuldigt wird, wenn auch in der besten Absicht und ohne klares Bewußtsein. — Eine andere ungleich vor- und umsichtigere Fassung der Lehre vom Sakrament in seinem Unterschied vom Worte ist es, wenn der letztere gefunden wird in der Art ihrer Wirksamkeit und in ihrer Wirkung selbst, wie in ihrem ganzen Wesen, aber dennoch geschlossen wird: „im Glauben allein liegt die Entscheidung für das Seelenheil. — — — Die Sakramente sind nicht entbehrlich, aber sie sind ersetzlich, der Glaube ist unersetzlich." Doch hat auch diese Aufstellung Anfechtung erlitten. Und doch kommen auch bei ihr Sätze vor, die sehr bedenklich sind. Denn wenn u. A. gesagt wird: „Wenn auch der Ungläubige den Leib Christi empfängt, so kann doch der Glaube nicht das Organ für seinen Empfang sein; ist er aber nicht Organ für seinen Empfang überhaupt, so ist er auch nicht Organ für seinen gesegneten Empfang": so ist dies kein richtiger Schluß. Das Glied des Untersatzes ist ein wesentlich anderes, als das der Prämisse. Der „gesegnete" Empfang ist kein bloßer Empfang mehr; und hängt auch dieser nicht vom Glauben ab, so wird doch, wenn erst Leib und Blut Christi in den Empfangenden da sind, von irgend einer Bedingung abhängen, wie sie da sind? Und was für eine andere könnte die sein, als der Glaube? Die Lehre der Kirche sagt daher umge-

lehrt: ist auch der Glaube nicht das Organ für den Empfang, so ist er doch Organ für den gesegneten Empfang. Denn das Empfangen ist eben eine Thatsache von anderer Natur, als das gesegnete Empfangen.*) — Noch ungleich bedenklicher aber ist jener Satz, wenn er, wie anderwärts geschehen, dahin erweitert wird, daß „die Taufe, abgesehen vom Glauben, überall, wo sie eine leidentliche Receptivität finde, also ex opere operato, in allen obicem non ponentibus wirke." Denn schon eine solche von der Kirche ausdrücklich verworfene vox barbara in die dogmatische Sprache wieder einzuführen, dürfte mehr als paradox, dürfte in etwas auch wider die, der ohnehin darniederliegenden Kirche schuldige Scheu sein, wenn es auch sonst gerechtfertigter wäre. Aber wenn die Taufe „nach Gal. 3, 27 die reale Immanenz des Wesens Christi in der Natur dessen wirken soll, welcher des Sakraments theilhaftig wird", das heißt doch: das wirkliche Innewohnen Christi in dem Getauften mit allen seinen Gaben, und wenn sie das wirken soll „abgesehen vom Glauben ex opere operato": so wird das ebenso gegen jene angezogene Schriftstelle sein, die den Glauben nicht aus-, sondern einschließt (vgl. V. 26), als es dem Täufling, „abgesehen vom Glauben", eine Heilsgabe verleiht von so wirksamem und so ganzem Umfang, daß etwas Weiteres nicht mehr hinzukommen kann. Denn als der „real immanente Christus" ist etwas Höheres nicht zu denken, und wo Christus wirklich innewohnt, da kann er dies auch nicht ohne die ihm eigenthümlich beiwohnende Aktuosität. Wie daher der Glaube dennoch „die Aktuosität der Heilsgabe bedingen" soll, ist nicht wohl abzusehen; und nur das nach dieser neuen Theorie begreiflich, daß die Taufe „zur Seligkeit ebenso absolut nothwendig" sei, als der Glaube, während die Kirche bekanntlich wieder das Gegentheil lehrt, und ferner ebenso vorsichtig zwischen der gratia regenerans und justificans unterscheidet, und nur jene Sache des Taufsakramentes sein läßt. Ob sie damit den ganzen Artikel erschöpft hat, wollen wir dahin gestellt sein lassen: aber besser ist es doch jedenfalls in dieser, unserer bewußten Erfahrung unzugänglichen Region etwas weniger genau bestimmt zu lassen, als sich in Bestimmungen zu verirren, welche die kirchliche Lehr-Kontinuität zerreißen, und, wie die Alten sich ausdrückten, ὑποτύπωσει sanorum verborum nicht konform sind. — In einem anderen wichtigen Lehr-Artikel, dem von der Person Christi, hat uns die Ev. K. Z. oder eine theologische Autorität in derselben erst vor Kurzem belehrt, „es sei unzweifelhaft, daß mit der von einer namhaften Auctorität vertretenen Theorie über die Kenosis die ganze kirchliche Lehre von der Trinität — — und das Wesen der christlichen Gottesidee gefährdet sei", und es ist das auch unsere Ueberzeugung. — Ebenso bekannt sind die versuchten Korrekturen und Neuaufstellungen in der Lehre vom tausendjährigen Reiche, aber auch ebenso erwiesen, daß darin gleichfalls verhängnißvolle Abirrungen von dem gesunden Lehrtropus der Kirche vorliegen. Um noch manches Andere zu verschweigen.

Denn das möchte doch aus den beigebrachten Beispielen als ganz sicher hervorgehen, daß bei solchen Korrekturen, von den noch viel weiter gehenden Hofmann'schen Neuerungen gar nicht zu reden, die erwähnte Gefahr der Zerreißung der kirchlichen Lehr-Kontinuität wirklich besteht, und daß, selbst wenn solche Korrekturen nur als Versuche dargegeben werden, mindestens die kirchliche Lehr-Autorität keinen Gewinn davon hat. Aber auch die Geister werden dadurch leicht einander entfremdet. Es ist nur zu natürlich, daß sich an ein solch neues Lehrgebilde auch die ganze Neigung seines Urhebers und derer, die ihm zufallen, heftet, und das Alte, als das Ordinäre, davor in den Hintergrund tritt. Die anderen wirklich Lehrgetreuen werden als die Zurückgebliebenen betrachtet, die Verbindung mit ihnen wenigstens gelockert. Das liegt ja bereits vor. Daran laboriren wir Lutheraner in diesem Augenblick stark, und es hat zur Schwächung unserer Kirchlichkeit fast nur das noch gefehlt, was wir vor Kurzem in einem vielgelesenen Blatte haben wiederholt zu hören bekommen, daß unsere Luth. Kirche ja doch nur ein Provisorium sei, bestimmt, unter einer gewissen Eventualität in eine andere Kirchengestalt überzugehen und da erst ihre rechte Erfüllung zu finden. Jörg hat schon darüber gespottet; gewiß aber ist, daß bei solcher geflissentlich genährten Aussicht die Befestigung und Gründung, nach der wir ringen, nicht gefördert werden kann, daß nur noch mehr die ohnedies vorhandene Unruhe genährt wird, auch an dem überlieferten Lehrbestand unserer Kirche in schlecht berufener Weise herumzudoktern. Soll das so fortgehen? Sollen wir, die wir doch in dieser Kirche zur Ruhe der Kinder Gottes gekommen sind, dennoch immerfort der subjektivistischen Unruhe und Oberflächlichkeit der Zeit einen so verhängnißvollen Tribut zollen, und wenig zufrieden mit dem, was wir haben und haben können, nach dem unser Begehren richten, an und in dem uns zerstreuen, was wir noch nicht haben und sicherlich nicht eher recht haben können, bis wir auch jenes wieder ganz haben, was wir in unserer Kirche und in ihrem Lehrschatze haben können? Sollen wir uns nicht vorderhand bescheiden? Zumal wir sehen, daß alle Versuche, über die uns gegebene Kirchenlehre hinauszugehen, von so ganz unsicherem und bedenklichem Erfolge sind? Eine übele Stabilität, eine Gefangennehmung des bei uns wieder wehenden Geistes unter den Buchstaben brauchen wir deswegen noch lange nicht zu fürchten. Die Zeiten sind andere geworden, die Ereignisse drängen, Sicherheit und Muße sind dahin, die Stürme werden uns lebendig erhalten über der Lehre. Hätten wir nur erst wieder einmal eine ganze volle Einigkeit in derselben unter denen, die sich wieder zu ihrem Paniere gesammelt! Auch der Erbfeind weist uns auf diesen Weg. Dem Verfasser der „Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwickelung"

*) Schon die alte Dogmatik berücksichtigte einen ganz ähnlichen Schluß: Quidquid non dat efficaciam sacramento, sine eo potest illud efficaciter operari, ergo etc.; und antwortete darauf: Quidquid non dat efficaciam praesenti medicamento, sine eo potest illud efficaciter mederi: os aegroti non dat, ergo etc.

erscheint die an den kirchlichen Lehrbegriff am treuesten sich anschließende, mit der „Prätension der Erbkirche“ auftretende lutherische Richtung „als die widerlichste und unausstehlichste — — der Anblick wirklich ein peinlicher“; „immerhin aber zu erwägen, daß der große Aufschwung zur festen äußeren Glaubensnorm kein höheres Ziel, als eine solche Gestaltung haben kann, wenn er sich nicht kopfüber in die gefährliche Bewegung um den Kirchenbegriff selber stürzen will.“ Lassen wir uns, was wahr hieran ist, nicht vergebens gesagt sein! Bescheiden wir uns wenigstens dahin, daß wir allen Versuchen — wer sie nicht lassen kann — gewisse kirchliche Lehrbestimmungen einer Revision zu unterziehen, gar keinen Einfluß auf unser brüderliches Verhalten zu einander, auf unsere feste kirchliche Verbindung verstatten! Verhandeln wir darüber anders nicht, als über tief unter dem festen kirchlichen Lehrbegriff und seinem Konsensus stehende unsichere Probleme, in aller brüderlichen Liebe, fern von aller Gereiztheit! Die Gefahr und Schwere der Zeit drängt, Sammlung und Ernüchterung thun schreiend Noth. Und sollen wir, die wir durch Gottes Gnade an den mütterlichen Heerd unserer Kirche und zur Erkenntniß ihrer Bedeutung und ihres Bestandes zurückgekehrt sind, jetzt auf halbem Wege stehen bleiben und nicht ganzen und vollen Ernst damit machen? Sicherlich, haben wir uns nur erst alle recht zusammengefunden auf dem Grund der unserer Kirche vertrauten reinen und lauteren Lehre, dann werden wir auch um so leichter finden, was uns weiter Noth thut, um uns auf diesem Grunde zu erhalten und auf diesem Grunde weiter zu bauen!

Nachrichten.

Aus dem Kurfürstenthum Hessen.

Schon bald nachdem die viel Treffliches enthaltende Superintendentenordnung vom 10. April 1851 wieder beseitigt war, schien man doch zu erkennen, wie sehr die Kirche einerseits durch den Druck der Zeit und andrerseits durch die Leitung ihrer geistlichen Vorstände in fünf Jahren zu neuem Leben und neuer Kraft erstarkt sei, und daß es schwer sei, ihr wieder die alte ungeistliche Zwangsjacke anzulegen. Namentlich schien man es selbst in den Kreisen der höheren Staatskollegien unpassend zu finden, daß das geistliche Amt der Superintendenten wieder mit ganz weltlichen Geschäften (Kirchenkassen) überhäuft und die geistlichen Angelegenheiten der Berathung und Beschlußnahme von zum Theil weltlichen Beamten unterbreitet seien. Man holte deshalb schon damals, wie es heißt, besonders auf Betreiben des neuernannten Gen.-Superintendenten, höheren Orts von den Landeskonsistorien über die künftigen Befugnisse der Superintendenten Gutachten ein. Doch scheiterten die damaligen Versuche an mehrfachen Schwierigkeiten. Um so mehr ist es erfreulich, daß das Consistorium zu Kassel, welches sich schon seit zehn Jahren durch sein redliches Streben und treue Sorgfalt, einen lebendigen christlichen Glauben auch in den abgestorbenen Gliedern der Kirche durch die lautere Predigt des Evangeliums wieder zu erwecken, ausgezeichnet hat, erhaben über kleinliche Parteiinteressen, die Superintendenturfrage selbst in die Hand genommen und unter dem 16. Mai bez. 17. August d. J. solche Befugnisse, „welche ersprießlicher und einfacher, wie solches auch in den kirchlichen Ordnungen gewollt wird, ihre nächste Erledigung durch den den Verhältnissen und Personen näherstehenden obersten geistlichen Beamten erhalten,“ den Diöcesanvorständen seines Bezirks zurückgegeben hat. Es sind dies meistens rein geistliche Befugnisse. Die Diöcesanvorstände sollen nämlich: 1. über Dienstführung, Lehre und Wandel der Geistlichen wachen, bei Ordnungswidrigkeiten (mit Strafen bis 10 Thlr.) einschreiten und die Suspension beantragen, 2. die Aufsicht über die wissenschaftliche Thätigkeit der Geistlichen und Predigerconferenzen führen, 3. die Beiordnung von Pfarrgehilfen veranlassen, 4. die Dienstführung und den Wandel der Kirchendiener beaufsichtigen, bez. bestrafen und vorläufig suspendiren dürfen, 5. die Handhabung der Kirchenzucht in den Gemeinden leiten, Excommunicationen bei dem Consistorium beantragen und dessen Beschlüsse vollziehen, 6. gegen die Sektirer einschreiten, 7. die Aufsicht über die Presbyterien und das Altaristenwesen führen, 8. desgleichen über die Candidaten, 9. die Förderung des Missionswesens, das Halten der Missionsstund n im Anschluß an die kirchlichen Aemter sich angelegen sein lassen, 10 über Vermehrung der Communionen und Zulassung von unreifen Kindern zur Confirmation entscheiden. — Am Ende des Jahres sollen die Diöcesanvorstände einen Bericht über bedeutendere Vorfallenheiten in ihrem Bezirk, namentlich über 1., 4. und 6. und in jedem zweiten Jahre eine Uebersicht über die Dienstführung und Tüchtigkeit der Geistlichen an das Consistorium erstatten.

Somit sind den Superintendenten des Consistorialbezirks Kassel fast alle Amtsbefugnisse, welche denselben im Jahre 1851 übertragen waren (die Dispensationen und die Anstellung der niederen Kirchendiener, sowie der Vorsitz im Consistorium bei Pfarrbesetzungen u. s. w. ausgenommen), zurückgegeben worden, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Diöcesanvorstände jetzt nicht eine dem Consistorium gleichstehende, sondern eine ihm untergeordnete Behörde bilden. Man hat die etwa gegen die Superintendenturbefugnisse, bez. den möglichen Mißbrauch derselben erhobenen Bedenken durch den allenthalben vorbehalten bleibenden Recurs an das Consistorium für beseitigt erachtet. Das Heilsame an dieser neuen Ordnung, besonders daß „eine mehr fortdauernde ständige Aufsicht der Diöcesanvorstände über das Kirchenwesen“ herbeigeführt werden soll, läßt sich nicht verkennen. Nur können wir uns nicht davon überzeugen, daß wirklich ein Mißbrauch der Amtsgewalt nach der früheren Sup.-Ordnung so nahe liegt, da die Träger des kirchlichen Oberhirtenamtes unter Gebet und Anrufung des heil. Geistes von der gesammten Geistlichkeit der Diöcesen gewählt und darum auch vornehmlich durch das Gebet der Kirche getragen werden und zu einem geistlichen Regimente veranlaßt sein müssen, wohingegen die Consistorien von dem Ministerium d. J. und leider nur zu oft nach politischen Maximen besetzt worden sind, und auch die Erfahrung sattsam gelehrt hat, daß, wenn nicht in der persönlichen Herzensstellnng der Personen zu dem Erzhirten Jesus Christus und dem Glauben der Kirche eine Bürgschaft gegen den Mißbrauch der Amtsgewalt liegt, jede kirchliche Ordnung, selbst die Consistorialverfassung mißbraucht werden kann zu Quälereien gegen gläubige Diener des Wortes und zu einem Hemmschuh für die Entwickelung kirchlichen Lebens. Ueberdies aber hätten sich die „erhobenen Bedenken“ dadurch beseitigen lassen, daß, weil einmal die Oberaufsicht durch das Ministerium d. J. bei jener Ausübung der geistlichen Befugnisse durch die Superintendenten unzulässig schien, die früher jährlich versammelte Conferenz der Diöcesanvorstände zu einer über dem einzelnen Diöcesanvorstande stehenden Recursbehörde umgebildet worden wäre nach der Weise der alten hessischen Generalsynoden. Hat demnach auch die Kirche noch nicht alles erreicht, worauf sie nach Gottes Wort und den kirchlichen Ordnungen ein Recht hat, so sind wir der Kirchenbehörde doch auch schon für diese Gabe zu herzlichem Danke verpflichtet.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 1. December. № 96.

Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen.

Die Zeit der Separation und der Erweckung in der Gemeinde.

Wenn auch seit den Tagen der Freiheitskriege Einzelne sich wieder dem lebendigen Gott, dessen Hand sie gefühlt und zu dem sie in der Noth geschrieen, zugewandt hatten, so waren es doch im Verhältniß zu der ganzen Kirche eben nur Einzelne, und es gab große Flächen im Lande, die noch ganz im Todesschlafe träumten. Der Rationalismus, der immer mehr in Fäulniß überging und das Leben in den Gemeinden verwüstete, wohnte in stolzer Sicherheit in den Pfarrhäusern und war im ungestörten Besitz der Kanzeln und Altäre. In den höheren Regionen, besonders auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft, war der Kampf zwar mit Heftigkeit entbrannt, die Ev. K. Z. und das homiletische Correspondenzblatt hatten den Riesen in seiner behaglichen Ruhe gestört, aber in den Provinzen hatte er sein bleiernes Regiment noch im ganzen Umfange, und nur auf sehr vereinzelten Punkten fing es an sich zu regen. Die Kirchen sahen im Innern gar traurig, verfallen, unsauber und unreinlich aus, und noch trauriger sah es in den Gemeinden aus. Aus den Häusern war das tägliche Gebet, sogar das Tischgebet verschwunden, und wo es noch geblieben war, war es oft nur eine todte und leere Form der Gewohnheit geworden. Der Indifferentismus hatte sich der Herzen in solchem Grade bemächtigt, daß kaum noch von Gott und seinem Worte die Rede war. Hin und wieder hatten sich Einzelne zu einem Conventikel versammelt, die in Geduld den Spott der Geistlichen und der Gemeinden trugen und sich durch alte Predigtbücher, besonders von Schubert, Franke und Arndt, erbauten und die alten Lieder der Kirche sangen.

Die Pastoren trieben Ackerbau, spielten Karten und gaben mancherlei Aergerniß den wenigen ernsteren Gliedern der Gemeinden, die übrigen aber stießen sich auch nicht einmal mehr daran. Wenn es nicht gegen das Gefühl und gegen das alte Gesetz de mortuis nil nisi bene wäre, so könnte ich wohl Dinge erzählen, die von dem Leben der Pastoren auf den fetten Stellen herumgetragen wurden, daß man sich gewiß nicht wundern würde, daß es endlich zu einer Separation von der Kirche kam, die solche Dinge duldete. Von der Seelsorge war nicht mehr die Rede. Ein Prediger in der Nachbarschaft hatte am ersten Ostertage gegen die Auferstehung des Fleisches gepredigt, ein Mann geht zu ihm und fragt, ob er ihn recht verstanden habe, er findet den Prediger beim Kartenspiel, und dieser nimmt einen Groschen vom Tisch und sagt: gehe er hin und kaufe er sich dafür einen Strick und hänge er sich auf, dann wird er erfahren, was es mit der Auferstehung auf sich hat, und wenn er kann, so komme er und sage uns, was daran ist. Der Mann kam zu mir und verlangte, ich solle ihm eine Eingabe an den König machen, damit der Geistliche belohnt werde. Als ich mich weigerte, schwieg er zuerst und sagte beim Abschied: „ich sehe wohl, daß eine Krähe der andern die Augen nicht aushackt." Ein Anderer, der von großer Unruhe geplagt wurde, ging umher von einer Kirche zur andern und hörte bald diesen, bald jenen, öfters kam er auch zu mir. Als ich ihm nach einiger Zeit einmal begegnete, sagte er: ich gehe nun gar nicht wieder in die Kirche, denn ich werde ganz verwirrt und weiß nicht mehr, was ich glauben soll, der eine Prediger sagt, die Buße sei nothwendig zur Seligkeit, der andere sagt, die Buße sei eine Krankheit der Seele, vor der man sich hüten müsse, noch ein anderer sagt, sie sei nur nöthig für schlechte Menschen. Ebenso ist es auch mit dem Glauben an den Herrn Jesus: hier wird gerade das Gegentheil gepredigt von dem, was in der oder jener Kirche gelehrt wird. Ich verwies ihn auf die Bibel, um selbst zu prüfen, er aber antwortete: darauf berufen sich Alle, — wer aber hat Recht? —

Von der Union hatten die Gemeinden wenig gehört und nur in den Berichten der Superintendenten und Pastoren war ihre Einführung bescheinigt, der Pietismus, der in den Conventikeln herrschte, verhielt sich gleichgültig dagegen, und der hier und dort eingeführte Ritus des Brotbrechens und die veränderte Spendeformel war wenig bemerkt, es genügte, daß es so des Königs Wille sei. Auch die neue Agende störte die Ruhe wenig. Nur einige Pastoren, in denen der Rationalismus noch nicht zur vollständigen Gleichgültigkeit geführt hatte, witterten darin die alte vergessene Orthodoxie oder gar katholisirende Tendenzen. Die Frommen im Lande dagegen freueten sich, in der Kirche etwas zu hören, das an ihre alten, von den Vätern ererbten Predigtbücher erinnerte und nannten die neue Agende „ein schönes Buch." — Wie aber die Conventikel in einem wunderbaren Zusammenhange mit einander standen und durch Reisende und oft auch durch Briefe von einander, selbst aus entfernten Ge-

genden hörten, so kam auch in die Mark eine Kunde von den traurigen Ereignissen in Schlesien, die oft noch schrecklicher dargestellt wurden, als sie sich wirklich mögen zugetragen haben. Unbegreiflich war es den Leuten, wie so etwas unter der Regierung eines Königs geschehen könne, von dem alle so gerne glaubten, daß er von Herzen fromm sei, den sie so aufrichtig liebten und für den sie so fleißig beteten. Allgemein war die Ueberzeugung, daß das ohne Wissen und Willen des Königs geschehe. Bald kamen Männer, die selbst Augenzeugen gewesen waren, und erzählten, wie es in Hönigern und andern Orten hergegangen sei, wie die Gemeinden sich geweigert hätten, die Agende anzunehmen, weil sie falsche Lehre enthalte und mit Luthers Katechismus nicht stimme, wie die Kirche von den Gemeinden wochenlang bewacht — weil ihr Pastor, der sich geweigert hatte die Agende anzunehmen, abgesetzt und ein anderer eingeführt werden sollte —, dann aber gewaltsam durch Soldaten ihnen genommen und erbrochen sei, wie Kürassiere, Husaren und Infanterie angewandt seien, um sie zur Annahme der Agende zu zwingen, wie mehrere Pastoren, und zwar solche, die besonders kräftig und entschieden den alten Glauben predigten, im Gefängnisse säßen u. dergl. m. Auch aus dem benachbarten Pommern, besonders aus der Camminer Gegend, kamen ähnliche Berichte. Ein früherer Zimmergeselle, Bagans mit Namen, suchte die Conventikel auf und sprach mit den Leuten in einer so gewaltigen und aufregenden Weise, und erweckte ein großes Mißtrauen gegen die Geistlichen, die die Agende gebrauchten; die Lutherische Kirche sollte nicht mehr gelten im Lande, die Landeskirche sei eine unirte, oder wie sie gewöhnlich sagten, eine ruinirte Kirche. Die falsche Lehre der Reformirten solle mit der reinen Lehre der Lutherischen vermischt werden u. s. w. Das Märtyrerthum der Leute gab ihnen das Zeugniß der Wahrheit, und die Schriften, die dergleichen Emissäre verbreiteten, wurden mit großer Begierde gelesen. Die Landeskirche wurde ein Babel genannt und auf das Leben und Treiben der Geistlichen hingewiesen, die ungestört den offenbaren Unglauben predigten, während die gläubigen Pastoren verfolgt, abgesetzt und eingesperrt würden; da könne man sehen, daß es darauf hinausgehe, den wahren Glauben zu beseitigen, dem Unglauben die Kirche zu überliefern und die Gemeinden zu verrathen; das weltliche Treiben, Tanzen, Spielen und Fluchen in den Krügen und Wirthshäusern sei erlaubt, aber zusammenzukommen zum Gebet sei streng verboten. Die sonst so ruhigen und stillen Leute fingen an in Bewegung und Unruhe zu gerathen. Sie wußten sich die neue Agende zu verschaffen, bald mit, bald ohne Wissen der Pastoren, und die Frage, was Union sei, wurde in allerlei Weise besprochen. Das traurigste war, daß sie die verschiedenartigsten Antworten von den Pastoren selbst erhielten, indem der Eine die Union als eine Vereinigung in der Lehre zu Einer Kirche auffaßte, der Andere dagegen behauptete, die Union berühre die Lehre gar nicht und sei nur eine Vereinigung in der Liebe. Sie wurden aufmerksam auf einzelne Ausdrücke, und wie das so häufig geschieht, wurden gerade solche Dinge zum Schiboleth gemacht, die eigentlich von untergeordneter Bedeutung sind, z. B. ob der Geistliche spreche „Vater unser" oder „Unser Vater." Weshalb solche Veränderungen, warum nicht so sprechen, wie es sonst immer geschehen ist? Ferner bei dem Glaubensbekenntniß im dritten Artikel das Wort „allgemein" in der Agende, das doch in den alten Fibeln und Catechismen nicht stand, beunruhigte die Leute sehr. Sie fragten: Was soll das für eine allgemeine Kirche werden? und antworteten, die Kirche soll nun eine allgemeine werden, d. h. für alle Menschen, und wenn sie auch wie die Säue lebten, die allgemeine Kirche wird die wahre heilige Kirche verdrängen und verfolgen, wie schon jetzt geschieht. Besonders aber war es die Distributionsformel bei dem h. Abendmahl: „Unser Herr und Heiland spricht u. s. w.", die geradezu für ein Zeugniß des Unglaubens angesehen wurde. Sie sagten, wenn der Pastor wirklich gläubig sei, so könne er es auch selbst bekennen und sprechen, wie es immer geschehen, so aber lasse er es dahingestellt, ob es wahr sei oder nicht. Es sei ebenso, als wenn man sagen wollte: „Im Catechismus stehet — ich glaube an Gott den Vater ꝛc." Am anstößigsten war ihnen aber der Name „Unirte Kirche", sie fragten: „haben wir aufgehört, Lutherisch zu sein? giebt es keine Lutherische Kirche mehr, wo ist sie geblieben?" Auch Solche, die bisher wenig Interesse für dergleichen Fragen gehabt hatten, wurden in die Unruhe mit hineingezogen, und je dunkler das Wort Union und Unirte Kirche war, desto ungeheuerlicher wurden die Vorstellungen, die sie damit verbanden. Am schwierigsten wurde die Lage der Pastoren, zu denen die Leute sonst Zutrauen gehabt hatten. Ich selber hatte es bis dahin eigentlich nicht weiter als bis zum lutherischen Pietisten gebracht, war in die Union hineingezogen wie die Gemeinden, ohne die Consequenzen zu übersehen. Die Unterscheidungslehren der Reformirten und Lutheraner waren mir zwar historisch bekannt, aber in meinem innern Leben hatten sie für mich gar keine Bedeutung. Ich hatte daher die Union beider Kirchen mit einer gewissen Begeisterung begrüßt und der Katholischen Kirche gegenüber eine Darstellung von größerer Macht gehofft, die Durchführung der Vereinigung war mir unklar geblieben und daß eine Spaltung und Zersplitterung auch unter den Gläubigen entstehen würde, besorgte ich anfänglich gar nicht. Die vielen Fragen, die an mich gerichtet wurden, die schrecklichen Dinge und die harten Verfolgungen, die in Schlesien sich zugetragen hatten, nöthigten mich, die symbolischen Bücher zum ersten Male genauer anzusehen, auch fing ich an, die Geschichte der Reformation und besonders den Streit um das h. Abendmahl nach dem Werke von Marheinecke zu studiren. Mein Resultat war eben das, daß ein Mensch ohne eine klare Erkenntniß der Luth. Lehre vom heil. Abendmahl wohl könne selig werden und Frieden haben für seine Seele, wie aber eine Kirche bestehen könne, ohne gerade in der Lehre vom Sakrament ein einiges, klares und bestimmtes Bekenntniß zu haben, begriff ich nicht. Man sagte damals sehr häufig und in den Streitschriften wurde es auch so ausgesprochen, die Bekenntnißschriften der Lutheraner und Reformirten hätten

so viel Uebereinstimmendes und die Differenz sei so unbedeutend, daß der Consensus der beiden Kirchen die genügende Grundlage der Unirten Kirche sein könne. Aber diesen Consensus hatte bisher Niemand formulirt und wer sollte es thun, wer war dazu berechtigt? Und wenn es Jemand unternehmen sollte, wo würde er Zustimmung finden? Endlich was sollte da gelten, wo beide Kirchen doch wirklich auseinandergingen? — Die berühmte Cabinetsordre vom Jahr 1834, die wohl mehr durch Noth und Verlegenheit abgedrungen war, konnte unmöglich die Gemüther beruhigen, sie proclamirte zwar die Fortdauer der beiden Confessionen, aber hielt doch die Einheit der beiden Kirchen im Gottesdienst und Sakrament fest. Wie kann aber Eine Kirche zwei sich zum Theil gegenseitig ausschließende und widersprechende Bekenntnisse haben? Wenn gesagt wurde, die Union fordere nur den Geist der gegenseitigen Liebe, Mäßigung und Milde, so war dieser Geist vor der Union in so großem Umfange vorhanden gewesen, daß die Differenzen beider Kirchen in dem Grade vergessen waren, daß Niemand mehr fragte, ob man lutherisch oder reformirt sei. In den Vereinen der christlichen Liebeswerke — Bibelgesellschaften und Missionsvereine — arbeiteten die Glieder beider Confessionen ganz ungestört in herzlicher Liebe beisammen. Für den großen Haufen, der dem Rationalismus ergeben war, waren solche Kleinigkeiten, wie dergleichen Differenzen, nichts anderes als unfruchtbare Spitzfindigkeiten, die gegen die Kameele, die der Unglaube verschluckt hatte, nur wie Mücken erschienen. Die Union selbst war keineswegs in dem Geiste der Mäßigung und Liebe aufgetreten. Was seither in dem Preußischen Staate unerhört war, daß die Leute um des Glaubens willen verfolgt und in die Gefängnisse gebracht wurden, das hatte die Union bewirkt. Man sagte oft, sie könne unmöglich aus dem christlichen Geiste hervorgegangen sein, weil sie die Gläubigen verfolge und dem Unglauben nicht steuere. Man fragte, kann das die wahre Kirche sein, die den Glauben nicht will aufkommen lassen? Nach der alten Preußischen Tradition fanden die um des Glaubens willen Bedrängten, wie die Französischen Reformirten, die Zillerthaler u. s. w. wohl unter dem Scepter der Preußischen Fürsten Schutz und Trost, aber daß die eignen treuen Landeskinder um des Glaubens willen auswanderten und für das Bekenntniß der Väter keinen Raum mehr finden konnten, war etwas Unerhörtes.

Ich suchte mich damit zu beruhigen, daß bisher in den officiellen Erlassen nur eigentlich die Rede von einer Union sei, aber nicht von einer Unirten Kirche. Bei den erregten Gliedern meiner und der benachbarten Gemeinden fand ich aber mit dieser Unterscheidung weder Eingang noch Glauben. Sie fragten, weshalb denn die Neuerungen, weshalb das Brechen des Brotes, weshalb die Veränderungen in der neuen Agende gegen die alte Agende, weshalb denn die Verfolgungen derer, welche die Neuerungen nicht annehmen wollen. Als die Bewegung immer mehr, aber doch wie im Verborgenen und Heimlichen um sich gegriffen hatte, da erschien Kindermann und nach ihm trat Ehrenström auf, ein Mann von imponirendem äußerem Wesen und großen Gaben in aufregender populärer Weise zu predigen. Seinen eigentlichen Sitz hatte er in Stettin, wenn er aber in die Gemeinden zu Wallmow oder Brüssow kam, so strömten die Leute aus weiten Entfernungen herbei und sammelten sich um ihn in großen Schaaren. Er predigte in Scheunen oder auch in niedrigen Wohnungen, wo in den engen Räumen die Zuhörer nur sehr gedrängt Platz finden konnten. Als ich einmal nach einem benachbarten Dorfe hinüber gefahren war, um ihn predigen zu hören, sprach er mit großem Feuer und Eifer gegen die Vermischung falscher und reiner Lehre. Aus Luthers Schriften wurden starke Ausdrücke gegen die Reformirten angeführt und dann die Union als seelengefährlich dargestellt. Eine Warnung gegen die s. g. gläubigen Pastoren in der Unirten Kirche, die weiße Teufel und Wölfe in Schafskleidern gescholten wurden, schloß die Predigt, die mit vielem Seufzen und lautem Stöhnen der Versammlung angehört wurde. Ein anderes Mal hörte ich eine Beichtrede von ihm, deren Gedankengang etwa der war: Das hochwürdige Sakrament des Leibes und Blutes Christi ist von jeher der Einigungspunkt aller Glieder am Leibe Christi gewesen, ist eigentlich der Mittelpunkt der ganzen christlichen Kirche, darum hat auch der Teufel darnach besonders seine Hand ausgestreckt. Zuerst in der Katholischen Kirche hat er die falschen Priester dahin gebracht, daß sie die Lehre von der Verwandlung erfunden und der Gemeinde den Kelch entzogen haben. Als diese Lüge sich nicht länger halten ließ, da kam Zwingli, der gar kein Sakrament mehr hatte, sondern nur noch Bilder, Gleichnisse und Erinnerungszeichen. Der Teufel aber merkte bald, daß dieser den Strick zu grob gedrehet habe, und darum stachelte er den Calvin, der ein kluger Franzose war, auf (er wußte sehr wohl, daß der Uckermärker von keinem Franzosen etwas Gutes erwartet und gewohnt ist, die Franzosen als seine schlimmsten Feinde anzusehen), der spann den Faden so fein und dünn, daß er viele Leute sehr täuscht, und die ungläubigen Pastoren schwören darauf, daß die Sache ganz in Ordnung sei. Unser Vater Luther aber, der ließ sich nicht betrügen, er sorgte dafür, daß die Lutherische Kirche den ganzen und vollen Trost behielt. In der Lutherischen Kirche allein giebt es im Abendmahl den wahren Leib und das wahre Blut Christi. Der Satan aber ruhet nicht; so lange noch im Sakrament der Leib und das Blut Christi nicht zum Schein, sondern wahrhaftig der Gemeinde geboten und gereicht wird, hat er auf Erden nur immer eine begränzte Macht, darum hat er die Union erfunden, und die Baalspfaffen in der Unirten Kirche lügen den armen Gemeinden vor, daß die Liebe zu den Reformirten es so fordere. Das ist aber keine Liebe, die Gott gefällt, sondern eine Liebe, daran der Teufel, der ein Mörder und Lügner ist, seine Lust hat, weil nun die Seelenspeise den Leuten gestohlen ist. Was die Liebe und Duldung im Munde der Unirten bedeute, das erführen die rechtgläubigen Lutheraner alle Tage: sind wir nicht überall von Gensd'armen umgeben, werden wir nicht fort und fort bedrohet und bestraft, wenn wir die falsche Lehre nicht annehmen wollen, nimmt man uns nicht

unser sauer erworbenes Eigenthum, müssen wir nicht heimlich uns versammeln, um unserm Gott zu dienen, und sperrt man uns nicht ein, wenn wir um des Gewissens willen die Wahrheit bekennen? Das nennen die Unirten Liebe und Duldung!? — Auch eine Probe von seiner Predigtweise finde ich unter alten Papieren. In einer großen Scheune waren seine Anhänger versammelt, er sprach von dem Gräuel der Verwüstung, der an heiliger Stätte stehe in der Unirten Kirche 1. am Taufstein, 2. im Beichtstuhl, 3. auf der Kanzel, 4. in der neuen Agende.

In der Unirten Kirche wird nicht gelehrt, wie es in Gottes Wort enthalten ist, sondern wie es der König den weltklugen Predigern befiehlt, daher darf auch am Taufstein nicht mehr vom Teufel die Rede sein, er darf nicht mehr ausgetrieben werden, ihm darf auch nicht entsagt werden, damit er in seiner Herrschaft nicht gestört werde. Wir Lutheraner aber haben uns vom Teufel losgesagt, darum wüthet er auch gegen uns, darum verfolgen uns die Unirten, aber Gottes Gerichte werden kommen u. s. w. — Im Beichtstuhl können die s. g. evangelischen Geistlichen keine Sünden vergeben und auch nicht behalten, denn diese Baalspfaffen haben ihr Amt nicht von Christo, sondern von dem Könige von Preußen, daher kommt auch Krethi und Plethi bei ihnen zum Abendmahl und auf Alle legen sie ihre segnenden Hände, zumal wenn ein gottloser Landrath oder Regierungsrath kommt, der die Gläubigen verfolgt, dann ist der Pfaffe sehr erfreut und ertheilt ihm die Absolution. Das Kreuz Christi tragen die stolzen Pharisäer nicht, aber desto lieber tragen sie ein Kreuz im Knopfloch auf der Brust, das ihnen gegeben wird, wenn sie die wahre Kirche verfolgen. Wir lutherische Pastoren aber stehen an Christi Statt und darum können wir auch Sünden vergeben und behalten. Wir haben das Wort Gottes lauter und rein, und darum ist auch Jesus der Gekreuzigte und Erhöhete unser Herr. Fürchtet euch nicht, er ist bei uns auf dem Plane. — Auf der Kanzel steht der Gräuel der Verwüstung in der Unirten Kirche, ihr wißt es und habt es oft gehört, daß da gelehrt wird, Jesus Christus sei nicht der eingeborne Sohn Gottes, sondern sei nur ein weiser Lehrer gewesen, die Bibel sei ein menschliches Buch und nicht Gottes Wort, es gäbe keine Hölle und keine Verdammniß der Gottlosen mehr. So würden die Gemeinden in der Unirten Kirche belogen und betrogen und gingen verloren, wenn aber Jemand dagegen zeuge, so werde er vertrieben. — Endlich noch stehe der Gräuel der Verwüstung an h. Stätte in der neuen Agende. Das sei ein sehr gefährliches Buch, es sei die Wahrheit nur halb darinnen, es sei alles vermischt und durcheinandergeworfen, es gebe nach diesem Buche keine Lutherische Kirche mehr, das aber sei das Schlimmste, daß die armen Christen damit betrogen würden, und daß die Bauchdiener sie in Sicherheit einwiegten und ihnen vorsagten, daß es so in der Bibel auch stehe. Wir Lutheraner dagegen glauben nicht an die Agende, die Wahrheit und Lüge vereinigt, sondern an die alte Bibel, darum werden wir dumm und einfältig gescholten, weil wir nicht begreifen können, daß es gut sei, wenn man reines und unreines Wasser mit einander vermische u. s. w.

Durch solche und ähnliche Predigten nahm die Bewegung immer mehr zu. Die Pastoren, besonders die, welche das Vertrauen der Stillen im Lande genossen hatten, wurden mit großem Mißtrauen angesehen und immer mehr verlassen. Die Austrittserklärungen aus der Landeskirche nahmen in solchem Grade zu, daß zu besorgen war, es würden in den Gemeinden nur solche übrig bleiben, die sich um Gott und sein Wort gar nicht mehr bekümmerten; und selbst solche, die ihren Austritt noch nicht formell vollzogen hatten, besuchten die Kirche nicht mehr, sondern gingen in die Versammlungen, die Ehrenström hielt. Die Noth und Rathlosigkeit der Pastoren und Superintendenten wurde immer größer. —

Durch den Regierungswechsel und den Tod des Ministers Altenstein hatte die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten in den höchsten Regionen eine ganz andere Wendung genommen. Man war endlich zu der Ansicht gekommen, daß die seitherige polizeiliche Behandlung der Angelegenheit eine ganz verfehlte sei, und daß religiöse Ueberzeugung sich weder erzwingen noch dämpfen lasse, und daß man, mit je größerer Strenge man einschritt, desto mehr zur Förderung und zum Wachsthum der Bewegung beitrage. Die Willigkeit um des Glaubens willen zu leiden, war eine Macht, gegen die die Polizei und alle büreaukratischen Maßregeln ohnmächtig sich erwiesen hatten. Daß in Preußen Tausende das geliebte Vaterland um des Glaubens willen verließen, war etwas so Unerhörtes, daß der König und sein Minister Eichhorn andere Wege einschlugen, um den Versuch zu machen, die Gemüther zu beruhigen. Die Gefangenen wurden in Freiheit gesetzt und den Geistlichen der Separirten der Verkehr mit ihren Gemeinden gestattet. Aber das verlorne Vertrauen zu den kirchlichen Oberen wieder zu gewinnen, gelang so leicht nicht. Die Separirten hatten das Gefühl des Sieges, und das Vertrauen zu ihrer Macht und ihrem Recht nahm sichtbar zu. Von großem Einflusse auf die Entwicklung der Verhältnisse war die General-Synode der Separirten in Breslau 1841. Ehrenström war Mitglied der Synode gewesen, aber sehr bald wurde es ihm schwer, sich unter das Kirchencollegium zu beugen, das seinen Fanatismus und seinen leidenschaftlichen Eifer nicht billigen konnte. Die Unterhandlungen der Breslauer mit den Landesbehörden sah er für einen Verrath der Lutherischen Kirche an, und beschuldigte sie des Abfalles von Gottes Wort. In den Uckermärkischen Gemeinden hatte er aber ein großes Ansehen und unbedingtes Vertrauen. Es wurden von Breslau aus schriftlich und zuletzt auch durch eine Deputation mündlich Verhandlungen mit ihm angeknüpft, die aber zu keinem anderen Resultate führten, als daß Ehrenström förmlich die Suspension vom Amte angedroht wurde; aber so wenig er als sein fanatisirter Anhang fürchteten diese Drohung. Die Erregung der Gemeindemitglieder ging so weit, daß keiner

von den Anhängern Ehrenströms den Deputirten Wagen und Pferde zur Abreise stellen wollte. Ein Bauer, der noch der Landeskirche angehörte, wurde gedungen sie weg zu fahren.

Die Erbitterung gegen die Landeskirche und gegen die Geistlichen in derselben hatte den höchsten Grad erreicht. Die Separirten weigerten sich die Kinder in die Schulen zu schicken, sie weigerten sich selbst die auf ihre Grundstücke eingetragenen Lasten an Kirche, Pfarre und Schulen zu geben. Strafgelder wurden, wenn auch mit Widerstreben, doch nur um die nothwendige Ordnung aufrecht zu erhalten, in steigender Höhe eingezogen, und auch die, welche wohl noch Geld hatten, hielten es für unrecht es freiwillig zu geben, sondern ließen es auf Auspfändung ankommen. Nach und nach wurden diese Auspfändungen immer härter, das wenige Vieh wurde den Tagelöhnern und die schwer zu entbehrenden Hausgeräthe, auch Betten und dergl., selbst den Wittwen gewaltsam genommen. In dieser Weise ging den armen Leuten mehr als das Doppelte verloren, als das betrug, was sie eigentlich zahlen sollten, weil bei den Versteigerungen sich Wenige einfanden, um die Sachen, die den Armen genommen waren, zu erstehen, denn man glaubte, es hafte ein Fluch daran. Von der endlich ertheilten Erlaubniß, eigene Privatschulen anzulegen, wollten sie wohl Gebrauch machen, aber die Concession dazu nachzusuchen und solche Männer zu wählen, die eine ordentliche Prüfung bestanden hatten, dazu waren sie nicht zu bewegen, es wurden daher ihre Schulen aufgehoben und die Lehrer derselben polizeilich, auch mit Gefängniß gestraft. Unsere Schulen, sagten sie, können unmöglich Privatschulen sein, eben so wenig wie unser Gottesdienst eine Privaterbauung sein kann, wir sind die wahre Lutherische Kirche, die allein in Preußen zu Recht besteht. Die unirte oder königliche oder Staatskirche hat kein historisches Recht, und jeder Schritt von unsrer Seite, wodurch wir die falschen Kirchenbehörden anerkennen, ist ein Verrath gegen Gott und das Gewissen. Die Opfer, die von den Separirten gebracht wurden, um den Geistlichen zu besolden und für ihre kirchlichen Bedürfnisse und ihre Schulen zu sorgen, waren sehr groß; dazu kamen die endlosen Auspfändungen. Je unhaltbarer Ehrenströms Stellung wurde, desto mehr pflegte er den Gedanken der Auswanderung nach Amerika. Der Minister Eichhorn, der ein Erbe der unglücklichen Maßregeln Altensteins war, hatte die besten und edelsten Absichten, er berief eine Commission aus den verschiedenen Provinzen, um zu berathen, was zu thun sei. Ich hatte mehrmals Gelegenheit, den Minister allein zu sprechen, er konnte nicht begreifen, was die Leute nun noch wollten, da er ihnen alle mögliche Freiheiten gewährt habe. Sein Standpunkt war im tiefsten Grunde kein anderer, als der der subjectiven Frömmigkeit, aber die nothwendigen Grundlagen und Bedingungen der Kirche lagen seinem Gesichtskreise ferner. Er war im Herzen ein Mann der freien und wahren Union und hatte das große Veto der Kirchengeschichte gegen alle Gewalt und allen Zwang auf religiösem Gebiete gehört und verstanden, und daher war er auch schwer zu bewegen, gegen die Ausschreitungen und Uebergriffe Ehrenströms einzuschreiten, obgleich es am Tage lag, daß er viel mehr selbstsüchtige Zwecke verfolgte, als für die Kirche des Herrn kämpfte. Ehrenström verweigerte jede Unterhandlung und jede Verständigung. Wir sind die Lutherische Kirche, wir sind das verfolgte und gehaßte Zion, sprach er und die Seinen sagten es ihm nach. Nach und nach wurde es auch unumwunden ausgesprochen, daß in der Unirten Kirche Niemand könne selig werden, sie sei das große Babel, die Hure des Teufels u. dergl. m. Als er sich aber überzeugen mußte, daß sein Treiben nicht länger geduldet werden könne, da nöthigte er seinen Anhang zur Auswanderung. Es geschah alles Mögliche, um die armen verführten Menschen zurückzuhalten. Es wurden ihnen Schwierigkeiten bei dem Nachsuchen der Auswanderungsconsense gemacht, aber sie suchten sie alle zu überwinden. Weil Viele nicht die erforderlichen Mittel nachweisen konnten, um die Reisekosten zu decken, so boten vier Bauern ihr disponibles Vermögen mit 20,500 Thlr. an, um den ärmeren Mitgliedern der Gemeinde die Ueberfahrt möglich zu machen. Im Monate Februar 1843 forderten in dem einen Kreise 436 die Pässe; aus meiner Gemeinde allein über 150. Die Auswanderung selbst kam endlich zu Stande, die herzzerreißendsten Auftritte waren damit verbunden. Der Uckermärker hängt sehr am Vaterlande, der schwerste Kampf wurde durchgekämpft, mit vielen Thränen verkauften sie ihre Ländereien, Häuser und Geräthe. Werthlose Dinge, an denen aber doch das Herz hing, nahmen sie mit. Die heiligsten Familienbande mußten zerrissen werden. Wenn auch Ehrenström ihnen zurief: Wer Vater und Mutter, Weib und Kind mehr liebt als den Herrn, der kann sein Eigenthum nicht sein — so blutete doch das Herz. So lockend auch die Schilderungen von der Freiheit, die sie in Amerika haben würden, lauteten, so fiel doch die Trennung von dem Sitz und der Heimath der Väter, die weite Reise über das große Meer, die ungewisse Zukunft schwer in das Gewicht. Die militärpflichtigen Söhne erhielten die Pässe nicht und mußten zurückbleiben, ebenso auch die Kinder, die unter Vormundschaft standen, selbst Ehen wurden zerrissen, weil der eine Theil es für Sünde hielt zu bleiben, der andere dagegen zu gehen. Der Bauer S. und seine Frau lebten in herzlichem Frieden mit einander. Die Wirthschaft war im blühenden Zustande. Der Mann wird von Ehrenström besonders bearbeitet, weil er reich war, die Frau dagegen, ob-

gleich von Herzen fromm, kann sich nicht zur Auswanderung entschließen, sie bleibt zurück, aber ihre Ruhe war dahin; sie aß ihr Brot mit Thränen. Der Mann in Amerika kann sein Weib nicht vergessen, Tag und Nacht quälen ihn die Vorwürfe, daß er sie verlassen hat. An einem Sonntag Abend, als die Frau eben zu Bette gegangen war, klopft es an das Fenster, sie fragt, wer da sei, und erkennt des Mannes Stimme, der zurückgekehrt war. Da entsteht ein edler Wettstreit, nun will die Frau mit ihm ziehen, er aber will auch bleiben, wenn es ihr zu schwer würde, sich von dem Erbe der Väter zu trennen. Sehr bald aber verkauften sie Alles und zogen davon. Als der Bauer zurückgekommen war, zogen die Leute aus der Nähe und Ferne herbei, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß ein Mensch, der über das große Wasser gezogen, wirklich wiederkommen könne.

Nach dieser ersten größeren Auswanderung kam bald eine zweite zu Stande, die Ehrenström selbst führen wollte. Um den Schwierigkeiten wegen Erlangung der Pässe zu entgehen, hatte sich eine nicht geringe Zahl heimlich angeschlossen, sie wurden in Havelberg angehalten und zur Rückkehr gezwungen, um erst die nöthigen Pässe zu erwerben. Die armen Leute erregten das größte Mitleiden und fanden liebevolle Aufnahme bei den Gemeinden, die sie verlassen hatten, bis sie dann endlich alle Hindernisse überwunden hatten, die Scenen des Abschieds wiederholten und von dannen zogen. Ehrenström selbst wurde in Hamburg verhaftet und wegen Verlästerung der Landeskirche und Verleitung zur Auswanderung bestraft, dann aber zog er den Seinen nach, die nicht fern von Buffalo einige Colonien angelegt hatten, denen sie die Dorfnamen ihrer alten Heimath gaben. Der Rest, der zurückblieb, unterwarf sich dem Breslauer Kirchencollegium und ward dann in geordneter Weise von dort aus versorgt und geleitet.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Breslau.

Der Präses der evangelischen Gesellschaft sucht in Nr. 80 der Ev. K. Z. auszuführen, daß der in einem früheren Artikel dieser Zeitung (Nr. 60) aufgestellte Satz: „Man kann sich der Annahme nicht entziehen, daß der Vorstand der Ev. Gesellschaft mit den auf Bildung einer neuen Kirchengemeinschaft gerichteten Bestrebungen Edward's vollkommen einverstanden ist", völlig unrichtig sei.

Diese Annahme war jedoch zur Zeit der Einsendung des angefochtnen Artikels (Ende Juni d. J.) wohl begründet. Um dies darzuthun, bedarf es einer kurzen Anführung der thatsächlichen Verhältnisse, aus welchen der in Rede stehende Schluß gezogen worden:

Im Herbst d. J. 1859 wurde in Breslau auf Empfehlung des Pred. Edward Beier als Stadt-Missionar angestellt. Die Wirksamkeit dieses Mannes, dessen widerkirchliche Ansichten dem Herrn Inspektor Damköhler vor der Anstellung bekannt geworden waren, ging von vornherein dahin, alle ihm erreichbaren Personen der Landeskirche zu entfremden und der Gemeinschaft des Herrn Edward zuzuführen. Diesen Zweck suchte er vornehmlich dadurch zu erreichen daß er die Abendmahlslehre der Landeskirche in maßlos erbitterter Weise angriff, indem er dieselbe gradezu als einen Weg zur Verdammniß bezeichnete.

Beier wirkte aber nicht allein für die Separation, sondern schloß sich ihr auch dadurch an, daß er bald nach seiner Anstellung der Abendmahls-Gemeinschaft des Pred. Edward beitrat. Ueberhaupt hat Beier während seiner Anwesenheit zu Breslau, vom Herbst 1859 bis August 1860, ausschließlich im Interesse der Edward'schen Separation gewirkt.

Im Monat Mai d. J., als die Separation bereits offen zu Tage lag und auch schon dem Vorstand der Ev. Gesellschaft bekannt geworden war, kam der Inspektor dieser Gesellschaft Pastor Damköhler nach Breslau. Die Mitglieder des Zweig-Vereins, soweit sie nicht der Separation angehörten, erwarteten, daß er alsbald die Verbindung des Zweig-Vereins mit Pred. Edward lösen und den Missionar Beier seines Dienstes entheben werde. Beier wurde jedoch nicht nur in seiner Stellung belassen, sondern hatte sich sogar hinsichtlich seiner Wirksamkeit der vollen Anerkennung des Damköhler zu erfreuen. In Betreff des Pred. Edward, mit welchem er ein volles Einverständniß an den Tag legte, zeigte Pastor Damköhler an, daß er Breslau bald verlassen und sein Amt als Vorstand des Zweig-Vereins niederlegen werde. Dem Missionar Heinecke, welcher im Kampfe mit der Separation drangsalsvolle Zeiten durchlebt, wurde angezeigt, daß der Vorstand der Ev. Gesellschaft seine Versetzung nach Dortmund beschlossen habe. Dieser Beschluß war bereits einige Zeit vor der Ankunft des Damköhler auf Antrag des Edward gefaßt worden. P. Damköhler hat auch dem Missionar Heinecke in der Wohnung desselben gradezu gesagt, daß sein (des Heinecke) Zerwürfniß mit Edward, d. h. sein Widerstreben gegen dessen Separation, die Ursache seiner Versetzung sei.

Die Anerkennung, welche P. Damköhler als Organ des Vorstandes der Wirksamkeit des Beier zollte, sein ganzes Auftreten in Breslau, der Beschluß auf Versetzung des Heinecke, waren nur unter dem Gesichtspunkt begreiflich, daß der Vorstand der Ev. Gesellschaft mit den auf Bildung einer neuen Kirchen-Gemeinschaft gerichteten Bestrebungen Edward's einverstanden sei.

Um die am Schlusse des Artikels in Nr. 80 sich findende Anschauung zu beseitigen, genüge die Bemerkung, daß der Einsender des Artikels in Nr. 60 von 1856 bis 1859 Mitglied des Zweig-Vereins zu Breslau und auch nach seinem Austritt aus demselben für ihn lebhaft interessirt gewesen ist. Die Verhältnisse dieses Zweig-Vereins sind ihm von der Zeit seines Beitritts bis in die neuesten Zeiten, zum Theil aus eigenster Anschauung, wohlbekannt gewesen.

Die Eingabe eines Gemeinde-Kirchenrathes nebst der Antwort des betr. Consistoriums.

Z. den 22. October 1860.

An

Ein Hochwürdiges Consistorium der Provinz — zu —

Den Anordnungen der Kirchen- und der Staatsbehörden, welche allgemein die Einrichtung von Gemeindekirchenräthen befehlen, ist auch in unsern Gemeinden, (obwohl eine Veränderung unsrer kirchlichen Verfassung von keiner Seite gewünscht und die Theilnahme bei der Ausführung der befohlenen Neuerung so sehr gering war, daß außer den durch ihr Amt zum Erscheinen im Wahltermine verpflichteten Wählern von Z. Niemand, von P. nur ein einziges Gemeindeglied und auch dieses nur auf vieles Bitten erschien, sonst aber nicht einmal die Vorgeschlagenen sich einstellten,) Gehorsam geleistet worden. Der nunmehrige Gemeindekirchenrath der Parochie Z. besteht aus den unterzeichneten Personen, welche in ihrer Eigenschaft als Vertreter der kirchlichen Interessen der Gemeinden Folgendes gehorsamst und ehrerbietigst vorzutragen sich gedrungen fühlen.

Wir und unsre Gemeinden stehen auf dem Grunde der Ev.-Lutherischen Kirchenlehre. Auf diesem Grunde gedenken wir auch zu verbleiben und ersuchen Ein Hochwürdiges Consistorium, unsre Zugehörigkeit zur Ev.-Lutherischen Kirche auf's Neue anzuerkennen und uns die Zusicherung zu geben, daß Niemand befugt ist, eine Veränderung oder Verdunkelung unsers Bekenntnißstandes herbeizuführen. Obwohl in den erlassenen Verordnungen, betreffend die Gemeindekirchenräthe, im Allgemeinen ausgesprochen ist, daß durch Einführung der befohlenen Neuerung eine Aenderung im Bekenntnißstande der Gemeinden nicht bewirkt werde, so haben wir doch guten Grund, die gewünschte Anerkennung unsrer Gemeinden als Ev.-Lutherischer noch insonderheit zu erbitten, indem wir erst vor etwa drei Jahren erlebt haben, wie in einer ebenfalls Lutherischen Gemeinde in unsrer unmittelbaren Nähe die althergebrachte Formel bei der Austheilung des heiligen Abendmahls willkürlich abgeschafft und mit einer das lutherische Bekenntniß verschweigenden Formel vertauscht wurde, die Gemeinde aber, da sie nicht selber klagbar werden wollte, unbeschützt blieb. Unsre Bitte scheint daher um so mehr gerechtfertigt, als die angedeutete Gefahr einer Verdunkelung unsers Bekenntnißstandes unsern Gemeinden selber schon näher getreten ist, da von der früher üblichen Verpflichtung der Pastoren unsrer Gemeinden auf „Luther's beide Katechismen, die unveränderte Augsburgische Confession, die Apologie derselben, die Schmalkaldischen Artikel, die Formula Concordiae, die Sächsischen Visitations-Artikel" als Lehrnorm in neuerer Zeit nur die Verpflichtung auf die unveränderte Augsburgische Confession beibehalten worden ist, seitdem aber unsre Gemeinden nicht mehr Ev.-Lutherische, sondern nur noch Evangelische genannt werden. Ueberdies ist im November 1817 und Januar 1818 dem damals eingeführten sogenannten Presbyterium eine Vereinigung mit der reformirten Kirche vorgeschlagen und im Interesse einer solchen für unsre Gemeinden, in deren Mitte sich niemals reformirte Christen befunden haben, unmöglichen Union die Annahme derselben Austheilungsformel bei der heiligen Abendmahlsfeier zugemuthet worden, welche in der oben bezeichneten Gemeinde hinter dem Rücken derselben eingeführt worden ist. Jedoch haben unsre Gemeinden und das damalige Presbyterium beides, die Annahme der Union und der neuen Formel abgelehnt.

Endlich steht nach Inhalt der ergangenen Verordnungen die Berufung von Kreis-, Provinzial- und Landessynoden bevor, welchen voraussichtlich Personen der verschiedensten Bekenntnisse als Mitglieder angehören werden. Bei solcher Zusammensetzung der in Aussicht gestellten Synoden sind Beschlüsse der letzteren, welche mit unserm Lutherischen Bekenntniß in Widerspruch stehen, sehr wohl zu erwarten; aber eben hierdurch ist auch unser Ersuchen gerechtfertigt, wenn wir gehorsamst bitten, Ein Hochw. Cons. wolle uns die Zusicherung geben, daß auch durch die Einrichtung der beabsichtigten Synoden unser Bekenntnißstand nicht geändert, und unsre Zugehörigkeit zur Lutherischen Kirche nicht zweifelhaft werden kann, daß also Synodalbeschlüsse, welche mit der Lehre unsrer Lutherischen Kirche streiten, für uns unverbindlich sein und uns niemals aufgenöthigt werden sollen.

Wir können unsrer Hochwürdigen Behörde nicht verschweigen, daß die neue Einrichtung in unsern Gemeinden nicht mit Freuden aufgenommen worden ist. Je größer aber die Besorgnisse sind, welche durch die Neuerung hervorgerufen wurden, desto zuversichtlicher ist unsre Hoffnung, Ein Hochwürdiges Cons. werde auf unsre ehrerbietigen Bitten uns die gewünschten Zusicherungen geben und dadurch alle Besorgnisse unsrer Gemeinden als grundlos erscheinen lassen.

Pastor, Kirchenvorsteher und übrige Mitglieder des Gemeinde-Kirchenraths der Parochie Z.

(Folgen die Unterschriften.)

Auf Ew. Hochehrwürden in Gemeinschaft mit den Kirchenvorstehern und den übrigen Mitgliedern des Gemeine-Kirchenraths der Parochie Z. an uns gerichtete Vorstellung vom 22. v. M. eröffnen wir Ihnen, daß die in derselben verlangte Erklärung in den höheren und Allerhöchsten Erlassen, betreffend die Einführung der Gemeine-Kirchenordnung, ausdrücklich und entschieden enthalten ist. Anderweite Erklärungen zu geben sind wir nicht befugt und ermächtigt.

Ueber die ohne Namen angeführte Thatsache *), daß in einer Lutherischen Gemeine in unmittelbarer Nähe Ihres Wohnorts die althergebrachte Formel bei der Austheilung des heiligen Abendmahls willkürlich abgeschafft und mit einer das Lutherische Bekenntniß verschweigenden Formel vertauscht worden, erwarten wir in 14 Tagen ausführlichen Bericht.

— den 3. November 1860.

Königliches Consistorium der Provinz —

An

den Herrn Prediger — Hochehrwürden zu Z.

Aus Briefen von Coburg.

Es wird Ihnen angenehm sein, von hier aus einmal auch über kirchliche Dinge Etwas zu vernehmen. Eins kann ich Ihnen berichten, das Ihnen erfreulich sein wird. Es betrifft unsere Gesangbuchsan-

*) Dieselbe schreibt sich her vom Januar 1857, ist im Jahre 1858 bei Gelegenheit der Kirchenvisitation von dem Superintendenten dem Königlichen Consistorium einberichtet und von letzterem zwar nicht gebilligt, aber doch in so fern anerkannt worden, als verfügt wurde, daß bei dem Mangel eines Antrages von Seiten der Gemeinde die unirte Formel beibehalten werden solle. Es ist also eine dem hochwürdigen Consistorium bereits seit mehr denn 2 Jahren bekannte Thatsache, auf welche Bezug genommen zu haben wohl erlaubt sein wird.

gelegenheit. Bekannt wird es Ihnen sein, daß bereits in den dreißiger Jahren das von Bretschneider in Gotha entworfene Gesangbuch auch im Coburgischen Landestheil zuerst in der Hof- und Stadtgemeinde der Residenz und dann allmählich in einer Reihe von Landgemeinden eingeführt worden ist. Da es nun der Kirchenbehörde wünschenswerth schien, in dem kleinen Lande eine Gleichförmigkeit herzustellen, so erschien vor etwa zwei Jahren noch zu Lebzeiten des Generalsuperintendenten Dr. Genßler eine Verordnung, nach welcher das „neue" Gesangbuch vorläufig in sämmtlichen Schulen des Landes eingeführt und dadurch die Einführung in den kirchlichen Gebrauch vorbereitet werden sollte. Bis Walpurgis 1860 sollte das neue Gesangbuch allgemeines Landesgesangbuch geworden sein. Der Erfolg dieser Verordnung schien um so gesicherter, als die Exemplare des alten Coburgischen Gesangbuchs immer seltener wurden. Indeß ist Walpurgis 1860 vorübergegangen, ohne daß mit der Ausführung der gedachten Anordnung Ernst gemacht worden wäre. Ja man hört, daß der Stadtgemeinde zu Rodach in Folge eines energischen Protests des dortigen thätigen Superintendenten Dräseke gestattet worden sei, das alte Gesangbuch beizubehalten, und da einige Landgemeinden in der Meinung, es werde aller Widerspruch nutzlos sein, das neue noch vor dem Termin angenommen hatten, auch in der Residenz sich noch immer Exemplare des alten auftreiben lassen, so ist immer wenigstens ein kleiner Stamm von Gemeinden übrig, die sich eines ziemlich unverfälschten Liedersegens erfreuen können, — das alte Gesangbuch aus den Siebziger Jahren des vor. Jahrhunderts hat nämlich eine Fülle kostbarer älterer Lieder wenigstens neben einer Minorität unsingbarer rationalisirender Lieder. Dem Vernehmen nach fehlt es unter diesen Gemeinden nicht an solchen, welche sich diesen Schatz nicht aus den Händen reißen lassen wollen, und wenngleich es meist mehr der bäuerliche Hang am Hergebrachten und der Wunsch der Gelderspariß sein mag, welcher am alten Gesangbuch festhalten läßt, so sind doch wenigstens einzelne Geistliche vorhanden, welche nicht unterlassen werden, das Verständniß für den Verlust zu wecken, welcher mit der Annahme des neuen Buches erlitten wird; das letztere ist, abgesehen von seinem jämmerlichen dogmatischen Gepräge auch von der poetischen Seite her so dürftig ausgestattet, daß es kaum begreiflich ist, wie ein Mann von so feiner weltlicher Bildung wie der verstorbene Generalsuperintendent sich für ein solches Machwerk erwärmen konnte. Desto erfreulicher ist es nun, daß der gegenwärtige Generalsuperintendent, Dr. Meyer, sich für das „Landesgesangbuch" durchaus nicht zu interessiren scheint. Jedenfalls ist es das Verdienst dieses Mannes, daß Anstalten zur Durchführung der obenerwähnten Gewaltmaßregel nicht getroffen worden sind. In der That wäre es auch verwunderlich genug, wenn man sich nicht scheuen wollte, Gemeinden im Jahr 1860 ein Gesangbuch als neues und besseres aufzudrängen, welches anerkanntermaßen zu den schlechtesten gehört — auch Dr. Schwarz zu Gotha soll für dasselbe Nichts weniger als eingenommen sein —; das hymnologische Verständniß ist Gottlob doch zu sehr fortgeschritten, als daß man in solcher Sache nicht das Urtheil des gesammten Evangelischen Deutschlands respectiren müßte, und zum Glück (oder zum Unglück, wie Sie es nehmen wollen) ist in einigen Gemeinden ein anderes, beinahe ebenso schlechtes — Hildburghäusisches — Gesangbuch im Gebrauch, durch welches wenigstens vollständig erreicht werden kann, was, wie man meinen sollte, die Frucht jener hymnologischen Repristination sein müßte: Die gründliche Ertödtung des Volks für alles positive Christenthum. Daß es damit doch so schnell nicht geht, mag Ihnen unter Anderem der Umstand sagen, daß das bekannte Stark'sche Gebetbuch gerade neuerlich wieder in unseren Gemeinden viele Käufer und Freunde findet. Fassen wir also fröhlichen Muth und hoffen wir, daß unser gegenwärtiges Kirchenregiment nicht nur vorläufig bei seiner Passivität verharren, sondern bald auch Anstalt treffen wird, wieder gutzumachen, was in der Gesangbuchssache an so vielen Gemeinden in den letzten zwanzig und dreißig Jahren gefehlt worden ist. Da unser Kirchenregiment dem Vernehmen nach beabsichtigt, ein gutes Lesebuch in die Volksschulen zu bringen und mittelst eines solchen dem Volk eine gesunde, christliche Nahrung zu bieten, so wird auch zu hoffen sein, daß endlich auch einmal unserer Katechismusnoth ein Ende gemacht werde; — wo die Geistlichen sich nicht selbst geholfen haben, hängt das Büchlein von Parisius noch immer als Bleigewicht am Religionsunterricht unserer Volksschulen; denn Sie erinnern sich, daß dieser Katechismus eigentlich erst vor etwa zehn Jahren unser Landeskatechismus geworden ist, als durch mehrere Pfarrer die Einführung eines guten und schriftgemäßen Katechismus beantragt, in Folge davon sämmtlichen Geistlichen des Landes ein Gutachten über die Katechismusfrage abgefordert war und sich die Majorität für die — Beibehaltung des „Parisius" ausgesprochen hatte! Bei dem evangelischen Ton, welchen der neue Generalsuperintendent anschlägt, ist ja wohl zu hoffen, daß der Hauch neuen Lebens, welcher die protestantische Kirche Deutschlands durchzieht, auch an unserm Landeskirchlein nicht ganz spurlos vorüberziehen wird.

Ob Ihnen wohl die Predigtsammlung zu Gesicht gekommen ist, welche der gleichzeitig mit dem neuen Generalsuperintendenten angestellte Coburgische Hofprediger Thuisko Achilles Siegel, ehemaliger hannoverscher Kandidat, veröffentlicht hat? Es ist der Mühe werth, von diesen Predigten Einsicht zu nehmen. Sie gewinnen aus denselben wenigstens ein Urtheil über die Zustände einer Hofgemeinde, welche ihren Namen mit solchen Produkten ohne ernsten Protest in Verbindung bringen lassen mag. Man ist sehr gespannt in Betreff der Frage, welche Stellung Herr Siegel einmal dann einnehmen wird, wenn doch einmal die Erkenntniß durchschlägt, daß einer Hofgemeinde nicht zugemuthet werden kann, sich für den Mangel aller wesentlichen Eigenschaften eines Evangelischen Predigers mit dem — Reiz schadlos zu halten, welchen lichtfreundliche Redensarten in Verbindung mit dem norddeutschen Idiom hier zu Land auf einige Zeit auszuüben vermögen. Es wird auch von denen, welche Siegelsche Predigten gehört haben, versichert, man dürfe dieselben mit dem Maaß des „Bekenntnisses" nicht messen; man erhalte vielmehr den Eindruck, es sei dem Coburgischen Hofprediger sogar die heilige Schrift durchaus terra incognita. Fürchten wir vor der Hand nicht, daß demselben nach einiger Zeit einmal eine Landgemeinde zu geistlicher Pflege zugetheilt werden wird; hoffen wir vielmehr, daß er — er ist noch jung genug — in seiner Armuth sich getrieben sehen wird, an dem reichen Born des göttlichen Wortes zu trinken, um den Abgang an Gedanken, welcher ihn bereits nach den ersten homiletischen Versuchen gedrückt hat, zur Erbauung der ihm anvertrauten Gemeinde mit gesunder geistlicher Nahrung zu ersetzen. Wer verdient doch mehr Mitleid als ein angehender Prediger, der in den Anfängen seiner homiletischen Laufbahn bei noch mangelnder theologischer Durchbildung und religiöser Erfahrung den süßen Duft des — Beifalls einer Hofgemeinde zu athmen genöthigt wird!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 5. December. № 97.

Aus Rom.

Das Fest der unbefleckten Empfängniß.

Wir haben gestern hier Festtag gehabt, und ein Gang durch die Straßen, ein Blick auf das darin wogende Volk, ein Gespräch mit diesem oder jenem überzeugte mich bald, daß es ein Fest war, hochgehalten in der Römischen Christenheit wie wenige. Der Festtag aber war der Tag der Empfängniß Mariä der Jungfrau und ein so gar hoher Festtag ist er, weil er eben jetzt, seit Pius IX. durch Proclamation des neuen Dogma's seine Lebensaufgabe erfüllt zu haben glaubt, der Festtag der unbefleckten Empfängniß Mariä ist. Seit jener Proclamation des Dogma's hatte ich und vielleicht Viele mit mir immer geglaubt, der Papst habe als Haupt der Kirche nun gesprochen, die Römisch-Katholische Christenheit habe sich dem Wort unterworfen, weil ihre Pflicht ist, sich zu unterwerfen und jeder offene Widerspruch gegen die Kirche mit den schwersten Kirchenstrafen bedroht wird; aber daran freilich hegte ich Zweifel, ob es möglich sei, daß wenn ein Papst im 19ten Jahrhundert, sei es auch, wie die Katholiken versichern, mit Zustimmung sämmtlicher Bischöfe, ein neues Dogma beschließt, daß dann die Zweifel der Herzen plötzlich schwinden und daß dann die Römische Christenheit wie mit einem Zauberschlage von Herzen darauf ihre gläubige Zuversicht setzen werde, was Jahrhunderte hindurch ihre eignen bedeutendsten Lehrer von Herzen als Unwahrheit bestritten haben. Nach dem, was ich gestern gesehen und gehört, glaube ich das Unglaubliche, daß ein Papst achtzehnhundert Jahre nach dem Tode der Maria die Macht hat, nicht nur e cathedra die unbefleckte Empfängniß als Dogma zu proclamiren, nicht nur auf der piazza di Spagna dieser virgo immaculate concepta eine Ehrensäule zu setzen, an deren Piedestal Propheten und Evangelisten als Bürgen des neuen Dogma's angebracht sind, — nein, daß er auch die Macht hat, den Glauben an dies Dogma den Herzen einzupflanzen, das Volk für das Dogma fast als ein alleinseligmachendes zu begeistern.

Ich hatte zu wählen, was den Vormittag vorzunehmen sei. Das Diario Romano, ein Büchlein, welches das Verzeichniß aller Feste, Processionen, Kirchenmusiken u. s. w. enthält, die das ganze Jahr hindurch in Rom gefeiert werden, empfahl Feste in verschiedenen Kirchen, verhieß auch, daß in den meisten derselben ein „panegirico" zu hören sei, vielleicht auf den Papst, der das Dogma gegeben, vielleicht auf den Gegenstand des Festes, die heil. Jungfrau. Ich wählte das Erste im Diario „capella papale nel palazzo apostolico" und ging zur Sixtinischen Kapelle. Auch ließ ich mich unterwegs bei den manchen Kirchen, deren Fassade mit Guirlanden geschmückt und vor deren Thüren dicht der Buchsbaum gestreut war, — das Zeichen, daß „festo" in der Kirche ist, — und denen die Menge zuströmte, nicht zum Aufgeben meines Plans verleiten. Die Beschreibung der Messe in der Sixtina erlasse ich mir heute. Den Gesang kann ich doch nicht beschreiben, das Ceremoniell werde ich anderwärts beschreiben und den Text der Messe für Mariä Empfängniß findet man im Missale. Vor der Predigt, die man in den dem Publicum zugänglichen Räumen doch nie versteht, — glücklicherweise vielleicht, da sie doch nur panegirico auf den Papst ist, — ging ich heraus. Auf den Straßen, die ich durchwanderte, wogte die feiernde Menge. Alle Welt kommt in Rom an einem Festtage aus dem Hause, geht ein Weilchen zur Messe und ergötzt sich dann im dolce far niente auf der Straße. Die Straßen und Plätze, auf denen es noch obenein etwas Neues zu sehen giebt, füllen sich natürlich am meisten. Wie drängt sich der gaffende Haufe besonders bei der Engelsburg zusammen, wo alle Equipagen auf dem Wege von dem Vatican passiren müssen, wo voran die Cardinäle zu sehen sind, gezogen von den gewaltigen Rapphengsten, die, den rothen Federbusch auf dem Kopf, so stolz dreinschauen, als verständen sie die Ehre, einen Kirchenfürsten ziehen zu dürfen.

Je größer das Fest, desto größer natürlich die Volksmenge. Der Gang durch die Straßen, die ich voller nur zu Weihnachten und Ostern gesehen habe, wo die Messe in der Peterskirche ist, gab mir die erste klare Vorstellung von der Größe und Heiligkeit dieses Festes in den Augen der Römischen Bevölkerung. Beiläufig gesagt, war es höchst malerisch und ergötzlich, diese Menge zu beschauen. Der Römerinnen größte Leidenschaft sind Goldsachen (Bekannte erzählten mir, daß ihre Magd für sämmtliche Ersparnisse Schmuck kaufe). Sämmtlicher Schmuck war heute angelegt zu Ehren der immaculata, — Ketten, Broschen, Ohrringe in größtem Format, die Finger ganz steif von Ringen; im grellen Contrast gegen diese geputzten Menschen bewegten sich andere zerlumpte und abgerissene Gestalten grup-

penweise in dem Gedränge und dazwischen schlenderten Arm in Arm lachend und scherzend und einander neckend die rothhosigen Franzosen umher. So gab es ein Bild nach dem anderen, als ich von der Sixtina nach Hause ging, abwechselnd die vorhin gehörte schöne Musik und die Unwahrheit, der zu Ehren sie doch heute gesungen war, bei mir erwägend.

Aber die Hauptsache des Festes sollte noch kommen. Das war die große Procession, die von der Kirche S. Maria in Ara Caeli auf dem Capitol ausgehend das Forum durchziehen sollte. Daß die Procession von Ara Caeli ausgeht, ist schon der sicherste Beweis, daß sie hauptsächlich eine Sache des niederen Volkes ist. Denn die Capuziner zu Ara Caeli sind Führer und Mittelpunkt des volksthümlichen Christenthums in Rom. (Ich werde nächstens mehr davon zu erzählen haben.) Als ich gleich nach Tische auf der Freitreppe ankam, die unser Gäßlein da oben mit dem Capitolplatz verbindet, fand ich bereits den ganzen großen Platz dicht mit Menschen bedeckt, alle Fenster und sonderlich die schöne Treppe des Senatorenpalastes mit Schaulustigen oder Andächtigen besetzt. Aus dem Menschengewühl ragten die umherzutragenden Bilder und Statuen u. s. w. hervor. Es ward mir nicht schwer, mich durchzudrängen. Gerade im großen Gedränge zeigt sich der angeborne Adel der niederen Bevölkerung Roms. Nirgends Drängen, Stoßen, Schreien, überall edle Haltung, Anstand, Artigkeit und Zuvorkommenheit. — Was sah ich nun für Vorbereitungen? Hier standen die Kerzenträger schon bereit, alle in weißen Mänteln, also Dank der Wäscherin, heute ausnahmsweise unbefleckt; dort hielt man bereits das große Processionsbanner empor. Es zeigte auf der einen Seite die heil. Jungfrau *ohne Kind* in der Glorie, von Engeln und Heiligen angebetet und darüber das Wort: Mater omnium; auf der andern Seite war in sehr schönen bunten Farben der Act der Proclamation des neuen Dogma's durch den Papst zu schauen. Weiter auf dem Platz umherblickend gewahrte ich einen ganzen Altaraufsatz, ein überaus geschmackloses Ding im reinsten sogenannten Zopfstyl. Auf dem Altar selbst saß oder stand eine Statue der Maria, — natürlich auch ohne Kind, mit dem schwülstigen Gliederbau und Faltenwurf, wie ihn die Zopfzeit liebte, umgeben von dienenden Engelein in demselben Styl. Wahrlich, es gehörte mehr Phantasie dazu, als ich besitze, um sich unter dieser Figur mit halb verrenktem Kopf und verzerrten Armen und ohne Kind vorzustellen „Maria, die reine Magd, die hat ein Kind geboren wohl zu der halben Nacht." Viel lebhafter wurde man an die Indischen Götzenbilder erinnert, die man in Missionsmuseen zuweilen sieht. Was sollte denn mit diesem unschönen Coloß werden? Das zeigten die Hebebäume an seinen Füßen und die 16 Facchini, die es umstanden. Sie sollten es in Procession Berg ab, durch die Stadt und wiederum herauftragen auf das Capitol.

Endlich begannen die gewaltigen Glocken des Capitolthurmes ihre mächtige Stimme zu erheben, der Zug ordnete sich und ich eilte zu einem Freunde, von dessen Stube aus man das ganze Forum, also jetzt die es durchziehende Procession aus nächster Nähe sehen konnte. Sie kam mir auf dem Fuße nach. Folgendes war die Ordnung dabei: Voran ein Crucifix, von Kerzenträgern umgeben und gefolgt, dann ein Französisches Regiments-Musikcorps in voller Uniform, Märsche und Tänze blasend; dann inmitten brennender Kerzen die Processionsfahne, die ob ihrer gewaltigen Höhe (das Bild c. 12' hoch) trotz aller haltenden Seile schwankte wie der Mastbaum des schaukelnden Schiffes; in ihrem Gefolge kamen, je 2 und 2, die sämmtlichen Capuziner und Franziskaner Roms*), eine endlose Menge. Dann wieder ein Musikcorps, das der Römischen Feuerwehr, — ein mächtiges Kreuz aus papier maché, eine gute Nachahmung eines natürlichen unbehauenen Baumstammes, — neue Kerzenträger, — das Allerheiligste, — jener schon beschriebene Coloß, unter dem die 16 Träger keuchten, — noch mehr Capuziner und endlich das sich anschließende und nachdrängende Volk; das war die Ordnung der Procession.

Als sie vom Capitolinischen Hügel auf der Fahrstraße ins Forum sich hinabschlängelte, da habe ich, kann ich wohl sagen, einen der malerischsten Anblicke in meinem Leben gehabt. Wie malerisch die Procession selbst, — wie malerisch, wenn zu beiden Seiten des Weges das dichtgedrängte Volk beim Nahen des Allerheiligsten und besonders jenes Marienaltars demüthig und andächtig auf die Kniee niedersank. Hier überall Leben und bunte Farbenpracht, ein heiteres, lachendes Bild, — und hernieder schauten in ihrem monotonen, farblosen Grau auf dies Drängen und Treiben die riesigen Säulen und Triumphbögen und Trümmer, die Zeugen der Größe des alten Roms. Ueber dem Ganzen aber wölbte sich der tiefblaue Himmel und die untergehende Sonne warf einen rosigen Schimmer auf Procession und Säulen und die Kirchen und Thürme der Hügel gegenüber dem Capitol und auf Constantins Basilica und Colosseum, die aus weiter Ferne über die Häuser alle hinüberschauten. . . . . .

Aber tiefes Weh im Herzen kam auf bei diesem doch so hinreißend schönen Anblick. Wem zu Ehren feiert das Volk dies Alles? Und was wird die untergehende Sonne, die auf Eure Procession einen so rosigen Schimmer geworfen, ihrem Schöpfer berichten von dem, was sie in der Hauptstadt der Christenheit beschienen? Hätte St. Paulus, der doctor gen-

*) Keine anderen Mönche waren in der Procession. Ob die Franziscaner und die aus ihnen hervorgegangenen Capuziner nur mitgingen, weil es einmal ihre als der Männer des niederen Volkes Sache ist, Volksfeiern zu leiten, oder ob es geschieht aus Tradition, weil in ihrem Orden seit Duns Scotus das Dogma groß gezogen, bis die Jesuiten es durch Jahrhunderte lange unermüdliche Arbeit ans Tageslicht gebracht, — und also der Orden des heil. Franz noch jetzt es als „sein" Dogma ansieht, das weiß ich nicht. Von den Dominicanern sagt man, daß sie bis diesen Tag dem Thomas Aquinas treu, dem Dogma wenigstens passiven Widerstand entgegensetzen.

tium, dem zu Ehren jetzt vor dem Paulsthor die köstlichste Basilica der Welt gebaut wird und den doch also die Röm. Kirche hochhalten muß, hätte er heute auf dem Forum des christlichen Roms gestanden wie einst auf dem Forum des heidnischen Athens, so wäre Act. 17, 16 aufs Neue wahr geworden: Da ergrimmte sein Geist in ihm, da er sahe die Stadt so abgöttisch. Denn auf dem Bilde war eine Frau, und nur eine Frau in der Glorie, auf jenem Altar eine Frau, der die himmlischen Heerschaaren dienten, vor dieser Frau warf sich das Volk andächtig und mit bittender Geberde auf die Kniee. Was anders konnte ein unbefangener Zuschauer der Procession denken, als daß hier ein heidnisches Volk seiner Göttin Fest feierte? Wie konnte er sich enthalten, über das Fest dieser Göttin und eines Indischen Götzen Vergleichungen anzustellen? Denn auch dort zieht das Volk den colossalen Wagen, auf dem das Bild steht, und wirft sich davor nieder in der Meinung großer Verdienstlichkeit solches Werks. *)

(Schluß folgt.)

Anzeige.

Die Bildung des Willens. Von Dr. C. Wiese. Zweite Auflage. Berlin, Wiegandt und Grieben, 1861. gr. 12. S. 86.

Ein Vortrag, den der Verfasser der Briefe über englische und deutsche Erziehung am 9. Februar 1857 auf Veranstaltung des evangelischen Vereins in Berlin gehalten, ist es, welcher hier in kleinem Format, handlich und sauber mit möglichster Raum-Ersparniß gedruckt, dem größeren Leserkreise zum zweiten Male dargeboten wird, und welchem wir die weiteste Verbreitung wünschen müssen. Derselbe ist durch eine Vorrede des Herrn Verf., durch einige Anmerkungen und durch eine werthvolle Zugabe vermehrt, durch ein aus der Kreuzzeitung entlehntes, gründlich auf den Gegenstand eingehendes Referat über die erste Auflage.

Der Gegenstand selbst gehört zu den wichtigsten und zartesten Probleme, die es gibt, weil er einen Widerspruch in sich enthält, der doch praktisch gelöst werden muß. Der Wille, der nur dann wahrhaft Wille ist, wenn er frei, selbstthätig, selbstständig und selbstmächtig waltet, soll gebildet, also durch einen ihm gegenüber stehenden fremden Willen bestimmt und gelenkt werden. Der Wille, der von Natur störrig, aber nicht frei, abhängig, aber nicht gehorsam, heftig, aber nicht stark ist, soll gelenkt werden, daß er frei und zugleich gehorsam, gehorsam und doch in sich selbst stark sei. Eine directe Wirkung auf den Willen ist kaum möglich; der Wille verschließt sich ihr, um sein Recht zu bewahren, und wird trotzig, oder er gibt sich selbst auf und wird schwach. Der absichtliche Einfluß durch Lehren, Ermahnungen, Gebote, Strafen, verfehlt oft seines Zweckes; der unbeabsichtigte indirecte Einfluß der Reize ist desto mächtiger und gefährlicher. Sucht man aber mit Absicht indirect auf den Willen zu wirken, so wird dies unversehens zu List und Bestechung, und wer durch Verheißungen und Belohnungen den fremden, selbst den eigenen Willen zum Guten lenken will, bewirkt oft nur, daß der Wille, der erzogen werden soll, nicht das Gute will, welches als ein Mittel vorgehalten wird, um zu dem Angenehmen, zu dem Lohn zu gelangen, sondern nur die vorgespiegelte Lockspeise sucht, und so erzieht man Heuchler. Der größte Künstler der Willensbildung steht aber in Gefahr, den Menschen, den er behandelt, von der göttlichen Basis seines Naturwillens ganz loszureißen, und für ein fremdes ihm blendend gezeigtes Ideal zu begeistern, so daß das Talent des Erzogenen in eine der angeborenen Bestimmung ganz fremde Richtung hineingetrieben wird und der Wille nur blindes Werkzeug eines fremden Willens sein muß. Dies ist die Gefahr, in welche der Jesuitismus und Bonapartismus versunken ist. Hieraus ergeben sich früher oder später furchtbare Gegenwirkungen und Explosionen der wieder zu sich selbst gekommenen, sich befreienden Willen. Der Willenslenker muß demnach viel Schonung, Geduld und Liebe mit Menschenkenntniß verbinden, um ein Willensbildner zu werden: er muß Gott überlassen, was Gottes ist.

Dennoch ist der menschliche Einfluß auf die Bildung des Willens von Gott selbst geordnet und unerläßlich: Familie, Staat und Kirche sind recht eigentlich dazu bestimmt, und bedürfen hinwiederum der Lenkung des freien Willens ihrerseits, um sich als Gemeinschaften zu erhalten. Ein heilloser Zustand entsteht, wenn diese heiligen Stiftungen selbst den Willen der Völker verderben, demoralisiren, statt ihn zu reinigen, zu stärken und zum Guten zu leiten. Und hier ist die wundeste Stelle unsrer modernen vom Christenhum sich lösenden Staatskunst, welche den Willen derer, welche sie fürchtet, zu ködern oder zu schwächen sucht, den Willen derer, welche sie nicht fürchtet, mit gleichgültiger Seelenruhe erbittert. An dieser Mißhandlung und

*) Wohl verkenne ich nicht die ungeheure Verschiedenheit zwischen Götzendienst und dem noch so crassen Mariendienst. Denn die Götter der Heiden sind Götzen — oder „Nichtse", Maria ist aber wahrlich des Herrn gebenedeite Magd, — der heidn. Götzendienst wird in der Schrift entschieden als Teufelswerk bezeichnet, das möchte ich doch von diesem selbst so crassen Mariendienst nicht sagen. Hätte Maria Christum nicht geboren, wo wäre ihre Verehrung? Das muß man doch festhalten, daß in aller Entstellung doch der Mariendienst hinweist auf Christum, den Mittelpunkt des christlichen Glaubens. Das aber hindert nicht, die traurige Entstellung der Lehre in der Katholischen Kirche zu beleuchten und zu strafen; es soll gesagt werden, daß die, so des Volkes Leiter sind,. sich ein schweres Gericht zuziehen dadurch, daß sie seinen Glauben und Liebe von dem einigen Mittelpunkt des Heils auf falsche Nothhelfer hinlenken und diese zu dem Ein und Alles des Volkes machen.

Verderbung des Willens der Völker ist Ludwig Philipp 1848 zu Grunde gegangen und werden Andere zu Grunde gehen. Gottes Zuchtruthen aber, die Napoleon I. vernichteten, hatten vorher reinigend und stärkend auf den Willen derjenigen menschlichen Willen gewirkt, die ihn besiegten. Diese Andeutungen genügen, die Wichtigkeit des Gegenstandes ins Licht zu setzen, welchem dieser Vortrag gewidmet ist: es ist eine universale Wichtigkeit, besonders für unsere Zeit, gleichmäßig für die Kinderstuben der Mütter, wie für die Cabinette der Könige und die Kammern der Landtage.

Aber wie für die Wahl des Thema, so sind wir auch für dessen Behandlung dem Verfasser Dank schuldig. Von den Zeiten der Reformation an läßt er die Geschichte der Philosophie, der Literatur und Pädagogik sprechen und prüft die verschiedenen Systeme in Beziehung auf den Einfluß, den sie auf die Erziehung des Willens geübt, und auf das Verständniß, das sie von dieser wichtigen Aufgabe gehabt. Er selbst kennt Grund und Ziel der rechten Willensführung, aus Gott zu Gott: er kennt den Weg, Christus: er kennt die Doppel-Aufgabe, die Persönlichkeit in sich selbst zu stärken und zugleich für die Gemeinschaft offen zu machen. Er kennt die drei Willen, die hier in Frage kommen: zuerst ist es der schöpferische und leitende Wille Gottes: sodann der oberste Wille des menschlichen Geistes, der von Gott innerlich gebrochen werden muß, um heilig zu werden, und dann in Gott stark, um unüberwindlich zu sein: er kennt auch den dritten Willen, den Sohn dieses leitenden Willen im Menschen, der täglich auf die Probe gestellt wird, ob er dem heiligen Willen gehorsam ist und sich mächtig erweist, Welt und Fleisch sich unterthan zu machen. Er kennt aber ebenso die Einflüsse von Sitte und Unsitte, von Lehre und Reiz. Und nicht dies allein: er weiß auch die Wahrheit mild auszusprechen, mit Maaß und Billigkeit, weit schonender, als es in dieser Anzeige geschieht. Und gerade dadurch gelingt es ihm, seine Leser anzuregen, zu gewinnen und bildend auch auf ihren Willen einzuwirken, ohne sie durch Schärfe zu verletzen. Denken wir uns eine Versammlung von Männern und gebildeten Frauen, die etwa in einer Festzeit sämmtlich dieses Büchlein gelesen und nun zu einem Liebesmahl vereinigt sind. Einer unter ihnen erwähne nur den gelesenen Vortrag und es werden sich bald daraus die fruchtbarsten Gespräche und Wechselreden entwickeln. Und das ist der Charakter dieser Schrift, nicht nur gedankenreich, sondern auch Gedanken erzeugend zu sein. Die Samenkörner aller wahren, richtigen und heilsamen Gedanken, die sich daraus entspinnen, wird man nach den gepflogenen Verhandlungen in dem Vortrage selbst nun erst recht beachten und doppelt werth schätzen.

Weihnachtsbild.

Im Verlag von Küntzel und Beck (Wilhelmsstr. 115.) ist ein ansprechendes Weihnachtsbild erschienen. Wenn schon in früheren Jahren dergleichen Weihnachtsbilder, z. B. das schöne vom Maler Tiemann (jetzt zu haben bei dem Maler Siedmann, Ritterstr. 28), in der Ev. K. Z. angezeigt wurden, so verdient auch das vorliegende Bild eine solche Anzeige. Die frühere Idee ist hier dadurch erweitert, daß außer dem Transparentbild (Maria, Joseph und das Kind in der Krippe liegend) durch einen Aufbau einzelner Figuren ein belebter Vordergrund geschaffen ist (ähnlich einem kleinen Theater, in dem das Transparentbild den Hintergrund bilden würde). Das dürfte namentlich für Kinder recht anziehend sein.

Ref. kann nicht umhin, die Anschaffung eines solchen Weihnachtsbildes und damit verbunden kleine Liturgische Feiern recht an das Herz zu legen. Der Schatz an Weinachtsliedern ist so groß, daß in jeder größeren Familie, die Freude am Gesang hat, solche Feier sich herstellen ließe. Ref. hat sie gehalten bei Bescheerungen armer Kinder, hat sie in seinem Hause gehalten mit seinen Confirmanden oder auch mit Jungfrauen der Gemeinde an den Fest-Abenden. Da wurde von einzelnen Stimmen gesungen: „Vom Himmel hoch", V. 1 — 5. (Die Engel, die die Botschaft bringen), — dann setzten Alle mit V. 6 ein, wir traten den Gang nach Bethlehem an, — und wir schauten das Weihnachtswunder, indem wir die Weihnachtsgeschichte Luc. 2 vorlesen hörten. Als wir da das Kind im Geiste gesehen, beteten wir es an und sangen ihm Lob in dem: Gelobet seist du Jesus Christ. Das die einfache Feier. — Als der liturgische Chor seine kleine Weihnachtsbescheerung bei mir hatte, wurde mit Rücksicht auf geübte Stimmen die Feier erweitert. Beim Eintritt der Kinder ward auf dem Harmonium das reizende Pastorale aus dem Messias gespielt, dem schloß sich, von einem Knaben gesungen, das folgende Recitativ an: Es waren Hirten ꝛc. (jeder Knabe, der Stimme hat, kann es leicht lernen), — am Schluß setzte der ganze Chor mit dem durch die Liturgie ihm wohl bekannten Gloria in excelsis ein, — und dann ging die Feier weiter wie oben bei: Vom Himmel hoch, V. 6. Bei all' diesen Feiern prangte allgemein sichtbar ein erleuchtetes Weihnachtsbild. Bei den Bescheerungen mußte der Christbaum außer ihm leuchten; sonst war es der einzig helle Punkt in der dunkeln Stube. Die Augen mußten sich dahin richten. Das Bild setzte den Feiern die Krone auf. Manches Auge strahlte so, daß man wohl ahnte, es schaute über die Jahrtausende hinweg in die Krippe hinein und vielleicht hat mancher, Groß und Klein, an jenen Abenden das Gebet gelernt und seitdem nimmer vergessen: „Ach mein herzliebes Jesulein, mach dir ein rein sanft Bettelein, zu ruhn in meines Herzens Schrein, daß ich nimmer vergesse dein."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 8. December. № 98.

Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen.

Die Zeit der Separation und der Erweckung in der Gemeinde.

(Fortsetzung.)

Um die Zeit der größten Aufregung der Gemüther wurde ein entschieden lutherisch gesinnter, sehr begabter und aufrichtig frommer Mann in die Gemeinde berufen, in der die Separation am weitesten um sich gegriffen hatte, und ich erhielt das Pfarramt in der nahe gelegenen kleinen Stadt, in der gleichfalls Ehrenström immer mehr Anhang gewann, der jedoch zu der Zeit meiner Uebernahme des neuen Amtes sich noch nicht von den Breslauern losgesagt und die Auswanderung vorbereitet und eingeleitet hatte. Wir fühlten beide die große Schwierigkeit der Aufgabe, die uns gestellt war, fanden jedoch in den gemeinsamen Leiden, Kämpfen und Arbeiten Muth und Trost durch das Gebet und Gottes Wort. Schon vor dem Anzuge erhielt ich Briefe ohne Namen, in denen ich gewarnt wurde die Stelle anzunehmen, weil das Licht dort aufgegangen sei und man die falsche Lehre erkannt habe. — Das Pfarrhaus hatte eine Zeitlang leer gestanden, und obgleich es sonst ein schönes Haus war, so machte es doch den Eindruck des wüsten und leeren. Meine Familie war noch zurückgeblieben, nur eines meiner Kinder war bei mir. Kein Mensch begrüßte uns, nur der Kantor kam, da es Sonnabend war, um für morgen die Lieder zu holen. Ich ging zu einer bekannten Familie, aber die Leute, die mir auf der Straße begegneten, dankten kaum, wenn ich grüßte, und am Abend wurden von unnützen Buben mehrere Steine durch die Fenster geworfen. Am Sonntag war die geräumige Kirche fast ganz leer, ich zählte 14 Zuhörer, aber unter diesen waren zwei, die mir schon lange dem Namen nach bekannt waren, die vor der Lutherischen Bewegung der Mittelpunkt des kleinen Häufleins gewesen, nun aber ganz verlassen waren. Sie hatten so lange den Aufreizungen und Versuchungen zum Austritt aus der Kirche Widerstand geleistet. Der Eine gehörte der Lutherischen, der Andere der im Orte vorhandenen kleinen Reformirten Gemeinde an; beide lebten in herzlicher Liebe und Eintracht mit einander in wahrer Union, obgleich jeder seiner Kirche treu blieb, und trauerten von Herzen über die eingetretene Spaltung. Meine Predigt handelte von dem Kreuze des Herrn, als der Summa alles Wissens und aller Kraft in seinem Reiche. Als der letzte Vers gesungen war, kamen diese beiden Männer sehr ernst und feierlich in den Pfarrstuhl und sprachen: „Wir fragen Sie vor Gott dem Herrn, ob es wirklich in der Landeskirche erlaubt ist, so zu predigen, wie Sie eben gethan haben, und ob Sie, wenn ein Glied der Behörden oder des Consistoriums in der Kirche gewesen wäre, ohne Gefahr der Absetzung auch dasselbe hätten sagen dürfen?" Ich war zuerst erschrocken über das Mißtrauen der Männer, das sie gegen das Kirchenregiment hegten, so arg hatte ich es mir nicht gedacht; ich faßte nach der Bibel, die vor mir lag, hob sie in die Höhe und wiederholte, was ich auf der Kanzel schon gesagt hatte, daß ich, so weit meine Erkenntniß reiche, durch des Herrn Gnade nichts verschweigen und nichts hinzusetzen wolle zu dem, was der Mund des Herrn geredet hat. Die Männer falteten die Hände und der Eine, ein kleiner Mann mit lebhaftem Blick, sprach: So segne denn Gott Ihren Eingang bei uns! — In dem einen Filiale war die Kirche ziemlich besucht, in dem andern aber sehr leer.

Die erste Zeit in den neuen Gemeinden war so reich an allerlei Ereignissen, daß ich nur noch eine klare und bestimmte Erinnerung von einzelnen Dingen habe, ohne genau die Zeitfolge angeben zu können. Anonyme Briefe gingen reichlich ein und wurden oft in der Halle vor meiner Thür gefunden. Bald wurde ich ein Lügenpriester, ein Diener des Baal, ein stummer Hund u. s. w. gescholten, dann wurden wieder einzelne Bibelstellen, die besonders oft von den Separirten angeführt wurden, in Abschrift mir zugeschickt, z. B. Wer mich verläugnet vor den Menschen, den will ich wieder verläugnen vor meinem himmlischen Vater, — Wer ein anderes Evangelium predigt, der ist verflucht, — Wie stimmt Christus und Belial? — Gehet aus von ihnen und sondert euch ab ꝛc. oder: verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt ꝛc. Noch andere enthielten Fragen, z. B. das Bischen Brot schmeckt doch wohl zu schön? wer aber die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters, — wenn Sie die Wahrheit erkannt haben, wie können Sie in der falschen Kirche bleiben? aber die Einkünfte der Stelle, die halten sehr fest; was hülfe es aber dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele — oder: In dem Hause wohnt es sich freilich besser als im Gefängnisse, doch im Himmel ist es auch besser als in der Hölle, wer

aber des Herrn Kreuz nicht trägt, kann doch nicht sein Jünger sein. —

Besonders aber war es die neue Agende, die das größte Mißtrauen erregte, oft wurde ich aufgefordert, sie zurückzuschicken und die Kirche von falscher Lehre zu reinigen; und je mehr ich behauptete, daß ich der Lutherischen Kirche angehöre, desto mehr plagte man mich mit einzelnen Stellen der Agende, in denen die Lutherische Lehre abgeschwächt ist. Ich ging bei dem Gebrauch der Agende davon aus, daß sie von dem Hochseligen Könige gegeben sei, um der bodenlosen Willkür und Zuchtlosigkeit zu steuern, nicht aber, daß sie eine Zwangsjacke für gläubige Pastoren sein solle. Es hat gewiß nicht in der Absicht des hohen Herrn gelegen, daß daraus ein Pressen auf Sylben und ein Buchstabendienst entstehen solle. Ich gebrauchte daher nur solche Gebete und Formulare, die den alten Lutherischen Ausdruck enthielten, und suchte so die Leute mit dem Buche möglichst auszusöhnen, zumal da mir gestattet war, bei den Sakramenten die älteren Formulare zu gebrauchen. Wenn die Versicherung ernstlich gemeint ist, daß in der Union beide Kirchen im Frieden neben und mit einander leben sollen, so muß auch jede das Recht haben, ihr Bekenntniß zum vollen und ganzen Ausdruck zu bringen. Der Hochselige König wollte dem Unglauben Schranken setzen, aber nicht das Bekenntniß des Glaubens dämpfen und abschwächen. Die mechanische Behandlung durch die Hände Solcher, die kein Herz für die Kirche hatten, hat die Absicht des edlen Herrn vereitelt.

Bald nach meinem Anzuge hieß es an einem Sonntage: heute kommt Ehrenström. Am Nachmittage strömten die Menschen von allen Seiten herbei, zu Wagen und zu Fuß; mehr als 1000 Menschen drängten sich auf dem Markte zusammen. Die große Begabung des Mannes und die Verfolgungen, die er gelitten hatte, umgaben ihn mit einem Ansehen und hüllten ihn in einen Heiligenschein, daß er förmlich verehrt wurde, und was er redete, das galt wie vom Himmel herab geredet. Wir Lutheraner sind die wahre Kirche des Herrn und haben seine Verheißungen, wir sind die Auserwählten, wir sind die Kreuzträger, die einst Kronen tragen werden. Dann wieder das alte Lied von der Unirten Kirche, in der nur Menschenlehre zu finden sei, in der es keine Vergebung der Sünden und kein Sakrament gebe. Wer selig werden will, muß zu uns kommen. Am Schluß der Predigt wurden die Namen derer verlesen, die in der letzten Zeit zur Gemeinde übergetreten waren, und für sie gebetet, aber auch für die, welche schon überzeugt wären, daß sie in der falschen Kirche keinen Frieden finden könnten, die aber noch zu sehr das Kreuz und die Schmach scheueten. Zum Schluße wurde von der großen Versammlung mit gewaltiger Stimme und unter großer Bewegung gesungen: Ein feste Burg ist unser Gott ꝛc. — In der folgenden Woche erhielt ich mehrere Absagebriefe, die alle etwa so lauteten: „Weil ich gerne möchte selig werden und weil in der ruinirten Kirche Gottes Wort verdunkelt ist, darum sage ich mich los von der falschen Kirche und will zur Lutherischen Kirche zurückkehren." Einige brachten solche Zettel auch persönlich und sprachen sich zum Theil in herausfordernder und beleidigender Weise aus. Zuerst gab ich mir Mühe, die Leute zu belehren, aber sie waren so gut instruirt, daß alles Reden ganz vergeblich war. Sie sagten: ist die Reformirte Kirche die wahre Kirche, so müssen wir Alle reformirt werden, hat aber Luther Recht, so wollen wir auch dabei bleiben, er hat sich aber nicht mit den Reformirten vereinigen wollen und war doch in Gottes Wort besser gegründet, als das Consistorium und die Regierung, ja besser als der König von Preußen. Es giebt nur einen Weg zur Seligkeit und der muß klar und hell in der Kirche gelehrt werden. Wer reines Wasser trinken kann, wird kein unreines annehmen. — Wenn ihnen entgegengehalten wurde, daß durch die Union die Confession nicht aufgehoben sei, so wiesen sie auf die Agende hin, in der alles so eingerichtet sei, daß die Reformirten damit auch könnten einverstanden sein; so lange die Agende in der Kirche sei, könne ein ordentlicher Lutheraner ohne Verläugnung nicht darin bleiben. Und wenn gesagt wurde, daß die Union nur ein Ausdruck der Liebe und Mäßigung zwischen beiden Kirchen sei, dann wiesen sie spöttisch auf die Bajonette und Säbel, die in Schlesien zur Anwendung gekommen wären, und auf die Auspfändungen und die Gensd'armen hin und sagten: das ist die unirte Liebe und Duldung. Bald mußte ich mich überzeugen, daß diejenigen, die einmal von dem Geiste der Separation ergriffen waren, sich nicht mehr halten ließen und daß alles Reden vergeblich sei. Es war sehr schmerzlich mit anzusehen, wie einer nach dem andern wegging, und es war vorauszusehen, daß nur die übrig bleiben würden, die kein Interesse für Gott und sein Wort hatten. Ehrenström rief laut in die Welt hinein: Wir sind die wahre Kirche, und wenn wir uns auch nur unter freiem Himmel und in Hütten versammeln, so ist doch der Herr bei uns; in der Unirten Kirche herrscht der Tod, der Gott der Pfaffen ist ihr Bauch, und daher können sie auch keiner armen Seele helfen. Wenn sie uns auch die Kirchen, die unsere Väter erbaueten, geraubt haben und wir in den Scheunen Gottesdienst halten müssen, so ist die wahre Kirche in der Scheune. Sehr traurig sah es auch in der Schule aus, in einer Klasse, in der 80 — 90 Kinder sein sollten, fand ich nur 7. Obgleich die Lehrer geschickte und befähigte Männer waren, so war doch das Geschrei, daß die Lehrbücher in der Schule verfälscht wären, daß in den Lesebüchern Fabeln statt Gottes Wort und Lügen statt der Wahrheit ständen, allgemein verbreitet. Die Lautirmethode gab Veranlassung zu dem Gerücht, die Kinder müßten in der Schule Töne hervorbringen, bald wie die Katzen, bald wie die Bären und Schweine, und würden nicht in der Weise der Väter unterrichtet, sie würden in der Schule nicht zu Menschen erzogen, sondern zu Thieren, müßten brummen und knurren und miauen lernen. Das sei die Folge des Abfalls von dem alten Glauben, daher müßten die Kinder auch neben den alten Liedern Schelmstücke singen; damit bezeichneten sie jedes Lied, das nicht im Gesangbuch steht, z. B. Heil dir im Siegerkranz, oder: Es blasen die Trompeten u. dgl.

Alle Belehrung half nichts, denn immer kam die Frage wieder: wozu ist das Alles, sind unsere Väter nicht auch kluge Leute gewesen, die auch selig geworden sind, ohne dergleichen Narrentheidinge? Wir wollen, daß unsere Kinder in Gottes reinem Worte unterrichtet werden u. s. w. Die Separirten gründeten, nach eingetretener Duldung der weltlichen Obrigkeit, mit großer Opferwilligkeit eigne Schulen für ihre Kinder. Aber auch nach der Auswanderung unter Ehrenström waren die von der Polizei zurückgewiesenen Separatisten nicht zu bewegen, ihre Kinder in die Ortsschule, die sie auch unirt nannten, zu schicken. In Wallmow sollte wider den dringenden Rath des Pastors eine arme Wittwe polizeilich dazu gezwungen werden. Wirklich erschien der Gensd'arm in voller Waffenrüstung und holte zu großem Aufsehn im Dorfe den geduldig folgenden Knaben und führte ihn in die Schule, wo ihn der brave, fromme Lehrer freundlich aufnahm, aber er kam Nachmittags nicht wieder. Diese Scene wiederholte sich acht Tage lang zur Belustigung des Dorfs. Der Gensd'arm blieb weg und der Knabe auch. Die Nachsicht, die gegen sie geübt, und die Freiheit, die ihnen gestattet wurde, kam zu spät und vermehrte ihren Trotz. Wenn man von Anfang an sie anders behandelt hätte und wenn der Minister v. Altenstein sich ihrer, die es doch ernst und treulich meinten und ursprünglich leicht wären zufrieden zu stellen gewesen, so angenommen hätte, wie man sich jetzt der Lichtfreunde und Dissidenten annimmt und sie gegen kleinliche Quälereien der Polizei schützt, so wäre es nie zu solchem Unverstand und Fanatismus gekommen. Was man jetzt den offenbaren Feinden der Kirche gewährt, das wurde damals denen verweigert, die wirklich um die reine Lehre, wenn auch oft mit Unverstand, eiferten. Die Separirten hatten das Gefühl, daß ihnen großes Unrecht angethan sei, daß sie aber durch ihre Willigkeit, alle Leiden und Verfolgungen zu tragen, die Polizei und Gewalt ohnmächtig gemacht hätten, und daß die Einstellung der Zwangsmaßregeln nur erfolgt sei, weil man sich überzeugt habe, daß dadurch nichts ausgerichtet werde; daher gingen sie in ihren Forderungen immer weiter, und alle Concessionen, die ihnen gemacht wurden, wurden argwöhnisch und mißtrauisch verworfen. Sie erklärten immer lauter, daß die Kirchen ihnen, den treugebliebenen Lutheranern, gehörten, daß die Pfarr- und Schuldotationen ihr Eigenthum seien. Nachdem Ehrenström sich von den Breslauern getrennt hatte, suchte er seine Anhänger immer mehr an sich zu knüpfen und die Auswanderung zu einer Nothwendigkeit zu machen. Einige Male begegnete er mir auf der Straße, aber meine Anrede an ihn wurde mit dem übermüthigsten Spott und Hohn erwidert. Weil er erfuhr, daß ich mich um die Einzelnen in der Gemeinde bekümmerte und sie vor dem Austritt aus der Kirche zu warnen suchte, nannte er mich in seinen Predigten — des Satans Jagdhund und auch den Speckpriester. Er bezeichnete damit nicht den Umfang meines Leibes, der sehr bescheiden war und in der Angst und Sorge, die mich Tag und Nacht plagten, immer mehr abnahm, sondern die reichlichen Naturallieferungen, die zu den Einkünften meiner Stelle gehörten. Auch an die beiden früheren Stundenhalter machten sie sich heran und suchten sie zur Auswanderung zu bewegen. Zu dem einen kam sein Nachbar und Jugendfreund und forderte ihn auf, nun endlich von der falschen Kirche sich loszumachen und mit nach Amerika zu kommen, er antwortete: So lange noch in der Kirche Gottes Wort gepredigt wird, gehe ich nicht, wenn ich aber den alten Menschen könnte hier lassen und ihn nicht mitnehmen müßte nach Amerika, so wollte ich wohl gern mit euch ziehen.

Wenn ich jetzt auf diese Zeit zurück sehe, so erscheint sie mir freilich in einem anderen Lichte als damals, es ist immer schwer, verkannt und ungerecht beurtheilt zu werden, und für den Pastor ist es am allerschwersten, wenn er in der Gemeinde von denen verworfen wird, die die Barmherzigkeit des Herrn an ihrem Herzen erfahren haben, und wenn von allen Seiten Mißtrauen ihm entgegenkommt, seine Wirksamkeit unmöglich und seine Arbeit vergeblich macht. Je näher ich innerlich den Separirten stand, desto mehr beugte und betrübte mich ihre Unzugänglichkeit. Jeder neue Lossagebrief nagte an meinem Herzen und verscheuchte die Ruhe von meinem Lager. Jetzt bete ich an die wunderbaren Wege Gottes, die ich damals nicht begreifen konnte. Was ich jetzt thue, verstehst du nicht, du wirst es aber hernach erfahren, sprach der Herr einst zu Petrus, dennoch aber bleibt es schwer im Finstern zu sitzen und zu warten auf sein Licht. Die Kirche des Herrn ist da, wo Gottes Wort lauter und rein verkündigt wird und die Sakramente nach seiner Einsetzung unverfälscht verwaltet werden. Jetzt sehe ich ein wie der Herr nach dem Abfall der Kirche von seinem Worte ein Stück nach dem andern durch schwere Kämpfe ihr hat wiedergeben wollen. Durch den Kampf mit dem Rationalismus war es dringend geboten worden, sich tiefer und tiefer in die h. Schrift zu versenken und statt der Vernunft Gottes Wort wieder auf den Leuchter zu stellen. Durch die Union war der Kampf um die Bekenntnisse der Kirche und besonders um das heilige Sakrament des Altars entbrannt, und man darf nicht ungerechter Weise übersehen, wie viel man den treuen Zeugen verdankt, die die Union in eine andre Bahn gebracht haben. In der neuesten Zeit zwingt uns der Baptismus die Lehre von der Taufe gründlich zu behandeln und vergessene Wahrheiten wieder an das Licht zu ziehen. So führen Gottes Wege aus der Finsterniß zum Licht, und wie einst Joseph zu seinen Brüdern sprach: ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber hat es gut gemacht, so kann auch die Tochter Zion zu allen ihren Feinden sprechen. Der Rationalismus hat es hervorgerufen, daß die alte Fahne der Reformation, die Gerechtigkeit ohne Werke aus Glauben, wieder das Zeichen ward, um das sich die Gläubigen schaaren können und ihre Siege feiern. Die neuere Exegese ist aus der Bekämpfung der Rationalisten hervorgegangen. Die sehr vergessenen Bekenntnißschriften der Lutherischen Kirche sind in dem Kampfe um die Union wieder aus der Verborgenheit an das Licht getreten, und die reichen Schätze der Väter haben sich wieder aufgethan. Durch das

Studium der Geschichte der Reformation hat der frische Odem des Glaubens uns wieder angeweht und Luthers Lehre vom h. Abendmahl ist in der deutschen Kirche bei denen, die tiefere Bedürfnisse haben und nicht durch ihre Parteistellung gebunden sind, wieder die siegende über die entgegenstehenden Auffassungen. Die Aufgabe der Gegenwart ist den Baptismus zu überwinden, die Kirche soll wieder die Gnaden- und Heilsgüter erkennen, die ihr in dem Sakrament der h. Taufe verliehen sind. Ist doch bei Vielen die Taufe nur noch ein Familienfest, oder wie unklar und dunkel gesagt wird, eine Weihe für's Leben. So gehen Gottes Wege darauf hinaus seine Kirche wieder durch Sakrament und Wort zu bauen. Die Wiedergeburt der Kirche aber kann nicht ohne Schmerzen und Wehen sein. Zu dem Begriff der Kirche gehört nothwendig auch das Kreuz des Herrn, und überall, wo alte Wahrheiten wieder zur Geltung sich durcharbeiten, oder neue Gestaltungen sich bilden wollen, müssen die Bekenner durch das Läuterungsfeuer des Kampfes und der Trübsal hindurch gehen. Diese Feuertaufe fehlt der Union seither gänzlich, sie ist durch das königliche Wort ins Leben gerufen, hat fort und fort den Schutz von oben her erfahren, unter ihrem Namen und angeblich zu ihrer Förderung ist viel Unrecht geschehen. Es kann aber noch einmal eine Zeit kommen, in der die Union zur vollen Wahrheit sich entwickeln wird, das wird die Zeit sein, in der die Frage an die Einzelnen heran treten wird: wer ist bereit um des Herrn Willen zu leiden und das Leben zu lassen. Dann werden alle die unirt sein, die um des Bekenntnisses Willen Schmach und Verfolgung getragen haben. Wenn auch die Gnade Gottes uns den Blick in die Zukunft nicht gegeben hat, so deuten doch die Zeichen der Zeit immer mehr hin auf die Entwicklung eines neuen Heidenthums, mag man es nun Bildung oder Civilisation oder Humanismus nennen, es kommt die Zeit, da Atheisten, Pantheisten, Lichtfreunde, Deutschkatholische und Reformjuden sich ihrer großen Einheit werden bewußt werden, und wenn auch die Toleranz das Feldgeschrei ist, so wird man doch die Kirche des Herrn nicht toleriren, sondern sagen: „wir sind die rechte Kirche". Wenn die Majorität der Stimmen erst eine volle und ganze Wahrheit geworden sein, und die Autorität von Unten alle Macht von Oben her beseitigt haben wird, dann wird der Abfall von dem lebendigen Gott und von dem Wort der ewigen Wahrheit sich wider die Kirche des Herrn aufmachen. Das Heidenthum aber, das jetzt hereinbricht und in den s. g. freien Gemeinden oder den Dissidenten nach Organisation, ja nach der Herrschaft im Vaterlande ringt und nur den blöden Augen unbedenklich erscheint, ist ein anderes, als es war in den ersten Tagen der Kirche, es trägt den Stachel im Herzen und muß darum desto ernstlicher hassen und verfolgen die, welche Treue bewahren. Dann wird man Niemand nach seinem Namen und Katechismus fragen, sondern die wahre Union der gesammten Christenheit auf Erden wird offenbar werden. Der Herr aber gebe zu der Zeit seiner Kirche rechte ehrliche Zeugen.

Es soll mit diesem Blicke in die Zukunft der Kirche nicht die Treue gegen das Bekenntniß der Lutherischen Kirche gelockert werden, denn dann wird gerade dies Bekenntniß das Panier sein, darum sich alle schaaren werden, weil es eben das Bekenntniß zu dem ewig bleibenden Worte der Wahrheit ist, das den Untergang von Himmel und Erde überdauert.

Die Zukunft liegt in des Herrn Hand, und wir wissen, daß alle seine Gerichte zum Verderben seiner Feinde und zur Verherrlichung seines Reiches dienen müssen, er hat mit den Seinen nicht Gedanken des Leides, sondern des Friedens. Wie wir aber in der Gegenwart uns zu stellen haben, das ist die Frage, die Jeder sich muß zu beantworten suchen, so daß er möglichst vor Sünden bewahrt bleibe. In allen kirchlichen Fragen ist die wahre Weisheit und Erkenntniß immer nur bei denen zu finden, die ein bußfertiges Herz haben. Nun ist es freilich immer schwer seinen Gegnern Buße zu predigen, desto nöthiger ist es aber, daß man es bei seinen Freunden treulich thue, — daß man in wahrer Buße sein eigen Herz täglich beuge und dann zusehe, wie man den Splitter aus des Bruders Auge ziehe. Abgesehen davon, welche Stellung man zu der Union einnimmt, so müßten eigentlich selbst die eifrigsten Anhänger derselben auch zugeben, daß die Einführung und Durchführung derselben in den verschiedenen Stadien und Wandelungen, die sie durchgemacht hat, eine Geschichte giebt, deren sie eben nicht sehr sich zu rühmen hat. Der Indifferentismus der Geistlichen und der Tod in den Gemeinden hat sie mit und ohne Bewußtsein angenommen. Wenn sie auch in dem Herzen eines wahrhaft edlen Königs geboren war, so fiel sie doch gleich in die Hände Solcher, denen die Gunst des irdischen Königs viel mehr galt, als die des Hauptes der Kirche. Augendiener und Büreaukraten wollten im Fleisch mit Gewalt machen, was sich nur in der freien Liebe vollbringen läßt. Die Aussicht oder Hoffnung auf Ordensverleihungen und Beförderung rief die befriedigendsten Berichte hervor, und nach den Listen und Tabellen war sie, oft freilich hinter dem Rücken der Gemeinden vollzogen. In einigen Städten wurde sie durch Aufzüge und Feste von denen gefeiert, die sonst wenig mehr sich um die Kirche bekümmerten. Es ist ein sehr bedenkliches Zeichen, daß die Union besonders auch von den Kindern der Welt so freudig begrüßt wurde, und daß sie bis auf den heutigen Tag für Viele als eine Fahne des Liberalismus in der Kirche gilt. So könnte man auch wohl die Unionisten bitten, nicht so gar sehr selbstgerecht und vornehm auf die armen Confessionellen herabzusehen und nicht immer auf sie so sehr zu schelten, sondern auch ein wenig der Sünden zu gedenken, die unter dem Namen der Union geübt worden von der Zeit an, als die Lutheraner verfolgt und vertrieben wurden, und bis auf diesen Tag, da man sie um die willkürliche Gunst der Concessionen bitten läßt und daran Bedingungen knüpft, die wohl der Lutherischen Confession Raum gewähren, aber doch die Existenz der Lutherischen Kirche in Frage stellen. Vor allen Dingen aber kommt es darauf an,

Beilage.

daß die confessionell gerichteten Brüder ihre Seele vor Bitterkeit bewahren und sich im Bewußtsein der klaren Stellung, die sie einnehmen, an die Verheißungen Gottes halten, die er reichlich seiner Kirche gegeben hat und die Ja und Amen sind; die Versuchung zur Bitterkeit liegt sehr nahe, denn es ist schwer wie ein geduldeter und unbequemer Gast im alten lieben Vaterhause zu leben. — Je mehr die Unionisten sich auf Cabinetsordres oder gar in ihren letzten Ausläufern auf die Zeitforderung und Zeitströmung berufen, desto mehr müssen sie ihre Füße auf den Felsen stellen, der nicht wankt. Es liegt aber im alten Menschen ein Gelüst zur Opposition, und der Zeitgeist neigt sich sehr dahin seine eigenen Wege zu gehen. Darüber aber sollen Christenleute besonders wachen, daß sie sich von den Modesünden der Zeit suchen frei zu halten. Es wird den Confessionellen oft vorgeworfen, daß sie hochmüthig wären, aber der Hochmuth wohnt nur bei denen, die der Subjectivität dienen; wer sich dagegen in allen Dingen unter Gottes Wort und die Ordnungen der Kirche beugt, der kann wohl kühn und getrost sein, aber hochmüthig nimmermehr. In der Evangelischen Kirche giebt es keine andere Autorität als das Wort Gottes und die Bekenntnisse der Kirche, das Kirchenregiment selber steht nicht darüber sondern darunter, und wenn es davon weichen sollte, so kann denen nicht Hochmuth vorgeworfen werden, die um des Gewissens willen sich auf das klare und helle Wort Gottes und die Bekenntnisse der Kirche berufen, sondern hochmüthig sind die, die sich über Gottes Wort erheben und das klare Wort der Schrift so deuten wie es ihnen und dem Fleische bequem ist. Uebersehen darf man dabei nicht, daß durch die Union eine Unklarheit der Verhältnisse eingetreten ist, aus der die Kirche sich erst wieder heraus arbeiten muß; wir müssen in Geduld und Treue auf der Stelle arbeiten, die uns angewiesen ist, mit unserm Gebete die umgeben, die der Herr in unsern schweren und bösen Tagen an das Steuerruder gesetzt hat, und nicht vergessen mit allem Ernst und aller Treue der Obrigkeit unterthan zu sein, damit wir das Regiment der Kirche lieben und ehren, wie es Gottes heiliger Wille ist. Es ist eine unbillige Forderung von seinem beschränkten Standpunkte aus zu verlangen, daß Alles geschehen solle wie es vor Alters Recht war. Die Union hat zwar nicht eine Achtung gebietende Geschichte von mehr als 300 Jahren hinter sich wie die Lutherische Kirche, aber sie existirt nun doch einmal, sie hat den mächtigen Schutz der Obrigkeit für sich, und hat auch hier und da wirklich festen Fuß gefaßt, und wenn ihre Geschichte auch ein Weg durch die Wüste ist und wenn sich auch viel Menschliches und viel Fleisch damit verbunden hat, so ist doch zuletzt die wahre Union das Ziel der gesammten Christenheit, dem wir im Glauben entgegen harren. Es ist dem Herrn ein Kleines solche Entwicklungen herbei zu führen, daß auch das, was vor unsern Augen jetzt noch Finsterniß ist, zum Lichte sich wendet. — Niemand kann glauben, daß er durch Streiten und Disputiren helfen und Andere gewinnen könne, sondern es ist Zeit in der wahren Buße sich zunächst zu uniren. Wo man wirklich ein in der demüthigen Buße stehendes Herz findet, da hebt die Union an, und wer ihr dienen will und wer sie ehrlich liebt, der erkenne seine eigene Sünde und kämpfe ernstlich gegen sein Fleisch und Blut, und wenn zwei zugleich rufen: Gott sei mir Sünder gnädig, dann fällt die Scheidewand und der eine Seufzer verbindet fester als alle stolzen Formeln. Diejenigen hindern daß die Union ihren Sieg erringe, die mit Worten und Ausdrücken feilschen und handeln und die das alte Haus eher wollen einreißen, ehe das neue gebaut ist. Die die Freiheit und die Rechte der alten Bekenntnisse eher wollen abschwächen und untergraben, bevor ein neues Bekenntniß zu der alten und vollen Wahrheit — nicht gemacht, sondern geboren ist, und der Lutherischen Confession nur durch kümmerliche Concessionen eine Existenz gestatten wollen, sind die Feinde der wahren Union. Vor allen Dingen sollen die, welche die Confession der Kirche lieben, auch die Liebe gegen alle Kinder Gottes auf Erden beweisen und nicht verachten, was Gott erwählet hat. Es ist des Streitens und Haderns genug, lasset uns wetteifern in der Liebe, aber nicht die Wahrheit verleugnen. Je klarer du aber die Wahrheit erkannt hast, desto stärker soll auch deine Liebe sein. Wer im Glauben recht treu ist, kann ein recht weites Herz in der Liebe haben. Nicht dadurch, daß wir die alten Bekenntnisse der beiden sich so nahe stehenden Kirchen abschwächen und mühsam nach dem Consensus suchen, kommen wir zum Ziele, sondern nur dadurch, daß wir im Kampf und im Leben Ernst machen mit dem Gehorsam unter Gottes Wort, den beide Kirchen fordern, werden wir gegen den Einen Feind, der in unsern Tagen sein Haupt mit großer Frechheit erhebt, uns der großen Einheit bewußt werden. Die Union aber mit der weltlichen Macht, oder mit der falschen Gott entfremdeten Wissenschaft, oder mit dem selbstgerechten Geiste der Zeit, kann nimmermehr die Lutheraner und Reformirten vereinigen, die Liebe läßt sich nicht gebieten, auch durch keinen Zwang herbei führen, sie ist ein freies Geschenk, das ein bußfertiges Herz dem andern willig und gerne darbringt, denn der Herr spricht: bei den geschlagenen und geängstigten Herzen will ich wohnen, und wo Er kommt, da bringt er seinen Frieden, der höher ist denn alle Vernunft. Keine Macht der Welt, keine Klugheit ihrer Weisen kann die Herzen vereinen, das kann allein die Gnade des Herrn, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, der sie zusammenzieht und verbindet unter seinem Kreuze, da wehet allein die Luft des Friedens. So hat es der Herr gethan in der

Zeit des Befreiungskrieges als die drei nun seligen Fürsten zusammen ihre Kniee beugten, für den großen Sieg dem Lenker der Schlachten zu danken, und den h. Bund schlossen, der natürlich dem Teufel und der Welt ein großes Aergerniß war, weil er sich auf Christum gründete. Die Union vor der Union war die rechte, sie war lebensvoll und von Oben gewirkt. Die kirchliche Obrigkeit hätte nichts besseres thun können als gewähren lassen und treulich sorgen für fromme Diener in Kirchen und Schulen. Es zeigt die Erfahrung, wie in der finstern Zeit in Pommern und in der Mark und auch anderwärts ein gläubiger Pastor gesucht und geliebt wurde, und wie die Leute Meilen weit herbeizogen ihn zu hören. „Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein." Die Maßregeln der Gewalt und Klugheit machten die Separation. Auf die erzwungene Union pochten bald die Lichtfreunde, die das Licht der Welt hassen, und die Protestantische Kirchenzeitung pocht noch jetzt darauf. Das stille Bauen auf den gelegten Grund und das Harren auf die Gnade, die die Kirche schützt, das bringt Frieden und Einigkeit. Gewalt und diplomatische Klugheit, gleichviel woher sie kommen, ob von Rom oder Berlin, bringen über die Kirche Noth und Spaltung. —

So traurig auch der Verlauf der Bewegungen und Kämpfe in der Uckermark war, so folgte doch auf den Sturm ein erquickender Regen. Nachdem die Auswanderung mit ihren herzzerreißenden Scenen beendigt war, galt es zunächst die Zurückgebliebenen zu gewinnen. Bald kam ich zu der Ueberzeugung, daß die Behandlung der Separirten je nach ihrer Stellung und ihrer Entwicklung eine verschiedene sein müsse. Die Einen waren auf dem Wege des Verstandes und in der Einsicht, daß die Union eine Verletzung des Rechts der Lutherischen Kirche sei, in die Separation hineingezogen, die Andern dagegen waren von der Unruhe und Sorge geplagt und gequält, daß die Union die reine Lehre verdunkle und daher der Seelen Seligkeit nachtheilig und gefährlich sei, sie konnten nicht begreifen, weshalb man durchaus sich uniren solle, da die Reformirten doch ganz in getrenntem Zustande blieben und von ihrem eignen Pastor versorgt wurden, und selbst, wenn ihnen das heilige Abendmahl gereicht wurde, dazu nicht einmal den Altar benutzten, sondern zu dem Zwecke einen eigenen Tisch in die Kirche trugen. Sie meinten, es müsse irgend eine andere Absicht dahinter liegen, weshalb man die Lutherische Kirche nicht mehr in ihren alten Bekenntnissen und Rechten wolle bestehen lassen. Die Furcht vor der neuen Agende war so gesteigert, daß sie mit Sorgen und Angst erfüllt wurden, wenn sie sie sahen. An die Ersteren war nicht heranzukommen, sie waren voller Haß und Bitterkeit, und es blieb nur übrig sie gehen zu lassen und zu warten, bis sie von selber kamen. Sie waren den Gefahren und Versuchungen, die in der Separation lagen, unterlegen, der Hochmuth hatte ihre Seelen verblendet, das innere Glaubensleben hatte bei ihnen Schaden genommen, sie waren von der Hauptsache in der Heilslehre, von der Buße und dem gerechtmachenden Glauben

auf die dürren Steppen der Differenzlehren zwischen Lutherischen und Reformirten hingedrängt, ohne in die Tiefe eindringen zu können. Auf Belehrung und Warnung ließen sie sich nicht ein und antworteten: „Wir sind unstudirte Leute, wir können nicht disputiren, wollen aber mit der Agende nichts zu thun haben und lutherisch bleiben." Die Letzteren dagegen waren des Trostes bedürftig und hörten gerne Gottes Wort, nur ein sehr großes Mißtrauen hielt sie zurück, das sich erst nach und nach überwinden ließ, dadurch daß man ihnen brachte und gab was ihr Herz verlangte. Im Ganzen war die Separation zum Stillstande gekommen und erhielt erst wieder frisches Leben durch die zu beklagenden Resultate der General-Synode von 1846, die freilich sehr bald zu den Acten geschrieben und ohne weitere Folgen den Weg alles Fleisches gegangen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Rom.

Das Fest der unbefleckten Empfängniß.

(Schluß.)

Steht dieser Act der Marienanbetung etwa vereinzelt da? Unter manchem Madonnenbilde in Rom steht nicht: Bitte für uns, sondern: Heilige Maria, erbarme dich über uns! Das ist doch selbst nach Römischer Lehre eine Bitte, die man nur an den lebendigen Gott richtet. Und wie redet doch das Volk: Die Madonna, oder nach jetzigem allgemeinen Sprachgebrauch die immaculata, soll mir dies oder das thun, mir dies schenken, mich vor jenem behüten. Der Reisende befiehlt sich *ihrem* Schutze, der Vetturino ruft zu glücklicher Fahrt *ihren* Beistand an, fängt freilich auch, wenn trotzdem die Wege grundlos sind, die Pferde ermüden oder fallen, auf sie zu schelten an und ihr die Gelübde zu verweigern. Ein Bekannter in Irland erzählte mir einmal, er habe einen Knaben aufgefunden, der nie in seinem Leben von Gott dem Vater und dem Herrn Christus etwas gehört habe; aber die heil. Jungfrau habe er sehr wohl gekannt, zu ihr Morgens und Abends gebetet. Der Knabe hat gewiß unter dem Römischen Volk viele seines Gleichen. Und ist es das Volk allein, das so crassem Mariendienst verfallen ist? Vor einigen Jahren brach bekanntlich bei einem Besuch in S. Agnese der Papst sammt Gefolge mit der Decke ein. Er ward fast wunderbar vor jedem Unfall bewahrt. Wem dankte er die gnädige Bewahrung? Die immaculata hatte ihn bei dem Fall gehalten zum Dank, daß er ein Jahr zuvor sie als immaculata der Christenheit proclamirt hat. Bei der Kirche ist seidem ein Votivbild aufgestellt. Die heil. Jungfrau, gefolgt von S. Peter und der heil. Agnes, ist darauf zu schauen, mit ihren Armen den fallenden Papst aufhaltend.

Wir sehen aus dem Allen — und wie viel mehr kann jeder, der in Römisch-Katholischen Ländern geweilt hat, von dem

mit der Maria getriebenen Cultus erzählen, — bis zu welchem Grade die Anbetung der Maria in der Röm. Kirche um sich gegriffen hat. Wir sehen aus den Erfolgen, daß es seit der Reformation ihr und besonders der Jesuiten eifrigstes Bestreben ist, grade ihre Irrlehren am eifrigsten in der Lehre zu betonen und im Glauben ihrer Glieder am festesten zu pflanzen. Knüpfen wir z. B. noch einmal an die vorhin geschilderte Processionsfahne an. Bei ihrem Anblicke erinnerten wir uns an eine Processionsfahne, die im 16ten Jahrhunderte für die Marienfeste gemalt worden war. Der Maler war Rafael, die Fahne ist die berühmte Sixtinische Madonna in Dresden. In künstlerischer Beziehung die beiden zu vergleichen, kann Niemand in den Sinn kommen. Aber in dogmatischer Beziehung. Rafael's Madonna schwebt in der Glorie, sie hält aber in den Armen den Knaben, aus dessen Angesicht dem Beschauer das Wort entgegenstrahlt: Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. Auf der neuen Fahne ist auch ein Weib in der Glorie, aber der Knabe auf ihrem Arm fehlt. Sie verlangt selbständige Anbetung von den Heiligen zu ihren Füßen, von dem Volk, dem sie gezeigt wird. Diese Beobachtung brachte mich auf den Gedanken, daß eine genaue Erforschung der Geschichte der Marienbilder eine interessante Beschäftigung sein dürfte. Es würden sich wahrscheinlich 3 Perioden ergeben. Die alte christliche Kunst kennt wohl nur solche Bilder, wo die Madonna mit dem Kinde auf dem Arm dargestellt wird. Anders kommt sie in den Katakomben, anders auf den alten byzantinischen Mosaikbildern in den Kirchen nie vor. In den Katakomben findet sich wohl eine weibliche Figur mit zum Gebet ausgebreiteten Händen. Die Jesuiten sollen eilig bei der Hand gewesen sein, dies als eine fürbittende Maria zu deuten; aber Cavaliere de Rossi hat, so viel ich weiß, den Beweis geführt, es könne dies nur eine Personification der Kirche sein. Maria ist in diesen Bildern nur die Nebenperson. Der Blick soll sich auf das Kind richten, die Anbetung ihm allein gelten. Im Mittelalter ändert sich die Sache. Es kommt *) in der Zeit S. Bernhard's eine ausschweifende Erhebung der Jungfrau Maria nicht nur unter dem Volke, und besonders unter den Mönchen, sondern auch bei den ausgezeichnetsten Lehrern (Bernhard) auf u. s. w. In dieser Zeit wird auch die Malerei, dem Verlangen, der Maria stets neue Ehren zu bringen, die Hand bietend, angefangen haben, den Act der Krönung und der Himmelfahrt Mariä darzustellen. Die wunderbar schöne Krönung von Fra Beato Angelico da Fiesole in einer Klosterzelle zu S. Marco in Florenz ist so vollendet, daß sicher schon lange vorher, also vielleicht zu S. Bernhard's Zeiten, das Sujet bearbeitet worden war. Bei beiden Acten natürlich ist Maria ohne Kind. Aber der, der ihr Kind war, ist noch nicht in den Hintergrund getreten. Entweder er ist auf dem Bilde gegenwärtig als der sie krönt, als der Herrscher des Reichs, darin sie auch thront (Rafael's Disputa), — oder wenigstens lassen die Bilder von Mariä Himmelfahrt, z. B. der Tizian in Venedig, den Beschauer nicht einen Augenblick zweifeln, daß sie zu ihm auffährt. Die Bilder dieser Periode möchten wir als die charakterisiren, wo Christus noch die Oberherrschaft hat, wo aber Maria anfängt, die Mitregentschaft zu übernehmen. Erst die neuere, sonderlich die allerneueste Zeit seit der Proclamation des neuen Dogma's liefert mit Vorliebe Bilder, wie das oben beschriebene, wo Maria ganz allein in der Glorie thront. Das sind Bilder, die dem Volk gefallen. Die Irrlehre ist, wenn auch nicht in der Lehre, so doch sicherlich in der Praxis, auf ihrem Gipfelpunkt angelangt. Maria ist die Himmelskönigin, hinter der im Bewußtsein des Volks Gott der Vater und der Sohn weit zurücktreten. Leider fürchte ich, daß ich mit diesen Worten die modernen Marienbilder nur zu richtig deute. Aber wie ist eine solche Verirrung, die schon aus den Bildern klar wird, gerade jetzt, wo dem Rationalismus, dem Atheismus, Materialismus begegnet werden soll, möglich? Den ostensiblen Grund gab uns neulich bei dem Besuche eines Klosters ein Mönch an. Gerade um den letzten entscheidenden Todesstoß dem Rationalismus zu geben, sei das neueste Dogma gegeben worden. Auf meine höchst erstaunte Frage: wie das hierdurch erreicht werden solle, entwickelte mein frate folgendes. Der Rationalismus gehe darauf aus, Christum als den Sohn Gottes zu läugnen. Nun habe die Kirche die Wahrheit an das Licht gebracht, daß seine Mutter unbefleckt empfangen sei. Wer könne nun noch daran zweifeln, daß diese unbefleckt Empfangene würdig gewesen sei, beschattet zu werden von der Kraft des Höchsten, wer zweifeln, daß eine selbst unbefleckt Empfangene Gottesgebärerin sei. Die unbefleckte Empfängniß der Mutter sei mithin das festeste Fundament für die Gottheit des Sohnes. Und dann fuhr er fort, mir zu sagen, was ich schon öfter in Rom gehört hatte, daß mit der Annahme dieses Dogmas den armen im Rationalismus ertrinkenden Protestanten die letzte Gnadenthür durch die Kirche geöffnet sei; sie verschmähen und ganz im Rationalismus und wer weiß wem unterzugehen sei eins. Er ward traurig, daß ich auf sein Argument so gar nicht eingehen mochte; ich wandte ihm noch ein, daß wenn es dem lieben Gott möglich gewesen wäre, aus diesem verderbten Geschlecht einen Menschen unbefleckt geboren werden zu lassen und sündenfrei zu erhalten, er wahrlich nicht hätte seinen Sohn vom Himmel in's Elend, Schmach und Tod zu senden brauchen; die Katholische Kirche, die jetzt lehre, daß ein Mensch durch sich selbst selig geworden sei, mache Christum unnütz und befördere den Rationalismus. Er ging nicht darauf ein; früher hätte man, wie z. B. St. Bernhard oder Thomas Aquinas darüber disputiren dürfen; jetzt, wo die Kirche, inspirirt durch den heil. Geist das Dogma gegeben, dürften ihre Söhne nicht daran mäkeln und zweifeln.

Der ganze Anblick des Mariencultus und gar diese Argu-

*) Vgl. z. B. Gieseler, K.-Gesch. II. 2. S. 467. 4te Aufl.

mente für ihn sind sehr traurig. Die Schattenseiten der Röm. Kirche werden so mächtig, daß man Mühe hat, der noch vorhandenen Lichtseiten sich zu freuen. Ein Gutes hat die Sache. Bei dem traurigen Zustande unserer Evangelischen Kirche möchte sich manches Auge nach Rom wenden, ob dort die bei uns vergeblich gesuchten Ideale zu finden seien. Wer aber möchte sich einer Kirche zuwenden, die ihm freilich mit pomphaften Worten namentlich durch den Mund von Convertirten das Finden aller vergeblich bei uns gesuchten Ideale verheißt, in der er aber solche Dinge mit in den Kauf nehmen muß?

Prachtbibel ohne Bilder.

Stuttgart, Verlag von S. G. Liesching. (Preis ungebunden 6 Rthlr. Schön gebundene Exemplare sind allezeit vorräthig.)

Der Name von Samuel Gottlieb Liesching hat schon seit Jahren sich einen guten Klang erworben. Der ehrenwerthe Mann will nur einen christlichen Verlag, er will der Kirche dienen, und er hat ihr bereits in eben solchem Grade gedient, wie Mancher, der in ihrem unmittelbaren Dienste steht.

Bilder finden sich in dieser Bibel nicht; die Sorge, die in andere Prachtbibeln auf diese, ist in unserer Bibel ganz auf möglichst schöne Herstellung des Textdrucks gewandt worden. Auf schönem, starkem und weißem Papier blickt uns eine Schrift entgegen, so deutlich, hell und klar, daß das Lesen schon um des Lesens willen eine Freude ist. Der Druck ist nicht sehr groß; wir glauben aber, daß er selbst für ältere Leute ebenso lesbar sein wird; die so hellen Buchstaben werden wahrscheinlich weniger vor den Augen verschwimmen, als große und nicht so helle. Um den Druck noch klarer und heller, und das Lesen dadurch angenehmer und leichter zu machen, sind — wie wir versichern können, mit dem besten Erfolge — die Parallelstellen weggelassen worden. Das Bedenken, daß Leser, die diese liebgewonnen haben, sie vermissen werden, löst sich dadurch, daß diese Prachtbibel weniger zum Forschen im Kämmerlein, als zum Vorlesen in Kirche und Haus bestimmt ist. Wenn wir so in Beziehung auf Textdruck und Anordnung dessen etwas Vollendetes finden, so fehlt dennoch die künstlerische Ausschmückung durchaus nicht. Sie beschränkt sich aber auf zwei Titelblätter, auf Initialen der einzelnen Bücher und ein schönes Widmungsblatt am Anfang. Die Titelblätter sind Holzschnitte nach Original-Zeichnungen von Oscar Pletsch in Berlin. In dem zum A. T. finden wir oben den Sündenfall, unten die Opferung Isaak's, links Mose, rechts David, in den 4 Ecken zwischen diesen 4 Bildern in Medaillonform die 4 großen Propheten. Das Arrangement ist in dem Titelblatt des N. T. dem entsprechend, oben Christus am Kreuz, dem Engel dienen, unten der Täufer, auf das Lamm Gottes hindeutend, links der des Himmelreiches Schlüssel hat, St. Petrus, rechts der Lehrer der Heiden, St. Paulus. In den Medaillons die 4 Evangelisten. Die beiden Titelblätter machen sowohl durch die schöne und sinnige Composition, als auch durch die edle, von aller modernen Effecthascherei freie, ja wir möchten sagen keusche Ausführung einen wohlthuenden Eindruck. Sie sind recht eigentlich im kirchlichem Styl gehalten. Dasselbe gilt von den Initialen. Die Buchstaben selbst, die sie umschlingenden Arabesken, die zart darin verwobenen auf den Inhalt des Buchs deutenden Symbole (z. B. bei IV. Mose die eherne Schlange, bei der Apostelgesch. die Taube, bei den 4 Evang. die Embleme der Evangelisten), — es ist uns, als hätten wir Alles in alten Bibeln oder Agenden und in schönen Missalen der Römischen Kirche schon einmal gesehen. — Ja die Bibel ist eine Prachtbibel, — aber ihre Pracht ist nicht der Goldflitter, den unsere Zeit anwendet, um damit die Augen zu bestechen, es ist eine solide, ehrenfeste, von Prunksucht weit entfernte Pracht. Je länger wir sie ansehen, desto mehr kommt sie uns vor wie der integrirende Theil einer schönen Gothischen Kirche. Es ist eine kirchliche Prachtbibel.

Wem sollen wir sie empfehlen? Das Widmungsblatt vorne, mit der edlen bunten Arabeskeneinfassung, muß jeden, der es anblickt, verlocken, sofort hineinzuschreiben: „Gestiftet für den Altar, die Kanzel der ... (folgt der Name der Kirche, in der man durch Wort und Sacrament gespeist wird zum ewigen Leben, und die man darum lieb hat)." Geistliche wollen ihrem Ephorus, Lehrer ihrem Schulinspector, Gemeinden ihrem Jubilar ein Andenken geben, — es soll ein solides Prachtstück sein, das auf Kinder und Kindeskinder sich vererbt, — das Widmungsblatt ist bereit, die Worte der Liebe und Anhänglichkeit aufzunehmen. Doch hauptsächlich und aufs Dringendste wollen wir diese Bibel den Vielen empfehlen, die jetzt anfangen zu sprechen: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen." Sobald dies unser Bekenntniß, sobald wir angefangen haben mit täglichem Hausgottesdienst, ist eine große, solide Prachtbibel an ihrer Stelle. Um sie als einen Mittelpunkt sammelt sich das Haus. In die weißen Blätter am Schluß werden die Familiennotizen eingetragen. Eine solche Bibel wird von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, und wie die fast für heilig gehaltene mächtige Familienbibel bei unsern Vätern oft das Mittel gewesen, christlichen Sinn durch manche Generation fortzupflanzen, so möchte die jetzt angeschaffte Familien-Pracht-Bibel auch dazu helfen, daß der in mancher Familie, namentlich der höheren Stände angefachte christliche Sinn darin erhalten bliebe.

Für die Kinderstube ist dann noch eine andere Bibel nöthig. Die Kinder, die um Vater und Mutter geschaart, aus ihrem Munde vom Herrn Jesus oder von Abraham, Jakob, Joseph vernehmen, müssen den Herrn Jesum, Abraham, Joseph auch sehen können. — Während für das Familienzimmer und die Hausandacht die Lieschingsche Bibel ohne Bilder, — das Heiligthum, das nur Vater und Mutter berühren dürfen, — ist für die Kinderstube eine Bilderbibel außerdem nöthig. Das Eine muß man thun, das Andere nicht lassen. Und da muß ohne Frage auf die beste, auf die Bilderbibel, nämlich die vom Evangel. Bücherverein herausgegebene, verwiesen werden. Sie verdient schon als Deutsches Kunstwerk die allgemeinste Verbreitung, wie vielmehr als wirksames Förderungsmittel der Frömmigkeit namentlich bei der Jugend. Der unglaublich billige Preis sollte sie noch in viel mehr Häuser einkehren machen denn bisher.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 12. December. № 99.

Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen.

Die Zeit der Separation und der Erweckung in der Gemeinde.

(Fortsetzung.)

Mein lieber Nachbar hatte die richtigen Wege eingeschlagen und durch Wochen- und Abendgottesdienste dem Reste der ihm gebliebenen Gemeinde das Lebensbrot in reichlicher Weise gespendet und sie in dieser Weise zusammengehalten. Für mich war eine Reise nach Trieglaff zu der dortigen Conferenz (zu der Zeit als Ehrenström mit den Breslauern zerfiel und seine Anhänger die ersten Schritte thaten, um die Auswanderung vorzubereiten) von großem Segen begleitet. Die gemeinsame Noth führte hier die Brüder aus weiter Ferne, besonders aber die Pommern zusammen. Mit Klarheit und im Geiste des Gebets und der Buße wurden hier die Verhältnisse besprochen. Eine neue Welt ging mir auf in der Gemeinschaft und in der brüderlichen Liebe. Herr von Thadden mit seinem ritterlichen Wesen, das von dem Evangelium geheiligt war, war für mich eine imponirende Gestalt, dazu die Liebe, die alle Mitglieder wahrhaft vereinigte, gab mir ein lebendiges Zeugniß davon, daß der Herr wahrhaft und fühlbar bei uns sei. Nach meiner Rückkehr fing ich sofort an, in meinem Hause Betstunden am Mittwoch Abend zu halten; sehr bald füllten sich die Räume des Hauses, und als auch diese nicht mehr ausreichten, wurden die Fenster geöffnet, so daß auch die hören konnten, die auf der Straße standen. Die die Kirchen gar nicht mehr besuchten und sie für unrein hielten, standen zuerst schüchtern und ängstlich in der Ferne und kamen erst langsam näher. Als die Betstunde nach den größeren Räumen des Schulhauses verlegt wurde, folgten sie, aber obgleich die Schulklassen groß waren und mit dem Hausflur wohl etliche Hundert fassen konnten, reichten sie doch nicht aus, es lag daher der Gedanke nahe, die Betstunde in die Kirche zu verlegen. Die Männer, die treu geblieben waren, waren dabei bedenklich, es wurde jedoch angekündigt, daß am nächsten Mittwoch die Stunde in der Kirche werde gehalten werden. Der Tag kam herbei, aber schon vorher verbreitete sich das Gerücht, Ehrenström werde gerade an demselben Tage kommen. Schon bald nach Mittag kamen die Separirten und die große Zahl derer, die sich zu ihnen hielten ohne seither aus der Landeskirche ausgetreten zu sein. Auf einem Wagen von vier stattlichen Pferden gezogen hielt Ehrenström etwa um 5 Uhr seinen Einzug, Alle grüßten ihn mit großer Ehrerbietung. Um 6 Uhr fing seine Predigt an: auf dem Marktplatze war eine dichtgedrängte zahlreiche Schaar versammelt. Sie sangen das alte aufregende Lied: Ach Gott vom Himmel sieh darein — mit gewaltiger Stimme. Um 7 Uhr wurde zur Betstunde geläutet. Die Kirche war sehr leer. Ich fing an zu sprechen über die Stelle: das Fleisch gelüstet wider den Geist ꝛc., nach und nach kamen mehrere, andere gingen; etwa um 9 Uhr war aber die große Kirche gedrängt angefüllt. Es handelte sich eigentlich um die Haltbarkeit meiner Stellung und ich hatte in wachsender Bewegung gesprochen. Ehrenström hatte viel in seiner Weise auf die Unirte Kirche geschimpft, hatte mich mit allerlei Namen und Titeln belegt, und als ein wenig Regen eintrat und er sah, daß Viele der Kirche zueilten, war er in die heftigsten Aeußerungen ausgebrochen, hatte die Kirche einen Schweinestall und mich einen Hirten der Säue, einen Lügenpriester, einen Baalspfaffen u. dgl. genannt und dadurch Mißbilligung bei seinen eignen Anhängern erregt. Am Schlusse meiner Predigt forderte ich die Versammlung auf, sich zu entscheiden. Die Bewegung war so groß geworden, daß meine Stimme das Weinen und Schluchzen kaum überwältigen konnte. Ich forderte Antwort und hatte die Frage so gestellt, daß ein einfaches Ja genügte. Ich schwieg, und das Ja erfolgte in einer solchen Weise, daß ich auf die Kniee fiel, die ganze Versammlung folgte und unter vielen Thränen des Dankes hielt ich das Schlußgebet und übergab mich aufs Neue meinem Herrn und Heilande, ihm treu zu sein bis ans Ende. Ehrenström aber schüttelte den Staub von seinen Füßen und kam seitdem nicht wieder in meine Gemeinde.

Mit diesem Abend kam ein entschiedener Umschwung in die Muttergemeinde und die eine Filialgemeinde, die zweite war überhaupt weniger von der ganzen Bewegung berührt gewesen. Am folgenden Sonntag waren die Kirchen sehr gefüllt und die Betstunden fanden die lebhafteste Theilnahme. Der Andrang aus der Umgegend wurde so stark, daß der Raum oft so wenig ausreichte, daß die Kanzeltreppe und die Kanzel selbst schon ganz besetzt waren, wenn der Gesang anheben sollte. Obgleich die

Kirche erst vor wenigen Jahren im Innern neu ausgebaut war, so war doch die Besorgniß, daß die Chöre zusammenbrechen würden, so groß, daß überall neue eiserne Anker angebracht wurden. Die Anordnung in den Betstunden war sehr einfach. Zuerst wurde ein Lied strophenweise vorgesagt und gesungen, dann folgte das Gebet, Vorlesung eines Stückes aus der Schrift und Erklärung desselben. Zum Schluß ein längeres Gebet auf den Knieen und der letzte Vers des angefangenen Liedes. Der Anfang war um 7 Uhr, das Ende nach 9 Uhr. Im Winter wurde für die Erleuchtung durch freiwillig geschenkte Lichte sehr reichlich gesorgt. Aus den benachbarten großen Dörfern kamen die Leute schaarenweise herbeigezogen, und wenn man nach Beendigung der Betstunde auf den Berg vor der Stadt sich stellte, war es wirklich erhebend zu hören, wie die Heimkehrenden mit kräftigem Gesange sich erbauten. Auf der einen Seite sangen sie oft: Fahre fort, Zion fahre fort ꝛc., auf der andern Seite: O daß ich tausend Zungen hätte, und auf der dritten: Wachet auf, ruft uns die Stimme u. s. w.

Im ersten halben Jahre behandelte ich in den Betstunden ohne Unterbrechung die Lehre von der Bekehrung und wählte dazu lauter geschichtliche Abschnitte aus der heil. Schrift, so daß die Berufung, die Erleuchtung und Rechtfertigung, die Buße, der Glaube und das Gebet in lebendiger Darstellung der Gemeinde vor die Seele traten. Die Geschichte vom verlornen Sohne ward in den einzelnen Abschnitten, der Auszug aus dem Vaterhause, das Leben in der Fremde, das Hüten der Säue, das Insichschlagen, das Sichaufmachen, die Rückkehr, der Vater, der ihm entgegenläuft, die Ankunft im Vaterhause, eingehend in einer Reihe von Abendstunden betrachtet. Dann Pauli Verfolgung der Christen, Pauli Bekehrung, Pauli Arbeit — Petri Buße, Petri Glaube, Petri Liebe und alle anderen Erzählungen aus dem A. und N. T. wurden gründlich erklärt und auf das Herz und Leben angewendet. Daran schloß sich dann die Lehre von den Gnadenmitteln, vom Worte Gottes — Gesetz und Evangelium — von der Beichte und den heiligen Sakramenten. In späterer Zeit habe ich die Apostelgeschichte zum Grunde gelegt und auch längere Zeit die einzelnen Artikel der Augsburgischen Confession. — Nach meiner Erfahrung ist es nicht gut, in den Bibelstunden gleich im Anfange ganze Bücher zu erklären, sondern vielmehr mit rechtem Ernste die Heilsordnung zu treiben und zwar in geschichtlichen Beispielen: die prägen sich dem Gedächtnisse leichter ein und zeigen die Gestaltung der Lehre im Leben. Viele von denen, die die Betstunde besuchten, hatten wohl im Confirmandenunterrichte den Catechismus gelernt und auch eine Erklärung gehört, aber doch nicht in solcher Weise, daß ihnen der Heilsweg ganz klar und deutlich geworden war, Andere hatten schon längst vergessen, was ihnen gesagt war. Was muß ich thun, daß ich selig werde, das ist die Hauptfrage, auf die in jeder Betstunde eine klare und helle Antwort gegeben werden muß. Das Durchnehmen ganzer Bücher ist für geförderte Gemeinden gut, aber in Gemeinden, in denen das Leben erst anfängt sich zu regen, ist es durchaus nöthig, daß die Lehre von der Bekehrung immer wieder gründlich behandelt wird. Sehr zu empfehlen ist es auch, damit Erzählungen aus der Missionsgeschichte und aus dem Leben zu verbinden. Einige Jahrgänge aus den Baseler Missionsblättern haben mir oft gute Dienste geleistet und manche Geschichte mußte ich öfters wiederholen, weil die Gemeinde sie so gern hörte.

Schon in den ersten Wochen wurden Einzelne zur Buße erweckt und die Sorge um die Seligkeit kam in dem Grade über sie, daß sie viel weinten und in den Kammern, auch in den Ställen auf ihren Knieen lagen und um Erbarmung flehten. Sie kamen zu mir, aber es hielt sehr schwer, sie zu trösten. „Unserer Sünden sind zu viele, wir haben wider den heil. Geist gesündigt, wir sind verloren ꝛc., die Vergebung können wir uns nicht aneignen“ — das waren die Klagen, die sich oft wiederholten. In ihrer Herzensangst wurden sie dann auch wieder von der Frage gequält, ob es mit der Kirche recht stehe, Etliche gingen zu Ehrenström, der noch hin und wieder in die benachbarten Dörfer kam, und der antwortete ihnen, daß in der Unirten Kirche kein Mensch zum Frieden kommen könne, Einige sagten sich aufs Neue los von der Kirche, wurden dann von Ehrenström aufgenommen, und der Act der Aufnahme, das Losreißen von dem seitherigen Umgange und Verkehr, die Zugehörigkeit zu einer Gemeinde, die noch immer vom Druck und von der Verfolgung redete, hatten oft die Wirkung, daß sie glaubten, der Friede sei über sie gekommen; sie sagten dann, die Unirte Kirche ist vom heil. Geiste verlassen, und beunruhigten die Anderen aufs Neue. Ein Schullehrer kam auch zu Ehrenström; dieser forderte von ihm die falsche Kirche zu verlassen, er antwortet: ich habe eine Frau und mehrere Kinder, wovon soll ich dann leben? Ehrenström spricht zu ihm: Erst kommen Sie zu uns, und wenn Sie dann mit Ihrer Familie hungern müssen, dann werfen Sie Gott dem Herrn die Bibel vor die Füße und sagen Sie, du hast gelogen. — Ein junger Mensch, der sehr darüber bekümmert war, daß er fort und fort innerlich versucht wurde, den Herrn Jesum zu verfluchen und zu lästern, und besonders im Traume von sehr gottlosen Gedanken geängstigt wurde, geht auch zu Ehrenström, der spricht zu ihm: Du bist vom Satan besessen, gehe hin zu Deinem Pastor und sag ihm, er solle den Satan austreiben, ich sage Dir aber vorher, er kann es nicht, denn in der Unirten Kirche hat der Satan Gewalt und die Priester können und dürfen ihn nicht austreiben. Er kam zu mir, ich betete mit ihm, aber er wurde nicht getröstet. Da geht er wieder zu Ehrenström; die Seinigen erzählten, er sei beruhigt zurückgekommen, aber doch sehr still und in sich gekehrt. Am andern Morgen wurde er todt gefunden; er hatte sich im Stalle aufgehängt.

In den Betstunden brach oft ein so lautes Seufzen und Stöhnen aus, daß es kaum zu ertragen war, Mehrere wurden ohnmächtig und mußten hinausgetragen werden, auch sonst ganz ruhige und besonnene Leute konnten sich dagegen nicht wehren, sie wurden davon angesteckt. Ich mußte öfters einhalten und nachdrücklich fordern, sich selbst zu beherrschen. Manchen Abend

war es ruhiger, dann aber wieder dieselben Erscheinungen. Auffallend war es, daß Einzelne verlangten auf die Gräber getragen zu werden. Das Sakrament des h. Abendmahls wurde stark begehrt, und so viel ich mich entsinne, war es der Genuß desselben, dadurch die Ersten zum Frieden kamen. Ohne mein Zuthun trat das Bedürfniß der Privatbeichte hervor, bei den Altlutherischen war sie durchweg in Uebung. Zuerst kamen Einzelne, dann aber immer mehrere. Es waren schwere und angreifende Stunden für mich. Jeder liebte es, möglichst heimlich und unbemerkt in das Pfarrhaus zu kommen, und Mehrere kamen noch des Abends nach 10 Uhr. Die Ausführlichkeit, mit der sie auf ihr Leben und ihre Sünden eingingen, nahm viel Zeit weg, so daß es oft nach Mitternacht war, ehe ich den Ornat ablegen und den müden Leib zur Ruhe legen konnte. Man redet wohl öfters von der Unschuld der Landleute, aber welche Gräuel und Sünden wurden mir bekannt! Besonders die Unehrlichkeit und die Unzucht, wie schrecklich haben sie um sich gegriffen! Dagegen gab es auch Andere, die förmlich in ihrem Leben nach Sünden suchten und sich Dinge zur Sünde machten, die nur eben von dem zartesten Gewissen dazu gerechnet werden konnten. Groß war die Angst derer, die sich gegen Verstorbene versündigt hatten. Alte Leute redeten von den Sünden, die sie gegen ihre längst begrabenen Eltern begangen hatten. Ich selber wurde durch die Privatbeichte in die Erkenntniß des eigenen Herzens und in das Gebet immer mehr hineingetrieben. Die Aufregung erreichte oft eine solche Höhe, daß ich manche Nacht ohne Schlaf zubringen mußte. Es liegt in dem Umgange mit solchen Personen, die in solcher Angst stehen, etwas, das sich mittheilt und das man mittragen und mitempfinden muß.— In großer Verlegenheit war ich oft, was ich mit den Dingen machen sollte, die gestohlen waren und mir dann gebracht wurden. Es gehört dazu eine große Vorsicht, denn es ist nicht richtig, wenn man unter allen Umständen verlangen will, daß Jeder sein Unrecht öffentlich bekennen soll. Es giebt Verhältnisse, in denen das ganz unzulässig ist und in denen man es untersagen muß. Ein Knabe, der bei einem Schuhmacher in der Lehre war, hatte denselben bei dem Einziehen der Rechnungen um 2 Groschen betrogen, in der Beichte wies ich ihn an, dem Meister die 2 Gr. wiederzugeben, weil ich ihn für einen verständigen Mann hielt, aber er züchtigte den armen Jungen und jagte ihn weg. Ebenso ist es auch sehr gefährlich und bedenklich, bei ehelicher Untreue es zum Geständniß unter den Eheleuten selber kommen zu lassen, selbst dann, wenn Beide Gottes Wege kennen und lieben.

Schwierig ward das Verhältniß zu den benachbarten Amtsbrüdern. Dadurch, daß ein großer Theil ihrer Gemeindeglieder die Betstunde besuchte, wurde schon Unwillen erregt, aber als sie auch das h. Abendmahl von mir begehrten, mußte ich entschieden mich dagegen erklären, weil sonst die ganze Bewegung leicht einen persönlichen und separatistischen Charakter angenommen hätte. Die Erklärung Luthers, daß die Würdigkeit der Person, die das Abendmahl austheilt, nicht auf die Kraft des Sakraments Einfluß habe, erleichterte es die Leute zu belehren. —

Es ist sehr schwer, über den Charakter der ganzen Bewegung etwas Bestimmtes und Faßbares zu sagen. Der Geist wehet wie er will, man hört sein Brausen wohl, aber wohin er fährt und von wannen er kommt, weiß Niemand. Zuerst war eine große Hinneigung zum Methodismus vorherrschend. Einer fragte den Andern nach seinem Geburtstage und verlangte, daß er Zeit und Stunde des Anfangs seiner Bekehrung angeben könne, wie lange er in der Buße zugebracht habe und wann er im Glauben das Verdienst Christi ergriffen habe und dergl. mehr. Es wurde ein besonderer Nachdruck auf die Schwere und die Tiefe des Bußkampfes gelegt. Ein Streit, der mit großem Ernste geführt wurde, ward durch die Frage veranlaßt, ob die Buße oder der Glaube in der Bekehrung das Erste sei, und wie es so oft der Fall ist, kam der ganze Zank nur daher, daß der Eine die Wirksamkeit der vorangehenden Gnade Glaube nannte und der Andere darunter den gerecht- und seligmachenden Glauben allein verstand. Ich sollte entscheiden, wer Recht habe, und je nachdem Jeder auf die eine oder andere Seite sich gestellt hatte, forderte er Zustimmung. Erst durch die ausführliche und eingehende Behandlung der Frage in der Betstunde wurde der Streit geschlichtet. — Es lebten einige jüdische Familien in der Gemeinde, auch diese wurden mit in die Bewegung hineingezogen, sie besuchten die Betstunden, und ich sehe noch jetzt deutlich das Bild eines alten ehrwürdigen Juden vor mir, der mit dem Angesicht auf der untersten Stufe des Altars lag und um Vergebung seiner Sünden flehte. Längere Zeit kam das Häuflein der Juden am Sonnabend bei mir zusammen und ich las mit ihnen die messianischen Stellen des A. T. Dann aber wurde in der Gemeinde die Frage aufgeworfen, ob ein Jude sich ohne Taufe bekehren und selig werden könne, und je nachdem die Ansicht vom Sakrament der Taufe war, auch verschieden beantwortet und mit Lebhaftigkeit erörtert. — Als ich einst einer nothwendigen Reise wegen den Kantor mußte ablesen lassen, hatte derselbe dazu eine sonst recht gute Predigt gewählt, in der aber die Lehre vom h. Abendmahl nicht in Lutherischer Weise vorgetragen war, es war nämlich gelehrt, daß nur der Gläubige den Leib und das Blut des Herrn empfange und nicht der Ungläubige. Ich kam ziemlich spät nach Hause, aber sofort fanden sich Mehrere ein und ich mußte ihnen versprechen, daß aus dem Buch nicht öfter vorgelesen werde, weil es falsche Lehre enthalte. Ein anderes Mal erweckte ein Candidat große Mißbilligung, weil er so verstanden war, daß die Gerechtigkeit vor Gott aus der Heiligung hervorgehe.

Imponirend war es mir, daß die Leute so wenig von Zweifeln über ihren Gnadenstand gequält wurden: daß der Herr sie erweckt und berufen habe, das war ihnen so gewiß wie ihr Leben, und die Furcht und das Zittern bezog sich bei ihnen allein auf die Sorge, daß sie durch Treulosigkeit wieder aus der Gnade fallen könnten. Während diejenigen, die eine größere Bildung haben, viel zu thun haben, die natürlichen sittlichen

Kräfte von der Wirkung des h. Geistes zu unterscheiden, war diesen Leuten plötzlich eine ganz neue Welt aufgegangen und in ihre Finsterniß war plötzlich ein heller Lichtstrahl gefallen, so daß sie auch gewöhnlich den Anfang des neuen Lebens genau anzugeben wußten.

Ein anderer charakteristischer Zug war die große Zuversicht zu der Fürbitte, ich habe öfters Einzelne beten hören, so daß sie Gott dem Herrn wohl sehr demüthig, aber doch mit großer Festigkeit seine Zusagen vorhielten, daß er sie erhören wolle. „Du kannst ja nicht anders, Du hast es uns ja zugeschworen, Du mußt ja Dein Wort halten, denn Du bist wahrhaftig. Du hast Dir selbst durch Deine Barmherzigkeit die Hände gebunden ꝛc.“ Häufig wurden auch Fürbitten bestellt, am meisten zu der Betstunde, und zwar in der Weise, daß 2 Groschen in einem Blatt gewickelt waren und darauf geschrieben stand: „Die Gemeinde wird dringend um eine Fürbitte gebeten, daß der Herr sich über meinen Sohn, Bruder, Nachbar, über meine Tochter, Schwester u. s. w. erbarmen, ihn oder sie herumholen und erleuchten wolle.“ Der Name des Bestellers war nicht genannt, daher wurde auch gewöhnlich eine solche Bestellung durch kleine Kinder abgegeben; Andere kamen selbst und baten um Verschwiegenheit. Ein fleißiger und sonst ordentlicher Mann zog in die Gemeinde, er ging aber nicht in die Betstunde, auch nicht oft in die Kirche. Seine beiden Nachbarn von der linken und rechten Seite faßten zu ihm, wie sie sagten, eine zärtliche Liebe und beschlossen täglich Fürbitte für die Bekehrung des Mannes zu thun, sie erwiesen ihm dabei alle Gefälligkeit und Hülfe, so oft sich eine Gelegenheit dazu darbot. Als sie durch seine Kinder erfahren, daß er am Mittwoch in die Betstunde gehen wolle, wird eine Fürbitte für einen sehr lieben Nachbar bestellt. Sie treffen ihn auf dem Wege und sitzen neben ihm in der Kirche; während der ganzen Zeit halten sie an im Gebete, und als die ganze Gemeinde bei der Fürbitte niederkniet, wird der Nachbar so bewegt und ergriffen, daß er noch spät Abends zu mir kam und Trost in der Angst um seiner Seelen Seligkeit begehrte. — Auf einem Gute in der Nähe war ein Inspector, der über die Frommen oft spottete. Eine alte lahme Frau, die aber einen sehr guten Ruf und Namen hatte, hinkt nach der Betstunde, der Inspector schilt sie und hält ihr vor, daß sie die Zeit könne besser nutzen. Sie antwortet: ich möchte gern selig werden, darüber wird der Mann erbittert und schlägt mit der Reitpeitsche nach ihr. Nicht fern davon steht am Wege ein hoher Stein, sie kniet nieder und bittet Gott, daß er sie vor Hochmuth bewahren wolle, weil sie gewürdigt sei, um des Herrn willen geschlagen zu werden, und den Inspektor zur Buße erwecken. Eine herzliche Liebe zu dem Manne war, wie sie sagte, über sie gekommen. Vor Anfang der Betstunde kommt sie zu mir und bestellt eine Fürbitte. Der Inspector, der schon längere Zeit neugierig gewesen war zu sehen, wie es in der Betstunde hergehe, hat gerade Zeit und sein Herr fordert ihn selber dazu auf, um sich darüber berichten zu lassen. Er kommt in die Versammlung. Es war gerade das erste Gebot, das behandelt wurde, der Gott der Welt und der wahre lebendige Gott wurden neben einander gestellt. Der Mann im Frack, mit Sporen und der Reitpeitsche kommt etwas spät, findet keinen Platz und muß im Gange stehen; die alte lahme Frau sieht ihn und die „herzliche Liebe“ treibt sie zum Gebet. Bei der Fürbitte kniet auch der Inspector nieder — er versäumte seitdem die Betstunde nicht wieder und hat der alten Frau viel Gutes gethan. — Der Sohn einer wunderlichen Wittwe, der als Soldat diente, kam um die Mutter zu besuchen. Es kam bald zum Zank zwischen Beiden, die arme Frau kam blutend zu mir, so hatte sie der Sohn geschlagen, sie forderte die Fürbitte, daß Gott dem Sohne die schwere Sünde vergeben wolle. Als die Versammlung niederkniete, blieb er stehen, doch wohl mit dem Stachel im Herzen; ein dumpfer Schlag erschreckte die Betenden, der junge Mensch war umgefallen und mußte hinausgetragen werden.

Die früheren Conventikel lebten wieder auf und wurden mehr besucht als vorher. Ich hatte an jedem Sonntage vier Mal zu predigen und dazu noch manche Amtsverrichtung zu vollziehen, aber sehr gern ging ich doch noch am Sonntag Abend in die eine oder andere Versammlung und hörte dem Vorlesen und den herzlichen Gebeten zu. Wenn einer kam, der so lange sich fern gehalten hatte, sangen sie oft: „Halleluja, Lob, Preis und Ehr ꝛc.“ — Es kam mir besonders darauf an, das Ansehen der beiden lieben Männer, welche die Conventikel leiteten und nun schon beide droben sind, zu heben und zu befestigen, da sie mir und der Gemeinde so treue Dienste leisteten. Sie nahmen die Sammlungen und die freiwilligen Gaben, die in der Betstunde eingingen, an sich, verwalteten sie sorgfältig und unterstützten damit die Armen in der Gemeinde nach gemeinsamer Berathung. Sie predigten dabei zwar nicht, hatten aber doch allezeit Salz bei sich. Wenn überall solche Gemeinde-Kirchenräthe zu finden wären, dann würde ein großer Segen von der neuen Einrichtung zu erwarten sein. Zu übersehen ist dabei aber nicht, daß diese Männer wirklich etwas zu verwalten hatten, nämlich die Einkünfte aus der Betstunde, die sie in den Stand setzten, öfters wirklich auch materiell zu helfen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 15. December. № 100.

Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen.

Die Zeit der Separation und der Erweckung in der Gemeinde.

(Fortsetzung.)

Ich rathe übrigens jedem Pastor, dergleichen Collecten nicht selbst an sich zu nehmen, sondern dazu einige treue und redliche Männer aus der Versammlung zu bestellen und auch die Verwendung mit ganzem Vertrauen in deren Hände zu legen. Wenn sich einmal ein größeres Stück Geld, z. B. ein Thaler- oder gar ein Zweithalerstück, in dem Becken fand, waren die Männer sehr erfreut und standen oft mit gefalteten Händen dabei. Ich habe es nie zu bereuen gehabt, daß ich ihnen das Geld ganz überlassen habe, und ich entsinne mich auch nicht, daß jemals Unzufriedenheit in der Gemeinde über die oft sehr stille und verborgene Verwendung des Geldes laut geworden ist. Durch die neu belebten Conventikel kam auch eine Art von Disciplin an die heran, die sich dazu hielten, denn so entschieden auch die Gerechtigkeit durch des Herrn Jesu heiliges Verdienst im Vordergrunde stand, so wurde doch auch die Heiligung nicht übersehen und die Verläugnung der Welt ernstlich geübt. Ein Mädchen hatte zum Weihnachtsfeste ein schönes Tuch von der Herrschaft erhalten, ihre Freude darüber war groß und sie gefiel sich sehr, wenn sie es trug, aber bei der nächsten Abendmahlsfeier brachte sie das Tuch und schenkte es der Kirche, weil sie sich, wie sie sagte, von allen Götzen frei machen wollte. —

Jedoch fehlten auch traurige Erfahrungen nicht. Abgesehen von den Rückfälligen, die eine kurze Zeit mit hineingezogen wurden und dann wieder die alten Wege gingen, gab es auch solche, die in eine tiefe Schwermuth fielen, und der Arzt redete oft von einer mania religiosa. Zu gleicher Zeit fanden sich drei Männer, die von diesem finstern Geiste überfallen wurden. Dazu kamen zwei Fälle, die zu den schrecklichsten Gerüchten Veranlassung gaben. Zwei Mädchen, die liederlich gelebt und dann sich während der Schwangerschaft bekehrt hatten, konnten die Schmach nicht ertragen, die über sie kam, sie verheimlichten ihren Zustand und wurden dann wegen Kindesmord verurtheilt. Ein gottloses Mädchen kommt viel leichter über solche Sünden und deren Folgen weg, als ein armes Mädchen, das noch Gott fürchtet. Wenn Gott der Herr die Thränen zählt, die auf Erden geweint werden, und sie zum Tage des Gerichts aufbewahrt, so werden die Thränen solcher armen Mädchen, die oft in so schändlicher Weise um ihre Ehre und ihren Frieden betrogen werden, schwer wiegen. Es ist empörend zu hören, mit welcher Leichtfertigkeit manche junge Herren über ihre Schandthaten reden. Wer aber den Jammer der Eltern und ihres armen Kindes, das sie mit ihren Schweißtropfen großgezogen haben, gesehen hat, dem fällt wohl oft das Wort ein: „Wehe dem Menschen um der Verführung willen, es wäre ihm besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meere, da es am tiefsten ist.“ Es ist merkwürdig, daß solche Buben am meisten den Mädchen gerade nachstellen, die sonst noch etwas auf sich halten und sich vor der Schande fürchten. Die Gutsherren und Amtleute sollten in dieser Hinsicht mit unerbittlicher Strenge die Inspectoren und Unterbeamten überwachen. Ein einziger Schandbube kann nicht allein über eine Familie viel Unheil und Jammer bringen, sondern die ganze Jugend auf dem Hofe mit seiner Leichtfertigkeit und Liederlichkeit gründlich verderben. Ich könnte haarsträubende Dinge erzählen, die mir in der Beichte gesagt sind, halte aber dafür, daß es hier nicht der Ort dazu ist. Gerade diese Sünde macht die Kluft zwischen Welt und Reich Gottes tiefer als viele andere und legt dem Menschen die allerschimpflichsten Fesseln an. Der Pastor aber muß Achtung geben, wenn ein solcher Handlanger des Satans in die Gemeinde kommt, und ihn alle Tage bei Gott verklagen, auch seiner vor den Menschen nicht schonen, bis er wieder geht oder in sich geht.

Man erzählte sich, und so wurde auch von den Feinden an die Behörden berichtet, daß des Abends in der Kirche die Lichter ausgeblasen würden und die ganze große Versammlung rutsche in der Finsterniß auf den Knieen um den Altar und treibe schrecklichen Unfug. Die Gerüchte wuchsen so in das Ungeheuerliche, daß endlich eine Untersuchung angeordnet wurde, die aber die Lügen aufdeckte und nur zur Förderung der Sache diente. Ein benachbarter Geistlicher, der der Reformirten Kirche angehörte, konnte es nicht ertragen, daß seine Gemeinde ihn fast ganz verließ, er hatte besonders in Zeitungen und dann auch bei den Behörden diese Anklagen veröffentlicht. In Folge der Untersuchung legte er sein Amt nieder. Der Oberpräsident der Pro-

vinz kam selbst und zog nähere Erkundigungen über die ganze Bewegung ein, und ich muß seine Gerechtigkeit und unparteiische Prüfung dankbar anerkennen. Durch Ehrenström war die Reformirte Kirche so verlästert worden, daß Mehrere wirklich bedenklich geworden waren über die „seelengefährlichen Irrthümer der Reformirten." Gerade als ein Mitglied des Kirchenregiments gekommen war, um auch Kenntniß zu nehmen von den Dingen, die sich zutrugen, kam eine Wittwe aus der Reformirten Gemeinde zu mir und erklärte: „Herr Pastor, ich komme her um zu sagen, daß ich nun auch will lutherisch werden." Ich erwiderte: „O Mutter D., bleibe sie doch reformirt, sie bekommt ja monatlich eine Unterstützung aus der Gemeindekasse, die wird sie dann verlieren", da antwortete sie: das weiß ich wohl, aber ich will doch gern selig werden. Ich verwies ihr die Thorheit ihrer Rede und sagte, sie solle doch nicht solche Rede führen, als ob man nicht in der Reformirten Kirche könne selig werden, da entgegnete sie: „Ja sonst war es auch wohl noch Sitte, auf Reformirt selig zu werden, aber das ist ja nun vorbei." („Jüß was et wol noch Mod' up Reformert selig to warn, aberst dat is nu jo vörbi.") Sie ließ sich von der Ausführung ihres Vorhabens nicht zurückhalten. — Es war natürlich, daß der Lügengeist solche Thorheiten ausbeutete und gern den alten Haß zwischen Lutherischen und Reformirten benutzte. Der Stundenhalter aber, der besonders in den Betstunden thätig war, gehörte der Reformirten Gemeinde an und blieb in derselben; und obgleich er mit seinem eigentlichen Geistlichen wenig Berührungen hatte, so ging er doch fleißig bei ihm zum h. Abendmahl.

So groß und schwer auch die Arbeitslast war, die ich zu tragen hatte, so gab doch der Herr mein Gott mir die nöthige Kraft und nur einige Male kam es vor, daß ich durch die Entziehung des Schlafes so abgespannt wurde, daß ich dann auch in den wenigen Stunden, die ich im Bette zubrachte, nicht Erholung und Ruhe finden konnte. Der Zucht, die in der Gemeinde Einer am Andern übte, konnte ich mich auch nicht entziehen und so unbequem das auch öfters war, so wohlthätig war es doch auf der andern Seite. Ich will hier nur ein Beispiel anführen. Ich spielte gern Schach, kam aber gar sehr selten dazu. Ein taubstummer Maler besuchte mich öfters des Sonntags nach dem Nachmittags-Gottesdienste. Weil er gut Schach spielte und der Umgang mit ihm sonst sehr schwierig war, so spielte ich einmal mit ihm. Ein Mann aus der Gemeinde kommt und sieht das sehr scheu und verwundert an. Am andern Morgen kommen die beiden Stundenhalter zu mir im Sonntagsrock ganz feierlich, sie fragen, ob es wahr sei, daß ich gestern am Sonntage mit hölzernen Puppen gespielt hätte, und als ich es nicht läugnete, bitten sie mich, ihnen die Puppen zu zeigen. Sie besehen sie genau und fragen dann, ob es nicht Sünde sei, am h. Sonntage solch Spielwerk zu treiben, und als ich das nicht zugeben will, sprechen sie: mit gemalten Puppen (Karten) zu spielen ist doch Sünde und mit hölzernen Puppen zu spielen sollte keine Sünde sein? Ich suchte sie zwar zu belehren, aber sie antworteten: wir wollen mit Ihnen nicht streiten, ob es Sünde sei oder nicht, und wenn es nun wirklich auch keine Sünde wäre, so wollen wir Sie doch bitten, nicht fernerhin mit den hölzernen Puppen zu spielen. Ich war eine Zeitlang unentschieden, was ich sagen sollte, da nahm der Eine das Wort und sagte: Sehen Sie, Fleisch zu essen ist doch gewiß keine Sünde, und dennoch sagt St. Paulus: wenn ich meinen Bruder damit ärgerte, so wollte ich nimmermehr Fleisch essen. Wenn nun St. Paulus kein Fleisch mehr essen wollte, so könnten Sie doch wohl versprechen, nicht mehr mit hölzernen Puppen zu spielen, wenn Andere daran Anstoß nehmen. Da gab ich nach, sie reichten mir die Hand und wiederholten mein Versprechen, und als ich meine Zusage deutlich noch einmal gegeben hatte, knieten sie nieder und dankten Gott, daß er mein Herz regiert habe. Die Schachfiguren aber nahmen sie und schenkten sie meinem kleinen Knaben, daß er sie exerciren lassen solle und zwar mit dem Stocke, den er in der Hand hatte. — Einem Manne, der am Sonntage um Geld gearbeitet hatte, wurden ernstliche Vorhaltungen gemacht, und als er diese nicht willig annehmen wollte, mußte er die häuslichen Versammlungen am Sonntag Abend meiden. Er empfand das so schwer, daß er meine Vermittlung in Anspruch nahm, ihm die Vergebung bei den Anderen auszuwirken. —

Die Behandlung der Erweckten ist eine schwere Aufgabe für den Geistlichen, und wer nicht genau oder doch annähernd genau den alten Menschen gekannt hat, wird auch schwerlich den neuen Menschen recht pflegen und führen können. Es ist ein großer Unterschied in der Behandlung, ob die, welche sich bekehren, alte Leute oder jüngere sind, ob sie früher in groben Sünden gelebt oder ein relativ ordentliches Leben geführt haben, ob sie von Natur sanguinisch oder phlegmatisch sind, ob sie eine lebhafte Phantasie haben oder trocken und prosaisch sind. Von besonderer Wichtigkeit ist es auch zu wissen, ob sie in der Jugend gute Eindrücke empfangen haben oder ob sie ganz ohne Gott und sein Wort erzogen sind. Auch die körperlichen Zustände sind nicht zu übersehen, besonders solche, die am Unterleibe leiden, oder solche, die von Nervenschwäche geplagt werden, sind schwer zu leiten und bedürfen vieler Pflege und Arbeit. Man kann ganz arge Mißgriffe machen, wenn man sich nicht die Mühe nimmt und zunächst den alten Menschen sucht kennen zu lernen; mit ihm sollen doch die Kämpfe geführt werden und in ihm liegen die immer wiederkehrenden Versuchungen. Er ist auch nicht todt, sondern nur etwa gebunden oder verwundet. Es kommt darauf an, die ursprünglichen und durch die Sünde entstellten und gemißbrauchten Kräfte, Anlagen und Talente zu reinigen und zu heiligen, so daß (nach Röm. 6, 19) die Glieder, die der Unreinigkeit und Ungerechtigkeit gedient haben, in den Dienst der Gerechtigkeit treten, daß sie heilig werden. Es dürfen die Gnadengüter des ersten Artikels nicht vergessen werden, wenn die Kräfte des dritten Artikels in das Leben treten sollen. Es würde zu weit führen, wenn ich darauf weiter eingehen wollte, ich will daher nur im Allgemeinen bemerken, daß man bei den

Bußfertigen sehr vorsichtig im Trösten sein muß. Von Ehrenström sagte ein erfahrner Mann: „er tröstet sie alle krumm und lahm.“ Ebenso aber kann man sich auch mit denen, die da meinen, daß sie durchgedrungen sind, so freuen, daß ihnen das Licht ausgeht. St. Petrus fordert von den Christen, daß sie ihren Beruf und ihre Erwählung sollen fest machen durch Fleiß, und diese Regel muß man durchaus festhalten. Nur bei alten Personen kann man freigebiger sein mit dem Trösten, weil es diesen besonders schwer wird zum Frieden zu kommen. Ein alter Mann, der einen bösen Ruf hatte, schlug in sich als er hoch in den siebenziger Jahren war, er konnte nicht zum Frieden kommen. Einmal begegnete er mir auf dem Felde, ich sah wie er weinte, und als ich ihn fragte, ob er denn nicht glauben könne, daß auch für ihn das Blut des Herrn genug gethan habe, da antwortete er: ja ich glaube wohl, aber die verlornen Jahre schreien hinter mir her, die verlornen Jahre, die verlornen Jahre! Ich erinnerte ihn an die Arbeiter, die erst um die eilfte Stunde gekommen wären, um im Weinberge des Herrn zu arbeiten, und doch noch den Groschen so gut wie die andern erhalten hätten. Ach, rief er aus, des Herrn Barmherzigkeit ist sehr groß, aber es ist so schwer zu glauben, daß ein alter Sünder kann selig werden. Es kann der Jugend nicht oft genug gesagt werden, daß es freilich nicht unmöglich ist, daß sich ein alter Mensch auch noch bekehre, daß es aber sehr schwer sei und selten geschehe, und daß, wenn es geschieht, die Alten doch zum vollen seligen Frieden fast nicht mehr kommen. Die alten Wunden brechen leicht wieder auf und bringen große Schmerzen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Großherzogthum Hessen.

Ihr Correspondent hatte zuletzt (in Nr. 32. d. Bl.) mitgetheilt, daß, außer dem zu Anfang dieses Jahres befohlenen alleinigen und allgemeinen Gebrauche des kl. luth. Katechismus in den lutherischen Gemeinden des Landes, zu gleicher Zeit auch ein neues Ordinationsformular veröffentlicht worden sei, das bei allen Ordinationen evangelischer Geistlichen des Großherzogthums, ohne Unterschied der Konfession, gebraucht werden solle und das also mit jener Katechismus-Verfügung in schlechtem Einklang stehe; und dabei die Erwartung ausgesprochen, es werde dieser Punkt, „weil er annoch ein unklarer und auch nicht mit dem Edikt von 1832 stimmender sei, eine nachträgliche entsprechende Erledigung finden.“ Das ist bis jetzt noch nicht geschehen. Auch eine desfallsige Eingabe, welche (nach einer Notiz des „Kirchenblattes“) eine ansehnliche Anzahl lutherischer Kirchenpatrone bei dem Großherzog gemacht, ist noch nicht beschieden. Das erlaubt aber keinen der Sache günstigen Schluß; und eben darauf deuten auch noch eine Reihe anderer Anzeichen, deutet unsere ganze bisherige Praxis. Es ist also nicht zu verwundern, wenn die Befürchtungen der ihrer lutherischen Konfession treu Anhängigen steigen. Die neue Anordnung ist von einer Tragweite, wie bisher noch keine Praxis, noch keine Einrichtung, noch kein anderes Edikt der kirchlichen Behörden. Sie läuft schließlich auf das völlige Verschwinden der lutherischen Konfession als solcher in der Hessischen „Landeskirche“ hinaus. Das ist sehr klar. Denn wenn in Zukunft sämmtliche ev. Geistliche des Großherzogthums auf Ein und dasselbe Formular verpflichtet werden, also verpflichtet werden, Eine und dieselbe Lehre vorzutragen, sie mögen an einer lutherischen, oder reformirten, oder unirten Gemeinde angestellt werden: so leuchtet ein, daß es eine lutherische Lehre als solche in Zukunft nicht mehr geben soll. Und wenn nach dem Formular ebenso der lutherische, wie die beiden unirten Superintendenten vor allen Ordinanden, vor denen, die an lutherischen, wie vor und mit denen, welche an reformirten und unirten Gemeinden angestellt werden, von „unserer Kirche“ reden sollen, so liegt auf der Hand, daß dies nicht die Lutherische, sondern daß dies die Hessische „Landeskirche“ ist. Anderer Anzeichen hier zu geschweigen. Mit Einem Worte: Behält es bei dem Ordinationsformular in dieser Gestalt unverändert sein Bewenden, so setzt dies ein Gemein-Bekenntniß der Hessischen „Landeskirche“ voraus, das ebenso die Sonder-Bekenntnisse der lutherischen, der reformirten und der unirten Konfession „in sich begreift“, wie nach dem Edikt von 1832 die „Evangelische Kirche des Großherzogthums die lutherische, die reformirte und die unirte Konfession in sich begreifend“ erklärt wird. Der bisherige bloße Verwaltungs-Komplex, dem man nur uneigentlich den Namen einer „Kirche“ hatte beilegen können, wäre nun zu einer förmlichen Bekenntniß-Kirche geworden; wie dies Alles ein demnächst in der (Schweriner) Theologischen Zeitschrift erscheinender Artikel des Näheren darthun wird. Es wäre also hiermit ein kirchlicher Zustand angebahnt, nahezu hergestellt, zu welchem die lutherische Konfession des Landes und ihre aufrichtigen Anhänger unmöglich Ja und Amen sagen könnten. Es wäre eine offene Kriegserklärung für und gegen diese, die sie nicht ignoriren könnten, die sie ebenso offen aufnehmen müßten und an der sich unter Umständen ein Feuer entzünden könnte, wie man es nicht vorausgesehen. Die lutherisch Gerichteten sind in der „Landeskirche“ nahezu die Einzigen — das sagen wir „kühnlich“ —, die ein wirkliches, tiefer gegründetes kirchliches Interesse haben. Die Unions-Phantasterei, die sich vor Kurzem in den „Evangelischen Blättern“ ein eignes Organ gegründet hat und von Gießener und Friedberger Professoren und Docenten vertreten wird, hat wohl den Muth der Feigheit, den Muth nämlich, den großen Haufen wider die konfessionstreuen Geistlichen aufzurufen und diesem auf von ihm geforderten Synoden das Recht und das Bekenntniß der Kirche auszuliefern, auch, sicherem Vernehmen nach, und zwar den ehemaligen Landtagsmarschall der vereinigten Landtage in Preußen an der Spitze, den Großherzog um terroristische Einführung der Union zu bitten: Glaubens-Muth aber keinen. Den kann das mit der Welt und dem großen Haufen liebäugelnde, die

Welt als Faktor und Beistand mithereinziehende Christenthum nicht haben, das Gottes reines Wort und kirchliche, im Recht und in der Geschichte begründete Ordnung um das Linsen-Gericht einer blos äußerlichen fadenscheinigen Uniformität verschleudern will, daher wird aber auch der hierauf gegründete unkirchliche Bau keinen Halt haben, er könnte höchstens dazu beitragen, die schon sehr große Schwäche und Verwirrung des Hessischen Kirchenwesens bis zum Letzten zu steigern.

Das wäre aber eben noch ein besonders übeler Dienst, den man der „Evangelischen Landeskirche" im Großherzogthum Hessen und ihren Gemeinden leisten könnte. Das haben uns besonders lebhaft die so eben beendeten Kammerdebatten über die Stellung und die Verhältnisse der Katholischen Kirche im Lande vor Augen geführt. Nicht als ob wir's der Katholischen Kirche nicht gönnten, unbehindert von dem büreaukratischen Eingreifen des Staates, ihre Angelegenheiten nach eigenem freien, ihrem Dogma entsprechenden Ermessen zu ordnen, oder als ob wir die gemeine Furcht des „protestantischen" Pöbels von einer hierdurch herbeigeführten wirklichen Beeinträchtigung unserer Kirche theilten; aber einen um so tieferen und schmerzlicheren Eindruck muß es machen, wenn man gewahrt, mit welch' zarter Rücksicht und eifriger Bereitwilligkeit die Katholische Kirche und ihre Rechte respektirt und ihr die gebührende freie Bewegung verstattet wird, und damit vergleicht die, auch ihre heiligsten Rechte nicht scheuende, selbst in ihr Bekenntniß mit zerstörerischer Hand eingreifende Behandlung der lutherischen Konfession, der ältesten, ursprünglichen und zahlreichsten im Lande. Gewiß — wenn daran die Evangelische Kirche nicht zu Grunde geht, wenn sie davon nicht in reißender Schnelle als eine Leiche auf's Stroh gelegt erscheint: so ist das ein besonderes Wunder der göttlichen Barmherzigkeit. Das sollten sich doch die ehrenwerthen lutherischen Kammermitglieder und Patrone, welche der Regierung und ihrem bisherigen Verfahren gegen die Katholische Kirche, wider die Beschlüsse der zweiten Kammer, zur Seite gestanden, noch deutlicher machen, als sie's bisher schon gethan, und sich nicht mit bloßen schönen Versprechungen abspeisen lassen, die keinen Deut werth sind, sobald ihnen die Erfüllung nicht auf dem Fuße folgt. Die Zeit eilt und das Gericht mit seinen Adlern auch. Wer retten will, der thue es heute, und schone dabei auch kein Opfer! Können wir für unsere Sache zu Gottes Ehre das nicht bringen bis auf Leib und Leben; so werden wir auch nicht erwarten dürfen, daß Gott sich es etwas kosten läßt zu unserer endlichen Ehre. Hat aber die Hessische Staatsregierung bei dieser katholischen Angelegenheit gezeigt, daß sie, so sie Recht thut und Gott fürchtet, den Pöbel und großen Haufen nicht zu fürchten braucht; warum wollte sie ihn mehr fürchten, wenn sie endlich, von aller unionistischen Nivellirung ablassend, dem Rechte und Bekenntniß vornehmlich der lutherischen Konfession, wie beide heilig verbrieft im Großherzogthum bestehen, unverhohlen die Ehre gibt und auch dies unser Haus auf den Felsen Gottes und Seines Wortes, und nicht auf den Sand der Phantasterei und ihrer sog. öffentlichen Meinung baut? Daß sie sich doch endlich noch in der letzten Stunde dazu aufraffen und ihren falschen Freunden und üblen Rathgebern gründlich den Abschied geben möchte! Haben wir auch nicht die Macht eines imponirenden kirchlichen Organismus gleich der Römischen Kirche, so lebt doch eine noch über diese Macht gehende „Allgewalt" in unserer Mitte, deren Verhöhnung noch tragischere Folgen nach sich ziehen möchte, als die etwaige Verachtung jener!

Nachrichten.

Die lutherische Herbstconferenz in Cammin den 19. und 20. September 1860.

Wir versammelten uns am Abend unserer Ankunft um 9 Uhr in der großen Domkapelle. Es war die größte Anzahl der Conferenzgenossen schon erschienen. Treue Patrone ihrer Kirchen fehlten darunter nicht. Das biedere Wort der Begrüßung, das Superintendent Meinhold an uns richtete, traf uns Alle in das Herz. Die Fremdheit verschwand, das Gefühl brüderlicher Gemeinschaft gewann die Oberhand; alte und neue Bekanntschaften kamen zu Tage. Die brüderlichen Gruppen setzten sich fort aus der Kapelle in die Häuser bis spät in die Nacht. Der Eindruck, den man hieraus gewann, war das lieblichste Resultat. In ihm ruht zumeist der Segen solcher Conferenzen. Geistliche Versammlungen sind ja keine Parlamente, in denen der hurtige Stenograph kein goldenes Wort der „unbedingt erleuchteten" Volksvertreter der Unsterblichkeit vorenthalten darf; sie kommen nicht zusammen, um zu disputiren, Stimmen zu zählen und zu beschließen. Der Herr der Kirche ist auf ihre Amendements nicht angewiesen. Geistliche Amtsbrüder kommen um der Brüderschaft willen, die sie in Christo Jesu, ihrem Haupte haben, zu einander, daß sie sich fühlen als die Glieder des einen Leibes, sich stärken mit christlichem Trost in Noth und Anfechtung, sich anregen zu frischer Arbeit in ihren Weinbergen, sich das Gewissen schärfen in Erfüllung ihrer Pflichten; um gemeinschaftliches Gebet und Bekenntniß, um verbundener Freude und Liebe willen sammeln sie sich. Daher ist der beste Segen, den sie haben, der herzinnige Eindruck, den sie beim Kommen und Scheiden gewähren. Denn auf ihn kommt es an. Nicht die Worte und die Thesen sind es, die wir nach Hause tragen, der Geist ist es, der aus dem Zusammenleben und Reden weht, der erhebt, fördert, stärkt für lange Zeit.

Es sind nicht immer dieselben Beobachtungen, die wir beim Anblick geistlicher Versammlungen machen. Man fühlt schnell heraus hier viel großstädtische Zerrissenheit und Scheidung trotz äußerlicher Collegenschaft — dort inniges Zueinandergehören, brüderliche Gemeinschaft bis in das tiefste Herz. In Cammin waren Brüder zusammen. Und obschon sie Schmerz litten, machte ihr Anblick Freude. Ist wahrlich in unsrer Zeit kein fröhlicherer Anblick, als Menschen zu sehen, denen das Herz wirklich um Güter willen wehe thut, die nicht von dieser Welt sind. Wenn ich einem Christen begegne, dem seine Seele wirklich brennt um eines Schmerzes in Christo Jesu willen —

dem möchte ich immer um den Hals fallen. Trauernde und Aergerliche gibt es genug aus Empfindlichkeit, wegen Niederlagen, die ihre Eitelkeit erlitten, aus Gehaltverlusten, aus Parteigroll; — manche hängen dem Privatärger auch ein ideales und patriotisches Gewand um; auch der „Dienst des Bauches“ ist nicht ohne emphatische Märtyrer. — In Cammin fand ich rechten brüderlichen Schmerz. Es ängstete sie, um ihrer Verantwortung vor Gott willen, die Frage wegen der neuen Gemeindeordnung. Man sah es den Gesichtern an, daß an gewöhnliche Parteimanöver da keine Anklänge waren. Man war im Zweifel, man schwankte; man befand sich in Unklarheit und Ungewißheit — aber soweit ich sah, überall herzlicher Ernst, christlicher Gehorsam, fleißiges Erkennen. Mit solchem Eindruck gingen wir unter Gottes Gnade schlafen und standen wir auf. Der Geist der Liebe und Lehre aus dem heiligen Evangelium ließ uns nicht los den ganzen Tag. Aus einer innigen Bewegung und Aufregung kam man nicht heraus. Aber lebendiges Verkehren im Worte Gottes macht nicht müde. Sein frischer Quell spült alle Ermattung wieder ab.

Noch heute heftet sich gern die Erinnerung an die lieblichen Septembertage. Es thut darum nichts, wenn auch ohne Schuld sowohl der Redaktion, wie des Referenten der Bericht sich verspätete. Denn über die Wahrheit des rechten geistlichen Eindruckes ist besser später wie früher berichtet. Wenn die Bewegung der Verhandlungen verwehet ist — alte Sorgen schwinden, neue kommen — die Liebe hört nimmer auf. Sie wird nicht müde und nicht vergessen. Wie sie die Conferenz begonnen hat — so wird sie auch die Scheidenden verbunden halten, heilen und trösten. Der Morgen des 20. fand uns Alle in dem herrlichen Domgebäude. Mit Gottesdienst, Beichte und Abendmahl begann der Tag. Die erste der im Dom um Michaelis gehaltenen Catechismuspredigten ward damit verbunden Sie wurde von Sup. Petrich aus Bahn gehalten. Psalm 143, 5. steht geschrieben, was Aller Herz empfunden. Das Herz redete von unsers Heilandes „herrlicher schönen Pracht und seinen Wundern.“ Es gibt heilige Augenblicke, welche köstlich fühlen lassen, daß „Gottes Reich ein ewiges Reich ist.“ Die Zeit hat ihre Macht verloren, man steht in der Gemeinschaft aller Gläubigen. Die Spuren aller Irrungen der Gegenwart sind verwischt. Rings umher der hochgewölbte prächtige Chor, vor uns die Altarstätte mit ihrem lieblichen Schrein, Orgelklang und liturgischer Gesang in lutherisch tiefer Art, aus ihm heraus das einschneidend schlichte Wort der Beichtrede. — „Es sollen dir danken Herr! alle deine Werke, daß kund werde die ehrliche Pracht deines Königreichs.“

Nach zwölf Uhr begann die Conferenz. Der Vorsitzende der Versammlung Sup. Meinhold leitete die Verhandlung mit kernigen Worten ein. Herrlich, wie ihre Gottesdienste, ließ er sich vernehmen, ist die Lutherische Kirche. Sie ist das Christenthum in deutscher Form. In ihr rechtgläubig und recht gläubig eins. Wärme und Wissen, Tiefe und Klarheit, seien in ihr verschmolzen. Die Innigkeit des Pietismus gehöre ihr eigentlich an. Die sogenannte todte Orthodoxie sei eine Fabel. Auch Unwissenheit sei der Quell vieler Feindschaft gegen die Lutheraner. Doch sei überall auch unter ihnen Buße nöthig. Denn die Zeit sei böse. Jammer und Verwirrung überall. Zwistigkeit in Amerika wie in Deutschland, in Hannover wie in Baiern. Man müsse beten und arbeiten um Frieden; wahr sein in der Liebe. Ein Lutheraner müsse haben ein eng Gewissen, einen klaren Blick, ein warmes Herz. Das walte Gott! — Augenblicklich bewege die Gemeindeordnung die Gemüther aller Diener des Herrn. In Pommern mehr als irgendwo. Die Gewissen wären beunruhigt. Zwar sei das Bekenntniß gewahrt, aber ein Dualismus geht hindurch. Er spricht darauf von der Aufnahme, die sie in Pommern gefunden, von dem Verhältniß zur obersten Kirchenbehörde. Er redet zu den Gewissen der Anwesenden auch in der Ehrerbietung gegen die Obrigkeit nicht nachzulassen. Durch den ganzen Vortrag geht ein Geist des Schmerzes, aber des Friedens, der Klage aber nicht der Anklage. Seine Hoffnungen seien nicht erschüttert. Die rechten Lutheraner fürchten von Menschen nichts. Selig ist zu nennen, des Hülfe der Gott Jakobs ist. Auch die neue Ordnung kann ein Mittel werden zum Bessern. Harret und Vertrauet auf den Herrn! Das Thema der Tagesordnung war: Wie sind die kirchlichen Gemeinderäthe für die Erbauung der Gemeinde fruchtbar zu machen und welche Vorschläge und Wünsche sind in Betreff der zu bildenden Kreissynoden unsererseits auszusprechen? Superintendent Lenz aus Wangerin hielt darüber den Vortrag in warmer und gründlicher Art. Genaue Kenntnisse der alten Ordnungen kamen dabei zu Tage. Er wird wohl ganz veröffentlicht werden. Wir beschränken uns auf die Vorschläge, die er gemacht hat, nachdem er die Schwierigkeit und Bedenklichkeit, zu welcher die Gemeindeordnung Veranlassung gebe, des Weitern entwickelt hatte. Er hielt für wichtig, bei Abgabe von Gutachten sei an den Principien der vorjährigen Camminer Conferenz festzuhalten, die drei Status sollen bei der Bildung von Synoden zur Geltung kommen, das Patronat soll vertreten sein. Man habe auf das Recht der Confession zu achten. Statt der Wahlen sollte Denomination eintreten. Es müsse ein anderes Formular erlassen werden. Die Obliegenheit des Gemeindekirchenraths soüte auf Armenpflege und Zucht beschränkt, der Name Aelteste und Gemeinderath verändert und eine itio in partes innerhalb der Pastoren, Patrone und anderen Synodalmitglieder bei Lehrfragen und Vermögensverwaltung angeordnet werden. Das 300jährige Jubiläum der P. Kirchenordnung sei nahe. Damals waren wie jetzt harte Kämpfe. Möge Gott wie damals auch nun Alles zum Guten führen.

Correferent war der treffliche Jahn aus Züllchow. In seiner treuen und originalen Art las er den Pastoren recht ordentlich den Text und ließ die Gemeinde ganz wacker zu Worte kommen! Er hatte freilich die innere Mission, welche der Gemeinderath treiben könne und müsse, besonders im Auge. Er könne Denomination nicht empfehlen. Man müsse nicht verzagen. Es sei nicht so schlimm. Habe der Herr Christus eine Zeitlang mit ungläubigen Pastoren regiert, was sei nun zu fürchten. Allerdings seien Name und Pflichten des neuen Rathes sehr pausbäckig anzusehn und glichen einem Achtundvierzig Pfünder vor einem Hühnerstall, aber etwas gethan kann

immer werden. Der Pastor solle nur die Gemeindekirchenräthe ordentlich bearbeiten. Die Hauptthesen, die er stellen müsse, seien 1. über die Gemeindeordnung nicht disputiren, 2. beim obersten Herrn petitioniren, 3. die Hände rühren.

In Folge dieser beiden Vorträge erhob sich nun ein längeres Gespräch unter den Anwesenden. Alle waren von der Bedeutsamkeit der neuen Ordnung ergriffen. Viele in Sorgen, Einige hatten besseren Muth. Wenn sich über einen Zustand, der das Herz bewegt, mit Freunden auszusprechen, immer ein Trost ist, so war der Zweck der Conferenz erreicht; zu Beschlüssen anderer Art, als im Geiste des Wortes Gottes von Wahrheit, Gehorsam und Liebe verborgen liegen, war man gar nicht zusammengekommen. Die Zeit war schnell vergangen. Mit innigem Gebet schloß die Versammlung. Mit Gebet fand man sich wieder beim brüderlichen Mahl zusammen. Die Liebe hat auch dieses köstlich gewürzt. Sup. Meinhold redete von der Noth der Lutherischen Brüder in Böhmen und Mähren, wie auch von dem Aufruf zur Hülfe der Syrischen Christen. Der Referent unterstützte dies mit einigen näheren Berichten aus der jüngsten Zeit. Reichliche Gaben flossen zusammen. Der Tag schloß wie er begonnen. Ein lieblicher Abendgottesdienst machte still und getrost. Pastor Knittel aus Frauendorf bei Stettin predigte begeistert über 2 Tim. 2, 19 und riß zu Vertrauen und fröhlichem Gebete fort. Am Abend wird es Licht sein, rief er mit dem Propheten aus. Gewiß an jedem Abend, wo Jesus Christus in uns lebendig wird. Der Gesang des Magnificat von Archid. Wangemann klang feierlich durch die weiten Gänge des Doms.

Unser patriarchalischer Hauswirth, Sup. Meinhold, hatte uns versprochen die noch vorhandenen Denkwürdigkeiten des Camminer Doms zu zeigen. Damit begann schon früh der zweite Tag. Das Interessanteste dabei ist offenbar der prächtige Altarschrein. Er zerfällt in drei Schränke mit alten und edlen Darstellungen aus der Geschichte der Kirche Christi. Der linke Schrank enthält Darstellungen aus dem Leben Johannis des Täufers, dem die Kirche gewidmet ist. Der Mittelschrank handelt von der Dreieinigkeit mit zehn Engeln, 24 Aeltesten und dem Weibe mit dem Mond unter den Füßen (Offenb. 12, 1.) Auf dem rechten Schranke sind Darstellungen aus der heiligen Geschichte, die allerdings interessant zu entwickeln sind. Es sind 4. Das linke untere stellt das weltbekannte Martyrium des h. Laurentius dar, der auf glühendem Roste liegt, unter dem Feuer brennt. Es machte mir Freude über die andern drei nachzudenken; durch die Hülfe des Sup. Meinhold, der mein blödes Auge unterstützte, wird es wohl gelungen sein, sie zu erkennen. Das linke obere Bild stellt zuerst eine Säule mit goldener Figur dar. Ein Römischer Befehlshaber weist auf sie hin. Ein Christ hängt an einer Querstange über Feuer, das ein Krieger schürt. Es ist dies der h. Agapitus, der über Feuer quer aufgehangen ward. In einem Hymnus wird sein Leiden schön erzählt. Er war funfzehn Jahr, da er in Präneste litt. Alle möglichen Martern sieht er aus: Aber er achtet nicht die tyrannischen Drohungen der Richter, obschon er inverso vertice distentus fumigatur stercoris igne. — Das untere Bild rechts zeigt wieder den Römischen Richter. Ein Krieger holt das Schwert aus um den knieenden Bischof zu enthaupten. Links davon sieht man aber schon, wie zwei Knechte den Leib des Märtyrers tragen, um ihn ins Wasser zu werfen, darin der abgehauene Kopf schon schwimmt. Damit ist das Martyrium des frommen Bischofs Basileus von Amasia gemeint. Er wurde um 322 zu Nicomedien enthauptet, Leiche und Haupt ins Wasser geworfen, aber beide schwammen zusammen bis Sinope durchs Meer; dort wurden sie von Christen gefunden und in Amasia bestattet. — Das obere Bild rechts stellt einen Bischof dar, der nackt auf einem Dreifuß sitzt, unter dem Feuer ist. Die Bischofsmütze und das Kleid liegen daneben. Obschon dies Bild weniger bestimmt ist, so läßt sich doch leicht erkennen, daß darin das Martyrium des h. Eleutherius wieder gegeben ist, der vom Anicet in Rom unterrichtet, schon im 20. Jahr Bischof gewesen ist. Hadrian, der Kaiser will ihn zur Abschwörung des Christenthums zwingen. Er hat verschiedene Leiden auszustehen, zuletzt wird er auf einen mit Feuer angefüllten Kessel gelegt. Nicephorus Callistus (lib. II. 29) sagt: „mox in foco igne conferto collocatur.“ Dies in Kürze von diesen Bildern, weil mehr zu sagen hier nicht angeht. — Unterdeß war es neun geworden; man strömte in die Kapelle zurück. Nach Gesang und Gebet war dem Referenten der Auftrag zu Theil geworden „über Judenemancipation und Mission“ zu reden. Die Bedeutung des Gegenstandes geht allerdings viel weiter als man lange anzunehmen gewohnt ist. Man kann nicht leugnen, daß es veraltete Gesichtspunkte öfters waren, von denen man im Staat die Stellung der Juden ansah. Es wird auch noch lange dauern, bevor man das rechte christliche Verhältniß wieder zu ihnen gewinnt. Es ist dies das einzige, das zum Segen gereichen wird. Daher müssen es Christen sein, die es ordnen und bestimmen müssen. Ref. hatte in den letzten Monaten mehrfach die Gelegenheit, die dahingehenden Fragen anzuregen. In Dietendorf, in Cottbus, in Cammin und Gnadau fand er unter den versammelten Geistlichen liebe und nachsichtige Zuhörer. Es galt an den verschiedenen Orten die Frage nach den verschiedenen Richtungen zu wenden, wie sie den Versammlungen am angemessensten schienen. Vor allen Dingen war es wichtig die geschichtliche Grundlage, auf welcher die Stellung der Juden beruhte, anzudeuten. Hier in Cammin zagte ich sehr mit dem Vortrage hervorzutreten. Die Versammlung war so sehr von dem Ernst ihrer kirchlichen Gemeindefragen erfüllt und eingenommen. Es wurden darum vom Ref. die Grundlagen dieser kirchlichen Bewegung selbst als Stützen seines Vortrages gewählt. Der Vortrag war frei gehalten. Es würde dem Ref. schwer werden das Einzelne genau wiederzugeben. Manches ist gewiß in den Gnadauer Vortrag übergegangen, der mehrfach skizzirt ist und nachträglich gedruckt worden ist. *) Anderes hofft der Ref. bald in diesen Blättern mitzutheilen. Was der große Apostel thut, täglich das Evangelium gegen die Juden zu predigen und doch herzliche Liebe und Traurigkeit für sie zu haben und zu bezeugen (Römer 8.), das ist die Aufgabe der Kirche zu aller Zeit. Kampf und Liebe sind die apostolischen Waffen gegen den Unglauben. Nicht blos Kampf — wie ihn die alte Kirche zum Theil übte — sondern auch Liebe. Aber nicht blos schwächliche Toleranz, die auf eigener Bekenntnißlosigkeit ruht — sondern offenes Zeugniß, was der beste Kämpfer und Sieger im Streit ist.

Für die herzliche Aufnahme der schwachen Worte drücke ich noch im Geiste den lieben Freunden die Hand. Der Vorsitzende fügte ein

---

*) Er ist aus dem Volksblatt für Stadt und Land als besonderer Abdruck erschienen und wird von der Berliner Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden vertheilt.

kräftiges Zeugniß dazu von der Pflicht der Evangelischen Kirche und ihrer Diener, welche sie den Juden gegenüber zu lösen habe. Dann ward für Israels Umkehr zum Gott aller Gnaden gebetet und das Lied erscholl: Ach! laß dein Wort recht schnelle laufen, ja wecke doch auch Israel bald auf und also segne deines Wortes Lauf. —

Die Versammlung war von den gestrigen Verhandlungen über die Gemeindeordnung noch nicht beruhigt. Man nahm den Gegenstand von neuem auf. Neue Momente waren rege gemacht worden. Man beklagte allgemein die Besorgnisse, zu denen namentlich die neueste Instruktion Veranlassung gab, welche in ihrem Geiste der Cabinetsordre vom 27. Febr. nicht entspräche. Ursprünglich sollte nun die Fortsetzung einer früheren Besprechung über die Confirmation von Pastor Wetzel folgen. Ein eingetretenes Unwohlsein verhinderte seine Anwesenheit und Pastor Euen stellte seine Thesen über die Taufe zur Debatte, nach dem er dieselben durch ein kurzes und sinniges Wort eingeleitet. Doch war die Zeit schon zu weit vorgerückt, um mehr als einige Sätze derselben durchzusprechen.

Der Vorsitzende hatte Recht, als er zum Schlusse die Freude aussprach durch die objektive Diskussion über den letzten Gegenstand die schöne Ruhe wieder eingekehrt zu sehn in Herzen und Gemüther. Er dankte dem Herrn für die Gnaden dieser Tage. Er flehte um die Kraft rechte Haushaltung üben zu dürfen. Auf Wiedersehn im nächsten Jahr bei mindern Sorgen! Das walte Gott! Man fand sich zum letztenmal bei Tisch zusammen. Doch waren die Reihen schon gelichtet. Ein Theil segelte in milder Abendluft nach Divenow. Wir andern gingen uns Cammin und Umgegend zu besehen. Trauliche Zwiegespräche verkürzten den Abend. Den letzten Segen gab in einer gefühlvollen Abendpredigt Pastor Deutschmann aus Bienowitz in Schlesien, angelehnt an 2. Cor. 5, 8.

Noch die späte Nacht vereinigte in Gespräch und Liebe. Der andere Morgen kam. Das Dampfboot harrte. „Eine feste Burg ist unser Gott“ erscholl — nochmals Abschied, Dank und Gruß — und wir schwammen hinweg. Gott segne Allen Heimkehr und Wiedersehn!

P. C.

Mittheilungen aus dem Sendschreiben an die Aeltesten, Vorsteher und Glieder der mit der evangelisch-lutherischen Synode von Pennsylvanien und den angrenzenden Staaten verbundenen Gemeinden.

— — Nicht weniger als Ein Hundert und Dreizehn Jahre sind verflossen seit der Gründung dieser unserer Synode, welche mit Recht als eine Mutter der lutherischen Kirche dieses Landes in Ehren gehalten wird. — —

Unsere Kirche hat ihr eigenes Bekenntniß. Es ist ein gutes Bekenntniß, „abgelegt vor vielen Zeugen“ (1 Tim. 6, 12.) in jenen großen Tagen, als Luther und mit ihm eine Schaar von Glaubenshelden gegen die Finsterniß des Papstthums das helle Licht des Gotteswortes und das Panier des Kreuzes Christi als des alleinigen Seeligmachers und Fürsprechers beim Vater erhoben.

Diese Glaubenslehre ruht auf dem Worte Gottes und nicht auf Menschengedanken. Lasset uns an derselben, wie sie in unseren kirchlichen Bekenntnißschriften und besonders in der Augsburgischen Confession und Luthers Kleinem Katechismus ausgesprochen ist, halten und nicht wanken. Dies ist das lutherische Bekenntniß und kein anderes. Dies ist der Glaube der Kirche. So haben unsere von Gott erleuchtete Väter das Wort Gottes verstanden und erklärt. Dazu hat sich auch unsere Synode von Anfang und ohne Rückhalt bekannt und sie hat nie dieses ihr Bekenntniß zum Glauben unserer Kirche aufgegeben oder verändert.

Aber wir wissen, daß Manche, die sich lutherisch nennen, meinen, daß sie selbst in wesentlichen Stücken, wie die Lehre von den heiligen Sacramenten, Taufe und Abendmahl, von der rechten Lehre unserer Väter abweichen dürfen. Wir lassen Euch wissen, liebe Brüder, daß Niemand ein Recht hat, an der alten Lehre der Kirche nach seinem oder Anderer Gutdünken zu ändern. Wir erinnern Euch, welche Verwirrung und Trennung der Gemüther und der Kirche folgen muß, wenn die Einen so, die Andern anders lehren wollen. Es handelt sich in den Lehren des Glaubens nicht um das, ob Etwas nach Menschenvernunft gestellt ist, oder ob es dem neuen Zeitgeist gefällt, sondern ob es in und auf Gottes Wort steht. Getrost aber sagen wir, daß unsere lutherische Lehre gemäß dem Worte Gottes ist, daran nicht dreht oder deutet, sondern es annimmt im Glauben. So sollen auch wir thun. Also soll auch bei Euch, in Euren Gemeinden, bei Eurer Jugend, allezeit gelehrt, unterrichtet, gepredigt, ermahnt, erbaut werden, auf daß nicht Menschenwort, sondern „das Wort Christi reichlich unter uns wohne.“ (Col. 3, 16.)

Leider wird nicht ohne Grund geklagt, daß in unserer Kirche nicht nur in der Lehre, sondern auch in andern Stücken nicht genug Einheit und Uebereinstimmung stattfinde.

Es ist nur allzuviel Wahres an dieser Klage. Allerdings besteht das Reich Gottes nicht in äußerlichen Geberden, Formen und Einrichtungen. Unsere Kirche weiß, daß der rechte Glaube seelig macht und nichts Anderes. Aber in jedem Hause muß auch eine gewisse Hausordnung seyn, welcher sich die Glieder des Hauses unterordnen. So auch in der Kirche. Unsere Kirche hat auch ihre Ordnung. Nicht nur, daß bei Euch und in Euren Gemeinden durchaus nur ein ordentlich berufener und bestellter Prediger, der von unserem Ministerium gemäß den Vorschriften göttlichen Wortes anerkannt ist, die Pflichten des heiligen Predigtamtes verwalten soll, sondern die Kirche hat auch ihre Gottesdienstordnung. — Mögen immerhin in Nebenstücken Verschiedenheiten an verschiedenen Orten stattfinden, so sollte man doch in der Hauptsache im Abhalten des Gottesdienstes auf Uebereinstimmung dringen. Dazu hat auch unsere Synode ihr Kirchengebetbuch veröffentlicht. Darnach soll der Gottesdienst gehalten werden. Und wenn es Prediger gibt, die sich desselben nicht bedienen, so ist das nicht zu billigen. Es wehrt der Freiheit der Einzelnen gar nicht, aber es wehrt der Willkühr, mit der die Einzelnen sich von der kirchlichen Ordnung los machen. Das aber hat unserer Kirche schon vielen Schaden gebracht. Das ist auch daran Schuld, daß die Gottesdienste oft lange nicht so schön, so lieblich, so erhebend sind, als sie sein könnten. Es geht in den Kirchen nicht immer mit der Ehrfurcht, Sammlung, Andacht zu, wie man es an der Stätte, wo der Herr seines Namens Gedächtniß gestiftet hat, erwarten sollte. Namentlich hat auch der Gesang der Gemeinden selbst an manchen Orten trotz dem oft nur allzukünstlichen Chorgesang auf eine klägliche Weise abgenommen, anderer Uebel nicht zu bedenken. Gehet also,

liebe Brüder, mit Ernst und mit Weisheit zu Werke und suchet in diesen Stücken auf das Bessere hinzuarbeiten. Kommet dem Rathe der Synode mit Vertrauen entgegen. Die Gottesdienste, wenn man sie schön, andachtsvoll und wahrhaft erhebend feiert, werden Euch Selbst theurer und wichtiger und die Kirche wird Ehre und Segen davon haben.

Hier ist auch der Ort, ganz besonders daran zu erinnern, daß es sehr traurig ist, daß an so vielen Orten die regelmäßigen Gottesdienste viel zu sparsam gehalten werden. Das kommt her von den Zuständen in früheren Zeiten, wo es nicht anders seyn konnte. Jetzt aber könnte es sehr oft anders seyn. Fürchtet Ihr Euch vor den vermehrten Kosten? Vergesset nicht, daß Ihr ganz anders mit zeitlichen Gütern gesegnet seyd, als Eure in Gott ruhenden Väter es waren. Oder habt Ihr keinen Glauben, daß, wenn Ihr aus Liebe zum Worte Gottes und zum Reich Jesu Christi, der sein Leben für uns gab, auch etwas weiteres thut, daß Gott Euch dafür tausendfach segnen werde? Denket Ihr, daß Ihr je dadurch ärmer werden würdet, daß Ihr mehr thut für die Förderung Eurer Gemeinden und die Vermehrung Eurer lutherischen Gottesdienste? Ihr habt so manchen lobenswerthen Fortschritt gemacht, Ihr habt so manche schöne Sonntagsschule gestiftet und erhalten, Ihr habt auch für die Förderung des Missionswerkes das Eure zu thun begonnen, Ihr erkennet die Pflicht, für die Erziehung junger Männer für's heilige Predigtamt zu sorgen, Ihr habt auch eine deutsche Professur zu diesem Zwecke in Gettysburg gestiftet — lasset Euch bitten, auch in jenem Stücke den alten, unserer Zeit nicht mehr genügenden Zustand zu verbessern, Euch und der Kirche zum Segen. Die Prediger werden Euch, wo es nur möglich ist, gerne dabei an die Hand gehen, daß die allzugroßen Predigerdistricte vertheilt werden. Ihr werdet dann nicht nur viel häufiger Eure lutherischen Gottesdienste haben, sondern die Prediger werden auch viel mehr Gutes in Eurer Mitte thun können mit Lehren der Alten, Unterrichten der Jugend, Besuchen der Kranken und Anderes mehr.

Da wir von der Ordnung in der Kirche und im Gottesdienst gesprochen haben, müssen wir auch daran erinnern, daß in manchen Gemeinden Störung dadurch entsteht, daß Leute in unseren Gemeinden hie und da anfangen, Neuerungen einzuführen, die unsere Synode nicht billigt und die sie auch nicht billigen kann. — Daß eifrige Leute das Gute, die Liebe zum Reich Gottes, den Eifer der Frömmigkeit, die Lust des Gebetes und andere Stücke der Art fördern wollen, das ist an sich ja recht und gut. Aber wenn sie gar in Gemeinden, die nicht zu ihrer Synode gehören, sich einnisten, in einem ganz fremden Geist arbeiten, nur auf eine schnelle Aufregung hinstreben, besonders große Gefühlsaufreizungen veranlassen und meinen, daß das der einzige Weg sey, daß das Reich Gottes zu den Menschen komme, so ist das im besten Falle oft nur ein „Eifern mit Unverstand" (Röm. 10, 2.) wie dieß von der Erfahrung vielfach bestätigt wird. Es ist auch in Sachen der Religion „nicht alles Gold, was glänzt." Hier gilt das Wort ganz hauptsächlich: „Prüfet Alles und das Gute behaltet." (1 Thess. 5, 21.) Unser Herr Jesus Christus warnt uns selbst (Matth. 8, 15.) vor falschen Propheten, die in Schaafskleidern kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind; und er redet von dem, der in eine ihm nicht gehörende Heerde einbricht, als vom Dieb, der nicht kommt, denn daß er stehle, würge und umbringe. (Joh. 10, 9.) Mit Rücksicht auf die von dieser Seite her unserer Kirche und den Gemeinden drohenden Gefahren hat sich das Ministerium unserer Synode veranlaßt gesehen, auch bei der Aufnahme von neuen Gliedern in unsern Verband mit äußerster Vorsicht und gewissenhaftester Prüfung der Applikanten zu Werke zu gehen.

Weit entfernt sind wir, einem todten, kalten Zustand in den Gemeinden das Wort reden zu wollen. Nein; gewiß das Wort soll mit heiligem Ernste und Nachdruck als eine Predigt der Buße zum Glauben verkündet werden; Alles, was ein wahres Lebenszeichen in christlichen Gemeinden ist, das sey willkommen. Wo eine Erweckung eintritt, wo Menschen vom Weg der Sünde und des Leichtsinns umkehren und in die Fußtapfen Jesu ernstlich treten, darüber wollen wir Gott preisen. Aber wir wollen eine auch noch so scheinbare Erweckung nicht mit wahrer Bekehrung verwechseln und nicht vergessen, daß jene mit allerlei künstlichen, gewaltsamen Mitteln, dadurch sich besonders die Unerleuchteten leicht bestechen lassen, gar bald hervorgerufen wird, diese dagegen ein stilles, aber an seinen bleibenden Früchten sich kundgebendes Werk des heiligen Geistes ist.

Darum ist keine Anklage ungerechter, als die von unwissenden oder unredlichen Menschen je und je ist vorgebracht worden, welche dadurch sich einen frommen Schein geben wollen, als sey unsere Synode gegen wahre Frömmigkeit, gegen Bekehrung und dergleichen mehr. — Aber sie ist gegen die Täuschereien, mit denen man gar oft in unserer Zeit im Reiche Gottes umgeht und an der Hauptsache vorbeiführt und sich selbst vorschwätzt, man sey fromm, während es so oft an den ersten Hauptstücken wahrer Frömmigkeit, an Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Zuverlässigkeit fehlt. Eben darum müssen wir Euch warnen, seid in Euren Gemeinden besonders vorsichtig, ehe Ihr Leuten Zugang gewähret, welche mit dem Schein besonderer Frömmigkeit auftreten, einen Haufen in der Gemeinde gewinnen, Spaltung anrichten und gar die ganze Gemeinde oder einen Theil von unserer Synode, mit der Eure Väter verbunden waren, los reißen und ein ganz unlutherisches Wesen stiften. Aber nehmet das Wort, das Eure ordentlich berufenen Prediger Euch verkündigen, an mit Freuden und richtet Euer Leben ernstlich nach demselbigen ein, damit die, welche vielleicht uns verdächtigen oder verachten wollen, an den Früchten sehen, daß der Baum gut ist. (Matth. 7, 16.) — —

Im Namen der Synode:

Wilhelm Julius Mann, Präsident. G. F. Krotel, Secretär. C. W. Schäffer, Schatzmeister. C. F. Welden, gewesener Präsident.

Im August, 1860.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 19. December. № 101.

Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen.

Die Zeit der Separation und der Erweckung in der Gemeinde.

(Fortsetzung.)

Vor Allem muß man fordern die rechtschaffenen Früchte der Buße, die Wiedererstattung, die Versöhnung, das Bekenntniß, die Verläugnung der weltlichen Lust, das Unterlassen der alten und besonders der Gewohnheits- und Schooßsünde. Der eigentliche Fleiß aber besteht in dem ordentlichen und regelmäßigen Gebrauch der Gnadenmittel, man muß ermahnen, das Wort recht treulich mit sich herum zu tragen und es im Herzen zu bewegen, den Catechismus aufs Neue zu lernen, auch Sprüche und Lieder dem Gedächtniß einzuprägen und die Umkehr als eine wirkliche Arbeit zu betrachten. Viele haben eine große Neigung zur Passivität und zur Trägheit. Die aber, die in süßen Gefühlen schweben und sich so selig fühlen, muß man ernstlich erinnern, daß Furcht und Zittern zum Leben der Kinder Gottes gehöre, und darauf dringen, daß sie in der Nüchternheit bleiben und nicht vergessen, daß sie arme Sünder sind. Wie es im Irdischen Reiche und Arme giebt, so auch im Himmelreich. Es giebt solche, die bis an ihr Ende Kyrie eleison, und solche, die Halleluja singen. Einige essen das Thränenbrot, Andere werden mit Zuckerbrot gespeiset. Das Wort Gottes aber ist besonders zum Troste derer, die immerdar arm und elend sind. — Selig sind die geistlich arm sind, spricht der Herr, und es steht geschrieben, daß die, die mit Thränen säen, mit Freuden sollen erndten. Viele werden auch von dem Eifer überfallen, Andere zu bekehren, und es gehört manchmal die ganze amtliche Auctorität dazu, um sie in Zucht und Demuth zu erhalten. Die List und Heuchelei des alten Menschen ist bei diesen besonders fein und groß.

Der Pastor darf auch nie vergessen, daß er nicht blos den Erweckten angehört, sondern daß die ganze Gemeinde zu weiden und zu hüten ihm befohlen ist. Es finden sich sehr leicht solche, die ihn gänzlich für sich in Anspruch nehmen und ihn in ihre pietistischen Kreise hineinziehen möchten. Sie können es nicht vertragen, wenn er auch mit weltlich gesinnten Leuten umgeht und nicht immerfort nach ihrer Weise predigt. In dem Worte des Apostels, daß man Allen Alles werden solle, liegt eine sehr schwere Aufgabe, aber an die Lösung derselben muß man doch herangehen. Wenn der Pastor nur die Erweckten als seine Gemeinde betrachtet, so wird er es bald dahin bringen, daß eine Spaltung in die Gemeinde kommt, daß die Bewegung krankhaft wird und zuletzt zum Stillstand kommt, wie der spätere Verlauf der Dinge leider bewiesen hat. Nach meiner Ueberzeugung und Erfahrung ist es sehr gefährlich, die halb oder gründlich Erweckten in Vereinen sich zusammenschließen zu lassen zu allerlei sonst guten und löblichen Zwecken. Die s. g. christlichen Vereine in der Trennung von der großen Gemeinde und vom geistlichen Amte sind wie Wasserreiser am kranken Baume. Ich weiß nicht, ob ich recht daran gethan habe, daß ich selbst die Organisation eines eigentlichen Missionsvereins habe fern gehalten, aber mein lieber seliger Nachfolger hat gewiß unrecht gethan, daß er Enthaltsamkeitsvereine u. dergl. entstehen ließ und pflegte. Die Kirche in ihrem gesunden Zustande verfolgt die Zwecke der Vereine ganz von selbst, der gute Baum trägt auch gute Früchte. Die s. g. innere Mission, so gut sie gemeint ist, wird immer die Neigung haben, sich mit der Kirche in Opposition zu setzen, und wenn das geistliche Amt ihr nicht unbedingt folgen und gehorchen will, Zwiespalt und Unfrieden anrichten. Die Beiträge zur Mission gingen ohne Verein sehr reichlich ein, und die Armen und Kranken wurden von den Nachbarn und Hausgenossen treulich und redlich gepflegt. Als von einer wohlthätigen Familie ein Haus gebaut wurde, in dem Alte und Kranke eine Zuflucht finden sollten, sagten die Leute: „das kann doch nur für solche gelten, die gar keine Angehörigen mehr haben.“ Das Haus wurde zuletzt ein Rettungshaus für verwahrloste Knaben im ganzen Kreise. Vereine sind gut und heilsam in großen nicht übersehbaren Gemeinden, und können einen Mittelpunkt für geistliches Leben bilden, von dem aus das Leben weiter geht, aber in kleinen Gemeinden darf man nicht die Gefahr übersehen, die damit verbunden ist. Es wird sehr leicht die Hauptsache, die Erweckung und Belebung der ganzen Gemeinde, in den Hintergrund gedrängt, und dadurch, daß Einzelne in den Vereinen eine Stelle einnehmen, der Selbstgerechtigkeit Nahrung gegeben. Ein Mensch, der freilich nicht ohne Gottes Gnade von der Unmäßigkeit zur Enthaltsamkeit sich bekehrt, ohne sich gründlich vom alten Menschen

zum neuen zu bekehren, ist schwerlich dahin zu bringen, daß er wirklich zur ordentlichen Buße kommt.

Der Pastor darf nicht vergessen, daß das Wort Gottes den Einen ein Geruch des Lebens zum Leben und den Andern ein Geruch des Todes zum Tode ist. Er muß suchen auch rein zu bleiben an dem Blute derer, die verloren gehen. Kein Mensch kann den andern bekehren und darum darf auch der Pastor weder selbst glauben noch zugeben, daß er es sei, der die Leute bekehre. Häufig sind es die Eltern, die von ihm verlangen, er solle die erwachsenen Kinder in eine andere Bahn leiten, aber gerade die Jugend will am wenigsten getrieben und gezwungen werden, und man muß sich sehr vorsichtig hüten, sie in Formen und Formeln hineinzudrängen, die für sie keine volle Wahrheit sind. Nach meiner Erfahrung gebehrden sich die Jünglinge und Knaben oft viel gottloser, als sie sind, und suchen ihre wirkliche Frömmigkeit in falscher Scham zu verbergen, besonders wenn sie merken, daß man gerne sähe, wenn sie an der Hausandacht Theil nähmen oder recht fleißig in die Kirche gingen. Sie renommiren gern mit Tabackrauchen und Branntweintrinken, mit körperlichen Kräften und Schlägereien. Der Pastor aber muß tiefer sehen und die Eltern viel mehr zur Geduld und zum Gebete ermahnen, als die Jugend reizen sich in der Opposition noch immer weiter zu verrennen. Sie hat das Bewußtsein, daß die Uebergabe des Herzens an Gott den Herrn ein freies Opfer und Geschenk ist, und will durchaus in der Hinsicht keinen Zwang sich anthun lassen. Die Gefahr ist sehr groß, wenn junge Leute das anticipiren, was sie noch nicht erfahren haben, und es ist kein schrecklicheres Ding, als wenn sie zur Heuchelei sich gewöhnen. Daß Verhältniß der einzelnen Seele zu Gott dem Herrn ist ein gar zartes Geheimniß, und die Jugend will Niemand da hineinsehen lassen. Eltern, die fleißig beten, sollen sich nicht ängstigen und grämen, desto ernster und bestimmter aber da den Gehorsam fordern, wo sie dazu berechtigt sind. Die Auctorität geht am meisten dadurch verloren, daß man da befehlen will, wo man nicht ein Recht dazu hat, und man reizt zum Widerstreben und zum Ungehorsam, wenn man von den jungen Leuten Dinge fordert, die außerhalb der Gränzen des menschlichen Willens liegen. Es wird zwar oft von den frommen und lieben Eltern gesagt: wir befehlen auch nicht, sondern wir ermahnen nur und wirken durch Vorhaltungen, aber die Jugend weiß die Gränze zwischen Ermahnung und Befehl nicht zu finden und hat das richtige Gefühl, daß eigentlich die Ermahnung nur eine freundliche und liebreiche Form des Befehls ist.

Ein schweres Kreuz trägt der Pastor mit denen, die sich für rückfällig halten und meinen, daß sie die Sünde wider den heil. Geist begangen haben oder unwürdig zum heil. Abendmahl gegangen sind. Ich muß zuvor bemerken, daß häufig körperliche Zustände und Unterleibsleiden dabei mit influiren, und daß man oft die Leute an den leiblichen Arzt weisen muß. Sie wollen aber gewöhnlich solchen Rath nicht annehmen und meinen, daß ihr ganzes gedrücktes und verzagtes Wesen im Mangel an Glauben allein seinen Grund habe. Es wiederholten sich oft die Fälle, daß Einzelne in sehr kurzer Zeit zu einer großen Freudigkeit kamen und Lob- und Danklieder mit heller Stimme sangen, auf diese wiesen sie dann hin und konnten sich schwer in Gottes Wegen orientiren. Ein tief bekümmerter Mann, der schon längere Zeit vergeblich nach dem Frieden sich gesehnt hatte, nöthigte seine Frau mit in die Betstunde zu kommen. Sie läßt sich dazu bewegen, auf dem Heimwege aber spricht sie über die einzelnen Personen, die sie gesehen hat, in einer Weise, daß sich der Mann darüber betrübt. In der Nacht wacht sie mit lautem Geschrei auf; als der Mann fragt, was ihr fehle, da erzählt sie, sie habe im Traume an der Wand eine glimmende Kohle gesehen, die immer heller und größer geworden sei, zuletzt habe sie einen furchtbar glühenden tiefen Abgrund gesehen, so schrecklich wie die Hölle, und eine Stimme habe ihr zugerufen: da kommst du hinein, so du dich nicht bekehrst. Eine große Angst war über sie gekommen, immer stand ihr die Hölle vor Augen. Als ich gerufen wurde, fand ich sie in einem fieberhaften Zustande, und mein Reden und Trösten schien ganz vergebens zu sein; aber schon am Abend kam sie voller Freude zu mir und lobte und dankte Gott, der ihr alle ihre großen Sünden vergeben und ihrer Seele Frieden durch Christi Blut gegeben habe. Der arme Mann dagegen wurde immer unruhiger, hielt sich für verloren und fing an die Stellen in der heil. Schrift, die von der Gnadenwahl handeln, so anzuwenden, daß er meinte, der Herr wolle ihn nicht annehmen. — Schon die leibliche Armuth bringt über manche Gemüther schwere Versuchungen, wenn sie auch im Glauben stehen, aber die geistliche Armuth ist schwerer zu tragen, die Gnadengüter sind für alle da, die Gnadenmittel für alle dieselben, warum also der Unterschied so sehr groß? Gott der Herr weiß es am besten, warum er dem Einen ein Pfund und dem Andern 10 Pfund gibt, weshalb der Eine mit Thränen säet, und der Andere im Genuß der Früchte frohlocket. Es kommt besonders darauf an, daß man solche angefochtenen Menschen zur Thätigkeit und zum Fleiß in ihrem irdischen Berufe anhält und ihnen eine feste Ordnung im Gebrauch des Gebets und des Wortes Gottes zur Pflicht macht, auch ihnen Gelegenheit gibt, nach ihren Kräften im Reiche Gottes etwas zu thun. Jenem Manne war es sehr förderlich, daß er dazu gebraucht wurde, hin und wieder bei Kranken und Sterbenden zu wachen; indem er diese zu trösten suchte, eignete er sich nach und nach immer mehr selbst den Trost an, den er gern Andern bringen und geben wollte. Er erfaßte es zuletzt, daß die göttliche Traurigkeit, in der er lebte, auch ein Zeichen seines Gnadenstandes sei. Man darf mit solchen Leuten die Geduld und das Mitgefühl nicht verlieren. Es ist eine schwere Aufgabe, immer und immer ein armer Sünder zu bleiben, immer als ein armer Bettler zu leben, immer seine Schwachheit und sein Elend zu fühlen. Einige Wochen läßt sich das wohl mit Geduld tragen, aber lange Jahre in derselben Verfassung zu bleiben ist eine schwere Last. Das Nichtsehen und doch glauben, das Nichtfühlen und doch glauben kommt dem natürlichen

Menschen sehr sauer an. Man möchte so gern immer wieder ein wenig eigene Gerechtigkeit mitbringen, wenn man vor dem Herrn erscheint, und auch gern ein wenig seine Freundlichkeit fühlen.

Wo Kinder geboren werden, gibt es viel Geschrei und viele Krankheiten und es gehört viel Geduld dazu, die Kinder zu pflegen. Man muß studiren, was die Mutterliebe thut, wenn sie ein schwaches und krankes Kind pflegt. Es ist nicht zu vermeiden, daß auch viel Ungesundes und Krankhaftes in solcher Zeit sich erzeugt. Besonders waren es die, welche so plötzlich erweckt wurden, die mir viele Mühe machten. Es kam vor, daß junge Leute aus bloßer Neugierde in die Betstunde kamen. Zuerst waren sie zerstreut, dann wurden sie ernster, fingen bald an viel zu seufzen, und öfters kam es vor, daß sie in heftige Krämpfe fielen und hinausgetragen werden mußten. Ich weiß kein anderes Gleichniß zu finden für die Weise, wie sich der Geist verbreitete, als daß es zuging wie bei ansteckenden Krankheiten. In den Krämpfen und Zuckungen redeten sie zwar manche unverständliche Worte, beschrieben aber auch das Verderben ihres Herzens mit starken Ausdrücken und schrieen um Gnade und Erbarmung. Es gab auch solche, die viel vom Teufel geplagt wurden und über die schrecklichsten Erscheinungen klagten. Oft sahen sie sich selbst, wie sie früher diese oder jene Sünde geübt hatten, und erkannten deutlich den Teufel, der in ihnen gewesen und sie zu Schandthaten, besonders heimlichen Sünden gemißbraucht habe, und sie nun wieder dazu reizen wolle. Ein sehr zerlumpter Handwerksgeselle aus Baiern kam am Mittwoch Nachmittag zu einem Meister und suchte Arbeit. Die Frau hat Mitleiden mit ihm und setzt ihm zu essen vor. Aber als er seine Hand begierig nach der Speise ausstreckt, verlangt sie von ihm, er solle erst beten. Er will zuerst nicht, weil ihm aber bestimmt erklärt wird, er dürfe sonst nicht essen, entschließt er sich und versucht das Vaterunser herzusagen, kann es aber nicht mehr. Am Abend fordert ihn der Meister auf, mit in die Betstunde zu kommen, er antwortet ihm aber, daß er sich verschworen habe nie wieder in eine Kirche zu gehen. Der Meister sucht ihn zu überzeugen, daß es eine Thorheit sei solch ein Gelübde zu thun, und eine noch viel größere Narrheit, es zu halten, und sagt ihm zuletzt, wenn er nicht mitgehe, so könne er ihm auch keine Arbeit geben. Da entschließt er sich und geht mit. Ich beschrieb gerade, wie der verlorene Sohn zu Hause wieder ankommt, wie er auf dem letzten Berge vor der Heimath steht, wie er das Vaterhaus vor sich liegen sieht, er hat keine Schuhe an seinen Füßen, seine Kleider sind zerrissen, große Scham und Angst überfällt ihn. Die Erinnerung an die Jugendzeit im Vaterhause zieht ihn mit Gewalt weiter, die Furcht vor dem Vater hält ihn zurück, da sieht ihn der Vater von Ferne, er kommt ihm entgegen, er läuft u. s. w. Da fällt der junge Mann um, die Glieder werden hin und her gerissen, der Schaum tritt ihm vor den Mund, und schreckliche Töne lassen sich hören. Ein Entsetzen geht durch die Versammlung, Einige schreien, Andere fallen auf die Kniee und beten laut um Gnade und Erbarmung. Er wird hinausgetragen, die Nacht über wachte ich bei ihm und ließ den Arzt rufen. Endlich wurde er ruhiger und hörte gern zu, wenn gebetet wurde, dann aber entstellte sich wieder sein Gesicht und die Glieder wurden krampfhaft hin und her gezerrt. Wenn ich ihm mit lauter Stimme im Namen Jesu befahl ruhig zu sein, ward er immer wieder stille, aber nur kurze Zeit. Gegen den Morgen verfiel er in Schlaf, war aber dann sehr schwach und lag mit gefalteten Händen da. In der folgenden Nacht rief mich der Meister, weil er es nicht länger ertragen könne, denn es poltere und tobe im ganzen Hause. Als ich hinkam, war der Stubenofen an der einen Seite zertrümmert und das Bette, auf dem er lag, ganz zerrissen, so daß die Federn umherlagen. Er behauptete, das habe der Teufel gethan, er habe sich einmal dem Teufel ergeben, und der werde ihn auch nicht loslassen. Ich schalt ihn aus und bedrohte ihn, daß er werde gebunden werden, wenn er solchen Unfug treibe. So lange ich bei ihm war, verhielt er sich ruhig und wurde nur ängstlich, wenn ich wieder gehen wollte. Einige gläubige Männer wachten mehrere Nächte bei ihm, bis er anfangen konnte zu arbeiten. Er beklagte sich aber noch oft darüber, daß er schwere innere Versuchungen zu bestehen habe und besonders oft gereizt würde zu Gotteslästerungen und Verspottungen des heil. Abendmahls. Seine Gabe des Gebets und seine Fähigkeit christliche Gedichte zu machen, erwarben ihm die Liebe in den Versammlungen. Die Sünden gegen seine Mutter drückten ihn oft sehr schwer und plötzlich wurde er von einer großen Sehnsucht nach der Heimath überfallen. Eines Morgens kam er zu mir und sagte, die Mutter habe ihn in der Nacht laut gerufen, er müsse nach Hause reisen. Während er sich rüstete und in der Gemeinde das Reisegeld gesammelt wurde, erhielt ich einen Brief von seiner Schwester, daß die Mutter gestorben sei und noch in ihren letzten Stunden sich nach ihm gesehnt habe. Später hat er sich an den seligen Vater Goßner gewandt, der ihn auch zu den Heiden gesandt hat, wenn ich mich recht besinne, so ist er nach Australien gekommen.

Erbauungsbücher wurden gesucht und gekauft, besonders aber darauf gesehen, daß sie alt waren, weil man den „neuen" Büchern nicht traute und immer besorgte, daß sie falsche Lehre enthielten. Wie weit die Speculation der Juden geht, zeigte sich hier in sehr auffälliger Weise. Ein Jude ging in entfernteren Dörfern umher und kaufte alte Postillen und Gesangbücher auf, kam dann zu den Gemeinden, in denen sich Erweckte befanden, und verkaufte seine Waare mit großem Vortheil. Ich habe selbst gesehen, wie der Jude, um seine Bücher zu empfehlen, den Leuten besonders solche Stellen, die von dem Verderben der menschlichen Natur und von der Vergebung der Sünden durch Christi Blut handelten, mit vielem Pathos vorlas. Es waren besonders die Predigten von Schubert und Brastberger, die Hirtenstimme von Kleinert, der Himmelsweg von

Werner, die Erquickstunden von Müller, das Schatzkästlein und das Hausbuch von Bogatzky und das Gebetbuch von Starke, die sehr stark begehrt wurden.

Da ich sonntäglich vier Mal zu predigen, außerdem wöchentlich an jedem Mittwoch Abend die Betstunde zu halten hatte, auch noch öfters aufgefordert wurde, hier oder da eine Abendstunde in den Häusern zu halten, so war es mir nicht möglich, immer eine gründliche und schriftliche Vorbereitung vorangehen zu lassen. Dieselbe Predigt zwei Mal zu halten geht wohl an, drei Mal ist schon sehr bedenklich, aber vier Mal ist unmöglich, zumal da ich in der Stadtkirche vor derselben Gemeinde Vor- und Nachmittags predigen mußte. In den früheren Gemeinden, in denen ich sonntäglich drei Mal zu predigen hatte, befolgte ich die Ordnung, daß ich eine Predigt sorgfältig ausarbeitete und eine zweite durch eine ziemlich ausführliche Disposition vorbereitete. In dem einen Jahre wurde die vollständige Ausarbeitung der Predigt über das Evangelium, im zweiten über die Epistel, im dritten über freie Texte vorgenommen. In den drei Gemeinden wechselte der Anfang des Gottesdienstes, so daß Jeder genau wußte, wann der Gottesdienst seinen Anfang nehmen werde, entweder um 8 Uhr, halb 11 Uhr, oder 1 Uhr. In der ersten Kirche wurde die ausgearbeitete Predigt gehalten, in der zweiten die nur meditirte, und in der dritten bald die erste oder zweite wiederholt, je nachdem ich glaubte, daß sie mir gelungen sei oder Eindruck auf die Gemeinde gemacht habe. Bei dem viermaligen Predigen rüstete ich mich auf drei verschiedene Predigten, und zwar in der Weise, daß ich des Nachmittags gewöhnlich über einen Abschnitt des Catechismus predigte. Der Versuch statt der Nachmittagspredigt eine Catechisation zu halten, wollte nicht recht gelingen, wenigstens erklärte sich die Gemeinde dahin, daß es ihr viel lieber sei, wenn ich predigte. Ich bin öfters gefragt worden, wie es leiblich und geistig möglich gewesen sei, so viel und oft zu predigen, und will daher auch darauf kürzlich antworten. Was zuerst die körperliche Kraft angeht, so muß ich bekennen, daß es mir nie, weder bei großer Hitze im Sommer, noch bei starker Kälte im Winter ist sauer geworden. Nur eine Regel mußte ich festhalten, die darin bestand, daß ich zwischen den Predigten nur sehr wenig essen durfte, und wenn es irgend die Zeit zuließ, so erfrischte es mich sehr, wenn ich vor der Nachmittagspredigt ein klein wenig schlafen konnte. Die Besorgniß, daß man durch das viele Predigen sich auspredige, muß ich als durchaus unbegründet zurückweisen. Die reichen und vielen Erfahrungen, die ich in der Woche bei Erweckten, Angefochtenen, Kranken u. s. w. machte, eröffneten mir immer neue Blicke in das Elend des natürlichen Menschen, in die wunderbaren Wege, die Gott mit dem Einzelnen geht, und in die Kraft des Wortes Gottes. Je genauer ich die Einzelnen und ihre Bedürfnisse kannte, desto leichter wurde es mir, aus dem gerade vorliegenden Texte das zu nehmen, was ihnen nach meiner Meinung zum Troste oder zur Zucht dienen konnte. Mein gutes Auge war mir besonders dabei behülflich. Je andächtiger die Einzelnen in der Kirche waren, desto mehr konnte ich auf ihren Gesichtern lesen, welchen Eindruck das Wort auf ihre Herzen machte, und durch den innern Verkehr, in dem ich mit ihnen stand, wurde mein Gedankengang bestimmt und erleichtert. Wenn ich auf der Kanzel stand, den Text vorgelesen hatte, und die alten lieben Gesichter ansah, fehlte es mir nie an Stoff. — Mehr Vorbereitung als die Predigten forderte die Betstunde. Wenn ich sah wie die Leute aus der Ferne herbeikamen, ihre oft dringenden Arbeiten verließen und nach des Tages Last und Hitze noch weite Wege machten, wie besonders Knechte und Mägde am Mittwoch schon vor Beginn des Tages an die Arbeit gingen, um von der Herrschaft die Erlaubniß zu erkaufen am Abend in die Betstunde gehen zu können, so demüthigte mich das gar sehr und trieb mich in das Gebet. Wie arm und leer und mit wie großen Sorgen mußte ich oft in die Abendstunde gehen, wenn ich aber den schönen und kräftigen Gesang der Gemeinde hörte, und die Hungrigen und Dürstenden um den Altar dicht gedrängt versammelt sah, konnte ich getrost zum Herrn seufzen, daß er, wenn auch nicht um meinetwillen, doch um der armen Seelen willen sich über mich erbarmen wolle. Ich kann mich nicht entsinnen, daß ich in der Betstunde je einen Menschen habe schlafen sehen. —

Die Wahl der freien Texte ist eine sehr schwierige, zeitraubende Sache. Im Ganzen hören die Leute am liebsten die Predigten über das Evangelium, weil ihnen diese am meisten bekannt sind, und weil sie daran auch merken, wie weit das Jahr vorgeschritten ist. Sie meinen, daß, wenn dies oder jenes Evangelium da ist, sie diese oder jene Arbeit thun müßten. Sie sagen: in der Woche, auf die das und das Evangelium folgt, ist dies oder jenes Kind geboren oder gestorben u. s. w. Als ich in dem einen Filiale eine Zeit lang über die Episteln predigte, kam der Schulze und sagte, er solle mich im Namen der Gemeinde bitten, wieder über die Evangelien zu predigen, weil sie eine evangelische Gemeinde bleiben wollten, und weil in ihren Predigtbüchern zu sehen sei, daß die Alten immer über die Evangelien gepredigt hätten. In der Regel ließ ich mich bei der Wahl der freien Texte durch die Idee des Sonntags leiten. Jeder Sonntag hat durch seine Stellung im Kirchenjahre und durch die Verwandtschaft oder Beziehung, in der die Epistel zu dem Evangelium steht, seine ganz besondere Bedeutung.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 22. December. № 102.

Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen.

Die Zeit der Separation und der Erweckung in der Gemeinde.

(Fortsetzung.)

Es ist eine wunderbare Kunst in der Wahl der Pericopen, und je sorgfältiger man nachforscht, warum gerade dieses Evangelium und diese Epistel zusammengefügt und auf diesen Sonntag gelegt sind, desto leichter wird es, der Idee des Sonntags entsprechend den freien Text zu wählen. Des Raumes wegen will ich hier nicht weiter darauf eingehen. Einen Punkt aber kann ich nicht übergehen, das ist die Pünktlichkeit im Anfangen des Gottesdienstes in den Filialen und auch in der Mater. Es ist eine unverzeihliche Unart gegen eine Gemeinde, sie warten zu lassen, und der Kirchenbesuch leidet gar sehr dadurch, wenn der Pastor die Stunde nicht pünktlich inne hält. Ich weiß wohl wie viele Unmöglichkeiten geltend gemacht werden, bald ist der Weg schlecht, bald sollen die Uhren verschieden gehen, bald ist eine Taufe oder ein Krankenbesuch auf dem Filiale gewesen, bald ist diese oder jene Verzögerung eingetreten und dergl. mehr. Ich weiß aber auch, daß bei gutem Willen und entschiedenem Ernste sich diese Hindernisse sämmtlich beseitigen lassen. Um mir selbst jede Ausflucht abzuschneiden, hatte ich dem Küster die Weisung gegeben, den Gottesdienst pünktlich zur bestimmten Stunde angehen zu lassen, ganz unabhängig davon, ob ich da sei oder nicht. Die Folge davon war, daß ich gewöhnlich schon ein wenig früher zur Stelle war als nöthig, und sehr selten ist es vorgekommen, daß die Gemeinde schon ein zweites Lied angefangen hatte zu singen wenn ich in die Kirche kam. Diese strenge Ordnung wurde sehr dankbar anerkannt, und es fiel Niemand ein, mich aufzuhalten, weil sie alle wußten, daß ich fort mußte; wer mich nothwendig sprechen wollte, stieg zu mir auf den Wagen und fuhr eine Strecke mit mir. Wöchentlich kam ich einmal auf das Filial um die Schule zu besuchen, durch die Kinder wurde es bekannt, daß ich da sei, und wer mich zu sprechen hatte, kam zu mir oder ließ mich nöthigen zu ihm zu kommen. Im Winter, wenn die Wege sehr tief waren und mein Knecht meinte, es sei mit dem Wagen nicht zu beschaffen, ritten wir beide, und zwar so, daß er in den ganz kurzen Tagen um die Weihnachtszeit am Morgen früh mit der Laterne voranritt, und ich ihm folgte. Im Sommer, wenn er gern wollte zu Hause bleiben, ritt ich gewöhnlich allein, wurde aber von ihm zur rechten Zeit geweckt und erinnert, daß es die höchste Zeit sei, aufzubrechen, und ich kam dann gewöhnlich noch eine Viertelstunde zu früh an. Der Pastor darf durchaus nicht, auch bei anderen Amtsverrichtungen, als Taufen, Trauungen und am wenigsten bei Leichen auf sich warten lassen. Es wird von den Gemeinden sehr schwer empfunden, wenn er bei dem Schulzen oder Amtmann oder bei dem Herrn Patron einkehrt, dort frühstückt oder Kaffee trinkt, und dann zu spät kommt. Eine solche Nichtachtung des Amtes und der Gemeinde giebt böses Blut, und ist ein Zeichen, daß der Pastor selbst seine Bequemlichkeit und seinen Leib mehr im Auge hat als seine Pflicht. Wer die Gemeinde auf sich warten läßt, verwöhnt sie in dem Grade, daß sie zuletzt gar nicht mehr wissen, wann sie kommen sollen, weil sie denken, der Geistliche komme doch zu spät. Als einmal ein Mann aus der Gemeinde seinen Pastor bat, er möchte doch zur rechten Zeit kommen, und dieser sich mit allerlei Dingen entschuldigte, antwortete er ihm: wenn Sie aber zu der Herrschaft zu Tisch eingeladen sind, dann kommen Sie doch immer zur rechten Zeit. So etwas muß man sich sagen lassen, wenn man sich nicht in Zucht hält. In manchen Gemeinden ist die Unsitte des Zuspätkommens förmlich zur Ordnung geworden. Bei dem Anfange des Gottesdienstes ist die Kirche fast leer, und Viele kommen erst nach der Liturgie während des Hauptliedes. Was will der Pastor dagegen sagen, wenn er selbst die Sitte hat zu spät zu kommen? —

Einen sehr günstigen Einfluß hatte die Erweckung in der Gemeinde auf die Schule. Es war dahin gekommen, daß die Schule eine sehr isolirte Stellung einnahm, die Behörden der Stadt sahen darin eine schwere Last, die immer neue Ausgaben forderte, bald zur Unterhaltung des Schulhauses, bald zur Besoldung der Lehrer. Reibereien zwischen dem Lehrcollegium und dem Magistrate hatten eine Erbitterung erzeugt, die gegenseitige Geringschätzung und oft sogar Verachtung nach sich zog. Der Schulbesuch war überaus schwach und die Eltern sahen in der Schule nicht einen Segen für ihre Kinder, sondern eine lästige Einrichtung, Geld von ihnen zu erheben und die Kinder von nützlichen und nothwendigen häuslichen Arbeiten abzuhalten.

Gefängnißstrafen gegen die widerstrebenden Eltern und executive Einziehung von Strafgeldern waren die traurigen Mittel, um dem gänzlichen Verfalle entgegenzuwirken. Die Separatisten schmähten und lästerten theils über die Lehrer und deren Wandel, theils über die Lehrbücher und über die Weise des Unterrichts, und von denen, die nicht zu ihnen gehörten, wurde gern das Mißtrauen und der Verdacht aufgenommen, um ihnen zur Entschuldigung zu dienen, wenn sie die Schule verachteten und ihre Kinder zurückhielten. Die Fibel von Otto Schulz war von der Behörde empfohlen und eingeführt, sie war den Leuten sehr anstößig wegen der Erzählungen und Fabeln, die sie enthielt, sie wurde die leichtsinnige oder leichtfertige Fibel und auch Unionsfibel genannt; denn alle Uebelstände in Kirche und Schule wurden der Union zur Last gelegt. Weil sie falsche Lehre enthalte, die Kinder von Gottes Wort abwende und menschliche Weisheit und Klugheit lehre, weigerten sich Viele mit großer Entschiedenheit, das Buch zu kaufen, und wenn sie dazu gezwungen wurden, so schnitten sie alle die Blätter heraus, die ihnen nicht gefielen und nach ihrer Meinung falsche Lehre darboten. So blieb denn von der ganzen Fibel sehr wenig übrig und der Deckel war wie ein weiter Rock, den ein magerer Mann trägt. Die Kinder sagten dann: „Vater hat die Fibel verbessert.“ Der Herr Schulrath Striez, der die Bewegung in der Separation richtig beurtheilte und ein warmes Herz für meine schwierige Stellung hatte, versetzte die Lehrer der Schule, und es traten vier Männer für sie ein, bei deren Wahl mit großer Sorgfalt und Rücksicht auf die Verhältnisse verfahren war. An Bitten und Ermahnungen von der Kanzel und in den Häusern ließ ich es nicht fehlen, auch das tägliche Nachsehen in der Schule half nicht wenig, und so hob sich nach und nach der Schulbesuch. Bei einer öffentlich abgehaltenen Schulprüfung fanden sich die Vertreter der Stadt und viele Hausväter ein, und die Leistungen der Kinder widerlegten das Mißtrauen, das Viele hegten. So gering auch die Fonds waren, die der Commune zu Gebote standen, so wurde doch den Lehrern in einer anerkennenden Weise eine Gratification ertheilt. Damit war der Sieg gewonnen und das Vertrauen und die Liebe zur Schule nahm einen fröhlichen Aufschwung. An jedem Sonnabend versammelten sich die Lehrer bei mir und in ungezwungener Weise wurden die Angelegenheiten der Schule und Kirche besprochen. Einer von uns mußte sich auf einen kurzen Vortrag vorbereiten, der dann eingehend in freier Weise den Gegenstand der Unterhaltung bildete. Aus diesen Conferenzen ging zuerst die Präparanden-Anstalt hervor, die sehr bald recht erfreulich zunahm und in ihren Resultaten Anerkennung fand. Es war eine wahre Freude mit anzusehen, wenn die Präparanden wetteifernd jeder etwa 10 bis 12 Kinder der unteren Klasse in den ersten Anfängen unterrichteten. Der Unterricht, den sie selbst erhielten, war zwischen den Lehrern und mir getheilt, je nachdem jeder für den einen oder andern Gegenstand besonders befähigt war. Die Präparanden wohnten in der Stadt bei einzelnen Familien, und das

geringe Geld, das sie für den Unterricht zahlten, diente zur Erhöhung des Gehalts der Lehrer. Aus dem Verlangen mehrerer jungen Leute, die Abendstunden im Winter mit nützlicher Beschäftigung auszufüllen, entstand eine Abendschule, deren Einrichtung in den Sonnabendconferenzen besprochen und festgestellt wurde. Die Theilnahme war viel größer als wir erwartet hatten, selbst verheirathete Leute und Meister fanden sich ein und saßen auf den Schulbänken. Religion, Geschichte, Geographie, auch Uebungen im Brief- und Rechnungschreiben waren die Gegenstände, die gelehrt wurden. Ein Candidat, der Hauslehrer meiner Kinder war, betheiligte sich dabei mit vielem Eifer. Der liebe fromme Organist gab im Gesange Unterricht und es zeigte sich, daß unter den erwachsenen jungen Mädchen und Jünglingen sehr schöne Stimmen waren. Der Gesang in der Gemeinde und besonders die liturgischen Chöre gewannen dadurch sehr, und es war eine wirkliche Freude und sehr erbaulich, die alten schönen Choräle mehrstimmig ausgeführt zu hören. Der Organist hatte den sehr richtigen Tact, daß er bei dem Einfachen stehen blieb und nicht Sachen einübte, die man nicht ohne die Sorge hört, daß es mißglücken werde. Der rhythmische Gesang wurde besonders gepflegt und von der Gemeinde geliebt. — Aus dem Bedürfniß, daß die Mädchen, die die Schule besuchten, auch in weiblichen Handarbeiten unterrichtet werden möchten, ging die Einrichtung hervor, daß etwa 8 oder 12 Frauen und ältere Jungfrauen in der Gemeinde zusammentraten und wöchentlich zweimal in der Schule die Mädchen versammelten und ihnen Unterweisung gaben im Stricken, Nähen und Zeichnen. Da nur immer zwei Lehrerinnen zugegen waren, so versäumten sie in ihren häuslichen Arbeiten nicht so gar viel und erhielten dazu von den Männern oder Vätern leicht die Erlaubniß. Die Kinder aber kamen zahlreich und gern in diese Stunden und die Eltern hatten ihre Freude daran.

In dieser Weise war das Schulhaus fast den ganzen Tag besucht, die Schule war keine mißliebige Zwangsanstalt in der Gemeinde, sondern ein Gegenstand der dankbaren und fürsorglichen Liebe. Die Lehrer, die gern und fröhlich alle Arbeit übernahmen, wurden geehrte und geschätzte Männer. In den Häusern wurde von ihnen mit Anerkennung und Respect gesprochen und ihnen dadurch die Disciplin sehr wesentlich erleichtert. Ich gedenke noch gern und mit Dankbarkeit an diese Männer und entsinne mich nicht, daß je eine Differenz zwischen mir und ihnen entstanden sei. Die regelmäßigen Conferenzen stärkten uns in der Liebe und im Vertrauen unter einander und in der Liebe zu der Jugend und ganzen Gemeinde. — Wenn in der Kirche das wahre Leben erwacht, dann blühet auch die Schule. Wenn die Eltern die Kirche lieben, lieben auch die Kinder die Schule.

(Schluß folgt.)

Luthers Ringen mit den antichristlichen Principien der Revolution von Dr. Heinrich Borreiter. *Καὶ πύλαι ᾅδου οὐ κατισχύσουσιν αὐτῆς.* **Halle, Verlag von Richard Mühlmann, 1860. gr. 8. S. 418.**

Luther ist ein Wundermann: die Elle, an welcher die Römische Kirche ihre Heiligen mißt, ist für ihn viel zu kurz, für diesen Helden Gottes, der ein Gnadenkind ist und doch von Affecten und ungebändigter Natur überschäumt, verehrt von den Frommen und zugleich vergöttert von den Freigeistern. Ist er denn wirklich ein so zwiefältiger Mann? oder ist der Kern des Offenherzigsten unter allen Menschen so verborgen, daß jede Partei nur die eine Seite fassen und begreifen kann, die andere unverstanden liegen lassen oder wegwerfen mag? Mit der Deutschen Reformation, insoweit sie sein Werk war, ist es fast ebenso gegangen, und man möchte auf den Gedanken fallen, Luther habe wohl gewußt, daß er ein Werkzeug in Gottes Hand sei, aber was Gott durch ihn wirken wollte, selbst nicht begriffen. Schreibt er doch von Koburg aus an Melanchthon nach Augsburg (1530): „Ende und Ausgang der Sache quälet euch, darum, daß ihr's nicht begreifen könnet. Ich aber sage so viel: wenn ihr es begreifen könntet, so wollte ich ungern der Sachen theilhaftig sein, viel weniger wollt ich ein Haupt und Anfänger dazu sein. Gott hat sie an einen Ort gesetzet, den ihr in eurer Rhetorica nicht findet, auch nicht in eurer Philosophia: derselbe Ort heißet Glaube, in welchem alle Dinge stehen, die wir weder sehen noch begreifen können. Wer dieselben will sichtbar, scheinlich und begreiflich machen, wie ihr thut, der hat das Herzeleid und Heulen zum Lohn, wie ihr auch habt, wider unsern Willen." Unsere Philosophie, die sich gern einbildet, alle Geschichte von vor der Schöpfung der Welt bis nach dem Ende aller Dinge begriffen zu haben, zerarbeitet sich noch, jetzt 330 Jahre später, an Luther und an dem Verständniß der Reformation, ihres Endes und ihres Ausgangs, und die Aufgabe ist uns noch bis heute zu hoch. Indessen ist dies Studium nicht vergeblich: wir lernen immer etwas daran, wenn wir auch nicht auslernen, und besonders folgen wir gern einem so ernsten und gediegenen Forscher, wie Dr. Borreiter, der Luthern gewiß gründlicher erkannt hat, als die Meisten unserer Zeitgenossen, und der öffentlich Hülfe sucht für den Anstoß, den er wider Wunsch und Willen an dem wunderbaren Gottesmann hat nehmen müssen.

Luthers Verdienste sind von würdigen einsichtsvollen Männern vielfach erwogen und hoch gerühmt worden: aber bedeutender als all dies Lob ist der unwillkürliche mächtige Eindruck seiner Person, dessen sich Niemand erwehren kann. Er steht als ein Prophet in den Herzen der Völker, als ein Elias, und sein Ansehen, das sich tief und unauslöschlich der Kirche eingeprägt hat, spricht sich in der Inschrift aus, die man an mehr als Einem Hause in Wittenberg noch heute in Stein gehauen lesen kann: „Gottes Wort und Luthers Lehr vergehet nun und nimmermehr." Und die Lutherische Kirche ist von dem Gefühle durchdrungen, daß Luthers Lehre noch etwas Anderes ist, als die symbolischen Bücher, daß sie Geist und Leben ist. Dies ist insbesondere bei den Verhandlungen über die Vereinigung der Evangelischen Kirchen zum klaren Bewußtsein gekommen, während man früher mehr die Lutherische Lehre in einem festen Lehrbegriff stereotypirt zu besitzen meinte. Wie Luther in seiner lebendigen Erkenntniß gegen verschiedene Irrlehren sich rechts und links nach Bedürfniß wenden und sorglos in Worten sich widersprechen konnte, indem er jedesmal den Gegensatz aufs Schärfste betonte, nach dem Siege aber gemäßigt in die richtige Mitte sich zurückzog, so ward man neuerlich gewahr, daß man im Kern ein guter Lutheraner sein konnte, und doch bei einzelnen Lehrpunkten, wo er nur einen Pflock gegen die Irrlehren seiner Zeit festgesteckt hatte, ohne die Lehre in dogmatischer Weise auszubilden, sich gedrungen sah, über ihn hinauszugehen, wie in der Lehre von der Kirche und von den letzten Dingen. Trotz dieser freien Fortbildung, ja gerade in derselben wußte man sich einig mit seinem Geiste oder glaubte wenigstens mit ihm einig zu sein, während man in Andern, die eine möglichst genaue Uebereinstimmung in den Worten erkünstelten, den Geruch eines andern Geistes verspürte. So ist eine Pietät gegen Luthers Namen neu erwacht und mächtig geworden, welche ausrotten zu wollen gefährlich ist, so lange man es nicht durch die Kraft der Ueberzeugung thun kann. Hier ist der Punkt, vor welchem die Union stille gestanden ist und ferner stille stehen muß: wo nicht, so könnte es Feldners regnen.

Wenn aber nun Luther doch in wichtigen Punkten geirrt, wenn er sogar mit den antichristlichen Principien der Revolution nicht siegreich gerungen hätte und durch die empfangenen Wunden in seinem göttlichen Heldenlaufe gelähmt worden wäre, müßte man da nicht eilen, es wäre schon spät genug, um durch gesunde Einsicht die Quellen der Verirrungen zu verstopfen, die Luthers großer Name bisher gedeckt hat? Das ist die Frage, vor welcher unser Verf. stand, und der Zweck seines Buches ist, darzuthun, daß Luther allerdings von der Reinheit seines reformatorischen Berufs abgewichen sei und daß die Periode dieser Abweichung nachhaltig und schädlich auf seine religiöse und theologische Stellung in der Kirche eingewirkt habe.

Das Buch besteht aus 9 Capiteln, von denen je drei und drei einen Hauptabschnitt bilden, die beiden ersten Drittheile aber nur principielle und geschichtliche Vorbereitungen für die große Frage enthalten, welche in dem letzten Drittheil verhandelt wird. Die ersten 3 Capitel sind grundlegend: I. Idee des Rechts, der Reformation und Revolution. Gottes Wille ist selbst das Recht und dieses tritt uns zuerst entgegen in der Natur, in allem Dem, was durch göttlichen Schöpferact gesetzt ist: dann aber entwickelt es sich weiter durch Gottes Wort und ist vollkommen offenbar geworden in Christo. Jedoch offenbart Gott seinen Willen auch in der Geschichte und gründet auch mittelbar durch menschlichen Willen ein heiliges Recht, wenn dieses Recht

gleich oft mehr zur Strafe als zur Wohlfahrt dient. (S. 1—15.) Man wird den Verf. nicht mißverstehen, wenn man dies abgeleitete Recht zweiten Grades das Recht der Legitimität nennt. Reformation ist die Wiedereinsetzung einer von Gott gegebenen Naturbasis eines Gemeinwesens in ihr Recht: der Zustand, in welchem man einer Reformation bedarf, ist ein Zustand des Stehens unter göttlichem Zorne (unter einem durch menschlichen Willen gewordenen Rechte, das als Gottes Strafgericht anzusehen ist). Nur von der Aneignung des Leidens und Auferstehens dessen, in welchem Gott selbst Mensch geworden, sein Gericht über die Menschen auf sich nahm, kann darum eine Rückkehr aus dem Zustande unter Gottes Zorn zu der gnädigen Gabe der ursprünglichen Naturbasis ausgehen. Eine wahre Reformation ist darum nur bei christlichen Gemeinwesen möglich. (S. 15—20.) Wo man das mit der Naturbasis eines Gemeinwesens gegebene Recht verachtet, da ist Revolution: wo man aber die Idee des Rechts selbst, nämlich seine Begründung in dem göttlichen Willen, aus dem ihm erst der Charakter der Heiligkeit quillt, gänzlich und bewußt aufgiebt, und, Menschen an die Stelle Gottes setzend, Gehorsam für ihre Bestimmungen im Namen menschlicher Würde und menschlichen Willens verlangt, da wird die Revolution maaßlos und dämonisch, directe Empörung gegen den göttlichen Willen. (S. 20—22.) II. Natur der apostolischen Kirche. Die Kirche ist eine Gemeinschaft, welche einen Rechtscharakter in sich trägt, nämlich objective, das Gemeinschaftsleben bestimmende und von der Gemeinschaft anerkannte Normen. Die apostolische Kirche hatte diesen Charakter; sie bethätigte ihn durch das Hirtenamt und die andern Aemter und beschützte ihn durch Ausübung des Bannes. Die Einzelgemeinden bildeten Glieder eines Gesammt-Organismus, in welchen Völker einzugehen bestimmt waren, welche durch die Kindertaufe der Körperschaft einverleibt, durch die Einheit der Aemter, die rein kirchlicher Natur sind, in einer sichtbaren Kirche versammelt werden: eine unsichtbare Kirche wäre eine Auflösung des Kirchenbegriffs. (S. 23—60.) III. Christenthum und Antichristenthum in ihrer Entwickelung. „Das Reich des Antichristen und das Reich Christi stehen als die schroffsten Gegensätze am Ende der Weltgeschichte; in jenem vollendet sich die Idee der Rechtlosigkeit und der Feindschaft gegen Gott, in diesem erscheint die volle Wiederherstellung des Rechts in der Hingebung an den Gott, welcher „Jehovah unsre Gerechtigkeit" heißen wird. Nun stehen aber Christi Reich und Antichristenthum nicht zufällig am Ende der Weltgeschichte da, sondern als die Vollendung der Weltgeschichte: denn mit ihrer Erscheinung ist eo ipso das Weltgericht gegeben." „Die Entwickelung des Streites der Weltmächte sollte nun, der Idee einer jeden nach, die sein, daß das Christenthum seine volle und ausschließliche Darstellung in der Kirche gefunden hätte und der Kampf mit dem Antichristenthum nur deren äußere Geschichte erfüllte." Aber das Antichristliche ist auch in die Kirche eingedrungen und hat sich schon vor der Reformation in allen Ständen der Kirche, nicht bloß im Clerus verbreitet: die stetige Gegenwirkung des christlichen Organismus war gelähmt, der christliche Geist in der Kirche nicht mächtig genug und so trat das Bedürfniß einer Reformation an Haupt und Gliedern ein, weil die Schuld der Kirche eine Gesammtschuld war. (S. 61—98.)

Wir wollen es dem Verf. nicht verargen, daß er in dieses erste Drittheil seines Werkes Vieles eingewebt hat, was er auf dem Herzen trug, was aber nicht streng zu dem ohnedies schon weit angelegten Unterbau seiner Beweisführung gehört. Dient es doch dazu, uns ein lebendiges Bild der Anschauungen und Ueberzeugungen zu gewähren, auf welchen sein Urtheil über Luther und die Reformation beruht, wenn auch sein Werk dadurch an Klarheit und Durchsichtigkeit verliert. Man erkennt hier gleichsam eine Reserve, die noch zu ganz andern gefährlichen Angriffen führen könnte, wenn er sie einmal ins Feuer führen wollte: sein protestantisches Gewissen hält sie noch zurück. Aber unverkennbar ist in den Gedankenreihen des Verf. der Einfluß, welchen die Doctrin der historisch-politischen Blätter und anderer Römischen Schriften auf ihn ausgeübt hat, in welchen nur der Gegensatz zwischen Legitimität und Revolution ausgebeutet und die Reformation zwischen beide eingeklemmt wird, während die Reformation ihre richtige Stellung zwischen legitimirter Corruption und lauterer allgemeiner Regeneration hat. Die legitimirte, die durch menschliche Satzungen zum geltenden Recht gemachte Corruption wird durch einen Versuch der Reformation vor die Frage gestellt, ob sie zu dem, was der Verf. die Naturbasis des Rechts nennt, zurückkehren will: wo nicht, so verfällt sie, wenn sie auch noch eine Zeitlang unter göttlicher Langmuth bleibt, dem Gericht, und der Herr wirkt außer ihr und ohne sie auf eine Regeneration seiner Haushaltung auf Erden hin, wofür Zeit und Stunde ihm bewußt ist. Die Corruption aber verfällt trotz aller ihrer Legitimität, an die Er nicht gebunden ist, dem Gericht der Verwesung, dessen Schergen unreine Geister sind, die Aasvögel, welche die Revolutionen im Innern machen, oder die Geier, die gewaltthätigen Eroberer, die von Außen einbrechen und das faulende Fleisch verschlingen. Fragen wir nun, wie sich die legitimirte Corruption des Papstthums gegen die Reformation verhalten, so ist die Antwort nicht ganz leicht. Formal hat sie dieselbe entschieden verläugnet und verworfen, hat sie mit Bann, mit Feuer und Schwert verfolgt: materiell hat das Papstthum theils aus Furcht und Schrecken, theils aber auch durch die Einwirkung heiliger Männer, die ihm gehorsam blieben, Vieles gebessert und insbesondere aus Noth der Plünderung der katholischen Länder entsagt, und dadurch ist sein Dasein gefristet worden. Aber die Legitimität seiner Corruption hat es mit Zähigkeit aufrecht erhalten: noch wird der Papst von seinem Generalvicar in Rom in den Festprogrammen Vice-Gott genannt, unter Pius VII. und Leo XII. hat es Ref. selbst gelesen: noch wird der Wahn des Ablasses zur Täuschung des christlichen Volks benutzt, um

es zum Besuch von Kirchenfesten und zum Stiften von Todtenmessen anzulocken, und neuerlich hat der unglückliche Pius IX. sogar das der heiligen Schrift widersprechende Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria, noch dazu auf illegitime, unkanonische Weise, der katholischen Christenheit aufgedrängt. Zur Strafe dafür sind die katholischen Länder der Heerd der Revolution gegen Altar und Thron geworden und wir haben von dorther das Gift empfangen, das nun auch in unsern Gebeinen wühlt. Der Unterschied zwischen der Römischen Kirche und der unsrigen ist der, daß wir unsre schmutzige Wäsche öffentlich an den Marktbrunnen waschen, wo Priester und Levit vorübergeht und uns wegen unsrer Haderlumpen verhöhnt, während jene ihre befleckten Kleider in der Truhe verbergen und vermodern lassen. Aber unversehens brechen hier und dort die Eiterbeulen an ihrem kranken Leibe auf und verbreiten ihren Pestgeruch. Von diesen Dingen wird der Theoretiker nicht berührt und träumt von einem in menschlicher Weise fertig zu machenden Gesammt-Organismus der Kirche, an welchen jetzt bei dem übermenschlich hohen Gange des Reiches Christi nicht zu denken ist. Gewiß hat der Verf. Recht, wenn er behauptet, daß die Kirche sichtbar ist und immer sichtbar gewesen: denn ihre Glieder sind leibhaftige Menschen, die reden und schreiben, wirken und fehlen, arbeiten und leiden: sie sind auch an sichtbaren Stätten um Gottes Wort und Sakrament vereinigt. Aber ein menschlicher Schematismus, der sie alle zusammenhielte unter einem sichtbaren Oberhaupte, oder auch nur unter Einer Verfassung, war schon lange vor Luther nicht mehr vorhanden. Oder hat denn der Verf., um nur das Auffallendste zu berühren, die Griechische Kirche und alle Orientalischen Secten vergessen? sind diese vielen Getauften seit einer langen Reihe von Jahrhunderten vor der Reformation nicht auch Christen gewesen? Durch die von Römischer Seite beschlossene Verneinung der Reformation ist nur eine neue Spaltung herbeigeführt worden, keineswegs die erste. Die wirkliche, leibhaftige, sichtbare christliche Kirche ist vor Augen, aber eben in Wahrheit seit mehr denn tausend Jahren vor menschlichen Augen als eine gespaltene. Durch Gottes Gericht ist das geschehen, und weder der Papst noch irgend ein Mensch kann dies durch Theorieen oder Legitimitäts-Ansprüche ändern. Christus, das alleinige Oberhaupt, hält in großer Langmuth und Geduld das gesprungene Gefäß in seiner Hand, und das ist die Einheit der Gläubigen, welche der heilige Geist in den seufzenden Gläubigen bestätigt, der selbstselige Geist der einzelnen Denominationen aber oft verläugnet. Die menschliche Schuld dabei ist groß, noch viel größer als unser Leid; sie ist aber getheilt, getheilt zwischen denen, welche die Kirche zersprengt haben oder zersprengen, und zwischen denen, welche mit menschlicher Gewalt und Tyrannei den zarten Leib Christi haben zusammenkneten und in ihrer Hand festhalten wollen, oder es noch thun. Das Erzwingenwollen von Kirchen-Einheit, sei es zum Behuf einer Staatskirche oder eines Kirchenstaates, ist, auch wenn es in guter Meinung geschieht, ein gefährliches Unternehmen, weil es ein Eingriff in die Majestätsrechte des Herrn ist: der Bär darf nicht die Laute spielen wollen, die Gott seinem Knecht David gegeben hat. Besser ist eine durch Gottes Zuchtgericht gespaltene, als eine durch menschliche Gewaltthat und Anmaaßung äußerlich vereinigte, innerlich zerrüttete Kirche.

Der Verf. macht darauf aufmerksam, daß die Schuld der Kirche unter dem Papstthume eine Gesammtschuld der (abendländischen) Christenheit gewesen sei. So richtig dies ist, so wenig kann man den Schlüssen beistimmen, welche derselbe in der Folge zu Luthers Nachtheil daraus zieht, als ob dieser das Antichristliche, das überall verbreitet war, übersehen hätte, weil er den Papst zu Rom vorzugsweise als den Antichrist bezeichnete. Wohl ist zuzugestehen, daß der Papst damals nicht im eschatologischen Sinne der Antichrist war, und daß er noch weniger jetzt dafür zu halten ist, wo man den Menschen der Sünde mehr in denen sehen möchte, die ihn gewaltsam berauben und listig umgarnen. Aber der Papst und sein Hof war doch in jener Zeit und lange vorher das Haupt, von welchem alles Verderben der Zeit getragen und legitimirt wurde, von wo man planmäßig mit List und Gewalt jede Stimme, die im Namen Christi gegen das Verderben laut wurde, zum Schweigen zu bringen suchte. Die Larve des Papstes war es, von der gedeckt der Antichrist jenes Zeitalters dominirte. Sobald Luther dessen gewiß war, mußte er als Reformator sich hauptsächlich gegen diesen Feind wenden und in ihm die schützende Macht der Gesammtschuld angreifen, wie Moses den Pharao, David den Goliath, Jeremia die Fürsten Jerusalems, Elias die Baalspfaffen, der Herr selbst die Pharisäer. Der Vicegott und Vicechristus, der sich das anmaaßt, was allein Gottes und Christi ist, decket nur mit diesem Worte „Vice" seine Usurpation mit einem gleißenden Namen und ist um so gefährlicher. Uebrigens hat Luther nichtsdestoweniger alles Unrecht wider Gott und sein Wort, wo er es erkannte, auch an seinen Nächsten und Freunden, streng und scharf, vielleicht bisweilen zu scharf gerügt. Aber der Hauptangriff gebührte dem Haupt des Riesen.

Der Verf. hebt aber in den folgenden 3 Capiteln wohl zu einseitig zwei Genossenschaften hervor, in welchen sich die Schuld des reformatorischen Zeitalters besonders verkörpert habe: IV. den Humanismus, V. das revolutionäre Ritterthum, und dann den Unglücklichen, in welchem die Doppelschuld dieser Genossenschaften sich vereinigt, VI. Ulrich von Hutten. In diesem Abschnitt erkennt man das Aperçü, welches die Idee des Buches trägt, weil der Verf. meint bemerkt zu haben, daß diese

geistigen Mächte unbewußt Luthern von der reinen Bahn des Reformators, die er eingeschlagen hatte, abgelenkt und seiner Seele geschadet, woraus dann viele üble Folgen für sein Werk hervorgegangen wären. Wir können diesen Abschnitt ganz übergehen, weil wir diesen Einfluß nicht sehen und nach dem Bilde Luthers, daß sich in unserm Geiste photographirt hat, denselben gar nicht statthaft finden können. Ueber solche verschiedene Auffassung von Charakteren ist bekanntlich nicht zu disputiren: man kann sie nur einfach wie zwei verschiedene Portraits neben einander stellen und dann die Beschauer, die das Original kennen, entscheiden lassen, welches von beiden ihnen besser getroffen zu sein scheint. Uebrigens haben wir kein besonderes Interesse, das absterbende Ritterthum in seinen Todeskämpfen oder den jungen trunkenen Humanismus oder gar Ulrich von Hutten in Schutz zu nehmen, wie sehr wir auch die Schilderung des Verf. für einseitig halten müssen. Wir lassen es gelten, daß das nichtchristliche Eifern gegen das Verderben in Kirche und Staat, so wie das Schwärmen für außerchristliche Ideale und die wüste Ungebundenheit der Zunge, der Feder und des Lebens sehr starke antichristliche Elemente in sich trug, die sich freilich ebenso gut in der Politik und im Wandel der Fürsten, so wie in den kirchlichen und staatlichen Gerichtsstätten hätten nachweisen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Westphalen.

Auf der letztjährigen Rheinischen Provinzial-Synode ist von derselben eine Ueberarbeitung des Baden'schen Unionskatechismus angenommen worden, der man den Namen „evangelischer Katechismus" gegeben hat, und der zweifelsohne in kürzester Zeit die allgemeinste Verbreitung in den jenseitigen Gemeinden finden wird, so weit er sie nicht schon in diesem Jahre gefunden hat. Man hat dieses Büchlein (bei Lucas in Elberfeld erschienen) auch unserer Westphälischen Provinzial-Synode vorgelegt, doch hat dieselbe es nicht prüfen können, „weil die Zeit es nicht gestattet, und auch ein dahin gehender Antrag nicht vorgelegen habe", worauf beschlossen wurde, „der Rhein. Prov.-Synode für die Uebersendung dieses Katechismus den gebührenden Dank auszusprechen" (cf. Beschluß 155). Wenn sonach unsere Provinz mit diesem Büchlein auch vor der Hand noch verschont bleiben muß, so ist doch sehr zu fürchten, daß die im Jahre 1862 stattfindende Synode dasselbe exprobiren und damit einen Schlag über unsere Gemeinden bringen wird, der viel schlimmer ist, als es vielleicht für den ersten Augenblick scheint. Hat man doch schon bei den diesjährigen Kreissynoden angefangen, die Einführung auch in diesseitige Gemeinden zu beantragen, und das sogar von sonst wohlgesinnter Seite — offenbar, weil man die Sache weit harmloser ansieht, als sie ist.

Ich sehe zunächst ab von dem Titel „evangelischer Katechismus" den man dem Büchlein gegeben hat. Die Billigkeit hätte es wohl erfordert, einen limitirenden Titel zu wählen, wie etwa „Rheinischer Unionskatechismus" oder dergl., doch man hat unstreitig seine guten Gründe bei dieser Wahl gehabt. Die Anlage des Ganzen ist folgende: Die Grundlage bildet der Heidelberger Katechismus mit seiner bekannten Dreitheilung: 1) von des Menschen Sünde und Elend; 2) von des Menschen Erlösung; 3) von der Dankbarkeit; nur ist sub 3 — verbessernd (?) — gesagt anstatt Dankbarkeit: von dem neuen Leben des Erlösten. Der lutherische Katechismus mit seinem unübertroffenen: „Was ist das?" ist an den entsprechenden Stellen ziemlich vollständig eingewebt und als Bindemittel zwischen dem Wortlaut beider Katechismen finden wir den Cement eigener Redactions-Productivität, bald im engsten, bald im entfernteren Anschluß an den Badener Vorgänger. Hätte man sich nun damit begnügt, den Text beider Confessions-Katechismen entweder zu nehmen, wie er ist, oder aber, wenn er nicht passen wollte, ihn ganz und gar bei Seite liegen zu lassen, so ginge es noch. Beide Katechismen werden aber, gleich als wären sie nicht kirchliches, sondern Privateigenthum, förmlich zerzaust — bald wird etwas weggelassen, bald etwas zugesetzt, bald das Obere nach unten, bald das Untere nach oben gekehrt, dazu Wortveränderungen in willkührlichster Weise — in Summa: die Katechismen müssen Einen jammern, wie der arme Mensch Luc. 10, 30., wenn man nur irgend welche Pietät gegen sie hat. Ich erlaube mir, Ihnen Beispiele zum Beweise anzuführen:

Die Gebote, bei welchen die reformirte Eintheilung beibehalten ist, befinden sich in dem „evangelischen Katechismus" unmittelbar hinter den Prolegomenen, im Abschnitt von des Menschen Sünde und Elend, während sie der Badener Katechismus, dem Heidelberger folgend, im Abschnitte „von der Dankbarkeit" abhandelt.

Das: Was ist das? des ersten Gebots lautet nach dem „evangelischen Katechismus" wörtlich also:

„Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen (so weit Luther), also daß wir alle Abgötterei meiden (eigener Zusatz), und anstatt des einigen wahren Gottes oder neben demselben nichts Anderes dichten oder haben, darauf wir uns verlassen" (Heidelb. Katech. mit Veränderung).

Das zweite Gebot: Du sollst Dir kein Bildniß ꝛc.

Was ist das? „Wir sollen Gott fürchten und lieben (Luther), daß wir Ihm weder in Bildern dienen (Badener Katech. mit Abänderung), noch Ihn auf irgend eine andere Weise, als Er in Seinem Worte befohlen hat, verehren" (Heidelb. Katech.).

Das vierte Gebot: Gedenke des Sabbathtages, daß ꝛc.

Was ist das? „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir sonderlich am Feiertag zu der Gemeinde Gottes fleißig kommen (Heidelb. Katech.), die Predigt und Sein Wort nicht verachten, sondern dasselbe heilig halten, gerne hören und lernen (Luth. Katech.), die heiligen Sacramente gebrauchen, und den Herrn öffentlich anrufen; auch daß wir alle Tage unsers Lebens von bösen Werken feiern, den Herrn durch Seinen Geist in uns wirken lassen und also den ewigen Sabbath in diesem Leben anfangen" (Heidelb. Katech. mit einer Auslassung, ohne daß bedacht ist, daß Luther gewiß nicht ohne Grund von den Sacramenten und dem ewigen Sabbath hier geschwiegen hat, daß der Heidelb. Katech. das hier aber bringen konnte, weil er die Gebote in den letzten Theil legt, nachdem er schon die Lehre von den Sacramenten und dem ewigen Leben abgehandelt hatte).

In den drei Artikeln ist die lutherische Erklärung wortgetreu beibehalten, die Fragen sind mit im Ganzen geringen Abänderungen und Zusätzen nebst den entsprechenden Antworten dem Heidelberger Katech. entnommen. Das Gebet des Herrn hat seine Stelle nicht

unter den Gnadenmitteln, sondern wird im Abschnitte „von dem neuen Leben des Erlösten" abgehandelt, entsprechend dem Heidelb. und Badener Katech. Daß der Anfang heißt: „Unser Vater" und nicht umgekehrt, ließ sich nicht anders erwarten. Während aber der Heidelb. und Bad. Katech. sagen: „erlöse uns von dem Bösen" hat der evang. Katech. das Lutherische: von dem „Uebel" beibehalten. Also auch hier eine reformirte und eine lutherische Concession, wie es die „wahre" Union fordert.

Was die dogmatischen Bestimmungen betrifft, so wollen wir außer den Sacramenten hier nur auf zweierlei hinweisen: auf die Höllenfahrt, und auf die Bestimmung der Nothwendigkeit der guten Werke. In dem ersteren Stücke folgt der „evangelische Katechismus" unter Berufung auf 1 Petr. 3, 18—20. der Luther. Kirche, während der Heidelb. bekanntlich von dem: „Er hat gepredigt den Geistern im Gefängniß" nichts weiß, sondern nur davon, daß „ich in meinen höchsten Anfechtungen versichert sei, mein Herr Christus habe mich durch Seine unaussprechliche Angst, Schmerzen und Schrecken, die Er auch an Seiner Seele am Kreuz und zuvor erlitten, von der höllischen Angst und Pein erlöset;" in dem zweiten Stücke der reformirten Kirche, indem die Frage: warum sollen wir gute Werke thun? so beantwortet ist (nach dem Vorgange des Badener Katech.): erstlich darum, daß Christus durch unser ganzes Leben dankbar gepriesen werde, darnach: daß wir bei uns selbst unseres Glaubens aus seinen Früchten gewiß werden.

Noch schärfer tritt die Unionsmacherei in den Sacramenten hervor.

Frage 87 lautet: Was ist ein Sacrament?

Antwort: Es ist eine heilige und kirchliche Handlung, gestiftet von unserm Herrn und Heiland Jesus Christus, in welcher uns, unter sichtbaren Zeichen, unsichtbare Gnaden und Güter „dargestellt, gegeben und versiegelt" werden. Der Badener Katech. hat nur die zwiefache Auswahl: dargestellt und gegeben werden. Wahrscheinlich aber um alle drei Partheien zu befriedigen, Lutheraner, Reformirte und Unirte, hat der „evang. Katech." die Bestimmung des Heidelberger: „Es sind sichtbare heilige Wahrzeichen und Siegel" nicht unbeachtet lassen zu dürfen geglaubt.

Im Sacramente des Altars ist die lutherische Disposition beibehalten, aber die lutherische Worterklärung nur in Frage 2—4. Dagegen ist die Beantwortung der Frage 1: Was ist das (Sacrament des Altars) heilige Abendmahl? ganz und gar verwischend. Die Antwort lautet nämlich: Es ist das Mahl, welches unser Herr Jesus Christus am Abend vor Seinem Leiden und Sterben eingesetzt hat zum Gedächtniß und zur Verkündigung Seines Versöhnungstodes, sowie auch zur Erhaltung und Stärkung unserer Gemeinschaft mit Ihm und unter einander. (Der Badener Katech. sagt kurzweg: „Es ist das Mahl, welches Jesus Christus am Abend vor Seinem Leiden und Sterben zum Gedächtniß an Seinen Erlösungstod eingesetzt hat").

Frage 98 heißt es: Wodurch geschieht das?

Antwort: „Dadurch, daß Er uns Seinen Leib und Sein Blut mit den sichtbaren Zeichen des Brodes und des Weines darreichen läßt nach den Worten der Einsetzung" — was, im Gegensatz gegen das bloße reformirte „Wahrzeichen" (Frage 78) und das lutherische: „es ist der wahre Leib" ꝛc., oder vielmehr in Vermittlung beider in Frage 101 näher dahin bestimmt wird: wie Christus verheißen habe: „daß Sein Leib so gewiß" für mich am Kreuz geopfert und gebrochen

und Sein Blut für mich vergossen sei, so gewiß ich mit Augen sehe, daß „das Brod des Herrn" mir gebrochen und der Kelch mir mitgetheilt wird. (cf. das „Erstlich" des Heidelb. Katech. Fr. 75, während das „zum Andern" weggelassen*) ist!!)

Sie werden nach diesen Proben den oben gebrauchten Ausdruck, daß die Confessions-Katechismen förmlich zerzaust seien, gewiß nicht unbegründet finden. Unmöglich kann doch aber mit solch künstlichem Machwerke dem Reiche Gottes überhaupt, und der Rheinischen Kirche in specie wahrhaftig gedient sein! Gerade die Art und Weise aber, wie hier mit den Confessions-Katechismen umgegangen ist, läßt es uns doppelt als Pflicht erscheinen, wachsam zu sein. Denn während bis jetzt unsere Kinder — auch in sehr vielen sog. Unionsgemeinden — den Text des einen oder des andern Katechismus unverfälscht und unverwirrt lernten, wird durch solches Ineinanderwerfen beider der sicherste Weg eingeschlagen, den kleinen alten Luther, der seinen Segen Jahrhunderte lang hat ausströmen lassen über die evangelische Jugend weit und breit, und oft genug mit seiner wunderbaren gottgesalbten Einfachheit im Gedächtnisse segnend und tröstend verbotenus festgesessen hat bis ins graue Alter, so wie den Heidelberger reinweg unmöglich zu machen. Und die wahre Union, die nicht durch Menschenhände gemachte und mit allerlei menschlichen Verstandesspeculationen geförderte, sondern die von oben kommende, wird dadurch nur in die Ferne gerückt. Verwischung der Lehrunterschiede ist ja nichts weniger als Ueberwindung. Und daß auch in confessionell religiöser Beziehung Verträglichkeit erst da anfängt, wo die Sünde der confessionellen Indifferenz aufgehört hat, haben wir auf unserer letzten Provinzial-Synode, wie auch ein Bericht in Ihrer Kirchenzeitung ausdrücklich hervorgehoben hat, deutlich erfahren.

Ich bescheide mich, auf das Materielle der Sache näher einzugehen, aber es wäre eine gründliche Besprechung gewiß von der größten Wichtigkeit für uns Westphalen, für die angrenzenden kleineren evangelischen Länder — im Lippeschen florirt bereits der Badensche Katechismus in denjenigen Gemeinden, deren Herz an dem elenden Weerth'schen Lehrbuche hing, und denen die Confessions-Katechismen zu positiv sind!! — und wer weiß, ob nicht für manche Andere, die sich noch sicher dünken! Eben bringen öffentliche Blätter die Nachricht: Eine Verfügung des Cultusministers vom 16. October genehmigt im Einverständniß mit dem Evangelischen Ober-Kirchenrath, daß bei dem Religions-Unterricht in den evangelischen Schullehrer-Seminarien der Rheinprovinz an Stelle des durch das Regulativ vom 1. October 1854 vorgeschriebenen Barmener Katechismus von Sander und Heuser, fernerhin der von der zehnten Rheinischen Provinzial-Synode herausgegebene evangelische Katechismus als Lehrbuch zur Anwendung komme und dabei den Seminarien zur Pflicht gemacht werde, bei Erklärung dieses Katechismus die künftigen Elementarlehrer mit der Entstehung, Einrichtung und dem gegenseitigen Verhältniß der beiden symbolischen Katechismen der evangelischen Kirche bekannt und vertraut zu machen.

---

*) Es heißt nämlich Frage 75 weiter: zum Andern, daß Er Selbst meine Seele mit Seinem gekreuzigten Leib und vergossenen Blut so gewiß zum ewigen Leben speise und tränke, als ich aus der Hand des Dieners empfange und leiblich genieße das Brod und den Kelch des Herrn, welche mir als gewisse Wahrzeichen des Leibes und Blutes Christi gegeben werden.

Aus dem Tagebuche eines Bibelcolporteurs in Italien. (Fortsetzung.)

.... 15. Juli. Gestern kam ein Priester heran, betrachtete die Bibel und sagte: „Dies Buch ist von Rom verboten," und ich antwortete ihm, daß er es mir nicht begreiflich machen könne, wie man es wagen dürfe, das Wort Gottes dem Volke zu verbieten. Es waren mehr als zehn Personen gegenwärtig, zu denen der Priester sagte: „Seht, Rom hat diese Uebersetzung von Diodati verboten, nicht weil sie falsch ist, sondern nur wegen der Frage um die deutero-canonischen Bücher, wie die Maccabäer, Judith u. s. w., welche die Evangelischen Kirchen als Apokryphen verwerfen, aber alles, was hier drinnen ist, das ist richtig." Ich entgegnete ihm: „Dennoch gibt es Priester, welche versichern, daß hier drin Gift sei." Er antwortete: „Das sind überspannte Leute; verkauft Ihr sie nur und verkauft recht viel davon. Was übrigens das Verbot von Rom betrifft, wer kümmert sich noch darum? Das Papstthum ist zur Leiche geworden, eine Einrichtung ohne alle Autorität." Ein Herr, der dabei stand, sagte zu ihm: „Und doch gibt es Leute, welche den Papst mit dem Amte eines Präsidenten der italienischen Conföderation belehnen möchten!" Darauf antwortete der Priester: „Thorheiten, Thorheiten! Wie kann man einen Todten zum Präsidenten machen! Nein, nein, das wird sicherlich nicht geschehen; Italien wird seine Einheit erhalten; das Papstthum ist aber seit mehr als einem halben Jahrhundert unwiderruflich verurtheilt; wenn ihm erst die Stütze der fremden Gewalt genommen sein wird, welches bald geschehen wird, was wird dann aus dem Papstthum werden?" — Man redete noch lange über die Apokryphen, welchen der Priester einen gewissen Grad von Autorität beilegen zu wollen schien. Als ich ihm einwarf, daß sich in diesen Büchern nicht nur Dinge fänden, welche im Allgemeinen mit der Moral der Bibel nicht übereinstimmten, sondern auch die alleroffenbarsten Irrthümer und historischen Widersprüche, um weswillen sie weder von dem jüdischen Volke, noch, bis zum Concil von Trient, von der christlichen Kirche je als canonisch betrachtet worden wären, da bestand er nicht auf seiner Meinung und fügte hinzu, die Frage sei von geringer Bedeutung; ja er kaufte das „Lebewohl an den Papst" und den „Trivier", und indem er mich freundschaftlich grüßte, entfernte er sich mit den Worten: „Fahret nur fort, denn das Werk, das ihr treibet, ist vorzüglich", was mir Gelegenheit gab, lange von dem Evangelium mit den umstehenden Personen zu reden, von denen sich Viele Bücher kauften, indem sie über den Priester ihren Beifall aussprachen, den sie tüchtig und liberal nannten.

17. Juli. Gestern und heute habe ich fortgefahren, meine Bücher auszubieten, und habe recht hübsch verkauft. Ein Priester ging vorbei, der sich den „Burnier", das „Lebewohl an den Papst", und den „Begleiter der Bibel" kaufte und dann hinzufügte: „Ich kaufe das nur so aus Neugierde; aber es wäre besser, wenn diese Bücher nicht existirten, denn sie stiften mehr Schaden als Nutzen." Ich antwortete, daß ich der entgegengesetzten Ansicht sei, daß sie vielmehr viel Gutes wirkten, da sie in Allem mit dem Worte Gottes übereinstimmten; nur denen schadeten sie, welche das Herz nicht zubereitet haben und sich nicht den Lehren des Herrn unterwerfen wollen, wie Simeon sagte, als er das Kindlein Jesus in die Arme nahm: dieser wird gesetzt zu einem Fall und Auferstehen Vieler in Israel, und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird. Und das geht immer so; die Wahrheit wird immer zum Heil sein den Einen, und zum Verderben den Andern, und dies nicht durch ihre Schuld, sondern durch die des Menschen, der sie nicht annehmen will. — Ein anderer Priester kam herzu und verlangte, daß ich das „Lebewohl an den Papst", den „Trivier" und die „Geschichtliche Unmöglichkeit der Reise St. Petri nach Rom" von dem Verkaufstisch entfernen sollte, ich weigerte mich, und daraus entstand ein kleiner Streit.

26. Juli. In diesen Tagen bot ich noch immer meine Bücher auf dem Tisch desselben Verkäufers aus, und da dieser Drucksachen feil hat über die wichtigsten Ereignisse des letzten italienischen Krieges, so sammelt sich immer eine zahlreiche Masse umher, und ich mache mir das zu Nutze um mich mit ihnen in ein Gespräch einzulassen. So kommen wir nach und nach auf religiöse Dinge, und wenn ich sehe, daß sie angezogen sind, so lese ich ihnen einen Vers aus der Bibel und zeige ihnen den Weg des Heils nach dem Evangelium, indem ich ihn den abergläubischen Meinungen entgegenstelle, die man noch immer in Italien festhält, und indem ich sie darauf hinweise, daß wir Italiener, nun die Vorsehung uns beigestanden frei zu werden, die heilige Pflicht haben, uns in der wahren Religion zu unterweisen; dies werde, während es unseren Seelen Frieden brächte, auch später in der nächsten Zukunft ein neuer Quell des Segens für unser Vaterland sein; denn wo es wahre Erkenntniß Jesu Christi giebt, da ist auch Freiheit. Und indem ich so rede, mache ich sie geneigt meine Bücher zu kaufen, deren Wichtigkeit sie sonst nicht kennen lernen würden.

16. September. Da sich mein Verkaufstisch in der Nähe der Stadtschulen befindet, welche von über 150 Schülern besucht werden, so geschah es oft, daß ich von diesen geradezu umringt wurde; und dann gab ich ihnen irgend eine kurze Erklärung über den Glauben, den wir an Jesum Christum haben müssen, über die Liebe, die wir ihm schuldig sind, und über Herzenseinfalt und Aufrichtigkeit, die er von uns fordert; und dann fragte ich sie, ob sie denn an Jesus Christus glaubten, und Alle, einer nach dem andern, antworteten: ja, und die Erwachsenen, die gegenwärtig waren, hörten auch mit großer Spannung auf die Dinge, die ich den Kleinen sagte. Eines Tages geschah es, daß, da ich einigen dieser Kinder ein Büchlein geschenkt hatte, sie alle nach der Schule mich umstürmten, ich sollte ihnen auch allen Bücher schenken. Da überlegte ich, daß es gut wäre, ihre Bitte zu erfüllen, da sie die Bücher, die ich ihnen schenken würde, nach Hause in ihre Familien bringen würden, und um Verwirrung zu vermeiden, ließ ich sie alle sich längs der Mauer in eine Reihe aufstellen und sagte, daß ich bei einem Jeden vorbeigehen und ihm ein Buch schenken würde. Das geschah im Augenblick, und Jedem schenkte ich ein Exemplar, entweder von „Ein Augenblick mit Gott" oder „Antonio der Brigadier" oder „Adelina G." u. s. f., und den Größeren gab ich auch „das wahre Kreuz" oder etwas anderes; jeden polemischen Gegenstand aber vermied ich. Bei diesem Anblick versammelte sich da eine große Schaar Leute, und einige Herren, als sie merkten, worum es sich handelte, dankten mir vor allen Umstehenden für das, was ich gethan hatte. Als die Kinder fort waren, wurde mein Tisch von den herbeigeeilten Leuten umringt, von denen sich Viele Traktate kauften, und mit Allen hatte ich ein schönes und erbauliches Gespräch über die göttlichen Dinge.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Mittwoch den 26. December. № 103.

Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen.

Die Zeit der Separation und der Erweckung in der Gemeinde.

(Schluß.)

Zum Schlusse füge ich noch einige Züge aus dem Leben in der Gemeinde hinzu.

Ein Mann, der in wilder Ehe lebte und dem Trunke ergeben war, wurde erweckt. Er ging zuerst eine ordentliche Ehe ein und entsagte dann gänzlich dem Branntwein, aber sein Körper war so an den Branntwein gewöhnt, daß er schreckliche Kämpfe zu bestehen hatte und nur durch viel Gebet konnte gehalten werden. Bei Gelegenheit eines Besuchs bei seinen Verwandten wurde er sehr verhöhnt, als sie hörten, daß er fromm geworden sei und keinen Branntwein mehr trinke; er wurde viel genöthigt, und endlich um zu zeigen, daß er ein freier Mann sei, trank er ein wenig. Da aber kam die alte Macht über ihn und er betrank sich. Ich habe selten einen Menschen gesehen, der so geschlagen und so verzweifelt war, wie dieser, es gehörte viel Zeit und viel Trost dazu, ihn wieder aufzurichten, dann aber blieb er fest. Er hatte es sich zum Gesetz gemacht, ungefähr das Geld, das er sonst durchgebracht hatte, immer zurückzulegen. Als etwa ein Jahr um war, zeigte er mir mit der Freude des Sieges seine Ersparniß, und der neue Rock, den er dafür kaufte, war ihm ein wahres Ehrenkleid.

Eine Frau, deren Mann die Gewohnheit hatte, an jedem Sonnabend seinen Wochenlohn im Wirthshause zu verspielen und zu vertrinken, lebte in einer sehr unglücklichen und unfriedfertigen Ehe. Die Noth und Gottes Wort arbeiteten an ihrem Herzen, sie wurde still und geduldig und trug das schwere Kreuz durch die Kraft des Gebetes. Während der Mann im Kruge war, schrie sie zu dem Gott, der die Herzen der Menschen lenken kann. An einem Sonnabend kommt der Mann früher nach Hause als sonst, er hatte mit seinen Genossen sich entzweit beim Spiel, es war zur Schlägerei gekommen und die Andern hatten ihn hinausgeworfen. Die Frau empfängt ihn sehr freundlich, bereitet ihm das Abendbrot so gut sie kann und nimmt dann das Gebetbuch von Starke zur Hand, um den Abendsegen zu lesen. Der Mann hört zu und geht zu Bette, aber schlafen kann er nicht. Er weckt die Frau und spricht: Mutter, meine Angst ist zu groß, ich kann es nicht länger aushalten, ich gehe verloren. Die Frau hebt an, den Erhörer der Gebete im festen Glauben zu preisen. Er fährt fort im Gebete um Gnade und um Vergebung der Sünden. Unter vielen Thränen bittet er der Frau das Unrecht, das er ihr gethan, ab und geht hin, die schlafenden Kinder zu küssen. Die Frau aber erklärt ihm in aufrichtiger Demuth, daß sie eigentlich Schuld sei, weil sie früher so viel mit ihm gezankt habe und bittet um Vergebung. Am andern Morgen bei dem Frühstücksfeuer verbrannte er seine Karten. Die Freude der armen Frau war sehr groß, und oft sagte sie, sie habe den besten Mann, den es gebe.

Der Sohn eines frommen Mannes wurde eingezogen und sollte in der Garde als Soldat dienen. Der alte Vater begleitete ihn, ermahnte ihn zum Gebet, und als er von ihm schied, sprach er zu ihm: „Mein Sohn, wenn der liebe Gott in der Fremde dich an deine Sünden erinnert, so stehe still und nimm deinen Hut ab, denn der Herr dein Gott will dann mit dir reden.“ Der junge Mensch kommt mit den besten Vorsätzen in der Kaserne an, zuerst wird er von den Genossen wegen seines Gebetes verspottet, dann vergißt er es bald. Als er das erste Mal auf die Wache zieht, und die Wache bei dem Abendgebete den Helm abnimmt, da fällt ihm des Vaters Wort ein, er betet wirklich, und der h. Geist redet zu ihm von seinen Sünden. So kam auch für ihn der Wendepunkt in seinem Leben, und der Brief, den er darauf an seinen Vater schrieb, brachte viel Freude und Dank in das Haus.

Einmal kam ich nach Mitternacht vom Filial, wo ein Sterbender nach dem Sakrament und dem letzten Troste verlangt hatte. Mein Weg ging nahe bei dem Kirchhofe vorüber, es war heller Mondschein, ich stieg über die Mauer und stand still bei dem Grabe meines kürzlich gestorbenen Kindes. Da hörte ich ein sehr ängstliches Seufzen und Stöhnen und fand dann ein fast nacktes Frauenzimmer, das auf einem Grabe lag. Es war die Frau eines Trunkenboldes; er war in der Nacht nach Hause gekommen, sie hatte mit ihm gezankt und war darauf von ihm aus dem Bette gerissen und zur Thür hinausgestoßen worden. Ihr alter rechtschaffener Vater hatte sie viel und oft ermahnt, sie hatte nicht darauf gehört, war liederlich geworden

und hatte dann den Säufer geheirathet. Jetzt schrie sie: ach hätte ich doch meinen alten Vater gehört, ach wie viel habe ich ihn betrübt. In der Angst und Noth hatte sie ihre Zuflucht zu seinem Grabe genommen. Die Sünden gegen die Liebe thun sehr weh! — Welche Schmerzen mögen wohl die Verdammten in der Hölle haben, die alle Geduld, Liebe und Gnade des Herrn Jesu, der so oft sie ermahnt und gebeten hat, verschmäht und verachtet haben! —

Wenn ich auch aus dieser Zeit reicher Erfahrungen noch weiter erzählen könnte, so breche ich doch hier ab und füge nur noch zum Schlusse eine Geschichte hinzu, die mir sehr lieb und werth geworden ist. Ein alter Mann saß in seiner kleinen Stube am Sonntag Nachmittag. Die Bibel lag vor ihm, und es war das erste Blatt vor dem Titelblatt aufgeschlagen, darauf standen lauter Zahlen, die Tage und Jahre bezeichneten. Er saß und war sehr vertieft, indem er die Zahlen ansah, so daß er nicht bemerkte, daß sein Nachbar zu ihm eintrat. Dieser fragte ihn, was er da lese, und was seine Seele so bewege, er sehe ja nur Zahlen. Da spricht er zu ihm: Nachbar, wenn du wüßtest, was diese Zahlen bedeuten, so würdest du dich nicht wundern. Die Zahlen aber bezeichneten die Hauptereignisse seines Lebens. Er wies mit dem Finger auf die eine nach der andern: hier bin ich geboren, da getauft, da confirmirt, da Soldat geworden, da habe ich mein Weib genommen u. s. w. bis zuletzt der Tag kam, an dem ihn der Herr habe angenommen und seit dem er wisse, daß er Gottes Kind und Erbe sei. Er rief aus: O welch eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! und sang unter Thränen mit zitternder Stimme:

O daß ich tausend Zungen hätte
Und einen tausendfachen Mund,
So stimmt ich damit um die Wette
Vom allertiefsten Herzensgrund
Ein Loblied nach dem andern an
Von dem, das Gott an mir gethan.

Ich bitte Gott für jeden Leser, daß er mit dem Alten von Herzen so mitsingen kann.

Luthers Ringen mit den antichristlichen Principien der Revolution von Dr. Heinrich Borreiter. *Καὶ πύλαι ᾅδου οὐ κατισχύσουσιν αὐτῆς.* **Halle, Verlag von Richard Mühlmann, 1860. gr. 8. S. 418.**

(Fortsetzung.)

Doch David Strauß, der, wie blind er für alles Christliche ist, doch gerade seine Leute sehr gut kennt und versteht, mag Recht haben, wenn er von seinem Ulrich von Hutten, mag dieser auch sich mit Bibelsprüchen schmücken, nicht glauben kann, daß es ihm damit Ernst ist. Eins aber müssen wir hervorheben, was auch für Luther wichtig ist. Der Verf. bemüht sich zu erweisen, daß der Humanismus der Deutschen seinem Princip und Wesen nach nicht christlicher war als der Italienische. Er unterscheidet aber hierbei gar nicht die Schule Melanchthons. Luther hat uns gelehrt, Melanchthons Philosophia und Rhetorica nicht zu überschätzen; es liegt darin, wie in dem ganzen Humanismus, zwar das größte Talent, aber auch die Schranke und die Schwäche dieses ehrwürdigen Mannes. Das aber soll man ihm lassen, daß er in sich und in Andern den Humanismus gezähmt und der christlichen Wahrheit dienstbar gemacht hat, so viel er vermochte. Die Melanchthonsche Schule der Humanisten ist, wie er selbst, christlich fromm, wenn auch nicht besonders tiefblickend, und zeichnet sich dadurch entschieden aus, so daß man die Nachwirkung davon noch in die späteren Zeitalter, ja bis in die Gegenwart verfolgen kann. Und, was dem Verf. so viel gilt, Melanchthon ist, eben weil er Humanist und nicht Prophet war, conservativer als Luther und hatte mehr Respect vor der Legitimität. Der Mann der frommen Studien fürchtete die Unruhe und verlangte für sich und für Alle nach einem geruhigen und stillen Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit: er hätte noch im Jahre 1537 gern die Herrschaft des Papstes zugelassen, wenn er nur das Evangelium duldete: er hätte 1545 noch die bischöfliche Kirchenverfassung zurückgewünscht und hat einige Jahre später übergroße Zugeständnisse für das Interim gemacht. Alles im Geiste der Pietät des christlichen Humanismus. Und wenn vom Einfluß auf Luther die Rede ist, sollte der vagirende Ulrich von Hutten, von dem er im Grunde wenig Notiz nahm, mehr auf ihn gewirkt haben, als der conservative legitime Humanist Melanchthon, den er liebte, bewunderte und als ein vorzügliches, ja unentbehrliches Werkzeug Gottes für die Reformation anerkannt hatte!

Der dritte und letzte Abschnitt handelt nun in drei Capiteln das eigentliche Thema des Buches ab. VII. Luthers reformatorischer Beruf. VIII. Abweichungen Luthers von der Reinheit seines reformatorischen Berufs. IX. Nachhaltige Einwirkungen der Periode der Abweichung auf die religiöse und theologische Stellung Luthers in der Kirche.

Mit der größten Liebe und Sorgfalt hat der Verf. Luthers reformatorischen Beruf (S. 214—299) geprüft, indem er zuerst (S. 214—243) das Verderben der (abendländischen) Christenheit und die alle ihre Gliederungen vergiftende Gesammtschuld ins Licht stellt, dann aber zeigt, wie Luther, als ein lebendiges, bei der Kirche das Heil suchendes Glied dieser Gemeinschaft die Noth der Gesammtschuld an sich erfuhr und dadurch mehr litt als jeder Andere, wie die Verdunkelung und Entartung aller Gnadenmittel ihn trostlos ließ, wie er dennoch in kindlicher Pietät an der Kirche festhielt und mitten durch die legitimirte Ungerechtigkeit hindurch das ursprüngliche heilige Recht der kirchlichen Ordnung erkannte und ehrte, wie er gerade dadurch seinen göttlichen Beruf zum Reformator bekundete. Und weiter

wird nachgewiesen, wie er das Werk da begonnen hat, wo es beginnen mußte, bei der Aufforderung zu wahrer allgemeiner Buße für die Gesammtschuld, wie er selbst im Kampfe der Buße, des Glaubens und der Selbstverläugnung voranging, wie er im Geiste eines Propheten lehrte und wirkte, wie er das Wort Gottes, die Predigt, die Gnadenmittel in richtigem Sinne würdigte und gebrauchte, und von vornherein die Aemter der Hierarchie trotz der Unwürdigkeit ihrer Verwalter ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß zu schätzen wußte. Dieses Capitel schließt (S. 298—299) mit folgenden Worten ab: „Indem wir so die ganze reformatorische Anlage Luthers überblickt haben, wird uns das klar geworden sein: Nicht bloß da, wo sie noch in schwachen Anfängen sich zeigt, sondern auch da, wo sie feste Ansichten über die Kirche und den Beruf des Christen in derselben ausgeprägt hat, hängt sie doch völlig an dem *fortwährenden religiösen Verhalten Luthers*; sie ist nicht etwas so in sich Abgeschlossenes, wie etwa eine gesunde Staatsansicht, welche von der sittlichen Entwickelung ihres Trägers unabhängig sein kann. Alle Feindschaft gegen das Widerchristenthum, alle Pietät gegen die aus dem Geiste Gottes hervorgegangenen Leistungen der Vergangenheit, gegen die Autorität der Kirche und das Amt, all das Verständniß von dem Reichthum der Gnadenmittel und von dem Christus, der das absolute Heil in seiner menschgewordenen Person ist, endlich die ganze der eigenen Wirkung und Leistung entsagende Selbstverläugnung, wie sie dem Reformator eigen ist, Alles das hing an *Luthers eigenstem persönlich-religiösem Verhalten. Wird dieses irritirt, so leidet sein ganzes reformatorisches Werk.*“ Daß aber dieses Verhalten an Lauterkeit verloren, daß Luther an seiner Seele Schaden gelitten, davon ist der Verf. überzeugt und, unzufrieden mit den späteren Schritten des Reformators, sucht er im 8. Capitel den Punkt auf, wo, und die Art, wie der Mann Gottes von der Einfalt in Christo abgefallen sein möchte. Er sucht! denn wenn wir den Verf. aus dem Gang seiner Schrift recht erkannt haben, so stand ihm zum Voraus nach seinen Begriffen von Kirche und Legitimität ein Act in Luthers Werk fest, den er mißbilligte, und vor diesem Acte mußte etwas in ihm vorgefallen sein, was die Reinheit seines Sinnes getrübt hatte. Dieser mißfällige Act ist der *Bruch mit der Hierarchie*, der mit der Leipziger Disputation im Sommer 1519 eingeleitet, mit der Schrift an den Adel Deutscher Nation und der fast gleichzeitigen von der Babylonischen Gefangenschaft vollendet wurde. Daß Luther den Papst für den Antichrist erklärt, daß er die legitime Ordnung der kirchlichen Aemter bricht, das konnte ihm der Verf. nicht vergeben. Darum mußte zwischen 1518 und 1520 sich eine Abweichung Luthers von der Reinheit seines reformatorischen Berufs finden, und das 8. Capitel (S. 300—376) soll diese Verirrung aufdecken. Es lag nun freilich, sollte man meinen, die Erklärung für Luthers Bruch mit dem Papstthum nahe, wenn man nur die Geschichte des Kampfes in den ersten Stadien betrachtet und zusieht, was der Römische Hof durch seine Diener Sylvester Prierias, Cajetan, Miltitz, Eck inzwischen gethan, wie Emser und Alveld gegen Luther geschrieben, wie die Cölner und Löwener Theologen seine Schriften zum Feuer verdammt hatten. Ja, schon nach dem Gespräche mit Cajetan im October 1518 hatte Luthers prophetischer Blick Alles, was kommen sollte, richtig vorausgesehen; er wußte, daß, so lange der päpstliche Stuhl stand, keine Reformation zu hoffen war, sondern nur die Wahl blieb zwischen Widerruf der unumstößlichen unentbehrlichen Wahrheit oder Bannfluch. Er war klar und entschlossen, wie der Brief beweist, in dem er bei Uebersendung der Acten des Cajetanschen Gesprächs an Wenceslaus Link schrieb: „Meine Feder geht schon mit viel größeren Dingen schwanger. Ich weiß nicht, woher mir diese Gedanken (meditationes) kommen. Diese Sache hat nach meiner Meinung noch nicht einmal angefangen, geschweige denn, daß die großen Herren in Rom hoffen könnten, sie wäre zu Ende. Ich will Dir meine Kleinigkeiten schicken damit du sehen kannst, ob ich wohl mit Recht vermuthe, *daß der wahre Antichrist, nach Paulus, am Römischen Hofe herrsche.* Daß dieser gegenwärtig schlimmer sei als der Türke, glaube ich beweisen zu können.“ Nun aber bemüht sich der Verf. wahrscheinlich zu machen, daß Luthers reines Herz zwischen 1518 und 1520 durch einiges Vertrauen auf den Beistand der Ritter und auf die Bundesgenossenschaft der Humanisten von der früheren Selbstverläugnung und alleinigen Hingebung an Gott abgelenkt worden sei, und daraus leitet er im neunten und letzten Capitel (S. 377—418) eine nachhaltige üble Einwirkung auf die religiöse Stellung Luthers ab. Die mühsamen Combinationen des Verf. erreichen aber kaum einen Schatten von Wahrscheinlichkeit, und dieser schwindet auch ganz, wenn man ohne Vorurtheil das Werk, welches der Herr durch Luther anfing, und dieses wunderbare Werkzeug Gottes selbst ins Auge faßt.

Länger denn ein Jahrhundert lang vor Luther's Auftreten hatte man von einer Reformation der Abendländischen Kirche geredet und Versuche dazu gemacht: man verstand darunter, was das Wort sagt, eine Herstellung der älteren reineren Kirche auf denselben Grundlagen, welche im Laufe der Zeit legitim geworden waren, mochte man nun dabei bis auf die apostolische Zeit, oder bis in die Zeiten eines Constantin, eines Karl des Großen oder nur auf die Zeit eines Gregor VII. oder Innocenz III. zurückgehn. Man war darüber weder klar noch einig: aber kurz, man wollte die Abstellung der unerträglichsten Mißbräuche. Das Werk aber, das Gott durch Luther begann, war nicht auf eine Reformation in diesem Sinne angelegt, sondern auf eine Regeneration, auf eine Wiedergeburt des innersten Lebensgeistes aus dem Geiste, der vom Worte Gottes ausgeht. In diesem Sinne hatte Luther die Buße erfahren und erkannt und hob damit das ganze System des kirchlichen Ablaßkrams aus seinen Angeln. Das Große war darin nicht, daß er diesen Pelz voll Ungeziefer ausschüttelte, sondern der Geist der gött-

lichen Wahrheit, von welchem dieser Angriff ausging. Denn dadurch wurde die Sache sogleich eine Principienfrage: soll der Papst Christo gehorchen, der durch einen Mönch redet? oder soll er sich ihm widersetzen? Man beschloß, sich ihm zu widersetzen und Christum und sein lautgewordenes Wort in dem Mönche und mit dem Mönche zu erdrücken. Alles Andere folgte als geschichtliche Entwickelung, in welcher der Herr sein Werk durch menschliche Charaktere, Zeitverhältnisse, große Thaten, kleine Zufälle und tausend Dinge, die kein Mensch zuvor berechnen kann, diejenige Gestalt gewinnen ließ, die es unter diesen Umständen gewinnen konnte und sollte, als Samenkorn für künftige Zeiten. Luther dachte nicht daran, selbst zu reformiren, sondern nur dem heiligen Geiste Raum zu machen und Geltung zu verschaffen in den Herzen der Menschen; das Weitere überließ er dem Herrn und wehrte nur, daß nicht rohe unreine Hände das Werk Gottes verunreinigen möchten durch voreiliges Eingreifen. Dann, meinte er, würden die Mißbräuche zu rechter Zeit von selbst fallen, wie die Mauern Jericho's. Der Widerstand der Bösen schreckte ihn nicht, denn er sah darin nur den Widerstand wider Christum und sein Wort, wider den Herrn, den alle Macht der Welt nicht stürzen kann von seinem Thron. In solches Gericht war auch der Papst verfallen. Auf diesem Felsen stand Luther dem Bannfluch gegenüber, stand er in Worms und während des Reichstags zu Augsburg (1530) und sein Herz hat nie auf einem andern Grunde gestanden, wenn er auch diejenigen Mittel für Gottes Sache benutzte, die er als von Gott geordnet und gezeigt mit gutem Gewissen gebrauchen konnte.

Sein reiner Gottesgedanke mußte aber nach dem Gesetze, welches der ewige Rathschluß des Herrn gestellt, wie alles Heilige auf Erden, durch den Schmutz und die Carrikaturen der Geschichte mit ihren Sünden und Lästerungen hindurch gehen: Teufel, Welt und Fleisch haben sich daran zerarbeitet, ihn zu verderben. Segen und Fluch hat sich daran gehängt, je nachdem die Menschen sich gegen ihn verhielten: er hat Großes gewirkt, Kirchen und Staaten umgestaltet, frisches Leben ausgegossen, ist aber noch lange nicht erschöpft.

Der päpstliche Bannfluch änderte viel: er warf Luthern mit seinen Anhängern aus der Römischen Kirche, aber das Evangelium verließ den treuen Zeugen nicht, und der von den Bauleuten verworfene Stein ward zum Eckstein, auf welchem eine neugestaltete Kirche sich erbauen sollte. Doch blieb das eigentliche Berufswerk Luthers nur das Zeugen für das heilige Evangelium, das Zeugen durch Wort und That, auch durch Lied und Gesang. Die bestehenden liturgischen Ordnungen umzustoßen, das war nicht in seinem Sinn, da, abgesehen von den Irrlehren und Mißbräuchen, durch welche sie entstellt waren, seine Pietät darin einen Kern göttlicher Wahrheit und christlicher Frömmigkeit ehrte, welchen er geschont und nur noch heller ins Licht gesetzt sehen wollte. Die Autorität Roms freilich und der Bischöfe, die dem Zeugniß des Evangeliums mit Bannfluch, mit Feuer und Schwert antworteten, war für ihn durch die Majestät Christi und seines Worts gerichtet und vernichtet: aber die Autorität jeder legitimen christlichen Obrigkeit, welche beide Tafeln des Gesetzes aufrecht zu erhalten von Gott eingesetzt ist, war ihm heilig, und er schützte sie, während er die Sünden der Herrscher wie der Unterthanen mit Gottes Wort strafte. Nachdem er zum Zeugniß für das Evangelium, das er verkündigt hatte, vor dem Reichtag in Worms erschienen (Ostern 1521) war, wurde er als ein Geächteter nach seines Landesherrn Willen auf der Wartburg verborgen, wo er den Anfang einer Kirchenpostille und die Uebersetzung des N. T. schrieb. In seiner Abwesenheit fingen die Schwarmgeister an, auf revolutionäre Weise in Wittenberg zu rumoren, Bilder und Reliquienschränke aus den Kirchen zu werfen und mit schonungsloser Hand die Messe anzutasten. Da erschien er plötzlich, der Geächtete, allein in Gottes Schutz, um Einhalt zu thun und Alles in einen geordneten gemäßigten Gang zu bringen. Erst von jetzt an ist er nicht nur Zeuge Christi, sondern auch zugleich Reformator. Doch wurde dies nie Mittelpunkt seines Berufs, nie sein Hauptgeschäft. Er begnügte sich, dem reformatorischen Streben Maaß und Ziel zu setzen und durch besonnene Anfänge und Rathschläge den Geist der unerläßlich gewordenen Unternehmungen in den evangelischen Gemeinden Deutschlands zu leiten, wie es die Umstände gestatteten. Die Durchführung des Reformationsgeschäfts und die Abfassung neuer Kirchenordnungen übernahm in Luthers Geist Bugenhagen. Auch für die Reformation des Unterrichts und der Erziehung wollte er durch seine Ermahnungen und Rathschläge, durch die Kirchenvisitation und selbst durch seine Katechismen nur die Bahn brechen und den arbeitenden Kräften die Richtung des Geistes geben: das Weitere lag großentheils in Melanchthons und anderer Gehülfen Händen. Luther hatte ein größeres und weiter ausgreifendes Werk vor sich, als was man mit dem Namen der Reformation bezeichnet, deren Ausführung und Frucht ihm selbst nicht genügte, eben so wenig als Spener im Pietismus oder Zinzendorf in der Stiftung der Brüdergemeinde den reinen und umfassenden Spiegel dessen sahen, was sie gesollt und gewollt hatten.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1860. Sonnabend den 29. December. № 104.

Luthers Ringen mit den antichristlichen Principien der Revolution von Dr. Heinrich Vorreiter. *Καὶ πύλαι ᾅδου οὐ κατισχύσουσιν αὐτῆς.* **Halle, Verlag von Richard Mühlmann, 1860. gr. 8. S. 418.**

(Schluß.)

Es ist das Gemeinsame schöpferischer Männer, daß sich ihr Werk während ihres Erdenlebens auf einen engeren Wirkungskreis beschränkt, als auf welchen der eingeborne lebendige Gedanke ihrer Wirksamkeit angelegt ist und daß ihre Nachwirkung im Geiste erst die ganze Fülle ihrer Persönlichkeit fasset. Am vollkommensten tritt dies in dem Menschensohne, unserm Herrn hervor, der die Sendung des heiligen Geistes zur Verklärung seines Werks und seine Wiederkunft zum Gericht, als Abschluß und Vollendung seines Reichs, verkündigte. Eine Ahnung davon haben aber auch untergeordnete Schöpfergeister, wie Göthe an seinem 75sten Geburtstage dies mit den Worten ausspricht:

Und wenn sich meine grauen Wimpern schließen,
So wird sich noch ein mildes Licht ergießen,
Bei dessen Wiederschein von jenen Sternen
Die spätern Enkel werden sehen lernen,
Um in prophetisch höheren Gesichten
Von Gott und Menschheit Höhres zu berichten.

Bei Luther zeigt sich eine ähnliche Ahnung theils direct in den Aussprüchen, welche er Melanchthons ängstlichen Besorgnissen entgegensetzte, theils indirect darin, daß er in seinem Alter an einer großen Unzufriedenheit mit den ungenügenden Ergebnissen leiden mußte, die er als Frucht seiner Idee vor sich sah: sie entsprachen zu wenig dem, was er selbst war, und was er gewollt. Doch ließ er als ein Kind Gottes zufrieden die künftige Frucht in seines Herrn Händen ruhn und blieb deshalb im Glauben fröhlich und getrost bis in den Tod.

Luthers wesentlicher Beruf ist, Zeuge der Wahrheit aus Gott zu sein, so weit es nur in jeder Art möglich ist ihr zu nahen, um alle Gestalten der Lüge und der todten Form und jeglichen Schimmer des idealisirenden Scheins zu bekämpfen, auf daß aus der Wahrheit und Einfalt, aus göttlicher Wurzel neues gesundes Leben hervorsprieße. Wir unterscheiden, vielleicht nicht wissenschaftlich genau, aber doch bezeichnend, drei Gebiete, in welchen er der Wahrheit Raum machte, das Gebiet der Natur, das Gebiet des Gewissens und das Gebiet des Glaubens. Er wollte vor allen Dingen lebendig gebornes Wesen, volle Naturwahrheit, keine erkünstelten gemachten heuchlerischen Menschen: ein natürlicher Sünder war ihm lieber als ein gedrechselter Heiliger, der mit Tonsur, Fasten und frommen Gebehrden genau nach dem Schema einer conventionellen Heiligkeit zugeschnitten war. Mit diesem Sinn für Naturwahrheit ging er an die heilige Schrift und sein Herz flog ihr zu, weil er diese Wahrheit und ungeschminkte Einfalt in ihren Personen, in ihren Sitten fand, während er sie in der Römischen Kirche so schmerzlich vermißte. Diese Naturwahrheit war auch in ihm und er hütete sich wohl, sie aufzuopfern, um vorsichtiger, unanstößiger und nach den Begriffen seiner Zeit heiliger zu werden. Zucht und Ertödtung des Fleisches wollte und übte er, aber nicht um des Scheines willen vor den Menschen, sondern um des Gewissens willen vor Gott: darum war ihm nicht erlaubt, was Andere sich erlauben, die Sucht nach Ehre und hohen Stellen, die Vermeidung von Schmach und Lästerung: er mußte sich mit seinem ganzen Dasein dem Herrn hingeben. Aber in seinen Gebehrden und Worten erlaubte er sich mehr, und ließ die Natur spielen, um nicht mit dem Fleische und statt des Fleisches des Schöpfers Werk zu verderben. Ein gewagtes Spiel, wodurch manches Rohe, Wilde, Stürmische und Harte, was in seiner Natur lag, zum Ausbruch kam, aber doch unschätzbar und herzgewinnend, besonders im Gegensatz gegen die klerikale Lüge und Heuchelei seiner Zeit. Mit Schrecken sieht man bisweilen diese unbedachtsame Offenheit mit an, aber doch weit mehr mit Ehrfurcht. Wie unschuldig, wie gerechtfertigt vor Gottes Augen mußte ein Mann wie Luther in seinem Gewissen sein, daß er allen Laurern gegenüber so freudig und freimüthig sich aufschließen durfte! Diese Naturwahrheit und Treuherzigkeit war eine Eigenschaft, die im Deutschen Volkscharakter wurzelte, aber von conventioneller Scheinheiligkeit unterdrückt wurde. Luther besaß in ihr die Vorbedingung, die Naturbasis grundehrlicher christlicher Individualität.

Jedoch überschätzte er diese Naturbasis nicht: er durch-

schaute ihr Verderben, wie sie von Oben bis Unten von Sünde durchwirkt, und wie der ganze Mensch in seiner Natur verloren und verdammt sei, daß er aus sich selbst auch nicht das geringste Gute thun könne, das nicht den gerechten Zorn Gottes verdiene. Auch hier war es die vollkommene Wahrheit, aber die Wahrheit des Gewissens, als des Spiegels des göttlichen Gesetzes, dessen furchtbare Strenge er an sich selbst erfuhr, und dessen unbedingte Geltung er aufrecht erhielt, ohne davon etwas abdingen zu lassen. „Dem Teufel ich gefangen lag, im Tod war ich verloren, mein Sünd' mich quälte Nacht und Tag, darin ich war geboren; ich fiel auch immer tiefer drein, es war kein Guts am Leben mein, die Sünd' hatt' mich besessen." So erkannte er den vollständigen Widerspruch zwischen dem eignen Willen des Menschen und der ursprünglichen Ordnung des göttlichen Gesetzes.

So tief und unbedingt hätte Luther die Sünde, die Schuld, das Gesetz und den Feuereifer, mit welchem der lebendige Gott durch das Gesetz wirket, nicht erkennen und erfahren können, ohne zu verzweifeln, wenn er nicht gleichzeitig die rettende Gnade Gottes in ihrer Fülle erkannt hätte, und zwar nicht in menschlichen Vorstellungen, die sich gegen den thatsächlichen Zorn Gottes verblenden, sondern in göttlichen Thaten und Zeugnissen, wodurch es offenbar wird, wie Gott selbst im Reiche des Gesetzes, des Zornes und des Todes ein Reich der Gnade, der Barmherzigkeit und des Lebens unter schweren Geburtswehen durch Jesum, seinen Sohn, den von Ewigkeit her erwählten König aller Adamskinder gegründet hat. Jesus Christus, der Gerechtigkeit, Liebe und Leben ist, das Ebenbild Gottes, an dem der Vater Wohlgefallen hat, wurde in das böse, aber durch die Schuld der Menschen legitim gewordene Reich des Fürsten dieser Welt hineingeboren, und hat als Haupt und Herz der Menschheit in dieser erniedrigten Stellung für die Menschen, seine Brüder, den Fluch des fälschlich wider ihn geltend gemachten Gesetzes, das Zornfeuer des strafenden Gerichtes und die Pein des Todes tragen müssen, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern Vergebung ihrer Sünden und ewiges Leben haben. Luther nahm dies Zeugniß an, glaubte dem Worte von der Versöhnung, empfing Gnade, und wurde so durch den Glauben gerechtfertigt. Auch hierin hatte er den Kern der biblischen Wahrheit, den Kern der Nuß, gefunden und genossen, ohne sich mit der Schale des Worts, des Dogma, zu begnügen; er lehrte nur, was er lebte: er lebte seines Glaubens. Seine Gabe für solche Erkenntniß, seine Liebe für factische Wahrheit lehrte ihn auch scharf zu unterscheiden zwischen der Begnadigung des Schuldigen vor dem Richter- und Gnadenstuhl Gottes, und zwischen der Widerherstellung der sündekranken Tugendkraft, oder zwischen Rechtfertigung der Person vor Gott und Heiligung der personificirten Natur im Menschen. Beides geht allein von Gottes Gnade aus, beides geschieht durch den heiligen Geist um Christi willen, beides nicht ohne Mitwillen des Menschen, beides ist von menschlicher Seite nicht ein Verdienst vor Gott: das Erstere aber ist eine Gnadenthat Gottes, welche der Mensch nur stets im Glauben fassen und festhalten soll, das Letztere ein Gnadenwerk, das unter göttlicher Langmuth bis in den Tod unvollendet bleibt.

Die göttlichen Gnadenmittel, die Jesus selbst geordnet, schlägt Luther sehr hoch an, als heilskräftige Anerbietungen Gottes: andere kirchliche Ordnungen schätzt er nur als Anweisungen und Erweckungen zum Glauben und zum rechten Gebrauch der göttlichen Gnadenmittel. Der ganze Luther ist dazu geschaffen, um Wahrhaftigkeit und Lebendigkeit im freudigen Glauben an Jesum Christum zu erzeugen und als antichristlich Alles das niederzuwerfen, was sich dem widersetzet. Dazu war er also auch gesendet: er sollte ein Anfänger der Wiedergeburt der Christenheit aus der Grundwahrheit sein, und ein Zeuge wider Unwahrheit, Unglauben, menschlichen Hochmuth und Gewalt, unter welcher Maske dieselbe sich auch verbergen mochte. So verstand er sich auch selbst und sah nicht die Menschen und ihre fein ersonnenen Lehren an, sondern erkannte in diesen Menschen und Lehren die Werkzeuge von Geistern und Kräften. Der Papst, die Decretalen, die Scholastik, die Tradition in ihrer Corruption, waren nicht die Feinde, die er bekämpfte, sondern Teufel, Welt und Tod, deren Werkzeuge jene waren. Er sah auch in seiner Polemik weniger auf die Form der Beweise, als auf Grund und Zweck des Geistes, dem sie dienten. Die Künste der Sophistik verstand und verachtete er, setzte aber auch wohl ironisch der Sophistik Sophistik entgegen, oder erstürmte die Festung des Feindes mit Gewalt. Sein Fels aber, auf dem er stand, war das Wort der göttlichen Wahrheit, und die Wahrheit, der wirkliche Sinn und Gehalt, des göttlichen Worts, und er wußte, wie kein Anderer, auf welche Bedürfnisse seiner Zeit der Geist des Herrn im geschriebenen Worte hindeutete.

Als er nun aus der Römischen Kirche durch den Bannfluch hinausgeschleudert war, als er mit Schwarmgeistern und Aufrührern zu thun gehabt, als er in der Noth seiner Zeit nicht daran denken durfte, eine Gemeinde von ächten Christen, als einen Sauerteig für die großentheils verwahrlosten Massen, zu gründen, als er nothgedrungen auch Reformator in dem geschichtlichen Sinne dieses Worts werden mußte, da legte er mit treuer Arbeit die Eck- und Grundsteine für reine Lehre, für gesunde Heilsordnung, für Neubelebung der Volks- und Jugend-Erziehung und zog zum Ausbau die Kräfte heran, die er vorfand, weckte oder bildete, die Kräfte von Fürsten und Obrigkeiten, von Predigern und Theologen und frommen Humanisten. Während die Römische Kirche mit einem täuschenden Scheine und mit übermenschlichen Ansprüchen in antichristliches Wesen versunken war, worunter die Frommen in ihrem Schooße seufzten, unternahm er das bescheidene Werk, ein Hospital, eine Heilanstalt für die Getauften zu bauen, wo die Sacramente der Stiftung gemäß verwaltet und das Wort Gottes lauter und rein gelehrt würde, gewiß, daß bei solcher Pflege auch die Gnaden-

wirkung des heiligen Geistes an Einigen sich bewähren würde. Wo nun der heilige Geist durch Wort und Sacrament beruft, sammelt, heiliget, da fand er Christenheit oder Kirche, wo aber der Wille des Papstes das Wort Gottes hinderte, Papstthum: denn er nannte die Dinge, wie sie waren, nicht wie die Menschen sie fälschlich idealisirten. Und er hatte richtig gesehen, wenn er meinte, daß die Kirche als einheitlicher Leib Christi damals, wie ja auch jetzt noch, in dem Sinne Pauli auf eine den Menschen erkennbare Weise in gegliedertem, durch Bruderliebe zusammengehaltenem Organismus nicht existire. Er irrte nicht, sondern sprach die Wahrheit, das geschichtlich gegebene Gottesurtheil aus. Es gab und giebt noch heute gemeinschaftliche Grundlagen des Glaubens, viele christliche Gemeinden, verschiedene christliche Heilsanstalten, darunter auch eine päpstliche, aber nicht eine dem hohenpriesterlichen Gebote Christi entsprechende allgemeine Kirchen-Einheit. Diese war und ist nur ein Gegenstand des Glaubens und etwa des Hoffens. Dessen ohngeachtet besteht die Gemeinde Christi und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen; ihre Glieder erkennen sich auch da und dort, und thuen sich in brüderlicher Liebe Handreichung. Aber eine Zwangsherrschaft voll inneren Grolls, immer bereit zu Revolution und Empörung, gehalten durch menschliche Kunst und Berechnung, darf sich nicht anmaaßen, diese Gemeinde zu sein oder darzustellen, wiewohl wir glauben, daß Glieder dieser Gemeinde auch unter ihr durch Gottes Gnade sich befinden. Die anziehende Lehre von einer jetzt wirklich vorhandenen organisirten Kircheneinheit, welcher auch Dr. Vorreiter zu huldigen scheint, ist eine idealisirende Theorie, welche der geschichtlichen Wahrheit nicht entspricht, und, wenn man sich ihr ergiebt, folgerichtig zum Romanismus führt. Dieser Theorie gegenüber vertritt Luther neben der Wahrheit der Natur, des Gewissens und des Glaubens auch die Wahrheit der Geschichte.

Die Aufgabe Luthers war demnach durch Gottes Willen der Durchbruch und die Befreiung des einfältigen wahrhaften christlichen Lebens, welches die verderbte, verirrte, von antichristlichen Mächten beherrschte Ueberlieferungskirche nicht wollte. Daraus ergab sich der Bruch dieser Ueberlieferungskirche. Dieser Bruch hat große Schwierigkeiten und neue Aufgaben erzeugt, welche keine Menschenweisheit umspannen und lösen kann. Aber wer dürfte sagen, daß Luther sie durch Abweichungen von der Reinheit seines reformatorischen Berufs verschuldet habe! Veranlaßt hat er sie freilich durch die treue Ausrichtung seines regeneratorischen Berufs, welcher der Anfang einer neuen göttlichen Gnaden-Haushaltung wurde, aber auch vieler und schwerer göttlichen Gerichte.

Eine versuchte Universal-Monarchie, wie die des mittelalterlichen Papstthums, ist eine große kirchengeschichtliche Erscheinung, aber keineswegs die höchste Formation des Christenthums, und die überspannte Prätention, auf Trugschlüsse, gefälschte Urkunden und kühne Griffe gestützt, wurde zum Antichristenthum, und

doch beruht der Zauber des Stuhles Petri auf dieser Prätention, zur Stellvertretung Christi im weitesten Sinne vom Herrn selbst eingesetzt zu sein. Verträte er aber nicht zugleich mit der pharaonischen Herrschaft unverdaulicher Ueberlieferungen und Menschensatzungen die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens und der christlichen Sitte, so hätte Gott längst ihn umgestoßen. Nun aber hat Christus sich Zeugen der Wahrheit erweckt, die unter den Bannflüchen seines vermeintlichen universalen Stellvertreters eine Werkstätte der freien Forschung bereiteten, wo die Geister zur Scheidung von Wahrheit und Irrthum Raum haben sollten und ein neuer großer Kampf zwischen Christ und Antichrist unter freier Theilnahme der Völker durchgekämpft werden muß. Die Elemente zu diesem Regenerations-Proceß waren lange vorbereitet, auf dem logischen Gebiete der Grăcismus, auf dem physischen die neuen Entdeckungen im Gebiet der Natur- und Erdkunde, auf dem ethisch-religiösen der Biblicismus, lauter Elemente, die eines großen Gebrauchs und eines großen Mißbrauchs fähig waren. Diesen Elementen entsprechend ließ Gott Geister erwachen, welche sich derselben bemächtigten, auf dem ethisch-religiösen Gebiete der abendländischen Christenheit die Reformatoren, unter welchen aber Luther eine eigenthümliche Stellung einnahm. Er sollte am wenigsten reformiren, aber am tiefsten in die Geburtsstätte des Geistes und der Wahrheit eindringen, um Bahn zu brechen für die kommenden Geschlechter. Aber die Nachwelt hat selten den ganzen Luther aufzufassen und in sich zu verarbeiten gewußt, wie wir dies von Joh. Arnd, Joh. Valentin Andreä, Joh. Gerhard, Herzog Ernst dem Frommen, Ph. Jac. Spener, Christian Scriver, Heinrich Müller, Joh. Albr. Bengel, dem Grafen Zinzendorf und noch vielen Andern wohl rühmen können. Viele aber haben ihn in Stücke zerrissen und nur ein Stück von ihm behalten und in sich herrschen lassen oder gar ihm nur nachgeahmt, und sind so nicht nur aus dem Lutherthum, sondern auch aus der Wahrheit gefallen. Abgesehen von denen, die sich nur in seine Derbheit, Naivetät und Gemüthlichkeit verliebt haben, sind einige bei der Freiheit und Wahrheit ihrer unlautern Natur stehen geblieben und haben sich für deren Irrthümer und Leidenschaften begeistert: das sind die Schwärmer und Revolutionäre, die Luther's Namen mißbrauchen, deren richtiger Abgott aber Ulrich von Hutten wäre: diese sind von Luther gerichtet. Andere haben sich zu ausschließlich an Luther's Bußkampf, Gewissensnoth und Sündenbewußtsein gehalten: dies gilt von einer Art der Pietisten. Andere haben Luther's lebendigen Glauben zu peinlich und buchstäblich in die Form des Dogma gebannt, die Orthodoxen. Aber die Lutherfeste und besonders die Bedrängnisse des Lutherthums in der neueren Zeit haben ein Reinigungsfeuer entzündet, welches die Geister seiner Bekenner in Zucht genommen, und zum Theil schon zu gründlicherm Verständniß des Gottesmannes erleuchtet und geläutert hat. Und nun, lieber Leser, noch Ein Wort zum Schluß!

Man verwundert sich, daß Luther so viel mit Teufeln zu thun hat, worunter Viele sich nur fratzenhafte Bilder der Volks-Phantasie oder nichts als leere Kraftausdrücke denken können, und es mag in manchem Kopfe gar wüste aussehn, wenn der Mund gemächlich nachsingt: „Und wenn die Welt voll Teufel wär und wollt uns gar verschlingen!“ Für Luther war dies tiefster Ernst geistlicher Erkenntniß. Während die meisten Menschen bei den Worten, die sie hören und gebrauchen, sich nur mit der conventionellen Bedeutung des täglichen Lebens begnügen und an den Dingen, die sie schauen, nur oberflächliche Kennzeichen wahrnehmen, hatte Luther einen scharfen Sinn, Geschmack und Geruch für Leben, Geist und Charakter der Personen, der Dinge und der Sprache. Er sah und fühlte sich in das Herz der Menschen und der Natur hinein: er schmeckte aus den Ereignissen die darin wirkenden Geister und Kräfte heraus. Derselbe Sinn bewährte sich an ihm in Sachen des Gewissens und des Glaubens, während andere Reformatoren ihre Wahrnehmungen nicht so tief schöpften und es mehr mit schon in Worte gefaßten Begriffen und mit verstandesmäßiger Polemik, als mit Geistern und Kräften, zu thun hatten. Das Ahnungsvolle in Luther war es auch, was in Marburg hervortrat, als er zu den Schweizern sagte: „Ihr habt einen andern Geist.“ Daraus erklärt sich sein vermeintlicher Eigensinn.

Diese Geistesfülle Luthers ist die Quelle seiner Originalität, die in Verbindung mit seiner Glaubensstärke ihn zu einer so mächtigen Autorität, zu einem Liebling des Deutschen Volkes und zu einem weit über die Schranken der lutherischen Confession hinauswirkenden Wecker der Geister gemacht hat. Diese seine Geistesfülle bindet aber auch an ihn die Treue der kirchlichen Lutheraner, daß ihre Pietät sich scheut, das besondre von ihm anvertraute Gut in den allgemeinen Schmelzofen zu werfen. Von dem Werke der Regeneration jedoch, das er begonnen, hat die Christenheit wohl noch viele Stadien zu durchlaufen. Es ist noch kein Mann nach Luther erschienen, der an Vereinigung von lebendiger Ergreifung der Naturwahrheit, Gewissenswahrheit und Glaubenswahrheit ihm gleich käme, Keiner, der als ebenbürtig sein Werk fortzuführen sich bewährt hätte, Keiner, der die schonende Rücksicht auf das Bestehende so mit dem vorwärts drängenden Geiste verbunden. Er ist ein Wundermann, für den der Ref. noch so wenig, als Dr. Vorreiter und Andere, einen vollgültigen Maaßstab besitzen möchte, um ihn zu beurtheilen. Aber indem wir ihn zu messen versuchen, lernen wir von ihm, soviel wir an ihm verstehen, und des Verfassers fleißiges Werk wird Jeden dabei fördern, der sich nicht von seinen ethischen, politischen und psychologischen Studien gefangen nehmen läßt, sondern vorzüglich Gottes Wort und Rathschluß bei Luther's Sendung ins Auge faßt.

Aus Rom.

Epiphanien.

.... Epiphanien habe ich heute lediglich katholisch feiern müssen, da in unserer Gesandtschaftskapelle im Anschluß an unsere Landeskirche dies Fest übergangen wird. Es ist sehr traurig, daß auch dies Fest der Neigung z. B. schon des großen Kurfürsten, besonders aber Friedrich's des Großen, eine althergebrachte kirchliche Ordnung nach der anderen, einen kirchlichen Festtag nach dem andern einschlafen zu lassen, zum Opfer gebracht ist. Es ist sehr traurig, daß das Fest der heil. drei Könige, der Erstlinge der Heiden, also „der Heiden Weihnachten“ oder „groß Neujahr“, wie es im Volksmunde heißt, immer mehr und mehr dem Bewußtsein des Volks entfremdet wird. Da lobe ich mir doch unsere Alt-Sächsischen Landestheile, wo neben so vielem Anderem auch dieser Festtag uns erhalten ist, mit Hauptgottesdienst gefeiert und meist hoch in Ehren gehalten wird, soweit Aufklärung u. s. w. noch nicht ihren Einfluß geübt haben. Halten doch bei uns die Currendaner ihre Weihnachtsumgänge in den Häusern bis zu diesem großen Neujahrstage, den Kindern die heil. drei Könige mit ihrem Stern auf der bunten Laterne zeigend und Weihnachtslieder dazu singend.

Doch ich habe heute nicht die Aufgabe, zu berichten, wie wir Epiphanien daheim, sondern wie ich es in Rom gefeiert habe. Nun zuerst, daß die Temperatur wohl etwas anders war, als im Vaterlande. Es war aber auch hier etwas Außerordentliches; um ½10 Uhr hatten wir 14 Grad im Schatten, alle Fenster im Hause standen auf, man arbeitete und studirte am offenen Fenster, man gratulirte sich im Garten zwischen den Rosen wandelnd zu solchem Tage. Bald fuhr ich in offener Droschke zur Sixtina. Da sah ich denn, daß die Römer den eigentlichen Weihnachtsmarkt und die Zeit der Geschenke nicht zu Weihnachten, sondern zu Epiphanien haben. Heute erst erscheint hier Alles in neuen Kleidern und Hüten, heute erst erscheint die liebe Jugend, die trotz aller Antipathie der Römer gegen die französische Occupationsarmee durch Anblick der Soldaten militairische Sympathieen hat, mit Flinten und Kanonen, Trompeten und Trommeln; nur die Waldteufel fehlten, um recht an Berlin zu erinnern. — Natürlich in der Sixtina war von dem Dreikönigstage des Volks Nichts zu spüren. Ruhig und würdevoll verläuft dort die Messe stets in altem Geleise, in diese Räume versteigt sich das Streben der Römischen Geistlichen nicht, durch populäre Arten der Feier, z. B. Schaustellungen oder dergl. das Volk zur Kirche zu ziehen. Die Gottesdienste in der Sixtina liegen dem Römischen Volke durchaus fern; es mögen sehr wenige Römer sein, vornehm oder gering, die dorthin gehen. Ja es ist wohl die allgemeine Meinung in Rom, daß die Gottesdienste in der Sixtina zu weiter Nichts da

Beilage.

seien, als zu einem Unterhaltungsmittel für die Fremden, oder, römisch zu reden, die „forestieracci".

Der Brennpunkt der Volksfeier war heute wieder, wie am Feste der unbefleckten Empfängniß, unsere Nachbarkirche, S. Maria in Ara Caeli. Ich muß hier zuerst ihre Lage etwas beschreiben, damit wir den Schauplatz der Nachmittagsfeier näher kennen lernen. Wir stehen unten vor dem Capitol. Die große Rampe, an deren Geländer unten die Löwen, oben das berühmte Dioscurenpaar steht, führt auf den Capitolplatz, der von dem Senatorenpalast und zwei Seitenpaläften eingeschlossen steht. Links von der Rampe führt eine gewaltige Freitreppe von gewiß 150 Stufen zu der schönen alten Basilika in Ara Caeli. Die Kirche mit ihrer, wenn auch entstellten, doch noch schönen Basilikenfaçade, liegt auf einer der zwei Höhen des Capitolshügels (vielleicht da, wo einst der Tempel des Jupiter Capitolinus) und hat wegen dieser hohen Lage den Namen. Hoch überragt sie und die angebaute Clausur den Capitolplatz mit seinen Gebäuden. Ich erwähnte schon früher, daß diese Kirche, die den Capuzinern gehört, Mittelpunkt aller kirchlichen Volksfeiern ist. Volk und Capuziner gehören zusammen, so von je her, so jetzt ganz besonders. In der Blüthezeit des Ordens mag ihr Einfluß auch auf die Vornehmen eben so groß gewesen sein. Das ist wohl vorbei. Deren Kirche ist in Rom „Gesu", deren geistliche Väter sind die Jesuiten. Ich kann es mir auch erklären, daß der Capuziner Einfluß sich nur auf das Volk erstreckt. Sie sind mir wenigstens sehr zuwider. Schmutz und Unreinigkeit mag zu ihrer Askese gehören, aber diese Gesichter! Beschreiben kann ich sie nicht, aber eine Fülle schlechter und gemeiner Leidenschaften prägt sich in ihnen aus.

Sie scheinen in Rom das Privilegium zu haben, die Träger alles Aberglaubens zu sein, der der anderen Geistlichkeit doch zu arg wird. Namentlich wird das bei dem bald zu beschreibenden Dienst des wunderthätigen Bildes des Christkindes klar. Höhere Geistlichkeit sah ich nie bei diesen Feiern.

In Ara Caeli nun ist das „bambino", wie das wunderthätige Bild des Christkindes schlechtweg genannt wird. Die Bevölkerung Roms und der Umgegend hält das bambino unendlich werth, und namentlich steht der Glaube fest, daß es bei schweren Entbindungen seine Wunderkraft beweise. So vergeht denn fast kein Tag, wo nicht eine Mutter in ihrer Angst nach ihm schickt. Vornehm und gering theilen denselben Glauben. Wie oft sah ich Kutschen mit Livreekutscher und Bedienten vor der Klosterpforte halten, dann den Capuziner mit dem bambino im Arm und den dienenden Bruder an seiner Seite einsteigen, das schön gestickte Cingulum, das das bambino wie ein celebrirender Priester trägt, wurde halb aus der Wagenthür herausgehängt zum Zeichen, wer darin sitze, und dem Wagen nachgehend sah ich, wie alle Begegnenden, vornehm und gering, auf die Kniee fielen und sich bekreuzten. Wie von den meisten wunderthätigen Heiligenbildern, so wird auch von dem bambino die Legende einer vereitelten Entführung erzählt. Eine vornehme Dame läßt es kommen; es hilft wunderbar, sie möchte es gern behalten. Sie läßt ein anderes bambino, dem ersten täuschend ähnlich, bei den Handwerkern bestellen, indem sie getreulich das in Jesaias 44, 13 ff. geschilderte Verfahren befolgt. Sie weiß das echte einen Augenblick den Augen des begleitenden Mönchs zu entziehen, er fährt mit dem Pseudobambino in den Kleidern des echten nach Ara Caeli zurück. In der Nacht hört der Bruder Pförtner ein Wimmern an der Klosterpforte, das echte bambino ist fortgelaufen und in der Heimath wieder angelangt. Daß die Weihnachtszeit nun die Hauptzeit im ganzen Jahr gerade für die Verehrung dieses bambino ist, versteht sich von selbst. Die Kirche ist nach Römischer Sitte bei Kirchenfesten mit Drapirungen aller Arten auswendig und inwendig ungemein reich decorirt, so daß freilich die schönen Formen des Baues gänzlich verschwinden; das bambino ist, in einer Krippe liegend, die ganze Zeit über Nachmittags öffentlich ausgestellt, von Kindern werden in der Kirche Predigten über dasselbe und Reden an dasselbe gehalten, das Epiphanienfest ist der Tag, an dem die ganze Reihe dieser Feiern ihren Gipfelpunkt findet, das Volk wird mit dem bambino gesegnet, und dies dann wieder zur Ruhe gebracht.

Die ganze Weihnachtszeit hindurch schon war Ara Caeli der wahre Mittelpunkt von ganz Rom. Ich konnte das so recht beobachten, weil ich so nahe wohne und täglich mehrere Mal über den Capitolplatz komme. Ich möchte wohl wissen, welches die tägliche Durchschnittszahl der die Kirche besuchenden Städter und besonders Landleute gewesen ist. Heute kannte das Gedränge keine Grenzen. Von früh an war die gewaltige Freitreppe schwarz oder vielmehr bunt von Menschen gewesen; Verkäufer von Heiligenbildern und Geschichten, Gebeten und Hymnen, Meßbüchern und Allem, was sonst zur Andachtsübung gehört, hatten vollauf Verdienst in diesem wogenden Menschenstrom; jetzt, um 3 Uhr Nachmittags, erzwang ich durch eine Seitenthür den Eingang. Es war fast lebensgefährlich, als man, einmal im Strom, buchstäblich hineingetragen ward; denn zur Erde kam der Fuß kaum. Jetzt schauen wir uns in der Kirche um. Der große Bau ist fast zum Erdrücken voll; nur in der Mitte hat die Feuerwehr in ihren hübschen Uniformen Spalier gebildet und so einen Gang mitten durch die ganze Kirche frei erhalten. Das Treiben in der Kirche war so, daß ein Evangelischer, der bisher wenig in Kathol. Kirchen gewesen, wirklich ganz verwirrt werden konnte über den Ort, wo er sich aufhielt, und was da Alles vorging; ja zweifelsohne werden

einem deutschen Katholiken ähnliche Gedanken aufgestiegen sein; es trat eben der italiänische Volkscharakter in dieser Volkskirche ganz entschieden in den Vordergrund, dessen Verständniß uns Deutschen doch so leicht nicht wird Ich versuche nun, die ganze Versammlung ein wenig zu gruppiren. Meist sind es Leute aus dem niederen Volke; zahlreich sind die Mütter mit großen und kleinen Kindern, ja Säuglingen vertreten Hier gewahren wir eine Gruppe von solchen, die still dasitzen; dort eine Schaar Landleute, die, vielleicht eben hereingekommen, sich andächtig dem Hochaltar zugewandt zum Gebet auf die Kniee niedergeworfen haben; an einer anderen Stelle wieder umsteht ein dichter und stets noch wachsender Haufe mit ausgerecktem Halse die predigenden Kinder; Mütter halten ihre Kinder hoch in die Höhe, damit sie sehen, öfter wird hier ein allgemeines Ah! der Bewunderung laut. Gegenüber ist vor der Darstellung der Krippe ein ähnliches Gedränge. An einem leeren Fleckchen stehen wohl lachende und scherzende Gesellschaften, hier z. B. ein paar Mädchen, die nur so en passant hereingekommen sind; denn sie haben weiter Nichts den Kopf zu verhüllen als das hochgezogene Umschlagetuch*). Zwischen den verschiedenen einzelnen Gruppen hindurch wogt der Menschenstrom unaufhaltsam auf und ab. Das wäre ungefähr das Bild, welches die Kirche darbietet. Zur Vervollständigung gehört nur, auf einzelne Gruppen von Engländern hinzuweisen, die unter der Leitung des Lohndieners sich die Sache besahen und theilweise, nach leider gewöhnlicher Englischer Sitte, durch ihr ganzes Benehmen ihren Abscheu vor dem Papstthum jedermann in der Kirche kund thun zu müssen glaubten.

Richten wir jetzt unsern Blick auf das, was die Kirche dieser Menge zur Erbauung und Unterhaltung darbietet. Die Vesper hat eben 3 Uhr begonnen. Die frati sind ungesehen von Allen in ihren verschlossenen Platz hinter dem Hochaltar, der celebrirende Priester mit seinen Assistenten vor denselben getreten Die Psalmen sind intonirt, und werden nach den Gregorianischen Tönen durchgesungen. Das Psalmodiren war erträglich; aber die allgemeine Weise in Rom ist, nach jeder beendigten Strophe und Antistrophe ein Orgelzwischenspiel zu machen, länger als die berüchtigtsten Zwischenspiele zwischen den Zeilen unserer Choräle Und diese Zwischenspiele hier in Ara Caeli! So etwas habe ich selbst in Rom noch nie gehört, und das will bei der traurigen Verweltlichung der Kirchenmusik hier wirklich viel sagen. Es hatte etwas Verletzendes, von dem Chor der Mönche nach der ernsten Gregorianischen Melodie den Psalmenvers oder das Gloria patri am Schluß und im unmittelbaren Anschluß daran von der zur Drehorgel erniedrigten Orgel gewöhnliche Tanzmelodieen zu hören Doch würde mir diese Art Orgelspiel an jedem andern Orte viel unangenehmer aufgefallen sein als gerade hi e Es stand das Spiel sicherlich

*) Bekanntlich darf nach 1 Cor. 11. in keiner Katholischen Kirche ein Weib baarhaupt erscheinen.

im Einklang mit dem ganzen volksthümlichen Treiben in der Kirche.

Wenden wir uns nun zu einem andern Theil der Kirche. Schon bis an den Hochaltar hin haben wir den durchdringenden Ton declamirender Kinderstimmen gehört. Gehen wir dem Ton nach. Wir kommen fast bis zum Haupteingange, werden dort aber sofort durch etwas Anderes gefesselt. Im linken Seitenschiff ist eine Seitenkapelle zur Bühne umgewandelt. „Praesepe domini“ ist zu allen Zeiten auf dem geschlossenen Vorhang zu lesen, heute war er natürlich gefallen. Wir haben eine vollständige Theaterbühne mit wenig schönen, aber ausgezeichnet populären Decorationen vor uns. Im Vordergrund der Stall, er war hinten offen und man sah auf Bethlehem als Hintergrund. Die obere Coulisse stellte die Menge der himmlischen Heerschaaren dar. Im Stall saßen in ziemlicher Lebensgröße Joseph und Maria, wie ich glaube Wachsfiguren. Leider hatte, was mir die Freude, hineinschauen zu können mit meinen Augen in die Krippe zu Bethlehem, allerdings gründlich verdarb, Maria das besagte bambino im Arm, ein gar unschönes braunes Bild, wie es scheint von Holz, mit Goldkrone und prachtvollem Gewand. Vor ihm sind die drei Weisen aus Morgenland erschienen, seitwärts steht der Diener des schwarzen Königs, der seinen Schimmel hält. — In S. Andrea della Valle habe ich einen ähnlichen, aber viel großartigeren Weihnachtsaufbau gesehen. Die ganze Apsis hinter dem Hochaltar ist dort zur Bühne verwandelt, die ganze Anordnung der Decorationen und Gewandung der lebensgroßen Figuren nicht ohne künstlerischen Geschmack veranstaltet. Was soll man von solchen Weihnachtsdarstellungen in der Kirche, natürlich ohne wunderthätiges bambino denken? Ich habe hier und da Krieg darüber gehabt, weil ich sie vertheidigte, damit, daß sie mir die Weihnachtsgeschichte so lebendig dargestellt, und so meinem Herzen näher gebracht hätten, und weil mehrere Bekannte diese Vermischung von Theater und Kirche, und was sie sonst davon sagten, für einen der katholischen Gräuel erklärten. Ich kann das nicht finden, kann auch keinen Grund einsehen, daß manche Evangelische sagen, solche Darstellungen gehörten etwa in die Stube unter den Weihnachtsbaum, aber nicht in die Kirche. Ich glaube, die Kath. Kirche mit ihrer Kenntniß des Volkes, um die man sie oft beneiden kann, hat in solchen Weihnachtsdarstellungen wohl erkannt, wie man am besten dem sinnlichen Volke die Thatsachen seines Heils klar machen, und in's Herz schreiben kann. Wer weiß, ob es nicht einen Segen brächte, wenn einmal in einer Berliner Kirche, z. B. in der Nähe des Weihnachtsmarkts, solch eine Darstellung gemacht würde, die Kirche den ganzen Abend geöffnet bliebe, und von Zeit zu Zeit ein kurzer Gottesdienst mit Verlesung der Weihnachtsgeschichte und Gesang der alten Weihnachtslieder, mit Gebet und dem Nunc dimittis als Schluß, gehalten würde. Wer weiß den Erfolg einer ganz einfachen Weihnachtsdarstellung in irgend einer Dorfkirche, die am Heilig-Abend, die beiden Festtage hindurch, Neujahr und

Epiphanien bis spät an den Abend zu sehen bliebe. Unsere oft so stumpfen Landleute, die nur für sinnliche Eindrücke empfänglich sind, möchten hier eher einen Eindruck bekommen als durch viele Predigten. Ich habe einmal, freilich nur mit einem Transparentbild (von Tiemann) den Versuch in der Kirche gemacht. Dem Bilde gegenüber saß die liebe Jugend. Da habe ich denn während der Vesper über 100 Kinderaugen gesehen, die, von Wonne strahlend, unverwandt auf das Bild gerichtet waren. Und nach dem Schluß hat hier ein Kind und da eins den Vater und die Mutter an das Bild herangeholt, — sie sollten auch das Christkind sehen, — und vielleicht hat das Bild in mancher Familie mehr ausgerichtet als die Predigten an den Festtagen.

Doch zurück nach Ara Caeli. Jetzt gehen wir nach dem anderen Seitenschiff. Da steht eine Art Kanzel und auf ihr die predigenden Kinder. Das ist buchstäblich zu verstehen. Sie sagen nicht etwa, wie die Kinder bei uns, die Weihnachtsgeschichte auf oder fragen sie sich ab, oder sagen Verse von Hymnen, — nein, sie halten vollständige, für sie gemachte und von ihnen auswendig gelernte kleine Predigten. Sie sind auf diese kleineren Reden eigentlich abgerichtet. Etwas so Trauriges habe ich selten gesehen. Da stehen sie auf der Bühne wie Schauspieler. Wie jenem seine Rolle, so ist ihnen ihre Predigt einexercirt. Gesten aller Arten, Thränen, heiliger Zorn über die Gottlosen, süßes Lächeln über das Christkind, — endlich ein Niedersinken auf die Kniee, ein tiefer inniger Athemzug zum Gebet: Ah! santissimo bambino, Alles machen sie wirklich meisterhaft. Es kommen auch Dialoge vor, grade so, wie auf einem Theater. Z. B. der, wo ein gläubiges Kind alle Einwürfe eines ungläubigen Kindes widerlegt, und dieses so vollständig bekehrt wird, daß es auf seine Kniee sinkt und im richtigen Theaterton dem bambino für diese Gnadenstunde dankt. Diese ganze Scene, der Beifall der gaffenden und staunenden Menge und die Gesichter der armen Kinder, auf denen sich die schamloseste Eitelkeit breit machte, schnitt einem durch's Herz. Kinder früh Komödie spielen zu lassen, und alle Natur und Kindlichkeit aus ihnen zu treiben, ist schrecklich, aber daß hier die Kirche, ihre geistliche Mutter, dazu die Sanktion und Anleitung gibt, mit ihrem allerheiligsten Glauben, der als zartes Kleinod im Herzen gepflegt werden sollte, Komödie zu treiben, das fällt unter das Gericht von Matth. 18, 6! Aus solchen Details bestätigt sich immer aufs Neue der Satz, wie in der Römischen Kirche mannigfach die Lüge gehegt und gepflegt wird äußerlich und innerlich.

Schon über eine Stunde war ich in der Kirche gewesen, der Dinge, die noch kommen sollten, harrend. Denn kommen mußte doch noch etwas Apartes; sonst wäre ja die Kirche nicht noch immer voller geworden, sonst hätte ja auch das zahlreiche Musikcorps der Feuerwehr nicht wartend im Seitenschiff gestanden. Es ward mir aber zu lange. Ich ging heraus, dem Gedränge zu entfliehen. Aber war drinnen das Gedränge arg, so war es draußen viel ärger. Die große Freitreppe nach der

Kirche hinauf, der ganze Capitolplatz daneben, sämmtliche Fenster der Gebäude oben und in der Straße unten, und selbst der hohe Thurm des Senatorenpalastes waren mit buntgekleideten Menschen aller Stände wie besäet. Teppiche hingen zu allen Fenstern heraus. Es war alles über und über festlich und eine gewisse Unruhe in der Menge ließ einen erwarteten Höhepunkt des Festes vermuthen. Also mische ich mich in die harrende, lachende, scherzende, schäkernde und doch durchaus anständige Menge. Plötzlich fangen die Capitolglocken mit ihrer fast erschütternden Gewalt an zu läuten, aller Hälse recken sich, aller Augen schauen unverwandt empor zum Vorplatz der Kirche. Rauschende Trompetenfanfaren ertönen von dort aus, und mischen sich ohrenbetäubend in das Glockengeläute. Und sieh! an der Brüstung dort oben an der Kirche erscheint in seinem reichsten Schmuck, die goldene Mitra auf dem Haupt, ein Bischof, — das bambino im Arm! Wie ein Regiment auf das Commandowort, so warf sich die ganze unabsehbare Menge auf die Kniee. Die Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe. Zu meiner Seite faltete eine Mutter dem neben ihr knieenden Kindchen die Hände und lehrte es das von Allen um mich her gemurmelte Gebet: O san bambino, abbia misericordia da noi! Dreimal neigte sich in des Bischofs Arm das bambino der Menge zu, — der Bischof hatte mit ihm, das bambino hatte das Volk gesegnet. Der Anblick war malerisch, ja imposant gewesen. Der Schauplatz wunderschön, die Beleuchtung durch die letzten Strahlen der untergehenden Sonne prächtig. Die knieende Menge und die über dieselbe hervorragende Bischofsgestalt, das Alles wirkte mächtig auf die Sinne. Aber es war eine getreue Parallele zu 2. Mose 32. Dort Aaron, hier der Bischof im priesterlichen Gewand Aaron's. Dort und hier das sinnliche Volk, das wohl nicht abfallen will von seinem Gott zu der Heiden Götzen, aber das auch des Glaubens schwere Arbeit, sich aus der sichtbaren Welt zu dem unsichtbaren Gott hinaufzuschwingen, zu thun sich weigert. Es will seinen Gott, an den es glauben soll, erst mit seinen Augen sehen und mit seinen Händen greifen. Dort gibt Aaron, hier in der Person des Bischofs die Kirche dem Verlangen des Volks nach. Wer weiß, denkt Aaron und die Kathol. Kirche wohl gleich ihm, wenn wir ihnen nicht nachgeben, dann fallen sie ganz von dem Gott Abrahams, von der Kirche der Väter ab. Dort entsteht auf das Dringen der Menge das goldene Kalb; das Volk hat dazu sein Geschmeide gegeben mit Freuden; hier wird dem sinnlichen Volk Genüge gethan durch das braune bambino; wir finden es wiederum reich geschmückt mit dem Golde, das das Volk mit offenen Händen schenkt. Dort der Ruf: das sind deine Götter, die dich aus Egyptenland geführt haben; hier des christlichen Volkes Ruf an das Bild aus Holz, du bist der Heiland, der da heilt alle unsere Gebrechen, abbia misericordia da noi! Dort und hier dasselbe Volk, das dem Bilde opfert, vor ihm knieet und danach sich setzt zu essen und zu trinken und steht auf, um zu spielen. Kaum ist der Segen vorbei, kaum die Knieenden wieder aufgestanden, so ist die Lustigkeit wieder da wie vorher. Die Verkäufer von

Kuchen und allerlei Backwerk und allerlei Getränk rufen laut ihre Waare aus und machen ihre Geschäfte, des Volkes Lieblingssünde, das Spiel, geht mit neuer Leidenschaft an, die Münzen fliegen bei dem Spiele, Bild oder Schrift, die Lotteriekarten kommen hervor und laut tönt die Stimme des Ausrufers; scherzen und schäkern und wer weiß was ist allenthalben. Wo ist der Unterschied zwischen dem Fest des goldenen Kalbes und dem des bambino? Damals fährt der Herr hernieder und straft sein Volk auf der Stelle. Jetzt geht die Sonne auf in ihrer Schöne, und sieht den Bilderdienst und beleuchtet ihn bei ihrem Untergehen mit rosiger Pracht, aber der Herr siehet nicht darein und er läßt solches Treiben zu in seiner Kirche, die sich die allein seligmachende nennt, er läßt es zu, daß seit Jahrhunderten jede Heilung des Schadens niedergehalten und mit Gewalt unterdrückt wird, ja daß von Jahrh. zu Jahrh. der Dienst des goldenen Kalbes immer crasser wird in dieser Kirche. Seltsames Geheimniß! Ein Geheimniß die Kirche selbst, die die Wahrheit und Lüge so nebeneinander pflegen kann! ein Geheimniß das Walten Gottes über dieser Kirche!

Und das Traurigste! Die Donner des Zorns Gottes rollen dahin über das Land, das dieser Kirche Mutterland ist, — und die Gerichte Gottes kommen in aller Schwere über diese Kirche, weil sie das Licht des Wortes Gottes, welches so hell zu strahlen begonnen hat im 16. Jahrh. in diesem Lande, wieder ausgelöscht hat. Er schlägt sie, aber sie fühlen es nicht, sie wissen nur von Märtyrerthum zu reden, und je mehr der Herr sie schlägt, desto mehr wenden sie alle ihre Energie darauf, gerade Aberglauben und Bilderdienst, um derenwillen Gottes Gericht sie ereilt, in Lehre und Leben zu befestigen. „Ach daß du bedächtest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet, aber nun ist es vor deinen Augen verborgen."

Unterricht im kleinen Katechismus Luther's für Schule und Haus von Ed. Bock, Königl. Seminar-Direktor. Breslau 1860. Verlag von C. Dülfer. VIII und 383 S.

Der kleine Katechismus Luther's hat durch die Bearbeitungen, welche ihm seit Jahrhunderten zu Theil geworden sind, Merkwürdiges erlebt. In ihnen spiegeln sich alle Standpunkte der Lehre, welche seit der Reformation bis auf unsere Zeit zur Geltung gekommen sind oder darnach gerungen haben. Als Zeichen ihrer Zeit lassen sie einen tiefen Blick thun in die jedesmaligen Zustände kirchlichen Lebens, und wer das Zeug dazu hätte, könnte allein aus den Katechismen eine Dogmengeschichte der letzten Säcula schreiben und nicht minder eine Geschichte der Lehrmethode, welche während dieser Zeit geübt wurde. Die in Rede stehende Katechismusbearbeitung ist auch ein Zeichen der Zeit, aber ein gutes. Wie die Predigt seit dem wiedererwachten Glaubensleben eine andere geworden ist, frei von den Grabtüchern des Formalismus und Schematismus, womit sie zur Zeit der todten Orthodoxie als des ertödtenden Rationalismus gebunden war, so auch die Katechese. In dieser Freiheit bewegt sich Bocks Unterricht im kleinen Katechismus Luthers. Durch engen Anschluß an den Katechismustext, durch Erläuterungen, die dem Worte Gottes gemäß sind und mit der Lehre der Kirche übereinstimmen, hält er die Objectivität fest, welche dem Katechismus als einer Bekenntnißschrift zukommt und verbleiben muß. Aber in der Form prägt sich die geistige Eigenthümlichkeit des Verfassers ab, und hier ist ja eine jede berechtigt. Er sagt im Vorwort, „Luther's Katechismus hat die Bestimmung, eine Anweisung zu sein, wie ein Hausvater die Hauptstücke christlicher Lehre den Seinen vorhalten soll. Dieser Zweck ist für die von ihm gegebene Auslegung durchweg maßgebend gewesen und prägt sich in Inhalt und Auffassung auf's Bestimmteste aus. Es ist ihm auf das Eine angekommen, was in aller christlichen Unterweisung die Hauptsache ist, jedes Gebot, jedes Stück des Glaubens, jede Bitte in möglichst eindringliche Beziehung zu dem Leben des Einzelnen zu setzen. In dem verinnerlichenden Nahebringen der christlichen Lehrstücke besteht der Grundzug und die hohe Weisheit der Luther'schen Auslegung. Sie ist ein Hineinlegen in das Herz des Einzelnen; man wird durch sie so recht unter die geistige und geistliche Macht des Inhalts gestellt. Sie athmet in jedem Satze den Lebensodem der innern Erfahrung, des erlebten und erprobten Glaubens. — — Die Aufgabe des Unterrichts im Katechismus ist nur darin gesucht worden, in die Fülle und Tiefe seines Inhalts einzuführen und dazu mitzuhelfen, daß er ein Glaubens- und Lebenskatechismus in der evangelischen Jugend und dem ganzen Volke werde und bleibe. Darum hat sich das Buch die Aufgabe gestellt, nicht bloß ein Schulbuch, sondern auch ein Hausbuch zu werden." — Wir möchten das Buch vorzugsweise ein Hausbuch nennen. Ein Schulbuch kann es nur insofern sein, als es der Lehrer gebraucht. Und für diesen Zweck ist es trefflich geeignet. Da es überall den Katechismusstoff in völlig durchgearbeiteter und wohl verarbeiteter Form giebt, so eignet es sich nicht für die Hand der Kinder, und dies um so weniger, als auch die Bibelsprüche nicht besonders angeführt, sondern in den Text hineinverwebt sind. Dem Lehrer jedoch wird dieser Unterricht wesentliche Dienste leisten für das Verständniß des Katechismus, für die innerliche Präparation und die Behandlung desselben in der Schule. Das Buch ist praktisch und concret geschrieben; wie denn auch ziemlich häufig Citate aus Luther's, Arnd's, Möller's, Ahlfeld's u. a. Schriften aufgenommen sind. Die reichlichste Anwendung hat das Kirchenlied gefunden. Man wird aber dabei nicht entfernt an de Wette erinnert, der bekanntlich den Liedervers in der Predigt ein Ueberbein genannt hat. Das Leben wie in der Sünde so in der Gnade steht überall im Vordergrunde. Bei jedem Abschnitt wird, wenn irgend möglich, von einer biblischen Geschichte ausgegangen. Eigenthümlich ist, wie die ganze Entwicklung beim dritten Artikel, so insbesondere die Auslegung der „Gaben", womit uns der heilige Geist erleuchtet. Eine entschiedene Abneigung hat der Verfasser gegen alle begrifflichen Erklärungen. Er giebt sie nirgends. Es ist fraglich, ob das wohlgethan sei. Jene Methode, bei welcher sich der ganze Katechismusunterricht schließlich in abstracte Begriffe auflöste, ist allerdings gerichtet, und wer nur immer erkannt hat, daß das Christenthum und überhaupt die Offenbarung Gottes in erster Linie Geschichte ist und dann erst Lehre, wird ihr nicht das Wort reden. Doch haben auch feste Erklärungen von Begriffen, die eine solche ohne philosophischen Apparat zulassen, ihren hohen Werth. Das Wort Gottes bietet selbst hierzu vielfach die Hand, und es ist doch anmerklich, daß sie von den alten Katechismen einer glaubensreichen Zeit gegeben werden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109811114